

# **Im Osten Krieg - im Westen „Badebetrieb und Winterschlaf“?**

Der Zweite Weltkrieg an der Ost- und der Westfront  
aus Sicht ehemaliger Wehrmachtsangehöriger  
(unter besonderer Berücksichtigung von Krieg und  
Besatzung in der Normandie und der Ukraine)

Dissertation  
zur Erlangung der Würde des Doktors der Philosophie  
des  
Fachbereiches Geschichte  
der Universität Hamburg

vorgelegt von  
Imke Wendt  
aus Celle

Hamburg 2015

Hauptgutachter: Prof. Dr. Norbert Angermann

Nebengutachter: PD Dr. Alexander von Plato

Datum der Disputation: 5. November 2015

*Für*  
*Thomas*  
*und*  
*Tom-Niklas*

*In Memoriam*

*Rosemarie Alms (1940 – 1998)*

*Frieda Alms (1912 – 1996)*

*Heinrich Alms (1920 – 1942)*

<i>Inhaltsverzeichnis</i>	<i>Seite</i>
<i>ERSTER TEIL: Einführung</i>	
0. Dank	8
1. Mündlich erfragte Kriegserinnerungen – Forschung und Aufgabe	11
1.1 Thema – Erkenntnisinteresse – Fragestellungen	11
1.2 Kriegserfahrung – Wirklichkeitserfahrung	16
1.3 Quellengrundlage: <i>Oral History</i> . Voraussetzungen für und Erfahrungen bei lebensgeschichtlichen Interviews	19
1.4 Auffinden der Interviewpartner	26
1.5 Erkenntnisinteressen und Forschungsziele	35
1.6 Durchführung der Interviews	39
1.7 Transkription, Auswahl und Interpretation der Aussagen	52
 <i>ZWEITER TEIL: Erfahrungen von Krieg und Besatzung im Westen (Mai 1940 bis Mai 1944)</i>	
2. Fronteinsätze und Besatzung im Westen ab Mai 1940	67
2.1 Die Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen: „Wir kommen in das Land, in dem Vater im Weltkrieg war.“	67
2.2 Das Versorgungsproblem deutscher Soldaten und der französischen Zivilbevölkerung während der Besatzungszeit	112
2.3 Kontakte zwischen Deutschen und Franzosen – „Als Besatzung haben wir uns ja nicht vorbei benommen.“	137
2.4 Deutsche Abwehrvorbereitungen auf einen alliierten Angriff im Westen	195
2.5 Die Verteidigungsmaßnahmen ab November 1943: „Wenn das hier alles is...“ Dienst, Ausbildung und Tagesgeschehen am „Atlantikwall“	215
2.6 Anzeichen einer bevorstehenden alliierten Landung: „Rommel hat gesagt, die kommen <u>hier!</u> “	248
2.7 Aktivitäten der Résistance in Nordfrankreich vor dem 6. Juni 1944 (unter Berücksichtigung weiterer Zeitzeugenberichte aus Nordwest- und Südfrankreich)	275
2.8 Kranken- und Verwundetenversorgung in der Normandie vor dem 6. Juni 1944	306
 <i>DRITTER TEIL: Kriegserfahrungen und Kampfgeschehen im Westen 1944</i>	
3. Der 6. Juni 1944 – „Da gefror einem das Blut in den Adern!“	318
3.1 Der frühe Morgen des 6. Juni 1944 – „Da war erst einmal eine unheimliche Stille“	318
3.2 Landeabschnitt <i>Omaha Beach</i> – „Da kann keiner mehr leben!“	357
3.3 Das Geschehen an den anderen Landestränden	375

3.4	Die Situation am Abend des 6. Juni 1944	381
-----	---	-----

*VIERTER TEIL: Das neue Gesicht des Krieges*

4.	Kampfgeschehen im Westen vom 7.6. – 25.8.1944	397
4.1	Kämpfe und Strapazen im Westen: <i>„In banger Sorge denke ich an Sie und an die letzten Kameraden...“</i>	397
4.2	<i>Jabos</i> – Der Einfluss der alliierten Luftwaffe: <i>„Dann weißt du überhaupt nicht mehr, wo du hin sollst...“</i>	426
4.3	Das Verhältnis zu den fremdländischen Truppen im Westen	444
4.4	Aktivitäten der Résistance ab 6. Juni 1944	463
4.5	Nachschubschwierigkeiten, Hunger und Entbehrungen nach dem 6.6.1944 im Westen - <i>„Genug hat man da, wo viele fallen.“</i>	477
4.6	Kranken- und Verwundetenversorgung nach der Landung der Alliierten und der Umgang mit Verlusten	496
4.7	Das Verhalten der französischen Bevölkerung	513
4.8	Die Situation der deutschen Soldaten im Juli/August 1944 <i>„Da kam immer wieder der Gedanke: ‚Es ist doch bald vorbei.‘“</i>	526
4.9	Einstellung zu den angloamerikanischen Gegnern – <i>„Und <u>die</u> haben uns besiegt...“</i>	546

*FÜNFTER TEIL: Kriegserfahrungen im Osten 1941 – 1945*

5.	Fronteinsätze und Besetzung im Osten – <i>„Was wir Deutschen im Juni 1941 gegen die UdSSR angezettelt haben, verdient die Bezeichnung ‚Krieg‘ nicht...“</i>	555
5.1	Der Angriff auf die Sowjetunion und der Vormarsch im Osten 1941: <i>„Klamotten packen und nie wieder zurückkommen.“</i>	578
5.2	Krieg als Arbeit - Dienst, Kämpfe und Besetzung im Osten 1942 – 1944	634
5.3	Sowjetische „Menschenmassen“, deutsche Angst und „Tapferkeit“	652
5.4	Einstellung zum Gegner - <i>„Russland war doch nicht unter Menschen!“</i>	670
5.5	Verhältnis und Einstellung zur Bevölkerung in den besetzten Ostgebieten: <i>„Man hatte damals durchaus einen Kontakt zu diesen Leuten und oft auch einen sehr freundlichen.“</i>	713
5.6	Nachschubprobleme und Hunger im Osten: <i>„Man war froh, wenn man nur trocken Brot hatte“</i>	797

5.7	Strapazen - „Des kann man sich nicht vorstellen, was man da ausgehalten hat!“	819
5.8	Das Verhältnis zu den verbündeten und fremdländischen Truppen	856
5.9	Kranken- und Verwundetenversorgung im Osten – „Ein Sani soll helfen und sich nicht mit Gefühlen belasten.“	881
5.10	Umgang mit Tod und Verlust: „Suchen Sie mal Jahrgang '24! Die sind alle da geblieben.“	933
5.11	Glaube und Gebet im Krieg - „'N Herrjott jibts nich mehr...“	979

#### SECHSTER TEIL: Kriegserfahrungen in Ost und West

6.	Im Osten Krieg – im Westen „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“? „Ganz selten hörte ich etwas vom Krieg...“	998
6.1	Die Kriegsschauplätze in West und Ost im Vergleich – „Die russischen Weiten werden einen anderen Krieg bringen als in Frankreich...“	999
6.2	Ruhephasen in Russland im Vergleich zum Westen	1085
7.	Kameradschaft: „Man hat immer wieder den Anschluss an den Haufen gesucht...“	1140

#### SIEBTER TEIL: Hinter der Front

8.	Feldpost - „In Gedanken bin ich viel daheim...“	1188
9.	Heimurlaub – „Auf meinem Urlaubsschein steht: ‚Bombenurlaub‘...“	1216
10.	Partisanenbekämpfung: „Und nun kam es darauf an, was man aus diesem Befehl machte...“	1260
11.	Erleben von Kriegsverbrechen: „Wie sahen wohl unsere Taten mit polnischen Augen aus?“	1332
12.	Zusammenfassung der Ergebnisse und abschließende Anmerkungen	1356
	Kurzbiographien der Interviewpartner	1424
	Abkürzungsverzeichnis	1441
	Abbildungsnachweise	1442
	Quellen- und Literaturverzeichnis	1448

## Dank

Diese Studie mit 42 ehemaligen Wehrmachtsangehörigen, die sich bereit erklärten, mit mir zu sprechen, führte mich von der dänischen Grenze in der Nähe von Leck, nach Freiburg i. Br. bis fast zur französisch-deutschen Grenze, zur polnischen bei Frankfurt/Oder sowie in den Bayerischen Wald bis nahe an die tschechische Grenze.

Mein Dank gilt allen Zeitzeugen, die sich bereit erklärten und den Mut hatten, ein Gespräch über eine für sie schmerzliche Zeit zu führen und diese, für viele von ihnen traumatischen Erlebnisse noch einmal zu durchleben.

Der Zweite Weltkrieg und seine Ereignisse liegen außerhalb jedes Vorstellungsvermögens von Menschen, die diese Zeit nicht erlebt haben. Für Nachkriegsgenerationen ist vieles davon schwer nachvollziehbar, für die Zeitzeugen oft kaum zu schildern. Nur sehr bedingt kann in einer solchen Studie wiedergegeben werden, wie schwer es den Befragten manchmal fiel, die bei der Erinnerung wieder auftauchenden, Jahrzehnte zurückliegenden Ereignisse und die damit verbundenen Bilder und Gefühle zu ertragen. Nicht immer ging dies ohne Tränen ab, wurde um Worte gerungen, wurden Sätze nicht beendet, in denen das Unaussprechliche in Schweigen überging. Dem einen oder anderen war bereits vor Beginn des Interviews klar, dass die Verarbeitung der Ereignisse über das Gespräch selbst hinausgehen und das Aufbrechen der Vergangenheit nicht ohne erneute, nächtliche Alpträume abgehen würde. Über die Gespräche hinaus, für die mir die Informanten, zum Teil auch ihre (Ehe-)Partnerinnen oder Familienangehörige, ihre Zeit geopfert und ihre Offenheit entgegengebracht haben, stellten die Befragten bereitwillig Material, Zeitungen, Videoaufnahmen, eigene Aufzeichnungen, Tagebücher und Feldpostbriefe zur Einsicht zur Verfügung, gaben Buchtipps und auch Hinweise auf andere Interviewpartner. Ihnen allen sei an dieser Stelle sehr herzlich gedankt, auch für nachträgliche Erklärungen, Anregungen sowie geduldige Beantwortung von Nachfragen – sowohl persönlich, fernmündlich als auch schriftlich. Dankbar bin ich auch für die mir überall erwiesene Gastfreundlichkeit, die oft überaus herzliche und freundliche Aufnahme bei den Zeitzeugen selbst und die so entstandenen Kontakte, die in einigen Fällen zu erneuten Treffen führten. Im Falle des einzigen Gruppeninterviews setzten sich die drei Interviewpartner mehrere Jahre danach wieder mit mir in Verbindung und nahmen mit großem, persönlichem Interesse am Fortgang der Arbeit teil. Insbesondere mit Ewald Jost († 2013) und Fritz Becker (beide Jahrgang 1920) führte ich angeregte Telefonate. Noch heute telefonieren und korrespondieren Fritz Becker und die Verfasserin in regelmäßigen Abständen. Herr Becker nimmt interessiert Anteil an der Fertigstellung dieser Studie. Mit nunmehr 94 Jahren ist er, neben Frau Summ (Jgg. 1921), der älteste, noch lebende Zeitzeuge unter meinen Befragten. Als ehemaliger Oberingenieur ist er weit gereist und hielt seine Eindrücke in wunderbaren Aquarellen fest, die nicht nur eine Freude fürs Auge sind, sondern für Historiker wertvolle Ansichten in die Lebenswelten der 50er Jahre in Südostasien und Europa, u. a. Griechenland und Frankreich, aber auch in Neuseeland und den USA darstellen. Der Umgang und die Gespräche, auch über Aktuelles, mit diesem überaus belesenen und sehr geistreichen Zeitzeugen – er ist u. a. Mitglied der Goethe-Gesellschaft Weimar –, sind für meine ganze Familie eine große Bereicherung. Dafür danke ich Herrn Becker sehr herzlich. Mögen ihm noch viele Jahre bei guter Gesundheit beschieden sein - und uns noch viele gute Gespräche mit ihm!

Mein Dank gilt all denen, die mich bei dieser Arbeit unterstützt haben: Herrn Prof. Dr. Norbert Angermann, der die Arbeit als Doktorvater über viele Jahre begleitet hat – erinnert sei hier auch an die beliebten und die Studie voran bringenden DoktorandInnentreffen im Hause Angermann, bei dem jede/r seine Fortschritte und den Stand der Dinge mindestens einmal im Jahr präsentieren und zusammen mit Herrn Angermann und den anderen Teilnehmern besprechen durfte. Ein im März 2004 von PD Dr. Alexander v. Plato am Institut für Geschichte- und Biographieforschung in Hagen durchgeführtes Wochenendseminar zur Oral History erwies sich nicht nur als sehr informativ und nützlich, sondern auch im Nachhinein als Glücksfall, zumal Alexander v. Plato sich bereit erklärte, das Zweitgutachten dieser Arbeit zu übernehmen. Ein im Dezember 2014 mit ihm geführtes Telefonat, während dessen er sich einmal mehr als ausgezeichneter Zuhörer und Ratgeber erwies, war für mich ausgesprochen hilfreich. Auch dafür bin ich ihm sehr dankbar.

In erster Linie habe ich aber meinem Mann und meinem inzwischen neunjährigem Sohn zu danken, die mich immer wieder motiviert und über all' die Jahre begleitet haben. Mein Mann regte die Wiederaufnahme der Dissertation, die berufsbedingt, aber auch motivationsbedingt einige Jahre ruhte, an: als Erstleser, Ratgeber in militärischen Fragen und technischer Begleiter, auch während der letzten Interviews. Aber vor allem als unermüdlicher Zuhörer der Sorgen und Nöte, die eine solche Arbeit mit sich bringen, war er unersetzlich. Ohne ihn hätte ich die Arbeit nicht zu Ende bringen können. Meinem Sohn, Tom-Niklas, danke ich für seine allzeit guten Wünsche und so manche Stunde, die wir beide kopierend an der Helmut-Schmidt-/Universität der Bundeswehr in Hamburg verbracht haben. Auch seine Nachfragen: „Bist Du jetzt fertig mit der Arbeit?“ oder „Hast Du heute viel geschafft?“ haben dazu beigetragen, aufkommende Zweifel und Hürden zu überwinden und zu meistern. Der Rückhalt meiner Familie war in den letzten Jahren die allerwichtigste Komponente. Niemandem von uns war klar, was die Bearbeitung und Fertigstellung einer solchen Studie für uns alle bedeuten würde. Weder mein Mann noch mein Sohn kennen mich als Nicht-Doktorandin. Die Dissertation hat unser aller Leben überschattet und stellt die größte Herausforderung dar, der ich mich je in meinem Leben ausgesetzt habe (außer vielleicht der, mit 41 Mutter eines sehr lebhaften Kindes geworden zu sein, dessen Wesen und Erziehung allerdings wesentlich mehr Freude bereiten als die Fertigstellung einer aufwändigen Dissertation). Mein Mann und mein Sohn mussten, vor allem in den letzten beiden Jahren, eine öfter schlecht gelaunte, ungeduldige und überlastete Ehefrau und Mutter ertragen. Sie waren in dieser Zeit meine allerwichtigste Stütze. Ihnen und mir selbst habe ich eine Menge zumuten müssen, auch, weil ich seit Ende 2013 an einem weiteren Projekt arbeite. Es ist kaum möglich, meine Dankbarkeit für sie in Worte zu fassen.

Eine solche Studie würde wohl nicht entstehen können ohne entsprechende Fürsprecher und Rat gebende Begleiter. Ein DoktorandInnenseminar, das die Universität Hamburg unter Leitung von Dr. Alexandra Lübcke von April bis Juli 2004 durchführte, brachte sowohl wichtige Anregungen und Erkenntnisse als auch einen Motivationsschub. Ein besonderer Dank gilt Herrn Uwe Spiering († 2007) (Univ. Dozent, Roman. Seminar, Universität Hamburg), der in seinen Literatur- und Landeskunde-Seminaren mein Interesse am Thema Frankreich geweckt hat und fachlich und menschlich über viele Jahre eine große Bereicherung für mich war. Sein früher und tragischer Tod hat mich und auch andere sehr betroffen gemacht. Uwe Spiering und sein fast 40jähriges Wirken an der Universität Hamburg werden nie vergessen sein.

Im Kempowski-Archiv, wo ich Konvolute mit Feldpostbriefen und Erinnerungen von Wehrmachtssoldaten einsah, führte ich anregende und oftmals auch sehr amüsante Gespräche mit Herrn Walter Kempowski († 2007). An dieser Stelle spreche ich ihm und seinem Team meinen Dank für das von ihnen entgegengebrachte Vertrauen aus, auch dafür, ganz allein im Privatarchiv sitzen, arbeiten, die Dokumente benutzen und kopieren zu dürfen.

Mein Dank geht auch an die Mitarbeiterinnen der Helmut-Schmidt-/Universität der Bundeswehr, die mir als externer Nutzerin mit Rat und Tat zur Seite standen, jede Frage beantworten und jedes Nutzerproblem engagiert lösen konnten.

Ich danke auch meinen Freundinnen Sabine Schwemm und Sanne Smilla, die mich immer freundlich bei sich aufgenommen und ein offenes Ohr für die Nöte und Sorgen einer Doktorandin hatten; ebenso danke ich meiner sehr verehrten Chefin, Gislinde Sander, in deren Agentur ich beim „Einhüten“ ihres Büros ebenfalls stundenweise dieser Arbeit nachgehen durfte. Gisi Sander stand der Studie immer sehr aufgeschlossen und interessiert gegenüber und ermutigte mich, die „freie“ Bürozeit zum Fortgang dieser Arbeit zu nutzen. Des gleichen danke ich „unserem“ Büropartner, Jürgen Hönatsch, der im entscheidenden Moment großen Einfluss auf einen erfolgreichen Fortgang dieser Studie genommen und so letzten Endes die Aufgabe des Projekts verhindert hat. Meinem lieben, sehr verehrten Nachbarn, Heinz Kröger (83), selbst noch 1945 zum „letzten Aufgebot“ Hitlers gehörend, der in regelmäßigen Abständen immer wieder nachfragte: „Wie weit bist Du denn jetzt mit Deiner Arbeit?“ oder „Zu Weihnachten möchte ich aber mal ein Ergebnis sehen!“ bin ich ebenfalls zu Dank verpflichtet. Auch seine Nachfragen trugen zur Aufrechterhaltung der zur Fertigstellung einer solchen Studie wichtigen Motivation bei und dazu, nicht zu resignieren, auch wenn es schwierig wurde. Großes Verständnis und ein stets offenes Ohr fand ich in jeder Lebenslage auch bei meiner Nachbarin und Freundin Bettina Prestin, die mit ihrer christlichen Einstellung und Lebensklugheit manche Sorge relativiert hat und mir mit ihrer nach vorne gerichteten Haltung des Öfteren mit sehr hilfreichen Ratschlägen zur Seite stand.

Ihnen allen gilt mein Dank für ihre Hilfe, für das erwiesene Vertrauen, für Verständnis und fortwährendes Interesse an der Fertigstellung dieser Arbeit.

Reinbek, 31. März 2015

*„Geschichte ist nie eine gerade Strecke von A nach B. Das Problem vieler Historiker ist, dass sie von heute aus zurückblicken und, - weil sie alles besser wissen, von den Zeitzeugen verlangen, es auch schon zu wissen. Mich interessiert dagegen, wie die Zeitgenossen es damals sahen – und ich möchte ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.“<sup>1</sup>*

## **ERSTER TEIL: Einführung**

### 1. Mündlich erfragte Kriegserinnerungen – Forschung und Aufgabe

#### 1.1 Thema – Erkenntnisinteresse - Fragestellungen

Thema der vorliegenden Arbeit ist die Überprüfung der bis heute dominierenden Vorstellung vom permanenten Krieg und Kampf um die Entscheidung im Osten, während im Westen „Badebetrieb und Winterschlaf“ herrschten so aufrechterhalten werden kann. Im Vordergrund stehen dabei die Kriegserfahrungen ehemaliger deutscher Soldaten, die zwischen 1939 und 1945 sowohl im Osten als auch im Westen eingesetzt waren und dazu in Interviews befragt wurden.

Die Arbeit gliedert sich in drei Hauptabschnitte. Der erste Abschnitt widmet sich den (Besatzungs-)Erfahrungen deutscher Soldaten im Westen 1940 - 1944, vornehmlich in der Normandie.<sup>2</sup> Im zweiten Teil werden die Abläufe unmittelbar vor, während und nach der Landung der Alliierten im Juni 1944 aus deutscher Sicht dargestellt, als im Westen die Zweite Front eröffnet wurde. Im dritten Teil werden die Kriegserfahrungen deutscher Soldaten an der Ostfront thematisiert. In einem gesonderten vierten Teil erfolgt dann der direkte Vergleich zwischen Ost und West, in dem sich die Akteure, vornehmlich die, die an beiden Frontabschnitten eingesetzt waren, zu Kriegsgegnern, Verbündeten, Partisanen, fremdländischen Truppenangehörigen sowie zu Land und Leuten äußern, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Kriegsschauplätze zu erfragen. Ein Vergleich der Erfahrungen des Krieges im Osten mit dem Westen erschien aus mehreren Gründen lohnenswert. Zum einen stellt sich die Frage nach den Unterschieden in Kriegführung und Besatzungspolitik in Ost und West. Schon ab 1917 „symbolisierten Ost und West auch den Gegensatz zwischen Bolschewismus und Liberalismus“<sup>3</sup>, während die Nationalsozialisten zwischen „den als minderwertige Slawen verachteten Menschen Osteuropas“, die mit einem Vernichtungskrieg überzogen wurden, unterschieden, „während die Kulturnationen des Westens zwar Entmachtung und Un-

<sup>1</sup> Geert Mak, zit. in: Ebel: Wenn Geschichte spricht (zit. n. Drolshagen: Feind, S. 287).

<sup>2</sup> Die Normandie wurde ausgewählt, da hier später auch die Landung der Alliierten erfolgte und über Wochen Kämpfe stattfanden. Außerdem baut diese Studie auf der Magisterarbeit der Verfasserin auf, für die die 16 bereits vorliegenden Zeitzeugenaussagen unter der neuen Fragestellung mit verwendet werden konnten.

<sup>3</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 13.

terdrückung, nicht aber Gesellschaftsvernichtung und physische Dezimierung“<sup>4</sup> zu ertragen hatten.

Waren die Verhaltensweisen deutscher Soldaten im Ostkrieg allein durch die rasseideologische Komponente geprägt? Konnte es überhaupt ein (menschliches) Verstehen zwischen Wehrmattsangehörigen und der osteuropäischen Bevölkerung geben, die, mehr als im Westen, vom Kriegsgeschehen betroffen war?<sup>5</sup> Und war es im Gegensatz dazu nicht geradezu vorhersehbar, dass die Wehrmacht in Frankreich nur zu Beginn einen Hegemonial- und Prestigekrieg führte, der nach der Entscheidung zugunsten des Deutschen Reiches zu einem reibungslosen Miteinander mit der Bevölkerung im Westen führen musste, zu einem quasi konventionellen „Normalkrieg“? Herrschten in Frankreich nach dem Waffenstillstandsvertrag im Sommer 1940 fast vier Jahre lang „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“ für deutsche Besatzungssoldaten, während im Osten die schwer ringende Wehrmacht bei Hitze, Kälte, Matsch, Staub, Hunger und Durst, Erfrierungen und anderen, unsäglichen Strapazen sowie permanenter Todesgefahr Tag und Nacht um die Entscheidung kämpfte? Wie ist die Wahrnehmung der Zeitzeugen als ehemalige Frontsoldaten im Hinblick auf diese Aussagen? Wie sah die Wirklichkeit des Krieges in Ost und West aus ihrer Sicht aus? Wurde im Osten nur gekämpft, im Westen nur gefeiert? Gab es ein Leben wie „Gott in Frankreich“ im deutschen Besatzungsalltag mit einem korrekten und einvernehmlichen Miteinander zwischen Wehrmattsangehörigen und der französischen Bevölkerung, während im Osten, dem Schauplatz von Verbrechen, ein permanenter Vernichtungskrieg auch gegen die Zivilbevölkerung stattfand? Eine kritische Auswertung der Zeitzeugenaussagen unter Hinzuziehung zeitgenössischer Quellen, in erster Linie Feldpostbriefe, sollen hier für Klarheit sorgen und Antworten auf diese Fragen geben.

Für die Geschichtswissenschaft ist die „Identität von Menschen und Gesellschaften, zwischen Fremd und Eigen, ein Thema von gleich bleibend großer Bedeutung.“<sup>6</sup>

---

<sup>4</sup> Ebd., S. 14.

<sup>5</sup> In ihren Eröffnungsreden zur Wehrmattausstellung in Frankreich waren Jan Philipp Reemtsma und Ignatz Bubis über die Frage uneinig, welche Konsequenzen der rasseideologische Kern des NS-Regimes auf die Art der NS-Kriegführung hatte. Während Reemtsma auf dem Gegensatz zwischen „Normalkrieg“ im Westen und Vernichtungskrieges im Osten bestand und den Ostkrieg damit charakterisierte, dass die Wehrmacht nicht nur Krieg gegen die Rote Armee, sondern auch gegen die russische Zivilbevölkerung führte, verwies Bubis auf die Beteiligung der deutschen Truppen an der Ermordung von 75000 französischen Juden. Bubis konnte im Westen keinen Normalkrieg erkennen. Seiner Meinung nach führten die Deutschen von 1939 bis 1945 einen generellen Vernichtungskrieg unter Beteiligung der Wehrmacht, „der seinen historisch einmaligen Charakter im ideologisch motivierten Töten der Juden in allen besetzten Gebieten zeigte,“ auch wenn es Unterschiede zwischen Ost und West gebe. Reemtsma: Eröffnungsrede Frankfurt/M., S. 149; Bubis: Eröffnungsrede Frankfurt/M., S. 161.

<sup>6</sup> Jasper: Zweierlei, S. 261 sowie Neuweiler: Tierreich, S. 518: „Seit es Leben gibt, durchzieht die Unterscheidung des Eigenen vom Fremden alle Ebenen biologischer Systeme, vom Genom über die Gewebe, Individuen wie Sozietäten, bis hin zum

So ergibt sich für die Zeit des Zweiten Weltkrieges „im Kontext der nationalsozialistischen Mischung aus Rasse- und Raumdanken, Kulturideologie und Vernichtungswahn“<sup>7</sup> die Frage: Wie lebten deutsche Soldaten in Frankreich und im Süden der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg wirklich? Wie erlebten sie die sowjetische und französische Zivilbevölkerung? Ist aus dem Verhalten der Bevölkerung etwas über ihre Einstellung zu den Besatzungstruppen zu erfahren? Historiker haben sich bis jetzt wenig dafür interessiert, was die Wehrmachtssoldaten in den besetzten, vor allem in den „friedlich besetzten ... Ländern eigentlich getan haben und wie das Leben der Bevölkerung in den vier beziehungsweise fünf Jahren deutscher Besatzung aussah.“<sup>8</sup> Was bedeutete die Wahrnehmung des Fremden in Ost und West, und was bedeuteten die unterschiedlichen Verhältnisse auf diesen Kriegsschauplätzen für das Leben der Soldaten im Krieg?<sup>9</sup>

Im Vordergrund dieser Arbeit steht nicht allein die Landung angloamerikanischer Truppen in der Normandie, sondern die gesamte Besatzungszeit in Nordfrankreich unter Einbeziehung der Verhältnisse in der Bretagne und in Südfrankreich von Mai 1940 bis Ende August 1944 einschließlich der Landung der Alliierten und der anschließenden Kämpfe. Im Osten, wo in erster Linie die Geschehnisse im Abschnitt der Heeresgruppe Süd in den Blick genommen werden, aber auch der Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 und das Kampfgeschehen in der Heeresgruppe Mitte Berücksichtigung finden, wird der Zeitraum von Juni 1941 bis Frühjahr 1945 betrachtet. Die Entscheidung für die Normandie bzw. dort das Département Calvados wurde getroffen, da sich in dieser Küstenregion später der alliierte Angriff ereignete und sich das militärische Geschehen nach der erfolgreichen angloamerikanischen Landung zunächst vollständig nach dort verlagerte. Daher wurde auch die Besatzungszeit im Calvados einer näheren Betrachtung unterzogen. Aufbauend auf der Magisterarbeit entstand hiermit eine größer angelegte Studie mit 42 Interviewpartnern.

Mit der Erforschung des Alltags deutscher Soldaten in der Normandie betritt der Historiker ein im Vergleich zum 6. Juni 1944 weniger bearbeitetes Untersuchungsfeld, wohingegen über den Abwehrkampf der deutschen Truppen gegen die am 6. Juni 1944 in Nordwestfrankreich gelandeten Alliierten als wichtigem und beachtenswertem Teilaspekt im Gesamtgeschehen des Zweiten Weltkrieges, vergleichbar etwa mit den Blitzkriegen 1940/41 oder mit der Schlacht um Stalingrad, inzwischen eine ganze

---

Ethnozentrismus menschlicher Gesellschaften und verursacht zweifellos viele, gewalttätige Konfliktlösungen.“ Zit. n. Jasper, ebd.

<sup>7</sup> Ebd., S. 261f.

<sup>8</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 15.

<sup>9</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 262.

Reihe an Forschungsarbeiten vorliegen.<sup>10</sup> Allerdings werden in diesen hauptsächlich das Kampfgeschehen als solches bzw. die gigantischen Vorbereitungen der Angloamerikaner zu der „größte[n] amphibische[n] Operation, die jemals unternommen worden ist“<sup>11</sup>, geschildert, wenig aber über die verzweifelte Lage deutscher Truppen im sechsten Kriegsjahr im Kampf gegen eine Übermacht aus Sicht von Wehrmachtsangehörigen.<sup>12</sup> In dieser Arbeit soll daher, anhand der Aussagen von 42 Interviewpartnern, sowohl das tägliche Leben deutscher Soldaten, vorwiegend im Département Calvados (Region: Basse-Normandie<sup>13</sup>) als auch das von den meisten Augenzeugen als Zäsur in einer fast friedlichen „Kriegsidylle“ empfundene jähe Einsetzen des Kampfgeschehens am 6.6.1944 nachgezeichnet werden. Für den Osten werden der Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941, die Offensive auf Moskau sowie die anschließende deutsche Besatzung im Bereich der Heeresgruppe Süd betrachtet. Der Südabschnitt war von strategischer Wichtigkeit. Noch bevor sich die Zweite Front in West-, Süd- oder Nordeuropa formieren und dem Deutschen Reich einen Mehrfronten-Landkrieg drohen würde, setzte Hitler die Heeresgruppe Süd Ende Juni 1942 in Richtung Stalingrad in Marsch. Um seine Ziele schneller zu erreichen, spaltete er die Heeresgruppe in zwei getrennt voneinander operierende Angriffskeile auf.<sup>14</sup> Die Entscheidung der Verfasserin für den Südabschnitt fiel, da die deutschen Truppen in diesem Bereich sehr viel mehr in Bewegung und daher auch oft bei der Zivilbevölkerung einquartiert waren, so dass viele Aussagen zum Kampfgeschehen und zur Besatzung ausgewertet werden konnten, während sich die Front in den Mittel- und Nordabschnitten von Ende 1941 – Frühsommer 1944 eher in einer strategischen Defensive befand, in der nennenswerte Raumgewinne nicht zu verzeichnen waren. Die vorliegende Arbeit will vorrangig subjektives Erleben und Erfahren ehemaliger deutscher Besatzungssoldaten in Frankreich und in der Sowjetunion untersuchen. Obwohl das Thema, den Zweiten Weltkrieg aus dem Blickwinkel derer zu betrachten, die am direktesten und massenhaftesten von ihm betroffen waren, seit der Achtziger Jahre in einer Vielzahl historischer Arbeiten behandelt worden ist, hat es nichts von seiner Aktualität verloren. Zudem wurde der Versuch, aus Zeitzeugensicht den Alltag deutscher Soldaten in der Normandie bzw. in der Ukraine in einer größeren Studie zu erforschen, bisher nicht unternommen. Die Ukraine, sagte ein Zeitzeuge, sei zwar nur „ein Bruchteil der Sowjetunion, aber der (aus damaliger Sicht gesehen) wichtigste

---

<sup>10</sup> Hier sind insbesondere zu nennen: Ose: Entscheidung; Umbreit (Hg.): Invasion 1944; DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung), S. 419 – 640; Lieb: Unternehmen Overlord u. a.

<sup>11</sup> Norman: Die Invasion in der Normandie 1944, S. 399.

<sup>12</sup> Näheres dazu am Schluss dieser Einleitung.

<sup>13</sup> Diese Region besteht aus den drei Départements *Calvados*, *Manche* und *Orne*; die Hauptstadt Caen liegt im *Calvados*.

<sup>14</sup> Wegner: Im Schatten, S. 123.

Teil.“ Nachdem der Angriffsschwerpunkt im Juni 1941 zunächst bei der Heeresgruppe Mitte gelegen hatte, verlagerte Hitler diesen bereits im Juli in die Ukraine, wo die Deutschen im September 1941 eine weitere Kesselschlacht für sich entschieden.<sup>15</sup> Danach setzte die Wehrmacht jedoch zunächst im Herbst 1941 ihre Offensive auf Moskau fort. Diese Fortsetzung des Angriffes auf die Hauptstadt der UdSSR wird von mehreren Zeitzeugen mit ihren strapaziösen Begleitumständen geschildert. Diese Studie folgt den militärischen Schwerpunkten der Wehrmacht in den Jahren 1942 und 1943, in dem die Verbände der Heeresgruppe Süd noch einmal im Rahmen des Möglichen ausgerüstet wurden und mit ihnen „ein begrenzter Vormarsch an die Wolga und zu den Ölfeldern der Kaukasusregion stattfinden“ sollte, „während den beiden anderen Abschnitten der Ostfront kaum Ersatz zugeführt wurde, weshalb diese sich für die Verteidigung, also einen Stellungskrieg, einrichten sollten.“<sup>16</sup> Dabei gelang es den Divisionen 1942 im Mittelabschnitt, die „im Frühjahr besetzten Linien [im Wesentlichen] zu halten,“<sup>17</sup> was sich gegenüber den Kämpfen des Sommers 1941 „weniger strapaziös und weniger intensiv“ gestaltete und dort für eine vergleichsweise ruhige Lage sorgte.<sup>18</sup> Der Krieg war „in weiten Bereichen der Ostfront erstarrt“, kürzere Kämpfe wurden „von langen Phasen relativer Ruhe unterbrochen und [waren] damit im Vergleich zum Vormarsch, der seit dem 28. Juni 1942 auf dem Südflügel [in Richtung Wolga] stattfand, vergleichsweise entzerrt.“<sup>19</sup>

Außer dem normalen Dienst und der Ausbildung kommen die Ernährungslage damaliger Wehrmachtsangehöriger sowie die Besonderheiten des Heimaturlaubs zur Sprache. Da sich im Laufe der Interviews im Hinblick auf die Situation der französischen Bevölkerung aus deutscher Zeitzeugensicht ein recht einseitiges Resultat ergab,<sup>20</sup> entschloss sich die Verfasserin, außer der geführten Interviews mit ehemaligen Wehrmachtssoldaten bzw. einer DRK-Schwester, auch das im Juni 1994 entstandene Gespräch mit einem Franzosen aus dem Calvados auszuwerten. Dessen Aussage wurde durch französische Monographien und deutsche Literatur sowie Quellen (u. a. die Monatsberichte der Wehrmacht, die ein Stimmungsbild der französischen Bevölkerung wiedergeben) ergänzt und ermöglichte es, die deutsche

<sup>15</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 89.

<sup>16</sup> Ebd., S. 102f. Damit sollte die Rohstofflage des Dritten Reiches verbessert, Deutschland eine günstige Ausgangsposition für einen langen Abnutzungskrieg gegen überlegene Feinde verschafft und die UdSSR kriegswirtschaftlich so weit geschwächt werden, „dass sie nicht noch einmal einen Angriff von der Gefährlichkeit der Winteroffensive 1941/42 vortragen konnte.“ Ebd., S. 102 sowie Jacobsen: *Dokumente*, S. 297 – 300, Nr. 90 (5.4.42) sowie DRZW 6 (Beitrag Wegner: UdSSR), S. 1094f.

<sup>17</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 104.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Ebd., S. 105.

<sup>20</sup> Die Interviewpartner, dies sei hier vorweggenommen, bekamen Schwierigkeiten, die der französischen Bevölkerung durch den Blitzkrieg, die Besatzung und die Schlacht um die Normandie entstanden, in der Regel kaum mit.

Besatzungszeit und das Erlebnis der Landung der Alliierten sowie die Wochen des Kampfes um die Normandie auch von der Gegenseite her zu betrachten.

## 1.2 Kriegserfahrung - Wirklichkeitserfahrung

In dieser Arbeit geht es um die individuelle Kriegserfahrung von Soldaten in Ost und West. In Abgrenzung zur kürzlich von Andreas Jasper vorgelegten Studie, die vorwiegend anhand von Feldpostbriefen den „Zusammenhang von NS-Ideologie und dem unterschiedlichen Ausmaß von Krieg und Verbrechen in Ost und West“<sup>21</sup> nachgeht, also einen Vergleich zwischen deutscher Kriegführung und Kriegserfahrungen von Wehrmichtsangehörigen durchführt, geht die Verfasserin, wie eingangs formuliert, der Frage nach, ob die Behauptung vom „Badebetrieb und Winterschlaf“ und „Leben wie Gott in Frankreich“ im Westen vs. dem permanenten schweren Kampf deutscher Soldaten um die Entscheidung im Osten so aufrechterhalten werden kann. Bisher wurde von der Forschung eine klare Trennung zwischen dem „Normalkrieg“ im Westen und dem „Vernichtungskrieg“ im Osten vorgenommen. Die Erfahrungen der Zeitzeugen sollen belegen, ob sich diese Trennung auch von ihrer Seite her so darstellt oder ob sich einzelne Aspekte nicht so klar konturieren, und „der mikrogeschichtliche Blick“<sup>22</sup> manche der von der bisherigen Forschung gezogenen klaren Linien vielleicht sogar in Frage stellt. Während „direkte Vergleich der Kriegsschauplätze ... in den Quellen [Feldpostbriefen] die Ausnahme [sind],“<sup>23</sup> konnten die Akteure dieser Studie direkt nach ihren Erfahrungen in Ost und West befragt werden.

Die öffentliche Debatte in Deutschland über (die) Wehrmichts(-soldaten) kannte

„lange Zeit nur ein Entweder-oder: *Entweder* gab es eine saubere Wehrmacht, und alle Soldaten waren grundständige Kerle, *oder* die Wehrmacht war eine Verbrecherorganisation, dann waren alle Soldaten zumindest potenzielle Mörder. War dieser Gedanke, auf den eigenen Vater angewandt, fünfzig Jahre lang fast undenkbar, konnte 1995 mit der Ausstellung Verbrechern der Wehrmacht keiner

---

<sup>21</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege. Unter anderem untersuchte Jasper auch das Verhältnis von Propaganda und Erfahrung am Beispiel der ersten Wochen des Russlandfeldzuges und am Beispiel der Invasion in der Normandie“ und ging der Frage nach, wie die Soldaten die These von den „jüdischen Hintermännern“ der Feinde in Ost und West auf[nahmen]“, und wie sie diese „Kriegsdeutung in ihre Kriegserfahrung“ integrierten. Ebd., S. 300. Zum Thema Partisanen stellte er die Frage, „ob und in welcher Weise ... Unterschiede zwischen dem westlichen und dem östlichen Kriegsschauplatz gemacht wurden, [was] die Bedeutung von Ost und West für die Feindbildkonstruktion erhellen [kann].“ Im Hinblick auf die Erfahrung mit Juden ging Jasper der Frage nach, ob und in welcher Weise die Konstruktion der ‚Lebensräume‘ in Ost und West Denken und Handeln gegenüber den von der NS-Ideologie zu absoluten Feinden erklärten Juden in unterschiedliche Bahnen gelenkt hat.“ Ebd., S. 275f. Wie die vorliegende Studie auch, ging Jasper den Erfahrungen von Wehrmichtsangehörigen mit gegnerischen Soldaten in Kampf und Gefangenschaft, mit Partisanen und Juden in Ost und West nach. Ebd., S. 276.

<sup>22</sup> Jasper: Zweierlei, S. 234.

<sup>23</sup> Ebd., S. 236.

mehr darauf beharren, ‚nur ein einfacher Landser‘ gewesen und daher zwingend frei von Schuld zu sein. Die objektive Wahrheit – die Beteiligung der Wehrmachts-soldaten am Vernichtungskrieg – und die subjektive Wahrheit – was der Vater erzählt und welches Bild seine Kinder von ihm als Soldat und Mensch haben – kommen nicht zur Deckung.“<sup>24</sup>

Es soll in der Zusammenfassung der Ergebnisse abschließend bewertend werden, wie beide Sichtweisen des *Entweder-oder* miteinander in Einklang gebracht werden können.

In den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende dominierten, neben der wissenschaftlichen Forschung, die Memoiren herausragender Akteure die Diskussion über NS-Herrschaft und den Zweiten Weltkrieg.<sup>25</sup> Federführende Historiker waren bis in die 60er und 70er Jahre selbst Wehrmachtsangehörige gewesen.<sup>26</sup> Vorherrschend waren Darstellungen der Ereignis- und Politikgeschichte sowie der Operationsgeschichte, unter Hinzuziehung von Akten und Memoirenliteratur.<sup>27</sup> Während die Memoiren der Offiziere in den 50er Jahren und auch aktuelle Erinnerungen ehemaliger Wehrmacht-angehöriger sowie Divisionsgeschichten vielfach ein unkritisches Licht auf die Zeit im Krieg werfen,<sup>28</sup> geht es heutzutage in wissenschaftlichen Arbeiten und Ausstellungen, wie beispielsweise der Wehrmachtsausstellung in der Regel um Verbrechen und Vernichtung.

Mit dem Generationenwechsel und den Umbrüchen der 60er und 70er Jahre wurden andere Themenfelder und Erkenntnisziele erschlossen. Bis dahin weitgehend unberührte Aspekte, wie die Kriegsverbrechen an Juden und Osteuropäern sowie die Beteiligung der Wehrmacht daran gehörten nun ebenso zu den Fragestellungen wie das Interesse am deutschen Soldaten im Zweiten Weltkrieg unter kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Forschungsansätzen seit der 80er Jahre.<sup>29</sup> Seit dieser Zeit konzentriert sich die NS-Forschung stärker auf „kleinteilige Untersuchungen“. Die aktengestützte, detaillierte Spezialstudie „mit enger zeitlich-räumlicher“ Begrenzung

<sup>24</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 15.

<sup>25</sup> Jaspers: Zweierlei, S. 25.

<sup>26</sup> Besonders hervorzuheben sind dabei: Manstein: Verlorene Siege, ein Werk, das unter kritischen Vorzeichen zu betrachten ist, Percy E. Schramm, Walter Hubatsch und Hans-Adolf Jacobsen.

<sup>27</sup> Dazu gehört auch die Reihe: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, nachfolgend DRZW abgekürzt. Noch früher: Hillgruber: Strategie; ders.: Staatsmänner; Hillgruber gehörte zu denjenigen, die sich auch mit dem noch weitgehend tabuisierten Themenfeld der NS-Verbrechen auseinandersetzen.

<sup>28</sup> Vgl. Fritz: Hitlers Frontsoldaten, S. 18f.

<sup>29</sup> Jasper: Zweierlei, S. 25f. Im Bereich Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges war das Forschungsprojekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet zwischen 1930 und 1960“ (=LUSIR) die erste groß angelegte wissenschaftliche Studie im Rahmen der Oral History, aus dem folgende Veröffentlichungen hervorgingen: Niethammer: „Die Jahre weiß man nicht...“; ders.: „Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schief gegangen ist“; ders./v. Plato: „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“

erlaubt schärfere Konturen etwa der Besatzungspraxis.<sup>30</sup> Daneben gibt es mikrogeschichtliche Untersuchungen, die sich vornehmlich auf Zeitzeugenaussagen und –Dokumente stützen sowie Mentalität und Denkweise von Kriegsteilnehmern erforschen.<sup>31</sup> Im Zentrum des Interesses stehen dabei die Themenfelder Besatzungsherrschaft, Partisanenkrieg und die Beteiligung am Holocaust.<sup>32</sup> Was aber erzählen ehemalige deutsche Soldaten im Interview vom Krieg? Wird der Krieg nur geschönt dargestellt oder gar verharmlost? Ist es so, wie Gabriele Rosenthal formuliert, dass ehemalige Landser stundenlang heitere Anekdoten zu berichten wissen und das Thema Kriegsverbrechen von ihnen dabei völlig ausgeblendet wird?<sup>33</sup> Der Historiker Andreas Jasper kommt zu dem Schluss, dass „die Front als Grenzlinie der Gesellschaft im Krieg, an der das Töten und nicht die gesellschaftliche Konstruktion *sozialer* Wirklichkeit im Vordergrund steht,“ für einige der genannten Themenfelder eine „tote Zone“ geblieben ist.<sup>34</sup> Eine „Militärgeschichte ohne Krieg“, eine thematische Verengung etwa nur auf Besatzungspolitik, führe ebenso wie „eine zu starke räumliche Begrenzung auf ausgewählte Bereiche des Weltkriegsgeschehens mitunter zu verzerrten Interpretationen,“ so Jasper weiter.<sup>35</sup> Auch aus diesem Blickwinkel heraus ist die vorliegende Studie nicht auf die Geschehnisse des Krieges im Osten *oder* im Westen begrenzt, zumal dazu bereits einzelne Arbeiten vorliegen.<sup>36</sup> Desgleichen sollen weder der Kampf mit den feindlichen Streitkräften noch die Besatzungspraxis der Wehrmachtstruppen in Ost und West ausgeblendet bleiben. In dieser Studie geht es jedoch vornehmlich, wie eingangs angedeutet, um die kritische Überprüfung der Behauptung, im Westen habe Badebetrieb und Winterschlaf geherrscht, während das schwer ringende Ostheer in Russland in permanenten Entscheidungsschlachten die alleinige Last des Krieges zu tragen gehabt habe. Die 42 für diese Arbeit Befragten regten einen solchen Vergleich oftmals selbst mit den Worten an: „Im Osten war das ja ganz anders als in Frankreich.“ Bereits in der Magisterarbeit

---

<sup>30</sup> Jasper: Zweierlei, S. 29; Rass: Menschenmaterial, v. a. S. 237 – 330; Arnold: Besatzungspolitik.

<sup>31</sup> Jasper: Zweierlei, S. 29; Schröder: Gestohlene Jahre; die genannten Arbeiten von Niethammer und von Plato; Studien zu Feldpostbriefen „einfacher“ Soldaten führten u. a. Latzel: Deutsche Soldaten; ders.: Kriegserfahrung, S. 1 – 30; Humburg: Gesicht; ders.: Feldpostbriefe.

<sup>32</sup> Jasper: Zweierlei, S. 29; Arnold: Besatzungspolitik; Quinkert (Hg.): „Wir sind die Herren“; Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit; A. Meyer: Deutsche Besatzung in Frankreich; Lieb: Konventioneller Krieg?

<sup>33</sup> Rosenthal: Vom Krieg erzählen, S. 653.

<sup>34</sup> Jasper: Zweierlei, S. 29f.

<sup>35</sup> Ebd., S. 30; Neitzel: Militärgeschichte, S. 294: „Der Kampf an der Front ist der kulturgeschichtlichen Perspektive nicht in den Blick gekommen.“

<sup>36</sup> Für den Osten u. a. Rass: Menschenmaterial; Wette/Ueberschär: Überfall; für den Westen u. a. Tewes: Deutsche Besatzung; A. Meyer: Besatzung; Umbreit: Militärbefehlshaber; ders.: Krieg an der „zweiten Front“; ders.: Deutsche Herrschaft; ders.: Besatzungsverwaltung; ders.: Kontinentalherrschaft.

der Verfasserin wiesen die Interviewpartner, vor allem im Hinblick auf die Abwehrvorbereitungen einer alliierten Landung, aber auch hinsichtlich der Besatzungsbedingungen, auf die Unterschiede zwischen Ost- und Westkrieg hin. Daher wurde die vornehmlich auf den Westen ausgerichtete Abschlussarbeit um die „Ostfrontkomponente“ erweitert und die Fragestellung unter neuen Vorzeichen formuliert sowie 27 weitere Gesprächspartner interviewt. Die in den schon vorhandenen 16 Interviews enthaltenen Informationen zum Krieg an der Ostfront wurden ebenfalls ausgewertet.

### 1.3 Quellengrundlage: *Oral History* - Voraussetzungen und Erfahrungen bei lebensgeschichtlichen Interviews

Im Zuge notwendiger Neuerungen und Erklärungsbedürfnisse alltagsgeschichtlicher Ereignisse erlebte die Oral History in Deutschland seit Beginn der achtziger Jahre einen enormen Zulauf.<sup>37</sup> Die Entwicklung der mündlich erfragten Geschichte vollzog sich jedoch in Deutschland ganz anders als beispielsweise in den USA, in Großbritannien oder in Frankreich, wo sie nicht einer solchen Abwehrhaltung begegnete und ihre Durchsetzung als Methode in der Geschichtswissenschaft wesentlich einfacher vonstatten ging als hierzulande. Wenn auch auf die Entwicklung in anderen Ländern in dieser Arbeit nicht eingegangen werden kann, bleibt resümierend festzustellen, „dass es sich bei der Oral History um einen Importartikel handelt, der in der westdeutschen Geschichtswissenschaft erst Ende der siebziger Jahre auf den Markt kam und dann nicht gerade – zumindest in der universitären Forschung – als Verkaufsschlager gehandelt wurde.“<sup>38</sup> Alexander v. Plato äußerte die Vermutung, „dass das Misstrauen gegenüber einer solchen Wissenschaft, die u. a. die subjektiven Erfahrungen zum Gegenstand nimmt, selbst etwas mit der deutschen Geschichte und den Schwierigkeiten der beteiligten Generationen zu tun hat.“<sup>39</sup>

Das Aufleben der mündlich erfragten Geschichte und die Darstellung historischer Ereignisse der NS-Zeit aus der Sicht „von unten“ sind in Deutschland untrennbar mit dem Namen Lutz Niethammers verbunden. Niethammer initiierte und prägte die theoretische und praktische Auseinandersetzung mit der mündlich erfragten Geschichte besonders durch sein Interviewprojekt zur „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960“<sup>40</sup>. Nachdem sich die Interviewforscher zunächst auf die Geschichte der Arbeiterbewegung konzentriert hatten, wandten sie sich später mehr dem Nationalsozialismus zu.

<sup>37</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 24.

<sup>38</sup> Ebd., S. 19.

<sup>39</sup> v. Plato: Erfahrungswissenschaft, S. 100.

<sup>40</sup> U. a. Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht...“ sowie auch die späteren Hinweise auf das LUSIR-Projekt Niethammers in diesem Abschn.

In seinem Projekt über Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet betrachtete Lutz Niethammer die Erforschung der Volkserfahrung als historisch wichtige und zeitlich vordringliche Aufgabe.<sup>41</sup> In der Tat ist die Befragung der noch verbliebenen Altersgruppen, die den Nationalsozialismus erlebten, für das politische Verständnis der Nachkriegszeit von erheblicher Bedeutung.

Die subjektive Dimension der Oral History erklärt wohl auch die späte Rezeption und die vehemente Abwehr einiger Historiker. Dies mag mit den besonderen Traditionen deutscher Historiographie zusammenhängen und mit der Reserviertheit gegenüber anderen historischen Quellenlehren als die von Ranke und Droysen. Detlef Briesen und Rüdiger Gaus sehen in Akzeptanz und Ablehnung der mündlich erfragten Geschichte noch heute einen wesentlichen Gradmesser „für den Bruch mit der historisch-verpreußenden Geschichtsschreibung und ihrer Methodologie von Ranke bis Meinecke.“<sup>42</sup> Die beiden Autoren hinterfragten die historisch-kritische Methode der Quellenkritik und kamen zu dem Ergebnis, dass die historistischen Traditionen unmittelbar zu einer Ablehnung und Entwertung von Erinnerungsinterviews geführt und diese zu unzuverlässigen und minderwertigen Quellen stilisiert habe. Derartige Einschätzungen waren - vielleicht nicht immer bewusst – bis in die 80er/90er Jahre unter Historikern verbreitet.<sup>43</sup> Trotz aller heute noch existierenden Vorbehalte vollzog sich in den 70er und 80er Jahren „die Abkehr von einer Historiographie, die auf das Handeln und Wirken von Eliten und Mächten verengt war“ auf thematischer und methodischer Ebene.<sup>44</sup> Kritiker sozialgeschichtlicher Betrachtungsweisen sahen die Zeit dafür gekommen, den nicht an den Hebeln der Macht sitzenden historischen Subjekten, den bis dahin Benachteiligten der Geschichte, eine Stimme zu geben.<sup>45</sup> Mündlich erfragte Geschichte ist heute weitgehend „durch ihre Anwendung in alltagsgeschichtlichen Zusammenhängen geprägt“.<sup>46</sup> Allerdings ist die alltagsgeschichtliche Forschung nur eine Möglichkeit unter vielen, um Oral History zu betreiben. Mündlich erfragte Geschichte lässt sich als Methode u. a. auch für die Erforschung von Erfahrungs- und Mentalitätsgeschichte anwenden. Die Befragung von Zeit- und Augenzeugen ist nicht neu in der Geschichte der Historiographie. Die griechischen Väter der Geschichtswissenschaft befragten bereits Menschen ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft konkret als Augenzeugen (z. B. Soldaten in den peloponnesischen Kriegen).<sup>47</sup> Innerhalb der Geschichtswissenschaft hat sich die *oral history*, die sich mit der

---

<sup>41</sup> Ebd., S. 7 (Einleitung).

<sup>42</sup> Briesen/Gaus: Über den Wert von Zeitzeugen, S. 2.

<sup>43</sup> Ebd.

<sup>44</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 20.

<sup>45</sup> v. Plato: Persönliche Zeugnisse, S. 336.

<sup>46</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 22.

<sup>47</sup> v. Plato: Persönliche Zeugnisse, S. 333.

Auswertung mündlicher Quellenzeugnisse befasst, als Methode inzwischen fest etabliert.<sup>48</sup> Sie ist eine Forschungstechnik, in der Erinnerungsinterviews mit Beteiligten und Betroffenen historischer Prozesse durchgeführt und gleichzeitig auf einem Tonträger festgehalten werden. Ziel dabei ist, „vergangene Tatsachen, Ereignisse, Meinungen, Einstellungen, Werthaltungen oder Erfahrungen zu sammeln und auszuwerten.“<sup>49</sup> Die *oral history* ist vor allem dadurch charakterisiert, dass sie sich nicht, wie in der Geschichtsforschung bis in die achtziger Jahre üblich, dem „Primat des Politischen“ zuwendet, sondern die Perspektive der vielen einzelnen wählt,<sup>50</sup> „die sonst historisch meist gar nicht oder nur durch den Filter ihrer Gegner zu Wort kommen.“<sup>51</sup> Ebenso einseitig wie die alleinige Konzentration auf die Geschichte „von oben“ wäre der Versuch, diese durch eine „Geschichte von unten“ ersetzen zu wollen.<sup>52</sup> Stattdessen ergibt sich bei der Auswertung mehrerer Interviews die Notwendigkeit, die Aussagen vergleichend zu betrachten und anhand weiterer Quellen bzw. Darstellungen zu überprüfen. Die subjektiven Informationen der Befragten werden so in einen übergeordneten historischen Zusammenhang eingebunden, Ausgangsbasis bleibt jedoch die Perspektive „von unten“.<sup>53</sup>

Obwohl die Kontroverse um die Wissenschaftlichkeit von Alltagsgeschichte und *oral history* inzwischen an Schärfe verloren hat, wurde von manchem Gegner der Methode weiterhin die „Subjektivität“ sowohl des einzelnen Informanten als auch des an der Erstellung der Quelle beteiligten Interviewers beklagt. Dem kann beispielsweise entgegengehalten werden, dass sich das Problem der ‚Subjektivität‘ „bei der Arbeit mit schriftlichen Quellen, deren schwarz-auf-weiß gedruckter Zustand oftmals über ihre Unfertigkeit, Unzulänglichkeit und eben Ungenauigkeit hinwegtäuscht,“<sup>54</sup> ebenso stellt.

<sup>48</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 6.

<sup>49</sup> Geppert: *Forschungstechnik oder historische Disziplin?* S. 309.

<sup>50</sup> Vorländer: *Mündliches Erfragen*, S. 7 – 28.

<sup>51</sup> Niethammer: „Die Jahre weiß man nicht...“, S. 17.

<sup>52</sup> Knoch: *Kriegsalltag*, S. 6.

<sup>53</sup> Im Vergleich zu Schröder („*Gestohlene Jahre*“) und anderen *oral historians* wählte Niethammer für das LUSIR-Projekt einen anderen Forschungsansatz: es ging ihm nicht „um die ‚Rekonstruktion‘ der Wirklichkeit des Krieges, sondern erfahrungsgeschichtlich um das Erfassen seiner Bedeutung für die Gesellschaft, die ihn überlebte.“ Niethammer: *Heimat und Front*, S. 164.

<sup>54</sup> Geppert, S. 316. Die wegen ihrer Subjektivität ebenfalls kritisch zu betrachtenden Feldpostbriefe (Feldpostzensur, Selbstzensur) sind hierfür ein Beispiel, vgl. Ebert: *Stalingrad*, S. 54. Alexander v. Plato betrachtet diejenigen, die die Nutzung subjektiver Erinnerungszeugnisse als Quelle in der Historiographie kritisieren, und statt dessen nur schriftliches Quellenmaterial, insbesondere Verwaltungsakten, verwenden, als „im Glashaushaus“ sitzend und meint: „Die Aktenzentrierung ist in einer Zeit, in der die Aktenwirklichkeit nicht nur zurechtgestutzt ist für den beschönigenden Schein, sondern auch in der Bedeutung rückläufig ist durch das Telefon, durch Videokonferenzen und Bilder/Fotos, durch E-Mails und schnelle und unauffällige Löscharbeit großer Datenspeicher [Beispiel: Löschung von Akten im Bundeskanzleramt nach der Ablösung der Regierung Kohl 1998], noch fragwürdiger geworden, als sie es schon vorher war. ... Die Reduktion auf schriftliche Quellen allein ist – man muss es immer wieder betonen – in der Gefahr, Subjekte zu

Fest steht, dass die Beschreibung der Lebenswege von Wehrmachtsangehörigen durch den Zweiten Weltkrieg anhand von Gesprächen oder auch Feldpostbriefen als zeitnahe Quelle „in der Spannung zwischen individuellen Geschichten im Krieg und der Geschichte des Krieges“<sup>55</sup> steht. Sie offenbaren andere Wahrnehmungen und Deutungen als die offizielle Geschichtsschreibung.<sup>56</sup> Ein Charakteristikum von Menschen ist es, „Geschichten zu erzählen und so das Leben und die Welt zu ‚verstehen‘.“<sup>57</sup> Die in Sprache gefassten Erlebnisse werden durch die Einordnung und Formulierung verändert, wobei „Gesprochenes oder Geschriebenes ... nie ganz Abbild oder authentisches Zeugnis vergangener Wirklichkeit“ ist.<sup>58</sup> Der Biograph bestimmt Auswahl und Reihenfolge des Erzählten, und, „je weiter diese Erlebnisse zurückliegen, desto mehr gerät seine zeitgenössische Geisteshaltung in Vergessenheit,“<sup>59</sup> so ein Kritikpunkt. Im Gegensatz zur schriftlichen Quelle, „bietet das Interview [jedoch] Möglichkeiten, die die überlieferte vorliegende Quelle dem Historiker nicht mehr bieten kann.“<sup>60</sup> Vom Verfasser einer Quelle eventuell für unwichtig erachtete und daher weggelassene Aspekte können u. U. zu einer unzureichenden Quellenerschließung führen, wohingegen der Interviewer von einem Zeitzeugen Informationen im Hinblick auf seine spezifische Fragestellung erhalten kann.

Auch die Frage nach dem von Alexander v. Plato geschaffenen Begriff der „Unschärfelation“ „zwischen den Einzelnen auf der einen und Gruppen, Milieus oder ganzen Gesellschaften auf der anderen Seite“<sup>61</sup> ist in der Erfahrungsgeschichte<sup>62</sup> zu stellen. Obwohl aber entweder nur das oder, oder das andere wirklich ‚scharf‘ gesehen werden kann, gebe es „Annäherungen von der einen oder anderen Seite her“,

---

vernachlässigen auf eine scheinpositivistische Weise; denn nahezu alle Quellen der Historiographie sind subjektiv oder von Subjekten geschrieben, die in Interessenkonstellationen leben und arbeiten. ... Überdies sind die meisten Forschungen, die allein auf Verwaltungsakten basieren und sie unkritisch nutzen, ‚herrschaftsorientiert‘.“ Beispielsweise seien Erinnerungen oder frühere Aufzeichnungen von Häftlingen in sowjetischen Speziallagern das einzige Korrektiv zu den die einseitige Sicht der Sowjets verabsolutierenden Akten, da es ähnlich umfassende Akten von anderer Seite nicht gibt. Umgekehrt sind die Nutzer subjektiver Erinnerungszeugnisse gehalten, weitere Quellen als Kontrolle bzw. Korrektiv hinzuzuziehen und die entwickelte Methodenvielfalt der erfahrungsgeschichtlichen Forschung auch zu nutzen. Ders.: *Zeitzeugen und historische Zukunft*, S. 24f.

<sup>55</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 37.

<sup>56</sup> Vgl. Latzel: *Deutsche Soldaten*, S. 98f.

<sup>57</sup> Gadamer: *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1965, S. 336; Jasper: *Zweierlei*, S. 37.

<sup>58</sup> Welzer: *Böse Menschen*, S. 28. Jasper: *Zweierlei*, S. 37, dort auch Anm. 4. Clausewitz: *Vom Kriege*, S. 212f. ordnete der Kriegspolitik einer Staatsführung eher das kognitive, rationale, und dem im Kampf stehenden Soldaten mehr das emotionale Agieren zu. Welzer: *Böse Menschen*, S. 10 und 213 stellt Vergleichbares für Zeitzeugenerzählungen fest.

<sup>59</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 37f.; vgl. Welzer: *Böse Menschen*, S. 27; Koselleck: *Historik*, S. 99.

<sup>60</sup> Vorländer: *Mündliches Erfragen*, S. 22.

<sup>61</sup> v. Plato: *Zeitzeugen und historische Zukunft*, S. 26.

<sup>62</sup> Unter Erfahrung ist die „psychische und kognitive Verarbeitung von Eindrücken“ zu verstehen. Zit. n. Steinbach: *Bewusstseinsgeschichte*, in: v. Plato: *Geschichte und Psychologie*, S. 172.

so v. Plato.<sup>63</sup>

Ein weiterer Vorwurf, der gegen die *oral-history*-Methode erhoben wird, ist der der Repräsentativität. Dahinter verbirgt sich die Frage, „ob die Auswahl der Interviewpartner und deren Aussagen so typisch für die jeweils betrachtete Grundgesamtheit sind, dass die Befragungsergebnisse tatsächlich gültige Rückschlüsse auf die spezifischen Merkmale dieser Population erlauben.“<sup>64</sup> Die meisten *oral historians* erklärten, dass die von Ihnen Befragten nicht danach ausgewählt werden würden, ob sie einer statistischen Norm entsprächen, sondern danach, „ob sie bestimmte historische Prozesse als Person ... exemplarisch verdeutlichen können.“<sup>65</sup> Kontrollmöglichkeiten sind bereits im Erinnerungsinterview selbst gegeben, indem interne Quer- oder externe Kontrollvergleiche durchgeführt werden, „einzelne Aussagen entweder miteinander oder mit den historisch gesicherten Tatbeständen beziehungsweise dem Wissen des Interviewers darüber überprüft werden.“<sup>66</sup> Durch das Zusammensetzen sich ergänzender Versionen können bestimmte historische Vorgänge verhältnismäßig genau erfasst werden. Die Voraussetzung für Vergleiche ist ein gemeinsamer Nenner, auf den sich die jeweiligen Darstellungen beziehen lassen. Der Vergleich verschiedener Aussagen erlaubt es, einen Befund zu bestätigen, zu ergänzen oder zu widerlegen. Er ist eine von mehreren Grundlagen, um den Repräsentativitäts- und Wahrheitsgehalt biographischer Zeugnisse zu prüfen.<sup>67</sup> In diesem Zusammenhang wies v. Plato nicht nur darauf hin, dass möglichst unterschiedliche Gesprächspartner für eine Interviewreihe gefunden werden sollten<sup>68</sup>, sondern „dass man in der qualitativen historischen Forschung über eine andere Bestimmung der 'Repräsentativität' als in den quantitativen Untersuchungen nachdenken müsste, dass fast alle 'Erfahrungswissenschaftler' von einem 'Sättigungsgrad' bei einer bestimmten Anzahl von Interviews ausgehen, nach denen keine weitere fundamentalen Verarbeitungsweisen und Haltungen einer Befragtengruppe herauskommen.“<sup>69</sup>

---

<sup>63</sup> Ebd. Diesen eher in der Naturwissenschaft angesiedelten Begriff übernahm v. Plato aus der Quantenphysik Heisenbergs. Ebd., Anm. 21.

<sup>64</sup> Geppert: *Forschungstechnik*, S. 311.

<sup>65</sup> Ebd., S. 312. Vgl. v. Plato: *Zeitzeugen*, S. 8, betont, dass es „in mentalitätsgeschichtlichen Arbeiten [nicht] primär um eine genaue Erinnerung an bestimmte Ereignisse und deren Wiedergabe“ gehe.

<sup>66</sup> Geppert: *Forschungstechnik*, S. 313. In einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* antwortete Alexander von Plato auf die Nachfrage, „wann ... eine Biografie spannend“ sei, dass dies auf jede Biografie zuträfe. Die Fragen sei, „für wen sie spannend sein soll.“ Interview zwischen Jan Söfjer, *Süddeutsche Zeitung* und Alexander von Plato, abgedruckt in der *Süddeutschen Zeitung* am 17. Mai 2010 zum Thema *Lebensgeschichten als Lernmedium*. Artikelüberschrift: „Jede Biografie ist interessant.“

<sup>67</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 120.

<sup>68</sup> Siehe dazu den Abschn. „Auffinden der Interviewpartner“ zu Beginn dieser Einführung.

<sup>69</sup> v. Plato: *Geschichte und Psychologie*, S. 171 – 200.

Ausgiebige Erzählungen bzw. längere Abschnitte sind dazu gedacht, dass der Interviewer eine Möglichkeit erhält, von einer Einzelpersonlichkeit mehr als nur kurze, bruchstückhafte Episoden aus dessen Leben zu erfahren. Diese sind zwar auch nur Segmente, können aber Einblicke in die jeweiligen Umstände, z. B. Versorgung, Kriegsverbrechen, Verhalten gegenüber der Zivilbevölkerung oder Kameradentum, Versorgung vermitteln und so herausstellen, was für denjenigen Soldaten und eventuell für andere in vielerlei Hinsicht charakteristisch war. Die jeweiligen Geschichten wiesen zum Teil über den Einzelfall hinaus und zeigen exemplarisch, wie deutsche Soldaten in bestimmten Fällen vorgegangen sind.<sup>70</sup>

Festzustellen ist, dass in anderen Ländern (beispielsweise in Frankreich, England und den USA) die *oral history* unter weniger extremen Vorbehalten und übertriebener Kritik aufgenommen wurde als in Deutschland. Als Forschungstechnik betrachtet, stellt sich die mündlich erfragte Geschichte als „anspruchsvolle Methode dar, die zwar andersartige, aber nicht prinzipiell schwierigere theoretische Probleme aufweist als sonstige geschichtswissenschaftliche Techniken.“<sup>71</sup> Es wird sich bei einem Interview zwar immer um ein „künstlich“ herbeigeführtes Gespräch handeln, bei dem die Quelle durch die auswertenden Wissenschaftler zu allererst geschaffen werden.<sup>72</sup> Jedoch kann bei entsprechender Interviewführung eine natürliche Kommunikation entstehen, in der der Informant durch Gesprächsanreize und Interessebekundungen des Interviewers möglichst selbständig und zusammenhängend Geschichten erzählt.<sup>73</sup> Durch Ausgangs- und Nachfragen wird der Erinnerungsprozess beim Zeitzeugen aktiviert.

Welzer interviewte Zeitzeugen, die ihre Kriegserlebnisse noch so genau vor Augen haben, „als wäre es gestern gewesen“ oder mit der Versicherung, das Geschehene stände ihnen „noch genau vor Augen.“<sup>74</sup> Schröder hat in Interviews mit den Betroffenen eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht und stellt fest:

„Die Wahrnehmung von Ereignissen bekommt dadurch Erlebnisqualität, dass sie von Gefühlen begleitet werden, die das Geschehen zu einem wichtigen Erlebnis machen, das den Zeitzeugen auch nach langer Zeit präzise vor Augen steht und wenig anfällig ist für die Mechanismen des Umschreibens durch das Erinnern.“<sup>75</sup>

Eine weitere Besonderheit der mündlich erfragten Geschichte ist, wie bereits im vorigen Abschnitt angesprochen, dass sich die Informanten an eine Zeit zurückerinnerten, die mehr als 60 Jahre zurücklag. Es ist daher davon auszugehen, „dass die ursprünglichen Wahrnehmungen zwischenzeitlich durch ... Meinungsänderungen, Vergessens-, Verarbeitungs- und Verdrängungsprozesse verändert und

---

<sup>70</sup> Schröder: Kasernenzeit, S. 112.

<sup>71</sup> Geppert: Forschungstechnik, S. 316.

<sup>72</sup> v. Plato: Methodische Grundlegungen, S. 337.

<sup>73</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 15.

<sup>74</sup> Welzer: Böse Menschen, S. 9.

<sup>75</sup> Ebd .

uminterpretiert worden sind.<sup>76</sup> Indem der Interviewer durch direkte Nachfragen in den Prozess der Entstehung von Erinnerung involviert ist, kann er jedoch zusätzliche Informationen zur Rückerinnerung an längst aus dem aktiven Gedächtnis Ausgelagertes beitragen und so eine aktive Rolle bei der Produktion historischer Quellen spielen.<sup>77</sup> Befragte können sich in der Regel gerade an Alltagsroutinen, aber auch an besondere Vorkommnisse gut erinnern. Daher dürfte die Tendenz, nachträglich etwas zu verändern, bei den Alltagserfahrungen besonders gering sein.<sup>78</sup> In Bezug auf das Gedächtnis ist aber zu bemerken, dass sich gerade Kriegserlebnisse aufgrund ihrer Brisanz gut einprägen und als „lebensgeschichtliche Schlüsselerfahrungen“ oft besonders tiefe Erinnerungsspuren hinterlassen.<sup>79</sup>

Einige der für diese Arbeit Befragten wiesen aber darauf hin, dass sie manchmal Schwierigkeiten dabei hatten, ihre Kriegserlebnisse so darzustellen, dass der Zuhörer/Interviewer, der weder in der konkreten Situation des Krieges dabei war noch jemals Krieg erlebt hat, diese nachvollziehen oder sich das jeweilige Verhalten und Handeln der Kriegsteilnehmer vorstellen könne.<sup>80</sup>

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass *oral history* eine Forschungstechnik der Geschichtswissenschaft ist, in der mündliche Erinnerungsinterviews mit Zeitzeugen durchgeführt und gleichzeitig auf einen Tonträger zur späteren Auswertung durch den Historiker aufgenommen werden.<sup>81</sup> Der Vorwurf von Gegnern dieser Methode, die so gewonnenen Informationen seien „zufällig, einseitig, subjektiv“<sup>82</sup> trifft auch auf die meisten konventionellen Quellen zu,<sup>83</sup> wobei v. Plato klarstellt, dass die Kritik an der Subjektivität und deren Analyse ja der Sinn der Nutzung mündlicher Überlieferungen sei: Es gehe ja gerade um diese subjektiven Erfahrungen und „deren Bedeutung für historische Prozesse“,<sup>84</sup> und dazu bedürfe „es besonderer Quellen, die uns etwas über diese Subjektivität vermitteln können.“<sup>85</sup>

---

<sup>76</sup> Geppert: Forschungstechnik, S. 310.

<sup>77</sup> Ebd.

<sup>78</sup> Ebd. sowie Schröder: Gestohlene Jahre, S. 216.

<sup>79</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 216. Vgl. v. Plato: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 8, zu den Grenzen der Erinnerungsfähigkeit, zur Überlagerung von Erfahrungen und Erinnerungen durch spätere Erlebnisse, nachfolgende andere Bewertungen und durch Veränderungen im Umfeld der Befragten. Diese subjektiven Erinnerungen sind Teil des kollektiven Gedächtnisses unserer Gesellschaft.

<sup>80</sup> Zu diesen Gesprächspartnern gehörten u. a. die für diese Studie Befragten Rothe und Schlotmann. Vgl. Detel: Grundkurs Philosophie 3, S. 150.

<sup>81</sup> Geppert: Forschungstechnik, S. 316.

<sup>82</sup> Vorländer: Mündliches Erfragen, S. 15.

<sup>83</sup> Beispielsweise seien Verwaltungsakten staatlicher Regierungs- oder Verwaltungsstellen „mit speziellen Interessen angelegt worden.“ Plato: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 7.

<sup>84</sup> Ders.: Methodische Grundlegungen, S. 337; ders.: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 8.

<sup>85</sup> Ders.: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 8.

#### 1.4 Auffinden der Interviewpartner

Schon die Form des Herantretens an den Interviewpartner (etwa über Dritte oder über eine Institution) strukturiert das Interview vor.<sup>86</sup> Bedacht werden muss u. a. auch, dass aktuelle politische und gesellschaftliche Ereignisse ein lebensgeschichtliches Interview beeinflussen können. Beispielsweise war bei der Suche nach Zeitzeugen für die vorliegende Arbeit festzustellen, dass potentielle Informanten, die auf Anzeigen in Zeitungen reagierten, zunächst sehr vorsichtig anfragten, was die Verfasserin denn mit ihren Aussagen vorhabe. Viele gaben erst im Verlauf des Telefonats ihren Namen bekannt. Es stellte sich häufig heraus, dass die ehemaligen Soldaten sich durch Presse und Wehrmachtsausstellung falsch beurteilt und teilweise sogar in Verruf gebracht fühlten und daher zunächst die Intention der Studie in Erfahrung bringen wollten.

Im Interview richtet jeder Informant das von ihm Gesagte auf sein Gegenüber, als den Fragenden aus. Jedoch handelt es sich bei dem Gespräch immer auch um ein „halb-öffentliches Arrangement“, wie Ulrike Jureit meint, da der Befragte weiß, dass der Interviewer „ein gewisses Verwertungsinteresse an dem Gesprochenen“<sup>87</sup> hat. Ein Zeitzeuge, der für diese Arbeit befragt wurde, wollte das Interview für seine Kinder und Enkelkinder aufgezeichnet wissen. In diesem Fall prägt der „Testamentscharakter“ das im Gespräch Erinnernte in seiner Form und seinem Inhalt. So gesehen „ist die Frage nach dem Adressaten einer Quelle auch immer eine Frage nach den Motiven des Zeitzeugen, sich für ein lebensgeschichtliches Interview zur Verfügung zu stellen.“<sup>88</sup>

Die Erinnerungsinterviews, die den Beiträgen dieser Arbeit zugrunde liegen, wurden von der Verfasserin zwischen 1993 und 2002 geführt.<sup>89</sup>

Die 42 Interviewpartner dieser Studie wurden durch Aufrufe im *Hamburger Abendblatt*,<sup>90</sup> der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung*<sup>91</sup> sowie den bundesweit erscheinenden Mitgliederzeitungen *Kameraden*<sup>92</sup>, *Der Heimkehrer*<sup>93</sup> und *Stimme &*

---

<sup>86</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 12.

<sup>87</sup> Ebd., S. 32.

<sup>88</sup> Ebd.

<sup>89</sup> Die relativ große Zeitspanne erklärt sich aus der Tatsache, dass im Zuge einer Seminararbeit, die an der französischen Universität Caen angefertigt werden sollte, die ersten beiden Zeitzeugen – ein ehemaliger deutscher und ein ehemaliger französischer Soldat – Ende 1993 und im Sommer 1994 interviewt wurden, die Arbeit mit den Zeitzeugen dann für die historische Abschlussarbeit im Jahre 1996 fortgesetzt wurde. Im Zuge der geplanten Dissertation fand dann eine weitere Suche nach ehemaligen Wehrmachtangehörigen statt, die daraus resultierenden Gespräche begannen ab 1998 und endeten im Jahre 2002.

<sup>90</sup> Hamburger Abendblatt v. 3./4.8.1996 mit dem Aufruf: „Wer erlebte die Landung der Alliierten?“ (Abdr. ebd. in der Beilage *Journal* „Von Mensch zu Mensch“, S. 7).

<sup>91</sup> H.A.Z. v. 27.7.1998, S. 12.

<sup>92</sup> Kameraden, Ausgabe 9/1998, Heft 533, Jgg. 46, S. 38.

<sup>93</sup> Der Heimkehrer, Ausgabe 9/10 v. 15.10.1998, Jgg. 49, S. 24.

Weg<sup>94</sup> angesprochen und haben dann mit der Verfasserin schriftlich oder telefonisch Kontakt aufgenommen. Andere wiederum wurden durch Empfehlungen erreicht.<sup>95</sup> Insgesamt meldeten sich etwa 90 Zeitzeugen aus dem gesamten Bundesgebiet. Die Affinität zu Gesprächen mit Informanten des Zweiten Weltkrieges entwickelte sich während des Studiums der Verfasserin. Auf der Suche nach einem Zeitzeugen für eine Seminararbeit über den 6.6.1944, die im Rahmen eines Seminars an der Universität Caen entstehen sollte, hatte sich die Verfasserin im Herbst 1993 an den ihr bekannten Vorsitzenden einer deutsch-französischen Städtepartnerschaft<sup>96</sup> gewandt. Dieser in Bricquebec ansässige Deutschlehrer empfahl ihr den ehemaligen Wehrmachtsangehörigen Heinrich Severloh, der sich sofort bereit erklärte, als Interviewpartner zur Verfügung zu stehen.<sup>97</sup> Der für die Seminararbeit ebenfalls interviewte Franzose, Henri Martin, wurde nach einer mitgeschnittenen Radiosendung<sup>98</sup> von der Verfasserin ermittelt. Das Interview fand am 5.6.1994 in St.-Laurent-sur-Mer statt. Diese ersten beiden Interviews 1993 und 1994 basierten zunächst auf einem vom Historischen Seminar der französischen Universität Caen für Zeitzeugen erstellten, mehrseitigen Fragebogen, der den damaligen GeschichtsstudentInnen des Seminars „Le débarquement, la bataille de Normandie et la libération de la France“<sup>99</sup> des Studienjahres 1993/94, das die Verfasserin während ihres Frankreichjahres besuchte und abschloss, zur Verfügung gestellt und von ihr im Laufe der Zeit weiter ergänzt und überarbeitet wurde. Nachdem die Idee entstanden war, die Seminararbeit zu einer Magisterarbeit auszuweiten, wurden einige Augenzeugen mit Hilfe des Schneeball-

<sup>94</sup> Stimme & Weg (jetzt: *Frieden*). Vierteljährlich erscheinende Mitgliederzeitung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Der Aufruf erschien in der Ausgabe 2/2001, S. 30.

<sup>95</sup> Die gilt für die beiden ersten Zeitzeugen, Severloh und Martin, die 1993 bzw. 1994 interviewt worden sind und deren Aussagen Bestandteil einer Seminararbeit in Frankreich über den 6. Juni 1944 waren. Ritter, Dietrich und Mühlig wurden von ihren Bekannten bzw. Nachbarn auf den Aufruf aufmerksam gemacht und ermutigt, sich mit der Verfasserin in Verbindung zu setzen.

<sup>96</sup> Es handelte sich um die Partnerschaft zwischen Bricquebec (Manche/Normandie) und Lachendorf (Niedersachsen, Ldkr. Celle), die u. a. regelmäßig ein Schüleraustauschprogramm durchführt, an dem die Verfasserin selbst im Jahre 1980 teilgenommen hat.

<sup>97</sup> Die Namen mancher Interviewpartner erscheinen, aus Gründen des Personenschutzes, oder auf Wunsch der Informanten, als Pseudonym. Bei so bekannten Zeitzeugen wie Severloh, Gockel u. a. wurde darauf verzichtet, da sie in einer Vielzahl von Büchern, Autobiographien und Zeitungs- sowie Fernsehinterviews mit richtigem Namen erscheinen und selbst ohnehin keinen Wert auf ihre Anonymisierung legten. Zur Verwendung von Decknamen, siehe u. a. Schröder: *Kasernenzeit*, S. 16. Im Falle des inzwischen verstorbenen Befragten Karl Dietrich, war dessen Sohn, der sich ebenfalls die Mühe machte, im Nachlass seines Vaters nach Originalfotos zu suchen, und diese dann der Verfasserin zur Verfügung stellte, damit einverstanden, den Namen seines Vaters nicht zu anonymisieren. Auch Schlotmann verzichtete auf eine Anonymisierung seines Namens.

<sup>98</sup> Die Live-Sendung *Veillées* wurde am 21.09.1993 von Radio-France, Normandie-Caen aus Vierville-sur-Mer gesendet.

<sup>99</sup> Das Seminar wurde vom frz. Historiker Prof. Jean Quellien geleitet.

systems<sup>100</sup> ausfindig gemacht; ein Zeitzeuge wurde anhand eines Buches ermittelt.<sup>101</sup> Fünf weitere ehemalige Soldaten meldeten sich nach einem Aufruf in der Lokalpresse bei der Verfasserin.<sup>102</sup> Die Interviews wurden in der Zeit vom 23.7. – 8.9.1996 geführt.<sup>103</sup> Alle Befragten wussten, dass der Zweck des Gesprächs die wissenschaftliche Auswertung sein würde. In fast allen Fällen fanden die Interviews nach vorheriger Terminvereinbarung in der Wohnung der Interviewpartner statt. Dafür wurden insgesamt Fahrten von mehreren tausend Kilometern innerhalb Deutschlands in Kauf genommen.<sup>104</sup>

Aufgrund des „Schneeballsystems“ ergab es sich, dass allein vier Interviewpartner am 6. Juni 1944 auf oder in der Nähe desselben Stützpunktes (WN 62) nahe Colleville-sur-Mer die Landung der Alliierten beobachteten und sich dort verteidigen mussten. Dieser Umstand erwies sich als positiv, da die Befragten den Einsatz ihrer Kameraden am Tag der Landung selbst, aber auch zur Zeit der Besetzung bestätigen und ergänzen konnten.

Festzustellen ist, dass fast alle für diese Arbeit befragten Informanten sich aufgrund von Zeitungsaufrufen meldeten. In den Jahren 1996, 1998, 2000 und 2001 erschienen entsprechende Anzeigen, wie erwähnt, in zwei norddeutschen Tageszeitungen (Hamburger Abendblatt und Hannoversche Allgemeine Zeitung) sowie in den drei bereits genannten einschlägigen Zeitschriften, die vielfach von ehemaligen Wehrmachtangehörigen gelesen werden. Viele von ihnen hatten als Soldat mehrere Kriegsschauplätze erlebt (außer im Westen und in Osten, waren die älteren Jahrgänge 1941 auf Kreta, später in Afrika, Italien und auch Norwegen als Soldaten im Einsatz gewesen).

Bei den Befragten handelt es sich bei fast allen 42 Akteuren um Soldaten, die eine Zeitlang im Fronteinsatz waren, viele von ihnen standen zeitweise an vorderster Front.<sup>105</sup> Die Alterszusammensetzung der Interviewpartner dieser Studie ist heterogen:

---

<sup>100</sup> Diese Methode wird bei Stöckle: Zum Praktischen Umgang mit Oral History, S. 131 – 158, als bewährter Weg beschrieben (S. 135), denn die jeweiligen Informanten kannten in der Regel noch weitere, ehemalige Kameraden, die sich auch gut an ihre Kriegserlebnisse erinnern konnten und sich bereits seit Jahren untereinander ausgetauscht hatten.

<sup>101</sup> Es handelt sich hier um Paul Siemers (Pseudonym) aus Niederbayern, der in dem Werk „Normandiefrent“ von Milano, von seinen Erfahrungen in der Normandie berichtet.

<sup>102</sup> Gemeint ist der bereits erwähnte Aufruf im *Hamburger Abendblatt*.

<sup>103</sup> Genaue Datumsangaben im Quellen- und Literaturverzeichnis.

<sup>104</sup> Vier Informanten wurden in Süddeutschland aufgesucht und die Fahrt dorthin mit einem zweitägigen Aufenthalt im BA-MA in Freiburg verbunden.

<sup>105</sup> Die Soldaten waren, zumindest zeitweise, im Rahmen von Kampftruppen bei Kämpfen an vorderster Front eingesetzt. Andere befanden sich überwiegend bei der Artillerie (die Feuerstellungen befanden sich hinter den vordersten Linien, beim Tross bzw. im rückwärtigen Heeresgebiet. Dies trifft auf Dorn als NSFO, Rothe als Sanitäter, Dr. Bötcher als Unterarzt, Golder als Funker und Ritter sowie Severloh als Artilleristen zu. Zu berücksichtigen ist auch, dass etwa Gockel, Meißner, Arp, Uhlmann, Siemers und andere ausschließlich im Westen eingesetzt waren, der bis Juni 1944 kein akut umkämpfter Kriegsschauplatz war. Viele andere Befragte dieser Studie wurden ebenfalls für einige Zeit

der älteste ist Jgg. 1908, der jüngste Jgg. 1926.<sup>106</sup> Drei Informanten und eine Informantin haben aufgrund einiger Besonderheiten Dienst in der Wehrmacht bzw. für die Wehrmacht geleistet: Ewald Jost, der als Belgier aus dem von Deutschland annektierten Gebiet Eupen-Malmédy stammte und zur Wehrmacht einberufen wurde; Frau Summ, die als DRK-Schwester eines Stuttgarter Krankenhauses für eine an Fleckfieber erkrankte Kollegin plötzlich in einem Kriegs- und später Frontlazarett in der Ukraine Dienst tun musste sowie Heinz Gärtner, der als junger SPD-Widerständler im KZ Fuhlsbüttel und in der NS-Jugendstrafanstalt Hanöfersand eingesperrt hatte, für wehrunwürdig befunden worden war, und dann doch zur Wehrmacht einberufen wurde, als diese jeden Mann im wehrfähigen Alter für den Frontdienst benötigte. In diesem Zusammenhang ist der bereits angesprochene französische Zeitzeuge, Henri Martin, zu nennen der sowohl die deutsche Besatzung als auch die Landung der Alliierten in Frankreich erlebte.

Zwischen Alter und Verwendung bestand ein Zusammenhang: Die jungen Soldaten der so genannten „belastbaren Jahrgänge“ kämpften an der Front, die älteren „und deshalb für die extremen körperlichen und nervlichen Anspannungen dieses Einsatzes weniger Geeigneten“<sup>107</sup> wurden daher eher zum Besatzungsdienst hinter der Front eingeteilt. Kritisch anzumerken ist jedoch, dass die Truppenzusammensetzung sich bereits 1942, nach dem gescheiterten Unternehmen „Barbarossa“ und dem auch für russische Verhältnisse frühen, strengen Winter, aufgrund der vielen Ausfälle (v. a. durch Erfrierungen, Ruhr, Hepatitis und Nierenerkrankungen) dergestalt änderte, dass auch Angehörige der Jgge. 1921 – 1923 nicht mehr oder nur bedingt ostverwendungsfähig waren und zunächst in Lazaretten und in der Heimat ausgeheilt werden mussten. Besonders in den Westen wurden sowohl wiedergenesene Wehrmachtssoldaten jüngerer Jahrgänge, die 1941 – 1942 im Osten gewesen waren als auch Angehörige der Jahrgänge 1913/14 – einzige Söhne, deren Väter im Ersten Weltkrieg verstorben

---

im Westen stationiert, wo sie erst ab dem 6.6.1944, mit der Landung der Alliierten, Frontsoldaten waren. Bis dahin waren sie im Westen in unterschiedlichen Funktionen: zur Auffrischung, zur Wiederaufstellung, zur Ausbildung oder zur „Wacht am Atlantik“, wie beispielsweise von Severloh erinnert wurde. Frontsoldaten stellten „zehn der zwölf Kriegstoten des Gesamtbestandes [einer Division]“, das Durchschnittsalter der Gefallenen betrug 23 Jahre, so Jasper: Zweierlei, S. 175 und Rass: Menschenmaterial, S. 99f. Rass stellte fest, dass die Soldaten der von ihm untersuchten 253. I. D., die seit 1940 dabei waren, die Fronteinsätze eher überlebten, als die später neu hinzugekommenen, jüngeren Jahrgänge. Ebd., S. 100. Jasper: Zweierlei, S. 175 stellt für die Frontsoldaten fest: „Die hohe Wahrscheinlichkeit, das Schicksal von Tod und Verwundung zu erleiden bzw. dieses Schicksal einer Vielzahl von Kameraden erleben zu müssen, war eine typische Erfahrung von Frontsoldaten in allen Armeen.“

<sup>106</sup> Die Wehrmacht versuchte, die verschiedenen Verbände im Hinblick auf deren Alterszusammensetzung je nach Anforderung und Verwendung zu steuern. Jasper: Zweierlei, S. 32.

<sup>107</sup> Jasper: Zweierlei, S. 32; DRZW 5/1 (Beitrag Kroener: Ressourcen, S. 710 – 713; DRZW 5/2 (ders.: Menschen-Bewirtschaftung) S. 978f.; Hartmann: Ostkrieg, S. 797.

waren (in dieser Studie Arp und Uhlmann) verlegt. Später gehörten auch der Befragte Neß (Einzelkind, Vater fiel 1942 an der Ostfront) sowie Dose (Vater starb 1929, der Bruder fiel 1942) dazu.

Die Geburtsjahrgänge dieser Arbeit lassen sich in Generationskohorten einteilen: Die vor 1910 Geborenen, für die das Kaiserreich und die Anfänge der Weimarer Republik entscheidend waren, die zwischen 1910 und 1920 Geborenen, „die ihre Sozialisation größtenteils noch vor dem Machtantritt der NSDAP erlebten“<sup>108</sup> und vor Kriegsbeginn eine gründliche militärische Ausbildung erhielten und die nach 1920 Geborenen, die besonders stark durch die NS-Herrschaft geprägt waren und erst während des Krieges eine kürzere Ausbildung erhielten, bevor sie danach den Frontverbänden zugewiesen wurden.<sup>109</sup> Nach dieser Vorgabe und einer ähnlichen Einteilung der Kriegsteilnehmer in drei Generationen durch Gabriele Rosenthal: die wilhelminische Jugendgeneration (Jahrgänge 1890 – 1900), die Weimarer Jugendgeneration (1906 – 1919) und die Hitlerjugend-Generation (ca. 1922 – 1930)<sup>110</sup> gehört keiner der für diese Studien Befragten der wilhelminischen Jugendgeneration an. Zur Weimarer Jugendgeneration zählen acht Interviewpartner.<sup>111</sup> Die Angehörigen dieser Generation sind zumeist während des Ersten Weltkrieges geboren, haben in frühen Lebensjahren Hunger erfahren, was besonders von Kramer<sup>112</sup> und Gärtner<sup>113</sup> thematisiert wurde, und sind als erste deutsche Generation in ihrer Kindheit und Jugendzeit in einer demokratischen Republik aufgewachsen.<sup>114</sup> Mit dem 18. und 19. Lebensjahr begann für diese jungen Männer in der Regel das „kasernierte Leben in militärischen Organisationen.“<sup>115</sup> Sie haben mehrheitlich den gesamten Zweiten Weltkrieg als Soldat erlebt, und die Angehörigen der Jahrgänge 1911 – 1919 waren schon vor 1939 zu Arbeitsdienst und Wehrmacht eingezogen worden oder hatten sich freiwillig gemeldet, wie die Befragten Kramer und Kowalski. Eine berufliche Karriere außerhalb der Wehrmacht konnte sich bei ihnen vor dem Krieg nicht ausbilden, so „dass das

---

<sup>108</sup> Jasper: Zweierlei, S. 32f.

<sup>109</sup> Ebd., sowie Rosenthal: Als der Krieg kam, S. 17.

<sup>110</sup> Rosenthal: Als der Krieg kam, S. 17f.

<sup>111</sup> Wann eine Generation jahrgangsmäßig beginnt, ist, nach Rosenthal „im Kontext der konkreten jeweiligen sozialen und historischen Verhältnisse“ zu sehen. Ebd., S. 18.

<sup>112</sup> Kramer wurde 1914 geboren. Sein Vater, von Beruf Schuhmacher, musste beide Kinder Anfang der 20er Jahre auf Bauernhöfen unterbringen, da er sie nicht ernähren konnte. Als Gegenleistung halfen Kramer und seine Schwester den Bauersleuten bei der Arbeit. Kramer berichtete im Interview, dass er frühmorgens erst einmal einige Kühe melken musste, bevor er die sechs Kilometer zur Schule ging.

<sup>113</sup> Gärtner, geb. 1916, erzählte im Interview, dass insbesondere seine etwas älteren Schwestern wegen der Mangelernährung im so genannten „Steckrübenwinter“ 1916/17 Hunger gelitten hätte. Für ihn als Kleinkind habe es in dieser Zeit eine besondere Milchzuteilung gegeben.

<sup>114</sup> Rosenthal: Als der Krieg kam, S. 18.

<sup>115</sup> Ebd.

Soldatsein in ihrer Selbstwahrnehmung in gewisser Weise zum Beruf wurde.“<sup>116</sup> Die von Albrecht Lehmann sowie im LUSIR-Projekt von Lutz Niethammer und in ihren Monographien von Gabriele Rosenthal geführten Gespräche verdeutlichen, dass „diese Männer ihr Soldatsein häufig wie eine Erwerbstätigkeit [verstanden], die man ordnungsgemäß zu erfüllen hat.“<sup>117</sup> Im Zweiten Weltkrieg waren einige Angehörige dieser Generation bereits verheiratet, manche hatten bereits Kinder. Die Zeit, die sie im Krieg und in Gefangenschaft verbrachten, dauerte häufig bis ins mittlere Erwachsenenalter. Erst dann konnte eine oft schwierige Reintegration in Beruf, Ehe und Familie stattfinden. Kramer und Kowalski gehörten „zum Kern der Jugendgeneration der Weimarer Republik“<sup>118</sup> und damit zu den Jahrgängen, die am längsten bei der Wehrmacht waren. Von seiner gesamten Einstellung her, stand Kowalski der Hitlerjugendgeneration jedoch näher als der der Weimarer Generation.<sup>119</sup> Ebenfalls dieser Generation angehörende und für diese Arbeit befragte Informanten wurden, wie bereits angedeutet, teilweise aufgrund familiärer Sonderstellungen (z. B. einzige Söhne im Weltkrieg gefallener Soldaten oder bereits verstorbener Väter, wie Dose und Neß) oder wegen eines Universitätsstudiums (u. a. Arp<sup>120</sup>) zurückgestellt und erst im Verlauf des Krieges zur Wehrmacht eingezogen.<sup>121</sup>

In dieser Arbeit wurden die 1920 und 1921 Geborenen noch zur Weimarer Jugendgeneration hinzugezählt, so dass sich hier eine Gruppe von 22 Befragten ergibt, wohingegen die von 1922 bis 1926 Geborenen eine nur geringfügig kleinere Einheit von 20 Interviewpartnern ergibt.

Auf eine regionale Beschränkung der Arbeit, z. B. auf Zeitzeugen die ausschließlich aus Hamburg oder Norddeutschland stammen, wurde verzichtet, da regional

---

<sup>116</sup> Ebd., S. 19.

<sup>117</sup> Ebd.

<sup>118</sup> Ebd.

<sup>119</sup> Namentlich gehören weiterhin dazu: Buhr (geb. 1908), H. Meyer (geb. 1916), von dem diese Zeit nicht näher beschrieben wurde, Uhlmann (geb. 1913), Arp (geb. 1914) und Gärtner (geb. 1916). Außer Meyer, Freiwilliger der Reichswehr, wurden diese Biographen erst später Soldaten der Wehrmacht (siehe auch Kurzbiographien der Interviewpartner).

<sup>120</sup> Arp, geb. 1914, und damit Angehöriger der Weimarer Jugendgeneration, berichtete, er sei erst im Februar/März 1941 eingezogen worden, und zwar deshalb so spät, weil er Theologie studiert habe, „und die wurden ja damals zunächst nicht eingezogen. Und dann aber, ab '40/41 doch schon. Und dann wir auch.“

<sup>121</sup> Aus Personalmangel wurden im Laufe der ersten Kriegsjahre auch Studenten zur Wehrmacht eingezogen. Lediglich Medizinstudenten konnten seit Jahresbeginn 1942 durch einen Erlass der damaligen Reichsregierung zeitweilig zum Studium in der Heimat freigestellt werden. Alle drei Militärgattungen – Luftwaffe, Marine und Heer – hatten Studentenkompagnien zusammengestellt. Die Studenten hatten zwar Uniformen zu tragen, der übliche Kompaniedienst blieb ihnen jedoch erspart. Lediglich zu bestimmten Feier- und Gedenktagen musste die Einheit antreten. Im Übrigen war ein Medizinstudium unter fast friedensmäßigen Bedingungen möglich. Interview mit Dr. Plenefisch, in: Restloser Einsatz, S. 96.

begrenzte Studien bereits vorliegen.<sup>122</sup> Innerhalb der Wehrmacht befanden sich zumeist Soldaten aus dem gesamten Reichsgebiet sowie aus der dem Reich annektierten Staaten. Diese Heterogenität der Truppenzusammensetzung im Krieg wurde in dieser Studie ebenfalls im Hinblick auf die Dienstgrade beibehalten, die Arbeit also nicht auf Mannschaftsdienstgrade oder Offiziere beschränkt.<sup>123</sup> Für die vorliegende Untersuchung findet sich daher hinsichtlich der damaligen Dienstgrade folgende Zusammensetzung: acht Gefreite, sechs Ober-/Hauptgefreite, elf Unteroffiziere, ein Oberfeldwebel (später Oberleutnant), elf Leutnante (zwei wurden im Laufe des Krieges zum Oberleutnant befördert), ein Hauptmann, der während des Krieges zum Major befördert wurde, zwei Standartenoberjunker der Waffen-SS, ein Unterarzt im Range eines Hauptmanns sowie ein Oberjäger (Fallschirmjäger). Die für diese Arbeit interviewte DRK-Schwester gehörte – im Gegensatz zu den so genannten „Braunen Schwestern“ - nicht der Wehrmacht an, sondern war den Sanitätskompanien nur für den Fronteinsatz unterstellt. Auch im Hinblick auf das Alter der Befragten wurde keine Homogenität angestrebt.

Die Zusammensetzung der Biographen erklärt sich folgendermaßen: Wer sich auf einen der Aufrufe gemeldet hatte, war zunächst potenzieller Zeitzeuge. Entscheidend für die Auswahl der Interviewpartner war in erster Linie, ob sich der Zeitzeuge noch gut genug an die Kriegereignisse erinnern konnte. Während der ersten Kontaktaufnahme wurde dies zumeist deutlich. Natürlich erwies es sich oftmals als Vorteil, wenn darüber hinaus auch noch Materialien (Briefe, Tagebücher, Photos) aus der Zeit vorhanden waren und vielleicht sogar ein selbst verfasstes Erinnerungsmanuskript vorlag, das der Verfasserin dann vor dem Interview zur Einsichtnahme und späteren Rückgabe zur Verfügung gestellt werden konnte.<sup>124</sup>

In einigen Fällen existierten selbstverfasste Aufzeichnungen – insgesamt 16 der 42 Befragten verfügten über mehr oder weniger ausführlich niedergeschriebene Tagebücher und Erinnerungen, größtenteils in ungedruckter Form. In fünf Fällen

---

<sup>122</sup> U. a. Schröder: *Gestohlene Jahre*; die von Schröder und Albrecht Lehmann insgesamt 82 Befragten stammen alle aus dem Hamburger Raum. Eine vorherige Studie Lehmanns: *Erzählstruktur und Lebenslauf*, ließ 86 Gewährsleute, überwiegend Arbeiter, alle ebenfalls in Hamburg wohnhaft, zu ihren Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs zu Wort kommen. Niethammer beschränkte sein Projekt auf Arbeiter aus dem Ruhrgebiet.

<sup>123</sup> In Zusammenhang mit der Repräsentativität empfiehlt v. Plato sogar, dass „Gesprächspartner mit möglichst differierenden, wenn nicht gegensätzlichen, Erfahrungen vertreten sein [sollten], um eine möglichst große Vielfalt nach Geschlecht, Haltungen, weltanschaulichen, religiösen und politischen Orientierungen, Lebensverläufen, Milieuzugehörigkeit in den Blick zu nehmen. Und in den Interpretationen sollten diese Bezüge zu anderen Forschungen, insbesondere zu den quantitativen Befragungen und Lebenslaufforschungen Berücksichtigung finden - wie auch umgekehrt.“ *Zeitzeugen und historische Zunft*, S. 27.

<sup>124</sup> Über die 42 für diese Studie geführten Interviews hinaus haben etwa 20 weitere ehemalige Wehrmachtssoldaten nach dem Aufruf in der Lokalzeitung bzw. in der von der Kriegsgräberfürsorge hrsg. Zeitschrift „Stimme & Weg“ ihre Erinnerungen spontan, z. T. in Buchform, an die Verfasserin geschickt, z. T. auch Feldpostbriefe in Abschrift oder Kopie.

waren sie jedoch als Buch bei einem Verlag erschienen bzw. wurden in einem Fall als zweiteiliger Aufsatz, in einem anderen als Fortsetzung in einer österreichischen Verbandszeitschrift abgedruckt. Eines der Bücher war erst kürzlich in deutscher Sprache verlegt worden und erschien kurze Zeit später beim selben Verlag auch in der französischen Übersetzung. Von den 16 Genannten führten fünf während des Krieges heimlich Tagebuch oder schrieben sich Daten über Einsätze, Lazarettaufenthalte, Urlaube, Verlegung an andere Standorte oder besondere Vorkommnisse auf. Einige der Informanten besaßen zudem noch einen Großteil ihrer Feldpostbriefe. Einer der Zeitzeugen hat als Militärexperte vier Bücher veröffentlicht, wobei jedoch die persönlichen Empfindungen und Erlebnisse eher ausgespart blieben und hauptsächlich die militärischen Ereignisse aus seiner Sicht nachgezeichnet wurden. In allen Fällen dienten die Aufzeichnungen den Befragten während des Interviews als wertvolle Gedächtnisstütze. Im Anschluss an das Interview wurde der Verfasserin in einem Fall ein Original-Feldpostbrief zwecks möglicher Verwendung für die Arbeit als Geschenk überreicht.

Einige der Informanten haben bereits in den 50er Jahren damit begonnen, ihre mündlichen Erinnerungen weiterzugeben bzw. ihre Gedanken schriftlich festzuhalten. So reagierte beispielsweise der Informant Severloh auf einen Aufruf des Journalisten Paul Carell in den 50er Jahren, der für die Zeitschrift *Karat* Zeitzeugen des 6.6.1944 suchte. Gockel reiste schon im Jahre 1958 zum ersten Mal wieder in die Normandie, um Kontakt zu Franzosen, die er im Krieg als 17jähriger kennengelernt hatte, aufzunehmen und die Schauplätze des Geschehens vom Sommer 1944 aufzusuchen. Bei diesen Zeitzeugen handelt es sich um „professionelle Zeitzeugen“<sup>125</sup>. Severloh und Gockel waren bereits häufig von französischen und deutschen Zeitungen, amerikanischen Fernsehteams, aber auch von deutschen TV-Sendern für Dokumentationen ausgewählt und interviewt worden. Herr Gockel schrieb der Verfasserin im Sommer 2004, dass im Januar d. J. mehrere Fernsehteams bei ihm zu Gast gewesen waren. Ihre Beiträge sind in zahlreichen amerikanischen Büchern zum Thema der alliierten Landung 1944 schriftlich festgehalten. Die Aufzeichnungen von Dr. Bötcher erschienen, außer in dem genannten Aufsatz, auch in Janessen: *Arzt im Krieg*<sup>126</sup> sowie in mindestens einer ZDF-Dokumentation. Einige der Interviewpartner sind zumeist in den 80er und 90er Jahren den Spuren ihrer Erinnerungen gefolgt und haben die Schauplätze im Osten und im Westen besucht, auf denen sie im Krieg als Soldaten eingesetzt worden waren. Erinnerungen wurden so aufgefrischt und wach gehalten. Außerdem lebten Kontakte zur Bevölkerung wieder auf, besonders im Westen, wo Verständigung und Versöhnung einfacher und vor allem sehr viel früher

<sup>125</sup> Vgl. v. Plato: *Zeitzeugen und die historischen Zunft*, S. 5 – 28.

<sup>126</sup> Schneider-Janessen: *Arzt im Krieg*.

vonstatten gingen. Auch Treffen mit ehemaligen Gegnern, vor allem mit US-Amerikanern fanden statt. Bei den „professionellen“ Befragten entstand während der Interviews und in anschließenden Gesprächen und Briefen der Eindruck, als seien selbst Details aus der damaligen Zeit nie in Vergessenheit geraten und auch 60 Jahre nach dem Geschehen erstaunlich präsent. Neben diesen „professionell“ auftretenden Zeitzeugen gab es solche, die sich, wie vorher angesprochen, auf schriftliche Erinnerungen stützten und sich auch sonst gut an die Kriegsergebnisse erinnern konnten. In einigen, wenigen Fällen war es jedoch so, dass die Befragten im Verlauf des Interviews zunehmend Schwierigkeiten hatten, sich an Namen und Daten zu erinnern, Sätze nicht beendeten, weil die Konzentration nachließ und hin und wieder auf ein Stichwort oder eine Nachfrage der Interviewerin angewiesen waren, um ihre Erzählung fortsetzen zu können. Dies war im telefonischen Vorgespräch und im Briefkontakt bei diesen Informanten vorher nicht deutlich geworden. In einem Fall war es so, dass der Interviewpartner offenbar noch nie zuvor über sein Erleben gesprochen hatte, kaum einen Satz zu Ende brachte und oftmals während der Erzählung in Tränen ausbrach. Es stellte sich heraus, dass er als Stalingrad-überlebender und Kriegsgefangener in der Sowjetunion von den Kriegsergebnissen traumatisiert war, und nach seiner Heimkehr 1949 in die DDR 1953 als Landwirt enteignet wurde. Diese von ihm als Schicksalsschläge empfundenen Erlebnisse hatte er zuvor nie in Gesprächen verarbeiten können. Die Ehefrau hatte kein Interesse an seinen Kriegserfahrungen gezeigt und ihn, seinen Angaben zufolge, häufiger mit dem Satz abgewiesen: „Das ist doch nun schon lange her, nun hör’ mal auf!“ Als ehemaliger Wehrmichtsangehöriger hielt er es in der damaligen DDR für besser, auch nicht mit Bekannten über die Kriegsjahre und über das nachfolgende Unrecht zu sprechen. Die Briefe, mit denen er auf einen Zeitzeugenauftrag reagiert hatte, waren – wie sich später herausstellte – in seinem Auftrag von seiner Enkelin geschrieben worden. Dieses Gespräch war daher nur sehr bedingt für diese Arbeit verwendbar, da die vom Befragten häufig begonnenen, aber nicht beendeten Sätze nicht ohne weiteres von der Verfasserin beendet werden sollten und konnten. Nicht immer war der Sinn der vom Informanten beabsichtigten Aussage bei der Auswertung erfassbar. Auch war es im Interview nicht immer möglich, ständig nachzufragen, worauf der Interviewte eigentlich hinauswollte. Trotz einiger Nachfragen blieb manches unbeantwortet und musste in der Arbeit wegen Unklarheit weg- oder offen gelassen werden. In einigen Fällen wurden Zeitzeugen deshalb nicht als Interviewpartner ausgewählt, weil der Eindruck bestand, dass das Interview im Hinblick auf ihren Gesundheitszustand ihre Kräfte übersteigen würde. Dies trifft auf mehrere Informanten zu, die bereits über 85 Jahre alt und zum Teil bereits schwerhörig oder bettlägerig

waren, und für die ein mehrstündiges Gespräch in der Tat eine Zumutung gewesen wäre. Ein Informant sagte einen bereits fest vereinbarten Termin wieder ab, weil er wohl nach dem Telefonat von den Kriegserlebnissen eingeholt worden war und daher nicht wieder in die für ihn offensichtlich schwierige „Materie“ einsteigen wollte.<sup>127</sup>

Beim Auffinden geeigneter Informanten wurde in erster Linie darauf Wert gelegt, dass diese sich nach über 50 bis 60 Jahren, ihrer Selbsteinschätzung und der Wahrnehmung der Interviewerin nach, noch gut an ihre Kriegsjahre erinnern konnten. In den meisten Fällen war es so, dass der erste Eindruck, der häufig telefonisch und danach in Briefform bereits einen kurzen Einblick in das von den Befragten Erlebte gab und manchmal auch schon das von den Kriegsteilnehmern selbstverfasste Manuskript enthielt, nicht täuschten. Die Informanten erwiesen sich auch im Interview als mitteilbar und bemüht, ausführlich über ihr Leben vor, im und nach dem Krieg zu erzählen. Dabei wurde auch zu schwierigen Themen, wie etwa der Frage nach dem Wissen über Konzentrationslager oder über Verbrechen der Wehrmacht von ihnen Stellung bezogen.

Festzuhalten bleibt, dass es Ende der 90er Jahre keine Schwierigkeiten darstellte, Zeitzegen zu finden. Es war im Gegenteil so, dass es nicht zu leisten war, alle Anrufer, die als Informanten in Frage gekommen wären, aufzusuchen und zu befragen.

## 1.5 Erkenntnisinteressen und Forschungsziele

Der Historiker Andreas Jasper sieht in seiner Studie, deren Grundlage Feldpostbriefe sind, „und in jeder historischen Arbeit“ die Schwierigkeit darin, „zwischen demjenigen, was die Zeitgenossen damals im Geschehen wichtig nahmen und dem, was uns heute an diesem Geschehen interessiert, zu vermitteln.“<sup>128</sup> Die Frage nach der bereits erwähnten Quellenkritik stellt sich bei lebensgeschichtlichen Selbstpräsentationen

---

<sup>127</sup> In diesem Fall mag es sich so zugetragen haben, wie es auch Schüddekopf: Krieg, S. 320, bei einem Zeitzegen erlebt hat, dass das Vergessen und „die Angst vor dem so lange im verborgenen gebliebenen Kriegstrauma die Oberhand [behielten], und der Kontakt seitens des Zeitzegen abgebrochen wurde.“ Einige der Befragten meinten unmittelbar im Anschluss an das Interview, sie würden wohl „heute Nacht wieder Alpträume“ haben. Durchlebte Traumata und schreckliche Erinnerungen erneut aufzufrischen, kann bedeuten, dass diese Erlebnisse dann im (Unter-)bewusstsein wieder längere Zeit präsent sind und neu verarbeitet werden müssen. Für die Interviewpartner war dies sicher kein leichter Prozess, und es ist ihnen zu danken, dass sie sich, trotz dieses Wissens, für ein Gespräch zur Verfügung gestellt haben.

<sup>128</sup> Jasper: Zweierlei, S. 33. Vgl. Schlögel: Zeit, S. 271: „Das Schwierigste, eine Geschichte zu erzählen, wurde lächerlich gemacht oder als literarischer Trick enttarnt, als bloßes Buhlen um Leser und nicht als Weg der Erkenntnis. ... Eine weitere Diskreditierungsformel lautet: ‚Das ist ja bloß individuell, das ist ja bloß subjektiv.‘ Als gäbe es etwas Härteres, als das subjektiv Erfahrene und das individuell Erlittene.“

natürlich genauso wie bei jeder anderen Quelle auch.<sup>129</sup> So bleibt festzuhalten, dass jede Quelle – sei sie zeitnah wie Feldpostbriefe oder Tagebücher – oder nach mehr als 60 Jahren entstanden, wie Zeitzeugenbefragungen, sowohl Stärken als auch Schwächen aufweist, die von Historikern zu beachten und darzulegen sind.

Die Bearbeitung der Interviewtranskripte muss so erfolgen, dass sie – in Weiterentwicklung der traditionellen Quellenlehre – eine Einbindung der mündlich erfragten Geschichtsquellen vollzieht.<sup>130</sup> In der Quellenlehre wird üblicherweise zwischen „Überrest“ und „Tradition“ unterschieden, wobei „Überreste im Allgemeinen durch ihre zeitliche Nähe zum Sachverhalt als die zuverlässigeren Quellen [gelten].“<sup>131</sup> Dabei ist offensichtlich, dass lebensgeschichtliche Interviews nicht als Überreste im klassischen Sinne aufgefasst werden können: „Retrospektiv thematisieren sie Handlungszusammenhänge aus einer subjektiven Erinnerung heraus; sie haben also eine zeitliche Distanz zum geschilderten Ereignis“ und können damit zunächst dem zweiten Quellentyp, der hier nach Hüttenberger<sup>132</sup> ‚Bericht‘ genannt wird, zugeordnet werden.

Aufgrund der besonderen Situation, dass der Historiker durch die biographische Kommunikation selbst an der Erhebung der Quelle beteiligt ist, sind einige quellenkritische Kriterien zu beachten.

Niethammer wies darauf hin, dass bereits die Tonbandaufnahme die realen Geschehensabläufe reduziert und das Interview als Ort der Erinnerung nur ausschnitthaft wiedergibt.<sup>133</sup> Ulrike Jureit ergänzt, dass der Ausschnittcharakter – entgegen der allgemeinen Ansicht – auch auf Videoaufzeichnungen zutrifft, da sich die Zeitzeugen durch die Verfilmung in noch erhöhtem Maße beobachtet und kontrolliert fühlen. Dies könne die Qualität der Präsentation beeinträchtigen.<sup>134</sup> Trotz der Reduktion stellt eine Bandaufnahme das Original dar, „denn sie nähert sich am ehesten den Prozessen an, die während des Interviews ablaufen.“<sup>135</sup> Für den Oral Historian ist klar, dass der Krieg an sich für jeden Zeitzeugen nur „Ausschnittcharakter“ hatte, der Informant damals also nur das wusste, was unmittelbar um ihn herum geschah und nur seinen Teil der Erinnerung und des individuellen Erlebens beitragen kann. Daher sind Interviews sehr viele individuelle Erlebnisstückchen, die Historiker, die ausschließlich mit dem militärischen Verlauf des

---

<sup>129</sup> Vgl. v. Plato: Geschichte und Psychologie, S. 180.

<sup>130</sup> Jasper: Zweierlei, S. 29.

<sup>131</sup> Ebd.

<sup>132</sup> Hüttenberger: Überlegungen, S. 253 – 265.

<sup>133</sup> Niethammer: Fragen (1985), S. 405.

<sup>134</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 30, Anm. 42.

<sup>135</sup> Ebd., S. 30. Leh: Forschungsethische Probleme, S. 67, machte die Erfahrung, dass „Zeitzeugen die Aufzeichnung des Interviews eher positiv werten“, und nicht als Beeinträchtigung wahrnahmen.

Zweiten Weltkriegs befasst sind, auch nicht darstellen können – „erlebt hat ... den Krieg so keiner“<sup>136</sup> - will sagen, für die Zeitzeugen stellt sich der Krieg wesentlich anders dar als in den nüchtern abgefassten Geschichtsbüchern.

Bevor hier abschließend auf die Literatur- und Quellenlage eingegangen wird, sei bemerkt, dass die Verfasserin sich darüber im klaren ist, dass die Beschränkung auf 42 Interviews sowie die Tatsache, dass die meisten Informanten in der ländlich geprägten Normandie eingesetzt waren, kein allgemeingültiges Ergebnis für andere Regionen bzw. für ganz Frankreich zulassen, zumal, vor allem in größeren Städten, die ständige Präsenz der deutschen Besatzung und damit einhergehende Einschränkungen der Bewohner (z. B. hinsichtlich der Lebensmittel, aber auch Repressalien und Geiselnahmen) eher zu Schwierigkeiten führten als auf dem in dieser Region dünn besiedelten Land. Ähnliches gilt für die Südfront im Osten (Ukraine). Zum Alltag deutscher Soldaten liegt mit der Habilitationsschrift „Gestohlene Jahre“ von Hans Joachim Schröder<sup>137</sup> zum ersten Mal die Geschichte von Mannschaftssoldaten im Zweiten Weltkrieg vor. Auf Augenzeugenberichte ehemaliger Wehrmachtangehöriger stützen sich auch die Arbeiten von Hans Dollinger<sup>138</sup>, Johannes Steinhoff (u. a.)<sup>139</sup> sowie Alexander v. Plato und Lutz Niethammer; ferner sind hier „Der Krieg des kleinen Mannes“ von Wolfram Wette<sup>140</sup> und die mehrbändigen Studien „Das Echolot“ von Walter Kempowski<sup>141</sup> zu nennen sowie zahlreiche Monographien der Historikerinnen Rosenthal und Jureit.

Zur Geschichte der Normandie unter deutscher Besatzung wurden in dieser Arbeit mehrere Aufsätze aus dem Sammelband von François Bédarida „Normandie 44“<sup>142</sup> herangezogen sowie die Untersuchungen von Jean Quellien: „La Normandie au cœur de la guerre“<sup>143</sup>, „Résistance et sabotages en Normandie“<sup>144</sup>, „Les Victimes Civiles du Calvados dans la Bataille de Normandie“<sup>145</sup> und „Massacres nazis en Normandie“<sup>146</sup>, sowie zur deutschen Besatzung in Frankreich u. a. die Monographie von Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit und Umbreits Ausführungen zur Planung und Herrschaft in den besetzten Gebieten.<sup>147</sup> Zu nennen ist hier auch das kürzliche erschiene-

<sup>136</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 31.

<sup>137</sup> Schröder: Die gestohlenen Jahre. Hier findet sich eine Vielzahl von Beiträgen deutscher Zeitzeugen, die an West- und Ostfront eingesetzt waren.

<sup>138</sup> Dollinger: Kain, wo ist dein Bruder?

<sup>139</sup> Steinhoff/Pechel/Showalter: Deutsche im Zweiten Weltkrieg.

<sup>140</sup> Wette: Der Krieg des kleinen Mannes.

<sup>141</sup> Kempowski: Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch.

<sup>142</sup> Bédarida: Normandie 44. Du débarquement à la libération.

<sup>143</sup> Quellien: La Normandie au cœur de la guerre; ders.: Normandie 44; ders.: La Bataille de Normandie 6 Juin – 25 Août 1944 (2014); Lieb: Unternehmen Overlord (2014).

<sup>144</sup> Ders.: Résistance et sabotages en Normandie.

<sup>145</sup> Ders./Garnier: Les Victimes Civiles du Calvados dans la Bataille de Normandie.

<sup>146</sup> Ders./Vico: Massacres nazis en Normandie. Les fusillés de la prison de Caen.

ne Werk von Andreas Jasper: *Zweierlei Weltkriege*<sup>148</sup>, das Kriegserfahrungen im Osten und im Westen aufgrund von Feldpostbriefen untersucht und analysiert.

Zum Kriegsjahr 1944 erschien bereits 1994 ein Sammelband von Michael Salewski<sup>149</sup>, in dem sowohl die Situation der Deutschen an den beiden Hauptfronten im Osten und im Westen als auch die Lage der Zivilbevölkerung im Reich in insgesamt 17 Aufsätzen untersucht werden. Zur Überprüfung und Ergänzung der Interviewaussagen und ihrer Einbindung in einen größeren, historischen Zusammenhang wurden in dieser Arbeit unveröffentlichte Quellen aus dem Bundesarchiv-Militärarchiv (BA-MA) benutzt,<sup>150</sup> gedruckte Quellen, v. a. Kriegstagebücher, aber auch Memoiren-Literatur,<sup>151</sup> sowie zahlreiche persönliche Aufzeichnungen (Briefe und Erinnerungen sowie Fotos), die die Interviewpartner der Verfasserin bereitwillig zur Verfügung stellten.<sup>152</sup>

Zum Thema des 6.6.1944 gibt es ebenfalls eine Fülle älterer und neuerer Werke, die größtenteils zu den runden Jahrestagen der Landung der Alliierten erschienen sind und vielfach Zeitzeugenaussagen berücksichtigen. Hierbei handelt es sich u. a. um Stephen Ambrose: *D-Day*<sup>153</sup>, Richard Drez: *Voices of D-Day*<sup>154</sup> sowie die Neuauflage des Buches „Sie kommen“ von Paul Carell<sup>155</sup>, das allerdings eher dem Bereich der populärwissenschaftlichen Literatur zuzuordnen ist. Als Standardwerk zu den Abwehrvorbereitungen der Deutschen sowie zum 6. Juni 1944 und den sich anschließenden Kämpfen um die Normandie kann die bereits genannte Monographie von Dieter Ose<sup>156</sup> gelten sowie u. a. die aktuelleren und detaillierten Untersuchungen von Horst Boog und Detlef Vogel in „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“, Bd. 7<sup>157</sup> und der Sammelband von Hans Umbreit: *Invasion 1944*.<sup>158</sup>

---

<sup>147</sup> DRZW 5/1 (Beitrag Umbreit: Verwaltung besetzter Gebiete), S. 3 – 346 sowie DRZW 5/2 (Beitrag Umbreit: Deutsche Herrschaft), S. 3 – 273; auch: Jungius: *Verwalteter Raub*.

<sup>148</sup> Jasper: *Zweierlei Weltkriege*, erschienen 2011.

<sup>149</sup> Salewski/Schulze-Wegener (Hg.): *Kriegsjahr 1944*.

<sup>150</sup> U. a. auch die dort lagernden „Foreign Military Studies“ - Arbeiten, die deutsche Offiziere in ihrer Gefangenschaft in den Jahren 1945 – 48 im Auftrag der Historical Division der US-Army angefertigt haben, und die zum größten Teil aus der Erinnerung niedergeschrieben wurden. Zitierweise: „MS“.

<sup>151</sup> Ebenso wie die vorgenannten „Foreign Military Studies“ müssen diese Aufzeichnungen ihrem Memoirencharakter und ihrer oftmals „legitimatorischen Absicht“ entsprechend, mit Vorbehalt betrachtet werden. v. Plato: *Zeitzeugen und die historische Zunft*, S. 7.

<sup>152</sup> In Zitaten und im Literaturverzeichnis erhalten diese den Zusatz „PrArIW“.

<sup>153</sup> Ambrose: *D-Day*. June 6, 1944.

<sup>154</sup> Drez: *Voices of D-Day*.

<sup>155</sup> Carell: *Sie kommen*.

<sup>156</sup> Ose: *Entscheidung im Westen*.

<sup>157</sup> DRZW 7 (Beitrag Boog: *Luftkrieg*), S. 3 – 417; DRZW 7 (Beitrag Vogel: *Kriegführung*), S. 419 – 641.

<sup>158</sup> Umbreit (Hg.): *Invasion 1944*, erschienen 1998.

## 1.6 Durchführung der Interviews

Der Zeitzeuge gilt als Autor des im Interview Gesagten, wobei das Erinnern an sich einen schöpferischen Akt darstellt.<sup>159</sup> Seinen Bezug zu den berichteten Geschehnissen gilt es zu untersuchen. Handlungen, die vom Befragten selbst erlebt wurden, und in die er aktiv oder passiv involviert war, sind zu unterscheiden von Ereignissen, die zwar von ihm beobachtet wurden, in die er aber nicht persönlich eingebunden war. Zu beachten sind weiterhin Handlungszusammenhänge, die der Zeitzeuge zu damaliger Zeit von anderen erzählt bekommen hat, die er aber nicht aus eigener Anschauung kennt.<sup>160</sup> Außerdem gilt es zu bedenken, dass Erinnerungsinterviews immer auch Begebenheiten mit widerspiegeln, die der Zeitzeuge erst nachträglich, etwa durch spätere Lektüre erfahren hat. Der Historiker Wolfram Wette hat Vor- und Nachteile der Oral History folgendermaßen in Worte gefasst:

„Die mündliche Geschichtsüberlieferung hat ihre Stärken und Schwächen. Zu den Stärken gehört die Erinnerung des Zeitzeugen an sein ganz individuelles Erleben eines historischen Vorgangs, an die Atmosphäre des Geschehens und an manches Detail, das in der schriftlichen Überlieferung im Regelfall nicht zum Tragen kommt. Zu den Nachteilen zählt demgegenüber, dass sich in der Erinnerung häufig verwischt, was man von einem historisch relevanten Vorgang selbst erlebt und was man später über ihn erfahren hat.“<sup>161</sup>

Bei der quellenkritischen Untersuchung kommt es daher wesentlich darauf an, den Wahrheitsgehalt einer Quelle einzuschätzen und die Aussagen zur Überprüfung mit denen anderer Archivalien zu konfrontieren. Eben diese Nachprüfbarkeit sieht Ulrike Jureit auch in der *oral history* gewährleistet:

„Die Tatsache, dass autobiographische Erinnerungen eine subjektive Perspektive wiedergeben, hat zu der Auffassung geführt, lebensgeschichtliche Interviews seien aufgrund ihrer Individualität und Subjektivität nicht nachprüfbar. Dieser Einschätzung soll hier entschieden widersprochen werden.“<sup>162</sup>

Wünsche, Beurteilungen, Deutungen und Vorstellungen individueller Natur können mit früheren Zeugnissen oder mit der Sichtweise anderer Informanten in Beziehung gesetzt werden. Zeitliche Angaben, nähere Umstände oder Hintergründe des Geschehens lassen sich auf diese Weise korrigieren oder ergänzen.<sup>163</sup> Im übrigen seien, so v. Plato, lebensgeschichtliche Interviews denen vorzuziehen, die eine Befragung nur „zu ganz bestimmten Ereignissen oder eingeschränkten Themen vornehmen, da hier die mangelnde Gedächtnisleistung eher zu Tage trete, als wenn „vielfältige Bereiche und Themen eines Lebens“ angesprochen werden,

<sup>159</sup> v. Plato: Persönliche Zeugnisse, S. 333.

<sup>160</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 32.

<sup>161</sup> Wette: Sowjetische Erinnerungen an den deutschen Vernichtungskrieg, S. 332.

<sup>162</sup> Ebd.; vgl. Guth: Sanitätswesen, S. 10 (Einleitung).

<sup>163</sup> Zu eingreifenden Fragen während des Interviews u. a.: Schröder: Kasernenzeit, S. 130; Jureit: Erinnerungsmuster, S. 34.

„so dass die Interpretationsmöglichkeiten wachsen, spätere Sichtweisen und frühere Erlebnisse in Beziehung gesetzt werden können – und alles in der Hoffnung, Erinnerung zu aktivieren und Verarbeitungsweisen bei den Interviewpartnern zu finden, die eine möglichst umfassende Interpretation erlauben.“<sup>164</sup>

Die Berichte der Augenzeugen und der anderen, nach dem Krieg entstandenen schriftlichen Darstellungen, teilen die Stärken und Schwächen jeder mündlichen und schriftlichen Geschichtsüberlieferung. Wette gibt jedoch zu bedenken: „Mündliche Geschichtsüberlieferung kann und will das Studium der regierungs- und militärgeschichtlichen Dokumente nicht ersetzen, höchstens ergänzen.“<sup>165</sup> Alexander v. Plato weist darauf hin, dass, je nachdem welcher Thematik sich ein Historiker zuwendet – ob er einen Auschwitz-Überlebenden, einen Zwangsarbeiter, einen Vertriebenen, oder, wie in dieser Arbeit geschehen, ehemalige Wehrmachtangehörige interviewt –, „sofort andere Sympathien und Identifikationen, Vorsichten und Hemmungen des Umgangs mit der Glaubwürdigkeit problematischer Erinnerungen“ auftauchen. Beispielsweise hätte der Historiker im Falle der Zwangsarbeiter die Debatten um deren Entschädigung in der Gegenwart behandelt, im Zusammenhang mit den Vertriebenen „wären politische Zuordnungen anderer Art in die Interpretation eingeflossen“,<sup>166</sup> im Falle ehemaliger deutscher Soldaten des Zweiten Weltkriegs kommt der Historiker nicht umhin, auch auf aktuelle Diskussionen hinzuweisen – beispielsweise auf das zwangsläufig übernommene Erbe und die Verantwortung für nachgeborene Generationen, aktiv gegen neonazistische Strömungen vorzugehen.<sup>167</sup> Das Bedürfnis, sich über die Kriegserlebnisse mitzuteilen, führte bei manchen Zeitzeugen zu entsprechenden Vorbereitungen. So hatte sich der Befragte Ludwig für das Gespräch Notizen gemacht,

„dass ich's mal wieder zusammenkiege. Denn wenn ich mich so unterhalte, da geht so viel verloren. [Es waren] sehr viele Stationen, aber jede is mir dann, wenn

<sup>164</sup> v. Plato: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 21.

<sup>165</sup> Wette: Sowjetische Erinnerungen, S. 311.

<sup>166</sup> v. Plato: Zeitzeugen und die historische Zunft, S. 6.

<sup>167</sup> Aktuell ist hier die so genannte Zwickauer Zelle zu nennen, deren neonazistische Mitglieder in Deutschland 10 in Deutschland ansässige Menschen aus fremdenfeindlichen Motiven ermordeten. Auch in anderen deutschen Städten, beispielsweise im schleswig-holsteinischen Glinde gehen die Menschen seit der Eröffnung eines Tønsberg-Ladens im Jahre 2010, der in rechtsradikaler Szene beliebte Kleidung verkauft, regelmäßig, auch zusammen mit dem Bürgermeister, auf die Straße, um deutlich zu machen, dass sie sich von neonazistischen Strömungen nicht nur distanzieren, sondern diese in der Stadt nicht erwünscht sind. In Glinde gibt es deshalb sogar Mahnwachen der Bürgerinnen und Bürger, und der engagierte Bürgermeister ließ im Rathaus der Stadt sowie im Foyer des Bürgerhauses Tafeln mit der jeweils gleichen Inschrift: „Kein Ort für Neonazis“ aufhängen, und setzte damit ein deutliches Zeichen gegen Fremdenfeindlichkeit, Rechtsextremismus und Antisemitismus. Ziel der Demonstrationen ist es u. a., den Tønsberg-Laden zur Aufgabe zu bringen. Bericht und Foto in: Glinder Zeitung, 17.4.2012, S. 3. In einem ähnlichen Zusammenhang ist auch die Antrittsrede des amtierenden Bundespräsidenten, Joachim Gauck, am 23.3.2012 vor dem deutschen Bundestag zu sehen, der darin ein deutliches und wichtiges Zeichen gegen Rechts setzte, das wegweisend für seine Amtszeit in diesem Land sein wird.

ich wieder gezielt bin, zeitlich, wieder so gegenwärtig, dass ich sogar noch einzelne Gesichter sehe, Gesichter, mit denen ich da nicht immer nur Soldatengespräche, sondern überhaupt Gespräche hatte“.

Zu manchen für diese Arbeit wichtigen Themen, bei denen einige Befragte leicht abschweiften oder Sätze nicht beendeten, war es sinnvoll, diese später im Interview noch einmal in Form einer Nachfrage anzusprechen. Mehrere Zeitzeugen beendeten ihre Sätze manchmal nicht, in einem Fall erinnerte sich der Informant nicht mehr an Namen oder er vergaß, was er sagen wollte. Vorsichtiges, späteres Nachfragen half oft, das Gespräch diesbezüglich noch einmal aufzunehmen, den Zusammenhang zu verstehen und einzuordnen.

Die 42 Interviews wurden, mit Ausnahme des einzigen Gruppengesprächs, in der Wohnung der Interviewten geführt und auf Mini-Discs aufgezeichnet, die ersten 16 Gespräche, die von 1993 – 1996 für die Masterarbeit geführt und für diese Arbeit mitverwendet wurden, befinden sich auf MCs. Etwa zwei Drittel der Interviewten waren während des Gesprächs allein, bei den anderen war die Lebenspartnerin zugegen, in einem Fall die Tochter. Dies erwies sich oft als ausgesprochen hilfreich. Gerade Ehefrauen oder Lebensgefährtinnen, die bereits seit Jahren Gesprächspartnerinnen und Zuhörerinnen von Kriegserlebnissen waren, lieferten dem Interviewten manche Gedächtnisstütze oder erinnerten ihn daran, das nicht alles, was emotionslos erzählt wurde, auch so abgelaufen ist. So wies eine der Ehefrauen ihren Mann darauf hin: „Du hast aber auch gesagt, dass Ihr da [in dieser Situation] Angst hattet.“ Gerade bei den zunächst eher zurückhaltenderen Befragten wurde das Gespräch durch die Anwesenheit der Partnerin aufgelockert. In einem anderen Fall, in dem der Interviewte häufig bei Nachfragen ausweichende Antworten gab oder nach Photos suchte, wurde dieser von seiner Lebensgefährtin mit den Worten zur Ordnung gerufen: „Du blätterst da! Hör’ doch mal zu und gib’ richtige Antworten!“ Die Fotos, die der Sohn später der Interviewerin zur Verfügung stellte, erwiesen sich sowohl im Interview als Gedächtnisstütze und wertvolle Anregung für den Befragten, als auch für diese Studie als nützliches und anschauliches Dokumentationsmaterial.<sup>168</sup> Wie eingangs erwähnt, fand nur in einem Fall ein Gruppeninterview mit drei Zeitzeugen statt. Dieses Gespräch wurde, auf Anregung eines der Befragten, im Jahre 2002 in dem Kurort Bad Bertrich im Hotel „Quellenhof“ geführt.<sup>169</sup>

<sup>168</sup> Vgl. v. Plato: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 23.

<sup>169</sup> Für den das Gruppeninterview initiiierenden Befragten Theisinger hatte Bad Bertrich nicht nur eine Bedeutung, weil er bereits jahrelang dort seinen Urlaub verbrachte und immer im selben Hotel abstieg, sondern er war dort während des Krieges mit einer schweren Verwundung eingeliefert worden. Das Hotel Quellenhof war in dieser Zeit zum Kriegslazarett umfunktioniert worden. Den aus Belgien angereisten Interviewpartner Ewald Jost verband bereits eine jahrelange Freundschaft mit Herrn Theisinger, die einen sehr bewegenden Hintergrund hatte: nach 50 Jahren, im Jahre 2002, hatte Ewald Jost nach langer Suche Herrn Theisinger ein für ihn bestimmtes Glückskreuz übergeben, das diesen

Fast alle Interviews dauerten, mit einer etwa halbstündigen Pause, zwischen vier und fünf Stunden. In der Regel handelte es sich um einen einmaligen Besuch.<sup>170</sup> Es ging vor allem darum, die ja schon älteren Interviewpartner nicht über Gebühr zu belasten, obwohl die Interviewerin oft den Eindruck hatte, dass zwar ihre eigene Konzentrationsfähigkeit nach so vielen Stunden des intensiven Zuhörens erschöpft war, ihre Gesprächspartner jedoch einer Fortführung des Interviews noch gewachsen zu sein schienen.<sup>171</sup> Die über ganz Deutschland verteilten Zeitzeugen mehrfach aufzusuchen, war aus Zeit-, aber auch aus Kostengründen nur sehr eingeschränkt möglich. Es bestand aber der Eindruck, dass auch mehr Gespräche nicht mehr Informationen liefern würden.<sup>172</sup> In einigen Fällen jedoch war durch das Interview ein dauerhafter Kontakt entstanden, der nachträgliche schriftliche Nachfragen erleichterte. Es kam, vor allem mit einigen Informanten, die sich seit dem Krieg ständig mit ihrer Soldatenzeit beschäftigt hatten und sich immer wieder mit Briefen in Erinnerung brachten, noch zu mehrmaligen Treffen.<sup>173</sup> Viele der Befragten zeigten sich ausgesprochen hilfsbereit und aufgeschlossen, nicht nur während ihrer eigenen

---

im Kessel von Stalingrad nicht mehr erreicht hatte – er befand sich zu dieser Zeit bereits als Verwundeter im Kriegslazarett/Hotel „Quellenhof“. Stattdessen war die Feldpost für Stalingrader Soldaten in den Lazaretten an Verwundete außerhalb des Kessels zur Verteilung gelangt (s. Abschn. Feldpost). Mehrere Zeitungen berichteten über die Suchanzeige Josts. Zunächst veröffentlichte die Zeitung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge „Stimme & Weg“ in Ihrer Ausgabe 2/2001, S. 30, die Anzeige Josts mit dem Foto des Glückskreuzes, auf die sich u. a. Hugo Theisinger meldete, der wusste, dass seine Eltern im Oktober 1942 ein Paket mit dem Glückskreuz abgeschickt hatten, das er jedoch nie erhalten hatte. Die Übergabe fand im Frühsommer 2001 im bereits genannten Hotel „Quellenhof“, Bad Bertrich, statt. Auch darüber berichtete mehrfach die Lokalpresse, u. a. die Rhein-Zeitung Kreis Cochem-Zell, o. Datum, Foto/Bericht: Hans-Josef Korz. Das im Mai 2002 statt findende Gruppengespräch erhielt eine weitere, besondere Bedeutung, weil erstens der dritte Befragte, Fritz Becker, eine Bereicherung für das Interview darstellte, und auch der Vorsitzende der Kriegsgräberfürsorge e. V. aus Bad Bertrich sowie die Lokalpresse im Hotel „Quellenhof“ anwesend waren (s. Foto am Ende dieses Abschnitts).

<sup>170</sup> Vgl. Schüddekopf: Im Kessel, S. 21f.

<sup>171</sup> In einem Fall wurde das Interview nach etwa einer Stunde unterbrochen. Die damaligen Ereignisse hatten den Befragten, der bereits eine Herzoperation hinter sich hatte, die er jedoch erst im Verlauf des ersten Gesprächs erwähnte, derart erregt, dass die Interviewerin zur Erholung riet. Etwa zwei Wochen später, wurde dann das Interview, auf Wunsch des Gesprächspartners, in seinem Hause fortgeführt. Manche Zeitzeugen teilten mit, dass sie „soviel erzählen“ könnten, „bis übermorgen“. Ein anderer hatte den Eindruck, dass noch „Wochen, Monate“ ins Land gehen müssten, um alles Erlebte mitzuteilen. Ein weiterer stellte fest: „Das is 'n Roman, was ich da erzähl“.

<sup>172</sup> Diese Einschätzung bestätigte sich in den Fällen, in denen dann doch noch ein Zweit- oder Drittgespräch stattfand.

<sup>173</sup> So wurde die Verfasserin von Heinrich Severloh noch ein zweites Mal zum Gespräch eingeladen. Der schriftliche Kontakt hielt noch viele weitere Jahre an. Mit Franz Gockel kam am 6. Juni 2002 ein zufälliges Treffen am Ort des Geschehens, dem „Omaha-Beach“ in der Normandie zustande, wobei dieses Gespräch, in Absprache mit Herrn Gockel, auf dem Tonträger festgehalten werden konnte, den die Verfasserin bei sich trug. Ebenfalls im Jahr 2002 besuchte die Verfasserin Peter Lützen in seinem Heimatort. Auch dieses erneute Gespräch wurde aufgezeichnet und ausgewertet.

Erzählung, sondern auch gegenüber späteren Nachfragen und beantworteten diese zumeist schriftlich und schickten in vielen Fällen auch weiteres Material.

Das Interview wurde in der Regel mit einer offenen Einstiegsfrage<sup>174</sup> nach dem eigenen Leben begonnen, etwa: „Wie begann für Sie die Soldatenzeit?“ Aufgrund der unterschiedlichen Jahrgänge waren Zeitpunkt, Umstände und Bedingungen hier sehr unterschiedlich. Einige berichteten in diesem Zusammenhang von ihrer Schulzeit oder der Berufsausbildung, zwei der Befragten von einem bereits begonnenen Studium, das für die Soldatenzeit unterbrochen werden musste. In mehreren Fällen führte die Frage dazu, dass die Interviewpartner ausführlich auf die Abneigung zu sprechen kamen, die der erzwungene Militärdienst für sie bedeutete und somit auch zu ihrer Einstellung zu Soldatsein und –ausbildung, was für einige gleichbedeutend war mit der Aufgabe eines Stückes an Individualität. In einem anderem Fall erzählte der Zeitzeuge, wie er versucht hatte, den Militärdienst mit Hilfe eines Attest zu umgehen, um ein Universitätsstudium aufzunehmen, was jedoch nicht gelang. Immer berichteten die Interviewer auch von ihrer Kindheit, Schul- und HJ-Zeit, anschließend vom Arbeitsdienst, ihrer soldatischen Ausbildung und von ihren Kriegseinsätzen, später auch von ihrer Gefangenschaft und der oftmals schwierigen Aufbauzeit nach ihrer Entlassung. Von Interesse für diese Untersuchung war auch die Zeit *vor* 1933 und nach 1945.<sup>175</sup> Die für diese Arbeit Befragten, die zumeist den jüngeren Jahrgängen angehörten, waren bei Kriegsausbruch zumeist Schüler oder befanden sich in der Ausbildung. Gleichzeitig waren die meisten von ihnen ebenfalls Mitglied einer der nationalsozialistischen Jugendorganisationen - HJ oder Jungvolk. Da vermieden werden sollte, die Einstiegsfrage direkt mit einer eventuell heute für die Informanten unangenehmen Nachfrage nach ihrer Mitgliedschaft in der HJ zu beginnen, wurde eine neutralere Form gewählt. In der Regel kamen viele der Zeitzeugen so auch auf ihre Schul- und Jugendzeit in der Weimarer Republik und nach 1933 zu sprechen, so dass im Laufe des Gesprächs lebensgeschichtliche Interviews entstanden, zumal die Biographen auch gebeten wurden, nicht nur Vor- und Nachkriegszeit, sondern auch

---

<sup>174</sup> Zu den Tücken für den Zeitzeugen bei offenen Einstiegsfragen auch Leh: Forschungsethische Probleme, S. 65f.

<sup>175</sup> In einem Oral-History-Seminar, das Alexander v. Plato leitete, und an dem die Verfasserin im März 2004 teilnahm, stellte es sich dann jedoch heraus, dass die freundliche Aufforderung an den Interviewpartner: „Erzählen Sie Ihre Lebensgeschichte,“ noch sinnvoller sein kann, zumal der Befragte dann auch die Lebensumstände seiner Kindheit, seiner Eltern und Geschwister sowie der Schulzeit erzählen kann. Auch über die Zeit nach dem Krieg bis in die Gegenwart hinein wird dann berichtet, so dass Einstellungswandel, Brüche, Perspektiven usw. sichtbar gemacht werden können. Obwohl die Zeitzeugen von der Verfasserin darum gebeten wurden, die Ereignisse aus heutiger Sicht und die Kriegsjahre zu bewerten, hätte eine solche, offene Fragestellung unter Umständen noch mehr Informationen zur Situation des einzelnen zusammengetragen. Vgl. Leh: Forschungsethische Probleme, S. 65.

ihre heutige Sicht der damaligen Ereignisse mitzuteilen. Sie wurden anschließend vorsichtig ersucht, ihre Teilnahme am Krieg, die persönliche Verarbeitung dieser Jahre und die Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges an sich aus ihrer eigenen Sicht heraus zu bewerten.<sup>176</sup>

In vielen Fällen führten die Einstiegsfragen zu einer Selbstdarstellung der Gesprächspartner, so dass die Interviewerin sich fast nur durch Zustimmungen und ggf. durch neue Erzählimpulse einbrachte.<sup>177</sup> Nach einer späteren Phase wurde das Gehörte durch Verständnis- und Informationsnachfragen in freier Form vertieft und versucht, das Gespräch auf wichtige, aber bisher noch ausgesparte Bereiche zu lenken.

Bei den geübten Erzählern ergab es sich häufig, dass sie von sich aus auf die für diese Arbeit wichtigen Themen zu sprechen kamen, so dass kaum Nachfragen erforderlich waren und auch der Fragebogen überflüssig wurde. Andere Gesprächspartner wiederum benötigten, zumindest in der Anfangsphase des Interviews, Ermunterungen, um ihre manchmal nur in einem einzigen Satz dargestellten Erlebnisse, nach dem in der Regel eine längere Zeit der Stille eintrat, näher auszuführen. Manche der Interviewten begannen schon mit ihrer Geschichte, kaum dass die Interviewerin Zeit hatte, ihre Technik aufzubauen oder eine Einstiegsfrage zu stellen; andere wirkten zunächst eher zurückhaltend und brauchten eine kurze „Aufwärmphase“, um sich ausführlicher mitzuteilen. Es ist trotz vorherigem schriftlichem und telefonischem Kontakt natürlich und verständlich, dass einige der Interviewpartner sich zunächst vorsichtig dem Thema nähern wollten. Schließlich ist der Gesprächsgegenstand alles andere als neutral, und, vor allem im Hinblick auf die NS-Zeit, sehr brisanten Inhalts. Entsprechend sensibel sollte auch der/die Interviewer/in an das Thema herangehen. Dies bezieht sich ebenfalls auf den späteren Umgang mit den gesammelten Daten und Informationen.

Während der ersten Kontaktaufnahme, bestand zunächst das Problem für die Informanten darin, zu sondieren, wer genau sich für ihre Biographie interessierte. Daher meldeten die Anrufer sich – wie erwähnt - häufig zuerst nicht mit Namen, sondern fragten erst einmal nach, was denn genau an ihrer Lebensgeschichte von Interesse

---

<sup>176</sup> Diese rückblickende Sicht der Zeitzeugen wird, aufgrund der Fülle des Materials, u. U. Bestandteil einer weiteren Studie sein.

<sup>177</sup> Leh: Forschungsethische Probleme, S. 65f. Bei Interviews mit Zeitzeugen habe sich, so Alexander v. Plato: Zeitzeugen und historische Zukunft, S. 21, „das halboffene narrative lebensgeschichtliche Interview, ... mit idealtypisch drei Phasen,“ die möglichst durch eine vierte erweitert werden sollte, besonders bewährt. Leh: ebd., S. 67f., machte die Erfahrung, dass problematische Themen am Ende des Interviews bei inzwischen ausgeschaltetem Aufzeichnungsgerät offen angesprochen und hinterher in das Interviewprotokoll aufgenommen werden sollten, da „solche Informationen für die spätere Interpretation besonders wichtig sein können.“

sei, und welchem Zweck dies diene. Es stellte sich auch heraus, dass angesichts der anhaltenden Diskussion um die „Wehrmachtausstellung“ und „Kriegsverbrechen der Wehrmacht“ manch einer von ihnen Angst davor hatte, mit seiner Sichtweise verunglimpft zu werden.<sup>178</sup> Schon in dieser Phase war es daher wichtig, eine Vertrauensbasis zu schaffen, die den Befragten diesbezügliche Unsicherheiten nehmen konnte.

Festzustellen war jedoch, dass sich die anfängliche Skepsis während des Interviews bei allen Informanten sehr schnell in Offenheit verwandelte.<sup>179</sup>

Die Befragten sind in ihrer biographischen Erzählung nicht unabhängig vom Adressaten. Zeitzeugen erzählen ihre Geschichte in der Regel so, dass sie Zustimmung findet. Auch sind Alter und Geschlechtszugehörigkeit des Interviewers wohl zusätzliche Faktoren, die sich auf das was wie erzählt wird, auswirken. In jedem Fall entsteht durch das Gespräch eine Nähe, wie sie in der alltäglichen Kommunikation wahrscheinlich selten anzutreffen ist.<sup>180</sup>

Nicht bei allen Gesprächspartnern war es möglich, auf aktuell diskutierte Themen wie die Wehrmachtausstellung oder ihre heutige Einstellung zum Krieg zu sprechen zu kommen. Zunächst einmal wurden diese Themen erst später in den Fragekatalog aufgenommen. Von einigen Gewährsleuten wurden solche Inhalte jedoch auch von vornherein abgeblockt. In einem Fall fand das Interview sozusagen „im Alleingang“ statt. Der Informant wehrte jegliche Nachfragen mit dem Hinweis auf „später“ ab und fuhr unbeirrbar in seiner Selbstdarstellung fort. Persönliche Anekdoten, wie die Teilnahme am „Hanseatengepäckmarsch 1936“ sowie andere Randgeschichten wurde von ihm so ausführlich dargestellt, dass am Ende des mehrstündigen Gesprächs der Vorrat der mitgebrachten Kassetten und der Zeitzeuge selbst erschöpft waren. und für die die Interviewerin interessierenden Fragen nur noch ein paar Minuten Zeit übrig blieben. Einiges ließ sich jedoch noch aus dem vom Biographen erstellten Manuskript erschließen, das er der Verfasserin bereitwillig überließ. In einem anderen Fall beantwortete der Informant viele Fragen mit dem Hinweis auf seine Bücher: „Das können Sie alles *da* nachlesen.“ Persönliche Informationen waren daraus jedoch kaum zu entnehmen, da sie eher – aus Sicht eines höheren Offiziers – die Kriegs- und Frontereignisse nachzeichnen. Andere wiederum, und das ist die Mehrzahl der für diese Arbeit Interviewten, stellten ihre Erlebnisse ausführlich und umfassend in für die vorliegende Studie interessanten Erzählgeschichten und Geschichtserzählungen dar, waren belesen, hatten sich mit den Themen „Krieg“ und

---

<sup>178</sup> Dies erlebte in ähnlicher Form auch Schüddekopf: Im Kessel, S. 23f. und berichtet: „Ich hatte am Anfang gleich die Hände gehoben und gesagt, ich käme nicht von Herrn Reemtsma, mit der Wehrmachtausstellung hätte ich nichts zu tun. Ich sei da, um sie nach ihrer eigenen, nach ihrer persönlichen Geschichte zu fragen.“

<sup>179</sup> Vgl. Schüddekopf: Krieg, S. 320.

<sup>180</sup> Leh: Forschungsethische Probleme, S. 69.

„Nationalsozialismus“ intensiv beschäftigt und gaben der Verfasserin manch nützlichen Buchtipp mit auf den Weg. Ihre nach dem Interview signalisierte Gesprächsbereitschaft hält bis heute an, so dass Ergänzungsfragen, die sich bei der Auswertung ergaben, oft noch nachträglich gestellt werden konnten.

Grundsätzlich empfehlen gute Handreichungen zur Führung eines Oral-History-Interviews, „den Interviewpartner dazu zu bringen, möglichst viel zu erzählen, vor allem auch Dinge, die er so ohne weiteres nicht erzählen würde.“<sup>181</sup> Dies geschieht seitens des Interviewers in erster Linie durch wohlwollendes, interessiertes Zuhören während des Gesprächs sowie durch Beachtung einiger weiterer wichtiger Regeln (z. B. sollte das Gespräch in einer für den Befragten vertrauten Atmosphäre, also möglichst bei ihm Zuhause, stattfinden; es ist häufig erforderlich, dem Informanten den angemessenen Umgang mit den Informationen zuzusichern, das bedeutet die Anonymisierung und verantwortungsbewusste Archivierung seiner Daten und der Personen, die er im Interview evtl. auch mit vollem Namen benannt hat).<sup>182</sup> Es wird auch empfohlen, den Befragten nicht allzu detailliert über die Fragestellung der Studie zu informieren, damit er nicht auf bestimmte Erzählbereiche festgelegt ist und Informationen von ihm nicht vorschnell selektiert werden.<sup>183</sup>

Der Einsatz eines Aufzeichnungsgerätes wird vom Interviewpartner in der Regel als Wertschätzung seiner Aussage empfunden: so geht keine Äußerung verloren, und das Gesagte ist unzweifelhaft dokumentiert.

Im Interview herrscht eine asymmetrische Situation: einer erzählt, der andere hört zu. Diese Konstellation birgt jedoch auch ihre Schwierigkeiten. Während sich der Befragte öffnet und angreifbar macht, können für den anderen, den Interviewer, die Ausführungen des Zeitzeugen durchaus auf Ablehnung treffen, keine Seltenheit bei einem Thema, das sich mit der NS-Zeit befasst. Als Person dürfte es dem Forscher in diesem Fall schwer fallen, in das Gespräch einzugreifen.<sup>184</sup> Einen Ausweg bietet daher die Möglichkeit, am Ende des Interviews eine Phase einzuplanen, in der Nachfragen gestellt werden können, die jedoch den Informanten weder verletzen noch unter

---

<sup>181</sup> Ebd., S. 65.

<sup>182</sup> Ebd., S. 74f. In dieser Studie wurden die meisten Namen anonymisiert. Einige sehr bekannte Zeitzeugen, wie Severloh und Gockel, deren Biographien auch in Buchform vorliegen, und die 100fach von Zeitungen, aus- und inländischen Fernsichtteams zitiert, befragt, fotografiert und gefilmt wurden, legten auf ein Pseudonym keinen Wert. Diese Haltung trifft auf weitere Befragte zu, die ihren Namen ebenfalls nicht anonymisiert sehen wollten. In einem Fall teilte der einzige Sohn eines inzwischen verstorbenen Zeitzeugen telefonisch mit, dass der Name seines Vaters gerne im Original genannt werden könne und solle.

<sup>183</sup> Ebd.

<sup>184</sup> Ebd., S. 68. Das Einvernehmen, das der Interviewer in dieser Phase ausstrahlen sollte, auch „wenn er durch die Ausführungen des Interviewpartners in seinen eigenen Lebensauffassungen irritiert wird oder ... die Darstellungen des Befragten ablehnt“, macht ihn zunächst unter Umständen zum widerwilligen Komplizen des Gehörten.

Rechtfertigungsdruck bringen sollen.<sup>185</sup> Leh weist in ihrem Aufsatz diesbezüglich auf das ungleiche Beziehungsarrangement zwischen Interviewer und Befragtem hin und auf eine Schwierigkeit, mit der sich diese und viele andere Arbeiten, besonders zur NS-Zeit, in der Tat auseinandersetzen haben: „Von heute und aus der Position des unbeteiligten Beobachters scheinen die Dinge oft klar und eindeutig; in der damaligen Situation waren die Ereignisse und Handlungen dem beteiligten Erzähler verständlicherweise weniger deutlich.“<sup>186</sup>

Takt, Vorsicht und fremde Lebensauffassungen zulassend, Fachwissen und Neugier das sind wohl einige der Voraussetzungen, die ein Oral-History-Forscher mitbringen sollte, der biographische Interviews führt und auswertet. Dennoch fällt es bei manchen Ausführungen schwer, zumindest nach außen hin, interessierte Toleranz zu wahren, wenn z. B. ein Informant heute noch ungerührt deutsche Kriegsverbrechen in Italien beschönigt, bei denen in einer Vergeltungsaktion mehrere hundert Frauen und Kinder den Tod fanden, und sagt: „Da ist gar nichts passiert. Sieben deutsche Soldaten hat man da ermordet.“ Hier gilt es, die erforderliche Distanz zu wahren und erst bei der Interpretation die Fakten dagegen zu stellen und die entsprechende Aussage kritisch zu bewerten. Von Plato empfiehlt, unterschiedliche Auffassungen zwischen dem Zeitzeugen und dem Interviewer in einer vierten Phase,<sup>187</sup> möglichst gegen Ende des Gesprächs, anzuschneiden.<sup>188</sup> Ein gutes Interview, so v. Plato, zeichne sich dadurch aus,

„dass es von unterschiedlichen Zugängen her verschiedene Erinnerungen aktiviert und das gesamte Set von Erzählungen, von Verweisen, Kontrollen und Interpretationen erweitert und so die Plausibilität einer bestimmten Annahme erhöht und die Möglichkeiten, auch durch andere Quellen Falsifizierungen oder Bestätigungen zu erfahren, verbessert. Die Vernetzungen verschiedener Ebenen, Inhalte und Erzählungen zu bestimmten Ereignissen, Abläufen oder Personen in Interviews entsprechen – so meine These – der Beschreibung der Gedächtnisforschung über die verschiedenen ‚Gedächtnisse‘ eines Menschen und deren Vernetzung untereinander.“<sup>189</sup>

Gelegentlich kam am Ende der Interviews die Frage nach dem Beweggrund dafür auf, sich für ein Interview zur Verfügung gestellt zu haben. Meist ging es den Befragten darum, ihre Lebenserfahrungen an eine jüngere Generation weiterzugeben. Andere wollten ihre Erinnerungen von jemandem aufgeschrieben wissen, der daran interes-

<sup>185</sup> Ebd.

<sup>186</sup> Ebd.; vgl. Jureit: Erinnerungsmuster, S. 34, weist darauf hin, dass sich in einem lebensgeschichtlichen Interview Erfahrungen des Zeitzeugen aus verschiedenen Zeitschichten zu einer Gesamtsicht verschmelzen können, die vom Interviewer textkritisch transparent gemacht werden können.

<sup>187</sup> Die vier Phasen sind: 1. ein freilaufender Teil, in dem die Lebensgeschichte erzählt wird; 2. Nachfragen bei nicht eindeutigen Aussagen oder Verständnisfragen zu einzelnen Begebenheiten; 3. Einsatz des vom Interviewer zuvor erarbeiteten Fragebogens; 4. Diskussion über unterschiedliche Auffassungen oder Beurteilungen. v. Plato: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 21 – 23.

<sup>188</sup> Ebd., S. 22.

<sup>189</sup> Ebd., S. 24; vgl. Markowitsch: Erinnerung von Zeitzeugen, S. 30 – 50.

siert und „vom Fach“ ist. In einem Fall sagte ein Interviewpartner, er glaube, dass für die Entstehung einer solchen Studie eine ganze Reihe von Zeitzeugenaussagen und Quellen erforderlich seien, und er hoffe, in Form seiner Lebensgeschichte, „einen kleinen Mosaikstein“ dazu beitragen zu können.<sup>190</sup> Welche Beweggründe auch immer eine Rolle gespielt haben mögen - in jedem Fall setzt es wohl ein großes Entgegenkommen seitens der Informanten voraus, sich für eine solche Befragung zur Verfügung zu stellen.<sup>191</sup>

Einer der Zeitzeugen erkundigte sich bei der Interviewerin, warum ehemalige Wehrmachtssoldaten erst heute befragt würden:

Schmid: „Aber jetzt kommt mir noch ne andere Frage, die Sie eigentlich stellen sollten: warum fängt man jetzt, nach 50 Jahren an, so viel Filme oder Gegebenheiten aus der Kriegszeit zu berichten. Sie finden ja fast jede Woche über die 30 Sender, die ich hier drin habe... Es geht ja jetzt auch: Unser Jahrhundert, Überschrift. Ein Omnibus fährt durch alle Städte und sammelt Meinungen: 'Hundert Jahre'.“

Zwei andere Informanten – Severloh und Dr. Bötcher - richteten die Frage an sich selbst und versuchten, eine Erklärung darauf zu finden. Severloh erzählte im Interview, warum er sich bereits unmittelbar nach seiner Gefangennahme mit dem Thema Krieg auseinander setzte und sich schon kurz nach seiner Entlassung aus amerikanischer Gefangenschaft alle verfügbare Literatur über den 6. Juni 1944 beschaffte und die Autoren dazu anscrieb:

„Ich habe mich übrigens gewundert, warum jetzt, in den letzten zehn Jahren, fünfzehn Jahren, so viele sich wieder auf ihre Soldatenzeit besinnen und auf irgendwelche Kriegereignisse und so etwas. ... Ganz einfach, sie sind Rentner geworden. Ja, sonst ... ich habe es ja selbst am eigenen Leib erlebt. Nein, bei mir kam das ... Wissen Sie, warum das war? Hier ist das drin geschrieben, es kam davon, der Paul Carell hatte in der 'Kristall', nannte sich die Illustrierte - die ist eingegangen, ist eingestellt worden, bald darauf, hatte er Fortsetzungsberichte über die Normandie, also über die Invasion und das ist die Grundlage für das Buch

<sup>190</sup> Alexander von Plato machte ebenfalls die Erfahrung, dass „Menschen, die ihre Lebensgeschichte aufschreiben“ das tun, „weil sie damit irgendwen erreichen wollen. Viele schreiben es für ihre Familie, für die Kinder und Enkelkinder auf, um ihnen zu zeigen, wo ihre Wurzeln sind und wie es früher war. Andere schreiben, weil sie ein bestimmtes Verhalten in der Vergangenheit rechtfertigen oder erklären wollen, ... warum sie in einer bestimmten Weise gehandelt und gedacht haben. Dadurch kann viel aufgebrochen werden, aber auch ein Verstehen oder ein Heilungsprozess in Gang gebracht werden.“ Interview abgedruckt in der Süddeutschen Zeitung am 17. Mai 2010 zwischen Jan Söfjer, Süddeutsche Zeitung und Alexander von Plato zum Thema Lebensgeschichten als Lernmedium. Artikelüberschrift: „Jede Biografie ist interessant.“

<sup>191</sup> Zu Motiven und Interessen der Interviewpartner vgl. Leh: Forschungsethische Probleme, S. 64f., 71, die im Zeitzeugengespräch für den Befragten „eine außergewöhnliche Möglichkeit des Nachdenkens über sich und sein bisheriges Leben und der Darstellung dessen mit einem Gegenüber [sieht], das mit Interesse und Geduld zuhört, ohne selbst Raum zu beanspruchen, ... als ein autobiographischer Versuch – ohne die Mühsal des Schreibens...“ Genau diesen Zweck erfüllte beispielsweise die Autobiographie Heinrich Severlohs: „WN 62“, der seine Erlebnisse aus Krieg und Nachkriegszeit einem „ghostwriter“ erzählte, der sie niederschrieb und veröffentlichte. Der Befragte selbst gewann den Eindruck, dass sein Gegenüber ihn sehr angemessen in seiner Denkweise und seinen Selbstreflexionen dargestellt hatte. Das Buch erschien in mehreren Auflagen und erbrachte eine hohe und positive Resonanz, auch bei ehemaligen Kriegsgegnern.

'Sie kommen'. Und da hat er drin geschrieben, dass, wenn er nicht weiterwusste, dann hat er z. B. Hauptmann Krüger ist mit der 3. Kompanie am soundsovielten in der und der Zeit von ... bis da und dahin marschiert, das wurde in der "Kristall" - so hat mir Paul Carell das erklärt - geschrieben, und dann dauerte das vier, fünf Tage, dann schrieb einer: "Nein, das war nicht Hauptmann Krüger, sondern Oberleutnant Sowieso und nicht die 3. Kompanie, sondern die 1. Kompanie, und nicht um 9.00 Uhr, sondern erst um 10.00 Uhr und nicht von soundso nach da, sondern von ... nach ... Ja, und er sagte, wenn dann drei oder vier übereinstimmende Aussagen sind, dann stimmt es. Und da hatte ich hingeschrieben, an die Kristall, warum über Colleville nicht berichtet wird, weil - in Amerika in den Illustrierten Time, Life oder Start, eine von diesen dreien - aber da waren keine Photos dabei, sondern da war eine Kohlezeichnung von dem Turm von Colleville. Sonst, wir wollten mit dem Krieg nichts mehr zu tun haben. Ich sah also Colleville, konnte selbst aber noch kein Englisch lesen und habe mir das übersetzen lassen von einem Kameraden, und da schrieben die, dass es die höchsten Verluste bei Colleville gegeben hatte. Das war aber noch ganz frisch, also Reportagen, und die Amerikaner nehmen ja kein Blatt vor den Mund, auch wenn's negativ ist. Und da habe ich das Ganze durchlesen lassen und da stand dann drin, dass die erste Div. da lag, und dass es dort höchste Verluste gegeben hatte und bis 70 und 80 % die Kompanien Verluste erlitten hatten, und daraufhin habe ich da hingeschrieben und dann schrieb der Paul Carell - die Briefe habe ich auch noch zu Haus' - wenn ich dazu etwas sagen könnte, es hätte sich aus Colleville keiner [sonst] gemeldet."

Deutlich wird: Severloh wollte zwar, wie die meisten Deutschen, mit Krieg nichts mehr zu tun haben,<sup>192</sup> andererseits ließen ihn die Erlebnisse – besonders der 6. Juni 1944 – nicht zur Ruhe kommen. So wurde es ihm zum Bedürfnis, über die Ereignisse zu sprechen, später auch mit seinen ehemaligen, amerikanischen Gegnern, von denen er einige kennen lernte, die er selbst durch Schüsse aus seinem MG verwundet hatte. Severloh hatte seine Erlebnisse so früh nach dem Krieg und so oft geschildert, dass er sie jedem Zuhörer fast wortwörtlich wiederholen konnte. In diesem Zusammenhang stellte beispielsweise Drolshagen fest, dass „die meisten Zeitzeugen sich [unbewusst] bemühen, mit Erinnerungen aufzuwarten, die dem historischen Moment und den Erwartungen der Zuhörer gerecht werden.“<sup>193</sup> Es wird das erzählt, was für erzählenswert gehalten wird und intuitiv vom Zeitzeugen ausgewählt, „was als Antwort taugt und was nicht“,<sup>194</sup> um den Gegenüber nicht mit Auskünften zu enttäuschen, die nicht mit einem Ereignis verknüpft sind.

Und auch Dr. Bötcher machte sich seine Gedanken zum verspäteten Interesse der Medien, aber auch der Forschung und der eigenen Familien, die Angehörige bei der Wehrmacht hatten:

---

<sup>192</sup> v. Plato: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 14, bezeichnet diese bis in die 60er Jahre vorherrschende Haltung „als Zeit der dumpfen Ablehnung der Aufarbeitung auch der Verbrechen des Nationalsozialismus,“ was die meisten damaligen Zeitgenossen sich so nicht eingestanden hätten. Die Bedeutung von Neuorientierungen der Menschen, wie nach Kaiserreich, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, alliierter Besatzung und deutsch-deutscher Teilung würden immer erst im Nachhinein als solche wahrgenommen und für Zeitgeschichte, Bildung oder kollektives Gedächtnis nutzbar gemacht.

<sup>193</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 56.

<sup>194</sup> Ebd., S. 56f.

„... Das erste Mal nach 45... nach 50 Jahren kommt die Wehrmacht drauf, uns zu befragen, jetzt erst, jetzt erst. Das kommt daher, ich hab' mit der Dame vom ZDF mal gesprochen, warum sie jetzt drauf kommen. Da sagte sie mir: drei Generationen. Der Mann, der in Stalingrad war und in Gefangenschaft war, der hat im Allgemeinen keine Lust, seinen Söhnen, die da sind, Auskunft zu geben. Das ist bekannt. Jetzt aber deren Kinder, die kommen wieder auf die Idee und fragen: ‚Was hat der Opa eigentlich gemacht? Der erzählt nie darüber.‘ Außer man schreibt es auf. Und jetzt kommt in der dritten Generation kommt wieder das Interesse an Stalingrad, am Krieg, und die Tendenz heute sei so, dass die Leute lieber 'n Film angucken als ein Buch zu lesen. Nun, da setzen sie sich hin, das ist nicht mühsam, stehen nachher wieder auf und trinken noch ein Bier hinterher. Das ist bequemer. Es kommt jetzt mehr Interesse für das Fernsehen auf. Daher auch diese lange Serie: Zeitzeugen.“

Dr. Bötcher spricht in seinen vorstehenden Ausführungen das so genannte kommunikative Gedächtnis an, das „in der Regel ein drei Generationen verbindendes Gedächtnis der mündlich weitergegebenen Erinnerungen“ umfasst.<sup>195</sup> Aufgrund der „aussterbenden Erinnerung“ wurden, wie Müller und Dr. Bötcher feststellen, Zeitzeugengespräche der NS-Zeit von Historikern, aber auch von den Medien aufgezeichnet, und werden bald nur noch in Form von Filmen, Tonaufnahmen, Bildern, Memoiren und Akten verfügbar sein, was die Distanz zu den Ereignissen nicht nur vergrößert, sondern auch Einfluss auf die Qualität der Erinnerung hat.<sup>196</sup> Tatsache ist, dass die „schweigenden Mehrheiten unter dem Nationalsozialismus“,<sup>197</sup> „das Volk“, so Lutz Niethammer, erst in den 80er Jahren in den Blick rückten. Dies kann als Entwicklung angesehen werden, als Erkenntnisprozess der historischen Wissenschaft, die „Attraktionselemente“ der NS-Zeit für verschiedene Menschen und Gruppen jener Zeit herausarbeiten zu wollen, die neben Angst, Druck und Terror koexistierten.<sup>198</sup>

Ein weiterer Informant, Richard Rothe, fragte in einem Brief an die Verfasserin: „Sie suchen Zeitzeugen einer Vergangenheit. Wofür? ... Wenn ich täglich im Fernsehen erfahre von den Ereignissen auf dem Balkan, Indonesien und, und, und, sollte man sich lieber mit der Gegenwart und den Folgen beschäftigen.“<sup>199</sup> Aus Sicht der Zeitzeugen, die, wie Rothe später während des Interviews und zuvor in einem Brief erklärte, Schlimmstes erlebt haben, einen unvorstellbaren, grausamen Krieg, ist es verständlich, dass er nicht nachvollziehen kann, warum sich Historiker, Politiker und andere Menschen überhaupt noch mit derlei Grausamkeiten beschäftigen wollen. Zunächst ist zu bedenken, dass der Zweite Weltkrieg und seine Folgen bis heute nachwirken. Noch immer gibt es Entschädigungszahlungen (beispielsweise zahlt der

---

<sup>195</sup> v. Plato: Zeitzeugen und die Historische Zunft, Anm. 6, 7.

<sup>196</sup> Koselleck: Nachwort zu Charlotte Beradt, zit. n. Assmann: Erinnerungsräume, S. 14, die meint, dass „bestimmte Arten von Gedächtnis im Rückzug begriffen sind, ... andere Formen des Gedächtnisses [aber], wie das der Medien oder der Politik offensichtlich an Bedeutung zu[nehmen].“ S. 15.

<sup>197</sup> v. Plato: Zeitzeugen und die historische Zunft, S. 13.

<sup>198</sup> Ebd., S. 13f.

<sup>199</sup> Brief Rothes vom 15.3.1999 (PrArIW).

Kaufhauskonzern Karstadt an die damals enteigneten Wertheim-Nachkommen), verhandelt wird auch über ehemalige Besitztümer (Gebäude, Grundstücke, aber auch Kunstwerke und -gegenstände), über deren Rückgabe zum Teil vor dem Europäischen Gerichtshof Straßburg entschieden werden muss. „Kriegskinder“ und „Kriegsenkel arbeiten ihre Geschichte als Kinder und Enkel von durch den Krieg geprägte Elterngenerationen und deren Nachkommen auf, um das Geschehene besser zu verstehen, aber auch mit den Fehlern der Eltern zurechtzukommen. Es gibt unzählige Orte, Plätze, Gebäude der Erinnerung. In Hamburg wurden inzwischen beispielsweise mehrere tausend Stolpersteine vor ehemals von Juden bewohnten Häusern, die in Konzentrationslager deportiert wurden, verlegt. Sie sind nicht zu übersehen und laden ein zum Lesen und Gedenken, aber auch Nachdenken an die Opfer von Krieg und Nationalsozialismus. Bei fehlender Erinnerung an das Grauen, das von deutschem Boden ausging, besteht die Gefahr des Vergessens und, wenn nicht einer Wiederholung, so doch die der Überheblichkeit, Überlegenheit und Intoleranz gegenüber Staaten, die aufgrund einer Reihe an Faktoren nicht über einen vergleichbaren Wohlstand, Möglichkeiten zur Bildung, Freiheit und Demokratie verfügen. Anlässlich der Woche des Gedenkens in einem Hamburger Stadtteil mahnte der Bezirksamtsleiter: „Es ist wichtig, bei jeder neuen Generation das Gedenken an die Opfer und das Wissen um die unfassbaren Taten des Faschismus wach zu halten.“<sup>200</sup> Frieden, Freiheit und Demokratie sind nicht selbstverständlich und erfordern Arbeit, unermüdliches Engagement, Dialog, ein hohes Maß an Toleranz sowie den Willen zur Verständigung .<sup>201</sup>

---

<sup>200</sup> Zitat des Bezirksamtsleiters des Bezirksamtes Hamburg-Bergedorf, Arne Dornquast, in: Bille-Wochenblatt, 12.4.2012, S. 1.

<sup>201</sup> So erklärte Bundeskanzler Gauck anlässlich seiner ersten Auslandsreise, in Polen: „Die Offenheit und Herzlichkeit, die ich hier erlebte, ist nie selbstverständlich zwischen unseren Völkern. Ich weiß um die Brutalität, mit der Deutsche über Polen hergefallen sind. Aber wir waren nie so weit weg von der Last der Geschichte und noch nie so nah an einer guten Zukunft wie heute.“ BZ v. 28.3.2012, S. 1, 5.

### 1.7 Transkription, Auswahl und Interpretation der Aussagen

Die mühsamste und zeitintensivste Arbeit in Bezug auf die Interviews ist zunächst deren Verschriftlichung. Die Verfasserin hielt es für zweckmäßig, dass Interviewführung, -verschriftlichung und -auswertung der entstandenen Quelle in einer Hand bleiben. Dies geschah nicht nur, um dem in den letzten Jahren erfolgten Wandel wissenschaftlich-kritischer Arbeit mit autobiographischen Quellen Rechnung zu tragen. Es war zuvor in den Sozialwissenschaften üblich, dass Interviewführung, Verschriftlichung und Auswertung nicht von derselben Person realisiert wurden.<sup>202</sup> Vielmehr kann bereits bei der Interviewtranskription eine kritische Reflexion über das Gesagte einsetzen. Das ‚Original‘ wird noch einmal intensivst gehört und bearbeitet, die Gesprächsatmosphäre wird ins Gedächtnis zurückgerufen. Die mühsame Wort-für-Wort-Kontrolle, die bei Transkripten durch Dritte erforderlich wäre, entfällt. Das geführte Gespräch ist präsenter, die eine oder andere Frage an die Quelle taucht eventuell bereits in diesem Stadium auf und kann bereits während der Verschriftlichung notiert werden. Die Suche nach für die Transkription geeigneten und bereitwilligen Personen ist somit entbehrlich.<sup>203</sup> Nach der unabdingbaren Transkription des Erinnerungsinterviews zur Herstellung der eigentlichen Quellen erfolgt notwendigerweise die quellenkritische Auswertung. Dabei sollte der Interviewer eine Vertrautheit mit der Gesamthematik besitzen, um das Gehörte in größere Zusammenhänge einordnen zu können.<sup>204</sup> Für den kritischen Abgleich mit anderen Quellen ist die Frage, ob der Informant als zuverlässig gelten kann, sicherlich wichtig. Entscheidender ist aber, dass sich erst durch die Begegnung mit anderen, thematisch relevanten Materialien die individuelle Perspektive auf das Vergangene herauspräparieren lässt<sup>205</sup>.

„Die quellenkritische Verifizierung des lebensgeschichtlichen Rückblicks gehört zu den wohl wichtigsten und auch arbeitsaufwendigsten Arbeitsschritten im Rahmen einer Auswertung. Die Suche und Aufbereitung von Quellen, die sich thematisch auf das im Interview Gesagte beziehen und daher von Relevanz sein können, ist ein mühsames und zeitintensives Unterfangen, dessen Aufwand nicht immer in angemessener Relation zum Ertrag stehen muss. Der Historiker wird in mühsamer Kleinarbeit umfangreiche Archivalien, die überwiegend nicht in zusammenhängenden Beständen aufbewahrt werden, durcharbeiten und erst anschließend beurteilen können, ob sich die Arbeit gelohnt hat. Andererseits liegt darin auch eine Stärke historisch orientierter Oral-History-Forschung, denn durch den angemessenen Umgang mit Quellen kann das individuelle Erleben mit sozialen und gesellschaftspolitischen Prozessen in Zusammenhang gebracht werden. Die subjektive Erzählung des Zeitzeugen wird so in einen größeren Rahmen einge-

---

<sup>202</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 11.

<sup>203</sup> Es erwies sich, dass Interviewtranskription, zumal bei geringer Entlohnung und kurzfristiger Erstellung, bei Studentinnen und Studenten eine äußerst unbeliebte Tätigkeit ist. Die aufgezeichneten Gespräche haben zudem häufig eine Länge von bis zu 200 Minuten, diese allerdings in sehr guter CD-Qualität. Aufgrund dieser Gegebenheiten wurde die Verschriftlichung von der Verfasserin selbst übernommen.

<sup>204</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 192f.;

<sup>205</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 33f.

bunden, kann dadurch verifiziert, relativiert oder gegebenenfalls sogar in Zweifel gezogen werden.“<sup>206</sup>

Neben dem Anliegen, die Quelle auf Perspektive und Standpunkt des Erzählenden zu erforschen ist es die Interaktion zwischen Interviewer und Zeitzeugen, die den wesentlichen Unterschied zu herkömmlichen Archivalien ausmacht.<sup>207</sup> Darüber hinaus weist v. Plato darauf hin, dass er mit zunehmender Zahl von Interviews, durch Verfeinerung der eigenen Befragungstechnik, Erinnerungsleistungen bei den Interviewpartnern erhöhen „und ein vielfach verzweigtes lebensgeschichtliches Informationsnetz für die spätere Interpretation an[legen konnte].“<sup>208</sup> Fragetechnik und Herangehensweise an bestimmte Inhalte bestimmen später die Qualität der zu interpretierenden Quelle und sind auch für den Interviewpartner von entscheidender Bedeutung: beispielsweise kann es sinnvoller sein, sich zu erkundigen, ob ein Zeitzeuge Hitler einmal sprechen hören hat, live oder im Rundfunk, als nach der eigenen, persönlichen Einstellung zum NS-Regime und zum „Führer“ zu fragen. So stellte Alexander v. Plato in einem seiner zahlreichen Interviews einem ehemaligen Krupp-Arbeiter die vorsichtig formulierte Frage, ob er Hitler einmal als Redner erlebt hat und erfuhr, dass der Befragte Hitler tatsächlich im Krupp'schen Stahlwerk hatte sprechen hören. Der Antwort war auch zu entnehmen, dass ein Großteil der Belegschaft – obwohl überwiegend eher sozialdemokratisch oder kommunistisch orientiert –, begeistert über den Auftritt Hitlers gewesen waren.<sup>209</sup> Die direkte Frage nach der Einstellung zur NS-Zeit kann leicht eine Abwehrhaltung hervorrufen. Statt dessen sollten Fragen als Stimuli dienen, welche „Anekdoten und Erzählungen evozieren, Beschreibungen von Menschen, Freunden, Familienangehörigen, Kollegen, Vorgesetzten, routinisierten Tagesabläufen, Konflikten, Beziehungen oder überhaupt konkrete Erzählungen von bestimmten Tagen, als man z. B. zum ersten Mal zur Arbeit ging ...“<sup>210</sup>

Die Verfasserin dieser Studie bediente sich hin und wieder einer weiteren, vorsichtig angewandten Methode, um bei einsilbigen Antworten oder schwierigen Themen den Befragten zu ermutigen, dessen diesbezüglich eventuell vorhandenen Hemmschwellen zu überwinden. Dies geschah manchmal auch durch Verweise oder Beispiele von Aussagen anderer Zeitzeugen, deren Begebenheiten vom Interview-

---

<sup>206</sup> Ebd., S. 34.

<sup>207</sup> Ebd., S. 35. Lebensgeschichtliche Interviews, so Jureit, seien vom Interviewer nicht zu trennen. Das Interviewgeschehen werde, neben Alter, Geschlecht und sozialer Herkunft, auch vom thematischen Zugang und den Erkenntnisinteressen beeinflusst. Auch gesellschaftliche und soziale Standards bestimmen die „Grenzen des Sagbaren.“ Ebd., S. 34f.

<sup>208</sup> v. Plato: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 17.

<sup>209</sup> Eine ebenfalls Partei übergreifende Begeisterung der Belegschaft verzeichnete der Mussolini-Besuch bei Krupp. v. Plato: Nachkriegssieger. Sozialdemokratische Betriebsräte im Ruhrgebiet, S. 333.

<sup>210</sup> Ebd., S. 23.

partner aber ganz anders erlebt worden sein konnten.<sup>211</sup> Im Hinblick auf die schwierige Annäherung an das Thema Kriegsverbrechen stellte die Interviewerin beispielsweise die Frage, ob die Gewährsleute davon während ihrer Einsätze einmal „gehört“ hätten. Im Falle des Befragten Goldmann wurde das „gehört“ von ihm auf „gesehen“ korrigiert. Es folgte seinerseits ein überraschend ausführlicher Bericht schrecklicher Ereignisse (s. Abschn. Kriegsverbrechen). In einem anderen Fall, in dem der Zeitzeuge meinte, er sei überzeugt, dass es Gräueltaten gegeben, er aber nie etwas davon mitbekommen hätte, hakte die Interviewerin noch einmal vorsichtig nach:

I: „Es wird mir von manchen Soldaten auch berichtet, dass auf den Bahnhöfen da auch Partisanen hingen, zur Abschreckung, also so mit so 'nem Schild manchmal auch um den Hals.“

Diesen Hinweis nahm Rothe zum Anlass, nun doch etwas zum Thema „Partisanen“ und deutscher Vergeltung zu erzählen. Er berichtete von einer Gleissprengung durch sowjetische Partisanen, die zur Entgleisung eines Urlauberszuges führte, in dem sich Rothe, zusammen mit anderen Kameraden, befand. Die Partisanen wurden von deutschen Soldaten verfolgt, die daraufhin das nahe gelegene Dorf in Brand steckten, in dem die Widerständler vermutet wurden:

R: „So, denn will ich Ihnen folgendes sagen: Ich habe meinen ersten... Ich bin das erste Mal in Urlaub gefahren. Und von Stalino oben, Jasirokov, ich weeiß nicht, wie der Ort da hieß. Auf halbem Wege wurde das Gleis gesprengt. Ich weiß nicht, zwischen zweitem, drittem Wagen oder so war ne Sprengung. Und – wir haben aus'm Fenster jeguckt und haben jesehen, was... da war ne Grasnarbe oder wie nannte sich das? Wo hohes Gras war, und da sprangen zwei Russen auf, die Zündung war dazu (?), wahrscheinlich durch Drähte, wurde das doch gemacht. So, nun können Sie sich vorstellen, dass, also ich bin nich' rausjesprungen, aber vielleicht fünfzig Kameraden sind rausjesprungen, mit'm Karabiner und haben diese beiden ver-

---

<sup>211</sup> So kam das Thema seitens des Interviewpartners Becker auch auf Hitler. Als die Interviewerin anmerkte, dass einige Befragte das Redetalent und die Überzeugungskraft des „Führers“ angeführt hätten, erzählte Becker ausführlich, dass er Hitler in Weimar ganz anders erlebt hatte: „Also, ich habe in Weimar erlebt, und zwar nach dem Frankreichfeldzug, da kam er als großer Sieger nach Weimar damals, wollte sich seinen Hitler-Platz ansehen da, und die Bevölkerung, die strömte also auf den Marktplatz nach Weimar, ... weil sie wusste, der kommt hinten heraus jetzt hier, lief die ganze Menge in die Schütterstraße oben hin. Und ich also auch mit dabei. Und als wir da oben hinkamen, da war also eine Menge, die die Schütterstraße blockierte, und ich stand genau an der Stelle, wo sein Wagen einen Meter von mir stand, auf der rechten Seite. Und dann hab' ich den... ich werd' die Stelle in meinem Leben nie vergessen, ja? Und da hab' ihn stehend im Wagen erlebt. Der stand also auf und schrie: ‚Weg, weg, weg!‘ ... Ja, und da habe ich ihn mir ganz nah' ansehen können da, ja? Und wenn Sie eben sagen, sehr viele waren begeistert davon, also, mir kam er wirklich hier vor wie dieses Stück von Bert Brecht, was er da gemacht hat im Ui, das kennen Sie wahrscheinlich auch. ... Das war ein Schauspieler, der da stand, nicht wahr. Ein Schauspieler, der da groß ankam bei der Masse natürlich, bejubelt und so weiter, und bloß, weil er hier stand und sagte: ‚Weg, weg!‘ Aber ich habe diesem Kerl also von Anfang an nicht mehr getraut, seitdem ich ihn in Weimar so gesehen habe. Und ich habe auch erlebt, hier, dass diese Leute hier von diesem Schnitt, von dieser Diktatur, die sie in sich tragen, die werden das nie mehr los, die haben also immer Angst um sich selbst da. Der hatte also einen... der strahlte so viel Angst aus, irgendwie nun da ermordet zu werden an dieser Stelle, weil der Wagen nun stehen bleiben musste, der konnt' nicht durch.“

folgt. Und das hat vielleicht ... nich' lange jedauert, hinter den Bäumen war zu sehen irgendwie Häuser. Da haben die Häuser gebrannt. Die hätten aber nie gebrannt, hätten die nich' den... Schauen Sie, das hat bei uns Tote jegeben, Verletzte jegeben. Die Reak... Kurzschlussreaktion. Die sind raus gesprungen, sind denen nachgelaufen. Also das ist nicht geschehen aus, wie soll man sagen, aus, aus, aus Lust am Morden oder aus Lust, Leute anzustecken, wie man's jetzt in Jugoslawien hat. Sondern wir wurden in die Luft jesprengt. In dem Wagen, wo ich saß, nicht? Es waren Tote und Verwundete. Und die Kameraden, die Reaktion war, dass so und soviel raus gesprungen sind, sind denen... Wir haben gesehen, wie die aufsprangen, aus dem hohen Gras und wegliefen, zu dem Dorf.“

Rothe führte dann seine Erzählung noch weiter fort, bewertete die Ereignisse aus seiner Erinnerung heraus und erzählte von sich aus eine weitere Geschichte, in der es um Gräueltaten an deutschen Soldaten seiner Sanitätskompanie ging, die nachts in einem Nachbarort Quartier bezogen hatten und von Rotarmisten überfallen und offenbar grausam zugerichtet worden waren. Rothe wollte jedoch den Zustand der Deutschen nicht genauer beschreiben, um nicht Gefahr zu laufen, „die Russen“ insgesamt anzuklagen, da er unterschiedliche, darunter auch viele gute Erfahrungen, sowohl in der Gefangenschaft als auch später als Besitzer einer Drogerie in der DDR mit sowjetischen Soldaten gemacht hatte, die als Kunden zu ihm kamen, und deren Geschichten er entnahm, dass diese im Krieg ebenfalls sehr gelitten hatten.

Im Hinblick auf die Interpretation lebensgeschichtlicher Erzählungen stellt Jureit fest:

„Eine Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews kann sich nicht damit begnügen, das von den Zeitzeugen Erinnererte nachzuerzählen oder neu zu ordnen. Aufgabe einer wissenschaftlichen Analyse ist es, die Erzählung unter einer bestimmten Fragestellung zu deuten. ... Die Frage, inwieweit interpretative Aussagen überhaupt objektiv sein können, ist so alt wie die Geschichtsforschung selbst.“<sup>212</sup>

Wie bei der Interpretation literarischer oder der Übersetzung fremdsprachlicher Texte, gibt es auch bei der Analyse biographischer Texte immer mehrere Interpretationsmöglichkeiten. Dabei ist es ist sinnvoll, „den Erkenntnisprozess selbst zu reflektieren, also das Wechselspiel zwischen Interpreten und Quellentext in die Analyse bewusst einzubinden, diesen Vorgang transparent zu machen und interpretativ zu nutzen ...“<sup>213</sup>

Die dieser Arbeit zugrunde liegenden 42 Interviews mit Zeitzeugen der ehemaligen Wehrmacht wurden von der Verfasserin vollständig transkribiert und auf MCs und MDs archiviert. Die Transkripte umfassen in ihrer gedruckten Form im Durchschnitt ca. 40 Seiten. Wenn eine so umfangreiche, mehrere Jahre umfassende Interviewreihe abgeschlossen ist, erhebt sich die Frage, wie aus der Fülle dieses Materials eine lesbare Darstellung werden kann. Einen einheitlichen Ansatz zur Auswertung biographischer Quellen gibt es bisher nicht, was schon die methodisch sehr unterschiedlich angelegten Veröffentlichungen der letzten Jahre zeigen. Es gibt daher eine hohe Variationsbreite möglicher Herangehensweisen, die gemeinsame

<sup>212</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 37.

<sup>213</sup> Ebd., S. 37f.

Grundlagen aufweisen. „Die Verarbeitung biographischen Materials stellt die subjektiven Erfahrungen der Zeitzeugen, ihre ‚Verarbeitung‘ historischer Erlebnisse und Abläufe in den Mittelpunkt der Betrachtung.“<sup>214</sup> Prinzipiell geht es um die Bedeutung des Subjekts in der Geschichte und um seine Erinnerung und Wahrnehmung der Ereignisse. Das methodische Instrumentarium muss sich immer auch nach der Fragestellung der Untersuchung richten, wobei das erhobene Material mit anderen historischen Quellen in Beziehung zu setzen ist. Hierdurch werden die entsprechenden Aussagen der Interviewpartner ‚gesättigt‘ oder mit Widersprüchen und Gegensätzen konfrontiert. Gerade im Aufbrechen bestehender historischer ‚Wahrheiten‘ und dem Herausarbeiten von Unstimmigkeiten liegt eine Stärke der mündlich erfragten Geschichte.<sup>215</sup>

Neben dem in den Interviews erhobenen Material werden in dieser Arbeit weitere subjektive Quellen (Feldpostbriefe, Tagebücher, Autobiographien, Erinnerungs-, Erlebnis-, Zeitungs-, Zeitschriftenberichte, Fotoalben, Feldpostbriefe aus dem ehemaligen Kempowski-Archiv), die die Informanten der Verfasserin zur Verfügung gestellt haben, ebenso als „subjektive“ Quellen<sup>216</sup> mit verwendet wie „traditionelle“ Quellen (u. a. Archivalien aus dem damals in Freiburg ansässigen Bundesarchiv/Militärarchiv, Kriegstagebücher einzelner Divisionen und des OKW). Die Aussagen der Interviewpartner sollen dabei mit den jeweiligen Darstellungen der Ereignisse in Beziehung gesetzt und in den historischen Zusammenhang eingeordnet werden. Die Einbeziehung von weiterem subjektivem Quellenmaterial ermöglicht es oft, „die Perspektive und Wahrnehmung von Beteiligten oder Betroffenen nachzuzeichnen, die sich in dieser Form durch die Auswertung bestehender Aktenbestände oder anderer Dokumente nicht herleiten ließen.“<sup>217</sup> Die Frage, die sich bei der Auswertung und Verschriftlichung der Zeitzeugenaussagen, Tagebücher, Briefe auf der einen und Akten aus verschiedenen Archiven auf der anderen Seite ergibt, ist, ob die Erinnerungsinterviews ein Korrektiv zu dem sind, was sich aus den Archivalien ergibt. Damit würde sich die Erinnerung von Zeitzeugen nicht nur als Bereicherung des verfügbaren Archivmaterials erweisen, sondern sie würden durch ihre Subjektivität auch eine neue Sicht auf das Bekannte eröffnen.<sup>218</sup> Es geht dabei um die individuelle Verarbeitung von Geschichte. Die Aussagen der Zeitzeugen zu den jeweiligen Themen sind somit im Sinne einer „Erfahrungsgeschichte“ zu lesen. Diese erhält ihren Gegenwarts- und Aktualitätsbezug dadurch, dass die Informanten ihre persönliche Teilnahme als Wehrmachtssoldaten am Kriegsgeschehen aus heutiger Sicht reflektieren und damit

---

<sup>214</sup> Jureit/Meyer: Verletzungen. Lebensgeschichtliche Verarbeitung, S. 8.

<sup>215</sup> Ebd., S. 9.

<sup>216</sup> Zur Einbeziehung von weiterem subjektivem Quellen siehe ebd., S. 10.

<sup>217</sup> Ebd.

<sup>218</sup> Ebd., S. 11; Jureit: Erinnerungsmuster, S. 27; Plato: Zeitzeugen, historische Zukunft, S. 7.

die „Nichtabgeschlossenheit der Vergangenheit vor Augen führen.“<sup>219</sup>

Nach einem der Gespräche stellte der Informant abschließend die Frage: „Wie kriegen Sie das jetzt zusammen?“ Gemeint war das Ordnen der alles andere als chronologischen Interview-Erzählung. Auch wenn diese Ungeordnetheit der Aussagen wohl auf viele biographische Interviews zutrifft,<sup>220</sup> hat die Frage des Zeitzeugen ihre Berechtigung. Zunächst wird sinnvollerweise das Rohmaterial, das die Aufnahmen darstellen, transkribiert, also Wort für Wort in die Schriftform gebracht. Für diese Studie wurde sämtliches Material *vollständig* transkribiert und erst danach eine Auswahl der *wichtigsten* Aussagen und Ausführungen des Interviewpartners getroffen. Bereits bei der Verschriftlichung Teile des Gesprächs wegfällen zu lassen, birgt die Gefahr, die Darstellung des Zeitzeugen zu verkürzen oder außerhalb jeglichen Zusammenhangs zu stellen.

Die Übertragung der Aufnahme in die Schriftform wird in der Forschungspraxis unterschiedlich gehandhabt, was auch mit dem notwendigen Arbeitsaufwand und eventuell anfallenden Kosten zu tun hat. Nicht immer aber besteht – aus zeitlicher Sicht gesehen – für ein Projekt die Möglichkeit, die erhobenen Interviews vollständig zu transkribieren. Dazu Jureit:

„Die Totaltranskription, auch wenn sie durch die Umsetzung in Schriftsprache das Erzählte verändert, bietet aber am ehesten die Möglichkeit, das Interview in seiner Gesamtheit zu betrachten. In gewisser Weise ermöglicht sie erst die weitere Erschließung des Textes. Teiltranskriptionen stehen hingegen stärker in der Gefahr, den Gesamtzusammenhang des Lebensrückblicks aus den Augen zu verlieren und damit seine Kontextgebundenheit zu vernachlässigen. [Aber auch] mit der Verschriftlichung des Interviews ist immer eine Veränderung verbunden. ... Transkriptionsgenauigkeit kann die Reduktion des im Interview Gesagten zwar mindern und sollte daher immer angestrebt werden, sie kann sie aber nicht gänzlich aufheben.“<sup>221</sup>

Der durch Tonbandaufzeichnung und Transkription entstandene Quellentypus unterscheidet sich bereits in seiner Form von denjenigen Archivalien, die Historiker üblicherweise auswerten und deuten. Ulrike Jureit stellt in einem Aufsatz sieben Zugriffe vor, die von ihr speziell für die Auswertung von Erinnerungsinterviews erarbeitet wurden und hier zusammenfassend dargestellt werden.<sup>222</sup> Die Transkripte lebensgeschichtlicher Interviews sollten später, besonders bei der Transkription durch Dritte, auf ihre Zuverlässigkeit und Echtheit geprüft werden. Die Kontrolle der Vollständigkeit und der Rückgriff auf das ‚Original‘ bei detailbezogenen Deutungen werden ebenfalls empfohlen.<sup>223</sup> Nach der vollständigen Transkription waren die

<sup>219</sup> Jureit/Meyer: Verletzungen, S. 10; Plato: Oral History, Erfahrungswissenschaft, S. 97 - 119.

<sup>220</sup> Jureit/Meyer: ebd., S. 8.

<sup>221</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 30.

<sup>222</sup> Ebd., S. 31 – 35.

<sup>223</sup> Ebd., S. 31.

eigentlichen Quellen als Basis dieser Arbeit hergestellt. Bei der Wort-für-Wort-Übertragung war das Ziel, die Eigenart der gesprochenen Sprache zu erhalten und sie nicht der Schriftsprache anzugleichen. Um die Authentizität des Originaltextes zu wahren, wurde die „Textherstellung des minimalen Glättens“<sup>224</sup> gewählt und versucht, in der Übertragung so nahe wie möglich am Gesprochenen zu bleiben. Eine beispielsweise im Interview in Dialekt gesprochene Sprache wurde nicht ins Hochdeutsche übertragen.

Einer der Informanten zeigte sich sehr interessiert an einer Kopie der gemeinsam erstellten Quelle. Da die MDs zunächst auf MCs überspielt werden mussten, und das Transkript bereits vorlag, wurde das schriftliche Interview zuerst versandt, und dann erst die Kassetten. Diese Vorgehensweise ist nicht empfehlenswert, da die gesprochene Sprache in der Schriftform sehr gewöhnungsbedürftig ist.<sup>225</sup> Transkripte werden exakt nach der im Interview benutzten Sprache, der Umgangssprache, erstellt. Zeitzeugen sind überrascht und zumeist enttäuscht von ihren unvollständigen Sätzen und ihrer Form zu sprechen, so auch in diesem Fall. Daher ist es sinnvoll, *nur* das Tonband herauszugeben, nicht aber das Transkript, damit der Biograph sich nicht bloßgestellt fühlt.<sup>226</sup> Alexander v. Plato empfiehlt dennoch, die Zeitzeugen das fertige Transkript noch einmal gegenlesen und genehmigen zu lassen sowie außerdem den Abschluss einer schriftlichen Vereinbarung.<sup>227</sup> Auch Schüddekopf hat mit dieser Vorgehensweise positive Erfahrungen gemacht:

„Die lange Zeit, über die diese Gespräche geführt wurden, und später das Warten, bis ich die Texte endlich alle geschrieben hatte, haben also nicht dazu geführt, dass sich einer der Männer aus dem einmal begonnenen Unternehmen zurückzog oder sich von den nicht selten drastischen Schilderungen auch ihres eigenen Tuns distanzierte.“<sup>228</sup>

Allerdings hat Schüddekopf, der den Gesprächspartnern nach der Verschriftlichung der Interviews die so entstandenen Erzählungen noch einmal zur Lektüre vorlegte, dabei die Erfahrung gemacht, dass seine Informanten, anders als von ihm erwartet, kaum Korrekturen anzubringen hatten. Ihre Einwände betrafen lediglich Fehler, die er als ‚Unsoldat‘ bei der Glättung einiger derber Ausdrücke gemacht hatte.<sup>229</sup> Mit großer

---

<sup>224</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 96.

<sup>225</sup> Wohl bemerkt sind es nicht die Geschichten und der Text an sich, so ungeheuerlich manche von ihnen dem Zuhörer auch vorkommen mögen, die irritierend wirken, sondern die oft „abgehackt“ wirkenden Sätze. Leh: Forschungsethische Probleme, S. 70. Im Übrigen gilt dies zum Teil auch für die Interviewenden.

<sup>226</sup> Diese Erfahrung bestätigt auch Leh: Forschungsethische Probleme, S. 70.

<sup>227</sup> Ebd. sowie die mündlichen Ausführungen v. Platos während des Seminars in Hagen am 27.3.2004.

<sup>228</sup> Schüddekopf: Krieg, S. 321.

<sup>229</sup> Ebd., S. 320f. Dazu ist anzumerken, dass Schüddekopf die Erzählungen seiner Interviewpartner in zusammenhängenden, zusammengefassten, von den Zeitzeugen erzählten Episoden und zu Anfang und zum Ende von ihm kommentierten Texten, wiedergegeben hat, also weder seine Fragen noch Fußnoten bzw. Zitate aus anderen

Wahrscheinlichkeit wäre es in dieser Studie ähnlich gewesen, wenn die Befragten die Aufzeichnungen noch einmal gegengelesen hätten.

Allen Interviewpartnern wurde zugesichert, dass die Gespräche ausschließlich wissenschaftlichen Forschungszwecken dienen. Einige Befragte wünschten eine Anonymisierung ihres Namens, was in diesen Fällen in mündlicher Form mit auf dem Tonträger protokolliert wurde.<sup>230</sup> Selbstverständlich wurde diesem Anliegen seitens der Verfasserin Rechnung getragen.

Während der Interviews ergab sich, dass besonders diejenigen Gesprächspartner, die bereits häufiger von Fernseh- oder Zeitungsjournalisten und auch von Historikern befragt worden waren, präzise und ausführlich auf ihnen von der Verfasserin gestellte Fragen antworteten oder auch von sich aus schnell Assoziationen bilden konnten, die zu längeren Erzählungen führten (v. a. die Zeitzeugen Heinze, Severloh, Gockel, Kowalski, Lützen, Ritter). Bei anderen traten die Grenzen der Interviewbefragung offen zutage. Manche Befragte wählten selbst aus, was sie für wichtig hielten (v. a. Uhlmann), was dazu führte, dass bestimmte Geschichten gar nicht erzählt und Fragen nicht beantwortet wurden oder der Informant lange Episoden schilderte, die bei der gewählten Fragestellung zum großen Teil nicht verwendet werden konnten.<sup>231</sup> Das Heranziehen zusätzlicher Quellen war in diesem Fall hilfreich. Ein weiteres Phänomen der mündlich erfragten Geschichte sind die Grenzen des Sag- oder Vorstellbaren, besonders, wenn es um Krieg geht. Die Interviewpartner sprachen offen an, wie schwer es ihnen manchmal fiel, das Erlebte in Worte zu fassen und den Nachkriegsgenerationen, die Krieg nie erlebt haben, ihre damalige Einstellung und Verhaltensweise zu verdeutlichen und verständlich darzustellen. Sätze wie: *„Das kann man sich nich' mehr vorstellen, nich'?“ (Frau Kramer) „Man kann es nicht beschreiben!“ oder „Das können Sie sich gar nicht vorstellen.“ (Gärtner) „Das können Sie sich nicht vorstellen. Das kann einer, der das nicht erlebt hat, kann das nicht nachvollziehen. Wie grausam Krieg ist, kann niemand nachvollziehen!“ (Rothe) „Man kann sich das heute nicht mehr vorstellen.“ (Kramer) „Wie Krieg ist, das kann man bald nicht schildern.“ (Schlotmann)* Der Historiker, Hans-Adolf Jacobsen, selbst Angehöriger der Kriegsgeneration, verdeutlichte dies auf einer Fachtagung: *„Wir [heute] kennen ein Pro und Contra; wir können uns offen aussprechen. Aber für das Verhalten von Menschen in einem totalitären System und in einem totalen Krieg gelten andere Gesetzmäßigkeiten, die sich viele heute gar nicht mehr vorstellen*

---

Quellen innerhalb der Verschriftlichung auftauchen. Die Aussagen lesen sich wie ein autobiographischer Erfahrungsbericht in hochdeutscher Sprache, was die Lektüre für die Befragten sicher einfach, aber auch erfreulicher gestaltete.

<sup>230</sup> Dazu auch Leh: Forschungsethische Probleme, S. 70.

<sup>231</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 228.

können.“<sup>232</sup>

Es war vor allem aus Zeitgründen nicht immer möglich, die Gespräche, die zumeist vom Krieg handelten, zu lebensgeschichtlichen Interviews auszuweiten. Daher verlagerte sich der Akzent bei der Beschränkung auf das Thema „Kriegserlebnisse“ von der biographischen Forschung zur Kriegsgeschichtsforschung. Vor dieser Tatsache, in der „das Leben der Einzelperson in den Hintergrund [tritt und] statt dessen ... ein einzelnes Erlebnis, neben vergleichbaren Erlebnissen anderer Gewährspersonen ... voll in den Vordergrund [rückt]“, <sup>233</sup> stand auch Schröder und versuchte, das ‚biographische Defizit‘ teilweise damit auszugleichen, dass alle Informanten am Ende des Bandes in Kurzbiographien vorgestellt wurden.<sup>234</sup> So wird auch in dieser Arbeit verfahren. Nachdem das Gespräch Nähe und Einverständnis zwischen Befragtem und Interviewer voraussetzen, schafft die Auseinandersetzung mit dem Transkript wieder die notwendige Distanz für einen freieren kritischen Umgang mit dem Text und mit dem Zeitzeugen. Allerdings bleibt, aus der Erfahrung der Verfasserin heraus, eine gewisse Loyalität gegenüber dem Gesprächspartner bestehen, der dazu führt, dass die Interpretation mit einer gewissen, durchaus beabsichtigen, Vorsicht durchgeführt wird.<sup>235</sup> Das Ernstnehmen des Befragten als Experten seiner Biographie, aber auch als Partner der Quellenproduktion hat neben forschungsethischen auch methodische Gründe:

„Die Rolle eines Partners bei der Quellenproduktion kann den Zeitzeugen motivieren, sein Bestes zum Gelingen des Unternehmens beizutragen. Er wird sich um genaue Erinnerungen bemühen, ausführlich berichten und auch unangenehme Fragen zulassen, weil er sich der Wichtigkeit bewusst ist und den Sinn seiner Mühen ahnt.“<sup>236</sup>

Der Interpretationsprozess kehrt das Beziehungsarrangement um: der passive Zuhörer wird nun der aktive Interpret – der aktive Erzähler wird zum passiv Interpretierten.<sup>237</sup> Die Deutung des vom Zeitzeugen Gesagten birgt immer auch die Gefahr, dass er hinsichtlich der Interpretation anderer Meinung ist. Hinzu kommt, dass nicht alle Aussagen aus Platzgründen in ihrer Ausführlichkeit dargestellt werden können. Hier ist es oft hilfreich, die Selbstdeutungen des Interviewpartners als ersten Ansatzpunkt für eine Interpretation zu verwenden und zu versuchen „die Sinnkonstruktion des Zeitzeugen zu verstehen“.<sup>238</sup> Anhand dieser kann die Schlüssigkeit dieser Erklärung geprüft und entschieden werden, ob eine andere vielleicht angemessener sein könnte. Sinn der Forschungsarbeit ist es in jedem Fall,

---

<sup>232</sup> H.-A Jacobsen: Die Rolle der Wehrmacht im Dritten Reich (1933 – 1945), S. 18. Vgl. Leh: Forschungsethische Probleme, S. 68; v. Plato: Geschichte und Psychologie, S. 188.

<sup>233</sup> Schröder: Kasernenzeit, S. 16.

<sup>234</sup> Ders.: Gestohlene Jahre, S. 925 – 942.

<sup>235</sup> Leh: Forschungsethische Probleme, S. 73.

<sup>236</sup> Ebd., S. 67.

<sup>237</sup> Ebd.

<sup>238</sup> Ebd., S. 71.

die Erzählungen und Berichte durch die Interpretation nicht völlig umzudeuten, damit diese „ihre eigene Stimme behalten“, so Leh.<sup>239</sup>

In jedem Fall ist bei diesen Aussagen, wie auch bei jeder anderen Quelle, ein hoher Interpretationsbedarf vorhanden, jedoch lohnt zuerst die Auseinandersetzung mit dem Deutungsversuch des Informanten als „Experten“ seiner Aussagen, zumal der Forscher nur Interpret von Daten ist, der Befragte jedoch Handelnder und Interpret zugleich ist.

Genauigkeit bei der Wiedergabe von Zitaten und somit der Sichtweise der Biographen ist schließlich die Voraussetzung dafür, dass der Zeitzeuge später mit der Interpretation des Wissenschaftlers zu Recht kommen kann. Auch der Leser wird so in den Stand gesetzt, sich mit beiden Sichtweisen auseinanderzusetzen – mit der Selbstdeutung des Befragten und mit dem Interpretationsangebot des Forschers.<sup>240</sup> Alexander v. Plato weist darauf hin, dass „nicht nur Zeitzeugen, sondern auch wir Angehörige der historischen Zunft Geschichte neu [rekonstruieren]“<sup>241</sup> entweder auf der Grundlage subjektiver Erinnerungsquellen oder auf Aktenbasis und merkt an, dass Zeitzeugen sich zwar mit ihrer Erinnerung abmühten, ebenso wie Historiker mit deren Interpretation. Zu betonen sei jedoch, dass auch die Interpretation von Akten ähnlich mühevoll sei, „besondere Kenntnisse zu deren Deutung“ erforderlich seien, die gleichfalls „veralten“ würden. Hier handele es sich um den „Übergang von Zeitgeschichte zur Geschichte - von ‚erfahrungsgesättigter Vergangenheit‘ zur ‚reinen Vergangenheit‘, die also nicht mehr auf subjektive Erfahrungen zurückgreifen kann. Weder Studien der Erfahrungswissenschaft noch die ausschließlich auf Basis von Akten angelegten Untersuchungen stellen „eine 100prozentige Kongruenz von ‚vergangener Wirklichkeit‘, Erinnerung und Berichten“ dar.<sup>242</sup>

Zu guter Letzt folgt noch eine Anmerkung hinsichtlich der Wiedergabe von wörtlicher Rede, die ein bedeutendes und beliebtes Mittel zur Entfaltung und Entwicklung von Kommunikations- und Handlungsabläufen darstellt: Manche Ausdrücke, Halbsätze oder vollständige Sätze haben sich den Befragten zur damaligen Zeit so tief ins Gedächtnis eingegraben, dass sie wohl auch nach so vielen Jahren noch wortwörtlich abrufbar sind. Bei den meisten Sätzen, die wörtliche Rede enthalten, handelt es sich aber wohl nicht um eine authentische Worterinnerung, sondern um eine mehr oder weniger frei rekonstruierte Wiedergabe des damals Gesprochenen.

Die Überlegung, ob Erzählungen eines einzelnen Gewährsmannes in jedem Kapitel in

---

<sup>239</sup> Ebd.

<sup>240</sup> Ebd., S. 73. Leh, ebd., weist auch darauf hin, dass „die Verantwortung für eine angemessene Selbstdarstellung des Interviewpartners ... beim Forscher [liege], der damit zugleich seine Interpretation einer kritischen Überprüfung öffnet.“

<sup>241</sup> v. Plato: Zeitzeugen und historische Zunft, S. 26.

<sup>242</sup> Ebd., S. 27.

den Vordergrund gestellt wurden, wie Alexander v. Plato<sup>243</sup> und auch Schröder<sup>244</sup> anregen, hätten bedeutet, dass die anderen Aussagen zum selben Thema in den Hintergrund gerückt wären. Da es häufig jedoch mehrere, z. T. einander ergänzende Beiträge verschiedener Zeitzeugen gab, entschied sich die Verfasserin dafür, auch diese in die jeweiligen Abschnitte mit aufzunehmen. Dennoch kommt es in manchen Kapiteln vor, dass einer der Befragten aufgrund seiner ausführlichen Beiträge dort eine Art Protagonist ist, z. B. Rothe zum Thema Kranken- und Verwundetenversorgung, da er im Westen und im Osten von 1940 – 1944 nahezu ununterbrochen Dienst in einer Sanitätskompanie leistete. Das Gleiche gilt für Arp beim Abschnitt Kameradschaft.

Abschließend sei noch zu bemerken, dass der Blick dieser Arbeit in erster Linie nicht der von oben, sondern der auf Augenhöhe ist: 42 Blicke, 42 Geschichten von damals kaum oder zumeist eben erwachsenen jungen Menschen zwischen 17 und 30 Jahren, u. a. auch der der DRK-Schwester Erika Summ, Jgg. 1921, die als junge Frau von 21 Jahren in einem Lazarett im Südabschnitt der Ostfront hautnah mit Verletzten, Verwundeten und Sterbenden, aber auch oft mit deren persönlichen Lebensgeschichten in Berührung kam.

Es kann zudem vorkommen, dass dieser Abschnitt inhaltlich Überschneidungen zu anderen Kapiteln dieser Arbeit aufweist. Auch sei der guten Ordnung halber erwähnt, dass es Themenüberschneidungen zwischen den einzelnen Kapiteln geben kann und einige Aussagen ebenso gut einem der anderen Abschnitte zugeordnet werden könnten. Es fehlt an dieser Stelle der Platz, um für jeden beschriebenen Beitrag detailliert nachzuweisen, dass es sich dabei jeweils um eine für den Krieg insgesamt typische und charakteristische Erfahrung handelt. Es ist manchmal nicht möglich, durch Vergleiche, Parallelbelege und ergänzende Quellenangaben den Nachweis dafür zu erbringen, dass bestimmte subjektiv-biographische Einzelerfahrungen oder –erlebnisse wirklich einen kollektiv-historischen Aussagewert besitzen. Auch Schröder stellte fest, dass mehr als 40 Aussagen, trotz der Hinzuziehung einer Fülle weiteren Materials „keine zuverlässigen Schlussfolgerungen im Sinne quantifizierender Verallgemeinerungen zulassen.“<sup>245</sup> Für diese Arbeit wie für alle anderen, die sich mit mündlich erfragter Geschichte beschäftigen, gelten die nachfolgenden Ausführungen Schröders:

---

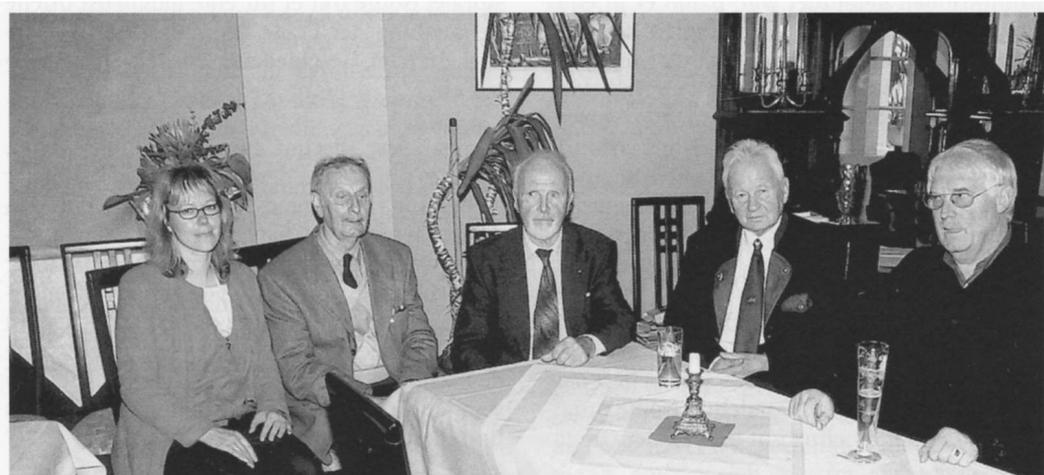
<sup>243</sup> Ders.: „Der Verlierer“, S. 12, sowie als persönlicher Ratschlag während des Seminars in Hagen im März 2004.

<sup>244</sup> Schröder: Kasernenzeit, S. 111.

<sup>245</sup> Ebd., S. 29. Vgl. Restloser Einsatz, S. 166, zu den umfangreichen Quellen und der Literaturfülle zum Zweiten Weltkrieg: „Das Material über die damalige Zeit ist so umfangreich, dass der Versuch eines Gesamtbildes unvollkommen bleiben muss.“

„Ob und wieweit ein spezifisches Verhalten für eine bestimmte Altersgruppe generell typisch ist, können wir an Hand des uns vorliegenden Materials nicht mit Sicherheit entscheiden. Andererseits erlaubt es die Vielzahl der Belege doch, zumal wenn sie sich ergänzen lassen durch zusätzliche Bestätigungen aus anderen Quellen, gewisse wichtige, vielleicht sogar vorherrschende Tendenzen zu erkennen und damit aus dem Mosaik von Einzelaussagen in vorsichtiger Verallgemeinerung typische Verhaltensmuster einer bestimmten Generation zu erschließen.“<sup>246</sup>

Im Übrigen soll diese Studie nicht nur Erkenntnisse „liefern“, sondern auch als (Kriegs-)Alltags-<sup>247</sup> und Erfahrungsgeschichte<sup>248</sup> verstanden werden und einen Beitrag zur kollektiven Erinnerungskultur Deutschlands leisten. Zeitzeugen, so v. Plato, „haben heute ein langes mediales Nachleben.“ Aufgrund ihrer Aussagen sind sie Teil einer medialen „Erinnerungskultur“ geworden, die „mehr als früher das kollektive Gedächtnis in Deutschland [beeinflussen].“<sup>249</sup> Und – wie zuvor erwähnt – ist es ja gerade die Subjektivität des von den Informanten Gesagten, auf die es dabei ankommt.<sup>250</sup>



*Das Zusammentreffen der ehemaligen Stalingrad-Soldaten mit der Historikerin und dem ehrenamtlichen VDK-Beauftragten. V.l.n.r. Imke Metzger, Ewald Jost, Fritz Becker, Hugo Theisinger und Rüdiger Mette im Hotel Quellenhof in Bad Bertrich.*

<sup>246</sup> Schröder: Kasernenzeit, S. 29..

<sup>247</sup> Zum Begriff des Phänomens „Alltag“ in der oral history als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft, siehe Jureit: Erinnerungsmuster, S. 23, dort auch Anm. 15 – 18.

<sup>248</sup> Zum Begriff „Erfahrung“ ebd., S. 26f.

<sup>249</sup> v. Plato: Zeitzeugen und die historische Zunft, S. 12.

<sup>250</sup> Ebd., S. 8 sowie ders.: Methodische Grundlegungen, S. 337.



*Die Historikerin Imke Metzger aus Hamburg und Ewald Jost (Belgien) mit dem „Glückskreuz“ von Stalingrad.*

Die vorliegenden Fotos stammen aus dem Heimatjahrbuch Cochem-Zell 2005, S. 182. Sie wurden nach dem Gespräch auch in der Lokalpresse veröffentlicht (u. a. in der Rheinzeitung vom 25. Mai 2002). Ewald Jost und Hugo Theisinger lernten sich über das „Glückskreuz“ kennen, dessen Besitzer Jost nach seiner Verwundung vor Stalingrad lange nach dem Krieg über die Zeitschrift der Kriegsgräberfürsorge „Stimme & Weg“ (heute: „Frieden“) ausfindig machte. Theisingers Mutter hatte das Kreuz 1942 in ein Frontpäckchen gepackt, das Lebensmittel und eben das kleine Kruzifix enthielt, das ihren Sohn beschützen sollte. Da Herr Theisinger sich zu dieser Zeit bereits auf dem Weg in ein Heimatlazarett befand, wurde das Päckchen einem unbekanntem Kameraden (Ewald Jost) übergeben. Im Mai 2001 kam es - nach 58 Jahren - zur feierlichen Übergabe des „Glückskreuzes“ an Hugo Theisinger. Es folgten mehrere Treffen zwischen beiden im Hotel Quellenhof in Bad Bertrich, das im Krieg ein Lazarett gewesen ist, in dem Hugo Theisinger mehrere Monate verbracht hatte, und in dem auch das Gemeinschaftsinterview mit den Befragten Becker/Jost/Theisinger, der Interviewerin und anderen Interessierten am 3. Mai 2002 statt fand.



Gerhard F. Dose, einer der für diese Arbeit Befragten, und Thomas Wendt während des Besuchs eines Kriegsgräberfriedhofes (I. Weltkrieg) im Elsass. Herr Dose hatte die Verfasserin und ihre Begleitung 2001 zu dieser Reise nach Frankreich eingeladen. Foto: I. Wendt



Die Verfasserin im Eingang eines Bunkers am Collet du Linge (Lingekopf), im Elsass (nahe Orbey), der zu den Schlachtfeldern gehört, die im Ersten Weltkrieg die meisten Menschenleben kosteten. Der Vater von Herrn Dose, hatte im Oktober 1915 hier als Oberleutnant (4./IR 187) gekämpft. Den Krieg überlebte er zwar, starb aber bereits im Jahre 1929. Foto: T. Wendt



Gerhard F. Dose (vorne links im Bild) und die Verfasserin (2. von links) bei der Besichtigung des Grabensystems (I. Weltkrieg) am Lingekopf im Juli 2001. Foto: T. Wendt

*„Die Vorstellung, dass Völker und Staaten [friedlich] miteinander leben können, war den Nazis völlig fremd.“<sup>251</sup>*

## ZWEITER TEIL: Erfahrungen von Krieg und Besatzung im Westen (Mai 1940 – Mai 1944)

### 2. Fronteinsätze und Besatzung im Westen ab Mai 1940

#### 2.1 Die Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen:

*„Wir kommen in das Land, in dem Vater im Weltkrieg war.“<sup>252</sup>*

Nach der Machtübernahme durch Hitler 1933 und der Wiedereinführung der Wehrpflicht 1935, hatte der „Führer“ eine immer aggressivere Expansionspolitik eingeleitet, die über den Anschluss Österreichs und nach dem Münchner Abkommen zum offiziell geduldeten Anschluss des Sudetenlandes in der gewaltsamen Inbesitznahme der Resttschechei gipfelte und England damit endgültig kriegsbereit machte.<sup>253</sup> Das NS-Regime versuchte seit 1938 die Deutschen nach jahrelanger Friedenspropaganda davon zu überzeugen, „eingekreist und bedroht“ zu sein und präsentierte Deutschland als Opfer einer Aggression, „auf die das Reich angeblich nur mit einem Verteidigungskrieg reagieren konnte.“<sup>254</sup> Ein Friedensangebot, das Hitler der britischen Regierung zum Schein übermittelt hatte, und das keinerlei Reaktion nach sich zog, nahm dieser am 1. September 1939 zum Anlass, Englands Desinteresse an einer friedlichen Lösung zu proklamieren. Zudem seien deutsche Staatsbürger von polnischem Militär bedroht und angegriffen worden, so dass nun, aufgrund der polnischen Gewaltaktionen, „seit 5 Uhr 45 zurück geschossen“ werde.<sup>255</sup> Deutsche Kriegsziele wurden mittels Verteidigungslügen und einer ausgeprägten Feindpropaganda verschleiert.<sup>256</sup>

Nach dem Überfall Polens durch das Deutsche Reich am 1. September 1939 ergingen zunächst Warnungsnoten der polnischen Verbündeten England und Frankreich an die Hitler-Regierung. Der Vorschlag Mussolinis, zur Lösung der polnischen Frage eine Friedenskonferenz einzuberufen sowie die zögerliche Haltung der französischen Regierung, die vor einem Ultimatum an Deutschland zurückschreckte, verhinderten eine sofortige Reaktion der Westmächte. Erst am 3. September 1939 übergab der britische Botschafter um 9.00 Uhr früh in Berlin das englische Ultimatum, wonach die deutschen Truppen sofort aus Polen abzuziehen seien, anderenfalls würde der Kriegszustand zwischen Deutschland und England eintreten. Ein analoges französisches Ultimatum kündigte Gleiches für 17 Uhr desselben Tages an.<sup>257</sup> Der

<sup>251</sup> Restloser Einsatz, S. 80.

<sup>252</sup> Brief Gockels an seine Eltern in Hamm im Oktober 1943, zit. in: Gockel: Das Tor, S. 39.

<sup>253</sup> Jasper: Zweierlei, S. 39.

<sup>254</sup> Ebd., S. 42; DRZW 1 (Beitrag Messerschmidt: Außenpolitik), S. 698.

<sup>255</sup> Jasper: Zweierlei, S. 42; Domarus: Proklamationen II, S. 1315.

<sup>256</sup> Wette: In Worte gefasst, S. 340.

<sup>257</sup> Gruchmann: Der Zweite Weltkrieg, S. 22f.

Überfall auf Polen hatte somit gravierende Konsequenzen für das Dritte Reich, denn der Kriegszustand zwischen Deutschland auf der einen und Frankreich und England auf der anderen Seite trat schließlich ein. Die Westmächte unterließen jedoch einen Angriff auf das deutsche Reich und blieben zunächst in der Position eines Zuschauers. Dieser als „drôle de guerre“ in die Geschichte eingegangene, für Franzosen und Engländer zermürbende Sitzkrieg, zog sich über nahezu neun lange Monate hin, vom 3. September 1939 bis zum 10. Mai 1940. Der damalige französische Soldat, Alexandre Haultrecht, drückte die Situation der Franzosen so aus:

« On attendait. On attendait quoi? On attendait dans la certitude que la Ligne Maginot tiendrait bon et que les choses s'arrangeraient sans combat. »<sup>258</sup>

Die abwartende Haltung Frankreichs ist sowohl Ausdruck des Friedensbedürfnisses einer ganzen Nation, die den Ersten Weltkrieg auf eigenem Boden mit riesigen Verlusten und Zerstörungen noch nicht verschmerzt hatte, als auch des Fehlens eines konkreten Eroberungsziels, wie es 1914 die Region Elsass-Lothringen darstellte.<sup>259</sup> In der Grande Nation herrschte in der Tat die Hoffnung vor, die Dinge würden sich von selbst regeln und der Kriegserklärung an Deutschland keine Taten folgen, sprich Frankreich von einer weiteren militärischen Auseinandersetzung verschont bleiben.<sup>260</sup> Franzosen und Engländer waren sich dennoch darüber einig, dass sie sich auf einen langen Krieg einzustellen hatten, dass sie aber aus drei Gründen keinen eigenen Angriff auf das Deutsche Reich initiieren würden: die starken, von ihnen überschätzten, Befestigungen der Siegfriedlinie („Westwall“), das Bestehen Belgiens auf seiner Neutralität und damit die Unmöglichkeit, das Land zu durchqueren. Und drittens vertrauten die Franzosen auf die ebenfalls stark überschätzte Maginot-Linie sowie darauf, dass die Deutschen spätestens an den Ardennen bzw. an den dort stationierten Kräften scheitern würden. Eine verstärkte Positionierung der französischen und englischen Soldaten an der Grenze zu Belgien würde den Krieg zudem, so die Hoffnung, von französischem Boden fernhalten.<sup>261</sup> Insgesamt postierte die französische Armee längs der belgischen Grenze sieben Armeen mit insgesamt 37 Divisionen. Zur Kräfteverstärkung hatten die Engländer neun Divisionen eines

---

<sup>258</sup> Zit. in: Durand: *La France*, S. 11; vgl. Bernecker: *Die geopfert Generation*, S. 18.

<sup>259</sup> Vgl. Bernecker: *Die geopfert Generation*, S. 17f.: Viele Elsässer fühlten sich nach dem 1. September 1939 und dem schnellen deutschen Sieg über Polen „in vorderster Front“. Die drohenden Reden Hitlers und seine Forderungen nach neuem Lebensraum führten dazu, dass eine Vielzahl von Bewohnern des Elsass mit dem Einfall Hitler-Deutschlands in Polen, mit der Räumung ihrer Gebiete begannen und unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe gen Westen in eine ungewisse Zukunft zogen. Die Bürgermeisterämter hatten bereits einige Wochen zuvor Anweisungen dafür gegeben, was an Gepäck und Reiseunterlagen mitzunehmen sei. Die entsprechenden Räumungsbefehle sowie die allgemeine Mobilmachung wurden am 1. September 1939 bekannt gegeben.

<sup>260</sup> Gruchmann: *Der Zweite Weltkrieg*, S. 38.

<sup>261</sup> Azéma: *De Munich à la Libération*, S. 41f.

englischen Expeditionskorps entsandt, das nahe Lille Position bezog.<sup>262</sup> Das Nichteingreifen der Westmächte ermöglichte Hitler, die Masse der deutschen Streitkräfte zur Eroberung Polens im Osten einzusetzen und nach der „erfolgreichen“ Besetzung von dort an den „Westwall“ abzuziehen.

Zum Zeitpunkt der Kriegserklärung Englands und Frankreichs an Deutschland Anfang September 1939, hielt sich der damalige französische Soldat, Henri Martin, in seinem Geburtsort St.-Laurent-sur-Mer, auf. Der Krieg habe ihn aber nicht interessiert, und so kam er, trotz der öffentlichen Aufrufe zur Einberufung aller französischen Soldaten, erst eine Woche später in die Kaserne, als sein Regiment den Standort Le Havre gerade verließ. Er erinnerte sich im Interview an diesen Moment:

«Quand la guerre a été déclarée, [en septembre 1939], j'étais en promenade ici. Voilà. Je suis arrivé huit jours après. Parce qu'il y a un numéro sur le livret militaire. Mais moi, je ne m'occupait pas de ça, j'étais en vacances, ici, à Saint-Laurent. Quand je suis rentré là-bas, le sergent, ... il m'a dit: 'Tu peux passer au tribunal.' Parce que j'étais en retard. Et je suis arrivé au moment que mon régiment partait. Je ne l'ai jamais revu, moi.»

Der öffentliche Aufruf der französischen Soldaten geschah, den Angaben Martins zufolge, gemäß einer Nummer, die sich in den Soldbüchern befand. Danach erhielt der Befragte anscheinend eine schriftliche Benachrichtigung, wonach er sich umgehend in seiner Kaserne einzufinden habe. Da ihn das wenig kümmerte, traf er acht Tage zu spät in Le Havre ein. Dort hatte Martin, trotz der Warnung seines Vorgesetzten: ‚Tu peux passer au tribunal,‘ wohl auch aufgrund der Aufregungen dieser Tage, das Glück, vom Kriegsgericht verschont zu bleiben. Das Regiment rückte ohne ihn ab. Dass er seinen Kameraden auch später nicht folgen musste, hatte wohl auch damit zu tun, dass der Franzose innerhalb der darauf folgenden Wochen an einer schweren und lebensgefährlichen Knochenmarkentzündung erkrankte, operiert und nach dem Krankenhausaufenthalt wegen vorübergehender Dienstuntauglichkeit für weitere sechs Monate vom Soldatendienst befreit wurde. Wieder erwies sich dieser Umstand später als Glücksfall, denn in dieser Zeit, im Mai 1940, erfolgte der deutsche Angriff. Die Kämpfe, unter Umständen der Verlust des eigenen Lebens oder der Gesundheit, und die als wahrscheinlich anzunehmende Kriegsgefangenschaft im Deutschen Reich, das Schicksal der meisten französischen Soldaten, blieben Martin so erspart.<sup>263</sup> Er erklärte: «Je suis sauté sur l'occasion, moi, je n'étais pas tellement patriote.» Als deutscher Soldat hätte der Befragte das einwöchige Fernbleiben von der Truppe nach

<sup>262</sup> Auch an der gemeinsamen französisch-deutschen Grenze im Elsass besetzten die „garde-frontaliers“ die Stellungen. Alle Reservisten wurden einberufen. Bernecker: Die geopfert Generation, S. 17.

<sup>263</sup> Insgesamt fielen auf französischer Seite etwa 100.000 Soldaten während des Frankreichfeldzuges 1940, ca. 1,9 Mio. Soldaten gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Auf deutscher Seite gab es 27.074 Tote, 111.034 Verwundete und 18.384 Vermisste. Gruchmann: Der Zweite Weltkrieg, S. 82.

Einberufung vermutlich mit dem Leben bezahlt.<sup>264</sup> Die offenkundige Nachsicht des Vorgesetzten, der es bei der Androhung beließ, bewahrte ihn, den französischen Soldaten, vor Schlimmerem. Mangelnder Einsatz für das Soldatsein wider Willen und das „Glück“, über längere Zeit krankheitsbedingt auszufallen, ersparten Henri Martin die Strapazen des Krieges und der Gefangenschaft. Die „Anti-Kriegs-Haltung“ des Franzosen und später die zögerliche Bereitschaft, sich in den Dienst der deutschen Besetzung zu stellen, die wohl auch für andere seiner Landsleute bezeichnend ist, finden sich in seiner weiteren Erzählung häufig wieder (siehe Abschn. 2.3, 2.4, 2.5).<sup>265</sup> Deutsche Soldaten stellten insbesondere die Kampfleistung französischer Soldaten in Frage, da sie „härteren Widerstand ... und einen längeren, verlustreicheren Kampf im Westen erwartet“ hatten.<sup>266</sup>

Auf deutscher Seite ließ sich Hitlers Ungeduld kaum zügeln. Er hätte gern nach dem Polenfeldzug im Herbst 1939 den Westen angegriffen, was jedoch zum einen am Widerstand der Generalität, zum anderen an der fortgeschrittenen Jahreszeit scheiterte.<sup>267</sup> So nutzte die Wehrmacht die nächsten Monate, um kurzfristig mobilisierte Verbände auszubilden und auszurüsten. Auch bei den sich inzwischen am „Westwall“ befindlichen deutschen Soldaten war eine gespannte Erwartung auf den Fortgang der Ereignisse und der als sicher, aber auch mit einiger Sorge erwarteten Kämpfe im Westen entstanden.<sup>268</sup> Auch bei den Wehrmachtsangehörigen gab es ein gewisses Befremden über diese als „Drôle de guerre“ benannte Phase des erklärten, aber nicht geführten Krieges. Ein Wehrmachtsangehöriger beschrieb in einem Brief, was er jenseits des Rheins, auf französischer Seite, beobachtete:

„In dieser Gegend, wo wir bisher gearbeitet haben, das heißt vorne am Rheine, ist es ziemlich ruhig, ich glaube, dass ältere Jahrgänge, die den Krieg kennen, gegenüber liegen. Die haben schon Plakate gezeigt mit der Aufschrift: Deutsche schießt nicht auf uns, sondern auf die 2. und 3. Linie, dort sind die Engländer.“<sup>269</sup>

---

<sup>264</sup> Das unerlaubte Fernbleiben von der Truppe wurde in der Regel als Desertion ausgelegt. Darauf stand die Todesstrafe.

<sup>265</sup> Auch in anderen Ländern, wie beispielsweise Norwegen, waren die deutschen Besatzungstruppen eine der wenigen Arbeitgeber. Wer Geld verdienen musste, hatte daher kaum eine andere Wahl als in den Dienst der Wehrmacht zu treten. Dazu merkt Ebba Drolshagen an: „Wer freiwillig für die Deutschen arbeitete, war also politisch nicht zwingend auf ihrer Seite.“ Drolshagen: Feind, S. 63.

<sup>266</sup> Vgl. FpBf Erich Neuner, 18.6.40, in: Jasper: Zweierlei, S. 279, über den mangelnden Einsatzwillen französischer Soldaten: „Es gibt hier auf unserem Vormarsch jede Menge französischer Soldaten; aber kaum gibt es Widerstand. Sie schmeißen alle Waffen weg und kommen aus den Wäldern und winken uns froh zu. Sie wollen alle keinen Krieg mehr. Es sind bunt gewürfelte Mengen, welche da auf der Straße unendlich lang als Reste der französischen Armee dahinziehen.“

<sup>267</sup> Jasper: Zweierlei, S. 50.

<sup>268</sup> Vgl. FpBf Fritz Neuberger, 8.9.39, in: ebd., S. 240: „Bis jetzt geht es mir noch gut, und ich darf Deutschlands Grenze im ‚Westen‘ mit beschützen helfen. Nachdem sich nun die Lage so langsam verschlimmert, konnte ich nichts anderes, [als] noch mal an euch einen lieben Brief zu schreiben.“

<sup>269</sup> FpBf Siegfried Scharmeier, 21.9.39, in: ebd., S. 240f.

Insbesondere die deutschen Generäle waren im Hinblick auf den bevorstehenden Feldzug im Westen zögerlich, zauderten und beklagten die mangelnde „Tiefenrüstung“. Sie hatten den Ersten Weltkrieg auf französischem Boden erlebt und neigten zu Vorsicht und Bedenken gegenüber „den ernst zu nehmenden Angstgegnern des letzten Weltkrieges.“<sup>270</sup> Nach langen Auseinandersetzungen und noch während der Besetzung Dänemarks und Norwegens wurde der Angriffstermin im Westen auf den 10. Mai 1940 festgelegt.<sup>271</sup> Dabei sollte der Westen nur „als Bedrohung ausgeschaltet werden,“<sup>272</sup> aber nicht die staatliche und gesellschaftliche Existenz der im Westen bekämpften Feinde vernichtet werden. In Polen hatte jedoch ein

„europäischer Krieg begonnen, und die Entscheidung über den Ausgang des Feldzuges gegen Frankreich und England würde nach Überzeugung der meisten Soldaten diesen Krieg beenden. ... Der Horizont, in dem dieser Krieg begriffen wurde, war auf Europa beschränkt und das Zeitmaß seiner Dauer waren Monate, nicht Jahre.“<sup>273</sup>

Die beiden nachfolgenden Zeitzeugen, Richard Rothe und Fritz Landgraf, erlebten den Frankreichfeldzug vor allem als „Blitzsieg“. Sie trafen erst in der zweiten Phase, nach dem Kessel von Dünkirchen, Anfang Juni vor Ort ein. Rothe, Angehöriger des RAD<sup>274</sup> in einer Nachschubkompanie, blieb vor allem die augenscheinlich überstürzte Flucht der Franzosen infolge des schnellen deutschen Angriffs im Gedächtnis:

„Es ist ja so: die Front ging schnell voran. Wir waren praktisch Nachschub. Wir kamen in Wohnungen, wo noch alles auf'm Tisch stand, und so weiter. Weil... das ging ja alles so schnell. ... Die waren ja jeflohen. Also, wollen mal sagen, wir sind praktisch direkt nach der Front nachgerückt. ... Der Krieg [in Frankreich] ging ja sehr schnell zu Ende.“<sup>275</sup>

Nachdem die Deutschen Belgien als Durchgangsland benutzt und die Maginotlinie umgangen hatten, führte sie der Weg über die schnurgeraden, französischen Staatsstraßen, was ein deutscher Soldat anerkennend vermerkte.<sup>276</sup> Menschenleere Ortschaften, angebrochenes Mittagessen auf dem Tisch und unversorgtes Vieh waren die häufigsten Beobachtungen deutscher Soldaten, die während oder unmittelbar

<sup>270</sup> Ebd., S. 240.

<sup>271</sup> DRZW 2 (Beitrag Rhode: Blitzkrieg), S. 240; DRZW 5/1 (Beitrag Kroener: Ressourcen), S. 820; Jasper: Zweierlei, S. 50.

<sup>272</sup> Jasper: Zweierlei, S. 240.

<sup>273</sup> Ebd., S. 241 sowie dort Anm. 25.

<sup>274</sup> Reichsarbeitsdienst.

<sup>275</sup> Der nicht als solcher geplante Blitzkrieg wurde von deutschen Truppen seit dem 10. Mai 1940 gegen den Westen geführt. Am 17. Juni 1940 hatte die neue französische Regierung unter Marschall Philippe Pétain den Franzosen in einer Radiobotschaft verkündet „qu'il faut cesser le combat.“ Azéma: De Munich, S. 64. Um die sich abzeichnende militärische Kapitulation und damit möglicherweise, im Falle eines Friedensvertrags, schlechteren Konditionen zu verhindern, trat Frankreich die Flucht nach vorn an und ersuchte das Deutsche Reich am 17. Juni um die Bedingungen für einen Waffenstillstand.

<sup>276</sup> Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 44: „Das muss man den Franzosen lassen: Die Straßen sind in Ordnung. Diese geraden Straßen ließ einst Napoleon bauen. Heute kommen sie den Deutschen zugute.“

nach den Kämpfen in den Westen kamen.<sup>277</sup> Dem damaligen Gefreiten Langraf blieben diese Bilder nach Beendigung der Kämpfe in Erinnerung:

„In Frankreich ging es los, am 10. Mai, ja 10. Mai, und wars Schluss 22. [Juni 1940] Frankreichfeldzug. Wir waren denn zweimal [bei] Douaumont eingesetzt. ... Was mich als Landwirt mächtig schockiert hat, die ganze Rinderherde, die Bauern sind nur alle jeflüchtet, und die liefen alle auf 'm Acker oder auf de' Chaussee. Und wenn 'ne Kuh 'n paar Tage nich jemolken wird, die kriegt Milchbrand, die Tiere. Und dann wurde[n] von der Wehrmacht welche abgestellt, die da melken. Die Franzosen - ich weiß es nicht, man schätzt es hinterher ein. Es ist schwierig, objektiv irgendwas zu beurteilen. Man soll immer die Waage halten. [Jedenfalls die war'n] weg. ... Ja, ab und zu bewegte sich was da auf der Straße. Und da hatten wa 'n Vorbeimarsch Verdun. Da war Douaumont alles erledigt. Da waren wa im Arzthaushalt, ... da war das Schild noch dranne, weiß ich noch. Und die Erdbeeren, einer hatte da 'ne Schüssel Erdbeeren und vom Koch Zucker. Und vorm Vorbeimarsch, denn ham wa da erst mal Erdbeeren [gegessen]. ... Ich sage immer Kind vom Lande. Dann sind wir zurück von Frankreich nach Luxemburg, Beaufort, na, '40 denn, im Sommer. Ich wollt' bloß sagen: in Luxemburg waren wa in 'n sehr, ich sag' mal, feines Hotel. Ich als Kind vom Lande, wir wussten nich Klo und Badewanne.“

Der Zeitzeuge erinnert die Daten des Blitzkrieges im Westen noch sehr genau: innerhalb von sechs Wochen erlitt Frankreich eine herbe militärische Niederlage. In der Nacht vom 13. auf den 14. Mai 1940 war die Wehrmacht bei Sedan auf französisches Territorium eingedrungen. Am 22. Juni 1940 unterschrieb der neue Staatschef, Philippe Pétain, den Waffenstillstandsvertrag. Tewes betont den offiziellen Charakter des Exodus, wonach die Bewohner Belgiens und Nordfrankreichs aufgrund der zu erwartenden Kampfhandlungen von ihrer jeweiligen Regierung zur Flucht aufgefordert worden sind.<sup>278</sup> Für die französische Zivilbevölkerung hatte der deutsche Angriff bedeutet, überstürzt Haus und Hof verlassen zu müssen und sich den langen Flüchtlingsströmen in Richtung Süden anzuschließen.<sup>279</sup> Schätzungen zufolge sollen zehn Millionen Franzosen und mindestens 1,5 Millionen Belgier auf der Flucht gewesen sein.<sup>280</sup> Viele Dörfer und Städte in Belgien und im Norden Frankreichs waren geradezu entvölkert, während die Orte in der Mitte und im Süden Frankreichs aufgrund der Flüchtlinge um das Doppelte anstiegen.<sup>281</sup> Abgesehen von dem Ausmaß des Flüchtlingsstroms ist zu betonen, dass diese Millionen Franzosen nicht nur einige Tage, sondern mehrere Wochen zumeist zu Fuß auf der Straße unterwegs waren. Und die Bevölkerung floh nicht

<sup>277</sup> Vgl. Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 23.

<sup>278</sup> Ebd., S. 25; Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 32.

<sup>279</sup> Den Franzosen fiel es schwer, ihre Existenz zurückzulassen und den Weg ins Ungewisse anzutreten. Der Elsässer Bernecker: Die geopfert Generation, S. 25, berichtet von den Sorgen seines Vaters, der sich nach dem überstürzten Aufbruch seiner Familie bange Fragen stellte: „Wie und womit werde ich künftig meine Familie ernähren, weit von meinem Hof entfernt? Wo werden wir morgen und übermorgen landen?“

<sup>280</sup> Amouroux: La grande histoire, Bd. 1, S. 437.

<sup>281</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 99. Bernecker: Die geopfert Generation, S. 35, berichtet von den daraus entstandenen chaotischen Zuständen kurz nach dem deutschen Angriff im Sommer 1940: „Die Straßen waren blockiert durch zurückflutende Truppen, die von deutschen Jägern im Tiefflug beschossen wurden, ein Chaos!“

nur aus Angst, in die Kämpfe hineingezogen zu werden, sondern befürchtete auch, „dass die Deutschen ihnen das Dach über dem Kopf anzünden und sie massakrieren würden.“<sup>282</sup> Es mag Landgraf und andere deutsche Soldaten „schockiert“ haben, dass selbst die Bauern ihr Vieh im Stich ließen, das dann, wie es auch in anderen Zeitzeugenberichten heißt, von Wehrmattsangehörigen gemolken bzw. versorgt wurde.<sup>283</sup> Die Berichte von vormarschierenden deutschen Einheiten künden jedoch vom Elend der französischen Zivilbevölkerung, die, angesichts deutscher Luftangriffe, vor allem der Stukas, völlig verängstigt das Weite suchte.<sup>284</sup> Die Truppe traf zunächst kaum Franzosen an:

„In St. Quentin gab es Anfang Juni kaum Kontakte zur Bevölkerung. Hin und wieder kam jemand aus einem Kellerloch heraus. Erbarmungswürdig wirkten die endlos scheinenden Flüchtlingszüge auf den Straßen. Ein deutscher Offizier der 10. Panzerdivision ließ angesichts des Elends eine Kuhherde melken, um wenigstens für Säuglinge Milch zu beschaffen, die mit einer französischen Schwesterngruppe auf der Flucht waren.“<sup>285</sup>

Landgraf war vorsichtig in seiner Einschätzung der geflüchteten Bauern und meinte, es sei „schwierig, objektiv irgendwas zu beurteilen.“ Es stellt sich die Frage, welche Alternativen die Franzosen angesichts der sich überstürzenden Ereignisse und ihrer schnellen Flucht hatten. So ließen sie kurzerhand ihr gesamtes Hab und Gut samt Vieh zu Hause und nahmen nur das Allernotwendigste mit. Leicht fiel ihnen dieser Abschied jedoch nicht.<sup>286</sup> Häufig vollzog sich der Vormarsch zwar fast ohne Berührung

<sup>282</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 32.

<sup>283</sup> Siehe Zeitzeugenbericht in Tewes: Besatzungszeit, S. 39: „Häufig kamen wir an verlassenen Rinderherden vorbei, die unsere Fahrer, meist Bauern oder Landarbeiter, wenigstens notdürftig versorgt haben.“ Ähnlich bei Bernecker: Die geopfert Generation, S. 27: „Die Straßen waren verstopft von Militärkolonnen. Rinder, Ziegen, Schweine irrten umher in wildem Durcheinander; die ungemolkenen Kühe mit dicken Eutern schrien fürchterlich.“ Milchkühe, die nicht gemolken werden, brüllen zunächst vor Schmerz. Später platzt ihnen das Euter, und sie sterben. Den meisten deutschen Soldaten ging dieses erbarmungswürdige Brüllen offenbar durch Mark und Bein. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 29, S. 304, Anm. 16. Der Schweizer Journalist Edmond Dubois stieß am 12.6.1940 „im Zentrum von Paris auf eine verlassene Herde Kühe, deren Gebrüll durch die menschenleeren Straßen hallte.“ Mak: In Europa, S. 367.

<sup>284</sup> Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 84, Bf. v. 25.5.40: „Ich kann dir gar nicht sagen und es nicht in Worten ausdrücken, was besonders die zivile Bevölkerung hier und auch schon in Belgien durchmachen muss. Alle Städte und Dörfer, in denen sich der Feind festgesetzt hatte, waren und sind das Opfer der Fliegerbomben und der schweren Artillerie geworden.“ Vgl. Bloch: Niederlage, S. 102f.: „Was aber diese Bombardierung aus der Luft wirklich so schlimm macht, ist ihre Kraft, Schrecken zu verbreiten. ... Die Geräusche sind grauhaft, barbarisch und in höchstem Grade enervierend: sowohl das absichtlich verstärkte Heulen, ... als auch die Detonation, die den ganzen Körper bis ins Mark erschüttert.“ Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 33, berichtet, dass über die Hälfte der Bevölkerung von Paris die Stadt verlassen hatte, nachdem sie entsetzt die Bilder des brennenden Rotterdams gesehen hatten, das am 14.5.1940 bei einem deutschen Luftangriff völlig zerstört worden war.

<sup>285</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 36; Bernecker: Die geopfert Generation, S. 18.

<sup>286</sup> Bernecker: Die geopfert Generation, S. 19: „Arme [Katze] Mause, sie war mit den anderen Haustieren eines der ersten Kriegsoffer. ... Als ich schweren Herzens die große, mit Schmiedeeisen verzierte Haustür abschloss, vernahm ich vom Hof herüber das Grunzen

mit der Bevölkerung. Es gab jedoch nicht nur die eine oder andere bizarre Begebenheit im Hinblick auf zurückgelassene Tiere, sondern auch in Bezug auf ältere Zivilisten. So fanden deutsche Landser in einem menschenleeren Dorf einen mit Kreide auf zwei Türen geschriebenen Appell „an die Mitmenschlichkeit der erwarteten Barbaren: ‚Hier wohnt ein älteres Ehepaar. Durchziehende Truppen werden gebeten, die Leute zu verpflegen.‘“<sup>287</sup> In einem Fall halfen deutsche Soldaten sogar, eine alte Frau zu beerdigen. Dazu schreibt der Soldat Heinrich Helms am 19.6.1940:

„Wenn ich auch vom Feinde nichts höre und sehe, so ist doch jeder Tag ein Erlebnis an sich. Gestern Mittag haben wir eine 92-jährige Frau beerdigt. Da die paar alten gebrechlichen Männer und Frauen kein Grab schaufeln konnten, haben ein paar Kameraden es besorgt. Zufällig kam ich mit einem Kameraden dazu, und so haben wir beide mit den Sarg aus der Kirche getragen und versenkt.“<sup>288</sup>

Dem späteren Autoren und Journalisten, Erich Kuby, der auf Quartiersuche über eine Leiter in den 1. Stock eines Bauernhauses eindrang, nachdem er zuvor ein Fenster eingetreten hatte, offenbarte sich angesichts seines Vorgehens und der vorgefundenen leeren Räume ein Widerspruch des Krieges an sich:

„Wer hätte gedacht, dass ich einmal fremder Leute Häuser so betreten würde. Ein komisches Gefühl, durch die verlassenen Zimmer zu gehen. Aller Kram ist verstreut, Wertvolles aus den Laden gerissen und mitgenommen. Die Besitzer handeln wie Räuber, wir wie Besitzer, indem wir Ordnung machen, ein bisschen Ordnung, um schlafen zu können und um einen sauberen Tisch zu haben fürs üppige Essen, das auch nicht gekauft ist.“<sup>289</sup>

Zur selben Zeit drängten anderswo fliehende Franzosen und deutsche Soldaten auf denselben Straßen in dieselbe Richtung. Benzin und Lebensmittel waren für sie äußerst knapp, und „im Kampf um das wenige, was es noch gab, konkurrierten sie mit den Soldaten beider Seiten, vor allem mit den Deutschen.“<sup>290</sup> Dabei kam es auch zu unschönen Begegnungen, wie sie Schramm jedoch aus dem Jahre 1944 schilderte, als die Deutschen sich aus Frankreich zurückzogen (s. Abschn. 4.8). Wehrmachtssoldaten hatten sich auf einer Straße nach Paris „von den Flüchtlingsautos die Fahrräder genommen. Uns taten die Leute leid, aber es war ja nun mal Krieg, und wir dachten, besser schlecht gefahren als gut marschiert.“<sup>291</sup> Im Gegensatz zu Schramms Schilderungen verhielt es sich aber 1940 so, dass die Zivilisten die Räder nicht einfach hergaben, sondern erst ein „Hin- und Hergeziehe“ entstand, bei dem „auf einer Seite ... die

---

der eingesperrten Schweine und das Gackern der aufgescheuchten Hühner. ... Ein grausamer Abschied von meinem Heim!“ Von seinen Eltern, mit denen er im September 1939 in Richtung Westen aufgebrochen war, schreibt Bernecker, S. 20f.: „Das Verlassen der Heimat, alles zurücklassend, und die ungewisse Zukunft bewegte sie zutiefst, für sie ging eine Welt unter. ... Beide verstanden und sprachen keine zehn Worte Französisch, das für sie eine Fremdsprache war.“ Berneckers Vater nahm jedoch drei Kühe mit. Ebd., S. 27.

<sup>287</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 23.

<sup>288</sup> Helms: „Nun gute Nacht, meine Lieben!“ Briefe aus dem Zweiten Weltkrieg, S. 23f.

<sup>289</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 36.

<sup>290</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 33.

<sup>291</sup> Zit. in: Tewes: Besatzungszeit, S. 24f.

Flüchtlingsfamilie an einem Rad und auf der anderen Seite ... [die] Landser [fest]hielten.“<sup>292</sup> Es gab sogar deutsche Jagdflugzeuge, die französische Flüchtlinge unter Beschuss nahmen, wie eine Pariserin erinnerte. Angeblich wurde dies damit begründet, die völlig verstopften Straßen von den Flüchtlingen zu räumen und für die deutschen Truppen freizuhalten.<sup>293</sup> Die Not der Flüchtlinge war groß. [Sie] kampierten auf der Straße, auf Feldern, in Scheunen und Notunterkünften. ... Jeder Flüchtling war auf sich allein gestellt ...“<sup>294</sup> Den vorüberziehenden deutschen Soldaten bot sich ein Bild, das sich 1944 wiederholen sollte. Ein Soldat notierte am 23. Mai 1940: „Dauernd sahen wir sie [die Flüchtlinge] auf unseren Wegen: mit Kind und Kegel, mit Kinderwagen und mit Kranken, im Wagen liegend, ein Bild des Elends.“<sup>295</sup> Am 27. Mai 1940 erlebte derselbe Soldat in der Nähe von Arras: „Flüchtlinge betteln verzweifelt um Brot. Sie stehen von der Not getrieben in Haufen herum.“<sup>296</sup> Drolshagen veranschaulicht die traurige Situation der Flüchtlinge, die repräsentativ für andere Länder ist:

„Nur wenige Fliehende hatten ein Ziel, sie wussten offenbar kaum mehr als die Himmelsrichtung, in die sie zogen. Sie wollten ‚nur fort‘. Fort von den vorrückenden Deutschen, fort von der Gefahr von Beschuss und Bombardierung. Mit ihren Fahrrädern, Handwagen, Pferdefuhrwerken, Bussen, Kinderwagen, Limousinen und Cabriolets bewegten sie sich ebenso über die Landkarte wie die Armeen mit ihren Panzern, Lastwagen, Mannschaftswagen, Motorrädern und Pferden. Dies alles gehört ... zum Bild eines Europa, das zu Kriegsbeginn in Bewegung geriet...“<sup>297</sup>

Während aber Drolshagen die Flüchtlinge aller Länder Europas ins Blickfeld nimmt, ist festzustellen, dass das Leid der französischen Flüchtlinge von den Zeitzeugen eher thematisiert wird und Betroffenheit auslöste, während die polnische Bevölkerung, von denen auch ein Teil vor den Deutschen floh, im Blick der Befragten – außer bei Landgraf – nicht als „beklagenswert“ und „hilfsbedürftig“, sondern als ärmlich und hinterhältig eingestuft wird (s. Abschn. 5, 5.1 und 5.2).

Der Befragte Landgraf wusste noch sehr genau, dass er zweimal in der Nähe von Verdun eingesetzt war.<sup>298</sup> Die hart umkämpften Schauplätze des Ersten Weltkrieges, Douaumont, Stützpunkt des ständigen Festungsgürtels von Verdun, sowie die Festung Verdun-Vaux selbst, wurden von Angehörigen der 71. I. D., der Landgraf angehörte, anscheinend im Rahmen einer Art „Wiedergutmachung“ für die „Schmach von Versailles“ eingenommen. In der vom Zeitzeugen selbst erstellten Kurzbiographie

---

<sup>292</sup> Ebd.

<sup>293</sup> Drolshagen: Feind, S. 35 sowie ebd., Anm. 28 (S. 305).

<sup>294</sup> Ebd., S. 34.

<sup>295</sup> Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 32f.

<sup>296</sup> Ebd.

<sup>297</sup> Drolshagen: Feind, S. 35.

<sup>298</sup> Anfang Juni verlief der deutsche Vormarsch zunächst in Richtung Verdun und wurde dann in Richtung Süden fortgesetzt.

heißt es dazu: „Die 71. Infantriedivision hat die Nordforts von Verdun-Vaux und Douaumont eingenommen.“<sup>299</sup> Es ist möglich, dass die Wehrmachtsangehörigen die Gelegenheit bekommen haben, die Schauplätze des Weltkrieges näher in Augenschein zu nehmen oder eine kurze Ruhephase dazu genutzt haben, diese aufzusuchen.<sup>300</sup> Jasper glaubt, dass der erfolgreiche Westfeldzug aus Blick der deutschen Soldaten „einen weit bemerkenswerteren und positiveren Platz in der bisherigen Kriegserfahrung [einnehme] als der Krieg in Polen, [und] auch die Kriegserfahrung des Ersten Weltkrieges ... mit den Erlebnissen der jüngsten Ereignisse positiv überschrieben werden [konnte].“<sup>301</sup>

Die vom Befragten erwähnte Arztfamilie befand sich anscheinend ebenfalls unter den Flüchtlingen und hatte Verdun bereits verlassen. Offensichtlich ernteten die deutschen Soldaten in deren Garten die reifen Erdbeeren. Bei dem schnellen Vorgehen der Einheiten kam es häufig vor, dass Trosse und Feldküchen weit zurückblieben. Daraus folgte, dass „in solchen Fällen ... Lebensmittel und Getränke requiriert werden [durften].“<sup>302</sup> Dies geschah unter Aufsicht von Offiziersstreifen oder auf Befehl des Kompaniechefs. Dazu schreibt Kuby:

„Weil's nicht weitergeht, wird unser Wägelchen zweimal von La Cachette nach Neufmanille geschickt, um für die Feldküche ‚einzukaufen‘ – Olivenöl, Essig, Nudeln, Kaffee, Tee, herrliche Marmeladen in kleinen irdenen Töpfen aus einem reichen Privathaus. Ist befohlenes Plündern Plündern? Ich gestehe, mein Gewissen schlägt nicht. Die hinter uns kommen, werden dieses Fressparadies ausleeren. ... Für den Trupp habe ich einen Gasherd mit Gasflasche mitgenommen. Wir werden unabhängig von der Reichsversorgung.“<sup>303</sup>

---

<sup>299</sup> Kurzbiographie Landgrafs v. 25.02.1999 (PrArIW). An vielen Schulen wurde im damaligen Deutschunterricht das Buch „Fort Douaumont“ gelesen. Tewes: Besatzungszeit, S. 112.

<sup>300</sup> Zeitzeugenbericht in Tewes: Besatzungszeit, S. 163: „Der Tagesablauf für die Zeit von Juni bis Juli 1940 ähnelte im Prinzip dem in der Kaserne. ... Das in Friedenszeiten übliche Exerzieren entfiel weitgehend. Zudem wurden der Truppe in dieser Zeit unmittelbar nach den Kämpfen längere Ruhephasen gewährt. ... In dieser Zeit unternahmen wir einen Ausflug in die nahe liegende Gegend von Verdun und besuchten einige Forts und Soldatenfriedhöfe, unter anderen das Beinhaus von Douaumont.“ Fahrten und Ausflüge zu den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges zählten zur so genannten „Wehrbetreuung“. Ebd., S. 313; vgl. FpBf Heinz Schröder, 25.6.40: „... Meine Abstecher nach Langemarck, Ypern, Lille, Paris, Versailles haben bleibende Eindrücke hinterlassen.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 242.

<sup>301</sup> Jasper: Zweierlei, S. 242.

<sup>302</sup> Zeitzeugenbericht in ebd.

<sup>303</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 37; vgl. ders., S. 41 (24. Mai 1940): „Ich bin gegen halb 10 aufgestanden und war dann ... auf Kaperfahrt. Als wir gegen 5 Uhr zurückkehrten, schwankte der Wagen hochbeladen. Es war Zeit, unsere Vorräte waren dahin geschmolzen. Feldküche findet überhaupt nicht statt.“ Ebd.: „In Sisson fanden wir das unberührte Lager einer Straßburger Bier-, Wein- und Spirituosenfirma.“ Dass es jedoch nicht bei der Inbesitznahme von Alkohol blieb, zeigt die Fortsetzung von Kubys Bericht, ebd., nach dem Ausflug: „Hier läuft jetzt ein Grammophon, Chansons von Maurice Chevalier. Ich lese ... Montaigne ... und trinke Cognac von 1910, mit mir geboren. So siegen wir, wir Deutschen!“

Auch Kriegsgefangene, „die bei dieser Beschäftigung äußerst vergnügt waren, ununterbrochen aßen und tranken,“<sup>304</sup> mussten unter Bewachung Läden ausräumen. Plünderungen durch einzelne Wehrmachtssoldaten blieben weitestgehend aus. Jedoch kam es häufiger vor, dass sich deutsche Truppenangehörige in den Weinkellern verlassener französischer Häuser oder Cafés mit Sekt oder Wein bedienten<sup>305</sup> und auch mit Esswaren.<sup>306</sup> Sicher war auch diese, von den Soldaten „Organisieren“ genannte Mitnahme fremden Gutes offiziell nicht gestattet, wurde aber, soweit sie sich im Rahmen hielt, und das Eigentum der Franzosen nicht zerstört oder vollständig geplündert wurde, von den meisten Einheitsführern toleriert.<sup>307</sup> Dass von den Deutschen hauptsächlich Getränke und Esswaren mitgenommen wurden, mag seine Ursache sowohl in der Erklärung eines Wehrmachtssoldaten haben, der das nicht moralisch, sondern pragmatisch begründet: „Alles Geplünderte hätten wir auch mit uns tragen müssen,“<sup>308</sup> sowie in der Tatsache, dass Plünderungen von Wertgegenständen nach Bekanntwerden durch ein Kriegsgericht geahndet werden konnten.<sup>309</sup> Im Vergleich zu den Soldaten im Einsatz, kamen die nachfolgenden

<sup>304</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 41f.

<sup>305</sup> Zeitzeugenbericht in: Tewes: Besatzungszeit, S. 34. Einige deutsche Einheiten hatten auch britische Bestände erbeutet und konnten daher bei Ausbleiben der Feldküche auf diese zurückgreifen oder für Abwechslung in der Verpflegung sorgen. Dazu Fischer: Ohne die Gnade, S. 82: „Unter den Bäumen im Schlosspark von Étampes stellten wir unsere Fahrzeuge ab und schlugen dort unsere Zelte auf. Zurzeit war die Feldküche überflüssig, denn die Mannschaftswagen waren fast bis zum Achsbruch mit den guten Sachen aus den britischen Trossfahrzeugen und Champagner überladen.“

<sup>306</sup> Zeitzeugenber. in Tewes: Besatzungszeit, S. 31: „Häufig schlachteten wir Hühner und holten Eier. Wein war sehr begehrt.“ Meier: Es ist so kalt im Russenlande, S. 84: „... Wein und Champagner haben wir ja in großen Mengen, ... und was einem fehlt, besorgt man sich. Kühe werden gemolken, Butter wird beschafft, Hühner und Gänse werden ‚einen Kopf kürzer‘ gemacht.“

<sup>307</sup> Dies galt vor allem für die Mitnahme von Lebensmitteln. Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 86: „Ich kann mich nicht erinnern, dass in meiner Umgebung geplündert worden wäre. Es war bekannt, dass man Dinge an sich nehmen darf, die zum unmittelbaren Bedarf gehörten. Ein Huhn oder ein Schweizer Käse aus dem Kühlschrank, ja auch ein sauberes Hemd aus einem Laden (wenn man das schmutzige dort zurückließ), das war im Rahmen des Erlaubten.“

<sup>308</sup> Zeitzeuge in Tewes: Besatzungszeit, S. 31; Drolshagen: Feind, S. 139. Es gab jedoch auch Plünderungen, vgl. Tewes: Besatzungszeit, S. 26: „Die ersten deutschen Soldaten ließen nun leider in ihrem Siegestaumel ihrer Habgier freien Lauf und stellten ganze Wohnungen auf den Kopf auf der Suche nach kostbaren Gegenständen.“ Vgl. ebd., S. 66, aus einem Brief aus Juni 1940: „Abends gehen wir in das verlassene Vernon auf Raub los. Wir suchen insbesondere Gebrauchsgegenstände, die wir benötigen, aber auch andere Sachen, wie Seife zum Beispiel, Hemden, Turnschuhe und ähnliche Dinge des täglichen Bedarfs. Ich bin scharf auf Straßenkarten.“ Nach Abschluss des Waffenstillstandsvertrages schrieb ein anderer Soldat bedauernd: „Jetzt dürfen wir nichts mehr klauen, nur kaufen.“ Latzel: Deutsche Soldaten, S. 137.

<sup>309</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 86, berichtet von einem deutschen Soldaten, der während eines Heimaturlaubes von der Polizei festgenommen wurde, weil er in Frankreich aus einem Privathaus ein Silberbesteck mitgenommen hatte. Er wurde zu einer Strafeinheit versetzt. Ein Leutnant und ein Unteroffizier von Fischers Division wurden bestraft, weil der Unteroffizier in Sedan aus einer Privatwohnung ein Radiogerät mitgenommen hatte, das bei der Gruppe im Quartier aufgestellt wurde, um damit Musik und Nachrichten hören zu

deutschen Einheiten in den Genuss mancher Annehmlichkeiten, „welche die Ruhe hinter der Front ... mit sich bringen konnte: Ungestörte Verpflegung ‚aus dem Land‘, also Hühnersuppe oder Braten und beste Versorgung mit ... Luxusartikeln.“<sup>310</sup> Sowohl für die abgekämpften als auch für die Soldaten des Nachschubs bedeuteten die Verhältnisse des Sommers 1940 zunächst „Einkäufe, Erholung und Urlaub.“<sup>311</sup> Die zum Teil bedrückenden Erinnerungen an sechs Wochen harten Kampfes im Westen und der bisherigen Kriegserfahrung derjenigen, die auch bereits in Polen gewesen waren, verblassten angesichts eines Lebens mit vielen Annehmlichkeiten, wie Konsum, Kulturangeboten und vorübergehendem Wohnkomfort.<sup>312</sup> Nachdem ein Großteil der Wehrmachtssoldaten in dieser Zeit in Urlaub gewesen war, war danach

„die Hochstimmung nicht selten vorbei: das Warenangebot wurde knapper, die Dienstanforderungen größer und bei der Rückkehr zum Militär machten sich viele klar, dass der Urlaub und sein Ende auch die anfangs noch gehegte Erwartung enttäuschte, in diesem Jahr einen Friedensschluss und die endgültige Heimkehr zu erleben.“<sup>313</sup>

Landgraf deutet in seiner Aussage an, dass er bereits im Sommer 1940, nach Beendigung des Feldzuges in Frankreich, zur weiteren Verwendung in Richtung Luxemburg geschickt wurde. Zunächst hielt sich die 71. I. D. während der Monate August und September 1940, dort auf.<sup>314</sup> In einem luxemburgischen Nobelhotel sah er dann zum ersten Mal ein richtiges Badezimmer. Auch dieses Erlebnis hinterließ eine bleibende Erinnerung. Üblich waren zur damaligen Zeit in deutschen wie auch in französischen Bauernhäusern so genannte „stille Örtchen“ im Stall oder auf dem Hof sowie eine Pumpe im Freien und u. U. eine Zinkwanne in der Waschküche, in die mittels Eimern heißes Wasser für ein Bad eingefüllt wurde. Warum die deutschen Soldaten in einem solchen Nobelhotel Unterkunft fanden, lässt Landgraf unerwähnt. Die Gründe dafür mögen ihm vielleicht auch gar nicht bekannt gewesen sein. Einige Soldaten erwähnen, dass es für sie in Frankreich aus militärischer Sicht „leichter als im Polenfeldzug“ gewesen sei und sie bedauert hätten, Frankreich verlassen zu müssen.<sup>315</sup>

Allerdings gab es auch für einige deutsche Divisionen manchen Rückschlag nach

---

können. Der Leutnant wurde für schuldig befunden, weil er den Sachverhalt kannte und geduldet hatte.

<sup>310</sup> Jasper: Zweierlei, S. 56.

<sup>311</sup> Ebd., S. 62.

<sup>312</sup> Ebd., S. 242.

<sup>313</sup> Ebd.

<sup>314</sup> Tessin: Verbände und Truppen, 6. Band: Landstreitkräfte 71 – 130, S. 2. Dort heißt es, dass die 71. I. D. im Anschluss an ihren Aufenthalt in Luxemburg, als „BdE-Lehrtruppe“ von Okt. 1940 bis März 1941 nach Königsbrück entsandt wurde, bevor sie im April 1941 auf ehemaligem polnischen Gebiet Station bezog. Am 22.6.1941 nahm die Div. innerhalb der 17. Armee am „Unternehmen Barbarossa“, dem Angriff auf die Sowjetunion teil (s. Abschn. 5). Sie wurde im November 1942 in Stalingrad eingekesselt.

<sup>315</sup> Dazu u. a. Priebatsch, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 71.

schweren Angriffen.<sup>316</sup>

Aus Sicht der Wehrmachtsangehörigen stellte sich die Besetzung der Nachbarländer zunächst fast als touristisches Abenteuer und neues Lebensgefühl dar.



Das „Reisebüro Wehrmacht“ ermöglichte auch den Besuch der französischen Hauptstadt. Dietrich (hintere Reihe, Dritter von rechts) und seine Kameraden vor dem Eiffelturm (der Vegetation nach zu urteilen, vermutlich im Winter 1940/41 aufgenommen; danach befand sich Dietrich an der Ostfront).  
Foto: Nachlass Karl Dietrich

Udo Neß schildert seine Eindrücke als deutscher Besatzungssoldat in Belgien und Frankreich:

„Was nur aufgefallen ist, das war, wie wir aus dem düsteren Deutschland, alleine schon in Belgien, als wenn man in einem anderen Land viel lebenslustiger war: an jeder Straßenecke war eine Kapelle (?), jedes Haus war ein Café, in Belgien und Frankreich, in den Städten. Es gab alles zu kaufen.“<sup>317</sup>

In der Tat schildern viele deutsche Soldaten ihre Zeit in Frankreich zunächst als eine Art Erholung und unbeschwerte Zeit. Dazu notierte Erich Kuby am 11.06.1940 in seinem Tagebuch: „Wenn der Krieg so weitergeht, werde ich einen Salonkrieg erlebt ha-

<sup>316</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 60, beschreibt einen gescheiterten Angriffsversuch über die Maas, bei dem es auf deutscher Seite neun Tote und sechsundzwanzig zum großen Teil Schwerverwundete gegeben habe und die Truppe danach sehr gedrückter Stimmung war. Fischer bezeichnet diesen französischen Angriff als „Inferno“.

<sup>317</sup> Es ist davon auszugehen, dass Neß erst eine Zeitlang nach dem deutschen Angriff durch die Benelux-Länder fuhr, als sich die Lage dort bereits beruhigt hatte. Denjenigen, die die Kampfhandlungen unmittelbar erlebten, bot sich „ein trauriges Bild der Verwüstung“, so der 19jährige deutsche Soldat, Fritz Köhler, in: Kain, wo ist Dein Bruder? S. 47f. Vgl. die Aussagen von Landgraf, Rothe, Schlotmann in diesem Kapitel.

ben.<sup>318</sup> Wehrmachtsangehörige im Westen fühlten sich als Besatzungstruppe abseits von Kampfhandlungen fast wie Touristen, wie auch Gregor Hauptmann anklingen lässt: „Im Sommer 1943 ging es nach Belgien, in die Nähe von Antwerpen. Wir gingen in der Stadt herum, und es war schön. Für junge Soldaten war das was, wir waren ja noch nie raus gekommen.“<sup>319</sup> Die meisten Deutschen hatten noch nie „eine Reise getan“, allenfalls kannten sie in ihrer Heimat ein paar Nachbarorte, im Ausland war kaum jemand von ihnen zuvor je gewesen. Das „Reisebüro Wehrmacht“ zeigte ihren Soldaten Europa. Besonders Frankreich und die Hauptstadt Paris übten „für die eher an spröde Verhältnisse gewöhnten Deutschen eine dauernde Faszination aus.“<sup>320</sup> Während Heinrich Böll von Paris schwärmte,<sup>321</sup> hatten es anderen die Kanalinseln angetan, „wo Tag und Nacht Milch und Honig flossen.“<sup>322</sup> Insgesamt gesehen, war wohl insbesondere die französische Bevölkerung ein weniger karges Leben gewohnt als die deutsche, was sich auch am Vorhandensein von Luxusartikeln und anderer Gebrauchsartikel ausdrückte, die in Deutschland knapp und teuer waren, oder, aufgrund der Umstellung und Konzentration auf die Kriegsindustrie, gar nicht mehr hergestellt wurden. Auch galten die westlichen Nachbarn – im Vergleich zu den Deutschen – als wesentlich lebensfroher.<sup>323</sup>

Ähnliche Eindrücke wie Neß aus Frankreich und Belgien gewonnen hat, schildert Anneliese Kaut aus Wien. Sie erlebte die Stadt als hell und lebensfroh, da hier der Krieg weniger zu spüren war.<sup>324</sup> Deutschland schildert sie, wie Neß, als „düster“ und führt dies auf die abendlichen Verdunkelungen zurück.<sup>325</sup> Dass die Menschen im Reich

---

<sup>318</sup> Vgl. Kuby: Mein Krieg, S. 45 (11.06.1940). In den nachfolgenden Abschnitten wird jedoch deutlich, dass ein Großteil der deutschen Soldaten bald wieder aus Frankreich abgezogen und an anderen Kriegsschauplätzen eingesetzt wurde. Vielfach war der Aufenthalt von Wehrmachtsangehörigen in Frankreich nur sehr kurz oder diente der Rekonvaleszenz (s. Abschn. 6 – Im Osten Krieg – im Westen Badebetrieb). Ab 1943/44 änderte sich die Situation dann ohnehin durch die veränderte militärische Lage und den erwarteten Großangriff (s. Abschn. 2.4 – 2.7), der ab 6. Juni 1944 für jeden einzelnen Deutschen größte Strapazen und einen - im Vergleich zum Osten - andersartigen Gegner bedeutete (s. Abschn. 4.2 - 4.9).

<sup>319</sup> Hauptmann, in: Schüddekopf: Krieg, S. 257.

<sup>320</sup> Steinberg: Les Allemands en France, S. 333. Vogel: Kriegführung, S. 498. Kuby: Mein Krieg, S. 60, meinte zu seinem Kameraden nach einem gemeinsamen Festmahl in einem Gasthaus: „Denk dran, wenn wir wieder in der deutschen Wüste sind.“ Ebd., S. 65: „Aber die Veränderung gegenüber Frankreich, was Menschen und Landschaft betrifft, und das, was die Menschen in die Landschaft hineingesetzt haben, ist ganz unbeschreiblich.“

<sup>321</sup> Böll: Briefe aus dem Krieg, S. 282f.

<sup>322</sup> Zit. in: Drolshagen: Feind, S. 52.

<sup>323</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 316f.: „Worin die Franzosen uns derart über sind, dass ich glaube, wir werden sie nie erreichen, ist ihre Fähigkeit, menschlich zu sein und menschlich zu leben. Es ist meines Erachtens auch politisch ein Unglück, dass die Deutschen davon gar nichts verstehen, wir machen uns damit bei Gott und der Welt verhasst, ... [mit] jener Deutschheit ..., die uns eben so viel Bewunderung wie Hass in der Welt eingebracht hat.“

<sup>324</sup> Kaut: Eine von vielen, S. 77.

<sup>325</sup> Ebd. Manche Urlauber erlebten den Heimaturlaub jedoch anders. Die DRK-Schwester, Lisbeth Ascher, Pflege als Begegnung, S. 56, schreibt: „Von den vier Wochen in Wien ist

sich in einer angespannteren Situation befanden als die Bewohner im besetzten Belgien und Frankreich oder in den annektierten Gebieten, wie z. B. Österreich, kann hier aufgrund der Aussagen von Neß und Kaut angenommen werden.<sup>326</sup> Für diejenigen Zivilisten in diesen Ländern, die nicht oder nicht mehr von den Kampfhandlungen betroffen waren, und für die sich durch die Besetzung zunächst wenig änderte, mag dies – aus deutscher Sicht - zutreffend sein. Franzosen und Belgier haben dies sicherlich anders gesehen, wie das nachfolgende Beispiel des belgischen Soldaten Ewald Jost belegt, der in einem Satz zusammenfasst, was der Überfall deutscher Truppen in Belgien für ihn bedeutete: „Wie es am 10. Mai 1940 bei uns angefangen hat, da war nichts mehr wie früher.“ Ohne Kriegserklärung hatten deutsche Truppen die Niederlande, Belgien und Luxemburg angegriffen, trotz Hitlers Versprechen, die Neutralität dieser Nachbarländer zu achten.<sup>327</sup> Der aus dem Gebiet Eupen-Malmédy stammende Jost verlor mit dem Beginn der deutschen Besetzung seine belgische Staatsangehörigkeit und galt fortan als „Volksdeutscher“. Er, der bis Frühsommer 1940 Angehöriger der belgischen Armee war, musste nun als Soldat in der deutschen Wehrmacht kämpfen.<sup>328</sup> Sein Bruder war bereits seit 1937 Berufssoldat in der belgischen Armee. Jost fasst den Widerspruch in Worte: „Also kämpft' isch praktisch gegen meinen Bruder.“<sup>329</sup> Sein Leben und das vieler seiner Landsleute veränderten sich durch den deutschen Angriff<sup>330</sup> und infolge der deutschen Besetzung vollkommen.<sup>331</sup> Wider Willen wurde Jost im Sommer 1942 als Angehöriger der

---

mir nur ein vages Gefühl von fremd und fehl am Platz in Erinnerung. Die mürrischen Gesichter der Großstadtmenschen verstärkten es nur.“ Siehe auch Abschn. 9.

<sup>326</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 52, bestätigt dies: „Daraus folgt, dass nur hier, in Frankreich, im Schloss St. Romain, Friede herrscht, sonnen- und sommerträchtiger Friede ohne Verdunkelung, ohne Flieger, ohne Propaganda.“

<sup>327</sup> Gruchmann, Der Zweite Weltkrieg, S. 59.

<sup>328</sup> Am 18. Mai 1940 hatte Hitler verfügt, dass die lt. Versailler Vertrag von Deutschland abgetrennten Gebiete Eupen-Malmédy und Moresnet wieder zum Deutschen Reich gehörten. Außerdem wurden etwa 200 km<sup>2</sup> belgischen Territoriums dem Reich angegliedert, die überwiegend von deutschsprachiger Bevölkerung besiedelt waren, wie das südbelgische Wallonien. Gruchmann, S. 201. Bernecker: Geopferte Generation, S. 124, schreibt, dass die elsässischen Soldaten in der Wehrmachtuniform äußerlich nicht mehr von den Deutschen zu unterscheiden waren. Auch hier hatte die Gleichschaltung die Elsässer erfasst.

<sup>329</sup> Ein ähnliches, jedoch bereits über Generationen bestehendes Schicksal, bereiteten die deutsch-französischen Kriege den Elsässern. Bernecker: Die geopferte Generation, S. 25, beschreibt die Grotteske so: „Mein zweiter Bruder, 1907 geboren, kämpfte 1939 – 1940 auf französischer Seite und kam in deutsche Gefangenschaft. ... Ich musste 1942 die deutsche Uniform anziehen und kam 1945 in russische Gefangenschaft. Also eine einfache und dennoch komplizierte Geschichte. Noch kompliziertere Fälle gab es in jenen Familien, wo ein Sohn, der ausreißen konnte, mit den Alliierten an der Westfront kämpfte, während auf der anderen Seite sein Bruder ihm in deutscher Uniform gegenüber stand.“

<sup>330</sup> Dazu schreibt Meier: Es ist so kalt, S. 83, am 21.5.1940: „Seit Tagen kommen nun auch noch die geflohenen Zivilisten zurück in ihre zerschossenen Ortschaften. Groß ist die Not, denn hauptsächlich die Belgier haben kaum noch was zu essen!“

<sup>331</sup> In den annektierten Gebieten „tauchten [bald] die ersten Uniformen auf, die der ‚Goldfasanen‘ (Parteimitglieder). Alles wurde politisiert und eingegliedert, vom kleinen Pimpf bis zum alten Krieger. ... Der ganze Zirkus fing sehr harmlos an und pendelte

6. Armee in Stalingrad eingesetzt und entkam am 19. November 1942 aufgrund einer Verletzung nur knapp dem sich gerade schließenden Kessel. Sein Bruder hatte sich in der Zwischenzeit einer belgischen Widerstandsgruppe angeschlossen. Er starb durch eine deutsche Kugel kurz vor der Befreiung Belgiens durch die Amerikaner.<sup>332</sup>

Anton Schlotmann, der 1940, wie der Befragte Rothe, ebenfalls dem RAD angehörte, beschreibt die Situation der zunächst in Frankreich besiegten Engländer Ende Mai 1940, die ihr gesamtes Material am Strand von Dünkirchen zurücklassen mussten<sup>333</sup> und nur die eigene Armee retten konnten:

„Ob das Autos waren, Lkws oder Geschütze, das stand da alles teilweise im Wasser, am Strand. Das haben die ja gebraucht. Auch die Lkws, alle reingefahren ins Wasser, damit die Schiffe, die konnten ja nicht so nah' rankommen, war ja seichtes Wasser, die sind denn über diese Trümmer sozusagen, in die Schiffe rein. Die sind ja alle geflüchtet. Da war... ob das Waffen waren, und so weiter. Wir sind da zweimal gewesen, um Fahrzeuge zu holen, für uns, für unseren Gebrauch und ... ja, ja, Beutewagen! ... Nur – wir brauchten für unsere Einheit zwei Lkws, weil wir in... Wir haben von den kaputten Häusern die Trümmer aufgeladen und haben Straßen damit gebaut, an der Küste, für diese Feldflughäfen.“



Vormarschstraße der Deutschen in Frankreich im Juni 1940. Foto: Nachlass K. Dietrich

Mithilfe des so genannten „Sichelschnittes“ war es den deutschen Angriffskräften gelungen, die alliierten Armeen in zwei Teile zu spalten. Daraufhin entschlossen sich die nach Westen abgedrängten Engländer eiligst zum Rückzug auf Dünkirchen. Von hier

langsam in die neue Zeit, aber bald ging das Pendel im Gleichschritt. Die Propagandatrommeln liefen auf Hochtouren und sie übten Druck aus auf die Bevölkerung, wo es nur möglich war.“ Bernecker: Die geopfert Generation, S. 54.

<sup>332</sup> Siehe dazu Abschn. 4.1.7

<sup>333</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 63: „An Straßenkreuzungen und in den Ortsdurchfahrten lagen zerschossene Fahrzeuge und verstreute Ausrüstungsgegenstände. In Péronne hatten die Stukas einen verzweifelten Versuch der Franzosen, unseren Vormarsch aufzuhalten, vereitelt. Ein schrecklicher Friedhof verglüheter Panzerkampfwagen.“

aus befahl die britische Admiralität am 26. Mai die Evakuierung ihrer Verbände nach England. Es gelang bis zum 4. Juni, nahezu das gesamte britische Expeditionskorps sowie darüber hinaus 120.000 Franzosen und Belgier,<sup>334</sup> allerdings ohne Material und schwere Waffen, aus dem sich um Dünkirchen bildenden Kessel zu evakuieren und nach England einzuschiffen.<sup>335</sup> Die in den Raum um Brügge abgedrängte belgische Armee sah sich am 28. Mai in aussichtsloser Lage zur Kapitulation gezwungen. Unter auch für die Wehrmacht, allen voran für die deutschen Panzerbesatzungen als Speerspitze des Heeres, enormen Anstrengungen war die als „Fall Gelb“ bezeichnete Phase des Westfeldzuges nun abgeschlossen.<sup>336</sup> In einer zweiten Kampfphase versuchte das nun auf sich allein gestellte Frankreich, „mit den Resten seines Heeres in der so genannten Weygand-Linie eine letzte Verteidigungsstellung aufzubauen.“<sup>337</sup> Der Westfeldzug gestattete den teilnehmenden Streitkräften keinerlei Zeit der Ruhe. Am 5. Juni traten die siegreichen deutschen Truppen mit sechs Armeen zu ihrer zweiten und letzten Offensive im Westen an und durchbrachen die Abwehrstellungen der hoffnungslos unterlegenen Kräfte des französischen Heeres bereits am 10. Juni.<sup>338</sup> Neben etlichen Gefallenen und Verwundeten auf allen Seiten hatten die Deutschen in den pausenlosen Einsätzen und rastlosen Vormärschen auch an Material eingebüßt, ein weiteres Indiz für die Härte der Kämpfe: von den 2500 Panzern, mit denen die Wehrmacht im Westen angetreten war, gingen allein vom 10. bis zum 31. Mai 612 Fahrzeuge verloren.<sup>339</sup> Dennoch war aus deutscher Sicht der „Angstgegner“ Frankreichs in einem schnellen Sieg niedergedrungen worden und bis Ende Juni ein Waffenstillstandsvertrag zu deutschen Bedingungen geschlossen worden. Zu diesem Zeitpunkt „befand sich das Dritte Reich auf dem Höhepunkt seines Ansehens bei den Deutschen,“ auch wenn Generalstabschef Halter schon am 28. Juni 1940, entgegen der Erwartung mancher Briefeschreiber,<sup>340</sup> zu bedenken gab, „dass der Krieg weder gewonnen noch beendet war.“<sup>341</sup>

Die Beschreibungen Schlotmanns verdeutlichen die Schrecken des Krieges auch im Westen, die Härte der Kämpfe, deren stumme Zeugen die vielen Fahrzeugtrümmer

---

<sup>334</sup> Vgl. DRZW 2 (Beitrag Umbreit: Westeuropa), S. 297. Dort heißt es, dass insgesamt 370.000 Soldaten nach England gerettet werden konnten, darunter 139.000 Franzosen.

<sup>335</sup> Gruchmann: Der Zweite Weltkrieg, S. 64.

<sup>336</sup> Jasper: Zweierlei, S. 52.

<sup>337</sup> Ebd., S. 57.

<sup>338</sup> Ebd.

<sup>339</sup> Ebd., S. 53 sowie DRZW 2 (Beitrag Umbreit: Westeuropa), S. 294.

<sup>340</sup> FpBf Heinz Schröder, 25.6.40, in: Jasper: Zweierlei, S. 242: „... Und nun das Wissen, dass hier der Krieg zu Ende ist, ist doch etwas Herrliches. All die Strapazen, Gefahren und Unannehmlichkeiten treten jetzt ganz zurück.“

<sup>341</sup> Ebd., S. 59 sowie DRZW 5/1 (Beitrag Kroener: Ressourcen), S. 833.

waren,<sup>342</sup> und die Hast, mit der englische und französische Soldaten versuchten, wenigstens ihr Leben zu retten bzw. nicht in deutsche Gefangenschaft zu geraten.



Vormarschstraße der Wehrmacht im Westen. In der Fahrbahnmitte (vorn) Dietrich auf einem Fahrrad, links ein kaputter französischer Panzer, seitlich links französische Schaulustige. Rechts die marschierenden deutschen Infanteristen hinter einem (vermutlich) englischen Gefangenen, am rechten Straßenrand Pferde bespannte Wehrmachtseinheiten und (verdeckt) weitere Kameraden Dietrichs auf Fahrrädern.  
Foto: Nachlass Karl Dietrich

Bei der von den Deutschen erbeuteten Ausrüstung handelte sich um einen gewaltigen Bestand: Ihnen stand das Kriegsmaterial von insgesamt 180 gegnerischen Divisionen zur Verfügung, darunter fast 5000 Panzerfahrzeuge.<sup>343</sup> Viele Wehrmachtsangehörige, die bereits nahe der belgischen Grenze mit unübersehbaren Kolonnen liegen gebliebener, verbrannter und zerschossener Fahrzeuge konfrontiert wurden, holten sich aus den Fahrzeugen alles Brauchbare heraus: „Munition, Bekleidung, Hemden, Gummistiefel, Nahrungsmittel, Schokolade, Kekse, Konserven, Fisch, Milch und ähnliches mehr, was man haben will.“<sup>344</sup> Wie Schlotmanns vorstehendem Bericht zu entnehmen ist, wurden dann auch von den Deutschen benötigte Fahrzeuge aus dem zurückgelassenen Bestand der Engländer und Franzosen geholt und innerhalb deutscher Verbände für den Bau von Feldflughäfen eingesetzt. Mit diesen Arbeiten

<sup>342</sup> Vgl. FpBf Rudolf Fricke, 23.5.40, in: Jasper: Zweierlei, S. 236: „Auch andere, grausige Bilder ziehen an uns vorbei. Da sind die Stukas mitten in eine Marschkolonne reingehauen und haben alles, aber auch restlos alles, kurz und klein geschlagen. Aus den ausgebrannten Tanks hängen teilweise noch die Überreste der Leichen heraus. In den Straßengraben liegen erschossene Pferde, auf den Wiesen streckt das verdurstete und ungemolkene Vieh alle viere von sich und ein infamer Verwesungsgestank entströmt den aufgedunsenen Körpern.“

<sup>343</sup> DRZW 4 (TB) (Beitrag Müller: Wirtschaftschaffsallianz), S. 210.

<sup>344</sup> Zeitzeugenbericht in Tewes, S. 39; vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 74.

begannen die Reichsarbeitsdienstler sofort, denn von diesen Flugfeldern aus sollten so bald wie möglich deutsche Maschinen in Richtung England starten. Nachdem der Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen war, sollte sich, nach Meinung Hitlers und des deutschen Generalstabs, das nächste Ziel, die so genannte „Operation Seelöwe“, die deutsche Landung in England und Besetzung der britischen Inseln, anschließen. Seit Kriegsbeginn galt England als Hauptfeind im Westen, und es herrschte nach dem glänzenden Erfolg gegen Frankreich Zuversicht, diesen Gegner zum Frieden zu zwingen oder aber ebenso wie Frankreich besiegen zu können.<sup>345</sup>

Die Voraussetzung für die Anlandung deutscher Truppen auf den britischen Inseln war jedoch die Erringung der Luftherrschaft.<sup>346</sup> Diese Forderung, die vom Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Raeder persönlich erhoben wurde, ergab sich aus der Schwäche der deutschen Kriegsmarine, die der Truppe im Falle einer deutschen Anlandung in England keinen ausreichenden Schutz gegenüber der weit überlegenen britischen Heimatflotte gewährleisten konnte.<sup>347</sup>

Feldflughäfen als Start- und Landebasis für die deutsche Luftwaffe wurden in geringem Abstand zur französischen Küste gebaut. Der RAD wurde, wie Schlotmann zuvor berichtete, in Frankreich für die Errichtung von Feldflughäfen bzw. beim Bau der Zuwegungsstraßen zu den geplanten Flughäfen eingesetzt. Der Informant Rothe berichtete davon, dass er innerhalb des Reichsarbeitsdienstes beim Bau des Flughafens in Laon, nahe Dieppe, in einer Nachschubkompanie Dienst tat, um später an der geplanten Landung in England teilzunehmen:

„Und wir haben denn oben an der Küste gelegen, auch in der Gegend Dieppe, Ste. Marguerite, und da war 'n Flakschießplatz, da haben wir dann zugearbeitet und kamen denn auf den großen Flugplatz Laon. Wir sollten mit rüber nach England.“

Dass nach dem Bau der Flughäfen und dem erhofften Erreichen der Luftherrschaft die Anlandung deutscher Truppen zur Besetzung der britischen Inseln geplant war, war den deutschen Soldaten bekannt.<sup>348</sup> Rothe berichtet:

„Laon war 'n ganz großer Flugplatz. Und da haben wir gelegen in Bereitschaft zum Überflug nach England. ... Na, wir [sollten da alle mit]! Unsere ganze Kompanie! ... Unsere Kompanie sollte mit als Nachschubkompanie oder ich weiß ja nicht, sollte eingesetzt werden. Wir haben direkt auf'm Flugplatz gelegen.“

Rothe konnte, nach Fertigstellung des Flughafens in Laon,<sup>349</sup> als Augenzeuge das

<sup>345</sup> Jasper: Zweierlei, S. 59.

<sup>346</sup> Darüber hinaus wurde jedoch auch das Verladen von Lastfahrzeugen auf Schiffe, „Sandkastenspiele“ anhand englischer Landkarten, sowie das Befahren der Küste mit Floßsäcken geübt. Fischer: Ohne die Gnade, S. 87.

<sup>347</sup> Hillgruber: Hitlers Strategie, S. 168.

<sup>348</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 87: „Keiner von uns hatte was gegen England, aber der Krieg gegen England wurde vorbereitet und wir wussten, dass wir bei der Invasion zur ersten Welle gehören würden.“

<sup>349</sup> Im Flughafenbereich Laon entstanden insgesamt drei Flugplätze: Couvron, Athies und Juvincourt/Berry-au-Bac. Tewes: Besatzungszeit, S. 313.

Aufsteigen und Zurückkehren der deutschen Flugzeuge verfolgen. Er war damals über die hohen Verluste an deutschen Maschinen erschüttert:

„Und von dem großen Flugplatz Laon flogen die... jede Menge Flugzeuge nach England rüber. Zurück kam aber nur 'n Teil. Das hab ich miterlebt... ... Große Verluste, ja. ... Aber jede Menge. Oh, die sind rüber geflogen mit, ich glaube mit, ich weiß nicht mehr, 21 Flugzeuge. Denn kamen drei, vier zurück. Also da waren unheimliche Verluste. ... Kamen nur 'n paar zurück. Ja, es is so. ... Na, sehen Sie mal, sonst wären wir ja rüber jegangen. ... Na, ich hab das, wir haben's ja erlebt, was da zurückkam. Wir haben gesehen, was aufgestiegen is, wir haben gesehen, was zurück jekommen is. Und dadurch, ich meine, ich weiß ja nicht, wenn Sie die Geschichte kennen, dann wurde das abesagt.“

Auf die Frage, ob er sich Gedanken gemacht hätte wegen der hohen Verluste an Piloten und Flugzeugen und der Tatsache, dass die Situation im Westen für die Deutschen stagnierte, antwortete Rothe: „Aber wissen Sie, man denkt ja immer nur vorwärts. Es gibt ja kein Zurück. Sie können ja nicht zurücklaufen. ... Die Gedanken gehen ja nur nach vorne.“

Der Bordfunker Martin Kramer erinnerte sich an ein Gespräch mit einem deutschen Piloten, der im Luftkrieg um England auf Nachtflügen eingesetzt war. Zu der Zeit wendete sich das Blatt zuungunsten der Deutschen. Der Pilot sprach von einem „Hexenkessel“. Kramer erklärte dazu: „Rund um England, also, wo die Einflüge sind: schwere Flak, Schiffsflak, rund um England! Und in England auch – überall! Flak!“ Der Pilot habe noch hinzugefügt: „Wenn man das [die Flakangriffe] übersteht, is man wieder zufrieden, [aber] Spaß hat man da nicht mehr dran.“ Kramer konnte sich im Laufe von acht Wochen auch persönlich von den Verlusten der Luftwaffe überzeugen. Er berichtet von einem Auftrag des Reichsluftministeriums:

„... Mein Flugzeugführer und ich, wir haben denn sämtliche Flughäfen in Frankreich abgegrast. Wir mussten feststellen, wie viel heile Flugzeuge da noch sind, und so weiter. Von manchen haben wir nur Luftaufnahmen gemacht.“

Die erste Niederlage der deutschen Luftwaffe vollzog sich vor den Augen der in Küstennähe stationierten deutschen Soldaten und war offenkundig. Als von deutscher Seite aus der Kampf um die Luftüberlegenheit über Südengland am 13. August 1940 begann, hatte England die sieben Wochen nach Ende der Operationen in Frankreich genutzt um sein Luftverteidigungssystem weiter auszubauen.<sup>350</sup> Bereits nach wenigen Tagen offenbarten sich die Rüstungs- und Ausbildungsmängel der deutschen Luftwaffe.<sup>351</sup> Eklatante Verluste, die besonders vom ungenügenden Jagdschutz der deutschen Kampfflugzeuge herrührten, waren die Folge.<sup>352</sup>

---

<sup>350</sup> Maier: Luftschlacht, S. 515.

<sup>351</sup> Ebd., S. 516.

<sup>352</sup> Der Chef des Luftwaffenführungsstabes, General Hoffmann von Waldau stellte Anfang Oktober 1940 fest: „Wir hatten bei Beginn des Luftkrieges gegen England etwa 950 Jäger und haben jetzt noch 600, [wir hatten] etwa 1100 Bomber und haben jetzt noch 800.“ Zitat n. Hillgruber: Strategie, S. 177. Dabei ist zu bedenken, dass einige der Flugzeuge erheblich beschädigt waren und erst wieder flugtauglich gemacht werden mussten. Vgl. Gruch-

Im Laufe des Sommers 1940 hatte die deutsche Luftwaffe, aufgrund der hartnäckigen englischen Luftverteidigung, derart hohe Verluste erlitten, dass Hitler am 17. September 1940 eine Landung in England „bis auf weiteres“ verschob. Das Ziel, die deutsche Lufthoheit zu erringen, war an der starken englischen Jagdabwehr gescheitert, offenbarte aber auch die Grenzen der deutschen Möglichkeiten. Damit war die wichtigste Voraussetzung für die Anlandung deutscher Truppen von See her nicht gegeben.<sup>353</sup> Die Wetterlage ließ zudem keine weiteren deutschen Großangriffe mehr zu.<sup>354</sup> Neuere Forschungen gehen davon aus, dass sich die Leistungsgrenzen der Luftwaffe dort abzeichneten, „wo sie auf größere Entfernung und gegen eine gut organisierte Abwehr Aufgaben zu erfüllen hatte.“<sup>355</sup> Bereits in Dünkirchen, Anfang Juni 1940, und während der zweiten Phase der Schlacht um Frankreich, war es der Luftwaffe nicht gelungen, die Evakuierungstransporte alliierter Truppen von Frankreich nach England zu verhindern.<sup>356</sup>

Die geplante Landung in England wurde zunächst nur auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Bereits einige Zeit vorher hatte die Wehrmachtsführung ein neues Ziel anvisiert: den Angriff auf die Sowjetunion, einen strategischen, wenn auch keinen ideologischen, Entschluss, den Hitler schon am 31. Juli 1940 verkündete, und der indirekt auch England „als letzten Festlandsdegen“ der UdSSR treffen und durch einen Sieg im Osten friedensbereit machen sollte.<sup>357</sup> Als die Luftwaffe dann ab Juni 1941 auch an der Ostfront gebunden war, gab Hitler das Vorhaben ganz auf. Es stellte sich später heraus, dass im Spätsommer 1940 das Gelingen einer Anlandung in England auch aus anderen Gründen keine Chance gehabt hätte: es fehlte sowohl an

---

mann: Zweiter Weltkrieg, S. 81, der von fast dreimal so hohen Verlusten, also insgesamt 1733 deutschen Maschinen spricht, die bis zum 13.11.1940 verloren gegangen seien. Bis Ende März 1941 hatte die Luftwaffe nach Gruchmann 2265 Maschinen verloren und 3363 Tote sowie 2117 Verwundete und 2641 Vermisste bzw. Gefangene zu verzeichnen.

<sup>353</sup> Maier: Luftschlacht, S. 518.

<sup>354</sup> Gruchmann: Der Zweite Weltkrieg, S. 79.

<sup>355</sup> Neitzel: Misserfolg, S. 177.

<sup>356</sup> Ebd. Bis heute hält sich die These, dass Hitler am 24. Mai 1940 deshalb einen Anhaltebefehl für die deutschen Panzertruppen herausgegeben habe, um das Gros des englischen Heeres und Teile der französischen Armee bei Dünkirchen entkommen zu lassen und so noch über eine Verhandlungsbasis mit Churchill zu verfügen. Plausibler ist jedoch die Annahme, dass Hitler, zusammen mit dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A, General v. Rundstedt, die stark strapazierten Panzerkräfte für die kommenden Kämpfe in Frankreich schonen wollte. Hinzu kam, dass das Gelände in Flandern für Panzer wenig geeignet war, und dass Göring darauf bestand, „die Vernichtung des eingeschlossenen Feindes schon aus Prestige Gründen gegenüber dem Heer der ‚nationalsozialistischen Luftwaffe‘ zu überlassen.“ Gruchmann, S. 63.

<sup>357</sup> DRZW 2 (Beitrag Umbreit/Maier: England), S. 371; Hillgruber: Strategie, S. 351 – 377. Kroener: „Barbarossa“, S. 629f. Außerdem erschien „das Risiko eines neuen Krieges erträglicher als das Abwarten einer gemeinsamen Reaktion der angelsächsischen Mächte auf die Errichtung der Hegemonie Deutschlands in Europa.“ Der Entschluss zum Ostkrieg wurde nicht wegen, sondern trotz Englands unnachgiebiger Haltung getroffen, und es galt, das Unternehmen „Barbarossa“ vor einem Eingreifen der USA auf britischer Seite siegreich zu beenden. Ebd., S. 630.

Transportraum als auch an seegängigen Landefahrzeugen für die 15 Heeres-Divisionen der ersten Landungswelle.<sup>358</sup>

Unter dem Eindruck der starken englischen Luft-Verteidigung<sup>359</sup> sowie des ersten größeren britischen Luftangriffs auf Berlin am 28./29.8.1940 und der Meldung, dass sich die Vorbereitungen der Kriegsmarine für die „Operation Seelöwe“ verzögern würden,<sup>360</sup> war die deutsche Führung nun endgültig zum Umdisponieren gezwungen. Hitler hatte jedoch, wie zuvor erwähnt, bereits im Juni als Alternative zu einer Landung in England, den Angriff auf die Sowjetunion in Planung gegeben. Neben dem Hintergrund dieser Überlegungen, England mit dem Ausschalten der Sowjetunion zum Frieden zu bewegen,<sup>361</sup> bestanden aber die Hauptziele Hitlers zunächst darin, mit dem Sieg über die Rote Armee neuen „Lebensraum im Osten“ zu gewinnen und gleichzeitig die bolschewistische Ideologie vernichten zu können. Die Zeit arbeitete gegen Deutschland, und, nachdem es weder einen Verhandlungsfrieden noch eine Invasion in England zur Beendigung des Krieges im Westen gegeben hatte, schätzte das Dritte Reich die Situation so ein, dass die beiden Flügelmächte UdSSR und USA bis 1942 kriegsbereit sein würden, und Deutschland einen Zweifrontenkrieg mit weit überlegenen Personal- und Materialressourcen aufzwingen könnten. In Hitlers Entscheidung vom 31. Juli 1940 befahl er für den Angriff auf die Sowjetunion die Erhöhung des Feldheeres auf 180 Divisionen.<sup>362</sup>

So wurde im Laufe des Sommers 1940 der zunächst als „positive Überraschung“ empfundene Siegeszug auf dem Kontinent, der „ein leichtes Ende des Krieges mit dem Westen und des europäischen Krieges insgesamt“ einleiten sollte, „zu einem Teilsieg degradiert,<sup>363</sup> und die als Kriegsentscheidung geplante, dann aber doch nicht durchführbare Landung in England, zeigte den Deutschen, dass sie sich auf einen längeren Krieg einzurichten hatten.

Angehörige des RAD, die sich zu der Zeit noch in Frankreich befanden, wurden nun kurzfristig zur Wehrmacht einberufen. Der Informant Rothe berichtet, dass er überrascht war, „schon *da*, [in Laon], ... von einer Minute zur anderen“ seine

---

<sup>358</sup> Hillgruber: Hitlers Strategie, S. 169. Zu den militärischen Planungen siehe u. a. K. Klee: Unternehmen „Seelöwe“; vgl. ders., Die Luftschlacht, S. 61 – 89.

<sup>359</sup> Bereits im August 1940 bestand das Luftverteidigungssystem Englands aus einer Kette von 52 Radarstationen entlang der Küste. 1300 schwere und 700 leichte Flakgeschütze sowie 1500 Sperrballone ergänzten dieses System, das zudem aufwendige Jägerpatrouillen entbehrlich machte. Entscheidend für die englische Luftverteidigung war jedoch auch die Tatsache, dass diese seit April 1940 in der Lage war, die per „Enigma“-Geräten verschlüsselten deutschen Funkprüche entziffern zu können und somit Kenntnis zu haben von den Einsätzen der deutschen Luftwaffe. Maier: Luftschlacht, S. 515f.

<sup>360</sup> Hillgruber: Hitlers Strategie, S. 173.

<sup>361</sup> Gruchmann, S. 118. Hitler nannte die Sowjetunion den „Festlanddegen“ Englands.

<sup>362</sup> Förster: Hitlers Entscheidung, S. 41.

<sup>363</sup> Jasper: Zweierlei, S. 243.

Einberufung zu einer Sanitätsersatzabteilung in Stettin zu bekommen. Er meint: „Das ging alles rasend schnell, wir kamen zurück [nach Deutschland].“ Die anderen seien zum 1. September 1940 einberufen worden, er selbst kam aber erst gegen Ende des Monats in Ostpommern an, „weil wir nach England sollten, und weil das [so] kurz[fristig] abgeblasen wurde.“ Die Zwangssituation, in die sich Hitler aufgrund der hartnäckigen Haltung Englands gedrängt sah, erforderte ein sofortiges Handeln.<sup>364</sup> Schnell wurden nun immer neue Einheiten aufgestellt und zügig ausgebildet, um möglichst viele Soldaten der so genannten „belastbaren“ Jahrgänge<sup>365</sup> an der Ostfront einsetzen zu können. Auch über vierzigjährige Familienväter mussten ab Herbst 1940 zur Wehrmacht einrücken.<sup>366</sup> Im Westen wurde ein Minimum an Truppen zurückgelassen, da von deutscher Seite her vorerst kein englisches Landunternehmen auf die deutsch-besetzten Gebiete Westeuropas, insbesondere auf Frankreich, erwartet wurde. Das Gros dieser dem Oberbefehlshaber West als „höchste[m] Soldat[en] im besetzten Westen“<sup>367</sup> unterstehenden Truppen wurden „zum Kampf gegen die Westalliierten vorrangig in den [nord- und westfranzösischen] Küstengegenden disloziert.“<sup>368</sup> Darüber hinaus gab es ein „Gewirr an Verantwortlichkeiten“<sup>369</sup> innerhalb der deutschen (Militär-)Verwaltung. Um das riesige französische Territorium „mit möglichst wenig eigenem Personal beherrschen und sich die französische Wirtschaft für die eigenen Kriegsziele nutzbar zu machen“,<sup>370</sup> waren die Verantwortlichen der deutschen Besatzung auf eine Kollaboration mit dem *État Français* [„Vichy-Regime“] angewiesen. Für die Franzosen im *besetzten* Frankreich gab es seit Mai 1940 einige grundlegende Veränderungen, die, je nach Wohnort, Beruf und Familienstand, ihre Spuren im Alltag hinterließen. Das Land war nach dem Waffenstillstandsvertrag in mehrere Zonen aufgeteilt worden: der nördliche Teil Frankreichs sowie alle Küstengebiete,<sup>371</sup> bis auf die Mittelmeerküste, wurden von deutschen Truppen besetzt und einer deutschen Militärverwaltung unterstellt.<sup>372</sup> Die durch eine Demarkationslinie getrennte südliche Hälfte des Landes, die so genannte *zone libre*, blieb bis November 1942 von

<sup>364</sup> Dennoch bleibt festzuhalten, dass die ersten Planungen bereits im Sommer 1940 anliefen, die entscheidende Führerweisung zugunsten eines Angriffs auf die Sowjetunion jedoch erst am 20.12.1940 erfolgte.

<sup>365</sup> Dies waren Soldaten zwischen 18 und 20 Jahren, also vorerst die 1920-22 Geborenen.

<sup>366</sup> Fpbf. Adolf Kaufners v. 29.10.1940 an seine Frau Hedi, in: Jasper: Zweierlei, S. 65.

<sup>367</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 191 – 200, hier: S. 192.

<sup>368</sup> Ebd.

<sup>369</sup> Ebd.

<sup>370</sup> Ebd.

<sup>371</sup> Es handelte sich hier um so genannte „Küstensperrgebiete“, in das die Bewohner oder die dort für deutsche Truppen arbeitende Bevölkerung nur mit einem „Laissez-passer“, einem speziellen Ausweis gelangten. Dadurch sollte ein weiterer „Zuzug an die Küste verhinder[t]“ und eine „bessere Kontrolle der Bewohner“ gewährleistet werden. Ebd., S. 193.

<sup>372</sup> Zu den rechtlichen Grundlagen der deutschen Besatzungsherrschaft in Frankreich und zum „Vichy-Regime“ 1940 – 44 u. a. Lieb: Zwischen den Fronten, S. 191.

deutschen Truppen verschont<sup>373</sup> und behielt „unter dem autoritären *État Français* eine formale Unabhängigkeit.“<sup>374</sup> Nach der alliierten Landung in Afrika wurde auch dieses Gebiet ab November 1942 von der Wehrmacht besetzt.

Die in den Küstensperrgebieten lebenden „unerwünschten Personengruppen, wie Briten, Juden und Zigeuner“<sup>375</sup> als „tatsächliche und ideologische Feinde des Reiches“<sup>376</sup> wurden im August 1941 durch eine Verfügung des Militärbefehlshabers in Frankreich, General Otto von Stülpnagel, aus den Küstenregionen in andere Gebiete abgeschoben. Die ortsansässige französische Bevölkerung war zunächst von derlei Evakuierungsmaßnahmen noch nicht betroffen.<sup>377</sup> Militärische Notwendigkeiten führten später dazu, dass küstennahe Häuser geräumt werden mussten, wie es beispielsweise auch der für diese Arbeit Befragte Franzose Henri Martin mit seiner Familie erlebte. Da den deutschen Soldaten die den Franzosen durch Krieg und Besetzung entstandenen Veränderungen und Nöte größtenteils verborgen geblieben sind, und sie sich auch gedanklich wenig damit beschäftigt haben – auch in der deutschsprachigen Literatur wird dieser Aspekt wenig berücksichtigt – soll hier, aus Sicht des französischen Zeitzeugen Henri Martin, die schwierige Situation dargestellt werden, in der sich auch viele andere seiner Landsleute befanden. Henri Martin lebte zunächst in der Hafenstadt Le Havre (bis Sommer 1942) und zog dann, als die Lebensmittelversorgung seiner Familie immer prekärer wurde, zu seinen Eltern in die Normandie. Das Dorf lag direkt am Strand des Département Calvados, so dass Martin auch als Informant des 6. Juni 1944 befragt werden und die französische Sicht der Ereignisse darstellte.

Über seine eigene schwierige Zeit von 1940 – 1942 in Le Havre, besonders über die Lebensmittelknappheit, berichtete der Franzose: „J’étais maigre comme un clou. On ne mangeait rien.“<sup>378</sup> Er arbeitete als Zimmermann für die Deutschen, die in Le Havre nun zum Hauptarbeitgeber geworden waren, u. a. für die Organisation Todt (OT). Der Franzose zeigte sich nicht besonders eifrig, wenn es darum ging, beim Ausbau der deutschen Verteidigungsanlagen im Hafen von Le Havre mitzuwirken.

Er sagte: «[Le travail était] peu payé.» Mangels Alternativen blieb ihm jedoch nichts anderes übrig, als für die OT zu „arbeiten“. Er erzählte, wie es ihm und drei anderen Arbeitern gelang, am Monatsende den wenigen Lohn abzuholen, obwohl er den Tag

---

<sup>373</sup> Neben diesen beiden großen Gebieten gab es ein militärisches Sperrgebiet, die sogenannte *zone interdite* (nördlich der Somme). Die frz. Départements Nord und Pas-de-Calais wurden der deutschen Militärverwaltung in Brüssel unterstellt. Daneben gab es eine *zone réservée*, die evtl. später von Hitler-Deutschland annektiert werden sollte. Das Elsass und das Département Moselle waren bereits dem Reich angegliedert worden und bildeten die *zone annexée*. Vgl. u. a. Durand: *La France*, S. 43 – 47; Azéma: *De Munich*, S. 109f.

<sup>374</sup> Lieb: *Zwischen den Fronten*, S. 191.

<sup>375</sup> Ebd., S. 193.

<sup>376</sup> Ebd.

<sup>377</sup> Ebd. sowie Umbreit: *Militärbefehlshaber*, S. 59.

<sup>378</sup> Dies bestätigt Azéma: *De Munich*, S. 162f.: «Les non-paysans se serrent la ceinture.»

über, statt für die OT zu arbeiten, im Café vis-à-vis Tischfußball gespielt hatte:

« J'ai travaillé chez eux, mais jamais je n'ai rien fait. ... Non, ils n'ont pas gagné d'argent avec moi. ... Non, parce que j'avais un copain. Il servait de secrétaire, un Français, un jeune. Moi aussi, j'étais jeune. On était quatre, et il prenait les quatre cartes, et il marquait qu'on avait travaillé. Et toute la journée on jouait au ping-foot. ... C'était dedans où on n'a jamais travaillé. C'était juste pour la paie. Les copains, ils m'ont regardé, ils trouvaient ça drôle. C'était un grand chantier. [C'était pour] Todt, ... c'était des 'Blockhaus'. C'était difficile, il fallait des menuisiers là-dedans parce que c'est bien les ouvertures là. Ils, c'est les autres, les compagnons-là, ceux qui travaillaient, trouvaient ça drôle de nous voir à la paie. Ils nous voyaient que le jour de la paie.»

Er sagte im Gespräch, dass dies jedoch keine Dauerlösung bleiben konnte und dass er Glück gehabt habe, nicht nach Deutschland zur Zwangsarbeit geschickt worden zu sein. Es war – wohl auch aufgrund der Größe der Baustelle - nicht weiter aufgefallen, dass er, seinen Angaben zufolge, an *keinem einzigen* Tag am Bau der Kasematten gearbeitet hatte, sondern sich in einer Bar die Zeit vertrieben hatte. Im Café habe er nichts bezahlen müssen. Da einer seiner Freunde die Arbeitsstundennachweise jeden Tag abstempelte, seien sie, wie alle anderen, die acht Stunden arbeiten mussten, bezahlt worden, ohne dass dies von den Deutschen bemerkt worden sei. Nur die französischen Arbeiter hätten sich darüber amüsiert, die vier Kollegen lediglich am Zahltag zu Gesicht zu bekommen. Danach wurde Martin beim Bau eines deutschen U-Boot-Bunkers eingesetzt, der eines Tages einstürzte:

« Attendez, après Todt, j'ai travaillé dans une autre boîte aussi. On faisait des routes, en béton, au Havre, dans le port. On faisait des abris pour les sous-marins, oui, allemands, bien sûr. Et puis, un jour, parce qu'il avait une énorme masse de béton, ... tout s'est effondré. ... A cause de ce que c'était malfait. La masse de béton a fait glisser toute la masse [de l'abri]. Oui, et c'était une catastrophe pour eux. ... Mais ce n'était pas de notre faute. Ce n'était pas de notre faute à nous. On faisait ce qu'ils disaient. Il y avait des chefs là-dedans, des ingénieurs. «

Anscheinend hatte keiner der anderen französischen Arbeiter nachgeholfen, um den U-Boot-Unterstand einstürzen zu lassen. Die *catastrophe*, wie der Zeitzeuge das Vorkommnis nennt, geschah seiner Meinung nach aufgrund eines Konstruktionsfehlers der Deutschen. Von Le Havre aus wollten die Deutschen den Schiffsverkehr im Ärmelkanal kontrollieren. Der Hafen war während der Bombardements im Sommer 1940 erheblich beschädigt worden und wurde nun von deutscher Seite her nach den neuen Erfordernissen wiederaufgebaut und später zur Festung erklärt. Le Havre wurde zum bestbefestigten Hafen der gesamten Normandieküste.<sup>379</sup> Entsprechend viele alliierte Luftangriffe hatte diese Stadt zu erdulden. Auch diese waren ein Grund dafür, dass Henri Martin mit seiner Familie im Laufe des Jahres 1942 in die Normandie umzog. Der damalige Wehrmachtssoldat Kurt Rescher berichtete in seinem Tagebuch von der Intensität der Bombardierungen auf Le Havre, die auch zivile Ziele

<sup>379</sup> Quellen: Le Havre, in: Dictionnaire, S. 176f. Ausführlich zum so genannten Atlantikwall u. a. Desquesnes: Atlantikwall et Südwall, 2 Bde.

nicht verschonten und Martins Entscheidung nachvollziehbar machen.<sup>380</sup> Die Royal Air Force verstärkte die Angriffe „auf die von der deutschen Kriegsmarine genutzten französischen Hafenstädte“<sup>381</sup> derart, dass „hunderte von französischen Zivilisten“<sup>382</sup> ihr Leben verloren. Schließlich wurde in einer deutsch-französischen Vereinbarung eine Teilevakuierung der Küstengebiete nach bestimmten Kriterien beschlossen.<sup>383</sup> Seinen Angaben zufolge war Henri Martin jedoch bereits früher in die Normandie zurückgekehrt und hatte eine Einzelentscheidung für sich und seine Familie erwirkt. Über die Behandlung durch die Deutschen äußerte der französische Informant: „Normalement, ça est allé. ...“ Dennoch konnte er als Arbeiter nicht von dem wenigen Geld und den per Lebensmittelkarten zugeteilten Nahrungsmitteln leben. So wie ihm, erging es den meisten Arbeitern, wie Durand anhand des Berichtes eines Präfekten des Départements Loiret aus Januar 1944 belegt: «Le ravitaillement est devenu pour la plus grande part une question d'argent et il est hors de doute que le salaire de l'ouvrier ne lui permet pas de vivre.»<sup>384</sup> Durand kommentiert dies und ergänzt:

«Les ouvriers sont en effet parmi les plus défavorisés, et aussi les employés, les fonctionnaires, les retraités; toutes les personnes obligées de vivre avec des revenus fixes ou avec des salaires ...»<sup>385</sup>

Nachdem Martin aufgrund der für ihn und seine Familie schwierigen Ernährungs- und Arbeitssituation in die Normandie zurückgekehrt war, arbeitete er erneut als Zimmermann für die deutsche Besatzung, und zwar etwa zwei Jahre lang, von Sommer 1942 bis zum 5. Juni 1944, in einer von der Wehrmacht wiedereröffneten Kohlenmine in Bernesq. Dort bestand seine Aufgabe lediglich darin, einen Schrank für einen deutschen Offizier aufzuarbeiten. Nur, wenn der Wehrmachtssoldat zum Nachsehen kam, habe er daran gearbeitet: «Alors, les officiers allemands venaient à cheval des fois à voir ça, et puis ils étaient contents, ils trouvaient ça bien, ils voyaient tout le monde qui travaillait.» Wie bereits bei anderen Gegebenheiten, die er aus Le Havre berichtete, sagt er über seinen Arbeitseinsatz dort: „Je ne faisais rien, je n'avais rien fait.“ Stattdessen habe er die Zeit dort privat genutzt und Hasen-Schlingen angefertigt, die er mit seinem Kollegen mit Erfolg im Wald auslegte. Er sagt: „Le plus

---

<sup>380</sup> Vgl. Rescher/Erdmann (Hg.): Heimat! S. 51, TB v. 17.1.1942: „Ende 1941 und Anfang 1942 waren einige ernsthafte Luftangriffe auf Le Havre, wodurch vor allem Wohn- und Kaufhäuser getroffen wurden. Jedoch erst nach unserem Wegzug im April wurden diese Angriffe häufig und so schwer, dass das Hafengebiet vollkommen von Zivilbevölkerung geräumt wurde und Le Havre sozusagen richtig zur Festung ausgebaut wurde.“

<sup>381</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 193.

<sup>382</sup> Ebd.

<sup>383</sup> Ebd. Später kam es auch im dann besetzten südfranzösischen Küstengebiet zu Teilevakuierungsmaßnahmen der Zivilbevölkerung, die Entrüstung hervorbrachte und die Bevölkerung gegen die deutschen Besatzer aufbrachte. In den normannischen und bretonischen Gebieten gab es dagegen später kaum Evakuierungen. Ebd., S. 194.

<sup>384</sup> Zit. nach Durand: Vie des Français, S. 80f.

<sup>385</sup> Ebd., S. 80f.

qu'on a fait à deux, c'est seize le même matin, seize lapins. On ne faisait que ça." So war es ihm möglich, für seine Familie und seine Eltern die Verpflegung etwas abwechslungsreicher zu gestalten.



Henri Martin in der von den Deutschen wieder eröffneten Kohlenmine von Bernesq im Juli 1943 mit Grubenlampe und Helm, wo er seit Frühsommer 1942 fast zwei Jahre lang im Dienste der deutschen Besatzungstruppen stand. Foto Henri Martin: PrArlW

Der damalige Gefreite Dose wurde seit Sommer 1942 mehrfach innerhalb Frankreichs verlegt. Als Angehöriger einer Luftwaffeneinheit war er nach kurzer Ausbildung in Schleswig und im belgischen Gent mit seiner Einheit nach Calais beordert worden. Im August/September 1942 sei dort „überhaupt nichts“ an Küstenbefestigung vorhanden gewesen, so der Zeitzzeuge. Den vorhandenen „Stacheldrahtverhau“ haben er „bequem durchsteigen“ können. Ob er auch für ein paar Wochen zur „Wacht am Atlantik“ eingesetzt war, erzählt Dose nicht. Lediglich die Unterbringung in einem strandnahen Erdbunker und eine nächtliche Störung durch ein englisches Kommando-Unternehmen erwähnt er (s. Abschn. 2.4, 2.5). Ab November wurde er mit seiner Einheit erneut innerhalb Frankreichs verlegt. Am neuen Standort erhielt er den Befehl, Jagdflugzeuge vom Typ Me 109 zu bewachen, die täglich nach England flogen:

„Wir sind denn im... also Juli, August, Oktober... im November kamen wir denn... wurden wir verlegt nach Arques, bei St. Omer. Und da haben wir die Jagdflugzeuge vom JG 26 bewacht, die Me 109, ... Jagdgeschwader mit Me 109. Die flogen jeden Tag. ... Die balgten sich mit den Engländern über'm Kanal. Die kamen wieder und hatten... mal fehlte denn einer von 10 Aufgestiegenen, und jedes Mal kam einer wackelnd immer wieder an. ... Die haben Luftkämpfe bestanden.“

Da der Befragte, seinen schriftlichen Aufzeichnungen zufolge, am 15.7.1942 Soldat wurde, handelt es sich anscheinend in seinen Beschreibungen um das Jahr 1942.<sup>386</sup> Mit der 1937 begonnenen Produktion der Me Bf 109 (Messerschmitt) sowie der He 111 (Heinkel) und der Ju 88 (Junkers) im Jahre 1939 wurde eine völlig neue Generation von Flugzeugen geschaffen. Insbesondere die Me Bf 109 galt, aufgrund ihres eng stehenden Fahrwerkes, als schwierig zu fliegende Maschine, besonders für unerfahrene Piloten.<sup>387</sup> Am Ende des Frankreichfeldzugs, im Sommer 1940, hatte die deutsche Luftwaffe fast 20 % der Me Bf 109 eingebüßt. Jäger vom Typ Me Bf 109E-1S wurden dann bei der anschließenden Schlacht um England ab 13. August 1940 eingesetzt. Die auch als „Emil“ bezeichnete Bf 109 E war zunächst mit vier MG 17, später mit zwei MG 18 und zwei MG/FF ausgerüstet worden.<sup>388</sup> Später stellte sich heraus, dass die Leistungsfähigkeit deutscher Maschinen, so auch die Bf 109, von der Luftwaffe überschätzt wurde. Die Flugzeuge der Royal Airforce hatten inzwischen gleichgezogen, die „Spitfire“ war bereits 1940 der Bf 109 ebenbürtig, knapp gefolgt von der „Hurricane“.

Das Jagdgeschwader 26 in Arques, bei St. Omer, zu dessen Bewachung Dose eingeteilt worden war, flog seit Sommer 1940 Einsätze nach Südostengland und hatte die Aufgabe, deutschen Bombern Jagdschutz zu bieten, die Angriffe in Richtung auf Eastchurch flogen. Dort befanden sich, neben Höhenflug-Radarstationen, auch Flugstatio-

---

<sup>386</sup> G. F. Dose: „Erinnerungen an die Kinder- und Jugendzeit“, S. 16 (PrArIW)

<sup>387</sup> Murray: Luftkrieg, S. 99.

<sup>388</sup> Ebd., S. 122.

nen des Coastal Commands, die von der Luftwaffe zerstört werden sollten.<sup>389</sup> Welchen Auftrag das Geschwader zwei Jahre später ausführen sollte, ist nicht bekannt. Die Aussage Doses lässt jedoch vermuten, dass die Einheit weiterhin als Jagdschutz für angreifende deutsche Bomberverbände auf Südostengland eingesetzt wurde, und zwar täglich. Auch beobachtete der Befragte, dass jeden Tag mindestens eine Maschine verloren ging bzw. beschädigt zurückkam. Es ist davon auszugehen, dass es sich bei den täglichen Angriffen um deutsche „Vergeltungsschläge“ gegen England handelte - als Antwort der Luftangriffe der Royal Airforce auf deutsche Städte.<sup>390</sup>

Nach einer erneuten Versetzung ins flämische Watten zu Jahresbeginn 1943 (siehe Abschn. 2.4), wurde Dose als Ausbilder für Rekruteneinheiten zum Fliegerregiment 63 nach Südfrankreich eingesetzt. Auf die Frage, warum er so häufig mit seiner Einheit innerhalb Frankreichs verlegt worden ist, antwortete er:

„Weil die Hälfte der Wehrmacht ständig auf Reisen war. ... Da hieß es, nicht wahr: ‚Ihr – ab! Da hin!‘ Da fragt man nicht. ... Uns wurde ja gesagt..., wir sollten da Rekruten ausbilden. Ich hab denn da, also unten, in Südfrankreich, wir ... bewachten unser'n ... Seefliegerhorst Berre l'Étang auf der einen Seite, und auf der ander'n Seite hatten wir 'ne Rekrutenausbildung. ... Seefliegerhorst, das waren Wasserflugzeuge. ... Da waren die Do 24, die Seenotflugzeuge, und die Arado 196, das Wasserflugzeug. Die flogen Patrouille da, gegen die Engländer, und die Seenotflugzeuge [flogen] natürlich, wenn irgendwo was passiert war.“

Die ständige Verlegung von Einheiten verrät eine gewisse Nervosität der deutschen Luftwaffen-Führungsstäbe. Alle paar Wochen wurde Dose einer neuen Verwendung zugeführt. Inzwischen war auch Südfrankreich von deutschen Truppen besetzt worden (seit November 1942). Nach der alliierten Landung in Nordafrika, mussten die Deutschen nun auch mit Angriffen und Anlandungen in Südfrankreich rechnen, so dass die Präsenz der Luftwaffe zu Aufklärungszwecken über dem Mittelmeerraum ebenfalls unabdingbar wurde. Bei der Dornier Do 24 handelt es sich um eine vollkommen Hochsee tüchtige Maschine, die in der Lage war, mit vollem Fluggewicht ohne Katapult zu starten.<sup>391</sup> Die seit 1940 in Serie hergestellte N-Reihe der Do 24 wurde nach der Besetzung Hollands fertig gestellt und zunächst unbewaffnet für den Seenotdienst von der deutschen Luftwaffe übernommen. Sämtliche Maschinen der nachfolgenden T-Linie der Do 24, von der in der Aussage Doses wahrscheinlich die Rede ist, wurden ab 1940 umgerüstet und mit 3 x 1000 PS BMW Sternmotoren, drei MG 15 sowie einer 30 mm MK 101 ausgestattet. Zudem verfügten sie über eine Aufhängemöglichkeit für 12 x 50 kg Bomben. Sie konnte somit nicht nur als reines Seenotflugzeug, wie der Befragte meint, sondern auch für die bewaffnete Seeaufklärung

<sup>389</sup> Ebd., S. 124f.

<sup>390</sup> Jacobsen/Dollinger (Hg.): Bilder und Dokumente, Bd. 5, S. 16 – 18.

<sup>391</sup> Nowarra/Kens: Deutsche Flugzeuge, S. 161.

verwendet werden.<sup>392</sup> Der zweiseitige Küstenaufklärer Arado 196 (Erstflug 1938) wurde seit August 1939 als katapultfähiges Bordflugzeug zu den schweren Überwasser-einheiten der Kriegsmarine und als Patrouillenmaschine eingesetzt.<sup>393</sup> Mit 435 während des Krieges gebauten Einheiten war die Arado Ar 196 das erfolgreichste deutsche Seeflugzeug. Es wurde in den ersten Kriegsjahren für die Seeaufklärung und zur U-Boot-Jagd eingesetzt und stellte darüber hinaus auch das Standard-Bordflugzeug der deutschen Marine dar.<sup>394</sup> Auf den deutschen Schlachtschiffen wurden bis zu vier Ar 196 mitgeführt. Ohne nennenswerte Änderungen befand sie sich bis 1943 im Serienbau. Ausgestattet war die AR 196 mit vier MGs und einer Aufhängevorrichtung für 2 x 50 kg Bomben unter den Tragflächen.<sup>395</sup> Sowohl die Do 24T als auch die AR 196 wurden auf dem Atlantik eingesetzt, um alliierte Konvois ausfindig zu machen.<sup>396</sup> Kurz nach Doses Ankunft in Südfrankreich, im Sommer 1943, bestand seine Aufgabe zunächst darin, zusammen mit einigen Rekruten, Waffen aus der Bretagne zu holen und per Zug nach Südfrankreich zu transportieren. Er berichtet von einem Zwischenfall in der bretonischen Hauptstadt Rennes:

„Und denn bin ich ... nach Südfrankreich gekommen, und zwar zum Fliegerregiment 63, und zwar als Ausbilder für Rekruteneinheiten. Und als Erstes mussten wir dann, mit fünf Mann, nach St. Briec fahren, um Waffen zu holen. Die [Rekruten] konnte man ja nicht alleine schicken, weil die Franzosen sich ja sonst ihrer bemächtigt hätten. Also fuhren wir nach St. Briec, um Gewehre und Pistolen zu holen, und Seitengewehre. Und dann sind wir nach Paris rauf, von Paris nach Rennes. Und als wir auf'm Bahnhof von Rennes standen, da war denn also hier unser Zug, mit dem wir nach St. Briec fahren wollten, hier war der Gegenzug, der nach Paris fuhr, hier stand 'n Zug mit Munition, und hier stand 'n Zug mit Fallschirmjäger[n]. Ohne Alarm, Fliegeralarm [kam ein] Bombenangriff von den Engländern. Da hab ich also das erste Mal so richtig... Unser Waggon kippte um. Ich hab... konnte mich mit den... bin da so raus und unten, zwischen Bahnsteig und umgekipptem Waggon darunter ... verstecken. Denn haben wir also nachher gesehen, dass da einer auf'm... einer von den Fallschirmjägern... Der Waggon, der Zug mit der Munition, ist nicht in die Luft gegangen – Gott sei Dank nicht, sonst wär' ja alles Matsch gewesen. Aber bei den Fallschirmjägern noch, da hat es mächtig reingeschlagen. Also auf jeden fall einer, haben wir gesehen oder ich hab denn einen gesehen, der oben auf'm Bahnhofsdach lag, keine Beine mehr! Dann haben wir, als wir denn draußen raus kamen, auf'n Platz, da war da so 'n Retortenhäuschen, also so 'n Bedürfnisanstalt, mit 'ner Wand, da war richtig so der Abklatsch von einem Menschen drauf zu sehen. Den hatten sie dann aber in der Zwischenzeit schon weggeschafft. Kann auch 'n Franzose gewesen sein. ... Denn da ... war'n ja auf dem Vorplatz waren ziemlich viele Bombenrichter drin, nicht. Und dann haben wir da im Kino ... die Nacht verbracht. ... In Rennes ist das gewesen, auf'm Wege nach St. Briec. Und dann sind wir nach... mussten wir 'ne ganze Ecke raus laufen. Wo die Schienen dann wieder heil waren, dann wurde

---

<sup>392</sup> Ebd., S. 162. 1941 wurden 7 Stück, 1942 46 Stück, und 1943 81 Maschinen der T-Reihe bei Aviolonda, De Schelde, bei der SNCAN und bei der Weserflug in Bremen gefertigt. Spanien erwarb Ende 1944 die Lizenzrechte zum Nachbau der Do 24. Die schwedische Luftwaffe erhielt eine Reihe Maschinen dieses Modells.

<sup>393</sup> Zentner (Hg.): Zweiter Weltkrieg, S. 35.

<sup>394</sup> Nowarra/Kens: Deutsche Flugzeuge, S. 55.

<sup>395</sup> Ebd., S. 56.

<sup>396</sup> Pimlott: Luftwaffe, S. 98f.

dann ein Zug zur Verfügung gestellt, so dass wir denn nach St. Briec kamen. Und da haben wir denn 'n paar Tage uns aufgehalten, bis die denn so weit waren, bis sie uns die Waffen geben konnten, und so weiter. Und dann wurden die in'n Waggon verladen. Und dann [wurden] wir in 'nen Güterzug reingestellt. Ich glaub', da sind wir 10 oder 12 Tage unterwegs gewesen. ... Ja, die Franzosen haben uns da immer stehen lassen. ... Warum?! Das war doch bewusst von denen! ... Die wollten doch die Waffen nich runtertransportieren. Die wussten doch, was da drin war. ... [Der Luftangriff in Rennes] war eigentlich die erste... [das erste Mal], wo also eisenhaltige Luft war, ja. [Aber sonst] war [das] 'ne Erholungszeit. ... Ich machte die schwere Granatwerferausbildung, die Pak-Ausbildung. Und SMG hatten wir da nicht. Wir hatten da nur das LMG, und denn macht' ich die von dem LMG, die MG 34, die Ausbildung machte ich. ... Das war bei der Luftwaffe alles 'n bisschen lockerer.“

Doses Andeutungen zufolge, wurde er in Rennes zum ersten Mal mit einem feindlichen Angriff, also mit „Krieg“ konfrontiert. Unklar ist, warum die deutschen Soldaten überhaupt die relativ weite Reise vom Süden in den Nordwesten Frankreichs unternahmen mussten, um Waffen für die Rekrutenausbildung herbeizuschaffen. Seit der deutschen Besetzung Südfrankreichs im November 1942 scheint ein Waffendepot dort nicht eingerichtet worden zu sein. Der Informant macht auch deutlich, dass SMGs (schwere Maschinengewehre) überhaupt nicht vorhanden waren, und auch das erwähnte ältere MG 34, mit dem die Wehrmacht in den Krieg gezogen war, noch zur Ausbildung verwendet wurde.<sup>397</sup> Diejenigen Soldaten, die einen Transportzug mit Waffen begleiteten, waren immer der Gefahr alliierter Luftangriffe ausgesetzt. Im Verlauf des Jahres 1943 häuften sich englische Luftangriffe auf deutsche Munitionszüge, aber auch auf deutsche Verteidigungsanlagen in Frankreich. Bei dem von Dose geschilderten Fliegerangriff, dem keine Vorwarnung vorausging, gab es einige Tote. Da es für die meisten Bahnreisenden und Passanten keine Möglichkeit gab, sich in Sicherheit zu bringen, starben bei dem Angriff sowohl Soldaten der Fallschirmjägertruppe als auch französische Zivilisten. Dose selbst fand unter einem umgekippten Waggon Schutz, in dem er vorher gesessen hatte. Dem Ausmaß der Schäden nach zu urteilen (Bombentrichter, über mehrere Kilometer beschädigte und zerstörte Schienen), war an dem Bombenangriff ein gesamtes britisches Geschwader beteiligt. Neben den durch den Angriff und die Schäden verursachten Verzögerungen, ergab sich auf dem Rückweg eine neue Schwierigkeit für die Deutschen. Die Franzosen engagierten sich, wie auch in anderen Situationen deutlich wird (Bsp. Henri Martin in diesem Abschn. sowie in den Kap. 2.4 und 2.5) nicht übermäßig, wenn es um militärische Belange der Wehrmacht ging. Die für ihre Unabhängigkeit bekannten Bretonen (siehe 2.7) waren in ihrem Protest gegen die deutsche Besatzung noch ausgeprägter als beispielsweise die Bewohner der Normandie. Dass die Wehrmacht im Osten und in Italien militärische Rückschläge erlitten hatte, und Nordafrika dem Reich verloren

<sup>397</sup> Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 356. Das neue MG 42 wurde seit 1942 in Serie produziert und gelangte zügig zur Auslieferung, besonders an gerade neu aufgestellte Einheiten.

gegangen war, mag ihre Haltung gestärkt haben, selbst im Kleinen einen Beitrag zu einem baldigen Kriegsende zu leisten, und sei es auch nur durch die Verzögerung von Munitionstransporten, die nach dem 6. Juni 1944 durch die Résistance und alliierte Luftangriffe auf Bahngleise und Lkws dann *en gros* betrieben wurde. Sicher ist, dass die französische Bevölkerung die Wehrmacht nicht mehr als strahlenden Sieger von einst betrachtete und die deutsche Niederlage von Stalingrad als Hoffnungsschimmer für eine bald bevorstehende Befreiung ihres eigenen Landes gesehen hat.<sup>398</sup>

Die von Dose erwähnten deutschen Fallschirmjäger in Rennes waren sehr wahrscheinlich für den Abtransport in Richtung Sizilien vorgesehen. In der Nacht zum 10.7.1943 hatte die Landung der Alliierten auf Sizilien begonnen. Geplant war zunächst, dass die deutschen Fallschirmjäger in die gegnerischen Landungszonen hineinspringen und die Alliierten noch im Zeitpunkt ihrer Schwäche von innen heraus zerschlagen sollten.<sup>399</sup> Dieser Vorschlag wurde zwar abgelehnt, die Fallschirmjäger jedoch ab dem 10. Juli in Alarmzustand versetzt und weitere Regimenter aus Frankreich in Richtung Italien abgezogen. Es ist möglich, dass es sich dabei um Teile der in der Bretagne neu aufgestellten 2. Fallschirmjäger-Division handelte, die zum XI. Fliegerkorps gehörte und seit Ende Juni 1943 dem OKW als operative Reserve unterstellt war.<sup>400</sup>

Alles in allem erlebte Dose die Zeit bis zur Landung als „Erholungszeit“ und schließt damit wohl die Aufenthalte in Nordfrankreich seit Sommer 1942 mit ein. Über seinen Dienst im Süden berichtet er:

„Also unser Dienstplan in Südfrankreich: Aufstehen – Wecken um 6.00. Von 8.00 bis 10.00 hatten wir Dienst. Um 12.00 gings zum Mittagessen. Bis 4.00 [16.00] Uhr hatten wir denn Ruhe. Und denn hatten wir wieder Dienst. Der ging denn allerdings bis abends um 10.00. In der Mittagszeit: ‚Legt Euch ja nicht in die Sonne, dass Ihr keinen Sonnenbrand kriegt!‘ ... Wir lagen direkt am Etang de Berre. Wir gingen mittags baden. Andere Leute machten Dienst - wir gingen baden. Unser Kompaniechef war da sehr großzügig.“

Der Befragte hatte anscheinend einen entspannten Kompaniechef als Vorgesetzten, der sich den örtlichen Gegebenheiten anpasste und nach dem Sprichwort handelte: „When in Rome, do as Romans do!“ so dass der Dienst bei großer Hitze ruhte<sup>401</sup>. Der deutsche Offizier verordnete seinen Untergebenen aber nicht nur eine *Siesta*, sondern gab auch väterliche Ratschläge, damit seine Soldaten in der prallen Mittelmeersonne keinen Schaden nahmen.

In Anbetracht der militärischen Priorität, die nun auch dem Westen eingeräumt wurde,

---

<sup>398</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 276.

<sup>399</sup> Kühn: Deutsche Fallschirmjäger, S. 282.

<sup>400</sup> Ebd., S. 279.

<sup>401</sup> Auch in anderen Mittelmeerregionen wurde dies so gehandhabt. Der auf Sardinien stationierte Unteroffizier Kurt Rescher schrieb am 26.6.1943 in sein Tagebuch: „Die Hitze war erheblich, so dass von 11 bis 16 Uhr keinerlei Dienst stattfand.“ Heimat! S. 133.

gab es im Frühjahr 1943 zahlreiche Neuaufstellungen deutscher Divisionen in Frankreich. Viele Verbände waren im Osten zerschlagen worden, die aufgeriebenen Reste der Einheiten wurden nun im Westen aufgefüllt und neue Divisionen geschaffen.<sup>402</sup> Ihnen wurden häufig Soldaten zugeteilt, die nach Krankheit oder Verwundung wieder genesen waren. Der Befragte Schröder erinnerte sich:

„In der Zeit [war in Frankreich] Ausbildung. Das waren junge, diese Leute, junge Soldaten, die eine Ausbildung gekriegt haben, aber nich vollständig, die hatten also wenig Ahnung hier. Und da haben wir also voll dann also rangegangen immer. Die mussten Granatwerfer-Ausbil... und 'n ganzen Vormittag - aber ran! Hier, immer wieder gewechselt. Wir haben dann Nachtübungen gemacht. Man muss ja immer in Bewegung sein. Waren ja alles Wiedergenesene. Die mussten ja bewegt werden.“

Warum diese Wiedergenesenen, die ja offensichtlich schon im Kriegseinsatz gewesen waren und sich von einer Verwundung, Krankheit oder Erfrierung erholten, derart „wenig Ahnung“ hatten, lässt Schröder offen. Möglich ist, dass die jungen Soldaten vorher mit anderen Waffengattungen zu tun hatten und vielleicht sogar aus anderen Heeresteilen stammten und nun eine Ausbildung an ihnen fremden Geschützen erhielten. Die Ausbildungsmethoden des Befragten sprechen dafür, dass er einen gewissen Ehrgeiz darauf verwendete, dass die ihm unterstellten Soldaten den Umgang mit Granatwerfern nach anstrengenden Tag- und Nachtübungen auch wirklich beherrschten. Im Interview erwähnte Schröder, dass der Divisionskommandeur sich vom Fortgang der Ausbildung überzeugt hatte und den Befragten mit den Worten „Leutnant, machen Sie so weiter!“ lobte. Dies mag ihn noch zusätzlich für seine Arbeit motiviert haben. Die Ausbildung seiner Heeresinheit nahm dieser Informant jedoch wesentlich ernster als Dose es von der Ausbildung seiner Rekruten bei der Luftwaffe und von seinem Dienst in Südfrankreich schildert. Auch in Anbetracht der Hitze ging es dort wesentlich entspannter und gelassener zu.

Der Befragte Heinze berichtete, dass niemand von den deutschen Soldaten, der die Kämpfe an der Ostfront über längere Zeit erlebt hatte, noch ein wirkliches Interesse daran hatte, dort erneut zum Einsatz zu kommen.<sup>403</sup> Nachdem er Ende Dezember 1942 krank und verwundet aus dem Kessel von Stalingrad ausgeflogen worden war, wurde er nach seiner Wiedergenesung noch zweimal in den Osten beordert, bevor er, nach einer weiteren Verwundung, schließlich im Westen eingesetzt wurde. Über die

<sup>402</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 276f.

<sup>403</sup> Aber auch Soldaten, die im Winter 1940/41 eine ruhige Zeit in Frankreich verbracht hatten und die harten Bedingungen an der Ostfront noch gar nicht kannten, hatten wenig Lust auf Veränderung. Dies wird bei Fischer: Ohne die Gnade, S. 91f., sehr deutlich: „Bei ekelhaftem Schlackerwetter rollten die Fahrzeuge durch ein trübes Frankreich. ... Mit steifen, durchgefrorenen Knochen stiegen wir im Schneeregen von unseren Wagen. Wir waren in Völklingen. Rechte Freude darüber, nun wieder in Deutschland zu sein, kam nicht auf. So bequem und so geruhsam wie in unserem Dorf in der Côte d'Or würde es hier sicher nicht werden. Mit dem ominösen sechsten Sinn witterten wir – es lag etwas in der Luft.“

Freude, die ihn erfüllte, nicht wieder an die Ostfront beordert zu werden, erzählte er:

„Oh ja, [und] zweimal noch [wurde ich in Russland eingesetzt]. Ja, und da bin ich ganz schnell wieder verwundet worden. Und dann kam ich nach Zossen. In Zossen war eine so genannte Führerreserve. Das hieß also, wenn irgendwo draußen an der Front Ausfälle waren, an Offizieren usw., dann gingen die Meldungen ans OKH. Und dann, wie wir nach Zossen rein kamen, da kriegten wir dann immer eine Nummer. Und das war natürlich immer sehr aufregend, weil keiner wusste, Mensch, wo gehts denn jetzt wieder hin? Dann ... zu der Baracke: ‚Wo gehts denn hin?‘ fragten wir [die anderen Soldaten]. ‚Ja wir kommen nach Italien, hurra, hurra.‘ Ja, Monte Cassino, wusste ja noch keiner, was los war, aber es ist auf jeden Fall nicht Russland. Da wollten wir alle nicht mehr hin. Ich war jetzt dreimal da und hatte die Schnauze voll. Und es ist wenigstens warm. Was dann kam, naja... ... Natürlich [kam ich wieder direkt an die Front]. Ja, ich kam dann zur HGr. Mitte, zu einer Division, klar, waren immer andere Einheiten, wie ich dann auch hier [in die Normandie auch] durch Zufall hinkam. Ja, ich habe dann hinterher erst erfahren, dass meine Division dann wieder neu aufgestellt worden ist, aber die stand dann schon und ist in Jugoslawien dann eingesetzt worden ... Und dann kamen wir dran, nächsten Tag, na, wo gehts denn hin? Kriegt man ‚nen Zettel da in die Hand gedrückt: 352. I.D., Frontleitstelle Le Mans. Also, ich wusste im Augenblick gar nicht so genau, wo Le Mans lag. Aber es war nicht Russland, habe mir gesagt: ‚Prima, also irgendwo draußen vor.‘“

Die Aussage Heinzes, wonach die meisten Wehrmachtsangehörigen, die bereits einen oder mehrere Einsätze an der Ostfront hinter sich hatten, dort auf keinen Fall wieder hingeschickt werden wollten, ist vielfältiger als es auf den ersten Blick scheint. Anhand der Bemerkung, es sei an seinem nächsten Einsatzort in Frankreich „wenigstens warm,“ wird bereits offenkundig, wie sehr die extreme winterliche Kälte, daneben die Schlammperiode im Frühjahr (s. Abschn. 5.4) und die große sommerliche Hitze mit der Schwierigkeit, Kleidung, Essen und Trinken in ausreichendem Maß zur Verfügung zu haben, den Soldaten in Russland zugesetzt hat. Darüber hinaus ist vorstellbar, dass die Begleitumstände, die Heinze mit einem Einsatz im Osten verband, ihm in negativer Erinnerung geblieben sind. Neben der Erfahrung, im Stalingrader Kessel schwer krank und verwundet eingeschlossen gewesen zu sein, war er im Osten Zeuge von grausamen Vorkommnissen zwischen Rotarmisten und Wehrmachtangehörigen geworden. Eine Rolle spielte u. U. ebenfalls die Propaganda vom „bolschewistischen Untermenschen“, die den Deutschen bereits im Vorwege einbläute, dass sowjetische Kämpfer „keine Kameraden“, und menschliche Regungen auf beiden Seiten nicht angebracht waren. Einer derjenigen, die die Kämpfe an der Ostfront mit all den negativen Begleiterscheinungen über längere Zeit ertragen hatte, ist der Befragte Ahlers in Schröders „Gestohlene Jahre“. Ähnlich wie Heinze, aber aus anderen Gründen heraus, stellt er fest: „Also ich wollte auf jeden Fall, wenn es mir irgendwie glücken sollte, nicht wieder zurück nach Russland. Zumindest nicht als Soldat.“<sup>404</sup>

<sup>404</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 709 (Beleg 188). Der Befragte Ahlers war seit Frühjahr 1942 zum Reichsarbeitsdienst in Weißrussland herangezogen worden. Seine Abneigung gegen einen erneuten Einsatz im Osten begründet er mit der schlechten Behandlung von Polen und Russen, die ihm Leid getan hätten, weil sie wie „Arbeitstiere“ und „Untermenschen“ behandelt worden seien.

Der Wunsch nach einer gewissen körperlichen Erholung und der Möglichkeit, unter „zivilisierten“ Menschen auch ein gewisses Maß an Kultur erfahren zu können, mögen ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Dass im Westen zwar klimatisch und kulturell gesehen andere Gegebenheiten herrschten, jedoch an den Küstenabschnitten vor der Landung auch sehr hart gearbeitet werden musste und ab dem 6. Juni 1944 eine neue Form der militärischen Auseinandersetzung auf die Deutschen wartete, machte sich im Moment der Versetzung noch niemand klar. Mit der Andeutung: „Was dann kam, na ja...“, lässt Heinze anklingen, dass diese neue Erfahrung des „anderen Krieges“ für ihn dann im nachhinein alles andere als wünschenswert gewesen war. Nicht nur die Härte der Kämpfe in einem hochtechnisierten Krieg, dem die Deutschen hilflos ausgeliefert waren (s. Abschn. 3., 3.1), mögen ihm hier im Rückblick durch den Kopf gegangen sein, sondern auch die Tatsache, dass er im Juli 1944, während des Kampfes um die Normandie, aufgrund eines sinnlosen Sprengbefehls schwerstverwundet wurde (s. Abschn. 4.1), und seitdem einen Arm nicht mehr benutzen konnte.

Denjenigen Kameraden, von denen Heinze berichtet, sie hätten auf die Mitteilung, sie kämen nach Italien, an den Monte Cassino, euphorisch reagiert, wird es nicht sehr viel besser ergangen sein als denen in der Normandie. Auf diese anscheinend ebenfalls vorher im Osten eingesetzten Wehrmachtangehörigen warteten schwerste Kämpfe. Der Berg Monte Cassino, auf dessen Gipfel sich die Gründungsabtei des Benediktinerordens befand, bildete mit dem Ort Monte Cassino 1943/44 das Herzstück der deutschen „Gustav“-Linie. An dieser sollte, nach der Kapitulation Italiens, der Vormarsch der Alliierten nach Rom zum Stehen gebracht werden.<sup>405</sup> In vier Schlachten, von Januar bis Mai 1944, erkämpften die Alliierten den Durchbruch des deutschen Sperrriegels. Das Kloster wurde durch einen schweren amerikanischen Luftangriff am 15. Februar 1944 fast völlig zerstört, da in der Abtei deutsche Beobachtungsposten vermutet worden waren.<sup>406</sup> Dennoch stellte die Entsendung nach West- oder Südeuropa für die osterfahrenden deutschen Soldaten in der Zeit 1943/44 zunächst eine Art Lebensversicherung dar, verglichen mit der damaligen Situation an anderen Fronten – zumindest so lange die Alliierten nicht landeten.<sup>407</sup>

Der Informant Arnulf Weiß hatte, seinen Angaben zufolge, keinen Gedanken daran verschwendet, ob er eventuell an die Ostfront versetzt werden würde. Auf die Frage, ob ihm ein Einsatz in der Sowjetunion Angst gemacht hätte, antwortete er: „Man macht sich doch keine Gedanken, ... keine Gedanken macht man sich.“<sup>408</sup>

<sup>405</sup> Zentner: Der Zweite Weltkrieg, S. 377f.; Kühn: Fallschirmjäger, S. 396 – 405.

<sup>406</sup> Gruchmann, S. 232. Die Vermutung der Alliierten erwies sich jedoch als falsch.

<sup>407</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung), S. 534.

<sup>408</sup> Wie zuvor Rothe in diesem Abschnitt: „Die Gedanken gehen ja nur nach vorne.“

Gleich nach seiner Rekrutenausbildung wurde Weiß in Westfrankreich eingesetzt.

Mit dem Blick des Landwirts fasst er diese Zeit kurz zusammen:

„[Die zwei Jahre in der Bretagne, das] war interessant. [Im Westen war's] zum Teil ja [etwas einfacher] im Verhältnis ja, das muss ich sagen, ja, vor allen Dingen, die Witterung war doch... ich habe bloß 'n 1. März mal jeseh'n, dass mal 'n paar Eisnadeln druff war'n, 'n 1. März, sonst 'n ganzen Winter über nich. Die Kühe kriegten 'ne Decke über 'n Buckel und die war'n 'n ganzen Winter draußen! Ja, war mildes Klima, das is ja schlimm, die Kälte, die die da in Russland jehabt haben! Die sind zu bedauern jewesen!“

Im Vergleich zu Deutschland, wo in den 40er Jahren extrem kalte Winter herrschten, war das Klima in der Bretagne so mild, dass das Milchvieh das ganze Jahr über auf der Weide blieb. Auch Peter Lützen, ebenfalls Landwirt, fielen diese Unterschiede zwischen beiden Ländern auf:

„Ja, die hatten ja die Kühe im Winter gar nicht drin. Das is ja nicht so 'ne Landwirtschaft wie hier. Es gibt ja gar keinen Winter. Die haben so 'n büschen Dach über, und da laufen die Kühe rein, und fertig is dat. Und die hatten ja auch nicht so 'ne Massen, die hatten vielleicht sieben Kühe hatten die.“

Arnulf Weiß ist anzumerken, dass er, allein schon aufgrund des Klimas, nicht gern Soldat an der Ostfront gewesen wäre. Obwohl die Sommer in der Sowjetunion mit über 40° Grad sehr heiß sind, und auch die Schlammperiode im Frühjahr den Deutschen, aber auch den Rotarmisten, enorm zusetzte, wurde die Hitze anscheinend als weniger schlimm empfunden als die extreme Kälte. Ein Einsatz im Osten wurde seitens der für diese Arbeit befragten Wehrmachtsangehörigen in erster Linie mit der Angst assoziiert, den eisigen Temperaturen dort schutzlos ausgeliefert zu sein.<sup>409</sup>

Rothe gehört zu denjenigen Befragten, die zweieinhalb Jahre als Soldat in Frankreich waren und dann, Anfang 1943, an die Ostfront geschickt wurden. Im August 1942 hatte er den Angriff der Alliierten auf Dieppe erlebt (s. Abschn. 2.4). Die Bilanz seiner Besetzungszeit in Frankreich fällt positiv aus:

„Ja, war 'ne schöne Zeit, ... wo viel zu tun [war], beides. Also ich möchte sagen, in Dieppe war 'n Theater, 'n wunderschönes Theater. Wir konnten ins Theater gehen. Da war der Strand.“

Abgesehen vom Kommandounternehmen der Anglo-Kanadier am 19.8.1942, wurde Rothe in dieser Zeit nicht weiter mit Kampfhandlungen konfrontiert. An anderer Stelle (s. Abschn. 2.1, 2.8) macht er deutlich, dass es ihm und seiner Sanitätsabteilung möglich war, den Lazarettbetrieb in einem französischen Krankenhaus unter friedensmäßigen Bedingungen zu führen. Trotz des ausgefüllten Arbeitstages in Dieppe blieb ihm Zeit für Theaterbesuche und Strandleben. Rothes und auch Weiß' Berichte sowie auch die nachfolgende Schilderung Severlohs machen so etwas wie

---

<sup>409</sup> Vgl. Abschn. 5.7. In den Wintern konnte das Thermometer weit unter - 50° C anzeigen. So lautet der Tagebucheintrag der in der Ukraine eingesetzten damaligen Krankenschwester Anneliese Kaut: Eine von vielen, S. 46, am 19.1.1942: „Es ist wahnsinnig kalt draußen, 58° C Kälte. Gott sei Dank ist kein Wind ...“.

„Frieden im Krieg“ sichtbar. Feindseligkeiten und Kämpfe schienen zunächst in weite Ferne gerückt zu sein. Ein relativ geregelter Feierabend nach der Erledigung zum Teil ziviler Arbeiten ermöglichte es, die Abende in kultivierter Umgebung zu verbringen.<sup>410</sup>

Hier treten auch bereits die Unterschiede zum Osten zutage (s. Abschn. 6), wo ein solcher Tagesablauf gar nicht oder nur sehr eingeschränkt möglich war.

Ob Soldaten die Möglichkeit hatten, ihre wenige Freizeit einigermaßen erträglich zu gestalten, hing sehr stark von ihrem Einsatzort, ihren Vorgesetzten und von der Dienst- und Wacheinteilung ab. Dose verfügte, seinen Schilderungen zufolge, als Ausbilder im warmen Südfrankreich über einige Stunden Tagesfreizeit (von 12 – 16 Uhr) – auch, wie erwähnt, dank eines großzügigen Vorgesetzten, der seinen Untergebenen empfahl, sich den örtlichen Gegebenheiten und den Gewohnheiten der Einheimischen anzupassen. In der Mittagshitze taten die Soldaten daher keinen Dienst und hatten die Möglichkeit zu baden und sich zu erholen.

Obwohl zu Beginn des Jahres 1944 küstennah in der Normandie stationiert, verfügte Severloh als Ordonnanz über ein hohes Maß an Freizeit. Er teilte sich den Tag weitestgehend selbst ein, ging schwimmen,<sup>411</sup> und war, im Gegensatz zu seinen Kameraden auf dem Widerstandsnest 62, von der schweren körperlichen Tätigkeit der Küstenbefestigung befreit. Die zusätzlichen strapaziösen nächtlichen Wach- und Streifendienste blieben ihm ebenfalls erspart. Statt dessen erkundete er die Umgebung,<sup>412</sup> kaufte bei französischen Bauern Butter, Cidre und Eier für seinen Chef ein und hörte in dessen Abwesenheit sehr häufig den „Soldatensender Calais“, was den Soldaten bei schwerer Strafandrohung strengstens untersagt war. Er berichtete:

„Es gab doch da diesen Soldatensender Calais, von den Engländern. ... Und wer die Möglichkeit hatte, hörte den auch. Und einmal war die Sendung akkurat und ehrlicher, wie bei uns, das war offensichtlich. Die logen nicht so, wie unsere. Bei uns war ja alles Propaganda. Nein, die gaben auch ihre Verluste präziser zu wie unsere. Also, man konnte denen mehr glauben. Und dann - in dem Kasino hatten wir ein Radio - und man wusste ja auch, wo der Sender Calais war, und denn, wenn der ‚Alte‘ nicht da war, dann habe ich auch ‚Calais‘ gehört. Das war strengstens verboten, [aber] alle, die die Möglichkeit dazu hatten, machten das. Ja, natürlich, [und] der [Monsieur Legrand] hat das auch nur gehört. [Aber] man hat nichts davon gesagt. Und denn geht die Tür auf, und der Oberleutnant kommt ‚rin. Da habe ich schnell umgestellt, aber er hat das mitgekriegt. Ja, und ein anderes Mal habe ich ihn denn erwischt, und da habe ich auch nichts gesagt.“

<sup>410</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 438.

<sup>411</sup> Severloh: WN 62, S. 43.

<sup>412</sup> Im Gegensatz zu den Kameraden, die nicht in einer Privatunterkunft, sondern auf ihrem Stützpunkt WN 62 in küstennahen Bunkern untergebracht waren und diese, aufgrund hoher Arbeitsanforderung, selten verlassen konnten, kannte sich Severloh in der örtlichen Umgebung sehr gut aus. Beim Aufgeben des WN 62 am Nachmittag des 6. Juni 1944 kam ihm dies zugute. Zusammen mit einem Major wies er den sich sammelnden Resten der Einheiten einen möglichen Weg in den rückwärtigen Raum, um sich so vor den herannahenden Amerikanern in Sicherheit zu bringen. (s. Abschn. 4).

Sowohl Mannschaftssoldaten als auch Offiziere hörten diesen englischen Propagandasender regelmäßig.<sup>413</sup> Obwohl, wie in diesem Fall, jeder vom anderen wusste, dass er verbotenerweise den „Soldatensender Calais“ gehört hatte, wurde nicht darüber gesprochen. Keiner der Beteiligten hatte ein Interesse daran, den anderen zur Rede zu stellen oder sich selbst rechtfertigen zu müssen. Auch, dass der französische „Gastgeber“ ausländische Sender hörte, blieb den beiden Deutschen nicht verborgen. Aufgrund des sehr guten Verhältnisses sowohl zwischen den beiden Deutschen untereinander als auch zwischen ihnen und dem Quartierswirt, kam niemand auf die Idee, den anderen zu melden.<sup>414</sup> In einer Zeit der Zensur und des Krieges hielten es außerdem viele häufig für angebracht, wegzusehen oder wegzuhören, so wie es auch Horst Burgers Vater beschreibt: „Maul halten und Hände an die Hosennaht“<sup>415</sup>. Es herrschte zwischen Severloh und Frerking ein stillschweigendes Einverständnis darüber, dass der andere, in Anbetracht der zu erwartenden Großoffensive, ebenfalls versuchte, sich ein möglichst realistisches Bild über die Kriegssituation zu verschaffen. Der Soldatensender Calais strahlte seit dem 14.11.1943 von England aus ein Programm für deutsche Soldaten auf Mittelwelle aus.<sup>416</sup> Bis kurz vor Kriegsende verbreitete ein Team von deutschen Emigranten und britischen Journalisten unter der Leitung von Denis Sefton Delmer geschickt sortierte und formulierte Nachrichten, die von einem gelungenen Unterhaltungsprogramm abgerundet wurden. Das Hauptziel des neuen Senders bestand nach Delmer darin, die Deutschen zu der Ansicht zu bringen,

„der Krieg im Westen sei eigentlich nichts als ein ‚Sitzkrieg‘, bei dem jede militärische Anstrengung sinnlos und albern sei. ... ‚Einheiten, die sich als besonders schneidig und tüchtig erweisen,‘ sagte Calais, ‚werden zur Ostfront abgezogen. Beförderung in Frankreich ist ein sicherer Weg zum Tod in Russland.“<sup>417</sup>

Nach Ansicht des Politikwissenschaftlers Stefan Appelius wartete der „Soldatensender Calais“ dabei mit einem denkbar einfachen Konzept auf:

„Nach außen stellte ‚Calais‘ eine perfekte Imitation eines reichsdeutschen Senders dar, um sicherzustellen, dass er auch an der Front gehört wurde. ... Die ... recherchierten Meldungen sollten den Deutschen detaillierte Kenntnisse über die Verhältnisse im Reich vortäuschen, die ein nicht-deutscher Sender scheinbar nicht haben konnte. Wie zuvor schon ‚Gustav Siegfried Eins‘<sup>418</sup> strahlte der Soldatensender in erster Linie ein populäres Unterhaltungsprogramm mit viel Musik aus. Es

<sup>413</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 163.

<sup>414</sup> Ebd., S. 125: Ein in Frankreich stationierter deutscher Soldat bestätigt dies: „Und wenn man zu ungewohnter Zeit das Quartier betrat und ein englischer Sender seine Nachrichten übermittelte, wäre es niemandem von uns eingefallen, deshalb die Leute anzuzeigen.“ Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 382 – 385 (Beleg 52, Maas).

<sup>415</sup> Burger: Hitler-Jugend, S. 40f.

<sup>416</sup> Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 498.

<sup>417</sup> Delmer: Die Deutschen, S. 525.

<sup>418</sup> Gustav Siegfried 1 (GS 1) war der Deckname für den vor dem Soldatensender Calais bekanntesten brit. Schwarzsender, der ebenfalls von Sefton Delmer geleitet wurde. Dort wurden auf Kurzwelle vom 23.5.1941 – 18.11.1943 insgesamt 693 Zersetzungsprogramme für deutsche Zielgruppen ausgestrahlt. Zentner: Der Zweite Weltkrieg, S. 220.

sollte dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Hörer einzuschläfern, damit die Zuhörer die eigentliche Absicht des Senders, die Unterminierung der deutschen Kampfmentalität, nicht als solche wahrnahmen. Ziel des Soldatensenders war es, unterschwellig Unruhe und Verwirrung, Missgunst, Angst und Hoffnungslosigkeit unter den deutschen Soldaten zu verbreiten.<sup>419</sup>

Severloh erinnert sich in seiner Autobiographie an einen dieser auf Demoralisierung der deutschen Soldaten abzielenden Texte des „Radiosenders Calais“:

„Der Sprecher wandelte den Bibelspruch ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst‘ und den Ausspruch ‚Schmiede das Eisen, solange es warm ist‘ ab, zu der Version ‚Schmiede das Eisen wie dich selbst, und liebe deinen Nächsten, solange er warm ist.‘<sup>420</sup>

Der damalige Hauptmann Hendrik Meyer erklärt den Sender kenntnisreich wie folgt:

„Aber im Westen war außerdem noch die wahnsinnige Propaganda von dem Sefton Delmer. Die schwarze Propaganda. Der hatte dann den Soldatensender Calais. Das war ein sehr starker Sender, der alles durchschlug und vorgab, ein deutscher, patriotischer Sender zu sein. Und der hatte einen Hellschreiber erbeutet. Ein Hellschreiber war ein drahtloser Bildschreiber, den damals das deutsche Nachrichtenbüro entwickelt hatte und verwendete, um die Nachrichten an die einzelnen Zeitungsredaktionen und Rundfunksender zu übermitteln. Und Goebbels, der nahm das eben auch und sandte nun seine ganzen Nachrichten. Also einmal [kamen] Nachrichten von Goebbels und auf der and'ren vom Reichspressechef über das deutsche Nachrichtenbüro an die einzelnen Zeitungen und Radiostationen. Das ging natürlich ruck-zuck. ... Hier diese Engländer, der Captain Delmer, der nahm diese Meldungen, kriegte sie, hatte ein hervorragend eingespieltes Team, das waren meistens Übergelaufene oder Gefangene, der hatte z. B. eine gefangene deutsche Militärkapelle aus Afrika, die hatte er verpflichtet, die wurden gut behandelt, und da mussten sie nun schön Musik machen. Und dann die Marlene Dietrich kam und sang, usw. Und dann gaben sie diese Meldungen weiter, sagen wir mal, 90 % im Wortlaut. Aber wenn so eine Rede von Hitler kam dann, und Hitler machte eine Sprechpause, dann sprach einer dazwischen: ‚Alles Unsinn, alles Lüge!‘ ... Es gab immer ausgezeichnete Tanzmusik, auch amerikanische und klassische Musik. Es war also eine schöne Abwechslung. ... Und der Soldatensender, der brachte also ausgesprochen faire Nachrichten. Nur nachher, als der Durchbruch gelungen war, da bei Avranches, und die Amerikaner und die Engländer sich nun in das freie Frankreich ergossen, da wurde er unzuverlässig und lenkte uns in die Irre.“

Auffällig ist, dass Hendrik Meyer zum Teil noch Vokabular aus der damaligen Zeit benutzt. Vielleicht ist er der Meinung, dass Emigranten, wie der damalige SPD-Politiker Fritz Heine, der nach dem Krieg dem SPD-Vorstand angehörte, auch zu den „Überläufern“ gezählt werden müssten. Tatsache ist, dass der Radiosender Calais

<sup>419</sup> Appelius: [Fritz] Heine, S. 246. Eine, vom damaligen in England im Exil lebenden, SPD-Politiker Fritz Heine für den „Soldatensender Calais“ verfasste Nachricht lautete am 30.04.1944 beispielsweise: „Wehrversehrten-Autos. Die erste Versuchsserie von 1000 Wehrversehrtenautos für Amputierte höheren Grades ist im Volkswagenwerk Fallersleben fertig gestellt worden. Die Autos werden durch einen einzigen Hebel, der um die Steuerachse drehbar ist, betätigt. Der Hebel dient gleichzeitig für die Bedienung der Vierradbremse, der Motorbremse, des Gashebels und der Kupplung. Dadurch sind die Füße des Fahrers zur Bedienung des Wagens entbehrlich. Diese ersten tausend Wagen werden an Amputierte höheren Grades geliefert, die seit Jahren für den Volkswagen gespart haben. Es ist zu erwarten, dass die richtige Serienproduktion des Wehrversehrtenautos in Kürze aufgenommen wird.“ (Ebd., Anm. 45)

<sup>420</sup> Severloh: WN 62, S. 43.

hauptsächlich deutsche Emigranten beschäftigte, die vor der Nazi-Diktatur nach England geflüchtet waren. Fritz Heine bekam sowohl Meldungen der amtlichen deutschen Nachrichtenagentur DNB auf den Tisch, die ihn schon am Tag der Veröffentlichung erreichten, als auch deutsche Tageszeitungen, die per Flugzeug aus dem neutralen Schweden eingeflogen wurden.<sup>421</sup> Die Mischung aus „fairen Nachrichten“ des Radiosenders Calais, von denen auch Severloh spricht und des musikalischen Programms, machten den Sender zum meistgehörten Soldatensender im Westen. Dass der Ton sich im Juli 1944 – mit dem Durchbruch der Alliierten in Avranches und somit dem Übergang zum Bewegungskrieg – änderte, und die Deutschen „in die Irre“ geführt wurden, ist sicherlich durchaus von Sefton Delmer und seinem Team beabsichtigt gewesen, denn der „Radiosender Calais“ war eigens zur Vorbereitung der „Operation Overlord“<sup>422</sup> als Mittel zur psychologischen Kriegführung geschaffen worden.<sup>423</sup> Unruhe und Verwirrung unter den deutschen Soldaten zu verbreiten und deren Kampfmoral zu untergraben, waren die eigentlichen Absichten des Senders.

Besonders Funker saßen sozusagen an der „Quelle“ und konnten Rundfunksendungen verschiedener Nationen abhören.<sup>424</sup> Arp erinnerte sich jedoch an das mulmige Gefühl, das ihn dabei beschlich, als er mit einem Kameraden einige Male die BBC hörte:

„Ja (lacht), [die BBC haben wir öfter mal gehört]. Mit einem Freund. Und zwar, der war... Der Wilhelm, der war Funker. Und der saß unten in dem Schloss von dem Regimentsstab. Da war er unten der Funker. Und ich wusste, der hat mal Strafbataillon hinter sich gehabt, und zwar deswegen: Der sollt' Offizier werden, hat aber dann in irgendeinem Brief mal, ohne dass er dran denkt, oben die Ortsangabe [gehabt]! Und dieser Brief wird geöffnet! Und da is er vier oder sechs Wochen... ... War nich erlaubt. Und er konnte nicht weiterbefördert werden, und er konnte nicht... Er wollte Offizier werden und so weiter – alles aus! Und dann können Sie sich vorstellen, wie der eingestellt war. Und denn... Ob es jetzt ‚Calais‘ war, weiß ich net. Jedenfalls – er hat mich mal rein gerufen, in die Stube, also in den Raum, alles abgeschlossen und dann ganz leise, der wusste genau... haben wir das auch mal gehört, aber nur eins-, zweimal. Das war mir zu gefährlich. Aber Sie müssen... Ich hab deswegen die Geschichte von dem erzählt, damit Sie sehen, wie der eingestellt war dann. [Der hat nur noch seinen] Job gemacht. Dann wars [das], und gesehen, dass er nicht noch mal auffällt. Dann wärs schlimmer ausgegangen.“

Obwohl das Verbot, ausländische Sender zu hören, kaum beachtet wurde, waren die Soldaten in der Regel vorsichtig und schalteten diese Programme nur ein, wenn sie allein, oder wie im obigen Fall, mit einem Kameraden ihres Vertrauens zusammen waren. Nach Einschätzung des Befragten Arp, setzte sich der mit ihm befreundete Funker einem erheblichen Risiko aus, das er selbst ganz offensichtlich nicht mittragen

---

<sup>421</sup> Appelius, S. 242.

<sup>422</sup> Operation „Overlord“ ist der von den Alliierten gewählte Deckname für die geplante Landung in der Normandie und die Befreiung des besetzten Europas von der Naziherrschaft im Frühjahr/Sommer 1944. Le Cacheux/Quellien, S. 268

<sup>423</sup> Appelius, S. 245.

<sup>424</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 164.

wollte. Daher beschränkte er das Dabeisein auf „ein-, zweimal“. Seinen Ausführungen ist zu entnehmen, dass sein Kamerad Wilhelm, aufgrund der Tatsache, dass er aus Unachtsamkeit seine Beförderung zum Offizier verpasst hatte,<sup>425</sup> häufiger die BBC abhörte. Aus einer gewissen Egalhaltung heraus, schien er keinerlei Engagement für seine Tätigkeit mehr entwickeln zu wollen. Es ist möglich, dass er die harte Strafe für die völlig unabsichtliche Nennung des Ortsnamens in einem Feldpostbrief, als sehr ungerecht und unangemessen empfunden hatte. Nach Ableistung der Maßnahme wirkte sich nicht nur die Tatsache, dass ihm das Ziel, Offizier zu werden, versagt blieb, negativ aus. Sehr wahrscheinlich eilte ihm der Makel, in einem Strafbataillon gewesen zu sein, bei Kameraden und Vorgesetzten gleichermaßen voraus, so dass nicht nur die unangenehmen Erfahrungen in der „Bewährungseinheit“ selbst, sondern auch die Nachwirkungen der Strafe spürbar blieben.<sup>426</sup> Gerade bei ihm, der bereits negativ aufgefallen war, hätte sich jedoch ein weiterer Verstoß gegen die Dienstvorschriften gravierend ausgewirkt. Er riskierte durch das Abhören des in Deutschland als „Londoner Rundfunk“ bekannten englischen Senders die endgültige Versetzung in ein Strafbataillon oder eine weit härtere Strafe (Gefängnis, Konzentrationslager oder Verurteilung zum Tode).<sup>427</sup> Arps Zurückhaltung ist daher wohl nicht nur mit seinem eigenen Schutz vor einer Bestrafung zu erklären, sondern vor allem damit, dass er seinen Kameraden nicht zusätzlich motivieren wollte, den Feindsender noch häufiger abzu hören. Die BBC wurde im Krieg zum wichtigsten „Instrument der britischen psychologischen Kriegführung, mit dem der NS-Propaganda weltweit begegnet werden sollte.“<sup>428</sup> Durch die Sendungen sollten neue Leitbilder für politisches Verhalten vermittelt und das Vertrauen der Deutschen in die nationalsozialistische politische und militärische Führung erschüttert werden.

---

<sup>425</sup> Bei der Nennung des Ortes in einem Feldpostbrief handelt es sich um einen Verstoß gegen die Dienstanweisung des OKW vom 12. März 1940. Wahrscheinlich wurde dem Briefschreiber der Vorwurf der Spionage und „Zersetzung“ gemacht und das Vergehen daher besonders schwer geahndet. Humburg: Bedeutung der Feldpost, S. 71. Es wird, nach Ansicht von Historikern, die Feldpost in größerem Umfang ausgewertet haben, von einem äußerst geringen Prozentsatz an deutschen Wehrmichtsangehörigen ausgegangen – etwa 0,05 Prozent – 500 zu einer Million –, die überhaupt, bewusst oder unbewusst, gegen die Vorschriften verstoßen hat. Dazu auch Beyrer: Korrespondenz im Kriege, S. 152.

<sup>426</sup> Innerhalb der Wehrmacht wurde, neben der seit 1940 bestehenden „Bewährungseinheit 500“, mit dem Bewährungsbataillon 999 (auch „Strafbataillon 999“) eine weitere Sonderformation geschaffen. Das Bataillon rekrutierte sich aus „bedingt Wehrwürdigen“, d. h. aus Personen, denen die „Wehrwürdigkeit“ aberkannt worden war sowie aus Personen, die wegen politischer und krimineller Straftaten verurteilt worden waren. Die Ausbildung erfolgte unter teils KZ-ähnlichen Bedingungen. Die verschiedenen Bataillone wurden an allen Fronten eingesetzt. Sie galten als politisch unzuverlässige Einheiten. Hensle: Bewährungsbataillon 999, S. 397f.

<sup>427</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 383f., dort auch Anm. 161: Auf das Abhören ausländischer Sender stand seit Kriegsausbruch eine Mindeststrafe von fünf Jahren Gefängnis, im Höchstfall sogar die Todesstrafe.

<sup>428</sup> Zentner: Der Zweite Weltkrieg, S. 95.

Die BBC besaß ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit.<sup>429</sup>

Während die Küstenbatterien in der Normandie, aber auch in der Bretagne im Laufe der Besatzungszeit in Frankreich, neben ihrem normalen Tagesdienst, den zunehmenden Alarmübungen und realem Alarm, auch schwere körperliche Arbeit zu verrichten hatten (s. Abschn. 2.4, 2.5, 2.6), gab es auch Posten, auf denen die Soldaten sich langweilten. Der Informant Arp erzählte, dass er „immer etwas erleben“ wollte, zumal er als Sanitäter vor dem 6. Juni 1944 nicht übermäßig beschäftigt war. Aus dieser Abenteuerlust heraus ließ er sich einmal zu den auch in Frankreich stationierten „Osttruppen“ verlegen (s. Abschn. 4.3). Obwohl Arp Neuem stets aufgeschlossen gegenüberstand, war er zwar dankbar, hin und wieder nach Paris fahren zu können, jedoch nicht endgültig dorthin versetzt worden zu sein:

„[In] Paris war ich zwar [auch] öfter. ... Ich war immer unternehmungslustig, ich hab immer Möglichkeit gefunden. ... Dass wir nicht nach Paris kamen – das Regiment 736, unser Nachbarregiment, das war mal eine Zeitlang Besatzungsregiment in Paris -, und wir, unser Regiment, sollte auch hinkommen. Dann kam aber irgendwie in Paris eine Krankheit, ich weiß nicht mehr, was es war. Irgendwie 'ne Magen-/Darm... so was Ähnliches. Da blieben die 736 blieben dort, wir kamen nicht hin. ... Das eine Regiment [war] mal in Paris, als Besatzungs... Ich war froh, denn die, ich hab nachher mal einen getroffen, die waren auch bei Exekutionen... mussten die abgestellt werden und so weiter.“

Arp äußerte sich nicht dazu, aus welchen Gründen deutsche Soldaten des Nachbarregiments der 716. I. D. zu Exekutionen in Paris herangezogen wurden. Bei Attentaten auf deutsche Soldaten, wie sie überall in Frankreich vorkamen, wurde entweder der Täter erschossen, sofern er ermittelt worden war<sup>430</sup> oder jedoch eine bestimmte Zahl an Geiseln aus umliegenden Gefängnissen exekutiert. Im Zuge zunehmender Résistanceaktivitäten im Raum Paris wurden immer mehr „Sühnemaßnahmen“ verhängt. Seit dem 1. Juni 1942 waren höhere SS- und Polizeiführer für die polizeiliche Exekutive im besetzten Paris zuständig, die, wesentlich stärker als bis dahin die deutsche Militärverwaltung, Repressionsmaßnahmen durchsetzte.<sup>431</sup> Nach dem Beschluss der „Endlösung“ wurde nun auch mit Massenrazzien ab Juli und August 1942 die Festnahme und Deportation der Juden in Frankreich beschleunigt.<sup>432</sup> Attentäter, Saboteure und Unruhestifter, sollten nach dem Willen der neuen SS-Führung unter dem SS-Gruppenführer Oberg, in stärkerer Zusammenarbeit mit der französischen Polizei, festgenommen und hingerichtet werden. Es kam, besonders in Paris, im Verlauf des Jahres 1942, zu Attentaten kommunistischer Widerstandskämpfer auf deutsche Sol-

---

<sup>429</sup> Ebd., S. 96.

<sup>430</sup> Eine entsprechende deutsch-französische Bekanntmachung findet sich u. a. bei Rouso: *Années noires*, S. 64.

<sup>431</sup> Meyer: *Deutsche Besatzung*, S. 99.

<sup>432</sup> Ebd.; Gruchmann: *Zweiter Weltkrieg*, S. 316; Durand: *La France*, S. 94; Azéma: *De Munich*, S. 182 – 189.

daten.<sup>433</sup> Im Zuge eines Attentates vom 5. August 1942, bei der mehrere Angehörige der Luftwaffe getötet worden waren, ordnete Oberg eine Massenerschießung an.<sup>434</sup> Als Vergeltung für das von drei Kommunisten ausgeführte Attentat wurden insgesamt 88 Personen exekutiert.<sup>435</sup> Wer die Erschießungen letztendlich durchführte, wird nicht erwähnt. Denkbar ist, dass Wehrmachtseinheiten für diese Aufgabe abgestellt werden mussten, wenn Angehörige aus ihren Reihen bei solchen Anschlägen ums Leben gekommen waren. Ob die deutschen Soldaten in den Exekutionskommandos von der Praxis der „Sühnemaßnahmen“ wussten, also davon, dass nicht nur die Schuldigen, sondern darüber hinaus eine Vielzahl von an den Attentaten nicht beteiligten Personen erschossen wurden, ist hier nicht eindeutig zu klären. Aus anderen Aussagen in dieser Arbeit wird jedoch deutlich, dass Wehrmachtssoldaten in der Regel erleichtert waren, wenn sie an Vergeltungsaktionen nicht teilnehmen mussten (siehe Kap. 10).

#### *Zusammenfassung:*

Die Wehrmachtstruppen erlebten im Frühjahr 1940 verlassene Ortschaften, in denen Hals über Kopf alles, auch die (Nutz-)Tiere, zurückgelassen wurden und sahen französische Zivilisten auf der Flucht. Landgrafs Aussage spiegelt jedoch Unverständnis über die geflohene Bevölkerung wider, Meier berichtet gleiches aus Polen.<sup>436</sup> Hier wird offenbar, dass viele deutsche Soldaten den Überfall auf die Nachbarländer nicht als Unrecht betrachtet und das Ausmaß und die Wucht der Angriffe in ihrer Wirkung auf die Zivilisten der betroffenen Länder nicht erkannt haben. Aus manchen der Zeitzeugenaussagen spricht jedoch auch Mitleid für die in Angst und Panik geratenen Franzosen. Deutsche Soldaten bemühten sich nach dem Ende der Kampfhandlungen um Schadensbegrenzung und halfen bei der Rückführung der Landesbewohner in ihre Heimatorte. Entgegen der Vorgaben durch die Wehrmachtsführung, waren französische Privathäuser durchsucht und französisches Privateigentum von deutschen Soldaten mitgenommen worden. Es gab also nicht nur „Mundraub“. Viele Landser konnten der Versuchung zum Plündern kaum widerstehen und stopften sich zumindest ihre Tornister voll mit Esswaren, Alkoholika und anderen Gegenständen, die sie im Hause der Zivilisten fanden und begehrten.<sup>437</sup>

Für die Zeit nach dem Waffenstillstandsvertrag stellt Tewes fest: „Die Franzosen bemühten sich, zum gewohnten Alltag zurückzufinden, doch war es der Alltag unter deutscher Besatzung,“ wobei er bemerkt, dass „die meisten Deutschen in den Kampf-

---

<sup>433</sup> Meyer: Deutsche Besatzung, S. 102.

<sup>434</sup> Ebd.

<sup>435</sup> Ebd., S. 103.

<sup>436</sup> Meyer: Es ist so kalt im Russenlande, S. 43.

<sup>437</sup> Vgl. Drolshagen: Feind, S. 138; Tewes: Besatzungszeit, S. 25 – 66 u. Abschn. 2.2, 2.3.

divisionen ... sich aber gar nicht als Besatzer [fühlten].<sup>438</sup>

Für die Franzosen begann nun eine vierjährige Besatzungszeit, in der die Deutschen nicht nur das Nachbarland besetzt hielten, sondern auch alles reglementierten. 100.000 französische Soldaten waren während der Kämpfe 1940 gefallen, 1,5 Mio. als Kriegsgefangene ins Deutsche Reich zum Arbeitseinsatz verbracht worden. Die Bürde, die Frankreich auf sich nehmen musste, wurde im Verlauf der Kriegsjahre immer schwerer, die täglichen Entbehrungen und Einschränkungen zunehmend unerträglich.<sup>439</sup>

Während in anderen Abschnitte zum Ausdruck kommt, dass viele deutsche Soldaten offenbar angesichts des deutschen Angriffs auf Polen düsterer Stimmung waren (s. Abschn. 5), brachte der deutsche „Blitzsieg“ über Frankreich den Nationalsozialisten „im gesamten deutschen Volke eine bisher noch nicht erreichte innere Geschlossenheit und enge Verbundenheit von Front zur Heimat ...“, wie die Meldungen aus dem Reich vom 24. Juni 1940 berichten.<sup>440</sup> Vor allem die deutsche Bevölkerung bejubelte den Sieg über Frankreich. Innerhalb der deutschen Truppen überwog eher die Begeisterung über das schnelle Ende der kriegerischen Auseinandersetzung. Der Vormarsch der Wehrmacht war aber nicht überall reibungslos verlaufen, denn immerhin hatte die deutsche Seite innerhalb der sechs Wochen dauernden Auseinandersetzung auch etwa 27.000 Tote zu beklagen.

Deutsche Soldaten, die seit dem Frühsommer 1940 für einige Wochen als Besatzungssoldat in Frankreich waren, erlebten sicherlich vorübergehend eine kurze, unbeschwerte Zeit<sup>441</sup> und entdeckten beispielsweise in Paris eine ihnen völlig unbekannte Welt, die ihnen „vom Militär geboten“<sup>442</sup> wurde. Da die meisten, im Westen einmarschierten Wehrmachtstruppen zu Kampfverbänden gehörten, war ihre Verweildauer in Frankreich von vornherein begrenzt.<sup>443</sup> Nach dem Scheitern der Voraussetzungen für die geplante Landung in England, fanden bereits im Herbst 1940 „strapaziöse Verbandsübungen“<sup>444</sup> in Vorbereitung des von der deutschen Führung anvisierten nächsten Ziels, dem Angriff auf die Sowjetunion, statt. Diese Übungen begannen noch auf den Truppenübungsplätzen in Frankreich. Gefechtsmäßig und „so kriegsnah wie

---

<sup>438</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 136.

<sup>439</sup> Siehe dazu auch Abschn. 2.3.

<sup>440</sup> Zit. in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 73.

<sup>441</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 85, erinnert sich: „In der Rückschau war das eine recht sorglose Zeit, die wir unbeschwert genossen. Wie angenehm war das ruhige Dorf an der Marne mit der freundlichen Bevölkerung ...“, Kuby: Mein Krieg, S. 52: „... Sommerfrische! Sanfte Hügel, Felder, anmutig von Hecken umkränzt, stille Wälder, silberne Badeteiche, Kanäle mit Anglern, deren Anblick jedes nervöse Gemüt besänftigt. Billige Preise!“

<sup>442</sup> Aus dem Brief eines deutschen Soldaten, der sich im Sommer 1940 in Paris befand, zit. in: Drolshagen: Feind, S. 51.

<sup>443</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 137.

<sup>444</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 87.

möglich<sup>445</sup> wurden in den nächsten Wochen Panzerangriffe auf in Schützenlöchern eingegrabene Infanterie sowie Stoßtruppunternehmen mit scharfer Munition geübt. Dabei sollten alle Waffengattungen zusammenwirken.

Die meisten Wehrmachtsangehörigen, die 1940 am Frankreichfeldzug teilgenommen hatten, wurden dann im Frühjahr 1941 an die Ostfront verlegt und erlebten nach dem Angriff auf die Sowjetunion dort die strapaziösen Kämpfe mit allen negativen Begleiterscheinungen. Andere, die das Glück hatten, zunächst im Westen bleiben zu können, mussten jederzeit damit rechnen, an die Ostfront verlegt zu werden, was im Falle Rothes und Walter Müllers später auch eintrat.

Für diejenigen deutschen Soldaten, die vorher im Osten waren, stellte die Verlegung nach Frankreich zunächst eine Erholung dar. Je nach Einsatzort – ob küstennah oder im Binnenland – holte sie der Krieg, das wird in den nachfolgenden Abschnitten deutlich - aber bereits lange vor dem 6.6.1944 ein. Die Zunahme der Luftangriffe 1942, besonders aber ab 1943, vor allem in den Küstengebieten, aber auch in den Städten oder an Knotenpunkten, die Bombardierung von Zügen und Gleisen, die schwere körperliche Arbeit beim Ausbau der deutschen Verteidigung ab demselben Zeitpunkt, die zusätzlichen Wach- und Streifendienste, die angesichts des als sicher angenommenen Großangriffs auf den „Atlantikwall“ von jedem einzelnen gefordert wurden und die nächtlichen Alarmübungen, schränkten den Freiraum erheblich ein (siehe 2.4 – 2.6).

Die sich seit 1943 durch die Verlegung deutscher Soldaten noch verstärkende und, durch die genagelten Wehrmachtstiefel nicht zu überhörende Präsenz deutscher Soldaten, die Henri Martin an anderer Stelle verdeutlicht, sowie der ständige Anblick von Wehrmachtsuniformen auf der Straße, in Cafés, Bars und Restaurants, stellten für die Menschen im Westen eine jahrelange Belastung dar. Während Wehrmachtsangehörige sich in Frankreich zumeist sehr wohl fühlten und von Land und Leuten fasziniert waren, erlebten die meisten Franzosen die Zeit von 1940 – 1944 genau umgekehrt.

Letzten Endes zahlten sie für die Befreiung Europas von der Nazi Herrschaft einen hohen Preis: neben den Waffenstillstandsauflagen, die – außer hoher Besatzungskosten -, auch den Abtransport der meisten französischen Wirtschaftsgüter ins Reich bedeuteten, wurden infolge der angloamerikanischen Vorbereitungen auf den 6.6.1944, der Landung alliierter Truppen und der anschließenden Kämpfe im Sommer 1944, weite Teile Nordfrankreichs zerstört (siehe u. a. Abschn. 4. - 4.2).

---

<sup>445</sup> Ebd.

## 2.2 Das Versorgungsproblem deutscher Soldaten und der französischen Zivilbevölkerung während der Besatzungszeit

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Kampfhandlungen im Frühjahr 1940, die vierjährige Besatzungszeit bis Juni 1944 und die erneuten Kampfhandlungen vom 6. Juni bis zur Befreiung Ende August 1944 Auswirkungen auf die Versorgung sowohl der französischen Bevölkerung als auch der deutschen Soldaten hatten. Die von Frankreich im Sommer notgedrungen unterzeichneten Waffenstillstandsbedingungen zwangen das Land zum wirtschaftlichen „Ausverkauf“. Die von den Franzosen angestrebten Nachbesserungen, vor allem die Gespräche von Montoire,<sup>446</sup> führten die französische Regierung nur noch tiefer in die Kollaboration mit dem Deutschen Reich. Die Franzosen hatten, Hitler zufolge, „den Krieg verloren und müssen den Schaden bezahlen.“<sup>447</sup> Die deutsche Kriegswirtschaft profitierte von der Besetzung Frankreichs in einem kaum vorstellbaren Maß. Rund 8,5 Milliarden RM, dies entspricht etwa 40 % aller deutschen Verbindlichkeiten, wurden vom Nachbarland getilgt.<sup>448</sup> Dies geschah u. a. mittels exorbitanter Besatzungskosten in Höhe von 20 Mio. Reichsmark *pro Tag*, die laut Waffenstillstandsvertrag an das Deutsche Reich zu zahlen waren.<sup>449</sup> Die erst teilweise, dann vollständige Besetzung Frankreichs wurde „dazu genutzt, sich dessen Bevölkerung und Ressourcen in einem Ausmaß dienstbar zu machen, das den Tatbestand der in solchen Fällen üblichen Ausnutzung bei weitem überstieg.“<sup>450</sup> Der Ausdruck „Plünderung“ scheint hier nicht übertrieben. Diese Beutepolitik war, kurzfristig betrachtet, sehr erfolgreich. Bei längerer Kriegsdauer schwächte sie jedoch die französische Volkswirtschaft in einem ganz erheblichen Maße.<sup>451</sup> Seinen wirtschaftlichen Nachschub in Form von Rohstoffen, Lebensmitteln, Industrieprodukten und, im Verlauf des Jahres 1942, auch an Arbeitskräften, bezog das deutsche Reich aus dem westlichen Nachbarland.<sup>452</sup> Eine politische Eingliederung Frankreichs in Hitlers weitere Kriegführung war nach dem gewonnenen Westfeldzug nicht geplant. Das vom „Führer“ immer wieder betonte Kriegsziel, die Flankenbedrohung im Westen

<sup>446</sup> Hitler machte bei den Verhandlungen zu Montoire deutlich, dass eventuelle besatzungspolitische Erleichterungen nur in dem Maße in Aussicht gestellt wurden, „in dem es [Frankreich] etwas für uns leistet.“ Von Frankreich wurden militärische Hilfsleistungen sofort erwartet, besatzungspolitische Erleichterungen jedoch erst als deren Folge in Aussicht gestellt. Knipping: Frankreichpolitik, S. 704f. Die Verhandlungen von Montoire fanden vom 20. - 22.10.1940 statt.

<sup>447</sup> Zit. n. Umbreit: Deutsche Herrschaft, S. 46.

<sup>448</sup> Ebd., S. 44.

<sup>449</sup> Durand: La France, S. 46. Die französische Waffenstillstands-Delegation protestierte heftig und rechnete vor, dass mit Besatzungskosten in dieser Höhe eine Besatzungstruppe von nicht weniger als 18 Millionen Mann unterhalten werden konnte, lege man 22 Francs/Tag und Soldat zugrunde. Dennoch ließ sich die deutsche Seite auf keine Lockerung der Bedingungen ein. Jäckel: Frankreich, S. 93.

<sup>450</sup> Umbreit: Deutsche Herrschaft, S. 32.

<sup>451</sup> Herbst: Nationalsozialistisches Deutschland, S. 316f.

<sup>452</sup> Knipping: Frankreichpolitik, S. 708.

auszuschalten, um danach freie Hand im Osten zu haben, war im Sommer 1940 erreicht.<sup>453</sup> In mehreren Weisungen der Reichsregierung an die Presse heißt es,

„Deutschland betrachtet Frankreich nicht als Bundesgenossen, sondern als einen Staat, mit dem im Friedensvertrag abgerechnet wird. Frankreich wird in Zukunft die Rolle einer ‚vergrößerten Schweiz‘ in Europa spielen und ein Reiseland werden, evtl. auch gewisse modische Erzeugnisse herstellen dürfen.“<sup>454</sup>

Die Regelung der Finanz- und Besatzungskostenfrage zeigt unverhüllt einen der wichtigsten Aspekte der deutschen Frankreichpolitik. Im Art. 18 des deutsch-französischen Waffenstillstandsvertrages heißt es: „Die Kosten für den Unterhalt der deutschen Besatzungstruppen auf französischem Boden trägt die französische Regierung.“<sup>455</sup> Gleich nach Beginn des Westfeldzuges waren an die deutschen Soldaten Reichskreditkassenscheine ausgegeben worden, die die Rolle einer Hilfswährung übernahmen.<sup>456</sup> Nach Wiederaufnahme des französischen Bankenwesens wurden die Reichskreditkassenscheine im Tausch gegen Francs angenommen, und zwar zu dem vom Deutschen Reich festgesetzten, für die Franzosen sehr ungünstigen Wechselkurs von 1 RM = 20 Francs.<sup>457</sup>

Die Kapitelüberschrift deutet bereits an, dass bis heute wenig bekannt und erforscht ist, dass nicht nur die französische Zivilbevölkerung, sondern auch ein Teil der deutschen Wehrmachtseinheiten in Frankreich Schwierigkeiten mit der Lebensmittel- und Nachschubbeschaffung hatte. Während allgemein bekannt ist, dass die Versorgungs- und Nachschubsituation im Osten häufig problematisch war, überrascht die Tatsache, dass die Nahrungsmittelversorgung der im Westen stationierten Wehrmacht Angehörigen durchaus nicht einheitlich gut war. Daher wurde ein Leben wie „Gott in Frankreich“<sup>458</sup> eher nur wenigen Soldaten, und dann auch nur für die kurze Zeit während und nach dem Frankreichfeldzug, von Mai/Juni bis Juli/August 1940, zuteil.<sup>459</sup> In dieser Phase bis zum Ende der Kampfhandlungen, im Sommer 1940, bedienten sich deut-

<sup>453</sup> Jäckel: Frankreich, S. 55.

<sup>454</sup> Weisung Nr. 490 v. 9.7.1940 (BArch/Zsg. 101/16 + 17), zit. in: Jäckel: Frankreich S. 57f., Anm. 46.

<sup>455</sup> Zit. in Jäckel: Frankreich, S. 91f.

<sup>456</sup> Ebd., S. 93. Die französischen Banken hatten ihre Geldbestände größtenteils fluchtartig ausgelagert.

<sup>457</sup> Umbreit: Deutsche Herrschaft, S. 38; Jäckel, S. 93.

<sup>458</sup> Das geflügelte Wort vom „Leben wie Gott in Frankreich“ bedeutet, dass es Menschen besonders gut geht, und sie ihr Leben sorglos und in Freuden genießen. Das Bonmot ist Signum von Wohllieben und Leichtigkeit. Nach Krüger-Lorenzen entstand die Redewendung in der großen Französischen Revolution von 1789, in der Gott ‚abgesetzt‘ wurde und der Kultus der Vernunft an die Stelle des Christentums trat. Man stellte sich Gott gleichsam pensioniert vor, der nun in Frankreich besonders sorglos und glücklich leben könnte. Krüger-Lorenzen: Kuhhaut; vgl. Köster: Redensarten, S. 100. Es gibt jedoch auch die These, wonach mit „Gott in Frankreich“ der Sonnenkönig Ludwig XIV. gemeint ist, der als göttlicher Vertreter angesehen wurde und in Frankreich in Prunk und Reichtum lebte.

<sup>459</sup> Restloser Einsatz, S. 87f. Dort heißt es in einem Eintrag von Otto v. 20.11.1942, dass die Kämpfe an der Westfront 1940 zwar „schwerer als nach Russland“ herein gewesen seien, er danach jedoch einige Wochen „wie ein Herrgott in Frankreich“ gelebt habe.

sche Einheiten häufig in verlassenen französischen Privathäusern mit Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen.<sup>460</sup> Auf Anordnung von Offizieren wurden auch Läden und Fabriken leer geräumt. Da viele Einheimische sich noch auf der Flucht befanden und noch nicht in die Dörfer und Städte zurückgekehrt waren, erfolgte in dieser Zeit auch keine Bezahlung.<sup>461</sup> Nach Beendigung der Kampfhandlungen jedoch kauften deutsche Soldaten in den Geschäften regulär ein, wobei sie die Ware, wie zuvor erwähnt, oft zu niedrigen Preisen erwerben konnten.<sup>462</sup> Bereits im Herbst 1940 bekamen die Wehrmachtsangehörigen in Frankreich Verschlechterungen bei der Lebensmittelversorgung – vor allem Obst und Gemüse wurden knapper und teurer – zu spüren.<sup>463</sup> Bei der deutschen Zivilbevölkerung waren bereits vorher erste Engpässe aufgetreten.

Offiziell gab es jetzt für deutsche Soldaten „Heimatverpflegung“, und da die Verhältnisse im Reich diesbezüglich immer schwieriger wurden, war diese Verpflegung 1943/44 für die Soldaten in Nordfrankreich<sup>464</sup> nicht mehr ausreichend. Besonders Fleischportionen fielen äußerst knapp aus.<sup>465</sup> Udo Neß, als Feldkoch für die Verpflegung seiner Mannschaft zuständig, erinnert sich:

„Das Fleisch, das man bekam seinerzeit, das hätte man in einer Handtasche wegtragen können, so wenig war das. ... Für 'ne ganze Kompanie, für 150 Mann, das war sehr, sehr wenig, was man da so bekam.“

Die anderen Zutaten waren jedoch vorhanden: Butter, Brot, Kartoffeln, und „satt wurde man reichlich, aber die Zutaten an Fleisch, die waren zu wenig,“<sup>466</sup> ergänzte Neß und

<sup>460</sup> Vgl. Drolshagen: Feind, S. 138.

<sup>461</sup> Vgl. u. a. Kuby: Mein Krieg, S. 42 (31.05.1940): „Meine gute Mutter schreibt, sie wolle mir Geld schicken, wenn ich dafür hier Kaffee oder Tee *kaufen* könnte. Das fugenlose Ineinander von bürgerlichen Vorstellungen und Barbarei ... hat für mich schon lange etwas Faszinierendes.“

<sup>462</sup> Ebd., S. 48. Am 12.07.1940 notierte Kuby, ebd., S. 54 jedoch: „Die Franzosen erhöhen hier die Preise und unser Einkommen sinkt, die Kriegszulage ist bereits bei der letzten ‚Gehaltszahlung‘ gestrichen worden.“

<sup>463</sup> Jasper: Zweierlei, S. 66; Boberach: Meldungen, S. 91f. (29.7.40), S. 94f. (1.8.40), S. 111f. (21.11.40), S. 131f. (3.4.41), vgl. Steinert: Stimmung, S. 185.

<sup>464</sup> Die für diese Arbeit durchgeführten Untersuchungen beziehen sich, wie im Abschn. 2. begründet, hauptsächlich auf den Bereich der Normandie.

<sup>465</sup> Infolge der im Reich und in den anderen, vom Krieg betroffenen Ländern, üblichen Rationierungen wurde der durchschnittliche Vorkriegsverbrauch um rund 44 % wöchentlich eingeschränkt, in Frankreich sogar um 48 %. Beide Länder erfuhren also eine ähnlich schwierige Entwicklung. Die deutsche Besetzung brachte Frankreich eine Verschlechterung der Ernährungslage, besonders zur Jahreswende 1943/44. Kistenmacher: Auswirkungen, S. 20.

<sup>466</sup> So beurteilen dies auch Tewes: Besatzungszeit, S. 143 und Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 296 – 300. Beide gelangen zu dem Urteil, dass die Versorgungsbedingungen auf dem Ernährungssektor schlecht waren. Es gab wenig Butter, kaum Fleisch, spärlich Fett, dafür etwas mehr Brot und Gemüse. Thoms: „Ernährung“, S. 221, weist darauf hin, dass bereits im Frühjahr 1942 die Fleischration sowohl im Heimat- als auch im Feldheer um fast ein Viertel reduziert wurde. Aufgrund der Verringerung der sonstigen Kostbestandteile wuchs der Anteil des Brotes am Kalorienaufkommen, „zumal nach der Erhöhung der Brotsätze 1943.“

fügte an, dass wegen eines nahe gelegenen Friedhofes auch die Wasserversorgung für seine Kompanie nicht ganz einfach war:

„Ja, nach Friville, bei Ste.-Mère-Eglise, wir kamen an, von Carentan nach Ste.-Mère Eglise. Ja, das war dort in der Schule, direkt in der Schule, ... das Gebäude war leer, und dann war unsere Küche da drin, und Essraum für die Kompanie war da eingerichtet. ... Und die Kirche, die war auf einem Hügel und rechts vom Hügel, das waren die Kreuze, Friedhof. Und unterhalb des Hügel, da war die Pumpe, da mussten wir Wasser holen. Und damals, das Wasser, da ist nun der Friedhof, ... und da habe ich mir damals Gedanken gemacht, ... als junger Mensch, die Säfte da, die müssen ja irgendwo hin, und da müssen wir das Wasser holen...“

Ob er das Wasser noch durch Abkochen aufbereitet hat, erzählt der Informant nicht. Deutlich wird jedoch, dass es ihm jedes Mal unbehaglich war, Trinkwasser für die Küche aus einer Quelle zu holen, die unterhalb eines Friedhofes lag und über dessen potenziell schädlichen Inhaltsstoffe er seine Vermutungen anstellte. Neß erinnerte sich an ein besonderes Nahrungsmittel, das er als Koch in Frankreich kennen gelernt hat:

„Aber was es da gab, da gabs ein..., das hat die damalige Frauenschaftsführerin Scholtz-Klink hat das erfunden, so ein Bratlingspulver. Das ist kein Soßenpulver, so eine Art wie Haferflocken sah das aus. Das konnte man in Milch kochen und das sättigte ungemein. Das war aus Gerste, war so wie Haferflocken, nannte sich Bratlingspulver, konnte man nehmen zum Binden für Soßen. ... Ja, Milchsuppe, genau wie die Engländer ihren *porridge* essen in der Art war das. Morgens gabs keine Suppe, selten mal. Brot und Wurst, das war reichlich, ... nur Fleisch war zu wenig.“

Beim sogenannten „Bratlingspulver“ handelt es sich um ein feinkörniges Gemisch aus Soja-, Getreide- und Milcheiweißprodukten, dem verschiedene Kräuter zugesetzt wurden. Daraus konnten Frikadellen und andere Hackfleischgerichte mit fleischähnlichem Geschmack hergestellt werden.<sup>467</sup> Der Eigengeschmack war neutral gehalten, so dass durch Zusatz von Gewürzstoffen eine große Geschmacksvielfalt erreicht, und das Pulver auch problemlos anderen Speisen beigemischt werden konnte. Größter Hersteller war die Firma Schmitz-Scholl. Allein in den Jahren 1939/40 verarbeitete sie 5.000 Tonnen Sojabohnen für die Wehrmacht.<sup>468</sup> In welcher Weise die damalige NS-Frauenschaftsführerin, Gertrud Scholtz-Klink an der Entwicklung der Rezeptur beteiligt gewesen sein soll, konnte anhand der vorliegenden Literatur nicht in Erfahrung gebracht werden. Vielleicht handelt es sich um eine Verwechslung aufgrund der Namensähnlichkeit „Schmitz-Scholl“ und „Scholtz-Klink“. Ungeachtet eines eventuellen Verdienstes der kostengünstigen Errungenschaft des Bratlingspulvers, das sich in

<sup>467</sup> Im offiziellen Sprachgebrauch handelte es sich beim Bratlingspulver um einen „hochwertige[n] Austauschstoff auf pflanzlicher Grundlage zur Überbrückung eines fleischlosen Tages.“ Zit. n. Ziegelmayer/Merres: Nahrungs- und Genussmittel, S. 103f. Das Bratlingspulver wurde bereits zu Beginn des Krieges als „Westwall-Bulette (uneinnehmbar)“ oder auch „Leuna-Bulette“ „nach der in Leuna ansässigen Anlage zur Herstellung von synthetischem Benzin“ in den Speiseplan eingeführt. Zweifel bestehen daran, ob die Bezeichnungen auch im Landserjargon Einzug gefunden haben. Drews: Nazi-Bohne, S. 185.

<sup>468</sup> Ebd.

Notzeiten bewährt hat, spielte Scholtz-Klink in der NS-Zeit eine sehr unrühmliche Rolle.<sup>469</sup>

Als Anregung für die Zubereitung von Speisen besaß ein Truppenkoch in der Regel das Feldkochbuch von 1938, das in den folgenden Jahren durch spezielle Ausgaben für warme und kalte Länder sowie den Osten ergänzt und für die Feldkochausbildung herangezogen wurde.<sup>470</sup> In Neß' Fall muss noch hervorgehoben werden, dass er auch im zivilen Leben Koch gelernt hatte, so dass er wohl als Glücksfall für seine Kompanie bezeichnet werden kann, denn andere Soldaten mussten erst in Heereslehrküchen zum Feldkoch ausgebildet und laufend fortgebildet werden. Im Ersten Weltkrieg waren Feldköche jedoch in den seltensten Fällen in der Küche ausgebildet gewesen, was sich entsprechend negativ auf Zubereitung und Geschmack der Speisen auswirkte.<sup>471</sup>

Außer der Feldküchenverpflegung erhielten die Soldaten eine besondere Zuteilung an Marketenderwaren, so Neß:

„Und da gab's einmal im Monat Marketenderwaren. Das waren Zigaretten und Cognac und Süßigkeiten und Schokolade. Einmal im Monat. Echt schön, so französische ( ) in den Korbflaschen. ... Ja, das gab's offiziell für die Landser ... soviel, wie er wollte, und Zigarettenzuteilung. Ich hab damals noch nicht geraucht, und da habe ich die nach Hause geschickt. Natürlich die Luftwaffe, die bekam denn 'ne bessere Zuteilung, die Marine auch, die Infanterie wurde da immer 'n bisschen benachteiligt, was das Essen betrifft. Aber wir sind immer satt geworden.“

Solche Marketenderwaren gab es an allen Frontbereichen, an denen Wehrmachtsangehörige im Einsatz waren.

Wenn der Kompanieführer oder Batteriechef zustimmte, durften die Wehrmachtsangehörigen bei französischen Bauern Vieh hinzukaufen. Dies wurde in vielen Fällen gemacht, da die meisten Soldaten schwer arbeiten mussten (Küstenbefestigungen, Schanzarbeiten), und die Heimatverpflegung unzureichend blieb. Offiziell galt das aber als Schwarzmarktkauf und war daher streng verboten.<sup>472</sup> Die Anordnungen der Militärverwaltung „wurden [aber] von vielen Truppenteilen und Dienststellen von Anfang an ignoriert.“<sup>473</sup> Es zeigte sich, dass die Erlasse äußerst praxisfern waren und bei der veränderten Situation – Verschlechterung der Ernährungslage im Laufe der

---

<sup>469</sup> Die nach dem „Führerprinzip“ geordnete Hierarchie der NS-Frauenschaft wurde seit 1934 von der Vorsitzenden Gertrud Scholtz-Klink geleitet. Eine ihrer Hauptaufgaben nach 1933 war es, „durch entsprechende Propagandaarbeit den NS-Rassegesetzen den Weg zu ebnen.“ Geistig oder schwer körperlich Behinderten wurden jegliche Würde und ein Recht auf ihr Leben abgesprochen. Auch in alle Phasen der Judenverfolgung waren Scholtz-Klink und die ihr unterstellten Gaufrauenschaftsleiterinnen sowie deren Mitarbeiterinnen einbezogen. Anette Michel: „Führerinnen“ im Dritten Reich. Die Gaufrauenschaftsleiterinnen der NSDAP, in: Steinbacher (Hg.): Volksgenossinnen, S. 115 – 137.

<sup>470</sup> Thoms: „Ernährung“, S. 211.

<sup>471</sup> Ebd., S. 209.

<sup>472</sup> Schon 1940 hatte die deutsche Militärverwaltung für die Besatzungstruppen ein Aufkaufverbot für bezugsbeschränkte Waren erlassen. Kistenmacher: Auswirkungen, S. 117.

<sup>473</sup> Ebd.

Besatzungszeit – erst recht wirkungslos bleiben mussten. Frischwaren, wie z. B. Butter oder Milch, wurden gar nicht oder nur unregelmäßig an die Einheiten verteilt. Daran erinnerte sich der Zeitzuge Gregor Meißner, der damals bei einer Einheit in St.-Paul-de-la-Vernaye stationiert war:

„Butter... das war rar in St.-Paul. Das war auch rationiert. Aber viele... auf dem Schwarzmarkt hätt' man schon was gehabt. Aber wir haben ja keine Sprachkenntnisse gehabt.“

Meißner verdeutlicht nachfolgend, anhand eines persönlichen Erlebnisses, die Tatsache, dass die meisten deutschen Soldaten sprachlich völlig unvorbereitet in die besetzten Länder kamen:

„In St. Paul, wo wir angekommen sind... am Sonntagnachmittag, sind wir zum Bauern, wollten wir Eier kaufen, und da kommen wir da rein, da sitzt ein Mann drin und a' Frau und da haben wir gesagt, wir wollten Eier: ‚Gack-gack.‘ Und da hat der oine [Franzose] g'sagt: ‚Nix patron.‘ Und wir haben gedacht, der wollte Patronen... bei uns heißen die Gewehrpatronen. Wir haben gedenkt, der wollte tauschen. Da haben wir g'sagt: ‚Nix Patronen!‘ Und da samma wieder fort. Dann sind mia ankomme', wir Jungen, wir waren so 17-/18jährige. Und da waren so Ältere, die haben gefragt, wo wir waren: ‚Wir wollten Eier kaufen, ... aber der [Franzose] wollte Patronen haben. Da haben wir gesagt: ‚Nix Patronen!‘ Da haben die [Kameraden] gesagt: ‚Ihr Ochsen!‘ ... Die haben natürlich g'lacht!“

Dieses Vorkommnis hätte zu einer schwierigen Situation für die Franzosen führen können, wenn die älteren Soldaten das Missverständnis nicht sofort hätten aufklären können. Waffenbesitz stand unter Strafe, und der Ankauf von Gewehrmunition hätte darauf hindeuten können, dass die Franzosen Kontakte zur Résistance unterhielten. Die Verdächtigung allein hätte in Russland unter Umständen ausgereicht, um diese Personen zu verhaften, zu verhören oder Schlimmeres.<sup>474</sup> Auch dieses Beispiel verdeutlicht den gelasseneren Umgang zwischen Deutschen und Franzosen. Es zeigt aber auch, dass die Soldaten in bestimmten Gegenden Nordfrankreichs gezwungen waren, ihre kärglichen Essensrationen aufzubessern und sie durch Zukäufe bei französischen Bauern zu ergänzen.

Außer in Frankreich waren „Schwarzkäufe“ auch in anderen besetzten Ländern, etwa in Dänemark und Russland, üblich.<sup>475</sup> Obwohl von offizieller Seite ausdrücklich verboten, war der illegale Aufkauf von Lebensmitteln und anderer Waren überall weit

<sup>474</sup> Vgl. Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, S. 317. In dem genannten Aufsatz berichtet ein Informant von einem Missverständnis zwischen einer Russin und einem hohen deutschen Offizier, der die Russin darum gebeten hatte, für die Deutschen Brot zu backen. Angeblich hatte sie zu ihm daraufhin „Kamel“ gesagt. Wahrscheinlicher ist, dass sie „Ka' Mehl“, also „kein Mehl“ sagen wollte. Ihre Antwort kostete sie das Leben. Vgl. Lange: Tagebücher, Eintrag v. 9.11.1941, S. 87f., zit. n. Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 833. Darin wird berichtet, dass aus einem ebensolchen geringfügigen Anlass sogar die Bevölkerung eines ganzen Dorfes ermordet wurde.

<sup>475</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 453 – 473. Erstaunlich sind diese Anordnungen für Frankreich auch insofern, als es den Soldaten im Osten schon seit Ende 1941 ausdrücklich gestattet wurde, sich aus dem Lande zu verpflegen. Siehe dazu u. a. Christoph Raß: ‚Menschenmaterial‘, S. 314.

verbreitet, wie sich Neß erinnerte:

„Mein Chef war sehr fürs gute Essen, und denn haben wir Geld gesammelt, von der Kompanie, und denn haben wir irgendwo 'ne Kuh zum Schlachten gekauft.<sup>476</sup> Die Feldpolizei durfte das aber nicht wissen.“<sup>477</sup>

Letzteres fügte Neß zusätzlich als Information an. Ob die Verpflegung einer Einheit ausreichte oder nicht, hing also vor allem von ihrem Chef ab, der wahrscheinlich auch dafür sorgte, dass die Kompaniekasse ausreichend Geld enthielt und regelmäßig dafür gesammelt wurde. Neß betonte, man habe auch Schweine gekauft, aber nicht requiriert: „Das mag wahrscheinlich in Russland mal gewesen sein, dass man sie requiriert hatte.“ Dass dies so nicht zutrifft, zeigen die nachfolgenden Beispiele: Im ersten Fall wird von einem Viehdiebstahl in der Normandie berichtet, im zweiten von einer Vieh-Requirierung bei französischen Bauern.

Kühe wurden häufig auf Viehmärkten erstanden und in der französischen Landeswährung bezahlt. Dies bestätigt Heinze, der in seiner Kompanie 300 Francs sammelte, um auf dem Markt im nahe gelegenen Bayeux eine Kuh zu kaufen. Er erzählte, dass das große Problem darin bestanden habe, dass

„wir Heimatverpflegung bekamen, und bei den Übungen brachen unsere Jungs zusammen einfach – reichte nicht. ... Es war jedenfalls alles so wie zu Hause – ganz wenig.“

Zum 1.1.1942 waren die Heeresrationen von offizieller Seite reduziert worden. In der Folgezeit registrierten Physiologen eine deutliche Zunahme des Untergewichts. Besonders besorgniserregend wirkte sich diese unzureichende Ernährung bei denen im Wachstum befindlichen Rekruten mit ihrem erhöhten Bedarf aus.<sup>478</sup>

Von seinem Hauptmann wurde Heinze, neben der Ausbildung, nun auch die Verantwortung für die Verpflegung übertragen. Von dem gesammelten Geld habe er aber nur eine abgemagerte Kuh kaufen können, die erst einmal auf die nahe gelegene Weide gebracht wurde. Daraufhin habe er eine Untat, die einzige überhaupt des gesamten Krieges, begangen, so der damalige Leutnant. Er habe noch heute ein schlechtes Gewissen, weil er, zusammen mit einigen Kameraden, eine Kuh von der Nachbarweide gestohlen habe, um die Kompanie ernähren zu können.<sup>479</sup> Aufgrund der

---

<sup>476</sup> Milward: Zweiter Weltkrieg, S. 297: „Illegale Viehschlachtungen waren allgemein üblich. In Frankreich könnte die Differenz zwischen den offiziellen Zahlen für die Ablieferung von Schlachttieren und dem tatsächlich geschlachteten Vieh bis zu 350.000 Stück jährlich betragen haben.“

<sup>477</sup> Den Feldgendarmen oblag u. a. die „Überwachung des disziplinarischen Verhaltens der Wehrmattsangehörigen, Verhinderung strafbarer Handlungen und Einschreiten bei strafbaren Handlungen,“ zit. in: Böckle: Feldgendarmen, S. 158. Die Abgrenzung zwischen Gendarmerie und Militärpolizei ist generell schwierig, da militärische und zivile Polizeimaßnahmen gleichermaßen von Polizei und Gendarmerie durchgeführt wurden. Link: Gendarmerie/Feldpolizei, S. 263 – 274.

<sup>478</sup> Thoms: „Ernährung ist so wichtig wie Munition.“ S. 223.

<sup>479</sup> Dieser Diebstahl war nicht unbemerkt geblieben, denn am nächsten Morgen stand der Bürgermeister des Ortes in Heinzes Quartier, um sich nach dem Verbleib des Tieres zu

ungünstigen Ernährungslage, war dies anscheinend nicht der einzige Fall. Arp berichtete von einem ähnlichen Vorfall:

„Der [Bauer], wo ich da meine Milch bekam, das war 'n Hof. ... Eines Tages komm' ich hin, sagt er: ‚Heute Nacht is mir 'n Kalb von der Weide gestohlen worden. Und man sieht genau, es waren Deutsche!‘ Also, an den Fußspuren und allem. ... Da fragt er, was er machen sollte. Sag' ich: ‚Beschweren Sie sich doch!‘ Nee, das wollte er doch net.“

Wie schon im Fall Heinzes unterblieb auch hier eine Meldung des Franzosen an die Feldgendarmarie. Aufgrund der prekären Fleischversorgung der Truppe, griffen auch noch andere deutsche Einheiten zur Selbsthilfe. Heinze berichtete, dass am selben Morgen ein Divisionsbefehl eingetroffen sei mit dem ungefähren Wortlaut: „Die Klagen der Zivilbevölkerung mehren sich: Viehdiebstähle. Wer erwischt wird, [dem drohen] schwere Strafen, Degradierung, usw.“ Die deutschen Besatzungstruppen bemühten sich um ein gutes Verhältnis zur französischen Bevölkerung. Da wirkten solche Diebstähle störend und brachten die Franzosen, auf deren Mitarbeit die Wehrmacht angewiesen war, unnötig gegen die Besatzungssoldaten auf. Um dies zu vermeiden, griff die Militärverwaltung in der Regel hart durch, zumindest wurden entsprechende Erlasse ausgegeben. In der Praxis sah es jedoch so aus, wie der geschilderte Fall zeigt, dass die den Truppen zugeteilten Mengen zeitweise viel zu gering waren und, mangels Alternativen, ein Ausweg gefunden werden musste. Der Divisionsbefehl lässt darauf schließen, dass Viehdiebstähle im Bereich der 352. und 716. I. D. seit 1944 vermehrt vorgekommen waren, zumal den Gendarmerien entsprechende Beschwerden der französischen Bevölkerung vorlagen.

Die im Binnenland der Normandie herrschende Nahrungsmittelknappheit bei einigen Truppenteilen der Wehrmacht wird von Siemers bestätigt. Seine Einheit befand sich im Frühjahr 1944 in dem Dorf St.-Paul-du-Vernaye. Er erzählte:

„Des war so, da war ich einmal dabei. Da ham'ma requirieren müssen, ham'ma in'n Stall müsse, und da sind mia eini, und da ham die die Sau hergeben müsse. Das Geld hatten wir net, also ham wir sie rausgeholt.“

Dass die Soldaten für zusätzliche Fleischeinkäufe nicht immer genug Geld zusammen bekamen, hatte auch Heinze berichtet. In beiden Fällen wurde „wegen mangelnder Unterstützung von außen zur Selbsthilfe gegriffen.“<sup>480</sup> Während der Kuhdiebstahl den

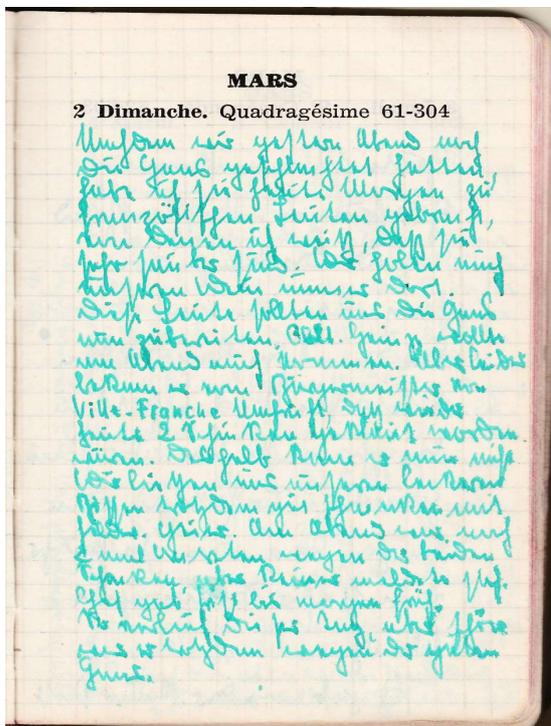
---

erkundigen. Trotz der Ankündigung des Franzosen, die Sache der Feldgendarmarie zu melden, blieb der Vorfall ohne Folgen. Die Deutschen galten als Besatzungstruppe durchweg als korrekt und diszipliniert. Ose, S. 118. Der Historiker Ahlrich Meyer stellt diese Pauschal-Aussage allerdings in den einleitenden Worten seines Buches über die deutsche Besatzung infrage. Er ist der Meinung, dass es sich bei der „weitgehend ‚korrekten‘ Besatzungsherrschaft [und] einer ‚sauberen‘ Haltung der Wehrmacht im Westen“ um eine Legende handelt. Vielmehr haben Teile der deutschen Truppe u. a. an der Deportation der Juden aus Frankreich mitgewirkt, und Teile der frz. Zivilbevölkerung, im Rahmen der Partisanenbekämpfung, zunehmend unter Repressalien gelitten. Meyer: Besatzung, S. 1.

<sup>480</sup> Schröder: Gestohlene, S. 462.

Tatbestand der strafbaren Plünderung erfüllen dürfte, konnte anhand der wenigen, zur Verfügung stehenden Literatur, nicht geklärt werden, inwiefern das Einziehen von französischen Nahrungsmitteln, wie in Russland üblich, auch in Frankreich von der deutschen Militärverwaltung offiziell genehmigt war, um die Ernährung der Truppe sicher zu stellen.<sup>481</sup>

In Frankreich fanden zwischen Juni 1940 und 1944 keine Kämpfe statt. Die deutsche Führung ging anscheinend davon aus, dass im Westen keine Nahrungsmittelengpässe bei der Wehrmacht auftreten würden. Requirierungen und Diebstähle, die im Osten an der Tagesordnung waren und überwiegend von allen Beteiligten gebilligt wurden, galten in Frankreich bei Bekanntwerden als Straftat. Das militärisch-juristische Recht dürfte daher sicher nicht auf der Seite Heinzes und Siemers gestanden haben, dafür jedoch das menschlich-natürliche.<sup>482</sup> In einem im Juli 2014 mit Fritz Becker geführten Telefonat, in dem es um Lebensmitteldiebstähle deutscher Soldaten in Frankreich ging (siehe nachfolgender Tagebuchauszug über einen dieser Vorfälle, Fotos und die entsprechenden Erläuterungen dazu), merkte Fritz Becker an, dass es „ein ungeschriebenes Gesetz“ gewesen sei, dass die Truppe sich „aus dem Lande“ verpflegte, „wenn der Tross nicht nachkam“ oder es aus anderen Gründen keine ausreichende Verpflegung gab. Er bezog dies auch auf den Westen.



*Tagebuchauszug Fritz Beckers von Sonntag, 2. März 1941:*

„Nachdem wir gestern Abend noch die Gans geschlachtet hatten, habe ich sie heute Morgen zu französischen Leuten gebracht, von denen ich weiß, dass sie sehr sauber sind. Wir holen auch unseren Wein immer dort. Diese Leute sollten uns die Gans nun zubereiten. Oblt. Heinze wollte am Abend auch kommen. Aber leider bekam er vom Bürgermeister von Villefranche Nachricht, dass wieder heute 2 Schinken geklaut wären. Deshalb kam er nun nicht. Wir ließen uns unseren leckeren Bissen trotzdem gut schmecken mit Feldw. Geiser. Am Abend war noch 2mal Antreten wegen der beiden Schinken, aber keiner meldete sich. Chef gab Frist bis morgen früh. So verlief dieser Tag, aber schön war er trotzdem, wegen der guten Gans.“

Privatarchiv Fritz Becker

<sup>481</sup> Ebd., S. 464f.

<sup>482</sup> Vgl. Drolshagen: Feind, S. 159: „Von den ganz großen Betrügereien abgesehen, lag die Antwort auf die Frage, wo bei der Zivilbevölkerung die Grenze zwischen Lebenserhalt und Kollaboration, bei den Soldaten zwischen ‚Organisieren‘ und strafbarem Vergehen verlief, oft nur im ideologischen Auge des Betrachters.“

Zu dieser Zeit waren Becker und einige Kameraden auf einem französischen Hof in der Nähe von Villefranche einquartiert, auf dem es u. a. Hühner und Gänse gab. Wie die beiden Schinken, war auch die Gans nicht auf „legalem“ Wege erworben worden, denn Becker teilte der Verfasserin in einem Brief vom 1. Juli 2014 mit, dass „wir Soldaten ein Exemplar im Munitionskasten unseres Fahrzeuges versteckt [hatten], den Augen des Generals verborgen, doch den Fragen der französischen Bauersfrau peinlich ausgesetzt nach dem Verbleib einer Gans ihres Hofes.“<sup>483</sup> Am Vortag hatte sich nämlich mit Generalleutnant Wagner ein ranghoher Offizier zu einer Übung auf dem Gefechtsstand der Kompanie angekündigt, der nichts von den Diebstählen erfahren durfte. Fritz Becker dokumentierte das Beschriebene mit entsprechenden Fotos:



Manöver-Besprechung für Frankreich, Raum Liburne-Coutras, Nov.-Dez. 1940: re. mit Kartenbrett: Oberfeldw. Bredenkamp, vorn li.: Generalleutnant Wagner. Zwei der Offiziere (Olt. Heinze, Lt. v. Kralenfeld) fielen am 16. Juli 1941 bei Kowali.



links: Melder Fritz Becker (mit Meldeblock auf dem Schoß), rechts der Fahrer Eisenbraun, in der Scheuneneinfahrt des französischen Hofes auf einem dort untergestellten Wehrmachts-Fahrzeug lehndend (März 1941). Fotos: Privatarchiv Fritz Becker

Zu bedenken ist allerdings im Falle Beckers, dass seine Kompanie und damit er selbst im Westen 1941 noch keine so große Not gelitten haben wie Heinze und Siemers, die aufgrund der geringeren Wehrmachtverpflegung (vor allem mit Fleisch) 1943 und 1944 stehlen bzw. requirieren mussten. Becker und seinen Kameraden diente der Diebstahl von Schinken und Gänsen wohl eher der Aufbesserung und Abwechslung im Speiseplan.

Einige Sätze, die Heinrich Böll einen seiner Romanhelden, einen Oberleutnant, der im Sommer 1943 in Frankreich war, sprechen lässt, verdeutlichen die missliche und widersprüchliche Lage, in der sich die beiden Zeitzegen (Heinze, Siemers) und auch andere deutsche Soldaten befanden:

<sup>483</sup> Brief Fritz Beckers vom 1. Juli 2014 an die Verfasserin, dem er auch den vorstehenden Tagebucheintrag vom 2. März 1941, von ihm in lateinische Schrift übertragen, beifügte.

„Dann schickt man die Männer hinaus, um zu töten oder sich töten zu lassen, und diese Tätigkeit macht ein bisschen wild, auch hier [in Frankreich], wo gar nicht getötet wird. Erst recht, wenn diese Helden nichts zu essen kriegen. Dann aber kommt man ihnen mit Vorschriften, die mehr Zähheit von ihnen verlangen als von einem Zivilisten. Man verbietet ihnen zu plündern, während man sie gleichzeitig hungern lässt.“<sup>484</sup>

Festzustellen ist, dass beide Interviewpartner ganz unterschiedlich mit der Situation umgingen. Während Heinze sich mit den Verhältnissen arrangierte und den Kuhdiebstahl in eine heitere Erzählgeschichte verpackt, obwohl er noch heute Schuldgefühle wegen dieses Vorfalls hat, reagierte Siemers eher ungehalten und beschwerte sich über die damalige Verpflegungssituation:

„Mit 17 Jahre' hat man das kennt, dass das alles Schwindel ist und Betrug, der Krieg. Die ham uns auch net verhungern lassen könne! Soviel Besatzung ham' ma... da hats auch was zu essen geben müssen! Deswegen ham'ma des g'macht.“

Seine Wut auf die politisch für den Krieg Verantwortlichen wird deutlich, die vielleicht schon damals vorhanden war. Allerdings ist es wohl eher untypisch, dass 17jährige seinerzeit die Verhältnisse wirklich durchschauten und wussten, „dass alles Schwindel und Betrug“ ist, zumal sie im Regelfall noch über wenig Lebens- und Fronterfahrung verfügten. Der ehemalige Gefreite unternimmt den Versuch der Rechtfertigung und legitimiert seine Handlungsweise und die seiner Kameraden. Siemers fühlte sich offenbar einem System ausgeliefert, mit dem er sich nicht identifizieren und an dessen schlechte Bedingungen er sich nicht gewöhnen konnte.<sup>485</sup> Während dem höheren Verpflegungsbedarf von jungen Rekruten im Reich mit entsprechenden Lebensmittelzulagen Rechnung getragen wurde<sup>486</sup>, war eine solche Zusatzkost bei an der Front befindlichen, ebenso jungen Soldaten anscheinend nicht möglich. Die Situation war hier mancherorts, wie das Beispiel Siemers zeigt, so schwierig, dass Wehrmächtsangehörige regelrecht hungerten.

Bei der Requirierung selbst spielten sich dramatische Szenen ab. Den Franzosen war solch eine Situation sehr unangenehm, und häufig mussten die Frauen damit allein fertig werden, da ihre Männer sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden. Frauen und Kinder hätten Angst gehabt, „g'schrien und g'weint,“ berichtete Siemers. Auch

<sup>484</sup> Böll: Vermächtnis, S. 77f. In seinen weiteren Angaben zum Thema „Verpflegung“ deutete Siemers an, dass es mehrmals zu Requirierungen im Umkreis des Ortes St.-Paul-du-Vernaye gekommen war, er selbst jedoch nur einmal dazu „abkommandiert“ worden war. Das Wort *abkommandiert* lässt vermuten, dass die Beschlagnahmungen von höherer Stelle, also auf Batterie- oder Kompanieebene angeordnet worden sind.

<sup>485</sup> Der Informant beschwerte sich im Interview über die bereits während seiner Ausbildung in Tschechien „meschanten Uniformen“, die offenbar von Verwundeten und Toten stammten, zumal sie Blutflecken und Einschusslöcher aufwiesen. Auch Unterkunft und Verpflegung hätten 1943/44, während der Ausbildung im annektierten Nachbarland, sehr zu wünschen übrig gelassen, so Siemers.

<sup>486</sup> Thoms: „Verpflegung“ S. 223.

habe er beobachten können, wie erschrocken alle waren, als plötzlich deutsche Soldaten vor ihrer Tür standen, um ihnen Vieh wegzunehmen. Solche Aktionen trugen zu einer erheblichen Belastung des Verhältnisses zwischen Besatzungstruppe und Zivilbevölkerung bei.<sup>487</sup>

Siemers erinnerte sich daran, dass die Verpflegung nach der Verlegung der Truppe in den Ort Trévières dann besser geworden sei. Man habe dort auf den Bauernhöfen Milch und Eier zukaufen können, und wenn man Glück hatte, sei man damit als Zusatzverpflegung ausgekommen. Auch Heinze erlebte nach der Stationierung seiner Kompanie in Küstennähe keinen derartigen Vorfall mehr. Die Angaben anderer, in Frankreich stationierter ehemaliger Soldaten deuten allerdings die wenig abwechslungsreiche Ernährung an. Walter Müller, der Ende 1942 in Südfrankreich, am Etang de Berre, stationiert war, meinte zwar: „Wir lebten wie der liebe Gott in Frankreich. ... Wir kriegten Kaffee, wir konnten ja Weihnachten Päckchen nach Hause schicken mit Rohkaffee. Das war ja also ein Ereignis.“ Aber ebenso wie Neß, Heinze, Siemers und Severloh, die jedoch zu einem späteren Zeitpunkt in *Nordfrankreich* stationiert waren, beklagte er die Einseitigkeit der Verpflegung und den Mangel an bestimmten Lebensmitteln: „Das einzige, was ich also furchtbar empfunden habe in der Zeit: wir hatten wenig Kartoffeln, und es gab Nudeln, Makkaroni und dieses Zeug. ... Und mir hingen die Nudeln zum Hals raus.“ Er habe für die Batterie einkaufen müssen. „Da war überall Gemüseanbau, ringsherum, ... und alles gab's da, nur keine Kartoffeln.“ Weißbrot habe man in der Bäckerei kaufen können, ... entweder gegen Francs oder gegen Reichsbankkreditscheine.“ Müller erklärte: „Wir konnten einen Teil der Löhne umtauschen in Reichsbankkreditscheine.“ Fleisch habe es schon genug gegeben. Wie viele andere Befragte stellte er aber fest: „Das war alles so einseitig 'n bisschen. Die Wurst war alle so Dosenwurst und so was.“

Dose, der ebenfalls in Südfrankreich stationiert war, erinnerte sich an die zum Teil spärliche Wehrmachtsverpflegung: „In Frankreich ... wir haben, wie man so schön sagt, wie Gott in Frankreich gelebt – nur nicht so gut gegessen.“ Das lag, seiner Meinung nach, vor allen Dingen daran, dass man nicht überall etwas zukaufen konnte. In Berre l'Etang habe es in der Nähe des Kompaniestandortes ein einziges Lokal gegeben, in das sie gegangen seien, um einmal wieder „ein Steak mit Lauchgemüse und Kartoffeln essen zu können.“ Das sei jedoch dort der einzige Ort gewesen. Man habe essen können und dafür mit Francs bezahlt: „Das war immer spottbillig.“ Es könne sich bei dem Steak aber auch um Pferdefleisch gehandelt haben, so Dose, was ihm jedoch egal gewesen sei. Von seiner Ernährung in Südfrankreich stellt er fest:

---

<sup>487</sup> Kistenmacher: Auswirkungen, S. 118.

„Die Verpflegung da unten, die Truppenverpflegung, war nicht besonders gut. ... Und wir haben also manchmal unser Kompaniegeld zusammengelegt, und denn haben wir mal 'n Hammel gekauft, ... oder wir haben uns beim Fischer Aale besorgt und haben selber Aale geräuchert.“

Ähnlich wie Heinze, erklärte er: „Die [Rekruten] hatten ja alle 'n Mordshunger. Die waren ja in der Entwicklung.“ Lediglich auf der Flugzeugführerschule hatten es, laut Dose, die Soldaten nicht nötig, Verpflegung hinzuzukaufen, denn dort sei alles gut und ausreichend gewesen.

Müller und Dose verstehen unter einem „Leben wie Gott in Frankreich“, ausreichend zu essen und zu trinken zu haben, und die Annehmlichkeiten einer schönen Umgebung – beide waren eine Zeitlang in Südfrankreich stationiert – fernab vom Krieg genießen zu können.<sup>488</sup> Nüchtern betrachtet, hatten weder Müller, dessen Truppe sich dort hauptsächlich von Nudeln ernährte, noch Dose, der ebenfalls angibt, in Südfrankreich nicht wie Gott in Frankreich gegessen zu haben, einseitige bzw. noch nicht einmal ausreichende Verpflegung erhalten. Es fällt immer wieder auf, wie sehr sich die deutschen, in Frankreich stationierten Soldaten, bemühten, den Spruch mit Leben zu füllen. Daher bleibt die Aussage vom „Leben wie Gott in Frankreich“ Indiz für ein überhöhtes, idealisiertes Denken. Die Gegebenheiten vor Ort, die vor allem für die an der Ostfront verbrauchten Soldaten, eine Erholung waren, beschränkten sich, objektiv betrachtet, auf vergleichsweise bescheidene Annehmlichkeiten, neben Essen und Trinken, Restaurant- und Theaterbesuchen, auf Klima, Landschaft und Wetter. Bei genauerer Überprüfung handelt es sich beim „Leben wie Gott in Frankreich“ aber „um eine Parole in Kommisskreisen, ... welche die Realität verfehlte.“<sup>489</sup>

Der damalige Soldat Koschorrek, der an der Ostfront verwundet worden war und nach seiner Genesung in der Heimat einen Marschbefehl nach Frankreich erhielt, wurde dort „nach militärischem Brauch hart angepackt und ganz gehörig geschliffen, wenn wir die Hand zum Gruß nicht vorschriftsmäßig an die Mütze legten.“<sup>490</sup> Neben den Mühen der ständigen Ausbildung, konnte er der viel gerühmten französischen Küche nicht immer gute Seiten abgewinnen:

„In den Restaurants muss ich mich erst an die so hoch gelobten blutigen Steaks gewöhnen. Wenn ich sie zurückschicke, um sie durchbraten zu lassen, gibt es immer ein belehrendes Palaver, von dem ich nicht ein Wort verstehe.“

Obwohl für ihn und seine Kameraden die Ausbildung in Frankreich, angesichts ihrer Erfahrungen an der Ostfront, an sich keine übermäßige Strapaze bedeutete, heißt es in seinen Aufzeichnungen: „Dennoch können wir nicht sagen, dass wir von dem so gerühmten Herrgottsleben in Frankreich viel verspürt haben.“<sup>491</sup> Rothe, der nur bis

---

<sup>488</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 387f.

<sup>489</sup> Ebd.

<sup>490</sup> Koschorrek: Dornen, S. 204.

<sup>491</sup> Ebd.

Ende 1942/Anfang 1943 in Nord-Frankreich als Sanitäter eingesetzt war, lobte die dortige „große [Krankenhaus-]Küche“: „Wir hatten 'ne sehr gute Verpflegung.“ Der Befragte erhielt jedoch, aufgrund seiner Tätigkeit am Röntgengerät, eine Spezialkost: „Ich habe jeden Tag zusätzlich einen Liter Milch bekommen und einen Teller Rührei. Sie wissen ja, Röntgenstrahlen sind Eiweiß schädigend.“

Der Informant, Franz Gockel, der Mitte 1943 in die Normandie verlegt wurde, äußerte sich zur Ernährungssituation so: „Unsere Verpflegung [in Frankreich] war besser als in Holland. Ich war vorher in Holland ausgebildet, und da haben wir, wie man in Landserart sagte, ‚Kohldampf geschoben‘.“ Dort habe es hauptsächlich Tomatensalat, Dörr- und Trockengemüse gegeben, und das sei einfach zu wenig gewesen. Der Biograph ergänzt: „Ja, und wenn man jung ist, dann hat man Kohldampf.“

Für einige Soldaten, die vorher an der Ostfront eingesetzt waren, begann in Bezug auf die Ernährung in Frankreich eine bessere Zeit: Lützen, der an anderer Stelle (Abschn. 5.6) darüber berichtete, dass er in Russland Essen gestohlen hatte, erinnerte sich an die Zeit in der Normandie:

„Wir schlachteten jede Woche oder alle 14 Tage 'n Rind. Wir kauften die Kühe ... beim Bauern für Geld, und die [Kuh] wurde geschlachtet, und dann kriegten wir besten Gulasch vom Koch, und da wurde Wurst gemacht, und da wurde Schinken geräuchert und wenn einer in Urlaub fuhr, der konnte soviel mitnehmen, wie er wollte, ... konnte kaufen.<sup>492</sup> Wir haben bestens gelebt, bestens. Nicht *einmal*, dass wir da haben hungern brauchen – nix. ... Und wir hatten ja bei der Kompanie hatten wir 'ne Kasse ... dafür hatte die Kompanie wat über, wir hatten ja dat Glück, dat unser Kompaniechef dat erlaubt hat, diese Rinder zu schlachten, denn verboten war es ganz bestimmt. Es war ja ‚Schwarzschlachten‘.“

Diese Angaben Lützens bestätigte Gockel, der zur selben Kompanie gehörte und sagte, es habe häufig „Stampfkartoffeln mit Gulasch“ gegeben, und „das war immer ein so schönes Mahl.“ Von Einheit zu Einheit wurden Lebensmittelzukaufe unterschiedlich gehandhabt, und wenn der Kompanieführer dies unterstützte, zahlte jeder Soldat zwecks Aufbesserung der Fleischportionen Geld in eine Gemeinschaftskasse ein.<sup>493</sup>

Arp erinnerte, dass es in seiner Truppe immer genügend zu essen gab und beim Regimentsstab „sogar Schweine gezogen [wurden].“ Deutlich wird auch hier, dass Theorie – das offizielle Verbot von Zukäufen jeder Art und von illegalen Schlachtungen - und Praxis, eben doch Vieh auf Märkten oder bei Bauern zu erwerben bzw. in diesem Fall sogar selbst zu halten, bei der Verpflegung sehr weit auseinander lagen; denn ohne diese zusätzlichen Einkäufe hätten die meisten Soldaten wahrscheinlich auf Fleisch verzichten und sich einseitiger ernähren müssen, wären also wohl auch selten satt geworden. Die Tatsache, dass in Arps Regimentsstab sogar Schweine gehalten wurden, spricht dafür, dass auch in seiner Truppe die von der Wehrmacht

<sup>492</sup> Siehe Abschn. 9 (Heimaturlaub).

<sup>493</sup> Vgl. die Angaben von Neß zu Beginn des Abschnitts.

gelieferten Fleischportionen unzureichend waren. Kowalski, damals Fallschirmjäger, berichtete:

„Verpflegung war ausgezeichnet. ... Wir haben lediglich bei den Franzosen gekauft... na, wir hatten, unsere Kompanie, wir hatten mal Schweinebraten, haben wir 'n Schwein gekauft. Da haben wir dann gesagt, das war 'n Wildschwein, ham wa geschossen, ham wa aber gekauft.“

Die Erklärung klang sicherlich damals wenig plausibel, zumal es nicht gestattet war, auf französischem Boden zu wildern. Lediglich dann, wenn deutsche Offiziere von Franzosen offiziell zur Jagd eingeladen worden waren, durfte Wild von ihnen geschossen werden. Wahrscheinlich war Kowalski nie von jemandem auf den Viehkauf angesprochen worden, so dass er auch nicht in die Bredouille kam, dem Fragenden Rede und Antwort zu stehen. Die vorsorglich parat gehaltene Ausrede mit dem gewilderten Schwein hätte ihn sonst in große Schwierigkeiten bringen können.

Hans Golder berichtete im Interview, dass seine Einheit bereits bei seiner Ankunft im französischen Bayeux von einem Offizier empfangen worden war, der sie darüber aufklärte, dass sie in der Normandie in puncto Verpflegung nichts auszustehen hätten. Auf Nachfrage, ob sich dies im Nachhinein auch so bewahrheitet hätte, antwortete er:

„Ja, [das war] prima - gegen vorher...<sup>494</sup> Wir hatten in der Normandie einen Koch, der sehr gut Französisch konnte und Bauern kannte in der Umgebung. Der hat nichts anderes gemacht, als wie seine Rundreisen in der Normandie, ... der war Reisender in Lebensmitteln.“

Die Feststellung Milwards: „Die [deutschen] Truppen ergänzten ihre Rationen oft selbst durch illegale lokale Schwarzmarktgeschäfte,<sup>495</sup> trifft zu und deckt sich mit den Angaben der Zeitzeugen. Der ehemalige Fallschirmjäger Paulsen erinnerte sich: „Die Verpflegung an sich, muss ich sagen, [war] normal. ... Nun muss ich Ihnen ehrlich sagen, wir haben uns auch 'n bisschen selbst verpflegt.“ Aufgrund der „Fliegerzulage“, die Fallschirmjäger bekamen, auch wenn sie nicht als solche im Einsatz waren, fügten sie über mehr Geld, um Lebensmittel oder Vieh zukaufen zu können. Ein Kalb wurde gekauft, geschlachtet und auf zwei Batterien verteilt. Er erklärte:

„Man würde heutzutage sagen, das is 'n Fraß, das wurde ja nur gekocht, und dann wurde es ... also, nicht roh, aber ... da hat er sich vielleicht irgendwie was zurecht gesucht [an Gewürzen].“

Obwohl die Mittagssuppe, die von weither geholt werden musste, meist kalt ankam, resümierte Paulsen:

„An der Verpflegung hab ich eigentlich nie was aussetzen gehabt. ... In Geschäften kriegten Sie ja sowieso nichts, weil Sie keine Essenmarken hatten. Sie konn-

---

<sup>494</sup> Herr Golder hatte am 22. Juni 1941 den Angriff auf die Sowjetunion mitgemacht und war seitdem an der Ostfront gewesen.

<sup>495</sup> Milward: Zweiter Weltkrieg, S. 297. Offiziell war es deutschen Soldaten auch verboten, auf französischen Bauernhöfen einzukaufen.

ten nur ‚schwarz‘ kaufen. Dann ist das ja bei jedem eine strafbare Handlung gewesen.“<sup>496</sup>

Die von Berlin aus durch den Militärbefehlshaber für Frankreich erlassenen Maßnahmen zur Bekämpfung des Schwarzmarktes waren am 15.03.1943 noch einmal verschärft und größere Einkaufsorganisationen von Truppenteilen daraufhin aufgelöst worden.<sup>497</sup> Die Kompanien deckten ihren zusätzlichen Bedarf jedoch weiterhin bei französischen Bauern. Die deutschen Dienststellen der Wehrmacht vor Ort duldeten die Einkäufe der Einheiten zumindest dann, wenn diese sich in vertretbaren Grenzen hielten und in erster Linie der Verpflegungsaufbesserung dienten.<sup>498</sup> Neben den beiden Extremfällen (sehr gute Verpflegung aufgrund von Zukäufen an Vieh und Lebensmitteln sowie Mangelernährung und Hunger), gab es den „Normalfall“. Severloh erklärte, dass es meist Eintopf gegeben habe und Kaltverpflegung für abends. Er erinnerte sich, dass das Essen „nicht sehr üppig“ gewesen sei, und Meißner, der dies mit fast denselben Worten bestätigt: „Na üppig war’s nicht,“<sup>499</sup> fügt an, man habe jedoch damit auskommen können, wenn man für den Eigenbedarf zusätzlich Butter,<sup>500</sup> Eier und Cidre bei französischen Bauern erwarb<sup>501</sup>: „Dann war’s grad genug. Hungern haben mia net brauchen, [aber] übermäßig [war’s] nicht.“<sup>502</sup> Aufgrund der Erhöhung des Brotanteils 1943 bei bereits 1942 erfolgter Reduktion der

---

<sup>496</sup> Neben den Fallschirmjägern, die über ihre „Springerzulage“ über mehr Geld verfügten, waren anscheinend auch Angehörige der Panzerdivisionen privilegierter und wurden von vornherein besser verpflegt. Esser erklärte: „[In Frankreich], da ... war ja Kaserne mit Küche und Frühstück, Mittagessen, Abendessen, das war alles genau geplant, und da gab’s also gar keine Schwierigkeit.“

<sup>497</sup> Göring hatte im März 1943 einen Befehl erlassen, „in dem allen deutschen Dienststellen und Privatpersonen in Frankreich verboten wurde, jegliche Art von Schwarzmarktgeschäften zu betreiben.“ Kistenmacher: Auswirkungen, S. 120.

<sup>498</sup> Ebd., S. 118.

<sup>499</sup> Auch Tewes: Besatzungszeit, S. 144, kommt mit ähnlichen Worten zu dem Urteil, dass der Speiseplan der Wehrmachtssoldaten in Frankreich im Jahre 1944 „nicht üppig“ gewesen sei. Vgl. Kurt Rescher, der im Frühjahr 1942 in der Normandie bei Laval angekommen war, in einem Tagebuchbericht ab 17.1.1942: „Es war gerade die schönste Zeit des Jahres und das Wetter außerordentlich warm und beständig. Die Verpflegung allerdings war nicht sehr üppig und deshalb wurde jede Bereicherung wahrgenommen.“ Die Zusatzverpflegung wurde bei frz. Bauern beschafft. Heimat! Endlich!, S. 54f.

<sup>500</sup> Butter war für Wehrmachtsangehörige, und auch für die französische Bevölkerung, rationiert und sollte daher nur in sehr geringen Mengen an die Soldaten abgegeben werden.

<sup>501</sup> Bei Kistenmacher: Auswirkungen, S. 117, heißt es: „Beträchtliche Mengen landwirtschaftlicher Erzeugnisse, vor allem Milch, Butter, Eier, Schinken, usw. wurden von deutschen Wehrmachtsangehörigen direkt auf dem Lande oder über französische Mittelsmänner aufgekauft.“ Insgesamt gesehen fielen also auch geringe Mengen ins Gewicht. Zunehmende Verkehrsschwierigkeiten durch den Mangel an Pferden und Treibstoff sowie dem Fehlen von Autoreifen und Ersatzteilen erschwerten aber die Milchabholung, was die Bereitschaft französischer Bauern steigerte, Milch an Wehrmachtsangehörige abzugeben und somit den Schwarzmarkt noch zusätzlich förderte. Ebd. S. 59.

<sup>502</sup> Der Zeitzeuge erzählte, dass die Bauernsöhne „Feldpostpäckchen mit Geräuchertem von daheim“ geschickt bekommen und den Nicht-Landwirtsöhnen hin und wieder etwas davon zugesteckt hätten.

Fleischrationen wurde die Kost einseitiger, wobei „die Soldaten [gleichzeitig] über unzureichende Mengen an Brotaufstrich und –belag klagten.“<sup>503</sup>

Schramm ergänzte im Interview, dass der Soldat „immer [auch] aus'm Lande lebt“:

„Ich meine, das Essen, im nachherein gesehen, war doch immer ausreichend. Was wir nicht hatten, holten wir uns. Es liefen ja auch Hühner 'rum, bei den Bauern, Hühner und Gänse.“

Der Befragte stellt klar, dass die Nahrungsmittel auch vor der Landung nicht immer auf korrektem Weg beschafft worden sind: „Wissen Sie, wenn ein Soldat sagt, er hat nie ein Huhn geklaut oder nie 'n Ei geklaut oder nie 'n Ding gedreht, der lügt.“

Für die französische Wirtschaft bedeuteten die Einkäufe der Deutschen, dass große Mengen an Nahrungsmitteln und Vieh dem legalen Markt vorenthalten wurden, und sich die Situation in den Städten im Laufe der Besatzungszeit immer weiter verschärfte.<sup>504</sup> Das hatte auch Henri Martin am eigenen Leib erfahren müssen. Der Soldat der französischen Armee entging aufgrund einer Knochenhautentzündung 1940 den Kämpfen um Frankreich und somit auch der deutschen Gefangenschaft, (Abschn. 2.1). Er blieb in Le Havre stationiert, trat aber nach Auflösung der französischen Armee in den Dienst der Organisation Todt. Von Beruf Hafenarbeiter und Tischler, berichtete er, dass mit Beginn der deutschen Besatzung alle Atlantikhäfen von der Wehrmacht besetzt und für französische sowie für ausländische Schiffe unzugänglich waren.<sup>505</sup> Wegen des Krieges fand ein regelmäßiger Handel mit anderen Ländern nicht mehr statt, die Deutschen wurden die größten, und in manchen Gegenden, auch die einzigen Arbeitgeber.<sup>506</sup> Die Organisation Todt<sup>507</sup> baute in Le Havre einen großen U-Boot-Stützpunkt und warb dafür französische Zivilarbeiter an.<sup>508</sup> Martin konnte jedoch von dem Verdienst bei der OT seine Familie – insgesamt vier Personen, darunter zwei kleine Kinder – nicht ernähren, dennoch blieb ihm kaum eine andere Wahl. Er meinte: «Il y en avait rien à faire autrement. Le peu d'argent ça servait quand même. On était en règle avec eux.» Martin erhielt zwar Lebensmittelkarten, in den Geschäften seien jedoch nur sehr wenige Waren dafür zu bekommen

<sup>503</sup> Thoms: „Ernährung“, S. 221.

<sup>504</sup> Kistenmacher: Auswirkungen, S. 46, 57, 65. Auch die immer höheren Forderungen des Reiches und die Lieferungen an die Besatzungstruppe hatten eine Verschlechterung der Ernährungssituation in den Großstädten zur Folge. Vgl. Milward: Zweiter Weltkrieg, S. 281.

<sup>505</sup> Amouroux: La vie, S. 133 – 135.

<sup>506</sup> Vgl. Bernecker: Generation, S. 53: „... wir [sahen] uns nach Arbeit um. ... In dieser Hinsicht gab es keine Probleme, die Aufräumungsarbeiten waren in vollem Gange, sie wurden von der O. T. (Organisation Todt) geleitet.“

<sup>507</sup> Von Fritz Todt, Chef der gleichnamigen Organisation, ins Leben gerufene Institution (nachfolgend OT abgekürzt), die u. a., neben dem Autobahnbau im Reich, in Frankreich mit dem Bau der *Atlantischen Mauer* – Bunker, U-Boot-Basen, Brücken, Vorstrandhinder-nisse – beauftragt wurde. Nach dem Tod von Todt, im September 1942, übernahm Albert Speer das Ressort. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 271.

<sup>508</sup> Der Bau von U-Boot-Basen an der franz. Küste wurde im November 1940 befohlen. Seidler: Fritz Todt, S. 233.

gewesen. Seine Frau stand mit den beiden Kindern oft stundenlang in der Warteschlange, „pour avoir deux poissons“,<sup>509</sup> erzählte der Franzose im Interview.<sup>510</sup> „On mourrait de faim là-bas – littéralement,« schilderte Martin die schwierige Zeit, in der er 1940 – 1942 mit seiner Familie in der Großstadt Le Havre Hunger litt. Schon im Jahre 1940 belief sich die Ernte nach französischen Angaben nur noch auf knapp ein Drittel der Vorkriegserzeugung. Die deutsche Regierung hatte Frankreich zwar die Lieferung von Kartoffeln zugesagt, aber infolge ungünstiger Witterungsbedingungen und Transportproblemen blieben die tatsächlichen Lieferungen weit hinter der vorgesehenen Menge zurück. Die deutsche Zufuhr erreichte vor der Frostperiode nur eine geringe Höhe. Direktlieferungen der französischen Bauern konnten der Nachfrage nicht gerecht werden. Die Verteilung der Lebensmittel erfolgte ungleichmäßig. In den Städten herrschte daher während der Wintermonate, neben der allgemeinen Nahrungsmittelknappheit, ein ernster Kartoffelmangel.<sup>511</sup> Dass diese Situation von der Stadtbevölkerung als bitter empfunden wurde, erwähnte Martin immer wieder. Die Lage in den Großstädten verschärfte sich aber mit der Dauer der Besatzung weiter. Neben Transportschwierigkeiten lag dies u. a. darin begründet, dass Lieferungen an deutsche Truppen bevorzugt abgewickelt wurden. Die deutsche Besatzung in Frankreich und in anderen Ländern kam einer Ausplünderung gleich. Lebensmittel, Konsumgüter und Industrieprodukte wurden nach Deutschland gebracht, um die Bevölkerung im Reich zu ernähren und zu versorgen.<sup>512</sup> Die Preise stiegen, alles war rationiert und knapp. Allgemein herrschte in den Städten ein „empfindlicher Mangel an Grundnahrungsmitteln [vor].“<sup>513</sup> Martin, dessen Eltern in St.-Laurent-sur-Mer<sup>514</sup> wohnten, sah, um zu überleben, keine andere Möglichkeit als einmal im Monat mit dem Fahrrad dorthin zu fahren und die stattliche Strecke von 320 Kilometern (!) über nicht ausgebaute Wege zurückzulegen, um von dort in einem

---

<sup>509</sup> Fisch war seit Juli 1941 rationiert und daher nur unregelmäßig per Lebensmittelkarte erhältlich. Rouso: *Années noires*, S. 66. Vgl. Drolshagen: *Feind*, S. 65: „Alles ... wurde knapp, die zugeteilten Rationen wurden immer kleiner, die Schlangen, um das wenige zu bekommen, immer länger.“

<sup>510</sup> Das zeitraubende Schlangestehen galt seit Herbst 1940 als *nouveau métier*. Amouroux: *La Vie*, S. 152. Bei Rouso: *Années noires*, S. 65, heisst es dazu: „Devant les magasins qui rouvrent progressivement, les queues deviennent interminables. Elles n'épargnent personne et dévorent un temps considérable, au détriment d'autres activités.“

<sup>511</sup> Kistenmacher: *Auswirkungen*, S. 69.

<sup>512</sup> Drolshagen: *Feind*, S. 148.

<sup>513</sup> Kistenmacher: *Auswirkungen*, S. 76. Die frz. Landbevölkerung, insbesondere die Bauern, bekamen die Lebensmittelknappheit in der Regel weniger zu spüren, da sie ihren Bedarf durch Eigenproduktion decken konnten. Der Anbau von Gemüse und Obst in Kleingärten, auch am Rande der Großstädte, nahm zu. Aber auch die frz. Landwirte mussten unter erschwerten Bedingungen arbeiten. Mit Benzin betriebene Maschinen und Traktoren konnten, aufgrund der deutschen Erlasse, nicht benutzt werden. So musste die Feldarbeit wieder mit Pferden oder anderen Zugtieren verrichtet werden. Durand: *La France*, S. 81.

<sup>514</sup> Der Ort war später ein strategisch wichtiger Bereich im amerikanischen Landeabschnitt *Omaha Beach*.

Fahrradanhänger Kartoffeln, Weizen, Gemüse und Fleisch (zusammen etwa 30 kg) nach Le Havre mitzunehmen. Er sagte: „Je fai-sais ça en trois jours, ... et ça nous a rendu service.“ Die Kinder wurden zeitweise zu-sätzlich mit einer Art Weizenbrei ernährt: „Même dans un moulin de café, on passait du blé, pour nourrir les gosses.“<sup>515</sup> Er betonte noch einmal die dramatische Ernäh-rungslage der Familie: „Je vous jure que c'est vrai, tellement qu'on mourrait de faim.“<sup>516</sup> Der Biograph behalf sich auch noch auf andere Weise und berichtete, dass er während seiner Tätigkeit bei der OT einen sogenannten *laissez-passer*<sup>517</sup> besaß und damit Zugang zu den Lagerhäusern am Hafen hatte. Hier lagerten seit Sommer 1940 enorme Mengen an Nahrungsmitteln als Vorbereitung des Unternehmens *See/öwe*, der vom Reich geplanten Landung in England. In seiner Not begab sich der Familien-vater mittels seines Ausweises in die deutschen Depots und bediente sich an Schin-ken und Würsten, soviel er unter seiner Kleidung verstecken konnte,<sup>518</sup> denn der Aus-gang wurde von deutschen Posten

<sup>515</sup> Es wird berichtet, dass die Franzosen schon im Dezember 1940 gezwungen gewesen seien, „ein Volk von Lügnern und Betrügern zu werden, um physisch zu überleben. So wird etwa Milch jetzt nur für Babys, schwangere Frauen und Einwohner über siebzig verkauft. Stundenlang stehen Pariser Hausfrauen mit gemieteten Babys, mit einem Kissen unter der Schürze oder mit geliehenen Großeltern am Arm vor Milchläden an.“ Zit. n. Drolshagen: Feind, S. 149.

<sup>516</sup> Die Verknappung der Nahrungsmittel in Frankreich hatte mehrere Gründe. Milward: New Order, S. 259, erklärt, dass „about 13 per cent of the active male agricultural population, and those often the fittest and strongest, were missing.“ Viele der sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befindlichen Franzosen waren Landwirte und in der Landwirtschaft Beschäftigte. Infolge dieses personellen Ausfalls und der hohen Lieferungen an deutsche Besatzungstruppen auf französischem Boden und ins Reich nahmen die an die Bevölkerung gelieferten Mengen ab. Pferde und Düngemittel für die Bodenbearbeitung waren knapp. Die wenigen Traktoren fielen häufig wegen Benzinmangels aus. Pferde wurden z. T. auch von den deutschen Truppen benötigt und somit requiriert. Anstelle der Pferde behalfen sich die Franzosen mit Ochsespannen. Die Zivilbevölkerung an der normannischen Küste wurde seit 1942 zunehmend für den Bau des *Atlantikwalls* herangezogen. Zu diesem Zweck nahmen die Deutschen in der Regel auch ihre Pferdegespanne in Anspruch. Importe aus den nordafrikanischen Ländern konnten von Frankreich spätestens seit Beginn des Afrikafeldzuges nicht mehr getätigt werden. Ebd., S. 261. Rohstoffe aus dem Elsass und aus Lothringen fielen aus, da beide Regionen seit Mitte 1940 dem Deutschen Reich annektiert worden waren.

<sup>517</sup> Einen solchen, von den deutschen Behörden erstellten, *Ausweis* bekamen u. a. diejenigen Franzosen, die in der für französische Zivilisten sonst nicht zugänglichen *zone côtière* arbeiteten. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 24.

<sup>518</sup> Auch Bernecker: Generation, S. 47f., berichtet davon, dass sein Vater und einige andere Bauern eine verlassene französische Bahnhofsbarracke mit Beständen der französischen Armee geplündert hatten. Als die deutschen Truppen nachrückten, verlangten sie die Rückgabe des „Diebesgutes“: „Der Wehrmacht folgte die Zivilverwaltung und langsam setzte sich die Bürokratiemaschine in Gang, ... [es folgte] die erste Bekanntmachung durch den Gemeindediener: ‚Alle Bürger, die am Bahnhof Hafer gestohlen halben, sind aufgefordert, denselben binnen 24 Stunden zurückzubringen. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bestraft.‘ Noch in derselben Nacht wurden Vater und ich aktiv. ‚Rückgabe kommt nicht in Frage!‘ Ich bewunderte meinen mutigen Vater und befürwortete im Stillen seinen gewagten Entschluss, in ihm wurde der ‚alte Krieger‘ wach. ... Dies war unser erster, wenn auch bescheidener Widerstandsakt den Besatzern gegenüber.“

kontrolliert.<sup>519</sup> Als Dauerlösung war diese Maßnahme jedoch ungeeignet, und so zog Martin, aufgrund der immer knapper werdenden Rationen und der Gefahr, der er sich, aufgrund eines Vorfalls nahe seiner Wohnung, ausgesetzt sah, nach zwei Jahren zurück in seinen Heimatort St.-Laurent-sur-Mer. Dort war es dann kein Problem mehr, ein Stück Fleisch zu bekommen, berichtete Martin: „J’ai arrêté chez un boucher à Trévières, et j’avais la viande comme je voulais.“ Gefragt nach den Belastungen, die ihm und seiner Familie im Laufe der vier Besatzungsjahre entstanden waren, meinte der Franzose, trotz der relativen Normalisierung durch seinen Umzug in die Normandie: „[On avait] pas beaucoup à manger quand même.“ Martin betonte auch, dass Le Havre seit 1940 sehr starken englischen Luftangriffen ausgesetzt war und Teile der Stadt, auch Wohnhäuser, zerstört wurden.<sup>520</sup> Ende 1941 und auch im Jahre 1942 wurde Le Havre häufig bombardiert, wobei mehrfach zivile Ziele getroffen worden sind.<sup>521</sup> Martin verdeutlichte im Gespräch, dass besonders diese schweren Luftangriffe seiner Familie sehr zugesetzt haben, und die daraus resultierende Angst und Gefahr weitere Gründe waren, die Stadt zu verlassen und in die vermeintlich sicherere Normandie umzuziehen.

Einen Fall, in dem ein deutscher Schwarzhändler innerhalb der Truppe vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, wusste Otto Uhlmann zu berichten. Ein Kamerad namens Hermann betrieb einen schwungvollen Handel mit Marketenderprodukten und anderen Waren. Neben der herkömmlichen Verpflegung gab es für Wehrmachtsangehörige Bezugskarten für solche Marketender-Waren. Ein- bis zweimal im Monat konnte jeder Soldat, neben der regulären Tageszuteilung, u. a. zusätzlich Zigaretten, Schokolade und Alkohol erwerben. Hermann war mit „Wunschzetteln“ vieler Offiziere bis nach Belgien und die Niederlande gereist, und in ganz Nordfrankreich wegen der großen Mengen, die er auf- und verkaufte, als „Monsieur Hermann“ bekannt. Da er dem Alkohol sehr zusprach und aufgrund eines Vorfalls drei Tage Arrest bekommen hatte, habe er, laut Angaben von Uhlmann, einen „Waggon mit Sekt“ auf dem Bahnhof von Lisieux nicht in Empfang nehmen können. Als sich auch sonst niemand verantwortlich fühlte,

---

<sup>519</sup> Martin gab im Interview auf eine entsprechende Nachfrage an, dass einige seiner „Kollegen“ Wache hielten und erklärte: „Ils attendaient les marcher, les Allemands, ils faisaient du bruit avec les clous. Il y en avait quelqu’un qui faisait les clés.“ Die Geräusche der an der Sohle genagelten Wehrmachtstiefel waren also bereits von weitem wahrnehmbar. Die Türen wurden von einem der Franzosen, der die entsprechenden Lagerhausschlüssel besaß, für die anderen geöffnet.

<sup>520</sup> Bei Tewes: Besatzungszeit, S. 284, berichtet ein Zeitzeuge: „... in Le Havre begann die Bombardierung der Stadt. Getroffen wurden in der Regel zivile Einrichtungen, Wohnhäuser, ein Warenhaus und dergleichen mehr.“

<sup>521</sup> In einem Tagebucheintrag v. 17.01.1942 erwähnte Kurt Rescher die Luftangriffe von Ende 1941 und Anfang 1942 sowie die weiteren, wesentlich schwereren und häufigeren, die im Frühjahr 1942 auf Le Havre niedergingen und schließlich dazu führten, dass die Zivilbevölkerung das Hafengebiet räumen musste. Heimat! S. 51 sowie Abschn. 2.1.

wurde die Sache genauer überprüft. „Monsieur Hermann“, der nach Uhlmanns Angaben, „sowieso schon manche Wünsche der Herren Offiziere nicht mehr [hatte] erfüllen können, weil das gar nicht mehr ging,“ wurde wegen Schwarzhandels in Caen vor ein Kriegsgericht gestellt. In den Jahren 1941 – 1943 hatte die deutsche Beteiligung am Schwarzmarkt in Frankreich immer weiter zugenommen, zumal der organisierte Einkauf von den obersten Dienststellen der Wehrmacht geduldet wurde. Anweisungen aus Berlin zwangen die Militärverwaltung zu durchgreifenderen Maßnahmen. Nach dem bereits erwähnten Göring-Erlaß vom 15.03.1943 wurden Zuwiderhandlungen nun vor einem Kriegsgericht abgeurteilt.<sup>522</sup>

Neß erinnerte sich noch daran, dass er bei normannischen Bauern erworbene Butter, in Huftlattichblättern verpackt, nach Hause geschickt hat. Henri Martin berichtete von einem Freund, der Butter aus der Normandie auf dem Schwarzmarkt in Paris verkauft hatte und meinte zu dem einträglichen Geschäft:

«Il n'y avait pas de contrôles-là, il n'y avait rien du tout. Il gagnait beaucoup beaucoup d'argent avec ça. Ah, il n'y avait rien du tout [à Paris].»

Die Großstädter waren, wie das Beispiel Martins aus Le Havre zeigt, sehr viel schlechter dran, als diejenigen Franzosen, die auf dem Land wohnten. In Paris waren die Waren knapp und vieles nur für sehr viel Geld auf dem Schwarzmarkt zu haben.<sup>523</sup> Dass es hier keine Kontrollen gegeben haben soll, scheint aber unvorstellbar. In Großstädten gab es jedoch mehr Möglichkeiten, Kontrollen zu umgehen als auf kleineren Wochenmärkten. Der Interviewpartner Uhlmann, der 1942/43 als Kradmelder in Barneville/Normandie stationiert war und zum Markt häufig nach St. Lô fuhr, erzählte:

„Da gabs Butter - immer in solchen Blöcken. Die konnten wir ja nicht erwerben dann, die Feldgendarmarie, die war ja auch da. Und mal 'n Pfund kaufen, das war dann schon schwierig. Aber man konnte dann manchmal beim Franzosen auch mal 'n Pfund kriegen. Aber wir wollten ja alle was haben, die ganze Kompanie,

<sup>522</sup> Drolshagen: Feind, S. 155, Anm. 52, berichtet von einem ähnlichen Fall aus Norwegen und meint: „Es wird an allen Stationierungsorten korrupte Soldaten, Offiziere und Zivilangestellte gegeben haben, die ihre Stellung zu ihrem persönlichen Vorteil und Gewinn nutzten und mit Kameraden, Kollegen und Einheimischen diesen und jenen ‚Materialschwund‘ organisierten.“

<sup>523</sup> Einer der deutschen Interviewpartner ist noch heute der Meinung, dass seine Frau während des Krieges im Reichsgebiet nicht so gut gelebt habe, wie man in Frankreich leben konnte. Sein Vetter habe dem Militärbefehlshaber in Frankreich, General Stülpnagel, unterstanden und war verantwortlich „für die Fleischversorgung von Paris. Und er hat also immer gesagt, dass die Fleischportionen dort größer waren, erheblich größer, als die im Reich.“ Diese Aussage verwundert um so mehr, als dass den Franzosen seit Herbst 1940 auf Lebensmittelkarten nur 350 g Fleisch pro Woche zustand und Rousso: *Années noires*, S. 66, zudem feststellt: „En 1944-45, la viande ou le beurre ont disparu de l'alimentation de beaucoup de Français.“ Dazu auch Tewes: *Besatzungszeit*, S. 145: „Ungeachtet dieser Entwicklung [gemeint ist die sich immer weiter verschlechternde Versorgungslage der französischen Zivilbevölkerung] in Frankreich, glaubten die Deutschen im Reich selbst noch 1943, das französische Nahrungs- und Warenangebot sei dem ihrigen überlegen.“ Jäckel: *Frankreich*, S. 124, stellt fest, „dass nach Einführung der Lebensmittelbewirtschaftung im September 1940 ... die Rationen des französischen Normalverbrauchers ... die niedrigsten in ganz Westeuropa [waren].“

auch Leute, die da nicht hin( )konnten. ... Und das wurde organisiert. Da haben sie die Bauern vorm Markt abgefangen, wenn die da ankamen, die haben so zweirädrige Karren. ... Die haben sie abgefangen und irgendwo so seitlich rein und haben denn die Butter schon gekauft. Und denn wurd' sie bezahlt, und da haben wir zusätzlich... Aber ich hab das größtenteils nach Haus geschickt - in Kohl- oder Rhabarberblätter eingepackt. Die Butter is heil angekommen, nur, dass da manchmal noch 'ne Raupe dran war. Und ich weiß nur, dass meine damalige jüngste Tochter, damals hatte ich drei Kinder, nachher noch 'ne Tochter, insgesamt hatte ich vier, dass die '41 geboren wurde, und das war praktisch ein Futterpaket. Da hab ich immer Butter schicken können. Und wir haben, wenn wir in Urlaub gefahren sind, immer schön was mitnehmen können.“

In dem genannten Beispiel wurde die Feldgendarmerie geschickt umgangen und die Franzosen auf dem Weg zum Markt „abgefangen“. Sicher waren die Bauern alles andere als begeistert, wenn sie von den deutschen Soldaten aufgefordert wurden, in einen kleinen Feldweg zu fahren, um auf diese Weise ihre Butter zu verkaufen. Gezwungenermaßen, und weil sie aus Angst vor eigenen Konsequenzen nicht zur Feldgendarmerie gehen mochten, gaben sie wohl ihre Produkte an den deutschen Soldaten ab. Uhlmann, der häufiger Verbote umging, und zum Beispiel in Frankreich, trotz strengster Strafandrohung, wilderte, wirkte im Gespräch wenig zimperlich.<sup>524</sup> Ihm nichts zu verkaufen, hätte sich wahrscheinlich kein Franzose getraut.

„Fresspakete“ waren in Deutschland Kostbarkeiten, manchmal mussten die Angehörigen der Soldaten sogar das Geld für solche Einkäufe schicken, denn „in Nord- und Westeuropa gab es nicht nur beim Einmarsch 1940, sondern auch später vieles zu kaufen, was es im Reich nicht (mehr) gab.“<sup>525</sup> So war etwa Heinrich Böll, der 1940 knapp zwei Monate und im August 1942 erneut in Frankreich stationiert war, ständig auf der „Jagd“ nach Kaffee für seine Mutter und ließ sich dafür Geld schicken.<sup>526</sup>

Auf eine freundschaftliche Art „organisierte“ Arp Lebensmittel für seine Kameraden:

„Ich soll Ihnen mal erzählen, was ich gemacht hab. Ich konnt' gut Französisch. Dann musst' ich ,organisieren'. Wissen Sie, was das heißt? [Lebensmittel beschaffen]: Butter, Käse. Ich hatt' dort verschiedene... weil ich vorher mal in Trévières war, hatt' ich - das ist ja landwirtschaftliche Gegend, hatt' ich Bauern, die ich gut kannte. Und dann musst' ich immer raus fahren und musste kau... auch für die ander'n, dann Weizen aufkaufen. In der Nähe war 'ne Mühle, bekam man Weizen, Mehl. Für die ander'n [Kameraden] kaufte ich ein. Für 'n paar Leute. Wer grad' was wollte. Streng genommen durfte man das ja net.“<sup>527</sup> [Das Essen von der Feld-

<sup>524</sup> Wohl auch aufgrund seines aufbrausenden Temperamentes, und weil er stets seine Meinung durchsetzen wollte, war er 1936 aus der SA ausgeschlossen worden, weil er „einen Kameraden grundlos misshandelt“ hatte. Auch die Interviewführung übernahm er und erzählte sehr ausführlich Anekdoten, die für diese Arbeiten nur sehr bedingt Verwendung fanden. Auf mehrmaliges Nachfragen zu für diese Arbeit relevanten Themen antwortete er sehr bestimmt: „Da kommen wir später noch drauf.“ Aus Zeitgründen unterblieb dies aber.

<sup>525</sup> Drolshagen: Feind, S. 144.

<sup>526</sup> Böll: Briefe aus dem Krieg (30.8.1940).

<sup>527</sup> An anderer Stelle erwähnte der Zeitzeuge, dass er der Feldgendarmerie auf dem Markt häufiger ein Schnippchen geschlagen hat. Aufgrund seiner sehr guten Französischkenntnisse verhandelte er mit den Marktbeschickern den Preis für ein Stück Butter, verschwand wieder für kurze Zeit, während der Franzose die Butter abpackte. Beim nächsten Rundgang, wenn keine Gendarmerie mehr in Sicht war, schob er das Geld über den Tisch und

küche], das war [genug], aber es hat nicht immer geschmeckt. Und dann, wenn die in Urlaub fahren, die konnten dann mitnehmen: Likör, wir haben selbst gebrannt.“

Die deutschen Soldaten mussten sich, aufgrund der wenig abwechslungsreichen Feldküche und aus Knappheit an bestimmten Lebensmitteln selbst behelfen. Es gelang ihnen, ihre eigene Versorgung sicherzustellen und das eine oder andere Luxusgut, wie z. B. Likör, selbst herzustellen und in die Heimat mitzunehmen.

Christian Ritter, der nach seiner schweren Kopfverwundung in der Ukraine mehrere Monate in einem deutschen Lazarett zugebracht hatte, wurde nach seiner Genesung nach Frankreich versetzt. Auch er berichtet, dass viele seiner Kameraden sowie er selbst ihren Sold nicht für sich ausgegeben haben, sondern ihre Familien in Deutschland mit Lebensmittel- und Warenpäckchen unterstützten (s. auch Abschn. 9):

„Also wir Soldaten haben eigentlich fast alle nach Hause geschickt, die Dinge, die zu Hause knapp waren oder die es gar nicht gab. Das ging nur begrenzt, weil unsere finanziellen Mittel begrenzt waren. Aber die Hundert Mark, die man im Monat bekam ..., die habe ich also umgesetzt und habe Päckchen gepackt und nach Hause geschickt. Ich habe sogar Pralinen (?) nach Hause geschickt, sowas gabs ja in Deutschland nicht und eben Strümpfe und die verschiedensten Wünsche von zu Hause [erfüllt] und versuchte, das dann zu kriegen, und das ging mal besser, mal schlechter. Mal kriegte man gar nichts oder [mal gab es] ausgefallene Sachen, [etwa] Füllfederhalter.“

Auch in Frankreich waren bzw. wurden im Laufe der vierjährigen Besatzungszeit Lebensmittel und Waren aller Art knapp. Der Informant fand daher bestimmte Dinge erst nach längerer Suche oder nach mehrmaligem Aufsuchen verschiedener Geschäfte. Dass Frankreich unter der deutschen Besetzung so litt, hatte, Henri Rousso zufolge, sehr viele Gründe: »La désorganisation économique, le découpage en zones inégalement riches, les prélèvements allemands et le blocus des côtes maritimes par les Anglais.«<sup>528</sup> Frankreich war durch die deutsche Besetzung über Gebühr mit der Lieferung von Nahrungsmitteln und Waren nach Deutschland belastet. Nach und nach wurden die meisten Güter rationiert:

«Il [le rationnement] concerne non seulement la nourriture, le tabac ou le vin, mais aussi les vêtements, les chaussures, le chauffage. En matière de nourriture tout ou presque tout va être rationné: le pain, les pâtes, le sucre, ... le beurre, le fromage, la viande, le café, la charcuterie, les œufs, les fruits ..., le chocolat et poisson frais ... triperie et légumes frais ..., et aussi le lait, le vin, les pommes de terre.»<sup>529</sup>

Lebensmittelkarten, wie in Deutschland üblich, sowie Substitute für bestimmte Waren, hatten in Frankreich unmittelbar nach der Besetzung Einzug gehalten.<sup>530</sup> Benzin war streng rationiert und stand nur den Deutschen sowie den Dienststellen der Vichy-

---

nahm die Ware in Empfang.

<sup>528</sup> Rousso: *Années noires*, S. 64.

<sup>529</sup> Durand: *La France*, S. 77.

<sup>530</sup> Rousso: *Années noires*, S. 71. Das Wort „ersatz“ hielt nun auch in der französischen Sprache Einzug. Ersatzlebensmittel, wie z. B. Steckrüben (frz.: „rutabagas“) wurden nun angebaut, um das spärliche Angebot zu ergänzen. Ebd., S. 65.

Regierung zu. Privatpersonen, z. B. Ärzte, durften ihr Auto nur benutzen, wenn die Feld-kommandantur ihnen einen Ausweis bewilligt hatte. Und auch in diesem Fall mussten sie ihr Fahrzeug schnellstmöglich auf Holzkohle umrüsten, da ihnen auf Dauer kein Benzin zugeteilt wurde.<sup>531</sup> Ein deutscher General, der seit Sommer 1940 in Frankreich stationiert war und ein Armeekorps befehligte, fasste seine Eindrücke in einem Brief vom 21. Oktober 1940 zusammen und veranschaulicht die Situation vieler Franzosen unter deutscher Besatzung. Zunächst weist er auf die zunehmende Wilderei hin:

„Überall auf den Wildwechsellern soll man Drahtschlingen ... finden. Natürlich hat diese Erscheinung ihre Gründe: Arbeitslosigkeit und Hunger. ... In ihren Häusern sind nicht sie Herren, sondern die deutschen Soldaten. Braucht die Truppe eine geschlossene Unterkunft, so wird das Haus ‚occupé‘, und die Bewohner sehen sich an die Luft gesetzt. Lebensmittelkarten rationieren in den Städten ihre Verpflegung. Viele früher so reichlich vorhandene Genussmittel verschwanden. In den Großstädten stehen die Leute zeitweise Schlange; wie man mit dem Heizungs-material zurechtkommen soll, weiß niemand. Vorläufig ist keins da. Die Geschäfte sind von den Deutschen leer gekauft, Nachschub an Waren ist nur selten vorhanden. Die Neueinkäufe kosten das Dreifache von dem Geld, das der Geschäftsmann für seine alte Ware einnahm. Öffentliche Verkehrsmittel existieren so gut wie gar nicht mehr, da von den Deutschen für sich nutzbar gemacht. Heute fahren Leute bei strömendem Regen Rad, die sich das nie im Leben gedacht haben. Abends müssen alle Franzosen zu früher Zeit zu Hause sein. Unzählige Arbeitsstätten sind geschlossen. Die Männer sitzen in Gefangenschaft, wovon die Frauen leben, weiß ich nicht. Post, Telegraph funktionieren nur mit großen Beschränkungen. Die Demarkationslinie schneidet das Land ... in zwei Teile und verhindert eine gleichmäßige Verwaltung. Und wie viele Leute stehen vor einem Ziegelhaufen, der einmal als Haus ihren Besitz barg und haben nichts mehr. ... Es ist kein Vergnügen, jetzt Franzose zu sein. ... Auch sind die Franzosen der fortlaufenden Luftangriffe der Engländer auf unsere Kanalhäfen leid. Es ist ziemlich drei Wochen her, da erlebte ich als Zuschauer – in Deauville wohnend – den ersten.“<sup>532</sup>

Viele Franzosen waren auch darüber enttäuscht, dass mit dem Waffenstillstand 1940 der Krieg für sie nicht beendet war und stellten sich vorrangig die Frage, wann Frankreich wieder ein freies und unbesetztes Land sein würde. Die Situation der französischen Bevölkerung sowie die Einschränkungen und Unannehmlichkeiten, die ihnen der Krieg brachte, wurden von den wenigsten deutschen Besatzungssoldaten wirklich wahrgenommen.

#### *Zusammenfassung:*

Aus den vorangegangenen Aussagen kann die These formuliert werden, dass es deutsche Einheiten gab, die – vor allem in den Jahren 1943/44 - nur sehr ungenügend von der Feldküche verpflegt wurden und deshalb sogar zu Viehdiebstählen und Requirierungen schreiten mussten, um sich ausreichend ernähren zu können. Dabei betraf

---

<sup>531</sup> Durand: La France, S. 78.

<sup>532</sup> Brief des Kommand.Generals des XXXXIII.A.K., Gotthard Heinrici, vom 21.10.1940, abgedr. in: Tewes: Besatzungszeit, S. 289 – 291.

es wohl vor allem diejenigen, die in kleineren Orten der Normandie stationiert waren, in die nicht mehr allzu viele Lebensmittel vordrangen, und die weitestgehend von der Versorgung abgeschnitten waren. Das Phänomen des Hungerns und der völlig unzureichenden oder einseitigen Verpflegung hat die Literatur bisher hauptsächlich der Ostfront zugeordnet, wo eine solche Feststellung nicht überrascht. Im Westen jedoch, wo sich die Legende vom „Leben wie Gott in Frankreich“ bis heute hartnäckig behauptet, verwundert ein solcher Befund. Ob die wenigen, hier vorliegenden Zeitzeugenaussagen, wirklich diese Schlussfolgerung zulassen, dass ein Teil der Wehrmachtstruppen in der ersten Jahreshälfte 1944 auf Requirierung und Viehdiebstahl angewiesen war, um die Versorgung in (Nord-)Frankreich sicherzustellen, kann hier nicht abschließend beurteilt werden. Die Zeitzeugenaussagen, die für dieses Kapitel verwendete Literatur sowie Lageberichte als zeitnahe Quellen sprechen jedoch dafür, dass der Tatbestand der Unterversorgung in vielen Fällen gegeben war.

Andere Informanten, wie z. B. Severloh, berichteten von eher mäßiger Verpflegung, aber nicht von Hunger. Diese wurde durch Zukäufe bei Bauern aufge bessert. Daneben gab es einseitige Versorgung, wie Müller und Dose aus Südfrankreich erinnerten. Einige wenige Zeitzeugen sprechen auch von sehr guter Verpflegung. Jedoch kam dieses Urteil wohl nur zustande, weil Lebensmittel, wie beispielsweise Eier und Butter sowie Vieh bei Franzosen aufgekauft wurden, da die Truppenverpflegung im fünften Kriegsjahr einerseits nicht ausreichend und andererseits sehr einseitig war.

Am Beispiel Henri Martins, der während der Besatzungszeit sowohl die (Unter-) Versorgung in einer größeren Stadt als auch auf dem Land kennen gelernt hat, wurde deutlich, wie groß die Unterschiede zwischen der Großstadt Le Havre, wo die Familie hungerte, und dem kleinen Ort St.-Laurent-sur-Mer in der Normandie waren, wo die Verpflegungssituation besser war.

Die generellen Absichten der Deutschen in den besetzten Ländern galten auch für Frankreich und blieben hier bis zur Landung der Alliierten gültig: Das Ziel, möglichst hohen Nutzen aus der Rüstungsindustrie, den Arbeitskräften, den Rohstoffen<sup>533</sup>, nicht zuletzt aber der landwirtschaftlichen Produktion in den eroberten Gebieten zu ziehen, ging zu Lasten der Zivilbevölkerung, deren Versorgung in vielen Gebieten erheblich unter den Folgen der deutschen Besatzung zu leiden hatte. Die Strategie der Ausbeutung führte zu einer immer weiter zu nehmenden Unzufriedenheit bei den französischen Einheimischen, die immer weniger bereit waren, sich in deutsche Dienste zu

---

<sup>533</sup> Aus den Meldungen über Bombenschäden in Rüstungsbetrieben geht hervor, in welchem Ausmaß Frankreich für die deutsche Kriegführung produzierte: u. a. Kfz, Generatoren, Flugzeugmotoren, Kugellager, Funkgeräte, elektrische Apparate, Reifen; 830.000 Beschäftigte produzierten in 5900 staatlichen Fabriken für Deutschland; hinzu kamen nochmals 8500 private Betriebe mit ca. 550.000 Arbeitern. Angaben in Vogel: Kriegführung, S. 487, Anm. 126.

stellen, was der Résistance mit der Zeit einen immer regeren Zulauf in Form von Sympathisanten oder in manchen Fällen sogar neuer Mitglieder bescherte. Angesichts des niedrigen Versorgungsniveaus fanden auch die Alliierten hier ein ergiebiges Feld, um mittels Radiosendungen und Flugblattabwürfen gegen die deutsche Besatzung Stimmung zu machen, wogegen die deutsche Propaganda nahezu machtlos blieb.<sup>534</sup>

### 2.3 Kontakte zwischen Deutschen und Franzosen – *„Als Besatzung haben wir uns ja nicht vorbei benommen.“*

Nach dem Waffenstillstand mit Nazi-Deutschland am 22.06.1940 und dem durch den deutschen Angriff in Frankreich ausgebrochenen Chaos beruhigten sich die Verhältnisse im Westen nach und nach. Diejenigen Franzosen, die vor den Deutschen Richtung Süden geflohen waren,<sup>535</sup> kehrten im Laufe des Sommers in ihre Domizile zurück, fanden sie aber manchmal auch zerstört oder häufig auch geplündert vor.<sup>536</sup> Für diese Raubzüge zeichnete aber, nach Angaben des französischen Historikers Azéma, weniger die Wehrmacht verantwortlich als zurückgebliebene Einheimische.<sup>537</sup> Diese Sicht der Dinge wird jedoch von Ebba Drolshagen in ihrer Monographie zur deutschen Besatzung in Frage gestellt.<sup>538</sup> Für die Betroffenen war es letztlich unerheblich, ob ihre Häuser und Wohnungen von vorüber ziehenden Deutschen oder von anderen Flüchtlingen geplündert worden waren. Ein Teil des Viehs war „gestohlen, geschlachtet oder verendet, die Ernte ruiniert.“<sup>539</sup> Es blieb ihnen nichts anderes übrig als zum Alltag zurückzufinden, in ihrem Land bestimmten jetzt jedoch die Deutschen die Regeln.<sup>540</sup>

Die waren bemüht, die Franzosen bei ihrer Rückkehr zu unterstützen,<sup>541</sup> den Rückweg

<sup>534</sup> Ebd., S. 490; zur Lage der Bevölkerung: Quellen: Département Calvados, S. 143 – 160.

<sup>535</sup> Nach französischen Schätzungen hatten vom 15. Mai bis 20. Juni 1940 sechs bis acht Millionen Franzosen ihren Heimatort verlassen und flohen vor der Wehrmacht in Richtung Süden. Azéma: De Munich, S. 62. Hitler, der am 23.06.1940 Paris besuchte, fand die Stadt nahezu verlassen vor, da zwei Millionen Einwohner ebenfalls vor den Deutschen geflohen waren. Jäckel, S. 46.

<sup>536</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 137. spricht davon, dass die Ankömmlinge einige Orte „von Bombardierungen und von Bränden zerstört“ vorfanden. Manche Menschen „kehrten ... im Zustand völliger Verelendung in eine verwüstete Landschaft zurück, aller Lebensmittel und jeglicher Verbindung mit auswärtigen Stellen beraubt, abgeschnitten von allen französischen Behörden.“

<sup>537</sup> Azéma: Munich, S. 62; Amouroux: Vie des Français, S. 9 – 11; Tewes: Besatzungszeit, S. 34, 63, 101. In Abschn. 2. wurde bereits deutlich, dass sich die Wehrmachtssoldaten auf dem Vormarsch zwar hauptsächlich mit Esswaren aus verlassenem französischen Privathäusern versorgten, jedoch auch Kameras, Grammophone, Genussartikel wie Wein, Cognac und Champagner sowie Wäsche und Luxusartikel mitgenommen wurden.

<sup>538</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, u. a. S. 138, 141, 142.

<sup>539</sup> Ebd., S. 39.

<sup>540</sup> Ebd.

<sup>541</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 46: „Die Flüchtlinge fangen an, uns um Essen zu bitten. Was sie bekommen, stammt aus ihren Häusern. Nichtsdestoweniger werden sie heiter, zutraulich und satt ...“

einigermaßen zu organisieren und fuhren sie zum Teil mit Fahrzeugen der Wehrmacht in ihre Heimatorte zurück.<sup>542</sup> Es kam auch vor, dass deutsche Einheiten gegen Ende des Feldzuges motorisierten französischen Zivilisten Benzin überließen, um das Flüchtlingschaos möglichst schnell zu beenden.<sup>543</sup> Obwohl die Deutschen mit solchen freundlichen Gesten gegenüber der Bevölkerung ganz offensichtlich um Schadensbegrenzung bemüht waren, brachten ihnen die Franzosen zu Beginn der Besatzungszeit ein tiefes Misstrauen entgegen.<sup>544</sup> Drolshagen formuliert es so: „Die neuen Herren waren angekommen, willkommen waren sie nicht,<sup>545</sup> und zwar nicht nur in Frankreich und den Beneluxländern nicht, wo sie „erwartet“ worden sind, sondern auch nicht in Dänemark und Norwegen, „wo sie jäh eingefallen waren.“<sup>546</sup> Und man konnte ihnen nur sehr bedingt aus dem Weg gehen.

Der deutschen Reichsführung war sehr daran gelegen, sich in Nord- und Westeuropa als „korrekte Besatzungsmacht“ zu empfehlen. Neben politischen waren hier auch militärische Gründe ausschlaggebend. So wurden die Disziplin der Truppe gewahrt und Ressourcen gespart: „Je weniger konkreten Anlass man der Bevölkerung zu Unzufriedenheit, Aufbegehren und Widerstand gab, umso weniger militärische Kräfte musste man für die Besetzung des Landes binden.“<sup>547</sup>

Einige Wochen nach dem Waffenstillstand wurden Flüchtlings Szenen seltener wahrgenommen, so dass den Soldaten mehr „das Leben der Zivilbevölkerung in Stadt und Land in den Blick [kam].“<sup>548</sup> Der Kriegsschauplatz im Westen bot für die Wahrnehmung des öffentlichen Lebens „mit seinem ‚Frieden der Besatzung‘ ganz andere Möglichkeiten als der umkämpfte Osten.“<sup>549</sup> Darüber hinaus war „das Leben in den Städten Frankreichs den Deutschen sowohl kulturell, als auch von seiner gesellschaftlich-politischen Grundlage her deutlich vertrauter ... als die Orte der Öffentlichkeit in Polen

---

<sup>542</sup> Rousso: *Années noires*, S. 25; Amouroux: *La Vie*, S. 51; Jäckel: *Frankreich*, S. 60, 65; Fischer: *Ohne die Gnade*, S. 57: „... die französische Bevölkerung hatte unser Mitgefühl. Den Flüchtlingen – und in den nächsten Tagen waren die Straßen voll von ihnen – halfen wir, so gut wir konnten. Immer stießen wir auf Dankbarkeit und Verwunderung, weil man von den ‚Boches‘ ganz andere Vorstellungen vermittelt bekommen hatte.“ Ebd., S. 64: „Unsere Sanitäter und auch der Arzt kümmerten sich um verletzte Zivilisten, und immer wieder merkte man es den Menschen an, wie fassungslos es sie machte, dass die Deutschen so ‚gentil‘ waren.“ Ebd., S. 86: „Manchmal verstanden wir nicht, wenn sich Franzosen bei uns für Dinge bedankten, die wir unterlassen hatten. Ich denke an einen Bauernhof bei Calais, auf dem wir 24 Stunden zugebracht haben. Beim Abmarsch erschien der Bauer, ein kerniger grauhaariger Typ mit einer natürlichen Würde, um sich für unser korrektes Verhalten zu bedanken. Ein Verhalten, das uns selbstverständlich erschien.“

<sup>543</sup> Tewes: *Besatzungszeit*, S. 36; Fischer: *Ohne die Gnade*, S. 63f.

<sup>544</sup> Philippe, S. 24; vgl. Kuby: *Mein Krieg*, S. 38f.

<sup>545</sup> Drolshagen: *Der freundliche Feind*, S. 41.

<sup>546</sup> Ebd.

<sup>547</sup> Ebd., S. 9 sowie Tewes: *Besatzungszeit*, S. 212.

<sup>548</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 271.

<sup>549</sup> Ebd.

oder gar in Sowjetrußland.<sup>550</sup>

Hitler verfolgte – anders als im Osten – im Westen nicht die Absicht, die Bevölkerung zu vertreiben, jetzt da das Land militärisch niedergeworfen war und keine Gefahr mehr für seinen geplanten Ostkrieg darstellte. Für die west- und nordeuropäischen Gebiete besaß die nationalsozialistische Führung kein Herrschaftskonzept. Die Germanisierungs- und Lebensraumidee fand hier keine Anwendung.<sup>551</sup> Die Interessen verlagerten sich in Richtung auf die französische Wirtschaft, die für das Reich nutzbar gemacht werden sollte.<sup>552</sup> Drei Fünftel des französischen Territoriums wurden nicht nur von Verwaltungsbeamten des Reiches, sondern auch von Truppen der Wehrmacht besetzt – im Hinblick auf die geplante Landung in England waren die Einheiten besonders in Nordfrankreich konzentriert aufgestellt worden. Die Verteidigung der Westküste hingegen sollte auf das unbedingt erforderliche Ausmaß begrenzt werden.<sup>553</sup>

Die Franzosen, auch die Bevölkerung der Normandie, mussten sich nun an die ständige Präsenz der „Feldgrauen“ gewöhnen, was ihnen auf Dauer, trotz des vielfach korrekten und gutwilligen Verhaltens der deutschen Soldaten, nicht immer leicht fiel. Als die ersten Wehrmachtangehörigen in französische Dörfer kamen, waren die Zivilisten wohl darauf gefasst, „irgendeine Vision der Apokalypse, auf irgendein befremdliches, erschreckendes Ungeheuer“<sup>554</sup> zu treffen, aber nach den ersten unweigerlich entstehenden Kontakten – sei es in Geschäften, bei der Frage nach dem Weg, nach einem Quartier oder dem Bürgermeister – stellten die meisten fest, dass die Deutschen jung und keine „blutrünstigen Ungeheuer“ waren, und dass die Reaktion der Mehrzahl der Franzosen bei Kriegsbeginn, „die Invasoren ... wie eine Naturkatastrophe [anzusehen], die es zu überstehen galt“<sup>555</sup>, unbegründet gewesen war. Dennoch blieb bei ihnen eine gewisse Sorge um ihre Zukunft bestehen, zumal die deutsche Besatzung sich auf unabsehbare Zeit hinziehen konnte, da nichts dafür sprach, „dass Deutschland diesen Krieg verlieren könne.“<sup>556</sup> Zu Beginn der Besatzung handelte es sich bei

---

<sup>550</sup> Ebd.

<sup>551</sup> Die Nord- und Westeuropäer galten unter nationalsozialistischen Gesichtspunkten überwiegend als *germanisch*. Außerdem überstieg ein anderes Vorgehen die deutschen Möglichkeiten und zerstörte die Hoffnung auf die von Hitler angestrebte friedliche Einigung mit Großbritannien. Herbst: Nationalsozialistisches Deutschland, S. 312.

<sup>552</sup> Ein politisches Interesse der Deutschen bestand in Frankreich nur in sehr begrenztem Umfang. Unter deutscher Führung sollte ihm ein „würdiger Platz in Europa“ zugewiesen werden. Die Waffenstillstandskommission konzentrierte sich darauf, „soviel wie möglich von der französischen Wirtschaft nach Deutschland zu übertragen.“ Die deutsche Wirtschaftskommission entwickelte sich zum perfekten Instrument der wirtschaftlichen Ausbeutung Frankreichs.“ Auch die persönliche Bereicherung gehörte dabei zum Geschäft. Knipping: Frankreichpolitik, S. 699f.

<sup>553</sup> Jäckel: Frankreich, S. 44.

<sup>554</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 44.

<sup>555</sup> Ebd., S. 45.

<sup>556</sup> Ebd.; Tewes: Nordfrankreich, S. 556.

den Wehrmachtssoldaten in den Augen der Französischen um zumeist attraktive Männer. In ihrem „Kriegstagebuch“ beschreibt Simone de Beauvoir ihre Eindrücke dazu:

„Viele [Deutsche] waren jung und sahen nett aus. Die geschneiderten und behandschuhten Offiziere waren sich ihrer Handschuhe, ihrer schönen Uniformen, ihrer Höflichkeit bewusst und triefen von grässlicher Arroganz, aber viele Soldaten lächelten, waren glücklich und jung, häufig ziemlich schön.“<sup>557</sup>

Sie machte sich auch Gedanken darüber, „welches phantastische Abenteuer es für einen jungen Deutschen sein musste, als Sieger in Frankreich zu sein, einen Monat Krieg heil überstanden zu haben, gut gekleidet und genährt zu sein und sich für eine auserwählte Rasse zu halten.“<sup>558</sup> Zu Kriegsbeginn, als die deutschen Uniformen noch neu und wenig strapaziert waren, und es auch genügend Möglichkeiten gab, sich zu waschen, rasieren und zu pflegen, wirkten Wehrmachtssoldaten „geradezu elegant.“<sup>559</sup>

Drolshagen fiel auf, „welch wundersame Wandlung eine Uniform bewirken kann.“<sup>560</sup>

Über seine Haltung den Franzosen gegenüber schrieb der damalige Soldat Fischer:

„Gegen die Franzosen empfanden wir weder Hass noch Feindschaft.“<sup>561</sup> Die Kameradschaft der ‚Frontsoldaten über die Schützengräben des Ersten Weltkrieges‘ hinweg hat in der Propaganda eine große Rolle gespielt und die Bücher über den letzten Krieg hatten ihr Übriges getan. Im Gegensatz zum polnischen war der französische Soldat auch nie als Untermensch dargestellt worden. Außerdem wussten wir: Wir hatten den Franzosen nicht den Krieg erklärt, sondern sie uns, wenn auch auf den Druck der Engländer. Damit war alles klar. Eine differenziertere Betrachtung war offensichtlich nicht notwendig.“<sup>562</sup>

Fischer, der im Sommer 1940 in Frankreich gewesen war, danach den Winter 1941 an der Ostfront erlebt hat und im Anschluss daran erneut nach Frankreich kam, bemerkte ein verändertes Verhalten bei der Bevölkerung. Während seine eigene Freude groß war, nach den Strapazen des Russlandfeldzuges 1941/1942 wieder nach Frankreich verlegt zu werden, empfand er die Zivilbevölkerung „reserviert freundlich, aber längst nicht mehr so herzlich, wie wir es teilweise nach dem Feldzug [1940] erlebt hatten.“<sup>563</sup>

Lützen berichtete, dass er sich als Soldat oft mit einem Deutschen unterhielt, der nach dem Ersten Weltkrieg in der Normandie geblieben war und dort eine Familie gegrün-

<sup>557</sup> Simone de Beauvoir: Kriegstagebuch 1939 – 1941, S. 398f.

<sup>558</sup> Ebd.

<sup>559</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 49. Bereits 1943, als der für diese Arbeit Befragte Siemers eingezogen wurde, war das Gegenteil der Fall. Seine Grundausbildung fand im deutschbesetzten Tschechien statt, die Ausstattung ließ zu wünschen übrig. So erhielten Siemers und andere Rekruten blutbefleckte Uniformen mit Einschusslöchern von Verwundeten oder Gefallenen, was den Befragten noch im Interview zutiefst empörte.

<sup>560</sup> Ebd., S. 50.

<sup>561</sup> Ähnlich äußerte sich ein Soldat, Jgg. 1918, später im Interview: „Bei meinen Untergebenen spürte ich nichts von Hass, der 1914 noch allgemein verbreitet war. Wir waren stolz auf unsere Siege, aber niemand spürte den Drang, französische Städte niederzubrennen. Und bei unseren Gegnern spürte ich auch nicht viel Hass, wenigstens in den ersten Wochen nicht.“ Zit. n. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 50f.

<sup>562</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 57.

<sup>563</sup> Ebd., S. 180. Fischer berichtet, dass auch die französischen Mädchen den deutschen Soldaten gegenüber zurückhaltender geworden seien.

det hatte: „Eine Tochter hatte der, aber die war so, die wollte mit uns nicht sprechen.“ Sie weigerte sich, die Wehrmachtsangehörigen zu grüßen oder sie eines Blickes zu würdigen. Ein Fall, in dem der Protest aus Patriotismus eines Franzosen oder einer Französin gegen die deutsche Besatzung in Frankreich in einer solchen Form des passiven Widerstandes erfolgte, ist Thema eines französischen Romans, der bereits 1943 erschien.<sup>564</sup>

Der Befragte Esser erlebte ein solches Verhalten im Osten.<sup>565</sup>

Eine andere Französin, die seit der deutschen Besatzung in einer schwierigen Lage war, und bei der seine Kameraden und er Butter und Milch kauften, erwähnte Lützen:

„Wenn ich kam, die war sehr freundlich, und man muss ja ehrlich sagen... man muss sich das vorstellen: der Mann war in deutscher Gefangenschaft, und sie [war] ganz allein. Das war doch bitter! ... [Und dann] auf 'm [Bauern]Hof!“

Zunächst befanden sich fast zwei Millionen Franzosen in deutscher Kriegsgefangenschaft,<sup>566</sup> darunter viele Landwirte. In der Normandie gab es allerdings eine Art extensive Weidewirtschaft, erinnerte sich Lützen, der selbst Landwirtschaft betrieb. Aufgrund des milden Klimas blieb das Milchvieh auch im Winter auf der Weide. Dennoch hatten die Frauen hier, wie auch im Reich, die Hauptarbeitslast zu tragen, da ihnen zusätzliche Arbeiter nur bedingt und im fünften Besatzungsjahr kaum noch zur Verfügung standen.<sup>567</sup> Lützen, der häufig aus der Sicht des Landwirtes berichtete, erfasste offensichtlich Mitleid mit der überlasteten Bauersfrau, die trotz aller Strapazen freundlich blieb. Heinrich Severloh erinnerte sich, dass deutsche Soldaten in der Gegend um Colleville in der Erntezeit mit Pferdegespannen abkommandiert wurden, um Franzosen bei der Ernteeinbringung zu helfen.<sup>568</sup> Hierbei handelte es sich aber nicht um eine berechnende Geste, wonach die französische Getreide-Ernte zum Nutzen deutscher Besatzungstruppen gesteigert werden sollte, denn von den politischen und militärischen Plänen zur Nutzbarmachung des französischen

<sup>564</sup> Diese Art des stillschweigenden Protests, indem einfach so getan wurde, als gäbe es keine deutsche Besatzung, gerade so, als habe keinerlei Veränderung stattgefunden, setzte der französische Schriftsteller Vercors in seinem Roman: *Le silence de la mer*, eindrucksvoll in Szene.

<sup>565</sup> Esser erwähnte im Interview, dass sich eine junge Russin den Soldaten seiner Waffen-SS-Einheit gegenüber ebenso verhielt. Siehe auch Abschn. 5.2.

<sup>566</sup> Rousso: *Années noires*, S. 21. Etwa die Hälfte der Kriegsgefangenen wurde aus verschiedenen Gründen in die Heimat zurückgeschickt, so dass noch etwa eine Million Franzosen – zumeist Angehörige der französischen Armee – bis Kriegsende in Deutschland als Arbeiter eingesetzt wurden. Durand: *La France dans la Seconde Guerre mondiale*, S. 85.

<sup>567</sup> „Das Schwerste war, jemanden zu finden, der die Männer ersetzte,“ berichten Woessler de Panafieu/Germain, S. 171.

<sup>568</sup> Nach franz. Schätzungen befanden sich etwa 14.000 Männer aus dem Département Calvados in deutscher Gefangenschaft, die meisten davon waren Landwirte. Vgl. Quellen: Département du Calvados, S. 150. Zur Hilfe deutscher Soldaten auf frz. Bauernhöfen heißt es bei Umbreit: *Militärbefehlshaber*, S. 306: „... wenn auch die Besatzungsmacht mehrfach Gespanne für die Feldbestellungen an die Landwirtschaft auslieh, so bedeuteten doch die ständigen Aufkäufe ... [von Pferden] eine Verminderung der Arbeitsleistung.“

Territoriums dürfte dem einzelnen, zum Teil auch den Offizieren, häufig nichts bekannt gewesen sein. Wo immer die Deutschen auch auftraten, hinterließen sie bei der Bevölkerung in der Normandie folgenden Eindruck: „Sie benehmen sich korrekt und höflich.“<sup>569</sup> Danièle Philippe berichtet auch, dass sie die Deutschen, denen sie, die damalige Internatsschülerin in Caen, nun häufig auf dem Bürgersteig begegnete, nicht als Kriegsherren antraf, sondern

„mit allen möglichen Paketen beladen, als eifrige Einkaufsbummler. Der Ausverkauf Frankreichs hatte begonnen. ... Offiziere und Soldaten schleppten die von ihnen ehrlich erworbene Beute an uns vorbei.“<sup>570</sup>

Die Deutschen überfluteten geradezu Häuser, Geschäfte, Cafés. Drolshagen schätzt die Situation so ein, dass „die Einheimischen ... sicher Angst [hatten]“ und es „eigenartige Szenen und Verständigungsprobleme gegeben haben [wird], bis sie begriffen, dass die Feindsoldaten weder den Laden plündern noch die Anwesenden verhaften oder gar töten wollten. Sie wollten einkaufen. Überall.“<sup>571</sup> Die Worte „Ausverkauf“ und „Beute“ bringen den Widerspruch zum Ausdruck, dass die Ware von den Deutschen zwar bezahlt wurde, der vom Reich laut Waffenstillstandsvertrag vorgeschriebene Wechselkurs (1 : 20) für Frankreich aber sehr ungünstig ausfiel, so dass die Produkte für die Soldaten eine Art Sonderangebot darstellten. Daher wirkten die Einkäufe wie ein touristisches Abenteuer, in der der Besatzungssoldat „mit hoher Währung tolle, nie gehabte Sachen einkaufen kann.“<sup>572</sup> Bis Ende 1940 gab es hochwertige Waren in Frankreich, vor allem Bekleidung, jedoch noch ohne Bezugsscheine vergleichsweise billig zu erwerben.<sup>573</sup> In Anbetracht der bereits in Deutschland auf manchen Gebieten spürbaren Mangelwirtschaft und des doppelten Soldes von Wehrmachtssoldaten seit Kriegsbeginn, bot sich diesen damit die Chance, u. a. Stoffe, Bekleidung, Schuhe, Damenstrümpfe in sehr guter Qualität zu erwerben.<sup>574</sup>

Die Akteure, die die Hintergründe dieser Möglichkeit des Billigeinkaufes sehr wahrscheinlich nicht kannten, gaben an: „Die Butter war auch für unsere Verhältnisse sehr preiswert.“<sup>575</sup> Sie kostete, Lützens Angaben zufolge, 100 Francs.<sup>576</sup> Er ergänzt: „100 Francs waren fünf Mark.“ Deutsche Soldaten waren fast durchweg zahlungskräftige Kunden.<sup>577</sup> Heinrich Böll berichtet von „25 Mark“ Sold, die er alle zehn Tage bei voller

---

<sup>569</sup> Philippe: Normandie, S. 28.

<sup>570</sup> Ebd., S. 30.

<sup>571</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 54.

<sup>572</sup> Von Plato: Der Verlierer, S. 42.

<sup>573</sup> DRZW 5/1 (Beitrag Umbreit: Kontinentalherrschaft), S. 54 – 71.

<sup>574</sup> Jasper: Zweierlei, S. 61.

<sup>575</sup> Uhlmann: Erinnerungen, S. 20 (PrAriW).

<sup>576</sup> Quellen: Calvados, S. 147, gibt den offiziellen Butterpreis (1943) mit 65 Francs an; Milward: Zweiter Weltkrieg, S. 297: Dez. 1942 – 66 Francs; Juni 1944 – 80 Francs.

<sup>577</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 55.

Verpflegung erhielt.<sup>578</sup> In heutige Verhältnisse umgerechnet, entsprach eine Reichsmark etwa einer Kaufkraft von 10 Euro. Zusätzlich war die monatliche Überweisung von 100 Mark per Feldpost möglich, zu Weihnachten 200. Darüber hinaus wurde inoffiziell zusätzlich Geld „schwarz“ im Briefumschlag geschickt.<sup>579</sup> Bezahlt wurde mit Reichskreditkassenscheinen, die in Reichsmark (RM) ausgestellt waren und auch in Frankreich galten.<sup>580</sup> Der „Ausverkauf“ Frankreichs durch deutsche Soldaten geschah demnach aus zwei Gründen: erstens gab es dort noch Waren zu kaufen, die im Krieg führenden Dritten Reich schon seit langem nicht mehr erhältlich waren, und zweitens ermöglichte der vorteilhafte Wechselkurs den Kauf von Artikeln, die man sich in Deutschland nicht ohne weiteres hätte leisten können.<sup>581</sup> Ob Danièle Philippe mit ihren kritischen Beobachtungen über die überall einkaufenden deutschen Soldaten für die Mehrheit der Franzosen spricht, kann hier nicht abschließend geklärt werden. Der Befragte Lützen meinte dazu: „Ich hab Stoffe gekauft für meine Frau. Da muss ich sagen, die [Franzosen] freuten sich, wenn sie was verkaufen konnten.“<sup>582</sup> Sicherlich gab es eine Reihe französischer Geschäftsleute, denen die kauffreudigen Deutschen, trotz des ungünstigen Umtauschkurses, ein einträgliches Geschäft bescherten,<sup>583</sup> ohne dass sie sich deshalb als „schlechte Patrioten“ fühlten. Die dreißiger Jahre waren auch in Frankreich eine schlechte Zeit gewesen, viele waren für neue Verdienstmöglichkeiten dankbar, und „die Winzer im Bordelais konnten sich dank der starken Nachfrage der Besatzer ‚entschulden‘.“<sup>584</sup> Nicht zuletzt machte der wirtschaftliche Aufschwung, den die Deutschen brachten, „die Unfreiheit etwas erträglicher.“<sup>585</sup> Doch gibt der

<sup>578</sup> Böll: Briefe aus dem Krieg (3.9.39).

<sup>579</sup> Aly: „Hitlers zufriedene Räuber“, in: Die Zeit, 20/2003, zit. in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 145.

<sup>580</sup> Der Zwangskurs blieb während der Besatzungsjahre unverändert und stellte gegenüber dem tatsächlichen Wertverhältnis 1940 – 44 eine Minderbewertung des Franc um etwa 50 % dar. Kistenmacher: Auswirkungen, S. 117.

<sup>581</sup> Die „exzessive Beutepolitik“ lag im Interesse der deutschen Kriegswirtschaft. Sie selbst versorgte sich mit allen Gütern, „derer sie habhaft werden konnte, um auf diese Weise die Nachteile der Mangelwirtschaft abzuschwächen ...“ Kurzfristig betrachtet war die Beutepolitik besonders in Frankreich sehr erfolgreich. In Erwartung eines langen Krieges hatte die frz. Wirtschaft erhebliche Mengen an Rohstoffen angehäuft, die den Deutschen in die Hände fielen, u. a. 2 Millionen Tonnen Erdöl. Herbst: Nationalsoz. Deutschland, S. 316f.

<sup>582</sup> Die Ladenbesitzer selbst, aber auch ihre Landsleute mögen sich gefragt haben, wo „die Grenze zwischen erfreulicher Geschäftsbelegung und verwerflicher Wirtschaftskollaboration“ zu ziehen war. Dennoch erkannten viele „ihre Chance zum Geldverdienen und ergriffen sie ohne Zögern und ohne Skrupel.“ Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 55, 151.

<sup>583</sup> Vgl. Tewes: Besatzungszeit, S. 258: „Die kleinen Bauern in der Bretagne verkauften gern, und wir bezahlten gut. Eier, Butter und Fleisch waren ja in der Heimat knapp geworden.“ Manche frz. Geschäftsleute setzten ihre Preise für deutsche Soldaten aber auch herauf, wie Böll: Briefe aus dem Krieg, am 16.5.1942 in Frankreich notierte: „Sehr freundlich und entgegenkommend sind sie alle hier, wenn sie uns auch schwer bescheissen mit ihren Preisen, und die Schnäpse sind auch sehr verdünnt und teuer ...“

<sup>584</sup> Zit. in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 157.

<sup>585</sup> Ebd.

damalige Unteroffizier Fichte, der von zu Hause Einkaufszettel geschickt bekam, zu bedenken:

„Niemand machte sich klar, dass es eine Schweinerei war, den Franzosen auch noch das letzte wegzukaufen, aber sie hatten eben noch Sachen, die es in Deutschland schon längst nicht mehr gab.<sup>586</sup> Ich stand in einem Laden und kaufte Nähgarn, Gummiband und Knöpfe. Eine Französin, die neben mir stand, sagte: ‚Ein französischer Mann würde nie in einen Laden gehen und seiner Frau so was besorgen‘, und dann stimmte sie zusammen mit einigen anderen Frauen ein Loblied auf die deutschen Männer an. Sie hatte vielleicht vergessen, dass ich ein deutscher Soldat war und wir ihr Land besetzt hatten. Aber es gab eben nicht nur Feindseligkeit, sondern auch Alltag, in dem sich die Menschen ganz normal begegneten.“<sup>587</sup>

Dass es auch Feindseligkeit gab, wie Fichte andeutet, erlebte Kuby:

„Wir begegneten Arbeiter-Trupps. ... Die Arbeiter verhielten sich freundlich, aber im Allgemeinen mehren sich diejenigen, die nur von der Furcht gezügelt werden und aus ihrem Hass auf uns kein Hehl machen. Frankreich erwacht zur Wirklichkeit.“<sup>588</sup>

Danièle Philippe berichtet über Maßnahmen, die gleich zu Beginn der Besetzung von der deutschen Kommandantur<sup>589</sup> in Bayeux verhängt wurden und auf die Franzosen störend wirkten. Im Dezember 1940 mussten alle Tauben geschlachtet werden. Wer die Anordnung nicht unverzüglich befolgte, hatte mit schweren Strafen zu rechnen.<sup>590</sup>

Tauben waren im allgemeinen Überbringer von Nachrichten und wurden bevorzugt vom britischen Geheimdienst bzw. von der Résistance eingesetzt, um beispielsweise Informationen über deutsche Truppenstärken zu übermitteln.<sup>591</sup> Zwischen 19 Uhr abends und 7 Uhr früh bestand außerdem ein allgemeines Ausgehverbot.<sup>592</sup> Müller berichtete von seiner Besatzungszeit Ende 1942 in Marseille: „Es war sofort Ausgangssperre, und dann durfte man nur in Gruppen zu dritt oder zu viert ausgehen – bewaffnet. Und gewisse Gebiete mussten gemieden werden.“<sup>593</sup> Auch nach Sabotageakten gegen deutsche Einrichtungen wurde in der Regel sofort eine Ausgangssperre verhängt<sup>594</sup>. Diese Restriktion wog allerdings in der Stadt schwerer

<sup>586</sup> Zudem besaßen einige französische Geschäfte „so viele Vorräte an Stoffen, Schuhen, Lebensmitteln, dass sie durchaus geneigt waren, sie zu verkaufen. Die Deutschen waren nicht anspruchsvoll – man würde ihnen alle Ladenhüter unterjubeln ... Alles war gut für sie.“ Zit. in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 143.

<sup>587</sup> Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 37.

<sup>588</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 50.

<sup>589</sup> Der Schwerpunkt der franz. Verwaltung lag beim Präfekten und damit auf deutscher Seite beim Feldkommandanten. Jede Stadt erhielt einen Kreiskommandanten, und jeder kleinere Ort eine Ortskommandantur. Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 42f.

<sup>590</sup> Philippe, S. 31. Vgl. Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 120: „... die Militärverwaltung *erfasste* alle Brieftauben und verfügte eine Freiflugsperrre.“

<sup>591</sup> Dazu auch Abschn. 2.7.

<sup>592</sup> Philippe: Normandie, S. 31. In Paris von 22.00 bis 5.00 Uhr. Amouroux: La Vie, S. 66. Herr Arp erinnerte sich auch an ein Ausgehverbot für deutsche Soldaten in Frankreich am 14. Juli, dem frz. Nationalfeiertag. Dadurch sollten Reibereien vermieden werden, so Arp.

<sup>593</sup> Die Résistance war in Südfrankreich wesentlich aktiver als in der Normandie, so dass die Auflagen für die deutschen Soldaten dort ebenfalls strenger gehandhabt wurden.

<sup>594</sup> Vgl. Kurt Rescher in einem Tagebucheintrag am 1. Sept. 1941: „Infolge einiger Sabotageakte in Le Havre gegen Soldatenheim und Frontbuchhandlung wurden die

als auf dem dünner besiedelten Land, das ohnehin kaum kulturelle Angebote kannte, wie Henri Martin im Interview erzählte. Außerdem mussten alle französischen Waffenbesitzer ihre Gewehre bei der Kommandantur abliefern.<sup>595</sup> Wer Waffen behielt, machte sich der Zugehörigkeit zum französischen Widerstand verdächtig und konnte mit dem Tode bestraft werden.<sup>596</sup> Solche, von der Militärverwaltung herausgegebenen Erlasse, waren den Soldaten, zumindest nach Juli 1942, in der Regel nicht bekannt. Die für diese Arbeit Befragten bemerkten von derartigen Vorgängen im Allgemeinen nichts, wohl auch deshalb, weil zwischen Deutschen und Franzosen keine Gespräche über diese Angelegenheiten geführt wurden. Herr Weiß erklärte jedoch, dass er einmal Zeuge eines Vorfalles wurde, bei dem es um ein nicht abgegebenes Auto eines Franzosen ging<sup>597</sup>:

„Da war groß Trouble. Der hat groß Theater jemaht, der Bauer. Unter dat Stroh haben sie dat Auto jefunden, dem ham sie dat Auto weggenommen. [Das hat er] versteckt jehabt, ja.“

Die Franzosen wussten aber wohl zu trennen zwischen Erlassen der deutschen Verwaltung, den damit verbundenen Schwierigkeiten und Einschnitten in ihren Lebensbereich und den ihnen in der Regel höflich entgegretenden deutschen Soldaten. So heißt es in den zahlreichen Beurteilungen von Franzosen über Wehrmachtssoldaten aus der Zeit 1940/41:

«Ils sont corrects. ... Les soldats allemands qui sont au pays se conduisent très bien. Les gens ont repris leur travail et n'ont pas à se plaindre de l'occupation allemande.»<sup>598</sup>

Henri Martin erinnerte sich an weitere Begebenheiten, die ihm im Hinblick auf die Deutschen außerdem im Gedächtnis geblieben sind. Eines Tages gab es ein Großereignis in dem kleinen Küstenort St.-Laurent-sur-Mer. Eine sehr bekannte amerikanische Sängerin, so der französische Interviewpartner, sei da gewesen. An ihren Namen konnte er sich im Gespräch aber nicht mehr erinnern. Er erzählte:

«Et puis, une fois, il y avait une fête là. Ils avaient monté des estrades. Il y avait une chanteuse qui était venue, une célébrité américaine pour les soldats. Il y avait du monde à voir ça. Ce n'était pas désagréable. ... Oui, mais une grande vedette.

---

meisten Wirtschaften schon um 20 Uhr geschlossen.“ Heimat! Endlich! S. 47.

<sup>595</sup> Amouroux: La Vie, S. 48. Das erinnerte auch Martin: «Tiens, au fait des Allemands, il fallait remettre tous les fusils qu'on avait dans la commune là, à la mairie, pour les réquisitionner. Pour ne pas faire de résistance. Moi, je n'en avais pas. Je n'ai jamais chassé.»

<sup>596</sup> Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 120. In den Jahren 1941/42 wurden diesbezüglich mehrere Fälle vor dem Gericht der Feldkommandantur in Caen verhandelt. Die Strafen variierten von Fall zu Fall zwischen drei Monaten und zwei Jahren Gefängnis. Seit Juli 1942, als die Polizeigewalt von der Wehrmacht auf den Sicherheitsdienst übertragen worden war, konnte es auch vorkommen, dass ein verurteilter Waffenbesitzer nach Abbüßen seiner Strafe in Schutzhaft genommen und in ein deutsches Konzentrationslager überführt wurde. De Boüard: La répression, S. 133f.

<sup>597</sup> Privat-Fahrzeuge mussten von den Franzosen ebenfalls abgegeben werden. Vgl. 2.1.

<sup>598</sup> Amouroux: La Vie, S. 51.

Je ne me rappelle plus de son nom, mais c'était une grande grande vedette américaine. Longtemps je connaissais son nom.»

Um den Soldatenalltag etwas aufzulockern und die Motivation aufrecht zu erhalten, war in der Normandie im Frühjahr 1944 auch eine Frontbelustigungstruppe unterwegs, die die deutschen Soldaten unterhalten sollte.<sup>599</sup> In der Regel wurden solche Veranstaltungen sehr gut besucht. Dass jedoch eine amerikanische Berühmtheit zugunsten von Wehrmachtsangehörigen aus den USA angereist war, ist kaum vorstellbar, zumal sich Deutschland mit den Vereinigten Staaten seit dem 11.12.1941 im Kriegszustand befand. Wahrscheinlicher ist, dass Martin von der Zeit nach dem 6. Juni 1944 sprach, und die Amerikanerin ihre Künste den eigenen Landsleuten darbot.<sup>600</sup>

Während ihm, seinen Angaben zufolge, der Auftritt der Sängerin aus den USA in angenehmer Erinnerung geblieben war, bezieht sich das zweite Ereignis auf eine Nacht der Angst, verursacht durch deutsche Soldaten, die offenbar betrunken waren. Martin schilderte diesen Vorfall:

«Il n'y a qu'une nuit qu'ils embêtaient. Une nuit, on n'a pas dormi. De la grande maison où on m'a mis après, c'était dans une petite maison juste à côté. J'avais ma femme et toujours les deux enfants, bien sûr. Ils nous embêtaient presque la moitié de la nuit. Ils tiraient des coups de cailloux sur la maison. Je ne me suis pas levé. Je ne disais rien du tout pour aller les voir. ... C'était [ici] à St.-Laurent. En haut du pays là. ... Oh, ils faisaient exprès, certainement. ... Mais parce qu'ils en avaient un coup dans le nez. ... On appelle ça du 'Schnapp' non? Mais on tremblait quand même. J'avais peur avec les gamins et tout ça.»

Auch wenn Martin beteuert, dass die Belästigung des Nachts durch betrunkene deutsche Soldaten, die Kieselsteine gegen das Haus warfen und die gesamte Familie die halbe Nacht lang in Angst und Schrecken versetzte, nur ein einziges Mal vorkam,

---

<sup>599</sup> Ab 1937 wurde auch das Fronttheater als Mittel der Propaganda eingesetzt. Die Soldatenbühnen bestanden aus Berufsschauspielern und traten an Wehrmachtsstandorten und Truppenübungsplätzen auf. Zu besonderen Anlässen wurden prominente Schauspieler verpflichtet. Fronttheater: Microsoft®Encarta®Online-Enzyklopädie 2008 <http://de.encarta.msn.com©1997-2008 Microsoft Corporation>. Diejenigen, die sich aufgrund ihrer geistigen Veranlagungen nicht für das Soldatenhandwerk und den Umgang mit Waffen eigneten, wie Schauspieler und Sänger, wurden von der Wehrmacht häufig auf den Frontbühnen eingesetzt. Tewes: Besatzungszeit S. 222. „Frontbetreuung war vielfältig. Sie umfasste Gastspiele großer Opernbühnen, Theater und Orchester im Hinterland der Front und in den besetzten Gebieten, eigens gegründete Wanderbühnen, ein Theaterzug, Varieté-Gruppen, ‚Bunte Bühnen‘, die von allem ein bisschen hatten, Alleinunterhalter, Kabarettisten, Streichquartette, Vortragsreisende, Rezitatoren, Puppenspieler, reisende Kino-Gruppen, Aufbau von Soldaten-Bühnen aus Laien und zufällig an die entsprechende Front verschlagene Profis, Animation von Laienkulturensembles, aber auch die Versorgung mit Notenmaterial, Büchern, Bastelanleitungen, Musikinstrumenten, Schallplatten und Abspielgeräten, Radios und schließlich den konsequenten Einsatz des Massenmediums, des Rundfunks.“ Vgl. Kolland: Faust, Soldatenlieder und „Wunschkonzert“, S. 33 – 55.

<sup>600</sup>Es ist denkbar, dass es sich um Josephine Baker handelte, die seit 1937 die französische Staatsbürgerschaft besaß und während des Zweiten Weltkrieges zeitweise in Frankreich lebte. Sie arbeitete während der deutschen Besetzung für die Résistance, trat anschließend vor französischen Truppen auf und konnte nach der Befreiung Frankreichs mit den alliierten Soldaten den Sieg gefeiert haben.

hat diese Begebenheit gereicht, um Spuren zu hinterlassen.<sup>601</sup> Neben den anderen Unannehmlichkeiten, die er seit der deutschen Besatzung hatte in Kauf nehmen müssen (zunächst Fahrten mit dem Fahrrad über 320 km, um aus seinem Heimatort Lebensmittel zu beschaffen, dann Umzug von Le Havre nach St.-Laurent wegen völlig unzureichender Lebensmittelversorgung, dort erneut Umzug in ein anderes Haus aufgrund militärischer Notwendigkeit (s. u.), das Verbot, den Strand für Freizeitaktivitäten zu nutzen, etc.), ist dies ein weiteres Beispiel für Belästigungen, die die Franzosen während der Besatzungszeit zu ertragen hatten. Auch gab es die Einstellung, dass die Deutschen allgemein „Barbaren“ waren, ein Eindruck, den deutsche Soldaten in Frankreich hin und wieder durch ihr „bizarres Verhalten“ zu bestätigen schienen.<sup>602</sup>

Die für diese Arbeit zur Normandie befragten ehemaligen Soldaten erlebten fast ausschließlich die französische Landbevölkerung oder Franzosen in kleineren Dörfern und Städten. Auf dem Land lebende Franzosen waren jedoch, wie bereits angedeutet, wesentlich weniger von den Maßnahmen betroffen, die zu Beginn der Besatzung verhängt wurden (z. B. Rationierung von Lebensmitteln, Ausgehverbot) als ihre Landsleute in den größeren Städten, wo unmittelbar nach dem deutschen Einmarsch, neben den anderen Belastungen, hohe Arbeitslosigkeit herrschte.<sup>603</sup>

Es kam auch häufiger vor, dass Privathäuser von der Wehrmacht beschlagnahmt wurden. Nicht immer geschah dies auf höfliche Art und Weise, wie Kuby erinnerte:

„Der Besitzer ‚unseres‘ Schlosses ist gestern angekommen, er ist ein eleganter junger Mann mit viel Nase im Gesicht, sein Name ist de Megré, er soll österreichischer Abkunft sein. Der Kommandant des Stabsquartiers, ein Hauptmann, ließ dem Grafen durch seinen Gärtner (!) sagen, im Schlosse sei jetzt kein Platz für ihn, er möge sehen, wo er unterkomme.“<sup>604</sup>

In manchen Fällen erlebten Eigentümer von Häusern oder Bauernhäusern, dass die Quartiermeister der Wehrmacht „alle Zimmer, Dachböden und Nebengebäude in Augenschein nahmen und so viele Soldaten einquartierten, wie ihnen vertretbar erschien.“<sup>605</sup> Manches Mal blieben den Bewohnern nur die Küche und ein Schlafzimmer.

In diesem Fall war der Schlossbesitzer noch nicht einmal mehr Herr in seinem eige-

<sup>601</sup> Vgl. ein Befragter bei Tewes: Besatzungszeit, S. 205: „Im Zustand der Trunkenheit verübten deutsche Soldaten verschiedene Sachbeschädigungen, die in erster Linie in den Lokalitäten auftraten. Den Beschwerden der Bevölkerung gingen wir nach. Soweit sich die Täter feststellen ließen, wurden sie disziplinarisch oder kriegsgerichtlich gehandelt.“

<sup>602</sup> Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 54.

<sup>603</sup> Amouroux: La Vie, S. 50.

<sup>604</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 51f., verdeutlicht, dass die Divisionsstäbe sich gern in Schlössern einquartierten, diese jedoch für alle keine gewöhnliche Unterkunft darstellten, und dem entrechteten Besitzer Unannehmlichkeiten entstanden: „Hochherrschaftliche Unterkunft in Schlössern mit garantiert echtem Gespenst, zuweilen dargestellt vom leibhaftigen Besitzer des Schlosses, der in versteckten Alleen wandelt und eine Hütte sucht, sein Haupt zu betten, denn in den Zimmern seines Schlosses wohnen unter anderem auch die Schreiber- und Büro kreaturen, welch selbe sonst Hinterhof, 4. Stock, 2. Türe links molchartig hausen – in Deutschland.“

<sup>605</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 64.

nen Haus, und, wie Léon Werth auffiel, gab es „keine Macht, die sie [die Deutschen] in diesem Augenblick aus diesem Raum werfen könnte.“<sup>606</sup> Der Informant Henri Martin erzählte, er habe einmal innerhalb seines Heimatortes St.-Laurent-sur-Mer umziehen müssen, weil die Deutschen in seinem Haus die Feldküche einrichten und auf dem Dach des Gebäudes, das etwas erhöht lag, ein MG installieren wollten.<sup>607</sup> Allerdings gibt der Franzose auch zu, dass er ein gleichwertiges Haus, das vorher leer stand, zugewiesen bekam. Aus seinem Bericht ist, trotz mancher Unannehmlichkeiten, kein Wort der Klage oder der Beschwerde über die Deutschen zu entnehmen: „Il n'y avait rien à dire là. ... Qu'est-ce qu'on voulait faire? ... J'en ai gardé un bon souvenir quand même, » meinte Martin über die Deutschen. Auch seien sie sehr kinderfreundlich gewesen.<sup>608</sup> Auf die Frage, ob er die Deutschen als Feinde angesehen habe, sagte er:

«Oh, je vous dis que *non!* On ne s'entendait pas mal. Ils étaient corrects, mais oui, dans l'ensemble. Et puis, c'était organisé chez eux, c'est pas comme en France, c'est vrai!»

Man habe sich gut miteinander verstanden, so Martin, und er hatte gegen die Soldaten, die er traf und mit denen er zusammenarbeiten musste, menschlich nichts einzuwenden, da es nichts zu beanstanden gab. Unannehmlichkeiten, wie der Umzug aus dem eigenen Haus, wurden hingenommen, da ein Widerstand ohnehin zwecklos gewesen wäre. Der Respekt, der in dieser Beurteilung anklingt, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die patriotischen Franzosen keineswegs gewillt waren, eine Besetzung ihres Landes auf Dauer hinzunehmen. Ein deutscher Soldat in Norwegen erklärte dies so, dass es durchaus auch für die Franzosen gelten kann:

„Ich hatte das Gefühl, dass die Norweger sich zwar deutschfreundlich geben, ich hatte aber auch das Gefühl, dass sie froh wären, wenn wir weggingen. Ich hatte nicht das Gefühl, dass wir willkommen waren. Sie waren sehr nett und haben uns sehr gut behandelt, sehr fair, aber ich hatte das Gefühl, in ihrem Inneren wären sie froh, wenn wir wieder draußen wären. Sie dachten, die Deutschen sind zwar anständige Kerle, aber sie sollen heimgehen.“<sup>609</sup>

Durch Einquartierungen entstanden der Bevölkerung manchmal Ärgernisse, so Weiß:

„Und einmal war'n wir drinne, in [einem Haus], also der Franzose musste in sein Schlafzimmer jeh'n durch unser... *hier* hatten wir unsere Stube, und *das* war dem

<sup>606</sup> Léon Werth: 33 Tage, S. 159.

<sup>607</sup> Danièle Philippe: Normandie, S. 34f., schreibt, dass ihre Nachbarn in Le Molay ebenfalls ihr Château für die Deutschen räumen mussten.

<sup>608</sup> Der Franzose Léon Werth ist im Hinblick auf die Kinderfreundlichkeit der Deutschen eher ambivalent. Er glaubt, die Deutschen hätten hier auch „in propagandistischer und demonstrativer Absicht“ Kinder auf den Arm genommen, um zu zeigen, dass sie keine „Boches“ oder „Barbaren“ seien. Auch habe er nie erlebt, dass ein Deutscher die Eltern um ihre Zustimmung gebeten habe, bevor er ein Kind auf den Arm nahm: „Man hätte meinen können, das Kind gehöre ihnen aufgrund des Eroberungsrechts.“ Werth: 33 Tage, S. 70; Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 172. Bei dem etwas bissigen Kommentar Léon Werths gilt es jedoch zu bedenken, dass auch Familienväter unter den Besatzungssoldaten waren, die ihre Kinder vermissten oder andere, die Kinder einfach mochten und vielleicht selbst gern welche gehabt hätten, wenn der Krieg nicht gewesen wäre.

<sup>609</sup> Zit. in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 93.

Franzosen sein Schlafzimmer. Mit seiner Frau musst' er jeden Abend... - wir lagen vorne ... durch unser Zimmer durch.“

Weiß erinnerte sich zwar daran, dass die Franzosen nicht unfreundlich gewesen seien, meinte aber: „Im allgemeinen war [das Verhältnis] also kühl.“<sup>610</sup> Die Zivilbevölkerung versuchte den Deutschen zu vermitteln, dass sie nicht „hierher“ gehörten. Distanz zu halten war eine der Richtlinien für „den patriotischen Umgang mit den Besatzungssoldaten.“<sup>611</sup> Im Laufe der Zeit stellte sich den Einheimischen immer wieder die Frage, „wie viel sozialer Umgang mit dem Feind mit Patriotismus vereinbar war.“<sup>612</sup>

Auf Bauernhöfen, auf denen häufig nur einzelne Deutsche erschienen, entwickelte sich aus dem anfänglich höflich-distanzierten Verhältnis nach einiger Zeit aber in vielen Fällen ein freundschaftlicher Kontakt. Franz Gockel schreibt in seinem Buch, dass ihm und anderen Kameraden bei Ankunft in der Normandie geraten wurde, „nicht als überhebliche Sieger aufzutreten.“<sup>613</sup> Die Bevölkerung beschreibt er als freundlich und zuvorkommend. Ihn interessierten Land und Leute. In der Regel hing ein gutes Verhältnis zu den Bewohnern des Calvados davon ab, wie deutsche Soldaten diesen gegenübertraten. Heinrich Böll gewann in Frankreich den Eindruck, dass die Bevölkerung im Allgemeinen sich zwar demonstrativ desinteressiert zeigte, im Grunde aber Interesse am Neuen und Fremden, das die Deutschen mitbrachten, hatten.<sup>614</sup>

Heinrich Severloh, als Ordonnanz zusammen mit seinem Batteriechef, Bernhard Frerking, in einem Privatquartier in Houtteville (nahe Colleville) in zwei Zimmern einquartiert, erinnert sich, dass das Verhältnis zu den unfreiwilligen Gastgebern in den ersten Tagen „kühl“ gewesen sei.<sup>615</sup> Kritisch merkt er an: „Wir waren ja nicht gerufen, wir waren ja aufgedrängt worden,“ und erklärt die Situation: „Das war eine Zwangseinquartierung, also, auf freiwilliger Basis hätte uns da auch keiner rein gelassen, das glaube ich nicht.“<sup>616</sup> Nach etwa vier Tagen hatten sich beide Seiten aber bereits ange-

---

<sup>610</sup> Es gab Franzosen, denen es gelang, Einquartierungen deutscher Soldaten mithilfe von persönlichen Ausreden zu verhindern. Tewes: Besatzungszeit, S. 124f. Vgl. Kuby: Mein Krieg, S. 55.

<sup>611</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 79.

<sup>612</sup> Zitat der damals auf Guernsey lebenden Madeleine Bunting, in: ebd. Beim Abwägen, wie man sich am besten gegenüber deutschen Soldaten verhielt, konnte auch Angst vor der Reaktion der Besatzer die ausschlaggebende Rolle spielen: „Was würde der Soldat tun, wenn er die Eiscrème nicht bekam? Wie viel Macht hatte er? ... Konnte er einen verhaften, wenn man seinen Wünschen nicht nachkam?“ Zit. in ebd., S. 80.

<sup>613</sup> Gockel: Das Tor, S. 40.

<sup>614</sup> Böll: Briefe aus dem Krieg (5.6.1943); Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 174f.

<sup>615</sup> Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 41: „In den Erzählungen der Zeitzeugen aus den besetzten Ländern findet sich nichts von jenem spontanen ‚guten Einvernehmen‘, das zwischen der Bevölkerung und den deutschen Soldaten ‚herbeigeführt worden‘ sei, wie deutsche Tageszeitungen am 10. April nach der Invasion von Dänemark und Norwegen demonstrativ meldeten.“

<sup>616</sup> Der Befragte Paulsen bezeichnet das Verhältnis zu den Franzosen eines etwa 500 m entfernten Bauernhofes mit ähnlichen Worten, als „höflich-distanziert“. Wie Severloh, war ihm ebenfalls bewusst, dass sich die Deutschen unaufgefordert in Frankreich niedergelas-

nähert: „Man grüßte sich und hatte auch zu grüßen. Wir [deutschen Soldaten] hatten unsere Ehrenbezeugung vor den Franzosen zu machen.“ Diese Anweisung an die Einheit stammte in diesem Fall vom Batteriechef Frerking, der im Range eines Oberleutnants stand. Korrektes Benehmen gegenüber der französischen Zivilbevölkerung war jedoch in allen Wehrmachtsteilen unter Androhung strengster Strafen angeordnet worden.<sup>617</sup> Die Ermahnung, der französischen Bevölkerung mit Anstand zu begegnen, wurde den deutschen Soldaten im Westen daher von vielen Einheitsführern mit auf den Weg gegeben.

Inzwischen hatten sich der Hausbesitzer, Monsieur Legrand, und der deutsche Offizier bereits miteinander unterhalten. Frerking war Französischlehrer an einem Gymnasium in Hannover, und der Franzose hatte im Ersten Weltkrieg den gleichen Rang gehabt wie der deutsche Oberleutnant im Zweiten Weltkrieg. Diese Gemeinsamkeiten und der Wegfall der Sprachbarriere haben wohl auch dazu beigetragen, dass das Verhältnis zwischen dem französischen Ehepaar Legrand und den beiden Deutschen nach ein paar Wochen bereits „innig“ geworden war, wie Severloh mitteilte.<sup>618</sup> Frerking hatte ein großes Interesse daran, dass die Beziehung zwischen Franzosen und Deutschen „immer verbessert wurde,“ berichtete der Informant.<sup>619</sup> Madame Legrand behandelte den jungen Deutschen sehr mütterlich, das Ehepaar nahm Severloh sogar im Auto mit in die Stadt, und beide Deutsche wurden häufiger abends eingeladen, um mit Monsieur Legrand einen Calvados zu trinken. Dieser innige Kontakt zwischen Deutschen und Franzosen war im Zweiten Weltkrieg aber wohl nicht die Regel und hing auch mit der Aufgeschlossenheit zusammen, die beide Parteien einander entgegenbrachten.<sup>620</sup> Severloh ergänzte zu den „Rechten“ der Deutschen bei Einquartierungen:

---

sen hatten. Er meinte: „Die waren ja auch nicht auf uns angewiesen, aber wir waren ja ihnen praktisch vor die Haustür gesetzt worden.“ Das 6. FJR, zu dem Paulsen gehörte, campierte später allerdings in Erdlöchern und Zelten, so dass sich hier, außer der üblichen Einkäufe, keine Gelegenheit bot, näher mit Franzosen in Kontakt zu treten.

<sup>617</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 209f. Neuankömmlinge wurden darauf hingewiesen, die Franzosen nicht wie ‚Besiegte‘ zu behandeln und darauf, dass jedes Fehlverhalten unnachsichtig geahndet würde. Vgl. Drolshagen: Freundlicher Feind, S. 9.

<sup>618</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 90, berichtet über seine Besatzungszeit in einem französischen Bauerndorf bei Dijon im Winter 1940/41: „Die Soldaten wohnten auf die Familien im Ort verteilt in Privatquartieren. ... Man gab sich anfangs recht zugeknöpft, doch mit der Zeit lockerte sich die Stimmung. Immer häufiger wurden uns Kostproben aus dem Familientopf angeboten. Und als das Familienoberhaupt begriffen hatte, dass seinen Töchtern von uns keine Gefahr drohte, wurde man geradezu herzlich.“

<sup>619</sup> Viele deutsche Batterie- und Kompaniechefs gaben ihren Soldaten die Ermahnung mit auf den Weg, sich der französischen Bevölkerung gegenüber anständig zu benehmen. Tewes: Besatzungszeit, S. 124. In einem Zeitzugebericht heißt es dazu in: ebd., S. 208: „Die Soldaten wurden immer darauf hingewiesen, dass sie ‚Botschafter‘ seien. Es komme auf jeden einzelnen an, wie er sich benehme.“

<sup>620</sup> Vgl. ebd.: Nordfrankreich, S. 557: „Besonders junge Soldaten erfreuten sich in Frankreich schon 1914 bei älteren Französischen, die ihre Mütter hätten sein können, manchmal besonderer Fürsorge, und 1940 lagen die Dinge mitunter ähnlich, als die französischen Söhne oft noch im Feld standen.“ Vgl. ders.: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 124.

„Man konnte da, auf dieser Farm, wo man war, alles in Anspruch nehmen – wenn ein Offizier drin war, die Mannschaften aber nicht. ... [Ansonsten war die Verpflegung] ganz getrennt. Das Privatleben der Franzosen ging keinen was an. Ja, wenn wir abends zusammen saßen, in der Küche, bei Calvados und Cidre, ja, dann wurde davon erzählt. [Das war] vielleicht zweimal die Woche.“

Drolshagen kam nach ihren Interviews mit vielen auch französischen Zeitzeugen zu dem Ergebnis, dass „lockere, freundliche Beziehungen unter Männern im Krieg überall verbreiteter [waren] als Liebesbeziehungen zwischen Frauen und Soldaten,“ und meint: „Und sie waren auf jeden Fall erheblich verbreiteter, als es die (männliche) Bevölkerung der deutsch besetzten Länder nach dem Krieg einräumen mochte.“<sup>621</sup> Hinzu kommen zwei weitere Aspekte: das „Zusammenleben“ zwischen Deutschen und Franzosen wurde erheblich erleichtert, wenn beide Seiten zumindest vorsichtigen Kontakt hielten. Es war nicht möglich, sich über Monate oder sogar Jahre aus dem Weg zu gehen, und so waren unverbindliche Kontakte die beste Lösung. Außerdem suchten „viele Soldaten ... gezielt Anschluss an Familien und ein häusliches Leben, ... wo sie dem Soldatenleben entkommen und sich ausruhen konnten,“<sup>622</sup> denn es gilt zu bedenken, dass „das absolut schrecklichste in unserem Leben [ist],“ wie Böll seiner Frau schrieb, „dass für gewöhnlich immer ganz dicht und widerlich eng nur Männer aufeinander hocken.“<sup>623</sup> So empfanden es viele Soldaten als ein Stück Heimat, Erholung und Normalität, Frauen in ihrer Nähe zu haben, ohne dass diese notwendigerweise ein erotisches Gegenüber sein musste.<sup>624</sup>

Der Befragte Severloh besaß eine genaue Aufstellung aller Daten über seine Zeit in Russland und in der Normandie. Er habe, besonders in Frankreich, als Soldat „frei“ und daher die Zeit gehabt, dort „umherzugehen“ und sich tagsüber Notizen zu machen. Er glaubt, dass nicht viele Soldaten die Namen ihrer französischen Quartiergeber kannten. In der Tat war das sehr gute Verhältnis zum Ehepaar Legrand außergewöhnlich und blieb auch in der Nachkriegszeit erhalten. Im Interview meinte er rückblickend, dass er im Hause der französischen Familie wie ein eigener Sohn aufgenommen worden sei. Drolshagen stellt in ihrer Studie fest, dass „auffallend viele dieser fürsorglichen Familien einen Sohn hatten, der als Soldat gegen die Deutschen kämpfte oder sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befand.“<sup>625</sup> Im Falle des Ehepaars Legrands vermutete Severloh, dass der einzige Sohn bereits verstorben war. Die näheren Umstände dieses Schicksalsschlags waren ihm aber wohl nicht bekannt. Wie Severloh im Interview durchblicken ließ, unterhielten sich sein Chef und der Franzose

<sup>621</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 166.

<sup>622</sup> Ebd.

<sup>623</sup> Böll: Briefe aus dem Krieg (15.5.1943).

<sup>624</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 167f.

<sup>625</sup> Ebd., S. 181.

durchaus über das brisante Thema Krieg und sparten politische Themen nicht aus.<sup>626</sup>

Der damals in der Bretagne stationierte Kompanieführer, Arnold Thomsen, schilderte seine Eindrücke von der bretonischen Bevölkerung so:

„Die Leute waren zurückhaltend, aber man kriegte doch viele Kontakte, wenn man dann, praktisch ohne Waffen, frei hatte, alleine... Ich hab's oft gemacht, [bin] alleine durch die Lande [ge]streift, zum nächsten Dorf und Bauernhof, und da war so ein kleines Städtchen, da habe ich Butter und Eier gekauft.“

Auf den ersten Blick hatten die Franzosen Respekt vor den Deutschen.<sup>627</sup> Dort, wo wenige oder gar keine Kontakte zu Soldaten zustande kamen, blieb diese Furcht bzw. Zurückhaltung bestehen. Einzelnen, besonders in Zivilkleidung auftretende Deutsche, erwarben sich bei der Bevölkerung der Normandie bei korrektem und freundlichem Auftreten einige Sympathien. Die Zivilkleidung erschien ihnen wohl auch als eine Art friedliche Geste, die einen Moment lang vergessen ließ, dass das Land von den Deutschen besiegt worden war, was durch den ständigen Anblick der Wehrmachtsuniformen für viele Franzosen eine Schmach darstellte. Thomsen bilanzierte die ersten Monate seiner Stationierung ab Januar 1943 als 20jähriger Soldat in Guingamp: „Das war erst 'ne schöne Zeit, war wunderbar.“ Er habe bei einer Französin gewohnt, die eine Tochter hatte und ihn hin und wieder zu einem Calvados einlud. Thomsen stellt richtig: „Die [Dame des Hauses] war ja [aber] nicht von vornherein freundlich. Zu Anfang war sie sehr, sehr reserviert.“ Der Befragte erläuterte, dass sein Chef, ein Oberleutnant, zuvor bei derselben Französin einquartiert gewesen sei und fügte hinzu: „Der konnte sich nicht gut benehmen ... und war hinter der Tochter her.“ Die Französin habe sich daraufhin beim Generalkommando über das Verhalten des deutschen Offiziers beschwert und „gebeten, dass sie jemand anders bekommt.“<sup>628</sup> Trotz der nicht so

---

<sup>626</sup> Drolshagen fiel in den Interviews mit Zeitzeugen auf, dass deutsche Soldaten zwar untereinander wenig oder gar nicht über Krieg sprachen, Krieg und Besetzung jedoch zwischen Deutschen und frz. Zivilisten häufige Gesprächsthemen waren. Ebd., S. 177.

<sup>627</sup> Vgl. Philippe: Normandie, S. 30: „Respekt flößte uns die Besatzungsmacht ein, wenn sie singend an uns vorbeimarschierte. Die rhythmischen Lieder, ohne falsche Töne gesungen, die tadellose Disziplin der Schritte der jungen Soldaten imponierten uns unwillkürlich,“ sowie Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 28: „Die deutschen Soldaten rückten durch die Täler nach Norden und Westen vor, in geschlossener Formation und lauthals singend. Marschmusik hilft den Singenden, Tempo und Gleichschritt zu halten und verleiht ein Gefühl von Gemeinsamkeit und hält vielleicht sogar die Angst in Schach. Außerdem signalisiert sie allen anderen, dass hier Leute kommen, die erstens zusammengehören und zweitens guter Stimmung sind. Das mit den ständig singenden deutschen Soldaten fanden ... alle Zivilisten in allen Ländern, die im Laufe des Zweiten Weltkrieges von den Deutschen besetzt wurden, auch Jahrzehnte später noch erwähnenswert.“

<sup>628</sup> Jeder Franzose hatte das Recht, sich bei der Kommandantur über einen Angehörigen der deutschen Besatzungstruppe zu beschweren, wenn ihm ein Unrecht geschehen war. In der Regel wurde schlechtes Benehmen deutscher Soldaten sofort bestraft, wenn sich die französischen Quartiergeber bei der Feldkommandantur beschwerten. In diesen Fällen erging zunächst eine Verwarnung, und es folgte die Unterbringung des Wehrmachtangehörigen in einem weniger guten Quartier. Außerdem wurde der Störenfried zu zusätzlichen Diensten eingeteilt. Tewes: Besatzungszeit, S. 124f., S. 284.

einfachen Verständigung, wurde der Kontakt zwischen Thomsen und den beiden Französischen dann doch noch „sehr herzlich“. Nach der Befreiung Frankreichs wurde beiden Frauen ihre angebliche Deutschfreundlichkeit zur Last gelegt (s. Abschn. 2.7). Udo Neß und Hans Golder erzählten, dass französische Frauen in ihren Kompanien als Küchenhilfen bzw. Putzfrauen eingestellt wurden, und zwar auf Freiwilligenbasis. Golder berichtete über ein „gutes Verhältnis und meinte: „Die waren sehr freundlich. Die haben auch Charme gehabt, die Französischen.“ Neß erzählte, er habe, da er für die Essenszubereitung zuständig war, den Französischen öfter ein Brot zugesteckt, da er vermutete, dass die Frauen bei den Deutschen aushalfen, um ihre Lebensmittelrationen aufzubessern. Offenbar hat der Befragte sich bei den Damen dadurch hohes Ansehen erworben, denn sie gaben ihm den Namen „Monsieur Correct“. Franzosen und Französischen, die Deutschen gegenüber allzu freundlich oder gar vertraulich auftraten, wurden dafür später von ihren Landsleuten zur Rechenschaft gezogen, zumeist nach dem 6. Juni 1944.<sup>629</sup> Golder fügte seinem Bericht noch hinzu, dass er in seiner Kompanie mit französischen Männern nichts zu tun gehabt hätte und erklärte: „Die hätten ja spionieren können, des wussten wir ja schon.“ Die küstennah wohnenden Bauern in der Normandie wurden, wie in Abschn. 2.5 beschrieben, von den Deutschen hauptsächlich zur Arbeit an den Küstenbefestigungen herangezogen. Nicht-Landwirte waren häufig bei der OT tätig. In beiden Fällen schützte dies die Deutschen jedoch nicht vor Spionagetätigkeit. Sowohl die Bauern als auch die OT-Arbeiter konnten Kontakte zur französischen Résistance unterhalten und diese über den Fortgang und die Art der Verteidigungsanlagen informieren, was auch häufiger geschah. Frauen im Westen galten in dieser Hinsicht wohl als unverdächtig, obwohl es sie auch in der Résistance gab.

Richard Rothe, der in einem Lazarett in Nordfrankreich arbeitete, wusste ähnlich Positives über französische Frauen zu berichten wie Neß. Bevor er auf eine persönliche Beziehung zu einer Französin zu sprechen kam, erzählte er von den französischen Arbeitskräften im Krankenhaus:

„Nun wollten Sie auch gerne wissen das Verhältnis zu den Franzosen. ... So, nun wissen Sie ja, wir kamen ins Lazarett. Küchenpersonal, Reinigungspersonal waren Frauen. Das war 'n Klosterlazarett. Die Schwestern waren täglich um uns herum. Und – wir haben mit dem Personal, mit den Schwestern... Ich habe nie gespürt Hass. ... Im Gegenteil – alle waren hilfsbereit. Und wenn wir in die Stadt gingen, haben 'ne Flasche Wein getrunken, im Lokal, uns is nie Hass entgegen... wollen mal sagen so. Die waren alle nett und freundlich zu uns.<sup>630</sup> ... Man hat sich da nicht gefühlt als Feind oder als Bösewicht.“

<sup>629</sup> Vgl. Thomsen im vorherigen Zitat. Im I c-Monatsbericht hieß es bereits am 2. Mai 1943: „Es mehren sich ... die Fälle, wo man z. B. Frauen, die für die Wehrmacht arbeiten, Vorhaltungen macht.“ (RH 24-84/9).

<sup>630</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 372 (Beleg 47, Nagel): „Die Franzosen so, wenn wir als Soldaten da so kamen, nich, immer freundlich. Also da konnt man nicht[s] sagen.“

Da immer mehr Wehrmachtsangehörige an die Ostfront abkommandiert wurden, stellten die zuständigen deutschen Behörden zum Kochen, Putzen, Waschen, Übersetzen und für Büroarbeiten zunehmend einheimische Frauen ein,<sup>631</sup> wodurch zwangsläufig eine gewisse Nähe zu den Soldaten entstand. In Bezug auf engere Kontakte deutscher Soldaten zu französischen Frauen ist Severloh jedoch der Meinung, dass es so etwas, zumindest in seinem Bereich, nicht gegeben hat:

„Ach, nein, ich habe auch nicht irgendwo erfahren, dass ein deutscher Soldat Kontakt gehabt hatte... Nein, das glaube ich nicht. ... Hätte sich ergeben können, aber nein... Ja, [die Franzosen waren zwar] höflich, aber distanziert – auch mit Grund. Und das Mädchen, das sich mit einem deutschen Soldaten eingelassen hätte, hätte wirklich keinen guten Tag wieder gehabt. Also, das war meine Auffassung. Ja, [aber] wir hatten gar keine Möglichkeit, bei diesem Chef uns daneben zu benehmen. ... Nein, [und das machte auch] keiner, nein, machte keiner.“

Entgegen dieser Ansicht waren Beziehungen zwischen deutschen Soldaten und Französinen während der deutschen Besetzung keine Seltenheit.<sup>632</sup> Besonders Offiziere, aber auch einige „Landser“, die zum Teil schon längere Zeit in Frankreich stationiert waren, hatten häufig eine französische Freundin. Gockel schreibt dazu in seiner Autobiographie: „Es gab aber auch manche Freundschaften zwischen Französinen und Landsern, an deren Ende eine glückliche Ehe stand.“<sup>633</sup>

Walter Müller erzählte im Interview, dass es Vorschriften gab, wie sich deutsche Soldaten in besetzten Ländern zu verhalten hatten:

„Wir hatten im Soldbuch einjklebt einen Zettel. ... Und da standen also die... das Verhalten im Feindesland. Das sind so zehn, zwölf Punkte oder wie viele drin, wie man sich der Zivilbevölkerung gegenüber zu verhalten hätte, und wie man sich als Gefangener selbst zu verhalten hat, was man angeben darf und was nicht, und all' solche Dinge. ... Das war in der Rekrutenzeit eigentlich schon ein Unterricht. Ein Chefunterricht über diese Dinge wurde gehalten, eh' wir nach Frankreich gingen. ... Das Wichtigste eigentlich, was gesagt wurde: ‚Kontakt mit der Zivilbevölkerung nur, soweit wie notwendig. Nichts wegnehmen, nicht plündern! Denkt immer daran, wie's umgekehrt wäre!‘ So. Und in Frankreich war immer die Belehrung: ‚Haltet Abstand von den Frauen!‘“

Der Historiker Franz Seidler bestätigt dies:

„Allen deutschen Soldaten war im Verkehr mit der Bevölkerung besetzter Gebiete Zurückhaltung befohlen. Gesellschaftliche Kontakte mussten, wenn sie dienstlich erforderlich waren, aufs nötigste beschränkt werden. Liebesbeziehungen waren grundsätzlich unerwünscht. ... Eine Ausnahme bildeten die Norweger und

<sup>631</sup> Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 63.

<sup>632</sup> Vgl. Böll: Briefe aus dem Krieg (16.5.1943): „Die Beziehungen zwischen deutschen Soldaten und französischen Mädchen sind überhaupt hier sehr zahlreich und oft ernst, es gibt sehr viele Mädchen, die regelmäßig Briefe aus Russland bekommen.“

<sup>633</sup> Gockel: Das Tor, S. 50. Im Lazarett lernte Gockel eine Französin kennen, die kurz darauf ihren deutschen Verlobten heiratete und nach Deutschland übersiedeln wollte (S. 53). Allerdings waren Ehen zwischen Wehrmachtsangehörigen und Französinen ab 1940 verboten. Dazu Tewes: Nordfrankreich, S. 557f.: „Die so genannte Reinerhaltung der Rasse verbot zu nahe Kontakte, obwohl die aus Augenzeugenberichten zu schätzenden Zahlen der Freundschaften und Kontakte zwischen deutschen Soldaten und Französinen hier einen anderen Trend anzeigen. Angeblich gab es bis Oktober 1943 schon 85 000 Französinen mit unehelich geborenen Kindern, die einen Deutschen als Vater hatten.“

Niederländer. Dort waren enge Beziehungen zur Zivilbevölkerung – zumindest zum weiblichen Geschlecht – nicht nur nicht untersagt, sondern sogar erwünscht. Das Resultat war eine Flut unehelicher Kinder.<sup>634</sup>

Trotz der von Müller und Seidler genannten Vorschriften, die auch für Frankreich galten, kann hier festgehalten werden, dass sie von vielen deutschen Besatzungssoldaten nicht beachtet wurden. Die Gründe, weshalb die Wehrmachtsführung Kontakte zwischen deutschen Soldaten und französischen Frauen nicht wünschte, können hier nur vermutet werden: befürchtet wurden sicher Ansteckungsgefahren und vielleicht auch, dass die Frauen Mitglieder in Widerstandsbewegungen sein oder über entsprechende Kontakte zu diesen verfügen könnten.<sup>635</sup> Denkbar ist auch, dass andere Unannehmlichkeiten vermieden werden sollten, etwa, dass Beziehungen zwischen Besatzungssoldaten und Französinen von den Landsleuten aus Patriotismus nicht gebilligt wurden und es dadurch zu Komplikationen zwischen Truppe und Bevölkerung kommen konnte. Es wurden wohl auch ungünstige Auswirkungen auf die Moral in der Heimat befürchtet, wenn Deutsche sich mit Frauen in den besetzten Ländern Westeuropas einließen. Der Wehrmachtsführungsstab hatte diesbezüglich eine ganze Reihe restriktiver Maßnahmen vorgeschlagen, um weitere Kontakte zu Ausländerinnen zu unterbinden. Es wurden z. B. häufigere Versetzungen, das Aufstellen von Bewährungseinheiten und Urlaubssperren erwogen. Inwiefern von diesen Vorschlägen Gebrauch gemacht wurde, ist nicht belegt.<sup>636</sup> Fakt ist, dass „das Private [selten] so eminent politisch ist wie in Kriegszeiten,“ wie Drolshagen feststellt, und zwar „nicht nur, aber vor allem für junge Frauen.“<sup>637</sup> Und so, „wie die Grenze zwischen Lebenserhalt und Kollaboration, Organisieren und strafbarem Vergehen oft nur im ideologischen Auge des Betrachters lag, war auch das Maß der erlaubten Kontakte mit Besatzern umstritten.“<sup>638</sup> Ob und in welchem Maße Kontakte zu Frauen möglich waren, hing auch vom Einsatzort der Soldaten ab. An der Küste oder auf einem entlegenen Hof eingesetzte und untergebrachte Soldaten bot sich kaum eine Möglichkeit, eine Frau kennen zu lernen. So schrieb beispielsweise der im Westen stationierte Heinrich Böll, dass er „von Frankreich und seinem Westen“ nichts mitbekommen habe, „hier ist wirklich reiner Krieg, alles ist absolut und hart, ohne jedes Zuge-

<sup>634</sup> Seidler: Prostitution, S. 179f. Uneheliche norwegische Kinder wurden aber auch in Heimen untergebracht. Seidler, ebd., weist jedoch darauf hin, dass Eheschließungen zwischen Deutschen und Norwegerinnen nicht erwünscht waren. Aber es wurden, im Rahmen der „unmenschlichen nationalsozialistischen Rassenpolitik“, u. a. deutsch-norwegische Kinder in Lebensborn-Heimen groß gezogen werden, um später den Nachwuchs für die Wehrmacht bilden. Schröder: Jahre, S. 393.

<sup>635</sup> Bei Tewes: Besatzungszeit, S. 125, heißt es dazu: „Wegen Spionagegefahr sah man enge Kontakte mit Franzosen nicht gern.“

<sup>636</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung), S. 499.

<sup>637</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 160.

<sup>638</sup> Ebd.

ständnis.“<sup>639</sup>

Walter Müller ergänzte in seinem Bericht noch, dass die Belehrung, von den Frauen in Frankreich Abstand zu halten, bezüglich russischer Frauen nie gesagt worden sei.<sup>640</sup>

Arnulf Weiß erinnerte sich, ebenso wie Müller, an entsprechende Ermahnungen im Vorwege seiner Besatzungszeit in Frankreich:

„Frauen, ja, also da haben mehrere... die sind infiziert worden bei uns. Das weiß ich, die sind bestraft worden, sind weg gekommen. Ich weiß nicht, wat mit denen jescheh'n is, die waren infiziert. [Die hatten] Verhältnisse zu Französinen, ja, ja. Ja, das wurde... da ham se uns extra verwarnt..., ja, [wir haben] jesagt bekommen, hier, dat... Kein Verhältnis zu [Frauen dort].“

Landser, die sich bei französischen Frauen ansteckende Krankheiten zugezogen hatten, wurden mit Urlaubs- und Beförderungssperren bestraft.<sup>641</sup> Gockel bekam von älteren Soldaten Verhaltensratschläge und schreibt in seinen Erinnerungen über seine eigene Einstellung sowie über die seiner Kameraden, zu diesem Thema:

„Uns interessierten diese Kontakte zwischen Soldaten und Französinen nur wenig. Als Siebzehnjährige hatten wir noch nicht das Bedürfnis, hier Erfahrungen zu machen. In Aufklärungsschriften wurde dazu vor Geschlechtskrankheiten gewarnt. Ältere Landser, die sich teilweise für uns verantwortlich fühlten – sie konnten manchmal unsere Väter sein – haben uns ständig davor gewarnt, mit leicht zu erobernden Mädchen Kontakt aufzunehmen. Abschreckende Beispiele über die Behandlung von Geschlechtskrankheiten wurden uns geschildert.“<sup>642</sup>

Severloh mag darüber ähnlich gedacht haben. Auch stellte er klar, dass sein Chef zwar an einem sehr guten Verhältnis zwischen deutschen Soldaten und Franzosen interessiert war, engere Kontakte zu Französinen jedoch für ihn und die Angehörigen seiner Batterie nicht in Frage kamen und in keiner Form zu dulden waren. Auch hatte der Befragte zuvor bereits verdeutlicht, dass Oberleutnant Frerking zwar ein Batteriechef mit menschlichen Zügen, aber auch eine Respekt einflößende Persönlichkeit war. Es ist davon auszugehen, dass er seinen Soldaten, ähnlich wie im Falle von Müller

<sup>639</sup> Böll: Briefe aus dem Krieg (14.7.1942).

<sup>640</sup> Siehe Abschn. 5.3.

<sup>641</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 125.

<sup>642</sup> Gockel, S. 51f. Dazu erzählte Lützen im Interview, dass es zwar nicht verboten gewesen sei, eine französische Freundin zu haben, wies aber auf eventuelle Nachteile für die Französinen hin sowie auf Konsequenzen für deutsche Soldaten, die sich mit einer Geschlechtskrankheit infiziert hatten: „Denen haben sie die Haare ja dann abgeschnitten. ... Marlène, die war hochschwanger, im 8. Monat, ... von 'nem Deutschen. Und denn hatte sie noch Tripper. Und da holte sich der Leutnant ... erstmal der Oberfeldwebel wat weg und dann nachher der Leutnant. Und denn ab nach Caen. Ich bin mit 30 jungen Soldaten nach Caen gewesen, durchs Lazarett, als Abschreckungsmanöver. ... Da kamen wir rein, war so'n Zimmer, ... da lagen 30 ... Wie die 'n weißen Kittel sahen, dann fingen die an zu schreien. Ja. [Und denn] war einer, der sollte in Urlaub fahren. ... Was kam dabei raus? Der kam nicht in Urlaub, der kam ins Lazarett. Und wenn einer Syphillis hat, das war ja wohl das Schlimmste. Die werden [verrückt]. ... Ja, können. Dann wurde man ja bestraft. Die kamen nach Russland, ab [nach] Russland. ... Aus Sabotage haben die dat gemacht. ... Ja, ich glaub', die [Mädchen] wurden ‚gekauft‘, hab ich mal gehört. ... [Wehrkraftersetzung] war das ja für den Deutschen. ... Bei uns in 'ne Kompanie, die Offiziere, die hatten wirklich Angst. Die wussten, die Zivilisten, die wussten viel mehr Bescheid wie wir als einfache Landser, wenn wir irgendwie verlegt werden sollten oder so.“

und Weiß, in Bezug auf Franzosen und Französinnen bestimmte Verhaltensweisen befohlen hatte, die innerhalb seiner Einheit auch umgesetzt wurden. Hinzu kommt, dass sich das A.R. 352 nur von Februar 1944 bis Juni 1944 im Calvados aufhielt, eine Zeit, in der vor allem die Strandausbauten auf WN 62 voran geführt werden mussten und den Soldaten kaum Freizeit blieb. Die Einschätzung Severlohs, wonach Französinnen, die eine Beziehung zu deutschen Männern unterhielten, nach dem 6. Juni 1944 nichts Gutes widerfuhr, trifft zu. Ihnen wurden in der Regel öffentlich die Haare geschoren, manche von ihnen bezahlten die von ihren patriotischen Landsleuten ab zu lehrenden Kontakte zu Deutschen nach der Befreiung sogar mit dem Leben.<sup>643</sup> Der Vorwurf – ob wahr oder nicht –, mit dem Besatzer kollaboriert oder sogar fraternisiert zu haben, ihn also „gezielt und gegen die eigenen Interessen des Volkes“ unterstützt und sich damit „unpatriotisch verhalten zu haben, war ein soziales Todesurteil, das man auch nach dem Krieg nicht los wurde.“<sup>644</sup>

Darüber hinaus wurde zwar auch vor „leichten Mädchen“ in Frankreich gewarnt,<sup>645</sup> es hieß sogar, dass einige von ihnen als Mitglieder oder Sympathisantinnen der Résistance absichtlich deutsche Soldaten mit Geschlechtskrankheiten ansteckten, damit sie dienstunfähig werden. Um jedoch den deutschen Soldaten den Kontakt mit Frauen nicht gänzlich zu verwehren, diese aber zu überwachen und ärztlich zu kontrollieren,<sup>646</sup> gab es in jeder größeren Stadt Wehrmachtsbordelle.<sup>647</sup> Der Informant Friedrich Esser wurde in einem solchen Etablissement zum Wachdienst eingeteilt:

„In Évreux, ja, [da war ich], ja, Oktober, November, Dezember, Januar [1942/43], ja, etwas mehr. Also, in Frankreich lag die Division ‚Leibstandarte‘ ja zur Auffrischung. Sie hatten also die Kämpfe im Osten mitgemacht, ’42, und wurden aufgefrischt. Und wurde nicht nur aufgefrischt, sondern wurde mit einem Panzerregiment verseh’n, was se bis dahin noch nicht hatte. Deswegen wurden wir also auch einfach zu ’ner Panzerabteilung umfunktioniert, und ich muss sagen, dass das Leben in Frankreich war natürlich also... [als] schön möcht’ ichs nicht bezeichnen – Soldatenleben is nie so richtig schön -, aber es war also keine schwierige Zeit. Wir haben einfach Dienst gemacht, haben an dem einen Panzer, den wir hatten, mehr gab’s damals noch nicht für uns, Übungen gemacht, haben also auch denn natürlich Freizeit gehabt, haben ’n bisschen die sehr schöne Stadt Évreux erkundet, und ein (lacht) Erlebnis is mir noch in Erinnerung geblieben: es gab na-

<sup>643</sup> Über Frauen, die eine Liaison zu Wehrmachtssoldaten hatten oder denen dies auch nur vorgeworfen wurde, siehe Drolshagen: Nicht ungeschoren davonkommen.

<sup>644</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 184f.

<sup>645</sup> Gockel: Das Tor, S. 52.

<sup>646</sup> Diese Lenkungsmaßnahmen sind vor allem als Lehre aus den Erfahrungen im Ersten Weltkrieg zu verstehen, in dem zwei Millionen Soldaten geschlechtskrank gewesen waren. Seidler: Prostitution, S. 186, vgl. S. 138f, 145 und der Abschn. Bevölkerung im Osten.

<sup>647</sup> Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 203: Neben dem Anliegen, die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten einzugrenzen bestand der Hauptzweck der Bordelle darin, „Vergewaltigungen und Homosexualität vorzubeugen sowie die Soldaten davon abzuhalten, mit den Zivilistinnen der besetzten Gebiete zu schlafen.“ Es gab getrennte Établissements für Offiziere und Mannschaftssoldaten. Die Bordelle für Offiziere waren komfortabler. Ebd., S. 202f. Im Jahre 1942 „verfügte die deutsche Wehrmacht über ein halbes tausend Wehrmachtsbordelle“, so Seidler: Prostitution, S. 186.

türlich auch ein Bordell in Évreux. Und dieses Bordell wurde also ständig kontrolliert von Wachhabenden und einem Trupp Soldaten. Und eines schönen Tages war ich also auch dazu abkommandiert. Und als wir dann aus dem Bordell raus kamen, fragte mich der Wachhabende da, der später auch mein Panzerkommandant wurde: ‚Sagen Sie mal, Esser, sind Sie denn überhaupt schon 18?‘ ‚Nein, Scharführer, ich bin erst 17.‘ ‚Ja, denn dürfen Sie da doch noch gar nicht rein!‘ (Lacht) Ja, da war ich also noch 17. Naja, ach Gott, jeder Soldat, der ein Bordell besuchte, musste ja hinterher in einen Raum, wo er behandelt wurde gegen Geschlechtskrankheiten. ... Und das musste also kontrolliert werden, ob das nun jeder machte, und ob da auch wirklich ’n Arzt war, der also nun dafür zuständig war.“ Gockel berichtet in seinen Erinnerungen, dass ihn die Prahlereien von Landsern in Cafés, die zuvor in Wehrmachtbordellen gewesen waren, beschämten.<sup>648</sup> Esser, als 17jähriger damals im selben Alter wie Gockel, scheinen die Erlebnisse eher belustigt zu haben. Etwas Anstößiges konnte er daran nicht finden, ganz im Gegensatz zu anderen Kameraden, die das Verhalten der Französinen „als anstößig und teilweise ordinär“ empfanden und dieses Thema gegenüber Ehepartnerinnen oder Freundinnen durchaus offen ansprachen.<sup>649</sup> Neben so genannten Wehrmachtbordellen gab es auch nicht genehmigte Häuser dieser Art, zu denen Wehrmichtsangehörige keinen Zutritt hatten. Heeresstreifen überwachten solche Établissements. Dort angetroffene deutsche Soldaten wurden gemeldet und anschließend bestraft.<sup>650</sup> Da sowohl deutsche Soldaten als auch französische Frauen dazu angehalten wurden, sich in Bezug auf tiefer gehende Beziehungen zurückzuhalten, blieb für „menschliche Annäherungen“ wenig Raum. Der Schriftsteller Heinrich Böll erklärt den Zusammenhang zwischen „Soldaten und Dimen“ mit dem „Trost des Vergessens“, nach dem „jeder Soldat [angesichts des immer und überall gegenwärtigen Todes] verlangt.“<sup>651</sup> Andere, besonders sehr junge Soldaten, standen als Unerfahrene plötzlich im „Umfeld der käuflichen Liebe“<sup>652</sup> und lehnten diese voller Abscheu ab. Müller, der als Dolmetscher in Marseille in ein solches Établissement mitgenommen wurde, erinnert sich vor allem an seine Unerfahrenheit zur damaligen Zeit. In Anwesenheit seiner Frau berichtete er von seiner ersten Konfrontation mit einem Bordell:

„Und diese Bordells (lacht), das weiß ich also, mir war bis dahin gar nicht... den Begriff ‚Bordell‘ oder ‚Puff‘, wie die Landser sagten, das kann‘ ich gar nicht. Da kam eines Tages der Spieß zu mir und sagte: ‚Müller, Sie sprechen Französisch. Wir wollen heute Abend dort auf den Unteroffizierspuff in Marseille. Sie müssen mit zum Dolmetschen!‘ Ja, und dann fuhren wir also mit der Straßenbahn in die Stadt rein, und da war ein, in einer Nebenstraße der... Rue de Rome, weiß ich

<sup>648</sup> Ebd., S. 52. Dennoch merkt Gockel in seinen Erinnerungen: Das Tor, S. 41, an, dass das Thema „*Französinen* [unter deutschen Soldaten] sehr bald ‚*Thema Nr. 1*‘ [wurde].“

<sup>649</sup> Vgl. FpBf Erwin John, 28.6.1940, aus dem Elsass: „Ich sitze hier in einer Wirtschaft, hier wird gesoffen wie noch nie. Elsässer Mädchen sitzen auch hier, sie sind so besoffen, dass man sich schämen möchte. ...“ und FpBf Willy Pickert, 29.7.40: „Pariser Aktsachen! Es ist einfach unglaublich, was auf dem Gebiet hier in Frankreich überhaupt geleistet wird. Mann kann ruhig sagen, degeneriert bis in die Knochen.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 271.

<sup>650</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 401.

<sup>651</sup> Böll: Vermächtnis, S. 58.

<sup>652</sup> Gockel: Das Tor, S. 41.

noch wie heute, war also ein riesengroßes Haus, da waren Barrieren davor, abgesperrt, da standen Posten davor, mit Karabinern und Handgranaten, und jeder, der reinging, musste sich ausweisen. Und drinne war... ein Sanitätssoldat saß da, da musste jeder sein Soldbuch abgeben, damit hinterher, wenn er Verkehr gehabt hatte, das eingetragen wurde, dass er saniert war. Sonst galt es als Selbstverstümmelung, wenn da irgendeine Ansteckung war. Also so, das hab ich da gesehen und erlebt. Mir gingen die Augen über (lacht). Wir saßen da drin. Das war ja ein vornehmes Haus, so Sessel, ach Gott, so schön weich sitzen. Und nun mal Apéritif bestellt. Und plötzlich rauscht es, und da saß hier auch schon ein Mädchen, so leicht bekleidet. Ich habe gedacht, mir bleibt die Luft weg (lacht). Das war extra für die Wehrmacht geschaffen. Da gab es für Mannschaften, für Unteroffiziere und für Offiziere. Ja, das war ganz streng war das getrennt, ja.“

Ähnlich wie Müller reagierten unbedarftere deutsche Soldaten auf die Aufmachung der Damen, besonders der des Pariser Nachtlebens. Landwirtssöhne, die bis dahin zumeist nur die größere Kreisstadt ihrer Region kannten, fanden sich auf einmal in einer Welt wieder, die sie zugleich entrüstete und faszinierte.<sup>653</sup>

Manches Mal löste auch die äußere Erscheinung der in ihre Heimatorte zurückwandernden Flüchtlingsfrauen bei einigen Deutschen Befremden aus, die „trotz der unvermeidlichen Unordentlichkeit nicht vergessen ha[ben], das Rouge aufzulegen und sich in allen gängigen Farben zu pudern und zu schminken,<sup>654</sup> und wirkte unangemessen.

Eine besondere Geschichte, in der ein Wehrmachtssoldat eine Liebesbeziehung zu einer Französin hatte, erzählte, wie zu Beginn des Abschnitts bereits angekündigt, der Befragte Rothe. Zunächst berichtete er über eine französische Küchenangestellte: „Und da kam immer die gleiche aus der Küche, war 'ne junge Frau. Die war so nett zu mir. Die hat mir das [Essen] jebracht. Die hat sich jefreut und so weiter.“ Aus Rothes Worten spricht aufrichtige Freude über die Freundlichkeit der Französin. Darüber hinaus arbeitete eine französische Medizinstudentin mit den unteren Dienstgraden im OP. Rothe erklärte: „Die hatte das Studium unterbrochen, durch den Krieg. Und – hübsches Mädchen -, und wir hatten beide 'ne sehr gute Freundschaft hatten wir. Und ob das der Professor war, oder der Stabsarzt, sie wurde nur *Madame Rothe* genannt.“ Rothe erhielt jedoch bald darauf einen Gestellungsbefehl nach Russland und sollte am 3. Januar 1943 nach dort verladen werden. Er schilderte die ungewöhnliche Reaktion der Französin auf seine bevorstehende Abreise:

„Einige Tage früher sagte sie zu mir: ‚Ihr kommt nach Russland. Du bleibst hier!‘ Das hat sie nach Mittag zu mir gesagt. ‚Heute Abend um Acht steht vor 'm Tor ein schwarzer Wagen. Da sitzt mein Bruder drin.‘ So, ich war perplex. Ich habe gesagt: ‚Nein, Janine, so hieß sie, das mach ich nicht!‘ Wissen Sie, in dem Moment wär’

<sup>653</sup> Vgl. FpBf Peter Schwankert, 19.11.43, in: Jasper: *Zweierlei*, S. 271: „Wir sahen eine Revue. Ich war einfach platt, was es heute alles noch gibt. Eine Aufmachung, wie man sie bei uns im Frieden nie zu sehen bekommen hat. Garderoben, wo einem einfach die Spucke wegbleibt. Kleider mit meterlangen Schleppen, allerdings dafür oben um so weniger. Für die kleinen Brüstchen hat es dann meist nicht mehr gereicht. Nackt und bloß liegen sie im Scheinwerferlicht und wiegen sich im Tanze.“

<sup>654</sup> FpBf Herbert E., 23.6.40, in: ebd.

ich fahnenflüchtig geworden. Ich habe Eltern, und die Eltern hätten gelitten. Ich hab 'ne Schwester, die hätte gelitten, und ich wäre... Ich war in Russland in Gefahr und wär' als Fahnenflüchtiger in Frankreich auch in Gefahr gewesen, ja? Und das is mir alles so schnell durch 'n Kopf jegangen. Da hab ich jesagt, das mach' ich nicht. Und – wir waren denn noch einije Tage da. Aber in diesen einijen Tagen war das Verhältnis natürlich mit Abstand. Und – ich will Ihnen sagen, Sie sind jung, ... ich war ja nun in einer ganz heiklen Situation. Ich habe nun indirekt gewusst oder direkt gewusst, dass sie irgendwie mit der Untergrund... *könnte* gewesen sein oder so weiter. Könnte Liebe sein, könnte aber auch... Wenn der Bruder sagt, [er] holt mich ab – ich wusste das nicht, ja? ... Und sie hätte mir vielleicht auch jesagt: ‚Wenn wir uns beide lieben, musst du auch gegen die Deutschen intrigieren,‘ oder irgendwas. Jedenfalls war mir das zu... Ich habe, dass sie mir das Angebot jemacht hat, kein Wort [darüber zu jemandem] verloren. Zum ersten Mal... ich bin '48 aus der Kriegsgefangenschaft gekommen, da hab ich's meinem Vater und denen erzählt. Denn ich war ja selbst in Jefahr. Ich hätte das melden müssen. ... Ja, ich musste mich entscheiden, praktisch auf der Stelle. ... Ich wollte damit nur sagen, wie das Verhältnis war.“

Ein ähnliches „Angebot“ wie Rothe es in Frankreich erhielt, wurde dem zwangsweise zur Wehrmacht eingezogenen Elsässer Fernand Bernecker während seines Einsatzes auf dem Balkan 1943 von einer Kroatianerin unterbreitet. Als sie verstand, dass er kein Deutscher war, berichtete sie ihm davon, dass ihr Vater und ihr Bruder sich den Partisanen angeschlossen hatten und schlug ihm vor, „ich sollte mit ihr nach Hause kommen, ihr Vater würde mich verstecken und später zu den Partisanen schleusen.“<sup>655</sup> Ihm sei das Risiko jedoch zu groß gewesen. Wie Rothe auch, befürchtete er die Verhaftung seiner Eltern im Falle seiner Fahnenflucht.<sup>656</sup>

Richard Rothe erzählte über sein persönliches Kriegsende, dass er als Dystrophiker aus der Gefangenschaft entlassen worden und ein ganzes Jahr krank gewesen sei. In Anbetracht seines schlechten Gesundheitszustandes und der gesamten Umstände habe er nicht versucht, wieder einen Kontakt zu der Französin aufzubauen. Er meinte: „Denn schließlich – Sie wissen ja, wie das war nach dem Kriege mit Franzosen, das Verhältnis und so weiter. Die wurden ja denn auch verfolgt.“ Janine war Bretonin und

<sup>655</sup> Bernecker: Die geopferte Generation, S. 140.

<sup>656</sup> Ebd.; Lenz beschrieb in seinem Roman Deutschstunde, u. a. S. 79 – 105, die fatalen Konsequenzen, die ein fahnenflüchtig gewordener Wehrmachtsoldat sowie dessen Familie zu tragen hatten. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang ebenfalls der Vater des Ex-Regierungssprechers Uwe-Karsten Heye, Wolfgang Heye. Nachdem er im Juni 1941 eingezogen worden war und im Kriegslazarett seine Vorderzähne verloren hatte, was seine Opernkarriere für immer beendete, desertierte er. Nach seiner Verhaftung und sechs Monaten Gefängnis, kam er wieder an die Front. Nach dem einzigen Urlaub, den die Familie gemeinsam erlebte und der Rückkehr Wolfgang Heyes an die Front, desertierte er erneut und wurde in ein Strafbataillon in Wilna gesteckt. Ursel Heye musste, um Repressalien für sich und die gemeinsamen Kinder zu vermeiden, einer Scheidung zustimmen. Ein fataler Irrtum – beide erhielten vom Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes die Nachricht, dass der jeweils andere nicht mehr am Leben sei – riss die Familie im Krieg auseinander. Als sie 1962 durch einen Zufall erfuhren, dass Wolfgang Heye in Stuttgart lebte und ihn dort besuchten, saß dort eine Familie, die keine mehr war, und auch keine mehr werden würde. Heye: Vom Glück nur ein Schatten. Sehr eindringlich ist besonders die Verfilmung des Buches unter dem Namen „Schicksalsjahre“, den das ZDF in einem Zweiteiler am 18. und 19. März 2011 jeweils um 20.15 Uhr ausstrahlte.

somit wahrscheinlich sehr nationalbewusst eingestellt. Auch habe er vermutet, dass sie nach all den Jahren inzwischen verheiratet gewesen sein könnte. Rothe betonte aber das Vertrauensverhältnis, das es zwischen Deutschen und Franzosen, auch im Krieg, geben konnte und stellt klar, dass er im Vorwege überhaupt keine Anweisungen im Hinblick auf den Umgang mit der französischen Bevölkerung erhalten hatte.<sup>657</sup> Der ehemalige Sanitäter erklärte: „Wir sind gleich eingewiesen worden ins Lazarett. Wir haben gleich Kontakt gehabt mit den Zivilisten, die da gearbeitet haben. ... Bei uns stand wirklich nur im Vordergrund: Helfen!“

Von einem Vertrauensverhältnis zwischen Deutschen und Franzosen spricht auch Herr Arp. Er habe sogar Nationalfranzosen gekannt, die sich ihm gegenüber offen zu ihrer Einstellung bekannt hätten:

„Das Vertrauen! Ich hab sie geachtet deswegen. Ich hab gesagt, *die* sind Franzosen. Ich kann's verstehen, wenn sie für Frankreich eintreten. Das kann ich verstehen! Ich würd's... ich mach' es ja auch für Deutschland. Ob das der eine Lehrer war, der das mir sagte oder ob das der Bauer, der Farmer war...“

Weil Arp leutselig war und sehr gut Französisch sprach, brachte ihm dies jedoch einmal auch Schwierigkeiten ein, wie er im Gespräch erklärte:

„Einmal hab ich in Frankreich doch 'n bisschen Bammel gehabt. Da war ich auch sonntags, das weiß ich noch genau, bei einer Familie, wollte was kaufen. Wir unterhalten uns so. Auf einmal meinen die, ich sei ein französischer Spion in deutscher Uniform. Da hab ich aber Angst bekommen. ... Die Franzosen [meinten] – ob ich net 'n Spion sei. Ja, ich hab dann genau meinen Pass, alles gezeigt, aber es war mir doch 'n bisschen ungemütlich.“

Christian Ritter, der als Leutnant in einem zu der Zeit nicht bewohnten *Château* untergebracht war, beschreibt das Aussehen der Räumlichkeiten:

„In den Quartieren war das ja immer so, dass die Leute, die Franzosen, uns eigentlich immer ihre besten Zimmer gaben. Das ist nun der *Salon*. Die französischen Salons, die waren meistens [im Stile] Louis XIV., also irgendwo stand eine verstaubte Harfe, ein Klavier war also nirgendwo zu finden, wo man mal drauf spielen konnte, aber es war alles sozusagen historisch – und total verstaubt. Und man schlief denn in Louis-XIV-Betten mit Himmelbett und fühlte sich eigentlich gar nicht sehr wohl, ja, schön. Es war eigentlich immer nur interessant, aber es war erstaunlich, dass auf dem Lande also doch immer noch solche historisch eingerichteten Räume in den Häusern waren. Ich vermute, dass das immer noch so ist. ... Man muss da unterscheiden, wenn man also zu den Bauern ging, da war das eigentlich unten im Parterre alles bäuerlich, schwere Möbel, der Kamin.“

Bestimmte Einheiten, wie etwa die Nachrichtenabteilung Ritters, waren häufig geschlossen in einem größeren Herrenhaus untergebracht. Im geschilderten Fall wohnten auch die Eigentümer noch dort.<sup>658</sup> Ritter, der musikalisch begabt ist und schon als

<sup>657</sup> Bei Tewes: Besatzungszeit, S. 125, heißt es dazu jedoch: „Wegen Spionagegefahr sah man enge Kontakte mit Franzosen nicht gern.“

<sup>658</sup> Gfm. Rommel hatte sich mit dem gesamten Stab der Heeresgruppe B in La Roche Guyon, im Schloss des Herzogs Larochehoucauld, einem Nachfahren des berühmten Verfassers der „Maximen“, die im 17. Jh. geschrieben wurden, einquartiert. Auch hier waren die Besitzer nicht geflohen. Sie bewohnten die oberen Stockwerke und überließen den deutschen Offizieren das Parterre. Ryan: Der längste Tag, S. 13. Ein Offizier Rommels,

junger Mann mehrere Instrumente beherrschte, vermisste in der Unterkunft ein Klavier, auf dem er gern gespielt hätte. An mehreren Stellen finden sich im Gespräch mit diesem Zeitzeugen Hinweise darauf, dass er die Musik im Krieg mehr als alles andere als Ausgleich zum Soldatendienst entbehrte und jede sich bietende Gelegenheit wahrnahm, um auf einem Instrument spielen zu können.

Carl Schweitzer erinnerte sich im Interview daran, dass seine Batterie als Gefechtsstand ebenfalls ein „kleineres Schlösschen“ ausgewählt hatte. Dieses befand sich jedoch aufgrund vorheriger deutscher Präsenz und der offenkundigen Abwesenheit der Besitzer, nicht in dem von Ritter beschriebenen, sondern in einem ziemlich desolaten Zustand. Der damalige Leutnant erzählte:

„In der Normandie erinnere ich mich an ein kleines, wir nannten es immer Château-Schlösschen, ein Herrenhaus, vor Caen war das. Die Batt'rien waren in einem kleinen Wiesengrund vor uns, und dann kam so'n bisschen Buschgelände, Wald, und da kam der Ort. Ich weiß nicht, ob das schon Caen war. Und da war hinter diesen Wiesen war in so 'ner kleinen Seitenstraße war ein kleines Schlösschen. Und das beschloss mein Kommandeur als Gefechtsstand zu nehmen. Das war morgens so um 5.00, war grad' so hell geworden. Er da rein und erst mal 'ne Mütze voll Schlaf genommen. Ich musste immer, wie ich sagte schon, erst mal gucken: Is alles da? Verbindungen da, und so weiter. War 'n wunderschönes Schlösschen, bin auf den Balkon gegangen, morgens, weiß ich noch, und war noch ruhig alles. Aber das Dingchen war geplündert. Das war schon... nicht alles weg genommen, aber war zum Teil schon aufgerissen und... und... und irgend welches, weiß ich nicht, Silber oder wie was raus genommen, oder so was ähnliches. Das hatten sicherlich Deutsche gemacht, nehm' ich mal an, die da vor uns drin waren. Das hat mich doch sehr nachdenklich gemacht und denn irgend... Die Leute war'n nich mehr da, aber ich fand in dem Salon von Madame zum Beispiel ein Modejournal. Ich hab nie wieder so was Raffiniertes gesehen in meinem Leben. Das hatte also immer geteilte Blätter, so (zeigt), und da passte immer das Oberteil zum Unterteil der nächsten Seite und so ähnlich, ja? Da hab ich (lacht) direkt dran gesessen und mir das angeschaut und hab gesagt: ‚Hübsch. Das muss ja 'ne elegante Madame gewesen sein.‘ Also, da is es mir zum Beispiel einmal nahe gegangen, dass geplündert wurde.“

Ganz offensichtlich hatten die französischen Schlossbesitzer sich nicht die Zeit genommen oder nehmen können, ihr Domizil leer zu räumen, wie die zurückgelassenen Modejournale vermuten lassen. Anzunehmen ist auch, dass aus Zeit- und Transportgründen die Wertgegenstände, wie das Tafelsilber, zurückgelassen wurden, die nun jedoch nicht mehr vorhanden und eiligst – die aufgerissenen Schubladen sprechen wohl dafür, dass die Angst vor Entdeckung zum schnellen Handeln antrieb - als Diebesgut weggeschafft worden waren.<sup>659</sup> Ob das *château* von

fragte sich oft, ob die herzogliche Familie bei dem geschäftigen Treiben der Deutschen bereits in den frühen Morgenstunden, überhaupt nächtliche Ruhe fand. Ryan: Der längste Tag, S. 18. Anzunehmen ist, dass die Einquartierung eines ganzen Stabes mit Wachposten vor den Toren und Türen für sie eine Beeinträchtigung bedeutet haben muss.

<sup>659</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 203, weist ebenfalls darauf hin, dass es zuweilen Übergriffe auf das Privateigentum von Franzosen gab und schreibt: „[Deutsche] Soldaten oder ihre Einheiten eigneten sich willkürlich und ohne Genehmigung privates oder öffentliches Eigentum an. Sie zerstörten Wohnungseinrichtungen, was vornehmlich während des Feldzuges und unmittelbar danach geschah.“

deutschen Soldaten oder der französischen Bevölkerung geplündert worden ist, konnte vom Befragten nur vermutet werden, denn auch Franzosen hatten sich im Sommer 1940 nach offenkundiger Abreise der Besitzer zuweilen deren Eigentums bemächtigt und Häuser geplündert.<sup>660</sup> Häufig bestand der Unterschied jedoch darin, dass von den Landsleuten hauptsächlich Wertgegenstände von Interesse waren, während einige deutsche Soldaten aus unverständlichen Gründen eher zur Zerstörung des Inventars herrschaftlicher Anwesen neigten, wie auch nachfolgendes Beispiel veranschaulicht. Auf die Frage, ob er sich Gedanken darüber machte, warum er als Soldat in Frankreich war und ob ihn zur damaligen Zeit die Frage von Recht und Unrecht der deutschen Besatzung in irgendeiner Form bereits dort beschäftigte, führt Herr Arp ein ähnliches Erlebnis an wie Herr Schweitzer:

„Ich musste mal – da is mir 's am stärksten aufgefallen – raus[fahren]. In der Normandie gibts ja so Schlösser. Da musste ich mal raus, schauen, nachschauen, ob da [ein] – wie soll man sagen? – Ausweichkrankenplatz oder Verbandsplatz sein könnte. Und das, das werd' ich nie vergessen. Das war in der Nähe, wo... in der Stelle, wo Wilhelm der Eroberer gestartet is, da is 'n Gedenkstein an der Hauptstraße. und da in der Nähe war ein Schloss. Die [Franzosen] waren weg, das war leer. Das war offen, ... sollt' ich nachschauen, bin ich rein. Und da waren vorher Deutsche drin. Ich hab mich geschämt – so sah das Schloss aus! Alle Spiegel kaputt! Die Toiletten noch voll! Die Kränen kaputt gehauen. Also richtige Zerstörungswut! Kräne oder Türschlösser und so weiter. Da hab ich mich wirklich geschämt.“

Woher Arp so genau wusste, dass sich vorher deutsche Soldaten im Schloss einquartiert hatten, wird von ihm nicht mitgeteilt. Vielleicht gab es dort, außer der geschilderten Zerstörungen, weitere Hinweise auf eine vorherige deutsche Präsenz. Schon in anderen deutsch-französischen Kriegen und nachfolgender Besatzungszeit war es vorgekommen, dass deutsche Soldaten das Mobiliar französischer Besitztümer zertümmerten, plünderten und, ohne jegliche Achtung vor kulturellen Gegenständen oder Respekt vor fremdem Eigentum, ihre scheinbar blinde Zerstörungswut auslebten. Der „Frieden im Krieg“ verdeutlicht zwar die zeitweise Unterforderung und Unterbeschäftigung deutscher Soldaten, rechtfertigt aber keinesfalls ein solches Fehlverhalten. Der französische Schriftsteller Guy de Maupassant griff das Phänomen der Zerstörungswut am Beispiel des deutsch-französischen Krieges 1870/71 in einem Roman auf.<sup>661</sup> Er beschreibt darin das Vergnügen eines deutschen Soldaten, der wegen seines femininen Auftretens den Beinamen „Mademoiselle Fifi“ erhielt. Hauptsächlich aus Langeweile fiel ihm nichts Besseres ein, als den wertvollen Bildnissen in einem französischen *château* die Augen auszuschießen, die kostbare „*Tapiserie de Flandres*“ mit Säbelhieben zu zerteilen und die Spiegel des Hauses mittels Pistolenschüssen zu

<sup>660</sup> Siehe Ausführungen und Anmerkungen auf der ersten Seite dieses Abschnitts.

<sup>661</sup> Maupassant: *Mademoiselle Fifi*.

durchlöchern.<sup>662</sup> Zudem hatte er die „Technik“ des Verminens bestimmter Gegenstände erfunden:

« La *mine*, c'était son invention, sa manière de détruire, son amusement préféré. ... Le petit marquis alla chercher dans le salon ce qu'il fallait. Il apportait une toute mignonne théière de Chine famille Rose qu'il emplit de poudre de canon, et, par le bec, il introduisit délicatement un long morceau d'amadou, l'alluma, et courut reporter cette machine infernale dans l'appartement voisin. ... Tous les Allemands attendaient, debout, avec la figure souriante d'une curiosité enfantine. ... Et le major considérait d'un air paternel le vaste salon bouleversé par cette mitraille à la Néron et sablé de débris d'objets d'art. Il en sortit le premier, en déclarant avec bonhomie: 'ça a bien réussi, cette fois.' »<sup>663</sup>

Wenn dies jedoch eher die Ausnahme deutschen Benehmens in Frankreich darstellte, so belegen doch die Aussagen von Arp und Schweitzer sowie weiterer Zeitzeugen in anderen Abschnitten, dass ähnliche Zerstörungen, wie oben beschrieben, auch im Zweiten Weltkrieg vorgekommen sind. Welche Beweggründe deutsche Soldaten hatten, sich so zu verhalten, ob aus Langeweile, Zerstörungswut oder aus der von Maupassant mit den Worten: „A nous la France et les Français, les bois, les champs et les maisons de France!“<sup>664</sup> beschriebenen Überheblichkeit des deutschen Siegers, kann nur vermutet werden.<sup>665</sup> Eine Mischung aus Siegermentalität, Großspurigkeit und Alkohol mögen weitere Ursachen für solche Vorfälle gewesen sein, die Arp und Schweitzer gleichermaßen beschämten. Schweitzer war offenbar zudem sehr peinlich, dass das Haus eleganter und gebildeter Franzosen durch „deutsche Horden“ geplündert worden war. Da auch häufig deutsche Offiziere und Stäbe in solchen Villen oder Schlössern untergebracht waren,<sup>666</sup> bleibt es umso unverständlicher, warum dort niemand von den ranghöheren Soldaten Einspruch gegen derartige Entgleisungen und Zerstörungen fremden Gutes erhoben hat.<sup>667</sup> Bei Maupassant war der deutsche Major jedenfalls „wohlwollender Beobachter“ des Ganzen.

Soweit derartige Vergehen höheren Dienststellen bekannt wurden, erfolgten aber wohl

<sup>662</sup> Ebd., S. 28.

<sup>663</sup> Ebd., S. 28f.

<sup>664</sup> Ebd., S. 37.

<sup>665</sup> Von Zerstörungen und Plünderungen bei der Rückkehr in sein Elternhaus berichtet auch Bernecker: *Generation*, S. 52f.: „Ein heillooses Durcheinander erwartete mich im Hausinnern: Zusammengeworfene Möbel und Haushaltsgeräte, die Kommode ohne Schubladen, Scherben und beschädigtes Mobiliar. Im ersten Stock eine große Tafel aus aneinander gereihten Tischen. Teller, Schüsseln, Gläser und Besteck lagen noch da wie nach einem großen Zechgelage. ... Vieles war verschwunden. ... Im Elternschlafzimmer hatten beide Bettgestelle Totalschaden erlitten. Sie waren aus Nussbaum mit feinen Schnitzereien vom Handwerker angefertigt. Die Rahmen waren völlig verhämmert mit 30 mm großen Buchstaben: G. F. Irgendein Soldat hatte im nahe gelegenen Forsthaus den Anschlaghammer des Försters entdeckt (Garde-Forestier). Da er kein besseres Versuchsfeld fand, musste das fein polierte, glatte Holz erhalten. Man langweilte sich und amüsierte sich ...“

<sup>666</sup> Vgl. Tewes: *Besatzungszeit*, S. 204.

<sup>667</sup> Vgl. ebd., S. 203, hebt hervor, dass solche Delikte „oft unverfolgt“ blieben und erklärt im Falle eines verwüsteten französischen Hauses: „Die Offiziere schritten nicht ein, weil sie selbst betrunken waren.“

zumindest mündliche Abmahnungen. Ein ehemaliger deutscher Marinesoldat berichtet dazu folgendes:

„... Mein Vorgesetzter [bestellte mich] im Frühjahr 1943 wegen Schädigung des Ansehens der Deutschen Wehrmacht im Ausland zum Rapport, weil ich bei einem Dienstaufenthalt in Nantes in einem französischen Restaurant mit der Pistole einen Kronleuchter zerschossen hatte.“<sup>668</sup>

Dass ein solches Benehmen nicht häufiger geahndet wurde, verwundert umso mehr, als dass bereits kleinere Vergehen, wenn sie bekannt wurden, mit Arrest bestraft wurden.<sup>669</sup> So erhielt beispielsweise der damals 18jährige Befragte Meißner einmal drei Tage „Bau“, weil er eine Leuchtpatrone ohne Erlaubnis abgeschossen hatte, um zu sehen, „wie das funktioniert“.<sup>670</sup> Der Gefechtsstand sei unmittelbar gegenüber gewesen, „und die haben natürlich nicht gelacht,“ so Meißner, „und da war ich natürlich dran.“<sup>671</sup> Bei Antritt seiner Strafe traf er einen Kameraden seines Regiments, der ein Kaninchen gestohlen und, seiner Erinnerung nach, für dieses Vergehen mit sechs Wochen Arrest bestraft wurde. Meißner erklärt: „Gestohlen haben's den, von einem Bauern, ... weil sie einen Hasenbraten haben wollten. ... Das war streng dort.“<sup>672</sup> Die Art des Vergehens spielte eine entscheidende Rolle. Wachvergehen an der Front, Trunkenheit während eines Kampfeinsatzes und Eigentumsdelikte wurden rücksichtslos geahndet, während Offiziere es duldeten, „wenn aus einem verlassenen Haus im Kampfgebiet ein Huhn geschlachtet, eine Flasche Wein oder Schnaps oder ein Glas mit Eingemachtem genommen wurde.“<sup>673</sup> Requirieren war nur nach Genehmigung durch den Vorgesetzten „straffrei“.<sup>674</sup>

Publik gemacht wurde ein Fall nur, wenn sich die Militärverwaltung davon einen Abschreckungseffekt erhoffte. Ansonsten wurden gemeldete Vergehen in Bezug auf

<sup>668</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 276.

<sup>669</sup> Dazu heißt es in ebd., S. 201f.: „Die Art des Einschreitens von Disziplinarvorgesetzten konnte unter Umständen stark von deren jeweiliger Gemütslage abhängen und ebenso von dem Risiko sich einen Nasenstüber einzuhandeln.“ Ein Zeitzeuge in ebd. ergänzt: „Deshalb blieb die Veranlassung eines Kriegsgerichtsverfahrens, auch wegen des damit verbundenen Schreibkrames, äußerst unbeliebt.“

<sup>670</sup> Weitere Zeitzeugen in ebd., S. 210f. berichten, dass besonders die Jahrgänge 1925 und jünger – Meißner ist Jgg. '26 -, die zudem nur eine Kurzausbildung erhalten hatten und dann nach Frankreich geschickt worden waren, „den Kopf voller verworrener Vorstellungen“ hatten. Diese „18jährigen Kindergesichter“ fielen überproportional bei Disziplinlosigkeiten auf. Es handelte sich jedoch in ihrem Fall hauptsächlich um harmlosere Delikte.

<sup>671</sup> Der Informant Uhlmann berichtete von einem während eines nächtlichen Streifendienstes abgegebenen Schuss bei „stockfinstere[r] Nacht“. Er meint: „Jedenfalls habe ich Alarm ausgelöst. ... Dann haben wir festgestellt, es war 'n Hund. Auch gut, dass ich ihn getroffen hab, sonst wär' ich eingesperrt worden, es war ja Alarm. Der ganze Abschnitt war ein Alarm. ... Man durfte ja keinen Alarm auslösen, wenn nichts war, das geht ja nicht.“

<sup>672</sup> Weniger streng ging es, Meißners Angaben zufolge, in der Arrestzelle selbst zu: „Wir Pioniere haben besser gelebt wie ‚draußen‘. Ich hab mich ausschlafe' kenne'.“ Die Franzosen, die unten im Haus wohnten, verpflegten die Soldaten zudem mit Butterbroten.

<sup>673</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 204.

<sup>674</sup> Ebd., S. 209.

die Bevölkerung vertraulich behandelt, der Betroffene musste jedoch trotzdem mit einer harten Bestrafung rechnen.<sup>675</sup>

Auch der Informant Arnulf Weiß erinnerte sich an ein Vorkommnis, bei dem er sich, zusammen mit anderen Kameraden, nicht korrekt verhalten hatte:

„Wir haben auch mal [in] unsere[r] Feldküche oben verbrannt ... 'n Torgatter, sind ja alles sonst Wälle, und denn – Tore sind ja denn Gatter jewesen, Holzgatter. Das ham wa auf unsere Feldküche verbrannt. Und da hat's jroße Schwierigkeiten jegeben. Das ging ja nun zur... Ham se jemeldet, bei der Dorfkommandantur, und da ham wa Schwierigkeiten bekommen! ... Ja, [das hatten wir] als Feuerholz genommen für unsere Feldküche. Das ham wa da von 'ne Franzosen jenommen. Das mussten wa neu besorjen (lacht). Korrekt sollten wa uns verhalten, ja. Wir sollten zu Franzosen keene Kontakte aufnehmen.“

Eine ähnliche Entweihung fremden Eigentums durch deutsche Soldaten berichtet Fischer aus Griechenland.<sup>676</sup> Weiß fügte im Gespräch an, dass er, bis auf die älteren Frauen einer Wäscherei, zu der seine Kameraden in einer Geschäftsbeziehung standen, da sie die Kleidung der Soldaten wuschen, keinerlei Kontakte zu Franzosen unterhielt.

Nach außen hin ertrug die französische Bevölkerung die deutsche Besetzung mit stoischer Gelassenheit. Meißner fasste seinen Eindruck so zusammen: „Mit der Zivilbevölkerung, da hat's überhaupt keine Probleme gegeben.“ Der Informant Schröder erzählte, dass man in eine Gaststätte gehen „und einen trinken“ konnte. Die Franzosen hätten sich normal verhalten und „weitererzählt“, wenn deutsche Soldaten das Lokal betreten hätten.

Der Interviewpartner Esser berichtete im Interview von einem Aufenthalt als deutscher Soldat in Westfrankreich, bei Poitiers. Dort arbeiteten er und ein Kamerad bei einem Tischler, um Pappkameraden aus Holz herzustellen und um Offizierskisten zusammenzunageln. Esser hatte sich dafür freiwillig gemeldet, obwohl er kein Tischler war. Von diesen etwa drei Wochen sagte er:

„Eine wunderschöne Zeit! Wenn wir morgens kamen, wir war'n... saßen da am Tisch und ham also da erstmal gefrühstückt. Da kam schon der Rotwein auf 'n Tisch, natürlich mit Wasser verdünnt, nich.“

Er leitet aus diesem Beispiel die Schlussfolgerung ab: „Ich sag' ja, also, den Franzosen isses doch nich schlecht gegangen!“ Auf den Einwand, dass aber doch auch viele Franzosen sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden, und die [Besatzungs-]Zeit für manche von ihnen auch nicht einfach war, erwiderte Esser: „Ja, gibt es auch. Ja, aber es gibt auch deutsche Gefangene, denen es in Frankreich dreckig gegangen is. Ja, is es was anderes?! Man is Gefangener. Was solls?!“

---

<sup>675</sup> Ebd., S. 207.

<sup>676</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 197: „Meinen Stützpunkt hatte ich von einem Jägerregiment übernommen. Es war eine alte Kapelle ... Meine Vorgänger hatten eine große Holztafel mit einem Heiligenbild auf einen Baumstumpf genagelt und zum Tisch entfremdet. Soweit war es mit uns als Kulturträgern schon gekommen!“

Zu Beginn der deutschen Besetzung im Sommer 1940 waren viele Franzosen in Sorge über das Schicksal der besiegten französischen Soldaten und „völlig ohne Nachricht über die Ihrigen,“<sup>677</sup> erfuhr Kuby aus Gesprächen mit der Bevölkerung. Aufgrund der Aussagen des Befragten Esser ist häufig festzustellen, dass es für ihn keinen Unterschied darstellt, dass der Krieg von deutscher Seite her begonnen wurde, und die Franzosen während der vierjährigen deutschen Besatzungszeit in ihrem Leben erheblich eingeschränkt wurden. Dass nach der Befreiung Frankreichs viele deutsche Soldaten dort ein schweres Kriegsgefangenenendasein hatten, soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Dennoch waren die Überfälle der Wehrmacht auf die europäischen Länder der Auslöser für eine militärische Auseinandersetzung, unter deren Auswirkungen die Bevölkerung in den besetzten Ländern erheblich zu leiden hatte. Der Satz: „Den Franzosen isses doch nicht schlecht gegangen!“ vermittelt den Eindruck, als sei die völkerwidrige Besetzung durch die Deutschen mit allen ihren Konsequenzen, noch dazu eines so nationalstolzen Landes wie Frankreich, eine hinnehmbare Zumutung gewesen. Dieser Zynismus findet sich in den meisten Aussagen des Befragten, der bis heute deutsche Kriegsverbrechen in Italien leugnet.<sup>678</sup> Eine kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit hat bei diesem Zeitzeugen nicht stattgefunden. Ebenso wie Esser ist der Befragte Meyer der Meinung, dass

„die Franzosen ... ein erheblich besseres Leben gewöhnt [waren] als wir Deutschen, ... vom Wein angefangen und sea food usw.... bei dem Wärmeangebot, was in Frankreich gegenüber hier herrscht und bei dem ausgezeichneten Boden. ... Dies harte, karge preußische Leben [waren die nicht] gewöhnt wie wir.“

Wie Jasper in seiner Studie zutreffend formuliert, verorteten einige deutsche Soldaten „das Leid der Betroffenen – ganz in der Logik vom Krieg als Kampf – in einer alternativlos schicksalhaften, historischen Notwendigkeit,“<sup>679</sup> und blieben oft ihr Leben lang bei dieser Einstellung. Die Haltung, die bei Esser und Meyer festzustellen ist, soll anhand von Jaspers Ausführungen an dieser Stelle noch einmal verdeutlicht werden. Er zitiert einen Briefausschnitt des Soldaten Rudolf Fricke vom 1. Juni 1940, der seine Beobachtungen zu französischen Flüchtlingen mitteilte: „Hier sind die Straßen überfüllt von Flüchtlingen. Mit Autos, Pferdewagen, Handkarren, mit dem Rad und zu Fuß. Ein furchtbares Elend. Danket dem Führer, dass dem deutschen Volk solches erspart blieb.“<sup>680</sup> Es folgt eine Interpretation Jaspers, die die allgemeine Haltung vieler sehr treffend veranschaulicht und auf den Zweiten Weltkrieg, aber auch auf andere Kriege übertragbar ist:

„Krieg war in dieser Betrachtung ein unvermeidliches Schicksal der Menschheit, folglich konnte das Leid des Krieges nicht durch Friedenspolitik vermieden werden:

<sup>677</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 49.

<sup>678</sup> Siehe Abschnitte 10 und 11 dieser Studie.

<sup>679</sup> Jasper: Zweierlei, S. 270.

<sup>680</sup> FpBf Rudolf Fricke, 1.6.40, in: Jasper: Zweierlei, S. 270.

Das Glück des Siegers beruhte auf dem Unglück des Besiegten. Das hatte seine Ursache nicht im Unrecht, das ihm der Sieger antat, sondern es war sein Schicksal aus Schwäche. Die Logik des Kampfes wurde hier auf die Beziehungen der Völker übertragen.<sup>681</sup> Nur dieses Deutungsmuster des heroischen Realismus macht es erklärlich, warum es für Fricke sinnvoll war, dem Führer für das Elend der französischen Flüchtlinge dankbar zu sein. Diese Indienstnahme ‚lebensgesetzlicher‘ Zwänge zur Rechtfertigung der eigenen Aggressionspolitik wurde von vielen deutschen Soldaten lange Zeit akzeptiert.<sup>682</sup> Diese schon lange propagierte Weltanschauung wurde durch die NS-Propaganda massiv ins öffentliche Bewusstsein gebracht. Sie stieß bei vorwiegend älteren Jahrgängen und gegen Kriegsende, als angesichts deutscher Flüchtlingsströme der Rückschlag des Pendels die Deutschen mit voller Wucht traf, auf immer mehr Ablehnung.<sup>683</sup>

Dass die Franzosen insgesamt, vor allem in Bezug auf die Ernährung, besser und wohl auch gesünder lebten als die Deutschen, mag zutreffen.<sup>684</sup> Dennoch räumt keiner der beiden Zeitzeugen ein, dass die Franzosen durch den Angriff 1940, die Kriegsgefangenschaft ihrer Angehörigen<sup>685</sup> und die anschließende Besetzung ein hartes Los traf, und - nicht zu vergessen – durch den Angriff der Alliierten 1944 mit der Zerstörung von Städten und Infrastruktur, der auch viele Franzosen das Leben kostete. Im Zuge der vierjährigen Besatzungszeit – bestimmte Lebensmittel wurden sofort rationiert und waren nur noch auf Lebensmittelkarten erhältlich – verknappte und verteuerte sich das Nahrungsmittelangebot in Frankreich aus vielerlei Gründen.<sup>686</sup> Damit litt auch die Bevölkerung im Westen, vor allem in den Städten, unter der deutschen Okkupation und der rücksichtslosen wirtschaftlichen Ausbeutung durch die NS-Militärbehörden. Vogel zitiert den deutschen Militärbefehlshaber in Frankreich, der sich im März 1943 weigerte, Görings exorbitanten Lieferforderungen an die französische Regierung weiterzuleiten und darauf hinwies, „dass die [französischen] Lebensmittelzuweisungen ohnehin weit unter den Rationen für die deutsche

---

<sup>681</sup> Vgl. Hitler, MK, S. 105, 250 sowie 769, zit. n. ebd.: „So, wie das Jahr 1914 die Träume internationaler Völkersolidarität aus den Köpfen unserer deutschen Arbeiter verscheucht hatte und sie plötzlich zurückführte in die Welt des ewigen Ringens, da sich all überall ein Wesen vom andern nährt und der Tod des Schwächeren das Leben des Stärkeren bedeutet, so auch das Frühjahr 1923.“

<sup>682</sup> So sprach beispielsweise Mühlig vom Krieg „als Vater aller Dinge“ und Meyer prophezeite der Verfasserin im Interview: „Sie werden sicher auch noch einen Krieg erleben!“ Vor allem für Meyer war ein dauerhafter Frieden mit Hinweis auf die Erfahrung der Menschheit in den vergangenen Jahrtausenden nicht vorstellbar. Er meinte mit Blick auf das Ende des Zweiten Weltkrieges und die vorhergehenden Kriege (Erster Weltkrieg, deutsch-französischer Krieg 1870/71): „Was sind schon 60 Jahre Frieden im Verlauf der Weltgeschichte?!“

<sup>683</sup> Jasper: Zweierlei, S. 270, dort auch Anm. 113 (bis S. 271).

<sup>684</sup> Vgl. Kuby: Mein Krieg, S. 66, nach seiner Rückkehr von Frankreich nach Deutschland 1940: „Die starken Einschränkungen, die in unserer Ernährung fühlbar werden gegenüber Frankreich, bessern die Stimmung nicht.“

<sup>685</sup> Als besonders bedrückend empfanden die Franzosen offenbar, dass sie ihren in Deutschland gefangenen Angehörigen keine Päckchen zukommen lassen konnten, wie Fischer: Ohne die Gnade, S. 90, anmerkt: „Die Bauersfrau erzählte uns, dass zwei Neffen von ihr in deutscher Kriegsgefangenschaft waren und sie ihnen keine Päckchen schicken durfte. Andererseits sah sie, wie oft wir Post bekamen.“

<sup>686</sup> Dazu u. a. Abschn. 2.2

Bevölkerung lägen.“<sup>687</sup> Demzufolge trifft exakt das Gegenteil von Meyers Behauptung zu. Sowohl Esser als auch Meyer sind zwar der Meinung, dass der „Krieg etwas Furchtbares“ ist. Es drängt sich auch anhand anderer Aussagen dieser Zeitzeugen der Verdacht auf, dass Krieg höhere Gewalt sei und über die Menschen hereinbricht wie die Tsunami-Katastrophe im Dezember 2004, ohne dass es einen menschlichen Verursacher gibt. Mehrfach wird von beiden und auch von anderen Befragten darauf hingewiesen, dass auch die Deutschen zu leiden hatten, und der Krieg niemanden verschont habe. Dies soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Dennoch gab es einen *Kriegsverursacher*, einen *Aggressoren*, und es kann heutzutage kein Zweifel mehr daran bestehen, dass der Zweite Weltkrieg ein von deutscher Seite her begonnener Angriffs- und Vernichtungskrieg war, der nicht nur die Deutschen, sondern die Bevölkerung fast aller europäischen Länder in Leid, Elend und Zerstörung geführt hat. Trotzdem ist eine solche Haltung, wie sie die Informanten zeigen, heute auch anderenorts immer noch anzutreffen. Auch aufgrund weiterer Äußerungen im Gespräch wurde deutlich, dass es diesen ehemaligen deutschen Soldaten, trotz inflationärer Dokumentationen zum Thema und aktueller Forschungsergebnisse, gelingt, andere Erkenntnisse und Meinungen als die ihren gar nicht erst an sich heran zu lassen. Sie sind und bleiben im damaligen Denken verhaftet.

Der Befragte Dietrich, in der Nähe der Stadt Amiens stationiert, äußert sich ähnlich wie Müller und Dose in Abschn. 2.2: „Wir haben gelebt wie Gott in Frankreich. War doch damals so. Und ... wir hatten so unser Stammlokal.“<sup>688</sup> Verpflegt habe sie die Feldküche, aber von Franzosen seien sie häufiger zum Calvados eingeladen worden:

„Wenn wir morgens ins Café gingen, da, nich wahr, denn tranken die ihren Kaffee meist schwarz mit Cognac. Und denn: Ooh, denn ging das gleich, nich wahr: ‚Kommt, trinkt einen mit!‘ Ja, und wenn wir abends da... da sind die Mädchen, die haben für uns was gebraten, Schnitzel gemacht.“

Von den Frauen sagt Dietrich: „Wir sind ja mit den Mädchen in die Bars gegangen, spazieren, und was weiß ich.“ Dass die Franzosen das nicht gern sahen, davon hätten er und seine Kameraden nichts gemerkt. Letzteres mag seinen Grund auch darin haben, dass niemand sich traute, das Wort oder gar seine Hand gegen einen deutschen Soldaten zu erheben. Es sei an dieser Stelle noch einmal an die Tatsache erinnert, dass Französinen mit Liaisons zu Deutschen nach der Besatzung eine Zeitlang als

<sup>687</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Die Deutschen in den besetzten Gebieten), S. 424.

<sup>688</sup> Vgl. TB Reschers ab 17.1.1942: „Zehn Monate waren wir im Bereich von le Havre und hatten uns ganz schön eingelebt. Fast jeder hatte sein Stamm-Café oder seine Bar oder ein Speise-Restaurant, wo es immer noch ‚ohne‘ [Marken] was zu futtern gab.“ Heimat!, S. 54. Vgl. Kuby: Mein Krieg, S. 60: „In der ‚Moulin Ruat‘ werde ich schon als Freund des Hauses empfangen. ... Wir werden ‚nach Art des Hauses‘ bewirtet: Suppe, Forelle in brauner Butter, Pommes frites, Butterbohnen und Salat, ein Omelett confiture, dazu eine Flasche Chablis. Dann Käse und einen uralten Cognac, der in gewaltigen Schwenkern serviert wurde. Die Rechnung machte für uns beide 63 Franken, ...umgerechnet 1,50 RM für jeden. Wir bezahlten stumm und hätten uns fast entschuldigt.“

Geächtete weiterleben mussten. Dietrichs Bericht nach zu urteilen, wurden die Deutschen von französischen Männern an den Tisch gebeten, um „einen mitzutrinken.“



Ortskern von Picquigny (bei Amiens), wo Dietrich und seine Kameraden vom Juni 1940 – Frühjahr 1941 einige Monate lang eine angenehme Zeit als Besatzungssoldaten in Frankreich verbrachten.

Foto: Nachlass Karl Dietrich

Auch Severloh hatte davon berichtet, dass sein Vorgesetzter und er selbst zweimal wöchentlich zu Cidre und Calvados in die Küche des Hausherrn eingeladen wurden, um sich zu unterhalten und über gemeinsame Interessen zu reden. Drolshagen stellt fest:

„Den Erzählungen nach zu urteilen, gab es durchaus viele einheimische Männer, die die stillschweigende Verhaltensregel verletzen, wonach es statthaft war, mit einem Besatzungssoldaten zu reden, eine Zigarette zu rauchen oder auch einmal einen zu trinken, nicht aber, sich ausschließlich privat und freundschaftlich mit ihnen zu treffen. ... Die äußerste ‚Verletzung‘ des patriotischen Verhaltenskodexes bestand darin, einen Deutschen zu sich nach Hause einzuladen, aber auch das geschah.“<sup>689</sup>

Sein Hauptmann sei Stadtkommandant des Ortes gewesen, so Dietrich. Da er selbst Mechaniker war, sprach ihn sein Vorgesetzter eines Tages mit den Worten an: „Ich gucke immer auf die Kirche hier. Und die Kirche[n]-Uhr zeigt nicht an. Können Sie das nicht mal reparieren?“ Er habe daraufhin Uhr und Glockenwerk repariert, „und dann bimmelte das Ding wieder und der Zeiger ging, ja.“ Dietrich vermutet, dass der Hauptmann „dadurch ... wohl anerkannt [war], weil er was getan hat [für die Stadt].“ Bei Maupassant kommt zum Ausdruck, dass das Aussetzen der Kirchenglocke zu deutschen Besatzungszeiten, trotz äußerer Freundlichkeit zu den Siegern, auch bewusst herbeigeführt wurde, um durch diesen stummen Protest passiven Widerstand auszudrücken.<sup>690</sup> Es ist möglich, dass auch in diesem Fall Turmuhr und –glocke nicht zufällig

<sup>689</sup> Drolshagen: *Der freundliche Feind*, S. 167.

<sup>690</sup> Maupassant: *Mademoiselle Fifi*, S. 30: «Depuis leur arrivée, il [le clocher de l'église] n'avait plus sonné. C'était, du reste, la seule résistance que les envahisseurs eussent rencontrée aux environs: celle du clocher. Le curé ne s'était nullement refusé à recevoir et à nourrir des soldats prussiens; il avait même plusieurs fois accepté de boire une bouteille de bière ou de bordeaux avec le commandant ennemi; ... mais il ne fallait lui demander un seul tintement de sa cloche; il se serait plutôt laissé fusiller. C'était sa manière à lui de

ausgefallen waren, sondern der Geistliche des Ortes, in stillschweigender Übereinstimmung mit den Gläubigen seiner Gemeinde, für diesen Umstand gesorgt hatte.

Soldaten wie Dietrich, die 1942 in Frankreich waren, erlebten diese Zeit wie „Frieden im Krieg“:

„Ja, man hat davon nichts mitgekriegt [vom Krieg]. Ach was! Man war so, als wenn man auf Urlaub war (lacht). Wir sind da hin gekommen – wie alt war ich denn damals? 19. Ach was, 20. Und die Division, die lag da ja schon. ... Und, wie gesagt, ... die hatten sich alle einquartiert bei Frauen oder bei Familien. Ich sage, die haben gelebt wie Gott in Frankreich. Da wurde schön, abends, wurde mit den Franzosen zusammen 'ne Flasche Wein aufgemacht.“

Diejenigen deutschen Soldaten, die 1942 nach Frankreich kamen, bereits Kampferfahrungen an der Ostfront hatten und aus dem „richtigen Krieg“ kamen, erlebten die Verlegung in den Westen zunächst in der Tat oft als eine Art „Urlaub“.<sup>691</sup> Dies konnte aber auf Dauer auch seine Nachteile mit sich bringen, so ein Funker in Frankreich:

„Im einzelnen erfüllte ein jeder seine Aufgaben an dem Platz, wo man ihn hingestellt hatte ... Man vertrat sich die Beine, hockte in Wirtschaften, trank, spielte Karten und ließ sich von den Leuten wenig stören. Man versäumte den Vorgesetzten gegenüber keinen Gruß. ... Man fand sich damit ab, dass ... alte Bekannte fortgenommen und neue Bekannte zugeteilt wurden.“<sup>692</sup>

Die Bevölkerung der Normandie arrangierte sich mit der Besatzungsmacht so gut es eben ging, blieb jedoch in der Regel patriotisch eingestellt und sah die Deutschen auf französischem Boden keineswegs als ihre Freunde an, sondern eher als ungebetene „Gäste“.

Henri Martin erinnerte sich im Interview an einen Franzosen seines Heimatortes, St.-Laurent-sur-Mer, der es seiner Meinung nach mit der deutsch-französischen Freundschaft mitten im Krieg derart übertrieb, dass man ihn wieder auf den Boden der Tatsachen zurückholen musste:

«... Il avait tellement collaboré, ... Alors, ça m'a pas plu ça. Alors, avec un copain, je suis parti un soir, avec un vélo, j'ai dessiné une croix gammée sur son garage. Le lendemain, il y avait une réunion à la mairie et beaucoup de gens de St.-Laurent y étaient. Il avait tout enlevé – avec de l'essence certainement.»

Martin stellte klar: « Il n'a jamais su que c'était moi qui a fait ça avec un copain.» Was dem Befragten hätte passieren können, wenn er als Täter hätte ausfindig gemacht werden können, ist nicht bekannt. Die patriotisch eingestellten Franzosen hätten sicherlich Verständnis dafür gehabt, zumal die meisten einen mit den Deutschen offen sympathisierenden Landsmann spätestens nach der Befreiung im Sommer 1944 für

---

protester contre l'invasion, protestation pacifique, protestations du silence, la seule, disait-il, qui convînt au prêtre, homme de douceur et non de sang. ... Le village entier, enthousiasmé par cette résistance, était prêt à soutenir jusqu'au bout son pasteur, à tout braver, considérant cette protestation tacite comme la sauvegarde de l'honneur national.»

<sup>691</sup> Dazu Tewes: Besatzungszeit, S. 313.

<sup>692</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 91.

sein Verhalten zur Rechenschaft gezogen hätten (s. Abschn. 2.7).<sup>693</sup> Eine „erschreckende Begleiterscheinung der Okkupation“ ist, dass die neuen Umstände „nicht nur das Leben des einzelnen ... veränderten, [sondern] auch das gemeinschaftliche Leben eines Dorfes, eines Freundeskreises, ja einer Familie.“<sup>694</sup> Jeder musste aufpassen, was er sagte, wem er was sagte

„und wer möglicherweise mithörte. Ein unbedacht geäußelter Name konnte eine Tragödie auslösen, eine unbedachte Handlung eine Familie oder ein Dorf ins Unglück stürzen, denn obwohl die deutschen in den befriedeten Ländern Nord- und Westeuropas eine völlig andere Besatzungsmacht waren als in Ost- und Südosteuropa, zeigten die Okkupanten Härte, wann immer sie ihnen wünschenswert schien.“<sup>695</sup>

Menschen veränderten sich oder zeigten Wesenszüge, die zu Rissen in Familien und Dörfern führten. Eine dieser negativen Begleiterscheinungen hieß Kollaboration, eine andere war die Denunziation, die gefährlichste war der offene Widerstand gegen die Besatzer. Auch der Monatsbericht der 7. Armee vom 2.4.43 erwähnt dieses Verhalten:

„Die Deutschfeindlichkeit zeigt sich offen nur in seltenen Fällen. Hervorzuheben sind das nachlässige Ausweichen Jugendlicher<sup>696</sup> auf der Straße<sup>697</sup> und die Einschüchterung als deutschfreundlich geltender Franzosen durch Bezeichnung ihrer Häuser mittels Hakenkreuzen oder Hetzworten, Einwerfen der Fenster und Drohbriefen.“<sup>698</sup>

Zudem hieß es in den Monatsberichten, dass die Stimmung der Franzosen durch Abhören des „feindlichen Rundfunks“<sup>699</sup> und durch „vermehrten Abwurf von Flugblättern“

<sup>693</sup> Auch Mitglieder der Résistance sahen eine ihrer Aufgaben darin, in ihren illegalen Zeitungen nicht nur vor Spitzeln und Kollaborateuren zu warnen, sondern dort auch „die Namen und Adressen von Frauen [zu veröffentlichen], die einen deutschen Freund hatten.“ Die Leser wurden manchmal sogar dazu aufgefordert, „diesen Damen zu zeigen, was wir von ihnen halten.“ Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 223f. sowie dies.: Nicht ungeschoren davonkommen, S. 96f.

<sup>694</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 96.

<sup>695</sup> Ebd., S. 214.

<sup>696</sup> Vgl. die Aussage des Befragten Müller, der unfreundliches Verhalten von Jugendlichen nur in Russland erlebte: „[Unfreundlichkeiten] hab ich in Frankreich nie erlebt. In Russland ja. Dass so 10-, 12jährige - nach Stalingrad irgendwie war das – sehr aufsässig waren manchmal. Aber in Frankreich überhaupt nicht.“

<sup>697</sup> Danièle Philippe schreibt dazu in ihren Erinnerungen: Normandie, S. 30: „Wir entwickelten bald eine Technik, die die deutschen Uniformierten zwang, sich mit ihren Einkäufen an die Wand zu drücken oder das Trottoir zu verlassen, während unsere Kolonne, mit Schulranzen bewaffnet, den schmalen Bürgersteig besetzt. Vor allem, wenn es sich um Offiziere handelte, empfanden wir [dabei] einen diebischen Spaß ...“ Darüber hinaus gab es Franzosen, die deutschen Soldaten generell feindselig begegneten, sie auch in deren Anwesenheit auf Französisch verfluchten und sich immer dort zur Wehr setzten, wo ihnen das möglich war und am ungefährlichsten erschien. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 45.

<sup>698</sup> I c-Monatsbericht vom 2. April 1943 (BA-MA: RH 24-84/9).

<sup>699</sup> Der deutschen Führung waren die Radiosendungen der BBC bekannt, die während der gesamten deutschen Besatzungszeit die anti-deutsche Stimmung aufrechterhalten sollten und auch der Résistance versteckte Informationen zukommen ließen. Nachdem das Abhören der BBC verboten worden war, dies aber nicht den gewünschten Erfolg brachte, mussten im März 1944 alle Rundfunkgeräte in den örtlichen Rathäusern abgegeben werden. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 33. Dennoch existierten in Privathaushalten weiterhin Geräte, die zuvor „beiseite geschafft“ und versteckt wurden. Es kam sogar vor, dass Zivilisten und deutsche Soldaten, trotz des Verbotes und der angedrohten „schweren Zucht-

seitens der alliierten Luftwaffe beeinflusst werde. Außerdem erwarte die Bevölkerung eine „Niederlage der Achsenmächte in Afrika“, so der Aprilbericht des 84. A.K./ 7. Armee. Auch die angespannte Ernährungslage und polizeiliche Maßnahmen gegen den Schwarzhandel verstärkte die „Missstimmung innerhalb der Bevölkerung.“<sup>700</sup> Sehr langsam, vor allem mit dem Ausbleiben militärischer Siege der Wehrmacht – die Niederlagen hatten sich in einer Art Flüsterpropaganda, aber auch durch das Abhören verbotener Sender innerhalb der Bevölkerung verbreitet -,<sup>701</sup> hielt sich die Bevölkerung immer mehr zurück und hoffte auf eine baldige Beendigung des Krieges und damit auch auf die Befreiung von der Besatzungsmacht. Diese Mutmaßungen werden vom Befragten Weiß bestätigt, der sich an das Verhalten französischer Kinder erinnerte, die, wie Philippe, kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen Krieg und Besatzung machten:

„Nee, das is ja... man musste bloß seh'n, wenn die Kinder... wir sind da mal durchgekomen mit'm Fahrrad, da ... ham die Kinder jesungen, ja: ‚La guerre, la guerre finie, allemands soldats partis!‘“<sup>702</sup>

Selbstkritisch und verständnisvoll fügt der Zeitzeuge hinzu: „Ja, wir war'n Besatzungsmacht. ... Da hat man sich so jefühlt: wir sind eben nich gern jeseh'n, das hat man so jefühlt, ja.“<sup>703</sup> Ähnlich drückte dies im Gespräch auch Severloh aus: „Wir waren ja nich gerufen.“ Auch der damals bereits hoch gebildete Kuby und sein

---

hausstrafen, gemeinsam „Radio London“ hörten, wo täglich „in den Sprachen des besetzten Europas Nachrichten“ gesendet wurden. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 182f.

<sup>700</sup> I c-Monatsbericht vom 2. April 1943 (BA-MA: RH 24-84/9).

<sup>701</sup> Der Befragte Lützen erzählte, dass der deutschstämmige, in der Normandie lebende Bürgermeister, ihm sogar während gemeinsamer Schanzarbeiten, zu denen die Franzosen herangezogen wurden, offen seine Meinung über die bevorstehende deutsche Niederlage anvertraute und sagte: „Deutschland hat den Ersten [Welt-]Krieg verloren und diesen auch.“ Vgl. Aussage Tewes: Besatzungszeit, S. 123. Ob Lützen auch dieser Meinung war, teilte er nicht mit. Für solche Äußerungen konnten deutsche Soldaten vor dem Kriegsgericht angeklagt werden. Aber auch für Zivilisten dürfte es nicht ungefährlich gewesen sein, sich kritisch über Deutschland zu äußern. Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 178: „Wie in totalitären Systemen üblich, musste ... auch in den besetzten Ländern jeder jeden fürchten: die Deutschen ihre Kameraden und Vorgesetzten ebenso wie die Zivilbevölkerung; die Bevölkerung die eigenen Landsleute ebenso wie alle Besatzungsangehörigen.“

<sup>702</sup> Heinrich Böll zeigte sich im Januar 1943 von einer „neuen Gemeinheit“ französischer Zivilisten empört und berichtete: „Die Wirkung ist toll, die schreiben einfach 1918 an die Mauern, diese Kombination von Ziffern ohne jeden Kommentar, eine bedrückende kleine Zahl.“ Im Frühjahr desselben Jahres gab ihm ein „sechzehnjähriges Kind“ sogar zu verstehen, „dass die ganze Welt ‚Deutschland instinktiv hasst.‘“ Und sie selbst schloss sich in dieses Gefühl des Hasses mit ein. Böll stimmte „dieser sehr plötzliche und sehr tiefe Einblick in die wahre Meinung des französischen Volkes über uns“ seinen Angaben zufolge „sehr traurig“. Böll: Briefe aus dem Krieg (29.1. sowie 14.5.1943). Einer der berühmtesten Winzer des Bordelais, Jean-Michel Cazes, schrieb in seinen Erinnerungen, dass im Herbst 1940, als Deutschland siegreich war, „nach den Sommerferien alle [Kinder] ‚Deutsche‘ spielen [wollten].“ 1942, nach zweijähriger deutscher Besatzung in Frankreich, „wollten alle in den Untergrund, sich der Résistance anschließen und gegen die Deutschen kämpfen.“ Als sich abzeichnete, dass Deutschland den Krieg verlieren würde, „wollten wir dann alle nur noch Amerikaner sein“ und „Cowboy und Indianer“ spielen, so Cazes, zit. n.: D. u. P. Kladstrup: Wein und Krieg, S. 18.

<sup>703</sup> Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 176. Es kam öfter vor, dass Zivilisten in den besetzten Ländern den deutschen Soldaten das Gefühl gaben, ein „Landesfeind“ zu sein.

Kamerad hatten den Eindruck, dass die Franzosen ihre wahre Gesinnung über die Deutschen hinter einer höflichen Fassade versteckten:

„Ich genieße Laurents Höflichkeit und aller anderen Franzosen, mit denen wir in Berührung kommen. Fehrmann sagte, als wir nach Hause gingen, es sei ganz gleichgültig, ob uns diese Leute eigentlich hassten und ihre Höflichkeit nur aufgesetzt sei. (Was soll sie sonst sein?) Er sagte: ‚Lieber schlechte Gedanken und gutes Benehmen als gute Gedanken und im schlechten Benehmen eine Tugend sehen. Und außerdem steht dahin, ob die Gedanken gut sind.‘<sup>704</sup>

Uhlmann, der, seinen Angaben zufolge, „sehr viel rumgekommen [ist] in Frankreich,“ gewann im Gespräch mit Franzosen den Eindruck, dass diese kriegsmüde waren:

„Aber der Franzose, man kann mindestens sagen 80 %, die sagten: ‚La guerre finie. Der Krieg – nix!‘ ... Ich hab ja sehr viel Privatquartiere gehabt, mit dem Oberleutnant zusammen. Und die Madame sagte dann: ‚Parlez-vous français?‘ Und ich hab nie Zeit gehabt [das zu lernen]. ... Ich kann nicht so viel sagen, die war'n höflich. Ich kann nichts Schlechtes sagen. ... Ich kann ja nicht sagen, dass die Franzosen uns gegenüber herzlich sein sollen. Sie waren höflich und sie sagten: ‚Mensch, wir wollen vom Krieg nichts mehr sehen – la guerre finie. Hör' auf damit!‘“

Im Nachhinein ist es fast verwunderlich, dass Deutsche und Franzosen während der Besatzungszeit einigermaßen gut zurechtkamen, denn, dass Uhlmann kein Französisch gelernt hatte, ist wohl nicht nur ein Zeitproblem gewesen, sondern die französische Sprache wurde in den damaligen Volksschulen überhaupt nicht gelehrt. Beide Länder hatten mehrfach gegeneinander Krieg geführt. Die Voreingenommenheit der Deutschen war auf französischer Seite genauso vorhanden. Dies erklärt unter anderem auch die anfängliche Zurückhaltung der Franzosen. Dazu meint Neß:

„Ja, [das Feindbild] wurde uns eingeeimpft. ... Der Deutsche war der ‚boche‘, und der Franzose war unser Erbfeind 70/71, das waren sie ja auch. [Aber dort freundlich zu sein], das war 'ne Selbstverständlichkeit. Mein Kompaniechef, da haben wir uns immer amüsiert, der war so höflich, auch zu Frauen: ‚Bonjour, Madame‘. Der war besonders höflich, [aber] nicht ironisch.“

Auch in der Zwischenkriegszeit blieb das deutsch-französische Misstrauen, trotz der Versuche einer Verständigung<sup>705</sup> erhalten und drückte sich im Bau von militärischen Befestigungssystemen - der Maginotlinie (errichtet 1929 – 1932) auf französischer und dem Westwall (erbaut 1938/39) auf deutscher Seite aus. Außer Neß zeigten sich noch andere Zeitzeugen direkt oder indirekt darüber verwundert, dass der so gescholtene französische Erbfeind sich in Frankreich als äußerst umgänglich entpuppte.<sup>706</sup> Der Revanchegeanke von 1919 schien angesichts der 1940 besiegten Franzosen nun nicht mehr wichtig. Auch waren die von den jungen Deutschen in Frankreich

---

<sup>704</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 56. Von seinem Kameraden schrieb Kuby, ebd.: „Seine Mutter ist Engländerin, sein Vater ein halber Russe, er lebte bis 1924 in Russland – das Beiseitestehen und Die-Dinge-von-außen-sehen-Können, bei mir eine Folge der Denkungsart, hat er von Hause aus durch Erziehung mitbekommen.“

<sup>705</sup> Erinnert sei hier vor allem an die Friedens- und Versöhnungspolitik der beiden Außenminister Aristide Briand und Gustav Stresemann in den Zwanziger Jahren.

<sup>706</sup> Gockel: Das Tor, S. 16.

vorgefundenen Verhältnisse andere als die von der offiziellen Propaganda, dem Schulunterricht und den Vätern verbreiteten Erzählungen.<sup>707</sup>

In Frankreich ist es üblich und höflich, eine Dame mit „Madame“ und einen Herrn mit „Monsieur“ anzureden. Bei Auftreten eines Paares, wird in der Regel „Bonjour, Monsieur, Dame“ gesagt. Daher liegt in der von Neß beschriebenen Art und Weise seines Kompaniechefs, Franzosen zu grüßen, eine landesübliche Höflichkeit, die allerdings auch heutzutage noch oft von ausländischen Touristen in Frankreich vernachlässigt wird. Es ist möglich, dass diese Gepflogenheit auf fremde Betrachter zunächst übertrieben wirkt, weil sie in der deutschen Sprache so nicht existiert.<sup>708</sup>

Daher ist die Belustigung der jungen deutschen Soldaten erklärlich, denen diese Form der Anrede nicht vertraut war. Denjenigen Wehrmichtsangehörigen, die die französische Sprache beherrschten, fiel nicht nur der Umgang mit den Franzosen leichter, sondern ihnen wurden auch eher Sympathien entgegengebracht.<sup>709</sup>

Schlotmann, der als Reichsarbeitsdienstler im Sommer 1940 für einige Monate in Frankreich war, hat auf Nachfrage nur Positives über das Verhältnis von Deutschen und Franzosen, aber auch zu Zivilisten im Osten zu berichten:

„[Wir hatten] beste, beste [Kontakte in Frankreich], ja, sicher. ... Das ist ja in Russland genauso gewesen. Meine Schwester, die ist Modistin, also Hütemachelei. Und diese Stulpen, die es da zu kaufen gab, die gab's in Deutschland nicht, aber in Calais konnt' ich die kaufen! Ja, und da bin ich dahin und hab für meine Schwester da die Stulpen gekauft! Und da hab ich mal... die Bilder, die sind alle in Dünkirchen... in Calais sind die alle entwickelt worden, beim Franzosen. Die kannten mich da als Hobbyfotografen, [ich] hatte überall gute [Kontakte]. Wir haben überhaupt keine Schwierigkeiten mit den Franzosen gehabt, kein bisschen.“

Stulpen zur Herstellung von Hüten waren in Deutschland überhaupt nicht mehr erhältlich. Auch andere Wehrmichtsangehörige kauften diese begehrten Raritäten in Frankreich für ihre Angehörigen ein.<sup>710</sup>

Manche, noch sehr junge deutsche Soldaten, erweckten durch ihre unbefangene Art die Mütterlichkeit französischer Bauersfrauen. Gockel, der mit 17 Jahren im Jahre 1943 als Besatzungssoldat nach Frankreich kam, erinnerte sich an die Fürsorge, die ihm in einer Familie zuteil wurde:

„Ja, [die sagten zu mir] ‚soldat allemand‘, und [ich wurde] auch [mal eingeladen], [zum] Calvados wüsste ich nicht, aber Cidre ja. ... Die fragten dann auch, ob ich noch Geschwister hätte, und wie alt ich denn wäre, und was die Mutter sagte. Denn die Mädchen... Yvonne oder auch Guisela und Janine sprachen nämlich relativ gut deutsch, und die Eltern sagten dann auch, sie sollten mich mal fragen nach den Eltern und Geschwistern, solche Gespräche kamen. Ich weiß, dass ich denen gesagt habe, meine Mutter spräche auch etwas Französisch. Die hatte in

<sup>707</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 96.

<sup>708</sup> Vgl. Zeitzeugenaussage in ebd., S. 209. Dort heißt es auch, dass manche Wehrmachtsoffiziere sich in Frankreich „fast überkorrekt“ verhielten.

<sup>709</sup> Ebd., S. 314.

<sup>710</sup> Siehe dazu auch Thomsens Aussage in Abschn. 9, Heimaturlaub.

der Handelsschule Französisch gehabt, im Ersten Weltkrieg, und denn hatte die mir einige Worte früher schon mal beigebracht.“

Gockel wurde, nachdem er auf der „ferme“ mehrfach Milch und Butter erworben hatte, von der französischen Bauersfrau wie ein Kind im Hause behandelt.<sup>711</sup> Die fast gleichaltrigen Töchter und die Mutter erwiesen sich als interessierte Zuhörerinnen und nahmen den Deutschen gastlich auf. Die Schilderung des Interviewpartners offenbart sein damaliges, kindlich unbefangenes Bemühen, in französischer Sprache etwas mitzuteilen. Dort, wo Wehrmachtsangehörige „unsoldatisch“ auftraten und sich die Gelegenheit ergab, von seinen Angehörigen in der Heimat zu erzählen und wiederum etwas über die französische Lebensart zu erfahren, wurden Gemeinsamkeiten geschaffen und der Eindruck erweckt: „Das sind Menschen wie wir.“<sup>712</sup> Jenseits der Politik waren es nach dem Krieg diese während der Besatzungszeit entstandenen Freundschaften, die die Basis für einen erneuten Kontakt nach 1945 bildeten.<sup>713</sup>

Heinze, der auch nach 1945 sehr gute Kontakte zu Franzosen pflegte, die er während der Besatzungszeit kennen gelernt hatte, ist der Meinung, dass zu dem Quartiergeber des Bataillons aus Zeitgründen keinerlei Verhältnis aufgebaut werden konnte:

„[Wir wohnten] in Formigny. Hier ist Formigny. Unser Bataillonsquartier war das Pfarrhaus, neben der Kirche hier. ... Also Pfarrhaus, da wohnte der Pfarrer drin, und wir auch. Der wohnte da noch drin, das war ja 'n großes Haus da... Gegenüber war 'n kleiner Kaufmannsladen, der steht heute auch noch – unverändert. So wie damals. Und da hatte ich dann ein Zimmer. Und da wurde ich dann auch geweckt [in der Nacht zum 6.6.1944]. ... Den [Pfarrer] haben wir kaum gesehen. Mit dem Pfarrer haben wir keinen Konnex gehabt. Ja, aber es war so... Wir sind ja erst wenige Wochen vorher hier nach Formigny gekommen. Das muss so März/April gewesen sein, nicht. Und es war so: wir sind ja Tag und Nacht fast im Einsatz gewesen. Wir mussten ja dann die so genannten Vorstrandhindernisse bauen – mit den Franzosen zusammen. Ob die immer so begeistert waren, weiß ich nicht. Aber wir mussten sie requirieren, so wie ja in Deutschland auch. [Und] Pferd und Wagen. Die wurden dann aufgefordert, Pferd und Wagen zu stellen, und dann mussten sie antanzen. Da sind wir... Bois-de-Bréteil hieß das, glaube ich, oder irgendwo. Das war der größere Wald hier irgendwo, das waren fast 20 km, da hin, Bäume gefällt, aufgeladen auf die zweirädrigen Karren und nach vorne. ... Aber jedenfalls mussten sie uns helfen. Wir hatten ja gar keine Möglichkeit sonst. Unsere Soldaten hatten immer ein gutes Verhältnis mit denen. Die waren aufeinander angewiesen. Die wussten ja: wir konnten nicht anders, sie konnten nicht anders. Und die Franzosen da, das habe ich erst hinterher erfahren, die waren uns sehr zugetan. ... Da war ein wunderschönes Wasserschloss, und ich

<sup>711</sup> Eine so wohlwollende Aufnahme seitens der Franzosen findet sich mehrfach in Zeitzeugenberichten. Bei Tewes: Besatzungszeit, S. 138, erinnerte sich ein Informant wie folgt: „Die Frauen des Hauses wirken rührend um mich besorgt, von der Mutter bis zur Schwägerin ...“.

<sup>712</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 169, gibt zu bedenken: „Alle Armeen der Welt versuchen, solche persönlichen Kontakte zu unterbinden oder zumindest zu reglementieren. Sie befürchten, dass diese Nähe einen Soldaten so sehr ‚aufweicht‘, dass ihm das Feindbild abhanden kommen könnte, das er brauchte, um als Teil der Truppe zu funktionieren; dass seine neuen ‚Freunde‘ ihn ausspionieren könnten; dass er selbst auf den Gedanken kommt, militärische Geheimnisse zu verraten. Und es ist leicht vorstellbar, dass ein Soldat durch solche Freundschaften in einen Loyalitätskonflikt stürzen konnte ...“

<sup>713</sup> Dies gilt z. B. auch für den Informanten Severloh und andere Befragte dieser Studie.

gehörte damals schon zum Bataillonsstab, und unsere Leute vom Funksprechtrupp usw. waren zumeist Bauern, und nach Dienstschluss sind sie oft zu den Franzosen rüber und haben denen bei der Feldbestellung geholfen.“

In dem geschilderten Fall kam kein Kontakt zum französischen Quartiergeber, einem Pfarrer, zustande, weil er, so Heinze, erst im März 1944 im Pfarrhaus einquartiert wurde und Tag und Nacht im Einsatz war. Möglich ist aber auch, dass der Pfarrer die Zwangseinquartierung nur sehr widerwillig hinnahm. Weiterhin ist denkbar, dass er als friedliebender Mensch den von den Deutschen begonnenen Krieg sowie den Überfall auf Frankreich innerlich scharf verurteilte und somit auch die Präsenz deutscher Soldaten in seiner Heimat mit stillem Protest belegte. Diese passive Form des Widerstandes war für französische Gottesdiener keine Seltenheit.<sup>714</sup>

Deutlich wird anhand von Heinzes Aussage auch, dass die Franzosen zur Arbeit an den Küstenbefestigungen verpflichtet waren. Zur Armierung der Küste mit Vorstrandhindernissen wurden sie requiriert (s. dazu auch 2.5) und hatten auch Pferd und Wagen zum Transport der Baumstämme mitzubringen. Auch Gockel berichtete, dass ortsansässige Bewohner mit Pferd und Kippkarre über mehrere Monate beim Ausbau der Verteidigungsanlagen am Strand vor WN 62 von der OT verpflichtet wurden.<sup>715</sup> Die Umweltzerstörung, die durch die Abholzung der wenigen Wälder in der baumarmen Normandie erfolgte, wurde von Heinze nicht erwähnt. Der Befragte Arnulf Weiß jedoch geht an anderer Stelle näher darauf ein (s. Abschn. 2.5).

Wie schon zu Beginn der Besetzung, als deutsche Soldaten den Franzosen bei der Rückkehr in ihre Heimatdörfer halfen, waren auch später Wehrmichtsangehörige um Schadensbegrenzung bemüht. Da die französische Landbevölkerung für die deutschen Verteidigungsvorbereitungen einige Zeit geopfert hatte, halfen deutsche Soldaten, die von Haus aus etwas von der Landwirtschaft verstanden, bei der Feldbestellung. Diese gegenseitigen Hilfeleistungen werden auch von anderen erwähnt.<sup>716</sup>

Anhand mehrerer Beispiele vermittelt der Interviewpartner Arp einen Eindruck von seinen Erlebnissen mit der französischen Zivilbevölkerung:

„Und in Frankreich, ich hab, ich muss ehrlich sagen, ich hab Franzosen gekannt, die waren Nationalfranzosen und haben mir 's auch ganz offen gesagt. – Und wenn ich da vom Bataillon zurückfuhr, bekam ich jeden Abend meine Milch, die ich bezahlte. Und eines, nur 'n Beispiel, eines Abends kam ich, sagte auch... Die hatten nicht genug Milch oder war sauer geworden. Da gab er mir für das gleiche Geld Rahm. Oder in Trévières war 'ne Lehrerfamilie, die Frau, ich weiß jetzt nicht, wie die Verteilung war, die sagte: ‚Ich halte zu England, aber mein Mann, der hält zu Deutschen!‘ Ich hab mich mit denen, weil ich ehrlich und offen mit denen gesprochen hab, haben die mich auch so, ich sage mal, anerkannt. Weil ich nicht als

<sup>714</sup> Maupassant: Mademoiselle Fifi, S. 30.

<sup>715</sup> Gockel, S. 44.

<sup>716</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 136. Bernecker: Generation, S. 160, erlebte solche Hilfeleistungen auch in Ungarn, schränkt jedoch ein, dass deutsche Soldaten nur deshalb den ungarischen Bauern halfen, weil diese ihre Pferde zuvor zwangsweise an die Wehrmacht abgegeben hatten.

Soldat rumgesaust bin, sondern als Mensch. Ich hab nie was so erfahren, [dass Franzosen uns gegenüber feindlich waren]. In ... Caen, da sind andere Dinge passiert: ... es is sogar mal ein Deutscher erschossen worden, vor der Kaserne, hab ich [hier] nie erlebt. Ich bin sogar noch ganz am Schluss allein nach Paris, als es schon praktisch verboten war. Ich bin nachts mit'm Zug zurück nach Bayeux, um 12, halb eins, und bin dann noch allein nach Sully [über die] Landstraße gegangen. [Das war vor dem 6. Juni 1944], 'n paar Monate noch davor. [Nach] Paris, als einzelner. Aber ich muss sagen, ich hab eben schon gesagt, ich hatt' immer Glück. Ich muss [aber auch] sagen, sowohl der Kompaniechef bei uns wie der Regimentskommandeur waren sehr streng. Da hat [sich] mal ein Soldat mit einer Französin was erlaubt, der bekam Strafe. Der wollt' sie vergewaltigen oder irgend so etwas, ja? Und die hat sich beschwert. Und vor allen Dingen der letzte Leut... der letzte Kompaniechef, der war sehr korrekt. Der hätt's nie zugelassen, dass da was passiert wäre. ... [Kontakte zu Frauen], das gab es! Unser letzter Spieß, der ... hatte ... 'n Verhältnis. – In der Nähe von unserem Regimentsstab war eine Mühle, ein Bauer mit Mühle. Und eines Abends brennt's dort. Der war 'n bisschen sehr reserviert uns gegenüber. Und dann sind wir aber alle hin und haben dem noch geholfen zu retten, was zu retten war. Und von der Zeit an war das unser Wohltäter. Reserviert [waren sie, aber] nicht feindlich. Also feindlich hab ich keinen erlebt.“

Es wird deutlich, dass Arp bei seinen Kontakten mit Franzosen zwei entscheidende Faktoren zugute kamen: seine guten französischen Sprachkenntnisse und die Tatsache, dass er, seinen eigenen Angaben zufolge, nicht als Soldat auftrat, sondern „als Mensch“. <sup>717</sup> Diese „Türöffner“ verschafften ihm Sympathien und auch ein gewisses Vertrauen. Dort, wo ein gutes Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen zustande kam, konnte es vorkommen, dass auch offen über Krieg und die eigene Meinung dazu gesprochen wurde. <sup>718</sup> Arp wies auch darauf hin, dass es in den ländlichen Gebieten ruhiger zugeht als in den Städten, wo es eher zu Anschlägen auf deutsche Einrichtungen oder Soldaten kam und damit auch zu Sühnemaßnahmen und Ausgangssperren sowie willkürlichen Geiselnahmen, z. B. auf dem Bahnhof von Caen. Durch seine Exkursion nach Paris und zurück brachte sich der Zeitzeuge jedoch selbst in Gefahr, zumal Wehrmichtsangehörigen das Alleinreisen schon seit längerer Zeit untersagt war.

Franzosen hatten die Möglichkeit, sich bei Fehlverhalten deutscher Soldaten bei der örtlichen Kommandantur zu beschweren. Wie schon von Lützen und Thomsen erwähnt, machte die Zivilbevölkerung von dieser Möglichkeit des öfteren Gebrauch. <sup>719</sup>

---

<sup>717</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 169, merkt dazu an, dass die Wehrmacht zwar billigte, wenn deutsche Soldaten „versuchten, nicht als Repräsentanten einer feindlichen Besatzungsmacht aufzutreten.“ Allerdings sei fraglich, ob es der deutschen Militärführung wirklich Recht war, wenn Wehrmichtsangehörige „alles taten, um für die Bevölkerung der besetzten Länder kein gesichtsloser Feind zu sein, sondern als Individuum, als *Mensch* erkannt zu werden.“ Die Gefahr, dass „wenn es menschelt, das Feindbild verloren“ gehen könnte, bestand jedenfalls aus Sicht Hitlers und der deutschen Führung.

<sup>718</sup> Dazu auch ein Interviewpartner bei Tewes: Besatzungszeit, S. 123. „Unsere Gespräche drehten sich – wie um andere Dinge – auch um den Krieg, und mir wurde mehrmals gesagt, dass wir ihn verlieren würden. Selbst der Friseur am Ort, bei dem wir uns die Haare schneiden ließen, vertrat diese Meinung.“

<sup>719</sup> Vgl. ebd., S. 124, 138.

Lützen führte im Gespräch ein weiteres Beispiel an, in dem es um versuchte Vergewaltigung geht, wie es auch zuvor Arp angedeutet hatte. Er erinnerte sich an folgenden Vorfall innerhalb seiner Kompanie:

„Ja, [bei Bauern eingekauft], das habe ich, bei einer Frau, und der Mann war in deutscher Gefangenschaft, und die hatten ein paar Kühe. Und da haben wir Butter geholt und Milch geholt. Und denn hatten wir einen von uns, der war an sich ein Pole, war aber in der Deutschen Wehrmacht gewesen und der hat die Frau belästigt und wollte ihr vergewaltigen. Und der kam aber denn... ja, dann ist er aber nicht mehr... denn kam dazu die Invasion, also ist er weggekommen. Das hat sie gemeldet, ist gemeldet worden. Ja, und wie! Aber die Frau, die kriegte Blinddarmentzündung auch kurz nach dem und starb auch. Und der Mann war ja in deutscher Gefangenschaft. ... Aber sie hat's gemeldet, er sollte bestraft werden, aber der ist dann gerade noch so mit'm blauen Auge davon weggekommen, weil der Krieg denn war, sonst hätte der ja aber Frontbewährung nannte sich so was, der wär' vielleicht abgeschoben worden nach Russland.“

Französische Quartierswirte oder auch andere Zivilpersonen, bei denen Wehrmacht-angehörige unangenehm aufgefallen waren, wandten sich in der Regel an die nächstgelegene Ortskommandantur. In diesem Fall wäre der betreffende Soldat sehr wahrscheinlich innerhalb eines Strafbataillons zum Einsatz an die Ostfront gekommen. In diesen Bataillonen befanden sich neben „Wehrunwürdigen“ auch „Kriegstäter“ und Personen, die wegen politischer und krimineller Straftaten verurteilt worden waren.<sup>720</sup>

Es ist ein trauriges Phänomen eines jeden Krieges, dass Zivilisten den Siegern und Besatzern schutzlos ausgeliefert waren und sind.<sup>721</sup> Während solche Übergriffe aus Frankreich weniger bekannt sind, an der Ostfront aber sicher keine Einzelfälle darstellten, erging es ungezählten deutschen Frauen besonders übel, die gegen Kriegsende sowjetischen Soldaten in die Hände fielen.<sup>722</sup> Tatsache ist, dass zwar Feldgeistliche die Soldaten bei den Feldgottesdiensten zur Keuschheit ermahnten und auch mancher Oberbefehlshaber „auf geschlechtlichem Gebiet Selbstzucht“ forderte, ein Gebot, das vor allem für den verheirateten Soldaten eine Selbstverständlichkeit sein müsse - was es selbstverständlich nicht war. Zölibatär zu leben, war jedoch leichter gesagt als getan. Besonders nach dem Besuch von Frontbelustigungstruppen kam es vor, dass bei Wehrmachtangehörigen „nach mehr Ein- als Zweideutigkeiten“ des Variété-Repertoires, das in den Vorstellungen präsentiert wurde, eine aufgeheizte Atmosphäre entstanden war. Dies konnte zu den genannten Problemen führen, denn entsprechende Établissements waren weder in Frankreich noch in anderen Ländern flächendeckend vorhanden.<sup>723</sup>

Während Heinze in seiner Aussage nur andeutete, er habe mit seinem Quartiergeber, einem Pfarrer, „keinen Konnex“ gehabt, und andere von (anfänglich) reser-

<sup>720</sup> Hensle: Bewährungsbataillon 999, S. 397f.

<sup>721</sup> Vgl. Bechdolf: Den Siegern, S. 31 - 36; Hoerning: Frauen als Kriegsbeute, S. 327 - 344.

<sup>722</sup> Dazu u. a. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 817; Henke: Flucht und Vertreibung, S. 28.

<sup>723</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 204 - 206.

vierten und distanzierten Franzosen sprechen, ist der Zeitzeuge Schmid der einzige für diese Arbeit Befragte, der vermutet, dass seine französischen Quartierswirte deutschfeindlich eingestellt gewesen sein könnten. Er wurde, nachdem er bereits einmal an der Ostfront eingesetzt worden war, mit seiner Einheit zur Auffrischung in Frankreich stationiert und war dort für die Postverteilung zuständig. Im Interview stellte sich heraus, dass er sich kaum noch an diese Zeit erinnern konnte, während der Krieg in Russland in seinem Gedächtnis noch sehr präsent war. Die extreme Zurückhaltung seiner Quartiersleute, die anscheinend sehr schlechte Unterkunft, und ein weiteres Ereignis, das zugleich seine Einstellung und die vieler anderer deutscher Soldaten zu der Zeit offenbart, konnte er jedoch sehr anschaulich schildern:

„Es hört sich jetzt komisch an: ob das jetzt bewusstes Verdrängen ist?! Ich kann mich an Frankreich an sich nur an einen Punkt noch erinnern, dass wir uns Pferde angeguckt haben, ja, [und] dass ich mich im Oktober noch draußen mit kaltem Wasser waschen musste. Da hab' ich jeden Morgen gedacht, jetzt gehst du... heute gehst du ungewaschen. Wir hatten ja nicht mal Öfen, wir hatten nur 'n Kamin... Ich wohnte in einem Privathaus, 'n bisschen ab von der Allgemeinheit, die waren ja alle so 'n bisschen zusammen, - die Neuen, die hatten ja Narrenfreiheit – und da war draußen 'ne Waschanlage. Da musst' ich erst 'n Stück laufen, mit Oberkörper offen. Und hätte aber auch keiner was gesagt, wenn ich da gar nicht hingegangen wär'. Aber ich hab' mich immer wieder überwunden, hab' gedacht: Heute musst du dich doch noch mal wieder waschen. Wer weiß, ob du das morgen noch kannst?! Erstmal: ob das Wasser noch läuft oder ich sag' mal, irgend 'ne fixe Idee. ... Ja, die [Franzosen] wohnten oben. Ja, ich hatte keinen Kontakt mit denen. Kann ich, weiß ich bis heute nicht, warum nicht. Ich glaube, das lag wohl auf beiden Seiten. Möglicherweise waren das auch solche Fanatiker, denen die Wohnung ja einmal unten weggenommen worden ist, und die vielleicht deutschfeindlich eingestellt waren und keinen Kontakt hatten. Ich hab' nur eine Sache noch in Erinnerung: ich hatte meine Pakete gerade geholt, und hatte obenauf 'n kleines Päckchen liegen, wusste auch, wem das gehörte. Den kannte ich zufälligerweise genau und musste 'n Moment mal rausgehen. Und danach war das Päckchen verschwunden. Und ich glaube noch heute, da ist einer durch 'n Kamin und hat das rausgeangelt. Die Tür, ich hab nämlich noch probiert, da war noch zum Nebenraum 'ne Tür, die war verschlossen. Nun können die natürlich 'n Nachschlüssel gehabt haben. Und komischerweise, ich hab' lange überlegt, ob ich den Vorfall melden muss. Ich hab' (lacht), bezogen auf 'ne andere Sache, die ich schon erzählt hatte, hab' ich gedacht: ‚Nee, halt' die Schnauze! Vielleicht meldet der sich, dass er Post gekriegt hat, 'n Päckchen, und hat keine [bekommen].‘ Ist nie was draus geworden. Und da hatte ich eigentlich 'n bisschen, ja, Angst, dass man mir daraus 'n Strick drehen könnte, dass 'n Päckchen weggekommen ist und mich beschuldigen wollte oder könnte. - Und da[nn] bin ich abends spazieren gegangen mit einem Bekannten, weiß ich nicht, [der] irgendwo anders stationiert war, und da blinkten von oben Morsezeichen. Und ich sagte: ‚Guck' mal, da müssen wir doch...‘ ‚Mensch, guck' da nich hin, lass' das mal laufen.‘ Und da hab' ich immer gedacht, Sand in 'nen Kopf, nix sagen! Typisch Kommiss. Naja, so Morsezeichen [waren das]. Mit 'ner Taschenlampe kann man sich ja über's Morsealphabet verständigen. Weiß ich nicht, wer der Empfänger war. Jedenfalls haben wir's gesehen. Das weiß ich noch genau. Ich weiß alles [andere] nicht, ich weiß nur, dass der gesagt hat: ‚Du, lass' das mal. Kümmer' dich nicht darum, das ist alles in Ordnung.‘ Und das hab ich mir zu Herzen genommen, für... eigentlich für vieles und hab' immer gedacht: ‚Schnauze halten is immer das Beste!“

Arnold Schmid's Bericht ist zu entnehmen, dass er wohl eher eine sehr einfache Behausung als Poststelle und gleichzeitig Schlafquartier zugewiesen bekommen hatte. Das Wasser zum Waschen musste er sich frühmorgens, bei schon niedrigen Außentemperaturen, erst mühsam nach einem längeren Fußmarsch holen. Das Zimmer war nur mittels Kamin beheizbar. Brennholz wurde sehr wahrscheinlich nicht von den Franzosen zur Verfügung gestellt, sondern musste selbst beschafft werden. Ob Schmid die Heizmöglichkeit überhaupt nutzte oder, angesichts der dort lagernden Postsendungen, überhaupt benutzen durfte, wird von ihm nicht mitgeteilt. Es kam anscheinend hin und wieder vor, dass deutschen Landsern seitens französischer Privatleute „naturgemäß nur sehr schlechte Räume zur Verfügung“ standen, die zudem schwierig zu beheizen waren.<sup>724</sup> Über unfreundliche Quartiergeber wird ebenfalls hin und wieder geklagt.<sup>725</sup> Das schlechte Verhältnis zu den Franzosen wurde in diesem Fall wohl auch aufgrund fehlender Französischkenntnisse<sup>726</sup> und vielleicht auch der mangelnden Bereitschaft des Informanten, einen vorsichtigen Kontakt herzustellen, begünstigt. Anscheinend verfügten nicht alle deutschen Soldaten in Frankreich über die Truppenausgabe des französischen Wörterbuchs.<sup>727</sup> Andere, wie am Beispiel Meißners deutlich wurde, störten die fehlenden Sprachkenntnisse nicht. Sie gingen trotzdem zu französischen Bauern, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Severloh unterhielt sich in einer Mischung aus Polnisch, Französisch und Deutsch mit seiner Quartierswirtin,<sup>728</sup> die zudem selbst ein großes Interesse an Sprachen und anderen Nationalitäten mitbrachte und schnell deutsche Worte hinzulernte. Französisch wurde in den 30er Jahren nur an deutschen Real- und Oberschulen sowie an Handelsschulen unterrichtet. Aber auch das Schulfranzösisch reichte häufig nur zur Verständigung über einige alltägliche Dinge aus. Schmid, der sich selbst mehrfach als Einzelgänger titulierte und zudem eine Ablehnung seitens der Franzosen vermutete, von diesen auch nie zum Kaffee oder einem Glas Cidre eingeladen wurde, wie sonst häufig üblich, unternahm diesbezüglich keinen Versuch und legte offenbar auch wenig Wert

---

<sup>724</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 126. Der für diese Arbeit interviewte Neß berichtete, dass er mit seinen Kameraden „in ehemaligen Scheunen“, in doppelstöckigen Betten untergebracht gewesen sei und meint: „Stallgebäude für die Landser – und die Offiziere, die wurden in bessere Quartiere [gebracht].“ Mit keinem Wort der Klage erwähnte er diesen Umstand. Anscheinend war diese Form der Unterbringung für Mannschaftssoldaten üblich.

<sup>725</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 102.

<sup>726</sup> Schmid ergänzte seinen Bericht mit weiteren Anmerkungen zu den französischen Quartiersleuten: „Ich kann nur sagen, ich kann mich nicht erinnern, einmal noch mit einem Franzosen zusammengetroffen zu sein – nicht einmal. Außerdem: da spielte vielleicht auch die Verständigung 'ne Rolle. Ich ... [sprach] kein Wort Französisch.“

<sup>727</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 119.

<sup>728</sup> So erging es vielen, sprechwilligen Deutschen im Krieg. Ein aus Hamburg stammender, in Norwegen stationierter Soldat konnte nach vier Monaten immerhin „in einer Mischung aus norwegisch, plattdeutsch und englisch radebrechen.“ Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 109.

auf eine Annäherung. Obwohl ihn der Vorfall mit dem verschwundenen Paket eines Kameraden leicht in die Bredouille hätte bringen können,<sup>729</sup> entschied er in diesem Fall, wie auch im Fall der beobachteten Morsezeichen, keine Meldung an die Division zu machen. Es ist festzustellen, dass sich Zeitzeugen mehrfach in Bezug auf Beobachtungen, die Kameraden oder Franzosen in Gefahr gebracht hätten, zurückgehalten und den Dingen ihren Lauf gelassen haben.<sup>730</sup> Aber auch in anderen Zusammenhängen wurde „weggesehen“, entweder weil der Betroffene selbst dies so entschied, um Ärger für sich und andere zu vermeiden, oder weil er von seinen Vorgesetzten aufgefordert wurde, bestimmte Dinge nicht zur Kenntnis zu nehmen.<sup>731</sup>

Meyer, der von 1940 – 44 mehrfach als Soldat in Frankreich war, fasste seine Eindrücke von vier Aufenthalten unterschiedlicher Dauer kurz und knapp zusammen:

„Ich bin also mehrfach ja in Frankreich gewesen, erst 1940, dann 1942 in der Bretagne, dann 1943 in Paris, bei so 'nem Lehrgang, dann 1944 bis zum Schluss [Ende August 1944] usw. ... Also erstmal 1940 waren wir in Verdun untergebracht, ... und ich kriegte dann so eine Privatwohnung mit einem anderen Offizier zusammen, aber das war also praktisch einen Monat. ... Ich habe furchtbar nette Franzosen kennengelernt, aber auch Ekel. ... Also 1942, als wir mit der 6. Panzerdivision im Sommer in der Bretagne waren, da lag ich, da war ich schon Regimentsadjutant. Wir lagen zuerst bei einer Dame, das war eine französische Offizierswitwe. Die war absolut korrekt, und die himmelte uns an. ... 1944 in Frankreich, das war noch ein herrliches Leben. Wir sind da jagen gegangen ohne große Begleitung, usw., die Résistance, die waren da noch lange nicht organisiert. Die Franzosen waren reserviert, aber auf keinen Fall feindlich, keinesfalls. ... Aus Ungarn kamen wir im Mai [1944] zurück, und bei Chartres sind wir eingeladen, bei Bru... waren wir, da mussten wir, um unsere Anwesenheit und die Lokalität zu verbergen und uns Luftangriffen gegenüber ( ) [zu schützen], in die Wälder ziehen. Wir sind dann also gar nicht mehr in irgendwelchen Quartieren... Ich wohnte in Bru... bei einer Französin. Die war absolut korrekt. Aber von beiden Seiten waren wir reserviert.“

Als regelrecht „abweisend“ hat nur der Interviewpartner Schweitzer die Reaktion von Franzosen bezeichnet. Er erinnerte sich im Gespräch an folgende Begebenheit:

„Mit der Bevölkerung hab ich wenig Kontakt in Frankreich gehabt. Ich habe manchmal den Eindruck gehabt, dass sie sehr reserviert war. ... An zwei Situationen erinner' ich mich, wo ich nach'm Weg fragen musste. Das hab ich, ganz bewusst, sehr korrekt gemacht mit meinen französischen Schulkenntnissen und sehr korrekte Haltung, und so weiter. Aber die waren sehr, sehr, sehr abweisend, ja.“

Da ihm gleich zweimal derselbe Widerstand entgegenschlug, ist zu fragen, ob eventuell die „sehr korrekte Haltung“ des deutschen Offiziers die Franzosen zu einer solchen Reaktion veranlasst haben könnte. Sehr wahrscheinlich empfanden sie die

<sup>729</sup> Wäre Schmid Diebstahl unterstellt worden, hätte er zu mehreren Jahren Zuchthaus, im schlimmsten Fall zum Tod durch Erschießen („Kameradendiebstahl“) verurteilt werden können. Ebd., S. 209.

<sup>730</sup> Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 169. Dies gilt z. B. auch für den Befragten Severloh, der seinem Vorgesetzten nichts davon erzählte, dass seine frz. Quartiersleute zwei Tage vor dem *D-Day* einen (Deckungs-) Graben auf ihrem Grundstück aushoben oder davon, dass der französische Hauseigentümer u. U. noch ein Gewehr besaß, obwohl dies abgabepflichtig war (siehe Abschn. 2.4 und 2.6).

<sup>731</sup> Siehe Abschn. 11.

militärische Haltung als befremdlich, bedrohlich oder überheblich und gingen daher auf Distanz. Deutlich wird, dass Schweitzer dies nicht beabsichtigte, und sich über die etwas barsche Rückmeldung der Angesprochenen wunderte.<sup>732</sup> Der Befragte Thomsen berichtete im Interview, dass er die meisten Sympathien erhielt, wenn er in Zivilkleidung unterwegs war.<sup>733</sup>

Am häufigsten, so erinnerte dies der Befragte Neß im Interview, ergaben sich Kontakte zwischen deutschen Landsern und der französischen Landbevölkerung:

„An und für sich war sehr freundschaftlicher Kontakt [zu den Bauern]. Ich kann Ihnen auch keine Gehässigkeiten, auch wie ich da war, ich hab nie Gehässigkeiten erlebt. ... Wir hatten sogar Bauern, die mit in Gefangenschaft kamen, mit nach England kamen. Ich weiß nicht, ob die sich gegen die Amerikaner feindlich verhalten haben, das weiß ich nicht. Die waren mit uns auf dem Dampfer, französische Bauern. ... Ich hab mich nur gewundert, warum die mit uns nach Amerika... in Zivil. Also, wie gesagt, Kontakt mit den Franzosen in der Normandie, da waren nicht Gehässigkeiten oder so, das war menschlich. ... Das mach's auch mal gegeben haben, dass manche so 'n bisschen reserviert waren, aber ich selber hab's nicht erlebt. ... Das hat mich gewundert, dass die alle so verhältnismäßig freundlich uns gegenüberstanden.“<sup>734</sup>

Der Informant Müller hat den Eindruck gewonnen, dass es zwischen Deutschen und Franzosen während der Besatzungszeit fast so etwas wie eine Fraternisierung gab:

„Nun habe ich ja sehr viel, durch meine Dolmetschertätigkeit, mit Franzosen zu tun gehabt. ... Mit den Franzosen, ich möchte beinahe sagen, eine Verbrüderung war das mit denen. Und wir haben auch mit einmal über Stalingrad und so was gesprochen. Das waren ja zum Teil auch Leute, die waren schon in deutscher Gefangenschaft gewesen, waren wieder entlassen und waren zu Hause. Und – die haben uns geholfen, beim Pferdeversorgen und allen solchen Dingen... freiwillig. Unsere Pferde waren ja im Ort verteilt, in Garagen, in Ställen, soweit überhaupt Ställe da waren. Nun kriegten, das waren ja viele Weinbauern da in dieser Gegend, und die kriegten unseren Pferdemist. Dafür waren die sehr dankbar, und die lieferten uns dafür Wein (lacht). Und – als wir nach... von Frankreich weggingen, nach Russland, hatten wir einen Wasserwagen auf dem Truppenübungsplatz Carpiagne übernommen, kann man ruhig sagen, erbeutet. Da war so ein Fass drauf mit ein paar tausend Liter, das war voller Rotwein. Das fuhr mit nach Russland.<sup>735</sup> Und im August [1943] brachte der Spieß noch manchmal nachts Glühwein oder so was!

<sup>732</sup> Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 50: „Die Offiziere mögen vor Arroganz getrieft haben, von den normalen Soldaten behauptete in Frankreich kaum jemand, dass sie betont auftrumpfend aufgetreten seien. Das ist recht bemerkenswert, denn tatsächlich waren viele stolz, diesen Sieg errungen zu haben.“

<sup>733</sup> Vgl. Kuby: Mein Krieg, S. 64f., im Gespräch mit dem frz. Schriftsteller, Romain Rolland: „Da saß ich in meiner Uniform, die riesigen Schaftstiefel auf dem weinroten Teppich, ein Soldat, einer von Millionen, ein Deutscher, und erst hinter der Verkleidung ein Mensch – er dagegen in Haltung, Gebärde und Erscheinung das Spätbild eines Menschen. ... Er war, was er darstellte. Ich nicht. Ich wusste viel von ihm, er nichts von mir.“

<sup>734</sup> Ähnlich formulierte es ein anderer Zeitzeuge, wonach auch er als deutscher Besatzungssoldat nie „Gehässigkeiten“ der Franzosen erlebte. Tewes: Besatzung, S. 123.

<sup>735</sup> Vgl. Koschorrek: Dornen, S. 216f. TB, 11.10.1943, in Italien nach einem Marschbefehl in den Osten: „Jetzt bleibt uns nur noch die Erinnerung an dieses Land und als winziger Trost einige Fässchen Wein und ein Dutzend Flaschen Aquavit, die wir noch in den letzten Tagen aus einer zerstörten Fabrik ... retten konnten. Dieser Trost hilft so manchem in den nächsten Tagen über den Abschied hinweg und verdrängt sogar für kurze Zeit die düsteren Gedanken an das unabänderliche Wiedersehen mit dem erbarmungslosen, grausamen Russland.“

So lange hat der Wein jereicht! (lacht). ... Wir haben den Truppenübungsplatz Carpiagne besetzt, und da waren... da standen solche Wagen rum, da haben wir einen mitgenommen.“

Es mag dem Befragten auch im Nachhinein noch so erscheinen, als hätten sich Deutsche und Franzosen im Zweiten Weltkrieg während der Besetzung nahezu verbrüderet. Dieser Eindruck täuscht jedoch. Auch wenn sich die Franzosen als Besiegte mit den Wehrmachtsangehörigen arrangierten, und es auch zu wohl eher harmlosen und – seitens der Franzosen – zu vorsichtigen Annäherungen an den Kriegsgegenstand (hier: Stalingrad) kam, hatten sie keinen anderen Wunsch als den Abzug der Deutschen. Es ist bereits herausgearbeitet worden, dass die Franzosen über das Verhalten der Wehrmachtssoldaten oftmals keinen Grund zur Klage hatten. Dennoch stellte die Besetzung, gerade für die nationalstolzen und freiheitsliebenden Franzosen, eine große Belastung dar. Auch Südfrankreich war nun seit dem 11. November 1942 vollständig von deutschen Truppen besetzt worden. Das Rotweinfass, das auf dem ehemaligen französischen Truppenübungsplatz gestanden hatte, wurde den Franzosen keineswegs zurückgegeben, sondern von Müllers Einheit „erbeutet“ und in den Osten abtransportiert.<sup>736</sup> Dazu schreibt Schröder in seiner Habilitationsschrift: „... Nach offenbar unzerstörbarem Kriegsbrauch [eignen sich die Sieger] selbstbewusst Vorräte und Einrichtungen [an], wo immer sie sie im besetzten Land vorfinden.“<sup>737</sup> Mit der Eroberung Frankreichs fanden die Deutschen „gleichsam eine Truhe ungeahnter Schätze [vor]: Die deutschen Truppen bedienten sich einfach auf den Boulevards von Paris<sup>738</sup> und in den wohlversehenen Speisekammern und Weinkellern der französischen Provinz.“<sup>739</sup> Die vorstehenden Berichte dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass französische Städte zwar ein „Einkaufsparadies“ für deutsche Soldaten darstellten, Wehrmachtsangehörige aber auch in nord- und osteuropäischen Ländern Waren einkauften, die es in der Heimat gar nicht oder nur noch schwerlich gab. Darunter befanden sich auch solche, die sich der einzelne nun von seinem Wehrsold endlich leisten konnte, zumal zu einem günstigen Preis, oder auch landesübliche Kuriositäten.<sup>740</sup> Da die Besetzung Südfrankreichs erst Ende 1942 stattfand, hat

<sup>736</sup> Smith: Feind schreibt mit, S. 102, spricht in diesem Zusammenhang von „unbekümmertem Hemmungslosigkeit“ der Sieger.

<sup>737</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 438.

<sup>738</sup> Renger: Ein politisches Leben, S. 54: „In Paris muss es fast alles gegeben haben. Mein Mann bewunderte die Hutmode sehr, und so schickte er mir die tollsten Pariser Hüte, die sogar noch nach dem Krieg chic waren.“

<sup>739</sup> Smith: Feind schreibt mit, S. 101. Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 29, über deutsche Soldaten in Norwegen im April/Mai 1940: „Die Landser verpflegten sich aus den Speisekammern der verlassenen Gehöfte entlang der Vormarschstraße.“

<sup>740</sup> Fritz Harenberg berichtete im Gespräch mit Alexander von Plato, in: Der Verlierer, S. 42, dass er sich in Sarajewo zunächst mit Schokolade eingedeckt und sich dann eine Uhr und Ringe für seine Frau gekauft hätte. Als nächstes habe er dort einen Photoapparat, Marke Agfa, und Tuchmantelstoff für seine Frau erworben. Die „Türkenhütchen“, die die Moslems dort trugen, „die mussten wir auch haben. Hab ich auch zwei gekauft.“

hier die „Selbstbedienungs-politik“ der Deutschen erst sehr viel später eingesetzt als in den bereits seit Sommer 1940 besetzten Gebieten Nord- und Westfrankreichs. Es gab jedoch auch den Fall, dass deutsche Soldaten von ihren Quartiersleuten bei einer Verlegung an die Ostfront Proviant geschenkt bekamen. So berichtete Böll, der im Herbst 1943 aus Frankreich nach Russland verlegt werden sollte, dass seine „Wirtin ... für uns alle ein ganzes Kilo Butter gebracht [hatte]; ‚pour le voyage‘“. Böll kommentiert: „Wir sind alle sehr gerührt und überrascht von diesem Abschieds-Gastgeschenk unserer Wirtin, und es wird für uns gewiss eine gute Erinnerung an Frankreich sein, dieses Kilo prachtvoll Butter auf dem Weg in den Osten.“<sup>741</sup>

Es gab auch vereinzelt Protest seitens der französischen Bevölkerung, wenn deren Eigentum entwendet oder beschädigt worden war. Zwei Beispiele – im ersten hatte es der Besitzer eines Theaters mit der Willkür von Waffen-SS-Soldaten der Leibstandarte Adolf Hitler zu tun, im zweiten Fall handelte es sich um Schanzarbeiten deutscher Soldaten auf dem Grundstück eines Franzosen - sollen hier verdeutlichen, dass die Besatzungszeit nicht immer reibungslos ablief. Der damalige Waffen-SS-Soldat Friedrich Esser erzählte von den Freizeit-Aktivitäten seiner Truppe in Frankreich:

„Dann ham wir also viel auch... nich gefeiert, aber Vorträge gehalten und Filme gezeigt. ... Und dann wurde also eine Weihnachtsfeier [ab-]gehalten. Für die Weihnachtsfeier brauchten wir ein Klavier, und wir wussten, dass im Theater der Stadt ein Klavier stand. Sind wa also mit 10, 20 Leuten da hin und ham das Klavier geholt. Und der Eigentümer, der diese Oper nun betrieb, der kam nun also raus und [sagte]: ‚Non, non, non!‘ Und hat also geschrien und so. Der meinte nun, wir holen das überhaupt ab. Denn hat ihm also einer erst mal 'ne Zigarettenschachtel in die Hand gedrückt und hat jesagt, kriegt er morgen wieder. Wir wollens ja bloß heute Abend. Na gut. (Lacht) ... [Lange gefragt hat man da nicht], ach wo! Nein.“

Dem Protest des französischen Intendanten und den Angaben Essers nach zu urteilen, waren die Soldaten in das Theater eingedrungen und hatten, ohne zu fragen, das Klavier einfach abtransportiert. Es wäre denkbar gewesen, mit dem Besitzer zu klären, ob das Musikinstrument für die Weihnachtsfeier ausgeliehen werden kann. Trotz des Protestes des Franzosen, den die Abwesenheit des Klaviers an dem Abend einiges an Improvisationstalent abverlangt haben dürfte, zog die Waffen-SS-Einheit mit dem Instrument von dannen. Während die Wehrmachtstruppen in der Regel von ihren Kommandeuren dazu angehalten wurden, sich gegenüber der französischen Bevölkerung korrekt und zuvorkommend zu verhalten, interessierten sich diese Angehörigen der Waffen-SS-Truppe anscheinend ausschließlich für ihre eigenen (deutschen) Belange, wie beispielsweise die genannte Weihnachtsfeier. Die Franzosen konnten, wie das Beispiel zeigt, kaum etwas gegen diese „Siegermanieren“ ausrichten. Das dreiste und rüpelhafte Auftreten deutscher Waffen-SS-Soldaten scheint den Befragten auch heute noch nicht zu stören, wie aus seinem heiter

<sup>741</sup> Böll: Briefe aus dem Krieg (22.10.1943).

erzählten Bericht deutlich wird. Er schien eher über die Aufregung des Franzosen verwundert zu sein, der so „kleinlich“ protestierte, wo er doch sein Instrument am nächsten Tag wiederbekommen sollte. Ob ihm das Klavier wirklich zurückgegeben wurde, erwähnte Esser im Interview nicht.

Im nächsten Fall hatte der Protest eines Franzosen Erfolg. Jedoch bestand für die angesetzten Arbeiten eine gewisse „militärische“ Notwendigkeit, da es sich um die Einweisung junger Soldaten handelte, die lernen sollten, sich ein Deckungsloch zu graben. Der Befragte Schröder berichtete:

„Und, ja... Berührungspunkte waren da nich viele [mit Franzosen]. Die hab' ich denn mal gesehen, und der hat ja... Wir hatten ja da Löcher gebaut. Die Soldaten da, diese jungen Leute, hatten noch nie 'n Spaten in der Hand gehabt. Unsere Sol... die ich ausbildete da. Der Spaten kann genauso wichtig sein in vielen Fällen als ein Gewehr, wenn man sich 'ne Deckung verschaffen will also. Nich, und die konnten gar nich... Und dann is der [Franzose] ... da raus gekommen und kam an. Und da sagt einer: ‚Der Graf kommt!‘ Oder so. Ja? Und der hat dann also... Wir waren gerade dabei, zwei Löcher aus[zuheben]. Haben aber sauber hier die Soden abgesetzt, damit wir das wieder rauf bringen können. Und dann hat der also [sich beschwert]. Wir waren ja noch nicht am Strand. Wir waren ja doch... also vor dem Haus war so 'n 300 Meter langer Streifen, ungefähr so 60 Meter breit. Und denn da, auf diesem Streifen, das war das Grundstück, da waren also so kleine Wälle drauf, und da waren eben dann Stöcke so hier da drauf gepflanzt, das war praktisch also dann die Grenze dann. Und ich hatte mich ja vorher erkundigt, ob wir da also dann Dienst machen können und Ausbildung machen können. Ja, das war also verabredet. Aber nich wahr, offensichtlich... Und er [der Franzose] kam an und ging so... Und der blieb so lange da, bis die Grasnarben, Soden wieder da drauf waren. Und dann hat er sich verabschiedet, so noch gemacht hier (zeigt) und ich auch, ganz friedlich, warum auch nicht? Ja, das is aber einmal gewesen und – was sollt' ich machen – ich wollt' ihn ja nicht verärgern. Ich hab' die Anweisung gekriegt, hier, das können Sie auch lesen, von meinem Bataillonskommandeur, bei dem ich mich ja dann gemeldet oder angemeldet hatte, dass ich also in der Normandie bin, und der hat gesagt: ‚Achten Sie auf die Disziplin und sehen Sie zu, dass sie nichts, Ihre Leute nichts machen, was die Franzosen verärgern könnte!‘ Daran hab ich mich gehalten.“

Anhand von Schröders Bericht wird deutlich, dass die Soldaten in der Heimat nur eine sehr kurze Ausbildung erhalten hatten und nun, den Erfordernissen des bald zu erwartenden alliierten Angriffes entsprechend, besonders im Schanzen ausgebildet werden mussten. Offenbar fanden diese Arbeiten auf dem Grundstück des französischen Besitzers statt, in dessen Haus in La Haye du Puits, nahe der Calvados-Küste, die Einheit auch untergebracht war. Obwohl der Befragte angibt, dass diese Arbeiten angemeldet gewesen seien, wusste der Franzosen offenkundig nichts davon oder hatte, vielleicht auch aufgrund sprachlicher Missverständnisse, andere Vorstellungen von der angesetzten Ausbildungsübung. In diesem Fall gab der deutsche Offizier nach und stellte das Grundstück, überwacht vom Eigentümer, ordnungsgemäß wieder her und sah sich nach einem anderen Übungsplatz um. Die meisten Wehrmachtssoldaten waren – das wird hier wiederum bestätigt - zuvor instruiert worden, sich mit der

französischen Bevölkerung zu arrangieren und für ein entspanntes Verhältnis zu sorgen, was in den meisten Fällen auch gelang.

Eher zufällig, am Rande einer Schilderung über einen für seine Frau in Paris gekauften Pelzmantel, erwähnte der Informant Martin Kramer die Umstände seines Aufenthaltes in Frankreich:

„An und für sich [haben wir mit Franzosen] wenig [zu tun gehabt]. Da war bei uns, von der Flugleitung, da hat eine Französin sauber gemacht. Da sage ich zu ihr: ‚Du hast die Figur wie meine Frau. Würdest du mitkommen – ich will einen Mantel kaufen, Pelzmantel.‘ Die war’n ja für uns billig. ... Na, jedenfalls, meine Frau, die hat den Pelzmantel nach Weihnachten bekommen. Wir blieben nämlich in Paris hängen über Weihnachten. ... Dies war ja ’n Extra-Flug, ... da haben wir eingekauft für den Kommandeur hier. Sekt – da haben wir einen Ballen Stoff von einem Offizier mitgenommen nach Deutschland, und er gab uns dafür einen Kasten Sekt. Ja, ja. In Reims, da haben sich die Soldaten mit Sekt rasiert. Ja, Wasser war knapp. Da war ja die große Sektkellerei, Reims war ja das große Sektlager. ... Kann man sich nicht [vorstellen]. Pelz und [alles gab’s da]. [Das haben wir] mit zurückgenommen. ... Wir wollten vor Weihnachten noch wieder nach Hause. Wir sind extra nach Paris geflogen wegen Sekt, [und] wegen Sacheneinkauf für den Kommandeur. Ich glaube, das war in Brandenburg-Briest. Und da sind wir [von dort nach Paris] hingeflogen, und wir wollten wieder am nächsten Tag zurück. Und der Flugzeugführer, der dreht die Maschine zu schnell, haut mit ’m Höhenruder gegen ’nen Pfahl – Höhenruder kaputt. Ja, nun zur Werft. ‚Ja,‘ sagt der, ‚das geht so schnell nicht. Vor Weihnachten kommt Ihr nicht mehr weg.‘ ... Am 30. Dezember kamen wir denn zurück [nach] Brandenburg-Briest.“

Der Zeitzeuge erwähnte nicht, in welchem Jahr sich diese Begebenheit ereignete. Wahrscheinlich ist, dass es sich um Dezember 1940 handelte. Zu dieser Zeit waren West-, Nordeuropa und Polen von Deutschen besetzt, der Krieg gegen den Balkan und gegen die Sowjetunion befand sich noch in der Vorbereitungsphase. Da es in Frankreich noch Luxusgüter zu einem für Offiziere erschwinglichen Preis gab,<sup>742</sup> wurden diese anscheinend extra zum Weihnachtsfest 1940 aus Paris eingeflogen. Unter heutigen Gesichtspunkten ist es unvorstellbar, dass ein hoher Offizier eine Maschine mit zwei Mann Besatzung – auf Staatskosten - für private Zwecke ins etwa 1000 km von Brandenburg entfernte Paris schickt, um dort, mitten im Krieg, Luxuswaren zu Weihnachten einzukaufen. Offenbar verfügte der Kommandeur über solche Freiheiten und brauchte niemandem Rechenschaft abzulegen. Auch ist davon auszugehen, dass solche Bestellungen kein Einzelfall waren und auch von anderen Offizieren zu Beginn des Krieges in Auftrag gegeben wurden. Auch wenn dieser Flug, trotz des Unfalls - dem Verlust des Höhenruders - und der daraus folgenden Verzögerung um etwa eine Woche, noch glimpflich verlief, barg dieser nicht-militärische Einsatz auch Risiken. Bei schlechten Witterungsbedingungen, wie im Dezember durchaus möglich, hätte dies den kompletten Verlust der Maschine samt Besatzung bedeuten können. Die Abwägung solcher Gefahren wurde jedoch wohl

<sup>742</sup> Das für die französische Seite ungünstige Umtauschverhältnis wurde in diesem Abschnitt bereits erwähnt.

vom deutschen Kommandeur gar nicht erst vorgenommen. Auch wenn Kramers Bericht über die Gepflogenheiten mancher deutscher Soldaten, sich im besetzten Frankreich mit Sekt zu rasieren, nicht im einzelnen nachprüfbar ist und auch nicht klar wird, ob er dies vom Hören-Sagen wusste oder sich selbst davon überzeugen konnte, ist ein solches Verhalten der deutschen Sieger durchaus vorstellbar.<sup>743</sup> Möglich ist auch, dass die Sektkellerei in Reims im Jahre 1940 von den Deutschen für ihre Zwecke beschlagnahmt worden war und Sekt dort deshalb wie Wasser ver(sch)wendet wurde. In diesem, wie auch im Falle des Kommandeurs, der in Paris seine Weihnachtseinkäufe tätigen ließ, wirkt ein solches Verhalten aus heutiger Sicht als unangemessenes und übertriebenes Siegergehabe. Im Laufe der Zeit, als die Kampfhandlungen sich auch auf den Osten und auf Nordafrika ausdehnten und Lufttransportraum immer knapper und der Verlust an Maschinen immer größer wurde, dürften solche Sonder-Exkursionen wohl kaum noch möglich gewesen sein. Der Informant nutzte seinen Aufenthalt in Paris, um selbst ein kostbares Weihnachtsgeschenk für seine Frau zu erwerben, das es in Deutschland sicherlich nur unter großen Schwierigkeiten und dann zu einem für ihn unerschwinglichen Preis gegeben hätte.

Ein etwas ungewöhnliches Erlebnis schilderte der Befragte Schröder zwei Tage vor dem 6. Juni 1944. Im Interview erzählte er, dass er während einer Zugfahrt von Cherbourg nach Paris, am 4. Juni 1944 einen englischen Luftangriff erlebte. Mehr als der Beschuss des Zuges in dem er saß, empörte ihn die Reaktion der mitreisenden Franzosen. Er las die Vorkommnisse, deren Augenzeuge er wurde, aus einem von ihm im „Bergmann-Echo“ veröffentlichten Aufsatz vor:

„Am 3. Juni 1944 begab ich mich nach Cherbourg und fuhr am nächsten Tag mit der Bahn nach Paris. Die Wagen des Eisenbahnzuges waren abwechselnd von Franzosen und Wehrmichtsangehörigen besetzt. In der Mitte des Zuges fuhr ein offener Wagen mit, auf dem sich ein Flakgeschütz mit Bedienung befand. Auf halbem Wege, etwa im Raum Lisieux, wurde unser Zug von zwei Flugzeugen, die sehr niedrig nordwärts nach England zurückflogen, mit Bordwaffen beschossen. Der Zug kam nach einer Vollbremsung schnell zum Stehen. Die Flakbedienung hatte den Anflug der beiden Flugzeuge rechtzeitig bemerkt, auf sie geschossen und ein Flugzeug heruntergeholt. Wir hörten plötzlich eine Explosion und sahen eine Qualmwolke hochsteigen, was Franzosen und Deutsche veranlasste, sofort zum Tatort hinzulaufen. Das Flugzeug war in unendlich viele Teile zerschellt. Der Flugzeugführer hat das Flugzeug noch vor dem Absturz verlassen können. Doch da der Fallschirm sich wegen zu geringer Höhe nicht mehr entfalten konnte, war der Pilot durch den freien Fall bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Auch zwei Flaksoldaten waren bei dem Beschuss getroffen worden. Nachdem ein mitfahrender Arzt die beiden Verwundeten versorgt hatte, setzte der Zug seine Fahrt fort. Bis Paris gab es keine weiteren Zwischenfälle.“<sup>744</sup>

Die Anwesenheit der Franzosen im Zug erklärte der Zeitzeuge im Interview so:

---

<sup>743</sup> So berichtete der Befragte Schramm im Interview, dass seine Kameraden und er sich auf dem Rückzug aus Nordfrankreich die Füße in Cidre gewaschen haben, da dieser auf jedem Bauernhof reichlich in Fässern vorhanden gewesen sei.

<sup>744</sup> Schröder/Schröder: Erinnerungen an den Ostfeldzug, S. 13.

„Um überhaupt noch reisen zu können, musste man als Franzose 'n Fahrzeug haben. ... Da lief sonst nichts mehr. Die sind alle zu Hause geblieben, die Franzosen. ... In dem Zug, wie gesagt, jeder zweite Wagen, da waren Franzosen drin. Und Frauen und Männer und alles.“

Nur im Interview, jedoch nicht in seinem Aufsatz über diese Zeit, erwähnte Schröder voller Empörung, wie er erlebte, dass ein Franzose den abgestürzten und verstorbenen englischen Piloten mit Füßen trat:

„Und – was ich nie von Deutschen so gesehen habe: Franzosen, Männer, die älter waren als ich zu dem Zeitpunkt..., da haben die Franzosen den Kerl noch so mit Füßen [getreten] oder... gestoßen. Da war ich ja entsetzt, war ich. ... Wenn das 'n Soldat gewesen wäre, Mensch, den hätt' ich zur Sau gemacht! ... Da bin ich gar nicht drauf gekommen, so was zu ma... Wir haben nur gesagt, also: ‚Wie kann der bloß...?!‘ Ein Franzose [machte das], war nur *ein* Franzose! ... Ja, ja, [aber] ich konnte ihn [ja] nicht fragen.“

Anhand des Berichtes des Informanten ergeben sich eine ganze Reihe von Fragen: warum wurde der Zug von englischen Flugzeugen beschossen, obwohl als bekannt vorausgesetzt werden kann, dass Züge auch von französischen Zivilisten benutzt wurden? Wie ist die Reaktion des Franzosen, den toten Piloten mit Fußstritten zu traktieren, zu erklären? Warum erwähnt der Zeitzeuge dieses Vorkommnis nicht in einem seiner vielen Aufsätze, wohl aber während des Interviews?

Sicher ist, dass die Alliierten gezielte Luftangriffe auf Züge in Nordfrankreich flogen, da bekannt war, dass die Bahn in erster Linie deutsche Soldaten und auch Material transportierten, wie auch in diesem Fall geschehen. Dass Züge, in denen außer deutschen Soldaten, auch französische Reisende saßen, bombardiert wurden, kam vor dem 6.6.1944 bereits häufiger vor.<sup>745</sup> Allein im Département Calvados starben in den drei Monaten vor der Landung der Alliierten mehr als 100 französische Zivilisten - die Mehrheit von ihnen wurde Opfer von Luftangriffen.<sup>746</sup> In dem vom Zeitzeugen geschilderten Fall wurden die beiden englischen Maschinen offensichtlich beim gezielten Anflug auf den Zug von der deutschen Flakbedienung bemerkt, die die beiden Flugzeuge daraufhin beschoss. Die englische Flugzeugbesatzung wehrte sich ihrerseits mit Bordwaffen. Ob die alliierten Piloten beim Beschuss der von Deutschen *und* Franzosen besetzten Züge angewiesen wurden, mögliche zivile Opfer von Franzosen in Kauf zu nehmen, ist nicht bekannt. Tatsache ist, dass sich Fliegerangriffe auf deutsche Stellungen, aber auch auf deutsche Soldaten vor dem 6. Juni 1944 häuften.<sup>747</sup> Die Reaktion des Franzosen mag als Wut darüber zu erklären

<sup>745</sup> Quellen/Garnier: Les Victimes Civiles, S. 26.

<sup>746</sup> Ebd.

<sup>747</sup> Auch die Küstenbefestigungen waren seit Frühjahr 1944 häufig Ziel englischer Luftangriffe. Französische Ortschaften wurden erst nach dem 6. Juni 1944 zerstört, um die Nachschubwege für deutsche Truppentransporte zu erschweren. Dazu meint der Zeitzeuge Schröder: „Das war aber nicht so viel [vorher an Bombardements], denn... also, wo ich war, Coutances und hier oben [im Dép. La Manche, Cotentin-Halbinsel], ... und die Ortschaften da, die waren also heil.“

sein, dass englische Piloten das Feuer auf unbeteiligte Zivilisten eröffnet haben.<sup>748</sup> Anhand der Ausführungen des Informanten und der bereits erwähnten Einschränkungen der französischen Zivilisten durch die Zwangsabgabe ihrer Fahrzeuge (siehe 2.1) wird noch einmal deutlich, dass diese auf den Zug als Transportmittel angewiesen waren. Es ist möglich, dass die Deutschen jeden Zug zu 50 % für sich in Anspruch nahmen, um ihre eigenen Personal- und Materialtransporte durchführen zu können. Zur Abwehr der sich ab Frühjahr 1944 immer mehr häufenden Luftangriffe wurde jeder Zug mit einem Flakgeschütz ausgestattet.

Arp erlebte ebenfalls gezielte Luftangriffe, sogar auf einzelne Soldaten, unmittelbar vor dem 6.6.1944:

„Man muss so sagen: Tage vorher schon konnt' es passieren, dass auf einmal ein englischer Jäger auftauchte und über die Gegend wegsauste und geschossen hat. Und einmal kam ich auch nach Haus', auf dieser Landstraße, und da seh' ich, wie der rüber fliegt, und neben meiner Baracke lagen nachher Blindgänger. ... Und – wie gesagt – auch tagsüber, nachmittags, gern kamen se einzeln über die Gegend, ganz niedrig. Ich bin einmal über die Straße, mir blieb nichts anderes übrig, ich hab mich in 'nen Straßengraben geworfen. Ich kam mit 'm Rad nach Haus', vom Bataillonsarzt. Und zwar kamen die so, dass die die Sonne im Rücken hatten, so könnt' man das nennen. Da hat unser Kompaniechef auf 'n Deckel bekommen, der hat oben auf der... Wiese, hat der 'ne Unteroffiziersbesprechung gehalten. Und die sind da alle noch schnell in die Löcher rein (lacht). Also, der kam so schnell. Ich brauchte ja nicht teilzunehmen, weil ich ja Sani war. ... Und ich hab' noch gerufen, aber da war er schon da, ... mit Bordkanone! Aber 'ne ganze Menge Blindgänger. Der wusste... der hat das gesehen bestimmt, dass die da geübt haben. Oder – nicht geübt – Besprechung hatten.“

In den Abschnitten 2.5 und 8. finden sich weitere Beispiele dafür, dass die anglo-amerikanische Luftwaffe es sich allein zahlenmäßig leisten konnte, bereits vor dem D-Day ständig die deutschen Linien im Westen oder auch deutsche Städte zu überfliegen und auch auf Einzelpersonen – Zivilisten oder allein umhergehende Soldaten – das Feuer zu eröffnen. Eine Besprechung auf einer Anhöhe, bei der eine Gruppe deutscher Soldaten versammelt war, musste die Piloten der gegnerischen Luftwaffe geradezu einladen, den Gegner mit Bordwaffen anzugreifen oder sogar Bomben abzuwerfen. Offenbar hatte der zuständige Vorgesetzte keine Vorkehrungen in Form einer Fliegerwache getroffen (siehe 2.5, 4.2). Auch das Abhalten einer Besprechung oder Übung unter freiem Himmel ohne Deckungsmöglichkeit war schon längere Zeit vor dem 6. Juni 1944 ein Risiko für alle Beteiligten.

---

<sup>748</sup> Aus den Sommermonaten des Jahres 1940 ist bekannt, dass die Franzosen gegen die Engländer einen Groll hegten, da sie sich von ihnen im Stich gelassen fühlten. Tewes: Besatzungszeit, S. 126. Es gab in der Zeit von Sommer 1940 bis Juni 1944 immer wieder alliierte Luftangriffe, in denen nicht nur die französische Infrastruktur, sondern auch Zivilisten zu Schaden kamen. Ab dem 6. Juni 1944 wurde dann ein Großteil Nordfrankreichs durch angloamerikanische Bombardements in Schutt und Asche verwandelt. Auch hier war die Wut der Franzosen auf die Alliierten zunächst groß. Nach der Befreiung Frankreichs gewann jedoch die Erleichterung über die wieder gewonnene Freiheit die Oberhand. Dazu Quellien/Garnier: Les Victimes, S. 37.

*Zusammenfassung:*

Nach der Besetzung der Normandie durch deutsche Truppen waren die Franzosen bemüht, ihr Privatleben neu zu ordnen und zu einer gewissen Normalität zurückzufinden, was angesichts „der Anwesenheit der Besatzer, der zunehmenden Knappheit aller Güter, der zahllosen Verordnungen,<sup>749</sup> der Propaganda und der wachsenden Bedrohung“<sup>750</sup> nicht immer ganz einfach war, denn das Leben, das die Zivilisten bislang geführt hatten, war durch den deutschen Angriff zunächst erheblich durcheinander geraten. Die Deutschen waren jedoch auf die Franzosen angewiesen, brauchten sie als Arbeitskräfte, kauften bei ihnen ein, waren bei ihnen einquartiert, gingen in Geschäften und Cafés ein und aus, und in Freundschaft lebt es sich leichter. Als Besatzer wurden sie jedoch nicht geliebt. Es entstanden aber „freiwillige Beziehungen zwischen *einem Besatzer* und *einem Besetzten*“ – grenz- und sprachübergreifend.<sup>751</sup>

Für die deutsche Seite kann allgemein festgehalten werden, dass der eine oder andere Soldat eine Familie gefunden hatte, bei der er sich mit Lebensmitteln versorgte und auch hin und wieder zu einem Glas Cidre eingeladen wurde, und einige, in der Mehrzahl Offiziere – wie von den Zeitzeugen berichtet wird – mit einer Französin näher befreundet waren. Letzteres empfanden allerdings viele Franzosen als Vaterlandsverrat. Die Betroffenen bekamen dies nach der Befreiung zu spüren. Die Beurteilung des Informanten Lützen: „Als Besatzung haben wir uns ja nicht vorbeibemommen,“ wird von den anderen deutschen Interviewpartnern, vom französischen Gesprächspartner Martin sowie von deutschen und französischen Historikern im großen und ganzen gleichermaßen bestätigt. Keine Armee bleibt jedoch von Fehlertritten ihrer Soldaten verschont. Schwere Entgleisungen, wie etwa das Plündern und Verschmutzen der beiden *châteaux*, versuchte Vergewaltigungen, Wilderei in französischen Jagdgebieten, Requirierungen und Viehdiebstähle sowie Übergriffe auf Privatgut, wie am Beispiel der Angehörigen der „SS-Leibstandarte Adolf Hitler“, aber auch an anderen Aussagen (u. a. Kuby, Meißner, Uhlmann) deutlich wurde,<sup>752</sup> kamen daher auch in Frankreich vor, wurden jedoch nur zu einem kleinen Teil geahndet, zumeist jedoch vertuscht und unter der Hand geregelt, obwohl ein solches Verhalten deutscher Besatzungssoldaten seitens der NS-Führung gerade in Frankreich nicht

<sup>749</sup> Zu den weiteren Einschränkungen gehörten u. a., dass die Einheimischen nicht an die Strände durften, ab 1942 dort hinter Stacheldraht Bunker an Bunker entstand, und selbst für kleinere Reisen bei der Kommandantur eine Genehmigung einzuholen war. Grundnahrungsmittel wurden rationiert, die Rundfunkgeräte waren abzugeben, ebenfalls, wie bereits erwähnt, vorhandene Gewehre, Brieftauben, Autos, Boote und Pferde. Das Land ohne Erlaubnis zu verlassen war ihnen ebenfalls verwehrt. Drolshagen: *Freundlicher Feind*, S. 64f.

<sup>750</sup> Ebd., S. 58.

<sup>751</sup> Drolshagen. *Der freundliche Feind*, S. 119f.

<sup>752</sup> In Abschn. 4.3 wird auch das (Fehl-)Verhalten der zur Verstärkung der Wehrmacht im Westen eingesetzten „Osttruppen“ thematisiert.

erwünscht war.<sup>753</sup> Aus vielerlei Gründen, die in diesem Abschnitt angedeutet wurden, schritten einige Vorgesetzte gar nicht oder nur zögerlich ein, obwohl zuvor Herrschaftshäuser und andere französische Privatdomizile von deutschen Soldaten mutwillig beschädigt oder auch geplündert worden sind.<sup>754</sup>

Angesichts der Vorkommnisse in den besetzten Ostgebieten wirken die hier aus Frankreich angeführten Diebstähle, Gaunereien, Plünderungen und sonstige Verfehlungen wie Bagatellen. Da aber Deutsche und Franzosen in der Regel gleichermaßen betonen, dass die deutschen Besatzungstruppen sich stets „so korrekt“ verhalten hätten, sollte in diesem Abschnitt auch gezeigt werden, dass dies nicht immer und bei allen Wehrmachtsangehörigen der Fall gewesen ist und es vereinzelt sogar zu Verbrechen gekommen ist<sup>755</sup> (vgl. Abschn. 2.2 und 2.7). Darüber hinaus muss angemerkt werden, dass die Umsetzung von Anweisungen der Militärverwaltung, etwa die Vergeltung von Anschlägen mit willkürlichen Geiselnahmen und Erschießungen von Gefangenen, die es vorwiegend in französischen Städten, weniger aber im ländlichen Bereich gab, unter heutigen Gesichtspunkten ebenfalls als Verbrechen angesehen werden müssen.<sup>756</sup> Die Deportation von in Frankreich lebenden oder dorthin geflüchteten Juden in Konzentrationslager gehört ebenso zu den dunklen Kapiteln deutscher Besetzung im Westen.

Auf Einquartierungen reagierte die Bevölkerung zunächst durchweg distanziert. Sie wurden zwar vergütet, und die Gastgeber wider Willen nannten sich offiziell „Quartiersfamilien“<sup>757</sup>, was den Zwang und die Unfreiwilligkeit verharmlost. Aber die Hausbewohner mussten zunächst einmal zusammenrücken. Wie das Verhältnis sich später gestaltete, hing sehr stark vom Auftreten der deutschen Soldaten und von deren Französischkenntnissen ab. Auch das Alter spielte eine Rolle. Unbefangene, junge Soldaten, wie die Beispiele Gockels, Severlohs und Thomsens zeigen, die trotz fehlender Sprachkenntnisse mit Franzosen „ins Gespräch kommen“ wollten und auch von zu Hause „erzählten“, und Wehrmachtsangehörige, die nicht als „Soldaten“, sondern als „Menschen“ unterwegs waren, wie Arp erläuterte, gelang es öfter, einen entspannten, freundlichen und privaten Kontakt zu in ihrer Nähe lebenden Franzosen

---

<sup>753</sup> Hitler hatte der Wehrmacht bereits am 7. Juli 1940 befohlen, „dass sie in ... untadeligem Geist ihre Aufgabe als Besatzung erfüllt, ... im Umgang mit der Bevölkerung ... Zurückhaltung zu wahren [habe].“ Ausdrücklich warnte er vor strafbaren Handlungen unter Alkoholeinfluss und drohte sogar die Todesstrafe an. Zit. in: Tewes: Besatzungszeit, S. 205.

<sup>754</sup> Als Hauptgrund gilt, dass die Offiziere selbst während solcher Straftaten erheblich alkoholisiert waren.

<sup>755</sup> Meist handelte es sich dabei um (versuchte) Vergewaltigungen. Zum Thema Verfehlungen deutscher Wehrmachtsangehöriger gibt es eine Reihe weiterer Beispiele in Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit u. in den Abschn. 2.2, 2.7, 3.1 und 4.1 dieser Arbeit.

<sup>756</sup> Vgl. u. a. Quellien/Vico: Massacres Nazis; Quellien: Victimes civiles.

<sup>757</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 65.

herzustellen. Hier sahen besonders französische Frauen diese oftmals noch jugendlichen, lebensunerfahrenen Deutschen wahrscheinlich gar nicht als „Besatzungs“-Soldaten an,<sup>758</sup> sondern als junge Menschen, die ohne Eltern und fern der Heimat unterwegs waren, und denen sie deshalb freundlich und mitmenschlich entgegenkamen. Manchmal wohnten gleichaltrige Jugendliche im Haus, wie im Falle Gockels. Dies waren gute Ausgangspunkte für erste und nachhaltige Kontakte. Auch Offiziere, die Französisch sprachen und bei Quartierswirten untergebracht waren, die im Ersten Weltkrieg Soldat gewesen waren, weckten das Interesse am „anderen“. In diesen Fällen konnte sich ein freundschaftliches Verhältnis entwickeln, das von einem respektvollen Miteinander geprägt war: „Aus den ‚Zwangsgemeinschaften‘ der Einquartierungen konnten Beziehungen zu Menschen entstehen, die so tief wurden, dass sie im Denken der Beteiligten die Kategorie ‚Feind‘ völlig löschten.“<sup>759</sup> Festzustellen ist das Bemühen seitens der deutschen Soldaten um gute Kontakte zur französischen Zivilbevölkerung. Dazu heißt es bei Tewes: „Wer sich entsprechend benahm und zeigte, dass er Lebensart hatte, wurde merklich freundlicher behandelt.“<sup>760</sup> Französischen und Franzosen, die darauf eingingen, brachte ein solches Verhalten jedoch immer sofort in den Verdacht der Kollaboration und somit die Verachtung ihrer Landsleute ein, was sich nach der Befreiung Frankreichs 1944 für sie rächen konnte.

Neben den kontaktfreudigen deutschen Besatzungssoldaten gab es solche, die sich für die Franzosen entweder kaum interessierten oder aber in Mannschaftsunterkünften untergebracht waren, diese selten, und dann auch nur gemeinsam mit ihren Kameraden, verließen und auch nur mit diesen Umgang hatten.<sup>761</sup> Darüber hinaus steht zu vermuten, dass diejenigen Deutschen, die ein freundschaftliches Verhältnis zu ihren Quartiersleuten oder anderen Franzosen pflegten, diesen gegenüber loyal auftraten, z. B. Severloh. Da es in ihrem Fall kein Feindbild gab, teilten sie Beobachtungen weder ihrem Vorgesetzten noch anderen Kameraden mit, etwa, wenn Franzosen den englischen Sender hörten, obwohl Rundfunkempfänger abzugeben waren, und es ihnen selbstverständlich verboten war, feindliche Nachrichtensender abzuhören. Auch, dass der Quartiersgeber noch ein Gewehr besaß und Severloh außerdem vermutete, dass der Franzose der Résistance angehörte – was sich nach dem Krieg jedoch als falsch herausstellte –, behielt er für sich. Diese Haltung war sicher nicht im Sinne der deutschen Führung, für die Soldaten aber anscheinend selbstverständlich. Auch spielte hier wohl die damalige NS-Erziehung eine Rolle, wonach ein deutscher

<sup>758</sup> Vgl. Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 365.

<sup>759</sup> Drolshagen: *Der freundliche Feind*, S. 182.

<sup>760</sup> Tewes: *Besatzungszeit*, S. 137. Den Deutschen war ebenfalls mit auf den Weg gegeben worden, dass sie in Nord- und Westeuropa auch „Botschafter des Deutschen Reiches seien, und es „auf jeden einzelnen an[komme], wie er sich benehme.“ Ebd., S. 208.

<sup>761</sup> Drolshagen: *Der freundliche Feind*, S. 171.

Soldat nur so viel zu wissen brauchte wie zur Ausführung seiner Befehle notwendig war und im Hinblick auf Ungerechtigkeiten oder sonstige Beobachtungen eher zum Wegsehen erzogen worden war.

Hingewiesen wurde in diesem Abschnitt auch auf die Reglementierung des alltäglichen Lebens, das den Franzosen durch die deutsche Besetzung auferlegt wurde: Lebensmittel wurden rationiert und verknappten sich zusätzlich durch Lieferungen nach Deutschland, Autos wurden still gelegt, Benzinzuweisungen für Franzosen mit Ausnahmeregelung (z. B. Ärzte) waren knapp, Brieftauben, Pferde, Gewehre und Radios waren abzugeben, die Teilung in zwei Zonen wurde vorgenommen, und später die vollständige Besetzung Frankreichs, Zugbegleitung durch „Geiseln“, Heranziehen der Zivilisten zu Arbeiten – „viele mussten oder wollten für sie arbeiten“<sup>762</sup>, ständige Präsenz deutscher Truppen auf der Straße, in Cafés, etc. sowie Exekutionen von Geiseln in größeren Städten, Durchsuchung der Häuser (wegen Résistance bzw. abgesprungener alliierter Piloten). Zudem waren im ersten Besatzungsjahr (1940), und dann erneut ab 1943, viele [deutsche] Soldaten bei Zivilisten einquartiert. Einige Familien mussten ausziehen, weil ihr Heim von der Wehrmacht für Offizierswohnungen eingezogen wurde oder einfach in einem Gebiet lag, das für militärische Anlagen gebraucht wurde. In den größeren französischen Städten kam es zeitweise sogar zu Hungersnöten, wie der französische Interviewpartner Henri Martin am eigenen Beispiel belegen konnte. „Umwege und Schlupflöcher“ mussten gefunden werden, „um zu bekommen, was man wollte und brauchte, um Ersatz für all das zu finden, was es nicht mehr gab ...“<sup>763</sup> Mit vielem hatten sich die Franzosen abzufinden, auch damit „nicht mehr Herr im eigenen Land, nicht einmal mehr auf dem eigenen Grundstück“<sup>764</sup> zu sein. Es wurde erforderlich „zu misstrauen und sich zu verstellen“,<sup>765</sup> und es blieb ungewiss, wann dieser Ausnahmezustand endlich vorüber war.

Eine ganze Reihe Franzosen leistete aus Nationalstolz und Ablehnung der deutschen Besetzung passiven Widerstand, der sich in stummem Protest äußern konnte: so funktionierte mit Beginn der Besetzung manche Kirchenglocke „plötzlich“ nicht mehr, es gab Franzosen - auch Kinder oder Jugendliche -, die sich weigerten, deutsche Soldaten zu grüßen<sup>766</sup> oder ihnen nachlässig auswichen. Und der Franzose Henri Martin ging während seiner offiziellen Tätigkeit für die OT und die Wehrmacht eigenen

<sup>762</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 66.

<sup>763</sup> Ebd., S. 115.

<sup>764</sup> Ebd.

<sup>765</sup> Ebd.

<sup>766</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 82, spricht von „La France muette“ [dem schweigenden Frankreich], in dem „diese wortlose Demonstration von Verachtung ... eine Facette des zivilen Widerstands“ darstellte, der einzelne Soldat im günstigsten Fall sogar demoralisiert und „konsequent auf seinen Feindesstatus reduziert“ und ihm „jede Anerkennung als Mensch, Individuum und Gegenüber verweigert wurde.“ Vgl. Vercors: Le silence de la mer.

inoffiziellen Beschäftigungen nach – Tischfußballspielen, Hasenschlingen anfertigen und legen und versorgte sich mit Vorräten aus deutschen Lagern, wie Lebensmitteln und Kohle. Aber auch offenkundigere Aktionen gab es: so wurden Wehrmachttransportzüge auf französischen Bahnhöfen oftmals betont langsam abgefertigt, und französische Landwirte, die zu den Tätigkeiten am „Atlantikwall“ herangezogen worden waren, überarbeiteten sich dort auch nicht gerade (siehe 2.5 und 2.6), um nur einige Beispiele zu nennen. Auch deutsche Soldaten, die nach dem Weg fragten, schickte man einfach in die falsche Richtung. Von Anfang an gab es Gesten der Ablehnung, sei es, dass die Franzosen die Deutschen nicht verstanden oder nicht verstehen wollten<sup>767</sup> oder sich sogar in ihrer Gegenwart auf Französisch über sie lustig machten.<sup>768</sup> Es gab eine ganze Reihe an Möglichkeiten, den eigenen Patriotismus den Deutschen gegenüber auszuleben, ohne dass diese sich dessen immer bewusst waren oder im Zweifel eine Handhabe gegen diese kleinen Sticheleien besessen hätten. Darüber hinaus gab es den aktiven Widerstand vor (Abschn. 2.7) und nach dem 6. Juni 1944 (Abschn. 4.4), um die deutsche Besatzungsmacht zu schwächen. Während also die für diese Arbeit interviewten deutschen Zeitzeugen von einem weitestgehend unproblematischen Verhältnis zwischen Franzosen und Deutschen berichten, versuchten die Einheimischen ihre patriotische Distanz den Besatzungstruppen gegenüber zu bewahren, was Freundschaft und familienähnliche Kontakte zu jüngeren, „unmilitärisch“ auftretenden Soldaten, die sie kennen und schätzen gelernt hatten, nicht ausschloss (u. a. Severloh, Gockel und Thomsen erlebten dies).

## 2.4 Deutsche Abwehrvorbereitungen auf einen alliierten Angriff im Westen

Seit Juni 1940 hielten Soldaten der Wehrmacht die gesamte französische Atlantik- und Kanalküste besetzt, aber seit Dezember 1941 wendete sich die Kriegslage zuungunsten des Dritten Reiches. Gleich zwei Ereignisse mit folgenschwerer Bedeutung für den Osten, aber auch für den Westen bewirkten diese Veränderungen innerhalb weniger Tage. Japanische Kampfflugzeuge hatten den amerikanischen Kriegshafen *Pearl Harbor* angegriffen und befanden sich nun seit dem 8. Dezember 1941 mit den USA im Krieg. Hitler, erleichtert, dass er den Konflikt mit den USA nicht allein auszufechten hatte, erklärte nun seinerseits der Westmacht am 11. Dezember 1941 den Krieg, nachdem er zuvor Japan seine Zusage zu einem Beitritt gegeben hatte.<sup>769</sup> Zur selben Zeit blieb der deutsche Vormarsch 30 Kilometer vor Moskau, auch bedingt durch den frühen Wintereinbruch, stecken. Das bedeutete, dass die Entscheidung im

<sup>767</sup> Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 180.

<sup>768</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 83.

<sup>769</sup> Krebs: Japan und der deutsch-sowjetische Krieg, S. 579.

Osten sich mindestens um ein weiteres Jahr verzögern würde, sich aber eine neue Gefahr im Westen abzuzeichnen drohte: der Zweifrontenkrieg.<sup>770</sup> England würde zu gegebener Zeit, mit Hilfe der USA, einen Großangriff vorbereiten und durchzuführen versuchen. Die im Westen stationierten Divisionen wurden jedoch im Osten dringend gebraucht und daher ein Großteil von ihnen, mitsamt ihrer Ausrüstung, nach Russland verlegt. Zurück blieben in Frankreich nur die so genannten bodenständigen Truppen: Seit 1941 hatte Hitler die Absicht, einen neuen Westwall auszubauen, damit „bei möglichst geringem Einsatz ständig festgelegter Feldtruppen mit Sicherheit jedes feindliche Landungsunternehmen auch stärkster Kräfte“<sup>771</sup> abgewehrt werden konnte. Aufgrund dieser Maßnahmen hoffte die deutsche Führung, eine drohende „zweite Front“ von vornherein abwenden zu können und der Wehrmacht den Rücken für ihre Operationen im Osten freizuhalten. Eine weitere Front hätte die Kapazität der Wehrmacht überstiegen und die Rüstungsindustrie vor unlösbare Probleme gestellt. Im Westen konnten sich die deutschen Küstenverteidiger auf den „Westwall“, später „Atlantikwall“ genannt, stützen, so dass es, nach Meinung der deutschen Militärführung, ausreichte, hier hauptsächlich ältere Kriegsteilnehmer, Reserveoffiziere aus dem Ersten Weltkrieg<sup>772</sup> oder im Osten verwundete Soldaten nach ihrer Genesung einzusetzen. Dabei entfiel, aufgrund der ausgebauten Küstenbefestigungen, die Notwendigkeit, diese Truppen zusätzlich mit Material auszurüsten. So entstanden die bodenständigen Divisionen, „die kaum noch beweglich waren, da sie ihre Fahrzeuge größtenteils an die Ostfront abgegeben hatten,“<sup>773</sup> und nur über eine geringe Anzahl an Bunkern oder ausgebauten Stellungen verfügten. Sie sollten den ihnen zugewiesenen Küstenabschnitt halten bzw. sichern. Für den Bewegungskrieg waren diese Verbände ungeeignet.<sup>774</sup>

Der Informant Arp, Jg. 1914, zählte zu den älteren Soldaten der 716. bodenständigen I. D., die bereits seit Anfang 1941 die französische Calvadosküste in der Normandie schützen sollte. Er erklärte die Unterschiede zu einer herkömmlichen Division:

„Wenn ich mal so erzählen darf? Vielleicht am Anfang: also die Division 716 war ja 'ne ‚Schmalspurdivision.‘ Ich weiß nicht, ob Sie den Begriff kennen? ... Sie war 'ne schmale, also 'ne kleine. Die war nicht so groß wie 'ne normale. Das hat nur zwei Infanterieregimenter. ... Also wir haben immer ‚Schmalspur‘ gesagt. ‚Schmalspurdivision‘ hatte nur zwei Infanterieregimenter: 726 und 736. ... Die [716. I.D.] wurde zusammengestellt 1941, und zwar so im Februar/März in Nordrhein-Westfalen. ... Und dann sind wir zusammengestellt worden und fuhren,

---

<sup>770</sup> Dazu u. a. Slutsch: Zweifrontenkrieg, S. 11 – 20.

<sup>771</sup> Ose: Entscheidung, S. 21.

<sup>772</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 137.

<sup>773</sup> Ose: Entscheidung, S. 22.

<sup>774</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 343, erklärt, dass die Soldaten der bodenständigen Divisionen nicht nur größtenteils ein hohes Durchschnittsalter aufwiesen, sondern ein Teil von ihnen bereits seit 1940 dort lag, und manche dieser Soldaten keine Kampferfahrung hatten.

das muss März gewesen sein, das weiß ich so genau nicht mehr, fuhren wir also als Halbblazarett nach Frankreich, aber noch nicht in Einsatz. Wir waren zunächst in Elbeuf, das ist in der Nähe von Rouen. Dann waren wir in Rouen. [Das war] '41.“

Unter „Schmalspur“ versteht Arp eine personalmäßig (zwei Regimenter statt drei, viele Ältere und Wiedergenesene) und waffentechnisch unzureichend ausgerüstete Division. Der Befragte stellte dazu fest: „Also bei uns..., da war *ein* Geschütz.“ Auch der Befragte Golder berichtete, dass er in der Normandie zu einer dieser bodenständigen Division gehörte, und zwar ebenfalls zur 716. I.D., wie Arp. Er erinnerte sich daran, dass viele ältere Soldaten, „so ungefähr 30 [Jahre alt waren], einige auch noch älter, [und] unser Koch, der da gefallen ist, der war 35 [Jahre].“ An Arps Aussage wird deutlich, dass die Divisionen sich qualitativ zum Teil sehr stark voneinander unterschieden.<sup>775</sup> Die 716. I. D. verfügte mit zwei Regimentern jedenfalls nicht über die volle Kriegsstärke und war daher auch nicht voll einsatzfähig. Von 1940 bis 1942 war die Verteidigung des Westens zugunsten anderer Gebiete sträflich vernachlässigt worden, denn hier durften, so Hitler, nicht zu viele Truppen stationiert sein: die Masse der Soldaten, vor allem die jüngeren und belastbaren Jahrgänge, sollten im Osten um die Entscheidung kämpfen. Als Ausgleich für die an die hart umkämpften Fronten abgegebenen Soldaten kamen nun abgekämpfte Truppen aus dem Osten nach Frankreich, vor allem Soldaten mit Erfrierungen 3. Grades und auch Malaria- und Magenranke.<sup>776</sup>

Bereits von Herbst 1940 bis Frühjahr 1941 hatte der *Führer* den Engländern einen Angriff auf die zu Großbritannien gehörenden Kanalinseln zugetraut und befahl deren Befestigung. Auch kalkulierte er „aus politischen und propagandistischen Gründen jederzeit ... englische Einzelunternehmungen“ im Westen mit ein.<sup>777</sup> Im März 1942 erließ der Diktator sogar eine entsprechende Weisung (Nr. 40), wonach mit „überfallartigen örtlichen Unternehmungen“ der Engländer an europäischen Küsten in jedem Fall zu rechnen sei.<sup>778</sup> Mit diesen Einschätzungen sollte Hitler recht behalten, denn im Jahre 1942 erfolgten zwei – aus alliierter Sicht - wichtige Angriffe auf französische Hafenstädte, mit denen ihre Kommandos die deutsche Verteidigungsstärke testen wollten. Die Überfälle auf St. Nazaire (27./28.3.1942)<sup>779</sup>

<sup>775</sup> Vgl. Fraser: Rommel, S. 465.

<sup>776</sup> Ebd. sowie Ose, S. 29. Den „Magenbataillonen“ stand eine spezielle Diätverpflegung zu, um die Kampffähigkeit dieser Soldaten wieder herzustellen. Thoms: „Verpflegung“, S. 223.

<sup>777</sup> Kriegstagebuch des OKW, S. 1071.

<sup>778</sup> Hubatsch: Hitlers Weisungen, S. 176.

<sup>779</sup> Bei St. Nazaire gelang es einem englischen Zerstörer, der als deutsches Torpedoschiff getarnt war, die Küstenbefestigungen mit 600 Mann Besatzung unerkannt zu passieren und in der Loiremündung, an deutschen Schiffen und Marineeinrichtungen Zeitbomben anzubringen. 144 Engländer wurden bei dem Raid getötet, 215 gefangen genommen, 271 kehrten nach England zurück. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 333. Der Angriff auf St. Nazaire war auf alliierter Seite zumindest ein Teilerfolg, da es dem Zerstörer gelungen war, das Schleusentor zu sprengen. Etwa acht Stunden später explodierte der mit Zeitzündern ausgerüstete englische Zerstörer „Campbelltown“, auf dem 120 deutsche schau-

und auf Dieppe (19.8.1942) hinterließen auf beiden Seiten die nachhaltigsten Eindrücke und waren entscheidend für die weitere alliierte Planung der zweiten Front und damit für die Befreiung Europas von der Naziherrschaft. Aber auch die deutsche Seite zog, besonders aus dem Angriff auf Dieppe, entscheidende Konsequenzen.

Der Zeitzeuge Rothe, der 1940 bereits als Angehöriger des RAD in der Nähe von Laon stationiert war, wurde im Jahre 1942 nun erneut in derselben Gegend eingesetzt, dieses Mal als Sanitäter in einem Lazarett in der Hafenstadt Dieppe. Dort erlebte er die spektakuläre Landung von 6086 Soldaten der 4. und 6. Brigade der 2. kanadischen Division am 19.8.1942 mit.<sup>780</sup> Rothe ist der festen Überzeugung, dass die Deutschen auf diesen Angriff vorbereitet gewesen seien und erklärte:

„Also, etwa im Sommer wurde, ja, wurde in St. Aubin, das ist ein Ort, ... 12 Kilometer ungefähr von Dieppe weg, da wurde 'n behelfsmäßiges Lazarett eingerichtet, in Baracken. Verstehen Sie? Ein Ausweichlazarett! Das heißt mit anderen Worten: bei uns in Dieppe wurde nur noch operiert und die erste Versorgung gemacht. Und denn kamen die Verwundeten entweder in die Heimat oder sie kamen in dies Ausweichlazarett. ... Das war schon vorher! Das war Monate vorher! Wir haben doch mit jerechnet, dass der Angriff kommt. Das war schon längst einrichtet! Sie haben doch jefragt, ob wir vorbereitet waren. Ja, na, das haben wir jewusst, dass eine Landung in Dieppe bevorsteht.“

Spätestens nach dem Überfall auf die deutsche Funkmessstation bei Bruneval am 27./28. Februar 1942<sup>781</sup> und dem bereits erwähnten Angriff auf St. Nazaire Ende März 1942 durch englische Kommandounternehmen wurde auf deutscher Seite ein größeres Landeunternehmen erwartet. Roth's Angaben bestätigen dies. Umfangreiche Vorkehrungen zur erfolgreichen Abwehr und zum Aufbau von Ausweichkrankenhäusern und Unterkünften für Verwundete und das Sanitätspersonal wurden seit Frühsommer desselben Jahres getroffen. Es ist denkbar, dass die deutsche Abwehr durch Geheimdiensttätigkeit Kenntnis von den alliierten Plänen oder Vorbereitungen hatte und wusste, dass ein weiterer alliierter Angriff in der zweiten Jahreshälfte 1942 bevorstand. In welcher Größenordnung dieser erfolgen würde, davon hatte die Wehrmachtsführung vermutlich keine Kenntnis und traf deshalb Vorbereitungen für alle Fälle. Die 15. Armee, die diesen Bereich Nordfrankreichs verteidigte, hatte am 20. Juli 1942 Alarmbereitschaft für drei zuvor errechnete Zeitabschnitte an den nordfranzösischen Küsten herausgegeben, wobei die Hafenstädte als besonders gefährdet galten. Anhand der Mondstellung und der Gezeiten ermittelten deutsche Wetterstationen folgende Termine, die für feindliche Landungen günstig waren: vom 27. Juli bis

---

lustige Soldaten an Bord den Tod fanden. DRZW 6 (Beitrag Rahn: Der Seekrieg), S. 399.

<sup>780</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 45. Zum Angriff auf Dieppe auch Paus: Inferno von Dieppe; Fowler: Commandos at Dieppe; Ford: Dieppe 1942.

<sup>781</sup> Bei Bruneval, etwa 30 km westlich von Le Havre, landeten in der Nacht vom 27./28. Februar 1943 119 Fallschirmjäger des 2. Parachute Bataillon. Es gelang ihnen, die wichtigsten Teile der Funkmess-Radar-Stellung abzumontieren und auch einige deutsche Soldaten von der Bedienungsmannschaft mitzunehmen. Piekalkiewicz: Invasion, S. 39.

3. August, vom 10. bis 19. August und zwischen dem 25. August und 1. September 1942.<sup>782</sup> Dieppe war bereits im Winter 1941/42 zur Festung erklärt worden. Die deutschen Führungsstäbe gingen davon aus, „dass gerade im Abschnitt Dieppe ein Angriff erfolgen würde.“<sup>783</sup> Dieses größte Landeunternehmen vor der Invasion im Juni 1944 war als „Entlastung der Sowjets durch Fesselung deutscher Kräfte während des deutschen Vormarschs in den Kaukasus“<sup>784</sup> im Sommer 1942 gedacht. Nach Erhalt von Informationen über alliierte Planungen intensivierte die deutsche Seite ihre Bemühungen weiter durch gezielte Alarmübungen, dem Ausbau der Küste mit Panzersperren und Stacheldraht-hindernissen.<sup>785</sup> Auch die von Rothe berichtete Verlegung des Lazarettes und anderer Einrichtungen ins Hinterland waren die unmittelbare Folge. Die Errichtung von Ausweichlazaretten erfolgte auch zur Sicherung gegen Luftangriffe und zur Überbrückung großer Transportstrecken bei Ausfall der Bahn.<sup>786</sup>

Rothe wusste auch eine ihn selbst betreffende mysteriöse Geschichte zu berichten, die sich während der Landung in Dieppe, im Ausweichlazarett St. Aubin, abspielte:

„In einem großen Keller wurde ein Behelfsoperationsraum eingerichtet und Strohlager für die Verwundeten. Das wurde auch schon im Sommer... Das war schon alles vorhanden, nich erst, wo die gelandet sind. ... In einem Seitenflügel, beim OP, stand ein Lichtaggregat, für das ich verantwortlich war. Ich hatte bei mir im Raum noch eine Benzinkanne, 20 Liter Ersatzbenzin. Ja? Und, als der Angriff begann, waren Flugzeuge, jede Menge, in der Luft. Die haben ja ihre Ziele gehabt. ... Und das Ziel war der OP-Raum und der Seitenflügel, in dem das Aggregat stand. ... Auf den OP-Raum [haben die geschossen]! ... Wenn ich Ihnen das sage!“

Er betonte, dass die Kirche und die anderen Gebäudeflügel keinen Schuss abbekommen hätten, „nur das OP und der Seitenflügel, wo das Aggregat gestanden hat,“ und berichtete, was als nächstes passierte:

„So, nun passen Sie mal auf: haben sie beschossen. So, das Licht war weg. Ich war dafür verantwortlich. Ich bin reingelaufen in den ... Seitenflügel, wo's Aggregat steht, will das Aggregat anwerfen. Geht nicht. Ich guck' rein, Benzinahn auf. Kein Tropfen Benzin drin! Ich hab' immer kontrolliert: Benzin war drin. Also haben... hat das irgendjemand, der daran... der 'n Nachschlüssel hatte, Benzin abgelassen. Auf dem OP-Tisch, im Keller, lag ein Verwundeter. So – ich schnell in 'nen Raum rein, 20 Liter Benzin rein, angeworfen, Hebel rumgeworfen, war Licht da. Damit will ich sagen: bewusst war doch aus dem Aggregat Benzin abgelassen worden.“

Auch Mitglieder der Résistance waren ganz offensichtlich in den englischen Plan zur Landung in Dieppe eingeweiht, wie aus Rothes Schilderung deutlich wird. Irgendjemandem war es zuvor gelungen, sich Zugang zum Kellerraum zu verschaffen. Damit nahm derjenige in Kauf, dass im OP-Raum unter Umständen im Notfall nicht gearbeitet und somit Patienten vielleicht nicht operiert und gerettet werden konnten.

<sup>782</sup> Paus: Inferno von Dieppe 1942, S. 25f.

<sup>783</sup> Ebd., S. 20.

<sup>784</sup> Gruchmann: Der Zweite Weltkrieg, S. 288.

<sup>785</sup> Paus: S. 20.

<sup>786</sup> Fischer: Der Deutsche Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1706.

Rothes Voraussicht, einen Ersatzkanister mit Benzin in einem separaten Raum bereitzuhalten, verdankte der Verwundete möglicherweise sein Leben. Auch ersparte ihm diese Bedachtsamkeit vermutlich unangenehme Rückfragen seitens seiner Vorgesetzten, wie dies hatte passieren können, da er als einziger Zutritt zu dem Kellerraum hatte, in dem sich das Lichtaggregat befand. Auf die Frage, ob jemand eventuell einen Zweitschlüssel besessen habe, unter Umständen auch französisches Reinigungspersonal, antwortete der Informant sehr energisch:

„Neeiin!!! Ich war verantwortlich, ich hatte den Schlüssel. Ein anderer Deutscher hat den Schlüssel gar nicht gehabt. ... Aber das sind Tatsachen. Ja. Aber stellen Sie sich vor, das war ... in diesem Flügel war's OP, da war 'n Anbau, da war 'n Aggregat drin. Und hier, in diesem Gang, da hatte ich die Röntgenabteilung, da hatte ich den Schlüssel für den Raum, wo's Aggregat drin war und hatte auch da eine 20-Liter-Kanne Benzin. Denn wär' die ja auch explodiert. Nä, nä, das is ganz bewusst geschehen. Das is alles... Aber selbstverständlich! Schauen Sie, Schwestern waren da. ... Schon im Sommer, schon Monate vorher [wurden diese Vorkehrungen getroffen]. Das wurde erwartet. ... Da war ein Schloss, [in] St. Aubin war 'n Schloss. Und da war vorne 'n großer Platz, Bäume, und so weiter. Und unter den Bäumen waren die Baracken, Holzbaracken. Und da, das war alles angelegt schon vorher von uns. Natürlich ist das bewusst [gemacht worden] - weil wir gewusst haben, dass 'ne Landung kommt. Ja, nein, wir waren drauf vorbereitet. ... Wo die gelandet sind, wir waren voll im Einsatz gleich. ... Der Plan von drüben muss irgendwie bei uns oder der Verdacht oder irgendwie muss ja was gewesen sein.“

Rothe wurde dann gebeten, die Ereignisse am 19.8.1942 in Dieppe zu schildern:

„Na, wie das ablief: das ging... morgens war Alarm, und wir waren gleich praktisch im Einsatz. Die Luft war voller Flugzeuge, Engländer, nur Engländer, der Beschuss. Unsere Krankenkraftwagen – und bitte, jetzt kommt das Gegenteil von Russland – unsere Krankenkraftwagen hatten das Rote Kreuz oben drauf, an der Seite, die fuhren nur in einem fort zum Hafen, überall, wo die Verwundeten waren, haben die zu uns gebracht, haben sie ausgeladen. Und die Spitfire waren in der Luft, und es ist kein Krankenkraftwagen kaputtgegangen, kein Sanitätsgrad, selbst die vorne waren, ist verletzt worden. Da is keinem was passiert. Die haben das Rote Kreuz geachtet – im Gegensatz zu den Russen! Da is keiner von uns verletzt oder verwundet worden. Und die Verwundeten, die Wagen fuhren laufend, laufend. Können Sie sich ja vorstellen, was da los war. Ja, in dem Moment wurd' nich jeröntgt. Da wurde nur im OP, im Keller, gearbeitet. Und die Verwundeten, die bekamen... Ich hab zum Beispiel Spritzen gegeben, was ich sonst gar nicht darf. Ja, da wurde alles [an Personal] voll eingesetzt für diesen Zweck. ... Wissen Sie, das ging ja alles so schnell. Der ganze Spuk war ja schon mittags zu Ende. Verstehen Sie? Die sind morgens um Fünfe jelandet, um, etwa um ein [13.00] Uhr, da war bei uns vor'm Lazarett der große Vorplatz. Da wurden die Toten aufgebahrt. Bei uns etwa – hier steht drin, wir hatten 600 Verluste. Bei uns vorne auf'm Dings haben gelegen etwa 150. Und vorn am Tor haben englisch-kanadische Jefangene jestanden, weiß ich nicht, vielleicht 100. Ich hab' versucht, bin mal ranjegangen und hab versucht, mit denen zu sprechen. Aber die waren scheinbar so verstört. Ich hab keinen Kontakt gefunden. Ich bin denn wieder weggegangen, denn das is ja furchtbar gewesen, das können Sie sich ja gar nicht vorstellen. Die haben ja wohl über 4000 Verluste jehabt. Und in dem Moment, wo ich draußen war, hab Verwundete ausgeladen, man konnte auf See gucken, da hab ich gerade gesehen, auch ein Bild, was ich nie vergessen werde: in der Ferne ein großes Schiff, Transporter wohl, ein Stuka runter und eine riesige Wolke nach oben. Hat, steht, glaube ich, auch dadrin, voll jetroffen. Da waren wohl soundso viel hundert oder tausend Landser drauf, oder hundert drauf, und der Stuka hat voll jetroffen.“

Trotz des Einsatzes britischer Jagdflugzeuge scheiterte der anglokanadische Angriffsversuch am 19. August 1942, und tausende von Gefallenen blieben an diesem Tag am Strand und an den Kampfstätten innerhalb der Vorstadt Dieppes zurück. Rothe weist in seinem Bericht auf einen Unterschied zwischen Ost- und Westfront hin: die Royal Air Force beschoss, zumindest bei dem Angriff auf Dieppe 1942, keine als solche gekennzeichneten deutschen Sanitätskraftwagen und achtete somit die Genfer Konvention, im Gegensatz zu den Russen, die diese ablehnten und daher auch deutsche Rot-Kreuz-Fahrzeuge beschossen.<sup>787</sup> Umso unverständlicher ist jedoch, warum englische Flugzeuge so gezielt, wie Rothe zuvor meinte, den OP-Raum des deutschen Wehrmacht-Lazaretts in Dieppe angegriffen haben sollen.

Die schrecklichen Bilder prägten sich dem Interviewpartner ein, besonders der Volltreffer eines deutschen Sturzkampfbombers auf ein großes englisches Transportschiff vor der Küste Dieppes, auf dem sicher einige hundert alliierte Soldaten den Tod gefunden haben. Die Zurückhaltung der von Rothe angetroffenen Gefangenen mag mit diesen schrecklichen Bildern und dem Anblick vom Sterben vieler ihrer Kameraden zu tun haben. Auch mögen die Anglo-Kanadier durch ihre Gefangenschaft und der Erwartung eines ungewissen Schicksals in deutscher Hand sowie mögliche diesbezügliche Schreckensgerüchte verängstigt gewesen sein und mochten daher auf die Kontaktaufnahme mit einem Deutschen nicht reagieren.<sup>788</sup> Englische und kanadische Verwundete seien nicht unter den zu versorgenden Fällen gewesen, sagte der Zeitzeuge und meinte: „Ich weiß nich, wo die hinjkommen sind. Wir haben nur deutsche Verwundete gehabt.“ Bereits um die Mittagszeit herum zogen sich die noch verbliebenen alliierten Landungsboote in Richtung England zurück. Rothe erzählte, dass er einige Gefangene einen Tag später wieder sah und diese sich inzwischen in einer erheblich besseren Verfassung befanden:

„Die [Gefangenen] wurden, das hab ich auch noch gesehen, am nächsten Tag in einem Personenzug verladen, auf'm Bahnhof, und abtransportiert nach Deutschland. Und ich hab jestaunt: die standen an offenen Fenstern und haben jewinkt, waren so... Das Bild hab ich auch in Erinnerung, auf'm Bahnhof, irgendwie, ... am nächsten Tag ist das wohl gewesen. Naja, die waren ja nu' versorgt, Verwundete abtransportiert nach... und so weiter. Und da hatt' ich ja denn, ich bin ja auch am Hafen gewesen, den nächsten Tag, hab Aufnahmen jemacht. Mein Gott, das können Sie sich nicht vorstellen. Da haben die Engländer, sind da gelandet, da waren ungefähr sieben Panzer zerstört, die da gelegen haben. ... Ja, das waren

<sup>787</sup> Dazu auch Kap. 5.6. Im Zuge der Kämpfe um die Normandie, im Sommer 1944, beschoss jedoch auch die alliierte Luftwaffe deutsche Sanitätskraftfahrzeuge, da vermutet wurde, dass diese auch zum Transport von Munition verwendet wurden. Vgl. Abschn. 4.2.

<sup>788</sup> Dose erwähnte im Interview ein ähnliches Vorkommnis, das sich jedoch nach der Landung der Alliierten im Juni/Juli 1944 ereignete: „Wir haben ja auf der einen ‚ferme‘ ... zwei Kanadier gefangen genommen. Mit denen hab ich also auch sogar noch 'n bisschen gesprochen. Und die waren an und für sich ... etwas verängstigt, weil se ja nun von der SS geschnappt waren. ... Und da waren se ganz erstaunt, dass wir sie denn plötzlich auf 'n Wagen packten und sagten: ‚So, Ihr kommt nach hinten!‘ Die kamen ins Sammellager.“

englische Panzer, die da gestanden haben, die wurden... die haben sie abgeschossen. Und denn lagen da Menschenleiber, wissen Sie, Arme, Beine. Alles, was da so gelegen hat, hab ich fotografiert. Und denn wars furchtbar, denn war ein Landungsschiff, das müssen Sie sich vorstellen, das sind so die Kähne, das sind die Rippen, war noch nicht abtransportiert. Da waren vielleicht drin, weiß ich nicht, 15, 20, das war 'n großes Landungsschiff. Die lagen da alle tot.<sup>789</sup>

Die Gefangenen, von denen Rothe annahm, dass sie inzwischen von deutscher Seite her versorgt worden waren, sind unter Umständen auch zunächst gemäß Genfer Konvention behandelt worden. Ihr weiteres Schicksal ist allerdings nicht bekannt. Wahrscheinlich ist, dass sie in eines der Kriegsgefangenenlager auf deutschem Boden überführt worden sind, in denen die Bedingungen unterschiedlich waren.<sup>790</sup>

Rothe, der einen Fotoapparat bei sich hatte, hielt die sich ihm an diesem Tag bietenden Bilder am Strand von Dieppe fest. Seine Beschreibungen der denkwürdigen Szenen spiegeln nicht nur sein eigenes Entsetzen, sondern auch das völlige Scheitern dieses alliierten Unternehmens innerhalb weniger Stunden wider, denn der mit 6.000 britischen und kanadischen Soldaten vorgetragene Angriff auf Dieppe endete für die Alliierten in einem kompletten Desaster. Die deutschen Verteidiger hatten, mit Unterstützung der *Luftwaffe* und zuvor errichteten Hindernissen, die alliierten Angreifer schnell abgewehrt, weil sie, wie Rothe und Paus darstellen, Monate vorher über bevorstehende Landeunternehmen durch ihren Geheimdienst informiert worden waren. Insgesamt wurden 907 Kanadier getötet, 568 verletzt und 1306 gefangen genommen.<sup>791</sup> Auf deutscher Seite blieben die Verluste vergleichsweise gering.

Die Konsequenz aus dem Landeunternehmen in Dieppe bestand für die Alliierten da-

---

<sup>789</sup> Rothe erzählt, er habe sehr viele Photos gemacht und diese dann nach Hause geschickt. Seine Eltern hätten die Aufnahmen jedoch bei ihrer überstürzten Flucht aus Hinterpommern nicht mitnehmen können.

<sup>790</sup> Je nach Nationalität der Gefangenen konnte die Behandlung durch die Deutschen variieren. Abgeschossene, alliierte Piloten, die es beispielsweise ins Gefangenenlager der deutschen Luftwaffe (Dulag Luftwaffe) in Wetzlar geschafft hatten, und nicht vorher der Selbstjustiz der deutschen Bevölkerung zum Opfer gefallen waren, bekamen dort ausreichend zu essen. Angeblich wurden kleinste „Vergehen“ drakonisch bestraft. ZDF info, Sendung vom 29.12.2014: „Als der Krieg nach Deutschland kam“, Teil 3, 23.15 – 0.00 Uhr. An anderer Stelle heißt es jedoch, dass sie unter dem Schutz der Genfer Konvention standen und auch nach Fluchtversuchen nicht bestraft werden durften. Die Einhaltung dieser Vorschriften wurde ständig vom zuständigen Schweizer Attaché überwacht. Vor der Vernehmung waren die Gefangenen zunächst einzeln untergebracht, bekamen nur mäßige Verpflegung, durften sich nicht rasieren, nicht rauchen, etc. Die bereits vernommenen Soldaten lebten direkt gegenüber in großen, sauber eingerichteten Backen mit ausreichender Verpflegung, Spirituosen, einem Sportplatz und einer Bücherei. Allerdings wurden sie streng bewacht. Sie erhielten zudem vom britischen Roten Kreuz über Schweden große Mengen an Rotkreuzpaketen mit Lebensmitteln, Zigaretten, Kaffee, Schokolade und Gebrauchsmitteln, und lebten – im Verhältnis zur deutschen Bevölkerung hinter dem Zaun – im Überfluss. Porezag: Der Luftkrieg über Wetzlar.

<sup>791</sup> Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 103. Bei Rahn: Seekrieg, S. 403, heißt es jedoch: „Bei den schweren Kämpfen durch die schnell alarmierte deutsche Abwehr fanden 1179 Briten und Kanadier den Tod, 2190 gerieten in Gefangenschaft. Alle 30 Panzer gingen verloren, daneben 106 Flugzeuge und 33 Landungsboote.“

rin, bei einem Großangriff im Westen auf keinen Fall eine Hafenstadt anzugreifen, da diese von den Deutschen besonders gut verteidigt wurden.<sup>792</sup> Da die Angloamerikaner jedoch über kurz oder lang nach einer Landung dringend einen Hafen benötigen würden, entstand die Idee, *zwischen* zwei Häfen an Land zu gehen und für die ersten Tage einen provisorischen Hafen mitzubringen.<sup>793</sup> Das Oberkommando der Wehrmacht schloss aus den Raids, besonders aus dem Angriff auf Dieppe, dass die Angloamerikaner aus versorgungstechnischen Gründen in jedem Fall einen Hafen angreifen würden, die französischen Hafenstädte bedroht und somit schnellstens zu Festungen auszubauen waren.<sup>794</sup> Weiterhin gingen sie davon aus, der Hauptangriff werde in erster Linie im Pas-de-Calais erfolgen, zumal sich die Hafenstädte St.-Nazaire und Dieppe beide in dieser Region befanden.<sup>795</sup> Dazu äußerte der Befragte Meyer:

„Und man ... war immer gebannt von der Vorstellung, dass die Alliierten im Pas-de-Calais landen würden. ... Und die Marine schloss eine Landung in der Normandie wegen des Fehlens natürlicher Häfen aus. Dass die Engländer diese *Mulberry*-Häfen hatten, war unserer Aufklärung entgangen. Ja, und dann hatten die eben, das war also sehr klug, diese *caissons*, die waren ja wasserdicht und wurden an der Küste unter Wasser gelagert, so dass man die von der Aufklärung nicht erkennen konnte. Und dann wurde einfach Luft in diese *caissons* gepumpt, dadurch kamen die hoch, und dann konnten die die Häfen bei Arromanches usw. bauen.“

Bei den beiden Vorstößen auf St. Nazaire und auf Dieppe handelte es sich um begrenzte alliierte Angriffe. Wie die Erfolgsaussichten für die für 1943 oder 1944 geplante Eröffnung der Zweiten Front standen, sollten diese beiden Raids 1942 erbringen. Für eine spätere Großlandung wurden beim Angriff auf Dieppe amphibische Techniken von den Alliierten ausprobiert. Nach Durchführung der geplanten Zerstörung sollten beide Häfen wieder aufgegeben werden.<sup>796</sup> Der Angriff auf St. Nazaire im März 1942 sollte die einzige Dockmöglichkeit des deutschen Schlachtschiffes „Tirpitz“ an der französischen Atlantikküste zerstören, das eine erhebliche Gefahr für die alliierten Geleitzüge darstellte. Die Angriffe auf St. Nazaire im März 1942 und auf Dieppe im August 1942 hatten in Hitlers Augen die erwünschte Folge, „dass er die Westtruppen an der Küste aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt

<sup>792</sup> Die Alliierten hatten für Herbst 1942 die Operation „Sledgehammer“, eine groß angelegte Landung in Frankreich, geplant. Dieses Projekt wurde nun vorerst aufgegeben. Piekalkiewicz: *Invasion*, S. 45.

<sup>793</sup> Um die großen Mengen an Material an Land zu transportieren, die für ein solches Großunternehmen gebraucht wurden, ersann Englands Premier, Winston Churchill, die Idee der künstlichen Häfen, deren Elemente über den Kanal nach Frankreich geschleppt wurden und an Ort und Stelle vor den Dörfern St.-Laurent (amerik. Sektor) und Arromanches (brit.) zusammengebaut wurden. Der Deckname für die Häfen lautete *mulberries*. Die Deutschen erwarteten den alliierten Angriff *in jedem Fall in einem Hafen*, allenfalls kleinere Angriffe außerhalb waren ihrer Meinung nach möglich. Die Idee der künstlichen Häfen stand jenseits jeglichen Vorstellungsvermögens und konnte bis zuletzt vom alliierten Oberkommando geheim gehalten werden.

<sup>794</sup> Gruchmann: *Der Zweite Weltkrieg*, S. 288.

<sup>795</sup> Ose: *Entscheidung*, S. 23.

<sup>796</sup> Rahn: *Seekrieg*, S. 402.

und alle Kräfte mobilisiert habe.<sup>797</sup> Als unmittelbare Konsequenz aus den alliierten Angriffen vom Sommer ordnete Hitler im September 1942 die Erstellung von Befestigungswerken an der nach seiner Meinung besonders bedrohten Kanalküste an. Alle Hafenstädte in diesem Bereich, und auch die Kanalinseln Jersey und Guernsey erklärte er zu Festungen und ließ sie besonders verstärken. Der Ausbau des so entstehenden „Atlantikwalls“ ging seit der Führerweisung Nr. 40 zwar zügig voran. Die Gesamtkriegslage machte aber weitere Maßnahmen für den Westen erforderlich. Außerdem wurden aufgrund der von Hitler nach den Raids angeordneten Maßnahmen erhebliche Kräfte gebunden. Zudem hatte die deutsche Führung andere Schlussfolgerungen aus den Angriffen gezogen als es die alliierte Seite tat, was sich für die Wehrmacht am Landetag als fatal erweisen sollte.

Bei manchem Deutschen mag nach den gescheiterten anglokanadischen Landungen in St. Nazaire, Bruneval und Dieppe die Hoffnung aufgekeimt sein, im Hinblick auf einen weiteren Angriff im Westen erst einmal aufatmen zu können. Dennoch blieb England eine konkrete Bedrohung, und eine Kriegsentscheidung im Osten zugunsten des Reiches war überhaupt nicht abzusehen, wie Adolf K. aus Frankreich schrieb:

„Obwohl er [der Tommy] ja eine Luftwaffe besitzt und in der Heimat Städte und Dörfer in Trümmer wirft, so hat er doch nicht die Kraft – nehme ich mal an – hier etwas Ernsthaftes zu unternehmen. ... Wie lange wird der Tommy diese Angriffe noch fortsetzen? Wenn wir ja doch mal in Russland fertig würden.“<sup>798</sup>

Ein Jahr später machte sich Adolf K. jedoch weit größere Sorgen um die Überlegenheit der Feinde in Ost und West „und dachte nicht mehr ans ‚fertig werden‘ mit einem Kriegsschauplatz“<sup>799</sup>:

„Was den Krieg anbetrifft, so kann man nach den neu eingetretenen Ereignissen an nichts Gutes mehr glauben. Ich meine damit den großen Endsieg. Glaube aber, dass das Ende schneller da ist, wie man glaubt. Im Osten sieht es nicht so rosig aus. ... Momentan leben wir auch hier wieder in gespannten Verhältnissen, denn man nimmt an, dass auch hier in Frankreich ein Landungsversuch unternommen wird, aber wo?“<sup>800</sup>

Im Hinblick auf den Kriegsverlauf rückten die „Kriegsschauplätze in Ost und West [nun immer stärker] ins Zentrum des Interesses.“<sup>801</sup> Die deutsche Seite hatte ihre Initiative schrittweise verloren und musste sich nun Gedanken darüber machen, „ob die Angriffspotentiale, die sie [die Kriegsgegner] gegen den eigenen Machtbereich richteten, abgewehrt werden konnten.“<sup>802</sup>

---

<sup>797</sup> KTB OKW, Bd. II, I. S. 317 (7.4.1942).

<sup>798</sup> FpBf Adolf K., 20.8.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 255.

<sup>799</sup> Ebd.

<sup>800</sup> FpBf Adolf K., 4.9.43, in: ebd.

<sup>801</sup> Ebd.

<sup>802</sup> Ebd.

Das Jahr 1943 verlief dann aber in Nordfrankreich, zumindest aus Sicht der deutschen Soldaten, ohne besondere Vorkommnisse. Golder, der ab Oktober 1943 dort stationiert war, erinnerte sich: „Da wars sehr ruhig in der Normandie.“ Er selbst hatte bereits den Vormarsch an der Ostfront seit dem 22. Juni 1941 erlebt und gehörte zu der Gruppe mit den schweren Erfrierungen. Heinze wurde, wohl aufgrund seiner Malariaerkrankung, nicht mehr in den Osten geschickt. Neß erzählte, sein Vater sei in Russland gefallen, und so habe er als einziger Sohn „unter Denkmalschutz“ gestanden und sei daher nicht mehr an die Ostfront verlegt worden. Das gleiche trifft wahrscheinlich auf Uhlmann zu, dessen Vater im Ersten Weltkrieg gefallen war. Uhlmann, Jgg. 1913, gehörte zu den älteren Soldaten. Neß und Uhlmann wurden allerdings keinen bodenständigen, sondern regulären Divisionen zugeteilt. Severloh war aufgrund schweren Herzasthmas aus dem Osten zurückgekommen. Zunächst wurde er wegen einer Krankheit am 18.3.1943 in ein frontnahes Lazarett eingeliefert, und dann in einem Heimatlazarett bei Dresden am 9. Mai operiert. Bis Oktober 1943 dauerte sein Genesungs- und Erholungsurlaub. Seinen Angaben nach, wurde er danach als „95 % wehrdienstunfähig“ eingestuft, und Anfang Dezember 1943 in die neu aufgestellte 352. I.D. eingegliedert die aus der 321. I.D. hervorgegangen ist. In dieser 321. Division hatte Severloh bereits im Osten gekämpft. Sie war dort zerschlagen worden, ihre Reste mit Neuzugängen in der Normandie als 352. I.D. neu formiert, so dass Severloh einige Kameraden noch kannte.

Von Verwundungen an der Ostfront berichtete auch Lützen:

„Die heilten die ja denn alle aus in der Kompanie, und denn kam ich wieder nach vorne hin. Das nennt sich so Feldlazarett, und da wurden wir dann verarztet, und wie wir dann gesund waren, da ging es wieder ab nach vorne, vorne drin, als MG-Schütze.“

Um vom Osten in den bis Juni 1944 relativ ruhigen Westen geschickt zu werden, reichte es nicht aus, Erfrierungen zu haben, denn die betrafen fast alle im Winterkrieg in Russland eingesetzten Soldaten. Golder berichtete, er sei im Januar 1942 mit Erfrierungen in ein frontnahes Lazarett eingeliefert worden. Erst als er „dann immer irgendwie Fieber“ hatte und ein Drüsenabszess diagnostiziert wurde, sei er „zurück nach Deutschland“ transportiert und am Kopf operiert worden. Er meint: „Die beiden Extreme: [Fieber und] Erfrierungen zweiten und dritten Grades, das war also das, was entschieden hat über die Versetzung.“ Lützen pflichtete dieser Aussage bei und beschwerte sich, dass seine im Winterkrieg 1941 vor Moskau erlittenen Erfrierungen dritten Grades in Frontnähe ausgeheilt und er nicht in ein Heimatlazarett verlegt wurde.<sup>803</sup> Nach zwei harten Kriegsjahren im Osten kam er dann aufgrund weiterer

<sup>803</sup> Nach Angaben Severlohs: WN 62, S. 24, wurde derjenige, der wegen Erfrierungen ins Kriegslazarett kam, wegen Selbstverstümmelung vor ein Kriegsgericht gestellt. Erfrierungen wurden auch deshalb frontnah behandelt, weil die erneute Einsatzfähigkeit der

schwerer Erfrierungen *und* einer Nierenentzündung nach der Ausheilung 1943 nach Frankreich.<sup>804</sup>

Der Informant Gockel gibt einen anschaulichen Bericht über seine Stationierung in der Normandie als 17jähriger, im Jahre 1943:

„Ja, Mitte Oktober 1943 kam ich dorthin. ... Ja, Colleville – im Ort selbst [war ich] erst, und bis Anfang Dezember, ich habs hier irgendwo noch stehen, am 7. Dezember war's wohl, bin ich da zum WN<sup>805</sup> 62 gekommen. Da waren ältere Landser abkommandiert worden, nach Russland, und dann kamen die Jungen, 17jährige, vorne an die Küste. ... Ja, die waren z. T. schon da gewesen und waren jetzt hier, um wieder aufgepäppelt zu werden. Die hatten zum Teil Erfrierungen gehabt, Verwundungen. ... Manche kamen dann aber auch wieder nach Russland, ja, weil im Osten immer wieder Nachschub gebraucht wurde. Die hatten dann 'n paar Tage praktisch dienstfrei, da war ich erst noch im Ort, auf der Kompaniegefechtsstelle, und im Ort war ein Café oder ein Café-Bar, und da wurde dann 'n paar Abende noch richtig was drauf gemacht, die letzten Francs wurden da ausgegeben, und, wie so'n Galgenhumor, spielte sich das Ganze dann ab. Man wollte noch einmal richtig leben da.“

Gockel erklärte auf Nachfrage, ob er Angst davor gehabt habe, selbst in den Osten verlegt zu werden: „Nein, die Befürchtung haben wir noch weniger gehabt,“ und erläutert im Anschluss, welcher Art von Einheit er in der Normandie zugeteilt wurde:

„Unsere Einheit oder das ganze Regiment war eine so genannte bodenständige Division, und bodenständig hieß dann auch, es waren viele Ältere dabei, so ungefähr 30 [Jahre], einige auch noch älter. Und da gibt es heute in La Cambe noch auf dem Gedenkstein ... das [Grab?] eines Kameraden, unser Koch, der da gefallen ist, der war 35 [Jahre]. Seine Frau hatte zwei Kinder, und das dritte Kind war unterwegs, und das wurde dann im Herbst '44 geboren. Ja, einige lagen sehr lange dann schon [in Frankreich]. In der Regel waren es auch Verheiratete mit mehreren Kindern. ... Wir waren eine Einheit ohne Fahrzeuge. Wir hatten nicht ein Kraftfahrzeug oder PKW oder LKW ... gehabt. ... Ja, leichte MG's [hatten wir], die waren transportabel. Dann war Schluss.“

Auch Heinze beurteilte sein eigenes Regiment kritisch, obwohl es nicht einer bodenständigen, sondern einer regulären Infanteriedivision, der 352. angehörte:

„Ja, [wir waren ein] Grenadierregiment, ein Infanterieregiment, pferdebespannt, wie im Ersten Weltkrieg, nicht besser. Das einzige, was besser war, waren unsere MGs. ... [Die bodenständigen Divisionen hatten] gar nichts, die waren seit 1940 [dort].“

Die Beurteilung, dass die Beweglichkeit der Geschütze auf dem Stand des Ersten Weltkrieges war, ist keine Übertreibung. Das gleiche trifft teilweise auch auf die Kranken- und Verwundetenversorgung des deutschen Sanitätsdienstes zu (siehe 4.6, 5.6).

betreffenden Soldaten baldmöglichst wieder gegeben sein sollte.

<sup>804</sup> „Und [als ich nach Hause kam], da war das so: meine Eltern, die starben beide, mein Vater am 14. Oktober, und meine Mutter am 22. Dezember [1942], und dadurch kriegte ich Urlaub und dann lief ein Gesuch, ich sollte entlassen werden. Das wurde aber nichts, und da kriegte ich hier einen Verwalter drauf [auf meinen Hof].“

<sup>805</sup> Abk. für Widerstandsnest. Vgl. Jasper: Radikalisierung, S. 344: „Da die Deutschen nicht über genügend Kräfte für eine durchgehende Sicherung der Küste verfügten, hatten sie im Abstand von einigen 100 Metern Widerstandsnester mit Unterständen und Maschinengewehren, manchmal auch mit Geschützen und Bunkern errichtet. Zwischen diesen Stützpunkten waren Minenfelder zur Sperrung des Geländes angelegt worden.“

Meyer veranschaulichte im Gespräch, anhand von Zahlen, die Situation der deutschen Truppen im Westen und hob hervor, dass die Panzer-Lehr-Division, der er als Hauptmann angehörte, im Vergleich zu anderen Divisionen, sowohl personell als auch im Hinblick auf die Materialausstattung, auch im fünften Kriegsjahr noch vergleichsweise gut da stand:

„Frankreich war ja mit Infanteriedivisionen ganz dünn besetzt. Von 54 Infanterie-Divisionen waren 39 oder so bodenständige Infanterie-Divisionen. Die [bodenständige Division] ist nicht beweglich. Die Artillerie sollte mit Ochsen, mit angemieteten Ochsen, die Stellung wechseln usw. ... Wir waren praktisch voll [personell ausgestattet]. Ich glaube, die Zahl hier, ist auch angegeben: 15.000 oder so was, ja, eine Panzer-Division. Die Infanterie-Divisionen waren erheblich schwächer. Hier: Personalstärken. Also das Soll bis zum September waren 14 600 und ab Oktober waren dann 13 900. ... Hier sind die Stärken, Abgänge und Zugänge, aufgeführt ... Wir waren damals die einzige deutsche Panzer-Division, die voll mit Panzerfahrzeugen ausgerüstet war. Ich hatte also rund 100 Panzer IV und die 1. Abteilung hatte ungefähr 70... also rund 200 Panzer mit den Panzerjägern, und dann waren über 600 Schützenpanzer.“

Neß gibt einen Einblick in die personelle Zusammensetzung seiner Division, die sowohl aus Ostfront erfahrenen als auch aus blutjungen Männern der Jahrgänge 1925/26 bestand<sup>806</sup>:

„Ja, [unsere Kompanie, das waren] so 150 Mann. Ja, [und] die waren in der Regel gut ausgebildet. 17-/18-jährige [waren dabei] und denn viele, die denn verwundet waren, länger in Russland waren, Fronterfahrung hatten, gemischt. [Wir waren] nicht bodenständig, wie gesagt, hat es auch gegeben, die Marine-Artilleristen, die da jahrelang... jeder hatte seine eigene Wäscherin, das hats gegeben.“

Nachfolgend stellt Neß klar, dass er zunächst davon ausging, in Nordafrika eingesetzt zu werden:

„[In Pommern], das war keine Ausbildung, da wurden wir nur zusammengestellt. Wir wussten nicht nachher, ob es nach Afrika geht oder nach Russland. Unsere Geschütze und alles, das war angestrichen in Afrikafarben. Wir haben angenommen, es geht nach Afrika. Das war alles sandfarben angestrichen, die Fahrzeuge. [Afrika erübrigte sich ja dann], [es] ging dann Richtung Belgien. Wir war'n ja alle ausgebildet. Das war'n ja alles gestandene Krieger, will ich mal sagen. Mit der Ausbildung war'n wir fertig. Ich, zum Beispiel, ich war von Beruf war ich Koch, in der Feldküche.“

Trotz der Tatsache, dass sich spätestens im Verlauf des Jahres 1943 Frankreich als Brennpunkt für eine Landung im Jahre 1944 abzeichnete, mussten deutsche, im Westen stationierte Einheiten, zu jeder Zeit mit ihrer Verlegung an die Ostfront rechnen. Um die Abwehrfront in Frankreich jedoch dadurch nicht zu sehr schwächen, entsandte die deutsche Führung nun auch fremdländische Truppen an gefährdete Küstenabschnitte in Frankreich, um die deutschen Linien aufzufüllen, wie Lützen erzählte:

„So, und nun kamen da von die russischen Einheiten, wie nennt die sich noch? Die waren ja freiwillig..., aber Russen. Ein ganzes Bataillon kam da. Dat eine Bataillon

---

<sup>806</sup>Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 194: „Die strahlenden jungen Helden des Frühsommers 1940 wurden an die Ostfront abkommandiert, statt ihrer kamen Soldaten, die entweder viel älter oder – noch etwas später – viel jünger waren.“

kam nach Russland von uns, und unsere Einheit und wir, kriegten dafür ein Bataillon Russen, und dat sind, in so 'ner großen Kompanie 30 deutsche Offiziere. ... Ich mein', ich war und noch einer mehr, wir hatten die meisten Zeiten, wat in Russland war und die anderen, die guckten uns ja auf der einen Seite neidisch an, dat wir dat schon mitgemacht hatten.“

Im Laufe des Jahres 1943 hatte die Furcht vor einer alliierten Landung, „die 1942 ein wesentlicher Impuls für den verstärkten Ausbau des Atlantikwalls gewesen war,“<sup>807</sup> etwas nachgelassen, da ein alliierter Angriff erst für das darauf folgende Jahr 1944 erwartet wurde. Der Ob. West hatte daher u. a. für das Unternehmen „Zitadelle“ an der Ostfront sowie zur Abwehr der Landung alliierter Truppen in Italien viele gut ausgebildete und ausgerüstete Truppen abgeben müssen. Es handelte sich dabei um 38 Divisionen und mehr als 20 Bataillone. Von Januar bis Oktober 1943 wurden noch einmal 450.000 deutsche Soldaten vom Westen in den Osten verlegt.<sup>808</sup> Die als Ausgleich vom Osten erhaltenen Truppen benötigten in der Regel mehrere Monate, um sich zu erholen und Verteidigungsaufgaben gerecht zu werden.<sup>809</sup> Der 1942 forcierte Ausbau des „Atlantikwalls“ erwuchs aus der Begrenztheit verfügbarer Truppen. Die deutsche Führung versuchte in Westeuropa, die gefährdeten Küstenzonen mit Sperren, Küstenbatterien, Minen und Sprengvorbereitungen vor Feindangriffen zu schützen, um „möglichst viele Soldaten einzusparen und für andere Fronten freizubekommen.“<sup>810</sup> Die personelle Schwächung Nordfrankreichs war jedoch auf Dauer nicht hinnehmbar, denn trotz der relativen Ruhe im Jahre 1943, hatte die deutsche Abwehr festgestellt, dass auf den britischen Inseln „immense Mengen an Material gelagert und große Truppenverbände zusammengezogen worden [waren]“.<sup>811</sup> Mit einem größeren Landungsunternehmen in naher Zukunft war also zu rechnen. Der Ob. West, Gfm. Gerd v. Rundstedt, sprach sich, angesichts des bevorstehenden alliierten Angriffs, in einer umfangreichen, direkt an Hitler gerichteten Denkschrift vom 25. Oktober 1943, energisch gegen den weiteren Abzug seiner Truppen aus. Zudem verlangte er die Aufstellung einer operativen Reserve von neun Panzer- und Panzergrenadierdivisionen.<sup>812</sup> Somit hatte er auf die Gefahr hingewiesen, die – wie er richtig vermutete – vor

---

<sup>807</sup> Ose: Entscheidung, S. 28.

<sup>808</sup> Ebd., S. 29.

<sup>809</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 194, beschreibt die „Neuen“, die „direkt von der Ostfront [zur Erholung in die Etappe Nord- und Westeuropas abkommandiert] und „verzagter, grauer, angegriffener [waren].“ Auch seien sie „derart verroht“ gewesen, „Nerventracks mit einem glühenden Hass auf Osteuropäer,“ wie ein norwegischer Zeitzeuge beschrieb, „Schläger der schlimmsten Sorte,“ dass man sie „keinesfalls provozieren [dürfe, denn] sie seien nervlich zerrüttet.“

<sup>810</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 427f., 466.

<sup>811</sup> Ose: Entscheidung, S. 29.

<sup>812</sup> Ebd., S. 31. Der Ob. West, der bis dahin permanent Personal und Material an den Osten abgegeben und im Austausch dafür nur abgekämpfte Divisionen von dort erhalten hatte, übte in seiner Denkschrift an Hitler nun offen Kritik an diesen Zuständen. Die Denkschrift ist abgedruckt in: ebd., S. 283 – 304.

allem seinem Befehlsbereich drohte. Der deutsche Diktator hatte die Denkschrift eingehend studiert und verfügte daraufhin in einer eigens für den Westen herausgegebenen Führerweisung (Nr. 51)<sup>813</sup>, dass er eine Schwächung des Westens „zu Gunsten anderer Schauplätze“ nicht mehr verantworten könne. Hiermit stärkte er v. Rundstedt den Rücken, der ständig dagegen ankämpfen musste, dass die im Osten in schwere Kämpfe verwickelte Truppe neidvoll zum Westen sah und davon sprach, dass dort „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“ herrsche.<sup>814</sup> Hitler war sich der bedrohlichen Lage im Westen bewusst: „Die Gefahr im Osten ist geblieben, aber eine größere im Westen zeichnet sich ab: die angelsächsische Landung!“<sup>815</sup> Während man im Osten bei Rückschlägen leichter auf Gelände verzichten könne, sei im Westen das Reich unmittelbar bedroht. Spätestens im Frühjahr 1944, so Hitler, sei mit einem solchen Großangriff zu rechnen. Dem Westen wurden im Zuge der Verstärkung des „Atlantikwalls“ noch 1943 neue, besser ausgestattete Divisionen zugestanden, die in der Regel über Russland erfahrene Soldaten verfügten. Gockel, Meißner und Siemers gehörten zu den „17-/18jährigen,“ von denen Neß zuvor sprach, und die als völlig unbedarfte Neulinge nun in die Reihen der Westdivisionen eingegliedert wurden. Viele der 1943 eingezogenen, jüngeren Jahrgänge wurden nach ihrer Ausbildung anstatt an den Osten, nun an den Westen abgegeben, um dort die Küstenverteidigung zu verstärken und am Ausbau des Atlantikwalls mitzuwirken.

Der damalige Gefreite Heinrich Severloh brachte bei seiner Verlegung in den Westen bereits Kampferfahrungen von der Ostfront mit. Er gehörte, wie erwähnt, zur 352. I. D., die Mitte Februar 1944 „da mit zur Verstärkung hin [kam]. [Die] 716. [I.D.], das waren ja die Bodenständigen, die bei uns am Strand waren,“ erinnerte er sich. Zum Zeitpunkt seiner Verlegung nach Frankreich im Dezember 1943 „[hatten] wir [aber noch] gar nichts [an Material]. Da waren keine Pferde und war kein Pferdegeschirr oder Sättel oder irgendetwas.“ Erst ab Mitte Februar 1944 sei alles vorhanden gewesen, und auch die Ausbildung für die Kanoniere konnte beginnen. Bis dahin hatte die 716. I.D. im Ernstfall allein die 80 Kilometer Strand zu verteidigen gehabt, die später den Mittelpunkt der alliierten Großlandung am 6. Juni 1944 bildeten. Für die Amerikaner bedeutete diese Maßnahme, besonders am Landeabschnitt *Omaha Beach*, später eine Katastrophe, da sie lediglich die 716. bodenständige I.D. mit Beutegeschützen und älteren bzw. jungen unerfahrenen deutschen Soldaten dort erwarteten.<sup>816</sup>

Auch die 91. LL.Div., der der Befragte Mühlig angehörte, wurde aufgrund von Hitlers

<sup>813</sup> Hubatsch: Hitlers Weisungen, S. 176 – 182.

<sup>814</sup> Zit. n. Ose: Entscheidung, S. 35.

<sup>815</sup> Hubatsch: Hitlers Weisungen, S. 233.

<sup>816</sup> Siehe 4.1. Es ist jedoch wahrscheinlicher, dass die Amerikaner zu spät von dieser Verstärkung auf zwei Divisionen erfuhren, um an ihrer Strategie bis zum 6.6.1944 noch etwas zu ändern. Vgl. Carell: Sie kommen, S. 93f.

Weisung in die Normandie verlegt. Mühlig erinnerte sich, dass seine Einheit sich nun autodidaktisch und im Schnellverfahren mit den Waffen vertraut machen musste:

„Da kriegten wir ganz neue Geschütze ohne Bedienungsanweisung. Das mussten wir alles erst erarbeiten. Das hat also acht Wochen gedauert, bis wir das Geschütz beherrschten. Das war die 8.8-Pak auf Rundumlafette.“

Die Wichtigkeit, die Hitler – auch aufgrund von Rundstedts eindringlicher Denkschrift – ab Ende 1943 dem Schutz der westeuropäischen Küsten beimaß, wird durch eine weitere Maßnahme deutlich: der *Führer* beauftragte kurzerhand seinen jüngsten Generalfeldmarschall, Erwin Rommel, mit der Überprüfung der Verteidigungsanlagen des *Atlantikwalls*. Aufgrund dieser Untersuchungen sollte Rommel Abwehrstudien vorlegen, um daraufhin so schnell wie möglich diesen so lange vernachlässigten Schauplatz vor einer Invasion zu sichern. Außerdem wurde ihm das Kommando der Heeresgruppe B (38 Divisionen) übertragen, in deren Bereich am 6. Juni 1944 die Landung erfolgte. Nachdem Rommel zunächst die Küstenverteidigung in Dänemark inspiziert hatte, kam er in den Westen. Der Generalfeldmarschall war sich der Schwere seines Auftrages bewusst, denn eine alliierte Landung in Westeuropa musste in jedem Fall zurückgeschlagen werden, um auf dem Kontinent die Handlungsfreiheit wieder zu gewinnen.<sup>817</sup> Nur wenn dies gelang, war mit einem erneuten Landungsversuch der Angloamerikaner nicht so bald zu rechnen. Die Mehrzahl der deutschen Divisionen hätte dann an die Ostfront verlegt werden und dort um die Entscheidung kämpfen können, zumindest nach Meinung der deutschen Führung.

Die Abwehrvorbereitungen in Nordfrankreich bekamen nun, mit zunehmender Invasionsgefahr, seit Spätherbst 1943 einen hohen Stellenwert zugesprochen. Beim Bau der Verteidigungsanlagen des „Atlantikwalls“ standen bis zum Angriffstag im Juni 1944 die großen Häfen und besonders bedrohte Küstenabschnitte im Vordergrund.<sup>818</sup> Da Rommel eine Landung zwischen Calais und der Seine-Mündung erwartete, wurden in diesem Raum Nordfrankreichs 15.000 Befestigungen und zahllose weitere Hindernisse errichtet. Westlich davon, in der Normandie und der Bretagne, war eine wesentlich geringere Anzahl an Verteidigungsanlagen geplant, in allen übrigen Bereichen wurden nur wenige Anlagen in Aussicht genommen.<sup>819</sup> Wie schon in Abschn. 2.3 angedeutet, war es den Deutschen nicht möglich, eine solch immense Bauleistung allein zu vollbringen. Tatsächlich waren sie darauf angewiesen, die französische Bevölkerung an den Arbeiten zu beteiligen.<sup>820</sup>

Über seinen Tagesdienst in der Bretagne berichtet der Zeitzeuge Arnulf Weiß:

---

<sup>817</sup> Guth: *Stratégie allemande*, S. 35.

<sup>818</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: *Kriegführung im Westen*), S. 427f., S. 466.

<sup>819</sup> Ebd., S. 466.

<sup>820</sup> Dazu ebd.: Anfang Juni 1944 beschäftigte die Organisation Todt etwa 140.000 Nicht-deutsche und 18.999 Deutsche für den Ausbau des „Atlantikwalls“.

„Ja, ja, ... der hat wohl Druck hinterjersetzt, Rommel, mit dem Ausbau. Und die Minenverlegerei. Ick bin ja auch ausgebildet worden – Minen verlegen und so weiter. [Tagsüber war] Ausbildung, Wehrdienstübungen, Wache... Wache auch.“<sup>821</sup>

Die Bauleistungen nahmen sich, insgesamt gesehen, imposant aus. Zur Jahreswende 1943/44 waren zwar erst etwa 8.500 Anlagen weitestgehend fertig gestellt. Bis zum 6. Juni 1944 wuchs die Zahl der Befestigungen an der Westküste aber noch auf 12.247 an, und auch in der französischen Mittelmeerregion waren 943 Verteidigungsanlagen entstanden. Gleichzeitig verankerten Wehrmachtsangehörige, Arbeiter der OT<sup>822</sup> und französische Zivilisten, bis Juni 1944 die stattliche Zahl von 500.000 Vorstrandhindernissen. Zudem wurden 6,5 Millionen Minen verlegt, um die Alliierten massiv an der Landung zu hindern.<sup>823</sup> Diese Zahlen lassen die körperlichen Anstrengungen aller Beteiligten, vor allem der küstennah stationierten Wehrmchtsangehörigen, erahnen, die in kürzester Zeit diese enormen Leistungen vollbringen mussten. Im Gespräch beklagte sich Weiß über den anstrengenden Tagesdienst mit den Worten: „Ick konnt' nich mehr.“<sup>824</sup> Neben dem Verlegen von Minen, lief der „normale“ Wehrdienst einschließlich Ausbildung und Wachdiensten weiter.<sup>825</sup> Außerdem wurde Weiß zusätzlich für Hausdurchsuchungen abgestellt und, neben dem Minenverlegen, auch noch zur Arbeit an den Vorstrandhindernissen („Rommelspargel“) herangezogen. Obwohl der alliierte Großangriff bei Calais erwartet wurde, rechnete die deutsche Führung mit weiteren Angriffen in der Normandie und der Bretagne. Daher wurden die Küstenabschnitte in diesen Regionen ebenfalls seit Ende 1943 verstärkt. Zunehmende Luftangriffe der Alliierten und Sabotageakte der Résistance auf Telefonleitungen, Küstenbatterien und Schienen zwangen die Deutschen häufig dazu, „eine Vielzahl von Beschäftigten zur Reparatur der

---

<sup>821</sup> Weiß berichtete im Interview auch, dass neben dem anstrengenden Tagesdienst, zusätzlich Fahrradpatrouillen gefahren und Privathäuser nach Résistancemitgliedern durchsucht wurden.

<sup>822</sup> OT (Organisation Todt) war eine Sammelbezeichnung für die privaten deutschen Firmen, welche an den Festungsanlagen für die Wehrmacht arbeiteten. Dazu auch Kap. 3.

<sup>823</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 466f.

<sup>824</sup> Siehe Abschn. 2.4 und 2.5.

<sup>825</sup> Aus seiner Besatzungszeit in der Bretagne berichtet Großmann: Granatsplitter, S. 22: „Gesalzen war auch unser Dienst! Um uns soldatisch ‚fit‘ zu halten, mussten wir hier die höchsten Sanddünen Europas hinaufwatn. Wir wurden wie die Esel mit Waffen und Muni-Kästen bepackt, die steilen Sandhänge hinaufgetrieben, bis wir wie die Vierbeiner steifbeinig im hohen Dünensande stecken blieben und uns vor Erschöpfung nicht mehr rühren konnten. Die Feldwebel jagten uns mit ihrem Geschrei immer wieder hinauf auf die Sandkämme, um den so genannten ‚Schweinehund‘ in uns auszutreiben. ‚Wozu dieser Aufwand,‘ fragte ich mich, ‚bei 40 Grad im Schatten?‘“ Da zunächst von der deutschen Führung eine Landung in England geplant war, es aber auch zu einem Krieg im Südosten oder Osten kommen konnte, wurde seitens der Einheitsführer darauf geachtet, dass die Wehrmchtsangehörigen einsatzfähig blieben. So waren extreme Gewaltmärsche, wie von Großmann geschildert, wohl zwar nicht an der Tagesordnung, jedoch fanden häufig Lande-, Gefechts- und Alarmübungen statt, mit denen die Wachsamkeit der Truppe und ihre Verwendung an anderen Kriegsschauplätzen gewährleistet bleiben sollte.

entstandenen Schäden von den Baustellen an der Küste abziehen.“<sup>826</sup> Auch wurden immer mehr Arbeitskräfte zur Errichtung der neu entstehenden V-Waffen-Basen in Nordfrankreich benötigt.

Gockel, der seit Oktober 1943 in der Normandie innerhalb der 716. bodenständigen I. D. eingesetzt wurde, berichtet von der Dürftigkeit der vorhandenen Küstenstellungen:

„In Wochenschauen wurde seit 1940 viel über den Atlantikwall berichtet. Jetzt hatten wir Oktober 1943. Zu unserer Überraschung gab es am Strand vor Colleville und St. Laurent keine Geschützbunker. Zwei 7,5 cm Feldgeschütze und ein 5 cm Pakgeschütz standen im Herbst 1943 noch in offenen Feldstellungen. Nur für Granatwerfer und Maschinengewehre gab es teilweise als Tobrukanstand bezeichnete Betonstellungen. Laufgräben waren nur unvollständig vorhanden.“<sup>827</sup>

Mit dem Auftauchen Rommels und Hitlers Führerweisung, sollte der Ausbau der Verteidigungsanlagen nun auch in der Normandie und in der Bretagne eine Steigerung erfahren. Mitte Dezember 1943 wurde der Informant, Franz Gockel, zum unmittelbar an der Küste gelegenen WN 62 abkommandiert. Dort galt es, am Bau der Abwehranlagen aktiv mitzuwirken. Tagsüber arbeiteten die Soldaten schwer, nachts waren zusätzlich Streifen- und Wachdienste zu leisten. Auch wurden die Wehrmacht Angehörigen häufig nachts durch Alarmübungen gestört und hatten nur wenige Ruhemöglichkeiten, wie auch Gockel erinnerte:

„... Nicht jeden [Tag war Alarm, aber] öfter des Nachts, bei Tage nicht. [Wir arbeiteten] nur bei Tage. Die Schanzarbeiten fanden nur bei Tage statt: Laufgräben, die wurden ausgehoben und der Bodenaushub, sagt man, der wurde mit Grasplaggen zu Tarnzwecken abgedeckt. Und unter anderen auch von einer Weide. ... Das ist an dem Weg, der heute zum amerikanischen Friedhof führt. ... Das wurde beschlagnahmt. Da hieß es, nach dem Krieg gibt's 'ne Entschädigung, so ungefähr. ... Die [Franzosen] haben nur Pferd und Wagen zur Verfügung gestellt - mit Fahrer. Mit dem Stechen nicht, das haben wir gemacht. Nur ein Bauer, der nachher auch wegen der Zusammenarbeit mit den Deutschen kurz inhaftiert war, der musste die Einteilung übernehmen.“

Sowohl Besatzungstruppen als auch französische Zivilisten und deren Pferdefuhrwerke wurden für die schwere Arbeit benötigt.<sup>828</sup> Zudem beschlagnahmte die Wehrmacht französische Wiesen und Weiden, um Grassoden zu Tarnzwecken verwenden zu können. Es ist klar, dass diese Form der Sperrung für die zivile Bevölkerung beschwerlich war. Sowohl Grünflächen als auch die bewirtschafteten Flächen in Küstennähe wurden vorübergehend für militärische Zwecke enteignet. Täglich benutzte Stege und Wege waren den Zivilisten nun nicht mehr zugänglich. Es kam auch vor, dass umher-

---

<sup>826</sup> Ebd.

<sup>827</sup> Gockel: Das Tor, S. 49.

<sup>828</sup> Auch an der Ostfront wurden Panjepferde für die Wehrmacht beschlagnahmt. Schröter: Held oder Mörder, S. 90, kamen lange nach dem Krieg deshalb Gewissensbisse. Er erinnert sich an die Situation, dass die russischen Bäuerinnen nicht nur ohne ihre Männer standen, sondern auch ohne Last- und Zugtier: „Manchmal haben wir sie in ihrem Jammer mit einem nutzlosen ‚Quittungszettel‘ und der Versicherung, nach dem Krieg würde ihnen der Verlust erstattet, ‚getröstet‘. Ich mag heute gar nicht daran denken, dass ich mich vermutlich auch an einer derartigen Verhöhnung leidender Frauen beteiligt habe.“

streifende Haustiere und Wild in Minenfeldern getötet wurden. Auch wird anhand Gockels Aussage deutlich, dass Franzosen, die sich, nach Meinung ihrer Landsleute, zu sehr für die deutsche Sache engagierten, nach der Befreiung der Kollaboration beschuldigt wurden und dadurch in große Schwierigkeiten geraten konnten. In Abschn. 2.5 wird deutlich, dass manche Franzosen zwar für ihre Dienstleistungen eine Bezahlung bekamen, diese jedoch äußerst gering ausfiel und zumeist mit großer Verspätung geleistet wurde.

Aber auch im Bereich Calais, wo die deutsche Führung den Großangriff in erster Linie erwartete, war der Ausbau der Küste nicht einheitlich. Dose beschrieb die primitive Unterkunft und die leichte Überwindbarkeit in seinem Abschnitt des „Atlantikwalls“:

„Wir hatten also vorgeschobene Posten, der bestand aus im Sand ausgef... Wir schliefen da in so 'nem Erdbunker. Wenn man laut liest, dann rieselte der Sand durch. Und wir hatten 'n Sandwall über dem Maschinengewehr, damit wir so darüber stehen konnten. Und da war 'n Stacheldrahtverhau davor, da konnt' man aber bequem durchsteigen. Da stiegen wir ja auch durch, um beim Bauern Milch zu kaufen.“

Ein ähnliches Bild wird auch von Heinze im nachfolgenden Abschn. 2.5 von Stützpunkten in der Normandie gezeichnet. Zudem konnten die Alliierten auch *zwischen* den deutschen Stellungen landen, die oft wenig ausgebaut und daher leicht zu überwinden waren, wie Dose es beschrieb, nämlich durch einfaches Darübersteigen. Dies war am 6. Juni 1944 vor allem dann möglich, wenn die deutschen Vorstrandhindernisse und Minengürtel bereits von alliierten Luftangriffen oder Räumkommandos zerstört worden waren und keine Gefahr mehr darstellten.

Die nachfolgende Aussage des Interviewpartners Dose, der sich beim nächtlichen Wachestehen im Februar 1943 die Füße erfror, würde der Historiker dem Winterkrieg im Osten zuordnen. Es geschah jedoch in Nordfrankreich:

„Denn kam ich Anfang Januar, kam ich denn nach Watten. Watten is 'n Fußmarsch von St. Omer entfernt. ... So, und da war ein Munitionslager, 'n großes, in 'ner alten Ziegelei. ... Das mussten wa denn bewachen. ... [Das war] mehr als eintönig. Vor allen Dingen, weil wir denn zwei Stunden standen, [und] vier Stunden frei hatten. Und denn kam am 12. Februar kam Alarm, '43, und 'n Temperaturst... Also Alarm, weil die Engländer südlich von Calais, bei Boulogne, da irgendetwas gemacht haben. Also, nach englischen Unter... Aussagen, die ich mal gelesen habe, war zu der Zeit nichts, aber angeblich... Wir hatten also Alarm, wir wurden nicht abgelöst. Wir haben dann die ganze Nacht über gestanden, es hatte erst geregnet gehabt, wir hatten nasse Stiefel und nasse Klamotten. Und dann kam 'n Temperatursturz, [so] dass wir Glatteis hatten. Und dann war das ja immer so teilweise abschüssig, da konnt'ste überhaupt nicht laufen und nichts. Und da hab ich mir denn meine Füße angefroren.“

Diejenigen deutschen Soldaten, die zeitweise in Frankreich stationiert waren, hatten, zumindest bis Herbst 1943, bis auf den üblichen Tages- und Nachtdienst und gelegentlichen Alarmübungen, zunächst keinen direkten Feind, gegen den sie kämpfen mussten. Wie das Beispiel Doses zeigt, befanden sich jedoch die küstennah einge-

setzten Wehrmachtsangehörigen ständig in Alarmbereitschaft, da sicher war, dass ein Angriff der Alliierten nur von See her, und aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nähe von Calais erfolgen würde. Wenn es Alarm gab, wie am 12. Februar 1943 in Doses Einheit, hatten die Soldaten sofort einsatzbereit zu sein. Wegen der fehlenden Wachablösung, der durchnässten Schuhe und des anschließenden Frosts, erlitt er Erfrierungen 2. Grades. Diese wurden, Doses Angaben zufolge, erst sehr spät von einem Sanitäter erkannt, da zunächst niemand eine Erklärung für die Beschwerden hatte. Erst nach einigen Wochen erfolgte schließlich eine Behandlung und der Vermerk „kv<sup>829</sup> mit orthopädischen Schuhen“. In der Tat handelte es sich entweder um eine von deutscher Seite her kurzfristig anberaumte Alarmübung, wie sie zu der Zeit häufiger vorkam, um die Soldaten für den Ernstfall vorzubereiten, oder aber um eine Falschmeldung, deren Entwarnung auf sich warten ließ. Denn am 12. Februar 1943 fand kein englischer oder anglokanadischer Raid auf die französische Küste statt. Der Historiker Piekalkiewicz hat diese nächtlichen Kommandounternehmen minutiös dokumentiert.<sup>830</sup> Mehrere Zeitzeugen berichten in den nachfolgenden Abschnitten von solchen Raids. Zunächst bestand die Absicht dieser „commandos“ darin, „die deutschen Besatzungstruppen [zu] beunruhigen und durch häufige Aktionen [dazu zu] bewegen, die Küste vom Nordkap bis zur spanischen Grenze in ständiger Verteidigungsbereitschaft zu halten.“<sup>831</sup> Später hatten diese Unternehmen, die mit bis zu 20 britisch-kanadischen Soldaten ausgeführt wurden, zusätzlich die Aufgabe, die Küstenbefestigungen der Deutschen, die Bodenbeschaffenheit der Landungsküste und die Verteidigungsstärke festzustellen<sup>832</sup>. Dose war bereits im August oder September 1942 Ohrenzeuge eines solchen englischen Handstreichkommandos geworden und berichtete:

„Ja, als ich da vorne in dem Stützpunkt war, da war einmal 'n englisches Schlauchboot vielleicht so au f'n Kilometer Nähe rangekommen. Und dann haben se da von hinten mit der Ari drauf geschossen, weil andere Beobachtungsposten da wat gemeldet hatten. Wir haben von denen nichts gesehen. Wir haben nur plötzlich nachts gehört, wie die Ari gewummert hat. ... Ja, denn sind die wieder abgepadelt, nich, weg. ... Naja, die haben se nich getroffen. Genügte ja auch, sie zu verscheuchen.“

---

<sup>829</sup> kv = kriegsverwendungsfähig

<sup>830</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 301f.

<sup>831</sup> Ebd., S. 21.

<sup>832</sup> Berichtet wird auch von der Landung englischer Fallschirmtruppen zwischen Le Havre und Fécamp am 28.2.1942, die einen neuen deutschen Luftnachrichtenapparat ausgebaut hatten und dann wieder mit Schnellbooten abgefahren waren. Kurt Rescher, der diesen Vorfall vermerkt (TB ab 17.1.1942), notierte auch, dass die deutsche Seite „auf einen solchen Fall nicht vorbereitet“ gewesen sei und es „reichlich lange“ gedauert habe, „bis wirkliche Gegenmaßnahmen eingeleitet“ waren. ... In der Folgezeit waren bei uns Übungen zur Vermeidung von Wiederholungen derartiger Überraschungen.“ Heimat!, S. 52f.

*Zusammenfassung:*

Anhand der Zeitzeugenaussagen in diesem Abschnitt kann festgehalten werden, dass – abgesehen von gelegentlichen Bombenangriffen auf Küstenbefestigungen, Züge, Schienen und nächtlichen englisch-kanadischen Kommandoangriffen auf die Küsten – die deutschen Wehrmachtsangehörigen bis Herbst 1943 in Nordfrankreich einen zwar sehr anstrengenden, aber im Hinblick auf Kampfhandlungen, eher ruhigeren Dienstalltag hatten.<sup>833</sup> Die zwei Großangriffe auf St. Nazaire und Dieppe, sowie der kleinere Angriff auf Bruneval im Jahre 1942 hatten sowohl Soldaten als auch die militärische Führung daran erinnert, dass es den relativen Frieden im Krieg auch im Westen wahrscheinlich nur auf Zeit gab. Festzuhalten bleibt auch, dass ein Großteil der in Frankreich stationierten deutschen Soldaten zuvor schon in Südeuropa, an der Ostfront und auch zum Teil in Afrika eingesetzt worden war und bereits einen Teil ihrer Gesundheit eingebüßt hatte (z. B. Golder, Severloh, Lützen, Heinze, Schramm, Mühlig). Auch änderte sich die Situation für diese und andere größtenteils erst 1942/43 oftmals nach längerer Genesung nach Nordfrankreich verlegten Soldaten im Herbst 1943. Denn nach kurzer Eingewöhnung begann für alle Landser ein anstrengender Tag-, Nacht- und Wachdienst, der – je näher der D-Day rückte –, von immer mehr (nächtlichen) Alarmübungen unterbrochen wurde. Der Ausbau des „Atlantikwalls“, die Ausbildung der zum Teil sehr jungen Soldaten sowie Volksdeutschen und Ostbataillonen als Vorbereitung für den im Frühjahr 1944 als sicher zu erwartenden Großangriff nahm die deutschen Einheiten voll und ganz in Anspruch, was im nachfolgenden Kap. 2.5 noch ausführlicher darzustellen sein wird. Die Unterkunft der Landser als so genannter Mannschaftsdienstgrade, so verdeutlichen die Aussagen der Befragten, waren eher primitiv. Sie lebten in einfachen, zum Teil unbeheizten Behausungen, Baracken oder Bunkern. Nur Offiziere ab dem Leutnantsrang aufwärts sowie ihr Personal, z. B. Ordonnanzen, waren in französischen Privatquartieren untergebracht.

## 2.5 Die Verteidigungsmaßnahmen ab November 1943: „Wenn *das hier* alles is...“ Dienst, Ausbildung und Tagesgeschehen am „Atlantikwall“

Im November 1942 wurde – als Konsequenz aus der alliierten Landung in Nordafrika – auch das übrige Frankreich von Truppen des Ob.West<sup>834</sup> eingenommen sowie im September 1943 – nach der Kapitulation Italiens – die Verteidigung der bis dahin von italienischen Soldaten besetzten Mittelmeerküste durch Wehrmachtseinheiten

<sup>833</sup> Bei Tewes: Besatzungszeit, S. 221, heißt es, dass Frankreich „bis 1943 eine Oase der Ruhe [bildete], wo der einzelne selbst im Deutschen Reich durch Bombenangriffe stärker gefährdet wurde.“

<sup>834</sup> Oberbefehlshaber West – im Anhang befindet sich ein Abkürzungsverzeichnis.

erforderlich. Diese Kräfteaufspaltung stellte eine zusätzliche Belastung für die ohnehin geringen Truppen des Ob.West dar,<sup>835</sup> denn dieser musste mit wenigen Divisionen, die zudem aus älteren und an der Ostfront verwundeten Soldaten bestanden, auskommen. Nach Auffassung des „Führers“ hatte ihm dies zu genügen, zumal ab 1942 damit begonnen wurde, der Gefahr einer Landung im Westen mit dem Bau einer Verteidigungslinie („Atlantikwall“) zu begegnen, auf die sich die wenigen, dort stationierten Soldaten dann stützen sollten.<sup>836</sup> Ab Ende 1943 rechnete die deutsche Führung, nachdem ihr die Ergebnisse der alliierten Konferenzen von Casablanca, Kairo und Teheran bekannt geworden waren, fest mit einer angloamerikanischen Landung im Jahre 1944. Für die Deutschen handelte es sich nun darum, die „Festung Europa“ nach allen Seiten hin verteidigungsbereit zu machen, denn sie standen, angesichts der sich ankündigenden Invasion, unter dem Druck eines Mehrfrontenkrieges. Die Wehrmacht war in fünf Kriegsjahren bereits an verschiedenen Fronten geschlagen worden und arbeitete fieberhaft an entsprechenden Verteidigungskonzeptionen, um den Aufbau einer dritten Front (neben der Ostfront und dem Kriegsschauplatz Italien) zu verhindern. Große Sorge bereitete dabei, dass deutsche Truppen seit Sommer 1943 im Osten jeden Monat 150.000 Mann verloren und bereits den Sowjets zahlenmäßig hoffnungslos unterlegen waren. Wehrmachtsverbände waren seit Sommer 1943 auch in Italien im Einsatz, und das Deutsche Reich war ebenfalls in der Heimat gefordert, seine Zivilbevölkerung vor dem Bombenkrieg der Westalliierten zu schützen. Die Tatsache, dass deutsche Truppen nun auch noch „die Invasion einer weit überlegenen, sich seit zwei Jahren sammelnden Streitmacht an einer tausende Kilometer langen Küstenlinie irgendwo zwischen Biarritz und Narvik“<sup>837</sup> erwartete, stellte für die „Festung Europa“ eine gefährliche Entwicklung dar.<sup>838</sup> Nachdem im Osten nichts mehr zu erreichen war, hatte Hitlers Aufmerksamkeit sich immer mehr dem Westen und der zu erwartenden Invasion zugewandt. Diese Schwerpunktbildung in Frankreich war mit einer entsprechenden Weisung (Nr. 51, siehe Abschn. 2.4) festgeschrieben worden.<sup>839</sup>

Der 6. Juni 1944 und die Schlacht um die Normandie sind kaum nachvollziehbar, ohne vorher zu skizzieren, welche kriegswichtigen Ereignisse der Anlandung vorausgingen, welche besonderen Vorkommnisse in Frankreich in dieser Zeit von den Befragten bemerkt und registriert, und welche Vorkehrungen seitens der Deutschen getroffen

---

<sup>835</sup> Nachdem sich im Westen von 1940 – 42 keine Gefahr abzeichnete, wurden die guten und sogenannten belastbaren Jahrgänge für die Entscheidung an der Ostfront abgezogen.

<sup>836</sup> Ose: Entscheidung, S. 22.

<sup>837</sup> Jasper: Zweierlei, S. 111.

<sup>838</sup> Ebd.; vgl. Jacobsen: Dokumente, S. 423 – 427, Nr. 127 (25.10.43).

<sup>839</sup> Jasper: Zweierlei, S. 117.

wurden, um einen alliierten Angriff mit Aussicht auf Erfolg abwehren zu können.<sup>840</sup> Ob die Landung der Alliierten in der Normandie tatsächlich für die ehemaligen Soldaten eine Überraschung war, oder ob sie wegen der enormen Befestigungsarbeiten, besonders ab 1943/44, doch etwas ahnten oder sogar wussten, ist noch heute ein brisantes Thema, das zu Spekulationen Anlass gibt. Es wird daher von den meisten Biographen angesprochen, ohne dass sie dazu befragt werden mussten.

Im Abschn. 4.2 werden die Ereignisse am so genannten D-Day aus Zeitzeugensicht erzählt und bewertet werden. Die Darstellungen der Informanten in Bezug auf die anschließende Schlacht um die Normandie (7.6. – 25.8.1944) in den Abschn. 4.1, 4.8 und 6. sollen verdeutlichen, inwiefern sich die Kriegführung inzwischen gewandelt hatte und die Wehrmachtssoldaten dadurch in eine neue Situation gedrängt wurden.

Nachdem der Ob.West sich in einer an Hitler gerichteten Denkschrift (s. Abschn. 2.4) jede weitere Verwässerung seiner Truppen verbeten und das zu hohe Durchschnittsalter sowie die durch Krankheit und Verwundung nicht vorhandene Belastbarkeit seiner Soldaten beklagt hatte, war ihm von Hitler Besserung in Aussicht gestellt worden. Von Rundstedt hatte Hitler außerdem auf die ungenügende Ausbildung und Ausrüstung seiner Soldaten hingewiesen. Den berechtigten Beschwerden des Ob. West folgten dringend erforderliche Maßnahmen zur Stärkung der Abwehrbereitschaft im Westen, mit deren Durchsetzung, wie erwähnt, vor allem Gfm. Erwin Rommel und sein Stab betraut worden war.<sup>841</sup>

Rommel fand den „neuen Westwall“, wie er zunächst genannt wurde, allerdings in einem völlig desolaten Zustand vor. Franz Gockel, der Mitte Oktober 1943 zuerst in dem kleinen Ort Colleville stationiert war, kam Anfang Dezember zum WN 62. Er berichtete, Rommel sei am 29. Januar 1944 auf WN 62 gewesen.<sup>842</sup> Ein Vorgesetzter erzählte der Stützpunktbesatzung nach dem Besuch des Feldmarschalls, wie ungehalten dieser „über die völlig unzureichend und teilweise primitiv ausgebauten Widerstandsnester“ gewesen sei.<sup>843</sup> Gockel schreibt in seinen Erinnerungen, dass sich die Geschütze auf freiem Feld befanden, und somit aus der Luft leicht zu erkennen und zu vernichten waren. Bei den Erdbunkern handelte es sich um einfache Feldstellungen, die einen Treffer kaum überstehen konnten. Die Mannschaftsbunker boten ebenfalls keinerlei Schutz vor der zu erwartenden, starken gegnerischen Schiffsartillerie.

Severloh erklärte im Interview, dass der „Atlantikwall“ von so genannten Widerstands-

---

<sup>840</sup> Ose: Entscheidung, S. 11.

<sup>841</sup> Ebd., S. 34.

<sup>842</sup> Im Gespräch las Herr Gockel aus einem Brief v. 29.1.1944 an seine Eltern vor: „Heute hatten wir hohen Besuch: Generalfeldmarschall Rommel besichtigte unseren Abschnitt. Es gibt hier jetzt noch viel zu tun.“

<sup>843</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 65.

nestern gesäumt war, diese aber keine durchgehende Verteidigungslinie bildeten und erläutert dies anhand seines eigenen Stützpunktes, dem WN 62:

„Das müssten so um die 400 bis 500 Meter gewesen sein, was wir da abzudecken hatten. Das waren ja immer Widerstandsnester, das waren ja keine zusammenhängenden Gräben oder was, da[zwischen] konnten Schafe grasen oder Kühe weiden, das war keine zusammenhängende Verteidigungslinie. WN, das sagt der Name ja schon: Widerstandsnest. Wir sollten eigentlich diese (zeigt Photo) Einfahrt schützen. Das war offensichtlich, dass sie an solchen Stellen landen würden.“

Auch über den Unterschied in der Bewaffnung seiner neu aufgestellten 352. Inf.Div. zur bodenständigen 716. Division machte Severloh konkrete Angaben:

„Wie der Gockel, ... der war auch MG-Schütze, hatte aber ein polnisches MG. Also, das waren alles zusammen gesammelte Waffen, Beutewaffen, die diese Infanteristen hatten. Nur wir Artilleristen aus der aktiven Division, wir hatten neue Waffen. Geschütze, wie auch MGs waren alle 42-er. Wie viele waren wir in der Artillerieeinheit? Eins, zwei, drei, vielleicht vier MGs. Aber vorne am Strand war nur das eine. Ja, die anderen waren in der Feuerstellung und in der Protze<sup>844</sup>.“

Den Angaben des Zeitzeugen Gockel zufolge, befanden sich auf WN 62 ein tschechisches, ein polnisches, das er selbst bediente, und ein neues deutsches MG 42, das Severloh oblag. Außerdem stand dort ein französischer Beutegranatwerfer.<sup>845</sup> Die übrigen MG 42 wurden von MG-Schützen in rückwärtigen Stellungen eingesetzt, konnten also am 6. Juni 1944 nicht sofort vorn am Strand benutzt werden.

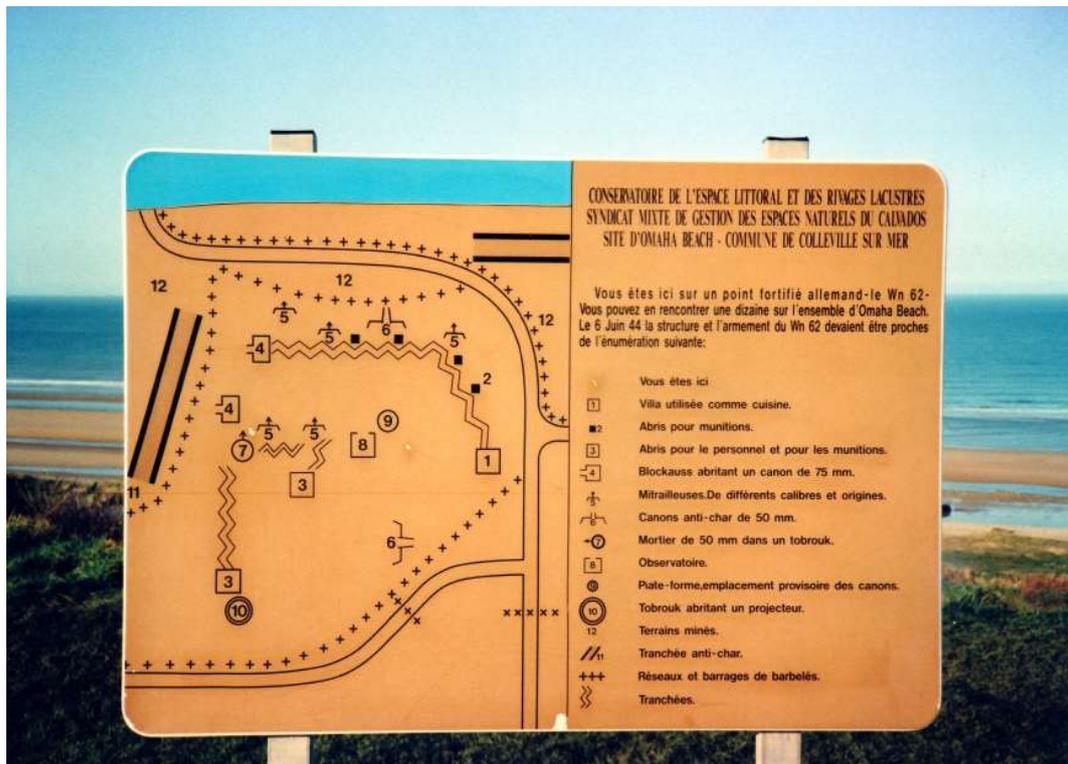


Bunker der 352. und 716. Inf. Div. am WN 62.

Foto: Imke Wendt, Juni 1994

<sup>844</sup> Die Protze ist ein einachsiger Karren, der zum Transport eines Geschützes mit der Lafette verbunden ist. Davor werden die Pferde eingespannt. Gleichzeitig konnte die Protze einen kleinen Munitionsvorrat mitführen oder dort auch bei der fahrenden Artillerie ein Teil der Geschützbedienung aufsitzen. Protzen konnten auch als Vorderteile für andere militärische Fahrzeuge verwendet werden. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Protzen auch zum Transport von leichter Pak oder Flak verwendet. Für das Gefecht werden das Geschütz und die Protze getrennt. Das Geschütz wird zum Einsatz in die Feuerstellung gebracht, und die Protze in die Protzenstellung zurückgeführt. Zur Herstellung der Marschbereitschaft muss das Geschütz aufgeprotzt werden. [de.wikipedia.org/wiki/Protze](http://de.wikipedia.org/wiki/Protze)

<sup>845</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 66.



Tafel mit Lageplan der Bunker (Personal, Munition, Beobachtung, Küche), der MG- und Pakgeschütze, Lauf- und Panzergräben und Minenfelder am vor Colleville-sur-Mer zu besichtigenden WN 62, wie es am 6. Juni 1944 in etwa aussah. Die Tafel wurde wahrscheinlich von der französischen Gemeinde auf der Grundlage einer von Franz Gockel erstellten Zeichnung angefertigt. [Foto: Imke Wendt, Juni 1994]

Je nach den regionalen Gegebenheiten gab es jedoch auch Stützpunkte, die in mühevoller Schwerstarbeit in Stollen eingerichtet wurden. Das galt vor allem für Lazarette, wie nachfolgend Arp erinnert und später auch Uhlmann erwähnt:

„Dann bin ich vorne an die Küste. Der Kompaniestand war etwa, ich schätze, 800 Meter vom Wasser entfernt. ... Und vorne waren die Stützpunkte: teils Stollen oder Stollen in die Erde. Oder Bunker. Alles [von uns] gemacht, ja. Die lagen ja schon monatelang, bald zwei, drei Jahre, zwei Jahre dort.“

In Strandnähe waren jedoch bis Herbst/Winter 1943 häufig einfache Erdbunker zu finden. Im Laufe des Jahres 1944 entstanden dort aber auch dickwandige Betonbunker, die eher Schutz vor großkalibrigen Treffern boten. Der Interviewpartner Gockel hatte wenige Wochen vor seiner Einberufung zur Wehrmacht

„in Wochenschauen Berichte über den *Atlantikwall* gesehen. Drohend ragten Geschützrohre aus Betonbunkern und Stahlkuppeln. Nichts Vergleichbares an Geschützbunkern befand sich in dem von uns bewachten Strandabschnitt.“<sup>846</sup>

Für die Wochenschauen wurden die Riesenbauten an der stark armierten Kanalküste im Bereich der 15. Armee ausgewählt. Sie sollten ein Bild des *Atlantikwalls* vermitteln, das die Deutschen beeindrucken und beruhigen und die Alliierten im günstigsten Fall

<sup>846</sup> Ebd., S. 63.

vor einer Landung zurückschrecken lassen würde. Carell stellt fest: „Der Atlantikwall existiert im Sommer 1944 nur im Pas-de-Calais.“<sup>847</sup> Und auch Gockel erklärte dazu:

„Selbst für uns junge Soldaten sah das Gelände nach einer nicht ernst zu nehmenden Befestigung aus. Rommel machte den für diesen Küstenabschnitt Verantwortlichen schwerste Vorwürfe über die mit wenig Sachkenntnis erstellten Widerstandsnester.“<sup>848</sup>

Die Soldaten hatten Respekt vor dem ehemaligen Afrikakämpfer Rommel, vor seiner Erfahrung mit alliierten Landeunternehmen und vor seinem Wort, das er häufig genug energisch vorbrachte. Auf WN 62 setzte nach dem Rommel-Besuch jedenfalls eine fieberhafte Aktivität ein. Die meterdicken Betonbunker, die noch heute zu besichtigen sind, wurden von der OT erstellt.<sup>849</sup> Feste Bunker für die Artillerie und die Mannschaften sowie solche für Geschütze entstanden binnen weniger Wochen und wurden rechtzeitig vor der Landung fertig. Anderes, z. B. die Verlegung von Minen, war in der kurzen Zeit nicht mehr geschafft worden.<sup>850</sup> Dies bestätigt auch Gockel, der mit seinen Ausführungen auf ein anderes Problem hinweist, das die Arbeiten behinderte und verlangsamte: den immer stärker werdenden Einfluss der alliierten Luftwaffe auf die deutschen Verteidigungsvorbereitungen im Mai/Juni 1944:

„Die Nebelwerfer kamen nicht ran. Die Munition für Nebelwerfer haben wir abgeladen. ... Das war vielleicht acht Tage vorher. Und die Nebelwerfer kamen nicht, weil die Bahnlinien zerbombt waren.“<sup>851</sup>

Golder bestätigt die trostlosen Zustände an der Küste im Herbst 1943: „Bevor der Rommel kam, war da gar nichts..., da war'n paar Mal paar Löcher, wo ich das erschte Mal zum Wachdienst eingesetzt war, und so 'n Geschütz, eins, ham 'ma da g'habt ... offen.“ Die Heeresgruppe B unter Führung Rommels, führte den Sonderauftrag, die bisher an der Atlantikküste errichteten Verteidigungsanlagen in Augenschein zu nehmen, penibel aus.<sup>852</sup> Hitler hatte den Generalfeldmarschall mit der Inspektion der

<sup>847</sup> Carell: Sie kommen, S. 22.

<sup>848</sup> Gockel, S. 66. Auf WN 62 befanden sich ein tschechisches, ein polnisches und ein deutsches MG (MG 42) sowie ein frz. Beutegranatwerfer.

<sup>849</sup> Die OT beschäftigte aus Mangel an deutschen Arbeitskräften viele Zivilisten aus den besetzten Ländern. In Frankreich arbeiteten Franzosen (auch Nordafrikaner) in der OT; manche von ihnen gehörten der Résistance an und informierten sich so über den Ausbau der Küstenverteidigung. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 271f.

<sup>850</sup> Transportzüge der Wehrmacht sowie Bahngleise und Verbindungsstraßen wurden von der alliierten Luftwaffe laufend bombardiert. So kamen Minen und Material für die Küstenbefestigung sowie Munition zum Teil überhaupt nicht mehr an. Die Bombardements der Angloamerikaner verfehlten ihre Wirkung nicht und trugen ihrerseits zu einem nur langsamen Fortschreiten der Befestigungen bei. Ose: Entscheidung, S. 31.

<sup>851</sup> Die Munition für den Granatwerfer war aber bis zum 6.6.44 nicht herangekommen, wahrscheinlich aufgrund von Sabotageakten an Lokomotiven – im Mai waren 431 durch Zerstörung der Résistance unbrauchbar -, mit der Folge, dass sich zeitweise 1600 Züge zurückstauten. Ose: Entscheidung, S. 66

<sup>852</sup> General Erich Marcks, der als einer der fähigsten Generale der Wehrmacht galt, zeichnete sich, ähnlich wie Rommel, durch seine Dynamik bei der Küsteninspektion in der Normandie aus. Er war Kommandierender General des 84. A.K. in der Normandie. Der Zeitzeuge Lützen berichtet von einem unangemeldeten Besuch Marcks' in seiner Stellung,

Küstenverteidigung betraut und trug so zur Umsetzung seiner Weisung Nr. 51, einer bedeutenden Verstärkung der Truppen und Ausbaumaßnahmen, angesichts des als sicher zu erwartenden alliierten Angriffs, bei.<sup>853</sup>

Herr Neß erinnerte sich gern an den Rommel-Besuch zurück, zumal er, unmittelbar neben dem Generalfeldmarschall stehend, das Titelbild einer Illustrierten zierte.<sup>854</sup> Der hohe Offizier sei „leutselig“ gewesen. Offenbar war der Stellungsausbau in diesem Gebiet bereits gut vorangeschritten, zumal Rommel anscheinend nicht allzu viel zu beanstanden hatte. Trotzdem waren Ausbau und Material nicht so, dass Rommel damit hätte zufrieden sein können. Neß erklärte: „Wir hatten keine deutschen Geschütze, wir hatten Beutegeschütze, russische Geschütze. ... Das war die DKH465r. Das sind vier Kanonen 7,65 [cm].“ Im Landserjargon wurde dieses Geschütz *ratsch-bum* genannt,<sup>855</sup> denn, so ergänzt der Zeitzeuge, „Geschoss und Ladung war eins. ... Und das Geschütz, wie wir das ... sahen, die sechs Geschütze, [da haben wir gesagt]: ‚Wie zur Zeit Friedrichs des Großen!‘“

Einen Schock erlitten auch der damalige Leutnant Heinze und sein vorgesetzter Hauptmann, als sie im Frühjahr 1944 an die Küste in die Nähe von Les Moulins vorverlegt wurden und nun voller Erwartung und „sehr gespannt“ zum ersten Mal den überall gepriesenen *Atlantikwall* besichtigen wollten. Dieser bislang allein von der 716. „bodenständigen“ Division besetzte Abschnitt bot, bis auf zwei Bunker, einer mit einer 8.8-cm-Flak ausgestattet, sechs Wochen vor der Landung (also nach dem Rommel-Besuch, der auch dort – vermutlich befanden sich die beiden Offiziere in der Nähe von WN 72 und 71 nahe Vierville – seinen Besuch abgestattet hatte), einen Anblick, von dem Heinze im Gespräch sagte, er werde ihn seinen „Lebtag nicht vergessen“:

---

dem WN 62, im Herbst 1944, bei dem es keine besonderen Vorkommnisse gab. Marcks, der bereits im Russlandfeldzug schwer kriegsverletzt war – er hatte ein Bein verloren – fiel am 12. Juni 1944 im Zuge der Schlacht um die Normandie. Auch während der Kämpfe war Rommel durch tägliche Frontbesuche, wie einige andere hohe Generäle auch, in derselben Gefahr wie seine Soldaten. Vgl. Jasper: *Zweierlei Weltkriege*, S. 162: „Neben der Hebung der Truppenmoral wird als wichtigstes Argument für die gefährlichen Frontbesuche die Notwendigkeit angeführt, sich mit eigenen Augen von der Lage in einem Frontabschnitt zu überzeugen und nicht nur abstrakt, nach Vorstellungen, die aufgrund von Meldungen und Lagekarten entstehen, Entscheidungen zu treffen.“ Der Ob.West, v. Rundstedt, gehörte jedoch eher zu den Generälen, die aus Stabsquartieren heraus, nach Karten und Informationen befehligten.

<sup>853</sup> Ose: *Entscheidung*, S. 35, 45.

<sup>854</sup> Der Zeitzeuge besitzt dieses Titelbild jedoch leider inzwischen nicht mehr bzw. es ist unauffindbar.

<sup>855</sup> Bei der „Ratsch-Bum“ handelt es sich um ein seit 1941 von den Russen eingesetztes Mehrzweckgeschütz, „eine ideale schwere Pak.“ Schlager: *Panzernahbekämpfung*, S. 324. Bernecker: *Generation*, S. 268: „... die Russen läuteten uns mit ihrer ‚Ratsch-Bum‘ die Morgenglocke. Diese 7,62-cm-Kanone war das beste russische Geschütz, es diente als PAK, konnte aber auch als FLAK verwendet werden, man hörte den Abschuss und den Einschlag zur gleichen Zeit, deswegen wurde sie ‚Ratsch-Bum‘ genannt.“

„Wir waren entsetzt, was sich unseren Augen darbot ... Vor der Küstenstraße war ein  $\frac{1}{2}$  -  $\frac{3}{4}$  Meter tiefer Zickzackgraben angelegt. Davor war ein Stacheldraht ausgelegt, den mein Hauptmann, der an diesem Tage lange Hosen trug, mit einem Schritt unbeschadet überwand.“<sup>856</sup>

Herr Heinze erzählte, dass sie sich beide sagten: „Wenn *das hier* alles is'...!“ Dann besichtigten sie noch die Küstenbefestigung:

„Alle 50 – 100 Meter war 'ne Koppel und da drin war 'n MG. In einem ein russisches, im anderen ein tschechisches, im anderen ein jugoslawisches. Dann haben wir nur mal 'n kurzen Blick auf die Munition geworfen; die passte natürlich sowieso nicht dahin.“<sup>857</sup>

Die Deutschen hatten den Westen hauptsächlich mit Beutegeschützen aus allen besetzten Ländern bestückt und die neuen, deutschen Geschütze in den Osten abgezogen.<sup>858</sup> Abgesehen von der Munition, die in manchen Fällen gar nicht zum jeweiligen Geschütz gehörte, standen den Geschützbedienungen nur sehr geringe Mengen an Munition zur Verfügung. Der Anteil an Neuproduktion auf dem Materialsektor war zu gering. Neben Beutegeschützen gab es vielfach nur wieder instand gesetztes oder überholtes Material. An Zivilfahrzeugen hatte die Wehrmacht ca. 2000 verschiedene Typen, was den Nachteil hatte, dass zu viele verschiedene Ersatzteile benötigt wurden, die zudem schwer zu beschaffen waren, da sie zum Teil nicht aus deutschen Rüstungsbetrieben stammten. Außerdem bestand das Problem der deutschen auf dem Nachschubsektor auch darin, dass bereits vor dem Ost-Feldzug Planungen für den Einsatz danach eingesetzt hatten, unter anderem eine verstärkte Luft- und Marinerüstung zur endgültigen Niederwerfung Englands, was sich zu Lasten der Landverteidigung auswirken musste.<sup>859</sup>

Heinze berichtete, dass auf dem Rückweg zur Unterkunft „von uns keiner ein Wort gesprochen“ habe. Einen ähnlichen Eindruck musste Rommel vom Zustand der „Festung Europa“ gewonnen haben. Es wird berichtet, dass er manchen Soldaten „gefrühstückt“ habe, um ihm nachdrücklich seinen Standpunkt und die Notwendigkeit des sofortigen Handelns klarzumachen.<sup>860</sup> Heinze hatte anscheinend die Stellung

---

<sup>856</sup> Heinze: Erinnerungen (PrArIW).

<sup>857</sup> Ähnlich desolate Zustände berichtet der Befragte Uhlmann von der östlich davon, im späteren Landeabschnitt „Gold Beach“, gelegenen 711. I.D. Er meinte: „[An Hindernissen war'n da nur 'n] Drahtverhau und [n] paar Erdlöcher, Bunker wenige.“

<sup>858</sup> Die Waffen der zumeist „bodenständigen“ Divisionen stammten aus neun verschiedenen Ländern. Umbreit: *Stratégie défensive*, S. 127.

<sup>859</sup> Kroener: *Blitzkrieg*, S. 142 - 144.

<sup>860</sup> General Marcks machte in einem Brief an seinen Sohn am 5.4.1944 deutlich, dass Rommel bei seinen Inspektionsfahrten häufig Akkordeone verteilen ließ, wobei immer die Kameras von Pressejournalisten surrten. Er kümmerte sich nicht um den Eindruck, den er bei ihm unterstellten höheren Offizieren hinterließ: „'Er ist Choleriker, der oftmals explodiert, und die Kommandeure haben mächtig Dampf vor ihm. Der erste, der sich am Morgen vor ihm zu produzieren hat, wird grundsätzlich gefrühstückt. Die folgenden haben es dann leichter, aber sie müssen Leistungen vorzeigen können.“ Zit. n. Otto Jacobsen: *Erich Marcks*, S. 160. Abdr. und kommentiert in: Ose: *Entscheidung*, S. 69, Anm. 128.

einer bodenständigen Division in Augenschein genommen, denn „das waren alles Beutegeschütze, die diese Divisionen hatten,“ weiß Severloh, der, wie zuvor bereits angedeutet, einem Widerstandsnest zugeteilt wurde, auf dem sowohl seine – die 352. I.D. – als auch eine bodenständige Division – die 716. I.D. – zur Verteidigung eingesetzt waren. Gockel, Angehöriger dieser 716. „bodenständigen“ I.D., bekam jedenfalls ein polnisches MG zugeteilt, Severloh erhielt das neue deutsche MG 42.<sup>861</sup> Je nach Verteidigungsabschnitt und Divisionszugehörigkeit, fanden die Informanten den „Atlantikwall“ also in unterschiedlichen Verteidigungsstadien vor. Neß erklärt und erläutert nachfolgend die Überschwemmungsgebiete in der Nähe seines Stützpunktes im späteren Landeabschnitt Utah-Beach, nahe der Cotentin-Halbinsel:

„Hinter [der Küste] ... war ein Gebiet, das war ganz unter Wasser gesetzt, ... und dann kam der Küstenabschnitt, da waren die in den Dünen eingebaut, die Geschütze, in kleinere und größere Bunker. ... Der Atlantikwall [in der Normandie], das kann man ‚knicken‘. Der Atlantikwall war gegenüber von Calais, da waren die großen Bunker. ... Ja, der Rommel, der war auch in der Stellung. ... Der hat sämtliche Stellungen da in der Normandie besucht, ob da was zu ändern ist. Hier waren so Minen, so Tellerminen befestigt, das ist bei Ebbe. Und der Rommelspargel ... ja, das war auf dem [Strand]. Aber es gab ja den Rommelspargel auf den Weiden, das war gegen die Lastensegler, denn die mussten ja ausgleiten. Und dann überall wurden dann Eisenträger oder Betonschwellen [ausgelegt], ... dann brachen die [Lastensegler] auseinander.“

Anhand von Neß' Ausführungen wird ein Teil der Verteidigungskonzeption deutlich, die Rommel entworfen hatte. Da mit dem Einsatz starker feindlicher Luftlandtruppen zu rechnen war, die mit Lastenseglern und Fallschirmen ein paar Kilometer hinter der Küste, im Inland, abgesetzt werden würden, ließ der Generalfeldmarschall diesen Bereich überfluten.<sup>862</sup> Tatsächlich wurden diese, anhand von Luftaufnahmen nicht immer als solche zu erkennenden Überschwemmungsgebiete, am Landtag vielen US-Fallschirmjägern zum Verhängnis, die sich mit ihrem schweren Material nicht aufrichten konnten und selbst im etwa knietiefen Wasser ertranken.<sup>863</sup> Zusätzlich ließ Rommel in diesen Weidegebieten hinter der Küste die vier Meter langen „Rommelspargel“ errichten, jeweils mit einer Tellermine versehen. An ihnen sollten die anlandenden Lastensegler zerschellen und die abgesetzten Fallschirmjäger sich mit ihren Fallschirmen verfangen. Darüber hinaus berichtete Neß von „Eisenträgern oder Betonschwellen“, die ebenfalls zur Zerstörung der Lastensegler führen sollten.<sup>864</sup> Der Zeitzeuge kommt, aufgrund der wenigen Geschütze, die im Bereich seiner Division

<sup>861</sup> Das MG 42 hatte zwar eine wesentlich höhere Schussfolge als das Vorgängermodell, MG 34. Dennoch bot das ältere MG gegenüber der moderneren Ausführung auch Vorteile. Vgl. Bernecker: Geopferte Generation, S. 327: „Das MG 34 war eine zuverlässige Waffe und war nicht so empfindlich im Dreck wie das MG 42, das oft Ladehemmungen hatte.“

<sup>862</sup> Fraser: Rommel. Biographie, S. 463.

<sup>863</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 137. Bei unglücklicher Landung wurden die Fallschirmspringer von ihrem schweren Gepäck unter Wasser gedrückt und konnten sich nicht befreien.

<sup>864</sup> Möglich ist, dass es sich bei diesen Hindernissen u. a. um die so genannten „Tschechenigel“ handelte, ebenfalls eine Erfindung Rommels.

vorhanden waren, ähnlich wie Gockel, zu dem Eindruck, dass der „Atlantikwall“ in der Normandie diesen Namen nicht verdient hatte und nur im Bereich Calais von einem solchen die Rede sein konnte.

Heinze und Lützen berichten nachfolgend von ominösen Minenfeldern und nicht fertig gestellten Strandhindernissen. Heinze meint:

„Also, das war schon traurig. [Mit den Strandhindernissen], da waren wir nicht mit fertig. Ja, etwas ist schon gekommen [an Material], nicht, aber [lange nicht genug]. ... Durch diese Luftangriffe waren ja sämtliche Bahnlinien usw. zerstört, kam nichts nach vorn, und ich muss oft lachen, wenn ich dann irgendwie... Ich hab' ja auch von den Amerikanern Bücher, wie sie schreiben, dass sie sich also dann vorsichtig durch die Minenfelder vorgearbeitet hatten, da stand nur das Schild: Vorsicht Minen!, aber es lag keine einzige Mine. Da war keine einzige Mine. Wir hätten, wenn wir hier diese Gegenstände führten, Minenpläne haben müssen, damit wir da durchkamen. Es hat keine einzige Mine da vorn gelegen.“

Lützen kam zu demselben Urteil wie Heinze und meinte sogar, dass die deutschen Soldaten bewusst nicht wissen sollten, dass sich vor ihrem Abschnitt, dem WN 62, keine Minen befanden und jeder Kontakt mit den Kameraden von der Pioniereinheit unterbunden wurde:

„Wir sind erst bei Bayeux, bei den jungen ... mit ausgebildet. Wir sind ja erst im Juni [1943] vielleicht zur Küste gekommen. Und da sind die ganzen Minenfelder in der Zeit, in der wir in Bayeux die Ausbildung gemacht haben, da sind diese Minenfelder verlegt worden. Da waren in den meisten waren keine Minen drin. ... Ja, ‚Achtung Minen!‘ [stand dort]. Und wie ich denn zurückgegangen bin, da bin ich durch 'n Minenfeld ja gegangen. Ja, man musste ja mit rechnen, aber in Russland, wo die Minenfelder lagen, da konnte man oft sehen, wo es etwas niedriger war, da waren die Minen, und so bin ich da durch, ich hab keine gesehen. ... Ja, das war ja in die Minenfelder, die da eingezäunt waren. Da hatten wir ja nichts zu gucken, und da gingen wir ja auch nicht hin. Ich glaub, da war'n keine, die meisten war'n keine. Das ist ja so gemacht worden, dass wir Deutsche da nicht durchkonnten. Ja, ja, aber das wussten wir ja nicht. Denn, ich hab mir so Gedanken drüber gemacht. ... Wir durften nicht sehen, dat da keine [Minen lagen]. Und wir durften keinen Kontakt [mit den Pionieren haben], ... das sind 15 km bis zum Meer, da hatten die keinen Kontakt mit die Pioniere', wo sie die Minenfelder eingerichtet haben. Die war'n ja eingezäunt mit Stacheldraht und große Pfähle.“

Es ist nicht auszuschließen, dass die deutschen Soldaten wirklich in Unkenntnis darüber gehalten wurden, ob hinter ihren Stützpunkten Minen verlegt waren oder nicht. Im Ernstfall versprach sich die Führung davon vielleicht, dass die Verteidiger wirklich „bis zum letzten Mann“ kämpften, wie von Hitler gefordert. Die Angst, auf eine Mine zu treffen, war jedoch sicher vorhanden, wie aus Lützens Aussage hervorgeht. Heazines Schlussfolgerung, dass die Minenfelder aufgrund fehlender Transportmöglichkeiten nicht mit Minen bestückt werden konnten, ist als sehr wahrscheinlich anzunehmen. Das Ausbautempo, das von Rommel vorgegeben wurde, korrelierte mit den ständigen Luftangriffen auf Bahnlinien und Transportzüge in Frankreich lange vor dem 6. Juni 1944. Züge stauten sich zeitweise zurück, dringend für den Küstenausbau benötigte Kräfte der Wehrmacht und der Organisation Todt wurden immer wieder zur Reparatur

der Bahnlinien abgezogen, und so beklagten einige Zeitzeugen dieser Studie, dass am Tag der Landung Munition und Granatwerfer nicht mehr rechtzeitig angeliefert worden waren (s. Abschn. 3.). Das gleiche gilt für die Beschaffung der Minen. Hinzu kam, dass nicht nur die Minenfelder bestückt werden mussten, sondern auch die „Rommelspargel“ mit Minen versehen wurden, so dass hier der Bedarf sehr groß war. Heinze und Lützen als „alte“ Russlandkämpfer sowie ein erfahrener Oberfeldwebel ziehen eine eher negative Bilanz des „Atlantikwalls“. Heinze erklärte dies anhand eines Vorkommnisses am 4. Juni 1944:

„Das war auch noch so 'n Ding. Zwo Tage vor der [Landung] bin ich mit dem I b, das war der Major B. von der Division, der war für die Munitionierung verantwortlich für die Division. Der wollte sich mal über den Ausbau informieren, der war angesagt, den habe ich dann noch durch die Stellungen geführt. Der fand das ja alles toll, was wir in den wenigen Tagen da geschaffen hatten. Und wie wir am letzten Stützpunkt waren, da war so ein alter Oberfeldwebel, der wagte sich dann, mal was zu sagen und fragte: ‚Ja, darf ich auch mal etwas sagen?‘ ‚Ja, bitte was ist denn los!‘ Da sagte er: ‚Wenn morgen der Tommy kommt<sup>865</sup>, dann werde ich Ihnen sagen: die 1. Welle, die 2. Welle, die 3. Welle werden wir abschlagen. Und die 4. sitzt uns im Nacken.‘ Fragte er (der Major): ‚Wieso, wieso?‘ ‚Ja, keine Munition mehr.‘ Fragte er (der Major): ‚Ja, wieso denn das?‘ Da sagte er: ‚Vor zwei Tagen ist [Anm. Heinze: ich weiß heute nicht mehr so genau] mindestens die Hälfte der Munitionierung abgegangen nach hinten.‘ Ich höre den Major heute noch sagen: ‚Ach, wenn das soweit ist, also da ist kein Mangel, da kriegen sie von hinten,‘ usw. Nix kam. Nix kam. Die Läger sind z. T. hochgegangen durch Fliegerangriffe, und wenn ein Laster unterwegs war, der ist von Jabos abgeschossen worden. Also, es war genauso, wie der Feldwebel das gesagt hatte: 3., 4. Welle haben wir Munition, also die MG-Gurte entgurtet und an die Gewehrschützen verteilt, damit sie Einzelfeuer geben, also auf dem MG 42, aber das war nicht mehr viel, denn da gehen Hunderte von Schuss in der Minute durch. Ja, aber man konnte sich wenigstens noch ein bisschen wehren [mit Einzelfeuer], als wenn man gar nichts hatte.“

Es kam häufig vor, dass höhere Offiziere sich über den Küstenausbau ihrer Division informierten. In kürzester Zeit war in der Tat an der Normandieküste ein enormer Fortschritt erzielt worden: Geschützstellungen wurden ausgebaut, Vorstrandhindernisse errichtet und die einzelnen Widerstandsnester mit Laufgräben, Tarnungen und Deckungslöchern versehen. Dass sich am letzten Stützpunkt ein „alter“ Oberfeldwebel getraut hat, dem Major vorauszusagen, dass man mit der wenigen Munition die ersten drei Angriffswellen zurückschlagen werde, die vierte jedoch nicht mehr, versetzte den hohen Offizier zwar in Erstaunen, der Oberfeldwebel sollte aber mit seiner Vorhersage Recht behalten. Mindestens die Hälfte der Munitionierung war zum Schutz vor

<sup>865</sup> Im Zusammenhang mit dem Luftkrieg richtete sich die Wut der Deutschen vor allem auf England, weniger auf Amerika. Die Royal Air Force stand für das Konzept des Moral-Bombing und der Fliegerangriffe bei Nacht, während die US-Air Force Luftangriffe bei Tag durchführte. Dazu meint Jasper: Zweierlei, S. 120: „Wahrscheinlicher ist aber, dass nur England als für deutsche Vergeltung erreichbar erschien und man bei Großbritannien auf ein intensiv verinnerlichtes Feindbild zurückgreifen konnte, das schon in der Zeit des Imperialismus und des Ersten Weltkrieges entwickelt worden war.“

Luftangriffen kurz vor der Landung in sichere Munitionsarsenale gebracht worden.<sup>866</sup> Der Major widersprach zwar und sagte für den Ernstfall genügend Nachschub zu. Dieser blieb aber am *D-Day* tatsächlich aus, wie auch Heinze bestätigt. Dass der Oberfeldwebel die Schwierigkeiten vorhersah, die eigentlichen Mängel dem Major als erfahrenem Offizier jedoch verborgen blieben, scheint kein Einzelfall zu sein. So wusste etwa Rommel aus Afrika und Italien um die Gefahr, die die alliierte Luftwaffe im Falle einer Invasion darstellte. Befremdlich ist jedoch, dass dieser Tatbestand von anderen erfahrenen, hohen Offizieren unterschätzt bzw. vernachlässigt wurde.

Im Falle der Einheit Severlohs trafen die Schilderung Heinzes und die Vorhersage des Oberfeldwebels voll und ganz zu. Die 4. Welle konnte aufgrund Munitionsmangels nicht mehr abgewehrt werden (s. Abschn. 3.). In anderen Abschnitten gelang es bereits der 1. oder 2. alliierten Welle, an Land zu kommen. Die alliierte Luftwaffe war vor dem 6. Juni 1944, am Landetag selbst und in den Wochen danach der stärkste Gegner der Deutschen. Auch Gockel berichtete, dass „vielleicht 100 Meter hinter unserem Stützpunktgelände, wenige Tage vor der Invasion, Munition abgeladen [wurde] für Nebelwerfer, ... nur die Nebelwerfer sind nicht angekommen.“ Aufgrund späterer Lektüre begründet er diesen Tatbestand so: „Und da wurden ja die Bahnlinien sehr viel bombardiert in den letzten Tagen, auch die Brücken. Man hat ja diesen ganzen Abschnitt wie eine Glocke abgeschirmt.“

Auch Lützen traute sich in Gegenwart seines Hauptmanns im Frühjahr 1944, auf die Mängel der Küstenverteidigung in der Normandie hinzuweisen:

„Das war..., das wollt' ich auch noch erzählen. Wie ich denn nach Frankreich kam, war der Hauptmann O., der war ja im Ersten Weltkrieg gewesen, und ich war der einzige gewesen, der in Russland gewesen war auf unserem Stützpunkt [in Frankreich]. Und denn kam der an und sagte: ‚Na Lützen, wie sieht es aus hier vorn?‘ Ja, schnackt 'n bisschen und dann: ‚Was meinen Sie von dieser Stellung?‘ ‚Ja, das kann ich Ihnen ruhig sagen, Herr Hauptmann,‘ sah' ick, ‚in Russland war das anders.‘ ... Die schweren MGs waren hinten, und die MGs waren vorne, und denn kamen die Schützenkompanien mit Leichtgranaten, kleinere Granatwerfer. Ich war auch bei de' schwere Granatwerfer, die 4. Kompanie. Und in Frankreich, da war alles vorne, in einer Linie. Ja, auch die schweren Geschütze. Ja. Die kriegten gleich 'n Volltreffer, diese Kasematten, und war erledigt. Wenn die wären zwei Kilometer zurückgewesen, hätte der Amerikaner die nicht... und die hätten in indirektem Beschuss einschießen sollen auf die Küste. Und da hätten wir vorne mehr MG's haben sollen. ... Und auf unserem Stützpunkt 62, da hatte der Gockel 'n polnisches MG und dann waren da zwei SMG, also 34er. Und dem Severloh sein 42er. Und der Kw. und Ko., die beiden, die hatten ein 34er. ... Aber da war ja alles vermurkster Kram. ... Dann gab der Hauptmann mir Recht – eh' dat losging, [am 6. Juni]. Dat hat er ja auch eingesehen. Der [is] ja im Ersten Weltkrieg auch [in] Schützengraben unten gewesen, und denn kam die Artillerie. Erst Granatwerfer, denn Artillerie. Und denn nicht im direkten Beschuss, sondern indirekt. Das war ja hier im direkten Beschuss. Die hatten ihr Feuer von 35°, sagen wir mal zum Meer zu. Und die kriegten da 'n Volltreffer rein und der eine... auf [WN] 61 war 'ne 8.8 Pak. Vorgesehen sollten wir auch 'ne 8.8 haben. Wir hatten 'ne tschechische Feldkanone, FH 17, weiß ich heut' noch, vergess' ich nicht, denn

---

<sup>866</sup> Carell: Sie kommen, S. 96f. und Abschn. 3.1.

wir wurden ja auch ausgebildet an die. Wenn da Ausfälle waren, die haben sich ja den Angriff ganz anders vorgestellt. Die [Deutschen] haben gedacht, wie so 'n Krieg, nicht wahr, wie in Russland, aber ... die [Alliierten] kamen ja an mit Schiffe.“

Lützens mutige Kritik an der fehlenden Tiefenstaffelung in seinem Abschnitt wurde vom weltkriegserfahrenen vorgesetzten Hauptmann zustimmend aufgenommen. Es offenbart sich anhand der Aussage des osterfahrenen Interviewpartners das Dilemma der deutschen Verteidigung: vorne, am Strand, der von Rommel zur HKL erklärt worden war, wo Geschütze, MGs, Paks und Kanonen konzentriert aufgestellt werden sollten, befanden sich am 6. Juni 1944 zu wenige und zu alte Waffen. Die bodenständige Division, zu der Lützen gehörte, verfügte lediglich über zwei ältere deutsche MGs. Der Rest der Bewaffnung bestand größtenteils aus Beutegeschützen und Beute-MGs aus Tschechien, Frankreich und Polen, teilweise auch aus Russland, wie Neß zuvor erwähnte. Bei diesen war häufig die Beschaffung von Munition ein Problem. Unmittelbar vor der Küste und hinter der Küste setzte Rommel lediglich auf Hindernisgürtel aus Minenfeldern, Rommelspargeln, Tschechenigeln und anderen von ihm erdachte Verteidigungsanlagen. Die neu dort aufgestellte 352. I.D. erhielt das neue MG 42, aber auch diese Waffe allein konnte die Alliierten nicht aufhalten. Der Aufbau einer Frontlinie, den Lützen während seiner Ausbildung theoretisch aus Lehrmaterialien, praktisch aus dem Osten kannte, war im Westen nicht machbar. Die Realität sah dort so aus, dass „riesige Frontlängen mit wenig Personal abgedeckt werden [mussten],“ so dass

„die Frontlinie ... überhaupt keine Tiefe [hatte], also weder ein Vorfeld noch ein Hauptkampffeld. Sie bestand auch nicht immer aus einem real existierenden Graben, sondern aus Stützpunkten, von denen aus die wenigen Soldaten versuchten, eine gedachte Linie zu halten.“<sup>867</sup>

Lützen sah voraus, was später wirklich eintraf: wenn die Alliierten die Vorstrand- und Minenhindernisse überwunden hatten und sich an der HKL nicht aufhalten ließen, waren sie in der Lage Brückenköpfe zu bilden, ohne dass sie zunächst nennenswerte Störungen durch einen weiteren Verteidigungsgürtel im unmittelbaren Hinterland zu erwarten hatten. Konnten sie sich erst einmal festsetzen, war ein Zurückwerfen ins Meer nicht mehr möglich. In der Tat erfuhren die alliierten Truppen eklatante Widerstände erst, als die zum Teil in tagelangen Märschen herangeführten Panzerdivisionen in die Kämpfe eingreifen konnten (s. Abschn. 4. und 4.1).

Golder erinnerte sich im Interview daran, dass Generalfeldmarschall Rommel beim Anblick seiner Stellung zunächst „entsetzt“ gewesen sei,

„dass da nix passiert ist, und der hat denn aber losgelegt. ... Mia habe g'hört, der Rommel isch jetzt da. Jetzt wird da aber was g'schafft! Und dann ist der laufend zur Inspektion komme und hat überall sich angeguckt.“

<sup>867</sup> Jasper: Zweierlei, S. 168f. Eine solche stützpunktartige Verteidigung kam auch in Russland vor. DRZW 4 (Beitrag Klink: UdSSR), S. 596.

Rommel machte den Kommandeuren und Soldaten seinen Standpunkt klar: Der Gegner sollte bereits an der Küste vernichtet werden, „und zwar kurz nach, oder, wenn möglich, schon vor der Anlandung. Die HKL sei der Strand.“<sup>868</sup> Dazu war eine erhebliche Stärkung der Küstenverteidigung notwendig, denn – wie auch das Beispiel Golders zeigt –, reichte die Küstenartillerie trotz aller Verstärkungen an keiner Stelle wirklich aus.

Die meisten jungen deutschen Soldaten hatte eine Grundausbildung in der Heimat oder in einem jetzt zum Reich gehörenden annektierten Land absolviert, bevor sie 1943/44 in das besetzte Frankreich kamen. Dort erhielten sie dann, je nach Truppzugehörigkeit, eine Spezialausbildung. Da in Frankreich bis Juni 1944 keine Kämpfe stattfanden, beschränkte sich das Tagesgeschehen deutscher Soldaten in der Normandie auf die Fortführung der Ausbildung und den Ausbau des Atlantikwalls.

Severloh, der erst im Februar 1944 an der Normandieküste „zur Wacht am Atlantik“, wie es offiziell hieß, als Ordonnanz eines Oberleutnants stationiert wurde, berichtete von seinem Tagesablauf und seinem eigenen Stand der Vorbereitung auf einen möglichen Großangriff:

„Auf dieser B-Stelle, da, wo sich danach alles abspielte, bin ich vielleicht vier oder fünf Mal gewesen, nicht öfter ... [und ansonsten habe ich tagsüber] Butter gekauft, Calvados, Cidre, Eier. ... Und denn musste ich ja ... ich musste ja die Sachen und die Waffen [in Ordnung halten]. Der Oberleutnant hatte doch eine Maschinenpistole und eine kleine Pistole. [Der] war auch oft unterwegs, ja, mit dem Pferdehalter. Wenn er unterwegs war, dann ritt er ja. Das war eigentlich... ein Oberleutnant ließ sich normalerweise nicht fahren. Der hatte aber nicht so viel Lust zum Reiten. Sonst, wenn er zu einem Kameraden, also auch Offizier in einer anderen Batterie, zur 1. oder 3. hinwollte – konnte er nicht gefahren werden, da musste er reiten. Das war sonst nicht standesgemäß – [zu] fahren.“

Severloh erklärte, warum sein Batteriechef bei Alarm sofort zur B-Stelle<sup>869</sup> an den Strand zum WN 62 gefahren werden musste, und warum auch seine eigene Anwesenheit dort erforderlich war:

„Wenn Alarm war, dann musste der Chef der Batterie, musste vorne hin, der musste das Schießen leiten, denn der Kanonier kann ja nicht sehen, wohin er schießt. ... Der kriegt doch seine Werte gesagt, und die stellt er ein an seinem Geschütz, und der richtet ja nach hinten, der guckt ja nach hinten und an seiner Richtlatte... Und die Korrekturen, die sagte der Chef von der B-Stelle, also von der Beobachtungsstelle [an]. Und weil er mich bei sich haben wollte, und ich musste eine Planstelle haben, wurde ich deswegen Maschinengewehrschütze auf der B-Stelle. ... Da, wo die Geschütze stehen, heißt die ‚Feuerstelle‘. Ich hatte das MG aber nie gesehen, ja, außer bei den Alarmen, wenn ich dahin kam. Sonst, ja, einmal hatte ich damit geschossen.“

Severloh erklärte ergänzend, dass er keinerlei Schutzmöglichkeiten vor Wind und

---

<sup>868</sup> Fraser: Rommel. Biographie, S. 463.

<sup>869</sup> B-Stelle = Beobachtungsstelle für den Batteriechef im Beobachtungsbunker, der mit einem Scherenfernrohr ausgestattet ist. Von dort aus leitet der vorgesetzte Offizier das Schießen, indem er den Geschützführern die Entfernungen auf das Ziel vorgibt.

Wetter und auch nicht vor Luftangriffen hatte, sondern sich im Angriffsfall auf freier Fläche befand:

„Da war keine Unterkunft für uns vorn am Strand gegeben. ... Nein, war nicht. Wir Artilleristen hatten einen Bunker, wo die Funker und Fernsprecher drin waren, direkt vorne am Strand mit, und einen kleinen Bunker, wo das Scherenfernrohr, das Beobachtungsding, drin war. Und 10 Meter daneben war mein MG-Stand. Und als Offizier war auf der B-Stelle vorn am Strand nur der Leutnant G., der ist auch da gefallen. ... Die [Offiziere] saßen im Bunker und ich auf der freien Plaine. Ich hatte ja keinen Bunker, nicht?! ... Nein, da war ein Graben und obendrauf stand das MG. Ja, ... man kam ja ungefähr so weit raus (zeigt bis zur Hüfte). Und der Graben war denn auch [am 6. Juni 1944] - nach dem Beschuss und den Bomben - war der Graben ja auch schon halb voll gelaufen mit Erde. Und die Deckung war dann nicht mehr doll.“

Severlohs Bericht deutet an, dass wohl auch die Zeit bis zum 6.6.44 nicht mehr ausgereicht hatte, um einen MG-Stand mit besseren Schutzmöglichkeiten zu schaffen, wie ihn beispielsweise Gockel hatte.

Der Informant Ritter schreibt in seinen Erinnerungen, dass die Ausbildungsvoraussetzungen in Frankreich – er bildete zunächst in Pommern Rekruten und andere Dienstgrade zu Nachrichtenleuten<sup>870</sup> aus – im Laufe des Jahres 1943 immer schwieriger wurden: Benzin und technische Geräte waren knapp, die Verpflegung verschlechterte sich. Der damalige Offizier gehörte einer Heeresflak-Abteilung an, die später Panzerdivisionen zugeordnet werden sollte und sich noch im Aufbau befand.<sup>871</sup> Bemerkenswert ist, dass sich innerhalb der Rekruten immer ältere Jahrgänge befanden: Studienräte, Regierungsräte, Rechtsanwälte, und sogar ein Opersänger waren darunter. Ihr Durchschnittsalter betrug, laut Ritter, 35 Jahre. Im Frühjahr 1944 wurde er dann als Nachrichtenoffizier zur Heeres-Flak-Abteilung 311 der Panzer-Lehr-Division<sup>872</sup> versetzt. Hier begann für ihn erneut der „Alltag mit seiner rastlosen Arbeit als Truppenführer.“<sup>873</sup> Ausbildung und Aufstellung der Soldaten wurden in Frankreich fortgesetzt.<sup>874</sup> Da sein Vorgesetzter, ein Hauptmann, häufig erkrankte, musste Ritter

<sup>870</sup> Unter dem Begriff „Nachrichtenleute“ werden Fernsprecher und Funker zusammengefasst. Die Ausbildung bestand im Erlernen von Morsen und Verschlüsseln, aber auch im Verlegen und Reparieren von Leitungen. Dem damaligen Leutnant unterstanden darüber hinaus die Flugmeldeauswertung, der Wetterzug und die Flakauswertung. Ritter: Erinnerungen, S. 88f.

<sup>871</sup> Ebd., S. 88.

<sup>872</sup> Die Panzer-Lehr-Div. war die größte deutsche Panzerdivision und im Jahre 1938 als Panzer-Lehr-Regiment bei der Panzertruppenschule in Wünstorf b. Berlin aufgestellt worden. Das Regiment hatte bis 1944 an allen großen Feldzügen teilgenommen. Am 10.01.1944 wurden mehrere Regimenter zusammengefasst und mit ihnen die Panzer-Lehr-Division gebildet. Die Heeres-Flak-Abteilung 311 der PLD traf am 29.01.1944 in Verdun ein. Kurowski: Panzer-Lehr-Division, S. 7 – 15. Zur Panzer-Lehr-Division u. a. KTB Panzer-Lehr-Division (30.12.1943 – 31.7.1944), o. O. 1944; Henning: Panzer- und Spährtruppführer; Ritgen: Westfront 1944.

<sup>873</sup> Ritter: Erinnerungen I, S. 115.

<sup>874</sup> Bevor die Aufstellung abgeschlossen war, wurde die P.L.D. im März 1944 (bis Mai 1944) nach Ungarn befohlen, wo ein Regierungsaufstand drohte. Aufstellungs- und Ausbil-

die Batterie mit „dem Millionenkapital an Fahrzeugen und Gerät“<sup>875</sup> in dieser Zeit allein führen, was für ihn eine große Verantwortung bedeutete, die schwer auf ihm lastete:

„Ich führe nun schon wieder einen Monat die Batterie. Vor dem Einsatz und schon ständig unter Feindeinwirkung zwei Offiziersstellen auszufüllen, geht fast über meine Kräfte. ... Diese ständige Spannung lässt mir Tag und Nacht keine Ruhe.“<sup>876</sup>

Obwohl in dieser Zeit keine Kämpfe stattfanden, waren die Anforderungen an die deutschen Soldaten, besonders an diejenigen, die küstennah stationiert waren, sehr hoch. Sich am Tage zu bewegen, geschah unter größten Gefahren, denn Ende Mai hatten die Luftangriffe der Alliierten auf Ziele in Frankreich bereits eine nie gekannte Intensität erreicht. Ritter berichtet: „Fast jede Stunde kommt der *Tommy* mit größeren Bombengeschwadern, Sturzkampfbombern und Jägern und lädt seine Bomben am Rande von Paris<sup>877</sup> ab.“ Er berichtet in diesem Zusammenhang von „einer ganz eigenartigen Situation,“ denn „die Amerikaner und Engländer überflogen zwar Paris, aber sie bombardierten Paris nicht.“ Aus diesem Grund wurde auch die von Ritter geführte Heeres-Flak-Abteilung nicht bombardiert und griff ihrerseits auch nicht die angloamerikanischen Flugzeuge an.<sup>878</sup> Die relative Ruhe vor der Invasion war, vor allem in den küstennahen, französischen Gebieten, ab Frühjahr 1944 permanenten Störungen durch die alliierten Luftwaffe gewichen. Über die Arbeit der Funker berichtete der damalige Leutnant, dass die Schlüssel, mit denen die Funkprüche chiffriert wurden, alle zwei Stunden wechselten: „Das kannte ich aus Russland nicht. Ein unglaublicher Papierkrieg entsteht dadurch und nützt gar nichts, denn hier wurden die Funktrupps, wenn sie sendeten, von den Engländern mit Funkgeräten angepeilt.“<sup>879</sup> Über die Schwierigkeiten, die besonders in Nordfrankreich im Frühjahr

dungsarbeiten wurden jedoch fortgesetzt, zumal sich die Situation in Ungarn schnell beruhigte, danach Rückverlegung nach Frankreich. Kurowski: Panzer-Lehr-Division, S. 18 – 28.

<sup>875</sup> Ritter: Erinnerungen I, S. 160

<sup>876</sup> FpBf (26.05.1944) an seine Mutter, abgedr. in: Ritter: Erinnerungen I, S. 123.

<sup>877</sup> Die Heeres-Flak-Abteilung, die Ritter führte, wurde, seinen Angaben zufolge, nach Paris verlegt, um die Stadt zu schützen.

<sup>878</sup> Vgl. Kurowski: Panzer-Lehr-Division, S. 29: „Verbände *Fliegender Festungen* [amerikanische Bomber, weitere Erläuterungen in diesem Abschnitt] überflogen fast jeden Tag das Divisionsgebiet. ... Die Heeres-Flak-Abteilung 311 schoss vier *Fliegende Festungen* ab. Am 2. und 3. Juni erschienen Bomber und vor allem Jabos, welche die Wege und Ziele im Aktionsbereich der Panzer-Lehr-Division beschossen.“ Die Verluste bei der Division blieben aber bis dahin gering.

<sup>879</sup> Der *Papierkrieg* entstand dadurch, dass die verschlüsselt eingehenden Funkprüche nach Erhalt dechiffriert werden mussten, um dann als Meldung weitergegeben werden zu können. Die Engländer besaßen, im Gegensatz zu den Russen, neuartige Peilgeräte, mit denen der gegnerische Funk abgehört und der Gegner selbst lokalisiert werden konnte. Um dieser Gefahr zu begegnen, war es bei der Wehrmacht üblich, Funkverbindungen nur dann zu nutzen, wenn Drahtverbindungen nicht mehr herzustellen waren. Rohwer: Funkaufklärung, S. 325 – 369. Vgl. Meyer im Interview: „Dann waren die Nachrichtenverbindungen im Osten eine andere Rolle als hier. Im Osten, da haben wir gefunkt bis dort hinaus, und die Russen haben auch gefunkt, ... [ohne] den anderen zu stören. Die Verbindungen waren da. Im Westen war es ganz anders.“ Die beim Kampf im Westen in der Regel befohlene Funkstille erschwerte die Nachrichtenübermittlung besonders dann, wenn die

1944 auftraten, berichtet auch der damalige Kompaniechef Meyer, wie Ritter ebenfalls Angehöriger der Panzer-Lehr-Division, der nach der Rückkehr aus Ungarn<sup>880</sup> im Mai 1944 mit der PLD in der Nähe von Chartres stationiert war:

„Da war genug zu tun. Die Leute mussten ja weiter ausgebildet und bei der Stange gehalten werden - als Kompaniechef – die Ausbildungsfunktion geht bis zum General weiter – Sie müssen den Kampf vorbereiten. ... Und das ist natürlich schwierig, wenn Sie das, wie damals im Mai in der Normandie, das nur bei schlechtem Wetter oder nachts machen können, wegen der Luft[angriffe].“

Infanteristen bekamen aber häufig, außer ihrer im Reich absolvierten Grundausbildung, keine gesonderte Schulung mehr, allenfalls eine kurze Einweisung. Heinrich Severloh, zu der Zeit Gefreiter, räumte ein, dass er bis zum *D-Day* nur „fünf Schuss mit dem MG“ abgegeben habe, obwohl er im Ernstfall als MG-Schütze eingesetzt werden sollte. Ähnlich erging es Franz Gockel, ebenfalls MG-Schütze: „Wir hatten vorher mal 'n paar Schießübungen gehabt. ... Was ist das schon? Keine Erfahrung, nicht?!“<sup>881</sup>

Gockel berichtete, dass er - außer der wenigen Schießübungen - mittels Schautafeln eine Einweisung zum Erkennen von Kriegsschiffen (anhand der Silhouetten, Größe und Bewaffnung) und der unterschiedlichen Flugzeugtypen der Alliierten erhalten hatte.<sup>882</sup> Exerzierübungen fanden immerhin noch statt, wenn auch in begrenztem Umfang -, da vor allem die Stellungen an der Küste ausgebaut werden mussten. Dies war, seit 1943, die Hauptaufgabe für die dort stationierten Truppen. Gockel, der damals erst 17jährige Gefreite, erklärte:

„Wir haben die Laufgräben gebaut, und das war schwere Maloche - mit Hacke und Schaufel - etwa 1,80 tief und 1,50 - 1,80 tief. Und da wurde die Erde nach beiden Seiten verteilt, das haben wir gemacht und mit dem Tarnen. ... Für beide polnische MG hatten wir Erdbunker. Erdbunker, da wurde eine Grube ausgehoben, darüber kamen Baumstämme, zwei, drei Lagen, und dann nochmal 'n Meter Erde und 'ne Grasplage drüber.“

Am Abschnitt des WN 62, dem späteren Omaha-Beach, ist es zum Teil felsig, und der Boden sehr steinig, so dass die Schanzarbeiten körperlich sehr anstregten. Von der

---

Fernsprechleitungen infolge der Luftangriffe zerstört waren und nicht benutzt werden konnten. In diesem Fall mussten Krad-Melder Nachrichten überbringen. Auch sie waren der alliierten Luftwaffe ausgesetzt und gelangten oft spät oder überhaupt nicht an ihren Zielort.<sup>880</sup> Zur Verlegung der PLD nach Ungarn erklärte der damalige Nachrichtenoffizier Ritter im Interview: „... Wir wurden [Anfang 1944] in Frankreich aufgestellt, in der Nähe von Verdun, und wurden dann Hals über Kopf, wir waren noch gar nicht fertig, nach Ungarn verlegt, weil da ein Aufstand befürchtet wurde, der nicht stattfand. Dann haben wir in Ungarn weiter uns aufgestellt und haben uns ausgebildet, und dann sind wir zurück nach Frankreich, weil man uns für die drohende Invasion brauchte, brauchen wollte.“

<sup>881</sup> Die allgemeine Anweisung an die Kompanie- und Batterieführer lautete außerdem, mit Munition sparsam umzugehen, da die Vorräte für den Ernstfall aufgehoben werden sollten. Am 6. Juni 1944 selbst bestand jedoch aus anderen Gründen Munitionsknappheit. Vgl. Abschn. 3.2, 4.1, 4.8; Carell: Sie kommen, S. 96f.

<sup>882</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 63.

schweren Arbeit in der Normandie erzählte im Interview auch Siemers. Er war bereits als 17jähriger zur Wehrmacht eingezogen worden, hatte seine Ausbildung in der Tschechei erhalten und war im Dezember 1943 in die Normandie verlegt worden. Er berichtete: „Da haben wir Bunker und Stollen bauen müssen. [Das war] der Küste zu, aber nicht weit von Trévières weg, ein Kilometer vielleicht.“ Der Stollen sollte als Lazarett dienen. Darin hätten sich jedoch keine Betten befunden, sondern „da war'n bloß so Federn g'spannt, so Stahlbänder, da war nichts vorbereitet, dass man da... Primitiv, ganz primitiv,“ informierte Siemers. Schon am 6. Juni 1944 „war das [aber wenigstens] schon ein Unterstand für die Verwundeten gleich,“ ergänzte der ehemalige Pionier. Über die schwere Arbeit sagte er:

„Mit Pickel und Schaufel ... haben wir ausgegraben, und immer mit rausgefahren, mit Karren. ... Das war direkt kein Felsen. G'sprengt ist des auch mal worden, wenn's net gegangen is; dann is wieder ausgebuddelt worden.“

Rommel hatte zu Beginn des Jahres 1944 die Truppenverstärkung der „bodenständigen“ durch „aktive“ Divisionen im Calvados angeordnet. Insbesondere die Frontlinie der 716. I.D. wurde durch das Vorziehen der kampferprobten 352. I.D. zur Küste erheblich verkleinert.<sup>883</sup> Zwischen die 352. I.D. und die westlich davon stationierte 709. I.D. wurde zusätzlich das 6. FJR verlegt, das zumeist aus fronterfahrenen Soldaten bestand. Darüber hinaus stationierte Rommel im Zentrum der Halbinsel Cotentin die ebenfalls sehr gut ausgebildete 91. LL-Div., so dass dieses Gebiet, insgesamt gesehen, durch Rommels Impulse eine erhebliche Stärkung der Kampfkraft erfuhr.<sup>884</sup> Schließlich gelang es dem Generalfeldmarschall noch, Hitler davon zu überzeugen, die 21. Panzer-Division in den Raum südlich Caen vorzuverlegen und die Panzer-Lehr-Division in den Raum um Chartres vorziehen zu lassen.

Severloh erinnerte sich, dass die Ausbildung der „Neuen“ erst einige Monate vor der Landung begann:

„Und da, [ab Februar 1944] ging eigentlich für die Kanoniere die richtige Ausbildung [los] - es waren ja eine ganze Reihe junger Soldaten dabei, Rekruten, die noch gar nichts wussten, und da waren ja nur Geschützfürher, ein paar Wachtmeister, vielleicht 10 Unteroffiziere, die mit in Russland gewesen waren, also die hatten schon etwas drauf, aber das war nicht die Mehrheit.“

Im 6. Kriegsjahr war die Wehrmacht stark angeschlagen und das Heer ausgeblutet. Die deutschen Kämpfer waren nun „in der Masse kurz gediente Uniformierte,“<sup>885</sup> die

---

<sup>883</sup> Heinrich Severloh, der anhand von tagebuchartigen Aufzeichnungen eine zweiseitige Chronologie seines gesamten Kriegseinsatzes erstellte, notierte: „14.2. Umzug nach Hout[te]ville, zu Mr. & Mme. Legrand zur Wacht am Atlantik.“ (PrArlW). Ausrüstung und Pferde kamen jedoch erst nach diesem Zeitpunkt an, so der Befragte im Gespräch.

<sup>884</sup> Die gesamte Westküste der Halbinsel Cotentin wurde von deutscher Seite her „wegen der navigatorischen Schwierigkeiten als nicht landegefährdet angesehen.“ MS B-784. Daher wurden dort vermehrt „Osttruppen“ stationiert.

<sup>885</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 77.

nicht mehr den Anforderungen früherer Soldaten entsprachen.

Heinze, der aufgrund schwerer Krankheiten und Erfrierungen als Leutnant in die Normandie versetzt wurde, war 21 Jahre alt, als er, zur Verstärkung des Atlantikwalls, ab Dezember 1943, Soldaten ausbilden sollte. Beim Anblick der Rekruten erfasste ihn zunächst Entsetzen:

„Ich war dann der Kompanieoffizier bei der 5. Kompanie, verantwortlich für die Ausbildung, und dann habe ich mir diese Jungs da angesehen, und da kriegte ich eigentlich 'n bisschen das Grauen. ... Ich wusste, dass wir mit diesen Soldaten in Frankreich oder auch Russland [in den Einsatz gehen würden].“

Seine Bestürzung rührte vor allem daher, dass die 17- und 18jährigen Rekruten zum Teil noch nicht einmal ausgewachsen waren. Heinze erklärte, dass die meisten von den „Jungs aus Dresden und Leipzig [nur] halbgroß waren, gerade so groß wie das MG.“ Die Probleme, vor die sich ein Ausbilder vor der drohenden Eröffnung der Zweiten Front im fünften bzw. sechsten Kriegsjahr gestellt sah, werden deutlich: im Schnellverfahren sollten Jugendliche Kriegstauglichkeit erlangen und in Waffentechnik unterwiesen werden.<sup>886</sup>

Trotz der Verbesserungen und Auffüllungen der Divisionen mit Personal und Material war der Kampfwert einer Truppe im Westen also nicht mit der einer Ost-Division zu vergleichen.<sup>887</sup> Ein Kompanieführer im Westen war vor die schwierige Aufgabe gestellt, nicht nur Halbwüchsigen eine *Russlandausbildung*<sup>888</sup> zu geben, sondern auch Angehörigen der „Osttruppe“ die deutsche Kampfweise und Waffenführung näher zu bringen.<sup>889</sup> Über die Monate von Ende 1943 bis Frühsommer 1944 sagte Heinze:

„Ach, an sich war das noch 'ne ganz schöne Zeit. Jeder Tag der Ausbildung, wo man verhältnismäßig sicher war, war wie ein gewonnener Tag. Das darf man auch nicht vergessen. Also, die Zeit von Dezember bis Juni war eine gewonnene Zeit. Ich hab' immer gedacht: ‚Egal, was hier passiert, du bist in Frankreich jetzt.‘ Sechs Monate, wo an und für sich nicht allzu viel passieren konnte. Was dann kam, wussten wir ja nicht...“

Trotz seiner offenkundigen Erleichterung, nach dreimaligem Einsatz an der Ostfront, unter anderem im Kessel von Stalingrad, in den Westen verlegt worden zu sein, fügte Heinze hinzu: „[Aber] jetzt wurde es schwierig - mit diesen Unteroffizieren, und ich

<sup>886</sup> Der Befragte Meyer sah einen Zusammenhang zwischen einer sehr guten, also auch längeren (Vorkriegs-)Ausbildung und dem späteren Überleben im Krieg. Er berichtete, dass von seiner Pz.-Lehr-Abt. im Jahre 1994 noch mehr als 30 % der ehemaligen Soldaten lebten und begründete dies mit der sehr guten Ausbildung, die diese erhalten hätten.

<sup>887</sup> Vgl. Ose: Entscheidung, S. 74.

<sup>888</sup> Die Ausbilder wussten nicht, ob sie mit ihrer Einheit tatsächlich im Westen eingesetzt würden. Abhängig vom Verhalten der Westalliierten und der Lage im Osten, konnte es erforderlich sein, im Westen aufgestellte und ausgebildete Einheiten in den Osten abzuziehen. Dazu erklärte Heinze: „Und wenn da [im Westen] nichts passierte, ging die Division nach Russland ab.“ Hitler behielt sich in seiner Weisung Nr. 51, wonach der Westen angesichts einer drohenden Landung nicht länger geschwächt werden dürfe, vor, weiterhin Truppen vom Westen an die Ostfront zu befehlen, falls die Situation dort es erforderte.

<sup>889</sup> Siehe dazu Abschn. 4.3.

hab' immer wieder gewarnt.“ Diese Ausbilder hatten Heinzes Meinung nach keine großen pädagogischen Fähigkeiten mehr. Als er selbst 1940 ausgebildet worden war, sei dies noch anders gewesen. Heinzes Warnung richtete er direkt an diejenigen Ausbilder, die streng und ungehalten reagierten, bei jungen Rekruten, aber auch bei Volksdeutschen oder Rotarmisten<sup>890</sup>. Er ergänzt: „[Aber] wir hatten auch ein paar Unteroffiziere [in der Normandie], die haben ihren Haufen prima hingekriegt, die waren befähigt, die hatten auch 'n bisschen pädagogisches Talent.“

Für die in den Küstenstellungen stationierten Soldaten blieb für die Ausbildung in der Regel wenig Zeit. Tagsüber mussten sie ihren Stützpunkt ausbauen und Waffendienst versehen.<sup>891</sup> Auch nachts wurde ein Doppelposten aufgestellt und drei Soldaten am Stützpunkt zum Streifendienst eingeteilt,<sup>892</sup> denn „nachts war stets erhöhte Alarmbereitschaft“<sup>893</sup>, einerseits wegen des erwarteten Großangriffs, andererseits aber auch wegen möglicher nächtlicher *Raids*.<sup>894</sup> Am Beispiel des Küstenbereichs der Normandie lässt sich anschaulich zeigen, wie ab 1942 der Besatzungsalltag durch britische Kommandounternehmen beeinflusst wurde.<sup>895</sup> Die Engländer hatten bereits im Jahre 1940 „Unternehmungen mit besonders ausgebildeten Commandotruppen“

---

<sup>890</sup> Die so genannten „Ostbataillone“, die hauptsächlich aus sowjetischen Kriegesgefangenen bestanden, wurden den deutschen Normandietruppen ab Herbst/Winter 1943 zur Unterstützung zugeteilt. Sie erhielten ebenfalls eine Schnellausbildung.

<sup>891</sup> Dazu Großmann: Granatsplitter, S. 11: „Jeden Tag gibt es Appelle; manchmal mehrere an einem Tag.“

<sup>892</sup> Auf die Wichtigkeit des nächtlichen Patrouillendienstes hatten Herrn Gockel ältere Kameraden hingewiesen und erzählt, dass in der Nacht vom 18./19. Januar 1942 15 Engländer versucht hatten, bei St.-Laurent-sur-Mer (am späteren *Omaha-Beach*) zu landen, den Strand zu erkunden und die deutsche Besetzung des Strandstützpunktes als Gefangene mit nach England zu schaffen. Bevor es dazu kam, hatte der Hund des Streifenführers, der zwischen Colleville und St.-Laurent auf Streifendienst war, angeschlagen. Der Soldat rief den Posten auf dem Stützpunkt an, es fiel ein Schuss aus nächster Nähe, und die Stützpunktbesetzung erkannte, dass Gegner an Land kommen wollten. Es handelte sich hierbei um einen englischen Spähtrupp, der wahrscheinlich nicht nur Gefangene machen, sondern auch die deutsche Bewaffnung auskundschaften sollte. Die bewaffneten Engländer wurden bei dem Schusswechsel getötet. Auch Herr Martin, der 1942 in St.-Laurent-sur-Mer wohnte, erinnerte sich an diesen Vorfall. Die französische Bevölkerung zeigte ihr Mitgefühl. Die Toten wurden in St.-Laurent bestattet. Piekalkiewicz: Invasion, S. 38, datiert dieses Kommandounternehmen allerdings auf eine Woche vorher, und zwar auf die Nacht vom 10./11. Januar 1942. Es kam häufig vor, dass Engländer die normannische Küste erkundeten. Aufgabe der Kommando-Truppen, die z. T. auch von Mini-U-Booten aus agierten, war es, deutsche Truppenstärken, Stand und Art der Ausbaumaßnahmen und die Bewaffnung in Erfahrung zu bringen sowie Bodenproben in den für die Landung vorgesehenen Strandabschnitten zu nehmen. Letztere sollten den Geologen im Vorwege der Landung Aufschluss über die Bodenbeschaffenheit geben, da an den Stränden auch Panzer und schweres Gerät angelandet werden mussten. Ebd., S. 65; Quellen: La Normandie, S. 41.

<sup>893</sup> Gockel: Erinnerungen, S. 28.

<sup>894</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 9: „Wir wurden noch einmal aufmerksam gemacht, worauf wir alles zu achten hätten: auf feindliche Boote, auf Leuchtsignale, auf jede verdächtige Bewegung, auf jedes Geräusch unten am Strand und auf die Parole, die ausgegeben wurde.“

<sup>895</sup> Vgl. Tewes: Besatzungszeit, S. 282.

vorbereitet,<sup>896</sup> die zunächst dazu gedacht waren, „die deutschen Besatzungstruppen [zu] beunruhigen und durch häufige Aktionen [zu] bewegen, die Küste vom Nordkap bis zur spanischen Grenze in ständiger Verteidigungsbereitschaft zu halten.“<sup>897</sup> Je mehr sich die Pläne für eine Landung an der französischen Nordküste konkretisierten, desto häufiger erfolgten nächtliche alliierte Kommandounternehmungen an der von den Deutschen besetzten Atlantikküste. Die Späher hatten den Auftrag, Sabotageakte, aber auch Spähtruppunternehmen durchzuführen, um „die Beschaffenheit der nordfranzösischen Küste für Invasionsvorhaben zu erkunden oder besonders wichtige Verkehrseinrichtungen zu zerstören.“<sup>898</sup> Hitler hatte bereits am 18. Oktober 1942 einen „Kommandobefehl“ erlassen und am 25. Juni 1944 noch einmal bestätigt, der vorsah,

„alle bei so genannten Kommandounternehmen in Westeuropa oder in Afrika von deutschen Truppen gestellte Gegner, auch wenn es sich äußerlich um Soldaten in Uniform oder Zerstörungstrupps mit und ohne Waffe handelt, im Kampf oder auf der Flucht bis auf den letzten Mann niederzumachen.“<sup>899</sup>

Henri Martin wohnte seit 1942 wieder in seinem Heimatdorf St.-Laurent-sur-Mer in der Normandie und kam im Interview auf den missglückten Landungsversuch des englischen Kommandounternehmens im Januar 1942 zu sprechen:

«En parlant des Anglais, il y en a trois qui ont été tués ici, à St.-Laurent. Ils ont débarqué dans un canot avec un bateau plus loin. Ils ont été tués par les Allemands. Ils sont enterrés dans le cimetière de St.-Laurent là.»

Auf die Frage, ob er sich zu dem Zeitpunkt Gedanken über den Vorfall gemacht habe, antwortete Martin: „On a pensé que peut-être le débarquement aurait lieu là.“ Am Tod der drei Engländer habe die Bevölkerung von St.-Laurent regen Anteil genommen. In seinem Bericht klingt Bedauern über das Schicksal dieser Engländer an, wenn er sagt: «Oui, c'est le chien qui a aboyé. ... Sans ça, ils auraient rentré, fait des capturés, et oui, c'était en pleine nuit.» Herr Gockel berichtete, dass seine Einheit aus Sicherheitsgründen und als Konsequenz aus diesem Vorfall einen Schäferhund auf dem Stützpunkt gehabt habe, der bei den nächtlichen Streifengängen immer dabei gewesen sei. Von mehreren anderen Stützpunktbesatzungen wurden ebenfalls Schäferhunde eingesetzt, die die Deutschen warnen sollten.

Innerhalb der Normandietruppen gab es seit dem Frühjahr 1944 nachts häufig Alarmübungen. Einige Stunden Nachtdienst hatte jeder Soldat abzuleisten, und zwar neben den täglichen Schanzarbeiten, so dass die Stützpunktbesatzungen in der Regel

<sup>896</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 18.

<sup>897</sup> Ebd., S. 21.

<sup>898</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 493.

<sup>899</sup> Jacobsen: Chronik und Dokumente, S. 585f. Nr. 198. Die Anordnung galt nicht für die Behandlung feindlicher Soldaten im Rahmen normaler Kampfhandlungen, Gefangene oder Soldaten, die sich ergeben. Lieb: Konventioneller Krieg, S. 145; Jasper: Radikalisierung, S. 334, 339.

aufgrund permanenten Schlafmangels übermüdet und überanstrengt waren.<sup>900</sup> Paul Siemers beschwerte sich im Interview, dass die harte Ausbildung nach seiner Verlegung ins nordfranzösische St. Lô nicht nur tagsüber weiterging, sondern auch nachts häufig Übungen stattfanden:

„[Was] meinen Sie, die Ausbilder, was der Staat so angestellt und g'mocht [hat], weil sie uns da so geschunden haben und so miserabel behandelt haben. ... in Frankreich, da ham 'ma immer Nachtübungen g'habt, immer, fast alle paar Tog, da hat man lernen müssen, dass man nachts kämpfen muss. Da war'n wir nie ausgeschlafen und nix. Und auf einmal [hieß es]: ‚Schnell. ... feldmarschmäßig o'legen,‘ da sind ma die ganze Nacht umeinandgange'. ... Dass ... man nachts auch kämpfen konn', dass man die Nacht kennenlernt.“

Aber auch die schweren Schanzarbeiten - Siemers Einheit baute Bunker und Stollen in einen Felsen – konnten nicht immer ungestört ausgeführt werden: bei den küstennah eingesetzten Truppen war es notwendig, zusätzlich eine *Fliegerwache* aufzustellen. Diese Aufgabe erforderte besondere Konzentration, denn die alliierten Jagdbomber kamen schnell heran. Entsprechend gingen die Soldaten entweder sofort in Deckung, wenn der Angriff der Stellung galt, oder aber sie versuchten die Flugzeuge mit einem der MGs auf dem Stützpunkt zu beschießen, wenn die Bomber sich auf dem Rückflug aus dem „Reich“ befanden. Dies stellte, so Herr Gockel, die einzige Möglichkeit dar, mit der Wut fertig zu werden, die die Soldaten beim Anblick der Bomber empfanden.<sup>901</sup> Wenigstens auf dem Nachhauseflug sollte dem Gegner ein Schlag beigebracht werden. Gockel schränkte jedoch ein, dass eine solche Aktion nur Aussicht auf Erfolg hatte, wenn der Jagdbomber bereits beschädigt war. Ansonsten war dieser wenig lohnenswerte Versuch lediglich ein Mittel gegen die Verzweiflung - und um nicht ganz hilflos zusehen zu müssen, wie die Heimat systematisch zerbombt wurde.<sup>902</sup> Einen dieser unternommenen Versuche schilderte Gockel im Interview:

<sup>900</sup> Die Truppe und vor allem die zuständigen Offiziere beklagten, die ihnen zugemutete Doppelaufgabe – Ausbau und Ausbildung – überfordere die Soldaten. Besonders nach den Rommel-Besuchen wurden den Küstenbesatzungen noch höhere Leistungen abverlangt, so dass die Divisionskommandeure die Wahl hatten, entweder Rommels Anweisungen nur teilweise nachzukommen (dieses blieb beim nächsten Besuch des Generalfeldmarschalls jedoch nicht ohne Folgen), oder aber die Ausbildung zu vernachlässigen. Ose: Entscheidung, S. 70.

<sup>901</sup> Die Propaganda des Dritten Reiches versuchte, den alliierten Bombenkrieg für sich zu nutzen und Hass auf die Westmächte und ihre Kriegführung bei den Deutschen zu schüren: „Die Wut der Bombenopfer richtete sich nicht gegen das NS-Regime und seine Unfähigkeit, sie zu schützen, sondern gegen die in der Presse als ‚Mordbrenner‘ und ‚Luftgangster‘ bezeichneten Piloten und die hinter ihnen stehenden Militärs, Politiker und gegen das ganze englische Volk. Mit dem Bombenkrieg wurde der Gegner im Westen als zutiefst verbrecherisch wahrgenommen, was starke Rachegefühle weckte.“ Jasper: Zweierlei, S. 119; Steinert: Stimmung, S. 366.

<sup>902</sup> Über die Sorgen der deutschen Soldaten wegen der Bombardierung ihrer Heimat berichtete Gockel, dass tagsüber „schon monatelang große Bomberverbände [kamen], die in Richtung Deutschland flogen, die waren dann 6000 - 8000 Meter hoch. ... Und dann haben wir schon immer gedacht: ‚Mensch, wo geht es jetzt hin?‘ Und wir haben dann im April einmal besonders viele Flugzeuge [gesehen] und dann, am anderen Tag, hörten wir im Radio, dass Hamm, unsere Stadt, auch angegriffen worden sei, und der

„Wir hatten ja ein Zwilling-MG, sagt man, einen Drehsockel, und denn wurden zwei leichte Maschinengewehre drauf angeschnallt. Und wenn man abzog, dann schossen beide MGs gleichzeitig. Und da hatte man 'ne ziemliche Feuerkraft. ... Ja, wir haben wiederholt welche beschossen, besonders beschädigte, ... die aus Deutschland kamen. Ich hab mal, einmal auch einen Bomber, der hatte vielleicht noch 400 Meter ... [Höhe], den habe ich von vorne her unter Feuer genommen, ... und dann ließ der noch 'n paar Bomben fallen. Und dann kam 'n Landser an, der in Russland war, der lebt auch noch, und der schrie mich an: ‚Du Verrückter, wie kannst du den nur von vorne beschießen? Lass' den erst vorbeifliegen!‘ ... Ja, [er hätte bei Beschuss von vorn noch Zeit gehabt, Bomben] zum richtigen Zeitpunkt fallen zu lassen.“

Im Falle Gockels ist nicht zu spüren, ob er von der NS-Propaganda beeinflusst worden ist. Für andere Soldaten flogen die alliierten Piloten in der Heimat „Terrorangriffe“ gegen „wehrlose Frauen und Kinder.“<sup>903</sup> Sie hatten ein ausgeprägtes Feindbild, in dem die Westalliierten auf der gleichen Stufe standen wie die Widerstandskämpfer.<sup>904</sup>

Eines Tages, am 5. Dezember 1943, gelang es einem deutschen Jagdflugzeug, einen amerikanischen Bomber<sup>905</sup> vom Himmel zu holen. Er stürzte in der Nähe von Colleville ab, etwa zwei Kilometer von Gockels Stützpunkt, dem WN 62, entfernt. Von den zehn Besatzungsmitgliedern hatten sich sechs nicht mehr aus der Maschine retten können und waren verbrannt, zwei weitere ertranken im Meer, und nur zwei überlebten den Absturz, einer davon mit Beinbruch, der andere blieb völlig unverletzt. Gockel berichtete, dass er selbst und alle anderen Landser dann zur Absturzstelle „pilgerten“:

„Wir konnten nur zuerst nicht nahe rangehen, weil noch Munition explodierte. ... Die müssen bis zuletzt geglaubt haben, sie sind über 'm Meer, weil es auch dieses war, da lag ein Schlauchboot daneben, was die rausgeworfen hatten, vielleicht 20 Meter davon ab, und die Toten standen richtig an der Tür, an dieser Art Schiebetür, da waren die dann verbrannt. ... Die zwei über dem See sind ... ertrunken, und die habe ich am anderen Tag... da wurden die angeschwemmt. Das waren die ersten toten Amerikaner, die ich sah. Die hatten äußerlich nichts abbekommen, die lagen nur ein paar Meter nebeneinander.“

Gockel fiel auf, dass die Erkennungsmarken<sup>906</sup> der G.I.s nicht, wie bei der Wehrmacht

---

Verschiebebahn – Hamm hatte einen sehr guten Verschiebebahn – sei bombardiert worden.“ Dazu Friedrich: Der Brand, S. 81: „Ab 9. Juli 1941, in der 3. Woche nach dem Angriff der Wehrmacht auf Russland, sollte der Nachschub an Kriegsmaterial blockiert werden, der aus dem Ruhrgebiet ostwärts rollte.“ Die Linie Hamm, Osnabrück, Soest, Köln, Duisburg, Düsseldorf wurde lahm gelegt. Gleichzeitig enthielt die US-Direktive an das Bomber Command noch eine weitere Aufgabe: „Die Moral der Zivilbevölkerung insgesamt zu zerstören, sowie die der Industriearbeiter im besonderen,“ womit der Begriff ‚moral bombing‘ geprägt war. 1944 und 1945 war u. a. der Rangierbahnhof Hamm „Gelegenheitsziel“ der alliierten Luftwaffe. Bombardierung v. Hamm u. a. am 26.11.1944.

<sup>903</sup> FpBf v. Josef Zink, 2.5./16.5.1944, in: Jasper: Radikalisierung, S. 353.

<sup>904</sup> FpBf v. Josef Zink, 10.6.1944, in: ebd., S. 354.

<sup>905</sup> Dieses Flugzeug, Typ Boeing 17, fasste eine Besatzung von 10 Mann. 12 MGs an Bord trugen ihm den Namen *Flying Fortress* ein. Es kam häufiger vor, dass deutsche Jagdflugzeuge, da sie leichter und somit schneller waren, solche Bomber zum Absturz brachten. Seit 1943 wurden die B 17-Bomber in Formationsflügen „erfolgreich“ gegen Industriestädte des Reiches eingesetzt. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 27.

<sup>906</sup> Jeder Soldat trägt um den Hals eine Erkennungsmarke, bestehend aus zwei identischen Hälften, mit seiner persönlichen Kenn-Nummer. Im Todesfall wird eine der Hälften von der Marke abgebrochen und an eine zentrale Registrierungsstelle geschickt, von wo aus auch

üblich, an einem einfachen Wollfaden befestigt waren, sondern an einer Gliederkette mit Perlen.<sup>907</sup> Gestört habe ihn, dass die Toten „morgens noch die Uhr auf [hatten], ... und abends war ich wieder da, da hatte keiner mehr 'ne Uhr auf.“<sup>908</sup> Er habe nach Hause geschrieben: „Die Toten hat man [heute] zur nächsten, 40 Kilometer entfernten Stadt gebracht.“ Es handelte sich dabei um Caen.<sup>909</sup>

Andere erwähnenswerte Vorkommnisse, u. a. den Fall einer geglückten nächtlichen Küsteninspektion des „Atlantikwalls“ durch ein alliiertes Kommandounternehmen, berichtete der damalige Obergefreite und Stützpunktführer Lützen im Gespräch über die Normandie. Er hatte eines Nachts, im Herbst 1943, erlebt, wie Amerikaner mit einem Schiff gelandet waren und die Stützpunktbesatzung gefangen nehmen wollten. 12 G.I.-Offiziere versuchten, den Stützpunkt zu nehmen, aber auch hier vereitelte ein anschlagender Hund das Unternehmen. Die Amerikaner wurden gefangen genommen. Außer dem Wachhund habe „keiner wat gemerkt. Und auch nicht diese Marinepeilstation, wat da war, hat keiner gemerkt,“ erinnert sich Lützen.<sup>910</sup> Die besagte Marinepeilstation, die nahe am Meer lag und über keinen Hund verfügte, wurde bald darauf selbst Opfer eines amerikanischen oder englischen Handstreichs. Alle Funkapparate und die gesamte Besatzung verschwanden eines Nachts spurlos. Wahrscheinlich war erneut ein gegnerischer Spähtrupp ausgeschildet worden, um nähere Erkenntnisse über die deutschen Truppenstärken zu gewinnen. Lützen erinnerte sich: „Die holten immer sonst vormittags ... kamen die durch, auch durch unseren Stützpunkt, und holten Milch. Und da kam keiner. Und wir kamen denn da runter und sollten uns da wohl erkundigen, wo die waren, denn die kriegten von der Küste an keine Nachricht.“ Auf dem Stützpunkt, der von vier oder fünf Soldaten betreut wurde, „da war alles abgeräumt,“ berichtete Lützen. Es war jedoch kein Schuss gefallen und alles anscheinend lautlos vonstatten gegangen. Niemand habe den Vorfall bemerkt, so der Informant. Anhand der Papiere und Funkgeräte der Station konnten die Angloamerikaner neue Erkenntnisse über den Stand der deutschen Technik und wahrscheinlich auch wertvolle Informationen über den Wissensstand der Wehrmacht im Hinblick auf eine bevorstehende Landung gewinnen, eventuell ergänzt durch

---

die Angehörigen benachrichtigt werden. Die andere Hälfte bleibt bei dem Gefallenen.

<sup>907</sup> Dies war ein erster Hinweis auf die in jeder Hinsicht bessere Ausrüstung der Amerikaner, mit deren hervorragender Materialausstattung die Deutschen nach dem 6. Juni 1944 konfrontiert wurden. U. a. Carell, S. 53, 75f.; Le Cacheux/Quellien, S. 306f.

<sup>908</sup> Im Interview sagte Gockel dazu: „Und da weiß ich noch, wie ich empört war, wie ich zu einem anderen gesagt habe: ‚Mensch, die hatten doch heute Morgen noch 'ne Uhr auf, das konnte man doch noch sehen!‘ [Aber], da konnte er ja auch nichts zu sagen.“

<sup>909</sup> Die beiden Überlebenden gerieten in deutsche Gefangenschaft.

<sup>910</sup> Bei Großmann: Granatsplitter, S. 9, wird auf die Schwierigkeit hingewiesen, beim „nächtlichen Rauschen“ der See noch „Geräusche von feindlichen Booten zu hören. ... Wenn sie kämen, könnten sie ungehört die Felsen erklettern ...“ Eines Nachts hätten er und ein anderer wachhabender Kamerad sogar die Parole der Wachablösung überhört.

entsprechende Gefangenaussagen. Die beiden letztgenannten Ereignisse können zwar nicht direkt von anderen Augenzeugen bestätigt werden.<sup>911</sup> Diese und die von anderen Zeitzeugen sowie in der Literatur erwähnte Anlandung in St.-Laurent-sur-Mer im Jahre 1942 sind jedoch Beispiele dafür, dass die Alliierten versuchten, deutsche Soldaten gefangen zu nehmen, um sie später genauestens zu befragen sowie sich Aufzeichnungen und Apparate anzueignen, um daraus Aufschlüsse für ihre eigenen Landevorbereitungen zu gewinnen (z. B. zu Stützpunktstärke, Funk- und Verschlüsselungsverfahren von Wehrmacht und Marine). Im Jahre 1942 arteten die angloamerikanischen Commando-Raids an den Atlantikküsten, vor allem an den nordfranzösischen, in immer größere Überfälle aus.<sup>912</sup> Ein Hitler-Befehl wies deutsche Soldaten an, Commando-Unternehmer auf der Stelle zu erschießen.<sup>913</sup> Im Herbst 1942 kam es bei einem solchen Raid, zu dem 12 Männer von England aus zur Stranderkundung aufgebrochen waren, zu einem erbitterten Feuerwechsel vor St.-Honoré, nahe Port-en-Bessin, also einem Ort, an dem später unter anderem die alliierte Landung erfolgte.<sup>914</sup>

Heinze, wie Severloh Angehöriger der 352. I. D. und ebenfalls Ende 1943 zur Verstärkung der Küstenverteidigung in die Normandie verlegt, gibt ein anschauliches Bild von der bedrückenden Situation der Verteidigungsanlagen kurz vor dem 6. Juni 1944:

„Wir waren ja der Gegenstoß sozusagen, wir waren immer dahinter. Wir mussten dann die Gegenstöße hier nach vorne führen. Also, das muss hier in dieser Gegend gewesen sein, bei St.-Honorine. [Nur] dieser Bunker [war da]. Aber sonst war nichts da oben. ... Nach den Stützpunkten war nichts. Das war so gedacht, wenn hier so ein Stützpunkt war, dann sollte der eben durch einen Minengürtel geschützt werden. Wär' ja wunderbar gewesen für unsere Leute, weil die meisten Stützpunkte sind von hinten eingenommen worden. Da waren ja so kleine Quertäler, sind sie reingesickert und dann haben sie - nach hinten waren ja die Stützpunkte nicht zur Verteidigung eingerichtet, sondern nur nach vorne. Da standen sie auf einmal im Rücken.“

<sup>911</sup> Arp berichtete im Interview, dass im Bereich seiner Division ebenfalls Marinesoldaten integriert waren und meint, diese seien „Späher“ gewesen und auf dem höchsten Punkt der Steilküste auf einem kleinen Stützpunkt stationiert gewesen. Dieser war vor dem 6. Juni 1944 bereits angegriffen und dabei zwei ältere deutsche Soldaten leicht verwundet worden. Es ist deshalb davon auszugehen, dass deutsche Marinesoldaten auch an anderen Küstenabschnitten bestimmten Divisionen zugeordnet wurden und dort eine Art Wachdienst versahen.

<sup>912</sup> Piekalkiewicz hat diese Kommandounternehmen einschließlich Personalstärke, Erkundungsziel und Ergebnis in seinem Buch: Invasion, Frankreich 1944, genauestens dokumentiert. Zu weiteren alliierten Raids siehe auch die Zeitzeugenaussagen in Abschn. 2.4.

<sup>913</sup> Dieser Befehl wurde von den zuständigen Wehrmachtdienststellen jedoch so nicht ausgeführt, da ein Bekanntwerden solcher Maßnahmen bei der Zivilbevölkerung vermieden werden sollte. Stattdessen übergaben die betreffenden Dienststellen Kommandosoldaten an den SD, wo sie in der Regel das Todesurteil erwartete. In diesem Fall war jedoch eine Geheimhaltung möglich. Deutsche Offiziere, die sich nicht an den bestehenden „Kommandobefehl“ hielten und die alliierten Spähtruppangehörigen nicht an den SD übergaben, erwartete allerdings im Ernstfall nur eine Rüge seitens ihrer vorgesetzten Dienststelle. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 494.

<sup>914</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 38, 46.

Dennoch war das Ausbautempo des „Atlantikwalls“ Rommels Impulsen entsprechend forciert worden. Unter anderem wurde auf seine Idee hin der Strand durch Vorstrand- und Strandhindernisse gesichert, die die alliierten Landungsboote noch auf dem Wasser stoppen sollten. Rommel ging davon aus, dass der Gegner bei Flut landen würde, so dass die Hindernisse dann von Wasser bedeckt und vom Gegner nicht zu erkennen wären.<sup>915</sup> Während die meisten Hindernisse wie „belgische Tore“<sup>916</sup>, „Tschechenigel“, „spanische Reiter“ sowie Betontetraeder von der OT fertig angeliefert wurden, mussten die Rommelspargel noch „angefertigt“ und in die Erde „gepflanzt“ werden. Hierzu benötigten die Deutschen aus Zeit- und Kapazitätsgründen die Mithilfe der Zivilbevölkerung, wie Lützen erklärte:

„Und da kamen diese... ja, ‚Rommelspargel‘, die kamen dahin. Und da waren ja Franzosen bei uns, wat da alles am Arbeiten war. Da gab es ja ... das war ja ein Feld von lauter Bäumen. Wenn die Flut kam, sah man nix, und wenn Ebbe war, dann war das [zu sehen].“

Die acht Meter langen Baumstämme wurden bis zu vier Meter Tiefe in den Boden gegraben. Dieses Hindernis war von Rommel selbst konstruiert worden und trug daher seinen Namen. Die „Rommelspargel“ wurden mit Feuerwehrschräuchen in den Boden eingespült und entweder eine Tellermine auf den Pfahl gesetzt oder aber eine Beutegranate aus französischen Beständen.<sup>917</sup> Rommel gab eine ganze Reihe Befehle und Weisungen heraus mit Bezeichnungen von selbst entworfenen Hindernissen.<sup>918</sup>

Heinze stellte im Interview fest:

„Damit waren wir natürlich vollauf beschäftigt, denn das mussten wir immer machen, wenn Ebbe war. Nicht, das geht ja nicht, wenn Flut ist. Und wie wir hier waren, haben sie [die Franzosen] unter Aufsicht mitgebaut, aber es war eben alles nicht fertig, und es kam hinzu, dass diese Stützpunkte dann durch Minen abgesichert werden sollten. Die sollten abgesichert werden, damit nicht irgendwie ... Wir hatten ja nicht ‚ne fortlaufende Verteidigungslinie. Wenn sie irgendwo hochkamen, [sollten da Minen liegen], dass sie uns dann nicht von hinten angriffen, was dann aber wirklich geschah, denn es kam keine Mine nach vorne.“

---

<sup>915</sup> Ose: Entscheidung, S. 51f., 68f., 92f.

<sup>916</sup> Von den Belgiern 1939/40 benutztes Panzerhindernis, bestehend aus einem zwei Meter hohen Stahlgitter auf Rollen, das auf engen Straßen, am Ausgang von Strandstützpunkten als Hindernis für Panzer und Motorfahrzeuge errichtet wurde. LeCacheux/Quellien, S. 293.

<sup>917</sup> Auch Herr Gockel erwähnt das Einspülen der *Rommelspargel*, und zwar wurde hierfür die Feuerwehr der Stadt Bayeux angefordert. Abgebildet ist der Vorgang u. a. bei Ruge: Rommel, S. 96. Der damalige Fallschirmjäger Kowalski erinnerte sich daran, dass es sogar Sonderurlaub für diejenigen deutschen Soldaten gab, die eine besonders große Anzahl an „Rommelspargeln“ gesetzt hatten.

<sup>918</sup> Ose: Entscheidung, S. 68, Anm. 126. Den Vorstrandhindernissen lag folgende Idee Rommels zugrunde: Die Alliierten würden seiner Meinung nach notwendigerweise bei Flut kommen, um keinen langen Marsch über den Strand und damit durch deutsches Feuer in Kauf nehmen zu müssen. Die von ihm erdachten Minenpfähle ließ er so anbringen, dass sie bei Hochwasser nicht zu sehen waren, also ihre volle Wirkung entfalten konnten. Im günstigsten Fall würden die Landungsboote bei Berührung eines Pfahls oder Drahtes explodieren oder zumindest aufgrund starker Beschädigungen sinken. Die Alliierten waren jedoch über die Hindernisse bestens informiert und landeten bei Ebbe, um sie rechtzeitig sehen und räumen bzw. ihnen gegebenenfalls ausweichen zu können.

Die Minenfelder sollten nach Rommels Wunsch mehrere Kilometer breit und bis zu acht Kilometer tief angelegt werden, wozu viele Millionen Minen hergestellt und zur Küste gebracht werden mussten.<sup>919</sup> Heinze vermutete, dass so mancher Transport der immer agiler werdenden alliierten Luftwaffe zum Opfer gefallen ist. Zur Täuschung des Gegners gab es auch deutsche Scheinstellungen mit fiktiven Gefechtsständen und fingierten Lagekarten.<sup>920</sup>

Zum den Tagesablauf in der Normandie erklärte Heinze: „Wir mussten nur arbeiten [vor der Landung]. Wir sind ja Tag und Nacht fast im Einsatz gewesen.“ Bei den Vorstrandhindernissen bestimmten die Gezeiten das Geschehen, so dass der Ausbau auch in den Nachtstunden stattfinden konnte. Die anderen, dort stationierten Soldaten, bestätigen dies. Neß meinte: „Viel Freizeit, das gab's bei uns nicht.“ Er selbst habe Brot backen lernen „[und] die tiefen [Deckungs]Löcher bauen [müssen].“ Die anderen Kameraden, „die mussten ja die Geschütze selber noch eingraben, in den Dünen.“

Lützen erwähnte verstärkte Dienstanforderungen aufgrund erhöhter Wachsamkeit:

„Ja, nachts [gingen wir Streife], ... mit drei Mann. Ja, ich brauchte nicht jede Nacht [zu gehen]. Wir war'n denn mit zwei Streifenführer. Die Wache wurde ja eingeteilt. Ja, von WN 70 bis 62, dat war unten am Strand, ging es so 'nen Weg lang und denn auch durch 'n Minenfeld durch. Dat war ja denn abgegrenzt, links war nach'm Meer zu 'n Minenfeld, und rechts war auch 'n Minenfeld. Und da sind wir denn so durchgegangen und denn kamen wir da an, auf 62. Und da haben wir uns denn gemeldet. Und denn selbe Retour, wieder zurück bis 70.“

Wie das Beispiel Lützens zeigt, hatte jeder Soldat, neben den Arbeiten am Strand, noch Streifendienst zu leisten. Nachts wurden Doppelposten vor den jeweiligen Stützpunkten aufgestellt und drei Soldaten am Stützpunkt zum Streifendienst eingeteilt. Seit Frühjahr 1944 befand sich die deutsche Seite in erhöhter Alarmbereitschaft vor einem alliierten Großangriff. Darüber hinaus wurden ab Mitte April 1944 sehr häufig zusätzliche Alarmübungen durchgeführt. Einige Stunden Nachtdienst musste jeder Soldat ableisten und zwar neben den Schanzarbeiten, so dass die Stützpunktbesatzungen in der Regel aufgrund permanenten Schlafmangels übermüdet und überanstrengt waren.<sup>921</sup> Meißner erinnerte sich daran, sehr wenig Freizeit gehabt zu haben:

„... Am Sonntagnachmittag - wir haben nur sonntags nachmittags freigeht, so die ganzen Tage Dienst von früh bis spät. Und denn noch Wache und dann Nachtübungen, alles ziemlich ... Wir san ziemlich rang'nomme' worden.“

Herr Weiß äußerte sich über die Beanspruchung der nahe der Küste für den Befestigungsbau eingeteilten Soldaten:

<sup>919</sup> Fraser: Rommel, S. 463.

<sup>920</sup> Die HGr hatte ein ganzes Programm zur Irreführung des Gegners ausgearbeitet, darunter besetzte Scheinstellungen. Ebd.

<sup>921</sup> Dazu heißt es bei Großmann: Granatsplitter, S. 9: „Ich kann die vielen Küstenwachen nicht mehr zählen, die wir hoch auf den zerklüfteten Felsenstränden geschoben haben.“ Der Informant war in den Jahren 1940 – 1942 an der bretonischen Atlantikküste stationiert.

„Das Schwerste war der Bau, der ‚Atlantikbau‘. Also, ick konnt’ nich’ mehr, ich musste ständig Holz sägen, Bunkerbau, Eichen, auch den ‚Tobrukspargel‘, nee, wie hieß er? ‚Rommelspargel‘, den uffrichten, da, ah, dat war ’ne Quälerei. ... Da war doch, da ham [se] doch janz schön ranjekriegt uns. ... Ich kann mich noch erinnern, wir sind bei eenem Grafensitz [jewesen], und der hat so jezetert, der klafakterte da, dat wir die Bäume runterjemacht haben, ja? Schande is dat ja auch jewesen.“

Der Befragte spricht eine Situation an, die unter heutigen Gesichtspunkten gravierender wirkt als damals, da Umweltzerstörung keine Rolle spielte: Die baumarme Normandie wurde im Frühjahr in Teilen abgeholzt, und die Natur dadurch zerstört.<sup>922</sup> Das Holzmaterial musste von deutschen Soldaten und französischen Zivilisten in Schwerstarbeit aus entlegenen Wäldern mühsam beschafft werden. Zu Recht beschwerte sich der Franzose mutig über diesen Raubbau auf seinem Gelände und den Übergriff auf seinen privaten Baumbestand. Die Deutschen setzten sich über seinen Protest hinweg und führten die Abholzung weiter fort. Weiß, selbst umweltbewusster Landwirt, empfindet ein solches Vorgehen heute als Schmach. Im Übrigen stellte auch er fest, dass der Atlantikwall in Nordwestfrankreich quasi nicht existierte:

„In der Bretagne da, in St. Brieuç, da hab ich nicht viel Betonbunker jeseh’n. Nur den ‚Spargel‘ [hatten wir]. Und Minenfelder, Minenfelder, [aber] nur am Strand, im Inland nicht.“

Seit Anfang 1944 wurden die Bewohner des Calvados zunehmend zur Mithilfe am Ausbau des Atlantikwalls in Anspruch genommen. Die Zahl der „Feldgrauen“ in der Normandie stieg an. Die Küstenbewohner mussten mehrmals in der Woche mit Pferd und Wagen erscheinen, um unter deutscher Aufsicht Strandhindernisse gegen einen möglichen, von See her landenden Gegner, zu errichten.<sup>923</sup>

Heinze erinnerte sich, dass man die Bevölkerung requirieren musste. Die Bäume wurden in einem ca. 20 Kilometer entfernten Wald gefällt, aufgeladen und herbeigeschafft. Trotz der auch für die Franzosen schweren Arbeit, meinte Heinze:

„Unsere Soldaten hatten immer ein gutes Verhältnis zu denen. Die waren aufeinander angewiesen. Die wussten ja: ‚Wir konnten nicht anders, und sie konnten nicht anders.‘“

Quellien berichtet, dass die Franzosen sich bei der Arbeit verständlicherweise nicht unbedingt übermäßig engagierten: „Il faut également souligner que les requis font tout

<sup>922</sup> Im Gegensatz dazu bezeichnet Kowalski den „Rommelspargel“ als „nichtkostendes Hindernis, ... an dem Hunderte von Amerikanern zu Grunde gegangen sind ... da müssen Sie mal Bilder sehen, wie die dann dalagen ... Wenn die mit voller Fahrt daran ... die kriegten immer einen ab.“ Anscheinend beeindruckten diese Bilder und die vermeintliche Größe der deutschen Leistungen im Krieg den Zeitzeugen bis heute. Dies wird auch an vielen anderen Aussagen dieses Interviewpartners deutlich.

<sup>923</sup> Quellien: Normandie, S. 14; ders.: Calvados, S. 146 – 150. Im Durchschnitt hatten die Küstenbewohner des Calvados den Deutschen an zwei bis drei Tagen pro Woche zur Verfügung zu stehen.

leur possible pour ralentir les travaux.“<sup>924</sup>

Meißner erzählte von der schweren Arbeit und von der Zusammenarbeit mit den Franzosen:

„Wir kamen am 5. Mai [1944] in Trévières an, und dann ging sofort die Arbeit los: Stellungen bauen und die Pioniere, die haben gleich den Bunker in Angriff g'nomme, den Erdbunker. Und der Radfahrzeug, wir haben dann mit den Franzosen, mit den Zivilisten, die ‚Rommelspargel‘ gesetzt. Da wurden die Eichen gefällt, und dann wurden die auf die französischen Viehweiden auf Lücke versetzt. Die waren 4,50 m lang, haben die da rübertragen müsse, die Franzosen, die habe so Pferde g'habt, und mit Ketten haben sie die Baumstämme da gleich hingeschleppt.“

Auf die Bemerkung, dass dies für die Franzosen auch schwere Arbeit gewesen sei, erwiderte Meißner: „Ja, natürlich, [aber] die sind entschädigt worden.“ Jedoch bestand die Entlohnung in einer „maigre indemnité, souvent versée avec retard, voire parfois pas du tout.“<sup>925</sup> Es handelte sich also für die Franzosen um keine lohnenswerte Tätigkeit, und sie stand in keinem Verhältnis zu ihrem Aufwand. Meißner erinnerte sich an einen französischen Landwirt:

„Da is der einmal mittags komme ... hat gesagt, [er] hätte keine Zeit ... und dann hat er Butter gebracht. Am Nachmittag ist er nicht aufgetaucht zur Arbeit. Da hat er gesagt, er muss do zu Hause arbeiten.“

Im Frühjahr hatten die Bauern in der Normandie selbst genug zu tun. Dieser Franzose lieferte bei dem damaligen Gefreiten offenbar eine Art „Schweigeprämie“ ab, damit ihm keine Schwierigkeiten wegen seines Nichterscheinens am Nachmittag entstanden. Jeder deutsche Soldat arbeitete, nach Angaben Meißners „von morgens bis abends“ mit drei französischen Zivilisten an den Vorstrandhindernissen. Dazu gehörte auch das Ausheben von Panzergräben und Deckungslöchern sowie Terrassierungsarbeiten. Der Bedarf an Arbeitskräften erhöhte sich im Laufe des Frühjahrs noch, da nun auch vermehrt Bombenschäden alliierter Luftangriffe behoben werden mussten. Die Franzosen taten sich, wie bereits angesprochen, bei den Arbeiten, zu denen sie herangezogen wurden, nicht durch sonderliche Anstrengungen hervor.<sup>926</sup> Jean Quélien sagte in einer Vorlesung im Jahre 1993/94 zu diesem Thema: „Un coup de vent et tout est tombé.“ Nach vierjähriger, ständiger Verschlechterung der allgemeinen Situation und zunehmenden Repressalien gegen die Zivilbevölkerung wurde der Wunsch nach einem Ende der deutschen Besatzung immer größer. Mit der häufigen Inanspruchnahme der Bevölkerung für Bauarbeiten, Sprengungen der Häuser in Küstennähe, der Verhängung von Badeverbot sowie dem Verbot des Auslaufens von

<sup>924</sup> Quélien/Le Cacheux: Dictionnaire, S. 100f.; Quélien: Normandie, S. 16.

<sup>925</sup> Quélien: Calvados, S. 149.

<sup>926</sup> Herbst: Nationalsozialistisches Deutschland, S. 316, drückt es so aus: „Die sehr unterschiedlichen, aber insgesamt den deutschen Machtwillen kaum verhüllenden politischen Herrschaftsverhältnisse in Nord- und Westeuropa waren wenig geeignet, die Bevölkerung der besiegten Länder zu großen Leistungen an der Seite Deutschlands anzuspornen.“

Fischerbooten jeder Art,<sup>927</sup> Verknappung und damit ständige Verteuerung der Lebensmittel reichte es nun auch den für ihre Gemütsruhe bekannten Normannen. Fast täglich wurde nun auch die Küste von der *Air Force* bombardiert, und so waren bereits im Vorwege der Landung Tote innerhalb der Zivilbevölkerung zu beklagen. Seit den ersten Anschlägen auf Transportzüge der Wehrmacht mussten Franzosen außerdem mehrmals in der Woche im Nachtdienst die Bahngleise bewachen, um Sabotageakte zu verhindern.<sup>928</sup> Im Ic-Monatsbericht vom 3.1.1944 wird festgestellt, dass „sich der Glaube an einen englischen Sieg im allgemeinen aufrecht[halte].“ Dies wird u. a. auf das „Abhören feindlicher Sender und die Benutzung und Weiterleitung aufgehobener und anscheinend nicht abgelieferter Flugblätter“<sup>929</sup> zurückgeführt. Mit den schwindenden Erfolgen der Wehrmacht an allen Fronten und der progressiven Verschlechterung der allgemeinen Situation in Frankreich erwarteten die Franzosen mit zunehmender Ungeduld ihre Befreiung.<sup>930</sup> Martin berichtete, dass man zu normalen Verhältnissen zurückkehren und keine weiteren Entbehrungen hinnehmen wollte. Es sei an der Zeit gewesen, dass die Engländer der Besatzung ein Ende bereiteten. Im Winter 1943/44 hatte es kaum Brennmaterial gegeben<sup>931</sup> und wegen Benzinmangels fuhren nur noch wenige Autos.<sup>932</sup>

Henri Martin arbeitete von Sommer 1942 bis zum 5. Juni 1944 in der von den Franzosen anscheinend wegen nicht mehr lohnender Erträge vor dem Krieg geschlossenen Kohlemine von Bernesq. Die Deutschen versuchten, diese Mine zu reaktivieren – ein Bemühen, das ohne jeglichen Ertrag blieb.<sup>933</sup> Der Franzose erklärte: „C’était une mine qui était fermée, qu’ils ont fait réouvrir pour avoir du charbon, oui, les

<sup>927</sup> Die deutsche Besatzung brachte den Franzosen eine ganze Reihe an Einschränkungen. Diejenigen, die sonst auf Fischfang gingen oder dies von Berufs wegen taten, mussten in der Zeit von 1940 – 1944 fast vollständig darauf verzichten. Der Zeitzeuge Martin erinnerte sich: „[On ne pouvait pêcher] nulle part, exactement. ... De Port-en-Bessin à Grandcamp, il n’y avait pas un bateau qui avait droit de venir. ... [Et] pour aller en Angleterre, c’était passé à ce moment-là.“

<sup>928</sup> Neben der Überwachung der Bahngleise mussten auch die Telefonkabel von den Franzosen kontrolliert werden. Quellen: Calvados, S. 149 und Abschn. 2.7 zur Résistance.

<sup>929</sup> BA-MA (RH 24-84/9). Die Franzosen waren bei Androhung von Strafen aufgefordert worden, Flugblätter jeder Art bei den Kommandanturen abzuliefern.

<sup>930</sup> Bereits im Juni 1941 lebten viele Franzosen spürbar auf. Seit dem deutsch-sowjetischen Krieg erhofften sie sich eine Wende zu ihren Gunsten und die Befreiung „von der lästigen [deutschen] Besatzung.“ Großmann: Granatsplitter, S. 25. Aber auch deutsche Soldaten, die bereits längere Zeit in Frankreich stationiert waren, beklagten aus Gründen der Anspannung und Perspektivlosigkeit ihren Besatzungsdienst im Westen: „Die Invasion lässt auch auf sich warten. Man hätte dann eher Hoffnung, dass es ein Ende gäbe.“ FpBf v. Adolf K., 16.4.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 118f.

<sup>931</sup> BA-MA (RH 24-84/9).

<sup>932</sup> Philippe: Normandie, S. 43.

<sup>933</sup> Von deutscher Seite her wurde angestrebt, französische Rohstoffe für das Reich nutzbar zu machen. Die Erfolge im Bereich Kohleabbau blieben aber sehr gering. Ertragereicher war die Ausbeutung französischer Erze, die aufgrund ihrer guten Qualität, besonders die Vorkommen in der Normandie und im Anjou, eine Alternative zu den schwedischen Lieferungen darstellten. Milward: New Order, S. 181 – 234.

Allemands. Mais seulement ils n'ont jamais eu un kilo de charbon.» Um die Maschinen zu betreiben, befand sich vor der Mine ein großer Stapel Kohle. Martin gestand freimütig ein, dass er sich dort, aus Mangel an privatem Brennstoff, des öfteren bedient habe, ohne dass dies jemandem aufgefallen sei. Dass auch unbescholtene Zivilisten – dies gilt für Franzosen, Deutsche und andere am Krieg beteiligte Nationen gleichermaßen - sich in dieser Zeit mit den veränderten Gegebenheiten so gut wie möglich arrangierten, ist bereits an mehreren Stellen erwähnt worden. Im Krieg wurde nahezu jeder zu bestimmten Zeiten zum Dieb.

Durch das Auftreten Rommels, der jeden Tag unermüdlich die deutschen Stellungen in der Normandie bereiste und sich und den Soldaten im Westen das äußerste abverlangte, machte der Ausbau des „Atlantikwalls“ große Fortschritte. Andere Truppenkommandeure, wie Generaloberst Salmuth, Kommandeur der 15. Armee, vertraten sogar die Ansicht, dass Rommel die Soldaten durch ein Zuviel an körperlicher Arbeit überfordere, „so dass sie im Falle einer Invasion zu erschöpft sein würden, um militärisch noch etwas zu leisten.“<sup>934</sup> Dennoch erkannten die meisten, auch v. Salmuth, im Laufe der schnell voranschreitenden Arbeiten, Rommels Engagement und seine Erfolge an. Die Kampfmoral im bis dahin vernachlässigten Westen stieg durch die Besuche des Generalfeldmarschalls beträchtlich an – die Divisionen wurden zahlenmäßig verstärkt. Der Informant Neß erlebte Rommels Besuche bei den küstennahen Einheiten als „moralischen Auftrieb“ für die Soldaten. Sein Erscheinen bei der Truppe, seine persönliche Bescheidenheit und die Bereitschaft zuzuhören, wirkten sich positiv aus.<sup>935</sup>

Generalfeldmarschall Rommel und Hitler waren inzwischen vom hohen Verteidigungspotenzial des *Atlantikwalls* überzeugt. Der Ob.West aber hielt seit jeher nichts von festen Verteidigungsstellungen<sup>936</sup>, und auch der Chef der Panzergruppe West, Geyr v. Schweppenburg, warf Rommel vor, den Wert der Anlage zu überschätzen.<sup>937</sup> Nach den Beschreibungen der Zeitzeugen war also der „Atlantikwall“ wie folgt aufgebaut: am Strand befanden sich unterschiedliche Hindernisse zur Schiffs- bzw. Panzerabwehr. Zur Abwehr der Gegner umgab die Stützpunkte in der Regel ein tiefer Panzergraben und ein Stacheldrahtverhau sowie im günstigsten Fall

<sup>934</sup> Fraser: Rommel, S.465. Es kam dabei zu intensiven Wortwechseln zwischen v. Salmuth und Rommel.

<sup>935</sup> Ebd., S. 466.

<sup>936</sup> Für von Rundstedt war der *Atlantikwall* nichts weiter als ein „riesiger Bluff – mehr für das deutsche Volk als für den Gegner. Und der Gegner weiß durch seine Agenten mehr davon als wir.“ Ryan: Längste Tag, S. 25.

<sup>937</sup> Umbreit: Stratégie, S. 125. Ähnliche Einstellungen finden sich auch bei den Zeitzeugen. Einige standen den Ausbauten skeptisch gegenüber, andere glaubten mit Hilfe der Strandhindernisse und der Geschütze eine Landung abwehren zu können.

ein Minengürtel.<sup>938</sup> In den Stützpunkten selbst befanden sich zur Abwehr Geschütze unterschiedlicher Herkunft und Kaliber, alte und neue Maschinengewehre, einige Granatwerfer und die dort stationierten, mit Karabinern bewaffneten Einheiten. Bunker und „Blockhäuser“ der OT komplettierten den „Atlantikwall“. Da Rommel diese Maßnahmen noch nicht ausreichend erschienen, hatte er, wie Neß zu Beginn dieses Kapitels erwähnte, tiefliegende Gebiete und Wiesen hinter den Befestigungslinien als „Fallschirmjägerfalle“ unter Wasser setzen lassen, da dort Landungen von Lastenseglertruppen und Fallschirmjägern erwartet wurden.<sup>939</sup>

#### *Zusammenfassung:*

Die Neuerungen und Verstärkungen der Verteidigungsanlagen in Nordfrankreich wurden zwar von den Zeitzeugen registriert, „aber sonst - konnte man alles vergessen,“ wie Heinze es treffend auf den Punkt brachte. Es fehlte vielerorts immer noch an Geschützen und an Munition. Eine Tiefenstaffelung war überhaupt nicht vorhanden, und, bei einer anderen Strategie, beispielsweise, wenn der Gegner bei Ebbe landete oder es ihm im Vorwege gelang, einen Großteil der Küstenbefestigungen zu zerstören, halfen auch die Vorstrandhindernisse des Generalfeldmarschalls nicht, eine Landung zu verhindern. Der viel gepriesene Atlantikwall erwies sich im Frühjahr 1944 an den meisten Orten der Normandie nach wie vor als propagandistische Attrappe, denn von einem durchgehenden „Wall“ oder einer „Atlantischen Mauer“ konnte, trotz der in kürzester Zeit geschaffenen, imposanten Veränderungen nicht die Rede sein. Die jahrelang von der deutschen Führung vernachlässigte Verteidigung der Nordküste Frankreichs, die Größe und Beschaffenheit des zu verteidigenden Gebietes und die nachlassenden Kapazitäten der deutschen Wirtschaft wie auch der Wehrmacht im sechsten Kriegsjahr, sorgten dafür, dass die eingeleiteten Maßnahmen vielerorts nur Flickwerk waren. Die wirklichen Mängel der Westverteidigung waren dadurch nicht beseitigt worden. Dies hatten die meisten Zeitzeugen bereits vor dem 6. Juni 1944 erkannt, wie die Aussagen verdeutlichen. So kommen sie auch fast durchweg, aufgrund der für einen Großangriff völlig unzureichenden Küstenverteidigungsanlagen, zu einer negativen Bewertung des „Atlantikwalls“. Beim Anblick der Tatsachen erwies sich die Nazi-Propaganda in den Wochenschauen als Notlüge, um sowohl die deutsche Bevölkerung als auch Generäle und deutsche Soldaten in einer vermeintlichen Sicherheit zu wiegen und die Alliierten abzuschrecken.

Unter der Aufsicht Rommels, der unaufhörlich Truppeninspektionen durchführte und seit Januar 1944 die Küstenbefestigung im Westen vorantrieb, machte der Ausbau

---

<sup>938</sup> Die Minen trafen aber häufig, infolge der Luftbombardements auf Transportzüge und zunehmender Aktivitäten der Résistance, nicht mehr rechtzeitig ein. Zwischen den Stützpunkten sollten regelrechte Minenfelder angelegt werden. Umbreit: *Stratégie*, S. 125.

<sup>939</sup> Ose: *Entscheidung*, S. 68, dort auch Anm. 126.

des „Atlantikwalls“ in kürzester Zeit Riesenfortschritte. Der Generalfeldmarschall hatte insofern zwar eine positive Bilanz aufzuweisen, denn binnen weniger Monate trugen sein Einfluss, seine Ideen und sein Schaffen zu einer entscheidenden Verbesserung der Küstenverteidigung in der Normandie bei. Auch sorgten seine Präsenz und sein unermüdlicher Einsatz für eine zusätzliche Motivation und hoben die Stimmung innerhalb der Truppe. Dennoch blieben vor allem die Front erfahrenen Soldaten, trotz der von Rommel verbreiteten Zuversicht, gegenüber der Konzeption skeptisch, den Strand zur HKL zu erklären und für den Fall eines feindlichen Durchbruchs ins Landesinnere kaum Vorkehrungen zu treffen. Die diese Probleme verschärfende Wirkung der alliierten Luftwaffe übertraf dann die schlimmsten Befürchtungen der ohnehin am Wert des „Atlantikwalls“ zweifelnden deutschen Soldaten, besonders am 6. Juni 1944 und in den nachfolgenden Kämpfen um die Normandie und um das deutsche Reich (siehe u. a. Abschn. 4.2). Anhand der Zeitzeugenberichte wird auch deutlich, wie sehr deutsche Soldaten spätestens ab Herbst 1943 durch die schweren Arbeiten im Küstenbereich zusätzlich in Anspruch genommen waren. Hinzu kamen weitere Aspekte, wie die erhöhte Aufmerksamkeit in Bezug auf die nächtlichen britischen Landeunternehmen und auf mögliche alliierte Luftangriffe.

Für die französischen Bauern bedeutete die Überflutung ihrer Wiesen als Maßnahme gegen feindliche Fallschirmjäger einen beträchtlichen Nutzungsausfall, zumal das Nutzvieh in der Normandie, aufgrund des milden Klimas, auch im Winter auf den Weiden bleibt. Auch wurde ein nicht kleiner Teil der Grünflächen für den Küstenausbau beschlagnahmt, Wälder abgeholzt und strandnahe Privathäuser geräumt und zum Teil sogar gesprengt. Anhand der Aussagen wurde ebenfalls deutlich, dass ein Teil der Bevölkerung, in der Regel die Landwirte in der Normandie, verpflichtet war, sich an den Arbeiten am Atlantikwall zu beteiligen. Auch die dazugehörigen Transportmittel mussten von ihnen gestellt werden, da der Wehrmacht für diese Großbaustelle sowohl die Arbeitskräfte als auch die Zugmittel fehlten. Zudem waren auch die Zivilisten den sich intensivierenden Bombenangriffen der alliierten Luftwaffe auf Ziele in der Normandie ausgesetzt. Bereits vor dem 6. Juni 1944 waren hier etliche Opfer zu beklagen. Die genannten Faktoren sowie die anderen, durch die vierjährige deutsche Besatzung entstandenen Unannehmlichkeiten und Entbehrungen trugen dazu bei, dass die Bevölkerung in der Normandie, trotz der in der Region durch die Landung alliierter Truppen und deutscher Gegenwehr zu erwartenden Kämpfe und Zerstörungen in der Region, ihre Befreiung sehnlichst herbeiwünschte.<sup>940</sup>

<sup>940</sup> Auch das sich 1944 verschärfende Verhalten der Besatzer, v. a. im Hinblick auf das Aufspüren abgesprungener Piloten und untergetauchter Résistancekämpfer sowie der damit verbundenen, intensiven Durchsuchung von Privathäusern, sorgten für zusätzliche Unruhen und Missstimmungen innerhalb der nordfranzösischen Bevölkerung. Tewes: Nordfrankreich, S. 557.

2.6 Anzeichen einer bevorstehenden alliierten Landung:  
„Rommel hat gesagt, die kommen hier!“

Nach den alliierten Raids auf die *Festung Europa* im Jahre 1942 und dem daraufhin verstärkten Ausbau der Küstenverteidigungsanlagen in Nordfrankreich war das Jahr 1943 ohne größere Störungen verlaufen, und die Baumaßnahmen kontinuierlich fortgeführt worden. Im Herbst 1943 stand jedoch fest, dass auf den britischen Inseln „immense Mengen an Material gelagert und große Truppenverbände zusammengezogen“<sup>941</sup> wurden. Durch den unermüdlichen Einsatz Rommels, aber auch anderer Generäle, wie etwa Erich Marcks, war seit Ende 1943 die deutsche Verteidigungskraft enorm gesteigert worden. Die ab Frühjahr 1944 von Landsern und Offizieren gleichermaßen häufig gestellte Frage lautete: „*Wann* und *wo* kommen sie?“ Über das *Wo* war sich die oberste Führung – bis auf gelegentlich auftauchende Bedenken – weitestgehend einig: im Gebiet des Pas-de-Calais. Hier befindet sich die engste Stelle des Ärmelkanals, was eine kurze Anfahrt von See her und kurze Anflüge für die *Air Force* bedeutete. Eine schnelle Versorgung der Truppe wäre, aufgrund der geringen Entfernung zum englischen Festland, ebenfalls gewährleistet. Hinzu kam, dass die angloamerikanischen Truppen von dort aus relativ schnell an die Grenzen des Deutschen Reiches gelangen konnten, und auch die Wehrmacht 1940 ihre dann abgesagte „Operation Seelöwe“<sup>942</sup> von Calais aus hatte starten wollen. Die Alliierten würden in jedem Fall über kurz oder lang auch einen Hafen in ihren Besitz bringen müssen, um das immense Material sowie den Nachschub sicher in Frankreich anlanden zu können. Daher wurde am ehesten mit einer Landung in der Nähe der Hafenstädte Calais, Boulogne oder Dieppe gerechnet, Ablenkungsmanöver an anderen Abschnitten (Bretagne oder Normandie) waren aber nicht ausgeschlossen. Die deutsche Abwehr hatte festgestellt, dass der 1. Mai 1944 von den Alliierten als möglicher Angriffstag infrage kam.<sup>943</sup> Vorsorglich wurden auf deutscher Seite daher Urlaubssperren für in der Normandie stationierte Wehrmachtssoldaten verhängt. So schrieb Heinrich Severloh am 28.04.1944 an seine Schwester: „Urlaubssperre ist auch

---

<sup>941</sup> Ose: Entscheidung, S. 29. Die deutsche Führung war sich spätestens im Frühjahr 1944 darüber im Klaren, dass die Alliierten, aufgrund der ihnen nun zur Verfügung stehenden, enormen Kapazitäten, nicht mehr gezwungen waren, an der engsten Stelle des Kanals zu landen. Damit rückten auch andere Abschnitte (besonders die Bretagne und die Halbinsel Cotentin mit dem Hafen Cherbourg) als potentielle Gefahrenzonen wieder in den Vordergrund. Hitler äußerte diesbezüglich im Mai 1944 seine Bedenken, wurde aber von seinen Generälen in dieser Auffassung nicht unterstützt. Ebd., S. 90.

<sup>942</sup> Wie in Abschn. 2.1 bereits angesprochen, hatte Hitler geplant, nach Frankreich auch noch England zu erobern und sich erst danach dem Osten zuzuwenden. Aufgrund der fehlenden Luftüberlegenheit wurde dieses Landeunternehmen aber nicht durchgeführt.

<sup>943</sup> In der Tat hatten die Alliierten ursprünglich den 1. Mai 1944 als D-Day festgelegt, ihn dann aber - aufgrund schlechter Wetterprognosen - auf den 5. Juni 1944 verlegt. Piekalkiewicz: Invasion, S. 68.

seit gestern. Es wird hier was geben.“<sup>944</sup> Dies bestätigt Franz Gockel: „Seit Ende April war absolute Urlaubssperre.“<sup>945</sup> Gockel erinnerte sich auch daran, dass Kameraden, deren Familienangehörige bei einem Bombenangriff in der Heimat ums Leben gekommen waren, zu dieser Zeit keinen „Bombenurlaub“ mehr bekamen. Diese Regelung setzte sich im folgenden Monat fort. Herr Thomsen, dessen Heimaturlaub am 5. Juni beginnen sollte, erhielt am 4. Juni ebenfalls die Nachricht, dass seit Anfang Juni eine generelle Urlaubssperre bestehe, für ihn schon damals ein Indiz für das bevorstehende Großereignis:

„Wir waren ungefähr 30 km von dort [vom Strand] weg. Und dort erlebten wir ja die Invasion. Und wenn ich heute höre, dass die so... das war ja auch in dem Film: ‚Der längste Tag,‘ dass die total überrascht wurden, die deutschen Soldaten, dass da die Invasion... ich kann das einfach nicht glauben. Aus dem einfachen Grunde, weil ich Genesungsurlaub beantragt hatte, nee, Entschuldigung, Erholungsurlaub, Genesungsurlaub war ja vorher. ... Und am 5. Juni wollte ich die Reise durchführen und am 4. wurde die Reise gestoppt, Urlaubssperre. Am 5. sollte ich fahren, ich hatte alle Klamotten gepackt. ... Ja, höchstwahrscheinlich [ging es um] die Invasion, dass sie es doch gewusst haben, gut. Ich hab’s gemerkt, am eigenen Leib, indem ich nicht weg konnte. ... Natürlich haben wir gedacht, es wird wohl irgendwas sein. Es hätte ja auch von den Widerstandskämpfern irgendwas in unserem Bereich kommen können.“

Die Urlaubssperre war vom Ob.West wahrscheinlich hinsichtlich der im Juni möglichen Landetage (5.6., 6.6. und 7.6.1944)<sup>946</sup> veranlasst worden. Dazu im Widerspruch steht, warum beispielsweise Herr Kowalski seine Reise am 6.6.1944 antreten durfte, und auch Großadmiral Dönitz (am 2.6.) sowie Feldmarschall Rommel (am 4.6.) trotz der errechneten Angriffstage nach Deutschland abfahren. Möglich ist, dass die Soldaten, die nicht unmittelbar an der Küste stationiert waren, eher Heimaturlaub bekamen<sup>947</sup> (etwa Herr Kowalski) als ihre Kameraden an der Atlantik- oder Kanalküste (z. B. Herr Thomsen). Es ist ebenfalls denkbar, dass die Urlaubsgenehmigungen von Division zu Division unterschiedlich gehandhabt wurden. Im Falle von Dönitz und Rommel waren die Wetterprognosen für die ersten Junitage im Hinblick auf eine Großlandung so ungünstig, dass dies wahrscheinlich den Ausschlag dafür gab, die vielleicht letzte Gelegenheit zu nutzen, ein paar Tage in der Heimat zu verbringen.<sup>948</sup>

<sup>944</sup> Brief von Heinrich Severloh an seine Schwester vom 28.04.1944 (PrArIW).

<sup>945</sup> Ose: Entscheidung, S. 84, schreibt, dass für diesen Bereich der HGr B, zu dem Severloh und Gockel gehörten, eine (vermutlich zweite) Urlaubssperre ab Mitte Mai verhängt wurde.

<sup>946</sup> Quellen: La Normandie, S. 50.

<sup>947</sup> Dazu Milano: Normandiefront, S. 56.

<sup>948</sup> Salewski: Deutsche Seekriegsleitung, Bd. II, S. 423. Im Falle Rommels handelte es sich vorrangig um eine Dienstreise, denn er wollte Hitler einen Besuch abstatten, um ihn davon zu überzeugen, weitere Panzerdivisionen aus dem französischen Hinterland an der Küste zu dislozieren. Sicher war bei der Planung von Rommels Besuch im Reich der Geburtstag seiner Frau Lucie-Maria von ihm mit berücksichtigt worden. Er war aber nicht der Hauptgrund seiner Reise. Ryan: Längster Tag, S. 19, weist darauf hin, dass Rommel und das OKW der Meinung waren, die Alliierten würden zeitgleich mit dem Beginn der russischen Sommeroffensive im Osten, also nicht vor der 2. Junihälfte, landen. Rommel

Paulsen erinnerte sich, dass seit der Ankunft des 6. FJRes in der Normandie das ganze Gebiet des späteren *Utah Beach* permanent von alliierten Flugzeugen aufgeklärt wurde, die die deutschen Stellungen und Stützpunkte fotografierten. Das bestätigte auch Siemers:

„Die ganze Nacht ... hat's immer blitzt, wie wenn 'a G'witter war und des waren Aufnahmen. ... Beim Wachestehen hat's immer geblitzt. Die haben ja alles genau gewusst, wo mir g'legen san. Das war eine Blitzerei. ... Das war jeden Tag.“<sup>949</sup>

In der Tat wurden die Stellungen der Deutschen permanent von Aufklärern überflogen und abgelichtet. Die so erhaltenen Aufnahmen stellten die Alliierten zu einem Panorama zusammen und hatten damit eine lückenlose Abbildung des gesamten Landestrandes. Deutsche Radar- und Verteidigungsanlagen wurden erkannt und vor der Landung gezielt bombardiert. Anhand der Luftaufnahmen konnten sehr präzise Karten erstellt werden, fast alle deutschen Stützpunkte waren bekannt.<sup>950</sup> Als wertvolle Ergänzung und Bestätigung zu den Luftaufnahmen wurden außerdem die vielen Angaben ausgewertet, die die Résistance den Alliierten übermittelte. Jeder alliierte Soldat erhielt dann für seinen Landeabschnitt einen entsprechenden Ausschnitt.<sup>951</sup>

Aber nicht nur Luftaufnahmen wurden gemacht. Franz Gockel berichtete von massiven und gezielten Bombardements ausgesuchter deutscher Stellungen:

„In den letzten Wochen [vor der Landung], ja, da war 'ne sehr rege Lufttätigkeit. Und in den letzten Tagen wurde schon *Pointe du Hoc* bombardiert und dann *Riva-Bella*<sup>952</sup>. *Riva-Bella* ist unten an der Orne-Mündung und dann hörten wir die Bombenexplosion [an der] *Pointe du Hoc*<sup>953</sup>, das vibrierte bis zu uns, das waren ja sehr schwere Bomben und dann waren es schon mal *Lightnings*, das waren so doppelrumpfige Kampfflugzeuge, die kamen auch schon mal tiefer über uns und

glaubte daher, noch etwas Zeit zu haben, um bestimmte Dinge abzuklären bzw. die Verteidigungsbauten noch voran führen zu können.

<sup>949</sup> In den „Feindnachrichten“ des 84. A.K. v. 03.11.1943 heißt es: „Am 27.10. ... Durchflug von etwa 20 Flugzeugen durch Div.-Abschnitt 716. Hierbei Blitzlichtaufnahmen über Orne- und Viremündung.“ RH 24-84/12.

<sup>950</sup> Die Mission der alliierten Posten war nicht ungefährlich, denn sie wurden ständig von deutscher Flak beschossen. Allerdings berichtete Siemers, dass die Maschinen sich, wahrscheinlich als Sicherheitsmaßnahme, in sehr großer Höhe befanden, wo sie von der Flugabwehr nicht mehr ohne weiteres erfasst werden konnten. Vgl. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 285; Collier: D-Day, S. 100f.

<sup>951</sup> Die deutschen Soldaten waren am D-Day, wenn sie Angehörige alliierter Einheiten gefangen nahmen, überrascht, wie genau deren Informationen waren.

<sup>952</sup> Im Bereich des Ortes *Riva-Bella* befand sich eine aus sechs 15,5-cm-Haubitzen bestehende Geschützstellung. Diese wurde am 6. Juni 1944 vernichtet und die Orte *Riva-Bella* und *Ouistreham* von anglokanadischen Truppen befreit. Lediglich der fünfstöckige Bunker - der größte am gesamten Landstrand -, der als Kommandozentrale und Feuerleitstelle der Geschütze in *Riva-Bella* diente, blieb zunächst noch in deutscher Hand.

<sup>953</sup> *Pointe du Hoc* war eine gute ausgebaute, meterdicke Geschützstellung mit einer Reichweite über die gesamte Seine-Bucht und somit für die Alliierten eine der gefährlichsten Verteidigungsstellungen an der gesamten „Invasionsküste“. Piekalkiewicz: Invasion, S. 90f., 92. Die Geschütze waren nach den permanenten alliierten Bombardements am 15. Mai nach rückwärts gebracht worden. Somit fiel eine der wenigen Heeresküstenbatterien an der *Calvadosküste* am Landetag selbst aus. Ose, S. 92, Anm. 246. Die *Pointe du Hoc* gleicht heute, aufgrund der permanenten alliierten Luftangriffe, einer Mondlandschaft.

beschossen uns mit Bordwaffen. Die kamen aus dem Hinterland, ziemlich tief, von vorne, von der Seeseite hätten wir sie ja eher ausmachen können und dann führen die so 'n Stückchen da lang und beharkten uns mit ihren Bordwaffen.“

Der Informant ergänzte aus seiner Erinnerung und aus zwei Feldpostbriefen:

„[Ungewöhnlich viel Aktion gab es schon vorher], nicht nur am Landetag. Ich habe Ende Mai nach Hause geschrieben, da war es sehr ruhig, ein paar Tage: ‚Augenblicklich ist es sehr ruhig, wie Ruhe vor dem Sturm. Hoffen wir, dass alles gut geht.‘ Am 24. Mai habe ich nach Hause geschrieben: ‚Gestern morgen flogen fast 1000 Maschinen. An einigen Stellen, nur wenige Kilometer von uns entfernt, ist ein ganz anständiger Bombenhagel herunter gekommen.‘ Das war am Pointe du Hoc. ‚Wir dachten schon, dass wir verschont bleiben würden, aber wir hatten unsere Rechnung ohne die Tiefflieger gemacht.‘ [Tote und Verletzte gab es] bei uns nicht. Wir haben da Glück gehabt. ... Das haben die da beschossen, aber nichts getroffen.“

Wie Gockel, erinnerte sich auch der Befragte Arp daran, dass die relativ friedliche Zeit in der Normandie ein paar Monate vor der Invasion zu Ende ging. Permanent mussten deutsche Soldaten vor Tieffliegern auf der Hut sein. Arp schilderte diese Situation:

„Ja, [in Frankreich, da] war's auch, sagt' ich ja eben, [fast wie im Frieden]. Aber die letzten Monate vor der Invasion, die letzten Wochen, kam nachmittags um diese Zeit ein Einzelflugzeug, 'n Jäger. ... Nicht jeden [Nachmittag], nicht jeden! Also, man musste, wenn man auf einer Straße fuhr, horchen: Kommt net was?! Und die kamen so über... ganz niedrig geflogen. ... Die [haben] auf einzelne Soldaten auch [geschossen], ja, sicher. Ja, ja, aber wie gesagt, der hat mich zum Glück net gesehen, sondern der hat die Unterkunft, die war noch vielleicht 80 Meter entfernt... Wir haben folgendes erlebt: Pfingsten '44, das war noch vor dem 6. [Juni], nee, Pfingsten nicht... jedenfalls an einem... Ich weiß jetzt nicht mehr, es war aber 'n paar Tage vor dem [6. Juni]. ... Bei uns flogen ja die großen Bomberverbände also ein. Da wussten wir genau, wenn sie zurückkommen, wo sie waren. Also erstmal kamen se, und sie flogen auch zurück. Und da sind manche, die hatten noch Bomben, die haben sie bei uns, im Meer, abgeworfen. Ja, ins Meer, die wollten sie ins Meer anscheinend... Ja, das hab ich erlebt. ... Die wollten, das war zu gefährlich, ja, haben wir immer überlegt, wo war's? Wo kommen die her jetzt? Man konnt' natürlich aus der Zeit etwa rausbekommen, ob sie in Frankreich gewesen waren, bombardiert hatten, oder in Deutschland. ... Natürlich – das war schlimm.“

Dass die Tiefflieger die Gebiete vor dem D-Day nicht nur als Beobachter überflogen, sondern häufig auch, wie Arp verdeutlichte, alliierte Bordschützen das Feuer auf einzelne deutsche Soldaten eröffneten, erinnerte im Gespräch auch Arnulf Weiß:

„... Wir haben erlebt, und gerade den Tag, wo die uns begrüßt haben, Neuaufstellung der Division, dass 'n Tiefflieger kurz über [uns] wegkam und über die Küste weghuschte, 'n Tiefflieger, englischer Tiefflieger. ... [Aber] der hat nich jeschossen, nein. Aber ich weiß, wir haben mal einen Kollegen beerdigt, der is beschossen worden, 'n Kameraden, und da kann ich mich noch erinnern, der Divisionspfarrer hat jesagt: ‚Die Weltjeschichte wird mit Blut und Tränen jeschrieben.‘ Dat is mir in Erinnerung noch jeblieben, ja. Weltjeschichte wird eben mit Blut und Tränen jeschrieben, ja, wie der versenkt wurde da, der Kamerad.“

Spätestens seit Beginn des Jahres 1944 war es mit der relativen Ruhe in Nordfrank-

reich vorbei. Der Krieg wurde wieder spürbarer. Die fieberhaften Aktivitäten der Deutschen auf der einen, und die alliierten Vorbereitungen der Invasion durch Luftbombardements auf deutsche Stellungen und Verkehrsknotenpunkte sowie Züge und Gleise auf der anderen, verdeutlichen den Ernst der Lage im Westen.

Die deutsche Propaganda hatte die Invasion als kriegsentscheidend präsentiert und damit ein baldiges Kriegsende in Aussicht gestellt. Jedoch erhöhten sich so auch die nervliche Anspannung und der Druck auf die in Frankreich eingesetzten Soldaten.<sup>954</sup>

Dazu stellt Jasper fest:

„In kaum einer anderen Phase des Krieges war die Erfahrung der deutschen Soldaten so sehr durch ihre Erwartung geprägt wie in den Monaten vor der Invasion. Selbst bei Soldaten an der Ostfront, wo die Wehrmacht unter dem Druck der Roten Armee große Gebiete räumen musste, spielte das Thema Invasion eine Rolle.“<sup>955</sup>

Bereits im Vorwege der alliierten Landung verzögerten sich aufgrund der zerstörten Infrastruktur die Anfahrtswege in den Westen. Auch Arnulf Weiß, der am 1. Mai 1944 sogar aus seinem Heimaturlaub in die Bretagne zurückbeordert wurde, erinnert sich an die schwierige und langwierige Bahnfahrt durch Frankreich aufgrund der zu dieser Zeit schon sehr häufigen alliierten Luftangriffe:

„Und man merkte es ja auch schon, ich war 'n 1. Mai, kriegt ich 'n Telegramm. Zu Hitler seinem Geburtstag, [am 20. April 1944], musst ich mich verabschieden, bei meinem Chef, kriegt ich Urlaub. Fuhr ick zurück [nach Hause], dat ging dann auch ganz jut. Aber ick konnt nich wieder hinkommen. Da war'n alle schon, Bahnhöfe jesprengt, und so weiter. Ich hab noch in Erinnerung, wir wurden im Bahnhof ... denn gab et immer Fliegeralarm. Denn sind die Leute alle geloofen. Ick denke: ‚Wat haben denn die Franzosen? Die loofen ja so doll?‘ Hab doch nich jedacht, dass die... Aber der Bombenangriff is bis zu dem Bahnhof nich jekommen, wo unser Urlauberszug da hinjing. ... Ja, das war schon vor'm 6. Juni. ... Ja, [das Telegramm] kriegt' ich vom Wehrbezirkskommando. Da ham se begründet, nehm' ich an, dat se anjennen haben, der Angriff startet da. ‚Sofort zurück,‘ stand bloß drauf, ‚sofort zurück zur Truppe.‘ Also 1. Mai kam das Telegramm hier an. Ja, ja, und denn zurück hatten wa ooch Schwierigkeiten. Nun kamen wa in Brüssel kamen wa an. In Brüssel mussten wa alle raus, aus'm Zug, in't Soldatenheim rin. Und da kamen die schon an, die... ‚Na, Kleiner, wo willstste hin?‘ Da war'n schon, die uns abfangen wollten, Damen da: ‚Kleiner, wo willstste hin?‘“

Den Deutschen war der 1. Mai 1944 als möglicher Tag eines alliierten Angriffs in Nordfrankreich durch Spionage bekannt geworden.<sup>956</sup> Daher wurde für Wehrmachtangehörige im Westen seit Ende April 1944 eine Urlaubssperre verhängt, auf die Gockel, Severloh und Thomsen zu Beginn dieses Abschnitts bereits hingewiesen hatten. Weitere Landungstage im Mai kamen infrage, so dass zur Erholung im Reich

<sup>954</sup> Jasper: Zweierlei, S. 257.

<sup>955</sup> Ebd., S. 256f.; vgl. ebd., S. 257, Anm. 72 (FpBf Rudolf F., 19.6.44): „Hier herrscht Invasions- und Vergeltungsrummel, alles hängt dauernd am Radio. Ansonsten herrscht noch Ruhe.“

<sup>956</sup> Die alliierte Führung hatte diesen Stichtag bereits im November 1943 festgelegt. Piekalkiewicz: Invasion, S. 68, 79.

befindliche Soldaten, wie Weiß, kurzerhand nach Frankreich zurückbeordert wurden und ihren Heimaturlaub abbrechen mussten. Da der Informant seinen Urlaub am Geburtstag des Führers antrat, erinnerte er sich wahrscheinlich noch genau an das Datum. Außerdem war diese Besonderheit des Urlaubsantritts und –abbruchs nicht alltäglich, so dass ihm auch deshalb die exakten Tage im Gedächtnis geblieben sein mögen. In Bezug auf die „Damen“, die deutsche Soldaten in Brüssel „abfangen wollten“ bleibt offen, ob diese eventuell einen entsprechenden „Auftrag“ hatten, um die Weiterreise von Wehrmichtsangehörigen auf irgendeine Weise zu verzögern.

Hendrik Meyer, der im Mai 1944 als Kompaniechef mit der Panzer-Lehr-Division aus Ungarn zurückkehrte, berichtete über eklatante Transportprobleme:

„Die Aufklärer waren da. Jabos waren auch da, ach so, die ganzen Brücken waren ja [schon] zerstört als Vorbereitung auf die Invasion. Als wir aus Ungarn zurückkamen, da mussten wir also von Deutschland über Mühlhausen und dann Dijon, ... südlich der Loire fahren, weil die direkte Strecke nördlich, die war schon nicht mehr befahrbar.“

Es blieb nicht aus, dass bei den massiven alliierten Luftangriffen auch französische Zivilisten in Mitleidenschaft gezogen wurden und umkamen, wie ein Soldat berichtete:

„Hier ist bis jetzt noch alles soweit heil geblieben, nur unsere vorherige Stätte hat sehr gelitten. Mein Frisör dort ist mit seiner ganzen Familie auch umgekommen. ... Wo bleibt da die so oft angedrohte Vergeltung und wo ist eine Abwehr. Man ist tatsächlich dem Gegner wehrlos preisgegeben. Denn wie kann man sich gegen diese Luftwaffe wehren? Wenn doch endlich die Invasion käme, die Spannung und Nervosität wäre dann endlich einmal vorbei.“<sup>957</sup>

Außer der Zerstörung von Brücken, Eisenbahn- und Fernsprechverbindungen sprachen noch weitere Indizien für ein bald bevorstehendes Großunternehmen der Alliierten. Heinrich Severloh erinnerte sich an mehrere Vorkommnisse, die sich etwa acht Tage vor dem 6. Juni 1944 ereigneten und die Nervosität der deutschen Truppenführer unterstreichen.<sup>958</sup> Er berichtete im Interview von folgenden Begebenheiten:

„Es ist aber eines noch dazu zu bemerken: rund 8 Tage vor der Invasion – die Invasion war am Dienstag – und am Sonntag hatten wir Batteriefest, und dann muss es Anfang der Woche gewesen sein, also die letzten Tage im Mai. Da sagte der Oberleutnant, das sollte man ruhig mal bemerken, extra – jeder Batteriechef hatte eine Kiste mit seinen Papieren, das war eine schwarze Kiste, und er hatte immer den Schlüssel bei sich zu haben. [Das waren] Unterlagen, ja, also so was, was nicht jeder wissen musste. Und da sagte er: ‚Du, geh‘ mal rauf, ... im Kasino‘, also das war die Wohnstube, ‚da liegen die Papiere auf dem Tisch und pass‘ auf, dass die keiner anguckt.‘ Da war aber keiner auf dem Hof, der da rein gucken konnte, außer mir. Und da hat er mich rauf geschickt. Und da waren streng geheime Befehle, und die lagen obendrauf. Mit anderen Worten, da hat er mich rauf

<sup>957</sup> FpBf Adolf K., 25.5.44, vgl. ders. 19.5.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 257: „Mit dem Beginn der Invasion sind wir hier nicht im Bilde, was bald zum verrückt werden führt. Die Nerven sind tatsächlich überspannt, und man weiß nicht, wie es noch werden soll. Wenn es doch endlich mal losginge, damit man ein Ende sähe.“

<sup>958</sup> Bei Großmann: Granatsplitter, S. 10, heißt es in Bezug auf die vor der Landung herrschende Nervosität: „Im Nachbarabschnitt wurde ein Offizier, der auf den Anruf einer Wache zu spät geantwortet hatte, erschossen. Auch das hat es gegeben.“

geschickt: ‚Lies das!‘ Und da stand drin – das müsste gut acht Tage vor der Invasion gewesen sein – ob nun Spionage, oder was, man hätte festgestellt, dass in den südenglischen Häfen Schiffe zusammengezogen worden waren. Und dann, ein paar Tage später, vielleicht... das könnte vielleicht am Freitag davor [vor dem 6.6.] gewesen sein, oder am Donnerstag [1.6.] noch eher, da hat er mich wieder rauf geschickt – wir haben aber kein Wort drüber gesprochen – ich habe nichts gesagt, und er hat auch *mich* nie gefragt. Und er kam dann und hat die wieder verschlossen. ... Ich sollte aufpassen, dass da keiner rein guckte. ... Ja, [aber] warum hat er sie denn nicht gleich in die Kiste getan und zugeschlossen? Nur, ... damit ich das sehen sollte! Und dann waren, das muss am Donnerstag gewesen sein, [weitere Unterlagen in der Kiste]: ‚Truppenbewegungen in Richtung auf südenglische Häfen.‘ Es wäre damit zu rechnen, dass die verladen würden, und die Invasion bevorstand. So ähnlich. Den Wortlaut kann ich Ihnen nicht genau sagen.“

Über mögliche Landeabsichten der Alliierten hatten sich die deutsche Führung und der Ob. West bereits seit 1942 den Kopf zerbrochen. Auf die diesbezügliche Einschaltung aller diplomatischen Vertretungen des Reiches im Ausland mit der Anweisung, jede Nachricht über mögliche Landungsabsichten - die Eröffnung einer „zweiten Front“ - nach Berlin zu übermitteln, gingen hunderte Berichte ein. Deutsche Dienststellen im Ausland meldeten „alle denkbaren Varianten alliierter Unternehmungen gegen die ‚Festung Europa.‘“<sup>959</sup> Kein Abschnitt blieb ausgespart – vom Nordkap bis zur Mittelmeerküste – alle Bereiche waren vertreten, und kein Zeitpunkt schien für die Landung unmöglich.<sup>960</sup> Nach und nach setzte sich jedoch die Ansicht durch, der Gegner plane *für das Jahr 1944* eine größere Operation auf dem französischen Festland.<sup>961</sup> Nachdem die Tage Anfang Mai ohne Angriff verstrichen waren, rechnete die deutsche Führung nun mit einer alliierten Großoffensive im Monat Juni. Auch hatte sich nicht nur der Zeitpunkt konkretisiert, sondern auch der Angriffsort: mit großer Wahrscheinlichkeit würde eine nordfranzösische Küste Hauptangriffsziel der Anglo-Amerikaner sein. Aus den Befehlen, die Severloh Ende Mai und Anfang Juni 1944 zu Gesicht bekam, geht hervor, dass die Umsetzung des von den Alliierten jahrelang geplanten Landeunternehmens nun vor seiner unmittelbaren Ausführung stand. Große Schiffs- und Truppenansammlungen waren in südenglischen Häfen ausgemacht worden.<sup>962</sup>

Warum Severloh mit der Beaufsichtigung der Papiere betraut worden war, bleibt unklar. Vielleicht handelt es sich um eine reine Vorsichtsmaßnahme des Oberleutnants, streng geheime Papiere, die aus welchen Gründen auch immer, noch nicht weg geschlossen worden waren, auf keinen Fall unbeobachtet herumliegen zu

---

<sup>959</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 427.

<sup>960</sup> Ebd.

<sup>961</sup> Ebd., S. 428.

<sup>962</sup> In seiner Wochenmeldung an den Ob.West berichtet Rommel am 21. Mai 1944: „Schwerpunktbildung in Süd- und Südostengland erneut bestätigt durch Feststellung des HQ Montgomery, südlich London.“ Solche Meldungen wurden vom alliierten Hauptquartier nahe Portsmouth bewusst an die deutsche Seite lanciert. Vermutlich sollte die Wehrmachtsführung dadurch in ihrer Vermutung bestärkt werden, die Landung würde bei Calais erfolgen. Piekalkiewicz: Invasion, S. 115.

lassen. Sicher ist aber wohl, dass diese nur an Truppenführer übermittelt wurden und von diesen ver-schlossen aufzubewahren waren. Es ist daher nicht vorstellbar, dass Severloh mit der Lektüre der Dokumente beauftragt worden ist, sondern diese wirklich nur im Auge be-halten sollte. Das Beispiel Schmidts – dem Zeitzeugen war aus seinem Quartier ein Päckchen abhanden gekommen, obwohl er den Raum nur kurz verlassen und auch abgeschlossen hatte (s. Abschn. 2.3) - zeigt, dass Vorsicht geboten war und Ver-trauen zu französischen Quartiersleuten hinter den Vorschriften zurückzustehen hatte.

Fakt ist, dass die Meldungen an deutsche Truppenführer die alliierte Landung unmittelbar ankündigten und die von Agenten mitgeteilten Termine, 5. oder 6. Juni,<sup>963</sup> zu bestätigen schienen. Aufgrund der sich häufenden Indizien des bevorstehenden angloamerikanischen Großunternehmens erfasste die deutschen Soldaten eine Vorahnung, die dazu führte, dass etwa Oberleutnant Frerking für seine Batterie noch ein größeres Fest ausrichten ließ, für das alle noch vorhandenen Vorräte aufzubrauchen waren. Severloh erinnerte sich:

„Und dann hat er [mein Chef] – das weiß ich noch wie heute – abends, wie wir denn zusammen in dem Kasino saßen, in der Stube, da sagte er: ‚Mensch, ich muss noch mal telefonieren!‘ Dann hat er den Küchenbullen, also der Küchenunteroffizier, der Koch, Küchenbulle sagte man aber, ... und dem hatte er den Auftrag gegeben, am Sonntag, das war also der 4., der 4. Juni, da findet das Batteriefest statt, er hätte noch ein Rind zu kaufen und alle gehorteten Vorräte – nicht, jeder Küchenbulle sorgt vor, dass er auch denn, wenn mal nichts kommt, immer noch etwas da hat – die wären am Sonntag zu servieren, und zwar in der Feuerstellung unter den Eichen, den Bäumen da. Da hatten sie Platten hingestellt, und da waren die ganzen Kanoniere, aber es waren Wachen dageblieben, bei den Pferden, in der Protze, und überall, die Telefone mussten ja besetzt sein. Und da gab es ein Mordsgulaschessen, außergewöhnlich. Also, die Verpflegung war damals nicht sehr üppig. Die war schon öfter sehr knapp. Und dann wurde das aufgegessen. Wir haben aber – der Oberleutnant und ich – nie da drüber gesprochen wegen Invasion. Es wurde immer so gemunkelt, das geht los, aber wir wussten ja nicht, wo. Dass die Invasion stattfinden würde, das war uns sicher, wir haben aber nicht drüber gesprochen.“

Auch Siemers benutzte im Gespräch ähnliche Worte wie Severloh und erinnerte sich im Interview daran, dass „die älteren Soldaten immer schon gemunkelt [haben], dass da irgendwie was ang’fangt wird.“ Er ergänzte, wie Severloh vor ihm aber ebenfalls, dass über den Ort der Landung unter den Soldaten keine Einigkeit bestand:

---

<sup>963</sup> Vgl. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 536f., stellt fest, dass die bisher eingegangenen Hinweise (höchste Alarmbereitschaft für die frz. Armée Secrète, Wetterbesserung lt. deutscher Vorhersage für den 5. Juni 1944, Wechsel des alliierten Verschlüsselungscode bereits alle vier Wochen statt sonst alle drei Monate, fortwährende Bombardierung deutscher Funkmessstellen in den ersten Junitagen sowie die BBC-Meldungen an vermeintliche Widerstandsbewegungen in Westeuropa) seitens der deutschen Militärführung im Westen am 5. Juni 1944 keine Schlüsse darauf zuließen „wo und wann die Alliierten angreifen würden.“ Ebd., S. 537.

„Des stimmt, des stimmt scho', mia ham g'sagt: ‚Die können hier landen,‘ da haben die anderen g'sagt: ‚Die landen doch do oben, [an der Kanalküste].‘ ... So genau gewusst hat man des nicht.“

Severloh erinnerte sich, neben der Sache mit den Geheimdokumenten, die von einer baldigen Großlandung kündeten und dem Batteriefest mit der „außergewöhnlich“ großzügig bemessenen Verpflegung, die ihm im Nachhinein als eine Art „Henkersmahlzeit“ vorgekommen sein muss, an eine weitere Begebenheit, die – ebenfalls im nachhinein – ein sehr deutliches Indiz dafür ist, dass die Bevölkerung der Normandie eine Vorwarnung auf einen Großangriff erhalten haben könnte:

„Und am Nachmittag, den 5. Juni, bin ich bei Legrands über 'n Hof gegangen, und da war dieser junge Mann, sein Angestellter da, der Arbeiter, der war dabei und grub einen Graben rund, na, in der Mitte waren das vielleicht 1 1/2 Meter, und der Graben war vielleicht so 80 cm breit und die Erde nach außen geworfen. Ich sage: ‚Was machst du denn hier?‘ ‚Ja,‘ sagt er, ‚Monsieur Legrand hat mir das so gesagt.‘ Na, also hat der doch auch gewusst, dass die Invasion losgeht.“<sup>964</sup>

Severloh teilte diese Beobachtungen nicht seinem Vorgesetzten mit, meinte jedoch:

„Die [Franzosen] haben [etwas] gewusst, ja. ... Auf dem Hof, da hat er hinter der Mauer [einen Graben um sein Haus geschaufelt]. Ja, die konnten sich da in Deckung bringen vor dem Geschütz. Ja, auf jeden Fall, ja, der wusste [irgend etwas]. Ich habe [aber] ja nicht mit ihm [dem Oberleutnant] darüber gesprochen. Das war ja abends spät, und dann sind wir gar nicht dazu gekommen. Und dann war ja alles so offensichtlich, dass es losging. Da war diese Nebensache des Monsieur Legrand nicht gravierend.“

Nachdem sein französischer Quartierswirt nach dem Krieg jegliche Résistancezugehörigkeit bestritten hatte, vermutete Severloh, dass Legrand, wie viele andere Franzosen in der Normandie auch, „lange Ohren“ gehabt habe, und daher Vorkehrungen zum Schutz der Familie getroffen hatte. Abschließend dazu stellte der Befragte fest: „Aber in der Résistance war er nicht. Er hat mir gesagt ‚nein‘, und dem muss ich glauben. Der hat nicht gelogen.“

Auch Siemers beobachtete ein paar Tage vor dem 6. Juni 1944, dass französische Zivilisten Schutzgräben um ihr Haus herum aushoben:

„Da san mia [einmal] in Trévières gewesen und da ham mia die Zivilisten, Franzosen halt, vor jedem Haus, gleich von der Haustür aus, einen Graben bauen sehen, mehrere Gräben und hin und her, zick-zack, und des ham halt alle g'macht, und wir haben natürlich auch geschaut: ‚Was bedeutet denn das?‘ ... Alle Franzosen [machten das]. Das war gleich ..., wo mia da hinkomme sind, nach Trévières, ham mia do scho' g'sehe, alle haben da a' Groben g'macht, haben alle ... san Flugblätter ... ham mia lesen können, die sollen sich schützen, die Zivilisten, sollen sich Gräben bauen, dass, wenn's losgeht, sie aus 'm Haus aussie können und dann in die Gräben zick-zack oder was laufen dann. ... [Das waren Flugblätter von den Alliierten], ja, freilich. Da san Haufen aufeinander g'lege. Ja, selbstverständlich. ...

<sup>964</sup> Severloh hatte aufgrund dieses Vorkommnisses vermutet, dass Fernand Legrand der Résistance angehörte, zumal er auch, was Franzosen strengstens verboten war, Waffen im Haus hatte. Bei Severlohs erstem Normandiebesuch nach dem Krieg, im Jahre 1961, verneinte M. Legrand die Frage, ob er der Résistance angehörte habe. Als ehemaliger Offiziers- und Weltkriegsteilnehmer war der Franzose, Lt. Severloh, der Meinung, der Krieg finde an der Front statt. Zivile Kämpfer seien „Verbrecher und Kriminelle“.

Das ist noch viel früher gewesen, noch viel früher. ... Dass die da landen, das haben bestimmt die alle schon gewusst. ... Die [Flugblätter] sind umeinander g'lege, die habe mia gar net mehr zusammengeklaubt, da sind ganze Wagenladungen g'lege an Flugblätter. Freilich, habe mia da [auch] g'red't, aber so genau kann man sich des nicht vorstellen, die Landung oder die Invasion. Des habe mia uns überhaupt net vorstellen können, was des überhaupt is. Und da san mia weg kimme von dem Ort Trévières, sind wir auf den Zeltplatz, Zelte aufgebaut. Ziemlich weit auseinander haben wir gebaut.“

Die im gesamten Küstenbereich der Normandie, aber auch im Hinterland auf Feldern und Wiesen liegenden Flugblätter, von denen Siemers berichtete, waren von der alliierten Luftwaffe abgeworfen worden. Die Bevölkerung der Normandie wurde durch diese Flugschriften darüber informiert, wie sie sich im Falle eines alliierten Landeangriffs verhalten sollte. Auch Henri Martin erinnerte sich:

«Mais vous savez qu'ils nous avaient dit qu'il fallait partir des côtes. On était prévenu. Ils disaient qu'il fallait partir, mais partir où? Et comment? Même avant ils disaient ça. On avait des radios encore. Ils croyaient que ceux qui sont restés là, c'étaient des amis des Allemands, voilà. C'est pour ça qu'ils se méfiaient.»

Der französische Augenzeuge ergänzte, dass die Zivilbevölkerung auch über Rundfunk informiert worden sei und erinnerte sich an den ungefähren Wortlaut der vor dem 6. Juni 1944 ausgesprochenen Warnung an die Bevölkerung:

«Mais par la radio, [on nous a prévenu]. Par la radio. C'était avant qu'ils nous prévenaient, avant le 6 juin.... Ils disaient: 'Ne restez pas sur la côte. C'est dangereux.' Un truc comme ça. Oui. Où voulez-vous qu'on aille? Seulement les Américains croyaient que ceux qui étaient restés là, c'étaient des fidèles aux Allemands, il y en a eu quand même. Pas beaucoup, mais il y en a eu toujours. «

Deutlich wird, dass die französische Zivilbevölkerung anhand von Radiomitteilungen und Flugblättern der Angloamerikaner über ein bevorstehendes alliiertes Großereignis informiert und daher aufgefordert wurde, die Küstenregionen zu verlassen.<sup>965</sup> Allerdings waren diese Mitteilungen allgemein gehalten. Es konnte wegen der militärischen Geheimhaltung weder gesagt werden, welche Strandabschnitte Nordfrankreichs wirklich betroffen sein würden noch Informationen über den genauen Zeitpunkt bekannt gegeben werden. Außerdem hatte auch die deutsche Seite bereits im Sommer 1943 ein „Kampflakat“ entworfen, in dem festgelegt wurde, wie sich die französische Zivilbevölkerung im Fall von Kampfhandlungen verhalten solle.<sup>966</sup> So waren die Franzosen zwar alarmiert, wussten aber, wie bei Martins Aussage deutlich wird, nicht wohin sie sich wann begeben sollten und blieben daher in ihren Heimatorten, auch wenn diese sich unmittelbar an der Küste befanden.<sup>967</sup> Stattdessen traf die Zivilbevölkerung, wie Severloh und Siemers anschaulich darstellten, für den

<sup>965</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 194f. Neben diesen Ankündigungen beschäftigte die Alliierten die Fragen, wie die verwundeten Zivilisten schnellstmöglich versorgt werden könnten, zumal aufgrund Eisenhowers angekündigter Verschärfung des Bombenkrieges über Frankreich damit gerechnet wurde, dass auch Zivilisten in Mitleidenschaft gezogen würden.

<sup>966</sup> Ebd. Die Aufrufe der Alliierten, wonach die Franzosen „die großen Städte wegen möglicher Bombenangriffe verlassen sollte ... verstärkten lediglich das Chaos.“ Ebd., S. 195.

Fall einer Landung Vorkehrungen in Form von Schutzgräben, in die sie sich bei einem Angriff in Sicherheit bringen wollte. Der damalige Leutnant Schröder, der Anfang Juni 1944 mit dem Zug von der Bretagne nach Paris gefahren war, um sich dort in einem Lazarett behandeln zu lassen, stellte in der französischen Hauptstadt am 5. Juni 1944, „eine merkwürdige Hektik fest“<sup>968</sup> und schreibt in einem Aufsatz:

„Als ich mich am nächsten Morgen, dem 5. Juni 1944, in Paris auf dem Bahnhof zur Fahrt nach Rennes einfand, erfuhr ich, dass feindliche Flugzeuge in der Nacht alle Bahnhöfe der Fernstrecken in Frankreich durch Bomben zerstört hätten. ... Ich begab mich zur Kommandantur. ... Die Straßencafés auf den Champs-Élysées waren voll besetzt. Kellner teilten uns fröhlich mit, dass morgen die Invasion beginnen würde.“<sup>969</sup>

Diese Beobachtung Schröders vom 5. Juni 1944 und die vorhergehenden Auffälligkeiten, die Severloh und Siemers ebenfalls am 5. Juni beobachteten, deuten darauf hin, dass Teile der französischen Bevölkerung eine Vorwarnung erhalten hatten, die sich in kürzester Zeit wie ein Lauffeuer herumsprach. Denn, dass die Landung wirklich am 6. Juni 1944 stattfinden würde, hatte die alliierte Seite, aufgrund der vorübergehenden Wetterbesserung, erst am Abend des 4. Juni 1944 entschieden. Entsprechende Mitteilungen müssen von alliierter Seite an die Résistance herausgegeben worden sein, und diese hat unter Umständen dafür gesorgt, dass die wichtige Information auch Teile der französischen Zivilbevölkerung erreicht.

Während die Franzosen in der Normandie bereits Ende Mai, und Severlohs Aussage zufolge, seit dem 5. Juni 1944 offensichtlich Maßnahmen zu ihrem eigenen Schutz vor Bomben und Granatsplittern trafen, spürten auch die deutschen Soldaten, dass ihnen ein Großereignis bevorstand. Severloh erinnerte sich noch an die Nervosität seines Chefs, der nach Bekanntwerden der letzten Meldungen, neben der eilig organisierten Feier für seine Truppe, beim letzten Alarm, etwa eine Woche vor dem D-Day, seiner Ordonnanz die Anweisung gab, sein gesamtes Gepäck gleich mitzunehmen:

„Aber eine Woche vorher, also wie diese Geheimdinge [geheime Befehle], die ich gelesen hatte... ... Wir hatten noch einmal Alarm. Und da sagte der Oberleutnant: ‚Pack‘ alles ein, alles mitnehmen! Ich brauch‘ das für die Fahrt über den Atlantik.‘ Er meinte, er müsste in Gefangenschaft geraten. Und ich war, na, nachlässig, ich hab gesagt, ich hatte das mit, aber das stimmte gar nicht. Seine ganzen Klamotten haben wir gar nicht mitgekriegt, mit zum Strand.“

Die Reaktion des Batteriechefs deutet darauf hin, dass er nicht davon ausging, dass Deutschland die bevorstehende Schlacht für sich entscheiden würde. Stattdessen

<sup>967</sup> Nach dem vom deutschen Militärbefehlshaber entworfenen „Kampfplakat“ sollte sich die Zivilbevölkerung bei Kampfhandlungen in die Keller ihrer Privathäuser begeben. Die deutschen Truppen hatten Befehl, „bei Zuwiderhandlungen sofort von der Schusswaffe Gebrauch zu machen.“ Auch war es verboten, nachts auf Straßen oder Plätze zu gehen oder Fahrzeuge und Fahrräder zu benutzen. Untersagt waren ebenfalls „Menschenansammlungen von mehr als drei Personen außerhalb der häuslichen und gewerblichen Gemeinschaft“, letzteres diente wohl dem Schutz vor Spionage- oder Sabotagetätigkeiten. Ebd.

<sup>968</sup> Günter Schröder: Ostfeldzug, S. 13.

<sup>969</sup> Ebd.

rechnete er, in realistischer Einschätzung der Situation damit, in amerikanische Gefangenschaft zu geraten.

Auch andere Zeitzeugen berichten von der angespannten Atmosphäre, die Anfang Juni 1944 herrschte. Der Interviewpartner Udo Neß erzählte von dieser Zeit:

„Im Stillen hatte man gedacht: „Das müsste jeden Tag, müsste das sein, aber nicht geglaubt.“ Man hat das nicht geahnt. ... Was wir dann so gesehen hatten, ich meine, Rommel, der war ja überall, aber im Stillen haben wir's doch gedacht, was sie da alles gebaut hatten.“

Auch Siemers meinte: „Von Invasion ist immer geredet worden. Das war immer irgendwie, dass die landen täten, eines Tages kommen die, das ist schon fast in 'n Wunsch übergegangen.“ Aber auch von eigenen Vorkehrungen, die die Deutschen auf Befehl unmittelbar vor dem erwarteten Großangriff treffen mussten, wusste Siemers zu berichten:

„Ja, in Trévières, ... 'n paar Tage vor der Invasion, da ham mia oft rausgehen müassen und haben Häuser sprengen müassen, da die Pioniere. Da wohnte keiner mehr, draußen an der Küste. ... Da sind mehrere Häuser g'sprengt worden. ... Damit die sich da auch nicht drin verstecken können, wenn es direkt am Strand war, übersichtlich. ... So ungefähr, dass das frei ist.“

Außerdem erwähnte Siemers in seinem Erlebnisbericht, dass er bereits zwei Tage vor der Landung seinen Tornister gepackt hatte. Auf die entsprechende Nachfrage antwortete er im Interview: „Weil's Angst g'habt haben, dass die Invasion ausbricht a'mol, da haben wir uns 'a Zeltlager baut, ungefähr einen Kilometer vor ... Trévières.“ Diese Aussage deckt sich mit den nachfolgenden von Paulsen und Schramm, die ebenfalls die Ortschaften verlassen und außerhalb der Dörfer in Zeltlagern untergebracht wurden und sich dort Deckungslöcher graben mussten, in denen sie zum Teil auch übernachteten (Paulsen).

Auch Severloh meinte, dass kein Zweifel darüber bestand, dass ein alliierter Angriff unmittelbar bevorstand und sagte dazu: „... Dass die Invasion stattfinden würde, das war ... doch... [Nur] wir wussten nicht wo - ob wir dran waren.“ Arp berichtete, dass ihn und seine Kameraden am 5. Juni 1944 eine Vorahnung beschlich und meinte: „Das war Montags abends, wir haben geahnt, dass was kommt. Das spürt man.“ Worauf sich diese Ahnung am Vorabend des Großangriffs stützte, konnte Arp im Interview nicht erklären. Der Zeitzeuge hatte bereits mehr als zwei Jahre in Frankreich verbracht. Die Veränderungen der letzten Monate, vor allem die ständigen Aufklärungs- und Angriffsflüge der alliierten Luftwaffe, die Gerüchte, die Truppenverstärkungen, und die zunehmende Nervosität auf deutscher Seite mögen ihm als langjährigem Besatzungssoldaten, der noch nie Feindberührung hatte, noch stärker aufgefallen sein als seinen gerade dorthin verlegten Kameraden, die aus anderen Einheiten stammten und zum Teil schon Fronterfahrung besaßen.

Anhand der vorhergehenden aber auch der nachfolgenden Aussagen wird deutlich, dass es innerhalb der Interviewpartner gleich drei verschiedene Meinungen gibt: die einen behaupten, die Deutschen haben den Zeitpunkt der „Invasion“ vorher gewusst, einige sind sogar der Ansicht, dass auch der Ort, die Normandie, bekannt gewesen sei. Die dritte Gruppe ist der Auffassung, dass die Deutschen weder Zeit noch Ort des alliierten Großangriffs genau kannten. Der 5.6, 6.6. und 8.6.1944 waren auf deutscher Seite zwar als mögliche D-Days im Gespräch, der 5.6. und der 6.6. wurden jedoch unmittelbar vorher, aufgrund der Großwetterlage Anfang Juni, ausgeschlossen. Die nachfolgende Aussage des Befragten Schramm verdeutlicht noch einmal die Unsicherheit, die auf deutscher Seite über Zeit und Ort des Angriffs herrschte und deckt sich auch mit den Angaben der deutschen Führung aus dieser Zeit:

„Ja, wir sind, ich würde sagen, etwa Ende April '44 von der Wahner Heide bei Köln wurden wir, d. h. das 6. Regiment, in den Raum Carentan verlegt. Aus Gründen, die wir nicht wussten damals, die wir heute aber wissen. Die Oberste Heeresleitung hat wohl doch damit gerechnet, dass mal 'ne Invasion kommt. Es hieß erst, man kommt bei Dover/Calais rüber, und dass der D-Day dann in unseren Abschnitt kam, da hat natürlich niemand mit gerechnet, obwohl es hintenrum mal hieß, das war so 'ne Information, die einem dann zugetragen wird, auch die Heeresleitung hat wohl geahnt oder gewusst, dass es auch hier in diesen Abschnitten kommen könnte, denn die Spionageabwehr der Deutschen hat ja auch gearbeitet.“

Auffällig ist auch, dass das gesamte 6. Fallschirmjägerregiment, so wie u. a. Siemers und Meißner übereinstimmend im Interview auch von ihren Einheiten der 352. I. D. berichteten, etwa zehn Tage vor der Landung den Ort Trévières räumen musste. In diesem Zusammenhang bekräftigte Meißner sogar, dass der Radfahrzeug, dem er angehörte, unter strengster Geheimhaltung die Mitteilung bekommen hat, wo genau die Landung erfolgen würde. Dies sei der Grund für die Verlegung des Regimentes, zu dessen Schutz, außerhalb der Ortschaft gewesen. Er berichtete im Interview:

„Wir war'n 10 Tage vor Beginn der Invasion, des war ein Samstag, da sind wir abends zusammen... innerhalb unseres Quartiers... da war'n wir damals in Trévières, der Radfahrzeug, da sind wir versammelt worden in einem Raum und unter strengster Geheimhaltung, streng geheim [hieß es]: ‚Unsere Abwehr hat festgestellt, dass der Amerikaner genau bei uns landet.‘ ... Nein, aber jetzt passen's auf. Wir, also unsere Abwehr, hat festgestellt gehabt, dass die Amerikaner genau bei uns landen, und dann... hat's geheißen, ab Sonntag, ab morgen, müssen wir, die Truppen, den Ort Trévières räumen. Wir sind dann, die Pioniere und die ‚Nachrichtenfritzen‘ sind alle raus, in die Hecken und haben sich dort eingegraben. ... [Das war] vor der Invasion, zehn Tage vor der Invasion. Da haben wir [uns] eingegraben, unter die Hecke, 'a Zelt. ... Und dann, unser Zug, ... wir sind am Sonntag weggefahren Richtung La Cambe und Grandcamp und Richtung Meer. Da haben wir *Rommelspargel* g'setzt mit den französischen Zivilisten. ... Das war im Land - gegen Luftlandetruppen. Ja, ja, seit Mai, ungefähr 5./6. Mai, bei Trévières da in der Gegend. ... Dass wir den Ort zu räumen haben, des hat ... unser Zugführer, der hatte den Auftrag vom Regiment. Das ist Tatsache und des wundert mich, dass das niemals hier erwähnt wird. Und das ist 'a Fakt. Und da wird was verschwiegen, ... und dann, da waren wir eine Woche vorne da, bei Grandcamp, da haben wir die *Rommelspargel* g'setzt, und am Sonntag sind wir wieder zurück zum Regiment, Richtung Trévières und da war zuvor zwischen

Trévières und Formigny, da haben die Pioniere schon einen Erdbunker hineingedrückt für den Regimentsgefechtsstand. Für den Landungsfall. Und dann, ... unser Zug hat sich schon eingegraben am Sonntag, in die Hecken, mit vier Mann, mit Vier-Mann-Zelt.“

Auf die Frage, wie er auf die Nachricht einer Landung der Amerikaner reagiert habe, antwortete Meißner:

„Naja, die werden schon kommen. Da haben wir nichts gedacht. ... Angst - ach wo, überhaupt nicht. Ja, freilich. Des war ja für uns schon klar, dass die irgendwann komme' würde'. ... Aber wir haben des g'wusst, dass sie bei uns komme'.“

Es ist glaubhaft, dass die Abwehr festgestellt hatte, dass eine Landung der Alliierten kurz bevorstand, jedoch nicht, dass exakt ermittelt werden konnte, *wo* diese stattfinden würde. Dass die angloamerikanischen Truppen dann im Gebiet der 352. I.D. und die Engländer im Bereich der 716. I.D. landen würden, war bis dahin nicht bekannt, und auch nicht, dass die Invasion im Calvados, in der Normandie, erfolgen würde. Hier unterliegt Herr Meißner sehr wahrscheinlich einer Täuschung, zumal er behauptet, Herr Siemers beschreibe dies ebenfalls in seinen Erinnerungen. Dort findet sich jedoch lediglich der Hinweis darauf, dass es Anfang Juni „auf einmal hieß, ... wir müssen von Trévières ausziehen wegen Invasionsgefahr. ... Wir zogen 1 km näher der Küste zu, da mussten wir uns Zelte aufbauen, unter großen Eichenbäumen, in jedes Zelt kamen 4 Mann.“<sup>970</sup> Im Interview bestätigte Siemers dann noch einmal, dass sein Pionierzug die Ortschaft Trévières räumen musste und meinte:

„Wie wir des Zeltlager gebaut hoben, das war schon 'a Angst, dass die da landen und die Stadt kaputtmachen würden. Ja. Dass ma' do, wenn mia do liege'bleibe in der Stadt, dass mia do kaputtginge' dann, wie mia do weg'gange san, [aus Trévières].“

Die Tatsache, dass alle in Ortschaften nahe der Küste liegenden deutschen Truppen im Gelände untergebracht werden, und hauptsächlich in Wäldern unterziehen sollten, entsprach einer generellen Anweisung Rommels. Dies war kein Indiz für eine Landung in der Normandie bzw. im Département Calvados, denn die Instruktion galt auch für die Truppen der benachbarten 15. Armee.<sup>971</sup> Die Verlegung bestätigen außerdem sowohl Herr Paulsen als auch Herr Kowalski und Herr Schramm, alle drei Angehörige des 6. FJRes: die Fallschirmjäger lebten außerhalb geschlossener Ortschaften in Zelten. Da sich um die Zelte herum Trampelpfade gebildet hatten, die von der Luftaufklärung leicht erkannt werden konnten, mussten die Soldaten des II. Bataillons des 6. FJRes vier Wochen vor dem 6. Juni sogar in selbst gegrabenen Erdlöchern hausen, so Paulsen. Auch Uhlmann, der zur 15. Armee gehörte, berichtete von einer Verlegung des Lazarets, in dem er als Sanitäter Dienst tat:

<sup>970</sup> Siemers: Erinnerungen, S. 2 (von 8).

<sup>971</sup> Dazu auch Ruge: Rommel, S. 155.

„Wir sind dann aber von Pont-L'Évêque, sind wir nach Schloss Gaza. ... Das war irgendwie 'ne Vorbereitung. Also allmählich waren da doch höhere Offiziere die [da]mit rechneten, dass hier was passierte. Die oberste Führung nicht. Aber die unteren, meinetwegen unsere Division, die haben innerhalb, die haben gemerkt, da is was, da kommt was. Die haben vielleicht was gehört oder weiß der Deibel. Vielleicht hat man da London gehört, obwohl da die Todesstrafe drauf war. Aber wir mussten das Krankenhaus räumen und zogen raus nach Schloss Gaza...“

Uhlmanns Bericht erinnert an die Schilderungen Rothés in Bezug auf den 1942 erfolgten Angriff auf Dieppe, der von der Schaffung eines Ausweichlazaretts außerhalb des Küstenraums und der Ortschaften erzählte (s. Abschn. 2.4). Die Truppenverlegung geschah aus zwei Gründen: erstens waren die deutschen Verbände aufgrund der zunehmenden Luftbombardements in Ortschaften gefährdeter und innerhalb der Städte leichter als Ziel auszumachen als in den Wäldern. Und zweitens war die deutsche Seite immer bemüht, die jeweiligen Standorte ihrer Truppen und deren Stärke vor dem Gegner zu verschleiern.<sup>972</sup>

Einen großen Eindruck hinterließen auch die bereits erwähnten Besuche Rommels bei der Truppe und verstärkten den Anschein, dass eine Landung in der Normandie nicht ausgeschlossen, ja sogar sehr wahrscheinlich war. Gockel erinnerte sich im Interview an Rommels Kommentar zum späteren amerikanischen Abschnitt *Omaha Beach*:

„Wir haben uns immer wieder gesagt: ‚Rommel hat gesagt, die kommen hier.‘ ... Ja, der Rommel hat gesagt: ‚Das ist ein ganz idealer Landestrand, wie die Bucht von Salerno.‘ Und da waren sie im September '43 gelandet. Und weil er das gesagt hatte, wurde da mit Hochdruck gearbeitet.“

Anzumerken ist, dass im Januar 1944 die meisten Stützpunkte in der Normandie noch äußerst dürftig mit Verteidigungsanlagen ausgestattet waren. Rommels Aufgabe bestand nun darin, diesen Zustand so schnell wie möglich zu ändern. Es gehörte zu seiner Tätigkeit und zu seinem persönlichen Engagement, die Soldaten zur Arbeit anzuhalten und nicht mit Kritik zu sparen. Rommel selbst schonte sich nicht und erwartete dies auch von der Truppe. Er war der Auffassung, dass die Küste bei einem notwendigerweise von See her erfolgenden Angriff die HKL bildete und darum an allen Stellen gleichermaßen stark befestigt sein musste. Hinzu kam, dass der Ausbau der

---

<sup>972</sup> Dies geschah allerdings mit mäßigem Erfolg, denn Luftaufklärung und Résistance waren erstaunlich gut über Lage und Position der Divisionen informiert. In der Regel wussten sie bis ins kleinste Detail über Waffenausstattung und Truppenstärke Bescheid. Carell: Sie kommen, S. 76. Es konnte von ihnen aber nicht restlos geklärt werden, was sich in den von ihnen fotografierten Bunkern befand. Bennett: Behind the battle, S. 243. Vgl. Bernecker: Generation, S. 229, zu den Rückzugskämpfen im Nordabschnitt der Ostfront im Sommer 1944: „Am 18. August wurde ich dem IR 552 zugeteilt. Mit dieser Einheit, der letzten für mich, erlebte ich fünf der sechs schweren Kurland-Schlachten und den weiten Weg in die Gefangenschaft. Das Regiment wurde zerschlagen, provisorisch aufgelöst, wieder mit Ersatz aufgefrischt und erneut schwer dezimiert. Die jeweilige Stärke des 552. Reg. gab uns der Iwan über den Graben herüber durch die ‚Flüstertüte‘ oder per Lautsprecher bekannt. Die Poppofs wussten über alles genau Bescheid, über jeden Offizier und Kommandeur, die späteren Vernehmungen in Gefangenschaft sollten dies bestätigen.“

Stellungen im Bereich der 15. Armee, in dem die Schwerpunktlandung erwartet wurde, in der Regel weiter vorangeschritten war als bei der 7. Armee. Deshalb war Rommel über das, was er sah bzw. nicht sah, entsetzt und häufig ungehalten, auch den Soldaten gegenüber. Um seinen Anweisungen Nachdruck zu verleihen, wies er bei seinen Besuchen, wie auch im Falle der Besichtigung des WN 62 geschehen, der Gockel beiwohnte, darauf hin, dass auch in der Normandie ein alliierter Angriff möglich war. Und seine Beobachtung, dass der Strandabschnitt vor WN 62 ihn an die Bucht von Salerno erinnerte, an der die Alliierten im Herbst 1943 gelandet waren, um den Hafen von Neapel in ihren Besitz zu bringen,<sup>973</sup> traf voll und ganz zu, wie die Landung am 6. Juni 1944 dort bewies. Es ist jedoch sehr unwahrscheinlich, dass Rommel wirklich *wusste*, wo genau die Landung erfolgen würde, obwohl dies auch von dem ihn begleitenden Marinesachverständigen Ruge in dessen Erinnerungen und auch in anderen Werken behauptet wird. Vielmehr hat es den Anschein, als habe Rommel, ebenso wie der Ob. West, Generalfeldmarschall v. Rundstedt, die Invasion der Alliierten vorrangig im Pas-de-Calais erwartet. Dies ist in Briefen Rommels, etwa an den Chef der Panzertruppen, Guderian, und an Hitler belegt.<sup>974</sup> In Gockels Erklärung wird deutlich, dass der Generalfeldmarschall nicht wörtlich gesagt hatte, dass die angloamerikanische Landung vor dem WN 62 erfolgen würde („Rommel hat gesagt, die kommen hier.“), sondern dass er die Bucht vor dem Stützpunkt als idealen Landestrand bezeichnet hat. Für die Soldaten mag Rommels Feststellung ein Ansporn gewesen sein, ihr möglichstes zur Verstärkung und zum Ausbau der Küstenverteidigung in ihrem Abschnitt zu tun. Fakt ist, dass der Generalfeldmarschall mit seiner Einschätzung idealer Landebedingungen in dem Bereich vor WN 62 richtig lag. Im Nachhinein werden die Ereignisse vor dem D-Day häufig so dargestellt, als wäre es geradezu offensichtlich gewesen, dass die Landung im Calvados, in der Normandie, und nicht im Pas-de-Calais erfolgte. Nicht nur hohe Offiziere, wie Ruge, stellen Rommels Weitsicht so dar, dass er *genau wusste*, wo die Eröffnung der Zweiten Front erfolgen würde. Herr Kowalski war sich im Interview ebenfalls sicher, dass Rommel ihm und anderen Kompanieführern Ende Mai 1944 gesagt habe:

„Also, wenn die Amerikaner landen, ... nach unserem Kenntnisstand bereiten die sich in den nächsten Wochen auf 'ne Landung vor, und dann kommen die hier.' ... Das weiß ich, ja hab' ich... weiß ich persönlich.“

Herr Kowalski fügte seinen Ausführungen noch hinzu:

<sup>973</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 228.

<sup>974</sup> Ose: Entscheidung, S. 90, Anm. 239; Carell: Sie kommen, S. 23. In einem Brief Rommels vom 16.3.1944 an Hitler heißt es: „Es sind ... zahlreiche Abschnitte vorhanden, die nur verhältnismäßig dünn besetzt sind, wie z. B. große Teile der Steilküste zwischen Somme und Seine, die Westseite der Normandie in der Bucht von St. Michel und weite Strecken der Küste der Bretagne, die sich allerdings wenig für Anlandungen eignen.“ Abdr. in: Ruge: Rommel, S. 264 – 268, hier: S. 265.

„Der [Rommel] wusste das genau, denn [er sagte], ‚weil die hier kommen werden, deswegen habe ich hier ein... die werden wahrscheinlich mit zwei Luftlandedivisionen kommen,‘ damit kamen sie, nämlich mit der 82. und der 101. Airborne, ‚und damit der Empfang richtig ist, haben wir hier mal ’n Fallschirmjägerregiment.‘ Wir waren also das einzige Fallschirmjägerregiment, und dort kamen die dann.“

Das 6. Fallschirmjägerregiment gehörte zur 2. Fallschirmjägerdivision, die von General Ramcke geführt wurde. Das Regiment 6 wurde im Frühjahr 1944 in Köln-Wahn neu aufgestellt und war, Kowalskis Angaben zufolge, „voll ausgebildet, heißt: sprungausgebildet, waffentechnisch ausgebildet, voll ausgerüstet mit allem Drum und Dran, also nahezu friedensmäßig ... [und] gefechtsbereit“. Anfang Mai 1944 war das 6. FJR mit modernsten Waffen ausgestattet worden und fuhr Mitte Mai nach Carentan. Die 2. Fallschirmjägerdivision bestand aus drei Regimentern. Während die Regimenter 2 und 7 sich noch in der Ausbildung befanden und im Anschluss daran nach Brest, in die Bretagne, verlegt wurden, „haben [wir] außerhalb der Division in der Normandie gekämpft“, so der Zeitzeuge:

„Die Aufgabe wäre dort in der Normandie gewesen, denn wir waren ja nun schon da, wir brauchten ja gar nicht mehr hinzufahren oder abzuspringen oder irgend etwas, wir waren da, den aus der Luft landenden Feind niederzukämpfen, alles, was aus der Luft kam.“

Nachdem das 6. FJR zur Verstärkung der bereits dort stationierten Divisionen in der Nähe von Carentan Stellung bezogen hatte, wurden die Fallschirmjäger ebenfalls zu den Arbeiten am Strand herangezogen. Kowalski berichtete:

„Da hat der Rommel noch gesagt, die [amerikanischen Luftlandedivisionen] kommen mit Lastenseglern, und da wird der so genannte ‚Rommelspargel‘ gepflanzt. ... Da gab's Sonderurlaub für, wer genügend Bäume... Stämme da reingemacht hatte, wo die Lastensegler dann zerschellten dran. ... Der ‚Rommelspargel‘, der auf den Wiesen da stand, wo man hätte mit Lastenseglern landen können, wenn die da ran flogen, dann gingen die kaputt und die Besatzung auch. Und die Fallschirmspringer, denen macht das nicht soviel aus. ... Ja, nu', wenn sie gerade drauf fallen, dann sind sie weg, aber da fallen wenig drauf. Aber die Lastensegler, die landen, die daran stoßen, die gehen kaputt. Für die Schiffe waren Hindernisse gebaut am Wasser. ... Bei uns, in dem gesamten Abschnitt Utah, waren sie da, [diese ‚Rommelspargel‘]. ... Im Übrigen haben wir ja bei Carentan die Wiesen alle überflutet. Da platschten sie sowieso ins Wasser. Na, wir dann auch. Ja, da guckte ja auch das Gras noch raus. Das Wasser, da mussten wir dann auch durch, na, ich nicht. ... Nee, doch, das war klar, dass die Invasion da kommt. Für Rommel [stand das] nicht [in Frage].“

Wenn Rommel und anderen höheren Offizieren, wie auch Gockel zuvor meinte, angeblich wirklich bekannt gewesen sein soll, dass die Alliierten mit Sicherheit an der Calvados-Küste landen würden, stellt sich in der Tat die Frage, weshalb dann nicht dort alle in Nordfrankreich verfügbaren Kräfte stationiert worden sind. Es befanden sich, neben einem einzigen deutschen Fallschirmjägerregiment, in den späteren Abschnitten Utah-Beach/Omaha Beach nur die 91. Luftlandedivision, die 716., die 352. und die 709. I.D. in der Nähe, jedoch keine einzige Panzerdivision als

schlagkräftigste Waffe der Deutschen. Fest steht, dass die Ansicht, dass die Alliierten im Calvados landen würden, so nicht vom Ob.West, Gfm. von Rundstedt geteilt wurde. Dieser neigte zur Vorsicht und behielt sich vor, den Schwerpunktangriff einer alliierten Landung zunächst zu ermitteln, die Panzerdivisionen bis dahin fern der Küste stationiert zu lassen, um sie dann gezielt in einer konzertierten Aktion am Brennpunkt einsetzen zu können. Trotz der Behauptungen, dass Rommel oder andere maßgebliche Offiziere wirklich *gewusst* haben, dass der angloamerikanische Angriff in der Normandie erfolgen würde, wird dies anhand der Quellen und Monographien zu diesem Thema nicht bestätigt. Es kristallisiert sich jedoch heraus, dass der 6. Juni 1944 als Landetag sich erstaunlicherweise bereits am 5. Juni 1944 – zumindest innerhalb der Zivilbevölkerung – wahrscheinlich durch Mitglieder der Résistance, herumgesprochen hatte. Die deutschen Befehlshaber scheinen davon jedoch größtenteils unbeeindruckt geblieben zu sein.

Die Ausführungen Kowalskis wurden ergänzt durch die eines Kameraden des 6. FJRes, der im Laufe der Kriegsjahre bereits Absprünge in Norwegen, Kreta, Nordafrika und Italien hinter sich hatte, und daher, wie Kowalski, zu den kriegserfahrenen Fallschirmspringern des Regimentes gehörte. Dieser bestätigte zwar die Aufstellung und Verlegung der Truppe, widerspricht Kowalski jedoch in einem wesentlichen Punkt, nämlich dem, dass es wirklich bekannt war, wo genau die alliierte Landung erfolgen würde. Schramm berichtete folgendes:

„Das 6. Regiment war völlig selbständig. ... Der größte Teil war'n die kriegserprobten Hasen, und wir kriegten ja neue Soldaten aus Deutschland, Nachschub, auch alles Springer, alles Springer, aber junge Leute. Die hatten ihre sechs Sprünge auf der Schule gemacht und kamen dann zu uns, zum Auffüllen. Und dann baute sich das 6. Regiment ja auf, aber fast überwiegend doch ‚alte Hasen‘<sup>975</sup>, kriegserfahrene Hasen, von allen Truppenteilen kamen die dahin, denn '44, der Krieg ging ja schon Richtung Ende im Grunde genommen. Und, ja, und dann verlegten wir ... Ende April/Anfang Mai [1944] im Zug nach Carentan und dann, um Carentan bildeten wir 'n Ring, das 6. Regiment. Wir waren ja leider dort oben wirklich allein. Ich hab da nie 'n Infanteristen gesehen. ... Wir haben auf Kuhwiesen in Zelten gelegen, diese Zwei-/Drei-Mann-Zelte da. ... Und wir haben ja exerziert und Gewehrübungen gemacht und so was, also Beschäftigungstheorie. ... Es hat ja, und das ist ja das Dumme, wo ich immer auch heute nochmal, jetzt wieder drüber nachdenk': Warum hat man uns damals nicht erzählt, es könnte was kommen? Wir waren ja richtig ‚no'-wissend da. ... [Nur] hintenrum [gabs das]. Das war so 'ne Parole, die so durchlief ... es könnte oder es könnte nicht. [Aber] man hätte gar nichts anderes machen können. Es gab nur das eine.“

Die Tatsache, dass die Einheiten des 6. FJRes außerhalb der Städte in Stellung gegangen waren, brachte auch manche Beschwerlichkeit mit sich, die Paulsen, eben-

---

<sup>975</sup> Bernecker: *Geopferte Generation*, S. 182, erklärt diesen Begriff: „Mit einer Portion Erfahrung, einer Dose Gleichgültigkeit und einigen Pfund Glück entstanden diese sonderbaren Figuren, die man die ‚alten Hasen‘ nannte. Sie hielten über uns junge ihre väterliche schützende Hand und schimpften von morgens bis abends über den verfluchten Krieg.“ Die „alten Hasen“ bildeten das Rückgrat einer jeden Armee.

falls Angehöriger dieses Regiments, nachfolgend darstellt:

„Ja, wird sind ja hier hoch nach ‚Utah‘ marschiert ..., denn wir mussten immer irgendwie losmarschieren und mussten uns, ganz in der Nähe dieses Überschwemmungsgebietes dort, und da mussten wir immer hin und mussten dort unsere Verpflegung abholen, da mussten wir jeden Mittag losmarschieren - zu Fuß. Ja, hier über so einen Besenstiel, da wurde das Kochgeschirr mit dem Deckel da oben drauf, die wurden darüber gehängt und dann wurde losmarschiert. ... Wir marschierten da zu der Feldküche, die dort beim Regiment stationiert war, das war ja dann die Bataillonsküche, da mussten sie alle anmarschieren. ... Ja, [warm] war es [das Essen] - bis dahin. Wir hatten nun auch so 'n kleines Lagerfeuer gemacht, aber das durften wir ja auch nicht viel machen, denn wir wurden ja am laufenden Band wurden wir überflogen von Tieffliegern und Aufklärern usw., aber ich weiß nicht, wie lange das vorher war, aber da wurden wir nahezu pausenlos an einem Tag überflogen, da flog immer ein Dings hin und her, und der hat da höchstwahrscheinlich das ganze Gebiet bis hier nach ‚Utah‘ rauf, da hat der ja wohl noch aufgenommen. ... [Das war ein] Aufklärer, auf jeden Fall. Ja. Der hat auch fotografiert. Ja, ich sage ja, wir sind am 3. Mai, am 3. Mai bin ich von Köln-Wahn losgekommen, das weiß ich, weil ich am 3. Mai Geburtstag habe, da sind wir los und haben bis hier oben hin, bis hier in diese Ecke haben wir etwa, na, ich möchte sagen, bald 'ne ganze Woche gebraucht. Tagsüber konnten wir fast nicht fahren. Ja, immer nur Tiefflieger, die am laufenden Band die Gegend beschossen. Und da haben wir also fast, ich glaube fünf oder sechs Tage haben wir gebraucht, bis wir hier irgendwo ankamen. Und da wurden wir ausgeladen, und dann wurden wir verteilt - verteilt rund um dieses Überschwemmungsgebiet. ... Das war vor der Invasion. Dann haben wir hier gewohnt, irgendwo, und haben unsere Zelte aufgebaut. ... Und dann wurden die Zelte abgeschafft, weil sich zwischen den Zelten angeblich zu große Trampelpfade bildeten, und weil die einsehbar waren, von oben, und dann mussten wir uns eingraben, mussten wir in Löcher rein. Auch da schlafen. ... Nur - damals waren wir 'ne Eliteeinheit. Verstehen Sie das? ... Und wir hatten noch Glück, wir lagen an einer Stelle, wo das hinter uns Liegende etwas erhöht lag und dadurch konnten wir leichter ins Erdreich rein. - Ja, aber Toiletten, nur so'n Balken, das war auf der anderen Seite von der Hecke, da war schon Modder und Wasser und da haben wir uns einen Balken eingesetzt. Geduscht? Ja, denkste Puppe! Wissen Sie, was wir gemacht haben? Wir haben uns 'n Dings (?) hingestellt und dann haben wir eine große Blechdose, die wir von der Küche uns kaputt gemacht [haben] und Löcher rein, und einer musste immer reingießen, und der andere, der hat da drunter gestanden.“

Während Paulsen aufgrund von Tieffliegerangriffen von einer langwierigen und beschwerlichen Bahnfahrt berichtete und von „pausenlosen“ alliierten Aufklärer- und Tieffliegerflügen über den Stellungen, was den Tagesablauf der deutschen Fallschirmjägerereinheiten ganz offensichtlich sehr beeinträchtigte, stellte Kowalski diesen Tatbestand als Nebensache dar. Er meinte dazu im Interview:

„Ja, jetzt also bis zur Invasion, da wurde schon mal überflogen, aber die flogen weiter meistens die Städte und Eisenbahnlinien bombardieren, da haben wir dann zugesehen, das interessierte uns wenig. ... Nee, Angst [hatten wir] nicht, wir haben eben erwartet, dass sie kommen.“

Die Landung der Alliierten wurde von manchen mit einer positiven, hoffnungsvollen Erwartung verknüpft. Endlich würden die Deutschen sich direkt und effektiv wehren und auch Vergeltung aufgrund der wegen der Luftangriffe auf die Heimat angestauten Wut gegen die Engländer üben können. Außerdem nährte die deutsche Propaganda die Hoffnung, mit der erfolgreich abgewehrten Invasion alle Probleme oder aber mit

einer Niederlage der Krieg endlich vorbei wäre.<sup>976</sup> So wurde die Invasion zur Entscheidung des gesamten Krieges erklärt, was jedoch so nicht zutrifft.

Kowalski lobte die „phantastischen Stellungen, ... es war herrliches Wetter, Stimmung gut, mit den Franzosen hervorragend. ... [Wir lagen] in unseren Stellungen, in Zelten, Getarnt alles schön.“

Während Paulsen vom beschwerlichen und langen Marsch zur Feldküche und zurück zu den Stellungen mit dem inzwischen kalt gewordenen Essen für die Einheit erzählte und von Zuständen, die eher an die Ostfront erinnern („Leben“ in Erdlöchern, schlechte sanitäre Verhältnisse, improvisierte Duschen und im späteren Verlauf des Interviews auch von Läusen berichtet, die die Fallschirmspringer in der Normandie bekamen), spricht aus Kowalski eher der Truppenführer, der entweder solchen „Nebensächlichkeiten“ keine Beachtung schenkte oder von vornherein bessere Bedingungen vorfand als seine Soldaten. Kowalski erwähnte „phantastische Bunker“, die die russischen Ostbataillone in der Normandie gebaut hatten, und die er „teilweise auch benutzt“ habe. Auch der Gegensatz zu Schramms Aussage wird offenbar, der beklagte, dass seine Einheit nicht mit diesem angloamerikanischen Ansturm, und wohl auch nicht mit einer Landung in der Normandie, am späteren Utah-Strand, genau in dem Bereich des 6. Fallschirmjägerregiments, gerechnet hatte, während Kowalski im Interview beteuerte, dass Rommel den Ort der Landung genau gewusst und dies auch den Einheitsführern des 6. FJRes mitgeteilt habe.

Tatsache ist, dass die im Mai 1944 verlegten deutschen Fallschirmspringer, aber auch Angehörige anderer Wehrmachtseinheiten, die Ortschaften verlassen und sich außerhalb von Dörfern und Städten in Zelten oder Unterständen einzurichten hatten. Das berichtete nachfolgend auch Siemers:

„Das war im Mai, und da habe mia aus der Stadt da raus müasse ...,[des war zu gefährlich, in den Orten zu bleiben], so is des g'wesen, ja, ... da ham'ma do in Zelten schlofen müssen, Zelte aufbauen und da ham'ma dann die Invasion mitbekommen, dann vom Zeltlager aus, nicht von Trévières.“

Diese Verlegungen künden von der ganz offensichtlich unmittelbar bevorstehenden Landung der Alliierten und der diese vorbereitenden Luftangriffe auf nordfranzösische Ortschaften, insbesondere auf Städte und Verkehrsknotenpunkte. Die deutsche Seite traf Vorbereitungen für den Ernstfall, in dem sie versuchte, Personal und Material zu schützen und zu tarnen. Ein Hauptmann einer Kommandantur in Paris berichtete zwei Tage vor dem Großangriff der Alliierten von schweren Luftangriffen in Frankreich und beklagte darin u. a. die Situation, in die die Franzosen dadurch gerieten. Auch dieser deutsche Offizier bleibt in seinen Ausführungen nicht unbeeinflusst von NS-Propaganda-Parolen, die solche Angriffe als Luftterror brandmarkten:

<sup>976</sup> Jasper: Zweierlei, S. 120f.; Steinert: Stimmung, S. 421, 450.

„Hier im Westen, überwiegend im Norden und Süden fanden in letzter Zeit furchtbar starke Luftangriffe statt. Die französischen Mütter werden jetzt genau so stark terrorisiert wie die unseren und es ist für sie schlimmer, weil es fast keine Keller gibt. ... Es ist ganz gut so, dass die Franzosen die unmenschliche Kriegführung ihrer ehemaligen Verbündeten kennen lernen, damit sie endlich einsehen und begreifen, wer der eigentliche Feind der Menschen ist.“<sup>977</sup>

Die nachfolgenden Zitate aus den schriftlichen Erinnerungen des Zeitzeugen Golder, wonach eine Landung der Alliierten in der Normandie beim Blick auf die Landkarte auf der Hand lag, beruhen sehr wahrscheinlich auf einer nachträglichen Einschätzung:

„Dass diese Schlacht gerade hier [an der Calvadosküste in der Normandie] stattfinden sollte, war für mich persönlich keine Überraschung, hatte ich mir doch die Landkarte sehr genau angesehen, als ich im Januar 1943 hierher kommandiert wurde. ... Beim Anblick der Landkarte versetzte ich mich in die Überlegungen der Angreifer. ... Die Normandiehalbinsel bot die strategische Möglichkeit, diese am ‚Hals‘ abzuschneiden, wie es dann später ja auch geschah.“<sup>978</sup>

Auf Nachfragen der Verfasserin, woher er dies so genau habe wissen können, antwortete Golder in einem Brief, er habe es nicht *gewusst*, sondern „nur eine starke Vermutung“ gehabt.<sup>979</sup> Der damalige Obergefreite erinnerte sich im Interview jedoch ganz genau an eine Begebenheit, die sich am Vortag der Landung, am 5. Juni, ereignet hat:

„Wir haben 'n Abend vorher sogar, habe mia antrete' müsse', außerhalb 'n Bunker, und der ganze Stab ... war angetrete', ich kann mich noch erinnern, des war an so 'nem Grashang und da sim'ma g'schtande, und da isch der Major gekommen und hat gesagt: ‚Leute, morgen beginnt die Invasion!‘ ... Das hat er aber doch gewusst, hat er uns offiziell bekannt gegeben: ‚Heute beginnt die Invasion! Wir sind ab jetzt im Alarmzustand.‘ ... Nee, [die Uhrzeit], das weiß ich also net, das kann ich net sage'. Das müsste noch heller Tag gewesen sein. Also... wann das genau war, weiß ich nicht mehr. ... Ja, es war [auch] lange hell. Es kann auch sein, dass es nachts um 10.00 war oder neun. ... ‚Alarmzustand ab jetzt,‘ [hieß es]. Da wurde Wache eingeteilt und dann musste Verbindung aufgenommen werde', und da war'n ma' auf Empfang. Aber da is schon was dran, mia habe' des schon gewusst. Manche haben des vielleicht gewusst.“

An der Küste herrschte zwar ab Anfang Juni ohnehin ständige Alarmbereitschaft. Dennoch ist diese Zusammenkunft bemerkenswert, da niemand auf deutscher Seite bei den orkanartigen Windböen Anfang Juni 1944 eine alliierte Landung erwartete, die Truppe aber trotzdem eine Vorwarnung erhielt. Auch hier ist es möglich, dass sich seitens der Franzosen Gerüchte bis zu den Deutschen herumgesprochen haben, wie im Falle Schröders aus Paris geschildert. Da der 6. Juni 1944 auch von deutscher Seite her als möglicher Angriffstag bekannt war, warnten einige Kommandeure ihre Truppe am Abend des 5. Juni 1944 vor. Dies geschah jedoch nicht offiziell im Auftrag des Ob.West. In seinem Brief vom 24.10.1996 erwähnte Herr Golder nochmals dieses Ereignis und relativiert mit dem Hinweis: „Ich behaupte nicht, dass wir bzw. unser Batl.Kommandeur Genaueres gewusst haben.“

<sup>977</sup> FpBf von B., 4.6.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 216.

<sup>978</sup> Golder: Erinnerungen (1994), S. 1 (PrArIW).

<sup>979</sup> Brief v. Hans Golder an die Verfasserin vom 24.10.1996 (PrArIW).

Einen ganz ähnlichen Vorfall, der den Verdacht erhärtet, dass einige deutsche Kommandeure am Abend vor dem D-Day ihre Truppe, mit dem Hinweis auf ein möglicherweise unmittelbar bevorstehendes Großereignis, in Alarmzustand versetzten, berichtete der damalige Gefreite Meißner. Ebenfalls am Montag, dem 5. Juni 1944, wurde gegen 22.00 Uhr eine Theateraufführung der Frontbetreuungstruppe abgebrochen, die der Zeitzeuge, zusammen mit anderen Kameraden, am Vorabend der Invasion besucht hat. Er schilderte das Erlebnis:

„Und dann, am Montagabend [5.6.], abends, ist noch eine Frontbetreuungstruppe nach Trévières gekommen. Da hätten wir runtergehen können, nach Trévières - ich hatte an dem Abend wachfrei gehabt - zur Theatertruppe. Und dann, um 10.00 Uhr, hat dann der Kommandeur, der Regimentskommandeur G., hat dann die abbrechen lassen, die Theatervorführung hat er abbrechen lassen, um 10.00 Uhr. Ja, [wegen] Bereitschaft. Die haben's schon gewusst, dass sie kommen. Das hat der Stab schon gewusst, das war a' ganz guter Mann da, der G. Und das hat ma ja auch der G. bestätigt, ... vor 'n paar Jahren noch.“

Ein anderer, für diese Arbeit interviewter Zeitzeuge, Paul Siemers, war ebenfalls bei der Aufführung der deutschen Frontbelustigungstruppe in Trévières, verließ das Variété aber, seinen schriftlichen Erinnerungen zufolge, vorzeitig, um noch seine Wäsche in einer Wäscherei abzugeben<sup>980</sup> und wurde deshalb nicht Zeuge dieser Ankündigung.

Der zuvor befragte Golder erinnerte sich zwar nicht mehr an die Uhrzeit. Dennoch ist es möglich, dass seine Einheit am 5. Juni 1944 *nach* 21.15 Uhr versammelt worden ist, wie auch im Falle Meißners, und dies wäre eine weitere Erklärung für die Behauptung, dass am folgenden Tag die Invasion stattfinden würde. Denn die deutsche Abwehr hatte, außer der Termine für die geplante Landung, noch etwas in Erfahrung gebracht: Die französische Résistance würde ihren „Einsatzbefehl“ für eine unmittelbar bevorstehende Landung über die, von der BBC seit Frühjahr an die Widerstandsgruppen in Westeuropa gesendeten, „messages personnels“ erhalten. Mit dem ersten Teil der Botschaft wurde das Résistance-Sabotage-Netz zunächst nur alarmiert. Der zweite Teil der „messages personnels“, die „B-Botschaft“, stellte den eigentlichen Einsatzbefehl dar.<sup>981</sup> Es war dem alliierten Special Operations Executive (SOE) gelungen, über Geheimkuriere fingierte „messages personnels“ an oft nicht existierende Widerstandsgruppen im Pas-de-Calais weiterzuleiten. Piekalkiewicz erklärt das so: „Man hofft[e], dass die Deutschen durch diese, an die Résistance gerichteten Botschaften, annehmen werden, London habe sie alle mobilisiert, um eine im Pas-de-Calais geplante Landung zu unterstützen.“<sup>982</sup> In diesem Zusammenhang brachte die deutsche Abwehr auch in Erfahrung, dass die Résistance im Pas-de-

<sup>980</sup> Erinnerungen von Paul Siemers, S. 2 (PrArlW)

<sup>981</sup> Piekalkiewicz, S. 63.

<sup>982</sup> Ebd.

Calais durch eine besondere „message personnel“, nämlich einem Gedicht von Paul Verlaine aus der Sammlung „Chanson d’automne“ („Herbstlied“), dessen 1. Zeile „*Les sanglots longs des violons de l’automne*“ lautete, alarmiert werden würde. Wenn diese erste Zeile über die BBC gesendet worden war, mussten die Radiosendungen von den Widerstandsmitgliedern, aber auf entsprechenden Befehl des Ob.West auch von der deutschen Abwehr ständig abgehört werden. Kam auch die 2. Zeile des Gedichts: „*Blessent mon cœur d’une lanqueur monotone*“, so hieß das: die Invasion würde im Laufe der nächsten 48 Stunden (im Bereich des Pas-de-Calais)<sup>983</sup> erfolgen.<sup>984</sup> Das Kriegstagebuch der 15. Armee belegt für den 5. Juni 1944 fünf Eintragungen. Der erste Teil des Verlaine-Gedichts war von der deutschen Abwehr am 1., 2. und 3. Juni abgehört worden. Am 5. Juni, um 21.15 Uhr, hatte die Nachrichtenstelle die zweite Zeile empfangen, so die letzte der fünf Eintragungen.<sup>985</sup> Da Golder angab, dass seine Einheit sich noch bei Tageslicht versammelt hätte, als der Kommandeur am 5. Juni 1944 die für den nächsten Tag bevorstehende „Invasion“ ankündigte, ist es eher unwahrscheinlich, dass die Zusammenkunft aufgrund der erst am 5. Juni um 21.15 Uhr aufgefangenen, zweiten Gedichtzeile stattgefunden hat. Die Bekanntgabe ist vermutlich vorher, aufgrund einer gleich lautenden Information aus anderer Quelle, erfolgt.

<sup>983</sup> Ziel der gesamten Operation „Fortitude“ war es, die Deutschen darin zu bestärken, die Landung würde im Bereich Calais erfolgen. Aus diesem Grund aktivierten die alliierten Spezialeinheiten, speziell im Pas-de-Calais und den angrenzenden Gebieten, mit fast jede Nacht durchgeführten Versorgungsabwürfen und einem ständig wachsenden Agentenfunkverkehr die Tätigkeit der Résistance. Piekalkiewicz: Invasion, S. 106.

<sup>984</sup> Die ersten beiden Zeilen des Verlaine-Gedichtes waren allerdings für eine einzige, nur fiktive Résistance-Gruppe maßgeblich, und zwar für „Ventriloque“ (dt.: „Bauchredner“), und nicht für die frz. Widerstandsgruppen insgesamt, wie die deutsche Führung annahm, und wie es heute noch vielfach in der Literatur dargestellt wird. Im Endeffekt spielte das jedoch für die deutsche Seite keine Rolle, denn es genügte, wenn sie eine dieser Informationen auffing, um alarmiert zu sein. Bei der Résistance erhielt jede einzelne Organisation ihren, der deutschen Seite nicht bekannten, und über die „messages personnels“ der BBC verbreiteten „Einsatzbefehl“ und hatte sich bereitzuhalten. Quellen: Normandie, S. 94. Deuve bestätigt in seiner Monographie: La guerre des magiciens, S. 196f., Piekalkiewicz’ These, wonach das Verlaine-Gedicht ebenfalls Teil des alliierten Täuschungsmanövers Fortitude gewesen sei. Es sollte die Deutschen davon überzeugen, dass es an eine Résistance-Gruppe im Pas-de-Calais gerichtet war, die in Wirklichkeit nicht existierte. Der Zweck war, die Deutschen in ihrer Ansicht zu bestärken, die Invasion finde in diesem Bereich statt. Der Historiker, Jean Quellien, wies die Verfasserin in einem Gespräch im Herbst 1994 in Caen darauf hin, dass die beiden Zeilen von Paul Verlaine Ende 1943 von deutschen Soldaten bei Résistance-Mitgliedern in der Nähe von Calais gefunden wurden, die sich absichtlich haben festnehmen lassen, um die deutsche Führung auf die falsche Fährte eines Angriffs bei Calais zu locken. Piekalkiewicz, S. 67, stellt jedoch klar, dass das OKW Amt Ausland/Abwehr die zuständigen Stellen bereits am 24.10.1943 auf „Einzelheiten einer zweiteiligen Botschaft, der so genannten ‚messages personnels‘, mit der BBC die Résistance kurz vor einer geplanten Invasion verständigen will“ mit folgender Warnung aufmerksam gemacht hat: „Der erste Teil dieses Spruches wird vom englischen Rundfunk am 1. oder 15. irgend eines Monats durchgegeben, während die Bekanntgabe des zweiten Teils an jedem Tag erfolgen könne und die Landung innerhalb von 48 Stunden bedeute, gerechnet ab Mitternacht desselben Tages.’ Der vorgesehene Spruch soll ein zweiteiliger Vers aus dem Gedicht ‚Herbstlied‘ von Verlaine sein, das mit ‚Die langen Seufzer der Geige‘ beginnt.“

<sup>985</sup> Carell: Sie kommen, S. 30.

Da es sich bei dem Stab, dem Golder angehörte, um eine Funkerabteilung handelte, ist es zwar theoretisch möglich, dass diese die Nachrichten der BBC, obwohl strengstens verboten, ebenfalls um 21.15 Uhr mitgehört hatte, und so bereits über die bevorstehende Landung informiert war oder aber durch Kontakte zur 15. Armee von der Botschaft Kenntnis erhalten hatte. Im übrigen nahm die 15. Armee die Meldung zwar ernst und gab die Information weiter. Die Nachricht wurde auch dem Ob.West, dem OKW und der HGr Rommel zugeleitet. Die dann von der Landung allein betroffenen Divisionen der 7. Armee wurden jedoch am Abend des 5. Juni 1944, nachdem der Funkspruch um 21.15 Uhr eingegangen war, nur teilweise von einigen Kommandeuren informiert, wie die Zeitzeugenaussagen belegen. Der Ob. West, v. Rundstedt, glaubte aber selbst nicht recht an die Informationen in Bezug auf das Verlaine-Gedicht und meinte: „General Eisenhower kündigt doch die Invasion nicht über die Sendungen des BBC an.“<sup>986</sup> Für den alt gedienten Generalfeldmarschall war so etwas nicht vorstellbar. Trotzdem gingen andere deutsche Dienststellen nach Abhören der Verlaine-Verse davon aus, „die jetzige Alarmierung sei eventuell das Zeichen für den Beginn groß angelegter Sabotageakte.“<sup>987</sup> Die Ic-Abteilung setzte alle wichtigen Kommandobehörden davon in Kenntnis.

Die „messages personnels“ der BBC waren eingebettet in ein großangelegtes Täuschungsmanöver, das die Angloamerikaner im Laufe des Jahres 1943 immer mehr ausweiteten, mit dem Ziel, Ort und Zeitpunkt des Großangriffs zu verschleiern und die deutsche Führung auf eine falsche Fährte zu locken. Seit 1943 war der britische Geheimdienst damit beschäftigt, „[de] tromper méthodiquement l’adversaire sur les véritables intentions par une série de fausses nouvelles, de camouflages, de diversions, de ruses ...“<sup>988</sup> Diese Täuschungsmanöver fanden auf militärischer, politischer und diplomatischer Ebene statt. Zwei wichtige Ziele wurden dabei verfolgt: die Deutschen sollten annehmen, dass eine alliierte Großoffensive an jedem Ort der *Festung Europa* – von Norwegen bis zum Balkan – stattfinden konnte. Es existierte in Berlin bereits eine ganze Mappe solcher Falschmeldungen. Keine Agentennachricht stimmte mit der anderen überein. Welche falsch oder richtig war, entschied Hitler in der Regel selbst, da er niemandem traute.<sup>989</sup> Der Spanier Juan Pijol García („Garbo“),

<sup>986</sup> Ebd., S. 32.

<sup>987</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 537.

<sup>988</sup> Quellen: Normandie, S. 61.

<sup>989</sup> Ähnlich reagierte der Ob.West, v. Rundstedt: Nachdem die Landung von den Alliierten zunächst für Anfang Mai 1944 geplant, und die erste Zeile des Verlaine-Gedichts gegen Mitternacht des 1. Mai 1944 über die BBC im Rahmen der „messages personnels“ gesendet worden war, hatte v. Rundstedt sofort reagiert und die 7. und 15. Armee alarmiert. Da sich das Ganze später als alliiertes Täuschungsmanöver herausstellte, behielt sich v. Rundstedt, mit Einverständnis des OKW, das Recht vor, „allein die nötigen Entscheidungen nach Abhören weiterer ‚messages personnels‘ zu treffen.“ Piekalkiewicz: Invasion, S. 106.

der von Hitler aufgrund seiner „Verlässlichkeit“ für das Eiserne Kreuz vorgeschlagen worden war, in Wirklichkeit aber als Doppelagent tätig war, spielte eine wichtige Rolle darin, die Deutschen davon zu überzeugen, dass das Unternehmen OVERLORD nicht in der Normandie, sondern im Pas-de-Calais erfolgen würde.<sup>990</sup>

Das hollywoodreifste Parodiestück von *Fortitude* stellte aber die Schein-Armee des britischen Generals Patton dar. Panzer aus aufblasbarem Gummi und immer dieselben LKWs fuhren auf der Calais gegenüberliegenden britischen Seite den ganzen Tag hin und her und sollten lebhaftige Aktivität für eine geplante Landung an der Kanalenge vor Calais vortäuschen.<sup>991</sup>

Von diesen Aktionen ahnten die deutschen Soldaten jedoch nichts. Selbst die oberste deutsche Führung war ahnungslos, mit welcher Mühe und mit welchem Aufwand die Gegenseite versuchte, Ort und Zeitpunkt der Landung zu verschleiern. Dies sollte sich auszahlen, und die z. T. geradezu lächerlich erscheinenden Aktionen von *Fortitude* ihre beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen.

Tatsache ist, dass am Abend des 5. Juni 1944, kurz nach 21.15 Uhr, die Gedichtverse von Verlaine von der deutschen Abwehr aufgefangen wurden, die ihr als Vorboten einer unmittelbar bevorstehenden Invasion bekannt waren. Da alle wichtigen Kommandobehörden von der Ic-Abteilung der 15. Armee über die BBC-Meldung informiert wurden, ist davon auszugehen, dass auch die 7. Armee davon Kenntnis erhielt. Manche Offiziere dieser Armee hielten es daraufhin offensichtlich für angezeigt, ihre Truppe vorsorglich zu informieren oder den eigenen Soldaten die von anderer Seite her bekannten Vorwarnungen mitzuteilen. In Meißners Fall könnte der Kommandeur bereits Kenntnis von der Vorwarnung aufgrund der BBC-Meldung besessen und deshalb die Theatervorstellung am späten Abend des 5. Juni, gegen 22.00 Uhr vorsorglich abgebrochen haben. Seine Soldaten wurden daraufhin in Alarmbereitschaft versetzt und zusätzliche Wachtposten aufgestellt. Außerdem spielte sicherlich eine Rolle, dass der 6. Juni 1944 als möglicher D-Day bekannt und eine Landung an diesem Tag daher theoretisch denkbar war.

#### *Zusammenfassung:*

In den Abschn. 2.4 – 2.6 wurde deutlich, dass der Freiraum in den Jahren 1943 und 1944 für diejenigen Soldaten abgenommen hatte, die küstennah eingesetzt waren. Auch die Bewegungsfreiheit wurde durch Anordnungen, wonach Wehrmachtangehörige nur noch feldmarschmäßig und zu mehreren unterwegs sein durften, eingeschränkt.

---

<sup>990</sup> Bennett: Behind the battle, S. 249.

<sup>991</sup> Quellen: Normandie, S. 63; Ose: Entscheidung, S. 131.

Am Vorabend der Landung befanden sich zwar 58 Wehrmachtdivisionen im Westen, verteilt auf Belgien, die Niederlande und die gesamte französische Küste, aber die Alliierten konnten Ort und Zeitpunkt ihres Unternehmens bestimmen und, trotz der auf deutscher Seite angenommenen Landung an einer nord- bzw. nordwestfranzösischen Küste, zusätzlich Ablenkungsmanöver an der insgesamt 5.000 km langen Küste der „Festung Europa“ durchführen. Diese Tatsache stellte eine schwierige Ausgangslage für die Deutschen dar. Aber auch für die Alliierten sah das Unternehmen *Overlord*<sup>992</sup> nach einem höchst riskanten Abenteuer aus, denn ihre Truppen mussten an einer Küste landen, „die der Feind schon vier Jahre besetzt hielt und die er genügend Zeit hatte zu befestigen.“<sup>993</sup> Das gewaltige Aufgebot an in England zusammengezogenen Streitkräften täuscht darüber hinweg, dass diese zunächst den Ärmelkanal durchqueren mussten und - aufgrund der begrenzten Zahl an verfügbaren Landfahrzeugen -, in der ersten Operation zur See nur sechs Divisionen an Land setzen konnten. Wie Rommel richtig erkannt hatte, kam es für die Deutschen darauf an, bei Beginn einer alliierten Landung sofort zu handeln, denn zunächst war der Gegner durch die Überfahrt und die deutsche Abwehr an der Küste geschwächt. Diesen Schwächemoment galt es, so mahnte Rommel unermüdlich an, sofort zu nutzen, denn langsame Reaktionen der Deutschen würden es den Angloamerikanern ermöglichen, sich schnell zu verstärken und zu konsolidieren. Hatte der Feind erst einmal Fuß gefasst, das wusste der Generalfeldmarschall aus dem Afrikafeldzug, so war es fast unmöglich, ihn wieder vom Festland zu vertreiben.

So bestand, wie in diesem und den vorhergehenden Abschnitten gezeigt wurde, das Alltagsleben der an der Calvados-Küste stationierten deutschen Soldaten hauptsächlich darin, Strandhindernisse, Lauf- und Panzergräben sowie Geschützunterstände zu bauen, die die alliierten Soldaten, im Zusammenwirken mit den Waffen der Infanteristen, im Falle einer Anlandung solange aufhalten sollten, bis deutsche Panzerdivisionen und Verstärkung eintrafen, um sie wieder ins Meer zu werfen. Dann, so hoffte Hitler, würde der Gegner zunächst keinen weiteren Angriff wagen, und die im Westen liegenden Kräfte konnten unverzüglich an die Ostfront verlegt werden, um dort eine Entscheidung zugunsten des Reiches herbeizuführen.

Dieser Abschnitt kommt zu dem Ergebnis, dass alles darauf hindeutet, dass Teile der Bevölkerung im Département Calvados spätestens am 5. Juni 1944, dem Vortag des „D-Day“, über den alliierten Großangriff am 6. Juni 1944 informiert waren, wobei manche von ihnen eventuell sogar die Normandie als Angriffsschwerpunkt kannten.

---

<sup>992</sup> So lautete der Deckname der gesamten alliierten Operation zur Befreiung Europas. Die erste Phase von *Overlord*, die das Übersetzen der Truppen über den Ärmelkanal und die Anlandung beinhaltete, erhielt den Namen *Neptune*.

<sup>993</sup> Hart: Geschichte des Zweiten Weltkrieges II, S. 676.

Die Aussagen Severlohs, der den Angestellten seines Quartierswirts beim Ausheben eines Schutzgrabens am 5. Juni 1944 beobachtet hat, und Siemers, der ebenfalls von solchen Vorbereitungen aus dem Ort Trévières berichtet, sowie die Angaben Golders und Meißners, die von Vorwarnungen am Vorabend des 6. Juni 1944 berichteten, können ein Hinweis darauf sein, dass die Informationen der Franzosen bis zu einigen deutschen Kommandeuren vorgedrungen sind. Möglich ist, dass einige Zivilisten, wie Severloh meinte, „lange Ohren“ bzw. Kontakte zu Résistancemitgliedern hatten und so an die wichtige Information gelangt waren. Offenbar lag es jedoch im Ermessen der Kommandeure, ob sie diese oder die später erhaltene Meldung über das Verlaine-Gedicht an ihre Einheiten weitergaben und Alarmbereitschaft herstellten. Tatsache ist jedoch, dass insgesamt anscheinend nur wenige deutsche Truppen am 5. Juni darüber informiert wurden. Die Vorkehrungen der Franzosen – das Ausheben von Gräben – und die Ankündigungen der Kellner in Paris am 5. Juni, dass die Landung für den nächsten Tag bevorstand, brachten die Informanten erst nach dem 6. Juni, zumeist erst nach dem Krieg, in Zusammenhang mit der Landung der Alliierten.

Ganz allgemein kann festgehalten werden, dass sich, nachdem der Mai des Jahres 1944 mit seinen auch auf deutscher Seite bekannten möglichen „D-Days“, u. a. Der 1. Mai, ohne besondere Vorkommnisse verstrichen war, die Anzeichen für eine alliierte „Invasion“ spätestens in den ersten Junitagen häuften (Meldungen über in Südengland in großer Zahl zusammengezogene Schiffseinheiten, ständige Bombardierungen der Straßen- und Eisenbahnnetze sowie der deutschen Küstenbatterien, gezielte Luftangriffe und sogar Einzelfeuer auf deutsche Soldaten, Verhängung einer Urlaubssperre). Die den Deutschen bekannte vorübergehende Wetterbesserung Anfang Juni war nicht konsequent als solche gewertet worden,<sup>994</sup> die zuständigen Offiziere zum großen Teil unterwegs waren, was fatale Konsequenzen zur Folge hatte, da auf deutscher Seite bekannt war, dass ein angloamerikanischer Großangriff am 5.6. oder 6.6. erfolgen konnte.<sup>995</sup>

Dennoch gaben erstaunlicherweise, wie berichtet, einige Offiziere im Calvados eine Vorwarnung an ihre Truppe für den 6. Juni 1944 heraus. Es handelt sich hier jedoch wahrscheinlich nicht um eine offizielle Mitteilung an alle in Nordfrankreich stationierten Wehrmachtseinheiten, sondern ganz offensichtlich um ein „Insiderwissen“, das nur vereinzelt an die Truppe weitergegeben wurde. Die am 5. Juni 1944, aufgrund der abgehörten BBC-Meldung, herausgegebene Warnung der deutschen Abwehr, bezog sich, wie erwähnt, auf mögliche, erwartete Sabotageakte, über die wahrscheinlich

---

<sup>994</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 536.

<sup>995</sup> Der deutsche Sicherheitsdienst hatte für Frankreich Mitte Mai höchste Alarmbereitschaft empfohlen und mitgeteilt, „mit einer Invasion sei ... zwischen dem 20. des Monats und dem 10. Juni zu rechnen.“ Ebd.; vgl. Wegmüller: Abwehr, S. 219f.

auch die 7. Armee informiert worden war, weil diese auf eine Anlandung größerer Truppenverbände hindeuten konnten. Festgehalten werden kann somit, dass das alliierte Täuschungsmanöver „Fortitude“ einen wichtigen und nicht zu unterschätzenden Beitrag dazu geleistet hat, die Deutschen in dem Glauben zu bestärken, die Landung werde im Pas-de-Calais und wahrscheinlich nicht am 5. oder 6. Juni stattfinden.<sup>996</sup> Die Folgen für die deutsche Seite waren, aus damaliger Sicht, verheerend, wie im Abschn. 3. deutlich werden wird.

## 2.7 Aktivitäten der Résistance in Nordfrankreich vor dem 6. Juni 1944 (unter Berücksichtigung weiterer Zeitzeugenberichte aus Nordwest- und Südfrankreich)

Während der neue französische Regierungschef, Maréchal Philippe Pétain, am 13. Juni 1940 dazu aufrief, «de ne pas abandonner le sol français et d'accepter la souffrance, qui sera imposée à la Patrie et à ses fils»,<sup>997</sup> muss als gewichtige Gegenstimme dazu die des Generals de Gaulle genannt werden. Er erklärte seinen Landsleuten bereits am Tag der Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages, am 18. Juni 1940, aus London via BBC: „Cette guerre est une guerre mondiale.“<sup>998</sup> Diese vorausschauende Feststellung, wonach sich das Deutsche Reich in naher Zukunft nicht nur mit England, sondern mit der ganzen Welt im Krieg befinden werde, wurde von den meisten Franzosen zunächst nicht verstanden. Weitere BBC-Aufrufe de Gaulles riefen die Franzosen zum Widerstand auf.<sup>999</sup> Nach und nach gewann de Gaulle an Reputation, zumal er seinen Landsleuten als viel versprechendste Zukunftsperspektive die Vertreibung der deutschen Okkupanten anbot.<sup>1000</sup>

Aber bereits während des Frankreichfeldzuges, im Mai 1940, hatte es in einigen Dörfern französische Zivilisten gegeben, die das Feuer auf Wehrmachtseinheiten eröffneten. Sie wurden dafür derart brutal bestraft wie später bei Vergeltungsmaßnahmen im Osten. Der Soldat Fricke beschrieb die Ereignisse nahe Lille in einem Feldpostbrief:

---

<sup>996</sup> Bombardierungen in den letzten Tagen vor der Landung wurden nicht als unmittelbar bevorstehender Großangriff gewertet. Die Marinegruppe West war sogar der Ansicht, dass die Alliierten „erst über Landungsfahrzeuge für etwas mehr als zehn Divisionen verfügen“ und noch einige Zeit benötigen würden, um das angesetzte Volumen von zwanzig Divisionen zu erreichen. Darüber hinaus wurde dem Alarmspruch aus dem Verlainedichtung keine übermäßige Bedeutung zugemessen, da die BBC in der Vergangenheit bereits mehrfach ähnliche Sprüche gesendet hatte, „ohne dass die erwartete Invasion erfolgt war.“ Vermutet wurde, dass die jetzige Alarmierung eventuell „das Zeichen für den Beginn groß angelegter Sabotageakte“ sei. Daher erschien es Rundstedt noch wenig sinnvoll, die Truppe an der Küste über die Maßen zu beunruhigen. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung), S. 537.

<sup>997</sup> Zit. In Durand: La France, S. 19.

<sup>998</sup> Rousso: *Années Noires*, S. 59.

<sup>999</sup> Ebd., S. 104 (Zitat einer Radioansprache de Gaulles via BBC vom 4. März 1942).

<sup>1000</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 424.

„Sehr hatten wir unter Heckenschützen zu leiden. Aus einem Dorf wurden allein 48 Männer herausgeholt, die auf deutsche Soldaten geschossen hatten. Sie wurden an die Wand gestellt, nachdem sie zuvor ihr eigenes Grab geschaufelt hatten, und dann erschossen. Außerdem wurde das Dorf in Brand gesteckt. Drei Dörfer sind auf unserem Marschweg mit dem Regiment schon in Flammen aufgegangen. Eine sinnlose Zerstörung, aber sie wollen es ja nicht anders haben. Ja, man sieht viel Furchtbares im Krieg.“<sup>1001</sup>

Wie andere Wehrmachtsangehörige auch, sah Fricke die rohe Behandlung der Dorfbewohner, die sich „ihr eigenes Grab“ schaufeln mussten, als unvermeidlich und legitim an, zumal diese in seinen Augen selbst verantwortlich waren. Aktiver Widerstand gegen Wehrmachtstruppen wurde von deutschen Soldaten „verdammte“, wie sich einer der Zeitzeugen im Interview äußerte. Dies wiederum rechtfertigte nach damaliger Auffassung härteste Vergeltungsmaßnahmen, wie Geislerschießungen,<sup>1002</sup> die im Kriegsalltag Ost, nach Angriffen von Zivilisten auf Wehrmachtsangehörige, jedoch niemanden mehr aufzuregen schienen<sup>1003</sup> und deren Folgen im Gegensatz zu den Ausführungen des Soldaten Fricke im Westen, auch nicht als sinnlos oder furchtbar eingestuft wurden, sondern „im deutschen besetzten Russland ihren angemessenen Ort“ hatten.<sup>1004</sup> Ein Unterschied zum Osten besteht darin, dass „Volkscharakter und Ideologie“<sup>1005</sup> für die Deutschen im Westen keine Rolle spielten.

Sofort nach Beginn der deutschen Besetzung in (Nord-)Frankreich kam es zu weiteren einzelnen Aktionen gegen deutsche Einrichtungen oder Wehrmachtsangehörige. Am 20. Juni 1940 zerstörte ein Franzose namens Achavanne nahe Rouen deutsche Telefonleitungen.<sup>1006</sup> Diese und weitere Taten dieser Art sind sehr wahrscheinlich sowohl aus Patriotismus und Hilfslosigkeit als auch aus der Weigerung darüber geschehen, die französische Niederlage anzuerkennen. Außerdem konnte der einzelne durch Aktionen gegen die Unterdrücker einen Teil der Selbstachtung, die mit der raschen Niederlage vom Sommer 1940 verloren gegangen schien, zurückgewinnen.<sup>1007</sup>

Nach neuesten Forschungserkenntnissen wird der 11. November 1940 als Auftakt

<sup>1001</sup> FpBf Rudolf Fricke, 1.6.40, in: Jasper: Zweierlei, S. 282.

<sup>1002</sup> Vgl. zu Geislerschießungen (vermutlich auch im Westen) FpBf Adolf K., 12.10.41, in: ebd., Anm. 159: „Ich kann nicht sagen, dass es hier unruhig ist, wenn auch mal etwas vorkommt, es wird ja auch hart genug bestraft. Es gibt aber immer noch unbesonnene Menschen, die das Leben anderer Mitmenschen aufs Spiel setzen. Jeden Tag liest man einen neuen Aufruf des Oberbefehlshabers, der die Zivilbevölkerung vor den Folgen eines Schrittes gegen die Wehrmacht warnt. Habe die Folgen eines solchen Angriffs auf die Wehrmacht selbst erlebt. Aber darüber später mal mündlich.“

<sup>1003</sup> Vgl. FpBf Hans Starz, 21.6.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 283: „Wir haben ja heute auch einen schönen Sonntag, denn wir haben vollständig Ruhe und liegen etwas hinter der Front. ... Auch gibt es heute Braten zum Abendessen und der Mittagsschlaf war auch ausgiebig. ... Gestern wurden zur Vergeltung 20 Zivilisten, nachdem sie ihr Grab gegraben hatten erschossen für die Mordtat an den zwei Kameraden.“

<sup>1004</sup> Ebd., S. 283.

<sup>1005</sup> Ebd., S. 282.

<sup>1006</sup> Rousso: Années Noires, S. 58. Der Einzeltäter wurde erschossen oder hingerichtet.

<sup>1007</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 490.

zum aktiven französischen Widerstand gesehen, denn im Herbst 1940 hatte der Deutsche Militärbefehlshaber in Frankreich angeordnet, „dass die an diesem Tag bis dahin überall im Land organisierten Feiern aus Anlass des Endes des Ersten Weltkrieges zu unterbleiben hätten.“<sup>1008</sup> Die Pariser Studenten widersetzten sich und legten ein Gebinde in Form eines Lothringer Kreuzes am Grabmal des Unbekannten Soldaten unter dem Arc de Triomphe nieder und sangen die Marseillaise. Auf den Champs-Élysées kam es im Anschluss zu zahlreichen Zwischenfällen durch demonstrierende Studenten und Schüler. Die deutsche Seite reagierte mit Festnahmen und Schließung der Sorbonne.<sup>1009</sup> Stefan Martens hält fest: „Für viele der Studenten begann am 11. November 1940 der Weg, der sie im weiteren Verlauf des Krieges in die Résistance oder an die Seite de Gaulles in London führte.“<sup>1010</sup> Jede Besatzungsmacht erwartet zwar, „dass die Bevölkerung eines besetzten Gebietes ... sich dem Herrschafts- und Ordnungsanspruch der Besatzer fügte.“<sup>1011</sup> Im Laufe der Dauer der Besatzung und je nach Art der Herrschaft, versuchte die sich zwangsläufig in einem Krieg bildende Widerstandsbewegung des betroffenen Landes „eine Gegenordnung zu errichten und dadurch die Autorität der Besatzungsmacht zu untergraben.“<sup>1012</sup>

In der Folge machte sich der aktive Widerstand mehr als ein Jahr nach Beginn der Besatzung – nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion ab Spätsommer 1941 – vor allem durch Attentate auf Wehrmachtsangehörige und Sabotageakte gegen deutsche Einrichtungen bemerkbar.<sup>1013</sup> Zunächst handelte es sich bei den Widerstandskämpfern in erster Linie um französische Kommunisten. Sie hatten als verbotene Partei bereits eine Untergrundorganisation gebildet. Aus dieser ging die erste aktive Partisanengruppe, die „Franc-Tireurs et Partisans“ (F.T.P.) hervor. Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 erhöhte zwar die Motivation der kommunistischen Widerstandskämpfer in Frankreich, nun geschlossen und verstärkt gegen die deutsche Besatzung vorzugehen. Die deutschen Repressionen gegen französische Kommunisten verschärften sich jedoch, so dass sich die Zahl der Festnahmen innerhalb dieser Gruppe in Frankreich vervielfachte.<sup>1014</sup> Im Verlauf der deutschen Okkupation schlossen sich jedoch auch nicht politisch organisierte Franzosen aus den verschiedensten Gründen der Widerstandsbewegung an. Im Laufe der Zeit nahmen Anschläge gegen Soldaten oder deutsche Einrichtungen zu, „auch wenn viele

<sup>1008</sup> Martens: „Seltsame Niederlage“, S. 17.

<sup>1009</sup> Ebd.

<sup>1010</sup> Ebd.

<sup>1011</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 160.

<sup>1012</sup> Ebd.

<sup>1013</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 315. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 424. Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 108.

<sup>1014</sup> Durand : La France, S. 101.

[deutsche] Augenzeugen angeben, davon selbst nicht betroffen gewesen zu sein.“<sup>1015</sup> Hinzu kam der „sekundäre Widerstand, der nicht primär ideologisch, sondern durch konkrete Vorkommnisse und Zwangsmaßnahmen begründet war.“<sup>1016</sup> Hier ist vor allem die so genannte STO (service de travail obligatoire) zu nennen, bei der die deutsche Seite die französische Regierung aufforderte, ein bestimmtes Kontingent an Arbeitskräften zur Verfügung zu stellen, das in deutschen Rüstungsbetrieben und auch in der Landwirtschaft eingesetzt werden sollte. Die von deutscher Seite diesbezüglich immer höher werdenden Forderungen führten vor allem im Frühjahr 1943 zu einem Anstieg von Streiks, Sabotageakten und Unruhen und sorgten für einen Zulauf bei der Résistance, wo sich Zehntausende junge Männer im Alter zwischen neunzehn und einundzwanzig Jahren hinflüchteten, weil sie nicht zur Arbeit in Deutschland eingesetzt werden wollten.<sup>1017</sup> Und nicht zuallerletzt riefen das notorische Schweigen der NS-Führung „über das künftige Schicksal der besetzten Länder und die militärischen Rückschläge der Wehrmacht ... auch hier Ablehnung, Aufsässigkeit und schließlich Widerstand hervor.“<sup>1018</sup> Auch andere Maßnahmen, wie Haus- und Hofdurchsuchungen nach versteckten Fallschirmspringern oder Widerständlern sowie Geiselnahmen auf Bahnhöfen, in deren Folge französische Zivilisten deutsche Transportzüge als Geiselpassagiere begleiten mussten,<sup>1019</sup> trugen im Laufe der Zeit dazu bei, dass die Bevölkerung mit ihren Landsleuten im Widerstand immer mehr sympathisierte und immer häufiger bereit war, diese zu unterstützen oder sich ihnen anzuschließen. Die Besatzer wurden dadurch erheblich geschwächt, mussten eigene Truppen zur Bekämpfung der Résistance abstellen und „setzten bei der Bevölkerung an, um ihre Ordnung mit allen Mitteln unantastbar zu machen.“<sup>1020</sup> Der in diesen Fällen zur Wiederherstellung bzw. Aufrechterhaltung ihrer Autorität unweigerlich einsetzende Terror richtete sich „gegen zumeist unbeteiligte Zivilisten, weil sie [die Besatzer] die Widerständler meist nicht zu fassen vermochten.“<sup>1021</sup> Jasper fasste zutreffend in Worte, wie die Spirale der Gewalt dann bis zur Eskalation mutierte:

„Dieses Verhalten [der zunehmenden Gewalt seitens der Besatzer] heizte den Widerstand weiter an, und ... schaukelte sich hoch, womit die Widerständler ihrem

---

<sup>1015</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 213.

<sup>1016</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 224.

<sup>1017</sup> Azéma: De Munich, S. 179, 212; Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 224; Schröder: „Zivilisten: Zweiter Weltkrieg“.

<sup>1018</sup> Vogel: Die Deutschen in den besetzten Gebieten, S. 426. Der Informant Martin machte deutlich, dass die Franzosen im Laufe der Zeit von den Rückschlägen der Wehrmacht auf anderen Kriegsschauplätzen erfahren hätten und meint: „On savait ça petit à petit.“

<sup>1019</sup> Im Jahre 1943 mehrten sich Anschläge auf Urlauberzüge mit Wehrmachtssoldaten, „weshalb sich vorn und hinten im Zug jeweils zehn Franzosen als Geiseln aufhielten. Sie sollten im Falle eines Attentates sofort erschossen werden.“ Tewes: Besatzungszeit, S. 297.

<sup>1020</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 160.

<sup>1021</sup> Ebd.; vgl. Richter: Partisanenkrieg, S. 840, 843.

Ziel immer näher kamen: Die Besatzer durch Chaos und Verunsicherung schwer zu schädigen oder gar zu vertreiben. Dieser auf dem Feld der Psyche ausgetragene Kampf führte häufig zu einer sich dynamisch steigernden Brutalisierung.<sup>1022</sup>

Der französische Historiker, Henri Noguères, stellte jedoch zumindest bis Sommer 1941 fest, dass die Résistance nach Ablauf des ersten Jahres immer noch eine Randerscheinung war:

«Sur l'ensemble de la population française, les résistants actifs ne constituaient même pas en termes de statistiques une minorité appréciable. Et ce qui était plus grave, les 'sympathisants' même passifs, n'étaient guère plus nombreux: dans leur très grande majorité, les Français se montraient plus soucieux de ne plus revoir les horreurs de la guerre, le pallier des insuffisances du ravitaillement et d'accueillir leurs prisonniers que de poursuivre la lutte aux côtés des Alliés.»<sup>1023</sup>

Der Historiker Jean-Pierre Azéma meint dazu:

«Ajoutons que – les communistes mis à part – peu de cadres de la Résistance avaient la possibilité de mettre rapidement sur pied une organisation réellement populaire.»<sup>1024</sup>

Die nach dem Krieg gern von Franzosen aufgestellte Behauptung, wonach der größte Teil der Bevölkerung sich in einer Widerstandsbewegung engagiert habe, ist nach diesen Recherchen unzutreffend. Zutreffend ist eine nach und nach erwachende Sympathie der nationalstolzen Franzosen gegenüber der Résistance. Im Herzen mag jeder im Laufe der Zeit ein Widerstandskämpfer gewesen sein. Den Mut zu einem aktiven Engagement in einem der sich langsam bildenden *mouvements* besaßen zunächst aber nur wenige. Und Drolshagen betont, dass die meisten aktiven Widerstandskämpfer nicht in der Illegalität „verschwanden“, sondern ihr Leben „als Fischer, Hausfrauen, Handwerker und Arbeiter scheinbar unverändert weiterführten.“<sup>1025</sup> Eine bessere Tarnung gab es nicht, außerdem hatten sie ja auch weiterhin für ihre Familie zu sorgen,

„und sie mussten bedenken, dass das Besatzungsregime ihre Angehörigen zur Verantwortung ziehen, als Geiseln internieren, ihnen vielleicht das Haus über dem Kopf anzünden würde, wenn ihre Rolle als Widerstandskämpfer bekannt wurde. Außerdem konnten die Illegalen in den Wäldern, Bergen oder Städten nur existieren und weiterkämpfen, wenn ‚Legale‘ sie mit Lebensmitteln, Kleidung, Unterkunft, Fahrgelegenheiten usw. unterstützten.“<sup>1026</sup>

Neben der Planung und Durchführung von Anschlägen und Sabotageakten galt es auch, „die Logistik des Widerstands zu organisieren, Untergetauchten zu helfen, illegale Zeitungen zu schreiben und zu verteilen.“<sup>1027</sup> Trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten und Konkurrenz untereinander, hatten sich in der unbesetzten Zone bis Ende 1941 drei feststehende Widerstandsgruppen gebildet: die „Francs-Tireurs“, größtenteils bestehend aus Kommunisten, die Gruppe „Combat“ – hauptsächlich ehemalige

<sup>1022</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 160; Barth: Partisanenkrieg, S. 91, 94.

<sup>1023</sup> Noguères: Histoire de la Résistance, Bd. 1, S. 442.

<sup>1024</sup> Azéma: De Munich, S. 124.

<sup>1025</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 222.

<sup>1026</sup> Ebd.

<sup>1027</sup> Ebd., S. 223.

Militärs und christlich-demokratische Politiker -, und die den Gewerkschaften nahe stehende „Libération“.<sup>1028</sup> Fast alle Gruppen bildeten sich zunächst „autour d’un journal clandestin“, in dem sie ihre Ideen verbreiteten.<sup>1029</sup> In der besetzten Nordzone hatte es zwar bereits seit Juni 1940 Einzelaktionen in Form von Boykotten und kleineren Sabotagen gegeben,<sup>1030</sup> diese nahmen jedoch erst ab 1942 größeren Umfang an. Nachdem die Deutschen auf die ersten Anschläge noch relativ milde in Form von Geldbußen, Ausgangssperren und Freiheitsstrafen reagiert hatten, gingen sie bald dazu über, „vorher in Geiselhaft genommene Personen zu erschießen.“<sup>1031</sup> Seitens der Wehrmacht wurde nun auch gegen unorganisierte Aktionen, die im Alleingang verübt worden waren, massiv vorgegangen. Und es war auch schon zu Beginn der Besetzung zu Festnahmen und vereinzelt auch zu Exekutionen gekommen, wie der eingangs erwähnte Fall nahe Rouen zeigt. Die im Norden am weitesten verbreiteten Bewegungen waren die sozialistische „Libération-Nord“, und die aus der Armee hervorgegangene „Organisation Civile et Militaire“ (O.C.M.).<sup>1032</sup> Offiziell gab es ca. 220.000 „combattants volontaires de la Résistance“<sup>1033</sup>, nicht mitgerechnet diejenigen, die etwa auf der Straße flüchtenden Widerständlern für kurze Zeit Zuflucht gewährten, sie versteckten und damit ebenfalls ihr Leben riskierten.<sup>1034</sup> Mit der Ablösung des eher gemäßigt eingestellten Militärbefehlshabers in Frankreich, Otto von Stülpnagel, der von Repressalien, wie der Exekution von vorher in Geiselhaft genommenen Franzosen nichts wissen wollte, änderte sich das deutsche Vorgehen. Von Heinrich Himmler wurde nun im März 1942 der „Höhere SS- und Polizeiführer“ eingesetzt, und die Vorgehensweise nach Sabotageakten drastisch verstärkt. Dies hat auch dazu beigetragen, dass sich die zunächst zersplitterten Résistance-Gruppen im Mai 1943 unter dem von de Gaulle beauftragten Widerstandskämpfer Jean Moulin zum „Conseil national de la Résistance“ zusammenschlossen.<sup>1035</sup> Damit trat die Résistance aus der anfänglichen Phase isolierter Aktionen heraus und entwickelte sich allmählich zu einer wirklichen Gefahr für die Besatzungsmacht, die sich wiederum dadurch zu rigoroseren Schritten und einem immer härter werdenden Vorgehen gegen die Häufung von Attentaten, Saobtoageakten und das Entstehen von Unruheherden veranlasst sah.<sup>1036</sup>

<sup>1028</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 316.

<sup>1029</sup> Rousso: *Années noires*, S. 111.

<sup>1030</sup> Azéma: *De Munich*, S. 125.

<sup>1031</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: *Kriegführung im Westen*), S. 425.

<sup>1032</sup> Gruchmann: *Zweiter Weltkrieg*, S. 316.

<sup>1033</sup> Azéma: *De Munich*, S. 167.

<sup>1034</sup> Daneben gab es so genannte *passeurs*, die zwangseingezogene Landsleute über die deutsche Reichsgrenze in die Vogesen schleuste, auf einsamen Bauernhöfen oder in Forsthäusern verpflegte, ihnen falsche Papiere besorgte und der nächsten Organisation übergab, die wiederum versuchte, die Flüchtlinge außer Landes zu bringen. Bernecker: *Generation*, S. 233.

<sup>1035</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: *Kriegführung im Westen*), S. 425.

<sup>1036</sup> Ebd.

Hauptsächlich liegen von Seiten der Interviewpartner Aussagen zu Résistance-Aktionen in der Normandie, in der Bretagne und im Raum Marseille vor. Deshalb finden diese im vorliegenden Kapitel in erster Linie Berücksichtigung.<sup>1037</sup> Die Aktivitäten des französischen Widerstands *am* und *nach* dem 6. Juni 1944 gewannen dann eine neue Qualität. Daher ist ihnen ein gesonderter Abschnitt (3.4) gewidmet.

In Bezug auf die deutsche Besatzung und die Aktionen der *maquis* ist zu fragen, inwiefern die Wehrmachtsangehörigen von den Aktivitäten Kenntnis erhielten, und ob sie diesbezüglich bestimmte Anordnungen bekamen oder erhöhte Vorsichtsmaßnahmen zu treffen waren. Auch ist zu fragen, ob der Widerstand – vor dem 6. Juni 1944 – für die deutschen Besatzungseinheiten ein ernsthaftes Problem darstellte, das sie, ähnlich wie im Falle der Partisanen an der Ostfront, in ihrem Tagesablauf beeinträchtigte. Ebenfalls ist interessant, welche Einstellung Wehrmachtsangehörige bezüglich der Résistancekämpfer hatten, und ob sich diese bis heute erhalten hat.

Die französische Widerstandsbewegung in der Normandie war vor allem im Bereich der „Aufklärung“ aktiv. Bereits seit Juni 1940 unterhielt sie Verbindungen zum *Intelligence Service* (IS) in London. Eine ihrer spektakulärsten Aktionen glückte dem Résistance-Mitglied René Duchez, der bei der OT in Caen als Maler arbeitete. Es gelang ihm im Mai 1942, „a Todt Organization map of the coastline of Normandy“ aus dem Büro des Bauleiters in seinen Besitz zu bringen, die nach London geschmuggelt werden konnte.<sup>1038</sup> Diese Karte erwies sich für den britischen Geheimdienst im Hinblick auf eine geplante alliierte Landung von allergrößtem Wert, da hier alle bereits vorhandenen und noch geplanten Verteidigungsanlagen eingezeichnet waren.

Anschläge auf Züge oder auf Gleiskörper bildeten ein besonderes Kapitel des französischen Widerstands. Bei einem Eisenbahnunglück kamen besonders viele Menschen auf einmal zu Schaden. Daher erachteten die Résistancegruppen Anschläge auf Eisenbahnverbindungen anscheinend häufig als wirkungsvoller als Attentate auf Einzelpersonen. Zudem konnte das weit verzweigte Eisenbahnnetz auf diese Weise leicht zeitweise unterbrochen werden, wobei die Angreifer nur gering gefährdet waren.<sup>1039</sup>

Während sich die in der Anfangszeit zumeist kommunistischen Mitglieder der Résistance für diese Form der *action directe* (z. B. Sabotage von Transportzügen der Wehrmacht) aussprachen, versuchte der alliierte Geheimdienst, ihnen dies auszureden, da Repressalien seitens der deutschen Besatzungsmacht und, im schlimmsten Fall, die Aushebung des gesamten normannischen Résistance-Netzes zu befürchten

---

<sup>1037</sup> Ebenfalls berücksichtigt wurden Kurzaussagen von Kalbus, der in Italien stationiert war, und von Jost, dessen Bruder dem belgischen Widerstand angehörte, die der Bestätigung und der Ergänzung dienen.

<sup>1038</sup> Collier: D-Day, S. 94.

<sup>1039</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 217.

waren.<sup>1040</sup> Dennoch gab es beispielsweise an ein- und derselben Stelle zwei geglückte Eisenbahnsabotagen in der Normandie, die zwei Wehrmachtzüge entgleisen ließen, und zwar auf der Strecke Lisieux – Caen.<sup>1041</sup> Es wurden danach in dieser Gegend noch sechs weitere Sabotagen unternommen, die aber wegen der ständigen Überwachung der Bahngleise durch requirierte Franzosen nicht gelangen. Die Repressalien durch die deutsche Besatzungsmacht folgten unmittelbar nach der ersten geglückten Aktion. Als Sofortmaßnahme mussten von nun an 20 französische Zivilisten „tous les convois ferroviaires allemands entre Cherbourg et Amiens“ als Geiseln begleiten.<sup>1042</sup>

Die deutschen Heeresgruppen hatten gleich nach dem Waffenstillstand im Juni 1940 Bekanntmachungen vorbereitet, wonach Gewalttaten gegen Soldaten, Waffenbesitz, etc. „von Wehrmichtsgerichten unter Anwendung des deutschen Strafgerichts abgeurteilt“ werden würden.<sup>1043</sup> Als weitere Repressalie wurden am 18. April 1942 zwei im Gefängnis von Caen Inhaftierte erschossen.<sup>1044</sup> Nach der zweiten geglückten Sabotage, am 1. Mai 1942, wurde als Sofortmaßnahme des Militärbefehlshabers bestimmt, dass nun täglich 2.500 Franzosen (statt vorher 1300) ab 18.00 Uhr die Strecke Paris – Cherbourg im Département Calvados zu bewachen hätten, auf der hauptsächlich deutsche Personen- und Materialzüge verkehrten. Henri Martin erinnerte sich, dass er ebenfalls als „garde de rail“ eingeteilt war: „C'était le soir souvent,“ erzählte er. Die näheren Umstände sind ihm allerdings nicht im Gedächtnis geblieben. Die Französin Danièle Philippe schreibt in ihren Erinnerungen, dass auch ihr Vater zur Überwachung der Eisenbahnlinie nahe Bayeux abkommandiert worden war.<sup>1045</sup> 30 Kommunisten und Juden waren sofort nach der zweiten Sabotageaktion erschossen worden.<sup>1046</sup> Wieder setzte die deutsche Seite eine Frist, um die Schuldigen zu finden, und für den Fall, dass dies nicht gelänge, wurden weitere Erschießungen

---

<sup>1040</sup> Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 312. Noch im Sommer 1940 wurden seitens des deutschen Militärbefehlshabers in Frankreich in frz. Rathäusern mittels zweisprachiger Aushänge Sofortmaßnahmen nach etwaigen „actes d'hostilités“ gegen die deutsche Besatzungsmacht bekannt gemacht. Durand: La France, S. 102; Rouso: Années noires, S. 64.

<sup>1041</sup> Quellien: Résistance, S. 6. Die Züge entgleisten nahe der Ortschaft Airan (am 16.4. und 1.5.1942). Dies waren die ersten gelungenen Sabotageakte auf Transportzüge in der Geschichte der Résistance.

<sup>1042</sup> Ebd., S. 18.

<sup>1043</sup> Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 120.

<sup>1044</sup> Der Militärbefehlshaber ordnete als Konsequenz des Attentats vom 16.04.1942 weitere Maßnahmen an: Restaurants mussten abends um 18.00 Uhr schließen, 30 Kommunisten, Juden oder andere „Kriminelle“ würden erschossen. Falls der Schuldige nicht innerhalb von drei Tagen gefasst sei, würden 80 Kommunisten, Juden, oder andere Personen hingerichtet und 1000 weitere in den Osten deportiert. Diese Drohungen wurden zwar nicht in die Tat umgesetzt, dafür aber zur Abschreckung zwei Kommunisten aus dem Gefängnis in Caen erschossen. Quellien: Résistance, S. 21 – 24.

<sup>1045</sup> Philippe: Normandie, S. 84.

<sup>1046</sup> Die deutsche Seite exekutierte als Vergeltung für Anschläge und Überfälle häufig vorher festgenommene Geiseln. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 493.

angekündigt.<sup>1047</sup> Mehrere Zivilisten wurden willkürlich als Geiseln genommen und in den deutschen Osten – auch nach Auschwitz – deportiert.<sup>1048</sup> Angst und Missbehagen gingen nun in Caen um, eine Stimmung, die auch der Wehrmachtsführung nicht verborgen blieb.<sup>1049</sup> Die Verhaftung der Geiseln infolge eines Anschlages auf einen oder mehrere deutsche Soldaten wurde durch Plakate in französischer Sprache bekannt gemacht und sollte der Abschreckung dienen.<sup>1050</sup> Aber auch die Attentate der *maquis* an sich wurden öffentlich angeprangert.<sup>1051</sup>

Die verhängten Maßnahmen blieben auch nicht ohne Eindruck auf die Résistance-Mitglieder in der Normandie, zumal auch aus ihren Reihen etliche Mitglieder verhaftet worden sind. Da der Kampf gegen die Besatzungsmacht nun mit anderen Mitteln fortgesetzt wurde, erklärt sich, warum in der Literatur und auch von Augenzeugen nur von wenigen Aktionen der Résistance in der Normandie die Rede ist. So berichtete Siemers, dass die Deutschen eine große Menge an Flugblättern gefunden hätten: „Die sind umeinandergelagert, die habe ich gar nicht mehr zusammengeklaut, da sind ganze Wagenladungen gelagert an Flugblätter.“<sup>1052</sup> Französische Zivilisten hatten die Pflicht, jedes gefundene Flugblatt bei den Wehrmachtbehörden abzuliefern.<sup>1053</sup> Jedes bei einer Person gefundene Pamphlet führte sofort zum Haftbefehl.<sup>1054</sup> Nachdem es im Vorwege der Eisenbahnsabotagen „starke kommunistische Propagandatätigkeit durch Flugschriften“<sup>1055</sup> gegeben hatte, wurden die Widerstandgruppen nach den Repressalien im April/Mai 1942 offenbar vorsichtiger, denn die Tätigkeitsberichte der Wehrmacht in den folgenden Monaten verzeichnen kaum Aktionen der Résistance. Hinzu kam, dass ab Juni 1942 die Bekämpfung von Sabotageakten dem Sicherheitsdienst (SD) übertragen wurde und dieser härter gegen Widerstandsbewegungen durchgriff.<sup>1056</sup> So begründet der I c die Abnahme von Sabotageakten damit, „dass die

<sup>1047</sup> Quellen: Résistance, S. 65f.

<sup>1048</sup> Ebd., S. 71 – 83 sowie 135 – 137. Darunter befanden sich auch Juden, die bei der Suche nach Widerstandskämpfern angetroffen wurden. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 492.

<sup>1049</sup> Im Tätigkeitsbericht des H.Kdos. LX vom Mai 1942 heißt es: „Die Sühnemaßnahmen für die Eisenbahntentate haben während ihrer Dauer starken Einfluss auf die Stimmung gehabt.“ (BA-MA/RH 24-84-4 (Anlage 4).

<sup>1050</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 208.

<sup>1051</sup> Ebd., S. 218.

<sup>1052</sup> Es ist nicht klar, ob diese Flugblätter von der Résistance stammten oder von den Alliierten, die die Zivilisten alarmieren wollten und sie dazu aufforderten, sich in Sicherheit zu bringen, zumal die Flugblätter nur ein paar Wochen vor der Landung, wie Siemers erklärte, aufgetaucht sind.

<sup>1053</sup> Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 120.

<sup>1054</sup> Quellen: Résistance, S. 40.

<sup>1055</sup> I c-Tätigkeitsbericht d. H.Kdos. LX für Febr. 1942. BA-MA/RH 24-84/4 (Anlage 2).

<sup>1056</sup> De Bouard: La Répression, S. 129f. Im September 1942 waren erneut 13 Kommunisten wegen „kommunistischer Propaganda“ zum Tode verurteilt worden, 10 weitere zu Gefängnisstrafen oder Deportationen (BA-MA/RH24-84/6 a). Die Zunahme der Deportationen liegt darin begründet, dass die Zahl der Todesurteile begrenzt bleiben sollte. Stattdessen wurden seit dem „Nacht- und Nebel“-Befehl vom 07.12.1941 mehr Franzosen nach Deutsch-

Tätigkeit von Widerstandgruppen im Bereich der 716. I.D. durch die erfolgreiche Arbeit des SD eingedämmt wurde.“<sup>1057</sup> Dennoch nahmen die Sabotagen auf Züge und Gleise insgesamt zu, je näher der Zeitpunkt der „Invasion“ rückte. Die zunehmende Zerstörung des Verkehrsnetzes hatte gravierende Auswirkungen: deutsche Truppen, die aus dem Reich oder von der Ostfront nach Frankreich verlegt wurden, waren oft tage- und sogar wochenlang unterwegs, bis sie ihren Zielort erreichten. Abgesehen von den Zerstörungen infolge alliierter Luftangriffe im Frühjahr 1944 waren allein im Mai 1944 431 Lokomotiven von französischen Widerstandskämpfern unbrauchbar gemacht worden<sup>1058</sup>. Durch die hohen Schäden an Eisenbahnanlagen war es unmöglich, einen geregelten Bahnbetrieb aufrechtzuerhalten.

Von alliierter Seite her wurde jedoch versucht, alle nur erdenklichen Informationen zu Truppenstärken und Küstenbefestigungsanlagen zu erreichen und auszuwerten. Piloten wurden in geheimer Mission mit dem Fallschirm abgesetzt, oder die Flugzeuge landeten auf freiem Feld. Die Besatzung wurde sogleich von Résistance-Mitgliedern in Empfang genommen und versteckt. Herr Arp erinnerte sich:

„Schauen Sie, ... die Normandie, die ist ja unübersichtlich. Da ist sogar mal ein englisches Flugzeug gelandet. Die Pi... die Flieger konnten weg. Bis die Deutschen kam, waren die untergetaucht. '43 muss es gewesen sein, '43. Das war nicht bei uns, das war aber in der Umgeb... Das [Flugzeug] war noch da. Das kann nicht verschwinden.“

Andere Vorkommnisse deuteten ebenfalls darauf hin, dass die Résistance aktiv war. Kurz vor der Landung fand Herr Lützen in der Feldmark im Bereich der 716. I.D. eine Brieftaube und erklärte: „Die war in so 'ner Trommel. ... Und wenn wir [die] ablieferen, kriegten wir drei oder vier Tage Urlaub extra.“ Die Taube habe eine Nachricht auf französisch, polnisch und deutsch bei sich gehabt, meinte der Befragte. Was darauf stand, wusste der Informant nicht mehr. Arp berichtete von einem ähnlichen Vorfall:

„In der Zeit vorher wurden also Tauben gefunden. ... Ich hab' eine gesehen. Die wurden von den Engländern abgeworfen, an kleinen Fallschirmen. An den Füßen hatten sie kleine Plastik... zwei Plastikhüllen, und da war ganz dünnes... Also, da ist das Luftpostpapier noch dick dagegen. Und da waren eine ganz bestimmte Reihe Fragen. Und die sollten die Franzosen ausfüllen und zurückschicken. Und eine Taube, die war wahrscheinlich zu müd', die wurde von Franzosen oder von Deutschen, das weiß ich jetzt nicht mehr, gefangen, vorne am Strand, und zum Regiment gebracht. Das war noch in der Zeit, als ich beim Regiment war. Und dort

---

land verbracht. Von diesem spurlosen Verschwinden versprachen sich die Deutschen „eine große abschreckende“ Wirkung. Insgesamt wurden aufgrund dieses Erlasses etwa 5.000 Franzosen nach Deutschland deportiert. Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 144f.

<sup>1057</sup> I c-Monatsbericht v. 3.1.1944. BA-MA/RH 24-84/12. Die 352. I.D. war im Dez./Jan. 1943/44 noch nicht im Calvados stationiert, so dass die 716. I.D. den späteren Landeabschnitt bis Frühjahr 1944 allein zu überwachen hatte.

<sup>1058</sup> Ose: Entscheidung, S. 66. Für den Monat April 1944 meldete der Chef des deutschen Transportwesens die Zerstörung oder Beschädigung von 137 Loks und 845 Waggons. Angaben nach DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 490. Die personellen Verluste betragen allein in dem genannten Monat im Westen 869 Tote und Verwundete.

haben wir natürlich das aufgemacht und dann so die Fragen: ‚Wieviel...‘ ‚Wer ist das?‘ ‚Wer ist der Kompaniechef?‘ und so. Es war nämlich erstaunlich: Als ich nachher nach England kam, in die Gefangenschaft, die wussten, die hatten alles da! Ja. Das gab es.“

Die Brieftauben waren für den französischen Widerstand bestimmt und wurden, wie Arp richtig vermutete, von England aus per Flugzeug auf den Weg gebracht.<sup>1059</sup> Die Brieftaube wurde im Zweiten Weltkrieg ergänzend zum Funkverkehr eingesetzt, vor allem für Informationen aus Gebieten, die schwer zugänglich waren oder in denen es zu gefährlich war, einen Agentenfunker zu platzieren. Im Gegensatz zum Funker konnte die Taube nicht von der Funkabwehr erfasst werden. Die Verluste an Vögeln waren jedoch groß, da sie entweder von den Résistance-Mitgliedern nicht gefunden wurden, von der Bevölkerung bei den deutschen Einheiten abgeliefert, wie im Fall Arp geschehen (bei Nicht-Ablieferung drohten schwere Strafen) oder von deutschen Einheiten an der Küste abgeschossen wurden, da die „Missionen“ der fliegenden Boten den Deutschen bekannt waren.<sup>1060</sup>

Im Übrigen stammen die meisten Informationen der deutschen Soldaten über Résistance-Aktionen im Calvados aus Divisionsmeldungen. Direkte Konfrontationen mit Widerstandskämpfern hat es bei ihnen, laut eigener Aussage, nicht gegeben. So berichtete Gockel, dass am 1. Dezember 1943 in Colleville eine Meldung über das Bataillon einging, wonach ein 18jähriger Soldat in der Nähe von einer Meldetour mit dem Fahrrad nicht zurückgekehrt sei. Die Vermutung wurde ausgesprochen, man habe dem jungen Deutschen aufgelauert und ihn umgebracht. Zu der Zeit seien aber eher „die Elsässer“ verdächtig gewesen, als die zu dem Zeitpunkt weniger auffällige Résistance, so Gockel.<sup>1061</sup> Der Befragte Hendrik Meyer erinnerte sich an einen besonderen Todesfall, der sich zu Beginn des Jahres 1944 ereignete und nie aufgeklärt werden konnte:

„In Verdun wurde eines Tages ein Soldat von uns tot aus der Maas gefischt. Es blieb aber... es war immer ungeklärt: war der Mann Opfer eines Attentats oder des Alkohols oder einer Schlägerei wegen irgendeines Nebenbuhlers einer Frau? Es kam nie raus. Wir haben in der ganzen Zeit in Verdun, von den ersten Tagen des Januar bis Anfang März keinen einzigen Fall eines Attentats oder so gehabt.“

<sup>1059</sup> In der Geschichte der 352. I.D. heißt es dazu in einer Meldung vom Frühjahr 1944: „Lebhafte Brieftaubentätigkeit im Mai. ... Eine Meldung konnte abgefangen werden, die den Div.Abschn. betraf (III./A.R. 1716 – Erhalt von neuen Flak-Verbänden). Die anderen abgefangenen ... Nachrichten betrafen meist erheblich rückwärtig liegende Anlagen.“ Major Ziegelmann: Geschichte der 352. Inf. Div. (BA-MA/MS B-432, S. 18).

<sup>1060</sup> Carell: Sie kommen, S. 12; vgl. Desprairies: Sous l'œil de l'occupant, S. 166f. Dort findet sich ein Foto aus Juli 1943, das zwei deutsche Soldaten auf einem Balkon in Paris mit der von Lützen bezeichneten, an einem Fallschirm hängenden Trommel zeigt: „Un petit parachute contenant une sorte de cage en forme de tonnelet. ... La petite cage contient un tract et un mode d'emploi attachés ensemble au-dessus de la cage. Dans la cage, il y a un pigeon. L'oiseau aurait été largué par la Résistance.“ Die in Paris gefundene Taube hatte eine Nachricht mit folgenden Worten bei sich: «Vive la patrie, à bas les Boches.»

<sup>1061</sup> Die Elsässer waren als „Volksdeutsche“ gezwungen, der Wehrmacht als Soldaten zu dienen. Ähnlich wie bei den Polen und auch den „Osttruppen“ wurde ihnen auf deutscher Seite Misstrauen entgegengebracht und ihr Kampfwert als gering eingeschätzt.

Die Panzer-Lehr-Division wurde März 1944 aus Verdun abgezogen und für einige Wochen nach Ungarn verlegt. Die Bemerkungen des Zeitzeugen bestätigen die (oft versteckten) Anspielungen auf den häufigen Alkoholenuss mancher deutscher Soldaten und die Tatsache, dass einige von ihnen – zumeist Offiziere – eine französische Freundin hatten.<sup>1062</sup> Ob es dennoch in diesem Fall Sühnemaßnahmen gab, wird vom damaligen Hauptmann Meyer nicht erwähnt.

Heinrich Severloh erklärte, dass Wehrmachtssoldaten zu Beginn des Jahres 1944 allein nur noch „feldmarschmäßig“<sup>1063</sup> unterwegs sein durften:

„Da war schon leicht Partisanen. ... Man musste immer mit einer geladenen Flinte rumrennen. ... Uns hat keiner was getan, aber das war eben der Befehl. Und da wird ja immer mehr gemacht, als ist.“<sup>1064</sup>

Partisanen in den besetzten Gebieten wurden von den Deutschen als „Terroristen“ bezeichnet, organisierter Widerstand galt als „Bandentätigkeit“.<sup>1065</sup> Eine Verstärkung der Résistancetätigkeit in Frankreich wurde zu Beginn des Jahres 1944 registriert. Bereits seit Frühsommer 1943 „äußerte sich der französische Widerstand nicht mehr nur in Überfällen und Sabotageakten, sondern auch in organisierter Form“, so Jäckel, der feststellt,

„dass die Tätigkeit der Résistance seit Ende 1943 fühlbar zunahm, und ... am Vorabend der Invasion zum ersten Mal in der Geschichte der Besetzung Frankreichs nicht nur ein polizeiliches, sondern ein ernsthaftes militärisches Problem darstellt.“<sup>1066</sup>

Severloh bezieht sich anscheinend auf den Befehl des Ob. West, der am 10. Februar 1944 „gegen die Sorglosigkeit der deutschen Soldaten, von denen manche noch immer unbewaffnet umhergingen“, erlassen wurde und scharfe Strafen androhte.<sup>1067</sup>

In den besetzten Gebieten sollten deutsche Soldaten darüber hinaus immer nur zu mehreren unterwegs sein.<sup>1068</sup> In Frankreich wurde diese Bestimmung aber nicht überall eingehalten. So berichtete Gockel, der in derselben Gegend wie Severloh stationiert war, allerdings nicht in einem Privatquartier wie dieser, sondern in einem strandnahen Bunker untergebracht war, auf die entsprechende Frage nach der Sicherheit:

„Nein, und es war ja auch so, wenn ich von dem Stützpunkt nach Colleville oder St. Laurent ging, das waren ja nach Colleville zwei Kilometer, nach St. Laurent drei

---

<sup>1062</sup> Siehe dazu auch die Aussagen bei Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 373, 399.

<sup>1063</sup> Feldmarschmäßig bedeutete: in Uniform, mit Stahlhelm, Karabiner und Gasmaske.

<sup>1064</sup> Der Befragte Kalbus erwähnte ähnliche Vorschriften aus Italien: „... In Italien war es so – in Russland hab ich das gar nicht mitgekriegt – wenn da so Städte, kleine Städte waren, und da war das auch in den Städten unsicher, wir wussten, dass es überall Partisanen gab, und da war's verboten, unbewaffnet wegzugehen. In die Ortschaften rein immer mit Waffe. ... Ja, allein wär' man sowieso nicht rein gegangen. Nich, kann auch sein, dass Befehl bestand, immer zu zweit zu gehen.“ Vgl. Rosenthal: *Scherben*, S. 305.

<sup>1065</sup> Jäckel: *Frankreich in Hitlers Europa*, S. 281.

<sup>1066</sup> Ebd. S. 280f., 306.

<sup>1067</sup> Jäckel. *Frankreich in Hitlers Europa*, S. 307.

<sup>1068</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 372f.

Kilometer, dazwischen lag kein Haus da, wir sind da alleine losgezogen [und haben] nicht viele (?) Bedenken gehabt.“

Gockels Ausführungen ist zu entnehmen, dass sich deutsche Soldaten in der Normandie, trotz der offiziellen Warnungen, sicher gefühlt haben. Wer monatelang dort stationiert war, bei dem traten „Etappenerscheinungen“ auf, denn abgesehen von gelegentlichen Luftangriffen und Sabotageakten der Widerstandsgruppen, fühlten sich manche Soldaten bis 1944 in Frankreich besser aufgehoben als in vielen Städten der Heimat.<sup>1069</sup> Die deutsche Führung war mit dieser Sorglosigkeit, die an Friedenszeiten erinnerte, unzufrieden und erließ deshalb entsprechende Vorsichtsmaßnahmen, die aber, wie die Beispiele zeigen, nicht von allen beachtet wurden. Dass diese berechtigt waren, berichtet ein damals in Frankreich stationierter Deutscher:

„...vorsichtig musste man ja da auch sein, denn Partisanen, das gab's ja auch da. Nicht nur in Polen nachher, wie man gehört hat, auch vor allen Dingen Frankreich nachher Partisanen. Das war dann auch nicht so ungefährlich. ... Das häufte sich ja nachher, dass sie den dann – die verschwanden dann – umgebracht wurden. Das war nachher schon so an der Tagesordnung.“<sup>1070</sup>

Die Furcht vor Angriffen aus dem Hinterhalt und die entsprechenden Mahnungen zur Vorsicht hatten ihren Grund in entsprechenden Vorfällen, wie sie Meyer zuvor angedeutet hatte, und wie die vorstehende Aussage des Soldaten Nagel erkennen lässt. Im Pariser Gebiet sollen allein im Dezember 1941 221 ‚Attentate‘ auf deutsche Soldaten unternommen worden sein, so der Historiker Kühnrich, der weiter ausführte: „Selbst in Paris kämpften Partisanen, so dass sich die deutschen Soldaten in den Pariser Außenbezirken nachts kaum mehr auf die Straßen trauten.“<sup>1071</sup> Es kursierten in diesem Zusammenhang vielerlei Mordgerüchte, denen die Soldaten anscheinend auch zu gerne Glauben schenkten.<sup>1072</sup>

Die zunächst mangelnde Wachsamkeit deutscher Soldaten gegenüber den Franzosen hatte sowohl zu Überraschungsaktionen seitens der Résistance geführt als auch zum Verlust von Ausrüstungsgegenständen. So sind allein von November 1943 bis April 1944, laut Bericht des Militärbefehlshabers, 434 herrenlose Waffen, 1078 Gasmasken, 225 Stahlhelme und eine Unzahl anderer Fundstücke aufgegriffen worden<sup>1073</sup>.

Herr Thomsen erzählte, dass er nach seiner Ankunft im Januar 1943 häufig allein, auch in Zivilkleidung, zu Bauern ging, um dort Milch, Eier und Cidre einzukaufen. Er

<sup>1069</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 498.

<sup>1070</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 372 (Beleg 47, Nagel).

<sup>1071</sup> Kühnrich: Partisanenkrieg in Europa, S. 142f.; vgl. Rosenthal: „Scherben“, S. 305.

<sup>1072</sup> Es ging u. a. das Gerücht, dass es beim Friseur zu Todesfällen bei deutschen Soldaten gekommen sei, denen die Gurgel durchschnitten worden sein soll. Daher wurde empfohlen, „dass man nicht mehr allein, also ein einzelner nicht mehr zum Friseur gehen oder überhaupt nachher ausgehen durfte. Das war ja nachher die letzte Zeit schon so schlimm, dass man alleine sich gar nicht mehr traute.“ Schröder: Gestohlene Jahre, S. 372f. (Beleg 47, Nagel).

<sup>1073</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 498.

erklärte: „Es gab ja keine Widerstandskämpfer, als wir anfangs da ankamen, aber dann ging es langsam los, ganz langsam.“ Ab Herbst 1943 durften sich deutsche Soldaten im Gelände dann nur noch „feldmarschmäßig“ in kleineren Gruppen bewegen.<sup>1074</sup> Besonders in der Bretagne traten Widerstandskämpfer seit 1943 immer kecker auf. Sehr früh gab es hier bereits ein größeres Nachrichtennetz mit Verbindungen nach England, zumal in dieser Region besonders viele Hafenstädte von der Kriegsmarine besetzt waren.<sup>1075</sup> Schon im ersten Jahr der Besetzung wurden Sabotagefälle an Telefonkabeln bekannt. Ab 1941 nahmen dann die Sabotagen zu, und auch die ersten Attentate auf Wehrmachtsangehörige wurden verübt.<sup>1076</sup> Bei den Akteuren handelte es sich aber zunächst um vereinzelte Gruppen. Der Zusammenschluss zu *Résistancebewegungen* erfolgte hier, wie im übrigen Frankreich auch, erst ab 1942/43.

Das forschere Auftreten der bretonischen *Résistance* ist aber wohl auch auf ein seit langem bzw. wieder vorhandenem Autonomiebestreben dieser Region zurückzuführen.

Die Versorgung mit Waffen erfolgte von England aus, durch Fallschirmlieferungen. Allerdings war diese Ausrüstung den Widerstandskämpfern im Hinblick auf die bevorstehende Landung zur Verfügung gestellt worden, und nicht für etwaige Sabotageaktionen gedacht. Eine solche erlebte der damalige Leutnant Thomsen 1943 nahe Guingamp. Als Kompanieführer wurde er mit einigen Kameraden zum Schutz einer Nachrichtentruppe ausgeschiedt. In der Nähe war offenbar eine Kabelsabotage begangen worden, und die Deutschen mussten befürchten, dass die Widerstandskämpfer den Funkern auflauern würden, was auch tatsächlich geschah:

„Es kam zu einer Schießerei plötzlich. ... Die haben da im Gebüsch gehockt, die wussten ja, dass sie [die Deutschen] kommen, um zu reparieren. Es sollten ja auch 'n paar [von unseren] Leute[n] umgebracht werden. ... Die beschossen uns

---

<sup>1074</sup> Der Historiker Eberhard Jäckel führt in seiner Monographie zur deutschen Besetzung, S. 306, aus, dass die Tätigkeit der *Résistance* seit 1943 spürbar zunahm, und die französischen Untergrundbewegungen am Vorabend der Invasion „zum ersten Mal in der Geschichte der Besetzung Frankreichs nicht mehr nur ein polizeiliches, sondern ein ernsthaftes militärisches Problem darstellte[n].“ Der Ob.West erließ am 10.02.1944 einen Befehl, wonach deutsche Soldaten, die immer noch unbewaffnet umhergingen, mit harten Strafen rechnen mussten. Ebd., S. 307.

<sup>1075</sup> Sainclivier: *France de l'Ouest*, S. 347.

<sup>1076</sup> Dies.: *Résistance en Ille-&Villaine*, S. 28. In Nantes wurde der Chef der Feldkommandantur ermordet. Zunächst gingen die ersten Aktionen der Widerständler auf das Konto der in Frankreich verfolgten Kommunisten. Später – vor allem mit dem zunehmenden Bedarf des Reiches an ausländischen Arbeitskräften und entsprechender Zwangsmaßnahmen wie der STO (seit Einführung des Service du travail obligatoire im März 1942 wurden Franzosen bestimmter Jahrgänge zur Arbeit in Deutschland zwangsverpflichtet. Die *Résistance* beschaffte vielen von ihnen falsche Papiere) – schlossen sich auch andere Franzosen aus verschiedenen Gründen (Niederlagen des Deutschen Reiches an allen Fronten und damit die Perspektive auf eine baldige Befreiung, zunehmende Repressalien der Besatzungsbehörden, Verschlechterung der Lebensbedingungen, und aus Patriotismus oder Antifaschismus) einer Untergrundbewegung an.

plötzlich. Wir haben das natürlich gesehen und gehört, woher das Feuer kam und haben gestürmt.“

Thomsen wurde als einziger Deutscher bei der Verfolgung der Widerstandskämpfer verwundet. Er bekam einen Gewehrkolbenschlag in die Kniebeuge. Der Zeitzeuge hatte auf einen der Franzosen geschossen, und im Fallen verwundete ihn dieser, der anscheinend keine Munition mehr in der Waffe hatte, mit dem Gewehrkolben noch am Knie: „Wir haben einige erwischen können, einige sind weg.“ Näheres hat Thomsen dann nicht mehr beobachten können, da er mit gebrochenem Knie liegen blieb und später in ein Lazarett eingeliefert wurde. Die Historikerin Sainclivier belegt für das bretonische Département Ille-et-Vilaine, dass mehr als die Hälfte aller festgenommenen Widerstandskämpfer in Konzentrationslager deportiert wurden, weitere 25 % seien in französische Gefängnisse überführt, und die anderen erschossen worden.<sup>1077</sup> Thomsen wurde nach seiner Genesung in einen Außenposten von Guingamp verlegt. Die Sabotageaktionen häuften sich dann, denn der Interviewpartner berichtete:

„Es nahm dann auch in unserer Gegend zu..., und von dort aus wurden wir dann manches Mal eingesetzt, um Dörfer zu durchkämmen in der Umgebung, ... wenn irgendwelche Anschläge waren. Aber meistens waren Leitungen zerstört.“

Auf die Frage, ob auch bei anderen Aktionen deutsche Soldaten zu Schaden gekommen seien, antwortete Thomsen: „Doch, es gab einige Ausfälle, auch Tote. Nicht in der Kompanie, in der ich war, aber in der Nachbarkompanie.“ Offiziere seien jedoch nicht darunter gewesen. Bei seinen weiteren Einsätzen wurde jedoch weder jemand verletzt noch ein Résistancemitglied gefasst. Hier handelte es sich, wie auch Siemers nachfolgend berichtet, um Durchsuchungsaktionen bei bretonischen bzw. normannischen Bauern, die den Deutschen ihre Gebäude öffnen mussten. Mit Bajonetten<sup>1078</sup> wurde dann im Heu nach versteckten Personen – Untergrundkämpfer bzw. von England aus gelandete Fallschirmspringer<sup>1079</sup> - gesucht. Die Franzosen blieben, nach Auskunft Thomsens, bei diesen Aktionen „zurückhaltend-höflich“.

Auch in der Normandie fanden häufiger solche Hausdurchsuchungen statt – sehr zum

<sup>1077</sup> Sainclivier: Résistance, S. 263. Der Ort Guingamp gehört zwar zum benachbarten Département Côtes d'Armor, jedoch ist anzunehmen, dass die Verurteilung von Mitgliedern der Résistance hier ähnlich verlief wie in Ille-et-Vilaine, zumal Quellen für die Normandie ebenfalls belegt, dass die meisten festgenommenen Widerständler in Konzentrationslager verbracht wurden, wo 90 % von ihnen den Tod fanden. Quellen: Les fusillés, S. 135f.

<sup>1078</sup> Auch im Zweiten Weltkrieg wurde im Nahkampf noch das Bajonette benutzt. Dazu meint der damalige Unteroffizier, Robert Dohr: „Ich habe nie mein Bajonett aufpflanzen müssen, denn schon als Unteroffizier hatte man ja eine Maschinenpistole. Das ist grausam, wenn man jemandem das Bajonett in die Brust stoßen muss.“ In: Schüddekopf: Krieg, S. 150.

<sup>1079</sup> Zu den Tätigkeiten der Untergrundbewegung gehörten auch das Auffinden und Verstecken von gelandeten englischen Fallschirmspringern. Es gelang häufig, die Engländer als Franzosen verkleidet und mit gefälschten Papieren versehen, über die Grenze nach Spanien zu bringen, von wo aus sie sich wieder nach England einschifften. Sainclivier: Résistance, S. 132.

Leidwesen der Franzosen. Siemers erzählte, wie eine solche Durchsuchung ablief:

„Ab und zu ham'ma 'n Haus umstellen müssen. Da haben's g'sagt, da is a Fallschirm[springer] g'landet, der kann da versteckt sein. ... Und da war der Unteroffizier, und der ihn begleitet hat, die sind eini', in das Haus, und die ham natürlich ganz oft g'schrien und gejammert da, die Franzosen, die Frauen da, und meist haben sie nix g'funde'.“

Siemers selbst berichtete im Interview, bei den Durchsuchungen „keinen gefunden“ zu haben und führt dies darauf zurück, dass er nicht so oft dabei gewesen sei. Andere Einheiten hätten aber angeblich mehr „Erfolg“ gehabt. Ihn habe erschüttert, dass die Frauen geweint und die Kinder geschrien hätten. Er glaubt: „Die haben Angst g'habt, furchtbare Angst g'habt, so die Kinder.“ Und wenn niemand gefunden worden war, „da hat man sich entschuldigt, dass man das hat tun müssen. Je nachdem, andere san vielleicht 'n bisschen grober gewesen,“ so Siemers.

Weiß erinnerte sich an ein ähnliches Vorkommnis in der Normandie, an der Grenze zur Bretagne:

„Wie wir letztens mit meiner Tochter drinne war'n, [im Mont-]St.-Michel, da war 'ne Radarstation, und da hatten wir doch immer diese Einsätze uff Résistance und mussten die Häuser durchsuchen in den abgelegenen Jebieten. Und denn ham wa immer Eier 'mitgenommen'. Und denn hab ick letztens jesagt, wie wir mit meiner Tochter da war'n: ‚Ich muss wohl meine Eier noch bezahlen bei dem Bauern da.‘ Denn die... dat jeht ja auch nicht. ... Wir haben ja durchsucht da, und da sind die Eier mit rinjpackt worden, in den Patronenkasten. Die [Franzosen] konnten ja nüscht machen, die war'n ja froh, wenn sie uns wieder los war'n.“

Auf Nachfrage ergänzte Weiß: „Ja, die Bauern ham die [Eier] versteckt. Die mussten ja leben, ja. Also wir haben keinen jefunden, wüsst' ich nicht.“ Anhand dieses Nachtrags wird deutlich, dass mancher französische Bauer auch seine Nahrungsmittel vor etwaigen Durchsuchungen in Sicherheit zu bringen versuchte. Anscheinend waren die Eier von den Deutschen bei ihrer Suche nach Widerstandskämpfern gefunden und eingepackt worden. Offenbar wurde das schlechte Gewissen von Arnulf Weiß bei einer erneuten Reise in die Nähe des „Tatorts“. Das Stehlen der Lebensmittel geschah den Erzählungen des Interviewpartners nach, vor den Augen der Franzosen, die in diesem Fall keinen Gebrauch von ihrem Recht machten, den Diebstahl bei der örtlichen Kommandantur zu melden. Diebstahl und Plündern war Wehrmachtsangehörigen verboten und wurde hart bestraft, sofern es bekannt wurde. Die Erleichterung darüber, dass nur die Eier gefunden worden waren, und die Deutschen danach unverrichteter Dinge wieder abzogen, mag, wie Weiß wohl richtig vermutet, größer gewesen sein als der Verlust der Lebensmittel.

Weiß berichtete aber auch von einem anderen Überfall auf einen deutschen Soldaten in der Bretagne:

„Naja, ich weiß, dass ... [ein] Leutnant, Oberleutnant, in't Jelände jerritten is mal und nich wieder zurück jekommen is, bloß die Mütze ham se jefunden. Pferd nich jefunden, de' Oberleutnant nich jefunden – bloß die Mütze. ... Die Résistance

musste ja... die konnten ja keenen jefangen nehmen, die mussten ja beseitigen. Die mussten restlos beseitigen.“

Alle vorgenannten Fälle lagen in der Absicht des französischen Widerstandes begründet, durch ständige Störungen, wie Überfälle auf deutsche Militärtransporte, auf einzelne Soldaten und auf Patrouillen dafür zu sorgen, dass eine große Anzahl deutscher Einheiten für die Bekämpfung des Widerstandes eingesetzt werden musste und dadurch gebunden wurde.<sup>1080</sup> Auch bestand dieser „Krieg“ gegen einen häufig unsichtbaren oder verborgenen Feind darin, dass – wie Weiß und Siemers andeuteten –, Wehrmachtseinheiten nicht nur im Westen, sondern auch in Südeuropa und an der Ostfront, eine Vielzahl so genannter „Auskämmungsaktionen“ durchführten.<sup>1081</sup>

Ein anderer Gewährsmann bestätigte die Angaben von Weiß, wonach sich das Verschwinden deutscher Soldaten in Frankreich häufte und davon auszugehen ist, dass diese von der Résistance umgebracht worden sind:

„Man konnte ja dann ausgehen. Allerdings war – vorsichtig musste man ja da auch sein, denn Partisanen, das gab's ja auch da. ... Das war dann auch nicht so ungefährlich. ... Die Franzosen so, wenn wir als Soldaten da so kamen, nich, [die waren] immer freundlich. ... Aber es war zu gefährlich, das häufte sich ja nachher, dass sie denn dann – die verschwanden dann – umgebracht wurden. Das war nachher schon so an der Tagesordnung.“<sup>1082</sup>

Derselbe Informant berichtete sogar, dass deutsche Soldaten nicht mehr einzeln zum Friseur gehen durften, da es vorgekommen war, „dass sie dem da die Gurgel durchgeschnitten hatten, dem [deutschen] Soldaten.“<sup>1083</sup> Die Angst, „hinterrücks“ überfallen zu werden, wurde durch solche Berichte verständlicherweise geschürt. Wahrscheinlich war sie aber auch nicht ganz unbegründet. Hinter dem Kampfgebiet waren in der Regel „nur Sicherungsverbände und die Angehörigen von Ortskommandanturen stationiert“<sup>1084</sup>, die eine effektive Überwachung des Hinterlandes nicht gewährleisten konnten. Partisanen und Sabotagetrupps fanden hier ideale Entfaltungsmöglichkeiten.<sup>1085</sup>

Der Zeitzeuge Schramm äußerte sich über den französischen Widerstand so:

„Die [Résistance] war sehr aktiv, die haben ja von den Dächern geschossen. Nur einmal, dass auf eine marschierende deutsche Kolonne aus irgendeinem Haus geschossen wurde. Und da haben natürlich die Deutschen das alles flach gemacht im Anschluss. Aber das war, wie gesagt, nur einmal. Und einmal habe ich's auf Kreta mitgekriegt. ... Und diese Résistance, die haben ja aus dem Hinterhalt

<sup>1080</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 490.

<sup>1081</sup> Allein für Norditalien hat Gentile: Wehrmacht, Waffen-SS und Polizei, Informationen über 750 solcher „Auskämmungsaktionen“ gesammelt. Im sowjetischen und jugoslawischen Raum dürften diese Antiguerrillaoperationen noch weit zahlreicher gewesen sein. Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 828. Heer: Logik, S. 121.

<sup>1082</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 372, Beleg 47 (Nagel).

<sup>1083</sup> Ebd.

<sup>1084</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 333.

<sup>1085</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Erwartung einer alliierten Invasion), S. 491; Harrison: Cross Channel, S. 206.

geschossen. Mutig war'n sie, aber auch feige. Es ist ein gewisser Grad Feigheit, anonym zu schießen. Aber, wie gesagt, ich hab so was immer verdammt, auch die Résistance.“

Schramm war gegen jeglichen zivilen Widerstand im Krieg eingestellt und hielt solche Kämpfer nicht für ebenbürtig.<sup>1086</sup> Auch betrachtete er das deutsche Vorgehen und etwaige Vergeltungsmaßnahmen gegen die Résistance oder Partisanen in Süd- und Osteuropa als gerechtfertigt. Diese Einstellung blieb auch nach dem Krieg erhalten.

Im Übrigen versuchten französische Zivilisten außerdem ganz offensichtlich, deutsche Stützpunkte auszukundschaften, wie Meißner erzählte: „Zu uns sind auch noch [französische] Hausierer gekommen, in unser Quartier. ... Die haben was verkauft.“ Er vermutete, dass diese auch „Beobachter“ gewesen sein könnten, die sich nähere Informationen über neu stationierte Truppen beschaffen wollten. An einen ähnlichen Vorfall erinnerte sich Neß:

„In Friville, ... in unser Haus, kamen am Nachmittag mal zwei, die österreichischen Dialekt sprachen, zwei Zivilisten, und die fragten denn, wo unsere Division ist. Da haben wir uns erst gewundert, Zivilisten, die ... Deutsch sprechen. Und die hatten so einen Feldwebelton, und denn haben wir angerufen bei unserer Kompanie: ‚Da kommen zwei Typen, die wollen zur Division.‘ Ich weiß gar nicht mehr, was aus denen geworden ist. Das müssen auch irgendwelche Spione gewesen sein. ‚N österreichischen Dialekt sprachen die. Ja, es gab ja auch [welche], die für England gekämpft haben, ‚ne österreichische Legion. Ja, die kamen so wienermäßig... ‚Na, wie geht das hier so?‘ so kumpelhaft, wollten auch rein ins Haus.“

Neß ergänzte, dass die beiden Männer auch gefragt hätten: „Wo habt Ihr Eure Waffen stehen? Habt Ihr auch Waffen da?“ Diese und die folgende Begebenheit hätten sich „ein paar Wochen vor der Invasion“ abgespielt. Der Zeitzeuge erinnerte sich auch daran, dass „Engländer nachts abgesprungen sind, die hatten falsche Ausweise bei sich, ... deutsche Soldbücher und deutsches Geld.“<sup>1087</sup> Sie seien „geschnappt“ worden und waren, Neß' Angaben zufolge, mit dem Auftrag unterwegs gewesen, sich „wie Franzosen“ anzuziehen und sich bei der Organisation Todt einzuschleusen, um überall deutsche Einrichtungen zu sabotieren:

„Da sind die auf der Straße marschiert, und da haben sie unterwegs dann Laternen und kleine Brücken gesprengt und Drähte durchschnitten. ... Jaja, die

<sup>1086</sup> Vgl. Notiz eines deutschen Soldaten in Norwegen am 20.4.1940: „Wir hatten eine furchtbare Wut auf diese Burschen, die alle in Zivil waren und uns noch vor einer halben Stunde als Gegner gegenüberlagen. Hätten sie Uniform getragen, wären es ehrliche Gegner gewesen, aber in dieser Form...“ Zit. in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 25.

<sup>1087</sup> Die 7. Armee, zu der Neß' Division gehörte, sah sich aufgrund dieser Vorkommnisse veranlasst, im März 1944 ein Merkblatt herauszugeben. Darin wurden diese „Fallschirmagenten“ als „Terroristen“ bezeichnet. Zwei Wochen nach der Landung der Alliierten legte die deutsche Seite am 21. Juni in einer Besprechung fest, wer von den abgesprungenen alliierten Fallschirmtruppen als „Soldat“ und wer als „Agent“ angesehen werden sollte. „Agenten“ waren „umzulegen“, „Soldaten“ nach dem Kriegsgefangenenrecht zu behandeln. Hitler bestätigte diesen völkerrechtswidrigen Kommandobefehl am 25. Juni 1944. In der Wahrnehmung deutscher Soldaten verwischte sich der Unterschied zwischen Partisanen, Kommandotruppen und Fallschirmjägern. Jasper: Radikalisierung im Westen, S. 337 – 339, S. 353 sowie Abschn. 4.4 zur Résistance nach dem 6. Juni.

haben wir ja auch geschnappt. ... Ja, waren Engländer, aber deutsch sprechende, ja, mit deutschen Uniformen von der Organisation Todt, die haben da extra Uniformen gehabt, [und] so 'ne Armbinde.“

Die Masse der deutschen Besatzungstruppen befand sich in einem Streifen von 20 bis 30 km Tiefe an den nordfranzösischen Küsten. Dieser als Kampfgebiet geltende Bereich wurde von den Alliierten für ihre Aufklärungsarbeit genutzt. Vor allem Großbritannien setzte bereits ab 1940/41 bis zum Frühsommer 1944 Agenten und Kommandoeinheiten auf französischem Boden ein. Ihre Aufgabe war es, deutsche Verteidigungsanlagen zu erkunden und, im Zusammenwirken mit französischen Widerständlern, Sabotageakte durchzuführen.<sup>1088</sup> Wie Gockel und auch andere Befragte an anderer Stelle ausführten, wurden Frontsoldaten nun nicht nur zu vermehrten Streifendiensten eingesetzt, sondern dabei auch „mit irregulären Kampfmethoden konfrontiert“. <sup>1089</sup> Es kam vor, dass deutsche Wachposten überrumpelt wurden, aber auch, dass die deutschen Küstenbesatzungen die Kommandotruppen so rechtzeitig entdeckten, dass sie, wie Henri Martin mitteilte, bei dem sofortigen Gefecht erschossen wurden. Im Frühjahr 1944 bekamen Wehrmachtssoldaten bereits ein Merkblatt mit konkreten Anweisungen für ihre Streifendienste, in dem vor bewaffnetem Widerstand bei Kontrollen verdächtiger Personen gewarnt wird und die Vorgehensweisen für Anhalten, Durchsuchen und Festnahme Verdächtiger erklärt wurden.<sup>1090</sup> Außerdem gab es im Frühjahr 1944 genaue Anweisungen, wie Agenten bei Kontrollen leichter zu identifizieren seien, auch wenn sie als Wehrmachtssoldaten mit gelber Armbinde getarnt waren. Dazu gehörte auch die Anordnung, dass ab sofort „permanentes Misstrauen und Schussbereitschaft gegen alle unbekanntem Soldaten und generell gegen Zivilisten und Fahrzeuge“<sup>1091</sup> zu herrschen habe und auch Verwundete in den Lazaretten mit Waffen auszustatten seien.<sup>1092</sup>

Herr Dose ist der Ansicht, er habe im Frühjahr 1944 im südfranzösischen Luxeuil-les-Bains „selbst mit Leuten, die in der Résistance waren, die besten Kontakte gehabt, also freundschaftliche Kontakte.“ Er glaubte, dass dadurch, dass er und andere deutsche Kameraden einen französischen Soldatenfriedhof in Ordnung gebracht hätten und dabei von Résistance-Mitgliedern beobachtet worden wären, Sympathien entstanden seien.<sup>1093</sup> Er habe sich mit einem Monsieur Hubert angefreundet, und der hätte mit

<sup>1088</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 333; Vogel: Erwartung einer alliierten Invasion, S. 490f; Umbreit: Krieg an der „zweiten Front“, S. 179.

<sup>1089</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 333.

<sup>1090</sup> Merkblatt der 7. Armee v. 8. März 1944, zit. n. Jasper: Radikalisierung, S. 336.

<sup>1091</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 344f.

<sup>1092</sup> Lieb: Konventioneller Krieg, S. 247.

<sup>1093</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 231, erwähnt, dass es in Frankreich etwa 800 Wehrmachtssoldaten gab, die „in so genannten ‚Wehrmachtgruppen‘ die Résistance mit Waffen und Informationen versorgten, Sabotageakte verübten und Anti-Kriegs-Propaganda verbreiteten.“ Ihre Motive seien, „neben Schlüsselerlebnissen mit nationalsozialistischer

ihm darüber gesprochen: „Und das haben die uns so hoch angerechnet. Da war also dieser Kontakt mit den Leuten von der Résistance. Die taten uns dann nix, weil wir ja die Gräber in Ordnung gebracht hatten.“<sup>1094</sup> Er habe dann im April 1944 von jemand anderem erfahren, dass Monsieur Hubert zur Widerstandsbewegung gehörte.<sup>1095</sup>

Dose berichtete aber auch, dass sie in anderen Gegenden Frankreichs „grundsätzlich mit Waffe ausgehen“ mussten. Ansonsten seien die Soldaten sowohl in Südfrankreich als auch im nordfranzösischen Calais meist allein umhergegangen. Auch in Luxeuil-les-Bains, so der Befragte, sei das so gewesen. Nur in der Bretagne, in St. Brieuc, sei, wie Thomsen bereits berichtete, die Lage schwieriger gewesen, wie Dose erinnerte:

„Und als erstes mussten wir dann, mit fünf Mann, nach St. Brieuc fahren, um Waffen zu holen. Die [Rekruten] konnt' man ja nich alleine schicken, weil die Franzosen sich ja sonst ihrer bemächtigt hätten.“

Dose erlebte in Südfrankreich, dass er und seine Kameraden an seinem Geburtstag Ende Mai 1943 aus einem Kino in Berre l'Étang herausgeholt wurden, da ein Munitionslager brannte: „Man befürchtete, dass das irgendwie explodieren würde.“ Der Brand habe rechtzeitig gelöscht werden können. Es habe sich um französische Munition gehandelt und auch um französische Flugzeuge, die dort untergebracht waren.

Thomsen wurde Augenzeuge, als ein Nebengebäude der Kaserne, in dem sich ein Munitionslager befand, von der Résistance in die Luft gesprengt wurde, zumindest vermutete er, dass der französische Widerstand dafür verantwortlich zeichnete:

„Es lag viel Munition drin, in dem Gebäude waren keine Personen, aber viel Munition, und die habens gesprengt. Das war der [französische] Widerstand. Das war schon Anfang '44. Ja, das knallte, das war auch Gewehrmunition und die Dinger flogen ja wild rum. ... [Tote] waren keine, weil da, wie gesagt, in dem Gebäude niemand war, und wir lagen, die Kaserne war ummauert, da war 'ne hohe Mauer, wir sind in Stellung gegangen. Jeder hatte seinen Platz, in einem solchen Fall hatte jeder seinen Platz. Es braucht noch nicht mal was in die Luft gesprengt worden sein, es kann sich irgendetwas entzündet haben. [Aber] so leicht entzündet sich ja... Munition von alleine entzündet sich ja nicht.“

Herr Gockel, der seit Ende der 50er Jahre mit Franzosen aus der Normandie in en-

---

Gewalt auch die Kontakte zur Zivilbevölkerung gewesen.“ Diese Informationen stammen von Alexander Neumann (Freiburg) und werden bei von Wrochem: Zwischen Anpassung, Kollaboration und Widerstand zitiert.

<sup>1094</sup> Vgl. Aussage eines ehemaligen Obergefreiten, Jgg. 1921, in: Tewes: Besatzungszeit, S. 216: „... Ich möchte allerdings nicht verschweigen, dass ich immer wusste, wann ich diese Gegend [um St. Malo] meiden sollte! Sie dürfen ruhig annehmen, dass besondere Kontakte persönlicher Art mir zu diesen lebensverlängernden Tips und zum jetzigen Wohlergehen verhalfen.“

<sup>1095</sup> Ähnliches berichtet auch Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 37: „Später kamen wir in die Nähe von Bordeaux und richteten dort in einem Dorf eine Scheune zum Tanzen her. Am Wochenende kamen die französischen Mädchen und auch die Jungs, und es wurde getanzt wie überall. Kam man mit den Jungs ins Gespräch, dann sagten sie: ‚Du, du bist in Ordnung. Aber du bist Soldat, das ist schlecht!‘ Und dann machten sie einem klar, dass sie in der Résistance waren, aber heute Abend würde eben nur getanzt. Das klingt wie aus einer anderen Welt, aber so war's.“ Vgl. Tewes: Besatzungszeit, S. 215; Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 177.

gem Kontakt blieb, hat diese nach dem Krieg auf die Résistance in seinem Einsatzgebiet angesprochen. Er erzählte im Sommer 1996 während des Interviews:

„Und wir haben gerade deswegen im letzten Jahr mit Franzosen [viel über den französischen Widerstand] gesprochen, auch besonders mit dieser Yvonne da. ... Sie sagte, in Colleville, St.-Laurent und St.-Honorine auf den Dörfern, hat es, nach ihrem Wissen, keine Mitglieder der Résistance gegeben. Die nächsten wären in Trévières gewesen. ... Es hieß nur immer eben, von der Résistance sind da... Es wurden mal welche aufgefunden, und man hat die erschossen. Und da sind in verschiedenen Orten auch noch Gedenktafeln zur Erinnerung.“

Es ist richtig, dass eine ganze Reihe von Widerstandskämpfern im Calvados gefasst und erschossen wurde. Der französische Zeitzeuge, Henri Martin, berichtete jedoch auch von einem Résistance-Mitglied aus seinem Heimatort St.-Laurent-sur-Mer und stellt somit die Aussage Gockels und der Französin richtig:

«Il y en avait un qui faisait la poste ici, il y a une rue qui s'appelle Désiré Lemière, là, à la mer. Il était fusillé à Caen, lui. Et je ne sais pas s'il faisait de la résistance. ... Oui, il a été fusillé, sa fille habite à Trévières. Mais, c'était après, ... après [le débarquement], bien sûr ... quand il a été fusillé. Il n'était pas tout seul.»

Désiré Lemière, wohnhaft in St.-Laurent, wurde am 5. Mai 1944 zwischen den küstennahen Ortschaften Vierville und St.-Laurent von der Gestapo festgenommen.<sup>1096</sup>

Lemière gehörte zur Widerstandsgruppe „Alliance“, die im Mai 1944 völlig zerschlagen wurde. Wessen er verdächtig war, und was genau die Deutschen ihm vorwarfen, ist nicht bekannt. Er wurde, zusammen mit 70 bis 80 anderen Résistance-Mitgliedern, am Morgen des 6. Juni im Gefängnis von Caen erschossen.<sup>1097</sup> Ursprünglich sollten die Gefangenen vor den gerade anlandenden alliierten Truppen an einen anderen Ort gebracht werden. Aufgrund fehlender Transportkapazitäten entschieden die Verantwortlichen jedoch, die Widerständler an Ort und Stelle zu exekutieren.<sup>1098</sup> Bereits im Vorwege der Landung wirkten „harte Urteile und die ständigen Androhungen von Repressalien ... auf die Bevölkerung über den konkreten Fall hinaus abschreckend und verunsichernd,“<sup>1099</sup> was die deutsche Besatzung damit ja auch beabsichtigte.

Der Belgier, Ewald Jost, selbst Soldat der Wehrmacht und dem Kessel von Stalingrad durch Zufall entkommen, erzählte die groteske Geschichte, dass sich sein Bruder als belgischer Soldat nach der Besetzung Eupen-Malmédys und der Angliederung an das Deutsche Reich, dem belgischen Widerstand angeschlossen hatte, wo er zwei Tage vor der Befreiung auf tragische Weise umkam:

<sup>1096</sup> Quellien/Vico: Massacres Nazis, S. 143.

<sup>1097</sup> Da die Deutschen sämtliche Aufzeichnungen und auch die sterblichen Überreste der Opfer an einen bis heute unbekannt gebliebenen Ort verbracht haben, beruht diese Zahl auf einer Schätzung. Ebd., S. 63 – 65.

<sup>1098</sup> Ebd., S. 49f.

<sup>1099</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 214.

„... Ja, passen Sie auf, da kommt das – leider! Er [mein Bruder] war im Privatleben dann, in Zivil, möcht' ich sagen, war er Lebensmittelkontrolleur in der Nähe von Lüttich, wo er auch seine Frau hatte. Natürlich war er als Berufssoldat in der Widerstandsbewegung. Zwei Tage, bevor dass die Amerikaner kamen, in der Nähe von Lüttich, is die SS gekommen und haben das, haben das Schloss sozusagen ausgeräuchert oder in Brand gesteckt. Und da mussten sie raus, aus dem Schloss, und da is er umjekommen. Er is... also am Tor hat man ihn gefunden, ein wenig verbrannt, aber sonst noch... Aber er is dann da gefallen. Zwei Tage vor Schluss. Die Amerikaner waren gleich da. Wir hatten Funkverbindung, aber es war zu spät. Es sind wohl noch viele raus gekommen, aber [leider nicht mein Bruder].“

Neben der gut organisierten kommunistischen Untergrundbewegung, die aktiven Widerstand gegen die deutsche Besatzung leistete, gab es als bedeutendste, nicht-marxistische aktive Gruppe die so genannte „Légion Belge“, bestehend aus ehemaligen Offizieren. Ihr Ziel war sowohl die militärische Zusammenarbeit mit den Alliierten im Falle einer geglückten Landung als auch die Verhinderung eines Staatsstreichs von links in der Spanne zwischen Zusammenbruch der deutschen Herrschaft und der Rückkehr der legalen Exilregierung Pierlot.<sup>1100</sup> Es ist möglich, dass Josts Bruder zu dieser Widerstandsgruppe gehörte und deshalb kurz vor der Befreiung Eupen-Malmédys zu Tode kam. Jost spricht zwar mit Bedauern vom Tod seines Bruders, Bitterkeit oder gar Hass in Bezug auf die Deutschen sind ihm jedoch fremd. Der Befragte Peter Lützen nimmt gegenüber Résistance-Kämpfern eine ähnliche Haltung ein wie Schramm und wie sie auch andere Befragte im Abschn. 10. äußern:

„Es ist doch so, wenn ich 'n Land besetzt habe, so wie in Frankreich, und hinterrücks sitzt einer oben im... und schießt mir so rücklings tot, isch jo passiert. Is hinterrücks. [Aber andererseits], die ganzen Männer sind hier nach Ladelund hingekommen, und den haben sie vielleicht gar nicht zu fassen gekriegt, der das gemacht hat. ... In St. Lô verschwand ja ein Soldat mal. Ja. Aber wat dabei raus geworden ist, weiß ich nicht. St. Lô is ja etwas von uns [weg], von Bayeux. Da hat unsere Einheit ja vorher gelegen, bevor ich da [hinkam].“

Lützens Meinung nach sind Widerstandskämpfer zwar einerseits Verbrecher. Andererseits erwähnte er im Interview den Fall eines deutschen Offiziers in den besetzten Niederlanden, der Opfer eines Anschlags geworden sei. Daraufhin habe die deutsche Seite „die ganzen Männer zusammen gejagt und ab in Ladelund zur Vernichtung.“ Lützen, der keine näheren Angaben über die Umstände oder die Herkunft der Männer macht, die offenbar als Vergeltung in das KZ Ladelund an der deutsch-dänischen Grenze deportiert wurden, ist sich der Ungerechtigkeit deutschen Handelns hinsichtlich der Repressalien bewusst. Gehört hatte er auch vom Verschwinden eines deutschen Soldaten in der Stadt St. Lô. Für ihn sind die Aktionen der Widerstandskämpfer zwar „hinterrücks“ - mit den deutschen Vergeltungsmethoden, die seiner Ansicht nach nicht geeignet sind, für Gerechtigkeit zu sorgen und die wahrhaft Schuldigen zu finden, ist er jedoch auch nicht einverstanden.

<sup>1100</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 317f.

Sehr viel agiler und offensiver traten die Widerstandsgruppen offenbar, außer in der Bretagne, auch im bis November 1942 unbesetzten Südfrankreich auf. Besonders seit Herbst 1943 hatten sich die Résistancebewegungen in diesen Gebieten formiert. Auch wenn sich die Aktionen des französischen Widerstandes, im Vergleich zu dem an der Ostfront, bis zur Landung der alliierten Truppen noch in Grenzen hielten, war von deutscher Seite her Respekt gegenüber der Résistance vorhanden. Besonders im Süden und Südosten Frankreichs war es den Widerstandsgruppen gelungen, deutsche Wehrmachts- und Polizeiverbände und auch französische Milizeinheiten regelrecht in militärische Operationen zu verwickeln.<sup>1101</sup> Dort wurden Vorkehrungen getroffen, um mögliche Angriffe gegen Wehrmachtsangehörige oder –einrichtungen zu verhindern. Herr Paulsen berichtete aus dem südfranzösischen Toulouse:

„... Und von dort aus kamen wir dann sehr schnell nach Toulouse, auf den Flugplatz Toulouse-Lautrec. ... Das war allerdings eine bisschen windige Sache, denn da wurden wir noch beschossen, von den Franzosen, [von Widerstandskämpfern]. Und auf der Straße ... konnten wir Soldaten nur mit Karabiner gehen. ... Der [Widerstand] kam aber erst, als wir in Toulouse ankamen. Dort vorher, das war in der Nähe von Narbonne, Carcassonne, da war ich zur weiteren Ausbildung dann noch mal. Da hatten wir nichts damit zu tun. Das war in Toulouse. Das Soldatenheim – abends war das 'ne waffenstarrende Festung, so sah das aus. Bis in die obere erste Etage war das mit dünnem Maschendraht abgesichert, damit also keine Granaten reingeworfen werden konnten, durch die Scheiben usw. – aufgrund der Aktivitäten auch der Widerstandsbewegung.“

Auf die Frage nach Übergriffen durch die Résistance in Südfrankreich erzählte der Befragte Müller:

„Nein, nein, das war nach unserer Zeit. Damals war das nicht. Wir waren ja... das war frisch besetzt worden. Außer dieser Sache in Marseille war nichts gewesen, in der Stadt gar nichts. ... Ich bin ja mit'm Fahrrad, das weiß ich noch, von Ensues, das liegt vielleicht so fuffzehn Kilometer nach La Redonne zu, äh, nach Carry<sup>1102</sup> zu, bin ich dann hin jeradelt, musste mich da melden. Karabiner auf'm Rücken, dann bin ich da hin gestrampelt. Auch nachts: wie oft bin ich aus Marseille, der Stadt, mit der Straßenbahn bis zur Endstation gefahren, um zehn oder was, war kein Mensch mehr da – Sperrstunde. Oder die begann, die Sperrstunde. Da bin ich da durch die Landschaft dahin gelaufen. Da habe ich heute manchmal so gedacht: ‚Mensch, da hätten sie dich auch abfangen können!‘ Da wurde 'ne Zeit festgesetzt, da wurde eine bestimmte Zeit festgesetzt, und dann darf niemand mehr auf die Straße. Das war ja in Deutschland auch so, als die Amerikaner hier waren, hab ich das erlebt, in Merseburg. Ab zehn Uhr abends durfte keiner mehr auf die Straße. ... Oh, das lief so bis Herbst, bis kurz vor Weihnachten '45, halbes Jahr, ja, ja, der Belagerungszustand, ja, ja. Der Belagerungszustand ist dann das ohne... da gibt's für die militärischen Posten Anweisung, da kann sofort gezielt geschossen werden, nach Drittanruf, und so, nich, während sonst der Schusswaffengebrauch auch sehr eingeschränkt war in Frankreich.“

Die Gefahr, die sein nächtliches Unterwegssein in Marseille hätte bedeuten können, wurde dem Befragten erst im Nachhinein klar. Wegen der Sperrstunde wähten sich die Deutschen aber wohl auch in relativer Sicherheit. Auch erzählten andere

<sup>1101</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 493.

<sup>1102</sup> Die genaue Ortsbezeichnung lautet Carry-le-Rouet. Der exakte Ortsname von Ensues lautet: Ensues-la-Redonne. Beide Orte befinden sich westlich der Hafenstadt Marseille.

Zeitzeugen bereits, sie hätten im Krieg erstaunlich wenig Angst gehabt. Erst später habe man sich Gedanken darüber gemacht, „was alles hätte passieren können.“ Der Interviewpartner kam dann im Gespräch auf die von ihm bereits zuvor kurz angedeuteten Begebenheiten in der südfranzösischen Hafenstadt zu sprechen:

„Ja, es war so: in Marseille kam... das war so nach Weihnachten [1942], nach Stalingrad war das, als Stalingrad zu Ende ging, begann dort ein... Aufruhr ist zuviel gesagt, es bildeten sich da so Widerstandsgruppen. Das äußerte sich dadurch, dass eines Morgens im Hafenbecken ein paar Soldaten schwammen mit abgeschnittenen Köpfen. [Deutsche] Marinesoldaten, die eine Küstenbatterie da besetzt hatten. Die haben sie im Dunkeln überfallen und Köpfe abgeschnitten. Und dann war ein... die Armee hatte ja da Bordelle, dann flog so 'n [Wehrmacht-] Bordell in die Luft. Und dann kam Belagerungszustand. Und die französische Polizei arbeitete mit unserer Polizei, mit der Militärgendarmerie und mit der deutschen Polizei, die da war, gut zusammen, und da führten die Spuren immer in das alte Hafenviertel. Und, es muss so Februar [1943] gewesen sein, Ende Januar/Februar ist das gewesen, dann wurden wir alarmiert und mussten mit anderen Truppenteilen dieses ganze alte Hafenviertel umstellen. Und dann fuhr 'n Lautsprecherwagen, das weiß ich noch wie heute, hinein in die Straßen. Sie müssen sich so [Hamburg-]St. Pauli, finsterstes... vorstellen. ... Und da wurde die Bevölkerung aufgefordert, innerhalb von soundsoviel [Zeit] alles zusammenzupacken, rauszukommen. Und ich wurde als Dolmetscher mit eingesetzt, mit meinen Französischkenntnissen von der Schule her und fuhr dann die Leute, brachte sie mit weg, und die wurden dann vernommen bzw., die 'n Ausweis hatten, wurden umquartiert irgendwo anders hin in Marseille. Das machte die französische Polizei. Wir hatten eigentlich damit gar nichts zu tun. Aber ich musste ein paar Transporte mit Frauen in ein großes Gefängnis, ein Riesengefängnis reinbringen. ... Ja, wie hieß das? Les Baumettes. ... Ja, in den Gefängnissen, das waren also Franzosen, die da... überwiegend Seeleute, [und auch] sehr viele Geflüchtete, die vor den, auch vor den Deutschen geflüchtet waren. Ja, die haben in Frankreich, die Franzosen, haben eigentlich da einen, na, wie soll ich sagen [ein] strenges Regiment [geführt], jedenfalls haben die Ausländer und so kontrolliert. ... Und dann waren natürlich auch welche da, die waren geflüchtet, die waren gesucht, in Holland, oder sonst wo, immer weiter vor den Deutschen und dachten, in Marseille waren sie sicher. ... [Von Juden], da hab ich eigentlich nichts mit... jesehen. Aber es war eigentlich mehr so die Unterwelt, die da war. Und dieses alte Hafengebiet wurde dann dem Erdboden gleich gemacht, wurde gesprengt dann, von den Deutschen, ja. ... Und (lacht), wissen Sie, nach dem Kriege, na ja, habe ich so gesagt, das wird uns bestimmt auch zur Last gelegt. Und ich bin auch dort gewesen, und da gibt's auch Erinnerungstafeln: Das haben die Deutschen gemacht, und Bilder, ein Museum, ist ja wunderbar neu aufgebaut. ... Ja, und da hat der Französischführer, der mich da rum geführt hat, gesagt: ‚Wissen Sie, wird sind ja den Deutschen so dankbar, dass sie dieses Nest ausgeräumt haben.‘ Die französische Polizei wagte sich nicht hinein. Da war keine Meldepflicht in diesem Gebiet. Und wenn die reingingen, die Franzosen, um einen zu holen, so à la Hafenstraße, dann nur mit großem Aufjebot. Das war ganz schwierig. Ja, und heute ist das also doch, man sieht ja nichts mehr davon, neu aufgebaut. Nur das alte Rathaus hatte man stehen lassen, weil das kulturhistorisch bedeutend war. Das steht ja heute noch. ... Das liegt also ganz im Südosten, das Gefängnis. Das existiert noch, das ist ja eine richtige kleine Stadt für sich, Les Baumettes. Die Kirche, ja, die ist raus, [die war] im Gefängnis drin, ... das waren mehrere Abteilungen, das war das Frauengefängnis.“

Am 11. November 1942 überschritten deutsche Truppen, als Reaktion auf die Landung alliierter Verbände in Nordafrika, die so genannte Demarkationslinie und besetzten die bis dahin „freie Zone“ Südfrankreichs. Damit war jetzt ganz Frankreich von deutschen Einheiten und der äußerste Süden von italienischen Einheiten besetzt

worden. Für zahlreiche Emigranten, Juden und Antifaschisten, die bisher in der Hafenstadt Marseille Schutz gefunden und von dort zum Teil ihre Flucht nach England oder Übersee vorbereiteten, wurde Marseille nun zur Falle.<sup>1103</sup> Wahrscheinlich sind noch vor Ablauf des Jahres 1942 von Berlin aus Planungen über vorzunehmende Massenrazzien angelaufen.<sup>1104</sup> Der Informant Müller hat Recht, wenn er behauptet, es seien kurz nach der Besetzung Südfrankreichs Wehrmichtsangehörige getötet worden. Auch Drolshagen meint, es sei „doch auffallend, dass ab Ende 1942 in Frankreich offenbar Meuchelmorde an Soldaten zunahmen.“<sup>1105</sup> Dies war anscheinend der Grund, das Wehrmichtsangehörige dort nicht „mehr allein und unbewaffnet ausgehen durften.“<sup>1106</sup> Auch der Historiker Meyer schreibt dazu: „Attentate gegen die Besatzungsmacht in Frankreich waren zu diesem Zeitpunkt keine Seltenheit mehr.“<sup>1107</sup> Ein Zeitzeuge, der ebenfalls aus Marseille berichtete, meinte:

„Wo Razzien durchgeführt wurden, ging die Initiative dazu von der Gestapo, der Abwehr oder der SS in Zusammenarbeit mit französischer Polizei aus. Die Razzien in Marseille hatten mit dem anhaltenden Verschwinden deutscher Soldaten im ‚Vieux Port‘ zu tun. Dieses schlimme Verbrecherviertel wurde schließlich im Januar 1943 gesprengt. Vorher forderte man die Bevölkerung zur Evakuierung auf.“<sup>1108</sup>

Ein anderer, auch in Südfrankreich stationierter Soldat, ergänzte: „Razzien führte der SD durch. Unsere Einheit musste nachts beim Aufspüren von durch die Amerikaner abgeworfenen Waffen im Hinterland helfen. Wir durchsuchten ganze Dörfer.“<sup>1109</sup> Letzteres belegt eindeutig, wie auch Müllers Aussage, dass die Wehrmacht diese Razzien personell unterstützte und somit daran beteiligt war.

Die Massenrazzien in der südfranzösischen Hafenstadt, von denen Müller berichtete, wurden jedoch auf Veranlassung Himmlers durchgeführt, als Reaktion auf zwei am 3. Januar 1943 in Marseille verübte Bombenattentate kommunistischer Widerstandsgruppen, bei der zwei deutsche Soldaten getötet worden waren.<sup>1110</sup> Noch am 4. Januar 1943 verhängte der Ob. West den „militärischen Ausnahmezustand“ über Marseille. In Zusammenarbeit mit der französischen Polizei sollten zunächst „1000 verdächtige Elemente“ erfasst und abgeschoben werden. Aus Sicherheitsgründen hielt wohl auch die Wehrmachtsführung diese „polizeilichen Sofortmaßnahmen“ für erforderlich,

---

<sup>1103</sup> Unter den bis zum endgültigen Auswanderungsstopp im Oktober 1941 etwa 455.000 emigrierten Juden, waren etwa 100.000 in Länder geflohen, die später ebenfalls von deutschen Truppen besetzt wurden, und in denen sie nun erneut der Verfolgung und Deportation ausgesetzt waren. Meyer: Besatzung in Frankreich, S. 116.

<sup>1104</sup> Ebd., S. 118.

<sup>1105</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 225.

<sup>1106</sup> Ebd.

<sup>1107</sup> Meyer: Besatzung in Frankreich, S. 118.

<sup>1108</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 220.

<sup>1109</sup> Ebd., S. 220f.

<sup>1110</sup> Meyer: Besatzung in Frankreich, S. 119.

jedoch sorgte Himmlers Einschreiten für eine Radikalisierung dieser Razzien.<sup>1111</sup> Die Wehrmacht-Verantwortlichen hatten aber für eine eher defensive Haltung im Hinblick auf das Vorgehen in Marseille plädiert. Himmler hegte, nach Ansicht Meyers, „terroristische Vorstellungen von der ‚Unterstadt‘ mit ihren ‚Verbrechermassen‘ in der Hafemetropole und forderte u. a. die „radikale Sprengung des Verbrecherviertels“, <sup>1112</sup> gemeint war der „Vieux Port“ in Marseille, der alte Hafen. Die französische Polizei hatte – wohl aus Souveränitätserwägungen – darauf bestanden, die Massenrazzien in eigener Regie zu organisieren. Die Vichy-Polizei wollte ihre Eigenständigkeit wahren und ging da-her selbständig vor.<sup>1113</sup> Dies führte bei den Massenrazzien am 22. und 23. Januar 1943 zur vorübergehenden Verhaftung von fast 6000 Personen, wobei 1642 von ihnen – französische oder ausländische Juden, Nordafrikaner und Emigranten mit Aufenthaltsstatus – an die Deutschen ausgeliefert wurden. Der Umfang der Sprengungen im Hafenviertel wurde nach der Evakuierung seiner Bewohner begrenzt, weitere „unerwünschte“ Personengruppen, vorrangig die jüdische Bevölkerung, wurden preisgegeben und [ebenfalls] an die Deutschen ausgeliefert.“<sup>1114</sup> 782 von ihnen deportierte man in das Vernichtungslager Sobibor, die meisten übrigen Opfer der Razzien kamen in das KZ Sachsenhausen.<sup>1115</sup> Der Historiker Meyer ist der Ansicht, dass die Befehle zur radikalen „Bereinigung der Verhältnisse in Marseille ihren Ausgangspunkt nicht in den Attentaten von Anfang Januar, nicht im Ausmaß des Widerstands und [auch] nicht in einer eventuell gefährdeten Sicherheitslage der deutschen Okkupationstruppen in Marseille haben.“<sup>1116</sup> Vielmehr sei in der „französischen Deutung der Geschehnisse“ längere Zeit die Tatsache betont worden, „dass die Marseiller Stadtverwaltung bereits seit Anfang der vierziger Jahre Sanierungspläne für das verurteilte Quartier des Alten Hafens vorliegen hatte, die im

---

<sup>1111</sup> Ebd.

<sup>1112</sup> Ebd., S. 122f.

<sup>1113</sup> Antisemitische Ziele wurden in Frankreich schon zu Beginn der 30er Jahre in Bezug auf Immigranten verfolgt. Die französische „Judenpolitik“ nach dem Waffenstillstandsvertrag vom Sommer 1940 ging jedoch über Diskriminierungen weit hinaus. Verfolgung und Verhaftung dieser Bevölkerungsgruppe geschahen, wie jetzt nachgewiesen wurde, fast ohne deutsches Zutun, so u. a. die Verhängung des so genannten „statut juif“. Die französische Seite verfolgte das Ziel, den in Frankreich lebenden Juden „jeglichen politischen, militärischen, künstlerischen und intellektuellen Einfluss zu entziehen.“ Zit. nach Mayer: „Judenfrage“, S. 362.

<sup>1114</sup> Meyer: Besetzung in Frankreich, S. 124. Der Historiker Henri Rousso zieht in seiner Monographie *Années noires*, S. 100f., eine „macabre bilan“ der in Frankreich während der deutschen Besetzung erfolgten Deportation französischer Juden: « Sur une population estimée à 350.000 individus avant guerre, environ 76.000 juifs de France ont été déportés dont seuls 2.500 ont pu survivre. Parmi les déportés, 2.000 enfants de moins de six ans, 8.700 enfants de six à dix-sept ans et 9.700 personnes de plus de soixante ans. La plupart des victimes ont été des étrangers (Polonais, Allemands, Russes). ... Les juifs français déportés ont été au nombre de 24.000 ... » Rousso merkt ebenfalls an, dass 4/5 der deportierten Juden von französischen Polizeikräften festgenommen worden sind.

<sup>1115</sup> Meyer: Besetzung in Frankreich, S. 115

<sup>1116</sup> Ebd., S. 126.

großen und ganzen mit dem Umfang der von den Deutschen vorgenommenen Zerstörungen übereinstimmten.“<sup>1117</sup> Die Besetzung der Stadt durch deutsche Truppen scheint von französischer Seite her ausgenutzt worden zu sein, „um ein urbanistisches Projekt beschleunigt durchsetzen zu können.“<sup>1118</sup> Dies entschuldigt jedoch nicht das deutsche Vorgehen. Ob zwischen Oberg und Bousquet bei den Gesprächen im Vorwege der Razzien die festzunehmenden Personengruppen bestimmt wurden, ist nicht bekannt. Meyer sieht in den Razzien eine Einigkeit aller deutschen Stellen darüber, „die Chance eines Zugriffs auf die jüdische Bevölkerung der Stadt bei dieser Gelegenheit zu nutzen.“<sup>1119</sup> Er bezeichnet die Razzien und Deportationen in Marseille von Anfang 1943 als eine Kette sich überlagernder Motive von Judenverfolgung, Sicherheit der Besatzungstruppen und urbanistischer Sanierungsvorhaben der Franzosen, die ihre dramatische Wende durch die Wahnvorstellungen Himmlers und die Involvierung der Wehrmacht genommen haben. Außerdem seien die Vorgänge vom 22./23. Januar 1943 „ein exemplarisches Beispiel für die Logik der ‚Staatskollaboration‘ des Vichy-Regimes, ohne dessen Mithilfe die größte organisierte Judenrazzia des Jahres 1943 in Frankreich nicht durchführbar gewesen wäre.“<sup>1120</sup>

Dass die Marseiller Stadtverwaltung, wie der Informant Müller es nannte „dankbar“ war, in einem für sie schwierigen Stadtteil durch die deutsche Präsenz und Initiative Himmlers, für Ordnung sorgen zu können und das Viertel für eigene, lang gehegte Pläne nutzen zu können, ist vorstellbar. Die französische Polizei lieferte jedoch, in Zusammenarbeit mit den deutschen Stellen, viele Menschen, für die dieser Ort zur letzten Zuflucht geworden war, dem Tode aus. Bei der Feststellung, dass die Maßnahmen nur die französische Polizei betrafen, irrt sich Müller jedoch. Er verharmlost nicht nur die Aktion, indem er im Interview meinte: „Ja, das waren Leute, die auch von der französischen Polizei gesucht wurden,“ sondern erklärte sogar: „[Die französische Polizei, die arbeitete] sehr gut mit den Deutschen zusammen, Hand in Hand. Ich hab das ja selber... ich hab ja die Gespräche zum Teil mitgeführt, mit übersetzt, ja.“ Seine eigene Beteiligung und die der Wehrmachtstruppen, die bei der Sprengung des Viertels und beim Abtransport der Festgenommenen halfen, sind ihm nicht bewusst. Der Befragte selbst hatte auch Transporte zum Gefängnis mit begleitet. Bis heute ist er den Geschehnissen gegenüber unkritisch, glaubt fest daran, dass es sich bei den Festnahmen in erster Linie um polizeilich gesuchte Kriminelle handelte und hat offenbar keine Kenntnis von den Konsequenzen, die die Razzien für viele

---

<sup>1117</sup> Ebd.

<sup>1118</sup> Ebd.

<sup>1119</sup> Ebd., S. 127. Die in Marseille verhafteten Juden sind, Meyer zufolge, „das größte Einzelkontingent der Festnahmen“ des Jahres 1943 in Frankreich. Ebd., S. 126.

<sup>1120</sup> Ebd., S. 126f.

dieser Menschen nach sich zogen.<sup>1121</sup> Es ist jedoch eine Tatsache, dass ab Ende 1941 - als Reaktion auf Attentate gegen deutsche Soldaten oder Sabotageakte auf Züge oder Bahngleise - eine enge Verknüpfung von Repressionsmaßnahmen und so genannten „Polizeimaßnahmen“ mit der Judenverfolgung bestand.<sup>1122</sup>

*Zusammenfassung:*

Aus vielerlei Gründen wuchs im Laufe der vierjährigen Besatzungszeit die Sympathie vieler Franzosen für diejenigen Landsleute, die sich als zivile Widerstandskämpfer gegen die deutschen Okkupanten zur Wehr setzten, aktiven oder passiven Widerstand gegen deutsche Einrichtungen leisteten oder versuchten, die Deutschen in ihren Vorbereitungen auf eine alliierte Landung zu beeinträchtigen.

Während sich die deutsche Besetzung in Frankreich „anfangs gegenüber der breiten Bevölkerung als eher moderat erwiesen hatte“,<sup>1123</sup> änderte sich das Verhalten der Deutschen 1944 mehr und mehr. Es wurden nun frühzeitig „Maßnahmen gegen den Widerstand mit zahlreichen Geislerschießungen ... und regelmäßigen Judendeportationen“<sup>1124</sup> durchgeführt. Die zwangsweise Rekrutierung junger Franzosen zur Arbeit nach Deutschland (STO) brachte den Deutschen ab 1942 „eine verschärfte Feindschaft der französischen Landesbewohner“<sup>1125</sup> ein und führten der Résistance weitere junge französische Männer zu, die „in ihrer Verzweiflung ... in die Illegalität abtauchten.“<sup>1126</sup>

Vielen der für diese Arbeit befragten Zeitzeugen ist offenbar nicht bekannt geworden, dass es im Département Calvados, besonders in der Stadt Caen, eine ganze Reihe an Widerstandsgruppen gab, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Alliierten über deutsche Truppenverlegungen, -stärken und -bewaffnung zu informieren sowie ihnen aktuelles Kartenmaterial über den Einsatz deutscher Verbände zur Verfügung zu stellen. Darüber hinaus versteckten sie abgesprungene Piloten und beschafften neue Identitäten. Sie verübten jedoch auch Anschläge auf deutsche Soldaten sowie Sabotageakte auf Bahngleise und Telefonleitungen, so dass die Infrastruktur in manchen

---

<sup>1121</sup> Die Deutschen mögen der französischen Polizei zwar vertraut haben. Ob diese jedoch immer so loyal der Besetzung gegenüber war, bleibt zu hinterfragen. Abgesehen vom eigenen Interesse, das die Polizei im Hinblick auf den „Vieux Port“ in Marseille hatte, um die Ordnung dort wieder herzustellen, ist nicht auszuschließen, dass es bei anderen Aktionen ähnlich zugeing wie in Norwegen geschehen. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 215, berichtet, dass die norwegische Polizei nach außen hin mit der deutschen Besatzungsmacht kollaborierte, jedoch „ihre Nähe zum Feind [nutzte], um ihren Landsleuten zu helfen. Forderte beispielsweise der deutsche Sicherheitsdienst (SD) sie auf, eine Verhaftung vorzunehmen, fuhren zwei Beamte los, während ein dritter von der Wache aus den Betreffenden anrief und warnte.“

<sup>1122</sup> Meyer: Besetzung in Frankreich, S. 54, 115.

<sup>1123</sup> Tewes: Nordfrankreich, S. 557.

<sup>1124</sup> Ebd. und Jäckel: Frankreich, S. 180 – 198; Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 126 – 149.

<sup>1125</sup> Tewes: Nordfrankreich, S. 558.

<sup>1126</sup> Ebd.

Gebieten der Region schon vor der Landung vorübergehend lahm gelegt wurde und Wehrmachtkräfte zur Reparatur abgestellt werden mussten, die andernorts fehlten.

Alle Zeitzeugen berichten übereinstimmend, dass sie, nach Herausgabe entsprechender Befehle bzw. dem Tod einzelner deutscher Soldaten, ab einem gewissen Zeitpunkt als Besatzungssoldat in Frankreich nur noch bewaffnet oder zu mehreren unterwegs sein durften. Diese Vorschrift galt auch in ihrer Freizeit. Trotz dieser Anweisungen von Seiten der deutschen Militärführung war ihnen die Gefahr von Anschlägen aus dem Hinterhalt oft nur sehr bedingt bewusst, da sie selbst nicht mit dem französischen Widerstand in Berührung gekommen waren und nur wenige Fälle bekannt wurden. Die meisten waren offenbar weiterhin, wie Gockel meinte, als Soldaten ohne „viele Bedenken“ in der Normandie unterwegs. Ihre Beurteilung, dass die Résistance vor dem 6. Juni 1944 gar nicht oder nur vom Hören-Sagen präsent war,<sup>1127</sup> erklärt sich damit, dass die Widerstandsgruppen vor dem Großangriff nur selten offen agierten, wie im Fall Thomsens geschehen. Den Informanten wurden nur einige wenige Fälle vom spurlosen Verschwinden einzelner Kameraden, die allein unterwegs gewesen waren, gerüchteweise bekannt. Es kann daher nach den vorliegenden Aussagen festgehalten werden, dass die Résistance im Département Calvados in der Normandie für die deutschen Soldaten vermeintlich unsichtbar blieb. Dennoch ist festzustellen, dass es dort in den Jahren 1940 – 44 eine ganze Reihe von Anschlägen auf Einzelpersonen und darüber hinaus viele Sabotageaktionen auf Züge, Gleise oder Wehrmachtseinrichtungen gab, von denen die meisten der für diese Arbeit Befragten in der Regel allenfalls gehört hatten, selbst aber nicht betroffen waren.

Widerstandsbewegungen in Südfrankreich und in der Bretagne traten seit Ende 1943 sehr viel aktiver auf als in der Normandie. Aber auch die im Norden verübten Sabotageakte blieben nicht ohne Konsequenzen. Das Material für den Bau des „Atlantikwalls“ kam spät oder gar nicht heran, was den Zeitzeugen oft erst am 6. Juni 1944 besonders deutlich vor Augen geführt wurde, wenn nur ein Teil der Ausrüstung und der Geschütze vorhanden war, aber beispielsweise die entsprechende Munition dazu fehlte. Somit waren solche Geschütze erst gar nicht einsetzbar, und als auch der Nachschub am Landetag selbst ausblieb, wurden für die Verteidigung vollkommen wertlos (siehe 3., 3.1 und 3.2). Und dies waren keine Einzelfälle. Zeitzeugen, die aus dem Heimaturlaub zurückkamen, wie beispielsweise Arnulf Weiß, hatten bereits im Mai die allergrößten Schwierigkeiten, wieder nach Nord- oder Nordwestfrankreich zu gelangen, da Bahngleise, Brücken, Tunnel und Straßen bereits erheblich beschädigt waren, und die Transporte durch Umleitungen und mehrmalige, unplanmäßige Aufenthalte, wesentlich mehr Zeit in Anspruch nahmen. Diese Zerstörungen gingen

<sup>1127</sup> Vgl. die entsprechenden Aussagen bei Tewes: Besatzungszeit, S. 216, in denen dieser Eindruck bestätigt wird.

jedoch hauptsächlich auf das Konto alliierter Luftangriffe und nur zu einem kleinen Teil auf das der Résistance. Dennoch war letztere immer häufiger an Sabotageakten gegen Wehrmachttransport- und Urlaubszüge beteiligt und trug ihr möglichstes dazu bei, um deutsche Transportzüge zu verlangsamen, zu zerstören und Verbindungen zu unterbrechen. Tewes stellt nach Auswertung von Befragtenberichten fest:

„Was deutlich hervortritt, ist die manifeste Überzeugung der deutschen Soldaten, wenigstens bis 1943 in Frankreich nicht besonders gefährdet gewesen zu sein. Vermutlich ist dieses Urteil gar nicht durch eine schwache französische Résistance begründet, sondern viel eher durch den Vergleich mit den Kriegsschauplätzen im Norden, Osten und Süden Europas.“<sup>1128</sup>

Die deutschen Abwehrstellen im Westen registrierten seit Mitte 1943 eine stete Zunahme von Überfällen und Sabotageakten. Die Ursachen hierfür sind vielschichtig und einerseits in einer unzufriedenen französischen Bevölkerungsgruppe zu finden, die an ihrer immer mehr mit deutschen Besatzungsbehörden kollaborierenden eigenen Regierung das Interesse verlor und sich im Widerstand engagierte. Dieser fehlende Rückhalt seitens der offiziellen Regierung wurde für sie durch die immer deutlicher werdende Stimme de Gaulles und des CFLN (Comité Français de la Libération Nationale) in Algier ersetzt, die eine starke Anziehungskraft als Symbol für ein befreites, unabhängiges Frankreich besaßen.<sup>1129</sup> Ein erstarkendes Nationalbewusstsein ist bei den Franzosen auch durch die ständigen Rückschläge zu verzeichnen, die das Deutsche Reich seit 1943 in Italien und in der Sowjetunion erlitt. Die Intensität der alliierten Luftangriffe auf Verkehrseinrichtungen und Industrieanlagen in den besetzten Ländern, aber auch im Reich, verdeutlichten, dass Hitlerdeutschland erheblich an militärischer Größe eingebüßt hatte.<sup>1130</sup>

Anhand von Müllers Aussage und der Recherchen des Historikers Ahlrich Meyers wurde deutlich, dass die Wehrmacht sich auch in Frankreich an Sühnemaßnahmen gegen den französischen Widerstand beteiligt hat, und, wie Müller feststellte, mit der französischen Polizei „Hand in Hand“ arbeitete. Besonders in Südfrankreich, wo die Résistance durch massive militante Aktionen in Erscheinung trat, hatte der Ob.West zur Sicherung der deutschen Truppen „schärfere Maßnahmen“ gefordert<sup>1131</sup>.

Im Übrigen sind die Beurteilungen der Zeitzeugenaussagen in Bezug auf die Bewertung der oft kühnen Aktionen der Widerstandskämpfer ausgesprochen schwierig. Selbst Zeitgenossen konnten sich oft untereinander nicht darüber einigen, ob der Krieg an der Front, also zwischen Soldaten, entschieden werden sollte,<sup>1132</sup> oder

<sup>1128</sup> Ebd., S. 221.

<sup>1129</sup> Jäckel: Frankreich, S. 283; Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 146 – 150; DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 489.

<sup>1130</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 489.

<sup>1131</sup> Ebd., S. 491.

<sup>1132</sup> Dieser Auffassung war beispielsweise der Quartierswirt Severlohs, M. Legrand, der als frz. Hauptmann im Ersten Weltkrieg gekämpft hatte und in einem Gespräch im Frühjahr

ob es ein Zeichen von Mut und Patriotismus war, wenn sich die Bevölkerung in Form von direkten Aktionen oder passivem Widerstand gegen die Besatzungsmacht zur Wehr setzte. Einerseits handelte es sich bei den zum Teil grausamen Tötungsdelikten an deutschen Soldaten in Frankreich um Verbrechen. Andererseits hielt die deutsche Wehrmacht in eindeutiger Verletzung des Völkerrechts das Land widerrechtlich besetzt, so dass sich als fast natürliche Konsequenz aus diesem Zustand ein bewaffneter ziviler Widerstand bilden *musste*, der wiederum völkerrechtlich gesehen, nicht zulässig war. Die Frage, die sich hier also stellt ist: kann ein Land, das ein anderes überfällt und in einen Kriegs- und Besatzungszustand hineinzieht, überhaupt für sich das Völkerrecht in Anspruch nehmen, und den sich aus diesem Zustand fast zwangsweise innerhalb der betroffenen Bevölkerung bildenden zivilen Widerstand unter völkerrechtlichen Gesichtspunkten ahnden und sich noch auf das „Recht“ berufen, das es selbst verletzt? Hier sind in erster Linie „Aktion“ – der deutsche Angriff und die Besetzung des Landes – und „Reaktion“ seitens der französischen Bevölkerung auf den Besatzungszustand und seine Folgen zu unterscheiden. Tatsache ist, dass sich in allen, von Deutschen besetzten Ländern, mehr oder weniger aktive Untergrundbewegungen bildeten - dies gilt insbesondere für die Sowjetunion –, und damit sind sie ein Phänomen jedes Eroberungskrieges. Festzuhalten bleibt auch, dass es, trotz empfindlicher Schläge und brutalster Gegenmaßnahmen gegen die Widerstandsgruppen, dem „Höheren SS- und Polizeiführer“ in Zusammenarbeit mit der deutschen Militärführung nicht gelang, die Résistance vollständig zu vernichten. Dazu stellt Vogel fest: „Immer neue, von Großbritannien und aus den ehemaligen Lagern der französischen Armee mit Waffen versorgte Gruppen, formierten sich unter den verbliebenen Résistance-Führern.“<sup>1133</sup> Auf Anregung de Gaulles gründeten die französischen Widerstandsgruppen im Februar 1944 die Forces Françaises de l'Intérieur (FFI), die sogar über einen eigenen Generalstab verfügten<sup>1134</sup> und, besonders in Süd- und Südostfrankreich, vor und nach der Landung sehr aktiv waren. Dass sich in Frankreich jedoch nicht Verhältnisse wie in den „Bandenländern“ auf dem Balkan oder in der Sowjetunion entwickelten, hatte sicherlich auch mit der im Vergleich zu den Ländern in Ost- und Südosteuropa moderateren Haltung der deutschen Besatzungsmacht zu tun.<sup>1135</sup> Die Deutschen waren um ein einvernehmliches Verhältnis zu den Franzosen bemüht und fanden in der Vichy-Regierung ein kooperationsbe-

---

1944 äußerte, dass der Krieg zwischen Soldaten entschieden werden müsse und sich Zivilisten da heraushalten sollten. Auch die Befragten Schramm und Lützen sind, wie hier dargestellt wurde, dieser Auffassung. Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 25: „Wer in einem Krieg kämpft, ohne von Zivilpersonen unterscheidbar zu sein, hat keinen Anspruch auf eine Behandlung nach den Regeln der Genfer Konventionen.“

<sup>1133</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 425.

<sup>1134</sup> Ebd., S. 491.

<sup>1135</sup> Ebd., S. 495.

reites Regime vor, das wiederum zunächst von größeren Teilen der Bevölkerung mitgetragen wurde.<sup>1136</sup> Bis zur Landung der Alliierten blieben die Unternehmen der Résistance im Norden aber zu isoliert und ihr Rückhalt bei den Franzosen zu schwach.<sup>1137</sup> Außer in Südfrankreich waren die topographischen Gegebenheiten für einen Guerilla-Krieg, der den deutschen Truppen sogar in Italien 1944 nach der dortigen Landung der Alliierten erheblich zu schaffen machte, im übrigen Land nicht in gleicher Weise vorhanden. Außerdem lehnten viele Franzosen Widerstandsaktivitäten auch aus Angst vor weiteren Repressalien ab.<sup>1138</sup>

Angesichts der drohenden alliierten Landung stellte die französische Widerstandsbewegung für den Ob.West und die deutschen Truppen jedoch trotzdem einen gewissen Unsicherheitsfaktor dar, da die Schlagkraft des noch aktiven Teils der Résistance nicht genau zu ermitteln war<sup>1139</sup>. Für den D-Day und die Zeit danach rechnete v. Rundstedt mit einem sofort fühlbaren Anstieg von Sabotage- und Störaktionen seitens der französischen Widerstandsgruppen, der am 6.6.1944 jedoch zunächst nicht erfolgte (Abschn. 3).

## 2.8 Kranken- und Verwundetenversorgung in der Normandie vor dem 6. Juni 1944

Besonders im Krieg ist die Erhaltung und Stärkung der eigenen Kampfkraft von zentraler Bedeutung. Gesundheit ist gleichbedeutend mit der Leistungsfähigkeit sowohl von Soldaten als auch von Zivilisten.<sup>1140</sup> Der Aufbau großer Heere mit Beginn der napoleonischen Eroberungskriege und den nachfolgenden Befreiungskriegen machten eine gut funktionierende, sanitätsdienstliche Versorgung unumgänglich.<sup>1141</sup>

---

<sup>1136</sup> In Frankreich und Italien setzte der Partisanenkrieg zeitlich deutlich später ein, was den Deutschen ermöglichte, in der Sowjetunion erprobte Kampfmuster nun auch auf diese Kriegsschauplätze zu übertragen. Allerdings wurden im Westen - im Vergleich zum Osten -, wo die Termini „Bandenverdächtige“ und „Bandenhelfer“ potenziell auf die gesamte Zivilbevölkerung, auch auf Kinder, ausgeweitet werden konnten, solche extremen Vorgehensweisen vermieden. In Italien allerdings war so etwas u. a. in Marzabotto vorgekommen, in Frankreich u. a. in Oradour-sur-Glane im Sommer 1944. Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 833f. sowie Abschn. 4.4 und 10.

<sup>1137</sup> Die Widerstandskämpfer in Frankreich, aber auch in anderen Ländern, „gerieten mit ihren Aktionen oft in Konflikt mit ihren Landsleuten, denn das Besatzungsregime ahndete Attentate und Sabotageaktionen immer mit harten Repressalien,“ so Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 220. Die Übergriffe der deutschen Besatzungsmacht empörten und ängstigten die Bevölkerung zugleich. Deshalb wurden Aktionen der Widerstandskämpfer in den deutsch besetzten Ländern Nord- und Westeuropas „von der überwiegenden – anti-kommunistisch geprägten – Mehrheit der Bevölkerung aus politischen Gründen und vor allem wegen der folgenden Repressalien abgelehnt.“ Schröder: „Zivilisten: Zweiter Weltkrieg“, S. 200 – 214.

<sup>1138</sup> Tewes: Besatzung, S. 86f.

<sup>1139</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 495.

<sup>1140</sup> Borowy: Freundschaft, Feindschaft, Neutralität?, S. 17.

<sup>1141</sup> Roth (Vorwort): Sanitätswesen, S. 7.

Die Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg flossen beim Aufbau des Wehrmachts-sanitätsdienstes mit ein. Ebenso war es unerlässlich, die Fortschritte und neuesten Entwicklungen im Bereich der Medizin und der Technik im Sanitätswesen aufzunehmen und die Kranken- und Verwundetenversorgung ständig zu verbessern.<sup>1142</sup> Eine gute Aufgabenbeschreibung der Kranken- und Verwundetenversorgung für die deutsche Truppe formulierte Ekkehart Guth:

„Das Sanitätswesen der Wehrmacht umfasste die Gesundheitspflege und ärztliche Betreuung der Wehrmachtsangehörigen, Maßnahmen zur Verhütung und Bekämpfung übertragbarer Krankheiten, die Versorgung und die Beförderung der Verwundeten und Kranken, den Einsatz der Sanitätsdienste und der freiwilligen Krankenpflege sowie die Ausbildung und den Ersatz des Sanitätspersonals und schließlich den Nachschub an Sanitätsgerät.“<sup>1143</sup>

Der deutsche Sanitätsdienst kam mit den schnell vorgehenden Truppenverbänden der Wehrmacht im Mai/Juni 1940 in Frankreich gut zurecht. Zunächst fielen für einen Krieg eher „konventionelle medizinische Probleme“, wie Verwundungen durch Infanteriegeschosse und Granatsplitter an.<sup>1144</sup> Der Abtransport in rückwärtige Sanitätseinrichtungen oder in die im deutschen Grenzgebiet eingerichteten Reservelazarette bereitete in Frankreich keine Schwierigkeiten.<sup>1145</sup> Während des Frankreichfeldzuges kam es jedoch, aufgrund einer unzureichenden Bevorratung der deutschen Armeen, des schnellen Vormarsches, dem die Versorgungstruppen nicht rasch genug folgen konnten, und infolge der Kämpfe auftretenden Strapazen, auch bereits zum gelegentlichen Auftreten der durch Hunger hervorgerufenen Ödemkrankheit. Junge Feldärzte, die das klinische Bild der Hungerdystrophie nicht im Ersten Weltkrieg kennen gelernt hatten, diagnostizierten zunächst jedoch häufig nur einen Vitaminmangel.<sup>1146</sup>

Nach dem Waffenstillstand Ende Juni 1940 fanden im Westen bis zum 6. Juni 1944 nur vereinzelt Kampfhandlungen statt.<sup>1147</sup> Es stellt sich also die Frage, welche Aufgaben die Sanitätsdienste in dieser Zeit des Fast-Friedens versahen. Auf die entsprechende Frage antwortete der Befragte Rothe:

„Na, zum Beispiel kam's ja mal vor, wir waren in Frankreich, wir haben ein ganz gutes Verhältnis [gehabt], aber Sie wissen, es gibt ja überall Radikale oder sie

<sup>1142</sup> Ebd., S. 8.

<sup>1143</sup> Guth: Sanitätswesen, S. 11.

<sup>1144</sup> Ebd., S. 13f.

<sup>1145</sup> Ebd., S. 16.

<sup>1146</sup> Thoms: „Ernährung“, S. 222.

<sup>1147</sup> Zu nennen sind hier u. a. die deutschen Angriffe auf englische Städte, die alliierten Luftangriffe auf französische Städte, die nächtlichen anglokanadischen und amerikanischen Kommandounternehmen auf deutsche Stellungen an der Atlantikküste oder deutsche Posten, und ab 1943 die sich intensivierenden Bombardements auf Wehrmachtseinrichtungen, Straßen, Bahnhöfe, Brücken, aber auch auf Wehrmachtsangehörige, auch auf Einzelpersonen oder Fahrzeuge. Auch die Angriffe auf deutsche R-Boote vor der französischen Küste, deren Verwundete in den Wehrmachtslazaretten versorgt wurden (s. Bericht Rothes in diesem Abschnitt) fielen in die Zeit vor der Landung sowie auch die beiden größeren alliierten Landeversuche auf Dieppe und St. Nazaire im Jahre 1942.

waren ja praktisch Feinde, und da kam das mal vor, dass einer betrunken war und wurde ins Hafengebäck gestoßen. Und den haben sie nach 'n paar Tagen gefunden oder es wurde mal da 'n Toter gefunden. Der hatte schon drei Tage gelegen, und um die Ursache festzustellen wie das heute im Kriminaltechnischen gemacht wird, ja? ... Wo man nich die Todesursache kannte, wusste und wo man sie feststellen wollte. War das Selbstverschulden, war das Verschulden von... ... Na, ich war nur Zuschauer. Ich hab nur zugeguckt. ... Ich bin nur drin gewesen. Ich hab nichts angefasst, gar nichts. ... Er [der Pathologe] hat nicht gesprochen, er hat gearbeitet und ich hab dabeigestanden und interessiert zugeguckt, wenn sie die Lunge rausgenommen haben, die Leber... haben einmal abgespült und dies und jenes. ... Na, warum? Der Mensch is auch 'n Wesen.“

Dieses, vom Informanten Rothe eher harmlos geschilderte Erlebnis, besaß einen ernsten Hintergrund. Denn, sollte sich bei der Obduktion des toten deutschen Soldaten ein Fremdverschulden herausgestellt haben, so folgten in der Regel „Sühnemaßnahmen“, von der die Zivilbevölkerung in Form von Ausgangssperren oder Geiselnahmen betroffen war bzw. Gefängnisinsassen mit ihrem Leben bezahlen mussten, wenn die Schuldigen nicht gefasst werden konnten.

Es kam auch vor, dass sich die Wehrmachtangehörigen selbst bei Übungen oder im Alltäglichen verletzten, obwohl es noch keine Kampfhandlungen gab. Franz Gockel, seit Frühjahr 1943 Soldat in der Normandie, erzählte, er habe sich einmal beim Waffendienst, beim Reinigen eines „verdreckten MG“ im November 1943 verletzt und zu allem Überfluss „noch 'n schmutziges, gebrauchtes Taschentuch genommen und darüber gelegt.“ Als die Verletzung sich nicht besserte, und Gockel es vor Schmerzen nicht aushielt, suchte er am zweiten Tag einen Sanitäter auf. Die Hand hatte sich inzwischen entzündet. Der Sanitäter sei sehr ungehalten mit ihm gewesen: „Dann hättest du das desinfiziert, dann hättest du das nicht. Aber den Quatsch, den du machst!“ Er habe ihn ins Feldlazarett nach Bayeux geschickt, wo Gockel sich drei Wochen lang behandeln lassen musste, nachdem er zuvor hohes Fieber bekommen hatte. Eine frühzeitige Wundsäuberung (Exzision) hätte den entzündlichen Prozess verhindert. Die Hand erhielt einen Streckverband. Dennoch genoss Gockel die Zeit, vor allem, als er aufstehen durfte. Nachdem das Fieber zurückgegangen war, so der Informant in seinen Erinnerungen, „hatte ich erholsame Tage [im Lazarett], ohne Waffendienst, ohne nächtliche Streifengänge und ohne Postendienst.“<sup>1148</sup> Die Entzündung heilte zwar ganz ab, aber die Finger „sind etwas steif“ geblieben,“ so Gockel. Im Interview fügte er hinzu:

„Für mich war es interessant. Auf der Stube lag zum ersten Mal einer von den Hilfswilligen, Osttruppen, das war ein Unteroffizier. ... Ich hab noch 'ne Skizze von ihm irgendwo, er hat da 'ne Französin skizziert. Das war ein ganz patenter Bursche.“

Der Interviewpartner Weiß erkrankte in Frankreich gleich zweimal an Gelbsucht und musste im Lazarett behandelt werden:

---

<sup>1148</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 51.

„Also, das Lazarett war das erste Mal so 'ne richtige Erlösung. Da kam ich in 'n Fallschirmjägerlazarett, das der Hauptverbandsplatz war erst mal, und da ham se mir erst mal wat zu trinken jegeben, Cid(re). Cidre ja (lacht). Da träum' ich immer heut' noch von, wie schön der jeschmeckt hat! Denn kam ich in 'ne Badewanne rin, denn hab ich da jeschlafen. Und denn war'n die so freundlich, die Sanitäter und Ärzte da, ... ooch die Schwestern! Da erinnert man sich heute noch dran an die freundlichen Schwestern. Naja, vielleicht ham se auch jedacht: ‚Na, Kleiner!‘ ham se immer jesagt zu mich, weil ich so jung noch aussah. [Das war] in Paris. Ja, Le Mans war bloß die Verwundetensammelstelle, in der Kirche, Verwundetensammelstelle, dass wir 'n Transport zusammen hatten, ja. - Gelbsucht is gar nich so einfach. Meine Tochter sagt denn: ‚Bist vielleicht jetzt immun dajehen, dass de zweimal Gelbsucht jehabt hast.‘ Is ja allerhand Jefahr bei Jelbsucht. Man wird ja auch nicht so richtig behandelt, bist bloß auf 'm Revier behandelt worden. Ja, is ja alles braun nachher, Urin is braun. Man wird janz jelb im Jesicht, ja? Ja, das is 'ne Leberentzündung. Erste Mal Ikterus, das zweete Mal Hepatitis ham se jeschrieben im Krankenschein.“

Weiß machte im Interview keinerlei Angaben dazu, woher seine Gelbsucht und seine Hepatitis rührten. Tatsache ist, dass vor allem Hepatitis eine ernstzunehmende und hoch ansteckende Krankheit war und ist, die wahrscheinlich von der unzureichenden, oft auch nicht immer frischen Verpflegung herrührte, die die Wehrmachtssoldaten bekamen. Tatsache ist, dass das Leben der Soldaten im fünften Kriegsjahr auch in Frankreich seinen Tribut forderte. Die Truppenangehörigen waren von der Plackerei an der Küste erschöpft, und so empfanden Gockel und Weiß die Zeit im Lazarett, trotz ihrer Krankheiten, als erholsam und angenehm.

Dose, der ebenfalls an Hepatitis erkrankte, vermutete, dass er sich in Südfrankreich mit Gelbsucht infiziert hat. Nach seiner Verlegung in den Norden musste er jedenfalls im Oktober 1943 wegen einer akuten Gelbsucht ins Lazarett nach Arras. Er erklärte: „Die halbe Kompanie oder dreiviertel [der] Kompanie war im Lazarett. ... Die steckten sich ja gegenseitig an.“ Als Grund dafür gibt er an: „Ja, und denn, die Butter war ranzig, die wir kriegten und so was. Kühlschränke hatten wa ja nicht. Und eh' die [Butter und sonstige Verpflegung] denn bei der Kompanie war, von Arles raus...“ Lange Transportwege, zumal in Südfrankreich während der warmen Jahreszeit, konnten sicherlich Lebensmittel schneller verderben lassen. Die von Dose genannte Gelbsucht, die eine Hepatitis A beschreiben könnte, wird durch Trinkwasser oder Nahrungsmittel hervorgerufen. Hepatitis ist zudem eine Infektionskrankheit, die vor allem im Herbst auftritt, begünstigt durch Kälte und Nässe sowie durch Schwächungen des Körpers infolge „ungewöhnlicher Strapazen“.<sup>1149</sup> Das enge Zusammenleben der Soldaten in Bunkern und Mannschaftsunterkünften begünstigte eine schnelle Ansteckung.

Während Hepatitis an allen Frontabschnitten auftreten konnte, waren Erfrierungen aufgrund extremer Winter auf die Ostfront beschränkt. Herr Dose zog sich jedoch beim Wachestehen an einem kalten Februartag in *Nord-Frankreich* Erfrierungen zu,

<sup>1149</sup> Rüter/Dorow: *Hepatitis epidemica*, S. 183f.

die aber wohl wegen ihrer Seltenheit im Westen nicht sofort als solche erkannt wurden. Er berichtet, dass er aufgrund von Beschwerden an den Füßen einen Sanitäter aufgesucht hätte:

„Also der Sanitäter sagt: ‚Du hast da irgend wat an den Füßen,‘ und hat dann also nix Dolles gemacht. Büschen Salbe druff und so, und denn hat er gemeint, ich hätte sie mir so durchgescheuert. ... Der hats nicht erkannt, weil es nicht bekannt war. ... Und denn bin ich ... sind wir nach Südfrankreich gekommen. Und [ich] kam zum Fliegerregiment 63, und zwar als Ausbilder für Rekruteneinheiten. ... Da bin ich zum Arzt gegangen, das war unser Feldarzt, also 'n Feldwebelsrang. Und der sagte – der war in Russland gewesen – und da sagt der zu mir: ‚Seit wann haben Sie das?‘ ‚Ja,‘ sag' ich, ‚Mitte Februar.‘ War ja inzwischen fast Ende März. Sagt er: ‚Haben Sie denn mal irgendwie Frost gehabt?‘ ‚Ja,‘ sag' ich, ‚haben wa'. ‚Ja, das is 'ne Erfrierung!‘ Ja, und denn ... hat er mich rein geholt, ins Revier, denn ... wurde das behandelt. Das hat denn insgesamt über 'n Jahr gedauert, bis das, ja, also... '44, bis Mai '44 hats gedauert, bis das denn einigermaßen in Ordnung war.“

Auch in der Literatur wird davon berichtet, dass es für französische Verhältnisse bereits im Januar 1942 mit minus 10 Grad ungewöhnlich kalt gewesen sei.<sup>1150</sup> Auch im darauf folgenden Winter 1943 scheint es Tage mit ähnlich niedrigen Temperaturen gegeben zu haben, so dass sich Dose, zumal in den unzulänglichen Wehrmachtstiefeln, sogar die Füße erfror.

Arp und Rothe wurden danach befragt, ob Sanitäter in Frankreich ein ruhiges Leben führen konnten, da bis zum 6. Juni 1944 dort keine Kämpfe stattfanden. Arp erzählte:

„Ich war bei einem Feldhalblazarett, all' diese Zeit. Ich war Sani, einfacher Sani. ... Die hatten ja auch 'ne Schreibstube. Oder sagen wir mal in der Verwaltung, Eingang, Ausgang. Meldungen gabs immer. ... Verletzte [gabs] auch. ... Das werd' ich nie vergessen: Das war im Herbst, hat geregnet. Auf einmal kommt abends einer, ein Münchner ... das weiß ich noch, einer von der OT. Der war dort unterwegs, ist mit seinem Auto auf dem Nassen – Blätter – is' er ausgerutscht, verunglückt, das ganze Gesicht kaputt! Kam dann ins Lazarett bei uns. ... Man sah keinen Mund, da war nur 'n Loch. Der Arzt sagt: 'Ich komm' um elf Uhr, mal gucken, ob er noch lebt?' So war der verletzt! Der is mit 'm Gesicht in das Auto rein anscheinend. Jedenfalls auf einmal hört' ich, wie er sagte: 'Durst!' Und da hab ich mit 'm Löffelchen Tee gegeben. Da kam erst Blut und alles raus. Und dann hab ich ihn gefüttert, und als der Arzt um elf... Und dann sagt' ich: 'Siehste auch was?' 'Ja, Licht!' denn die Augen, die waren auch alle mitgenommen. Ja ... oder das war ein Fall, und der is denn 'n anderen Morgen ins Lazarett nach Caen. In Caen war ja der Divisionsstab. ... Ich hab dann im Lazarett auch sonst geholfen, ich sollte Narkotiseur werden. Ich hatte 'ne gute Stelle. An sich war das für zu... für später mal 'ne Feldwebelstelle, aber das lag mir nicht. Das war mir nicht so wichtig.“

Bei der Kompanie habe es keine sanitären Einrichtungen gegeben, so Arp. Sie hätten natürlich Wasser gehabt, aber keine Duschen. Er erzählte auch, dass zu seinen Aufgaben die Untersuchung von Soldaten gehörte, die, bevor sie in Urlaub fuhren, auf Läuse „oder sonst ansteckende Krankheiten“ hin durchgecheckt wurden. Am Schluss habe das Lazarett in Bayeux gelegen, „und da hatten wir schon zu tun,“ erklärte er. In der Regel waren Sanitätsdienstgrade wie Arp nach kurzem Dienst an der Waffe in

<sup>1150</sup> Rescher: Heimat!, S 51, TB, 17.1.1942.

einer Sanitätsschule, der ein größeres Lazarett angegliedert war, ausgebildet worden. Die Ausbildung endete nach sechs Monaten mit einer Prüfung<sup>1151</sup>.

Bis auf Dose hat – aufgrund des zumeist milden Klimas -, keiner der Befragten im Westen Erfrierungen erlitten. Arp erzählte jedoch, dass es durch Unvernunft von Vorgesetzten, die trotz großer Hitze ihre Truppen marschieren ließen, im Sommer zu Hitzschlägen kam:

„Als wir von Elbeuf, '41, im Sommer verlegt wurden, das war ein Wahnsinn, ich habs damals gesagt, mussten die durch die Hitze marschieren. Und da haben einige Hitzeschlag bekommen. Und einer, weiß ich genau, der kam nach zwei Jahren (?) wieder zurück. Da war er wieder gesund. Aber sonst... Ich war ja im Lazarett, hätt' ich ja wissen müssen. Als ich beim Regiment war, hätt' ichs auch wissen müssen, oder vorne, bei der Kompanie. Ich war ja bei der - und kannte die ja alle.“

Über seine Tätigkeit in einem französischen Lazarett berichtete der Befragte weiter:

„Wir kamen also... in Soissons waren wir dann, dann in St. Lô, und zwar St. Lô in der Nähe der Vire-Mündung. Und zwar war das einen Sommer. Ich weiß nämlich, es war der 14. Juli, und wir hatten wegen des Nationalfeiertags Ausgehverbot. Damit keine Reibereien... Aber sonst – ich weiß auch nicht, warum. Ich hatt' halt Glück, sag' ich ja. Wenn ich nicht selbst mich ins Unglück gestürzt hätte, aber ich hab das nicht. Jedenfalls, und am Schluss war dann das Lazarett in Bayeux. ... Ja, am Fluss rechts, da lag das kleine Lazarett. Und da hatten wir schon zu tun. Es gab immer was. Zum Beispiel auch einmal einen... der war nicht von dieser Division, der war von den Kanalinseln. ... Da haben wir auch mal einen bekommen – der arme Kerl. Keiner wusste, was er hatte, der hat Magen-Darm... is gestorben. Dann wurde er sezirt, dann... Am Schluss war's wahrscheinlich Ruhr. Einzelfälle [gabs auch bei uns mal]. ... Vielleicht [war er vorher in Russland], ich weiß es net. Und dann hab ich dort also Dienst gemacht.“

Auch in Arps kurzen Ausführungen über die mehrmalige Verlegung des Lazaretts, wird deutlich, dass die Wehrmachtstruppen im Westen, aufgrund der drohenden Gefahr eines Großangriffs, in der Normandie neu aufgestellt und dann zur Verstärkung an die Küste verlegt wurden. Die Verlegung des Lazaretts nach Bayeux, ebenfalls in Küstennähe, ist als Konsequenz dieser Maßnahmen zu verstehen und wurde wahrscheinlich gegen Ende 1943 vorgenommen. Die Entsendung weiterer deutscher Einheiten in den Calvados erforderte eine zusätzliche Kranken- und Verwundetenversorgung. Das Lazarett in Bayeux war anscheinend die nächstliegende Anlaufstelle für schwerkranke Wehrmattsangehörige, die auf den Kanalinseln<sup>1152</sup> stationiert waren. In dem geschilderten Fall starb der deutsche Soldat anscheinend daran, dass die Ruhr, eine der gefährlichsten Infektionskrankheiten der damaligen Zeit, bei ihm nicht rechtzeitig erkannt worden war. Ähnlich wie bei Dose, dessen Erfrierungen, die er sich in Nordfrankreich zugezogen hatte, erst sehr spät diagnostiziert

---

<sup>1151</sup> Goerke: Verwundetenversorgung, S. 36.

<sup>1152</sup> Die zu England gehörenden Kanalinseln Jersey, Guernsey, Alderney und Sark wurden im Zuge des Westfeldzuges im Sommer 1940 ebenfalls von deutschen Truppen besetzt und bei Kriegsende, am 9.5.1945, kampfflos den Engländern übergeben. Zentner: Zweiter Weltkrieg, Lexikon, S. 186.

worden sind, klangen die Beschwerden im Fall des Soldaten nicht ab und wurden immer wieder behandelt. Da Erfrierungen und Ruhr hauptsächlich bei Wehrmachtsangehörigen an der Ostfront auftraten, wurden sie im Westen wohl nicht sofort in Betracht gezogen. Auch mag es dem Sanitätspersonal in Frankreich an entsprechenden diesbezüglichen (Ostfront-) Erfahrungen gemangelt haben. Unverständlicherweise wurden deutsche Soldaten nicht gegen Ruhr geimpft. Untersuchungen von Soldaten der 6. Armee ergaben, dass diese, schon vor der Einkesselung Stalingrads schlecht ernährten Verbände, überproportional von dieser Infektionskrankheit betroffen waren.<sup>1153</sup> Im Jahre 1942 führten die Ruhr und andere Krankheiten, wie Typhus und Diphtherie, bei Angehörigen der 6. Armee unverhältnismäßig oft zum Tode. Es ist möglich und denkbar, dass der Patient, von dem Arp berichtet, sich vor seiner Verlegung auf die Kanalinseln, an der Ostfront mit Ruhr infiziert hatte. In der Regel war die Ansteckungsgefahr umso größer, je geschwächer das Immunsystem und je schlechter die Ernährungsweise waren, beispielsweise durch unsauberes Trinkwasser, fehlende Zusatzkost aus dem Lande und durch die Freigabe der Selbstschlachtung.<sup>1154</sup> An der Ruhr Erkrankte litten an heftigen, von großen Schmerzen begleiteten, blutigen Durchfällen, die mehr als 30mal pro Tag auftreten konnten.<sup>1155</sup> Es ist zwar möglich, dass die Ruhr bei dem Betroffenen im Westen nicht sofort erkannt worden ist. Es ist jedoch auch bemerkenswert, dass Ärzte aus vielerlei Gründen Scheu davor hatten, diese meldepflichtige Erkrankung klar zu diagnostizieren, die in der Regel, wie in diesem Fall auch geschehen, in den offiziellen Einträgen nur unter Magen-Darm-Krankheiten geführt wurde.<sup>1156</sup> Aufgrund der nicht als solche erkannten gefährlichen und hochansteckenden Infektion verschlimmerte sich der Zustand des von Arp erwähnten Patienten trotz der Entsendung in das Lazarett von Bayeux, und die Krankheit nahm einen für den Betroffenen qualvollen und tödlichen Verlauf. Die verschleiernde Offenlegung der wirklichen Krankheit könnte den Soldaten das Leben gekostet haben, da eine gezielte Therapie, aufgrund der unklaren Diagnose, entweder zu spät oder gar nicht erfolgte. Wie in solchen Fällen üblich, fand eine nachträgliche Untersuchung der Todesursache statt, um mögliche Vorkehrungen zu treffen. Auch der Pathologe hatte sich anscheinend, wie damals üblich, nicht eindeutig zur Todesursache geäußert, denn Arp mutmaßt, es sei „wahrscheinlich Ruhr“ gewesen. Im besetzten Frankreich galt das besondere Augenmerk der Sanitätsdienste sowohl der Erhaltung der Gesundheit der Truppe als auch der Zivilbevölkerung, um jede Seuchengefahr abzuwenden.<sup>1157</sup> Gleichzeitig wurde der Kampf gegen Geschlechts-

---

<sup>1153</sup> Janessen: *Arzt im Krieg*, S. 131.

<sup>1154</sup> Ebd., S. 133.

<sup>1155</sup> Ebd., S. 41.

<sup>1156</sup> Leven: *Quellen zur Geschichte des Sanitätswesens*, S. 26.

<sup>1157</sup> Guth: *Sanitätsdienst der Wehrmacht*, S. 16.

krankheiten bei den deutschen Soldaten aufgenommen, die erst in der Zeit von 1942 bis 1944 allgemein rückläufig waren.

Zwischen den Zeilen wird aus Arps Berichten deutlich, dass er gern einen abwechslungsreicheren Arbeitstag gehabt hätte. Auch beklagte der Befragte im Interview das sehr störende Verhalten seines Vorgesetzten. Dieser ließ es sich, auf Kosten seiner Untergebenen, in Frankreich gut gehen. Aufgrund diverser Ungerechtigkeiten des Chefs gegenüber Arps Kameraden, entschloss sich der Zeitzzeuge, vorübergehend zu einer anderen Einheit zu wechseln. Er schilderte den Chef des Lazaretts:

„Im Lazarett, der Chef, das war 'n Lebemensch. ... Das Benzin, [das er bekam] hat er verbraucht. Er hatte alle vier Wochen eine Mätresse, eine Französin bei sich, mit der is er rumgefahren. Für das hat er Benzin gebraucht. Nicht 'ne Neue, immer dieselbe. Wenn die, es ist Tatsache, wenn die wegging, dann war er nicht zu gebrauchen. Dann hat er Beförderungsvorschläge, die bereitlagen, zerrissen. [Der war] nich Division, nur vom Krankenhaus, von dem Lazarett. [Aber der] war noch etwas höher. Der Rang über Oberstabsarzt – Feldarzt! Also ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls, der hatte einen Burschen, der durfte alles. Und eines Moins will der Sch., der Hauptfeldwebel, ihn wecken und der folgt nicht, geht zu sei... zu dem Arzt. Die Folge davon ist: nicht der Bursche hat was bekommen, sondern der Sch. als Hauptfeldwebel musste gehen und wurde an den... an's Regiment 726 versetzt. [Das war] ... wirklich 'n prächtiger [Mensch]. Ich weiß nicht, ob er noch später durchgekommen ist. Und dann hab ich mich auch zum Regiment gemeldet, bin dort zum Regiment gekommen, hatt' net viel zu tun. Diese wenig fruchtbare Arbeit, möcht' ich sagen. Ich wollt' immer gern was erleben. Und von dort bin ich zum Regimentsstab nach Sully. Da war das Regiment, bin dann dort Unteroffizier geworden, hatt' auch net allzu viel zu tun. Ich hab auch dort alles mitgemacht, Wachen, und so weiter. Dann war dort ein Spieß, von Nordrhein-Westfalen. Der wär' so gerne Offizier geworden, hat mich immer aufgefordert, ich sollt' mitmachen. Dann hab ich meist ‚Ja‘ gesagt, und wenn's ernst wurde, hab ich gesagt: ‚Nee, ich hab doch keine Lust auf...‘ Ich wollt' keiner werden. Was sollte ich? Ich war kein Nazi, und ich hab meinen Dienst getan, mehr sogar. Ich hab mit Ausbilder gemacht. [Ansonsten war da] net viel zu tun. Wenn mal jemand Durchfall hatte oder... Ich hatt' 'n kleines, eigenes Zimmer, eigenen Raum, ja, also ich konnt' tun und lassen, was ich wollte.“

Während heutige Soldaten der Bundeswehr die Möglichkeit haben, sich an eine Vertrauensperson innerhalb der Truppe zu wenden oder aber (Beschwerde-)Eingaben an den Wehrbeauftragten der Bundeswehr zu senden bzw. sich, im Falle ungerechter Vorgesetzter, in irgendeiner Form jemandem anzuvertrauen, gab es in der Wehrmacht diesbezüglich kaum eine Handhabe. Willkürliches Handeln, Ungerechtigkeiten, dubiose Bestrafungen und Misswirtschaft von Vorgesetzten mussten größtenteils akzeptiert werden. Die einzige Möglichkeit für den betreffenden Soldaten bestand darin, sich, wie im geschilderten Beispiel, zu einer anderen Einheit oder zu einem anderen Regiment versetzen zu lassen. Dort musste Arp jedoch den Nachteil in Kauf nehmen, kaum etwas zu tun zu haben. Um nicht ausschließlich auf die wenigen Patienten angewiesen zu sein, betätigte sich der Zeitzzeuge zusätzlich als Ausbilder. Als solcher schien er in den Einheiten häufiger positiv aufzufallen und für

Beförderungen vorgeschlagen zu werden. Diese lehnte er ab. Sich in einem System, das er nicht vollkommen bejahte, wie aus seiner Aussage deutlich wird, als Führungskraft hervorzutun, war seine Sache nicht.

Entsprechend der relativ ruhigen Situation in Frankreich gab es in Arps' Bereich wenige verwundete, öfter jedoch kranke Soldaten. Im Bereich Dieppe, in dem sich der Sanitäter Rothe aufhielt, sah dies anders aus. Dort liefen laufend R-Boote mit Verwundeten ein, so der Befragte:

„Na, nachmittags [gab es] meistens [frei]. Also Röntgen und die OP, das war meistens vormittags, wenn nicht ganz besonderes, wie ich sagte, die R-Boot-Flottille einlief. Denn ging's natürlich nicht. Aber sonst, normalerweise hat sich das alles am Vormittag abgespielt. Und der Nachmittag, da wurden dann noch Nebenarbeiten... schauen Sie, ich hab denn entwickeln müssen und dies und jenes. Und wenn das fertig war, man hat sich denn am Tor abgemeldet. Sie müssen sich vorstellen, das war 'n ganzer Komplex. Das war ja in der Mitte die Kirche, rechts und links die Flügel, die großen Säle, der OP, und so weiter. Und vorne war denn, und das war umgeben von einer Mauer, vorne war 'n Tor. Am Tage saß ein Franzose da, ich hab den Namen noch mit Monsieur S. in Erinnerung, und abends haben von uns Kameraden da gesessen. Da konnte keiner unbemerkt rein- und rausgehen. Na, nur das Tor [war bewacht], nur 'n Torwächter war da. Die hätten ja über die Mauer klettern können. ... Höchstens, es wär' mal 'n junges Mädchen rüber gekommen (lacht). ... Was?! (lacht) Das hat's auch gegeben. ... Na und? Wir waren jung, und die Mädchen waren auch jung.“

Roths Hauptaufgabe bestand im Röntgen und anschließendem Entwickeln der Röntgenbilder. In seine Zuständigkeit fiel auch das Überwachen des Notstromaggregats, das immer unter Verschluss gehalten werden und für das im Ernstfall Benzin vorhanden sein musste (s. Abschn. 2.3). Er selbst sei in Frankreich nur in besonderen Fällen bei Operationen anwesend gewesen, so Rothe.

„Wir haben gehabt einige Dienstgrade, die waren Spezialisten. Wollen mal sagen, die haben Geräte zugereicht, waren die rechte Hand vom Arzt, die das gemacht haben. Und im OP bin ich nur gewesen, in Frankreich, wenn die R-Boote einliefen und hab denn da auch mit zugereicht. Wie soll man sagen... Wenn Not am Mann war, aber direkt, die mit dem Arzt, so wie die OP-Schwester, wenn se Ahnung haben, da hatten wir Extra-Kameraden, die da ausgebildet waren, die die Geräte kannten, wo der Arzt nur flüstern brauchte, was er braucht, die das hin jereicht haben und dies und jenes. Das is eben, in einer Sanitätskompanie hat jeder seine Spezialaufgabe gehabt.“

Bei den deutschen Marinesoldaten – in diesem Fall den Besatzungen der R-Boote - ergaben sich hauptsächlich Verwundungen nach Artillerie-, Fliegerbomben und MG-Treffern sowie von Torpedo- und Minendetonationen. Minen und Torpedos führten bei der Detonation zu Stauchungen der Wirbelsäule und Frakturen an den Extremitäten. Auch Verbrennungen und Rauchvergiftungen beim Abbrennen von Kartuschen kamen vor sowie Verbrühungen bei ausströmendem Dampf in den Maschinenräumen. Schwere Vergiftungen des Magen-Darmtrakts konnten bei Schiffbrüchigen auftreten,

die treibendes Öl geschluckt hatten.<sup>1158</sup> Deutlich wird, dass nach dem Einlaufen der R-Boote in der Hafenstadt Dieppe immer Verwundete im Lazarett zu behandeln waren, wodurch es hier einen regeren Betrieb gab als ihn Arp in Bayeux erlebte.

Diejenigen Sanitäter, die direkt an der Küste Dienst taten, wie Rothe und der nachfolgende Informant Uhlmann, hatten – besonders seit Ende 1943, als die Bombardierung der Küsten bis zum 6. Juni 1944 immer weiter zunahm – nun vor allen Dingen mit *Verwundeten* statt Kranken zu tun, die in die Lazarette eingeliefert wurden. Uhlmann berichtete über einen Bombenangriff und seine Folgen in der Nähe des bekannten Badeortes Deauville in der Normandie:

„... Bei Deauville ist ein Berg gewesen, ... da is ein 38-cm-Kaliber-Geschütz gewesen, in dem Berg, ... da is bei einer Bombardierung von den Engländern eine Bombe eingeschlagen, die Auswirkungen sind bis hinten durch ins Munitionslager gegangen. Und von dort aus is dann die Rückexplosion gekommen, und wir bekamen im Lazarett 72 Verwundete eingeliefert, alle Verbrennungen zweiten bis dritten Grades, und denn noch die Verwundungen. Und da habe ich mich mit unserem Chefarzt überworfen, nicht damit, sondern, da habe ich gemerkt, was für 'n Heini das war. Der legte sich draußen in die Sonne, der Spieß musste mit seiner Unterschriftenmappe da hinkommen, und alle Ärzte und wir, die gelernt haben, ich war da schon Sanitäter geworden - wir haben drei Tage und drei Nächte gearbeitet, um diese Massen dort zu pflegen, und das Geschütz, wenn das nicht ausgefallen wär', dann hätten die [Alliierten] alt ausgesehen. ... Das muss vorher gewesen sein, [vor der Landung]. [Wegen] Bombardierung [hatten wir die Verwundeten]. Die haben vorweg schon systematisch die ganze Küstenstraße bombardiert, man konnte manchmal gar nicht die Straße mehr sehen ... die war weg. Sie müssen sich vorstellen, das sind teilweise Bomben gewesen, wo die in fünf Häuser zwei Stockwerke rein stellen können, so viele Löcher. Wo vorher 'ne Straße war, da war nichts mehr. ... Und es ist ja auch so, nachdem, was ich so heute weiß, hat man ja immer gesagt: 'Da kommen die nicht,' aber wir waren drauf vorbereitet, nur wenn wir da nicht richtig... die können wir doch gar nicht halten. Das war unser Bewusstsein.“

Die hohe Anzahl von 72 Verwundeten nach diesem Angriff und die Beschreibungen der Detonation der großkalibrigen englischen Fliegerbomben machen deutlich, mit welcher Wucht die alliierten Luftangriffe vorgetragen wurden. Da es sich hier um ein großkalibriges, deutsches Geschütz handelte, dessen Stellung, wie so viele andere, den Angloamerikanern vor der Landung längst bekannt war, erachteten sie es als umso wichtiger, solche Gefahren für ihre eigenen anlandenden Truppen bereits vor dem D-Day auszuschalten. Wie auch Uhlmann erläuterte, hätten die Alliierten am Landetag, im Falle eines intakten deutschen Geschützes, „alt ausgesehen“, da es ihren Truppen, den Schiffen und dem Material großen Schaden zufügen konnte. Auch andere deutsche Geschützstellungen sind aus demselben Grund bereits vor dem 6. Juni 1944 von der alliierten Luftwaffe zerstört wurden. Die englische Fliegerbombe vernichtete, neben dem deutschen Geschütz, anscheinend auch einen Großteil der Munition, so dass die deutschen Soldaten sich, neben schweren Verwundungen, auch erhebli-

<sup>1158</sup> Guth: Sanitätsdienst der Wehrmacht, S. 19.

che Verbrennungen zuzogen. Es ist davon auszugehen, dass dieser Angriff auch Todesopfer gefordert hat, die Uhlmann als Sanitäter allerdings wohl nicht zu Gesicht bekam.

Nicht ausdrücklich erwähnt wurden von den ehemaligen Sanitätern Uhlmann, Rothe und Arp, dass es auch ohne Feindeinwirkung dringliche Operationen gab, wie etwa Appendicitis, oder die Behandlung von Magen-/Darm-, Hals-, Nasen-, Ohrenerkrankungen sowie Zahnerkrankungen.<sup>1159</sup>

Der damalige Leutnant Heinze, der nach seinem Abitur den Berufswunsch des Chirurgen hegte, beobachtete in seiner wenigen Freizeit interessiert die Arbeit des Bataillonsarztes und erhielt die Gelegenheit, diesem bei der Behandlung einer Verletzung zu assistieren:

„Das ist auch nochmal 'ne Geschichte: zwei Tage vorher, da hat unsere Telefontruppe übungsweise Leitungen verlegt und irgendwer hatte gesagt, also hier durch den Bauernhof durch usw. Ja, und umgesehen und Leitungen verlegt, sind sie zufällig in ein Gebiet gekommen, wo ein Eber sich getroffen fühlte, und der hat es gar nicht gern gehabt, dass der da die Leitung durch legte. Und eh' er sich 's versah, hat der ihn angegriffen und hat mit 'm Hauer hinten, nicht nur die Hose, sondern auch sein Hinterteil aufgerissen, und unser Bataillonsarzt, der Dr. B., der hatte in Formigny, in der Schule, seine Sanitätsstation eingerichtet, der war von Haus aus Chirurg, ich hatte vorher schon 'ne Operation an 'nem Schweißdrüsenabszess mal mitgemacht, und er freute sich richtig, wenn er mal was zu tun kriegte bis dahin. Und da rief er mich an, und ich wollte damals mal Medizin studieren: ‚Du musst aber kommen, du musst mir helfen dabei.‘ Da habe ich zum ersten Mal bei einer so genannten kleinen Operation zugesehen, und ich weiß noch genau, ich musste dann also die Backen zusammenhalten und der hat dann so die kleinen Nadeln da rausgeholt und zum Schluss habe ich gesagt: ‚Weisste was, Ihr seid ja richtige Schneider.‘ Machte nichts anderes, durchgezogen, zugezogen usw. Kriegte noch Jod drauf. [Keine Narkose], nix. Nein, bei so 'ner Kleinigkeit. Ja, das war so 'ne Wunde, aber ... ( ) ach so, vereist wurde das vielleicht, örtlich betäubt. Weswegen erzählte ich das? Es könnte sein, dass der junge Soldat vielleicht sein Leben dadurch gerettet hat. Er musste weitergegeben werden. B. durfte, sollte das eigentlich gar nicht machen, der sollte nur Kleinigkeiten machen, aber der musste abgegeben werden, nach hinten. Und ich vermute, wenn er Glück gehabt hat, hat er die ersten [Angriffs-]Tage zumindest nicht [mitmachen müssen].“

---

<sup>1159</sup> Fischer: Der deutsche Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C.

*Zusammenfassung:*

Beim Anfall der beschriebenen, zumeist konventionellen medizinischen Probleme hatten die Sanitätsdienste keine Schwierigkeiten, diese Fälle zu versorgen, zumal sie bis zum 6. Juni 1944 unter fast friedensmäßigen Bedingungen arbeiten konnten.

Die stabile Lage und die geschützte Unterbringung ermöglichten es dem Sanitätspersonal, dem einzelnen Verwundeten mehr Zeit zu widmen und eine gründlichere Behandlung durchzuführen als dies nach dem 6. Juni 1944, unter den Bedingungen der Kämpfe und permanenter alliierter Luftüberwachung sowie –angriffe möglich war (s. Abschn. 4.6). Auf manchen Posten – Sanitäter oder Arzt – herrschte jedoch eher Unterbeschäftigung, z. B. bei Arp und im Falle von Heinzes Bataillonsarzt. Darüber hinaus gab es aber auch bereits vor der Landung der Alliierten z. T. Schwerstverwundete bei den deutschen R-Boot-Flottillen, die im Ärmelkanal unterwegs waren und von alliierten Kriegsschiffen, Flugzeugen oder U-Booten unter Beschuss genommen wurden, wie Rothe berichtete. Auch durch die Bombardierung von Küstenbefestigungsanlagen gab es Tote und Schwerverwundete - in einem Fall sogar 72 Personen nach einem einzigen englischen Luftangriff, die Uhlmann mit dem Personal seiner Einheit versorgen musste.

Unkenntnis seitens des Sanitätspersonals im Westen, das nicht über Ostfront-Erfahrungen verfügte, konnte zum Tode von Patienten führen, wenn Krankheiten nicht gleich erkannt und daher nicht rechtzeitig behandelt wurden. Davon berichtete Arp – sein Ruhrpatient verstarb, die Todesursache wurde erst durch Obduktion deutlich. Auch Doses Erfrierungen wurden erst nach wochenlangen Beschwerden und mehrmaligem Aufsuchen von Sanitätern richtig diagnostiziert und behandelt. Es spricht vieles dafür, dass Ärzte und Sanitäter nicht umfassend genug mit den potenziell auftretenden Krankheiten, ihren Symptomen und Behandlungsmöglichkeiten ausgebildet worden sind. Insbesondere Wehrmachtsangehörige, die vorher im Osten oder im Heimaturlaub waren und sich dort mit lebensbedrohlichen Erregern infiziert oder Erfrierungen erlitten haben, hätten von einer sofortigen und gezielten Behandlung durch entsprechend geschultes Personal profitiert.

Nach dem 6. Juni 1944 verschärfte sich dann die Lage der Sanitätseinheiten und deren zu behandelnden Patienten auch im Westen (s. Abschn. 4.6).

*„Der 6. Juni 1944 war hier in Russland ein Tag wie jeder andere - strahlender Sonnenschein, wir lagen schon zwei Tage in Ruhe am Rande großer Seen und Sümpfe... Keiner von uns ahnte, dass sich in der Normandie eine neue Wende des Krieges anbahnte...“<sup>1160</sup>*

### DRITTER TEIL: Kriegserfahrungen und Kampfgeschehen im Westen 1944

#### 3. Der 6. Juni 1944 – „Da gefror einem das Blut in den Adern!“

Im Gesamtgeschehen des Zweiten Weltkrieges ist die Landung der Alliierten im Sommer 1944 in Nordfrankreich bedeutungsvoll und beachtenswert insofern, weil hier die von deutscher Seite lange befürchtete „Zweite Front“ eröffnet wurde, mit der die anglo-amerikanischen Truppen die Befreiung Westeuropas initiierten und der Wehrmacht einen Abwehrkampf aufzwingen, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen sollte.<sup>1161</sup> Obwohl lange erwartet, wurde die so genannte „Invasion“ in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1944 nicht sofort in ihrem gesamten Ausmaß erkannt. Zunächst vermutete die deutsche Seite, es handele sich um einen alliierten Ablenkungsangriff, der die deutschen Truppen in der Normandie binden sollte, damit der angloamerikanische Hauptangriff im Pas de Calais stattfinden konnte, wo dann entsprechend weniger deutsche Truppen stationiert wären. Die deutsche Führung täuschte sich jedoch. Denn genau dort, im Calvados in der Normandie, begannen die Alliierten mit der Eröffnung der „Zweiten Front“. Für das historische Großereignis des 6. Juni 1944 liegen der Verfasserin umfangreiche Zeugenaussagen vor. In Anbetracht der Wichtigkeit der von den Alliierten jahrelang mit allergrößtem Aufwand vorbereiteten und von den Deutschen ebenso erwarteten wie gefürchteten Invasion, wird dieser in der Geschichte des Zweiten Weltkrieges bedeutsame Tag an dieser Stelle ausführlich behandelt. Dabei kommen vor allem diejenigen Augenzeugen zu Wort, die unmittelbar an der Küste das fast gespenstische Auftauchen der riesigen Landearmada miterlebten und z. T. minutiös schilderten, welches Grauen der Anblick der Flotte in ihnen auslöste, und wie sich die Ereignisse bis zur Landung der ersten Boote an der Küste entwickelten. Da sich die meisten der Befragten am 6.6.1944 am amerikanischen Landestrand *Omaha Beach*<sup>1162</sup> befanden und hier die Anlandung der US-Truppen, im Vergleich zu den anderen Landeabschnitten, aufgrund der hartnäckigen deutschen Abwehr besonders schwierig war, wird dieser Landeabschnitt im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen.

---

<sup>1160</sup> Bernecker: Generation, S. 199f.

<sup>1161</sup> Ose: Entscheidung, S. 11,

<sup>1162</sup> Die Alliierten hatten den 80 Kilometer langen Landeabschnitt an der Calvados-Küste bei der Angriffsplanung in fünf Sektoren unterteilt: *Utah, Omaha, Gold, Juno, Sword Beach*.

### 3.1 Der frühe Morgen des 6. Juni 1944: „*Da war erst einmal eine unheimliche Stille*“<sup>1163</sup>

Etwa zehn der insgesamt 42 Zeitzeugen waren am frühen Morgen des 6. Juni 1944 direkt am Landestrand und trauten ihren Augen nicht. Ihre zum großen Teil sehr spannend erzählten Aussagen deuten bereits die Besonderheiten und Unterschiede zwischen der Kampfweise im Westen und im Osten an (s. dazu auch Abschn. 6).

Der damalige Gefreite Severloh war, zusammen mit seinem Batteriechef, Oberleutnant Bernhard Frerking, dessen Ordonnanz er war, wohl einer der ersten, die in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1944 alarmiert wurden. Die Meldung erfolgte fermündlich und erreichte beide in ihrem zwei Kilometer vom Strand entfernten Privatquartier gegen Mitternacht: feindliche Fallschirmspringer seien im Calvados gelandet. Der Zeitzeuge berichtet von der Nacht, die sein Leben verändern sollte<sup>1164</sup>:

„Wir sind nachts um zwölf alarmiert worden... Ja, am 5. [Juni] oder erste Minute oder zweite Minute am 6. [Juni]. Ja, [um] Mitternacht [herum]. Da waren doch Fallschirmjäger abgesprungen, und das war die Auslösung des Alarms. Also, bis dato haben wir's nicht gewusst, [dass es die Invasion ist]. ... Ja, [wir kamen da kurz nach Mitternacht auf unserem Stützpunkt] an, und da war ja noch nichts da. ... Auf dem Weg hin [zum Strand], da war das stockduster. [Erst] wie wir da waren, [bekamen wir ein paar vage Meldungen]. ... Ja, da kriegten wir denn... da wurde ein paar Mal der Oberleutnant, wir sagten aber ‚Alte‘ zu dem, das war aber überall dasselbe, ... der kam denn aus dem Bunker raus und sagte mir, bei Merville, das weiß ich jetzt, dass das das war, und bei Ste.-Mère-Eglise..., das haben wir gewusst, [dass dort Fallschirmspringer gelandet sind]. Und da haben wir noch gesagt: ‚Ja, ein paar Tausend, da könnte man ja mit fertig werden.‘ Aber da hatten wir noch kein Schiff gesehen, zu der Zeit... Ja, [und von Mitternacht bis zum frühen Morgen des 6. Juni], da haben wir noch was gegessen, Butterbrot geschmiert für den Oberleutnant und für mich. Und dann haben wir ein paar Zigaretten geraucht. Ja, und ich weiß auch, das ist gesagt worden, da sind auch Attrappen abgeworfen worden. Wir wussten aber nicht, was für Attrappen, ob das Flugzeugattrappen gewesen wären, oder... Wir haben aber auch gesehen, wie Lastensegler eingeschleppt wurden, das konnten wir auch sehen. Ich weiß aber nicht mehr, in welche Richtung.“

Die frühe Alarmierung ist insofern bemerkenswert, als dass erst gegen 00.10 Uhr die ersten Fallschirmspringer über der Normandie abgesetzt worden waren. Denkbar ist, dass dem Batteriechef Severlohs gegen Mitternacht zunächst die ungewöhnlich starke Aktivität im Luftraum gemeldet worden war, und er daraufhin die Situation vor Ort in Augenschein nehmen wollte. Die anderen Zeitzeugen gaben an, dass sie zwischen 1.00 Uhr und 4.00 Uhr geweckt worden seien, was ebenfalls als früh zu bezeichnen ist. Alle Zeugenaussagen widersprechen somit auch der Behauptung des damaligen Gegners, die Deutschen seien „in Unterhosen“ vom Feind überrascht worden.<sup>1165</sup>

Sicherlich mag es innerhalb des langen Landeabschnittes deutsche Einheiten gege-

<sup>1163</sup> So erlebte der Befragte Gockel die Situation unmittelbar vor der Landung.

<sup>1164</sup> Heinrich Severloh steht im Mittelpunkt eines Abschnitts der bekanntesten populärwissenschaftlichen Darstellung der Landung von deutscher Seite. Vgl. Paul Carell: Sie kommen! S. 86 – 89, 97f.

ben haben, die nicht von See her angegriffen, sondern von Luftlandeeinheiten überrascht wurden, die hinter den deutschen Stellungen gelandet sind.<sup>1166</sup> In erster Linie waren die deutschen Abwehrvorbereitungen jedoch für die Verteidigung gegen See ausgerichtet. Die alliierten Schiffe näherten sich erst ab 5.00 Uhr früh der Küste.

Severloh erzählte, dass sein Batteriechef, Oberleutnant Frerking, telefonisch Verbindung mit den anderen Stützpunkten hielt, um sich einen Überblick über die Lage zu verschaffen. Da es häufig Alarm gab, und auch englische oder amerikanische Fallschirmspringer nachts landeten, um Mitgliedern der Résistance Informationen zu überbringen, fiel in dieser Nacht zunächst nur die Intensität der Absprünge auf. Um 1.15 Uhr meldete das 84. Armeekorps an die 352. I. D., zu der Frerking und Severloh gehörten: «Alarmstufe II. Fallschirmspringer bei 716. I. D. abgesprungen.»<sup>1167</sup> Diese, im Fernsprechmeldebuch der 352. I. D. dokumentierten Nachrichten, setzten sich von da an fort. Von allen möglichen Abschnitten wurden nun Absprünge gemeldet. Bereits um 2.15 Uhr hatte der Seekommandant Normandie außerdem „feindl. Seeziele ... 11 km noerdl. Grandcamp geortet.“<sup>1168</sup> Neben weiteren Fallschirmlandungen «beiderseits Vire-Mündung» meldete das 84. A. K. um 3.10 Uhr außerdem die Landung von Lastenseglern<sup>1169</sup> südlich von Carentan.<sup>1170</sup> Lange bevor die ersten Landungsboote im Morgengrauen vor der Küste auftauchten, wurden alliierte Truppen mit eben diesen Lastenseglern hinter den deutschen Linien abgesetzt. Außer der bereits genannten Vorzüge, konnten diese Flugzeuge aus großer Höhe und Entfernung, weitab vom Gegner, ihr Ziel ansteuern. Die Lastenseglertruppen landeten geschlossen mit ihren Waffen und waren sofort gefechtsbereit. Ihre Besatzungen hatten am Morgen des 6. Juni die Aufgabe, zwischen den Flüssen Orne und Dives – dem Gebiet, in dem die Anlandung von See her später erfolgte – Position zu beziehen und die Ostflanke des geplanten Brückenkopfes vor deutschen Gegenangriffen zu schützen.<sup>1171</sup> Peter Lützen berichtete, dass er Lastensegler einfliegen hörte. Da es noch dunkel war, konnte man sie jedoch nicht sehen. Mit einem leisen Pfeifgeräusch glitten sie über die Köpfe der deutschen Soldaten, die sich am Strand bereitgestellt hatten, hinweg, und flogen land-

<sup>1165</sup> Bei Speidel: Invasion, S. 114, heißt es: „Im Schlafe“. Er und andere Generale waren damals empört darüber, dass Hitler dieser Pressemeldung der Alliierten Gewicht beimaß und sie sich für diese angeblichen Vorfälle rechtfertigen sollten.

<sup>1166</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 129.

<sup>1167</sup> Auszug aus dem Fernsprech-Meldebuch (Ia) der 352. I.D. (Küstenverteidigungsabschnitt Bayeux, Landungstag). MS B-388, Bl. 1 (BA-MA). Zur selben Zeit kamen auch fernmündliche Meldungen von der Marine-Gruppe West, die zusätzlich Absprünge im Bereich der östlich gelegenen 711. I. D. meldeten.

<sup>1168</sup> MS B-388, Bl. 2 (BA-MA).

<sup>1169</sup> Bei Lastenseglern handelt es sich um Transportflugzeuge aus Holz, die vom Radar kaum erfassbar, geräuscharm und billig in der Herstellung sind. Uhle-Wettler: Luftlandetruppen, S. 493.

<sup>1170</sup> MS B-388, Bl. 2a.

<sup>1171</sup> Quellen: Normandie, S. 95.

einwärts.

In den dem Landetag vorangegangenen Wochen waren die Küstenbefestigungen ständig bombardiert worden. Doch in dieser Nacht gab es eine Besonderheit: die Stärke der Einflüge ließ nicht nach. Herr Heinze erinnerte sich, dass es bis zum 6. Juni 1944 jeden Tag Alarm gegeben hatte. Auch Flugzeuge hatte er in den Wochen zuvor sowie auch in dieser Nacht gesehen, die jedoch häufig weiter ins Hinterland flogen und strategische Ziele bombardierten.<sup>1172</sup> Er berichtete, dass die deutschen Soldaten infolge der dauernden Alarme abgestumpft waren, und als er am 6. Juni kurz nach Mitternacht geweckt wurde, war das zunächst, außer einer Schlafstörung, nichts Besonderes. Ähnlich wie im Falle Severlohs hieß es, Fallschirmjäger seien abgesprungen. Nach einer Stunde wurde diese Mitteilung dann widerrufen: es handele sich um mit Sprengstoff gefüllte Attrappen. In der Tat

„hatte eine Anzahl schwerer RAF-Maschinen ... gleichzeitig [mit den Fallschirmjägertruppen] Gummipuppen ab[geworfen], die etwa einen Meter groß und mit Feuerwerkskörpern behängt sind. Sie sollen nach der Landung mit dem Fallschirm einen wild um sich feuernden Soldaten markieren. Bei den Deutschen wurde in der Tat zunächst der Eindruck erweckt, dass es sich um eine größere Aktion einer gesamten Luftlandebrigade handelte.“<sup>1173</sup>

Die Täuschung gelang zunächst. Als lediglich Gummipuppen gefunden wurden, glaubte die deutsche Seite eine Zeitlang, es seien ausschließlich Attrappen abgeworfen worden.<sup>1174</sup> Trotzdem wurde zur Sicherheit auf deutscher Seite die Alarmstufe II<sup>1175</sup> ausgelöst. Noch zeichnete sich nicht ab, dass dieser Tag einen entscheidenden Einfluss auf das weitere Kriegsgeschehen haben sollte. Auf WN 62 waren die Soldaten, Severlohs Angaben zufolge, nach den ersten Meldungen über Fallschirmjägerlandungen noch zuversichtlich, den luftgelandeten Gegner bezwingen zu können. Diese Einschätzung änderte sich beim Sichten der Vorboten der Landung. Der Zeitzeuge erzählte vom weiteren Verlauf des frühen Morgens des 6. Juni 1944:

„Um vier [Uhr morgens] herum könnte ich mir vorstellen... Ich stand oben auf der Böschung. Der Oberleutnant und der Leutnant waren in dem Bunker drin. Die hatten auch einiges zu ordnen, mit Telefon, und, und, und. Und ich stand oben, und ich bin derjenige, der als Erster [von uns] die Schiffe gesehen hat. Aber im

<sup>1172</sup> Zur Vorbereitung der Landung wurden deutsche Flughäfen in Küstennähe zerstört sowie auch Brücken, Straßen und Bahnhöfe, die den deutschen Nachschub und das Heranführen von Truppenteilen behindern bzw. ganz unterbinden sollten. Dazu u. a. Ellis: *Victory*, Bd. I, S. 96; Carell: *Sie kommen*, S. 48; Quellen: *Normandie*, S. 60.

<sup>1173</sup> Piekalkiewicz: *Invasion*, S. 135.

<sup>1174</sup> Quellen: *Normandie*, S. 98. Es war auch die Rede von „als Fallschirmjäger verkleidete[n] Puppen“. Ryan: *Längster Tag*, S. 162f. Die deutsche Führung, durch die „Strohuppen“ irritiert, verlor langsam den Überblick. Daher war es äußerst wichtig, dass so bald als möglich Gefangene gemacht wurden, um die tatsächlichen Luftlandungen der Alliierten zu beweisen. Ose: *Entscheidung*, S. 111, Anm. 47.

<sup>1175</sup> Dies bedeutete u. a.: Gefechtsbereitschaft herstellen (= Unterstände und Stellungen beziehen, Geschütze kampfkla machen, Marschbereitschaft beweglicher Truppen veranlassen). Ose: *Entscheidung*, S. 103, Anm. 13.

Nachhinein weiß ich, dass das *minesweepers* waren, also die Minenräumboote. Vier, fünf oder sechs habe ich sehen können, aber ganz weit weg, vielleicht 30 Kilometer, oder ich weiß es nicht. Wenn man unten gewesen wäre, hätte man sie nicht sehen können.<sup>1176</sup> ... Die kamen von Ost nach West, und dann habe ich geglaubt, das wäre wieder diesig, neblig geworden, aber das ist nicht wahr, das weiß ich im Nachhinein, die haben Nebelwand gelegt. Und den Oberleutnant [Frerking] habe ich dann gerufen, der kam auch raus, und er meinte, er hätte sie noch gesehen, aber das war in dem letzten Moment, wie ich sie auch sehen konnte. Und dann sage ich, wir sollten doch in Port-en-Bessin bei der Marine anrufen. Da war doch immer ein Erkennungszeichen, wenn irgend etwas fremd war, dann schoss man auf deutscher Seite an dem Tag: ‚Weiß und zwei Rot‘, angenommen, das weiß ich nicht mehr, [wie an dem Tag das Erkennungszeichen lautete]. Und, wenn das jetzt eigene Leute waren, auf den Schiffen, denn mussten die mit ‚ein Grün und zwei Rot“ antworten. Das wechselte aber jeden Tag. Und – na, das hatte vielleicht 10 Minuten gedauert, das musste ja erst über die Abteilung, also P., der musste das erst genehmigen lassen. Und dann schossen sie. ... Das Erkennungszeichen, das konnte man ja... bis Port-en-Bessin konnte man ja von uns aus gucken, das waren so 10 Kilometer. Und dann kriegten sie aber auch keine Antwort. Also, die Schiffe hätten das sehen müssen ... und hätten antworten müssen, wenn es deutsche Schiffe gewesen wären. Und da sagt der Oberleutnant: ‚Es geht jetzt los!‘ ... Ich schätze, dass es um halb vier [Uhr früh] gewesen wäre, [als diese Schiffe zu sehen waren], aber dann war eine ganze Zeit nichts zu sehen, gar nichts zu sehen, von dem Nebel.“

Bei den von Heinrich Severloh am 6. Juni zwischen 3.30 und 4.00 Uhr früh gesichteten Schiffen, die der eilig herbeigerufene Batteriechef Frerking auch noch kurz gesehen zu haben meinte, bevor sie wieder im Nebel verschwanden, handelte es sich in der Tat noch nicht um die ca. 6000 Landungsfahrzeuge, die später Kurs auf die Küste nehmen sollten, sondern, wie der Zeitzeuge nach dem Krieg herausfand, um Minenräumboote der Alliierten, die die von den Deutschen angelegten Minenfelder entfernen und damit die sichere Überfahrt der angloamerikanischen Konvois gewährleisten sollten.<sup>1177</sup> Bereits in den Wochen vor dem *D-Day* hatten diese so genannten *minesweepers* mit ihrer Arbeit begonnen. Das Räumen war teilweise von der Kriegsmarine beobachtet oder durch angetriebene, beschädigte Minen bestätigt worden, so dass die für Nordfrankreich zuständige Marinegruppe West die Minenfelder ständig erneuern musste.<sup>1178</sup> Am 6. Juni waren vor dem Morgengrauen dann noch einmal diejenigen Stellen im Kanal von den *minesweepers* geräumt worden, die die alliierten Konvois passieren sollten. Der Weg durch die geräumten Minenfelder wurde ihnen durch die entsprechende Postierung von Motorbarkassen angezeigt.<sup>1179</sup>

<sup>1176</sup> Der Zeitzeuge meint, dass es mit der größtenteils nicht für Seeziele ausgerichteten deutschen Bewaffnung keinen Zweck gehabt hätte, in irgendeiner Form das Feuer auf die viel zu weit entfernt liegenden und nur sehr kurz sichtbaren alliierten Schiffe zu eröffnen und sagte dazu: „Bis zwei, drei [Kilometer], doch, man hätte weiter [schießen können], aber man hätte nicht mehr *treffen* können. Nein, da konnte keiner hinreichen.“

<sup>1177</sup> Ellis: Victory, Bd. I, S. 146.

<sup>1178</sup> Krancke: Invasionsabwehrmaßnahmen, S. 173.

<sup>1179</sup> Ellis: Victory, Bd. I, S. 147.

Inzwischen war die Marinegruppe gegen 3.00 Uhr morgens höchst alarmiert. Im Kriegstagebuch wurde um 03.09 Uhr folgender Eintrag vorgenommen:

„Von Funkmessgeräten werden nördlich Port en Bassin [Port-en-Bessin] zehn größere Fahrzeuge geortet, die ab 7 sm vor der Küste stoppen und damit auf Ausladungstätigkeit hindeuten.“<sup>1180</sup>

Diese Informationen wurden an die oberste Führung weitergegeben und von dort aus auch, wie schon erwähnt, an die einzelnen Divisionskommandeure (Einträge im Fernsprechmeldebuch der 352. I.D.) übermittelt. Den Soldaten an der Küste wurden solche Meldungen jedoch überhaupt nicht oder erst so spät bekannt, als diese bereits selbst gegen 5.00 Uhr früh Schiffe gesichtet hatten.

Der damalige Obergefreite Lützen erinnert sich ebenfalls daran, morgens Schiffe gesehen zu haben, aber seine Zeitangaben sind ungenauer als die Severlohs:

„Am 6. Juni '44, da war [d]er [Leutnant] nicht dabei. Und der Oberfeldwebel [P.] der ist nachts zu uns gekommen. Ich habe ihn nicht gesehen, aber da war nur ein Unteroffizier auf dem Stützpunkt praktisch und ich. Und ich bediente ein Lichtsprechgerät und ein Funkgerät mit dem nächsten Stützpunkt, das war 61. Wir lagen unten im Tal. Und [WN] 60 lag oben auf dem Berg und wir lagen auch höher. Und wie dat denn losging, nachts, also ich ging den Posten noch kontrollieren, und das war so gegen zwanzig vor eins, denn kam ich so eben vor eins in mein Quartier rein, ... und da sagt der Unteroffizier: ‚Mensch, da ist was los, auf dem Meer brummt das so, und da kommt so eine [Nachricht].‘ Die musste entschlüsselt werden. Na, ich geh’ runter und nahm da das Telefon. Und denn ging das ja: Caesar, Berta, Richard, Emil und so. Ich kannte das ja schon auswendig. Und zwar, wenn da Schiffe durch den Kanal gingen, wurde gemeldet in Ouistreham, und dann kriegten wir Bescheid, dass wir die nicht beschossen oder wat. Und, na ja, ich sage: ‚Da ist alles in Ordnung,‘ und ich ging da in die Betten. Und um ein Uhr [am 6. Juni morgens] kommt der ‚Genosse‘ F.: ‚Alarm!‘ Und vorgesehen war morgens um 7.00 eine Übung. Und dann sage ich: ‚Diese Schweinerei, jetzt die Übung, und morgen früh um 7.00 können wir weiterarbeiten.‘ Ich sage: ‚Die können mich mal an die Füße fassen!‘ Und das dauerte vielleicht fünf Minuten, da kam er wieder rein: ‚Lützen, raus, der Engländer ist vorne!‘ Ich sage: ‚Das glaubst du doch wohl selbst nicht.‘ Und denn hoch, und denn war das so eine Sanitäts... war das da. Und auf 'n Mal kommt einer an und sagt: ‚Kamerad Lützen?‘ ‚Ja?‘ Da kriegte ich von dem einen Melder zugeteilt, weil ich ja das Funkgerät hatte, und ich konnte mich mit dem Kompaniechef gut verständigen. Das Sprechgerät wird eingeschaltet mit Licht und dann wird das abgeschaltet, dann kann man diesen Schein nicht sehen. So wie mit dem Telefon oder was das ist. Und denn ging dat ja los. Ich stand da oben, wo die Gräben sind. Die waren ja zwei Meter zwanzig tief. Laufgräben. Und dann stand da der Sanitätsobergefreite und denn mein Melder, den ich hatte, und denn schossen die ja... in Cherbourg konnten Sie's sehen. Und nach Ouistreham oder nach Le Havre zu. Ob das nun Le Havre war... Cherbourg war das hundertprozentig. Und dann kamen die Lastensegler über uns weg, so ‚schüüühhh‘. Sehen konnten wir sie nicht, aber hören. Und ein Flugzeug, das wurde abgeschossen, das segelte dann hinter Colleville dann runter, brennend runter, und dann ging das da wieder los da ... Und denn schoss der Stützpunkt 60 drei Weiß, drei Rot hoch, das ist: ‚Hier sind *wir*.‘ Und dann schossen wir auch drei Weiß, drei Rot hoch. Und dann kam [von den gegnerischen Schiffen aber] keine Antwort.“

<sup>1180</sup> Zit. in Krancke: Invasionsabwehrmaßnahmen, S. 184. Ein fast identischer Eintrag findet sich am 6.6.1944 um 4.35 Uhr auch im Kriegstagebuch Seekriegsleitung, Bd. 58/I, S. 104.

Lützens Bericht verdeutlicht, dass er als Obergefreiter in den Wochen vor der Landung von nächtlichen Kontrollen und Patrouillengängen sowie tagsüber von Alarmübungen und Schanzarbeiten überbeansprucht war und für Nachtruhe wenig Zeit blieb. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1944 war er zudem als einzige Bedienung eines Lichtsprengerates, eines Funkgerätes und einer „Enigma“<sup>1181</sup> zusätzlich gefordert. Anscheinend handelte es sich bei der von Lützen zu entschlüsselnden Nachricht zunächst nicht um die Meldung feindlicher Schiffe im Kanalbereich, denn vorerst schien alles in Ordnung zu sein. Obwohl der Lützen Bescheid gebende Soldat von übermäßiger Aktivität vor der Küste berichtete, kann es sich um das Motorengeräusch der einfliegenden Bomberverbände gehandelt haben. Bei Severloh heißt es allerdings, dass die Anfrage über feindliche Schiffsverbände nach Port-en-Bessin weitergeleitet wurde, und nicht nach Ouistreham. Außerdem ist es nicht möglich, dass Lützen um ein Uhr morgens geweckt wurde, sondern es muss schon sehr viel später, also etwa zwischen 3.00 und 3.15 Uhr gewesen sein, denn es hieß: „Der Engländer ist vorne!“ Das bedeutet, dass zumindest die ebenfalls von Severloh gesichteten *minesweeper* für kurze Zeit in Sicht gekommen waren, denn offensichtlich sahen Lützen und Severloh dieselben Signale, die von deutscher Seite an die gegnerischen Schiffsverbände auf dem Meer abgegeben wurden und von diesen Erkennungszeichen verlangten.

Nach dem gespenstischen Auftauchen der bis dahin jedoch nicht als solche erkannten Minensuchboote gegen 3.30 Uhr, und der Tatsache, dass es sich, aufgrund der fehlenden Erkennungszeichen, um feindliche Verbände handeln musste, beschlich die Soldaten auf WN 62 ein mulmiges Gefühl.<sup>1182</sup> Ihnen war bewusst, dass diese Nacht sich von den vorhergehenden, in denen es ebenfalls Alarm gegeben hatte, durch ungewöhnlich viele Aktivitäten des Gegners unterschied.

Der Einflug großer Bomberverbände, die Meldungen über gelandete Fallschirmspringer und das Landen von Lastenseglern hinter den deutschen Reihen, das Einschlagen der Bomben und das permanente, durchdringende Geräusch deutscher Flakgeschosse, waren in dieser Nacht so intensiv wie noch nie zuvor seit der deutschen Besatzung in Frankreich. Als erfahrener Soldat vermutete Frerking anscheinend, dass die Luftlandeunternehmen Vorboten von Seelandungen waren.<sup>1183</sup> Nach dem Sichten der fremden Schiffe schien sich dieser Verdacht zu erhärten, denn er bereitete seine Einheit mit den Worten: „Es geht jetzt los,“ darauf vor, dass der

---

<sup>1181</sup> Englische Bezeichnung für die deutsche Schlüsselmaschine M.

<sup>1182</sup> Während eines Besuchs der Verfasserin bei Heinrich Severloh am 23.07.1996, vertraute er ihr an, dass nach dem Auftauchen der *minesweepers* jeder für sich auf dem WN 62 ein stilles Gebet sprach, in der Hoffnung, den Angriff, der sich hier offensichtlich anbahnte, heil zu überstehen.

<sup>1183</sup> Ebenso beurteilte dies die Marinegruppe West, die um 3.25 Uhr das Auftreten von Landungsbooten vor dem Westteil der Calvadosküste meldete. Ose: Entscheidung, S. 103.

Krieg nun auch die Soldaten in Nordfrankreich eingeholt hatte und mit einem alliierten Angriff innerhalb der nächsten Stunden zu rechnen sei. Am Strand, vor dem Widerstandsnest 62, dem späteren *Omaha Beach*, tat sich jedoch, den Angaben Severlohs zufolge, während der nächsten anderthalb Stunden nach dem Auftauchen der weit von der Küste entfernten Schiffe, überhaupt nichts. Er erklärte sich das im Nachhinein mit der künstlichen Nebelwand vor der alliierten Schiffsansammlung. Anders sah es jedoch bei der Marinegruppe West aus. Nach den ersten Meldungen über die Anfahrt feindlicher Seestreitkräfte liefen drei Boote zur Aufklärung aus, nachdem hier, im Gegensatz zu den anderen beiden Wehrmachtsteilen (Heer und Luftwaffe), alle Maßnahmen für eine Groß-Invasion in der Seinebucht ausgelöst worden waren. Um ca. 4.30 Uhr stießen die deutschen Boote auf eine künstliche Nebelwand, die zum Schutz der alliierten Schiffe gegen die deutsche Küstenartillerie geschaffen worden war. Laut KTB wurde der „Feindverband ... durch Flugzeuge eingenebelt.“<sup>1184</sup> Obwohl die deutschen Schiffe nichts gegen die schwimmenden Festungen des Gegners ausrichten konnten, wagten sie einen Angriff, drehten jedoch bei Hellwerden wegen schwerer See ab und kehrten nach Le Havre zurück.<sup>1185</sup>

Weiterhin flogen alliierte Bomber über die deutschen Stützpunkte, so auch über WN 62, hinweg. Sie hatten den Auftrag, die Widerstandsnester am sechs Kilometer langen „Omaha“-Strand zu zerstören und die Batterien in den Feuerstellungen mit 13 000 schwersten Bomben auszuschalten.<sup>1186</sup> Ihre Flugdauer und Abwurfsekunde waren genau errechnet. Allerdings flogen die Piloten aufgrund der tief hängenden Wolken an diesem Morgen „blind“, nur nach Instrumenten. Aus Angst, ihre Last innerhalb der eigenen Linien der sich langsam der Küste nähernden Landungskräfte abzuwerfen, befahl der Stab der 8. Luftflotte eine Verschiebung der Abwurfzeit um einige Sekunden. Dies erklärt, warum die meisten Bomben ihr Ziel verfehlten und nahezu alle Verteidigungsanlagen, somit auch die des WN 62, intakt waren, als die Amerikaner dort um 6.30 Uhr zu landen versuchten.<sup>1187</sup> Severloh meinte dazu im Interview:

„Von den Bomben haben wir [am Morgen des 6. Juni] nichts abgekriegt. Die Bomben lagen vielleicht... die nächsten, etwa 20 Meter hinter uns, landeinwärts.“

Das beobachtete auch Heinze, der mit seinem Fernglas die Schiffe von seinem Beobachtungsposten aus gut im Blick hatte. Er beschreibt: „... bei einem Großteil Flugzeugen, wie die uns angriffen, ging die Ladung über uns weg. Einiges blieb auch

<sup>1184</sup> Krancke: *Invasionsabwehrmaßnahmen*, S. 185.

<sup>1185</sup> Zit. in: ebd.

<sup>1186</sup> Carell: *Sie kommen*, S. 87.

<sup>1187</sup> Der die U.S.-Truppen an diesem Abschnitt befehlige General Bradley schreibt in seinen Erinnerungen: „Not until later did we learn that most of the 13,000 bombs dropped by these heavies had cascaded harmlessly into the hedgerows three miles behind the coast.“ Bradley: *Soldier's Story*, S. 268.

bei uns hängen ...“ Auch Meißner erinnerte sich zunächst an wenige Beschädigungen in den deutschen Stellungen: „Und die Landung, die hat eigentlich bei uns nicht soviel [Schaden angerichtet].“

Udo Neß befand sich seit dem 5. Juni 1944 im Feldlazarett in Beuzeville, nahe Sainte-Mère-Église. Er hatte aus Russland eine nicht heilen wollende und ständig eiternde Verwundung zurückbehalten und musste diese nun erneut behandeln lassen. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juni erlebte er zunächst das Luftbombardement der Royal und American Air Forces. „Die Nacht war ja taghell durch die ‚Christbäume‘,“ erinnerte er sich. Hierbei handelt es sich um Leuchtbomben, die es den alliierten Piloten erleichtern sollten, sich in der Dunkelheit zu orientieren und ihr Ziel zu finden. Die gehfähigen Patienten, darunter auch Udo Neß, wurden „aus’m Bett raus“ geholt, „Uniform an“ und mit dem Sanitäts- und Schreibstubenpersonal zu einer Sondereinheit zusammengestellt, da mit Luftlandungen gerechnet wurde. Andere Soldaten aus der nächsten Ortschaft kamen hinzu. Mit dieser Kampfeinheit wurde eine „Igelstellung“ zur Rundumverteidigung des Lazaretts errichtet. „Man wusste nicht, wo die Front ist,“ erklärte Udo Neß. Inzwischen waren Fallschirmjäger der 82. Airborne Division in großer Zahl in dieser Gegend gelandet, mit dem Auftrag „to seize Ste.-Mère-Église and [to build] bridgeheads over the river [Douve]“<sup>1188</sup>. Neß beschreibt den Ablauf des alliierten Großangriffs in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1944 aus seiner Sicht:

„Da war erst mal ein Bombardement von See her und denn von den Flugzeugen, die haben Bomben abgeworfen, und denn war das Bombardement zu Ende, ... und dann war eine Zeitlang Ruhe. ... Und denn sah man nur noch Schatten näherkommen. Da waren Fallschirmjäger. Nachher haben wir immer [Fall-]Schirme gesehen, die auf den Wiesen lagen.“

Auf der Suche nach den überall gelandeten amerikanischen Fallschirmjägern wundernten sich Neß und seine Kameraden zunächst darüber, dass sie ständig eine Art Froschquaken hörten: „Das war die Nächte vorher nicht,“ so der Befragte. Bald fanden sie heraus, welche Bewandtnis es damit hatte: Die Amerikaner trafen auf zahllosen Wiesen und Feldern sowie auch auf den von den Deutschen zuvor überfluteten Landstrichen zusammen. Dabei hatten die G.I.s große Schwierigkeiten, sich an den vorher abgesprochenen Sammelpunkten wiederzufinden. Viele landeten fern ihres eigentlichen Bestimmungsortes. Andere waren versprengt und sahen sich auf einmal allein. Paulsen, Angehöriger des in der Nähe von Neß eingesetzten 6. FJRes<sup>1189</sup>, merkte an:

---

<sup>1188</sup> Ellis: Victory Bd. I, S. 156. Die 101. Airborne Division sollten in demselben Gebiet die Stadt Carentan erobern.

<sup>1189</sup> Das 6. Fallschirmjägerregiment wurde kurz vor Beginn der Invasion der neu aufgestellten 91. Luftlandedivision, die sich seit Frühjahr zur Absicherung des Rückraumes der 709. I. D. in der Normandie befand, unterstellt. Jasper: Radikalisierung im Westen, S. 355.

„... Und wo sie sich nun treffen konnten, wo sie sich, sagen wir mal, zusammenballen konnten, das wussten sie selbst nicht. Und wissen Sie, wie die sich bemerkbar gemacht haben? Mit den Knöpfen, mit den Fröschen, den Quakfröschen.“

In der Tat besaßen die abgesprungenen Amerikaner für diesen Fall eine Art Spielzeuggrille, ein kleines Stück Blech, das das Geräusch einer Grille erzeugte. Ein einfaches Zirpen musste mit einem doppelten Zirpen beantwortet werden.<sup>1190</sup> Herr Neß berichtete, dass er mit mehreren Kameraden einen Spähtrupp gebildet hatte, und einer der Deutschen an einem solchen „Frosch“ hängen blieb und das besagte Geräusch erzeugte.<sup>1191</sup> Daraufhin kamen einige Amerikaner aus ihrem Versteck. Viele von ihnen waren in Bäumen gelandet und hatten dabei eine Arm- oder Beinfraktur erlitten. Andere hatten sich nach ihrer Landung zu zweit nahe einer Schutz spendenden normannischen Hecke eingegraben. Manche deutsche Soldaten warfen Handgranaten in diese Löcher, da die Fallschirmspringer in der Regel bewaffnet waren und Befehl hatten, auf jeden Deutschen zu schießen. Herr Neß erinnerte sich daran, dass er mehrere Amerikaner aus Bäumen befreite und als Verwundete ins deutsche Lazarett brachte. In dieser Nacht gerieten etliche Amerikaner, vor allem Fallschirmspringer, in deutsche Gefangenschaft.<sup>1192</sup> Neß, der vor der Landung „im Stillen ... gedacht [hatte]: *„Das müsste jeden Tag, müsste das sein, aber nicht geglaubt [hat],“*“ dass eines Tages der Großangriff erfolgt, und dann noch in der Normandie, stellte fest, dass in dem Moment, als die Alliierten wirklich kamen, „man ... überhaupt nichts gedacht [hat]. [Da] sah man nur die Schirme, keine Fallschirmjäger.“ Die Fallschirmjäger selbst waren in der Nacht nicht ohne weiteres zu sehen, weil sie oftmals in den Bäumen hingen, und, wie Neß noch erinnerte, „alle auch ganz schwarz angemalt [waren] im Gesicht, damit sie nicht zu erkennen sind.“ Er erklärte: „Ja, die meisten waren verwundet, die hatten sich was gebrochen oder waren getroffen worden in der Luft,“ stellte jedoch klar:

„Es darf nicht geschossen werden auf Piloten aus sich rettenden Flugzeugen. ... Wer mit'm Flugzeug abgeschossen wurde und will sich retten und auf den noch zu schießen... Aber Fallschirmjäger, die runterkommen, die kommen ja zur vollkommene Vernichtung der Bodentruppen, die schießen auch noch aus der Luft.“

<sup>1190</sup> Bei Ryan: Längster Tag, S. 152, heißt es dazu: „Auf diese Signale hin kamen die Männer aus ihrem Versteck in Bäumen und Gräben und hinter Häuserecken hervor.“

<sup>1191</sup> Das produzierte Geräusch kam einem Froschquaken am nächsten. Carell: Sie kommen, S. 52f. Einige der deutschen Zeitzeugen sprechen deshalb von „Fröschen“, die die Amerikaner bei sich hatten.

<sup>1192</sup> Viele von ihnen bezahlten jedoch mit ihrem Leben. Dies hatte einerseits damit zu tun, dass sie sich auf der Suche nach ihren Kameraden auf Verdacht zu erkennen geben mussten. Handelte es sich beim Gegenüber um einen deutschen Soldaten, wurden sie häufig erschossen. Auch war es für die Deutschen, aufgrund der Masse der amerikanischen Fallschirmjäger, nicht immer praktikabel, Gefangene zu machen, zumal jede Bewegung kleiner Gruppen ausgesprochen gefährlich gewesen wäre. Jasper: Radikalisierung, S. 348; Lieb: Konventioneller Krieg, S. 171, 176.

Diese Aussage Neß' war zwar zumindest in der Theorie im Hinblick auf alliierte Flugzeugbesatzungen gültig, die innerhalb des von deutscher Seite vorher als Kampfgebiet festgelegten Raumes landeten, notlandeten oder sich mit dem Fallschirm retteten. Ein entsprechender „Kommandobefehl“ sah vor, dass Fallschirmspringer, die „nördlich einer bestimmten Linie“ abspringen, als „Soldaten“ anzusehen waren, aber „wer weiter rückwärts abspringt ist Agent.“<sup>1193</sup> In einem Gesprächsprotokoll vom 21. Juni, machte Oberstleutnant i. G. Wilhelm Meyer-Detering deutlich: „Am besten sagen Sie ihren Kommandeuren, wenn sie schon solche Leute bekommen, sollen sei kein großes Aufhebens machen, sondern die Leute umlegen und damit ist der Fall erledigt.“<sup>1194</sup> Angesichts der NS-Propaganda, nach der alliierte Piloten als „Terroristen“ galten, ist es fraglich, ob die deutschen Soldaten wirklich einen Unterschied machten zwischen bestimmten Absprungszonen bzw., ob ihnen der Kommandobefehl wirklich zur Kenntnis gebracht wurde.<sup>1195</sup> Der Druck, der auf jedem einzelnen lastete, die Nervosität und Anspannung in der Nacht zum 6. Juni und die Notwendigkeit, die Alliierten und damit die als kriegsentscheidend bezeichnete „Invasion“ in jedem Fall erfolgreich abzuwehren<sup>1196</sup>, haben sicher in dieser Situation dafür gesorgt, dass schnell gehandelt, also im Zweifel auf Piloten, Fallschirmjäger und –springer geschossen wurde, wie nachfolgende Ausführungen eines deutschen Soldaten vom 10. Juni 1944 belegen, der nach der Invasion im Landesinneren gegen Widerstandskämpfer eingesetzt war:

„Stell Dir doch einmal vor: Auf der Strecke von Laudenbach bis Wertheim hängen ungefähr 16000 Mann in der Luft, sind wohl nicht wehrlos, haben aber schwebend kein sicheres Ziel und können vom Boden aus gut abgeschossen werden. Kommen sie zu Boden, müssen sie sich erst von ihrem Fallschirm befreien und ihre Munition erst suchen, denn so ungeheuer viel können sie nicht mitnehmen. Gegen die Terroristen geht es mit gleicher Härte vor. Diese Woche haben sich in einem Ort fünf- bis sechshundert Terroristen zusammengezogen. Daraufhin wurde das Dorf umstellt und von unserer Luftwaffe in einen Trümmerhaufen verwandelt. Das finde ich auch richtig. Denn nur so können wir weiterkommen.“<sup>1197</sup>

In dem Brief an seine Frau stellt der Briefschreiber zwar die schwierigen Bedingungen zutreffend dar, unter denen die Landung der Fallschirmjäger in der Normandie

<sup>1193</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 334f., 338f., 348.

<sup>1194</sup> Abdr. in: Jasper: Radikalisierung, S. 338f.; vgl. Lieb: Konventioneller Krieg, S. 154.

<sup>1195</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 156, der meint, dass die „Ordnung des Raumes das entscheidende Kriterium zur Beurteilung und zum Umgang mit feindlichen Kämpfern [lieferte]. Ob Versprengte oder Fallschirmjäger an oder hinter der Front auftraten, entschied oft über deren Behandlung, da die Soldaten Front oder Hinterland als Ordnungsmuster im Kopf hatten, das Widerstand in ihren Augen legitimierte oder kriminalisierte.“ Jasper, ebd., Anm. 96, zitiert Lieb: Konventioneller Krieg, S. 178, der lt. Jasper herausarbeitete, „dass die Behandlung von Freifranzosen nicht so sehr von ihrem völkerrechtlichen Status abhing, als vielmehr von der Frage, ob sie an oder hinter der Front gestellt [aufgegriffen] wurden.“

<sup>1196</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 355.

<sup>1197</sup> FpBf Josef Zinner, 10.6.1944, in: Jasper: Zweierlei, S. 216f.

erfolgte, blendet jedoch vollkommen aus, dass diese und andere Aktionen, trotz der Verluste auf Seiten der Fallschirmjäger und ihrer Kameraden auf den Schiffen, letztendlich für die Alliierten zum Erfolg führten. Im zweiten Teil seines Briefes werden Alliierte und Widerstandskämpfer auf dieselbe Stufe gestellt und waren entsprechend gleich, nämlich als Terroristen zu behandeln.<sup>1198</sup>

Da Neß am frühen Morgen des 6. Juni aus dem Lazarett geholt worden war, habe er „nicht in Verbindung“ mit seiner Kompanie gestanden:

„Die [Kameraden] kannte ich gar nicht, für mich waren das ja Fremde, da, wo wir in Beuzeville eine Kampfereinheit gebildet haben. ... Ja, die kamen aus anderen Truppenteilen, die da verarztet wurden in der Krankenstation. Das war ja selbstverständlich, wer laufen kann, der musste das ja ... Ja, man musste, man konnte ja nicht im Bett liegen bleiben. Befehl war keiner. Ich hab mir gedacht: ‚Das ist die Invasion.‘ Jaja, nach den ‚Sternen‘ und den Bombardements, ja, diese Christbäume. Ja, das war wie Christbäume, alles Lichter, die Form wie ein Christbaum, die standen eine gewisse Zeit am Himmel ... taghell. Das war auch bei Bombardements in Hamburg, wenn Städte bombardiert wurden. Damit die Bomber die besser sehen konnten. Oder bei Angriffen an der Front, damit die besser sehen konnten. Das war so 'ne schöne Nacht damals, das blühte alles am 6. Juni ...“

Erst bei der Überfahrt nach England traf Neß auf die kläglichen Reste der Kompanie:

„Es war nachher nur so, später, auf dem Landungsboot traf ich meinen Kompaniechef und ganz wenige von meinen Leuten, von meiner Kompanie. [Ich bekam dann] 'ne Splitterverletzung von so einem Flammenwerfer, der hat mir auch die Brust verbrannt.“

Dass es sich wohl doch um ein größeres Unternehmen seitens der Alliierten handeln konnte, das nicht nur aus Fallschirm- und Lastenseglerlandungen bestand, bemerkten die Deutschen, als ab ca. 3.00 Uhr früh die Bombardierung der Küstenbefestigungen intensiviert wurde. Bereits vor Mitternacht hatten schwere alliierte Bomber damit begonnen, systematisch die deutschen Geschützstellungen außer Gefecht zu setzen.<sup>1199</sup> Auch in den vorangegangenen Wochen waren alliierte Angriffe Tag und Nacht geflogen worden, besonders auf große Batterien, wie der *Pointe du Hoc*, bei denen die alliierte Führung davon ausging, dass sie Seeziele beschießen konnten. Diese Aktionen sollten gewährleisten, dass amerikanische und englische Soldaten am 6. Juni 1944 ohne größere Störungen und Verluste von See her, Truppen anlanden konnten. Die Luftbombardements am D-Day waren mit der Absetzung der Fallschirmspringer so koordiniert worden, dass für letztere keine Gefahr durch die eigene *Air Force* bestand.

Herr Paulsen erklärte im Gespräch, wann ihm klar gewesen sei, dass es sich um den lange angekündigten Großangriff handeln musste:

<sup>1198</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 217.

<sup>1199</sup> Ellis: *Victory I*, S. 158f.

„... Und dann merkten wir, je näher wir der Küste kamen, und als wir dann die ersten Schiffsartillerieeinschläge feststellen mussten, die waren noch nicht auf uns gemünzt, die waren vielleicht so erstmal mehr in die Gegend geschossen, [aber] als wir das merkten, da wussten wir, das isses, [das ist die Invasion]. Alleine schon an der Tatsache, als wir morgens um fünf da raus mussten, alles stehen- und liegenlassen und dann ab Richtung Strand.“

Der Informant Peter Lützen erzählte im Interview, dass er am 6. Juni in Frankreich zum ersten Mal Trommelfeuer erlebt habe. Nachdem die deutschen Marinestützpunkte die Erkennungszeichen für die unbekanntenen Schiffe hochgeschossen hatten, eröffneten die alliierten Schlachtschiffe als Antwort das Feuer auf die Küste:

„Das war ein Feuerstrahl das ganze Meer lang, und denn wir man rein in den Graben – und dann Trommelfeuer von [morgens] Viertel nach drei bis Viertel nach sechs – ununterbrochen, als wenn wir mit drei, vier Mann [hier] sitzen und kloppen mit'm Hammer, so war ein Schlag bei ein Schlag.“

Als erfahrener Russlandkämpfer hatte Herr Lützen im Osten schwere Gefechte mitgemacht und an der Schlacht um Moskau im Dezember 1941 teilgenommen, empfand aber den Angriff der Alliierten am 6. Juni 1944 in Frankreich als wesentlich schlimmer als alles bis dahin Erlebte. So kommt er denn auch für einen abgeklärten Ostfrontsoldaten zu dem erstaunlichen Urteil: „Denn würde ich doch lieber in Russland sein als *den* Tach in der Normandie, wie das losging. Da haben wir mehr Feuer gekriegt wie in ganz Russland.“ Die gegnerische Schiffsartillerie, die mit schwersten Kalibern sowohl die Küstenbatterien als auch die Ortschaften in Küstennähe bombardierte, eröffnete am 6. Juni, gegen 2.30 Uhr ein regelrechtes Trommelfeuer auf die Strandlinie.<sup>1200</sup> In der Literatur sind die Angaben hierzu widersprüchlich. Der Historiker Ellis legt dar, dass ab Viertel nach drei ausschließlich die angloamerikanische *Air Force* in Aktion war (bis ca. 5 Uhr morgens) und erst seit dem Morgengrauen, ab 5.30 Uhr, die Schiffsartillerie einsetzte.<sup>1201</sup> Diese Angabe wird auch in Oses Monographie<sup>1202</sup> und von anderen Augenzeugen gestützt (z. B. von Heinrich Severloh). Es ist denkbar, dass es für einige Soldaten schwer war, festzustellen, von woher genau die Bombardierung kam, und die Motorengeräusche der Flugzeuge, die ebenfalls ihre Last abwarfen, in den ohrenbetäubenden Detonationen<sup>1203</sup> untergingen. Die unterschiedlichen Angaben der Historiker überraschen allerdings. Der damalige Gefreite Gregor Meißner, der mit seinen Kameraden bei dem Dorf Trévières lag, berichtete, dass die deutsche Flugabwehr (Flak) ständig auf gegnerische Flugzeuge geschossen habe, er sich aber erst im Morgengrauen bewusst wurde, dass

<sup>1200</sup> Piekalkiewicz: *Invasion*, S. 13.

<sup>1201</sup> Ebd., S. 159; ebenso bei Quellen: *Normandie*, S. 103.

<sup>1202</sup> Bei Ose: *Entscheidung*, S. 103, heißt es: „Um 5.30 Uhr setzte gegnerisches Schiffsartilleriefeuer gegen die Küstenbatterien, aber auch gegen die übrigen Küstenverstärkungen sowie gegen vermutete Truppenansammlungen ein ...“

<sup>1203</sup> Vgl. Quellen: *Normandie*, S. 103: „A 5 heures 30, la flotte [alliée] ouvre le feu dans un bruit assourdissant.“

inzwischen auch die gegnerische Schiffsartillerie eingesetzt hatte und in kürzester Zeit den nahe gelegenen Ort Trévières vollständig zerstörte:

„Wir waren in einem [Bunker], da gehts steil hoch, und wir war'n da im Bunker drin und die haben rübergschosse' da, mit die Schiffsgeschütze' und alles nach Trévières rein. Bei uns selbst im Bunker überhaupt nichts, bloß Splitter. ... Na, aber bei uns ham wir net viel abgekriegt, da war man einigermaßen sicher. Das ist alles nach Trévières gegangen.“

Der Interviewpartner Siemers konnte im Gespräch die auf ihn und seine Einheit einstürmenden Luftangriffe und das Bombardement von See her kaum mit Worten beschreiben. Auf die Frage, ob er sich daran erinnern könne, ob er den Eindruck hatte, „das ist jetzt die Invasion, jetzt kommt der wirklich, der Engländer?“ meinte er:

„Sofort, sofort. Das war a' so 'ner Angriff weithin, wie heißt des? ... Bayeux kann's auch g'wese sein. Auf alle Fälle ham sie ziemlich gleich g'sagt, da is a' Feuer vom Himmel g'fallen. Das war Phosphor oder wos des war. Da sind wir hier [zum?] Feuer hin und [in] die Stadt runter. Und da hat das zu brennen ang'fangt, da war dahinter dies Buschwerk. ... Brandbomben werden des g'wesen sein. Auf alle Fälle, da is das Feuer vom Himmel komme'. ... Phosphor ... is des g'wesen. Des is a' Kracherei g'wesen, die ganze Küste entlang, des war ja furchtbar. ... Die ganze Streitmacht da, es ist da furchtbar zugange', mehr kann man net erzählen da.“

Heinze berichtete ebenfalls, dass der Gegner inzwischen Phosphor eingesetzt hatte:

„In der Zwischenzeit hatten die Amerikaner uns zu allem Überfluss noch mit Phosphorgranaten beschossen. Phosphorverbrennungen sind schmerzhaft, und da brannte natürlich das ganze grüne Zeug. Die Hecken, brannte alles ab. Ja, aber natürlich [war das] auch gegen uns [gerichtet]. Wie das das erste Mal passierte, haben wir natürlich Gasalarm gegeben und lagen dann schwitzenderweise unter diesen Dingern. Das ist ja furchtbar. ... Aber, als wir das sahen, dass das Phosphorbrandgranaten waren nur, dann haben wir's sein gelassen. Das war ja alles praktisch... Wenn ich das heute sehe, da unten, dann denke ich, Mensch, du siehst überhaupt nichts mehr. Aber das war blanker Wahnsinn so ungefähr. Das war fürchterlich da.“

Nachdem sich die Einheit Severlohs, wie geschildert, bemüht hatte zu erfahren, ob es sich bei den ersten, gegen 4.00 Uhr morgens gesichteten Schiffen, um deutsche Schiffe handelte, war, aufgrund des Nebels, von den Deutschen erst einmal kein weiteres feindliches Ziel auf See auszumachen gewesen. Es war ohnehin etwas diesig an diesem Morgen, aber die Alliierten, die zu dieser Zeit noch ca. 10 bis 15 Kilometer vor der Küste des Calvados ihre Truppen von großen Transportern auf kleine Landungsboote umladen, hatten sich, wie bereits von der Marine berichtet, zu ihrem Schutz und zur Tarnung ihrer Aktionen eingenebelt.

Gegen halb sechs Uhr morgens stand Severloh auf dem Bunker des WN 62 und sah, wie sich der Nebel plötzlich verzog. Den deutschen Soldaten bot sich ein unvorstellbares Bild. Noch im Interview versetzte Severloh die Beschreibung dieses Augenblicks in Aufregung. Er versuchte, diesen Moment des Grauens in Wort zu fassen:

„Und dann ging um - ob das um halb sechs oder sechs oder halb sieben oder wann das gewesen wäre, das kann ich nicht sagen - da verzog sich der Nebel, und dann konnten wir die Schiffe sehen ... und da, zwischen den Schiffen, konnte man kein Wasser sehen. Also das war so... also so ... der Anblick war so katastrophal, dass ... also da gefror einem das Blut in den Adern. ... Die waren dann vielleicht auf 10 Kilometer ... oder 8 Kilometer [herangekommen]. ... Ja, dicht an dicht... und große Schiffe. Die waren da schon am Ausladen, das weiß ich aber erst... [heute], also sehen konnte man das nicht.“

Im selben Moment sah auch Severlohs Batteriechef Frerking die Flotte und versuchte das, was sich seinen Augen an Schrecklichem darbot, zu verinnerlichen. Er stand in der Bunkertür und sah durch das Fernglas. Die Spannung bei den Deutschen stieg in Erwartung des Herannahens der noch einige Seemeilen entfernten Schiffe. Auch Gockel erinnerte an den Anblick der plötzlich aus dem Nebel auftauchenden Schiffe:

„Es war [im Morgengrauen] ein Dunst da, denn die Schiffe kamen aus dem Dunst hervor gefahren. Aber so ein Dunst, so eine Art Nebelbänke, einen Dunst hat man öfter an der Küste.“

Dass es sich dabei um einen künstlich erzeugten Nebel handelte, erfuhren die Befragten erst später.

Auch Arp beschrieb den Furcht erregenden Anblick der Schiffe am Landeabschnitt *Gold Beach* ähnlich wie Severloh: „Es war so, als wenn überhaupt kein Meer mehr da wäre, vor Asnelles, als wenn da ... ich sag mal Fuhrwerke auf dem Wasser wären.“ Arp erzählte im Interview, dass die Beobachter seiner Kompanie meldeten: „'Schwarze Punkte im Anmarsch auf die Küste!' Und zwar direkt auf uns.“ Doch, wie der Befragte hinzufügte, war kurze Zeit später mit den Worten „'Biegen nach Westen ab'“ eine vorübergehende Entspannung eingetreten. Dann habe es auf einmal geheißen: „'Weitere 40 ... kommen auf uns zu.“ Diese hätten gleichzeitig „auch schon geschossen.“ Arp hatte insofern Glück, als dass die Nachbarkompanie den „Blutzoll gehabt“ habe, wie er es ausdrückte. Dort seien Briten und Amerikaner gelandet, und die Kompanie habe an dieser Stelle größte Verluste hinnehmen müssen.

Permanente nächtliche Alarmer waren für die deutschen Soldaten an der Küste alltäglich und zunächst nichts Ungewöhnliches. Der Befragte Heinze meinte dazu:

„Wir hatten jeden Tag Alarm. ... Ja, aber um die [täglichen Bombereinflüge], haben wir uns nicht gekümmert, weil, die flogen alle ins Hinterland, da warfen die Bomben ab. Ja, also das hat uns nicht gestört da vorne. Aber durch diese dauernden Alarmer war man natürlich auch abgestumpft.“

Von der Nacht zum 6. Juni 1944 berichtete er:

„Wie wir da um 12 [Uhr], halb eins, wurde ich geweckt in diesem kleinen Häuschen da, also Alarm, angeblich wären nur diese Fallschirmjäger abgesprungen, das wurde dann nach einer Stunde widerrufen, da hatten ja die Amerikaner dann so Knalltüten oder Knallbonbons da abgeworfen, und irgendwo waren dann wieder welche. Also das war ein fürchterliches Durcheinander. Aber mein Bataillonskommandeur sagte: ‚Also, wir machen den Alarmplan II, ... und Sie gehen da raus und beobachten das, was da los ist!‘“

Von seinem selbstgebauten „Hochstand“, der etwa einen Kilometer hinter der Küste lag, beobachtete Heinze, was an diesem Morgen auf dem Meer eigentlich vor sich ging. Der Informant erzählte, dass sein Melder und er nach der frühen, nächtlichen Alarmierung zunächst noch etwas auf ihrem selbst gebauten Hochsitz eingenickt waren. Ständiger nächtlicher Alarm, und der Bau der Vorstrandhindernisse hatten die Truppe kaum zur Ruhe kommen lassen. Außerdem war auf dem Meer, außer Nebel, nichts zu sehen. Heinze erzählte, dass er, der zur Reserve gehörte und daher etwas hinter der Küste in Stellung lag, an klaren Tagen die ganze Seine-Bucht mit seinem Fernglas übersehen konnte. Die die deutschen Stellungen überfliegenden alliierten Bomber brachten ihn zu dem Urteil: „Na, heute morgen is 's ja schon 'n bisschen unruhig.“ Er ergänzte: „Es war mehr Betrieb als üblich.“ Als er gegen Morgen erneut einen Blick auf das Meer warf, war zwar immer noch alles Grau in Grau, „aber aus dem Grau ragten immer irgendwelche Spitzen hoch,“ erinnerte sich der damalige Leutnant:

„Habe ich mit dem Fernglas geguckt. Siehst du schlecht? Was ist denn da eigentlich los? Sah aus wie dunkler Spargel, würde ich sagen. Ein Ding neben dem anderen. Dann habe ich dem Melder das Glas gegeben: ‚Sag‘ mal, sehe ich da irgend etwas Falsches?‘ Und da war ich ja auch manchmal übermüdet. ‚Nee,‘ sagt er ‚da ist irgend etwas.‘ Naja, dauerte nicht lange, 'ne Viertelstunde, da kam dann 'n Wind, und der machte dann die Luft rein. ... Wie die Sonne dann durchkam, ... dann lagen hier – ich hab ja nicht gezählt -, aber das sollen 5000 Schiffe gewesen sein, ... dann sahen wir das, die ganze Flotte. Vorne die kleinen bis hinten zu den Schlachtschiffen. ... Das Bild werde ich auch nie vergessen.“

Ein G.I., der sich damals auf einem der amerikanischen Truppentransporter vor der Küste befand, erinnerte sich rückblickend an die zum Angriff versammelte „größte Armada der Seekriegsgeschichte“<sup>1204</sup> und sagte: „The sight was breathtaking!“<sup>1205</sup> Für die deutschen Soldaten mag der Anblick ebenfalls atemberaubend gewesen sein, jedoch aus anderen Gründen. Dort, auf dem Meer, waren insgesamt 6480 Transportschiffe, Landungsboote und Zerstörer sowie Schlachtschiffe<sup>1206</sup> zum Kampf gegen die deutschen Stellungen angetreten.

Den wenigen Überlebenden blieb dieser Anblick bis heute unvergesslich. Peter Lützen beschrieb seinen Eindruck so:

„Und denn wurde es ja immer heller, und so um drei Uhr [morgens], da konnten wir die Schiffe schon sehen – schwarz das ganze Meer – voller Schiffe! Ich meine, ich war ja in Russland [gewesen], und den Melder, wat ich hatte, da sagte er noch: ‚Peter, ich glaube, ich komme hier nicht mehr raus.‘ Ick säch': ‚Und wenn Tausend fallen, dann müssen wir beide dabei sein, dass wir lebend rauskommen. Da darf man nicht dran denken.“

Allerdings war es wahrscheinlich bereits wesentlich später, als Lützen die Schiffe zum ersten Mal sah (ca. 5.30 Uhr). Zu diesem Zeitpunkt setzte dann auch, wie berichtet,

<sup>1204</sup> Carell: Sie kommen, S. 66.

<sup>1205</sup> Milano: Normandiefrent, S. 66.

<sup>1206</sup> Carell: Sie kommen, S. 67.

die starke Schiffsartillerie ein,<sup>1207</sup> deren Feuer der Obergefreite als schlimmer beschrieb als alles, was er vorher im Osten erlebt hatte. Anscheinend verfügte Lützens Melder nicht über Osterfahrung oder war von ängstlicherer Natur als der Informant. Beim Anblick einer solchen Übermacht und dem wenigen, was zur Abwehr zur Verfügung stand, ist diese erste Reaktion jedoch verständlich.<sup>1208</sup> Severloh berichtete mehrfach von seinem vorgesetzten Batteriechef Frerking, dass diesen im Laufe der alliierten Landung eine Todesahnung befiel, die sich noch am 6. Juni 1944 bewahrheiten sollte.

Auf den Melder jedoch hatten Lützens Worte tröstlich gewirkt, denn er versuchte, alle Verteidigungsmöglichkeiten des Stützpunktes zu aktivieren, die sich jedoch als nicht durchführbar erwiesen. Lützen erinnerte sich:

„Und da sagt [d]er [Melder]: ‚Mensch, wir haben doch noch unseren Granatwerferstand. Da sollten wir runtergehen.‘ Ja, Mensch, da war keine Munition drin, war bloß eben gemacht, noch kein Granatwerfer, noch kein gar nichts da, und das war neben unserem Unterstand, da, wo wir schliefen... ja, Mannschaftsbunker. Und wir denn runter, da waren denn aber schon so 'ne Klamotten in den Graben reingegangen, dat war ein Loch, da konnte man sich verstecken – von den Schiffsgeschützen. Da waren, glaube ich, sechs Kreuzer, die wir soeben sehen konnten, auf zehn Kilometer Entfernung, und die ballerten denn auf uns los. Na, und denn sind wir in den Mannschaftsbunker reingekommen, und das war, als wenn man – der war nicht größer wie so, dieser Bunker, aber ein Meter Eisenbeton drauf, und der hält schon was ab – wenn man da einen Trecker reinstellen würde mit 100 PS und würde auf Volldampf... so wurde die Luft von Wand zu Wand geschleudert, denn die Bombers, die gingen ja auch runter. Vorn, da kamen die Bomber ja an und legten ab. Bloß, die haben das nicht alles richtig getroffen. Die vordere Linie, wo Gockel lag, die haben nichts abgekriegt. ... Ich war etwas weiter zurück. So 150 Meter war er weiter vor wie ich. Wir kriegten oben von den Bombern. Die ballerten auf uns los. Aber ja auch, wenn die 50 Meter hinter'm Bunker runterging[en], das gibt ja schon 'n Krawall.“

Mehrfach erlebten die Soldaten auf den Stützpunkten an den Küsten unangenehme Überraschungen. Entweder waren die Granatwerferstände fertig, aber die Munition musste erst herangeschafft werden – bei der Luftüberlegenheit eine Unmöglichkeit – oder aber, wie in diesem Fall, fehlten sowohl die Geschütze als auch die Munition. Die seit November 1943 von Rommel initiierten Verteidigungsmaßnahmen konnten einfach nicht mehr bis zum Juni 1944 umgesetzt werden – zu wenig war bis dahin im Westen passiert und zu groß die Aufholjagd, um eine einigermaßen abwehrbereite Verteidigungslinie aufzubauen. Lützens Bericht veranschaulicht, dass die ununter-

<sup>1207</sup> Ose: Entscheidung, S. 103.

<sup>1208</sup> Angesichts der Fronterlebnisse befiel manchen die Angst, den Krieg nicht zu überleben. Vgl. Rundbucheintrag in: Restloser Einsatz, S. 143: „Damals sagtest Du mir während eines Gesprächs, das wir in Stuttgart führten, dass Du das bestimmte Gefühl hättest, aus diesem Krieg nicht mehr heimzukommen. ... Dein Abschiedsbrief an Deine Eltern ... zeigt, wie sehr Du um Deinen nahen Tod gewusst hast und wie gefasst Du ihn erwartet hast.“ Fritz Hoevel, an den diese Worte posthum gerichtet sind, fiel bei einem nächtlichen Überfall der Russen auf seinen Bunker. Lützens Melder, der angesichts der vor der Normandieküste versammelten alliierten Übermacht von ähnlichen Ahnungen heimgesucht worden war, überlebte den Krieg jedoch. Er starb erst 1995.

brochenen Detonationen am 6. Juni selbst einen meterdick mit Beton und Eisen armierten Bunker erschütterten, auch wenn die Bomben nicht direkt den Unterstand trafen. Auch wird deutlich, dass die großkalibrigen Schiffsgeschütze im Bereich der deutschen Stützpunkte eine regelrechte Kraterlandschaft an Granattrichtern hinterließen, wie es später auch Severloh in seinem Bericht über das Absetzen der deutschen Soldaten erklärte. Klar wird anhand Lützens Beschreibungen auch, dass die alliierten Bomben zu weit im rückwärtigen Raum, etwa 150 – 200 Meter von der Küste entfernt, ihre Last abladen, die MG-Stände, die vorn nahe der Küste lagen, wie etwa die von Gockel oder Severloh, davon „nichts abgekiegt“ hatten und so zum freien Schuss auf die amerikanischen Soldaten kamen. Zu der Schiffsansammlung fügte Peter Lützen hinzu:

„Das kann sich einer gar nicht vorstellen, wenn man da auf einmal 365 Schiffe vor einem sieht, und vor dem die großen Pötte... Ja, aber bei uns, direkt vor uns. Ja, [unser] Leutnant hat sie wohl gezählt auf so einem Hochstand, 365 Schiffe. ... Sehen konnte man massig. Ich meine, da waren sechs große Kreuzer vor uns. Die konnte man auf 12 Kilometer Entfernung sehen. Die mit den großen Kanonen, mit 42-cm-Geschosse, haben sie bei uns reingesetzt. Das waren feste Schiffe, wat mit Kanonen drauf war. Wir hatten ja Fernglas. 'N Gewöhnlicher so, der hatte kein Fernglas gehabt. ... Ich hatte mehr Überblick. ... Das sind die Kasematten, wo die Kanonen drinstehen. Die kriegten gleich, die hatten so fünf, sechs Schuss raus, da kriegten die gleich 'n Volltreffer, und der Kr., der fiel um, der war tot, und P., der wat hier in Hamm wohnt, der flog durch die Tür durch. Da war'n zwei solche Dinger da, auf'm Stützpunkt.“

Dank seines Fernglases das, wie er stolz vermerkt, „'n gewöhnlicher [Soldat] so“ gar nicht besaß, hatte Lützen einen guten „Überblick“ über die alliierte Flotte. Seine Beobachtungen beziehen sich auf die Zeit vor 6.30 Uhr, als die Landungsschiffe noch einige Seemeilen von der Küste entfernt lagen, die Schlachtschiffe aber ein dreistündiges Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen eröffneten. Die Geschützbedienung, deren Kasematte von einem Schiffsgeschütz einen Volltreffer erhielt, hatte kaum eine Überlebenschance, zu groß war die Wucht dieser Granaten, die Lützen mit 42 cm angibt.

Auch Hans Heinze, der Ende Dezember 1942 schwerkrank dem Kessel von Stalingrad entkommen war, empfand die Salven der Kriegsschiffe, die nicht nur ununterbrochen schossen, sondern auch mit größten Kalibern auf die Küste zielten, als fürchterlich: „Oh, wenn diese ‚Koffer‘ angesegelt kamen... Ich war von Russland einiges gewohnt, aber was da durch die Luft kam...“<sup>1209</sup> Die anfallenden Landetruppen sollten so gefahrlos wie möglich die normannische Küste erreichen und zügig Brückenköpfe bilden. Die deutsche Verteidigung musste dafür außer Gefecht gesetzt, Rommels Hindernisse sowie Geschütze und Bunker möglichst vollständig zerstört werden.

<sup>1209</sup> Den Ausdruck „Koffer“ für die großkalibrigen Schiffsgrenaten benutzte auch der Interviewpartner Schramm. Siehe dazu auch Zeitzeugen in Carell: Sie kommen, S. 67.

Dass täglicher Alarm nichts Ungewöhnliches war, wurde bereits von Heinze angesprochen. Als am frühen Morgen des 6. Juni dann wieder alle Soldaten mitten in der Nacht geweckt wurden, reagierten viele von ihnen, die das nächtliche Wecken und die täglichen Störungen und Sonderdienste im Laufe der Wochen leid geworden waren, sehr erbost. So erging es auch Gockel, der beschrieb, wie für ihn der D-Day begann:

„Wir hatten [am Morgen des 6. Juni] gegen 1.00 Uhr Alarm. Und wir hatten vorher oft des Nachts auch Alarm, nicht jede Nacht, aber manches Mal schon. Besonders, wenn man gerade Wache gehabt hatte, dann war man immer besonders wütend. Und da hatten wir den Eindruck: ‚Wir werden hier nur schikaniert, die sollen uns mal in Ruhe lassen, uns noch ein paar Stunden schlafen lassen!‘ Und da kam dann erst ein Kamerad rein, ich hab das zu Hause noch erzählt, der stammte hier aus einem Nachbarort, der Kamerad Helmut, das war der, der seine Großmutter und Schwester verloren hatte. Der kam da rein und schrie: ‚Alarm! Alarm! Höchste Alarmstufe!‘ Und den haben wir schimpfend wieder raus gejagt und gesagt: ‚Halt deine Klappe und lass’ uns mal pennen hier!‘ Ja, wenn Alarm war, wenn es so war, dass man raus musste, dann hieß es ‚Höchste Alarmstufe‘, d. h. man musste sofort raus. Und da haben wir ihn raus geschickt, dann lief er raus und dann stand fast hinter ihm, kam schon ein Unteroffizier rein. Unteroffizier F. hieß der, und der brüllte dann auch: ‚Kerls, jetzt wird’s aber ernst! Sie kommen!‘ Und dann, als wir dann raus sprangen, aus unseren Betten, Stiefel anziehen, Karabiner schnappen usw. und dann riefen sie dann von weitem, sind zwei Räume da [gewesen]: ‚Feindliche Fallschirmjäger bei Ste.-Mère-Eglise gelandet!‘ Das war dann so das Erste. Und dann sind wir durch diese Laufgräben zu unseren Waffen gelaufen. Bis zu meinem MG-Stand waren das etwa 200 Meter vom Bunker her. Der Bunker ist oben, wo dieses Monument der Amerikaner [heute] ist, unmittelbar daneben. Runter[laufen] und dann noch wieder da rechts rüber, nach Osten. Und dann sahen wir, ich war jetzt alleine dann, da auf der Halbinsel Cotentin, die sahen wir im Grauen da auch tagsüber immer liegen, dass da ein Aufblitzen von Geschützen da war. Da haben wir schon gedacht: ‚Was das wohl gibt?!‘“

Gockel vermutete, dass es sich beim Aufblitzen von Geschützpatronen um deutsche Flak 8.8 cm handelte, die die Amerikaner furchtvoll „eighty-eight“ getauft hatten. Auch das Abwerfen von Feuerwerkskörpern hatte in diesem Bereich für Verwirrung gesorgt. Der damals achtzehnjährige Franz Gockel erlebte dann die Landung, wie Heinrich Severloh, auf WN 62, besaß aber am 6. Juni 1944 noch keinerlei Kampferfahrung. Sein MG-Stand, mit einer polnischen Beutewaffe darin, befand sich östlich des Mannschaftsbunkers. Hier war der junge Gefreite völlig auf sich gestellt. Vor dem Hellwerden wurde einmal Glühwein gebracht. Bei der Gelegenheit teilte der Unteroffizier ihm mit, dass sich „starke Schiffseinheiten“ der Küste näherten. Sehen konnte Franz Gockel jedoch weiterhin nur das Aufblitzen der Geschützpatronen im Osten der Cotentin-Halbinsel. Bis um vier oder halb fünf Uhr morgens spielte sich das Geschehen ausschließlich in dem Bereich ab, so Gockel. In der Tat meldete das Hauptquartier der Luftwaffe in Paris, „dass sich über der Halbinsel Cotentin ‚fünfzig bis sechzig zweimotorige Flugzeuge‘ im Anflug befänden ...“<sup>1210</sup> Diese sollten u. a. die Marineküstenbatterie in Marcouf<sup>1211</sup> unter Feuer nehmen. In Marcouf lag, wie die Alliierten in Erfahrung gebracht hatten, schwere Artillerie in Stellung, die die Anlandungen am

<sup>1210</sup> Ryan: Längster Tag, S. 162.

Strandabschnitt *Utah* stark gefährden konnte.<sup>1212</sup> Das von Franz Gockel beobachtete Aufblitzen waren die vergeblichen Bemühungen deutscher Flak, den aus der Luft angreifenden Feind zu bekämpfen.

In der Morgendämmerung sah der Zeitzeuge dann, „dass der Horizont ein grauer Streifen voller Schiffe war. Wir sahen nur Schiff an Schiff. Die standen in mehreren Reihen nebeneinander.“ Herr Gockel ergänzte: „Als diese da jetzt alle standen, da war erstmal eine unheimliche Stille.“ Kein Flugzeug und kein Schießen seien in diesem Augenblick zu vernehmen gewesen, so der Augenzeuge, der hinzu fügte: „Und dann dies Ungewisse: Was jetzt?“ Fast scheint es, als hätten die Alliierten dem Betrachter Gelegenheit geben wollen, diesen grausigen Anblick einen Moment lang auf sich wirken zu lassen: „Der Anblick war ein einmaliges, aber schauriges Erlebnis.“<sup>1213</sup> schreibt Franz Gockel auch in seinen Erinnerungen. Im Interview erzählte er, es habe ihn nach dem ersten Schreck Angst, aber vor allen Dingen Wut erfasst. Er habe sich gefragt: „Wo kommen die alle her? Guckst du richtig? ... Wie ist das nur möglich, dass so viele Schiffe da sind?“ Diese Fragen stellten sich am 6. Juni 1944 nicht nur die Wehrmachtsangehörigen, sondern auch die deutsche Führung. Auch Historiker beschäftigten sich mit der Thematik, wie sich 6500 Schiffe unbemerkt bis vor die normannische Küste schleichen und dann, wie von Geisterhand, plötzlich aus dem Nebel vor den deutschen Stellungen auftauchen konnten.

Dass die „Invasion“ in Frankreich stattfinden würde und die Alliierten absprungbereit waren, daran bestand beim OKW seit langem kein Zweifel mehr. Die deutsche Führung wusste aber auch, dass bei sehr schlechtem Wetter aus folgenden Gründen nicht mit einem angloamerikanischen Angriff zu rechnen war: Erstens konnte die Air Force in diesem Fall ihre Ziele nicht sichten und zerstören; zweitens war die

---

<sup>1211</sup> Herr Neß erinnerte sich im Interview ebenfalls daran, dass die Deutschen von Marcouf am frühen Morgen des 6. Juni 1944 das Feuer auf die anlandenden Amerikaner nahe des Widerstandnestes 5 eröffneten. Er erklärt, dass es sich bei „Marcouf“ um eine kleine, der Calvadosküste vorgelagerte Insel handelt, die „St. Marcouf“ heißt.

<sup>1212</sup> Ebd., S. 175. Laut Ose: Entscheidung, S. 102, Anm. 11, wurden die Artilleriebatterien Marcouf und Pointe du Hoc bei den Vorbereitungen zur Landung am Morgen des 6. Juni 1944 weitaus am stärksten bombardiert. Es gab minutiöse alliierte Aktivitäten gegen diese schweren Geschützbatterien. Daneben existierte aber noch eine weitere MKB, und zwar die in „Longues“. Sie war neben der am Pointe du Hoc die am häufigsten angegriffene Batterie in der Seine-Bucht. Piekalkiewicz: Invasion, S. 136. Piekalkiewicz hat diese Aktionen in Zahlen gefasst: über der MKB Marcouf luden 101 Lancaster in der Nacht 598 Tonnen Bomben ab. Dabei wurden die sechs französischen Beute-Flak der Batterie schwer beschädigt, die Mannschaftsunterkünfte erhielten einen Volltreffer. Die MKB „Longues“ bombardierten 99 Flugzeuge mit insgesamt 604 Tonnen Bomben. Die schon vor der Landung zum Hauptziel alliierter Luftangriffe gewordene HKB am „Pointe du Hoc“ wurde von 124 schweren RAF-Maschinen angegriffen, die 698 Tonnen Bomben warfen. Diese HKB, die auf einem Felsvorsprung lag, hätte die gesamte Küste mit ihren Geschützen kontrollieren können. Daher war sie schon lange vor dem 6. Juni 1944 Ziel massiver Luftangriffe geworden und inzwischen von den Deutschen geräumt worden.

<sup>1213</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 79.

Durchführung der Luftlandungen aus demselben Grund kaum möglich, und drittens war die Überfahrt der Landungsboote durch den Ärmelkanal bei schwerer See navigatorisch schwierig und bedeutete für die Truppe ein nicht kalkulierbares Risiko.<sup>1214</sup> Die Aufmerksamkeit der alliierten wie auch der deutschen Führung galt demzufolge seit Frühjahr 1944 vor allem den Wettervorhersagen. Den Deutschen war im Vorwege bekannt geworden, dass die Alliierten ihren ersten Landungstermin auf den 5. Mai 1944 gelegt hatten. Wie erwähnt wurde der D-Day, aufgrund fehlender Transportkapazitäten, um einen Monat verschoben. Seit dem 3. Juni regnete es jedoch. Die von den deutschen Marine-Meteorologen täglich erstellte Großwetterlage gab für den 5. und 6. Juni Entwarnung. Diese Tage waren den Deutschen als mögliche Landetage bekannt. Der deutsche Wetterdienst meldete, es würde Sturm aufkommen und damit sowohl zur See (hochgehende Wellen) als auch in der Luft (tief liegende Wolken) jede größere Operation des Gegners zunichte machen. General Eisenhower, der zunächst eine ähnliche Wettervorhersage erhielt, hatte am 4. Juni die für den darauf folgenden Tag geplante Landung, aufgrund des stürmischen Wetters, um 24 Stunden, auf den 6. Juni, verschoben. Erst am 5. Juni nachmittags erfolgte die endgültige Entscheidung der Alliierten: der Sturm würde sich legen, so die Vorhersage, und ein Zwischenhoch etwa 48 Stunden lang für eine vorübergehende Wetterbesserung sorgen. Eisenhower legte nun den 6. Juni als endgültigen *D-Day* fest. Mangels eigener Luftaufklärung und fehlender Wetterstationen im Nordatlantik war dieses Zwischenhoch von der deutschen Seite nicht erkannt worden,<sup>1215</sup> hieß es lange Zeit. Infolge erhöhten Seegangs in der Seine-Bucht hatte die deutsche Kriegsmarine in der Nacht vom 5./6. Juni Auslaufverbot, wegen tief hängender Wolken war auch die Luftwaffe nicht zu Aufklärungsflügen gestartet – „die alliierte Flotte konnte [daher] unbemerkt und ungehindert bis in den Küstenbereich vordringen.“<sup>1216</sup> Der polnische Historiker, Janusz Piekalkiewicz, hatte jedoch in seiner Monographie - „Invasion 1944“ aus dem Jahre 1979 -, bei einem Vergleich der den Deutschen für den 5./6. Juni 1944 vorliegenden Wettervorhersage bereits darauf hingewiesen, dass diese sich von der alliierten nicht unterschied.<sup>1217</sup> Während die Anglokanadier sich jedoch eben aufgrund dieser Daten für die Landung in der Normandie entschieden,

---

<sup>1214</sup> Seekranke und von der Überfahrt stark geschwächte Soldaten konnten die jahrelang minutiös vorbereitete und ohnehin schwierige Landung in Frankreich gefährden.

<sup>1215</sup> Aufgrund alliierter Befragungen gefangen genommener Oberbefehlshaber, Kommandeure und des deutschen Meteorologen, Major Lettau, kamen die Amerikaner zu ebendieser Erkenntnis: „Die Deutschen waren nicht in der Lage, vertrauenswürdige Wettervorhersagen zu machen, weil sie zum Westen hin – von wo aus meistens das den Kanalraum bestimmende Wetter kam – keine Wetterstationen besaßen.“ G. A. Harrison, *Cross Channel Attack*, Washington D. C. 1951, S. 276, zit. n. Piekalkiewicz: *Invasion*, S. 126.

<sup>1216</sup> Ose: *Entscheidung*, S. 121.

<sup>1217</sup> Piekalkiewicz: *Invasion*, S. 123 – 126.

schlossen die Deutschen genau dies trotz einer fast identischen Vorlage aus.<sup>1218</sup> Piekalkiewicz stellt dazu folgendes fest:

„Aufgrund der Wettervorhersage deutscher Meteorologen war für die Nacht vom 5./6. Juni 1944 doch mit der alliierten Invasion zu rechnen. Nur: Diejenigen, die nach dieser Wetterlage neue entsprechende Maßnahmen hätten treffen sollen, waren nicht anwesend.“

Herr Gockel berichtete, dass er am Morgen des 6. Juni 1944 nach einigem Warten vom Krieg eingeholt wurde:

„Ja, vier, fünf [Uhr] so [war das]. Aus weiter Entfernung fingen die dann an zu schießen. ... Ja, bis 20 km [können die schießen]. ... Ja, doch, die schossen ziemlich genau. Und die haben uns dann richtig beharkt da. Und da konnten wir nichts gegen unternehmen. Bei uns war nicht *eine* Batterie, die so weit auf See schießen konnte. Die [Deutschen] konnten nicht [so weit schießen]. Die hatten ja nicht so weitreichende Geschütze. Ja, [die Amerikaner] die sind von großen Truppentransporter z. T. umgestiegen. Die [Deutschen] konnten nicht so weit. Die konnten keine 12 km weit schießen. So weit hatte man da keine Zielpunkte.“



Franz Gockel und die Verfasserin im Gespräch am Normandie-Strand am 6. Juni 2002, exakt an der Stelle auf dem WN 62, von der aus sich Herr Gockel am 6. Juni 1944 als MG-Schütze gegen die angreifenden Amerikaner verteidigt hat. [Foto: Thomas Wendt]

Nachdem die amerikanische Schiffsartillerie eingesetzt hatte, fraß sie sich „wie eine Feuerwalze“ langsam immer weiter nach vorn. Die normannische Küste wurde von einem regelrechten Trommelfeuer heimgesucht und vorher festgelegte Ziele von den Alliierten mit unglaublicher Präzision beschossen.<sup>1219</sup> Das massive Feuer sollte den eine Stunde später an Land gehenden Truppen den Weg ebnen und „d’autre part anéantir et démoraliser les soldats responsables de la défense de la plage.“<sup>1220</sup> Die angloamerikanische Führung erhoffte sich also auch, dass durch den schweren

<sup>1218</sup> Ebd.

<sup>1219</sup> Ryan: Längster Tag, S. 200f.

<sup>1220</sup> Mari: Omaha la sanglante, S. 21.

Beschuss nicht nur die Verteidigungskraft, sondern auch die moralische Kampfbereitschaft des einzelnen deutschen Soldaten absinken würde. „Da konnten wir nichts gegen unternehmen“, beschrieb Herr Gockel den Angriff von See her und vergleicht diese Situation im nachfolgenden Abschn. 3.2 mit einem Autounfall, bei dem ein Fahrzeug auf einen zukommt und keine Ausweichmöglichkeit besteht, obwohl man den Wagen herannahen sieht und weiß, dass es jeden Moment „knallt“. Das ohnmächtige Gefühl, „dem Schicksal ausgeliefert zu sein“,<sup>1221</sup> das mit dem 6. Juni 1944 bei vielen Soldaten am Strand die Oberhand gewann, sollte im Verlauf der Kämpfe ein ständiger Begleiter der Wehrmachtstruppen werden. Warum aber wehrte sich die deutsche Seite am 6. Juni noch nicht sofort, wo sie doch zu der Zeit noch über Schlagkraft verfügte? Der Informant Severloh bestätigte auf die entsprechende Frage Gockels Einschätzung, wonach es keinen Zweck gehabt hätte, in irgendeiner Form das Feuer auf die viel zu weit entfernt liegenden und nur sehr kurz sichtbaren alliierten Schiffe zu eröffnen und sagte dazu: „Bis zwei, drei [Kilometer] doch, man hätte weiter [schießen können], aber man hätte nicht mehr treffen können. Nein, da konnte keiner hinreichen.“ Auch als die Schiffe später auf die Küste zuhielten, wartete die deutsche Seite noch ab. Das Problem bestand darin, dass von den 12 im Calvados errichteten Küstenbatterien (von Barfleur bis Le Havre) nur *drei* wirklich für Seezielbeschuss ausgestattet waren (Marcouf, Longues und Le Havre).<sup>1222</sup> Selbst diese hatten aber durch die erwähnten Luftangriffe bereits Teilausfälle. Als einzige konnte am Landungstag und danach die Küstenbatterie in Marcouf<sup>1223</sup> erfolgreich ins Geschehen eingreifen. Die Batterie in Longues-sur-Mer war zwar gut ausgerüstet, jedoch wurden die Fernsprechleitungen zur Übermittlung der Leitwerte durch einen Bombenteppich der Air Force zerstört, so dass die Feuerleitung am 6. Juni sehr erschwert und ungenau war. Zwei der drei Geschütze fielen zudem bereits am Vormittag aus. Geplant war, dass die Batterie in Longues am D-Day die Landesektoren der Abschnitte Omaha und Gold verteidigen sollte.<sup>1224</sup> Die Marineküstenbatterie in Le Havre konnte, obwohl weiter vom Geschehen entfernt, am 6. Juni, aufgrund ihrer Reichweite und hervorragenden Ausstattung, in die Landungsoperation eingreifen und lieferte sich einen Feuerkampf mit britischen Schlachtschiffen. Direkte Treffer waren allerdings nicht zu verzeichnen.

Abgesehen also von der Unmöglichkeit, das Feuer der alliierten Schlachtschiffe wirkungsvoll zu erwidern, hatten die Wehrmichtsangehörigen auf den Widerstandsnestern damit gerechnet, dass die deutsche Kriegsmarine Gegenwehr leisten würde.

---

<sup>1221</sup> Jasper: Zweierlei, S. 181.

<sup>1222</sup> von Harnier: Artillerie im Küstenkampf, S. 118.

<sup>1223</sup> „Marcouf“ wurde von den Deutschen noch bis zum 11.6. gehalten. Ose: Entscheidung, S. 105, Anm. 30.

<sup>1224</sup> Ebd., S. 102. Piekalkiewicz: Invasion, S. 136.

Dies erhoffte sich am frühen Morgen des 6. Juni auch Peter Lützen: „Ich hatte mir das so vorgestellt, dass unsere eigenen Schiffe da sind, und die würden sich erst mal bekriegen. Und denn kämen wir an die Reihe. Aber das war nicht der Fall.“ Dazu ist anzumerken, dass am Tag der Invasion auf deutscher Seite 83 Boote unterschiedlicher Verwendung einsatzklar waren.<sup>1225</sup> Hinzu kamen 500 kleinere Schiffe, die jedoch an der gesamten Kanal- und Atlantikküste verteilt lagen. Gegen diese schon zahlenmäßig schwache Besetzung boten die Alliierten, neben den ca. 5000 Landungsfahrzeugen, die zum Teil auch mit Bewaffnung versehen waren, acht Schlachtschiffe, 22 Kreuzer und 93 Zerstörer mit modernster Technik auf.<sup>1226</sup> Nachdem die alliierte Flotte am D-Day von der deutschen Marine entdeckt worden war, „stellte sich eine Handvoll Schiffe gegen sie.“<sup>1227</sup> Aufgrund der gegnerischen Übermacht war ihre Lage aber aussichtslos.

Hauptmann Hendrik Meyer, der im Juni eines von insgesamt zwei Panzerbataillonen der Panzer-Lehr-Division, stellvertretend für den Kommandeur<sup>1228</sup>, führte, erinnerte sich, dass die Division am 6. Juni 1944, morgens um 4.15 Uhr, durch den Funkspruch: „Landung der Engländer im Morgengrauen wahrscheinlich ...“ in Bereitschaft versetzt wurde. Das zweite Panzerbataillon, ausgestattet mit modernsten Kampfpanzern vom Typ Panther war, aus ihm unerklärlichen Gründen, und trotz der vielen Anzeichen, die auf die bevorstehende Invasion hindeuteten, zur Ostfront in Marsch gesetzt worden und musste erst wieder zurückgeholt werden.<sup>1229</sup> Hitler hatte, „der Not des Augenblicks gehorchend und entgegen seiner eigenen Weisung Nr. 51<sup>1230</sup>, noch verschiedene Male ... Truppen aus dem Westen an andere Kriegsschauplätze [verlegen lassen].“<sup>1231</sup> Abgesehen von den Schwierigkeiten, eine Panzerdivision tagsüber zu verschieben, von denen noch später die Rede sein wird, bestand das Problem am 6. Juni darin, dass die nicht im Calvados stationierten Panzerdivisionen (es handelte sich hauptsächlich um die genannte Panzer-Lehr-Division, um die 12. SS-Panzer-Division und um die 17. SS-Panzer Grenadierdivision) zunächst überhaupt nicht dem Kampfraum

<sup>1225</sup> Krancke: Invasionsabwehrmaßnahmen, S. 173.

<sup>1226</sup> Ose: Entscheidung, S. 121f.

<sup>1227</sup> Ebd., S. 122.

<sup>1228</sup> Dieser befand sich gerade in Deutschland auf Heimaturlaub. Es ist auffällig, wie unterschiedlich Urlaubsbelange, trotz der allgemeinen Urlaubssperre, gehandhabt wurden. Siehe auch Abschn. 2.4, 2.5, 2.6 und 9.

<sup>1229</sup> Ritgen: Westfront, S. 103.

<sup>1230</sup> Zu diesem Aspekt heißt es in der Führerweisung Nr. 51: „Alle im Westen und in Dänemark liegenden Truppenteile und Verbände sowie alle im Westen neu aufzustellenden Panzer-, Sturmgeschütz- und Panzerjägerinheiten dürfen ohne meine Genehmigung *nicht* für andere Fronten abgezogen werden.“ In: Hubatsch: Hitlers Weisungen, S. 235. Anzumerken ist, dass auch die Panzer-Lehr-Division noch im März 1944 von Frankreich nach Ungarn befohlen worden war, um den Aufstand dort zu bekämpfen. Sie kehrte jedoch im Mai nach Nordfrankreich zurück. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 110.

<sup>1231</sup> Ose: Entscheidung, S. 74.

zugeführt wurden. Laut Befehl von 4.00 Uhr früh am 6. Juni 1944 sollte die Panzer-Lehr-Division lediglich ‚erhöhte Marschbereitschaft‘<sup>1232</sup> herstellen. Das gleiche galt für die anderen beiden Panzerdivisionen (12.SS-Pz.Div. und 17. SS-Pz.Gren.Div.). Alle drei Verbände gehörten zur Panzergruppe West (die weiter südlich stationierte I. SS-Panzerdivision komplettierte die Gruppe). Problematisch erwies sich nun, dass Hitler u. a. im Zuge der bereits erwähnten *Panzerkontroverse*, diese vier Panzerdivisionen als OKW-Reserve vorsah, diese also im Ernstfall nur von Hitler selbst, auf Antrag des Ob. West, freigegeben werden durften. Meyer berichtete, dass die Panzerfahrzeuge des von ihm befehligten Bataillons nach dem Funkspruch am frühen Morgen des 6. Juni binnen kürzester Zeit zum Abmarsch bereit standen. Nun habe für die Soldaten jedoch eine lange Zeit des Wartens eingesetzt, so der Zeitzeuge. Erst am Nachmittag kam der Befehl, um 19 Uhr zur (Normandie-)Küste abzumarschieren. Vor dem 7. Juni würde die Division also nicht eingreifen können, da sie 265 Kilometer bis zur Küste zurück zu legen hatte, und der Marsch, aufgrund der zu erwartenden Luftangriffe, nur bei Nacht geschehen konnte (s. Abschn. 4., 4.1). Am 7. Juni aber war, wenn Rommels Voraussagen stimmten, *der längste Tag* vorüber und die Schlacht bereits ohne deutsche Panzer entschieden, wenn auch die anderen Verbände nicht am 6. Juni an der Küste eintrafen.

Christian Ritter gehörte ebenfalls der Panzer-Lehr-Division an. Er war Nachrichtenoffizier im Range eines Leutnants in der Heeres-Flak-Abteilung. Diese Abteilung lag jedoch nicht, wie die anderen Bataillone der Division, im Raum Chartres, sondern befand sich zum Schutz der Hauptstadt in Paris. Als es in den frühen Morgenstunden des 6. Juni 1944 Alarm gab,

„sind wir holterdiepolter über Nacht mit unseren Fahrzeugen nach Westen, nach Westen, nach Westen. Und als die Sonne aufging, waren die Jagdbomber da, und dann wurden wir auch schon sehr stark beschossen,“

erzählte Ritter. Von Paris aus fuhr diese Abteilung am 6. Juni 1944 also direkt an die Front. Zunächst aber hatten die Funker der Flak-Abteilung mitbekommen, „dass da plötzlich so ein wilder Funkverkehr war und hatten mich geweckt: ‚Herr Leutnant, da ist was los! Die Engländer kommen!‘“<sup>1233</sup> Ritter setzte sich, seinen Angaben zufolge, eine Viertelstunde zu den Funkern und hatte nach dem Mithören des deutschen Sprechfunkes „den Eindruck, also da ist ’ne große Geschichte im Gange.“ Offenbar

<sup>1232</sup> Ebd., S. 103.

<sup>1233</sup> Auch Herr Lützen berichtete, dass in der Nacht zum 6. Juni immer nur von den Engländern die Rede war. Als er morgens geweckt wurde, hieß es: „Lützen, raus [aus dem Bett]! Der Engländer ist vorne!“ Vgl. dazu die Ausführungen von Herrn Heinze in Abschn. 2.4: „Wenn der *Tommy* kommt ...“ Denkbar ist, dass die deutsche Führung vor allem deshalb die Briten erwarteten, weil Churchill nach der Evakuierung der Engländer aus Frankreich Ende Mai 1940 keinen Zweifel daran ließ, dass der Kampf fortgesetzt und England sich nie ergeben werde. Azéma: De Munich, S. 66; Quellen: Normandie, S. 25.

gab es schon die ersten Gefechte, so schien es Herrn Ritter zumindest, da die deutschen Soldaten intensiv miteinander kommunizierten und Meldungen durchgaben. Er ließ daraufhin sofort den Kommandeur verständigen und gab diesem zu bedenken: „Wir müssen schon marschieren, wenn es noch dunkel ist. Wenn es hell wird, sind *Jabos* da, und denn schießen die uns zusammen, und wir kommen überhaupt nicht mehr an den Kanal.“ Diese Einschätzung der Situation erwies sich als richtig, denn die zögerliche Freigabe der anderen Divisionen hatte nicht nur deren viel zu späten und damit hinsichtlich Erfolg oder Misserfolg der Landung nicht mehr entscheidenden Einsatz zur Folge, sondern bedeutete auch, Mensch und Material der größten Gefahr auszusetzen - der immer und überall präsenten alliierten Luftwaffe. Die angloamerikanische Luftflotte verfügte über etwa 11 000 Maschinen, die zum Teil mehrmals am Tag aufstiegen und es sich leisten konnten, regelrechte „Straßenjagden“ auf *einzelne* deutsche Fahrzeuge und Personen durchzuführen.<sup>1234</sup>

Nach dem Gespräch mit seinem Vorgesetzten löste Christian Ritter zunächst nur für seine Batterie Alarm aus, denn den Marschbefehl konnten nur der Kommandeur bzw. das OKW erteilen. Jedoch wollte der damalige Leutnant wenigstens die Abmarschbereitschaft seiner Abteilung herstellen, denn es dauerte immerhin drei Stunden, bis alle Fahrzeuge, die gut getarnt in einem Hippodrom lagen, herausgefahren und fahrbereit waren. Da sein Chef, der eigentliche Batterieführer und auch der „Spieß“<sup>1235</sup> in Urlaub waren (s. Abschn. 2.4 und 9.), musste Herr Ritter nun die gesamte Stabsbatterie, bestehend aus dem Munitions- und Instandsetzungstrupp sowie der Stabsoffiziere allein führen, insgesamt 160 Soldaten:

„Ich hab den ganzen Westfeldzug, während der Invasion habe ich immer die Batterie geführt als Leutnant und Nachrichtentruppmann, weil mein ehrenwerter Chef immer irgendwo im Lazarett war oder auf Erholungsurlaub, und als er dann gar nicht mehr ausweichen konnte, da erklärte er sich einfach für krank und fuhr immer alleine. Und ich musste den ganzen Haufen, die vielen Fahrzeuge usw. immer alleine durchbringen. Der Kommandeur, der hat da wahrscheinlich erstmal noch Geduld gehabt mit ihm und hat das auch wirklich zum Teil geglaubt. ... Aber [Urlaubssperre], das hat also bei uns gar keine Rolle gespielt, das Schlimme war nur, dass sowohl dieser Batteriechef in Urlaub war und der Hauptwachtmeister, das ist also der Oberste der Unteroffiziere, der war auch in Urlaub, [der] Spieß. Insofern musste ich also den ganzen Westfeldzug ohne ‚Spieß‘ und ohne Batteriechef machen. [Ich war der nächst höhere Offizier] – und der einzige. Aber ich hatte eben die Batterie mit all' ihren Spezialeinheiten und musste dafür sorgen, dass die Munition, Benzin und aller Nachschub kamen.“

Der Informant beschwerte sich verständlicherweise über einen Vorgesetzten, der immer Malaria bekam, „wenn es gefährlich wurde. Das war die normale Reaktion,“ so Ritter. Der besagte Hauptmann bekam auch in Frankreich häufig Malaria-Anfälle,

<sup>1234</sup> In zweieinhalb Tagen, v. 6.6 – 8.6.1944, flog die alliierte Luftwaffe 29 000 Einsätze, davon 23 000 als sogen. „Straßenjagd“. Ose: Entscheidung, S. 115, Anm. 70.

<sup>1235</sup> Hauptfeldwebel einer Kompanie. Bei der Luftwaffe und bei der Artillerie nannte sich dieser Dienstgrad Hauptwachtmeister.

obwohl der „Ernstfall“ hier bis 6.6.1944 noch gar nicht eingetreten war. Es war bei manchen eher „üblich“, sich abzusetzen oder eine Verwundung vorzuschützen, wenn es hart auf hart ging. Besonders aus dem Westen wird berichtet, dass einige Offiziere im Zuge der Kämpfe um Frankreich, Belgien und die Niederlande, „verschwunden“ waren. Wie Uhlmann im Interview berichtete, hatten einige Ärzte nicht nur den befohlenen Rückzug angetreten, sondern waren gleich „heim ins Reich“ gefahren. Auch das Absetzen der Ärzte und Sanitäter aus dem Lazarett in Some an der Ostfront, in dem dann Frau Summ als Rotkreuzschwester Dienst tat, könnte in diesen Zusammenhang gehören. Und nicht zuletzt berichtete Severloh von einem Major, der bereits im Vorwege der alliierten Landung angedeutet hatte, dass er im Falle eines Falles den persönlichen Rückzug antreten würde und in der Tat am 6. Juni 1944 nie zu erreichen war. Ob er an dem Tag zu deutschen Einheiten an der Küste unterwegs war oder sich tatsächlich vorzeitig in Sicherheit gebracht hatte, kann hier nicht abschließend geklärt und beurteilt werden.

Der Nachrichtenoffizier Ritter, und in Personalunion nun auch Batteriechef und Spieß, berichtete weiter:

„... dann war ich fahrbereit, und als der Befehl kam: ‚Ja, marschieren,‘ da kriegten wir auch sofort ’n Ziel, wohin wir sollten. Da fuhren wir schon, da begann gerade der Berufsverkehr in Paris, die kamen uns entgegen, und wir kamen eigentlich ganz gut raus. Und das war mein großer Vorteil, denn die anderen, die wesentlich später losgekommen waren, die sind von den Jabos alle erwischt worden und hatten schon Tote und Verwundete und waren noch in Paris.“

Obwohl er es nicht geschafft hatte, bei Dunkelheit abzumarschieren, kam die von Ritter geführte Flak-Batterie erstaunlicherweise ohne Verluste in Caen an. Dies ist sowohl auf den von ihm forcierten, frühen Abmarsch zurückzuführen als auch auf die Tatsache, dass die Batterie bewegliche Fahrzeuge hatte und keine schweren Geschütze mit sich führen musste. Allerdings führte Herr Ritter den ihm erteilten Befehl, mit der gesamten Batterie in den Raum Caen zu marschieren, nur teilweise aus. Da sich über der Kolonne ständig gegnerische Flugzeuge befanden, und er ihre Zerschlagung aus der Luft nicht riskieren wollte, entschloss er sich, die schweren Fahrzeuge 100 km vor dem Zielort in einem Waldgebiet unterziehen zu lassen und die Fahrt allein mit dem Nachrichtenzug in offenen Fahrzeugen fortzusetzen. Natürlich boten die Kübelwagen den Soldaten auch keine Sicherheit. Es war verabredet worden, dass jeder, der ein Flugzeug sichtete, schreien, und der Fahrer durch sofortiges Hupen die anderen von der Gefahr aus der Luft in Kenntnis setzen sollte. Ritter erklärte: „Und dann alles auseinander und so schnell wie möglich irgendwo Deckung suchen.“ Die untergezogenen Fahrzeuge setzten ihre Fahrt dann später fort, wobei die Heeres-Flak-Abteilung, die Ritter geführt hatte, bei Ankunft im Kampfgebiet bereits sechs Verwundete durch Jagdbomber erlitten und ein Geschütz verloren hatte.

Eine weitere Batterie der Panzer-Lehr-Division hatte beim Eintreffen in Küstennähe bereits vier Tote zu beklagen und den Verlust von drei Geschützen.

Es ging weiter nach Villers-Bocage, wo sich Ritter beim Kommandeur meldete:

„Wir haben uns in Villers-Bocage eingerichtet, und denn ging die ganze Arbeit los, und ich legte die Nachrichtenverbindungen und dann wurde also gleich gekämpft. Und es war nun so, dass die Panzer-Lehr-Division zwar nach rechts Anschluss hatte, aber nicht nach links. Die Infanteriedivision, die motorisierte Infanteriedivision, die anschließen sollte, war noch nicht da. Und nun musste Herr W., [der Kommandeur], sich ja was einfallen lassen und er schickte also seine Aufklärungsabteilung. Und die musste dann immer den Engländern vortäuschen, und nochmal schießen, in die Luft schießen und Lärm machen, dass die Engländer den Eindruck hatten, da wäre schon was, war aber nicht. Und die Engländer ließen sich nicht allzu lange an der Nase rumführen. Und dann machten sie den berühmten Gegenstoß, den ersten überhaupt, ... von der Seite her. ... Und ich lag mit meiner Batterie hier. Der Kommandeur lag in Tilly ... da in der Gegend. So, und nun war ich abgeschnitten. Ich lag da, und ich hörte in der Nacht schon immer, dass da geschossen wurde, und dann haben wir eine Aufklärung gemacht und dann haben wir die gestör... Nee, dann passierte folgendes, der Verpflegungsoffizier wollte mit seinem Auto zu den Batterien und Verpflegung bringen, und ich hatte Geräusche gehört, und dann fuhr morgens früh um fünf der Verpflegungsoffizier los nach Villers-Bocage zu und kriegte von einer Pak einen vorne in den Motor geschossen, wurde verwundet, Fahrzeug war kaputt, und der kam also hergelaufen und habe dann meine Soldaten so in einem Igel aufgestellt und hab den Waldrand besetzt. ... In solch einer Situation muss man sich einigeln und mit den Waffen schießen, die man hat, wenn man hat.“

Während Ritter bereits um Tilly in Kämpfe mit den Engländern verwickelt war, erinnerte sich der damalige Hauptmann, Hendrik Meyer, der damals eine Abteilung der Pz.Lehr-Div. führte, „weil der Kommandeur in Deutschland war,“ dass die Abteilung zwar gegen 4.15 Uhr am 6. Juni – wie berichtet - „ruck-zuck“ abmarschbereit war, aber der Befehl, dass das Bataillon in Richtung Küste aufbrechen konnte, zunächst nicht kam: „Und dann mussten wir warten, den ganzen Tag.“

Auf die Frage, ob dieses Warten nicht quälend gewesen sei, antwortete der Zeitzeuge:

„Ja, aber wissen Sie, der Drang zur Front, der ist ... Ein Mensch begibt sich ungern in Gefahr. Ein paar Verrückte gibt es immer. Aber sonst - nee. ... Das wird ja heute in der Literatur immer falsch dargestellt. Der Kampfwille, der hat bis 1945 bestanden. Zum Schluss ließ er etwas nach, aber die Masse der Soldaten war intakt bis zum Schluss. Aber an die Front oder so weiter, da drängt man sich nicht. ... Ja, natürlich, wir hatten gehofft, wir würden, und waren eigentlich zuversichtlich, die anderen ins Meer zurückwerfen zu können. Ja, [beim Panzer], da braucht man nur auf den Anlasser zu drücken, [dann ist der fahrbereit]. ... Was wird jetzt kommen? Wir gehen also einer ersten Zeit entgegen, wo also die Luft eisenhaltig wird, und die Leute uns nach dem Leben trachten, und da drängt man sich nicht vor. - Man war Soldat... man hat gelernt zu gehorchen.“

Arnulf Weiß beobachtete bei einem älteren Kameraden seiner Division ebenfalls, dass der sich bei den Kämpfen in der Normandie unsichtbar machte und anscheinend versuchte, so mit dem Leben davonzukommen:

„Also, ich hab 'n 43jährigen Oberjefreiten jehabt. Bei Angriff hab ick ihn nich jeseh'n. ... Wenn wa uns jesammelt haben, war er immer wieder da. ... Naja, der

hat die Fronterfahrung schon jehabt, da hat man sich eben zurückgehalten. Der war schon in Russland [vorher gewesen].“

Auch Dietrich, Schlotmann und Richter, alle drei Überlebende des Stalingrader Kessels, verhielten sich nach den Erfahrungen an der Ostfront zurückhaltender und waren mehr darauf bedacht, ihr Leben nicht mehr um jeden Preis einzusetzen. Bei ihnen ist außerdem zu beobachten, dass sie ihrem Kriegseinsatz kritischer gegenüber standen und schneller Nischen zum Überleben suchten.

Erst am Abend des 6. Juni war Hendrik Meyer schließlich mit seinem Panzer-Lehr-Bataillon in Richtung Küste aufgebrochen. Er erzählte, dass „man ... sich bei Tage nur unter großer Gefahr bewegen [konnte].“ Nachdem er am Morgen des 7. Juni in einem Waldstück bei Alençon untergezogen war, bekam er, trotz der ständigen Präsenz alliierter Jagdbomber den Befehl, „ohne Rücksicht auf Verluste so rasch wie möglich die Gegend bei Villers-Bocage zu erreichen.“ Kaum waren die Kolonnen aus dem Wald herausgezogen, wurden sie auch schon von feindlichen Luftaufklärern entdeckt und kurze Zeit später von Jagdbombern angegriffen. Nachdem mehrere Fahrzeuge brannten, tauchten, durch die Rauchsäulen angelockt, laut Meyer, immer mehr „Jabo-Wellen“ auf. Dazu schreibt Helmut Ritgen in einem Buch über die Panzer-Lehr-Division:

„Noch heute, viele Jahre später, verursacht der Gedanke an diesen Marsch Alpdrücken bei jedem Beteiligten. Bei jedem [Luft-]Angriff kam der Vormarsch ins Stocken, die Kolonnen rissen auseinander, das Marschtempo wurde durch Krater auf der Fahrbahn, in Ortschaften und an Brücken noch weiter gesenkt.“<sup>1236</sup>

General Bayerlein, Kommandeur der P.L.D., war erbost darüber, dass das OKW die Truppe vom 5. auf den 6. Juni 1944 die ganze Nacht über auf der Stelle stehen lassen hatte, und sich die Fahrzeuge dann, bei Tageslicht, unter größten Verlusten auf den Weg machen mussten.<sup>1237</sup> Der General selbst hatte auf seiner Fahrt zur Front am 6. Juni erneut am eigenen Leib erfahren, was es hieß, bei Tageslicht mehr als 100 Kilometer zurücklegen zu müssen, obwohl er die Gefahr alliierter Luftangriffe aus Afrika kannte: mehr als ein Dutzend Mal mussten er und seine Begleiter sich an diesem Tage aus dem noch rollenden Wagen in den Straßengraben fallen lassen. Das Fahrzeug brannte, der Fahrer lag tödlich getroffen im Straßengraben. Auch die Nächte, in denen sich die Panzerkolonnen etwas freier bewegen konnten, verliefen nicht störungsfrei. Die bereits er-wähnten „Christbäume“ markierten den alliierten Bombern den Weg, die so auch in der Dunkelheit ihre Ziele fanden. Die Fahrzeuge mussten sich mühsam über zerbombte Wege quälen. Alle Knotenpunkte hinter der Invasionsfront waren zusammen gebombt worden mit dem Ziel, „den Vormarsch der

---

<sup>1236</sup> Ritgen: Westfront, S. 105.

<sup>1237</sup> Carell: Sie kommen, S. 117.

Reserven zum Einsatz bei Caen zu verhindern.“<sup>1238</sup>

Zum Teil befanden sich die marschierenden Truppen in einem Hexenkessel, wie in den Ausführungen Meyers deutlich wurde: vor und hinter ihnen waren Straßen blockiert, Brücken zerschossen, Fahrzeuge stauten sich oder konnten nicht mehr aufschließen, und aus der Luft drohte permanente Gefahr. Zuerst mussten Pionier-Bataillone anrücken, um Hindernisse aus dem Weg zu räumen oder notdürftige Flussübergänge zu schaffen. Dieser oft zitierte Schreckensmarsch der Panzer-Lehr-Division ist symptomatisch für alle Truppenverschiebungen am und nach dem 6. Juni. Von den Radfahrzeugen, die zu ihrem Schutz zwischen den Panzern fuhren, musste zudem bei jedem Luftangriff abgesessen werden. Wurden die Fahrzeuge getroffen, blockierten sie die Weiterfahrt und mussten vorher beseitigt werden: „Die Kraft des Gegners aus der Luft überstieg jede Vorstellung, ein Gefühl der Wehrlosigkeit erfasste die Truppe.“<sup>1239</sup> Jeder Zeitplan wurde zunichte gemacht – von den Toten, Verwundeten und Materialverlusten einmal ganz abgesehen. Die aus deutscher Sicht wertvollen ersten Stunden vor und während der alliierten Landung waren nutzlos verstrichen. Rommel, der im Juli ebenfalls beim Angriff eines Jagdbombers schwer verletzt und dessen Fahrer dabei getötet wurde, hatte Recht behalten. Die Panzer-Divisionen so weitab der Küste zu stationieren und in tagelangen, demoralisierenden Märschen bei völliger Dominanz der gegnerischen Luftwaffe heranzuführen, musste sich verhängnisvoll auf die Abwehrkraft der deutschen Truppe auswirken. Ohne selbst einen Schuss abgegeben zu haben, hatten die ankommenden Panzer-Bataillone bereits erste große Verluste erlitten.<sup>1240</sup>

Wie ist es zu erklären, dass die an der Küste unter schwerem Feuer liegenden Wehrmachtssoldaten und die zur Front abmarschierende (Panzer-)Truppe nicht von der *deutschen* Luftwaffe unterstützt wurde?

Seit Ende 1943 war für die deutsche Luftwaffe das Reichsgebiet zum Hauptkriegschauplatz geworden. Um den *Masseneinflügen* der Alliierten zu begegnen, wurde der Versuch einer *Massenabwehr* unternommen. Bei der Verstärkung der Reichsverteidigung wurden entscheidende Nachteile an der Front in Kauf genommen, besonders im Nord- und Westraum. In den letzten Märzwochen 1944 waren von den wenigen, noch in Frankreich verbliebenen Flugzeugen, innerhalb von zwei Tagen 107 Maschinen am

<sup>1238</sup> Ebd., S. 119.

<sup>1239</sup> Ritgen: Westfront, S. 106.

<sup>1240</sup> Nach dem beschwerlichen Marsch an die Küste, hatte eine der Abteilungen der PLD erst am 8.6.1944, um beinahe 24 Stunden verspätet, die südlichen Vorstädte erreicht und durch *Jabo-Angriffe* bereits ein Zehntel ihres Fahrzeugbestandes eingebüßt. Piekalkiewicz: *Invasion*, S. 145. Der demoralisierenden Wirkung der alliierten *Air Force* wurde, aufgrund der zahlreichen Augenzeugenberichte und der wichtigen Rolle, die ihr bei der Entscheidung im Westen zukommt, ein eigenes Kapitel gewidmet. Siehe Abschn. 4.2 *Jabos*.

Boden zerstört worden, ein unersetzlicher Verlust, zumal die Abwehrlage im Reichsgebiet es nicht zuließ, von dort Kräfte an den Westraum abzugeben.<sup>1241</sup> Der Istbestand an Flugzeugen der für den Westen zuständigen Luftflotte 3 war seit Januar 1944 ständig gesunken. Von den vorhandenen Flugzeugen waren häufig nur 40 % einsatzbereit. So meldete die Luftflotte einen Tag vor der Invasion 481 startklare Flugzeuge. Am 6. Juni wurden von diesen jedoch nur 319 Maschinen in Tages- und Nachtflügen eingesetzt<sup>1242</sup>. Das Kräfteverhältnis zwischen alliierter und deutscher Seite lag bei 20 : 1.<sup>1243</sup> Beim Einflug deutscher Flugzeuge in den Invasionsraum (von Paris aus) wurden diese meist bereits von der Flanke her angegriffen. Da sich der Gegner am 6. Juni laufend über dem Länderraum befand, konnte dieser von der deutschen Luftwaffe nicht erreicht werden. Das Dilemma der Luftflotte 3 bestand, außer in der geringen Anzahl ihrer Maschinen auch darin, dass sie in einem Streifen von ca. 100 Kilometern parallel zur Kanalküste infolge der alliierten Luftbombardements keine ausgebauten Flugplätze mehr besaß. Die Entfernung von den Flughäfen um Paris bis zum Landekopf in der Normandie war für die geringe Reichweite deutscher Jäger ohne Zusatztanks nicht zu überbrücken.<sup>1244</sup> Ein großmaschiges Flugplatznetz befand sich nur noch im rückwärtigen Raum, nahe Bordeaux. Von den am *D-Day* aufgestiegenen 319 Maschinen wurden die meisten sofort in Luftkämpfe verwickelt. Nur wenige erreichten den durch Fesselballons geschützten Luftraum, obwohl die Flugzeuge täglich mehrmals starteten und, aus ihrer Sicht, auch kleinere Erfolge zu verzeichnen waren.<sup>1245</sup>

Franz Schramm erzählte im Interview, dass das I. Bataillon des 6. FJRes, dem er angehörte, erst sehr spät, und zwar im Morgengrauen des 6. Juni Alarm bekam. Er berichtete vom frühen Morgen dieses bedeutsamen Tages:

„So, und dann ... kam ja diese berühmte Nacht, wo wir, also ich persönlich hab erst morgens im Hellwerden kriegten wir Alarm, der Amerikaner wär' gelandet. ... Ja, zumindestens bei uns, bei meiner Einheit. Ja, da war'n die Fallschirmjäger aber schon unten, die sind ja in der Nacht gesprungen. [Die habe ich] überhaupt nicht, auch nicht gehört, nüscht! Wir haben im Zelt geschlafen. Und dann kam Alarm. So, und dann hieß es ... ‚Könnte das die Invasion sein oder nicht?‘ Weil man gedacht hat, das ist wieder so ein Scheinangriff..., da rechnete man mit. ... So, und jetzt machten wir uns fertig, wir hatten ja keine Feindberührung, nichts, sondern die waren ja nu' eben noch an der Küste. Das war'n noch 'n paar Kilometer - von Carentan zur Küste sind 12 ... Wir lagen südlich von Carentan. ... Da kam der Angriff dann, Ste.-Marie-du-Mont is ja nördlich Carentan. Wir lagen südlich von Carentan.“

<sup>1241</sup> Gaul: Deutsche Luftwaffe, S. 137.

<sup>1242</sup> Bei Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 73, heißt es, dass die im Westen eingesetzte Luftflotte 3 zehn Tage vor der alliierten Invasion über etwa 900 Flugzeuge aller Art verfügt habe, von denen jedoch nur 510 Maschinen einsatzbereit gewesen seien.

<sup>1243</sup> Ose: Entscheidung, S. 119. Beim Luftkrieg über Deutschland wird von einem Einsatzverhältnis von 14 : 1 berichtet. Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 72.

<sup>1244</sup> Gundelach: Drohende Gefahr West, S. 299 – 328.

<sup>1245</sup> Ose: Entscheidung, S. 119.

Schramm und sein Bataillon gehörten offenkundig zu denjenigen, die von der Landung der Amerikaner überrascht worden sind, da sie bis zum frühen Morgen von den US-Fallschirmjägern weder etwas gesehen noch gehört hatten, obwohl diese südlich Carentan gelandet waren,<sup>1246</sup> wo sich auch Schramms I. Bataillon befand. An anderer Stelle wurde jedoch bereits auf den geräuscharmen Anflug der Lastensegler hingewiesen. Das Absetzen der Fallschirmspringer erfolgte zwar auch von Flugzeugen aus, jedoch waren Motorengeräusche in der Nacht nichts Außergewöhnliches. Manch ein deutscher Soldat wurde davon, aufgrund ständigen Schlafmangels, noch nicht einmal mehr wach. Anzumerken ist, dass die Kampfgruppen des 6. FJRes weit auseinander gezogen lagen, da sie den so genannten *Sicherheitsriegel* zur Halbinsel Cotentin bildeten und einen 20 Kilometer breiten und 15 Kilometer tiefen Raum zu verteidigen hatten, was für ein einzelnes Regiment eine kaum zu bewältigende Aufgabe darstellte.<sup>1247</sup> Herr Schramm erinnerte sich noch, dass er sich, zusammen mit seinen Kameraden, am frühen Morgen des 6. Juni gefragt hatte: „Könnte das die Invasion sein oder nicht? Weil man gedacht hat, das ist wieder so ein Scheinangriff.“ Ohne Feindberührung zu haben, erhielten Schramm und die anderen Soldaten des I. Bataillons dann den Befehl, „den Amerikaner bei Ste.-Marie-du-Mont anzugreifen.“ Gerd Paulsen, ebenfalls Angehöriger des 6. FJRes, berichtete: „Es war gerade so hell geworden, [da] gab's Alarm, und dann hörten wir auch schon Flugzeuggebrumm, und dann hieß es: ‚Es werden Fallschirmjäger abgesetzt.‘ Und da wurden in dieses Gebiet hinein schon die Amerikaner abgesetzt.“ Allerdings waren sämtliche alliierte Fallschirmjäger bereits bis 4.00 Uhr morgens abgesetzt worden, denn laut Plan sollten diese Aktionen vor Morgengrauen abgeschlossen sein. Bis fünf Uhr früh würde Dunkelheit herrschen.<sup>1248</sup> Es ist anzunehmen, dass der Alarm gegen fünf Uhr ausgelöst wurde, ähnlich wie im Fall des I. Bataillons (siehe die vorgenannten Angaben des Informanten Schramm), und somit die alliierten Fallschirmjäger bereits vollständig abgesetzt worden waren. Herr Paulsen erinnerte sich, dass das Bataillon dann den Befehl bekam, nach Ste.-Mère-Église zu marschieren.<sup>1249</sup>

Der Augenzeuge Uhlmann erzählte, dass er sich im Feldlazarett Gassard befand, als es in der Nacht zum 6. Juni 1944 bereits um 1.05 Uhr hieß: „Fallschirmjäger im Divisionsbereich.“<sup>1250</sup> Diese englischen Fallschirmjäger, die zur 6. Airborne Division

<sup>1246</sup> Um 3.10 Uhr wurde im Fernsprechemeldetagebuch der 352. Div. folgender Eintrag vorgenommen: „... In den Wiesen südlich Carentan Lastensegler mit etwa 1 Kp. gelandet. Mit Vorgehen auf Carentan wird gerechnet.“ MS B-388, Bl. 2a.

<sup>1247</sup> Carell: Sie kommen, S. 71f.

<sup>1248</sup> Ellis: Victory, Bd. I, S. 150.

<sup>1249</sup> Der Befragte Paulsen erinnerte sich nicht mehr daran, zu welchem Bataillon er gehörte. Da er aber als Zielort Ste.-Mère-Église nannte, handelte es sich wahrscheinlich um das II. Bataillon, da das I. Btl. nach Ste.-Marie-du-Mont befohlen worden war. Carell, S. 73.

<sup>1250</sup> Diese Angabe stimmt mit der Messengers: 711th Static Division, S. 502, überein.

gehörten, hatten u. a. die Aufgabe, „die rechte Flanke zu sichern und die Zerstörung mehrerer Brücken über den Dives vorzunehmen, durch die verhindert werden sollte, dass feindliche [deutsche] Streitkräfte, insbesondere Panzereinheiten, gegen die Flanke des Invasionsbrückenkopfes vordrangen.“<sup>1251</sup> Das 731. Regiment, zu dem Uhlmann gehörte, wurde sofort auf die bei Pont-l'Évêque gelandeten Fallschirmjäger angesetzt. Wahrscheinlich ist, dass diese vom Kurs abgekommenen Transportmaschinen ihre Truppen durch Peilirrtümer, Flakfeuer, unzureichend markierte Absprunzonen und Windböen über ein gewaltiges Gebiet verstreut absetzten.<sup>1252</sup> Dies hatte zur Folge, dass die Fallschirmjäger oft einige Kilometer von ihrer Absprunzzone entfernt zu Boden kamen,<sup>1253</sup> denn Pont-l'Évêque war als Landegebiet für englische Fallschirmtruppen nicht vorgesehen. Uhlmann wurde, zusammen mit anderen Sanitätern, für einen Verbandsplatz eingeteilt, der sich in einer für den Landungsfall ausgebauten Höhle, einige Kilometer vom Strand entfernt, befand. Zunächst meldeten sie sich beim Divisionsstab, der in der Nähe lag. Der zuständige Generalleutnant hatte, da die Lage aufgrund der gelandeten Fallschirmtruppen noch nicht geklärt war, große Bedenken, die Sanitäter in Richtung Küste fahren zu lassen. Wie so häufig, setzte der Krankenpfleger Uhlmann seinen Willen durch und traf ohne Störungen mit einem weiteren Sanitätskraftwagen an der für die Erstversorgung vorgesehenen Höhle ein.

Paul Siemers berichtete, dass sein Pionierzug um 1.00 Uhr morgens bereits von den Bombardements erwacht war, als der Feldweibel des Zuges kurze Zeit später Alarm auslöste. Jeder hatte sich zu seinem Schutz sofort ein Deckungsloch zu graben. Zu dieser Stunde warf die alliierte Luftwaffe, wie berichtet, viele ihrer Bomben zu weit landeinwärts ab. Als es langsam hell wurde, erwies sich Rommels Anweisung, dass die Truppen größere Orte räumen und statt dessen in Wäldern unterziehen sollten, als richtig: Siemers erzählte, dass er und die anderen Angehörigen des Pionierzuges, der im Mai die Stadt Trévières verlassen hatte und nun einen Kilometer weiter nördlich lag, am Landungstag mit ansah, wie die alliierte Schiffsartillerie „am Morgen bis mittags“ ganz Trévières in ein Trümmerfeld verwandelte. Fast alle Ortschaften in Küstennähe erlitten dieses Schicksal. Häufig befanden sich die Zivilisten noch in den Dörfern und Städten.<sup>1254</sup> Zu deren Verlusten schreibt Danièle Philippe in ihren Erinne-

<sup>1251</sup> Bei Ryan: Längster Tag, S. 131, ist die Rede davon, dass insgesamt *fünf* Brücken über die Dives zerstört werden sollten.

<sup>1252</sup> Ebd., S. 132.

<sup>1253</sup> Die Entfernung vom ursprünglichen Zielpunkt betrug bei einigen hundert alliierten Soldaten oft 10 Kilometer, manche landeten jedoch auch in einem Umkreis von 50 Kilometer vom Absprungsort entfernt. Ryan: Längster Tag, S. 132f.; Quellen: Normandie, S. 97.

<sup>1254</sup> Vgl. Lieb: Zwischen den Fronten, S. 195, wonach britische Planungen von Anfang Mai 1944 „von etwa 90.000 Zivilisten im Brückenkopf“ ausgingen. Lieb stellt auch fest, dass die von deutscher Seite her im Frühjahr 1944 veröffentlichten Bestimmungen des „Kampfplakats“ „sich in der Kampfzone aber bereits kurz nach der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 als völlig undurchführbar [erwiesen]. Weder die deutschen Militärs, noch die

rungen: „Nirgends fand ich diese Auskunft; im Krieg zählen Zivilisten kaum.“<sup>1255</sup> Allerdings gehen neuere Forschungen französischer Historiker dahin, dass die gesamten zivilen Verluste etwas weniger als 14.000 betragen haben.<sup>1256</sup> Somit liegen diese niedriger als die von britischer Seite vor Beginn der Landung erwarteten Kalkulationen. Lieb weist darauf hin, dass die zivilen Verluste durch einzelne Anweisungen des deutschen „Kampfplakats“ sich noch erhöht haben könnten, was den Chef der HGr B, Gfm. Rommel, Anfang Juli 1944 dazu veranlasst hatte, eine Änderung zu erwirken, wonach „die Bevölkerung im Falle von Kampfhandlungen die Ortschaften verlassen dürfe, da sie in den Häusern ‚nach den bisherigen Erfahrungen der Vernichtung durch den angloamerikanischen Bombenterror preisgegeben‘ wäre.“<sup>1257</sup>

Gregor Meißner erinnerte sich, dass der Radfahrzeug (Aufklärer) auch um 1.00 Uhr früh am 6. Juni alarmiert worden ist. Er gehörte zur 3. Gruppe und sollte mit seinen Kameraden in den Ort Trévières fahren. Zu der Zeit befand sich der Regimentsgefechtsstab ebenfalls noch in dem Ort, wurde aber in einen für diesen Fall vorbereiteten Erdbunker, der sich etwa sechs Kilometer vor der Landeküste befand, evakuiert, noch bevor die Schiffsartillerie eingesetzt hatte. Noch im Morgengrauen brachten seine Kameraden zwei gefangene amerikanische Fallschirmspringer zum Regimentsgefechtsstab.<sup>1258</sup> Herr Meißner wusste noch, dass er am Bunkereingang Wache stand und bei den Funkern Meldungen mithörte. Bald danach vernahm er im nahe gelegenen Trévières die Detonation alliierter Schiffsgranaten.<sup>1259</sup>

---

französischen Behörden, noch die Zivilbevölkerung hatten sich im Vorhinein ein Bild von der Wirkung der pausenlosen alliierten Luftangriffe machen können, die nicht allein auf deutsche Truppenansammlungen zielten, sondern durch das *area bombing* unter anderem auch die normannischen Städte, wie Caen und St. Lô, schwer trafen. Verstärkt wurde das Inferno noch durch den Artilleriebeschuss von der See her und zu Land.“

<sup>1255</sup> Philippe: Normandie, S. 95.

<sup>1256</sup> Vgl. Boivin: Les Victimes Civiles de Basse Normandie, S. VIII., zit. n. Lieb: Fronten, S. 195. Boivin geht für die drei Départements Calvados, Manche und Orne lt. Lieb, ebd., von 13.000 Toten vorrangig durch Luftangriffe aus, deren Zahl sich durch deutsche 'Sühnemaßnahmen', Minenunfälle und andere Ereignisse auf insgesamt etwas weniger als 14.000 Tote erhöhte. Vgl. Quellen: Victimes Civiles du Calvados, S. 159, beziffert die Toten, des von der Landung der Alliierten am und nach dem 6. Juni in erster Linie betroffenen Départements Calvados nach umfangreichen Recherchen auf 8.000 und fügt hinzu, dass diese Zahl niedriger sei, als die bis dahin erfolgten Schätzungen. Eine Liste mit den namentlich aufgeführten Toten des Calvados und den Todesursachen findet sich in ebd., S. 165 – 487.

<sup>1257</sup> Zit. n. Lieb: Zwischen den Fronten, S. 196.

<sup>1258</sup> Beide wurden nachmittags zum (üblichen) Verhör abgeholt. Gefangene waren nicht zur Auskunft verpflichtet. Es reichte aus, wenn sie dem Gegner ihre Feldpostnummer, ihren Namen und ihren Dienstgrad nannten. Geschickten Fragestellern gelang es hin und wieder, den Gefangenen einen Hinweis auf die geplanten Aktionen ihrer Einheit oder Division zu entlocken. Von Luck: Mit Rommel an der Front, S. 193.

<sup>1259</sup> In dem kleinen Ort Trévières kamen während der schweren Bombardements mehr als 20 Zivilisten um. Le Cacheux/Quellien Dictionnaire, S. 369. Fotos des zerstörten Ortes sowie des Nachbarortes Isigny in: ders.: Victimes Civiles, S. 74, 76.

Inzwischen nahmen die alliierten Landungsboote Kurs auf die Küste des Calvados. Um 6.30 Uhr sollten die Truppen an den Abschnitten *Utah Beach* und *Omaha Beach* landen und – aufgrund der Strömungsverhältnisse – erst um 7.30 Uhr an den drei anderen Stränden (*Sword*, *Gold* und *Juno*).

Ob alles planmäßig verlaufen würde? Gelang es den Alliierten, ihre Truppen, trotz des deutschen MG-Feuers, an der Calvados-Küste anzulanden oder würde die deutsche Seite dies zu verhindern wissen?

Hans Heinze erzählte dass, als er die Schiffe zum ersten Mal sah, nachdem sich der Nebel verzogen hatte, die Boote „schon sehr nah dran“ gewesen seien. Die Alliierten hatten, so der Befragte, bereits damit begonnen, Landungsboote in Richtung Strand in Bewegung zu setzen. Er erinnerte sich daran, dass die G. I.s zu Fuß bis zur Küste noch „einen ganz schönen Weg ... zurückzulegen“ hatten und konnte beobachten, dass es „auch bei den Amerikanern durcheinander“ ging. Diese landeten zwar „eine Welle nach der anderen an“, hatten aber dennoch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Heinze erklärte:

„... Erstmal durch die Strömungsverhältnisse, zweitens hatte der eine oder andere Schiffsführer natürlich auch 'ne Ladung in der Hose, d. h. der versuchte dann irgendwo auszuweichen, den Hindernissen, und manche fuhren dann doch drauf, also [nur] ein geringer Teil ist dort gelandet, wo er landen sollte.“

Die deutsche Abwehr tat ihr übriges, um das Chaos auf amerikanischer Seite noch zu verstärken. Heinzes Informationen in Bezug auf die Amerikaner beruhen jedoch auf nachträglicher Lektüre. Er räumte ein:

„... Von so weit konnte ich das natürlich nicht sehen. Ich sah nur, dass sie noch nicht in den Stützpunkten saßen um diese Zeit, das konnte ich sehen. Das hielt noch [bei den Deutschen], nicht? Und dass darauf Kampflärm war, das hieß also, die waren noch nicht eingenommen. Das konnte ich sehen. Naja, und wie wir dann nach vorne kamen, da hatten wir es natürlich direkt vor Augen. Ist genau gemeldet worden, wie wir denn den Gegenstoß führten.“

Auf die entsprechende Nachfrage, ob er nach dem Anblick der Schiffe und der erdrückenden Übermacht nicht an Aufgeben gedacht habe, meinte der Befragte Gockel:

„Da haben wir nicht dran gedacht, an Aufgeben, an dem Tag nicht dran gedacht. ... [Wir dachten nur eins], uns zu verteidigen. ... [Ersatzteile], Lauf und Schloss, da war etwas da. Ob das im Ernstfall für mehrere Tage gelangt hätte, das weiß ich nicht, aber ... Mir ist das MG ja schon am Morgen zerschossen worden. Ich hatte noch 'n Karabiner. Jeder MG-Schütze hatte an jedem MG noch 'n Karabiner, auch die Kameraden, die an einem 7,5-cm-Feldgeschütz waren, die hatten ihren Karabiner noch.“

Gockel empfand es offenbar als beruhigend, dass jeder Soldat, außer dem MG oder Geschütz, das er bediente, zusätzlich über einen Karabiner verfügte, mit dem er sich notfalls noch verteidigen konnte. Bestärkt wurden die Deutschen auf WN 62 zunächst vielleicht aber auch durch eine Begebenheit, die nachfolgend Lützen und an anderer

Stelle auch Gockel erwähnen und die - zumindest zeitweise - Hoffnungen weckte, dass die Amerikaner den Landevorgang doch noch abbrechen würden:

„Ja, also, der Severloh, der hat ja da, der hat doch reingehalten [mit dem MG] da, und der Amerikaner ist doch soweit gewesen, dass der bald abgehauen wär'. ... Ich konnte die ganze Kram habe ich übersehen. Ich konnte sehen, wie die Boote ankamen, und wie der Severloh die so abrasiert hat. Ja, ich hatte 'n [Fern-]Glas. Die [Amerikaner] kippten rum im Wasser.“

In einer späteren Phase desselben Tages, kamen Lützen jedoch andere, weniger hoffnungsvolle Gedanken, die wohl den Eindruck vieler Wehrmachtsangehöriger widerspiegeln, die am 6. Juni 1944 mit dem Anblick der alliierten Schiffe konfrontiert wurden:

„Ich hab auch gedacht: ‚Es ist Ende,‘ so ungefähr. Ja, da kann man echt sagen, also, ich glaub' nicht an 'n lieben Gott, aber an Schicksal - also man wird so klein wie 'ne Maus. Da war nich an zu denken, das war ja 'ne Übermacht, dat konnte man ... dat war ja ... Ich hab gedacht, das kann ja nicht wahr sein. Da war'n ja noch Artillerie weiter hinten zurück [bei uns], nicht wahr, aber dat war ja Mini.“

Die aufgrund der hohen Verluste in manchen Momenten des 6. Juni leise aufkeimende Hoffnung wurde schnell von den Realitäten verdrängt. Das Gefühl der Unterlegenheit, das Lützen, auch aufgrund der im Hinterland fehlenden Tiefenstaffelung, beschreibt, beschlich auch den Interviewpartner Arp am 6. Juni 1944, der sich beim Anblick des alliierten Materials und des „Eingeschlosseneins“ in einem Stollen ebenfalls wie „eine Maus“ fühlte und erkannte, dass die Deutschen mit der wenigen vorhandenen Bewaffnung keine Chance auf ein siegreiches Ende der Landung haben würden. Als er zwischen sechs und halb sieben Uhr früh am D-Day nach vorne an den Strand gekommen sei und die Schiffe gesehen habe, habe er nur noch gedacht, „'Is aus!“, so Arp und meinte: „Ja, [das] wusst' ich – bei der Masse! Noch schlimmer 'n Tach später.“ Angesichts des riesigen, alliierten Materialaufgebots, wurde ihm die eigene Unterlegenheit erst richtig bewusst:

„Ganz allein [waren wir da] – mit Gewehr. Und dann kommen diese Riesenpanzer. Die gehen ja net ins Zimmer rein. Ich sacht' ja, als wir unten im Stollen saßen, fuhren oben über das Gelände... Ich kam mir vor, wie 'ne Maus in so 'nem Drahtkäfig. Und draußen sitzt der Kater und wartet da drauf, bis das aufgeht. Ja. Und nachts war's so, wie wenn man unter einer Unterführung durchgeht und oben drüber fährt ein Zug. So hat das auch geholpert. ... Abends, so um fünf, halb sechs, sechs Uhr [wurd' ich gefangen genommen, am 6. Juni '44]. ... Wir hatten ja morgens ... da hat doch der Kompaniechef noch gelebt. Da hat der angerufen, ob wir nicht uns zurückziehen sollten? Sie kennen ja den Hitlerbefehl! Da war nichts zu machen. Und allein zurück – das hätt' uns das Leben gekostet. ... Ja, sicher.“

In Arps Fall und seiner relativ geschützten Lage in einem Stollen am 6. Juni 1944 war es sicher aus heutiger Sicht sein Glück, dass ein Rückzug durch den Hitlerbefehl kategorisch verboten war. Seine Gefangennahme lief dann friedlich vor dem Bunker ab, so dass er im Nachhinein froh war, den Tag über dort zubringen und den Krieg ohne weitere Kampfhandlungen beenden zu können. Dennoch empfand Arp es

äußerst unangenehm und beängstigend, wenn schwere Bomberverbände das Gebiet überflogen und ihre Last abwarfen, und schwere englische Panzer nachts über den Stollen fuhren. Anschaulich beschrieb er das einschüchternde Dröhnen dieser Fahrzeuge und die eigene Panik in diesen Momenten. Aber auch an anderen, von denen der Befragte sagte, sie seien „vorher so richtige Rabauken“ gewesen, gingen die Ereignisse des 6. Juni nicht spurlos vorbei: „Die waren grün und gelb im Gesicht. Und die Hose voll,“ so der Interviewpartner. Dennoch hatte die Stollenbesatzung das Glück, dass ein Großteil der Bombenlast *zwischen* dem Strandabschnitt und dem Stollen abgeworfen worden ist, aber die Einheit Arps selbst, außer einem Schreck und der zu spürenden, schweren Erschütterungen, nichts davon abbekam.

Außer einem Karabiner, den jeder deutsche Soldat besaß, befand sich bei Arps Kompanie nur ein einziges Geschütz. Der Kompaniechef, der auch in dieser Lage noch meinte, sich verteidigen zu müssen, stellte eine Geschützbesatzung zusammen, die bald darauf anfang zu feuern. Dass dies ein sinnloses Unterfangen war, das die deutschen Verluste nur noch erhöhte, stellte sich bereits nach wenigen Minuten heraus:

„Die haben vielleicht ein, zwei Schüsse abgegeben, da hört' ich schon Einschläge. ... Und damit kommen die beiden, der Unteroffizier und auch der Richtschütze rein. Der Richtschütze das halbe Ohr weg und blutet und heult. Das war 'n ‚Beute-deutscher‘ auch noch! Ja, also jedenfalls, der arme Kerl. Ich kann's verstehen. Ich sag's deswegen... ja, wir saßen unten. Ich bin raus, noch mal zu[m] ... Kompaniechef. [Tot!]. Nur, weil er keine Angst hatte. ... Falscher [Ehrgeiz]. Das kam von der ‚bündigen Jugend‘. Wie damals die so erzogen wurden. Nicht Nazi, er war kein Nazi, das muss ich sagen. Ich war ja auch keiner, ich war in keiner NS-Organisation.“

Da nun der Kompaniechef gefallen war, „brauchten [wir] jetzt aber einen Leutnant,“ so der Befragte. Der, der gekommen ist, „das war 'n ganz junger Leutnant, 'n Tapferkeits-Leutnant, wie man sagt, von Russland her. Der kam dann zu uns.“ Arp verdeutlicht nachfolgend, dass er, der Sanitäter, der keine Ambitionen hatte, sich als Soldat in irgend einer Weise zu profilieren und der als Kamerad, Helfer und Mensch positiv auffiel, in einer brenzligen Situation fast selbst zum Mörder geworden wäre. Er schilderte die Umstände, die beinahe zu dieser Tat geführt hätten, und die mit dem neu angekommenen Leutnant zu tun hatten:

„Und dann sagt der Leutnant: ‚Wir brechen raus! Alle zusammen!‘ Jetzt lag der eine, der Soldat, der dat halbe Ohr weg hatte, der konnt' nicht. Sagt' ich: ‚Was mach' ich jetzt?‘ Der wär' imstand' gewesen, der Leutnant, den zu erschießen – aus Feigheit! Ich sagte: ‚Ich kann nur sagen: Der kann nicht!‘ Ja? Ich wär' drauf und dran gewesen, damals, wenn der d e n [Verwundeten] erschossen hätte, hätt' ich den Leutnant erschossen! Jedenfalls – er ließ es dann, und dann stürmen die raus, brüllten, und dann war Stille. Hab 'n bisschen Schießerei gehört, Da denk ich: ‚Jetzt isses aus!‘ Jetzt sitz' ich mit dem [Verwundeten] unten [im Stollen]. ... Und auf einmal hört' ich oben Englisch und Deutsch. Und da kenn' ich die eine Stimme: das war 'n Obergefreiter, kommt mit einem Engländer. Und da rufen die - da hab ich geantwortet. Und da ... wusst' ich jetzt: ‚Jetzt ist's geschafft!‘ Und da sind ... die ... runtergekommen erst, dann sind wir raus ... und denn sah ich, was

da los war. Da standen Panzer, und unsere lagen da alle und waren am Rauchen und Schokoladeessen.“

Die sich in Arps Falle zuspitzende Situation hatte somit bereits am frühen Morgen des 7. Juni 1944 ein undramatisches Ende gefunden. Er und seine Kameraden kamen in englische Gefangenschaft.

Auch Gockel hatte am 6. Juni Glück, obwohl er als MG-Schütze in nur geringer Entfernung zur Küste auf dem WN 62 eingesetzt war und die Schiffe unter Feuer nahm. Er feuerte aus einem zerschossenen Bunker, in dem die Amerikaner ihn nicht vermutet hatten. Zusammen mit einem Kameraden, der mit seinem Pak-Geschütz nicht schießen konnte, „weil die Pak nur auf Sperrfeuer, d. h. parallel zur Küste schießen konnte“, nahm er einen größeren amerikanischen Truppentransporter „unmittelbar vor uns, vielleicht 100/120 m von mir“ unter Beschuss. In der Regel waren solche MG-Stände schnell von den Amerikanern erkannt und entschärft worden. In diesem Fall gelang dies aber nicht, wie Gockel erklärte:

„Die konnten uns aber nicht ausmachen, und in diesen zerschossenen Bunkern haben sie uns nicht vermutet. Der Kamerad hat rechts geschossen, und ich hab links geschossen, ich war Linkshänder, ich konnte links und rechts schießen, und als Linkshänder brauchte ich ja nur ein kleines Stück von meinem Kopf immer frei zu haben. Wenn ich jetzt rechts geschossen hätte, dann hätte ich ja als Linkshänder viel mehr zeigen müssen.“

Die Amerikaner wussten nicht nur über die gegnerischen Geschützstellungen Bescheid, sondern auch über die einzelnen deutschen Divisionen, Regimente und Einheiten. Diese wurden am 6. Juni 1944 von See her schnell ausgemacht und dann gezielt bombardiert. Außer Gockels MG-Stand im zerschossenen Bunker wurde aber auch „die Flak, die vor mir stand ... nicht erkannt,“ so der Befragte:

„Die stand in einer von uns geschaffenen Erdmulde, da haben wir die Erde ausgehoben, dann wurde die Pak da rein gestellt, und ... die Schießscharte war so, dass man von der Seeseite her nicht in den Stand rein gucken konnte, nur wenn ein Landungsboot oder die Panzer dicht am Strand waren, dann konnten die sehen oder beobachten, dass dort eine Pak stand, aber dieser Obergefreite, das war auch ein alter Russlandkämpfer, der hat die Panzer immer in die richtige Stellung erst kommen lassen, die wollten ja schnellstens ... die hatten sich darauf konzentriert. ... Im Kies ist eine Lücke, da wollten die schnellstens hin, um an Land zu kommen, die wollten vom Strand weg, weil da die Artillerie ja auch ihre Zielpunkte hatte, und da hat der Obergefreite mehrere zusammengeschossen, mehrere Panzer, und der hat die erst bis in diese Kiesbresche kommen lassen, und erst einen, dann zwei, und dann war die Kiesbresche soweit zu, dass kein Panzer mehr nebenher kam. Und dann oben noch mehrere zusammengeschossen. Aber 2/300 m ist schon ein ziemlich guter Winkel. Der konnte nur nicht direkt vor sich treffen.“

Solche Stellungen, die von See her nicht ausgemacht werden konnte, stellten ein erhebliches Risiko für die anlandenden Truppen dar. Damit wurden den Amerikanern, besonders am Omaha-Beach derart hohe Verluste zugefügt, dass dieser Bereich als „bloody Omaha“ traurige Berühmtheit erreichte. Als die deutschen Soldaten an diesem Strandabschnitt aus den Gräben kamen und in Gefangenschaft gingen, hätten die

Amerikaner gefragt: „Wo sind die anderen?“ so Gockel, der erklärend hinzufügte: „Die hatten sich das nicht vorstellen können, dass so wenige Leute da so lange erbittert Widerstand geleistet haben.“ Eine ganze Reihe an Wehrmachtsangehörigen war allerdings auch im Laufe des 6. Juni dort am Strand gefallen. Bei den Amerikanern hatte es die erste Welle der Truppen, die vom Wasser an Land wollten, am schwersten, so Gockel:

„Es waren schon noch Hindernisse [da], denn die Baumstämme standen ja in mehreren Reihen gestaffelt. [Räumgeräte], die haben sie erst später gehabt. Die [amerikanischen] Pioniere hatten kleine Sprengladungen, die wurden angeheftet, da sind die aber so recht nicht zu gekommen, ich habe es nachher gehört, weil die zu stark beschossen wurden. Ja. Die [ersten Amerikaner] blieben vielfach auch liegen dann. Manche waren verwundet von denen, manche auch schon tot. Jetzt kam aber das Wasser, die Flut, und dann krochen die wieder weiter.“

Heinze beschreibt nachstehend den Augenblick, in dem er die Schiffe zum ersten Mal in voller Zahl und Größe vor der Küste liegen sah:

„Doch, ich habe geglaubt, das ist das Ende von Deutschland. Das war mir klar, in dem Augenblick. Ich meine, wir hatten ja immer noch was [an Waffen], im Nachhinein, aber wir haben ja [trotzdem] immer gehofft.“

Nachdem er jedoch die Kämpfe am 6. Juni miterlebt hatte, sei ihm später die Sinnlosigkeit der deutschen Abwehr gegen eine solche Übermacht bewusst geworden:

„Es kamen immer mehr [Amerikaner], und bei uns wurde es immer weniger. Wo ein MG ausfiel, kam kein neues hin. Die waren kaputt, verschüttet, war nichts mehr. Also, es war schon, wenn ich heute überlege, hätten wir am ersten Tag schon sagen müssen: ‚Kinder, hört auf hier!‘“

Auch Lützen machte sich beim Anblick der Amerikaner am frühen Morgen des 6. Juni seine Gedanken:

„[Nach dem] Trommelfeuer ... fing er an zu landen. Denn kamen diese Landungsboote. ... Und wie es denn losging, wie die Feuerzauberei anfang, ich denke, Donnerwetter, was wird das werden? Das wird Chaos werden.“

Heinze erzählte im Interview von Rommels Zusage an Heazines Regimentskommandeur, im Ernstfall sofort Nachschub an Personal, Panzern und Munition zu schicken:

„Rommel hat uns mal besucht hier, sechs Wochen vor der Invasion. Der war ja Pionier früher und hatte sich das angesehen, was wir da machten usw., und da hat er zu unserem Regimentskommandeur gesagt: 'G., Sie brauchen nur zwei Tage zu halten, ... dann bin ich mit meinen Panzern da!' Wenn das so gewesen wäre, dann hätte unser Abschnitt, ich sage bewusst, *unser* Abschnitt, anders ausgesehen. Also zwei Tage war leicht zu halten, aber drei Tage und vier Tage nicht. Wir hatten dann keine Leute mehr. Das wurde ja immer weniger. [Und es] war nichts mehr [an Munition da]. ... Aber, dass wir da allein waren über Wochen hin...“

Heinze sagte im Interview, er hätte innerhalb mehrerer Wochen nach dem D-Day keinen einzigen deutschen Panzer gesehen. Am 6. Juni 1944 sichtete er zwei deutsche Flugzeuge, die er „ein-, zweimal hin- und herfliegen sehen, [hat].“ Er ergänzte: „[Und] das waren die einzigen Flugzeuge, die ich während der ganzen Invasion von uns gesehen habe.“ Hinzu kam, dass die meisten deutschen Geschütze

als einzige vorhandene Waffen gar nicht für die Bekämpfung von Seezielen ausgerichtet gewesen seien, so der Befragte: „Ein Großteil ... von unseren Waffen - ich kann immer nur aus unserem Gebiet sagen - die waren ja nicht nach vorne gerichtet... Ja, Sperrfeuer, die sollten da den Strand schützen.“ Zunächst sei die Lage jedoch nicht sehr übersichtlich gewesen, so Heinze: „Wir haben ja am Morgen dann, wie das anfing da, vor Qualm und Rauch ja kaum noch was gesehen, war ja alles fürchterlich, so dieser Feuerwehrauch.“

Besonders Lützen ärgerte sich beim Zurückweichen darüber, dass er keinen durchgehenden Laufgraben als Rückzugsmöglichkeit vorfand. Darüber, dass der Graben über 60 bis 70 Meter nicht durch gegraben worden war, hatte er sich bereits vor der Landung bei seinem Kameraden Gockel beklagt. Im Nachhinein glaubt er:

„Das haben die alles mit Absicht gemacht. Die sollten vorne vergalt werden, denn dort würde keiner zurückkommen. ... Und hinten waren die Minenfelder. Wir waren ja eingekesselt. Entweder kämpfen oder tot. (Sehr erregt) Den [Laufgraben] hätten wir leicht abgraben können, aber da ja nicht mehr, am 6. [Juni]. Aber vorher - nach hinten machen wir 'n Graben, und die waren denn mittags, wie ich... oder nachmittags, um drei, halb vier so was, dann waren die Graben meist dicht. Da waren die dauernd rein gedonnert [die alliierten Bomben].“

### 3.2 Landeabschnitt *Omaha Beach* – „Da kann keiner mehr leben!“

Die deutschen Soldaten sahen nun in banger Erwartung die Schiffe auf sich zukommen. Da zwei Wehrmachtteile (Kriegsmarine und Luftwaffe) nahezu völlig ausfielen, würde nun alles von der deutschen Küstenartillerie abhängen, die nun, ohne Hilfe erwarten zu können, bereitstand, um Amerikaner, Engländer, Kanadier und Franzosen daran zu hindern, an Land zu kommen und die *Festung Europa* zu stürmen.

„Das erste Schiff, das ran kam, an den Strand, ... das war ein größeres Schiff, und das fuhr ... bis auf den Sand, kann man sagen. Und an beiden Seiten waren Treppen, wo zwei, drei Leute nebeneinander runtergehen konnten, und die hatten Gepäck und Waffen und Kram. Ich glaube, die kamen bloß einzeln [herunter].“

So begann Heinrich Severloh seine Erzählung über die so genannte erste Welle, die von den Amerikanern um 6.30 Uhr eingeleitet wurde. Die Alliierten landeten auch mit größeren Schiffen, wie von Severloh beschrieben. Hauptsächlich kamen sie jedoch auf den so genannten LCTs (landing craft tanks), die etwa fünf Meter lang, drei Meter breit waren und ca. 12 – 15 Soldaten aufnehmen konnten. Diese Landungsboote hatten vorn und hinten eine Ladeklappe, die heruntergelassen wurde, wenn sich das Schiff nahe genug am Strand befand. Der Informant Severloh schätzte, dass das erste Schiff noch etwa 700 – 800 Meter entfernt war und leicht links von ihm lag. Er und sein Batteriechef Frerking, beobachteten nun, wie die Amerikaner mit ihrem gesamten Gepäck das Schiff über die Treppen verließen und ins Wasser sprangen:

„Da standen wir oben auf der Deckung und haben noch eine Zigarette geraucht. Der Oberleutnant rauchte eigentlich nicht, aber da sagte er: ‚Gib‘ mir eine Zigarette.‘ Und dann haben wir die geraucht, und dann kamen die Amerikaner auf diesen Treppen, zu beiden Seiten die Treppen runter und sprangen ins Wasser.<sup>1260</sup> Das Wasser musste da aber auch noch vier bis fünf Meter tief gewesen sein, schätze ich mal.“

Frerking beobachtete das Aussteigen der G. I.s von der Küste aus und meinte, mit Blick auf die Amerikaner, die nun direkt in das deutsche MG-Feuer laufen würden, das in wenigen Minuten eröffnet werden sollte: „Mensch – sind *das* arme Schweine!“<sup>1261</sup> Seiner Ordonnanz gab er die Anweisung: „Du, Hein, wenn die in knietiefem Wasser sind, *dann* musst du schießen – nicht eher!“ Severloh verstand und berichtete im Interview, dass die beiden Reihen direkt auf ihn zukamen (gemeint sind die Amerikaner, die zu beiden Seiten das Schiff verlassen hatten und nun in zwei Reihen, jeweils hintereinander auf den Strand zumarschierten): „Man brauchte bloß auf den Ersten zu schießen, und die anderen fielen auch mit um. Und dann die beiden Reihen hochgeschossen und die beiden Treppen, und dann war wieder Pause.“ Der damalige Gefreite meinte, bemerkt zu haben, dass auf dem Schiff ein Tumult entstanden war, der wohl daher rührte, dass die Amerikaner angesichts dessen, was sie gerade mit ansehen mussten, das Schiff nicht verlassen wollten, um nicht in das tödliche MG-Feuer zu laufen.<sup>1262</sup> Das, was hier wie ein nüchterner Bericht klingt, ist für den damaligen MG-Schützen eine grausige Erinnerung. Er erzählte, dass er den Strandabschnitt des WN 62 gegen mehrere Tausend G.I.s verteidigen und viele von ihnen erschießen musste, um sie nicht an Land kommen zu lassen.

Gockel berichtete ganz ähnlich wie Severloh, dass auch er vorher die Anweisung bekommen hatte, „nicht eher [zu] schießen, bis dass der Befehl kommt!“ Da ihn ein solcher Befehl auf seinem relativen Außenposten niemals erreichte, fing er an zu schießen, nachdem die „Feuerwalze“ der Schiffsartillerie vorüber und die mit hoher Geschwindigkeit auf die Küste zufahrenden Sturmboote etwa noch 500 bis 600 Meter entfernt lagen. Gockel bediente auf WN 62 ein polnisches Beute-MG. Warum ihn nie ein Schießbefehl erreichte, wurde nicht deutlich. Anscheinend waren seine Kameraden zu beschäftigt, um zu seinem etwas entfernt gelegenen MG-Stand zu laufen.

<sup>1260</sup> Die G.I.s hatten Schwimmwesten angelegt. Ihre Gewehre waren zum Schutz in Cellophanhüllen verpackt. Vgl. Mari/Gaffié: Omaha-Beach, S. 102.

<sup>1261</sup> Mitleid beim Anblick der Amerikaner erfasste auch Lützen. Er dachte damals: „Die armen [amerikanischen] Jungs. Man hätte ja ebenso gut gleich die weiße Fahne hissen sollen und lass‘ se man laufen...“. Severloh selbst meinte im Interview bei der Erinnerung an die das Schiff verlassenden G.I.s: „Ich glaube nicht, dass ein Deutscher seine Leute so hätte ins Messer laufen lassen...“ Severloh ging in seinen Erinnerungen „WN 62“, S. 146, nochmals auf diesen Aspekt ein und erklärte: „Später hatte ich erfahren, dass die amerikanischen Bootsführer den ausdrücklichen Befehl bekommen hatten, die Soldaten direkt und so schnell wie möglich an den Strand zu bringen, egal, was auch immer passierte; so lautete der Befehl: ‚Ihr seid Sturmboote und keine Rettungsboote.‘“

<sup>1262</sup> Ebd., S. 108.

Schiffsartillerie und Flugzeuge hatten ihre Last inzwischen abgeschossen. Gockel erinnerte sich, dass ein Kamerad (von insgesamt sechs, die sich mit ihm im unteren Teil des Stützpunktes befanden) eine leichte Verwundung davongetragen hatte. Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze an Bord der alliierten Schiffe nahmen nun die deutschen Stellungen unter Beschuss, erzählte der damals knapp 18jährige Gockel. Die schwere Schiffsartillerie feuerte nun auch ins französische Hinterland.

Gockel zielte auf die Amerikaner, als diese sich noch auf den Booten befanden. Er erzählte, dass dabei seine Gedanken ständig in die Heimat schweiften: an die Familie, aber auch an die vielen Bombenopfer und Zerstörungen habe er gedacht.<sup>1263</sup> Im Gegensatz zu den wehrlosen Zivilisten im Reich, konnte er sich hier verteidigen. Und die, die da vor ihm lagen, waren seiner Meinung nach schließlich auch diejenigen, die seine deutsche Heimat bombardierten.<sup>1264</sup> Auf die Frage, wie er auf das Näherkommen der Amerikaner reagiert habe, antwortete Gockel, er haben in dem Moment folgendes gedacht: „Du musst dich jetzt verteidigen und musst sehen, dass du sie dir vom Leibe hältst. Nur so hast du 'ne Chance zu überleben.“ Nach der „untätigen Erwartung des Kampfes“,<sup>1265</sup> bei der wohl jeder deutsche, aber sicher auch jeder alliierte Soldat, am Morgen des 6. Juni übermäßige Angst hatte und von einer ungeheuren Anspannung heimgesucht worden ist, mag der dann einsetzende Kampf wie eine Erlösung gewirkt haben. Gockel jedenfalls beobachtete angespannt das Geschehen am Strand und wartete auf den richtigen Moment, um die Amerikaner am Landen zu hindern:

„... Als die ersten Sturmboote ran kamen, auf den Wellen, mit den Landsern, da war das Wasser etwa 300 m vom Strand zurück. Das war dann noch 400 m von meinem MG-Stand weg. [Das Wasser ging denen] ... bis zum Knie, aber da waren mal Priele da, wenn die da durch mussten, dann ging es tiefer noch. Ja, wenn das Wasser schon wieder am Kommen war, und die sprangen dann noch in einen Priel hinein...“

Es konnte den G. I.s sogar passieren, dass sie bis zum Hals im Wasser standen.

Der Landestrand Omaha Beach war von den alliierten Planern in sieben Unterabschnitte eingeteilt worden.<sup>1266</sup> Das WN 62 gehörte zum Abschnitt „Fox Green“<sup>1267</sup> und war 1040 Meter lang. Ernest Hemingway, damals Kriegsberichterstatte für amerikanische Tageszeitungen, befand sich auf einem Landungsboot mit Kurs auf „Fox

<sup>1263</sup> Vgl. der Befragte Knickrehm in: Schröder: Kasernenzeit, S. 136 sowie in ders.: Gestohlene Jahre, S. 637, 644: „... Alle Befehle führst Du automatisch aus und denkst an ganz was anderes. ... Man denkt an alles andere, aber man handelt automatisch als Soldat. ... So ganz allmählich nach 'ner Viertelstunde erst, da kommt langsam der Verstand wieder zur Sprache, und du fängst an, wieder zu leben. Da wird dir erst bewusst, was du tust.“ In Gockels Fall war er in der Situation am Morgen des 6. Juni sein eigener Befehlshaber, da er sich allein in dem Erdloch befand.

<sup>1264</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 85.

<sup>1265</sup> Jasper: Zweierlei, S. 181.

<sup>1266</sup> Mari: Omaha, S. 25.

<sup>1267</sup> Laut Severloh: WN 62, S. 118, befand sich das WN 62 im Abschn. „Easy Red“.

Green“. Er hatte mit seinem Fernglas zwei Maschinengewehrnerster ausgemacht (wahrscheinlich die von Severloh und Gockel) und schreibt dazu in seiner Monographie: „Das eine [MG] schoss ununterbrochen. Es lag in den Ruinen des zerschossenen Hauses ... Das andere lag noch zweihundert Meter weiter rechts ...“<sup>1268</sup>

Franz Gockel stellte richtig, dass sein MG nicht in dem zerschossenen Haus gelegen habe, sondern unmittelbar daneben, in einem Erdloch, das sich in Strandnähe, „kurz vor dem Wasser“ befunden habe.

Gockel berichtete weiter: „Und dann fingen die an zu schießen. ... Und als die dann näher kamen und richtig gezielt auch schossen, habe ich meinen MG-Stand aus der Erde gehoben, unter so einen stabilen MG-Tisch.“ Von dort aus nahm er gezielt den Strand unter Feuer. Die Granaten der Amerikaner zielten jedoch auf das zerstörte Haus, da sie hier das MG-Nest vermuteten. So hatte Gockel das Glück, nicht getroffen und auch von den umher fliegenden Splittern und Mauerstücken verschont worden zu sein. Er fügte hinzu:

„Und die Granaten, die jetzt durch die Scharten [in meine Stellung] gingen, gingen in die Rückseite des Bunkers auch wieder in Holz rein. Dadurch kamen kaum Splitter auf. Obwohl mehrere, bis zu Faustgröße, Splitter auf dem Boden lagen. [Ich habe] nicht eine Schramme abbekommen. [Wenn man die abbekommen hätte], dann wars vorbei.“

Seine nächste Reaktion, als gläubiger Katholik, war, für sein Überleben zu beten:

„Dann - ich hab auf dem Boden gelegen und hab gebetet - aber laut, nicht so wie in der Kirche, und dann vergesse ich nie, dann hörte es mal auf, einen kurzen Moment, und dann habe ich mal raus geguckt und dann fingen die, wie in einer Linie, wieder an zu schießen, d. h. die hatten alle dasselbe Ziel: den Strand oder den Kieswall. Auf dem Kieswall war auch ein Minenzaun oder vorher fingen sie bei den Baumstämmen an, bei den ‚Rommelspargeln‘, und dann kamen sie in den Kieswall rein, die Granaten, ... wie eine Feuerwalze, kamen die dann immer langsam weiter. Und wenn die dann für 100 m ‚ne Viertelstunde brauchen oder noch mehr... Ja, wie so ein brennendes Feuer.“

Auf Nachfrage antwortete Herr Gockel, dass er „in dem Moment, wenn das so weit ist,“ keine Angst gehabt habe und vergleicht die Situation mit einem Autounfall:

„... in dem Moment hat man auch nicht mehr die Angst; wenn es erst soweit ist, hat man die Angst nicht mehr. Dann ist man einmal voll reingefahren. ... Auch [bei einem Unfall] durch ‚nen anderen und sieht den auf sich zukommen und kann nicht ausweichen. Und da hat man in dem Moment, man hält sich fest und denkt: ‚Hoffentlich geht’s gut!‘ Und so ähnlich war das da auch. Da habe ich nur gedacht: ‚Hoffentlich überlebst du es jetzt,‘ und: ‚Kannst du es überstehen?‘ Ja, und dann hat man an zu Hause gedacht. Ich war der Älteste, ich hatte noch Geschwister – wir waren zu siebt - ich war der Älteste, dann kamen noch vier Mädchen und die letzten beiden wieder Jungs und ... Jaja, ich war ja erst siebzehn, achtzehn.“

Da die Schiffe eher plötzlich vor den deutschen Linien auftauchten, blieb den Soldaten wenig Zeit, Gefühle wie Angst zu entwickeln. Der Anblick der Schiffe war sicher ein kurzes auslösendes Moment dafür und ließ Gockel erst einmal einen Augenblick

<sup>1268</sup> Hemingway: 49 Depeschen, S. 278.

innehalten<sup>1269</sup>. Die Angst wich aber bald der eigenen Anspannung, mithilfe der jeder einzelne versuchte, sich auf den bevorstehenden Angriff vorzubereiten und adäquat reagieren zu können. Dazu meint der Befragte Arnulf Weiß:

„... Die Angst is vorher, wenn es heißt: ‚Morgen greifen wir an!‘ Dann is die Angst vorher. Nachher is keene Angst mehr da. Da is man ja drinne. Denn fühlt man ja nüscht mehr, dat is... Dat Jefühl is immer, solange man ’ne Waffe in der Hand hat, fühlt man sich sicher.“

Wenn deutschen Soldaten größere Angriffe bevorstanden, etwa an der Ostfront, erhielten sie in der Regel erst kurz vorher davon Kenntnis.<sup>1270</sup> Zur Angst „vor“ dem Kampf stellt Jasper fest, dass „die emotional aufwühlende Angst um die eigene Unversehrtheit ... intensiv erlebt [wird] und ... ihren Ort dicht vor dem Kampfgeschehen hat.“<sup>1271</sup>

Damit werden Gockels und Weiß' Wahrnehmungen exakt bestätigt. In den Schilderungen der Zeitzeugen, aber auch in Feldpostbriefen kommt zum Ausdruck, dass das Warten auf den Kampf, der in Gockels und Weiß' Fall gleichzeitig der erste Kampfeinsatz war, von intensiven Sinneserfahrungen begleitet wurde. Jasper und Schröder kommen in ihren Studien zu dem Ergebnis, dass die Gedanken der Betroffenen vor einem Kampf weniger von Todesangst und somit der Frage nach dem eigenen Schicksal geprägt waren, als von der Konzentration auf das äußere Geschehen, wie eigener Deckung, gegnerischem (Artillerie-)Feuer, der Nähe des Feindes, der vor dem Angriff herrschenden Geräuschkulisse.<sup>1272</sup> Alle diese Sinneseindrücke wurden von der „Angst vor dem Kampf“ begleitet. Gockel, der unmittelbar am Strand die Flotte der Alliierten auf sich zukommen sah, teilte nicht mit, wie ihm in dieser Situation zumute war. Als die Schiffe so nahe herangekommen waren, dass er sie unter MG-Feuer nehmen konnte, war er nur noch darauf bedacht, sich die Angreifer „vom Leibe zu halten“. Die Angst „vor“ dem Kampf wich nun der Notwendigkeit, sich verteidigen zu müssen. In dieser Situation der extremen Anspannung waren alle Sinne ausgeschaltet. Nun setzte ein mechanisches Funktionieren ein, das in Ausbildung und Übungen so lange trainiert worden war, dass die Soldaten ihre Waffe „im Schlaf“ beherrschten.

Am 6. Juni 1944 jedoch, war den an der Küste befindlichen Deutschen beim Anblick

<sup>1269</sup> Ein Befragter bei Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 460, berichtete auch, dass Mitsoldaten vor einem Angriff anfangen zu beten.

<sup>1270</sup> Vgl. Abschn. 5 sowie Bruno Fichte, in: *Schüddekopf: Krieg*, S. 30, vor dem Angriff auf Polen Anfang September 1939: „Die erste Welle, Infanterie und Pioniere, sie mussten die Grenzbefestigungen überwinden, waren schon über die Grenze. Am nächsten Morgen würden wir nachstoßen. Ich hatte fürchterliche Angst und fühlte mich als miserabler Soldat. Die Angst überspielte ich, weil ich glaubte, die anderen hätten noch mehr Angst und als Unteroffizier müsste ich ein bisschen Tapferkeit vorspielen.“

<sup>1271</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 178.

<sup>1272</sup> Ebd., S. 179 und Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 590.

der alliierten Flotte klar, dass innerhalb der nächsten Stunden ein Großangriff auf ihre Stellungen erfolgen würde. Die beim Interview anwesende Ehefrau des Befragten Paulsen erinnerte ihn an seine damaligen Gefühle und meinte: „Gerd, aber darf ich mal sagen, du hast auch mal gesagt, Angst habt Ihr auch gehabt ... sinngemäß, als junger Mensch, also dass Angst dabei war.“ Der Interviewpartner ging auf diese Bemerkung seiner Frau jedoch nicht ein.

Der Informant Dose berichtete von einem gewissen Abstumpfungsprozess, der bei ihm als Frontsoldat im Laufe der Zeit einsetzte: „Man kriegte also auch relativ so 'n LMAA-Gefühl, dass ... es einem völlig wurscht is.“ Je näher die Front jedoch kam, und je präziser der Angriff auf den eigenen Stützpunkt erfolgte, desto mehr wich diese Einstellung aber doch dem Bewusstsein der Gefahr, so Dose: „Wenn die Granaten denn ziemlich dicht einschlagen, dann kriegt man doch leichtes Wracksausen ..., also Angst!“<sup>1273</sup>

Die Amerikaner hatten an den beiden Abschnitten „Fox Green“ und „Easy Red“ die allergrößten Schwierigkeiten, an Land zu kommen. Der erbitterte Widerstand des WN 62 und anderer Stützpunkte, die sich jedoch größtenteils nicht so lange halten konnten und schon morgens oder mittags von G.I.s überrannt wurden,<sup>1274</sup> hatte zur Folge, dass viele Amerikaner tot oder verwundet im Wasser liegen blieben. Wer es trotz des deutschen MG-Feuers ins vermeintlich schützende Kiesbett schaffte, wurde von Granatwerfern unter Beschuss genommen,<sup>1275</sup> die genau auf dieses Ziel eingestellt werden konnten: „Auf diesen Augenblick hatten unsere Granatwerfer gewartet, die jetzt ihr Sperrfeuer auf den Kieswall legten,“ schreibt Gockel in seinen Erinnerungen.<sup>1276</sup> Das WN 62 besaß fünf französische Beute-Granatwerfer.

Die meisten der alliierten Soldaten waren am frühen Morgen des 6. Juni 1944 noch von der Seekrankheit geschwächt, denn der Sturm, der seit dem 3. Juni tobte, hatte sich noch nicht gelegt. Der amerikanische NBC-Kriegsberichterstatter, John MacVane, notierte an Bord eines amerikanischen LCVP-Schiffes<sup>1277</sup>, dass er gegen 8.15 Uhr den Omaha-Strand mit Körpern bedeckt ausmachen konnte, nicht wissend, ob die

---

<sup>1273</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 648.

<sup>1274</sup> Dazu heißt es im MS B-388, Bl. 13, 16 (BA-MA), dass das Problem vor allem darin bestanden habe, dass die Alliierten auch zwischen den Widerstandsnestern landeten, und dort gab es keine oder kaum deutsche Verteidigungsanlagen. Hier gelang es den Amerikanern relativ schnell, an Land zu kommen und andere WN's sogar von Land her einzunehmen. Im Allgemeinen waren alle Geschütze auf den Strand gerichtet. Landeinwärts gab es kaum Möglichkeiten für eine wirksame Abwehr. Folgende Stützpunkte waren bereits am Mittag des 6. Juni in der Hand der Amerikaner: WN 35, 36, 60, 61, 64, 65, 67 und 70. Gockel berichtete in seinen Erinnerungen: Das Tor zur Hölle, S. 90, dass bereits zwei Stunden nach Beginn der Landung amerikanische Soldaten WN 60 und 61 eingenommen hatten und nun landeinwärts marschierten.

<sup>1275</sup> Mari: Omaha, S. 27.

<sup>1276</sup> Gockel: Tor zur Hölle S. 87.

<sup>1277</sup> LCVP = Landing Craft for Vehicles and Personnel.

Soldaten tot oder lebendig waren. Auch schwammen überall Tote in dem jetzt ansteigenden Wasser.<sup>1278</sup> Severloh berichtete, er habe zunächst mit seinem Maschinengewehr die das Schiff verlassenen amerikanischen Soldaten beschossen. Nachdem diese erst einmal schockiert auf diesen massiven Angriff reagiert hatten und, wie zuvor berichtet, nicht mehr aussteigen wollten, ging es dann, wohl unter Druck der Befehlshaber, weiter, wie Severloh beobachtete:

„Aber die kamen dann wieder, und dann habe ich wieder die Reihe weg und die Treppen, das vielleicht vier- oder fünfmal. Da auf dem [ersten] Schiff – ich habe immer das Gefühl, da wären so 500 oder 600 Leute drauf gewesen, die da an Land gegangen sind. ... Ja, und was dann noch wieder aufstand – erst mal warfen sie sich ja sowieso hin, beim Schuss – das macht jeder Soldat -, und wer dann nicht getroffen ist oder nicht tödlich, der versucht denn wieder hochzukommen, den habe ich dann mit dem Karabiner tot geschossen.“

Der Zeitzeuge erinnerte sich, dass ein Feldwebel ihm Anweisungen gab und, als der Karabiner nach „vielleicht so 50 Schuss ... heiß geworden“ war, ihm zwei neue Gewehre aus einem nahe gelegenen Bunker besorgte. Dabei lud der Feldwebel dem Gefreiten Severloh nur die Waffen, da er bereits im Halsbereich verwundet worden war und selbst keine Waffe mehr bedienen konnte.

Auf die schwierige Frage, wie lange es gedauert habe, bis alle amerikanischen Soldaten das erste Schiff verlassen hatten, antwortete der Informant Severloh:

„Ja, schwer zu sagen, aber ich könnte mir vorstellen, dass ich mit dem MG vielleicht eine halbe Stunde geschossen habe, aber mit Pausen. ... Ja, ich möchte glauben, dass die eine halbe Stunde gebraucht haben, um von dem Schiff runterzukommen.<sup>1279</sup> Ich glaube auch, das Schiff brannte, dass unsere Artillerie die auch getroffen hatte, irgendjemand. ... Und dann, wie dieses Schiff leer war, war wieder Pause. ... Ja, das war das erste. Ich kann nicht sagen, welche Uhrzeit das war... Und dann kamen wieder andere Landungsboote, nicht, das waren aber denn Boote, so lang, breit, eckig. ... Die dritte Welle haben wir noch zusammengeschossen.“

Severlohs Bericht wirkte im Gespräch nicht überheblich oder gar prahlerisch. Bei diesem Zeitzeugen ist zu bedenken, dass er bereits Ende der 1950er Jahre angefangen hat, Interviews zu geben.<sup>1280</sup> Zu den Jahrestagen des 6. Juni 1944 wurde er, besonders vom amerikanischen, aber auch vom französischen Fernsehen immer wieder zum Gespräch gebeten. Auch die Tagespresse veröffentlichte mehrere Berichte, z. T. in Interviewform und als Sonderbeilage. Für den Informanten war die ständige Auseinandersetzung mit den Geschehnissen des 6. Juni 1944 und seiner Rolle als MG-Schütze eine wichtige Form der Vergangenheitsbewältigung. Auch mit den ehe-

<sup>1278</sup> Zitiert bei Quellen: Normandie, S. 104 – 106.

<sup>1279</sup> Auf die Nachfrage, ob es bei dem starken deutschen MG-Beschuss überhaupt noch amerikanischen Soldaten gelungen sei, das erste Schiff zu verlassen, antwortete der Zeitzeuge: „Es ist ja nicht für jeden eine Kugel gegossen. Und der [Amerikaner, den ich nach dem Krieg kennen lernte] hier, der sich denn geschworen hatte: ‚Ich werde katholischer Priester,‘ dem hatte ich ja drei Stück aufgebrannt.“

<sup>1280</sup> Die Informationen aus diesen anfänglichen Interviews wurden zunächst von Paul Carell für die Zeitschrift „KARAT“ verwendet. Nachdem die Zeitschrift eingestellt worden war, verwendete Carell die Berichte für sein Buch: „Sie kommen“, das im Jahre 1961 erschien.

maligen amerikanischen Soldaten, auf die er geschossen hat, kamen früh Kontakte und ein reger Austausch über den Sinn dieses Kriegs zustande. Zum Teil traf er Amerikaner, die seine MG-Salven verwundet überlebt hatten und ihm jetzt gegenüber standen. Aber auch ehemaligen US-Soldaten, die ihrerseits mit Gewissensbissen zu kämpfen hatten, weil sie auf deutsche Soldaten geschossen und diese dabei verwundet oder auch tödlich getroffen hatten, begegnete er.<sup>1281</sup>

Den Amerikanern stellte sich später die Frage, wie dieses Desaster überhaupt zustande kommen konnte. Warum hatten sie sich einen Landeabschnitt ausgesucht, der von den Deutschen derart gut verteidigt wurde und aufgrund der hohen Verluste als „Bloody Omaha“ in die Geschichte einging?<sup>1282</sup> Als Antwort auf diese Frage ist zunächst festzustellen, dass der „Omaha“-Strand sowie auch die gesamte Küste des Calvados, mit deutschen Strandhindernissen versehen war („Rommelspargel“, Unterwassermi-  
nen, „Tschechenigel“, „belgische Tore“, Stacheldraht). Die dort an manchen Stellen sehr steile Küste bildete eine natürliche, zusätzliche Abwehr gegen einen anlanden wollenden Gegner. Weder die Vorstrandhindernisse noch die Geschütze und Waffen am WN 62 oder den anderen Stützpunkten waren in der Nacht und am frühen Morgen des 6.6.1944 von der alliierten Luftwaffe zerstört worden, so dass die Amerikaner die volle Wucht der deutschen Verteidiger traf, die versuchten, dem Angriff so lange wie möglich standzuhalten und die alliierten Soldaten nicht an Land kommen zu lassen.

In den meisten Darstellungen über den Strandabschnitt „Omaha Beach“ heißt es, die Alliierten hätten nichts von der Präsenz der 352. I.D. gewusst, die erst im Frühjahr 1944 an die Küste verlegt worden war. Sie gingen davon aus, dass die 716. I. D. allein die 80 Kilometer lange Küste im Calvados verteidigte, was eine große Rolle bei der Wahl dieses Landeortes durch das alliierte Oberkommando gespielt hatte. Carell schreibt, dass deutsche Soldaten die Brieftauben, welche ebendiese Nachricht von der Verlegung der 352. I.D. zur Unterstützung der 716. I.D. überbringen sollte, abgeschossen hatten bzw. diese ihren Heimatschlag auf der Insel nie erreicht hätten.<sup>1283</sup> Es ist also möglich, dass die Truppenverlegung doch im Vorwege von der Résistance erkannt worden war, diese Nachricht aber gar nicht oder zu spät zum alliierten Oberkommando gelangt ist. Denn bei einigen wenigen Autoren heißt es, General Eisenhower habe die Nachricht erst am 3. Juni 1944 durch den britischen Geheimdienst erhalten. Dieser Zeitpunkt war jedoch viel zu spät, um noch Änderungen vorzunehmen, denn „the troops were ‚sealed‘ into the forward area ...

---

<sup>1281</sup> Severloh geht auf diese Aspekte ausführlich in seinem Buch WN 62, S. 111 – 120, ein.

<sup>1282</sup> Allein zu diesem Strandabschnitt gibt es eine Vielzahl von Aussagen amerikanischer und deutscher Zeitzeugen sowie Aufzeichnungen, Sammelbände und Monographien vor allem amerikanischer, französischer, aber auch deutscher Autoren und Historiker.

<sup>1283</sup> Carell: Sie kommen, S. 12f.

their dispositions could not be changed.“<sup>1284</sup> Bei General Bradley, dem Oberbefehlshaber der 1. US-Armee, der die Omaha-Truppen angehörten, heißt es, dass er kurz vor dem D-Day erfahren habe, „that the 352nd had been moved from St.-Lô to the assault beached for a defense exercise.“<sup>1285</sup> Es fanden zwar bei den deutschen Küsteneinheiten häufig Alarmübungen statt, jedoch *nicht* in dieser Nacht. Zumindest berichten das die befragten Zeitzeugen, die zur 352. Division gehörten. Vielmehr waren die Wehrmachtssoldaten dieser 352. I. D. seit März 1944 fest an der Calvados-Küste stationiert. Die neue Information über die Verlegung dieser deutschen Division an die Küste traf also beim alliierten Oberkommando viel zu spät ein, um noch etwas am geplanten Ablauf zu ändern – mit der Folge, dass die G.I.s am 6. Juni am Omaha-Beach mit der 352. I. D. auf einen osterfahrenden, kampferprobten Gegner trafen, der ihnen so große Schwierigkeiten bereitete, dass General Bradley, aufgrund der hohen Verluste, um die Mittagszeit erwog, die Landeoperation dort (an den *Omaha*-Abschnitten: *Fox Green* und *Easy Red*) abzubrechen.<sup>1286</sup>

Diese Schwierigkeiten entgingen den deutschen Soldaten auf WN 62 nicht. Franz Gockel erinnerte sich, dass gegen Mittag, bei Flut, ein größerer amerikanischer Truppentransporter etwa 100 Meter vor der Küste angelegt hatte und amerikanische Soldaten anlanden wollte. Diesen nahmen der Augenzeuge und sein Kamerad, Siegfried K., mit ihren Karabinern unter Beschuss, da das MG bereits vor einigen Stunden durch eine Ladehemmung ausgefallen war. Offenbar trafen beide ihr Ziel gut. Die Amerikaner erwiderten das Feuer zwar mit ihrer ausgezeichneten Bewaffnung, konnten aber die Richtung nicht ausmachen, aus der der Beschuss kam. An Bord herrschte nach ein paar Minuten große Verwirrung, so Gockel, und das Schiff legte erstaunlicherweise wieder ab<sup>1287</sup>: „Auf diese Entfernung mit dem Karabiner ist das tödlich [für den Gegner],“ kommentierte der Befragte die Abfahrt der Schiffe. Er erinnerte sich, dass das Gefühl der Unterlegenheit nun dem eines kleinen

<sup>1284</sup> Collier: D-Day. June 6, 1944, S. 101. Die Verlegung der 352. I.D. hatte der *Centurie*-Agent Jean Marion herausgefunden. Ebd. S. 105.

<sup>1285</sup> Bradley: *A Soldier's Story*, S. 272. Auch bei Ose: *Entscheidung*, S. 105, heißt es dazu, dass die 352. I. D. zum Zeitpunkt der Landung gerade eine Alarmübung durchführte.

<sup>1286</sup> Ose: *Entscheidung*, S. 105. Es gab weitere Batterien, die unmittelbar vor der Landung küstennah in Stellung gegangen waren, und von denen das alliierte Oberkommando keine Kenntnis mehr erhalten hatte. Dabei handelte es sich beispielsweise um die 3. und 6. Batterie der 709. I. D., die einige Tage vor dem 6.6.44 bei den Weilern von Holdy und Bre-court dem HKARgt. 1261 in Marcouf („Utah Beach“) unterstellt worden waren. Jasper: *Zweierlei*, S. 122; ders.: *Radikalisierung*, S. 350; Harrison: *Cross Channel Attack*, S. 283.

<sup>1287</sup> Bradley: *A Soldier's Story*, S. 270, berichtete von „chaos on the beaches“. Große Schwierigkeiten bereiteten den Amerikanern offenbar auch die Unterwasserhindernisse (Minen), die zu Verlusten an Soldaten und an Material führten. Mehrere Panzer blieben stark beschädigt im Wasser liegen, andere wurden von der deutschen Artillerie getroffen und brannten aus. Von 32 am Morgen im *Omaha*-Sektor abgesetzten Panzern, waren 27 untergegangen. Einen weiteren Grund für diese hohen Verluste stellte die starke Brandung in diesem Bereich dar. Ebd., S. 268.

Erfolgslebnisses wich. Er meinte: „Und dann hat man doch mal gedacht: ‚Mensch, du schaffst das!‘ Zum Beispiel als wir diesen großen Truppentransporter da abwehrten und in dem Moment kam auch nichts anderes. Da haben wir gedacht: ‚Die haben wir erstmal [abgewehrt], hier kommen sie nicht mehr.‘“

Aufgrund der Monate vorher vom Supreme Headquarter festgelegten Strategie, musste die Landung am Omaha Strand gelingen, um den Anschluss an die an den anderen vier Abschnitten anlandenden Angloamerikaner nicht zu verlieren und somit die gesamte Landung zu gefährden. Die deutschen Truppen sollten keine Möglichkeit erhalten, einzelne Abschnitte zu isolieren. Von vornherein zielte die US-Strategie darauf ab, am 6. Juni 1944 einen zusammenhängenden Brückenkopf aller fünf Landestrände herzustellen, sei er auch noch so klein. Deshalb handelte General Bradley blitzschnell. Er ließ „einen Zerstörer sogar bis auf 750 m an die Küste heranfahren und im Direktbeschuss in den Nahkampf eingreifen.“<sup>1288</sup> Vor der Küste hatten jedoch gleich zwei Zerstörer Position bezogen, und zwar die *Emmons* und die *Frankford*. Deren Effizienz bestätigte auch Heinrich Severloh, der zunächst vermutete, dass der starke Beschuss von amerikanischen Panzern herrührte.<sup>1289</sup> Die Zerstörer sorgten dafür, dass die Deutschen bald keine Deckung mehr hatten, und der Schutzgraben durch die schweren Granaten völlig eingeebnet wurde. Auch der Beobachtungs-Bunker auf WN 62 war gegen Mittag sehr stark beschädigt. Um 11.40 Uhr kam dann für die Amerikaner die erfreuliche Nachricht: „Troupes avancent à l’ouest de E 1<sup>1290</sup> grâce aux destroyers.“<sup>1291</sup> Die Zerstörer hatten einen sehr großen Anteil daran, dass das Landeunternehmen dann doch nicht abgebrochen wurde, und die Amerikaner schließlich am Omaha-Beach Fuß fassten.

Herr Gockel hatte bei einem seiner Aufenthalte in der Normandie nach dem Krieg einen G.I. getroffen, der sich damals auf eben diesem Schiff befand und ihm sagte, dass die Amerikaner erst beim dritten Versuch anlanden konnten. Nachdem sie es an einer anderen Stelle nochmals erfolglos versucht hatten, tauchten sie erneut vor WN 62 auf, und hier gelang ihnen schließlich, aufgrund der beschriebenen Unterstützung durch die Zerstörer, die Landung.

In einem Brief beschrieb Gockel am 10.6.1944 seinen Eltern das am 6. Juni Erlebte:

---

<sup>1288</sup> Ose: Entscheidung, S. 105.

<sup>1289</sup> Nach eigenen Recherchen, mithilfe ehemaliger amerikanischer Gegner, fand Severloh im Nachhinein heraus, dass es sich bei dem starken, am Morgen des 6.6.1944 gegen das WN 62 und seine MG-Stellung gerichteten Beschuss, um Schiffsartilleriefire des amerikanischen Zerstörers „Frankford“ gehandelt hatte.

<sup>1290</sup> E = Easy, in diesem Fall Abschnitt *Easy Red*. Die Westseite des WN 62 liegt bereits im Abschnitt *Easy Red*. Die beiden Zerstörer operierten vor dem Ort Colleville, in dessen Nähe das Widerstandsnest 62 liegt.

<sup>1291</sup> Zit. in Mari: Omaha, S. 52.

„Dann begann das Morden. Es wurde geschossen, was die Läufe nur hielten. Bald lag der ganze Strand voll von Amerikanern. Auch viele Unverletzte blieben auf dem Sand liegen. Aber als das Wasser kam, mussten auch sie weiter. Dabei wurden sie abermals von uns unter Feuer genommen. ... Wir konnten es gar nicht begreifen, dass die in dem Feuerhagel trotz ihrer schweren Verluste immer wieder kamen. ... Die hundertfache Übermacht hat wohl jeder von uns beseitigt. Ich habe mit meinem Gewehr über 400 Schuss verschossen. Und das auf die günstige Entfernung von 100 bis 250 Meter.“<sup>1292</sup>

Inzwischen saß Herr Lützen mit einem ihm zugeteilten Melder, ca. 150 Meter von Franz Gockels MG-Stand entfernt, in einem Bunker nahe WN 62 und bediente ein Lichtsprechgerät (Funkgerät). Er konnte beobachten, wie Heinrich Severloh mit seinem MG 42 das Anlanden der Amerikaner an dieser Stelle verhinderte: „Und da hat der Severloh mit dem MG so rein[gehalten]. Denn kippten die [Amerikaner] ja ins Wasser.“<sup>1293</sup> Allerdings war der Beschuss, den auch die Deutschen erhielten, so stark, dass Lützen seinen Kompaniechef vormittags anrief und ihm mitteilte: „Da kann keiner mehr leben – Ersatz!“ Auch die Amerikaner waren dieser Meinung. Bei der Fahrt in einem Landungsboot, das auf *Fox Green/Easy Red*, also genau auf WN 62, zuhielt, notierte Hemingway mit Blick auf die alliierten Schiffsgeschütze, die aus allen Rohren feuerten: „Mensch, was sie mit den Deutschen machen ... lebendig kommt da keiner durch.“<sup>1294</sup> Severlohs Angaben zufolge, „landeten [vorne am Strand vor WN 62] innerhalb von zwei Stunden zwei [amerikanische] Divisionen“, wobei er die Größenverhältnisse einer solchen Division mit „10.000 bis 15.000 Mann“ richtig einschätzte.

Wer von den Deutschen vorn am Strand eingesetzt worden war, hatte schlechte Aussichten, heil davonzukommen: Franz Gockel wurden drei Finger angeschossen, als er mittags zum Bunker hoch robbte; Peter Lützen erhielt einen Schuss in die Hand, weil sein Melder unterwegs war, und er nun selbst die Lage am Strand erkunden musste;<sup>1295</sup> der Zerstörer „Frankford“ hatte inzwischen die Visiereinrichtung an Hein

<sup>1292</sup> Franz Gockel zitierte während des Interviews im Sommer 1996 aus dem genannten Brief v. 10.6.1944.

<sup>1293</sup> Die unglaubliche Feuerkraft des MG 42 trug ihr auch den Namen „Hitlersäge“ ein. Aufgrund der schnellen Schussfolge, bestand jedoch besonders am 6. Juni 1944 für dieses MG ein akutes Nachschubproblem. Dazu meinte der Befragte Schramm im Interview: „Soviel Munition konntste gar nicht schleppen, wie da durchging.“

<sup>1294</sup> Hemingway: Depeschen, S. 271.

<sup>1295</sup> Später traf Lützen den Melder an der Verwundetensammelstelle und hegte den Verdacht, dass dieser sich aufgrund des Großangriffs aus Angst dort hinbegeben hatte. Bernecker, der an der Ostfront ebenfalls erlebte, dass ein Melder verschwunden war, schreibt dazu: „Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutete, Melder in Russland zu sein, bei einem andauernden Bewegungskrieg, wo die Russen stets am Drücker waren, aufgemuntert durch ihre großen Erfolge, und wir stets auf dem Rückzug waren. Auf nächtlichen Meldegängen die Gefechtsstände der Bataillone zu suchen, die täglich wechselten, wo keiner wusste, wo die eigenen Einheiten lagen, da bei jedem Angriff oder Panzerdurchbruch die Verbindungen abrissen. Genauso wenig wusste man, wie weit die schnellen motorisierten russischen Verbände vorgestoßen waren. Da wir nicht genug Leute waren und alle Hände voll zu tun hatten, gingen wir Melder meistens allein.“ Angesichts des am 6.6.1944 in der Normandie herrschenden Chaos und der Unerfahrenheit von Lützens Melder, mag es sein,

Severlohs MG zerschossen, und die Splitter setzten sich in seinem Gesicht fest. Einige deutsche Soldaten auf WN 62 waren in den Vormittagsstunden bereits gefallen. Beim Aufgeben des WN 62, am Nachmittag des 6. Juni 1944, starben dann alle deutschen Offiziere und auch viele Mannschaftsdienstgrade.<sup>1296</sup> Denn inzwischen hatte sich die Lage der Amerikaner stabilisiert. Je weiter landeinwärts sich die deutschen Soldaten befanden – außer auf offener Straße (Luftwaffe) und in Ortschaften (Schiffsartillerie) – desto höher waren ihre Überlebenschancen, zumindest am 6. Juni. Peter Lützen rief erneut den Kompaniechef an und verlangte nun energisch die Behandlung seiner Verwundung. Der persönliche Hintergrund war, dass der Obergefreite nichts vom Krieg hielt, wie er sagte, und von Anfang an dem Nationalsozialismus skeptisch gegenüber stand.<sup>1297</sup> Hinzu kam, dass Lützen als „Ostveteran“ kriegsmüde war und seine Verwundung zum Anlass nahm, dem Inferno an der Küste zu entkommen. Er machte dem Vorgesetzten klar: „Ick bin verwundet. Hier ist kein Sani[täter]. Ich muss 'ne Spritze haben.“ Und um dem Gesuch Nachdruck zu verleihen, fügte er hinzu: „Laut Genfer Abkommen brauch' ich nicht mehr hier zu sein!“ Die Erwähnung des Abkommens, wonach Verwundete das Recht auf sofortige Behandlung haben, verfehlte seine Wirkung nicht. Überhaupt besteht der Eindruck, dass diejenigen, die über ihre Rechte Bescheid wussten und davon Gebrauch machten, diese in der Regel durch selbst bewussteres Auftreten (z. B. Arp) auch durchsetzen konnten. Diese Soldaten, die häufig bereits mehrere Jahre Ostfronterfahrung besaßen und nicht länger als „Kanonenfutter“<sup>1298</sup> missbraucht werden wollten, stellten aber eher eine Minderheit dar. Lützen war jedoch klar, dass seine Überlebenschancen wesentlich höher waren, wenn er es rechtzeitig schaffte, vom Strand weg landeinwärts zu gelangen. Sein vorgesetzter Leutnant ließ ihn zusammen mit dem seinen Angaben zufolge „zugelaufenen“ amerikanischen Gefangenen abrücken. Dazu erklärt Lützen: „Na ja, und denn bin ich mit dem Gefangenen, wat ich denn... der kam ohne Flinte an. Ich hatte eine MP, ... und der machte gleich so [Hände hoch], der hatte nicht mal 'ne Waffe.“ Es war häufig so, dass die Amerikaner bei dem hohen Wellengang am 6. Juni ihr gesamtes Material verloren hatten. Das galt auch für die so genannten „demolition teams“, die den Strand von Hindernissen (auch Unterwasserminen) befreien sollten, so dass die *landing crafts* gefahrlos passieren konnten. Dazu merkt Bradley in seinen Erinnerungen an: „Much of

---

dass dieser es vorzog, sich eigenverantwortlich zurück zu ziehen. Bernecker: *Generation*, S. 229f.

<sup>1296</sup> Heinrich Severloh hatte im Interview erläutert, dass das 500 – 600 Meter lange WN 62 von insgesamt 18 Infanteristen (der 716. I. D.) und von ca. 12 Artilleristen (des A.R. 352 der 352. I.D.), also von etwa 30 Wehrmachtssoldaten, verteidigt wurde.

<sup>1297</sup> Diese wurde auch von seiner Frau während des Interviews mit den Worten bestätigt: „Ja, er war dagegen.“

<sup>1298</sup> Wette: *In Worte gefasst*, S. 340.

their equipment had been swept away.“<sup>1299</sup> Es verschwanden in einigen Fällen aber auch die deutschen Minenpfähle in der nun ansteigenden Flut, ohne dass die Zünder entschärft worden waren. Zahlreiche Landungsboote explodierten, nachdem sie auf einen nun von Wasser bedeckten „Rommelspargel“ gefahren waren. Manche Amerikaner versuchten auch, bei starkem Beschuss wenigstens die eigene Haut zu retten und ließen deshalb ihre Waffen und ihr Gepäck einfach fallen.

Nachdem Peter Lützen das WN 62 verlassen hatte, sah er gegen 15.00 Uhr im Tal, zwischen den Stützpunkten 62 und 61, „lauter Amerikaner. Tausend Stück – das reicht nicht!“ Auch Severloh erzählte im Interview, er habe bei dem Ort Vierville-sur-Mer „um halb neun Uhr morgens [gesehen], da marschierten die schon kompanieweise, die Amerikaner, landeinwärts.“ Auf die Problematik der deutschen Verteidigungsanlagen wurde bereits hingewiesen. Hier waren die schlimmsten Befürchtungen Realität geworden.<sup>1300</sup> Die viel gepriesene „Atlantische Mauer“ hielt nicht, was die Goebbelsche Propaganda versprach und wurde an vielen Stellen von den anlandenden alliierten Soldaten problemlos überwunden.

Am 6. Juni morgens, gegen sechs Uhr früh, hatte Hans Heinze beobachtet, dass die *Air Force* rechts von ihm, in einen kleinen Wald, einen regelrechten Bombenteppich legte. Sein Kamerad und Freund, ein Offizier, lag dort mit seiner Kompanie. Als der Leutnant dann die Bombenabwürfe sah, habe er gedacht: „Da bleibt kein Auge trocken!“ Er befürchtete, dass alle gefallen waren. Wie sich später herausstellte, war kaum jemand auf deutscher Seite verwundet worden. Sein Freund war, wie Heinze sagte, ein „alter Hase“, der sich mit seinen Leuten gut eingegraben hatte. Allerdings sei ihm das Trommelfell geplatzt, weil eine Granate ganz in seiner Nähe eingeschlagen hatte, aber sonst war nicht viel passiert. Jeder deutsche Soldat, der den starken alliierten Beschuss seiner Kameraden mitangesehen hatte, dachte sofort: „Da kann keiner mehr leben.“ Gerade Russland erfahrene Truppenführer wussten sich in solchen Situationen jedoch oftmals zu helfen.

Von seinem Posten aus beobachtete Heinze dann weiter, wie die ersten G.I.-Wellen vor WN 62 in den Tod liefen. Vor lauter Rauch sei ihm manchmal aber die Sicht völlig versperrt gewesen. Er schickte seinen Melder mehrfach mit neuesten Berichten zu seinem Hauptmann. Wiederholt stellte er fest, dass den Amerikanern zunächst kein großer Fortschritt gelang: „In his [Heinzes] last reports he noted that the Americans

---

<sup>1299</sup> Bradley: *A Soldier's Story*, S. 271.

<sup>1300</sup> Speidel: *Invasion*, S. 61, kritisierte: „Der Zwischenraum zwischen den einzelnen Stützpunkten betrug teilweise mehrere Kilometer.“ Alliierte Pioniertruppen mussten also an manchen Stellen nur noch Unterwasserminen und Vorstrandhindernisse entfernen, und damit hatten sie ihren Kameraden bereits den Weg geebnet.

had not made any significant gains in ground past the seawall.“<sup>1301</sup> Es kam Heinze so vor, als irrten die Amerikaner führerlos und vor Angst gelähmt umher, eine Situation, die er auf deutscher Seite mehrmals im Kampf um Stalingrad erlebt hatte. Diese Einschätzung traf zu. Heinrich Severloh lernte nach dem Krieg einen Amerikaner kennen, der am 6. Juni vor WN 62 gelandet war. Dieser erzählte ihm, dass alle Offiziere seiner Kompanie gefallen oder schwer verwundet worden waren, und ein Feldwebel als ranghöchster Soldat die Truppe übernehmen musste. Dies sei ihm aber nicht allzu schwer gefallen, zumal (von etwa 150 Männern) nur noch 20 übrig gewesen seien.<sup>1302</sup> In der sich anschließenden Schlacht um die Normandie sollte dies dann charakteristisch für *deutsche* Truppen werden (siehe Abschn. 4.5, 4.8).

Gegen 11.00 Uhr erhielt Heinze den Befehl, er solle sich beim Bataillon melden.<sup>1303</sup> Der Führer der 5. Kompanie war beim ersten Gegenstoß verwundet worden, so dass Heinze diese nun übernehmen musste. Auch Russen befanden sich in dieser Kompanie. Moralisch hatte die Truppe bereits den ersten Schaden genommen: ständiger Jabo-Beschuss machte vor allem den Russen zu schaffen, die nicht für *die deutsche Sache* sterben wollten. Der Anblick gefangen genommener Amerikaner, die sowohl mit neuen Waffen, inklusive ausreichender Munition, als auch mit ausgezeichnete Verpflegung ausgestattet waren, trug noch zur Verschlechterung der Stimmung bei. Außerdem hatten die meisten Angehörigen von Heinzes Kompanie die alliierte Armada an der Küste gesehen. Gegen so einen in jeder Hinsicht überlegenen Gegner sollten die Deutschen nun anstürmen. Das sah nicht nur für die Russen nach einer verlorenen Sache aus. Nun galt es für Heinze, diese Soldaten zu motivieren und sie durch lösbare Aufgaben zum Erfolg zu führen. Er erhielt den Befehl, die Amerikaner, die bereits in den deutschen Stellungen nahe Colleville Fuß gefasst hatten, wieder in Richtung Küste abzudrängen. Das gelang ihm auf dem WN 62. Dort lagen, seit der Aufgabe des Stützpunktes am Nachmittag durch die deutschen Soldaten, G.I.s von der 1. US-Division, was an der „1“ auf deren Stahlhelmen deutlich zu erkennen war. Die Funkverbindung der Amerikaner war – ganz im Gegensatz zur deutschen – alles andere als gestört, so dass Heinze mit seiner Truppe bald darauf seinerseits das WN wieder räumen musste, da er von amerikanischen Soldaten unter Feuer genommen wurde. Dabei wusste der Deutsche, dass dieser Rückzug ihm nicht erlaubt war. Laut Führerbefehl hatte er dort bis zur letzten Patrone zu *halten* und notfalls dort zu

---

<sup>1301</sup> Milano: Normandiefrent, S. 82.

<sup>1302</sup> Severloh ergänzte im Interview, dass von der amerikanischen Kompanie aber „nicht alle tot“ gewesen seien, „sondern auch verwundet, ... ertrunken, vermisst, die man nicht [mehr gefunden] hat, die sind zermahlen durch [Kugeln und Geschosse].“

<sup>1303</sup> Heinze konnte im Interview auf das Fernsprechbuch seiner Division vom 6.6.1944 zurückgreifen, in dem minutiös und zum Teil minütlich Anrufe eingingen und genau dokumentiert sind. Auch die Geschehnisse auf amerikanischer Seite sind dort exakt aufgeführt.

sterben. Nachdem er sich mit seinen Leuten zurückgezogen hatte, fand Heinze seinen vorgesetzten Hauptmann bei seinem Auftauchen jedoch erleichtert vor. Der Offizier machte sich inzwischen schwere Vorwürfe: er hatte einen Zug mit Soldaten seiner Kompanie auf einen Wald angesetzt. Anscheinend war diese Truppe bis auf den letzten Mann verloren gegangen. Nun erhielt Heinze die Aufgabe, sich mit den Soldaten der 5. Kompanie ostwärts von Colleville einzuigeln – ohne Verpflegung und ausreichende Munition.

Wie erging es nun den französischen Zivilisten in Küstennähe, die ebenso wie die deutschen Soldaten, Bomben und schweren Schiffsgranaten ausgesetzt waren? Henri Martin hatte in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni in seinem Haus in St.-Laurent-sur-Mer (Landeabschnitt *Omaha Beach*) aufgrund des Fluglärms keinen Schlaf gefunden: „J’ai bien présenté qu’il allait se passer quelque chose,“ berichtete Martin. Es herrschte „dans la nuit du débarquement“ draußen wesentlich größere Unruhe als sonst, begründete er die Schlaflosigkeit und fügte hinzu: „Il y avait tellement d’avions. Et des bombes.“<sup>1304</sup> Er sei im Morgengrauen der Sache auf den Grund gegangen und habe sich selbst ein Bild von den Geschehnissen am Strand gemacht, so Martin:

«Premièrement, de ma maison, la maison où ils m’avaient mis, j’ai trouvé des jumelles. Avec les jumelles, j’ai vu la mer. Et ça je n’oublierai jamais. Il y avait des bateaux dans tous les sens, ... le matin, oui. On n’a pas dormi. Il y en avait eu [des bombardements] sur la mer, oui.»

Nachdem er die Schiffe vor der Küste gesehen hatte, wurde ihm klar, dass dies die lang erwartete Landung der Alliierten sein musste: „On s’est bien douté que c’était le débarquement là quand même. On était content.“

Eine Reihe französischer Zivilisten hatte Vorkehrungen getroffen und einen Graben als Unterschlupf vorbereitet, den Martin nachfolgend beschreibt:

«Alors, on avait un grand fossé. ... Il y avait dans le fossé, on était une douzaine ou une quinzaine. ... Ecoutez, ma belle-sœur aussi, son mari était prisonnier, mais elle était dans le fossé avec nous aussi. ... Mais on a eu peur d’être bombardé. Tout le monde s’est réuni pour se mettre dans cette tranchée-là. [C’était une tranchée] naturelle, oui. Oui, mais, c’est profonde, c’est large. ... [C’étaient tous les voisins] et les enfants. Alors, on avait mis des fagots<sup>1305</sup>, des tôles, tout ça pour être à l’abri.»

Verpflegung befand sich jedoch noch nicht im Schutzgraben, die wollte Henri Martin während der Kämpfe selbst zubereiten. Zunächst fanden sich die Familie und die Nachbarn des Befragten dort in dem Graben zusammen, der etwa 30 Meter vom Haus

<sup>1304</sup> Die ungewöhnlich lange andauernden Luftangriffe, das Einschleppen der Lastensegler, die Landung der Fallschirmspringer, die pausenlose Verteidigung der deutschen Flak deuteten in der Tat auf ein größeres Unternehmen hin, von dem die Franzosen richtig annahmen, dass es sich um die lang erwartete Landung der Alliierten handelte. Quellen: Normandie, S. 114.

<sup>1305</sup> Fagots = Reisigbündel.

der Martins entfernt lag. Zum Schutz vor umher fliegenden Splintern hatten sie den Graben mit Blechen und Holz abgedeckt. Der Augenzeuge erinnerte sich, dass er aus Neugier bei Sonnenaufgang den Graben kurz verlassen hatte. In Richtung Küste gehend, tauchte dann die gesamte alliierte Flotte vor ihm auf. Ein Zwiespalt entstand: einerseits war er froh, dass die Befreiung Frankreichs von der deutschen Besatzung bevorstand.<sup>1306</sup> Andererseits fürchteten sich die Franzosen vor den lebensbedrohlichen Bombardements, die inzwischen eingesetzt hatten. Herr Martin und seine Familie befanden sich am 6. Juni nur etwa einen Kilometer hinter dem Strand, also in unmittelbarer Reichweite von Schiffsgranaten und Luftbombardements. Die Stunden bis zum Mittag verbrachte er dann wieder mit den anderen im Graben, zu denen er inzwischen zurückgekehrt war. Dann wurde er erneut unruhig, denn es war Essenszeit. Der Franzose ging – sich der Gefahren bewusst –, seinen Angaben zufolge, aber dennoch seelenruhig die 30 Meter zu seinem Haus und bereitete dort ein Püree zu, was sich inmitten der Kampfhandlungen als ein Unterfangen mit Hindernissen erwies: Als dieses nämlich fast fertig auf dem Herd stand, schlug in einer Entfernung von 20 Metern von der Küche plötzlich eine amerikanische Granate ein, „et le plat est tombé dans la purée,“ so Martin. Von oben bis unten mit Püree bekleckert, begab er sich nach draußen, um den im Graben Schutzsuchenden zu verkünden, dass das Mittagessen vorerst ausfalle. „Alors, ça m’a coupé l’appétit,“ erklärte der Franzose im Interview. Als kurz darauf eine Granate im Haus seiner Schwägerin einschlug, die Decke durchbrach und im Schlafzimmer landete, aber nicht explodierte, hob der Franzose das Geschoss vorsichtig hoch und ging damit nach draußen. Er legte die Granate ein paar hundert Meter entfernt an den Wegesrand: „Je ne ferais pas maintenant,“ erklärte Martin, der damals zwar mutig handelte, sich aber später bewusst wurde, in welche Gefahr er sich dadurch gebracht hatte. Erneut von Neugier getrieben, „c’était mon défaut“, räumte der Befragte ein, habe er am frühen Nachmittag wieder den Graben verlassen und sei auf eine Gruppe deutscher Soldaten getroffen, die auf dem Rückzug von ihrem Küstenstützpunkt waren. Sie hatten bereits schwere Kämpfe hinter sich, und ihre Gesichter seien von Granaten- und Bombenrauch völlig verrußt gewesen, beschrieb Martin das Aussehen der Soldaten. Sie nahmen ihn gefangen. Französische Zivilisten, die sich nahe der HKL befanden, wurden verdächtigt, zur Résistance zu gehören und Sabotageakte verübt zu haben, von denen es ab dem 6. Juni viele gab. Franzosen waren für den Fall einer alliierten Landung angewiesen worden, in einem Schutzgraben oder in einem Keller

---

<sup>1306</sup> Die Befreiung wurde von den Franzosen herbeigesehnt. Zur von allen Seiten seit Frühjahr 1944 erwarteten Landung sagte Henri Martin im Interview: «On ne savait pas quand, [mais] il fallait bien que ça vienne.»

Zuflucht zu suchen, aber nicht in der Kampfzone umherzulaufen.<sup>1307</sup> Martin versuchte, die Deutschen davon zu überzeugen, dass er Frau und Kinder und niemandem Unrecht getan hatte. Schließlich flüchtete er einfach, immer in der Angst, die Deutschen würden hinter ihm her schießen. Dabei hatte er das Pech, dass er nun einer amerikanischen Patrouille in die Arme lief, die ihn für einen *collaborateur* hielt, also für jemanden, der mit den Deutschen zusammenarbeitete. Der Oberbefehlshaber der Alliierten hatte die normannische Bevölkerung am 6. Juni 1944 (die Résistance hatte dies bereits vorher getan) aufgefordert, möglichst in kleinen Gruppen Städte und Dörfer zu Fuß zu verlassen, nur das Allernötigste mitzunehmen und sich abseits von viel benutzten Straßen zu halten.<sup>1308</sup> Auch entsprechende Flugblätter waren abgeworfen worden, hatten aber wenig Echo gefunden: „Ils disaient qu’il fallait partir, mais partir où? Et comment? ... Prendre la fuite avec des enfants? ... Mais, c’est pas possible.“<sup>1309</sup> Dies sagte sich Henri Martin wie so viele andere Franzosen auch. Der Exodus vom Frühsommer 1940 war den meisten von ihnen noch in unangenehmer Erinnerung geblieben. Nun erneut Haus und Hof zu verlassen, wo man doch befreit werden sollte, lehnten viele von ihnen ab und blieben, trotz der Warnung und der Gefahren, zumindest nahe ihrer Häuser an der Küste. Martin wusste um die Sorgen, die sich die anderen im Graben wahrscheinlich um ihn machten, besonders seine Frau. Er hatte erneut Glück, entkam auch den Amerikanern und kehrte wohlbehalten in den Schutzgraben zurück.<sup>1310</sup> Die erste Begegnung mit den Soldaten vom neuen Kontinent war, entgegen allen Erwartungen, für Martin alles andere als freundlich verlaufen. Dennoch war der Krieg für ihn aus, und die Strapazen überstanden. Das angenehme Gefühl, sich wieder frei bewegen zu können und nicht mehr von deut-

---

<sup>1307</sup> Franz Gockel berichtete, dass er auf dem Rückzug am 6. Juni einen Franzosen bei sich hatte, der offenbar bei einer Sabotageaktion festgenommen worden war oder sich aber, ähnlich wie Herr Martin, verbotenerweise irgendwo im Kampfgebiet aufgehalten hatte und dadurch verdächtigt wurde, zum Widerstand zu gehören. Deutsche Soldaten nahmen solche Franzosen meist als Gefangene mit. Es gelang dem Franzosen aber, lt. Gockel, den Deutschen in einem unbemerkten Augenblick zu entkommen.

<sup>1308</sup> Ryan: Längster Tag, S. 205.

<sup>1309</sup> Bei Quelliens: Normandie, S. 113, heißt es, dass zwar solche Flugblätter von den Alliierten vor dem 6. Juni 1944 abgeworfen worden seien. Aber die meisten Franzosen wussten damit nicht viel anzufangen und glaubten den Aufforderungen nicht. Zudem waren die Flugblätter über viele Kilometer verstreut und verfehlten damit das Ziel, die Franzosen zu überzeugen, die Küstenorte vorübergehend zu räumen. Ein Originalflugblatt ist abgedruckt in ders.: *Victimes Civiles*, S. 44.

<sup>1310</sup> Zwei Elsässern widerfuhr im Westen ähnliches wie Martin. Einer von ihnen war Anfang Dezember 1944 nach einer Selbstverstümmelung und achtmonatigem Lazarettaufenthalt nicht mehr zu seiner Wehrmachteinheit zurückgekehrt. Sein Soldbuch hatte er wohlweislich kurz vorher vernichtet. Auch er traf am selben Tag nacheinander auf Deutsche *und* die inzwischen herangerückten Amerikaner, vor denen er sich mit gefälschten Papieren auswies. Hätte der Franzose sich bei den Deutschen mit seinem Soldbuch ausgewiesen, hätte ihm als Fahnenflüchtigen die Todesstrafe gedroht. Die Vorlage der deutschen Papiere bei den Amerikanern hätte für ihn Kriegsgefangenschaft bedeutet. So blieb ihm nur die Notlösung mit gefälschten französischen Papieren. Bernecker: *Generation*, S. 305.

schen Truppen umgeben zu sein, konnte er nun genießen.

Viele Küstenbewohner hatten vorsorglich Gräben ausgehoben (s. dazu den Bericht von Severloh über die Familie Legrand in Houtteville am 5.6.1944 und die Beobachtungen von Siemers Anfang Mai 1944 in Trévières) und waren von der Résistance bzw. durch Flugblätter direkt oder indirekt darüber informiert worden, dass in Nordfrankreich bald Krieg herrschen würde. Dies bestätigt auch Danièle Philippe aus Le Molay (ca. 10 km südlich *Omaha-Beach* gelegen): ihre Familie und sie selbst fanden in einem vorbereiteten Schutzgraben Unterschlupf, einer Art Erdbunker, der allerdings noch nicht ganz fertig war. 30 Personen lebten dort mehrere Tage lang und konnten den Graben nur unter größter Gefahr verlassen. Angst ging um bei den Schutzsuchenden, wenn die permanent schießenden Tiefflieger in der Nähe Straßen oder Fabriken bombardierten.<sup>1311</sup> Die amerikanische Luftwaffe hatte am 6. Juni Flugblätter abgeworfen und sich für das „unvermeidbare Leid“ entschuldigt, das der französischen Bevölkerung durch die Bombardierungen zugefügt wurde.<sup>1312</sup>

Hans Golder, dessen Kompanie sich bereits seit dem späten Abend des 5. Juni im Alarmzustand befand, erinnerte sich, dass es am 6. Juni 1944 für ihn als Funker nicht viel zu tun gab. Es war auf deutscher Seite relativ ruhig, so der Zeitzeuge, da jeder wusste, was er zu tun hatte. Die Stimmung am Morgen des 6. Juni sei so gewesen, „dass ma... da gab's gar keine Zweifel. Dass man denen da jetzt ausgeliefert war, das hat's nicht gegeben,“ so der Befragte. Golder befand sich etwa „fünf, sechs Kilometer“ vom Strand entfernt, „und [wir hatten die Aufgabe], die Verbindung mit unserer 9. Kompanie, die ja Widerstandsnest 30 hielt, ... herzustellen.“ Allerdings gab es zunächst kaum Funkverkehr innerhalb von Golders Einheit. Stattdessen fing er den Sprechverkehr der Amerikaner auf, die ständig *mayday, mayday* riefen. Golder bekannte, dass er bis dahin die Bedeutung dieses Wortes nicht wusste und annahm, dass es sich um einen Decknamen einer Einheit handelte. Dieser [Hilfe-]Ruf sei ständig zu hören gewesen, so der Informant. Die vor dem WN 73<sup>1313</sup> (nahe Vierville) im Abschnitt *Charlie Beach* (westlichster Landstrand des Omaha-Sektors) im Wasser Richtung Strand watenden US-Truppen wurden von den Deutschen mit Granatwerfern, Maschinengewehren, Karabinern und einer dort aufgestellten 7,5-cm-Kanone so stark unter Beschuss genommen, dass nur wenige von ihnen lebend das rettende Ufer erreichten.<sup>1314</sup> Viele der G.I.s, die im Wasser verwundet lagen, ertranken,

---

<sup>1311</sup> Philippe: Normandiefrent, S. 92.

<sup>1312</sup> Ebd., S. 99.

<sup>1313</sup> Dieser Stützpunkt wurde von den dort landenden US-Truppen „fortified house“ („maison fortifiée“) genannt, denn hier befand sich ein verfallenes Haus, das von den Deutschen mit Geschützen bestückt worden war.

<sup>1314</sup> Mari: Omaha, S. 33.

da sie durch ihre schweren Gepäckstücke in die Tiefe gezogen wurden.

Ansonsten habe er im Tagesverlauf auch dramatischere Funksprüche deutscher Einheiten aufgefangen und gehört, dass deren Gefechtsstände unter starken Beschuss gerieten und Zielvorrichtungen von Kanonen zerstört worden waren. Golder befand sich mit den anderen Funkern im rückwärtigen Raum:

„Ja, also, was da auf dem Meer vorgegangen ist, das habe ich nicht gesehen. ... [Aber] wir hatten schon Waffen, und wenn die Amerikaner sehr schnell auf uns zugekommen wären, hätten wir in den Laufgräben Stellung bezogen, und da hätten wir dann verteidigt. Da wär' ja auch da vorne nix mehr zu funken g'wese. Dann wär's um uns gegangen, um unsere Stellung. Und man war ja verpflichtet, die aufzuhalten.“

Gregor Meißner stand noch Posten am Bunkereingang, als mittags am 6. Juni starker Gefechtslärm die Küste herauf drang. Nachmittags wurde der damalige Gefreite dann ebenfalls in den Kampf geschickt. Kurze Zeit später gab der befehlshabende Leutnant ihm den Auftrag, einen verwundeten *US-Sergeant* der berühmten *Rangers*<sup>1315</sup> zum Verhör auf den Regimentsgefechtsstand zu bringen. Damit war für ihn und für die anderen deutschen Soldaten *der längste Tag* vorüber, aber der eigentliche Kampf um die *Festung Europa* hatte für beide Seiten erst am 6.6.1944 begonnen und sollte sich bis zum Frühjahr 1945 hinziehen.

### 3.3 Das Geschehen an den anderen Landestränden

Oberstleutnant Friedrich v. d. Heydte hatte morgens vom Kirchturm des Ortes St.-Côme-du-Mont aus die Landeflotte in Augenschein genommen und die Schwerpunkte des Kampfes am *Utah*-Strand erkannt.<sup>1316</sup> Daraufhin gab er seiner Truppe, dem 6. Fallschirmjägerregiment, den Befehl zum Gegenstoß. Seine Fallschirmjäger eilten, wie zuvor bereits erwähnt, am Morgen des 6. Juni der 709. I.D. am amerikanischen Landeabschnitt *Utah Beach* zur Hilfe. Herr Neß, Angehöriger der 709. I. D., erinnerte sich daran, dass die deutsche Elitetruppe – als solche galt das 6. FJR – zu der am frühen Morgen noch Funkverbindung bestand, versichert hatte: „Haltet aus, wir kommen!“ Die Einheiten der 709. Division konnten sich jedoch gegen die Amerikaner nicht überall behaupten, deren Luft gelandete Soldaten sich inzwischen mit mehreren hundert Mann in den beiden Orten Ste.-Mère-Église und Ste.-Marie-du-Mont festgesetzt hatten, die von den beiden deutschen Fallschirmjägerbataillonen zurückerobert werden sollten. Im Anschluss daran sollte das 6. FJR bis zur Küste

<sup>1315</sup> Die US-Rangers waren im Zweiten Weltkrieg eine Kommandotruppe für Sondereinsätze. Ryan: *Längster Tag*, S. 71. Sie hatten eine harte Spezialausbildung durchlaufen und waren auch bei US-Soldaten gleichermaßen geachtet und gefürchtet. Im Landserjargon wurden sie *Ledernacken* genannt. Carell: *Sie kommen*, S. 75.

<sup>1316</sup> Kühn: *Deutsche Fallschirmjäger*, S. 324f.

vorstoßen. Was war passiert? Dazu heißt es in der Literatur, dass die 709. bodenständige Division „was deployed along or near the eastern coast of the Cotentin Peninsula, from Cherbourg to Carentan.“<sup>1317</sup> Die Soldaten hatten also einen sehr großen Abschnitt (ca. 70 km Küstenlinie) zu verteidigen, und die Strandbefestigungen in diesem Bereich waren noch nicht so weit gediehen. Trotzdem hatten Teile der Truppe die ganze Nacht versucht, den Luft gelandeten Gegner zu bekämpfen. Ihr General, Wilhelm von Schlieben, befand sich noch auf dem Weg von Rennes zu seinem Gefechtsstand. Er bekam jedoch keine Verbindung zu seiner Truppe, die seit dem Morgen nun auch noch den von See her landenden Gegner bekämpfen sollte, was ihr auch bei St.-Vaast-la-Houge gelang. Auch die US-Airborne-Truppen wurden zeitweise durch die deutsche 709. I.D. stark eingeengt.<sup>1318</sup> So berichtet Herr Neß: „Wir hatten mehr Gefangene als wir selbst in der Kompanie waren, auch Verwundete viel.“ Die der 709. I.D. zu Hilfe kommende 91. Luftlande-Division, der das 6. FJR unterstand, tat – ohne ihren gerade gefallenen General Falley – ihr Bestes. Teile der 709. Division waren jedoch bereits am frühen Morgen am *Utah*-Strand von den Amerikanern überrannt worden. Mit dem amerikanischen Ansturm von Luft *und* von See her war diese bodenständige Division, die besonders viele *Osttruppen* in ihren Reihen hatte, ohne die Hilfe anderer Einheiten aber überfordert, zumal hier einer der beiden Schwerpunkte der gegnerischen Luftlandungen gebildet wurde. Der Zufall wollte es, dass die Amerikaner durch einen Navigationsfehler eine Seemeile weiter südlich als geplant an Land gingen.<sup>1319</sup> Hier trafen sie auf weniger starke Befestigungen. Im Gegensatz zum Omaha-Strand waren hier die wenigen deutschen Verteidigungsanlagen durch die Luftbombardements stärker in Mitleidenschaft gezogen worden und die 30 ausgeladenen Panzer nicht im Meer versunken, sondern voll einsatzbereit: „Elles sont enfoncées sans difficultés. Les pertes sont légères et l'avance vers l'intérieur rapide.“<sup>1320</sup> Den Gegenstoß von Süden her musste das FJR 6, ohne dies zu ahnen, allein durchführen, denn zwischen die Truppen der 709. I.D. und der des 6. FJR hatten sich nun die Amerikaner gedrängt und so die deutsche Verteidigung gespalten. Zunächst mussten die von Carentan kommenden deutschen Elitesoldaten des 6. FJR aber das von den Deutschen im Vorwege der alliierten Landung angelegte Überschwemmungsgebiet durchqueren, in dem die Amerikaner abgesprungen und manche von ihnen ertrunken oder verletzt liegen geblieben waren:

---

<sup>1317</sup> Samuel W. Mitcham, Jr.: 709th I.D., in: Chandler: D-Day Encyclopedia, S. 503.

<sup>1318</sup> Ose: Entscheidung, S. 105.

<sup>1319</sup> Quellen: Normandie, S. 103f.

<sup>1320</sup> Ebd., S. 104. Dieser anfängliche Erfolg wurde in den folgenden Tagen jedoch u. a. durch den hartnäckigen Widerstand des 6. FJRes sowie der 91. LL-Div. vor allem im Süden des Landekopfes relativiert. Der für den 6. Juni angestrebte zusammenhängende Brückenkopf aller fünf Landestrände konnte dadurch nicht erreicht werden und gelang erst einige Tage später.

„Und dann wurden wir in Gang gesetzt, mussten alles stehen und liegen lassen, unsere Waffen mit, und dann ging es auf... hier Richtung ‚Utah‘. Wir mussten das Überschwemmungsgebiet praktisch durchqueren. Teilweise war’s nur modderig, aber dann konnten Sie an manchen Stellen einen Bach oder ein etwas breiteres Bächlein ... konnten Sie ja nicht erkennen. Und dann ging es dann rein, und manchmal war man bis *hier* [bis zur Hüfte] drin. Wir sind ja nicht da rein gesprungen, wir sind ja nur da durch gegangen. ... [Ste.-Mère-Église], das war unser Zielpunkt,“

schilderte Herr Paulsen den beschwerlichen Fußmarsch in Richtung Küste, der nicht nur den luftgelandeten Amerikanern, sondern auch den deutschen Fallschirmjägern zum Verhängnis werden konnte. Der Informant berichtete, dass ein Teil seiner Kameraden, vor allem auf dem Rückmarsch aus diesem Gebiet, „verletzt ... oder erschöpft“ im überfluteten Gelände liegen geblieben und ertrunken sei.<sup>1321</sup>

Schramm erzählte, wie es ihm als Angehöriger des FJRes 6 erging, nachdem sein Bataillon am frühen Morgen des 6. Juni, nach dem Landen amerikanischer Fallschirmjäger in Alarmbereitschaft versetzt worden war. Er und seine Kameraden hatten bis dahin noch keine US-Fallschirmjäger gesehen, sondern nur durch Meldung davon erfahren:

„... Und dann lief das ja an, und da ich nun in der 1. Kompanie war, im 1. Bataillon, kriegten wir den Einsatzbefehl, den Amerikaner bei Ste.-Marie-du-Mont anzugreifen. Das war am 6. morgens etwa kurz vor Mittag. Da kamen die [großen Schiffsgranaten] noch nicht, denn die ‚Schiffskoffer‘ konnten ja nicht schießen, die wussten ja gar nicht, wo ihre eigenen Leute..., sonst prügeln die die eigenen Leute runter. ... Und dann marschierten wir, das 1. Bataillon, Richtung Ste.-Marie-du-Mont und das 2. Bataillon marschierte Richtung Ste.-Mère-Eglise, da gabelte sich die Chaussee, und wir marschierten nach Ste.-Marie-du-Mont und reisten in eine furchtbare Falle rein. Ja, ich weiß es nicht, also ich kann’s nicht rekonstruieren, denn die sind da mit 23- oder 25000 Mann gelandet und wir marschierten mit 300 Mann dagegen.“

Die beiden Bataillone des 6. FJRes näherten sich nun ihren Zielorten. Schramm erklärte: „Und jetzt marschierten wir Richtung Ste.-Marie-du-Mont, und ich sah die Kirche noch. Und mit einmal kriegten wir Feuer; von vorne, von links und von rechts.“ Inzwischen waren auch bereits von See her gelandete G.I.s zu diesem Ort unterwegs bzw. schon eingetroffen und konnten ihre dort liegenden Kameraden unterstützen. Dem Befehlshaber des deutschen 6. FJRes, Oberstleutnant v. d. Heydte, wurde fälschlicherweise gemeldet: „Das I. Bataillon hat Ste.-Marie-du-Mont erreicht.“<sup>1322</sup> Es blieb aber in Wirklichkeit aufgrund des amerikanischen Widerstandes vor diesem Ort stecken. Nach dem „ersten Feindkontakt ... hatten wir gleich die ersten Ausfälle,“ erinnerte sich Herr Schramm. Diese seien jedoch nicht aufgrund der Schiffsgranaten erfolgt, sondern die Fallschirmjäger des 6. FJRes waren von „den gelandeten

<sup>1321</sup> Diese Angaben werden bei Carell: Sie kommen, S. 146, bestätigt. Vgl. FpBf v. Hans S., 22.6.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 123: „Wir mussten durch Sumpf und Wasser, und mancher brave Landser, der nicht schwimmen konnte, musste ertrinken.“

<sup>1322</sup> Carell: Sie kommen, S. 82.

Einheiten der Amerikaner“ unter schweren Beschuss genommen worden, so Schramm. Eine ähnliche Situation fand auch das II. Bataillon des 6. FJRes vor. In kleinen Trupps „von fünf, sechs, zehn Männeken“, kamen die Soldaten ebenfalls nur bis kurz vor den Zielort Ste.-Mère-Église, so Herr Paulsen. Dort wurden die deutschen Fallschirmjäger dann von den Amerikanern derart stark unter Feuer genommen, dass der Gegenstoß im Ansatz stecken blieb. Nun konnte auch das I. Bataillon nicht weiter nach Ste.-Marie-du-Mont vorstoßen, denn ohne die Flankensicherung des II. Bataillons war es schutzlos und würde sofort zerschlagen werden.

Die 352. I. D., die zunächst der 709. Div. mit einer Artilleriebatterie zu Hilfe geeilt war, hatte diese beim Anmarsch des 6. FJRes und der 91. LL.-Div. wegen Munitionsmangels und Eigenbedarfs wieder zurückgezogen. „Das konnte nicht gut gehen,“ kommentierte Franz Schramm den Vormarsch der wenigen deutschen Fallschirmjäger,

„und ich weiß heute noch nicht, ... wieso die Deutsche Oberste Heeresführung so was überhaupt zugelassen hat, dass so ein Häufchen unglücklicher Fallschirmjäger dagegen anrennt und geopfert wird. ... Ich fühle mich da furchtbar verraten.“

Für die deutsche Führung war jedoch die Lage überall äußerst unübersichtlich. Dass die 709. I.D. von den Amerikanern längst aus Ste.-Mère-Église vertrieben worden war, wusste das 6. FJR nicht. Dazu Schramm: „Wir waren ja leider dort oben wirklich allein. Ich hab da nie 'n Infanteristen gesehen.“ Der Befragte wirkte noch im Gespräch enttäuscht über die damals missliche Lage seiner Truppe und der Tatsache, dass ein einziges deutsches Regiment ganze amerikanische Divisionen wieder ins Meer zurück werfen sollte. Das 6. FJR lief in sein Unglück. Diese Soldaten verfügten zwar über ein MG 42 und über kleinere Handwaffen, aber nur vereinzelt über Flak- und Pak-Geschütze<sup>1323</sup> und sollten die schwer bewaffneten Amerikaner bekämpfen – eine Unmöglichkeit. Dazu sagte der Befragte Kowalski, damals Oberfeldwebel im 6. FJR:

„Wir war'n [am 6. Juni 1944] im Raum Carentan, genau dort, wo die absprangen. Haargenau. Dort war Flak da, es war Pak da, aber alles viel zu wenig gegen diesen Ansturm.“<sup>1324</sup>

Dennoch gelang es „einem seiner Truppenabteilungen, ... das Zentrum der von den amerikanischen Fallschirmjägern besetzten Zone bei Turqueville, in der Nähe von

<sup>1323</sup> Von der Heydte hatte für seine Truppe beim Generalstab Granatwerfer und panzerbrechende Waffen angefordert. Er bekam zur Antwort, dass für so gut ausgebildete Fallschirmjäger das übliche Klappmesser vollkommen ausreiche. Vgl. Ambrose: D-Day, S. 218 und Carell: Sie kommen, S. 146.

<sup>1324</sup> Laut Auskunft des Zeitzegen Kowalski war innerhalb des 6. FJRes nur leichtere Bewaffnung vorhanden: Handgranaten, Pistolen, Maschinenpistolen, Gewehre, leichte Maschinengewehre, LG-Geschütze sowie leichte, mittlere und schwere Granatwerfer. Viele der anderen Zeitzegen, u. a. auch Neß, sind der Meinung, die deutsche „Abwehr war doch [da, aber] mit was für einer Übermacht die [Alliierten] kamen! [Sogar] mit Flammenwerferpanzern.“ Einer solch hochtechnisierten Armee konnten die Deutschen im sechsten Kriegsjahr nichts Gleichwertiges entgegen setzen.

Ste.-Mère-Église ... kurz nach Mitternacht zu erreichen.“<sup>1325</sup>

Ste.-Mère-Église war die Schlüsselstelle, an der der Angriff stecken blieb. Alle deutschen Kräfte stießen erfolglos auf diesen Ort vor. Weder dem FJR 6 noch der 91. LL.-Div. noch Teilen der 709. I.D., die von allen Seiten den Ort angriffen, gelang es am 6. Juni, diesen Knotenpunkt zurückzuerobern und damit zum Angriff auf den *Utah*-Strand durchzustoßen.

Paulsen erinnerte sich jedoch daran, dass seine Einheit in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni zunächst

„sogar noch unterstützt [wurde] von einer Flak-Einheit, die sich dort aufbaute oder niederließ ... - das war 'ne 8.8-Flak - die aber nicht als Flak, also als Flugabwehr konstruiert war, sondern als Panzerabwehr. Und die wurde dann bei uns noch zur Unterstützung beigegeben.“

Dann jedoch wurden US-Fallschirmjäger in dieses Gebiet hinein abgesetzt, und das Bataillon, dem Paulsen angehörte, in Richtung Strand in Marsch gesetzt, so dass auch die Flak-Unterstützung wegfiel. Die 82. und 101. US-Airborne-Divisionen leisteten den Deutschen deshalb so hartnäckig Widerstand, weil ihre Mission darin bestand, „to capture and hold Sainte-Mère-Église. They were to seize the town and hold until relieved, to prevent German reinforcements from threatening the Utah Beach landings.“<sup>1326</sup> Beide Seiten wollten demnach diesen Ort um jeden Preis erobern bzw. halten.<sup>1327</sup> Wenn die Deutschen den Amerikanern am Strand nicht bald energisch entgegentreten konnten, würden diese sich aber nur noch weiter verstärken und noch mehr Soldaten sowie schweres Material anlanden. Die Erfolgsaussichten für einen Gegenangriff am nächsten Tag wären dann umso geringer.

Das II. Bataillon des FJRes 6 hatte an einer Chaussee auf einem kleinen Hügel Position bezogen. Von dort aus konnte Schramm die Kriegsschiffe auf dem Meer vor der etwa drei Kilometer entfernten Utah-Küste gut übersehen. Den Anblick beschrieb er als „grausig“. Die Schiffe hatten Fesselballone aufsteigen lassen, die die Flotte vor deutschen Luftangriffen abschirmen sollten. An Bord jeden Ballons befand sich außerdem ein Beobachter. Bei diesem Anblick habe er, wie er im Gespräch sagte, gebetet:

„Lieber Gott, schick uns doch 'n paar Messerschmidt, dass die die Ballone abschießen, dass die uns nicht beobachten können!' Da kam nichts. Und an sich, von diesem Moment an, habe ich doch gedacht: ‚Das kann nicht mehr lange gut gehen, wenn man uns so...‘ Das war 'n Power, der auf uns zukam...“

In der Tat wären die alliierten Schiffe am Strand für eine *schlagkräftige* deutsche Luft-

<sup>1325</sup> Compagnon: Die Strände, S. 21.

<sup>1326</sup> Drez: Voices of D-Day, S. 127.

<sup>1327</sup> Einen wochenlangen, verlustreichen Kampf gab es später auch um den Brennpunkt Caen.

flotte ein leichtes Ziel gewesen.<sup>1328</sup> Eine solche gab es auf deutscher Seite jedoch nicht mehr. Zu den Fesselballonen ergänzte Schramm:

„... die Landungsboote hatten diese Sperrballons hochgehen lassen, an Seilen, und da sagte mir später ein Artillerist: ‚Das war das Verkehrteste, was sie machen konnten, denn das waren für uns ja wieder Zielpunkte.‘ Und die haben sie dann, so hörte ich, nachher, im Laufe des Nachmittags, wieder eingeholt.“

Beim morgendlichen Appell erfuhren der damalige Leutnant Thomsen und seine Kameraden von „feindlichen Luftlandungen“ in der Normandie. Wie so viele andere Truppendeinheiten auch, wurde das Panzerbataillon 220, dem er als Panzerpionier angehörte, zunächst nicht an die Landefront befohlen, sondern blieb bis auf weiteres in der Bretagne.<sup>1329</sup> Es herrschte nun permanente Alarmbereitschaft, denn auch in der Bretagne wurden von der deutschen Führung zusätzliche Luft- und Seelandungen für möglich gehalten. Dieser Anschein verstärkte sich, als am 7. Juni erneut Fallschirmattrappen, diesmal aber über bretonischem Gebiet, abgeworfen wurden. Thomsen berichtete von gefüllten Sandsäcken, die bei Bodenberührung eine Explosion auslösten. Durch diese geschickten Täuschungsmanöver blieben deutsche Kräfte der Landefront vorenthalten und warteten auf eine weitere Invasion, die niemals erfolgen sollte bzw. erst im August 1944 in Südfrankreich stattfand.<sup>1330</sup> Letztlich wurde Thomsen innerhalb seines Bataillons erst lange nach dem 6. Juni 1944, „ungefähr 14 Tage später“ eingesetzt. Bis dahin befand sich das Bataillon lediglich in Alarmbereitschaft, blieb aber noch in „Ruhestellung“ in der Bretagne, wie der Informant erinnerte.

Pionierbataillone wurden kompanie-, zug- und sogar gruppenweise anderen Waffengattungen zugeteilt, um spezielle Aufgaben durchzuführen. Dazu schreibt Fischer in seinen Erinnerungen: „Das erforderte sehr viel Selbständigkeit und Durchsetzungsvermögen, damit man dort nicht ‚verheizt‘ wurde. Andererseits waren wir fast immer hochwillkommen und genossen viel Vertrauen.“<sup>1331</sup>

Thomsen erklärte die Aufgaben seines Bataillons:

„Ein Panzerpionier, der sprengt Bunker oder was, der schießt Panzerfäuste auch. Und der legt Minen und räumt Minen, in Frankreich hauptsächlich, und wird immer so 'n bisschen für Himmelfahrtskommandos genommen. Und wenn ein 'böser' Soldat verurteilt wurde und nicht zum Tode verurteilt wurde wegen einer versuchten Desertion oder sonst was, der wurde zur Ableistung seiner Strafe

<sup>1328</sup> Zu den Reaktionen der Augenzeugen zum Einsatz der deutschen Luftwaffe am Landungstag siehe Abschn. 3.3 und 3.4.

<sup>1329</sup> Da auf deutscher Seite mit weiteren Angriffen gerechnet wurde, beließ man zunächst die Divisionen der 15. und 19. Armee sowie die Truppen der Bretagne an Ort und Stelle. Diese Entwicklung war seitens der Alliierten beabsichtigt und gehörte zum Plan *Fortitude*. So würden weniger deutsche Kräfte dem Landekopf zugeführt werden, und die Angloamerikaner konnte ihre Lage an der Küste stabilisieren.

<sup>1330</sup> Dort erfolgte am 15.8.1944 eine weitere Landung alliierter Truppen (Operation *Anvil*).

<sup>1331</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 57.

einem Panzerpionierbataillon zugeteilt, das wurde zugeteilt, um z. B. zur Schonung dieser Elitetruppe die Feindberührung aufzunehmen, was meistens zu sehr starken Verletzungen oder allermeistens zum Tode führte.“

An den anglokanadischen Landestränden *Gold*, *Juno* und *Sword* waren die alliierten Landungen am 6. Juni fast planmäßig verlaufen. Briten und Kanadier trafen hier auf die 716. I.D., die – nur von Teilen der 711. I.D. (15. Armee) unterstützt –, völlig unzureichend ausgerüstet war und ein viel zu großes Gebiet zu verteidigen hatte. Infolgedessen konnte den anstürmenden alliierten Truppen seitens dieser „bodenständigen“ Soldaten am Landetag nur wenig Widerstand entgegengesetzt werden. Das Problem bestand weiterhin darin, dass sowohl Kräfte der 716. als auch der 711. Division mit der Verfolgung des Luft gelandeten Gegners beauftragt worden waren, was die ohnehin nicht ausreichenden deutschen Truppen noch zusätzlich im Hinterland band. Das nördlich Caen eingesetzte Ost-Bataillon 441 konnte der Wucht des Ansturms nichts entgegenhalten und brach zusammen.<sup>1332</sup>

### 3.4 Die Situation am Abend des 6. Juni 1944

Am Abend des *D-Day* schifften die Alliierten mit Masse ihre Kräfte an der Calvados-Küste aus, da ihnen von der Küste kaum noch Widerstand entgegenschlug. Die oberste deutsche Führung, aber auch die Kriegsmarine, hatte die Landung in erster Linie an der Kanalenge bei Calais erwartet. Während die Kriegsmarine den Schwerpunkt jedoch am 6. Juni in der Normandie erkannte, hielten besonders der Ob. West, aber auch das OKW, an der Vorstellung fest, dass es sich hier nur um den Vorboten eines weiteren alliierten Landeunternehmens im Raum Calais handele. Dies erklärt die zögerliche Beantragung der Panzerdivisionen im Tagesverlauf des 6. Juni beim OKW. Verstärkungen waren zu spät herangeführt worden, Panzerdivisionen zur Unterstützung des Heeres standen überhaupt nicht zur Verfügung. Der als einziger in Küstennähe stationierten 21. Panzerdivision gelang kein geschlossener Angriff, u. a. weil ihre Einsatzbefehle mehrmals geändert wurden, und Teile der Truppe in Gefechte mit dem Luft gelandeten Gegner verwickelt waren. Die Einheiten der 352. I.D. und der 716. I.D., die mit der vollen Wucht des alliierten Ansturms konfrontiert worden waren, konnten sich zwar an einigen wenigen Stellen bis nachmittags behaupten, z. B. das WN 62, dann ging jedoch auch hier die Munition zur Neige, waren die Ausfälle an Soldaten und Geschützen zu hoch, und die Amerikaner hatten sich auf ihre Ziele an der Küste eingeschossen.

<sup>1332</sup> Ose: Entscheidung, S. 107; Carell: Sie kommen, S. 101. Nach Aussage von General Marcks schlugen sich aber die Ost-Bataillone am Landetag gut. Als später jedoch die deutschen Kampfverhältnisse schwanden, sank auch ihre Kampfmoral. Ose, S. 107, Anm. 33.

Besonders wütend machte Heinrich Severloh noch im Interview, dass keine Munition herankam. Sie war schon früh morgens vom Batteriechef geordert worden. Einige Tage vor der Landung hatte man, aufgrund der ständigen Luftangriffe auf die deutschen Stellungen, bei allen Batterien große Teile an Munition abholen lassen, um sie in sichere Munitionsarsenale zu bringen.<sup>1333</sup> Nun aber kreiste die Air Force ständig über dem gesamten Landegebiet, und das Heranführen von Nachschub war kaum möglich. Am frühen Nachmittag, so Severloh, kam dann endlich ein Munitionswagen. 200 Meter vor WN 62 flog er in die Luft – getroffen von alliierten Jagdbombern.<sup>1334</sup> Bei Ryan ist auch die Rede davon, dass Major Pluskat, Kommandeur des A. R. 352, bei dem der Batteriechef Frerking die Munition angefordert hatte, über den fehlenden Nachschub sehr aufgebracht gewesen sein soll, zumal er mehrmals von seinen Batterien angerufen worden war mit dem Hinweis, dass sie bald ohne Munition dastehen würden. Von anderer Seite her wird bezweifelt, dass Pluskat am 6. Juni 1944, entgegen seiner Aussage und der Darstellung im Film *Der längste Tag*, überhaupt auf seinem Gefechtsstand gewesen ist. Severloh erinnerte sich, dass der Major am 6. Juni, „nie am Apparat“ gewesen sei und weder auf seinem Gefechtsstand noch in seinem Quartier noch beim Abteilungsstab zu erreichen war. Ein paar Wochen vor der Invasion hatte er deutlich gemacht, dass ein toter deutscher Soldat auch kein Vaterland mehr verteidigen könne und niemandem etwas nütze.<sup>1335</sup> Wo sich der Offizier tatsächlich am 6. Juni 1944 aufgehalten hat, ist heute nicht mehr zu sagen. Severloh erinnerte sich auch daran, dass am 6. Juni 1944 ein Wachtmeister des WN 62 „morgens schon weggelau... fen [ist] – ohne Befehl.“<sup>1336</sup> Auch Arp erzählte von seinem Bataillonskommandeur:

„Und der Bataillonskommandeur, das war 'n Quartalssäufer. ... Ja, sicher. Gleich als Beispiel: wir hatten... ich hätte meine Gefangenschaft melden können noch. Wir hatten dies unterirdische Telefon. Dieser Bataillonskommandeur hat sich selbst den ganzen Tag nicht gemeldet. Nur als Beispiel. Der hätte doch mal anfragen können: ‚Wie geht es?‘ Ja? Ja, ja.“

Ob die Tatsache, dass sich der Kommandeur nicht bei der Truppe gemeldet hat, damit gleichzusetzen ist, dass er sich am 6. Juni 1944 abgesetzt hat, ist hier, wie auch im Falle des Majors Pluskat, der nicht erreichbar war, nicht abschließend zu klären. In der Literatur findet sich jedoch auch in anderen Aussagen der Hinweis, dass einige deutsche Offiziere sich bei alliierten Angriffen abgesetzt haben und ihre Truppe im Stich ließen.<sup>1337</sup> Die wiederholt ausgegebenen Befehle, bestimmte Stützpunkte oder

---

<sup>1333</sup> Carell: Sie kommen, S. 96f.

<sup>1334</sup> Diese Angaben finden sich auch bei Ryan: *Längster Tag*, S. 289.

<sup>1335</sup> Severloh: WN 62, S. 19 u. 48.

<sup>1336</sup> Der Wachtmeister ist aber, wie so viele andere deutsche Soldaten auch, noch am 6. Juni 1944 gefallen.

<sup>1337</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 846; Goldberg, in: *Schüddekopf: Krieg*, S. 75.

Gebiete „bis zum letzten“ zu verteidigen, verhinderten nicht, dass Offiziere den heimlichen Rückzug antraten. Dies bedeutete „üble Folgen für die auf Befehle angewiesenen ‚kleinen Soldaten‘ ... , [die] jahrelang zum Gehorsam gedrillt, ... in einer besonders prekären Lage [aber] sich selbst und damit dem Feind überlassen [wurden].“<sup>1338</sup>

Die Wut Severlohs über das Ausbleiben der Munition ist insofern erklärlich, als dass er es für seine Soldatenpflicht hielt, sich zu verteidigen, wenn dies erforderlich war. Seine Einstellung zum Kriegsdienst an sich bringt er jedoch mit dem Satz: „Ich habe mich gedrückt, wo ich konnte,“ auf den Nenner. Angesichts der drohenden Invasion bekam jedoch der Soldat in ihm die Oberhand, und der wollte die anlandenden Truppen am Betreten des Festlandes hindern. Es mag hinzukommen, dass der damalige Gefreite neben sich einen Oberfeldwebel stehen hatte, der ihm nicht nur direkte Anweisungen gab, sondern ihn bis zum Nachmittag desselben Tages mit immer neuer Munition aus den „vier weiter unten am Hang des Stützpunktes befindlichen kleinen Munitionsbunkern“ versorgt hatte.<sup>1339</sup> Severloh erachtete letzteren Aspekt als im nachhinein nicht unproblematisch und schrieb dazu: „Es ist auch nicht auszuschließen, dass ich durchaus nicht so viel geschossen hätte, wäre er nicht andauernd wieder bei mir mit immer neuer Munition erschienen ...“<sup>1340</sup> Dies führte dazu, dass Severloh „spätestens ab mittags der einzige MG-Schütze auf WN 62 war, der allein weitergefeuert hatte.“<sup>1341</sup>

Nach der Explosion des bis auf 200 Meter an das WN herangefahrenen und dann von einem Luftangriff getroffenen Munitionswagens, blieben Severloh noch „150 Schuss für ein MG“. Er erklärte die prekäre Lage am Nachmittag des 6. Juni 1944: „Das war denn auch alles bei uns. ... Wir hatten keine Munition mehr [und] kein Telefon, kein Funk. ... Wir konnten uns ja auch nicht mehr wehren [und] waren ja vollkommen überflüssig ohne Munition.“

Aufgrund der Unmöglichkeit, sich weiter zu verteidigen, gab der Batteriechef Frerking am 6. Juni 1944, gegen 15.30 Uhr,<sup>1342</sup> den Befehl zum Absetzen. Beim Verlassen des WN 62 sind dann die meisten Soldaten, unter ihnen der Batteriechef, gefallen. Wie schwierig es war, sich um diese Zeit, als die Amerikaner längst an vielen Stellen landeinwärts marschierten, und die Schiffsartillerie das WN 62 komplett im Visier hatte, noch vom Stützpunkt abzusetzen, verdeutlicht nachfolgender Bericht Severlohs:

<sup>1338</sup> Ebd., S. 847.

<sup>1339</sup> Severloh: WN 62, S. 145f.

<sup>1340</sup> Ebd.

<sup>1341</sup> Ebd.

<sup>1342</sup> Die Uhrzeit ist Severloh noch sehr gut in Erinnerung geblieben. Er sagte im Interview: „... Halb vier sind wir, das weiß ich noch genau, halb vier von dem WN [62], da sind wir runter. ... Das waren ja ... fast zehn Stunden, neuneinhalb Stunden, die ich da... ich habe ja 12.000 Schuss mit dem MG gemacht. ... [Und] ich habe ja auch noch 300 – 400 Schuss mit dem Karabiner gemacht. ... Ja, nachmittags, um 15.30 Uhr, haben wir uns da [am 6. Juni 1944] zurückgezogen.“

„... Und die Infanteristen ... ein Infanterist, der musste als Erster aus dem Graben springen - das sagte der Oberleutnant [Frerking], der war ja der Standortälteste und rief uns alle zusammen, auch die Infanteristen. Aber ich habe auch nur noch einen Infanteristen gesehen, und der musste als Erster springen. Und dann wollte mein Chef [springen] – und der hatte sich noch 100 Schuss MG um den Hals gehängt – das ist doch in so einer... Kette, und dann sagte er [zu mir]: ‚Und dann spring‘ ich, und dann kommst du hinterher.‘ Zu mir sagte er das. Und wie der Infanterist raus sprang und hinter so einen... ob das die Erde aus dem Bunker war, das weiß ich nicht, der war jedenfalls mit Zweigen getarnt, und da schoss der Amerikaner mit allem, was er hatte, da rein, und dann kam die Erde immer in den Graben rein, und der Graben war fast eben schon. Und wie wir da raus mussten, der Infanterist, dann war das so, ließ sich so ansehen, als wenn man eine Hand voll Mais in Häcksel schmeißt, das bewegte sich alles, von den vielen Schüssen. Und das hat der Oberleutnant, so wie ich auch und alle hatten das gesehen, und dann sagte er: ‚Hein, dann spring‘ du erst, und ich komm‘ hinterher.‘ Das waren die gewissen fünf Sekunden, die er dann länger Zeit hatte wie ich. Und wenn ich sage, ich habe gedacht oder gewollt – das ist vielleicht der Innere, der das sagt, aber gedacht ist das nicht. Man kann da nicht denken, ich jedenfalls nicht. Ich bin zur anderen Seite gesprungen und hatte das Glück, dass da vielleicht noch 10 Meter von da, wo wir aus dem Graben gesprungen sind, der erste Granattrichter oder Bombentrichter war. Und zur anderen Seite hin, der hatte weniger Glück. Und wo die anderen hin gesprungen sind, das weiß ich nicht, aber ich konnte von einem Granattrichter in den anderen springen. Öfter waren auch die Bombentrichter ineinander, so dass man gar nicht raus musste. Und denn bin ich da hinten hingekommen, da war der Hinterhang, und da habe ich mich denn hingesezt, und da habe ich erstmal auch verpustet – das waren immerhin denn 100 – 150 Meter bergauf zu laufen, schräg bergauf. ... Und da habe ich gewartet, ich weiß, dass das nicht lange war, aber eine Uhrzeit gibt es nicht. Ob ich da fünf Minuten, eine Viertelstunde oder eine halbe Stunde gewartet habe, das weiß ich nicht. Ich leg‘ mich da auch nicht fest. Und dann kam dieser an, W. soll der geheißen haben, das weiß ich aber erst von dem Gockel. Ich habe den selbst nicht gekannt, weil ich mit der Batterie ja nie etwas zu tun hatte. Ich saß ja immer bei Legrands auf der Farm. Und dann sind wir beide zusammen runter – die Böschung, durch die Scheune des Farmers da, da war eine *ferme*, eine kleine *ferme* ist da. Und dann den anderen Hang wieder rauf. Warum wir den Weg nicht gegangen sind, weiß ich nicht, unlogisch, aber wir sind da nicht gegangen. Im Nachhinein weiß ich, dass da längst die Amerikaner waren, aber das habe ich da nicht gewusst. Instinktiv sind wir da rauf gerannt. Und da wurden wir beschossen, und der Kumpel, der W., wenn das richtig ist, [bekommt] zwei Schüsse [ab, und die kommen] wieder raus, und diese beiden Schüsse kriege ich auf die Hüfte. Und denn hatte ich in der Feldbluse, nannte sich das, nicht Waffenrock, [sondern] Feldbluse, da hatte ich eine Briefftasche drin und mein Soldbuch und ein paar Briefe noch, und da waren die Kugeln nicht durchgegangen. Da hatte ich bloß zwei Löcher hier auf der Hüfte. Ich habe dann gleich den Koppel aufgemacht und geguckt und den Koppel gleich weggeschmissen und MG auch weggeschmissen, und da habe ich geguckt, und da waren hier [in der Feldbluse – in Höhe der Hüfte] zwei Löcher drin und bin bestimmt zwei, drei Meter weggefliegen von dem Schlag, und dann habe ich das Bein bewegt und habe das nicht verstehen können. Schmerzen hatte ich, ja, ziemlich sogar, aber ich konnte laufen und sage zu dem Kumpel: ‚Kannst du denn noch laufen?‘ Ja, und der hat auch gewimmert und sagte: ‚Ich glaube, ja.‘ Und dann sagte ich: ‚Dann müssen wir sehen, dass wir hier wegkommen.‘ Und dann sind wir aufgesprungen und weitergelaufen. 50 Meter weiter war unsere Infanterie. Bis dahin war das 916. Regiment. Da habe ich mich aber nicht aufgehalten und bin zum Gefechtstand der 716., dem Major Lohmann, und habe dem gemeldet, dass da oben [auf WN 62] niemand mehr ist. Und da hat mich ein Sani irgendwie, ob er mir eine Spritze gegeben hat oder Tabletten, das weiß ich nicht mehr.“

Als die Soldaten des WN 62 sich absetzen mussten, weil sie sich nicht mehr verteidigen konnten, entschied der Batteriechef des AR 352 der 352 I.D., Frerking, auch über den Rückzug der Soldaten des 716. I.D., die sich auf dem Stützpunkt befanden. Seine Anweisung konnte für die Betroffenen Leben oder Tod bedeuten. Allerdings legte er nur die *Reihenfolge* des Absetzens für die Truppenangehörigen fest. Wohin sie sich retteten, in welche Richtung sie sich wenden würden, blieb ihnen selbst überlassen. Der erste Infanterist, der WN 62 verließ, überlebte seinen Absprung nicht. Er wurde von amerikanischen Kugeln zermahlen. Als Landwirt wählte Severloh einen bildlichen Vergleich: „Dann war das so, ... als wenn man eine Hand voll Mais in Häcksel schmeißt, das bewegte sich alles von den Schüssen.“ Oberleutnant Frerking änderte daraufhin die Reihenfolge und forderte seine Ordonnanz auf, vor ihm abzuspringen. Severloh, der noch das Bild des von Kugeln durchsiebten Kameraden vor Augen hatte, folgte einer Intuition und sprang in die entgegen gesetzte Richtung. Dort hatte er das Glück, auf tiefe Bombentrichter zu treffen, die ihm erlaubten, sich schnell nach hinten absetzen zu können. Von der Küste waren diese Bewegungen nahezu unsichtbar, so dass ihm erst wieder Gefahr drohte, als er einen 100 Meter hohen Hang bezwingen musste. Es ist möglich, dass sein Batteriechef Severloh das Leben gerettet hat, indem er seinen „Burschen“ erst als zweiten abspringen ließ, und nicht als allerersten Soldaten, und dann nochmals die Reihenfolge geändert hatte und Severloh den Vortritt ließ. Auch ist denkbar, dass Frerking die MG-Schusskette, die er sich um den Hals gehängt hatte, zum Verhängnis wurde. Als Führungssoldat und Standortältester des WN 62 hielt er es sicher für seine Pflicht, sich zu verteidigen, solange noch irgendwelche Munition vorhanden war. Da auch Severloh sagte, er habe sein MG dabei gehabt, ist es vorstellbar, dass die Munition für dessen Waffe vorgesehen war und beide damit, nach dem Abspringen, erneut in Stellung gehen wollten. Mit einer derart schweren Last dürfte es jedenfalls für Frerking ein Problem gewesen sein, sich schnell von der Küste weg, in rückwärtiges Gebiet zu begeben, zumal die Amerikaner sich jetzt vor der Küste formiert hatten und jede Bewegung auf WN 62 registrierten und, Severloh zufolge, „der Amerikaner mit allem [schoss], was er hatte.“

Severloh berichtete, dass er nicht mehr sehen konnte, wo die anderen nach ihm hinsprangen, sondern damit zu tun hatte, sich selbst in Sicherheit zu bringen und sich in einer äußerst angespannten Situation befand. Aus diesem Grund konnte er das weitere Geschehen nicht mehr verfolgen und bekam nicht mit, wie sein Batteriechef fiel. Dass Olt. Frerking nicht mehr am Leben war, wurde ihm erst ein paar Tage später von einem Kameraden mitgeteilt. Nachdem er kurz ausgeruht und einen anderen Kameraden bei sich hatte, der in dieselbe Richtung abgesprungen war, wählte Severloh, erneut einer Intuition folgend, nicht den direkten Weg nach Colleville, sondern den

Weg über den Hang, obwohl er hier den Amerikanern wieder ein Ziel bot. Dennoch hatten er und der andere Soldat Glück, nur leicht verwundet worden zu sein. Im Falle des Informanten kommt hinzu, dass er durch persönliche Gegenstände, die er in den Hosentaschen trug, nicht von zwei Kugeln durchbohrt wurde, sondern diese an ihm abprallten. Wer dieser schwierigen Situation am 6. Juni am Strand entkommen wollte, musste anscheinend zuvor mehrfach einen Schutzengel um Beistand gebeten haben.

Die persönliche Bilanz Severlohs lautete: Er selbst hatte überlebt, sollte aber nach dem Krieg sein Leben lang darunter leiden, dass er als MG-Schütze den Tod vieler Amerikaner verursacht hat.<sup>1343</sup>

Inzwischen war Franz Gockel mit seiner verletzten Hand zur Krankensammelstelle gelangt. Dort befand sich der bereits erwähnte und am Hals verwundete Oberfeldwebel P., der Severloh den halben Tag über mit Munition versorgt hatte und nun verkündete: „Da [auf WN 62] kann keiner mehr leben. Ich bin der Letzte.“ Da widersprach ihm der damals achtzehnjährige Franz Gockel mit den Worten: „Nein, [das ist nicht wahr], ich komme auch noch von dort.“ Der Satz des Oberfeldwebels, der sich selbst in Sicherheit bringen konnte,<sup>1344</sup> macht das Inferno deutlich, dass die an diesem Tag an der Küste eingesetzten Soldaten erlebt hatten.<sup>1345</sup> Entsprechend hoch waren die Verluste: von 30 Soldaten des WN 62 kamen nur acht mit dem Leben davon, die meisten von ihnen verwundet. Auch Lützen, der nach dem Trommelfeuer als Beobachter die Landung erlebte, meinte:

„Und ich hab auch nicht gedacht, dass unten, wo Gockel war, waren ja man 120 bis 150 Meter von uns weg, dass da überhaupt noch einer lebte, habe ich nicht gedacht. Rief ich denn den Kompaniechef an, den Leutnant B., ick säch: ‚Da kann keiner mehr leben, Ersatz!‘“

An den anderen Stützpunkten sah es ähnlich aus. Herr Neß hat nach dem Krieg gelesen, dass an der Invasionsfront „11.000 Tonnen“ Bomben abgeworfen worden seien und meinte, „das war so viel wie 1943 in ganz Deutschland auf die Städte“ niedergegangen seien. Er fügte hinzu: „Die haben selber gesagt, die haben nicht gedacht, dass wir noch... da in den Bunkerstellungen noch leben würden.“ Ob mit dem „wir“ die Amerikaner oder diejenigen Deutschen gemeint sind, die am 6. Juni 1944 hinter der Küste lagen und die „schweren Brocken, 30-cm-Granaten“ durch die Luft

---

<sup>1343</sup> Vgl. Severloh: WN 62, u. a. S. 147.

<sup>1344</sup> Der Feldwebel hatte bereits zwei Verwundungen. Er starb bei den Kämpfen um Holland 1944/45.

<sup>1345</sup> Heinze berichtete, dass er von seinem Hochstand, unmittelbar hinter der Küste, einen massiven alliierten Luftangriff auf eine ihm bekannte deutsche Kompanie beobachtet hatte und ebenfalls davon ausging, dass die meisten deutschen Soldaten dabei umgekommen waren. Wie sich jedoch später herausstellte, war kaum jemand verwundet worden und glimpflich davongekommen, weil sich die Angehörigen der Einheit in zuvor für diesen Fall grabenen Deckungslöchern in Sicherheit gebracht hatten.

fliegen sahen, wird in seinem Bericht nicht deutlich. Herr Golder schreibt in seinen Erinnerungen, dass sein Bataillon am Abend des 6. Juni 1944 fast völlig vernichtet gewesen sei. Da er selbst zum Stab gehörte und nicht direkt an der Küste eingesetzt wurde, erging es ihm zunächst besser. In den nächsten Tagen jedoch begannen die eigentlichen Kämpfe um den von den Alliierten gebildeten Brückenkopf. Die 716. I.D., zu der Gockel, Lützen und Golder gehörten, galt am Abend des 6. Juni als zerschlagen – eine ganze Division.<sup>1346</sup> Die wenigen übrig gebliebenen Teile der Truppe kämpften in den nächsten Tagen jedoch weiter.

Alle Informanten beklagen die Abwesenheit der eigenen Luftwaffe, von der sie sich am 6. Juni und danach völlig im Stich gelassen fühlten. Dazu äußerte sich Herr Neß:

„Was ja noch schrecklicher war [als alles andere], war, dass wir kein Flugzeug gesehen haben an unserer Seite, kein deutsches Flugzeug, die ganze Invasion.“

Dies wog noch schwerer als die an sich schon schlimmen Ereignisse. Den meisten deutschen Soldaten war dies unerklärlich. Wut und Enttäuschung darüber sind bei manchem ehemaligen Kämpfer heute noch vorhanden:

„Wir hatten ja auch keine Luftwaffe. ... Die Infanterie [709. Div.], die an der Küste lag, das war alles dann, ... und unsere Luftwaffe – war ja nichts da. Ich hab da keinen deutschen Flieger gesehen oben. ... Die haben uns mutterseelenalleine gelassen.“

Mit diesen Worten machte Schramm im Interview seinem Ärger Luft. Gerade für die Fallschirmjäger war dies eine neue, bittere Erfahrung, denn diese erfahrenen Kämpfer waren die Unterstützung aus der Luft gewohnt. Nun blieb sie aus, und sie hatten gegen eine übermächtige Armee zu kämpfen, die selbst durch eine ausgezeichnete Air Force unterstützt wurde. Durch die Abwesenheit der Luftwaffe war die Bodentruppe den alliierten *fliegenden Festungen*, wie sie genannt wurden, hilflos ausgeliefert, und zwar vom ersten Tag an. Dazu der damalige Hauptmann, Hendrik Meyer:

„Wir haben also im Osten bis mindestens Mitte '44 eine Luftparität gehabt. ... Bei Invasionsbeginn, da hatte Hitler 10 000 Jäger versprochen vorher.<sup>1347</sup> Verfügbar im Westen waren lediglich 500 Jäger, die waren zum großen Teil noch in der Reichsverteidigung gebunden. Ich habe in der Normandie kein einziges deutsches Flugzeug gesehen.“<sup>1348</sup>

<sup>1346</sup> Vgl. Mitcham: 716<sup>th</sup> Infantry Division, S. 505: The 716<sup>th</sup> Infantry was practically destroyed on D-Day.

<sup>1347</sup> Hitler und Göring hatten für den Invasionsbeginn nur 1000 Jäger zugesagt. Dazu Ose: Entscheidung, S. 120: „Die von Hitler und Göring für den Invasionstag zugesagten 1000 Jäger erschienen am 6. Juni ebenso wenig wie an den Tagen darauf, obwohl Hitler diese Unterstützung immer wieder versprach. Auch Sperrle versprach dauernd Unterstützung durch seine Luftflotte. Mehr als Versprechungen erfolgen jedoch nicht.“

<sup>1348</sup> Herr Meyer wurde später, während einer Auffrischung der in den Kämpfen im Westen stark angeschlagenen Panzer-Lehr-Division im September 1944 in Baden-Württemberg, nach Stuttgart zum Kreisleiter zitiert. Dort machte dieser ihm zum Vorwurf, er sei „Kommandeur einer defätistischen Abteilung“. Dem Kreisleiter war gemeldet worden, dass einer der Soldaten Meyers auf der Straße gesagt habe: „Guck' mal! Das ist der erste

So erging es den meisten Wehrmachtsangehörigen am 6. Juni und danach. Gockel, der an der Hand verwundet worden war, berichtete diesbezüglich von einem Gespräch mit einem Kameraden in der Krankensammelstelle von Balleroi:

„Und da saß ich ... neben einem Piloten, der abgeschossen worden war, und der war kein Offiziersrang. Ich sagte zu ihm: ‚Wo kommst du denn her, ich hab doch gar kein deutsches Flugzeug gesehen.‘ Da sagte er: ‚Das machst’ wohl sagen. Ich hab erst ’n paar abgeschossen. Da haben die erst gemerkt, dass ein Deutscher da war. Und da haben sie mich auch bei Zeiten runtergeholt.“

Deutschland im 6. Kriegsjahr auf dem westlichen Kriegsschauplatz: das bedeutete Kampf mit nur einem Wehrmachtteil – dem Heer – gegen eine moderne, hoch technisierte Armee, die über eine schlagkräftige Luftwaffe, eine unbegrenzte Zahl an Landtruppen und Panzern sowie nicht zuletzt über eine kilometerweit landeinwärts schießende Schiffsartillerie verfügte;<sup>1349</sup> letzteres war, besonders zu Beginn der Landung, eine nicht zu unterschätzende Unterstützung zur Bildung der Brückenköpfe am und nach dem 6. Juni.<sup>1350</sup>

Heinze erzählte, er habe *zwei* Flugzeuge am Strand entlang fliegen sehen:

„... da durch die Fesselballons durch, usw., die flogen ein-, zweimal hin und her. Das waren die einzigen Flugzeuge, die ich während der ganzen Invasion von uns gesehen habe. Wir haben immer gesagt: ‚Da müsste doch was kommen. Der [Pilot] muss doch nur abladen, dann trifft er was.‘ Die brauchten gar nicht zu zielen.“

Die Enttäuschung Heinzes erinnert an die Aussage Lützens, der sich am 6. Juni 1944 vorstellte, dass zunächst ein anderer Teil der deutschen Streitkräfte, nämlich die Kriegsmarine, Präsenz zeigen und die alliierte Flotte daran hindern würde, Kurs auf die französische Küste zu nehmen. Ebenso erwarteten die deutschen Infanteristen, dass nun, bei der Landung der Alliierten, die Luftwaffe in die Kämpfe eingriff. Aber Hitlers und Görings Versprechen über die Bereitstellung von 1000 Jägern am

---

deutsche Flieger, den ich seit der Invasion gesehen habe.“ Glücklicherweise blieb diese Rüge ohne Folgen für Meyer und seine Panzertruppe. Der Ausspruch des Soldaten spiegelt jedoch die Situation der Deutschen im Westen wider und verdeutlicht, dass dem Heer aus der Luft überhaupt keine Unterstützung zuteil wurde, und auch selten ein deutsches Flugzeug zur Aufklärung am Himmel zu sehen war. Diese unbequeme Wahrheit und andere Tatsachen öffentlich auszusprechen oder einzugestehen, widersprach aber der damaligen Auffassung vom „Endsieg“. Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 250f., über seine Situation im März 1945. „In dieser allgemein gespannten Situation leistete ich mir etwas, was mir leicht das Genick hätte brechen können. In einem frühen Liederbuch der Hitlerjugend fand ich ein Lied, das kaum noch einer kannte. ... Einen Tag darauf musste ich zu dem Kommandeur und werde sehr genau befragt, was für ein Lied da gesungen wurde. ... Das Wort ‚Revolution‘ hatten wir angeblich zu stark akzentuiert. ... Der Major witterte, dass ich ihn an der Nase herumführen könnte. Außerdem hatte er den Ortsgruppenleiter der Partei im Nacken. Ihm vermittelte das Lied zu wenig Glaube an den Sieg.“ Vgl. Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 74.

<sup>1349</sup> Ose: Entscheidung, S. 121, Anm. 117: „Die Alliierten erreichten durch umlastiges Trimmen, ihre Kriegsschiffe in Schräglage zu bringen, wodurch sich die Geschützwinkel veränderten, was eine Erhöhung der Reichweiten zur Folge hatte.“

<sup>1350</sup> Ebd., S. 122.

Invasionstag und die Zusicherung von Luftunterstützung auch in den darauffolgenden Tagen, wurden nicht eingehalten.<sup>1351</sup> Der damalige Jagdflieger, Jörg Zink, lag mit seinem Geschwader in Vannes (Bretagne). Einen Flugzeugabsturz über dem Atlantik hatte Zink bereits überlebt. Dass die Amerikaner landen würden, haben die Piloten gewusst. Aber ihnen war auch klar, „dass wir mit unseren paar Maschinen nichts gegen sie auszurichten hätten.“<sup>1352</sup> Am 6. Juni lautete der Auftrag an die deutschen Piloten: „Die Jagdglocken durchbrechen und die Schiffe angreifen.“<sup>1353</sup> Es waren nur zwölf Maschinen, in einer Jörg Zink, der berichtete, dass sie kurz nach ihrem Aufstieg von allen Seiten angegriffen wurden. Alliierte „Jäger“ überwachten den Luftraum. „Ehe wir die Schiffe erreichten, waren wir noch neun. Zu Hause noch sieben.“ Um elf Uhr stiegen sie erneut auf. Jörg Zink wurde vor seinem zweiten Start von einem Kameraden aus der Maschine gewiesen. Dadurch überlebte er. Vier Maschinen (von sieben) kamen vom zweiten Flug nicht zurück, darunter die „Berta“, das Flugzeug in dem er schon gesessen hatte, aber wieder aussteigen musste. Die Zurückgekehrten stiegen am 6. Juni zum dritten Mal auf. Abends standen noch drei beschädigte Maschinen auf dem Flugplatz. Für die meisten aber war es ein Flug ohne Wiederkehr geworden.

Der Zeitzeuge Uhlmann erinnerte sich an die gedrückte Stimmung innerhalb eines in der Nähe liegenden Jagdfluggeschwaders:

„Nein, aber ich hab da erlebt, dass unsere Jäger mit dem Bewusstsein aufstiegen, sie kommen nicht wieder. Wir nehmen zwei mit (?). So sind die aufgestiegen, [unsere] Jagdflugzeuge.“

Die Aussage Uhlmanns und die Beschreibung Jörg Zinks verdeutlichen, wie es um die Luftwaffe bestellt war. Leichtfertige Zusagen Hitlers und Görings, die auch noch während der Kämpfe in der Normandie gemacht wurden und in keinem Fall eingehalten werden konnten, trugen noch zur weiteren Enttäuschung und Demoralisierung der Truppe bei.<sup>1354</sup> Anzumerken ist, dass die Piloten der wenigen deutschen Maschinen mehrmals täglich aufstiegen, wie das Beispiel zeigt. Aber auch dieser maximale Einsatz einiger weniger konnte gegen die Übermacht des Gegners kaum etwas ausrichten.<sup>1355</sup>

<sup>1351</sup> Ebd., S. 120.

<sup>1352</sup> Zink: Sieh nach den Sternen, S. 128.

<sup>1353</sup> Ebd.

<sup>1354</sup> Ähnliches berichtet Bernecker: Generation, S. 234, auch von der Ostfront zur selben Zeit: „Während meinem Aufenthalt an der Ostfront sah ich nur dreimal deutsche Flugzeuge. Eine Stukastaffel, die nach vorne flog, den Angriff Rudels [auf den Ort Ergli], und später in Kurland sauste ein einziger Messerschmittjäger über unsere Köpfe über die HKL zum Iwan; es fehlte an Sprit.“

<sup>1355</sup> Am 6.6.44 kamen insgesamt 319 Flugzeuge zum Einsatz. Es gelang ihnen, einige Schiffe (u. a. einen Kreuzer und vier Zerstörer) zu versenken und weitere zu beschädigen. Die Alliierten flogen am *D-Day* 10 600 – 14 700 Einsätze (die Angaben differieren). Ose: Entscheidung, S. 119.

*Zusammenfassung:*

Als der *längste Tag* des Zweiten Weltkrieges sich dem Ende zuneigte, war das Landunternehmen der Anglo-Amerikaner gelungen – wenn auch mit Schwierigkeiten an einigen Strandabschnitten, wie die Zeitzeugenberichte deutlich machten. Mit immensem Menschen- und Materialeinsatz – bis 24.00 Uhr am 6. Juni 1944 landeten 130.000 englische und amerikanische Soldaten in der Normandie,<sup>1356</sup> bei ca. 9.000 Mann Verlusten - war der *Atlantikwall* bis zum Abend durchbrochen worden, auch wenn das Ziel der Alliierten, bis zum Ende dieses Tages einen zusammenhängenden Brückenkopf zu bilden, nicht ganz erreicht wurde.<sup>1357</sup> An keiner Stelle der fünf Landestrände war es dem deutschen Verteidiger gelungen, die Alliierten wieder ins Meer zu werfen. Allerdings hatten die Alliierten hohe Verluste unter ihren Fallschirmspringern, Lastenseglerbesatzungen in der Nacht und am frühen Morgen an den Stränden, besonders am Omaha Beach zu beklagen. Sowohl die deutsche als auch die amerikanische Seite standen besonders am 5./6. Juni 1944 unter einer hohen Anspannung. Diese brach sich in überschnellem Handeln Bahn. Im Zweifel wurden, bis zur Konsolidierung der Lage, auf beiden Seiten keine Gefangenen gemacht, sondern Deutsche und Amerikaner sofort im Gefecht erschossen. Auch Fallschirmjäger, die sich im Landeprozess befanden, wurden oftmals noch in der Luft bekämpft. In dieser Angriffsphase waren die Grundsätze des Völkerrechts vollkommen außer Kraft gesetzt. Dem Befragten Neß, der als verwundeter Soldat in der Nacht zum 6. Juni Amerikaner aus Bäumen befreite und verwundete G.I.s ins Lazarett brachte, waren anscheinend solche Vorgaben fremd. Würde man ausschließlich seiner Aussage folgen, so wurden verwundete und gefangen genommene Angloamerikaner von Deutschen gemäß der Haager Landkriegsordnung behandelt. Besonders ein am 6. Juni 1944 verwundeter Amerikaner dankte ihm dieses Verhalten später, als Neß selbst in Gefangenschaft geraten war.<sup>1358</sup>

Die beiden, vom Angriff am Omaha Beach unmittelbar betroffenen deutschen Divisionen mussten sehr schwere Verluste verkraften. Die 716. I.D. galt als zerschlagen; die 352. I.D. fügte dem Gegner am Landungstag die größten Verluste zu,

---

<sup>1356</sup> Ihnen standen etwa 60.000 – 80.000 deutsche Soldaten gegenüber.

<sup>1357</sup> Ose: Entscheidung, S. 122, auch Anm. 124.

<sup>1358</sup> Er erklärte dazu im Interview: „Ich hatte den [Ami] doch vom Baum geholt, und der hatte mich nachher gesucht. Ich hatte auch 'ne Verwundung, [aber] ich war noch gehfähig, und da hat er mir 'n Schild um 'n Hals gehangen. Wahrscheinlich stand irgendwas drauf: ‚Besonders [gut] zu behandeln‘ oder so. Und [da hat er mich] auf n Jeep verfrachtet.“ Neß kommentierte die offensichtliche Dankbarkeit des von ihm geretteten amerikanischen Fallschirmjägers so: „Ja, irgendwie muss sich die Humanität ja auszahlen. Die Amerikaner waren alle fair. Höchstens da in England nachher, [da sind wir], ja, schikaniert worden.“ Möglich ist, dass deutsche Gefangene dort von Amerikanern schikaniert worden sind, die die Gefangenen bewachten, die später nach Amerika transportiert oder den Engländern übergeben wurden. Neß kam zunächst in Lazarette nach Newcastle und Glasgow. Seine Gefangenschaft verbrachte er dann später in den USA.

musste aber auch selbst schwere Einbußen hinnehmen.<sup>1359</sup> Nach Auskunft Severlohs haben vom A.R. 352 seiner Division, von 10 Artilleristen auf WN 62, nur zwei den 6. Juni verwundet überlebt. Vom 726. Regiment der 716. I.D., das auf WN 62 mit 20 Soldaten eingesetzt war, überlebten acht Soldaten. Zwei Drittel der Deutschen auf WN 62 überlebten den Tag der Landung nicht.

Den Kampf des *längsten Tages* hatte die Wehrmacht nicht für sich entscheiden können. Nun mussten die darauf folgenden Wochen zeigen, ob Rommel mit seiner Einschätzung Recht behielt, wonach mit dem Anlanden und Festsetzen der Truppen bereits das Ende des Dritten Reiches besiegelt war.

Noch waren manche Wehrmachtssoldaten hoch motiviert. Herr Meißner berichtete, dass er mit anderen Kameraden am Abend des 6. Juni sehr entschlossen sagte: „Morgen schmeißen wir die Amerikaner raus!“<sup>1360</sup> Im Lager des 6. FJRes glaubten einige Deutschland ebenfalls noch nicht verloren. Und auch Herr Golder erinnerte sich, dass er noch zuversichtlich war:

„Jedenfalls habe ich noch fescht dran geglaubt, dass wir die abwehren können. ... Ja, wir haben trotzdem gewusst, dass da am Strand einiges war. Wir hatten ja Raketenabwehr auch. Und diese ganzen Unterwasserhindernisse, und was da alles war, und dieser breite Strand. Von Russland her wusste ich ja die Wirkung von Maschinengewehren unten. Da war ja unten, vor 'm WN 30, da war ja ein Bunker mit einer 8.8. Der hat die ja weggefegt. Das war eine der wirkungsvollsten Waffen im Erdkampf. Die war ursprünglich für die Luftabwehr vorgesehen, 8.8, die Sprengwirkung, nicht? Und in Russland haben wir die nachher im Erdkampf eingesetzt. Wenn 's wirklich ganz hart hergegangen isch, dann kam die 8.8.“

Optimismus herrschte auch bei den Soldaten der Panzer-Lehr-Division, von denen die meisten am Abend des 6. Juni noch keine Gelegenheit gehabt hatten, sich an der Küste ein Bild vom enormen Materialeinsatz zu verschaffen. Sie waren allerdings schon zur Genüge mit der alliierten Luftwaffe konfrontiert worden. Festzustellen ist, dass diejenigen am Abend noch Mut hatten, die sich am frühen Morgen nicht unmittelbar an den Küstenstützpunkten (WNs) zu verteidigen hatten, wie etwa Golder.<sup>1361</sup>

Nach der Devise: „Da kann keiner mehr leben,“ hatten die wenigen Überlebenden der Widerstandsnester am eigenen Leib erfahren, mit welcher Art von Gegner die Deutschen es zu tun bekamen. In den Berichten *dieser* Augenzeugen finden sich von

<sup>1359</sup> Ebd., S. 123.

<sup>1360</sup> Vgl. FpBf v. Josef Zinner, 7.6.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 125, der in einiger Entfernung von der Front in der Normandie von den Geschehnissen des 6. Juni 1944 zuversichtlich nach Hause schrieb: „Der Empfang war ja vorbereitet und sie sind entsprechend auch empfangen worden, wie der Wehrmachtbericht meldete. Nun wollen wir hoffen, dass unsere Truppen Glück haben und die Invasion zerschlagen, wie es sich gehört.“

<sup>1361</sup> Vgl. derselbe, die Invasion und die schweren Kämpfe vom 6. Juni bis Anfang August 1944 nicht direkt erlebende Soldat (Josef Zinner) hinter den Linien in einem Brief v. 19.8.1944, als er im Zuge des Zusammenbruchs des Westheeres direkt in den chaotischen Rückzug geriet. Darin ist der Tenor ein völlig anderer: „Ich möchte überhaupt wissen, warum wir noch Krieg führen. Man sieht doch, wie es geht und steht. Warum noch unnützes Blut vergießen.“ Jasper: Radikalisierung, S. 355.

Anfang an die Begriffe *Übermacht*, *aussichtslos* und *Ende*. Vielleicht erklärt dies sich so, dass der Ob.West, der weder die Schiffe gesehen noch die massive Küstenbombardierung aus der Nähe erlebt hatte und zum Teil ohne Funkverbindung zu einigen Truppenabschnitten war, nicht recht glauben mochte, dass dies wirklich der Auftakt zur lange erwarteten zweiten Front war. Die zögerliche Haltung, gerade bei der Bewertung der Situation am Morgen des 6. Juni und damit auch bei den Anträgen auf Freigabe der Panzerreserven beim OKW, kann darin eine Begründung finden.<sup>1362</sup> Der Satz des Informanten Lützen: „Das kann sich einer gar nicht vorstellen,“ impliziert, dass sich das nur derjenige vorstellen kann, der sich mit eigenen Augen von der vor der Calvados-Küste vorgefahrenen alliierten Streitmacht überzeugen konnte und durch den Angriff mit größten Kalibern tatsächlich einen Eindruck von der enormen Schlagkraft sowie der schier unbegrenzten Kapazitäten der Alliierten gewinnen konnte.<sup>1363</sup> Der Befragte Gockel erklärte dazu:

„Die haben ja gesagt, das ist nur eine Ablenkung. Der Hauptangriff kommt in Nordfrankreich. Und *wir* hier, die wir vorne die Schiffs-Armada gesehen hatten, das konnte es nur einmal geben. [Aber] auf Generalstabsebene konnte man sich das gar nicht vorstellen, dass das so viele waren.“

Hendrik Meyer stellte im Gespräch noch einmal die enorme Wichtigkeit der von den Alliierten so erfolgreich durchgeführten Desinformationskampagne heraus, deren Rolle für den D-Day nicht unterschätzt werden darf (vgl. Abschn. 2.6): „... Desinformation lässt sich auf zweierlei Weise herbeiführen, indem es ... Falschmeldungen waren oder indem Sie den anderen mit Meldungen überfüttern.“ Im Rahmen von *Fortitude* kamen beide Methoden zur Anwendung. Im Jahre 1943 waren dem Führerhauptquartier mögliche Landungen vom Nordkap bis zur Biskaya vorhergesagt worden (s. Abschn. 2.6), die meisten Informationen besagten jedoch, dass der Hauptangriff im Bereich um Calais erfolgen würde. Meyer wies außerdem auf mehrere Faktoren hin, die am 6.6.1944 dazu führten, dass der Ob.West zunächst bestrebt war, sich einen Lageüberblick zu verschaffen, was ihm erst im Laufe des Tages – und damit viel zu spät - gelang. Erst dann wollte er seinen wertvollen Panzerdivisionen den Befehl geben, zur Küste zu marschieren:

„[In der Normandie konnte] man ... den Schwerpunkt deshalb nicht erkennen, weil... Also erstmal war unklar, waren die Meldungen von den einzelnen Landungsstellen sehr unterschiedlich. Hier der General Marcks mit dem 84. Korps auf der rechten Seite, der war durch die Landung auf der Ostseite der Orne und dann

<sup>1362</sup> Auch die bereits erwähnte fatale Wirkung der alliierten Täuschungsoperation *Fortitude* gehört in diesen Zusammenhang. Anders jedoch war die Einschätzung der Lage bei der deutschen Seekriegsleitung lt. Eintrag vom 6.6.1944 in das KTB d. SKL, Bd. 58/1 (S. 93f): „Dass es sich tatsächlich um die große, Entscheidung suchende Unternehmung gegen Westeuropa handelt, steht außer Frage.“

<sup>1363</sup> Ähnlich wie Lützen formuliert es auch Herr Siemers: „Freilich habe mia da g'redt [über eine Landung], aber so genau kann man sich des nicht vorstellen, die Landung oder die Invasion. Des habe mia uns überhaupt net vorstellen können, was des überhaupt is.“

durch dies Erscheinen der Versorgungslastensegler, die er für Kampftruppen hielt, von der Küste, durcheinander gebracht. Am Abend klärte sich das schon etwas.“

Marcks wurden von überall her sowohl Landungen von Lastenseglern als auch von Fallschirmjägern und Gummipuppen gemeldet. Die Gründe dafür, warum die alliierten Soldaten zunächst im Hinterland verstreut landeten, sind bereits genannt worden. Für die angloamerikanische Landung erwies sich dieses nicht beabsichtigte Phänomen als Vorteil, da die deutsche Seite am 6. Juni mit Meldungen überflutet wurde und so nicht in der Lage war, sich ein genaues Bild zu verschaffen, wie Meyer weiter ausführte:

„Es war völlig unklar, was diese Landung bezweckte. War es nur ein Ablenkungsmanöver, um erst mal die Cotentin-Halbinsel in seine Gewalt zu bringen mit einem guten Hafen, Cherbourg, oder war es schon der Haupt( ) der Landung? ... Kein Mensch heute kann unsere Marine verstehen. Die Anwesenheit von so viel ... die Landungsarmada war ja über 5000 Schiffe stark, die war ja so gewaltig. Die Marine musste eigentlich, meiner Ansicht nach, erkennen, dass das wirklich der absolute Schwerpunkt war, und die Alliierten gar nicht mehr fähig waren, noch weiter umzuplanen. - Dazu kamen immer noch andere Anzeichen.“

Erwähnt wurde schon, dass die Alliierten über kurz oder lang einen Hafen benötigen würden. So lag die deutsche Annahme, wonach auch Cherbourg das Ziel des Angriffs am 6. Juni 1944 sein konnte, nahe. Die deutsche Führung konnte allerdings nicht ahnen, dass die Angloamerikaner einen improvisierten Hafen gleich mitbringen würden, und so nicht sofort auf die Eroberung von Cherbourg angewiesen waren. Meyers Aussage, wonach auch die Kriegsmarine den Schwerpunktangriff nicht sofort erkannte, muss hier allerdings widersprochen werden. Aus dem vorgenannten Eintrag der Seekriegsleitung in das Kriegstagebuch vom 6. Juni 1944 geht eindeutig hervor, dass die Marine keinen Zweifel daran hatte, dass die auf die Normandie zusteuernde alliierte Flotte dort das lange erwartete Landungsunternehmen durchführen und die Zweite Front eröffnen wollte<sup>1364</sup>.

Dies unterstreicht die These, dass diejenigen, die die Schiffe am Morgen des 6. Juni 1944 gesehen hatten (deutsche Seekriegsleitung, Wehrmachtsoffiziere und –soldaten an der Küste), an einen Schwerpunkt in ihrem Bereich glaubten. Dagegen hatten anscheinend sowohl die deutsche Führung als auch Soldaten in der „zweiten Reihe“, die am 6. Juni das Geschehen noch aus einer fast beobachtenden Perspektive verfolgten, die Situation, in der sich die Betroffenen an der Küste befanden, noch nicht in ihrem ganzen Ausmaß erfasst. So ist ihre Zuversicht am Abend begreiflich. Hinzu kam die wider Erwarten im Laderaum am 6. Juni 1944 und in den Tagen danach nur sehr verhalten in Erscheinung tretende Résistance (s. Abschn. 4.4). Alle diese Indizien sprachen für eine weitere Landung an anderer Stelle. An der Ostfront waren die Soldaten, die den Wehrmachtsbericht an Rundfunkgeräten empfangen konnten, nicht sicher, ob die alliierte Landung ein Erfolg gewesen war. Eine Niederlage hätte die

<sup>1364</sup> Eintrag vom 6.6.1944 in das KTB d. SKL, Bd. 58/I (S. 93f).

deutsche Führung ohnehin nicht zugegeben. Der damalige „Volksdeutsche“ Ferdinand Bernecker, berichtet, dass die Elsässer den Wehrmachtbericht an der Ostfront mit Spannung verfolgten, dieser aber am Abend jenes 6. Juni 1944 „sehr undurchsichtig“ gewesen sei. Es sei jedoch der Eindruck entstanden, so Bernecker, dass die Amerikaner „auf dem alten Kontinent Fuß gefasst hätten“:

„Nach unserer elsässischen Version war die Landung gelungen, ein Hoffnungs-schimmer stieg in uns auf, würde dadurch dieser Scheißkrieg bald ein Ende nehmen? ... Zwei Tage später wurde uns klar, dass in Westfrankreich die zweite Front entstanden war. Dies berührte uns hauptsächlich darum, da es Urlaubssperre für uns bedeutete. Für uns Elsässer jedoch war es auch der Anfang zur Befreiung unseres Landes.“<sup>1365</sup>

Obwohl an allen Fronten Urlaubssperre herrschte, berichtet Bernecker von einer Merkwürdigkeit, die sich während der Kämpfe in der Normandie, in Bezug auf die an der Ostfront eingesetzten Elsässer ereignete. Der General seiner Division schickte alle Elsässer, trotz Urlaubssperre, zu einem dreiwöchigen Urlaub in die Heimat, mit der Begründung, „dass viele unter euch noch keinen Urlaub erhalten haben seit ihrem Einrücken.“ Dazu schreibt Bernecker:

„Ich glaube mit Sicherheit behaupten zu können, dass diese Handlung eines Generals einmalig in der Geschichte der zwangseingezogenen Elsässer und Lothringer dasteht. Es mag wohl Einzelfälle gegeben haben, aber über hundert Mann ins Elsass zu schicken, nachdem am anderen Ende Frankreichs die Amerikaner gelandet waren, in einer Periode, wo kein reichsdeutscher Soldat mehr Urlaub erhielt, das war wohl ein starkes Stück.“<sup>1366</sup>

Hatte der General bereits eine Ahnung, dass Frankreich in diesem Fall, auch angesichts der prekären Lage an der Ostfront, nicht mehr lange von den Deutschen zu halten war und die Elsässer dann ohnehin bald in die Heimat zurückkehren würden? Oder wollte er ihnen ermöglichen, ihren Angehörigen während der Kämpfe in ihrem Land beizustehen? Was diese Aktion wirklich bezweckte, und warum den Elsässern ausgerechnet während der Befreiung Frankreichs Urlaub gewährt wurde, ist schwer einzuschätzen.

Die abschließende Feststellung des Interviewpartners Uhlmann zur Situation der Deutschen am D-Day: „Die haben den Ernst der Lage nicht erkannt,“ trifft sowohl auf die Haltung der deutschen Führung am 6. Juni 1944 zu, als auch auf diejenigen Befragten, die am Abend des *längsten Tages* nach wie vor glaubten, die Deutschen könnten das Blatt noch einmal wenden und die Angloamerikaner ins Meer zurückwerfen.<sup>1367</sup> Die Zweite Front war unabänderlich eröffnet.

---

<sup>1365</sup> Bernecker: *Generation*, S. 200.

<sup>1366</sup> Ebd., S. 203f.

<sup>1367</sup> Der prestigeträchtigste unter den höchsten deutschen Offizieren, Erwin Rommel, hätte vielleicht den Ernst der Lage am 6. Juni 1944 eher erkannt als beispielsweise Rundstedt. Aber auch er durchschaute „nur teilweise die Pläne der Alliierten.“ Spektakuläre Erfolge, wie 1942 in Nordafrika, blieben aber auch ihm in der Normandie 1944 versagt. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 638.



Der Bereich des WN 62 im Frühjahr 1944. Im Sommer 1944 standen hier Geschütze; es waren Laufgräben gezogen worden, in denen die MGs positioniert wurden. Hinter dem Strand lagen die sogenannten Widerstandsnester, die von Stacheldraht und Minenfeldern umgeben waren. Tag und Nacht hielten Wachen Ausschau nach einem eventuell hier anlandenden Gegner, auch nach Kommandounternehmen der Engländer. Rommels Strandhindernisse (u. a. Rommelspargel, Tschechenjigel, belgische Tore) waren direkt am Strand aufgebaut worden. Sie sollten die Alliierten aufhalten, bis der deutsche Nachschub herangeführt werden konnte. Foto: Imke Wendt, Juni 1944, PrArIW



Die Normandie im Sommer 1943. Das Foto zeigt vermutlich den Ort Vierville-sur-Mer, ein Nachbarort von Colleville, vor dem das WN 62 lag. Herr Golder befand sich seit 1943 auf dem nahe Vierville gelegenen WN 73. Foto: Hans Golder, PrArIW



Vermutlich ebenfalls der Ort Vierville-sur-Mer in der Normandie im Herbst 1943. Die Alliierten hatten am 6. Juni 1944 gegen ähnlich hohe Wellen anzukämpfen. Die meisten Amerikaner, Engländer und Kanadier waren seekrank durch die Überfahrt von England in die Normandie. Dies wurde nach ihrem Umstieg auf die kleinen oder größeren Landungsboote nicht besser. Von vorn wurden sie dann auch noch von deutschen MGs oder Karabinern beschossen. Ein Großteil ihrer Ausrüstung ging bereits in dieser Phase verloren.

Foto: Hans Golder, PrArIW

## VIERTER TEIL: Das neue Gesicht des Krieges

## 4. Kampfgeschehen im Westen vom 7.6. – 25.8.1944

4.1 Kämpfe und Strapazen im Westen: „*In banger Sorge denke ich an Sie und an die letzten Kameraden...*“<sup>1368</sup>

Die Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 und die anschließende Schlacht um die Normandie leiteten eine neue Form von Krieg ein, die auf deutscher Seite im 6. Kriegsjahr große Hilflosigkeit auslöste. Doch immer noch bestanden bei der obersten deutschen Führung am 7. Juni Zweifel daran, ob die am Vortag erfolgte alliierte Landung wirklich *die Invasion* darstellte. Für eine weitere Landung sprach am 6.6.1944 und in den nachfolgenden Tagen, dass Sabotageakte in der Normandie (noch) nicht merklich angestiegen waren. Dazu heißt es im KTB des Wehrmachtsführungsstabes:

„Deshalb war denkbar, dass der Feind erst einmal die Halbinsel Cotentin abkneifen und dadurch Cherbourg in eigene Hand bringen wollte, um gleichzeitig oder anschließend mit den in Südostengland wartenden Kräften die 15. [deutsche] Armee anzugreifen.“<sup>1369</sup>

Die Deutschen ahnten, dass die Amerikaner über kurz oder lang, trotz des am 7.6. begonnenen Baus der künstlichen Anlegestellen vor den beiden Landepunkten Omaha und Gold Beach, einen ausgebauten Hafen brauchen würden, zumal Cherbourg von den USA aus einen direkten und idealen Anlaufhafen darstellte. Dass der 6. Juni 1944 der tatsächliche Auftakt zur Eröffnung einer zweiten Front war, daran bestand innerhalb der deutschen Führung kein Zweifel, zumal General Eisenhower eine vorbereitete Ankündigung über den englischen Rundfunk verbreiten ließ. Auch die Ministerpräsidenten und Staatsoberhäupter der mit den USA verbündeten Länder teilten ihrer Bevölkerung mit, dass der lang erwartete Großangriff der Alliierten begonnen habe.<sup>1370</sup> Dies schloss aber, nach Meinung des OKW, weitere Angriffe an anderen Stellen keineswegs aus, wie das obige Zitat dokumentiert. Die deutsche Seite ging davon aus, dass in England große Truppenansammlungen auf einen weiteren Angriff warteten, der sehr wahrscheinlich im Bereich Calais erfolgen würde. Genährt wurde diese Vermutung auch von der (Schein-)Armee General Pattons, die weiterhin in Südostengland „aktiv“ war und ein riesiges Truppenaufgebot vortäuschte.<sup>1371</sup>

Während die deutsche Führung sich mit derlei Fragen befasste, befanden sich die Wehrmachtstruppen seit dem 6.6. in schweren Gefechten. Heinze, der noch über

<sup>1368</sup> Zitat des Befragten Heinze während des Interviews aus einem Fp.Brief v. 18.6.1944.

<sup>1369</sup> KTB/WFST, 1.1.44 – 31.12.44. Der westl. Kriegsschauplatz. RW 4/v.67, Bl. 114.

<sup>1370</sup> Ebd.

<sup>1371</sup> Auch heute noch wird in der russischen Armee mit solchen Scheinarmeen aus aufblasbaren Panzern und Raketenattrappen gearbeitet, „[um] Feinde ab[zu]schrecken [und] die gegnerische Militärsplionage zu täuschen,“ wie die FR v. 24.8.2010 berichtete.

Originalbelege seiner Sturm- und Nahkampftage verfügte,<sup>1372</sup> berichtete, dass er sich am 6.6. abends mit seiner Kompanie nahe Colleville in Deckungslöchern eingeklinkt hatte:

„Und da hatten wir eigentlich den Eindruck, der Krieg geht an uns vorbei. ... Wir merkten, dass die Amerikaner rechts und links schon vorgestoßen waren, an uns vorbei. ... Da haben wir gedacht: ‚Was soll das hier? Die führen hier ohne uns Krieg weiter.‘“

Bei den Alliierten lautete die Parole: „Vorwärts an die großen Verbindungsstraßen“, denn sie wollten die am 6.6. verlorene Zeit wiedergutmachen.<sup>1373</sup> Noch feuernde deutsche WNs wurden einfach rechts und links liegen gelassen und nicht systematisch niedergekämpft.<sup>1374</sup> Dies konnte sich für manche englische oder amerikanische Einheiten aber auch verhängnisvoll auswirken. So erzählte Meißner, dass er mit sieben seiner Kameraden in der Nacht vom 9./10. Juni 1944 einen Spähtrupp gebildet habe, mit dem Auftrag, „Kontakt mit den Amerikanern aufzunehmen.“ Bei Cartigny l'Épinay stießen sie dann auf eine amerikanische Einheit, an die sie sich in zwei Gruppen mit ihren Fahrrädern heranschlichen:

„Die rechte Gruppe, das sind vier Mann, und da haben wir unsere Räder links abgestellt, und dann sind der Unteroffizier mit 'm MG, die san da rauf marschiert, und ich mit 'm Schnellfeuergewehr und noch zwei Mann, wir sind auf dieser Seite - und dann ungefähr einen Kilometer. Und wir haben den Auftrag gehabt, wenn wir den Feind feststellen, dann müssen wir uns ruhig verhalten. Stillhalten, bis diese [rechte] Gruppe auf den Feind stößt. Die Schwebewaffneten mit 'm MG, wenn die das Feuer eröffnen, dürfen wir auch das Feuer eröffnen.“

Meißner stellte im Interview fest: „Das war für uns ein Himmelfahrtskommando. Wenn die wach san [und] passen auf ...“, zumal es sich bei den Amerikanern um ein gesamtes Bataillon (ca. 700 Mann) handelte. Der Befragte erinnerte noch, dass sich die G.I.s „ziemlich laut“ unterhielten und fügte erklärend hinzu: „Die dachten wohl, sie sind im tiefsten Frieden.“ Die acht Deutschen eröffneten aus ungefähr 30 Metern Entfernung das Feuer. Bei den Amerikanern, die unvorsichtigerweise auch keine Wache aufgestellt hatten und sich in Sicherheit glaubten, brach daraufhin Panik aus. Der Angriff traf sie völlig unvorbereitet. Danach zogen sich die Deutschen schnell auf ihren Fahrrädern in ihre Ausgangsstellung zurück, was ohne Verluste gelang.

Wie es den Amerikanern ergangen war, davon zeugt heute ein am Gefechtsort errichteter Gedenkstein bei Isigny, der von Meißner bei seinem letzten Besuch in der Normandie fotografiert worden ist. Auf der am Stein angebrachten Gedenktafel steht zu lesen, dass 139 Soldaten und elf Offiziere der 29. US-Division im MG-Feuer der

---

<sup>1372</sup> In Kopie PrArIW. Diese Dokumente waren ihm während des Interviews eine ausgezeichnete Gedächtnisstütze, da die Rückzugsorte mit Datumsangaben genau belegt sind.

<sup>1373</sup> Das Ziel der alliierten Führung war gewesen, am 6.6.1944 alle fünf Landeabschnitte zu verbinden und einen zusammenhängenden Brückenkopf zu bilden. Außerdem sollte die Stadt Caen bis zum Abend eingenommen sein.

<sup>1374</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 541; Carell: Sie kommen, S. 101.

„German Army“ umgekommen sind. Den Amerikanern war anscheinend nicht bewusst, dass es sich bei dem Angriff nur um eine Handvoll Deutscher handelte, „acht gegen dieses Bataillon“, und nicht um einen Großangriff „der“ Wehrmacht, wie der Ausdruck „German Army“ Glauben macht. Meißner präsentierte das Foto voller Stolz während des Interviews. Ein Zeichen des nachträglichen Bedauerns oder kritische Reflexionen über den Sinn dieser Handlung und des Krieges überhaupt konnte man bei diesem Interviewpartner vergeblich suchen.

Kowalski gelang im Juli 1944 ein ähnlicher lokaler „Erfolg“ gegen die Amerikaner.

Die anderen Deutschen machten inzwischen Bekanntschaft mit der alliierten Schiffsartillerie. Diese hatte bei den Vorbereitungen der Deutschen keine große Rolle gespielt. Tatsächlich konnte sie jedoch bis zu 30 Kilometer im Inland liegende Ziele erreichen,<sup>1375</sup> und setzte den Deutschen, neben dem Beschuss durch die alliierte Luftwaffe und Heeresartillerie, in den ersten Wochen erheblich zu.

Heinze, der mit seiner Einheit immer noch in Deckung lag, während die US-Truppen längst an ihm vorbeigezogen waren, beriet mit seinen Soldaten das weitere Vorgehen:

„Die Amerikaner haben uns auch in Ruhe gelassen. Das muss der 7. [Juni] gewesen sein oder 8., und dann hörte ich noch so 'n bisschen Schüsse aus der Gegend von der Geschützkompanie, tja, was machen wir denn nun? Verbindung nach hinten hatten wir nicht, und denn haben wir uns aufgemacht, erstmal angefangen, [über die normannischen] Hecken zu springen und sind bis zu der Geschützkompanie durch. Die war verhältnismäßig intakt, aber die hatten auch nicht mehr viel Munition. Und die hatten noch zwei Offiziere da. Da haben wir uns besprochen: ‚Was machen wir denn?‘ ... Ja, wie kommen wir hier durch? Ja, ja, die saßen schon in der so genannten Protzenstellung, wo die Pferde standen usw., die waren ja nicht vorne in den Geschützstellungen, die waren so 500/600 Meter dahinter. Die hatten sie schon eingenommen. Da haben wir überlegt: ‚Was machen wir denn?‘ Ja, wir hatten - genaue Zahl der Geschütze weiß ich nicht mehr - zwei starke Geschütze, das waren die 5,5 und drei 7,5 und haben alle Munition, die wir hatten, nach vorn und nach hinten verschossen in die Protzenstellung ‚rein. Erstmal haben wir sie gesprengt und mit dem letzten Schuss sind wir mit wütendem Gebrüll hinterher und haben die Amerikaner verscheucht, aus der Protze, das ist uns gelungen, und dann sind wir an eine Straße gekommen, die von Carentan rauf... na, die erste größere Straße, an Formigny vorbei. Hier muss das ja sein, da, hier in der Nähe. Da war schon Verkehr von den Amerikanern Richtung Bayeux. Die fuhren hier die Straße schon runter. Naja, am 2./3. Tag hatten wir natürlich nicht mehr viel Munition. Haben wir gesagt: ‚Was machen wir denn nun?‘ und haben gewartet, bis so ‚ne Lücke war, und dann sind wir im Sprung hier über die Straße noch weg und sind bei Trevières, da ist dann unser Regimentsgefechtsstand gewesen, hier in dieser Gegend, da sind wir wieder auf unsere Truppe gestoßen, und da meldete ich mich bei meinem Oberst zurück, und da wollte er mich vor ‚s Kriegsgericht stellen. Ja (lacht), wie wir ihn jetzt mal besucht haben, habe ich ihn mal an die Situation erinnert. Es kam nicht dazu. Gott sei Dank waren die Amerikaner schon sehr schnell, die waren also schon in der Nähe vom Regimentsgefechtsstand, und die fingen da an zu ballern, und da fragte er auf einmal, wieviel Mann ich noch hätte. Ich weiß nicht, was hatte ich noch? 60 Mann vielleicht. Und da sagte er, ich solle sofort Ringsumverteidigung um den Regimentsgefechtsstand machen, und Munition hatten wir, zu essen hatten wir auch, da waren wir dann aus dieser Geschichte raus. Das hat er dann

<sup>1375</sup> Ose: Entscheidung, S. 121.

auch vergessen. Vielleicht auch deswegen: da hat er mir später dann mal erzählt, er war mal Generalquartiermeister einer Division, einer Russlanddivision, und hatte den Übergang über den Donez oder Don, ist ja auch egal, den hatte er freizuhalten für seinen Nachschub. Und da ist eine SS-Einheit gekommen, ein sehr arroganter SS-Offizier und wollte das unterbrechen und hat gesagt: ‚Ich muss jetzt mit meinen Leuten hier rüber.‘ Er war ein Bayer, sehr impulsiv, ich weiß nicht, ob er ihn körperlich angegriffen hat oder den Zettel, den er da hatte, hat er zerrissen und in den Don geschmissen, und da hat er gesagt, er wollte ihn bei so ‚nem höheren Kommandeur anzeigen. Er hat das schnell seinem Divisionskommandeur oder wer das auch war, gemeldet, und der hat ihn dann schnell versetzt, so dass er dann nicht mehr zu finden war. Vielleicht hatte er sich dann daran erinnert. Wir haben an und für sich da ‚n gutes Verhältnis gehabt so in der Zeit. Nachher ist das dann nicht mehr zur Sprache gekommen. Aber er hatte auch den Befehl zu ‚halten‘. Was sollte er denn machen?“

Heinze wurde während des Kampfes um die Normandie, im Sommer 1944, mehrfach mit dem Gebaren seines Regimentskommandeurs konfrontiert, der offenbar den Führer-Befehl: „Halten bis zum letzten [Mann] und bis zur letzten Patrone,“ gnadenlos ausgeführt haben wollte. Anscheinend hatte Heinze mit seiner Einheit, nachdem die Munition zur Neige ging, und das aussichtslose Unterfangen gegen die sie bereits überholenden Amerikaner offenkundig wurde, die befohlene Gefechtsposition verlassen. Sein Oberst hatte wohl auch schon im Osten die Dinge übergenaugenommen. Als Generalquartiermeister war er dort für die Verpflegungslager zuständig gewesen. Manche Wehrmachtoffiziere haben, auch beim Vormarsch der Sowjets gen Westen, den ausgehungerten und sich zurückziehenden deutschen Truppen noch in dieser Phase die Herausgabe von Lebensmitteln aus ihren Depots verweigert. Der Befragte Ludwig, der einer Division der Waffen-SS angehörte, und andere Soldaten, berichteten von einem solchen Vorfall an der Ostfront (s. Abschn. 5.3). Solche Offiziere fielen häufig durch kleinliches, unflexibles Gebaren auf und wirkten angesichts der ernstesten Lage grotesk. Möglich ist, dass Heinzes Oberst den vor den Rotarmisten zurückflutenden Deutschen in kleinlicher Befehlsausübung sowohl die Herausgabe von dringend benötigten Lebensmitteln und Nachschub verweigert hatte als auch die Freigabe des Flussüberganges, obwohl der SS-Offizier eine Bedarfsmeldung bzw. einen schriftlichen Befehl vorlegen konnte. Heinze verlor am Ende einen Arm, weil der besagte Oberst von ihm später verlangte, zu einem von ihm bereits verlassenen Bunker zurückzukehren und diesen zu sprengen. Inzwischen hatten sich dort jedoch bereits die Amerikaner in Schussposition gebracht, so dass der Informant von einem Panzergeschoss schwer verwundet wurde.

Während der Kämpfe um die Normandie wurde Heinze als Kompanieführer von seinem Vorgesetzten mit schier unlösbaren Aufgaben betraut, wie er anhand eines von ihm aufbewahrten Befehls dokumentieren konnte:

„Na, weswegen ich mir dieses aufgehoben habe, also, wir wurden nun Regimentsreserve und dachten: ‚Ja, gut, na, ‚n bisschen Ruhe haben wir ja, nicht?‘ Wir lagen da an so ‚nem Abhang und hatten uns da in Löcher reingegraben. ... [Reserve],

das bedeutete nur, falls irgendwo vorne was los war, mussten wir wieder ran. Jetzt passierte folgendes: Unser Regimentskommandeur, der blieb also unser Abschnittskommandeur, und weil diese Leute, die waren wirklich auch kampfungewohnt, die waren auch der Aufgabe nicht gewachsen und deswegen, wenn vorne irgend etwas los war, dann rief der Regimentskommandeur bei mir an und sagte: 'Gehen Sie mal nach vorne, sehen Sie mal nach, was da los ist.' So. und dann kriegten wir also auch einen ... Bericht, das Original, d. h. das ist jetzt eine Kopie von ihm, von so einem Meldeblock, am 13.7.; 916, das war unser Regiment, Logis-Kampfgruppe: ‚Aufgabe der Gruppe Logis ist es: I a) feindliche Einbrüche in der alten Stellung [wo wir vorher waren] zu verhindern. [Das ist auch schon Quatsch, als Reserve kann man sie nicht verhindern.] b) Durchbrüche, auch beim Nachbarn, von Canelon nach Süden aufzufangen. c) Die 9. und 11. Kompanie 898 moralisch und geistig aufzurichten und zu stützen.'

[Heinze erklärte: Das geschieht also durch rechtzeitige Feststellung zu I a + b, also mussten wir feststellen, ob da Einbrüche waren] 'und Meldung hierüber, Bereitstellung hinter diesen [dann hinter diesen Gruppen], Auffangen von Versprengten aller Art, besonders an der Straße von Canelon nach Le-Mesnil [das war also Richtung St. Lô], Verbindung halten zu 897, rechts Flügel, usw. ... ggf. Gefechtstandwechsel [damit wir 'n bisschen näher dran waren].'"

Heinze kommentierte den Befehl seines Vorgesetzten:

„Da habe ich so gelacht und gedacht, den nimmst du mit nach Hause. Hab' ich auch mit nach Hause gekriegt. Und das habe ich meinem Regimentskommandeur mitgenommen, wie wir ihn besucht haben, da musste man mal sehen, wie er da reagiert. ‚Was‘, sagt er, ‚das habe ich eigentlich sehr gut gemacht und auch ordentlich geschrieben.‘“ [lacht]

Heinze verdeutlichte jedoch im Interview, dass dieser anspruchsvolle Kommandeur seine Truppe mit diesen Aufgaben vollkommen überfordert hatte, zumal Soldaten dabei waren, für die diese Einsätze die „Feuertaufe“ bedeuteten und andere der Osttruppe angehörten oder Volksdeutsche waren, die sich nicht nur mit der deutschen Sprache schwer taten, sondern auch damit, für die Wehrmacht in den Kampf gegen eine Übermacht ziehen zu müssen. All' diese Faktoren hatte der Oberst bei seinen Befehlen außer Acht gelassen und auch später, nach dem Krieg, die latente Kritik Heazines nicht verstanden oder verstehen wollen.

Herr Siemers gibt anhand seines nachfolgenden Erlebnisberichtes einen anschaulichen Eindruck von der Wucht der Zerstörung durch die alliierte Schiffsartillerie. Er hatte am Abend des 5. Juni 1944, einen Tag vor der Landung, in der Stadt Trévières eine Veranstaltung für deutsche Soldaten besucht, bevor er wieder in das Zeltlager seiner Einheit, etwa einen Kilometer außerhalb des Ortes, zurückkehrte. Am 6. Juni 1944 wurde er dann Zeuge der Vernichtung des Städtchens:

„Bei der Landung schon, ... da is alles beschossen worden, die Stadt is mehr beschossen wie ein freies Gelände. Da sind mia auf 'ne Anhöhe vor, ungefähr einen Kilometer vor Trévières. ... Vier Mann [teilten sich] ein Zelt [bei uns]. Und daraus ham mia [am 6. Juni] g'sehe, wie sie Trévières zusammengeschoßen haben, vom Zeltplatz aus. Ham mia g'sagt: ‚Wenn mia da drin waren, wären mia kaputt gewesen.‘ ... Wie erst der Rückmarsch dann war, das war der 7., da bin ich durch Trévières durchkimme, das war ... kein Haus is mehr g'stande'. Nur a' Trümmerhaufen, eine Höhe, so kniehoch, ein Trümmerhaufen vor einem Haus, habe ich zufällig... is 'n Hund g'wesen, hat so gewinselt, der hat mich so erbarmt,

der Hund, der is noch am Leben g'wesen, aber sonst habe ich keinen Menschen mehr g'sehen, keinen Menschen, der Ort war total zerstört g'wesen. ... Und in der Nacht, wir ham schräg g'schaut, was das für ein Anblick war, so ein schönes Städtchen war das, Trévières, und [dann] ein Trümmerhaufen - in Schutt und Asche! Das war furchtbar. ... [Da] sind die Schiffsgranaten nach Trévières eini', ein Donner, des is bald kaputtgeschossen g'wesen, vielleicht im Morgengrauen bis mittags, sogen wir mal, ... [und] Trévières [war] dem Erdboden gleichgemacht.“

Auch Schramm erinnerte sich an die ungeheure Wucht der alliierten Schiffsartillerie:

„Ja, nee, wenn's zurückging kam keine Bombardierung, sondern dann kam die Artillerie und dann kamen die ‚Schiffskoffer‘, die waren dann aber ... oh ja. Ich hab Einschläge gesehen von den Schiffskoffern auf einem normalen Acker, also da war nichts, nur Acker. ... Aber das waren Löcher, das waren Granattrichter, da konnt'ste 'n kleines Haus rein schieben, so tief, weil der Acker ja auch lose war, nicht, war Mai/Juni, der Franzose wollte ja ernten und säen usw., es war alles bestellt, und also da habe ich mich doch echt gewundert ... Ich sag' in der Erinnerung, ich möchte nicht lügen und mich nicht selbst belügen, ich hab so 'n Ding fliegen sehen, ich hörte ihn so durch die Luft orgeln, und ich meine, ... dass ich die Granate hab fliegen sehen. Das waren doch solche Dinger: 40 cm Durchmesser. Vom Schiffsgeschütz. Die sind so lang ... Die orgelten so durch die Luft, konnt'ste hören ... Ja, ich hab so 'n paar Stück davon erlebt, das is ja schwerer, als wenn 'ne Riesendetonation ist...“

Es wurde bereits in Abschn. 3. angesprochen, dass besonders die Soldaten, die die Schiffe noch nicht gesehen und am 6. Juni auch noch keinen Kontakt mit der alliierten Luftwaffe und Schiffsartillerie hatten, zunächst noch sehr zuversichtlich in bezug auf die Bekämpfung der Angloamerikaner waren. Gregor Meißner sprach sogar von Begeisterung innerhalb seiner Truppe, die am 6. Juni beschloss: „Morgen pack' ma 's! ... Morgen schmeißen wir die Amerikaner raus!“ Angst, so Meißner, hätten zwar einige gehabt. Ihm selbst sei ein solches Gefühl jedoch fremd gewesen: „I hab da keine Angst g'habt, am ersten Tag nicht und am zweiten Tag auch nicht.“<sup>1376</sup> Er wurde jedoch rasch vom Krieg eingeholt, als er am 7. Juni in der Nähe des „Omaha“-Strandes bei Formigny die Wirkung einer in seiner Nähe einschlagenden Schiffsgranate erlebte, infolge derer einige seiner Kameraden starben:

„... da kam eine Schiffsartilleriegranate, ... da war'n drei Einschläge, einer, der war weiter weg, der zweite Einschlag, der war näher, und vom dritten habe ich nichts mehr gehört, des weiß ich nicht mehr. ... Ich war überhaupt nicht verwundet, aber bloß die Ohren ...“

Der Befragte, der in der Nachbarkompanie von Siemers eingesetzt war, wachte nach dem Einschlag der Schiffsartilleriegranate erst zehn Stunden später auf. Durch die Druckwelle war er ohnmächtig geworden und hatte vorübergehend auch sein Hörvermögen verloren. Es kam häufig vor, dass Soldaten nach einem Granateinschlag mehrere Stunden lang nicht normal hören konnten und zudem einen

<sup>1376</sup> Dies wird von Herrn Siemers, der mit Herrn Meißner gut bekannt ist und seit dem 6. Juni 1944 ganz in der Nähe eingesetzt war, bezweifelt. Er meinte im Interview: „Angst hat jeder, sonst lügt er.“ Zum Thema Angst vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 648.

schweren Schock erlitten hatten, so dass sie kaum ansprechbar waren.<sup>1377</sup> Die drei Kameraden, die mit dem Informanten unterwegs gewesen waren, hatten nicht überlebt. Meißner erinnerte sich noch, dass er beim Aufwachen noch „ganz benommen“ gewesen sei und veranschaulicht die Folgen des Einschlags: „... die Ohren die haben natürlich g'sunge, wie wenn die Wespen drin wären.“ Da keiner seine lange Abwesenheit erklären konnte, erkundigten sich die Vorgesetzten bei seinem Eintreffen auf dem Gefechtsstand nach dem Grund dafür. Meißner hatte größtes Glück gehabt, denn nur sein Stahlhelm hatte „einen Schlitz“ abbekommen. Er selbst war nach Abklingen der Ohrgeräusche wieder einsatzbereit. Auch im KTB der 7. Armee findet sich am 7.6.1944 ein Eintrag, der dokumentiert, dass die Wucht der präzise treffenden Schiffsartilleriegranaten erbarmungslos auf die deutschen Soldaten niederging und ein unlösbares Problem darstellten, dem man mit keiner entsprechenden deutschen Waffe begegnen konnte:

„Die eigene Truppe kämpft nach wie vor mit aller ... Verbissenheit, muss sich aber ohne Zuführung neuer Kräfte bei der materiellen Überlegenheit des Feindes (unzureichende Ausstattung der bodenständigen Divisionen, Unmöglichkeit einer Gegenwirkung gegen feindl. Schiffsartillerie), in die Verteidigung drängen lassen.“<sup>1378</sup>

Dennoch wurde seit dem 7.6. weiter versucht, Gegenangriffe auf die Landestelle zu unternehmen. Siemers erklärte, dass er an diesem Tag mit anderen Kameraden abkommandiert wurde und mit einem Sturmgeschütz den Ort Isigny verteidigen sollte. Auch dieses Dorf wurde von Schiffsgranaten zerstört:

„Mia san dann nach Isigny, ... auf einen Schlog is des Isigny zusammen gschosen worden, durch die Ami-Schiffsartillerie, des is so schnell gegangen, mia haben hinter Isigny g'lege da, das Sturmgeschütz is a bisserl abseits g'wesen und da ham mia halt gesehe', die kommen jetzt, die Amerikaner, da sind sie g'landet und die kommen jetzt schon. ... Das war ... gegen Mittag, ... und dann ha'ma wieder Wache stehen müssen, ... [dann] is uns g'sagt worden, ... [wir] müssen ... jetzt das Isigny besch... .. und kurz vor ... Isigny, ... Formigny ist das, [sollten wir auf das] Sturmgeschütz, hats g'heißen. Ich bin auf alle Fälle raus, auf die Straß', das ist ja furchtbar, aufsteigen, mia komme' vor da an die Küste, hat's g'heißen. Des war a' Selbstfahrlafette. ... Und da vorne sind wir dann vorg'fahren und gar nicht weit vorn um die Kurven um, dann hat uns so a' *Sherman*, des war so a' Panzer, so an' amerikanischer, die san ja schon vorg'fohrn, und der schießt genau. Das Glück war, dass ich hinten aufg'stiegen bin bloß und bin hinten bloß obeng'standen.“

Der gegenüber einem Wald vorgefahrene Sherman-Panzer feuerte in Siemers' Richtung:

„Mich hat ... der Luftdruck ... die Straß' runter g'haut. Das war aber mein Glück, und dann lieg' ich do', und auf einmal is wieder g'schosse worde, der G. [und] der Tischler, meine Kameraden, die hat's zerrissen, ich hab's gesehen, ich war vor ihm. ... Und wie die zwoate Granaten eing'schlogen hat, da hat's sofort brennt' dann, und da sind dann die Kameraden runter g'fallen. Die Besatzung vom

<sup>1377</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 112; Hürter: Heinrici, S. 71, Nr. 25 (26.07.41): „Vorgestern schlug bei einem Angriff, dem ich beiwohnte, eine russische 10,5 cm Granate 25 Schritt vor mir ein u. warf mich um. Ich war stundenlang halb taub.“

<sup>1378</sup> KTB/WFSt 1.1.44 – 31.12.44. RW4/v. 67, Bl. 23 (7.6.1944).

Sturmgeschütz, ... da hab ich noch g'sehen, wie es den in Fetzen gerissen hot, und dass sich das Fleisch aufgerollt hat bis hinter... ja, grausam. ... Ja, der ist sofort tot g'wese dann. Beide sofort gefallen.“

Siemers hatte keine Möglichkeit, sich weiter Gedanken über das soeben Gesehene zu machen, da er unter amerikanischen MP-Beschuss geriet. Es gelang ihm, sich in Deckung bringen:

„[Da] han' die auf mich g'schosse, also furchtbar, ... mehrere MPs, da bin i in den Straßengraben eini und bin drin g'legen ... da hob i denn aussig'schaut und da is a Hecken g'wesen, das is a Dornhecken g'wesen und da hob i mi durch g'wedelt, und die hoben g'schossen. Durch die Hecke bin ich. ... Ich hab g'wusst, dass dahinter, da hatte ma' Minen g'legt, da bin ich sicher. Natürlich, wenn ich auf 'ne Mine tret', bin ich kaputt. ... Des hob i g'wusst, weil i beim Minenlegen g'wesen bin do in dem Gebiet. ... Und denn bin i hinter der Hecken g'wesen. Und dabei war des so mit den Granaten beschossen gewesen, dass das a Leichtigkeit für mi wor', dass ich da durch kimme bin. Ich bin immer nur, wo a' Granaten ein g'schlogen hot oder so, bin i g'schliche, dass ich auf die Granatlöcher kimme', das war ein Trichtermeer. Do hoben sie wahrscheinlich in der Nocht so g'schosse, dass do ... das Minenfeld selbst kaputt gewesen is. I sog jo, das Feld war durchwühlt von lauter Granaten. ... Da hob i keinen Schuss mehr gekriegt. ... Ja, da hob ich Glück g'habt, i bin von a'nem Trichter zum anderen ... g'hupft. I hob g'wusst, die Mine is weg, die werden alle weg g'wesen sei, weil ... das war ein Trichtermeer. Ich glaub', dass da alle weg gewesen san.“

Es ist davon auszugehen, dass die Schiffsartillerie am 6. und 7. Juni 1944 bereits das gesamte Gebiet, in dem sich Siemers befand, mit ihren schweren Kalibern so bearbeitet hatte, dass die dort von den Deutschen verlegten Minen bereits zur Explosion gelangt waren. Anderenfalls hätte der Befragte seinen persönlichen Rückzug nicht überleben können. Severloh hatte berichtet, dass die durch den starken Beschuss entstandenen tiefen Granattrichter auch ihm am 6. Juni 1944 das Leben retteten, da sie dem Gegner die Sicht versperrten und den fliehenden Deutschen so den Rückzug von der Küste weg ermöglichten (siehe Abschn. 3., 3.1 und 3.2).

Siemers Bericht deutet darauf hin, dass ihm und den anderen Soldaten des Pionierbataillons 352 der Auftrag erteilt worden war, mit Teilen des Grenadierregimentes 916, zu dem auch Heinze gehörte, einen Gegenstoß zu führen, um die Amerikaner aus der Gegend um Vierville-sur-Mer wieder auf die Küste zurückzudrängen.<sup>1379</sup> Dort sollten die US-Truppen dann von deutschen Panzerdivisionen so massiv unter Feuer genommen werden, dass sie ins Meer zurückgeworfen würden. Während Siemers' Zug schon vorher von „Sherman“-Panzern gestellt wurde, gelang es Heinze als Zugführer, wie berichtet, die Amerikaner kurzzeitig wieder von einem küstennahen Widerstandsnest zu vertreiben.

Die Heckenlandschaft in der Normandie, die, außer der Granattrichter, zu Siemers' Rettung beigetragen hat, bot den Deutschen, im Vergleich zum Osten, gute Deckungsmöglichkeiten. Herr Arp spricht diese Besonderheit nachfolgend an:

<sup>1379</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 144.

„Da gibt's ja in der Normandie diese Wiesen mit den Knicks und, also Vertiefungen, Knick, oben, wo das Gebüsch drauf steht, auf der anderen Seite wieder. Da ist es passiert, dass auf der einen Seite die Engländer vorgingen, auf der anderen Seite die Deutschen.“

Dies erlebte Severloh später bei seiner Gefangennahme, als Deutsche und Amerikaner die entsprechenden Verhandlungen von zwei einander gegenüberliegenden Hecken aus führten.

Im Landeabschnitt *Utah Beach* kämpften das 6. Fallschirmjägerregiment (im Süden) mit Kräften der 91. Luftlandedivision (im Westen) sowie Reste der 709. Inf.Div. und der 243. Inf.Div. (Norden) weiter gegen die Amerikaner und versuchten, deren Ausbruch aus dem Landekopf und damit ein Zusammenfassen der beiden Brückenköpfe *Utah* und *Omaha* (im Süden) sowie das Abschnüren der Cotentin-Halbinsel (im Norden) zu verhindern.<sup>1380</sup> Schramm berichtete, dass das 6. FJR sich nun einen „reinen Infanteriekampf“<sup>1381</sup> mit den Amerikanern lieferte:

„Wir lagen uns so drei-, vier-, fünfhundert Meter gegenüber, von Hecke zu Hecke, diese typischen Hecken in Frankreich, und in den Hecken gruben wir uns ein und machten da so 'ne Schießscharte auf der anderen Seite.“

Den in der Normandie kämpfenden deutschen Soldaten boten die dort typischen Knicks und Hecken zunächst erhebliche Vorteile, da sie Ortskenntnisse besaßen. Für die Angloamerikaner war diese „Guerilla“-Kampfweise sehr ungewohnt, und, neben den deutschen Soldaten, stellten die normannischen Hecken den zweitgrößten „Feind“ dar. Die „Bocage“-Landschaft erlaubte zudem keine schnellen Panzervorstöße. So zog sich die von den Amerikanern „Heckenhölle“<sup>1382</sup> genannte Kampfphase wochenlang hin. Nachdem zunehmend schwere Bulldozer und so genannte „Hedgecutter“-Panzer angelandet worden waren, gelang es Eisenhowers Truppen, nach und nach zu einem beweglichen Kampf überzugehen.<sup>1383</sup>

Die im Vergleich zu den Amerikanern in aussichtsloser Unterzahl angetretenen deutschen Fallschirmjäger des 6. FJRes sollten einen Streifen von 20 Kilometern

<sup>1380</sup> Im KTB d. HGr. West v. 8.6.44 heißt es dazu: „Es ist mit Sicherheit damit zu rechnen, dass Feind nunmehr mit allen Mitteln versuchen wird, Verbindung zu seiner Truppe nördlich Carentan zu gewinnen und die Halbinsel Cotentin abzuschneiden.“ Zit. in: Jacobsen/Dollinger (Hg.): In Bildern, Bd. 8: Die Invasion, S. 35.

<sup>1381</sup> Die Fallschirmjäger der Wehrmacht wurden in den beiden letzten Kriegsjahren häufig nur noch als Infanteristen an Brennpunkten, vorzugsweise zur Bekämpfung von gegnerischen Luftlandetruppen, wie in der Normandie, eingesetzt. Dazu schrieb der Kommandeur des 6. FJRes nach dem Krieg: „Die Geschichte der deutschen Fallschirmtruppe im Zweiten Weltkrieg ist nicht so sehr eine Geschichte von Sprungeinsätzen als vielmehr eine Geschichte infanteristischen Erdkampfes.“ Von der Heydt: Fallschirmtruppe, S. 196.

<sup>1382</sup> Vgl. Quellen: Normandie, S. 197: «La 'guerre des haies' sera donc une bataille de fantassins. Un dramatique combat d'homme à homme où le défenseur est en position de force. ... C'est un enfer véritable pour les GI's. Des hommes tombent par dizaines, par centaine.»

<sup>1383</sup> Vgl. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 170, 173.

Breite und 15 Kilometern Tiefe verteidigen und einen Sicherheitsriegel an der Haustür zur Halbinsel Cotentin bilden. Bei einem „sich täglich verstärkenden Feind“<sup>1384</sup> – die Amerikaner landeten laufend von Luft und See her große Mengen an Personal und Material an –, bildeten die deutschen Fallschirmjäger und Infanteristen binnen weniger Tage, trotz allergrößter Gegenwehr, aber ohne Aussicht auf Ersatz, nur noch „’ne Handvoll“, wie der Befragte Schramm erinnerte. Er meinte, dass seine Kompanie am 8.6.1944, zwei Tage nach Beginn der Kämpfe, nur noch 13 Fallschirmjäger zählte – von ursprünglich 140 Soldaten.<sup>1385</sup> Die anderen seien gefallen, verwundet, vermisst oder in Gefangenschaft geraten.<sup>1386</sup> In diesem Zusammenhang erwähnte Schramm eine für ihn schreckliche Begebenheit am 8. Juni 1944, bei der auch der Kommandeur des 6. FJRes, Prof. Dr. Freiherr v. d. Heydte, anwesend war, und die dem Befragten bei der Erinnerung daran sichtlich zu schaffen machte:

„Ja, das war an der Kreuzung. ... Ich muss Ihnen sagen, ich weiß nicht, wo die herkamen. Die waren ja alle tot. ... Och Gott, der Amerikaner war, ich weiß nicht, wie weit der weg war. Nicht sichtbar, aber fühlbar, das war an einer Straßenkreuzung vor Ste.-Marie-du-Mont, machte die Straße so ... und ich kam von hier mit von der Heydte, der war noch mit, und da haben wir da gestanden und da habe ich die so ... ich weiß gar nicht, warum, da lagen man, ich hab auch gedacht, die schlafen, die lagen da alle [waren aber tot], aber waren alles gezielte Schüsse ... Das war am zweiten Tag. Furchtbar! Ich kann Ihnen mein Gefühl nicht mehr beschreiben, aber das muss furchtbar gewesen sein, das muss ganz furchtbar gewesen sein, weil ich die Leute alle kannte, die da lagen. Ja, waren alles Kameraden von mir aus der 1. Kompanie. [Aber trotzdem, die Motivation], da war sie noch... Die Motivation war ganz groß. Wir haben immer, und auch ich, doch die ganze Zeit noch geglaubt, dass wir das Kind noch greifen, weil es immer hieß, wir kriegen von den anderen Frontabschnitten kriegen wir ... Nachschub. ... [Aber] das war natürlich das Schlimmste, [dass wir so große Verluste hatten], aber wie gesagt, die Zeit heilt doch die Wunden. Nur, es ist natürlich so, jetzt kommt’s bei mir wieder so langsam hoch, aber ... nee, dafür sitzen wir ja zusammen, das schaff’ ich schon.“

Erstaunlich ist, dass Schramm trotz des Anblicks seiner toten Kameraden, die möglicherweise von Scharfschützen erschossen worden sind – Schramm berichtete von „gezielten Schüssen“ – und der seit dem 6.6. erlebten Übermacht der Amerikaner, noch für weitere Kämpfe motiviert und optimistisch war, weil Verstärkung eintreffen sollte. Inzwischen hatten die Reste der Truppe sich in die Gegend südlich von Caren-

<sup>1384</sup> Kühn: Deutsche Fallschirmjäger, S. 407.

<sup>1385</sup> Bei Carell: Sie kommen, S. 146, heißt es, dass das I. Bataillon, dem Herr Schramm angehörte, am 10. Juni 1944 nur noch aus 25 Mann (von ursprünglich 700) bestanden habe. Der andere Teil sei in Ste.-Marie-du-Mont eingekesselt und dann zerschlagen worden. Ein Drittel des Bataillons war gefallen oder im Sumpfgelände ertrunken. Die übrigen Männer waren gefangen genommen worden und viele andere verwundet.

<sup>1386</sup> Fast alle deutschen Soldaten, die gleich zu Beginn in die schweren Abwehrkämpfe hineingezogen wurden, berichten von eklatanten Verlusten. So wie Severloh beim Verlassen des Widerstandsnestes 62 schilderte, dass lediglich zwei der dort eingesetzten 18 Artilleristen, darunter er selbst, den 6.6.1944 überlebt haben, und 8 Soldaten des 726. Regimentes, darunter Gockel, erklärte Meißner von seinem nun auch rein infanteristisch kämpfenden Kameraden des Radfahrzuges (Aufklärungszug des 916. Regimentes d. 352. I.D.), dass von 28 Soldaten lediglich vier „ganz heil rauskomme’ sind.“

tan zurückziehen müssen.

Herr Paulsen erklärte im Interview: „Tagsüber mussten wir vorsichtig sein,“ und erinnerte sich daran, dass das II. Bataillon des 6. FJRes, dem er ebenfalls angehörte,

„nachher [vermutlich am 7./8.6.] auch ins Artillerief Feuer der Seegeschütze geraten [ist]. ... Da hatten wir etliche [Ausfälle]. Und das war ja dann das Schlimme, ... dann kamen die [amerikanischen] Panzer dazu, und deswegen kamen wir in Ste.-Mère-Église nicht weiter. ... Die hatten schon ihre Panzer dort bis dahin vorgerückt und vorgetrieben, und das war das Schlimme, das war die Nacht vorher. ... Da sahen wir noch da unsere Panzer wunderbar verpackt, ... die lagen da noch wunderbar schön, herrlich und in Freuden, und wir kamen schon an und waren nass bis auf die Klamotten und müde und hungrig ... und verkrochen uns.“

Bei dem zunächst von Paulsen berichteten Angriff durch die Schiffsgeschütze, erinnerte sich der Befragte „noch an ein Bild“, das ihn bis heute verfolgt. Er schilderte: „... [ein Kamerad], der lag da, und der Bauch war aufgerissen, die Därme kamen raus. Das sind immer so Dinge, nicht wahr, die Sie gar nicht verdauen können ...“

Sehr wahrscheinlich handelte es sich bei der von Paulsen erwähnten und noch nicht im Einsatz befindlichen Panzerdivision um die 17. SS-Pz.Gren.-Div. „Götz von Berlichingen“, der das FJR 6 am 11.6. unterstellt wurde.<sup>1387</sup> Warum die Fallschirmjäger völlig auf sich gestellt waren, und die voll ausgerüstete SS-Pz.Division dort noch tatenlos und wie im Frieden vor Ort lag, ist nicht mehr eindeutig zu klären. Wahrscheinlich ist, dass sie bei der alliierten Luftüberlegenheit bereits mehrere Tage benötigt hatte, um überhaupt ihren Einsatzort zu erreichen. Dort sollte sie für einen Großangriff zusammengehalten werden, der aber zu spät erfolgte.<sup>1388</sup> Möglich ist auch, dass noch nicht alle Bataillone der Division eingetroffen waren.

Die Beschreibung Paulsens ist bezeichnend für die bereits nach zwei Tagen sehr starken Amerikaner. Die Deutschen hingegen konnten noch nicht einmal mit dem Nötigsten (Munition, Lebensmittel) versorgt werden (siehe 4.5) und waren nach nur zwei Kampftagen völlig erschöpft und dezimiert.<sup>1389</sup> Paulsen erklärte weiter, dass sich der Zustand, in dem sich das FJR 6, das über sehr erfahrene Soldaten verfügte, kampferprobt und mutig war, bis zum dritten Tag nach der Landung der Alliierten weiter verschlechtert hatte:

„Auf jeden Fall waren wir nach diesen drei Tagen, am 8. [Juni] war unser Regiment

<sup>1387</sup> Kühn: Fallschirmjäger, S. 409. Vgl. Ose: Entscheidung, S. 123: 17. SS-Pz.gren.div. „mit ersten Teilen ab 10.6. eingesetzt.“

<sup>1388</sup> Carell: Sie kommen, S. 147.

<sup>1389</sup> In der Literatur findet der Kampfeinsatz dieses Regimentes lobende Anerkennung: „Das Fallschirmjäger-Regiment 6 hatte sich bei der Abwehr amerikanischer Fallschirmjäger besonders ausgezeichnet, die am Fuße der Cotentin-Halbinsel in der Nacht zum 6. Juni gelandet waren.“ Böhmler/Haupt: Fallschirmjäger, S. 217. Des Weiteren wurde das Regiment im Wehrmachtbericht v. 11.6.1944 mit viel Lob bedacht (Zit. bei Kühn, S. 409); vgl. Ose: Entscheidung, S. 125; v. d. Heydte: Fallschirmtruppe, S. 196.

ja praktisch aufgerieben. Nur ganz wenige sind ja durchgekommen bis, ich glaube, Caen. Das war ja 'n Witz, wie viele da durchgekommen waren. Der Rest war ertrunken, war verwundet, ... ja, verletzt, verwundet oder erschöpft. ... Geschlafen haben wir, wenn wir wieder zum Stehen kamen, zum Halten kamen, weil wieder Tieffliegerangriffe waren, irgendwo verkrochen unter 'n Strauch oder Baum und dann sofort eingeschlafen.“

Inzwischen hatten sich selbst die hartnäckigen Fallschirmjäger von der Heydtes nicht mehr halten können, da sie „ohne Artillerie-, ohne Panzer- und ohne Luftunterstützung“ auskommen mussten, ihrerseits aber von amerikanischen Panzern unter starken Beschuss genommen wurden.<sup>1390</sup> Nach und nach hatten sie das wenige Gerät und ihre Fahrzeuge zurücklassen müssen und konnten die immer größer werdenden Einbrüche in der Flanke nicht mehr abwehren. Von der Heydte war nichts anderes übrig geblieben, als seine wenigen Soldaten zurückzuziehen. Damit gelang den Amerikanern nun die Zusammenfassung ihrer beiden Brückenköpfe. Auch im Westen gegen die 91. LL.-Div. und die noch kämpfenden deutschen Infanteristen der 709. und 246. I.D., erreichten sie den Durchbruch zum Abschneiden der Halbinsel Cotentin mit dem für sie wichtigen Hafen Cherbourg.

Paulsen hatte zuvor berichtet, dass sein Bataillon bei Ste.-Mère-Église auf die Amerikaner getroffen sei. Da dort jedoch kein Weiterkommen gewesen war, mussten die deutschen Fallschirmjäger den Weg durch das Überschwemmungsgebiet antreten. Dort wurde dem Befragten die von Rommel für alliierte Luftlandetruppen erdachte „Fallschirmjägerfalle“ selbst zum Verhängnis. Denn auch die Deutschen mussten zum Teil mehrmals diese von ihnen geschaffenen Überschwemmungsgebiete durchqueren.<sup>1391</sup> Er war „beim Hineinplumpsen in solch einen Graben, den man nicht als Graben erkennen konnte, ... auf irgendwas rauf gefallen.“<sup>1392</sup> Dabei zog er sich eine Verletzung am Oberschenkel zu, von der er zunächst annahm, es handle sich um eine Verwundung der Hüfte. Er schleppte sich zunächst noch weiter, bis zu einem Behelfslazarett. Er erinnerte sich: „Da konnte ich einfach nicht mehr. ... Und da habe ich gesagt: ‚Aus, Schluss! Jetzt geht’s nicht mehr.‘“ Der damalige Fallschirmjäger erklärte, dass am 8. Juni dann, nach drei harten Kampftagen, „für mich praktisch der Krieg ... beendet [war].“ Er geriet als Verwundeter in amerikanische Gefangen-

---

<sup>1390</sup> Ose: Entscheidung, S. 140, 146.

<sup>1391</sup> Der Befragte Uhlmann berichtete noch von einem anderen Nachteil, den diese Gebiete mit sich brachten: „Das Vire-Tal, [in dem wir uns befanden], das war praktisch so 'n bisschen überflutet, und dadurch waren da unheimlich viele Mücken. Wer empfindlich war und keinen Mückenschutz hatte, den kannte man nicht mehr wieder.“

<sup>1392</sup> Auch deutsche Soldaten ertranken in den überfluteten Gebieten um Carentan und Ste.-Mère-Église. Carell: Sie kommen, S. 146. Vgl. FpBf v. Hans Starz, 22.6.1944, in: Jasper: Radikalisierung, S. 357: „Wir mussten durch Sumpf und Wasser, und mancher brave Landser, der nicht schwimmen konnte, musste ertrinken.“

schaft.<sup>1393</sup>

Abgesehen von den hohen Verlusten, waren die deutschen Soldaten schon nach kurzer Zeit in einer miserablen Verfassung, die Heinze so erklärte: „Wir hatten in der Anfangszeit so wenig Schlaf, die ersten Tage, und da war natürlich jeder furchtbar nervös.“ Dies führte in einem Fall, den Heinze schilderte, dazu, dass einer seiner Soldaten, der fünf gefangene Amerikaner zum Regimentsgefechtsstand führen sollte, die Tagesparole vergessen hatte. Diese war notwendig, um die Wache vor dem Regimentsgefechtsstand passieren zu können:

„... Das war also schon gegen Abend, und ich erzählte, wir hatten kaum geschlafen die ganze Zeit, und er hatte die Losung vergessen. Und ich wurde nun angerufen ... Ich sage: ‚Mensch, halt die Klappe, dat weeiß ick nich mehr,‘ oder so was. Und das hatte einer der fünf Amerikaner, da waren deutschsprechende auch dabei, hat's Feuer eröffnet, hat ihn getroffen, hat die Brust durchgeschossen, und nun hatte ich diesen Mann auch nicht mehr...“

Heinze erhielt am 18.6. einen Brief dieses Kameraden, aus dem er während des Interviews vorlas:

„Lieber Herr Leutnant! Nach einer ganz tollen Fahrt, immer gejagt von feindlichen Fliegern, ist unser Transport hier in der Nähe von Paris angelangt. Meine Verwundungen sind nicht, wie anfänglich vermutet, ernst, sondern mittelnormal, der Lümmel [meint er den Gegenüber da] hat meinen linken Unterarm und die Brust kurz unter dem Brustbein durchgeschossen. Soviel man hört, soll es bald ins Reich gehen. *In banger Sorge denke ich an Sie und an die letzten Kameraden.* Es war doch eine fabelhafte Kameradschaft bei der 5. Kompanie. Ich hoffe, einmal wieder dort sein zu können. Nach meiner Vermutung, müssten Sie jetzt schon längst abgelöst sein, denn der Ersatz war schon bis kurz vor unserer Stellung. Nun, Herr Leutnant, habe ich eine Bitte: Sollte für mich noch Restgeld eingehen, es müssen für zwei Monate sein, lassen Sie es den Kameraden, die mit uns vorne gekämpft haben, zukommen. Falls Sie oder einer von der Kompanie einmal Zeit haben sollten, wäre ich für einige Zeilen sehr dankbar.“<sup>1394</sup>

Die Ablösung war ausgeblieben, die abgekämpften Truppen hatten „bis zum letzten Mann zu halten“, so lautete Hitlers Befehl,<sup>1395</sup> der die Bedeutung der Kämpfe in der Normandie unterstreicht. Der Brief verdeutlicht, dass Kameradschaft ein wichtiger Bestandteil für den Zusammenhalt der Truppe war. Selbst im Lazarett oder im Heimaturlaub waren die Gedanken der Verwundeten bei den Kameraden.<sup>1396</sup> Jeder besaß dem anderen gegenüber ein hohes Verantwortungsgefühl. Dieses bereits wäh-

<sup>1393</sup> Am 8. Juni befanden sich von den interviewten Zeitzeugen, außer Paulsen, bereits Neß (8.6.), Severloh (7.6.) und Arp (6.6.) in Gefangenschaft. Gockel und Lützen wurden in ein Lazarett ins Hinterland gebracht und fielen für den weiteren Kampf aus. Golder wurde mit den Resten der 716. I.D. zur Auffrischung ins südfranzösische Perpignan verlegt.

<sup>1394</sup> Feldpostbrief eines Regimentsangehörigen v. 18.6.1944 an Heinze (Original im Besitz des Interviewpartners, wurde von der Verfasserin am Interviewtag eingesehen).

<sup>1395</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 545: „Hier gibt es kein Ausweichen und Operieren, hier gilt es zu stehen, zu halten oder zu sterben.“ Ebd., S. 552: v. Kluge schließt an: „Es wird gehalten...“ Vgl. Ose: Entscheidung, S. 200: „Hunnenkampf“ sowie ebd., S. 190: Totschlagen lassen auf der Stelle.

<sup>1396</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 68 war im Heimatlazarett in Gedanken ebenfalls bei seinen Kameraden: „Wie mag es der Kompanie ergehen?“

rend der Jungvolk- und Hitlerjugendzeit anerzogene Gemeinschaftsgefühl verursachte unter anderem auch das Durchhalten der meisten deutschen Soldaten, trotz aller Widrigkeiten. Somit kommt dem Thema Kameradschaft im Hinblick auf die Fortführung der Kämpfe bis zum Mai 1945 eine große Bedeutung zu (dazu auch Abschn. 7.).

Der Feldpostbrief, aus dem Heinze vorlas, deutet die hohen Verluste an, („... denke ich an Sie und an die letzten Kameraden“), die in allen deutschen Einheiten zu beklagen waren und ganze Kompanien innerhalb weniger Wochen auf die Stärke eines Zuges schmelzen ließ. Während die Verluste dieses Abnutzungskrieges bei den Alliierten mehr als ausgeglichen werden konnten, hatten die Deutschen nichts mehr nachzusetzen.<sup>1397</sup>

Von den hohen Verlusten berichtete auch Meißner, der Mitte Juni Soldaten seiner Einheit traf. Zu dieser Zeit war der Radfahrzeug, dem er angehörte, bereits aufgelöst worden. Er erklärte: „Wir haben unsere Fahrräder verloren und waren dann eingeschlossen.“ Bereits am 8. Juni 1944, so der Zeitzeuge, hatte der Radfahrzeug „bloß noch 15 Mann“ gezählt und wies somit am dritten Landetag nur noch die Hälfte seines ursprünglichen Bestandes auf. Wie Schramm schon von den Fallschirmjägern erklärt hatte, wurden nun auch diese Soldaten, die weder über Fahrzeuge noch Material verfügten, „der normalen Infanterie zugeteilt.“

Während die Kämpfe auf der Cotentin-Halbinsel weitergingen, waren inzwischen große Teile der drei deutschen, ins Kampfgebiet befohlenen Panzerdivisionen (die 21. Pz.Div. war bereits seit dem 6.6. vor Ort<sup>1398</sup>, die 12. SS-Pz.Div. sowie die Panzer-Lehr-Division) in dem sich jetzt bildenden Hauptschwerpunkt, nördlich von Caen, z. T. nach bereits verlustreichen Märschen erschöpft eingetroffen bzw. auf dem Weg dorthin. Während die 12. SS-Pz.Div. sofort nach ihrem Eintreffen in Kämpfe verwickelt und das Panzer-Lehr-Regiment 902 beim Eintreffen an der Front „in den Stoß der 8. britischen Panzerbrigade hineingezogen [wurde]“, wartete das II./Panzer-Lehr-Regiment 130 seit dem frühen Morgen des 6. Juni, infolge fehlender Funkverbindungen, „sehr schön und wohl versorgt im Schlosspark von Monts,“<sup>1399</sup> vergeblich auf den angekündigten Marschbefehl. Das I./Panzer Regiment 6 der Panzer-Lehr-Division war auch immer

---

<sup>1397</sup> Ose: Entscheidung, S. 125; DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 637f. Bereits am 15. Juni standen an der Invasionsfront 320 000 alliierte Soldaten 200 000 Wehrmachtsangehörigen gegenüber.

<sup>1398</sup> Die 21. Pz.Div. war zwar am 6.6. eingesetzt worden, gegnerisches Panzerfeuer und direkt in die angreifenden deutschen Panzerverbände hinein abgesetzte alliierte Luftlandetruppen zersplitterten jedoch die Division. Der Angriff wurde abgebrochen, und die rückwärtigen Teile der Division frei gekämpft. Am 8./9.6. erfolgte dann der hier erwähnte, neue Versuch mit dann drei deutschen Panzerdivisionen.

<sup>1399</sup> Ritgen: Panzer-Lehr-Division, S. 111f.

noch nicht im Kampfraum eingetroffen. Die deutschen Panzerdivisionen stellten jedoch den einzigen Trumpf der Wehrmacht im Westen dar. Gelang kein geschlossener Angriff, so nützten auch diese Kräfte nichts.

Meyer berichtete, dass das II. Bataillon der Pz.-Lehr-Div. dann erst spät abends am 6. Juni in Marsch gesetzt worden war, obwohl bereits gegen 4.00 Uhr früh die Nachricht einer wahrscheinlichen Landung englischer Truppen eingetroffen war (siehe 3., 3.1):

„Abends [am 6.6.] sind wir losmarschiert, und wir haben praktisch zwei Nächte gebraucht, um dahinzukommen. Ich muss sagen, ich hatte also einen Marsch von 265 km bis nach Le Mans, das ist also bei Villers-Bocage, und von dort bis zur Küste waren's dann nochmal 25 km oder so. Das war so 'ne Strecke, 265 km. Das ist von hier fast bis zur dänischen Nordgrenze.“

Der späte Anmarsch von Teilen der Pz.-Lehr-Div. war sinnbildlich für das Pech, das die deutschen Panzertruppen in der Normandie seit dem 6.6. verfolgte.

Marschiert wurde zunächst nur nachts, am zweiten Tag jedoch, so Meyer, „da mussten wir auch bei Tage.“ Es ist möglich, dass diese Anweisung ausgegeben wurde, um den Marsch der Panzer-Lehr-Division zur Küste zu beschleunigen und sie baldmöglichst in die Kämpfe eingreifen zu lassen. Nun wurden die Panzer von den Jabos entdeckt und beschossen. Hendrik Meyer erzählte, dass er zunächst nicht in einem Panzer, sondern im Pkw gesessen habe und am zweiten Tag den Marsch der Panzerdivision in Richtung Küste auf einem Beiwagenkrad begleitet hätte. Obwohl bei Tag nun die Jabos über der Panzer-Lehr-Division kreisten, sagte Meyer: „Zuerst, da fühlten wir uns im Panzer eigentlich noch ganz sicher. Drei oder vier Wochen später, da hatten die Engländer und Amerikaner ihre Jabos mit anderen Raketen umgerüstet, die auch die Panzer durchschlugen.“ Darüber hinaus gab es noch weitere Schwierigkeiten, wie der Befragte nachfolgend berichtet:

„... Durch dieses Durcheinander ... im Befehls- und Meldernetz ... [Bombardierungen] und technische Geschichten, ... und wenn ein Verband in den Kampf tritt, da passieren so viele unvorhersehbare Sachen. Bis das richtig klappt, vergehen immer einige Tage, und hier mussten wir aus dem tiefsten Frieden plötzlich in den tiefsten Krieg rein, und das erfordert Zeit.“

Hinzu kam, dass Meyer mit seinem Bataillon den Kampfraum noch gar nicht erreicht hatte, während sich, neben der 12. Pz.Div., auch das I. Bataillon der Panzer-Lehr-Division bereits in schweren Abwehrkämpfen befand. Der Befragte erinnerte sich: „Und die Division erfuhr nichts davon, ... [und wir] drehten Däumchen hinten ...“ Zu allem Überfluss waren, so Meyer, „die anderen drei Bataillone der Infanteriegrenadiere ... auch noch ausgefallen.“ Der Interviewpartner erwähnte in diesem Zusammenhang das Schicksal des Kommandeurs Oberst Luxemburger, der einem kanadischen Panzerspähtrupp in die Hände gefallen war:

„Der wollte also die Stellung erkunden und von hinten kam also ... dieser kanadische Panzerspähtrupp, und die Kanadier sind ja gute Holzfäller, und die haben dann den armen Oberst Luxemburger, den einarmigen, niedergeschlagen, haben ihn auf einen Schützenpanzer gebunden als Kugelfang, und dann ist dieser Panzer von einer SS-Pak abgeschossen worden, dabei ist er verwundet worden und dann gestorben.“

Als Versuch einer Begründung für diese Grausamkeit erklärte Meyer: „Die [Kanadier] waren doch weit und breit allein auf der Welt, umgeben von lauter Deutschen.“ An einem der fünf Landestrände, und zwar am „Juno-Beach“, waren fast ausschließlich Kanadier gelandet. In diese Richtung bewegten sich zunächst Teile der deutschen Panzerdivisionen, die die Kanadier in stärkste Abwehrkämpfe verwickelten. Das Aufeinandertreffen zwischen sehr gut ausgerüsteten und motivierten deutschen Panzertruppen der Waffen-SS und kanadischen Streitkräften, die zunächst auf sich gestellt waren und noch wenig Unterstützung von amerikanischen und englischen Einheiten erhielten, mögen *eine* Erklärung für die sich in wenigen Tagen brutalisierenden Kämpfe zwischen Deutschen und Kanadiern sein. Dies erinnerte u. a. der Informant Ludwig:

„Die Kanadier, die hatten eine andere Aufgabe. Die sind nämlich von Lion-sur-Mer auf Caen zu. Aber dann haben sie aus ihrer Sicht einen Schwenk nach links gemacht und sind dort der HJ-Division und der Viking entgegengelauften und anderen Heeresdivisionen. ... Und die haben noch also wirklich einen Kleinkrieg manche geführt. Einen Kleinkrieg insofern also, dass sie nicht so auf großer Fläche so roms-boms, und jetzt seid Ihr dran und dann sind wir dran, sondern da ging das derart ineinander...“

Mit diesen drei Divisionen, die dem I. SS-Pz.korps unterstellt waren, wollte der Ob. West, v. Rundstedt, einer raschen Ausdehnung der alliierten Brückenköpfe entgegen-treten und den Gegner wieder ins Meer zurückwerfen. Weitere Kräfte sollten zunächst nicht für diesen ersten größeren Gegenangriff mobilisiert werden, da die deutsche Führung ja, wie erwähnt, mit weiteren „Feindlandungen“ rechnete.<sup>1400</sup> Der von deutscher Seite her geplante, geschlossen durchzuführende Panzerangriff sollte, laut Hendrik Meyer, wie folgt durchgeführt werden:

„Das war rechts die 21. Panzer-Division, die bei Caen lag, aber dann am ersten Tag sofort geteilt wurde, weil man die Landung der englischen Luftlandedivisionen ostwärts der Orne ... missverstanden hatte. ... Und, na ja, dadurch war die 21. Panzerdivision [am 6.6.] schon zur Untätigkeit verdammt. Dann kam also rechts daneben die 12. SS-Panzer-Division und wir, [die Panzer-Lehr-Div.], kamen dann als Dritte.“

Dieser am 8./9.6.1944 auf den Ort Bayeux durchgeführte Panzerangriff endete für die deutsche Seite in einer Katastrophe. Er war nicht nur „gekennzeichnet durch pausenlosen Einsatz der feindlichen Luftwaffe, die ... die eigenen Panzerangriffe erstickte, die Stäbe außer Gefecht setzte und das Funkwesen unterbrach,“<sup>1401</sup> sondern, wie der Befragte Hendrik Meyer erklärte, gelang es dem Kommandeur des

---

<sup>1400</sup> Vgl. Ose: Entscheidung, S. 123f.

<sup>1401</sup> KTB/WFSt, Bd. IV/1, S. 313.

I. SS-Pz.korps, Dietrich, nicht, einen koordinierten Panzerangriff durchzuführen, da von

„20 Funkstellen im Korps ... nur vier angekommen [sind]. Die anderen sind von den Jabos alle abgeschossen worden. Und mit vier Funkstellen konnte der unmöglich die Verbindung ... zur 7. Armee und zur Heeresgruppe ... herstellen.“

Aufgrund der fehlenden und, wie Hendrik Meyer hinzufügte, zum Teil auch „von den Engländern systematisch und sehr wirksam gestört[en]“ Nachrichtenverbindungen hatte die 12. SS-Pz.Div. von dem Angriffsbefehl nichts erfahren. Der Befragte schilderte, wie gravierend sich dies auf den geplanten Panzerangriff auswirkte:

„Und dann kam sie also mit einem Regiment, dem ‚Panzer-Meyer‘, bei Carpiquet an, hatte dann den Auftrag vom Divisionskommandeur, besonders also auf diesen Flugplatz zu achten, und als die Kanadier nun von Norden auf diesen Flugplatz kamen, da hat er angegriffen - vorzeitig - und wenn man erstmal angreift, kann man nicht - wie man eine Tür auf- und zumacht - stoppen, sondern man wird dadurch gebunden.“

Nicht nur die 12. SS-Pz.Div. war nun bereits in Kämpfe verwickelt und konnte sich nicht für einen Großangriff formieren. Auch das Pz.-Lehr-Regiment 902 wurde noch beim Eintreffen an die Front „in den Stoß der 8. britischen Panzerbrigade hineingezo- gen“<sup>1402</sup> und stand nicht mehr für den geplanten Gegenstoß zur Verfügung. Die deutschen Panzerverbände bluteten innerhalb kürzester Zeit aus, und der unmittelbare Eindruck der Kämpfe und der feindlichen Überlegenheit führte bei einem Soldaten der 17. SS-Pz.gren.div. zu düsteren Vorahnungen: „Nun wissen wir ja nicht, was uns noch alles bevorsteht. ... Vielleicht beneiden wir noch jene, die schon gestorben sind.“<sup>1403</sup>

Am *D-Day* + 3 hatte der Gegner sein anfängliches Schwächemoment bereits überwunden und konnte nicht nur mit mehreren Panzerdivisionen aufwarten, sondern durch Bombenteppiche und anhaltendes Feuer der Schiffsartillerie, das Versammeln deutscher Panzer verhindern. Die Wehrmachtsführung hatte, wegen der fehlenden Funkverbindungen und mangels eigener Luftaufklärung, zudem die größten Schwierigkeiten, die Lage angemessen zu beurteilen.<sup>1404</sup> So war den Deutschen beispielsweise nicht bekannt, dass die Engländer bereits den Nordrand des kleinen Ortes Tilly eingenommen hatten und somit schon weiter gen Süden vorgedrungen waren.

Der Befragte Meyer fügte hinzu, dass es auch „durch die Luftangriffe usw. ... nicht [gelang], diese [drei] Divisionen geschlossen zum Einsatz zu bringen.“ In der allgemeinen Verwirrung kam es dann noch zu weiteren Komplikationen, so Meyer:

<sup>1402</sup> Ritgen: Westfront, S. 111.

<sup>1403</sup> FpBf von Johann H., 8.6.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 124, dort auch Anm. 410.

<sup>1404</sup> Wegmüller: Abwehr, S. 255.

„Da kam also das 1. Bataillon, ... das war ein Panzergrenadierbataillon, bei Brouet, das fuhr praktisch in den Feind rein und wurde dann zum Überfluss nicht nur von vorn, sondern von hinten von der SS auch noch angegriffen.“

Zu diesen Schwierigkeiten gesellten sich weitere, auf die Meyer im Interview hinwies:

„Und dazu kam noch was anderes: die Wirkung der Schiffsartillerie, die war bei der Planung völlig unterbewertet worden. Und ... Rommel, der hatte ja in seiner Afrika-Erfahrung Schiffsartillerie nicht erlebt. ... Die Schiffsartillerie hatte er nicht genügend berücksichtigt, aber das war ja nicht allein seine Schuld. Aber wenn man die Leute runterschmeißen wollte vom Land, dann kam es ja also auf die letzten zehn oder fünfzehn Kilometer an, und das war vorher bekannt, das konnte niemand abstreiten. Das war aber schon bei *Nettuno* in Italien, da war das schon mal ein Faktor gewesen, aber irgendwie hatte sich das nicht rumgesprochen. ... Tilly [war also unser erster Einsatz], ja. Das war [aber] nicht geplant. [Zeigt auf der Karte] Hier ist die Orne, und da ist Bayeux, in diesem Streifen, da liegen die Landungsstellen *Sword*, *Gold* und... Wir sollten so angreifen, mit drei Divisionen nebeneinander, und das wurde eben nichts.“

Am 11. Juni wurde dann zunächst das II./Panzer-Lehr-Regiment 130 zum Gegenangriff angesetzt. Meyer berichtete im Interview, dass das Regiment, in Unkenntnis des englischen Vorstoßes auf Tilly, mit Teilen der Division in schweres Artilleriefeuer geriet. Daraufhin entschied der Befragte, die Panzer zurückzunehmen, um die Verluste möglichst gering zu halten.<sup>1405</sup> Im Falle der Panzerdivisionen gelang es jedoch durchaus, wie bereits im Westen dem 6. FJR, örtliche Erfolge zu erzielen, vom Gegner besetzte Dörfer wieder einzunehmen und diesem empfindliche Schläge zuzufügen.<sup>1406</sup> Dadurch jedoch, dass die deutschen Panzerverbände „taktische Flickarbeit“ leisten mussten und nicht in einer ihnen adäquaten, d. h. geschlossenen Kampfweise eingesetzt werden konnten, bestand die Gefahr eines schnellen Kräfteverschleißes.<sup>1407</sup> Diese Entwicklung war vom Gegner beabsichtigt.<sup>1408</sup>

Am 8.6.1944 schrieb der Befragte Christian Ritter, der mit seiner Heeres-Flak-Einheit der PLD nahe Tilly in einem Waldstück untergezogen war, über seinen neuen „Alltag“: „Es ist nun wie einst in Russland. Man isst wenig, schläft fast gar nicht, wäscht sich tagelang nicht und schuftet Tag und Nacht.“<sup>1409</sup> Dennoch gab es zwischen dem „Frontalltag“ in Russland und dem im Westen einige Unterschiede (s. Abschn. 6). Zudem befand sich der damalige Leutnant Ritter immer noch in der Situation, den „Spieß“ und den Kompanieführer, die immer noch abwesend waren, gleichzeitig

<sup>1405</sup> Da der Abt.-Kommandeur, Major Prinz Schönburg-Waldenburg, bei diesem Angriff gefallen war, übernahm Hendrik Meyer als Hauptmann die Abteilung, die er vom 6. Juni – 8. Juni 1944 in Abwesenheit des Majors bereits geführt hatte, nun endgültig.

<sup>1406</sup> Dazu u. a. Carell: Sie kommen, S. 166 – 170.

<sup>1407</sup> Wegmüller, S. 259.

<sup>1408</sup> „Die Absicht des Gegners ist unzweifelhaft, mit seiner materiellen Überlegenheit zunächst die Panzer-Divisionen abzubrechen, die in erster Linie den Weg nach Paris sperren.“ Chef d. Pz.Gr. West, Geyr v. Schweppenburg, zitiert in: Wegmüller, S. 258.

<sup>1409</sup> Brief v. 8.6.1944 an seine Eltern in Hamburg, in: Ritter: Erkundungen, S. 123. Auch Heinze berichtete, dass seine Truppe zu Anfang sehr nervös gewesen sei und man wenig Schlaf bekam.

vertreten und ersetzen zu müssen. Ritter erweckte den Eindruck eines sich damals seiner schweren Aufgabe voll bewussten Kompanieführers, der nichts unversucht ließ, um seine Leute in Einsätzen so wenig wie möglich der Gefahr auszusetzen sowie alliierten Gefangenen gegenüber höflich und menschlich zu bleiben.<sup>1410</sup>

Am 7. Tag der Invasion versuchten die Engländer, nahe Tilly die deutschen Linien zu durchbrechen. Der Befragte Ritter fand sich nun „mit 40 Panzern und aufgesessener Infanterie plötzlich vollkommen abgeschnitten dem *Tommy* gegenüber.“<sup>1411</sup> Es gelang ihm, seinen Angaben zufolge, das Waldstück „stützpunktartig so lange zu halten bis Entsatz kam.“ Nach sieben Stunden kam der Truppe eine SS-Panzerbrigade zu Hilfe, und die dort kämpfenden Engländer ergaben sich.<sup>1412</sup>

Festzuhalten bleibt, dass die deutschen Truppen sich nun, da sich die Anglokanadier im Bereich um Caen konsolidiert hatten, trotz mancher erfolgreicher Gegenstöße lokalen Charakters, in der Defensive befanden. Die Initiative war auf den Gegner übergegangen. Noch hielt jedoch der deutsche Sperrriegel und nagelte die englischen und kanadischen Panzertruppen noch während des gesamten Monats Juni um das kleine Dorf Tilly und später um die größere Stadt Caen herum fest.

Heinze erzählte, dass, obwohl die Angloamerikaner bereits überall Fuß gefasst und Brückenköpfe gebildet worden waren, die deutschen Eingreifreserven nun versuchen mussten, die Stellungen wieder zurückzuerobern:

„Ja, wir kriegten dann die Aufgabe, auf dem Stützpunkt 62, 72 b und am nächsten Tag bis 78 vorzustoßen. Und - ich hatte also da noch drei Züge, aber weil das nun für mich völlig ungewohnt war, hatte Hauptmann G. mich unterstützen wollen und hatte den 3. Zug, ... den hatte er angesetzt auf so 'n kleines Wäldchen, und ich sollte dann auf die Stützpunkte durchstoßen. Wir sind noch bis vorn hin gekommen, haben einige Amerikaner, die langsam da eingesickert waren, gefangen genommen, die hatten alle 'ne ‚1‘ auf 'm Helm, d. h. also, die gehörten zu der 1. Division, waren völlig ermattet, z. T. noch seekrank, geschwächt, wir haben gedacht, na, mit diesen Kerlen werden unsere Landser noch fertig! Na, wir sind dann bis zum Stützpunkt durchgekommen, den hatten aber die Amerikaner längst ausgeräumt, da waren keine Leute mehr von uns drin. Wir haben die Amerikaner rausgeworfen, aber die hatten ja wunderbare Fernspreverbindungen, im Gegensatz zu uns, also wir machten das alles noch mit Meldern usw., also vorsintflutlich. Wir haben also kaum 'ne halbe Stunde dringesessen, und dann kriegten wir so 'n enormes Feuer auf den Stützpunkt, dass er nicht zu halten war,

<sup>1410</sup> Dazu auch der TB Hans Steißlinger, 19.10.1942, Abdr. in: Restloser Einsatz, S. 74: „Es ist oft, als sei ich beladen mit einer ungeheuren Last an Sorgen, während die meisten noch gleichmütig ihren Trott gehen. Und ich muss für sie mit sorgen und alles selber abmachen, weil ich Offizier bin, zäh sein muss, trotz allem, und arbeiten und schweigen. Nicht nur gegenüber meinen Männern, sondern der Heimat gegenüber, die fern dieser Last, der Last des Halb-Wissens, Halb-Ahnens, ihren Tag lebt.“

<sup>1411</sup> Lt. Brief v. 18.6.1944 an seine Eltern, Abdruck in: Ritter: Erkundungen, S. 123.

<sup>1412</sup> Es handelt sich hier sehr wahrscheinlich um die Kämpfe am 13. Juni, als die 7. brit.Pz.div. über Villers-Bocage in Richtung Caen vorstieß. Bei der SS-Brigade dürfte es sich um Teile der 12. SS-Pz.div. gehandelt haben, der es an diesem Tag gelang, die brit. Panzerspitze zu zerschlagen. Carell: Sie kommen, S. 166 – 171.

im Grunde genommen. Da haben wir uns sprungweise wieder zurückgezogen durch so 'n schmales Tal. ... Ich hatte, Gott sei Dank, wenig Verluste. Aber mir war nicht so ganz wohl, denn ich hatte ja eigentlich meinen Auftrag nicht erfüllt, denn Sie werden sicherlich aus den Unterlagen schon ersehen haben, dass da für uns der so genannte ‚Führerbefehl‘ [galt]: ‚Halten bis zum Letzten.‘ Ich habe mich eigentlich davon freigemacht, aufgrund meiner Russlanderfahrung, weil ich 's da schon für Wahnsinn gehalten habe. Das war der blödeste Befehl, der gegeben werden konnte, denn in bestimmten Situationen mussten solche Befehle aufgehoben werden, denn man verlor ja alle Leute, man gewann nichts, man verlor alle Leute. [Aber] wenn man einen Teil noch raus gezogen hatte, dann konnte man sich mit anderen vereinigen. Das war die bewegliche Kampfführung, die uns früher so viele Erfolge gebracht hatte. Und hier, durch ‚Adolf‘ hatte sich das Rad gedreht und immer nur Halten - Halten bis zum Letzten.“

Angesichts des geforderten Kampfes bis zur letzten Patrone gab es auch gewitzte deutsche Einheiten, die versuchten, sich möglichst schnell ihrer Munition zu entledigen<sup>1413</sup> und im Anschluss daran den Stützpunkt wegen Munitionsmangels aufgeben und sich zurückziehen zu können.

Piekalkiewicz berichtet, dass dem Grenadierregiment 916, dem Heinze angehörte, noch das Pionierbataillon 352 angegliedert worden ist, um die deutschen Stellungen zurückzuerobern und die Amerikaner aus Vierville in Richtung Meer abzudrängen.<sup>1414</sup>

Im Zuge dieser Kämpfe entdeckte eine in Wehrmachtuniform kämpfende Kosakenpatrouille des Ostbataillons 439 ein gestrandetes Landungsboot. In den Papieren eines toten amerikanischen Offiziers fanden sie detaillierte Pläne „mit dem Verzeichnis sämtlicher Tagesziele für die nächsten Wochen.“<sup>1415</sup> Das Grenadierregiment 916 übergab die Papiere einem Kommandeur der 352. Inf.Div. Für die deutsche Seite erwiesen sich diese Unterlagen von großem Wert.

Heinze erklärte im Interview, er habe damals nicht gewusst, „wie die Stützpunkte alle heißen.“ Sein Angriffstreifen lag genau dort, wo sich heute der amerikanische Soldatenfriedhof befindet. Der damalige Leutnant hatte die Aufgabe, die Stützpunkte WN 62, 64 und 70 zurückzuerobern, die sich oberhalb des Landestrandes Omaha Beach befinden, erhalten, weil von diesen Verteidigungspositionen aus der gesamte Abschnitt sehr gut zu übersehen und zu verteidigen war. Nach Erledigung dieses Auftrages wäre seine Aufgabe gewesen, sich mit seinem Zug zu weiteren deutschen Widerstandsnestern vorzuarbeiten und diese wieder einzunehmen. Die Frage, ob er denn noch über Munition verfügte, bejahte Heinze, ergänzte jedoch:

„... aber ich sah da [trotzdem] keine Möglichkeit, da vorne zu halten. Wir hätten uns da nur totschießen lassen können. Da ging ein Treffer nach dem anderen rein, und da haben wir gesagt: ‚Nee, nee, nichts.‘“

Heinze, der dort als Kompanieführer eingesetzt war, um die Gegenstöße zu führen, war nicht wohl bei der Sache, weil er wusste, „dass unser Hauptmann 'n sehr strenger

---

<sup>1413</sup> Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 202.

<sup>1414</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 144.

<sup>1415</sup> Ebd.

Mann war,“ und wohl kaum Verständnis dafür aufbringen würde, dass sich Heinze, trotz anderslautendem Befehl, mit den ihm unterstellten Soldaten aufgrund des starken Beschusses zurückgezogen hatte. Nachdem sich der Befragte bei seinem Chef zurückgemeldet und auf Nachfrage mitgeteilt hatte, dass er einen Großteil der Männer wieder mit zurückgebracht hatte, geschah etwas völlig Unerwartetes. Heinze erinnerte sich: „... Und da ist er mir um den Hals gefallen und fing an zu weinen. Ich denke: ‚Was ist denn hier los?‘“ In der Zwischenzeit war der andere Zug, den der Hauptmann eingesetzt hatte, in einen Hinterhalt geraten, und, wie Heinze hörte: „Da soll kein Mann mehr zurückgekommen sein.“ Er erklärte das Verhalten seines Chefs und den Grund für die hohen Verluste:

„Das hat ihn natürlich auch belastet, denn als Angriffsführer und dann am 1. Tag, verliert gleich so 500 (?) Mann. Die sind alle, ja, alle gefallen. Die Amis saßen auf Bäumen oben, und die [Deutschen] waren das nicht gewohnt. Der Stabsfeldwebel, der war auch lange nicht im Einsatz gewesen, sind die aus alter Manier fast so auf diesen Wald zugegangen, und die haben das Feuer eröffnet. ... Ja, unmöglich. Und da war ein Zug schon weg von meiner Kompanie, naja, und die nächsten Tage, wir hatten immer noch diesen Befehl: ‚Halten bis zum Letzten‘, und wir haben uns dann eingeeigelt. Ach so, da sind wir noch nach diesem anderen Stützpunkt, da sind wir dann noch mal vor, da haben wir noch 'n paar Leute gefunden, die das überstanden hatten von der 8. Kompanie, die da drin war. Aber da nach vorn kam ja auch niemand, die Amerikaner saßen schon drin. Und da haben wir uns eingeeigelt, wir mussten ja dableiben.“

Deutsche Soldaten mit Osterfahrung kannten das Problem mit den Scharfschützen. Auch kam es in Russland zu Situationen, die an die Lage der Wehrmacht im Westen erinnern:

„Ich schaue ab und zu durch die Optik und bin sauer. Die Russen laufen in guter Schussentfernung geduckt hin und her, und wir können den Kopf nicht heben. Sie haben uns genau im Visier. Sobald sie bei uns eine Bewegung erkennen, ballern sie mit Infanteriegeschützen drauflos. Außerdem hat sich irgendwo da vorn ein Scharfschütze eingenistet. Er ist gut getarnt und nicht einmal mit der Ziel-einrichtung zu erkennen. Ich bemerke es nur an den gefährlichen Explosivgeschossen, die rund um unsere Stellungen mit einem hellen Knall zerplatzen und in den Ohren weiter klingeln. Wie lange soll es so noch weitergehen, dass wir unsere Schädel nicht über die Deckung heben können?“<sup>1416</sup>

Im Osten kam es zwar auch vor, dass deutsche Soldaten sich ständig bei heftigeren Angriffen, denen sie nicht viel entgegenzusetzen hatten, versteckt und geduckt halten mussten, im Westen war diese Defensivposition jedoch die Regel.

Meyer merkte an, dass durch die zeitweise fehlende Funkverbindung,

„z. B. die Einnahme von Bayeux der Division, also meiner Division, überhaupt nicht bekannt wurde und am... das war also alles am 8., und am 9. kriegten dann, ... da war also mein Kommandeur inzwischen wieder zurückgekommen und übernahm die Führung selber, und der kriegte nun den Auftrag, mit seinen Panzern plus einem Panzergrenadierbataillon Bayeux wieder zu nehmen.“

<sup>1416</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 302.

Bayeux war die erste Stadt, die von den Angloamerikanern befreit wurde. Den Deutschen gelang es, trotz heftiger Gegenwehr nicht, das bereits am 8. Juni befreite Bayeux wieder zu besetzen. Nun ging es den Alliierten darum, einen Durchbruch nach Süden zu erzielen, „und da waren wir im Wege,“ so Meyer. Inzwischen stießen die Engländer am 9. Juni aus der Flanke auf den Ort Tilly vor. „Daraus entwickelte sich dann langsam erst die Front, und die richtige Front war erst am 11.,“ erklärte der Befragte und erläuterte seine eigene Aufgabe: „Ich war also Chef der Versorgungskompanie und war verantwortlich für die Versorgung, also für den Nachschub und den Abschub der Sanitäterei und für die Instandsetzung und Wartung usw.“ Meyer kommentierte das weitere Vorgehen der Engländer und die hartnäckige Gegenwehr der Deutschen, die in jedem Fall einen alliierten Durchbruch nach Süden verhindern wollten:

„... Dann haben die Engländer am 13. haben sie dann so einen Flankenstoß auf Villers-Bocage gemacht, und den haben wir abgewehrt, und dann haben sie, als sie merkten, bei uns kamen sie nicht durch, da war inzwischen die 2. Panzer-Division auch noch eingeschoben worden, da haben sie es dann weiter ostwärts, hier bei Epson versucht. Und bei Epson kamen sie auch nicht durch und dann haben sie hier direkt auf Caen gestoßen und dann versuchten sie, hierum zu kommen. Da blieben sie liegen, dann kamen sie hier [mit der Operation] ‚Totalize‘ auf Falaise [zu], und die hätten also schon 14 Tage früher in Falaise sein können, wenn sie nach deutschen Grundsätzen geführt hätten. Das haben sie aber nicht, aber die Kanadier sind bemerkenswert, die geben schonungslos ihre eigenen Fehler und Unzulänglichkeiten zu. Anders als die Amerikaner, für die nur alles gut ist. Die Briten sind absolut fair, wobei das bei den Amerikanern mit Anführungsstrichen zu sehen ist.“

Auch Ritter berichtete von den Erschwernissen seiner Flakereinheit der Panzer-Lehr-Division während der Normandiekämpfe, die insbesondere zutage traten, wenn, wie zuvor Hendrik Meyer beklagte, durch Feindeinwirkung der Funkverkehr ausgefallen war:

„Das bedeutete, dann musste man mit Meldern arbeiten, oder der Nachrichtenoffizier musste selbst los, weil keiner mehr fahren wollte, nachts - und tagsüber auch. Ich bin auch viel bei Tag gefahren, und das war jedes Mal 'n Himmelfahrtskommando. Aber manchmal musste es eben sein! Ja, ja, und deswegen war es natürlich immer unerfreulich, wenn man tagsüber irgendwo fahren musste. [Das ging dann nur] von Busch zu Busch. Wir hatten natürlich so 'nen VW, und das war bloß so 'n Blechgestell. ... Ja, Kübel, vorne Fenster runter, Verdeck weg geklappt und dann gab's meist einen Beobachter hinten, das war meistens also der Fahrer, und ich fuhr dann, ich fuhr, weil ich ja dann auch den Weg wissen musste, den wussten wir ja auch nicht, und dann, wenn der was sah, dann gab er sofort Bescheid und dann fuhr man unter den nächsten Busch oder - in der Normandie waren ja nicht sehr viele – [aber] Hecken und Wege, da konnte man immer mal ganz schnell verschwinden. ... [Den richtigen Weg zu finden], das war eine ganz große Schwierigkeit, vor allen Dingen nachts, wenn wir die Fernsprechleitungen legten, da kamen wir ganz woanders an. Dieses Vorerkunden, damit die Fernsprecher arbeiten konnten, das war ja natürlich 'ne Aufgabe des Leutnants und dann, während die legten, saß ich im Kommandostand, und dann riefen sie immer, wenn sie einen Kilometer ausgelegt hatten, riefen sie zurück zu mir, wir sind jetzt dort und dort, und wo geht es jetzt weiter, und sie haben die und die Schwierigkeiten, und dann gab ich von da aus Anweisung, und dann legten die wieder weiter, bis sie denn schließlich denn irgendwo bei der [Batterie?] ankamen.“

Auf die Frage nach der Anspannung angesichts des fast unmenschlichen Tag- und Nachtbeschusses durch Artillerie und Jagdbomber und seiner Verantwortung für die Truppe als Spieß, Batteriechef und Nachrichtenoffizier in einer Person meinte Ritter:

„Das ist so sehr schwer in einem Satz zu sagen. Das ist situationsgebunden. Es gibt immer Situationen, in denen man wirklich Angst hat, Schiss, wie man's überleben kann, das gehört zum Soldatenleben dazu. Sie müssen sich klarmachen, dass also dieses militärische System, in das diese jungen Menschen, die ja alle noch gar nicht erwachsen sind, hineinkommen, dass die durch die Hierarchie und durch die wenigen Grundregeln: man hat keine Angst, man tut, was befohlen wird, da gibts nur drei oder vier Dinge und damit wird alles bewältigt. Und da sagt man entweder ‚Jawoll‘, und denn macht man das. Die Möglichkeit, Angst zu haben und es zu zeigen, die hat man eigentlich nicht. ... [Aber], oh ja, natürlich, man hatte Angst, man hat viel Angst.“

Ritter war als Leutnant von knapp 22 Jahren als Nachrichtenoffizier sowie in Personalunion auch als Spieß und Batteriechef, die er gleichzeitig zu vertreten hatte, eine hohe Verantwortung auferlegt worden. Der hohe Ausfall an Offizieren seit Beginn der Kämpfe, darunter anscheinend auch welche, denen es gelang, sich auf irgendeine Weise dem Kriegsgeschehen zu entziehen, bedeutete, dass immer jüngere, auch unerfahrenere Einheitsführer eine ihnen unbekannte Truppe übernehmen mussten. Ritter war zwar nicht unerfahren und hatte bereits an der Ostfront gekämpft. Allerdings trug er schwer an der Last, als Leutnant und ranghöchster Offizier gleich drei Offiziersstellen ausfüllen zu müssen. Es wird jedoch deutlich, dass er über die Fähigkeiten verfügte, dies zu leisten. Allgemein muss jedoch festgehalten werden, dass die Verluste an erfahrenen Offizieren im 6. Kriegsjahr eklatant waren: Hatte das Durchschnittsalter der Leutnante im Jahre 1939 noch 23 Jahre, 2 Monate betragen, war es bis 1942 auf 20 Jahre, 3 Monate abgesunken.<sup>1417</sup> Dazu vermerkte der damalige Leutnant Hans Steißlinger im Tagebuch seiner Abiturklasse: „Es ruht viel auf unseren Schultern. Und wir sind noch so jung. Vor dem Gesetz noch nicht einmal mündig! 20 Jahre.“<sup>1418</sup>

Auch der damalige Leutnant Fischer berichtete in seiner Autobiographie von der hohen Bürde eines Truppenführers an der Ostfront: „Im Unterschied zu Bazeilles bedrückte mich nun die Verantwortung für meine Gruppe, die jeden Fehler, den ich machte, auszubaden haben würde.“<sup>1419</sup>

Ritter verdeutlichte auch den Widerspruch zwischen seiner eigenen vorhandenen Angst und der Unmöglichkeit, diese gegenüber seiner Truppe zu zeigen. Als Vorgesetzter mit Vorbildfunktion hatte er solche Gefühle zu verbergen, seine Leute zu motivieren und ihnen gegenüber Zuversicht auszustrahlen. Der damalige Soldat Großmann berichtete von den Kämpfen im Herbst 1944, im Großraum Aachen, von unerfahrenen deutschen Soldaten, die unter schwerem Beschuss gelegen haben:

<sup>1417</sup> DRZW 5/1 (Beitrag Kroener: Personellen Ressourcen), S. 903.

<sup>1418</sup> TB Hans Steißlinger im Osten, 19.10.1942, in: Restloser Einsatz, S. 74.

<sup>1419</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 109.

„[Das waren] junge, verstörte und verängstigte, unerfahrene Soldaten, die am ganzen Körper zitterten. Ich kannte sie nicht, denn sie waren eben erst zu uns gestoßen. Dies war ihr erster Fronteinsatz. Aus dem Kindergarten geholt, wenn man mitleidlos und höhnisch sein will.“<sup>1420</sup>

Großmann drohte den Jungen mit dem Kriegsgericht und meinte: „Bis heute Abend müsst ihr durchhalten! ... Oder wollt ihr vors Kriegsgericht?‘ ‚Das zog.“ Die bei vielen Wehrmachtssoldaten vorhandene Angst vor dem Kriegsgericht wurde so noch geschürt, und die Einheiten durch die entsprechende Androhung wieder auf Kurs gebracht. Heinze, der, wie zuvor erwähnt, einen Stützpunkt aufgegeben hatte, obwohl er diesen „bis zum letzten Mann“ verteidigen sollte, lebte, bis zu dem Moment, als ihm sein Kommandeur wider Erwarten, vor Freude um den Hals fiel, ebenfalls in der Angst vor dem Kriegsgericht. Siemers erlebte eine Situation, in der er sich in aussichtsloser Situation zurückgezogen hatte, und ihm seitens seines Vorgesetzten mit Kriegsgericht gedroht wurde. Aber auch inmitten der Kampfhandlungen um die Entscheidung im Westen reichten banalere Gründe aus, um Untergebene einzuschüchtern, so Weiß:

„Ich hab nachher in meinem Loch da jesessen, war still. Mittags, da hab ich den Helm abjesetzt, kommt da so einer anjekrochen, so 'n Major, will mich vor's Kriegsgericht stellen, weil ich meinen Stahlhelm abjesetzt habe.“

Wie Mühlig im Interview erklärte, entwickelten manche deutsche Soldaten während der Kämpfe um die Normandie in ihrer prekären Lage einen Galgenhumor:

„Das ist 'ne böse Sache gewesen. Von der Landung an bis zum Schluss hab ich das mitgemacht. ... Wir machten uns 'n Spaß: hier drüben saßen die Amerikaner und schossen mit MG. Und wir standen in der Scheune, und unser Gruß war immer: ‚Na, denn auf Wiedersehen beim Fußballspiel in Ottawa!‘ Da kam man als gefangener Offizier hin. Und denn gingen wir hinter der Scheune raus, machten winke-winke zum Ami, und da löst sich drüben 'n Funken, also 'n Leuchtgeschoss und kam an: ffüüüt, vorbei! ‚Vörbie!‘ Und das war Spaß! Mein Gott! Man hat mit so was Spaß gemacht!“

Große Probleme bereiteten den Deutschen auf Bäumen sitzende, amerikanische Scharfschützen. Zunächst fiel nur die Zahl an Kopfschüssen auf, und nachdem die Deutschen entsprechend gewarnt worden waren, wurden nun auch deutsche Scharfschützen gezielt auf die Amerikaner angesetzt. Herr Schramm erinnerte sich an Aktionen amerikanischer und deutscher Scharfschützen:

„So, und dann erzähle ich Ihnen auch noch so ein Ding, da waren wir auf einem Frontabschnitt, alles in der Normandie, ich weiß nur nicht mehr, wo. Und unsere Kompanie hatte soviel Ausfälle durch Kopfschüsse. Bis wir dann dahinter kamen, dass eine amerikanische Scharfschützeneinheit uns gegenüberlag, und die oben in den Bäumen saßen. Die *saßen* nicht im Baum, die waren angeschnallt, *sharpshooters*.“

Nach eingehender Beratung stellte sich die Frage: „Und wer macht das nun? Schramm macht das.“ Er erzählte, wie die Deutschen versuchten, das Problem in den Griff zu bekommen:

---

<sup>1420</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 105f.

„So, nun wurde ich schwarz angemalen, mein Gesicht schwarz, alles, und kriegte 'n Gewehr, das war mit Gras übersät von hinten und vorne, und nu' kam die Nacht, und ich hatte 'n Zielfernrohr obendrauf, und nun kroch ich aus unseren Stellungen raus. ... Ja, mutterseelenalleine durch unsere Stellungen durch. Und dann legte ich mich ins Vorfeld und musste nun warten, bis es hell wird, damit ich den seh' da drüben. Den sah ich nicht im Baum, ich sah 'n ander'n. Das war 'n dicker Baum, und am Baum, an der linken Seite, den sehe ich noch, guckte mich 'n Ami an, durch mein ... den hatte ich direkt vor mir im Fadenkreuz, mit 'm Bart, der guckte so um den Baum rum auf unsere Stellungen. Er sah mich nicht, aber ich sah ihn, und ich sollte ja abdrücken.“

Ganz leise erklärte Schramm: „Aber ich hab nicht abgedrückt. Hab ich nicht gebracht, ich hab es nicht gebracht. War 'n junger Mann. Dann wär' sein Gesicht auseinander gegangen.“ Das Problem für die Deutschen blieb. Schramm erklärte das weitere Vorgehen:

„Und [der] andere - ich musste dann den ganzen Tag draußen liegen und konnte erst abends in der Dunkelheit zurück, sonst hätten die mich weggemacht. ... Insofern haben wir ihn dann raus geholt aus 'm Baum, mit Gewehrgranaten. Das sind Granaten, die tut man auf's Gewehr obendrauf, so kleine Dinger, und die haben wir dann so mit der Hand so in den Baum reingeschossen, und dann fiel er runter.“

Auf die Frage, ob der Amerikaner durch die Gewehrgranaten umgekommen sei, meinte der Befragte: „Das nehmen wir doch an, dass er tot war, denn der hat ja so vier, fünf, sechs Mann von uns weggemacht, war auch 'n bisschen herzlos.“ Das Motto „Auge um Auge – Zahn um Zahn“ findet sich oft in Erzählungen vom Krieg. Amerikanische Scharfschützen befanden sich hauptsächlich im Bereich um *Utah Beach*. Dies berichtete, außer Herrn Schramm, auch Herr Paulsen.

„Ja, ja, doch, [das waren zwei Tage], wo wir auch geschossen haben, auch beschossen wurden. ... Ich konnte nicht schlecht schießen [und hatte] 'n Karabiner mit Zielfernrohr ... drauf, und da rief mich der Gewehrführer, das war ein Bayer, der sagte: ‚Komm' mal her hier, da in der Weide, da sitzt einer drin. Wir kommen nicht hoch hier. Sieh' mal zu!' Und dann habe ich zwei, drei Schüsse auf die Weide da abgegeben und siehe da, es muss ihn ja wohl getroffen haben, denn dann konnten wir weiter. Dann wurden wir von dort aus nicht mehr beschossen.“<sup>1421</sup>

Heinze erzählte im Interview, dass ein gesamter Zug seiner Kompanie (etwa 30 Soldaten) durch amerikanische Scharfschützen verloren gegangen ist.<sup>1422</sup>

Paulsen erinnerte sich noch daran, dass die Fallschirmjäger seines Bataillons den Marsch zur Küste „nicht in einem Rutsch geschafft“ und dann „nachts ... irgendwo gelegen“ und es sich „so bequem wie möglich gemacht“ hätten: „Auf jeden Fall haben wir versucht, etwas zu schlafen.“ Die Luftüberlegenheit und die bereits hinter dem Strand operierenden US-Verbände ließen es nicht zu, dass das 6. FJR zum Strand vorstieß. Um die amerikanische Abwehr zu umgehen, führte der Weg die deutschen

<sup>1421</sup> Vgl. Aussage Beckers in Abschn. 5, der einen Meldereiter in einem ukrainischen Sonnenblumenfeld „stellen“ und „ausschalten“ musste, um seiner Kompanie den Weg zu ebnet, und den dieses Vorkommnis ein Leben lang belastete.

<sup>1422</sup> Vgl. Ryan: Längster Tag, S. 263f.

Soldaten in schwieriger Passage durch die Überschwemmungsgebiete, wodurch sie weitere Verluste erlitten. Herr Paulsen erinnerte sich an die Widrigkeiten am 7. und 8. Juni 1944: „Den Tag über haben wir uns verkrochen und, wenn es ging, sind wir weitergegangen.“ Dabei stellte er sich im Interview die Frage nach dem Grund für die Solidarität innerhalb der mit ihm marschierenden Gruppe: „Ich weiß es jetzt immer noch nicht richtig: wer hat uns nun so zusammengehalten? Also das weiß ich jetzt noch nicht. Verstehen Sie?“ Diese Frage stellt sich umso mehr, als dass Paulsen hinzufügte, er und seine Kameraden seien „doch alle immer nur in Trupps gelaufen von fünf, sechs, zehn Männeken,“ die zusehen mussten, dass sie „durch’s Wasser durchkamen.“ Paulsen wunderte sich, dass, „wenn der Abend langsam sich bemerkbar machte, ... alle auf ’m Haufen“ wieder zusammengekommen seien. Es ist daher davon auszugehen, dass sich das Bataillon zwar insgesamt in kleinen Gruppen durch das Überschwemmungsgebiet bewegte, diese jedoch nicht allzu weit voneinander entfernt marschierten. Das ermöglichte, dass sie sich gegen Abend an einem bestimmten Punkt sammeln konnten, bis zu dem sie von dem jeweils ranghöchsten Soldaten einer Gruppe geführt wurden. Die Frage Paulsens berührt einen wichtigen Aspekt, und zwar den der Kameradschaft und dem Zusammenhalt innerhalb der Truppe. Diesem Phänomen nach dem Zusammenhalt in aussichtsloser Lage und dem oftmals ungebrochenen Willen, für sein Vaterland einzutreten, wird im Abschn. 7 nachgegangen.

Kaum einer der damaligen deutschen Soldaten lässt die hohen Verluste seiner Einheit unerwähnt. Während für Paulsen durch seine Verletzung der Krieg zu Ende ging, setzten die wenigen, übrig gebliebenen Soldaten des 6. FJR ihren Rückzug fort. Schramm berichtete: „Dann machten wir zurück Richtung Périers, und da nahte aber schon unser Ende.“ In Richtung auf St. Lô, so Schramm, „da war’n wir nur noch ’ne Handvoll. ... Lass’ uns man noch 100, 150 gewesen sein - von dreieinhalbtausend!“

Dose veranschaulichte den ungeheuren Beschuss zunächst anhand der Schäden, die die Landschaft aufwies: „Aber denn ... kam schon wieder die Artillerie und kamen die Bomber, dass nachher solche [dicken] Buchenbäume nur noch Splitter waren!“ Mit dieser Beschreibung leitet Dose zu den eigenen Verlusten über: „Wir waren nachher ja nur noch 10 Mann [von] 110 [Soldaten].“ Der Interviewpartner fügte hinzu: „Wir haben [aber] keinen Toten und keinen Verwundeten geborgen. Das haben alles die Engländer gemacht.“ Inzwischen war Dose, ursprünglich Soldat der Luftwaffe, wie viele andere seiner Kameraden auch, einer Waffen-SS-Einheit zugeteilt worden. Um die personellen Verluste auszugleichen und die Divisionen wieder aufzufüllen, wurden besonders Luftwaffensoldaten, die ihrer eigentlichen Verwendung entledigt waren, anderen Truppenteilen als Ersatz zugeführt.

Trotz dieser Situation wusste kaum jemand in der kämpfenden Truppe mit Sicherheit,

wie die Gesamtlage für das Deutsche Reich aussah. Heinze stellte dazu fest:

„Alles so Augenblicksbilder, die jeder nur hatte ... Deswegen auch manchmal, was wir gesehen haben, das war ja nur so kurz. Wir wussten kaum, was rechts und links von uns lag. Das hat man doch bewusst gemacht, denn, wenn wir in Gefangenschaft gekommen wären, hätten sie uns ja ausgequetscht: Was wissen Sie, wo, welche Einheit sind Sie, was haben Sie gemacht, usw. Ja, [die eigene Einheit], das konnte man grad' noch sagen.“

Nicht nur aus Gründen der Gefangenschaft war der deutschen Führung daran gelegen, dass der einzelne keinen Überblick über die Gesamtsituation haben sollte. Johann Scheins meint dazu: „Die Offiziere wussten Bescheid. Wir waren doof, wir wussten nur von dem, wo wir gerade waren.“<sup>1423</sup> Manchen Offizieren ging es aber vielleicht auch nicht viel anders. Es hätte sicherlich die Moral der Truppe beeinträchtigt, wenn das wahre Ausmaß der Verluste und Rückschläge der Wehrmacht in dieser Phase bekannt geworden wäre. Auf diese Weise wurde versucht, die Motivation der deutschen Soldaten zu erhalten.

Der Informant Weiß erinnerte sich noch, dass seine Truppe am 6. Juni 1944, von St. Brieuc in der Bretagne aus, in Richtung Normandie in Marsch gesetzt worden ist. Er berichtete von Vorkommnissen, die er auf dem Weg in den Norden in der Stadt Avranches beobachtete:

„Drei Tage, über Avranches sind wir marschiert, hoch... Zu Fuß gegangen, ja, nachts immer. Nachts, am Tage ging's nicht. Avranches, weeiß ick noch, dat war 'ne ganz tote Stadt. Da liefen nur einige französische Polizisten rum. Ja. Und da hatten wir ooch 'n Angriff da, Fliegerangriff. Und da bin ich rin gelaufen in 'ne Ruine, in 'ne Häuserruine. Und da hab ick erst mal jeseh'n 'ne Frau. Und nachher is mir einjefallen, die müssen se verjewaltigt haben, weil die halb zerrissen war'n, die Kleider. Wusste man... Hat mich auch erstaunt, dass da 'ne Frau liegt, halb bekleidet. Die Amerikaner war'n noch nicht da. Das war noch innerhalb von Avranches.“

Weiß' Truppe gehörte zur zweiten Verteidigungslinie und hatte etwa 40 Kilometer von Lesay nach Avranches zurückzulegen. Er berichtete von der Zeit um den 10. Juni:

„Es war sonst allgemein war [zunächst noch] ruhig. ... Man konnt' sich ja nicht, man durft' sich ja nicht bewegen. ... Ja, auf jeden einzelnen haben die jeschossen, wenn man sich am Tage bewegte. Man musste ja immer seh'n, dass man im Dunkeln... lief ja alles im Dunkeln ab. ... Bahnhöfe war'n ja alle zerstört, die Brücken alles. War auch nicht möglich, [die zu passieren], bloß nachts alles, ja.“

Später übernahm Weiß' Truppe einen Abschnitt, in dem sie ebenfalls in harte Kämpfe verwickelt wurde:

„[Das war unser Eindruck vom Amerikaner]: der zieht sich zurück. Ja, der schont. Der räumt. Und denn nachher kommt er aber. Und denn nachher jeht's aber... alles schwere Waffen! Der hat den Berg, wo wir war'n, wir ham ja die Höhe... Unten konnten wir die Landungsboote seh'n, denn jing ja die Steilküste da, denn hat er aber alles... Das war ja bloß noch Qualm und Knallen (?) und alles so was. Und denn ham wa jeräumt, die Höhe da.“

Die Räumung des Gebietes durch die Deutschen erfolgte, Weiß' Angaben zufolge,

<sup>1423</sup> Johann Scheins, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 197.

nachdem „wir drei Stunden lang unter Feuer jelegen haben“. Die Truppen zogen sich zunächst zurück, um sich an einem zuvor festgelegten Punkt wieder zu sammeln. Nach einer Lagebesprechung, „sollte [es] ja wieder losjeh'n“, so der Informant Weiß. Die Amerikaner sind den Deutschen jedoch zuvorgekommen und bereiteten ihren Angriff wie immer mithilfe ihres Materials vor (siehe dazu auch Abschn. 6). Weiß berichtete, dass seine Einheit bei einer Einsatzbesprechung durch Granatwerferfeuer überrascht worden ist und er dort seine Verwundung erhalten hatte. Für ihn war der Krieg dadurch beendet und sein Leben gerettet.

In der zweiten Junihälfte wurde von einigen Normandiekämpfern zusätzlich die einsetzende Nässe als große Belastung erlebt, zumal die Truppe über keinerlei Unterkünfte mehr verfügte: „Heute haben wir starken Regen gehabt und unsere Löcher sind zu Badewannen geworden. An Schlaf ist da nicht zu denken. Wo soll man sich auch hinlegen, ist ja alles nass und dreckig.“<sup>1424</sup> Die Härten der Witterung setzten auch in Frankreich im Sommer 1944 den ohnehin stark angeschlagenen Deutschen zu.

Wie war es inzwischen der Zivilbevölkerung ergangen, die sich mitten in der Kampfzone befand? Dazu ist festzustellen, dass die Franzosen sich zurückhielten. Dort, wo Amerikaner, Kanadier und Briten bereits Fuß gefasst hatten, wurden diese jedoch von der Zivilbevölkerung nach Kräften unterstützt. Henri Martin, der fast direkt an der Küste wohnte, erinnerte noch, dass er den erschöpften Amerikanern Wasser gab:

«Tiens, et il y avait général Bradley, je l'ai vu. Il mettait ses bottes dans la ferme, il y avait une ferme juste à côté, à côté du ruisseau. Et moi, je pompais de l'eau tant qu'on pouvait pour donner à boire aux Américains qui débarquaient [et] qui crevaient de soif.»

Bradley war der General, der am 6. Juni 1944 wohl die größten Probleme zu gegenwärtigen gehabt hatte. Er befehligte die 1. US-Armee, die zunächst unter höchsten Verlusten versucht hatte, ihre Soldaten am Omaha-Beach anzulanden (siehe 3. – 3.2).

#### *Zusammenfassung:*

Für die Planung einer effizienten Kampfführung erwies es sich als großes Hindernis, dass die deutsche Führung immer noch von der Gefahr einer zweiten Landung im Pas-de-Calais ausging.<sup>1425</sup> Alliierten Nachrichtendiensten gelang es, ihrem Gegner vorzuspiegeln, die Operation in der Normandie sei nur ein erster Schlag.<sup>1426</sup> Aus dem Bereich der benachbarten 15. Armee wurden deshalb kaum Verbände abgezogen. Statt dessen stammten die der Normandie zugeführten Truppen hauptsächlich aus Süd- und Westfrankreich, aus anderen besetzten Ländern Europas oder aus dem Reich.

---

<sup>1424</sup> FpBf Hans B., 26.6.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 191, dort auch Anm. 244.

<sup>1425</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 548; Ose: Entscheidung, S. 270.

<sup>1426</sup> DRZW 7, ebd.

Die Form des Krieges im Westen war auch für viele Wehrmachtsangehörige, die bereits im Osten gekämpft hatten, neu. So kannten sie bis dahin nicht die fatale Wirkung der alliierten Schiffsartillerie, deren Riesenkaliber mit einer Wucht einschlugen, dass Teile der Normandie in eine Mondlandschaft mit Riesenkratern verwandelt wurden. Auf deutscher Seite verursachte die alliierte Schiffsartillerie hohe Verluste an Mensch und Material.

Am Beispiel des 6. FJRes wird der Kampf David gegen Goliath besonders deutlich. Dieses Regiment hatte in manchen Gegenden hinter dem Utah Beach, allein auf sich gestellt, mit unzureichender Ausrüstung und wenigen Geschützen, dem immensen Materialeinsatz der dort angekommenen Amerikaner standzuhalten. Die nach wenigen Tagen völlig dezimierte Truppe sowie auch die anderen Infanteristen mussten sich tagsüber verkriechen und konnten sich nur nachts zurückziehen, versorgen, munitionieren und Treibstoff heranzuführen. Auch das Verschieben der Panzerdivisionen konnte nur in völliger Dunkelheit erfolgen. Die Rechnung der Westalliierten ging auf: die deutschen Panzerdivisionen kamen nach dem 6. Juni 1944 nur langsam heran, hatten zum Teil mehrere hundert Kilometer bei Tage und Jabo-Beschuss zu marschieren und daher bereits vor Eintreffen im Kampfraum zum Teil große Verluste. Ritter und Meyer machten deutlich, dass es zudem große Schwierigkeiten bereitere, „vom tiefsten Frieden“ plötzlich in den Krieg geworfen zu werden. Allgemein kamen die Panzerdivisionen erst am 8./9. Juni unvollständig an und wurden sofort in Kleinkämpfen eingesetzt. Zu der Schwierigkeit, das anfängliche Chaos infolge der zerstörten Fernspreverbindungen zu ordnen und sich einen Überblick über die Gefechtssituationen und die Absichten der Angloamerikaner zu verschaffen, kam das Problem des Nachschubs.

Nachdem einige deutsche Soldaten sich am Abend des 6. Juni 1944 noch in einer motivierten Verfassung befanden, änderte sich dies in den nächsten Tagen mit der Härte der Kämpfe, der Abwesenheit von Kriegsmarine und deutscher Luftwaffe und dem daraus resultierenden Gefühl der hoffnungslosen eigenen Unterlegenheit. Heinze schilderte am Beispiel eines Ost erfahrenen Offiziers und Kameraden, wie miserabel es den Deutschen in dieser Situation ging: ein Großteil von ihnen war geschockt von der Wucht des Angriffes und den hohen Verlusten innerhalb ihrer Einheiten. Hinzu kam permanente Übernächtigung, da das deutsche Frontleben hauptsächlich nachts stattfand, die Soldaten aber auch tagsüber wach und vorsichtig bleiben mussten. Trotz dieser prekären Situation musste die Truppe weiterkämpfen (Haltebefehl) - ohne ausreichende Verpflegung und Munition sowie ohne Aussicht auf Ablösung oder Ersatz.

Dennoch ist es bemerkenswert, dass es im Bereich von zwei der fünf Landestrände, Utah-Beach und Omaha-Beach, „über den 6. Juni hinaus sehr oft nach einer

Niederlage der dort gelandeten amerikanischen Angreifer ausgesehen [hatte].<sup>1427</sup> Beispiele hierfür gaben Meißner, Heinze und Kowalski. Daran hatten, neben der 352. Inf.Div., vor allem das erwähnte 6. FJR, dem drei der für diese Arbeit Befragten angehörten, einen entscheidenden Anteil. Es ist erstaunlich, welche Leistungen diese Truppen, trotz ihrer hohen Verluste, im weiteren Verlauf der Kämpfe noch zu erbringen imstande waren. Den deutschen Verbänden war es, trotz der immensen Verluste – auch aufgrund der gegnerischen Schiffsartillerie und Luftwaffe – gelungen, den für sie wichtigen Verkehrsknotenpunkt Caen zu halten, der ursprünglich bereits am 6. Juni 1944 von den Briten genommen werden sollte. Ähnliches gelang um den Ort Tilly-sur-Seulles, der als Grenze zwischen zwei deutschen A.K. eine Schwachstelle darstellte und den Alliierten wieder entrissen werden konnte.

In der Normandie ging es um alles. Jeder hatte zu versuchen, sein Bestes zu geben, um das Vaterland in Frankreich zu verteidigen, die Zweite Front nicht näher an Deutschland herankommen zu lassen und den Westalliierten möglichst lange erbitterten Widerstand zu leisten. Entsprechend hoch war die Nervosität und Anspannung besonders der deutschen Offiziere, die sich auch darin äußerte, wie schnell sie Soldaten ihrer Einheit mit dem Kriegsgericht drohten, wenn diese etwa ihren Stahlhelm abgesetzt oder die Gefechtsposition verlassen hatten, oder wenn sie Verwundete unter Strafandrohungen für den Kampf einsetzen wollten, die gar nicht mehr einsatzfähig waren (siehe die Ausführungen Arps in Abschn. 4.6).

In dieser Phase der Kämpfe um Frankreich wurden auch Parolen von „Wunderwaffen“ in Umlauf gebracht, damit die Truppe den Kampf fortsetzte und durch die Hoffnung auf eine unmittelbar bevorstehende Wendung des Krieges günstig beeinflusst wurde. Motiviert bis Ende Juli 1944 blieben vor allem die Soldaten der Panzerdivisionen, die allein aufgrund ihres guten Materials und der Hoffnung auf eine noch bevorstehende, entscheidende Panzerschlacht zunächst noch einigermaßen positiv gestimmt waren (siehe Abschn. 4.8).

#### 4.2 *Jabos* – Der Einfluss der alliierten Luftwaffe: „Dann weißt du überhaupt nicht mehr, wo du hin sollst...“<sup>1428</sup>

In *einem* Aspekt herrschte bei allen deutschen Soldaten, auch höheren und höchsten Offizieren, die die Landung und die Kämpfe in der Normandie im Sommer 1944 erlebten, Einigkeit: Die alliierten Jagdbomber waren das Schlimmste am Krieg im Westen. General Bayerlein, Kommandeur der Panzer-Lehr-Division, äußerte dazu:

---

<sup>1427</sup> Ose: Entscheidung, S. 125.

<sup>1428</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 306. Vgl. Kuby: Mein Krieg, S. 36: „Man hat ein Gefühl großer Hilflosigkeit, wenn man ein feindliches Flugzeug auf sich zurasen sieht.“

„Wer diese *Jabo*-Angriffe nicht erlebt hat, kennt die Invasionskämpfe nicht.“<sup>1429</sup> Sie bestimmten den Krieg in der Normandie und damit auch den gesamten Tagesablauf der Deutschen.<sup>1430</sup> Umso verwunderlicher ist es, dass es Verantwortliche innerhalb der Wehrmachtsführung gab, die noch während der Ardennenoffensive im Dezember 1944, die alliierte Luftüberlegenheit als Randproblem betrachteten.<sup>1431</sup> Dies erwies sich als eine weitere Fehleinschätzung in den deutschen Lagebeurteilungen. Ein in der Normandie eingesetzter NSFO<sup>1432</sup> erfuhr während einer Frontreise im August 1944 von den Frontsoldaten, wie erdrückend allein die übermächtige alliierte Luftwaffe war und fasste seine Erfahrungen in einem Bericht zusammen:

„Von diesen Schwierigkeiten kann man sich nur ein Bild machen, wenn man selbst einmal stundenlang untätig in einer kleinen Nebenstraße gesessen hat und zusehen musste, wie englische Jabos ununterbrochen kreisten und nicht nur jedes Fahrzeug, sondern auch jeden einzelnen, der sich bewegt, unter Feuer nehmen. Es ist ein entwürdigendes Gefühl. ... Die Stimmung der Truppe ist gedrückt.“<sup>1433</sup>

Herr Paulsen, der, wie erwähnt, im Mai 1944 mit dem 6. FJR in die Normandie gekommen war, erzählte im Interview, dass die Truppe aufgrund permanenter Tieffliegerangriffe bereits im Mai, also einige Wochen vor dem D-Day, fünf bis sechs Tage benötigt hatte, um von Köln-Wahn aus ihren Zielort in Nordfrankreich zu erreichen. Während der Kämpfe habe er sich dann mit seinen Kameraden bei Tieffliegerangriffen regelrecht „verkrochen“. Er berichtete: „Wir sind ja den ganzen Tag über ... immer von Tieffliegern belästigt worden, dass wir uns gar nicht bewegen konnten, und da sind wir unter Sträuchern und Bäumen entlang.“ Auch die Tatsache, dass „der Jabo ... ja immer niedrig [flog],“ und so jede auch noch so kleine Bewegung registrierte, betrachtete Paulsen als „Drama“ für die deutschen Normandiekämpfer. Dies wird vom damaligen Sanitätsunteroffizier Uhlmann bestätigt.

„... Das Leben war praktisch am Tage ... still wie der See. Also am Tage durfte sich bei uns nichts bewegen. Dann kamen die [Tiefflieger] runter. ... Die flogen da oben wie 'n Unteroffizier vom Dienst mit Ablösung. Also, wenn einer weggeht, dann kam der nächste. Bei uns war das ganze Frontleben nur nachts: Transporte, Verwundete, alles.“<sup>1434</sup>

<sup>1429</sup> Zitiert n. Carell: Sie kommen, S. 120.

<sup>1430</sup> In Italien hatten die deutschen Truppen jedoch bereits seit Frühjahr 1943 Bekanntschaft mit der alliierten Luftwaffe gemacht. Die Aussagen der dort eingesetzten Wehrmachtsangehörigen ähneln denen der ab Sommer 1944 von den Invasionskämpfen in Frankreich Betroffenen. Großmann: Granatsplitter, S. 94f., berichtete aus der Toskana im August 1944: „Der Krieg wird allmählich zur Treibjagd. Deutsche Flugzeuge werden zu einer Seltenheit. Wir scheuen wie Ratten das Tageslicht. Die Straßen sind wie ausgestorben, und jede militärische Bewegung ist erstarrt. Schon die verräterische Staubfahne eines Meldefahrzeuges kann die Jabos aus ihrem Nest locken. Die Melder gehen deshalb nur in Straßengraben die Hecke entlang. Offene Wege werden gemieden. Jede Bewegung wird zu einem Risiko.“

<sup>1431</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 634.

<sup>1432</sup> Nationalsozialistischer Führungsoffizier.

<sup>1433</sup> BA-MA RH IV-19/149-1, zit. n. Jasper: Zweierlei, S: 195.

<sup>1434</sup> Dazu auch Großmann: Granatsplitter, S. 91, von der Wirkung der alliierten Luftwaffe während der Kämpfe um Italien: „Bei Tage zu marschieren (mot), bedeutete ein hohes

Die alliierte Luftwaffe hatte bereits am 6. Juni einen erheblichen Anteil daran, dass es auf deutscher Seite nicht gelungen war, den Gegner wieder vom Festland zu vertreiben. Auch im Hinterland war ihre verheerende Wirkung am D-Day deutlich geworden, denn vor Beginn der Landung hatte die Air Force hauptsächlich strategische Ziele bombardiert, nun aber wurden an der Front befindliche Truppen, dorthin marschierende Verbände und ihre Aufstellungsräume gezielt und wirkungsvoll bekämpft.<sup>1435</sup> Bis zu 11.000 Flugzeuge täglich<sup>1436</sup> luden ihre Bombenlast über den ungeschützten deutschen Truppen ab. In der wichtigen Konsolidierungsphase der ersten Tage hatte die alliierte Luftwaffe *den* entscheidenden Anteil am gelungenen Aufbau einer Landefront. Arp erinnerte sich an diesen Tag und beschrieb den Einsatz der alliierten Bomberverbände in den frühen Morgenstunden des 6. Juni 1944 so: „Die kamen wie im Geleitzug immer – immer näher. Und immer wieder, immer wieder, also wie 'n Güterzug, ... der im Kreis fährt.“

Der Franzose, Henri Martin, berichtete, dass er bereits einige Tage nach der Landung beim Aufbau des Flughafens Carpiquet half. Weitere Flugplätze entstanden innerhalb kürzester Zeit im Bereich des alliierten Brückenkopfes.<sup>1437</sup> Dies bedeutete für die *Air Force*, dass sie nun eine wesentlich kürzere Anflugzeit zur Front hatte als beim Start von England aus. Die Flugzeuge konnten mehrmals am Tag aufsteigen und so, aufgrund weiter reichender Treibstoffkapazitäten, über einen längeren Zeitraum in der Luft bleiben. Für die Deutschen bedeutete dies – wie der Augenzeuge Uhlmann veranschaulichte – eine permanente Gefahr aus der Luft. Deutsche Lkws starteten tagsüber erst gar nicht mehr. Der Nachschub in Form von Munition, Treibstoff und Lebensmitteln wurde knapp. Außerdem war eine gute Tarnung von Fahrzeugen, Geschützen und Unterständen unabdingbar und geradezu lebensrettend.<sup>1438</sup> Aber nicht nur Tiefflieger kreisten ständig über dem Kampfgebiet, sondern auch Artilleriebeobachter befanden sich dauernd in der Luft, wie Herr Heinze erinnerte:

„Die flogen ganz sauber und kurz über unsere Stellungen hinweg, dauernd. Und wir konnten uns am Tag oft nicht rühren, wir konnten nicht aus den Löchern raus,

---

Risiko für uns, denn die Rückzugsstraße wurde von den Jabos belauert. Sie stießen wie die Greifvögel auf uns nieder, wenn sie uns als Beute erspäht hatten. Folglich wählten wir uns die Nachtzeit für größere Truppenbewegungen aus.“ Aber auch Nachtmärsche bargen Gefahren, da die Fahrzeuge nur mit Abblendlicht fahren konnten und ihre eingeschränkte Sicht daher zum Teil zu tödlichen Unfällen an Abhängen führten.

<sup>1435</sup> Ose: Entscheidung, S. 115.

<sup>1436</sup> Vgl. KTB/WFSt, Bd. 4/1, S. 314: „Feindliche Luftüberlegenheit: bis zu 27.000 Einsätze am Tage.“

<sup>1437</sup> Quellen: Normandie, S. 135. Ende Juni 1944 verfügten die Alliierten in der Normandie bereits über ca. 20 Flugplätze.

<sup>1438</sup> Carell: Sie kommen, S. 189. Großmann: Granatsplitter, S. 95: „... die Fahrzeuge [tragen] eine natürliche Tarnung. Man hat sie wie Pflanzwagen geschmückt, und es ist ein lustiger Anblick, wenn man sieht, wie Laubkronen und Gesträuch zum Leben erweckt, wie Maikäfer brummend über das Gelände kriechen.“

denn die beobachteten sofort, hatten Verbindungen zu ihrer Ari<sup>1439</sup> und dann gings los!“

Heinze und die Soldaten seiner Kompanie verbargen sich in Ein-Mann-Deckungslöchern vor der Gefahr aus der Luft. Auch schwerste Feuerüberfälle konnten die Soldaten darin überstehen, es sei denn, die Granate fiel genau ins Loch. Auch gegen Luftaufklärung waren sie einigermaßen gut getarnt, zumindest dann, wenn sie in Deckung blieben. Sobald die Artillerie-Beobachter aber eine deutsche Stellung von oben gesichtet hatten, teilten sie ihrer Artillerie die entsprechende Position und Entfernung mit und erfüllten so die Aufgabe einer Feuerleitstelle. Schramm berichtete, wie geschickt die angloamerikanischen Artilleriebeobachter aus der Luft ihre Kameraden auf dem Boden leiteten, wenn eine deutsche Stellung präzise unter Beschuss genommen werden sollte:

„Das war dann so, ... sagen wir mal ab 9./10., so 4, 5, 6 Tage nach der Invasion kamen die Jagdbomber, die Jabos, die Lightnings usw. Und die war'n ja so gefährlich, diese Lightnings, das sind ja diese Doppelrumpfmaschinen, die haben zwei Rümpfe hinten, und die kannten wir ja nicht. Die kamen von vorne runter im Sturzflug und schossen mit ihren MGs, zogen dann wieder hoch und dann hast du gedacht: 'Ah, jetzt is er weg,' und dann kam von hinten der Segen. Die schossen nach hinten nochmal raus. Unglaubliche Mordmaschine! ... [Und dann kamen] einmotorige Maschine[n], so wie ich 's in Erinnerung hab. Die 'marschierten' den ganzen Tag über unsere Frontlinie weg in einer Höhe von so 300 m, die hätte man spielend wegmachen können. Das waren die Artilleriebeobachter, die leiteten die Granatwerfer, und zwar sehr geschickt. Auch die Artillerie, die schossen sich ja ein mit Nebel, also wollen mal sagen, der Ami wollte auf unsere Stellungen schießen, dann düste er nicht wild drauf los, sondern der erste Schuss kam mit Nebel. Dann war der Artilleriebeobachter oben und dann hat er gesagt: ‚Vor [oder] zurück‘, er sah halt den Nebel. Und der dritte, vierte saß dann aber drauf. Da konnten sie drauf warten. Dann mussten sie aber schon laufen. Das waren die 'lahmen Enten', die waren von unten gepanzert und wir hatten Befehl, nicht auf die zu schießen, und ich weiß heute nicht, warum. Ja, wir hätten doch auf 'n Propeller schießen können und auf die Kabine.“<sup>1440</sup>

Anhand der vorstehenden Aussage wird deutlich, dass nicht nur die alliierte Luftwaffe selbst die Deutschen zu einem für sie ungewohnten, aber auch unerträglichen Kampf, zwang; auch die durch Beobachtungsflugzeuge geleitete Unterstützung der Bodentruppen wirkte demoralisierend. Die angloamerikanischen Artillerieverbände am Boden wurden so in die Lage versetzt, die deutschen Stellungen gezielt mit schweren Geschützkalibern zu beschießen. In den ersten Wochen erreichte die deutschen Soldaten außerdem noch Beschuss von See her durch schwerste Schiffsartillerie. Der von den Deutschen zunächst angenommene Mangel an schweren Waffen auf Seiten der Alliierten wurde durch den massiven Einsatz der Schiffsartillerie und der Luftwaffe ausgeglichen, bis sich die Lage gefestigt hatte.

<sup>1439</sup> Unter Soldaten gängige Abkürzung für *Artillerie*.

<sup>1440</sup> Die Artillerie-Beobachter leiteten in den ersten Tagen ab dem 6. Juni 1944 mit der gleichen Präzision das Feuer der Schiffsartillerie. Carell: Sie kommen, S. 67.

Die Versuchung der deutschen Infanteristen, einen tief fliegenden Artilleriebeobachter trotz des bestehenden Verbotes, zu beschießen, war sehr groß. Heinze und Gockel hatten bereits berichtet, dass sie, trotz der Aussichtslosigkeit und der Gefahr, auf die eigene Stellung aufmerksam zu machen, die alliierten Flieger doch einmal mit dem MG unter Beschuss genommen hätten. Gockel und seine Kameraden hatten vor der Landung einen amerikanischen B-12 Bomber, die so genannte *Fliegende Festung*, beschossen (s. Abschn. 2.5). Und auch Heinze hatte sich, nach längerem Bitten seiner Soldaten, schließlich doch einmal dazu überreden lassen, mit Maschinengewehren auf einen Beobachter zu schießen:

„Wir hatten das [Flugzeug] x-mal getroffen, aber die hatten unten eine Bodenplatte. Da konnte man immer sehen, wie die Schüsse rauf gingen und wieder weg, ... und innerhalb von Minuten, da kam von drüben der ‚Segen‘.“<sup>1441</sup>

Um aus der Hilflosigkeit und der Passivität, zu der die Deutschen während der Kämpfe in Frankreich häufig verurteilt waren, herauszutreten, wurden derlei Versuche unternommen.<sup>1442</sup> Uhlmann wusste noch, dass in seiner Einheit „der komische Befehl“ ausgegeben worden war, „das gegnerische Flugzeug nur von hinten [zu] beschießen, um die Stellung nicht zu verraten.“<sup>1443</sup> Das Resultat blieb trotzdem immer gleich: gegen die alliierte Technik war kein (deutsches) Kraut gewachsen. „Die Luftüberlegenheit, die war frustrierend,“<sup>1444</sup> resümierte Heinze, und daran sollte sich im Laufe der Kämpfe nichts ändern. Sicher waren die Deutschen vor den Jagdbombern, Tieffliegern und Artilleriebeobachtern höchstens bei Regen und bei Nacht. Bei Flugwetter und bei Tage mussten die Wehrmachtsangehörigen immer fürchten, „durch den Gebrauch ihrer Waffen die überlegene feindliche Feuerkraft auf sich zu lenken.“<sup>1445</sup>

---

<sup>1441</sup> Ein solcher Versuch wird in ähnlicher Form in ebd., S. 123, geschildert: „... die Maschine flog mitten durch die [MG-]Garbe, ... trotzdem war der Erfolg gleich null. Kein Wunder. Motor und Führerkanzel waren gegen Infanteriebeschuss gepanzert.“

<sup>1442</sup> Großmann: *Granatsplitter*, S. 96f., nach einem alliierten Jabo-Beschuss auf italienische Flüchtlinge in der Toskana im Sommer 1944, darunter viele Frauen und Kinder: „... sie ziehen in steilem Bogen nach oben, schießen weg, legen sich auf die Seite und kreisen wie die Aasgeier über der Chaussee. Meine Gewehrmündung folgt den Kreisen. Beim Einschwenken kann man deutlich die Kanzel sehen und dahinter den Schützen, aber nur für einen kurzen Augenblick, so dass ich nicht zum Schuss komme. Was will ich mit einem Karabiner gegen zwei Jagdbomber? Man sagt, es seien schon Flugzeuge mit Gewehren abgeschossen worden. Das sagt man so, um unsere Ohnmacht in einer derartigen Lage abzuschütteln.“

<sup>1443</sup> Uhlmann fügte im Interview jedoch hinzu, dass die Gefangenen, die später gemacht wurden, über die deutsche Stellung genauestens Bescheid gewusst hätten.

<sup>1444</sup> In einem Bericht, den ein NSFO, der die Front im Abschnitt der 91. LL-Div. zwischen dem 15. und 18. Juni 1944 bereiste, heißt es ganz ähnlich: „Von diesen Schwierigkeiten kann man sich nur ein Bild machen, wenn man selbst einmal stundenlang untätig in einer kleinen Nebenstraße gesessen hatte und zusehen musste, wie englische Jabos ununterbrochen kreisen und nicht nur jedes Fahrzeug, sondern auch jeden Einzelnen, der sich bewegt, unter Feuer nehmen. Es ist ein entwürdigendes Gefühl ... Die Stimmung der Truppe ist gedrückt.“ Jasper: *Radikalisierung*, S. 357.

<sup>1445</sup> Kunz: *Wehrmacht und Niederlage*, S. 202.

Schramm fand im Interview eine Erklärung, warum die deutsche Seite Versuche, die alliierten Maschinen zu beschießen, untersagt hatte:

„Ja, das war uns auch bekannt, sobald wir den runtergeholt hätten, hätten wir doppelt gelitten. Da kam sofort der 'Segen'. Ja, die schossen ja gleich soviel auf uns. Die schossen ja auch, der Amerikaner machte das ja an sich recht geschickt. Wollen mal sagen, bei uns [war] noch Front, und dann kam ja Hinterland, für Nachschub usw., mit Straßenkreuzungen. Und der schoss so geschickt, meinerwegen alle fünf Minuten auf die Straßenkreuzung immer einmal einen Granatwerfer, alle fünf Minuten. Da konnten Sie drauf warten. Wenn er 'bums' machte, dann mussten Sie laufen, dann kam der nächste hinterher, d. h., der hat uns immer in Unruhe versetzt, ... und kein Mensch wusste, wo kommt der nächste?“

Sobald deutsche Einheiten ihren Standort in irgendeiner Form zu erkennen gaben, mussten sie mit einem massiven Luftangriff auf ihre Stellung rechnen. So blieb ihnen nur die Möglichkeit, sich gut zu tarnen, um nicht aus der Luft entdeckt zu werden. Die amerikanische Taktik, in gewissen Zeitabständen einen bestimmten Punkt immer wieder zu beschießen, löste bei den Deutschen ganz offensichtlich Nervosität und eine strapaziöse Ungewissheit aus. Unter Umständen zielte diese Strategie darauf ab, die gegnerischen Einheiten durch immer wiederkehrende Granatwerfereinschläge in Bewegung zu versetzen, um sie dann aus der Luft zu orten und gezielt unter Beschuss nehmen zu können.

Thomsen, der während der Kämpfe in der Normandie um den 20. Juni 1944 herum unterwegs zu einem anderen Truppenteil war, erzählte, dass er während einer Fahrt auf einem Kraftrad in der Nähe von Bayeux von Jagdbombern angegriffen wurde:

„Und ich setzte mich auf 'n Sozius von einem Kradmelder, und ich hatte natürlich als Sozius die Aufgabe, darauf zu achten und mich umzugucken. Und dann kam ein [Jagdbomber] bei einer ziemlich baumlosen Steppe, und dann sind wir beide in voller Fahrt abgesprungen, ich hatte mir ordentlich wehgetan, die Straßen waren eng, und links und rechts war Gebüsch. Durch die Geschwindigkeit ist das Motorrad 'n ganzes Stück weiter, das haben wir 'n ganzes Stück weiter nach circa 100, 150 m umgestürzt gefunden. Getroffen war es nicht, aber geschossen hat er.“

Im Anschluss an diesen Tieffliegerangriff seien beide mit dem Motorrad weiter gefahren, so Thomsen. Ob und welche Gefühle der erfahrene Russlandkämpfer und Leutnant nach dem Beschuss durch den Jagdbomber hatte, ob es ihn schockiert hat oder er in Panik geraten war, wie etwa die Soldaten der Panzer-Lehr-Division nach ihrem ersten Fliegerangriff im Westen,<sup>1446</sup> wurde von ihm nicht erwähnt.<sup>1447</sup>

Der damalige Offizier, Hans von Luck, thematisierte in seiner Autobiographie die Pro-

<sup>1446</sup> Ritgen: Westfront, S. 106.

<sup>1447</sup> Auch in seinen Berichten von der Ostfront geht Thomsen nicht auf die Gefühlsebene ein. Er hinterlässt den Eindruck eines pflichtbewussten, aber kameradschaftlichen und aufs eigene Überleben zielenden Soldaten und meinte im Interview nur kurz: „Ein Soldat fragt nicht.“ Gefahrensituationen konnte er sofort erfassen und blitzschnell reagieren. So war es ihm u. a. gelungen, nach mehreren Wochen in russischer Kriegsgefangenschaft, bei einem deutschen Tieffliegerangriff zu flüchten und, zusammen mit einem verwundeten Kameraden, hinter die deutschen Linien zu gelangen (s. Abschn. 5.4).

blematik der alliierten Schiffsgeschütze und fragte sich damals, was die Deutschen „dieser Überlegenheit an Schiffsartillerie entgegensetzen“ konnten.<sup>1448</sup> Er kam zu dem Ergebnis, dass es auf Seiten der Wehrmacht kein Mittel gab, um dieser geballten Kraft angemessen zu begegnen. Obwohl sich die Kampfzone bald außerhalb der Reichweite alliierter Kriegsschiffe befand, blieb doch die *Air Force* allgegenwärtig, und ihr entging keine deutsche Bewegung.

Mühlig hatte schon in Nordafrika Bekanntschaft mit der alliierten Luftwaffe gemacht: Die deutschen Nachschubprobleme während des Afrikafeldzuges bezeichnete er als „gewaltig“ und fügte hinzu: „[Und] die Jabos waren das Schlimme immer.“ Er veranschaulichte das Gesagte an einer Begebenheit, die er 1943 erlebt hatte:

„Da oben, auf meinem Berg, da hatt' ich 'n ausgebauten Bunker. Und das Unangenehme war: man konnt' nich 'n Augenblick raus – 1000 Schuss auf einen Standpunkt. Das ist schon 'ne ganze Menge. ... Das war Artillerie ... Die [Flugzeuge] kamen aber von der anderen Seite, teilweise dann von den Kanalinseln her [und beschossen uns].“

Am 6.6.1944 befand sich Mühlig auf einem Lehrgang in Nordfrankreich. Er wollte jedoch unbedingt zurück zu seiner Batterie und meinte am 8. Juni zu seinem Vorgesetzten: „Ich bin Spezialist für das und das Geschütz. Ich muss nach ‚Hause‘.“ Offensichtlich fühlte sich Mühlig in seiner Haut nicht wohl, während die Kameraden seiner Batterie, die er als „Zuhause“ ansah, kämpften und er tatenlos herumsaß. Im Abschn. 7. (Kameradschaft) wird deutlich, dass die Soldaten ihre Batterie als eine Art Familie betrachteten, für die der einzelne eine hohe Verantwortung trug, und zu der es bei Gefahr zurückzukehren galt. Die Jabos machten Mühlig jedoch einen Strich durch die Rechnung. Nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, zu seiner Batterie zurückzukehren, habe er „unter Jabo-Beschuss“ eine ganze Woche gebraucht, um dort hinzugelangen, obwohl es sich nur um eine relativ kurze Strecke handelte:

„[Ich bin] getrampt, auf Munitionswagen und sonst wo. Auf der Hinfahrt nach Le Mans is mein Zug bei Carentan restlos zusammengeschossen worden. Ich seh' noch den Lokomotiv... den alten Lokomotivführer da verbluten.“

In Le Mans konnte Mühlig auf dem Flugplatz beobachten, „wie da die aus 'n Wolken rauspurzelten.“ Er kommentierte auch die Wirkung der alliierten Schiffsgeschütze: „[Es war] beängstigend, zumal die auch, bei der englischen Navy vor allen Dingen, die schossen ja [auch] auf uns. Und die hatten solche Splitter, die 38er. Die schlugen zwei Mann durch.“ Er erklärte: „Die Amerikaner waren von ... Ste.-Mère-Église übergekommen und standen nördlich von uns,“ und fasste seine damaligen Eindrücke in Worte. Es wird deutlich, in welcher Falle sich die Deutschen seiner Meinung nach befanden:

„Und da sagten wir: ‚Vor uns, rechts von uns, halb hinter uns die Amis, auf der ander'n Seite [von See her] die Navy, über uns die Jabos und die Bomber, unter

<sup>1448</sup> Von Luck: Mit Rommel, S. 204.

uns die Minen und hinter uns die Nazis - es ist kein Entkommen möglich!"<sup>1449</sup>

Eine solche Situation war sicher seitens der deutschen Führung erwünscht: die Landser sollten kämpfen und keinen anderen Ausweg wissen. Hitlers Befehl, jeden Fußbreit Bodens bis zum Letzten zu halten hatten, tat seine fatale Wirkung. Horn berichtete ähnliches aus Italien, im Sommer 1944: „Die Verpflegung und den Nachschub mussten wir durch die Berge bringen und das war eine gefährliche Ecke. Vor uns haben die Engländer gelegen und hinter uns die Partisanenverbände.“<sup>1450</sup>

Und der damalige Soldat Kurt Rescher berichtete ebenfalls aus Italien und monierte ähnlich wie Lützen<sup>1451</sup>:

„Mit der Zeit wurden drei Minenstreifen vor und zwischen unsere Stellungen gelegt, so dass wir Gefahr liefen, bei Nacht selbst hineinzulaufen. Am Stacheldraht blieb man oft genug hängen und selbst der Kompaniechef fiel in eigene, gut getarnte Deckungslöcher.“<sup>1452</sup>

Und wenn wirklich jemand den Willen hatte, sich unerlaubt von der Truppe abzusetzen, musste er befürchten, der Feldgendarmarie in die Arme zu laufen und wegen „Feigheit vor dem Feind“ oder gar „Fahnenflucht“ erschossen zu werden.

Hendrik Meyer wies im Gespräch auf die Unmöglichkeit hin, *nach* dem 6. Juni 1944 für seine Panzerdivision den nötigen Nachschub zu beschaffen. Nachdem die Panzer-Lehr-Division „mit voller Munitionsausstattung an die Front“ gegangen war, erwies sich danach „die Versorgung ... eben [als] sehr dürftig.“ Meyer führte als Gründe für diese Schwierigkeiten an:

„Erstmal war die deutsche Munitionsproduktion unzureichend, und zweitens brauchten die Versorgungsfahrzeuge ja zum Abholen der Munition und des Betriebsstoffes - Betriebsstoff war noch schlimmer - 5 bis 6 Tage. ... Ja, die konnten eben ja nur bei Dunkelheit fahren und dann waren Einbahnstraßen, und dann waren die Straßen durch Bombentrichter unterbrochen und dann schmissen die Engländer so ‚niedliche Geschichten‘ wie so Nägel ab, die die Reifen kaputt machten. Ja, die wurden abgeworfen und da fuhr man rüber und dann gab 's ‚peff‘ und dann war der Reifen platt. Das waren so Tretraederstifte mit drei Stützen hier und eine oben ... die konnten Sie umdrehen, die hatten immer einen Stift oben.“

Die Alliierten arbeiteten mit allen Mitteln, um den deutschen Nachschub zu verlangsamen, und es gelang ihnen. Sie hatten in ihrer Planung nichts dem Zufall überlassen.

Und nicht nur die Tatsache, dass ständig Jagdbomber in der Luft kreisten und jedes Ziel ins Visier nahmen, kennzeichnete die Kämpfe im Sommer 1944 in Nordfrankreich. Der Befragte Neß sprach im Interview, wie viele andere auch, einen von den Deutschen im Westen als besonders schmerzlich empfundenen Faktor an: „Was ja

<sup>1449</sup> Müller drückte die Situation der Deutschen im Einsatz so aus: „Dann ging's wieder, bis man wieder verwundet oder tot war. Eher kam man ja nicht raus.“ Dazu auch Abschn. 5.

<sup>1450</sup> Horn, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 126.

<sup>1451</sup> Abschn. 3.

<sup>1452</sup> Rescher: Heimat!, S. 134.

noch schrecklicher war, dass wir kein Flugzeug gesehen haben an unserer Seite, kein deutsches Flugzeug, die ganze Invasion.“

Hendrik Meyer bestätigte diese Beobachtung, meinte aber, dass vor allem nachts deutsche Flugzeuge unterwegs gewesen seien:

„In der Nacht, also bei den Nachtmärschen, da sah man also [alliiertes] Flak-Feuer. Das bedeutete, dass die Horchgeräte und Radargeräte deutsche Flugzeuge da oben aufgefasst hatten. Aber zu sehen waren die nie.“

Der Informant Schröder hatte den Auftrag, während der Kämpfe mit dem Pkw nach Avranches zu fahren und dort einen Divisionsbefehl zu übergeben. Er fuhr in einem Fahrzeug, das speziell für eine solche Fahrt unter Jabo-Beschuss ausgestattet war:

„So, und denn bin ich da runter gefahren, ... bin aber nicht mit dem Pkw, ein weißer Wagen, und das hatt' ich vorher überhaupt noch nicht gesehen und oben so eine Platte drin, wo man aufmachen konnte, [für Fliegerbeobachter]. Und wir sind x-mal raus gestiegen, weil hier in diesem ganzen Bereich, da waren, weiß ich, 12, 24 Flugzeuge in der... Hier, die hatten auf verschiedenen Stellen: da und da und da stürzten die alle oder marschierten alle oder fuhren alle mit Panzern und so weiter. Und die anderen, die also auch zu Fuß waren, die liefen hinterher. Und, ja, da musste man also, wenn man gesehen wurde... Das Glück war, dass hier an diesen Straßen hier Bäume waren, große Bäume, die das bedeckten, also wenn so ein Flugzeug fuhr, die konnten also nicht sehen, was da unten ist. Die mussten langsamer... die flogen denn ganz tiefer flach raus, wo sie denn sehen können, dann aber schnell gewendet und dann aber rein geballert.“

Im Schutz der Bäume war ein Vorwärtsgang möglich, wenn eine Kolonne nicht von oben eingesehen werden konnte. Sobald ein Pilot jedoch ein Ziel ausgemacht hatte, wurde dieses von den Jagdbombern gnadenlos verfolgt und bombardiert. Schröder erzählte, wie er sich während der Fahrt verhielt, wenn ein Luftangriff drohte:

„Wir haben oder ich hab das jedenfalls gemacht, wenn ich mit 'm Auto unterwegs war: an der linken Seite, auf dem Weg hierher, wenn die dann kamen und anfangen, das merkte man ja schon, dass sie also jetzt ran kamen, Auto links stehen lassen und... hinter den Baum [gelaufen]. Die Bäume waren ja alle so dicht. Da konnte man sich also dahinter stellen. Und – denn haben die geschossen und meistens denn auf der rechten Seite. Die Engländer wussten ja, dass wir Rechtsfahrer sind. Und das ging gut. Ich bin bis Avranches gekommen. Ja, [aber] immer wieder raus, immer wieder raus und rein, nicht wahr. Und das Auto ist nicht beschädigt worden, und der Fahrer und ich sind auch nicht... haben nichts abgekriegt. Nur – wenn wir da rechts gewesen wären, dann hätten sie uns auch alle erwischt.“

Zu dem Zeitpunkt bereitete die angloamerikanische Luftwaffe gerade den entscheidenden Durchbruch in der Normandie vor. Am 25. Juli 1944 warfen mehr als 3000 Bomber auf einem Gebiet von nur 5 x 1 Meilen westlich von St. Lô 4700 Tonnen Bomben ab. Nach erneuten Bombardierungen durchbrachen amerikanische Panzer die deutschen Verteidigungslinien. Eine Verstärkung deutscher Kräfte war, infolge der gleichzeitig stattfindenden Kämpfe um Caen und der vehementen alliierten Luftangriffe, bei Tage unmöglich.<sup>1453</sup> Den alliierten Einheiten gelang es, nach Süden durchzubrechen. Die Schlacht um die Normandie gewann eine neue Qualität:

---

<sup>1453</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 556f.

die Amerikaner konnten nun zum Bewegungskrieg übergehen, die deutschen Truppen schafften es später nicht mehr, die durchgebrochenen US-Divisionen mit neu herangeführten Truppen abzufangen.<sup>1454</sup> Dennoch bereiteten die Wehrmachtstäbe einen Panzerangriff in Richtung auf Avranches vor, um die Amerikaner aufzuhalten. Aus diesem Grund war der Befragte Schröder aller Wahrscheinlichkeit nach zu diesem Ort unterwegs, um Meldungen oder Befehle zu überbringen. Der Beschuss auch einzelner Fahrzeuge durch alliierte Piloten sollte das Überbringen solcher Nachrichten verhindern. Die deutsche Seite plante für Anfang August das Unternehmen „Lüttich“, mit dem die bereits durchgebrochenen Divisionen des US-Generals Patton von ihren Versorgungslinien im Norden abgeschnitten werden sollten. Der Bereitstellungsraum befand sich bei dem kleinen Ort Mortain (s. auch 4.8).

Für diejenigen Wehrmachtstruppenteile, die in der Normandie noch über Geschütze und genügend Munition verfügten, war es zwar bedingt möglich, sich zu verteidigen. Dietrich erklärt die Nachteile solcher Aktionen, die die deutschen Stellungen verrieten:

„Was meinen Sie, was die Amerikaner, wenn die... wir hatten in der Ortschaft in Sankt Fuite (?) ... stand 'ne DO-Werfer-Batterie, und wenn die geschossen haben, das ging: Wiwiwiwi [macht Heulgeräusch nach]. Aber keine 10 Minuten hat das gedauert, dann kamen die Alliierten, mit Lightnings und so was. Dann haben die uns beballert da.“

Die Übermacht in der Luft und die Kapazitäten der Alliierten, die durch keine deutsche Luftwaffe und selten durch Flak behindert wurden, ließen es zu, auf der Straße und auf freiem Feld im Tiefflug sogar Jagd auf Einzelpersonen zu machen.<sup>1455</sup> Eine solche Aktion erlebte Dietrich:

„Mich hat mal bei den Amerikanern 'n Jagdflieger gejagt, auf der Straße. Und er hat gegrinst. Ich habe gestanden mit der 08, habe auf ihn geschossen. Aber Sie konnten den grinsen sehen, der hat sich rich... auf einzelne Menschen haben die Jagd gemacht.“

Dietrich berichtete von seiner Reaktion auf diesen Angriff, die der Beschreibung Schröders (siehe vor) ähnelt:

„Ich bin ja hinter 'n Baum erst mal gesprungen. Und denn is er umgedreht, kam er wieder. Da bin ich gerannt, dass ich in die Ortschaft kam. Und denn – gerade so, dass ich reinkam in die Ortschaft, ging so 'n Keller... die waren ja alle in den Keller gegangen dann, bin ich die ganze Treppe runter geflogen und denn Wummwumm wummwummwumm, die ganze Salve ging denn in die Kellertreppe rein. Naja, die Hoffnung hat man immer gehabt, dass man irgendwie lebend rauskommt.“

Mit der Vorgehensweise, einzelne Soldaten aus der Luft mit dem MG zu beschießen missachteten die Alliierten die internationalen Konventionen über Kriegführung. Dazu ist jedoch anzumerken, dass beispielsweise auch die Deutschen aus Flugzeugen ein-

<sup>1454</sup> Friedrich: Der Brand, S. 128, weist auf die strategische Bedeutung des am 31. Juli bei Avranches erfolgten amerikanischen Durchbruchs hin, der „zu der kolossalen Drehbewegung nach Nordosten [führte], die geradewegs zum Rhein wies.“

<sup>1455</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 311.

zelle Menschen auf den Straßen beschossen, wie etwa in Polen geschehen.<sup>1456</sup>

Der damalige Leutnant Christian Ritter schildert eindrucksvoll, welche Übermacht den Deutschen u. a. bei Caen gegenüberstand, und mit welcher vergleichsweise bescheidenen Mitteln die Wehrmacht versuchte, diese aufzuhalten:

„... Also wir haben, als der Durchbruch kam, das habe ich Ihnen ja schon mal geschildert mit den Flugzeugen, zwei Tage hintereinander kamen so ungefähr 2000 Flugzeuge, jedenfalls eine ungezählte Zahl von Bombern und erst bombardierten sie die HKL, aber da hatten sie die Artillerie nicht erwischt, und als sie dann mit den Panzern kamen, da war noch so viel Artillerie, und die Infanterie war auch noch relativ in Schuss, in Stellung, dass sie da nicht durchkamen. Da haben sie am nächsten Tag dieselbe Armada noch mal geschickt. Und wir waren doch Heeres-Flak, wir schossen also nun wirklich aus allen Rohren, unsere Rohre waren feurig. Wir haben auch 13 oder 20 Stück abgeschossen, aber immer [gegen] 3000, das bringt nichts. Jedenfalls war also die Möglichkeit, gegen eine solche Armee von Flugzeugen anzuschließen, war uns nicht gegeben und [deutsche] Jäger hatten wir ja nicht. Wir mit unseren 8.8-Geschützen standen auch nicht in der HKL, auch nicht in der hinteren HKL, weil unsere Flugbahn so rasant ist, dass wir weiter hinten stehen müssen, und deswegen waren unsere Geschütze alle heil geblieben, und deswegen kriegte die Heeres-Flak-Abteilung, als die Amerikaner nun durchbrachen, den Auftrag, die Straße zu sperren. Und wir haben dann also, die Batterien haben unsere Geschütze auf die verschiedenen Straßen verteilt und wenn da 'n Panzer kam, dann haben die auch mal geschossen und versucht, den Vormarsch aufzuhalten mit den 8.8-Geschützen. Aber die [Geschütze] sind riesig, und die kann man auch nicht verstecken, und die Amerikaner hatten natürlich sehr schnell spitz, was wir da machten.“

Trotzdem berichtete Ritter von wenigen Verlusten und begründete dies mit der rückwärtigen Lage seiner Flak-Abteilung, die dadurch nicht unmittelbar von der zumeist in der Hauptkampflinie operierenden alliierten Luftwaffe und Artillerie bedroht war. Diejenigen, die sich direkt an der Frontlinie befanden, waren den Luftangriffen jedoch schonungslos ausgeliefert. Mitte Juli versuchten die um Caen befindlichen britisch-kanadischen Kräfte einen Durchbruch zu erzwingen. Bei dem von Ritter geschilderten Angriff handelte es sich um den „größten Luftangriff, der je zur Unterstützung von Bodentruppen geflogen wurde.“<sup>1457</sup> In der so genannten Operation „Goodwood“ bombten 1700 alliierte Flugzeuge mit 8000 t Bomben am 18. und 19. Juli 1944 „eine deutsche Division nach der anderen sturmreif.“<sup>1458</sup> Der Historiker, Jörg Friedrich, spricht von 2000 Bombern, die „siebentausend Bombentonnen auf zweihundert Quadratkilometern“ verstreuten und zieht eine verheerende Bilanz dieses Luftangriffs: „Zwei Drittel der Häuser [von Caen] waren zerstört, dreitausend Leichen lagen in der Stadt.“<sup>1459</sup> Die gleichzeitig bzw. nach dem Bombardement einsetzenden Angriffe der britischen und kanadischen Bodentruppen erzielten, auch mit Unter-

---

<sup>1456</sup> Szarota: Polen unter deutscher Besatzung, S. 46. Vgl. Abschn. 8.

<sup>1457</sup> Ose: Entscheidung, S. 180.

<sup>1458</sup> Ebd.

<sup>1459</sup> Friedrich: Der Brand, S. 127f.

stützung ihrer Panzertruppen, starke Einbrüche bei einer deutschen Division.<sup>1460</sup>

Ritter berichtete auch, dass manch ein deutscher vorgesetzter Offizier versuchte, das Unmögliche möglich zu machen, um doch schneller an den dringend benötigten Nachschub zu kommen. Unter anderem hatte sein Batteriechef, entgegen aller Argumente, einen Treibstofftransport bei Tageslicht angeordnet. Ritter erläuterte die fatalen Konsequenzen dieses Befehls:

„Ich meine, dieser Transport von Munition und Benzin war ja nun auch ein perfektes Himmelfahrtskommando, nicht? Um Ihnen das also mal zu schildern: mein ‚Freund‘ L. war ja mal wieder vorübergehend da und gab seiner Munitionskolonne, die Batterie hatte Munition angefordert, den Befehl, am Tage zu fahren. Und daraufhin sagt der Unteroffizier, der die Kolonne befehligt: ‚Herr Oberleutnant, Herr Ritter hat gesagt, nur nachts, nicht tags.‘ ‚Immer Ritter, immer Ritter!‘ Naja, der konnte mich natürlich denn auch nicht mehr ausstehen, weil ich inzwischen immer alles gemacht hatte und schickt den Mann also los. Das waren sechs Lastwagen, jeder 8 t. Die fahren also los, und die Jabos kriegen die zu fassen und die Leute können also, Gott sei Dank, alle noch im richtigen Moment, der Unteroffizier hat natürlich gewusst, dass die Jabos gut zielen, ... kommt also raus und sind also davongekommen. Aber die Kolonne war kaputt, weg! Und da wurde Herr L. natürlich nun zum Kommandeur befohlen, und der hat ihn ganz furchtbar fertig gemacht, und das war denn der Auslöser für die nächste Krankheit von Herrn L. Ich wollte nur sagen, dass das also nicht ungefährlich war, diese Sachen zu machen. [Also bei Nacht], da ist das wesentlich geringer.“

Deutlich wird nicht, ob Ritters kränklicher Chef, der immer ausgerechnet dann ausfiel, wenn es an der Front brenzlig wurde, die Gefahr eines Transportes bei Tage nicht kannte, weil er noch keine Erfahrung mit der alliierten Luftwaffe hatte. Möglich ist auch, dass der Batteriechef sich über die Anordnungen seines Vertreters, der Ritter bis dahin gewesen war, hinwegsetzte und sich von diesem keine Vorschriften machen lassen wollte. Ein solches Verhalten, das den im Westen vorherrschenden Bedingungen widersprach und in diesem Fall, wie befürchtet, den Verlust von Fahrzeugen einer ganzen Batterie verursachte, musste zwangsläufig eine Rüge des Kommandeurs nach sich ziehen. Der deutsche Transportraum in Frankreich war äußerst knapp, und die leichtfertige Inkaufnahme eines solchen Verlustes ist schwer nachzuvollziehen. Wie Ritter erinnerte, fiel der Batteriechef nach dem Tadel des Kommandeurs dann erneut krankheitsbedingt aus und zog sich, wie schon oft in Krisensituationen, geschickt aus der Affäre.

Einen ähnlichen Vorfall wie Ritter beschreibt Großmann in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen. Ganz offensichtlich hatte sich sein Bataillon, das gerade aus Italien herausgezogen worden war, um bei den Kämpfen im Westen eingesetzt zu werden,

<sup>1460</sup> Vgl. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 551. Dort heißt es, dass die britisch-kanadischen Panzerdivisionen nach einigen Anfangserfolgen im gegnerischen Feuer stecken blieben und in zwei Tagen 500 Panzer, mehr als 35 Prozent ihres gesamten Kontingents einbüßten. Der anhaltend starke Widerstand der deutschen Panzergruppe West galt als Ursache für dieses Ergebnis. Caen wurde nach wie vor von deutschen Truppen gehalten und hart verteidigt.

ebenfalls tagsüber in Bewegung gesetzt, obwohl diese Einheiten aus Italien bereits über Erfahrungen mit der verheerenden Wirkung der alliierten Luftwaffe verfügten:

„An der Front im Westen muss es schlecht für uns aussehen, denn sonst hätte man uns nicht aus Italien herausgezogen und per Eisenbahn über die Alpen nach Frankreich verfrachtet. Wir waren immerhin noch ein stattliches, motorisiertes Btl. Unsere Kraftfahrzeuge waren überladen mit Ausrüstungsgegenständen, Verpflegung, Munition und Kraftstoff. Gerade dieser sollte uns zum Verhängnis werden. Zwei Jabos hatten unsere Marschkolonne ausgemacht und zum Tiefflug auf uns angesetzt. ... Wir befanden uns in der ungünstigsten Position, die man sich vorstellen kann. Vor uns eine Anhöhe, die wir auf einer serpentinenreichen Straße ohne Deckung und im Schnecken tempo empor krochen. ... Ich lief um mein Leben. ... Nur weg von den Fahrzeugen! Als sich die beiden Jabos entfernten und über den bewaldeten Hügeln verschwanden, brannte unsere ganze Wagenkolonne bis auf ihre Wracks nieder. ... Unsere ganze Habe an Waffen, Munition, Kraftstoff und Verpflegung war hin. Was ist aus dem stolzen Panzergrenadier-Btl. geworden? Nach wenigen Augenblicken wieder Infanteristen!“<sup>1461</sup>

Nicht immer war es möglich, sich an die Vorgaben zu halten, und das bedeutete dann hohe Verluste für die deutschen Truppen. Die große Zahl an Jagdbombern erlaubte es den Alliierten, omnipräsent zu sein. Da seit 1943 auch Italien Kriegsschauplatz war und die angloamerikanische Luftwaffe sich dort ebenfalls im Einsatz befand, lagen nun auch deutsche Transporte von Italien nach Frankreich in ihrer Reichweite. Die Air Force tat ihr Bestes, um ihre Vorgabe zu erfüllen, Wehrmachttransporte aufzuspüren, zu bombardieren und somit der Front frische deutsche Truppen, Material und Kraftstoff vorzuenthalten. Durch ihren Einsatz erreichten deutsche Kampfeinheiten die Front mit großer Verzögerung sowie unter großen Verlusten an Mensch und Material.

Ein großes Problem stellte, wie schon vom Befragten Meyer angesprochen, auch die fehlende Kommunikation aufgrund der Zerstörung der Fernsprechleitungen dar. Da Funkverbindungen aufgrund der Abhörmöglichkeiten verboten waren, blieb den Batterien nichts anderes übrig als die Fernsprechleitungen schnellstmöglich zu reparieren. Ein solcher Auftrag kam, angesichts der permanent in der Luft kreisenden alliierten Jagdbomber, einem Himmelfahrtskommando gleich, so Ritter nachfolgend:

„Es kam ja nun immer wieder vor, dass die Funkverbindung verboten war, und die Fernsprechverbindung war zerschossen, und dann kriegte der Nachrichtenführer ... vom Kommandeur die Nachricht: 'Leitung zur Batterie 3 ist kaputt, muss sofort geflickt werden. Ich muss die wieder haben.' So, nun haben die Leute, mit denen die gearbeitet haben, Tag und Nacht gearbeitet, die liegen gerade seit einer Stunde da und schlafen, ich hatte auch 'ne Stunde gerade geschlafen. Und nun kommt dieser Befehl, die Leitung zu flicken. Ich wecke also meine Leute und sage, wir müssen wieder los ... Die wollten nicht mehr.“

Ritter, der als Vorgesetzter auch seinen Soldaten gegenüber immer menschlich blieb, war sich der Tragweite des Befehls, aber auch der Strapazen seiner abgekämpften Männer bewusst. So lag es ihm fern, den Soldaten seiner Batterie den entsprechenden Befehl zu erteilen, sondern verkündete: „Also ich gehe, kommt denn einer mit?“

---

<sup>1461</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 103.

Als von den übermüdeten Untergebenen keine Reaktion erfolgte, meinte Ritter: „Gut, denn gehe ich jetzt, ich nehme meinen Fahrer mit, aber das nächste Mal seid Ihr wieder dran.“

Er erklärte das schwierige Unterfangen, die Leitung unter Gefahr zu reparieren:

„Dann bin ich also los, wir lagen in einem Gut, das hatte eine Einfahrt mit hohen Bäumen, so ungefähr 300 oder 400 Meter, und dann war da eine Straße, eine Abfahrtstraße. Die Leitung war in der Allee gelegt und an dieser Straße entlang. Das macht man so, man hat einen Lederhandschuh, dann nimmt man das Kabel in die Hand und läuft sozusagen mit dem Kabel in der Hand entlang, um die Stelle zu finden, die man sucht. Mein Fahrer und ich machen uns also aus dem Haus ... [und] das Schlimmste ist, da wo dieser Anfahrtsweg auf die Straße ist, steht ein deutscher Panzer. Und dieser deutsche Panzer ist kaputt, der lief nicht mehr. Der war schon seit Tagen Ziel von Jabos, die hatten immer wieder auf diesen Panzer geschossen, der lag da immer noch und dampfte. ... Wir wussten, das Kabel lag da um die Ecke, direkt am Panzer. In dem Moment, wo wir da sind, kommt wieder eine Jabo-Staffel, sechs Stück. Wir können also nichts anderes tun als uns in den Graben schmeißen, und dieser Graben war Gott sei Dank tiefer und hatte Wasser. Deswegen hatte er Wasser. Deswegen lagen wir also im vollen Wasser, und nun schossen diese sechs Jabos, die haben drei Kanonen. Jede Bombe werfen die einzeln im Sturzflug. Sechs mal drei, achtzehn Bomben. Und jedes Mal in Verbindung mit den Kanonenschützen. Und wir liegen da unten im Graben in unmittelbarer Nähe und können nicht weg. ... Aber der liebe Gott hat uns beigestanden. Wir haben 's also überstanden, wir haben zwar geschrien und gebetet und alles, was man in solcher Situation noch tut, um irgendwie.., um dann immer wieder zu gucken, wo kommt er jetzt, und dann wieder weg. Schließlich flogen sie also ab, und die Kanonen waren leer, und die Bomben waren geworfen, und wir sind dann wieder los und haben das Kabel weiterverfolgt, und da war dann bald auch die Stelle, wo es kaputt war, und dann haben wir das an der ganzen Stelle weggenommen und anders verlegt, so dass diese gefährliche Ecke beim Panzer nicht in der Nähe war. Und dann haben wir geflickt und kamen dann also zusammen, ich hatte meinen Fahrer so umarmt (?), da kamen wir 'nach Hause', in unsere Unterkunft, und ich ging gleich zum Kommandeur, der hatte da 'n Bunker, meldete ihm: ‚Leitung geflickt.‘ [Und der sagte nur]: ‚Na endlich.‘“

Der Reaktion von Ritters Kommandeur nach zu schließen, schien es ihm letztlich egal zu sein, in welcher Gefahr zwei seiner Leute, darunter sein Nachrichtenoffizier, gewesen waren, um die Nachrichtenverbindung wieder herzustellen.

Der Befragte Theodor Ludwig berichtete über den nur teilweisen Einsatz der Panzer seiner Waffen-SS-Division „Leibstandarte Adolf Hitler“ und führte als Gründe an, dass sich einerseits einige Panzer in Reparatur befanden und andere auf dem Marsch in die Normandie angeschossen und die Panzerketten dabei zerstört worden waren. Der Befragte erinnerte sich nicht mehr daran, wie lange die Division unterwegs gewesen ist, aber daran, „dass wir in den Nächten gefahren sind, und das ist u n glaublich anstrengend, u n glaublich anstrengend.“ Alle deutschen Panzerverbände kamen nach dem 6. Juni 1944 zu spärlich oder erst nach langen Verzögerungen an und konnten aufgrund der Vehemenz der alliierten Angriffe meist nur verzettelt eingesetzt werden. Tagsüber sei die Division nur dann unterwegs gewesen, „wenn der Himmel völlig verhangen war.“ Aber auch das bot keinen hundertprozentigen Schutz gegen die

alliierten Jagdbomber, wie Ludwig erklärte:

„Und dann waren die mutig genug, sind runtergekommen. Nicht wir, weil wir ja fahren, aber neben unseren Straßen waren überall die Flak. Die waren genau drauf gerichtet, wenn wir dann fahren, und da sind auch Jabos abgeschossen worden [von unserer Flak] am laufenden Band. Natürlich haben wir viele von denen kurz und klein gemacht, aber die von uns noch viel mehr. Die Jagdbomber, das war ungefähr das gleiche, was wir, sagen wir mal, an Stukas, die gab 's da noch nicht mal, aber wie man anfliegt und dann wirklich trifft – so! Und das andere, das waren Bombenstaffeln, die dann ihre Eier einfach fallen ließen, einfach drauf. Und die sind doch genauso gemein, weil man ja gar nicht weiß, wie sollste dich denn jetzt schützen? Wenn 'n Jabo die Straße langkommt, man sieht ihn früh genug, da muss man eben mit seinem – wenn man 'n kleines Fahrzeug hat – den Schlenker in 'n Straßengraben machen oder wer weiß wohin. Irgendwas geht immer kaputt dabei, aber nicht so furchtbar. Und dann gibt 's welche, die haben noch nicht mal eine Granate geschossen, sondern einfach mit schwerem MG: tactactactactactac. Und das trifft immer. Und das war furchtbar.“

Ludwig berichtete von einem solchen Angriff alliierter Tiefflieger, als er mit einem Fahrzeug unterwegs war und das Auto anstelle des Fahrers lenkte, weil dieser gerade einen Brief aus der Heimat lesen wollte:

„Er macht seinen Brief auf und liest den und sind kaum 100 Meter... und er passt nicht auf, das ist ja die Aufgabe, kommt von hinten einer: tactactactactac und mäht uns so richtig durch. Und er [bekommt] durch 'n Oberschenkel [einen MG-Schuss], Knie kaputt, was weiß ich. Der hat viel von seiner Post gehabt! Ja, ja, [aber] der hat 's überlebt. Nee, er hat gesagt: 'So, jetzt kannst du drehen, und ich hab ja 'n Heimatschuss, kannst mich gleich nach Hause bringen.' (lacht) Ja, ja, das war 'n richtiger Heimatschuss. Durch die Oberschenkel, und da waren nun Sehnen und die Muskeln alle kaputt. Der konnte gar nicht mehr gehen, der hatte wahnsinnige Schmerzen! Und nachher, als der Humor, am Anfang merkt man ja nicht viel von der Verwundung, als der Humor dann zu Ende war, Mensch, da hat der rum geheult wie 'n kleiner Junge.“

Abgesehen von solchen Vorkommnissen – Briefe aus der Heimat gab es für deutsche Soldaten in der Normandie nicht oft, daher rührte vielleicht auch der Wunsch, die Nachricht gleich zu öffnen - erklärte Ludwig das Chaos, das seine eilig und durch die Jagdbomber ständig bedrohte, in die Kampfzone drängende Panzerdivision erlebte:

„Aber wenn dann [die Jabos kommen], wir hören ja auch, wenn die kommen. Irgendjemand hört es, nicht die Panzerfahrer, aber die kriegen ihre Nachricht. Denn steht alles – Peng! Und denn sehen die oben in dem Moment auch nichts mehr, dann glüht nichts mehr. Dann wird ausgeschaltet, dann läuft der Motor nicht mehr. Aber das hält derart auf. Ehe dann wieder 'ne Kolonne in die Gänge kommt! Und Sie können sich nicht vorstellen, was das für 'n Theater ist! Wenn die in der Nacht fahren, da laufen die Vorgesetzten, die nicht gerade der Kommandant im Panzer sind, die laufen nebenher: (schreit) 'Ey du, geh' nach rechts, du läufst doch genau gegen den dicken Baum. Und du, warum denn nu' wieder auf den anderen drauf?' Und das mit einer Lautsprecherstärke, damit das über den Krach... Das ist so anstrengend, das kann man sich gar nicht vorstellen.“

Die chaotischen Zustände wurden durch die Geländebeziehungen in der Normandie noch verstärkt:

„Und dann sind die so oft aufeinander gefahren. Ja, in der Hauptsache die [Heckenwege] sind wir ja gefahren. Na ja, wenn irgendeiner vorne bei Tage dann getroffen wurde, stehen die anderen ja fest. Das ist das sehr Unangenehme, weil

die denn auch sehr schön anzufliegen sind. Und dafür hätte man ganz dringend unsere Jagdflugzeuge gebraucht, dass die sich gar nicht so hin wagten. Aber die sind über uns dann rum gekreuzt, als ob die da oben überhaupt keine Gegner hätten. ... Es war furchtbar. Es war deprimierend auf der ganzen Linie, und vor allem deprimierend, wenn man dann nun endlich eine Front aufgebaut hatte und so sah, jetzt sind wir Gegner, echte Gegner. ... Ganz kurz war unser Gegner verschwunden. Der war dann plötzlich nicht mehr da. So, als ob wir den schon vernichtet hätten. Und in dem Moment geht 's da los: da kamen die Geschwader an, also die sind ja so schnell, haben sie sich schon Stafetten gemacht, am Strand, zwischen Caen und Lion-sur-Mer. Lion-sur-Mer liegt direkt am Strand und ist ein Teil flach, naja, und dort sind sie dann gestartet und dann los. Das waren nicht die ganz Großen, aber auch die Kleinen können Bomben tragen, und schon waren sie da. Also wir haben die Engländer, die Panzerleute der Engländer, manchmal richtig beneidet. Weil die so viel Unterstützung hatten, so viel Unterstützung. Wir mussten uns immer nur verstecken, und aus 'm Versteck den Gegner nicht nur abwehren. Wir wollten ja eigentlich wieder zum Strand zurück. [Aber das] ging gar nicht mehr, ging gar nicht mehr. Da waren die Engländer nun phantastisch, wie die ihre Artillerie eingerichtet haben. Die waren so hervorragend, und dann hatten sie wahrscheinlich Material unbegrenzt, unbegrenzt.“

Die Heckenlandschaft, die für die deutschen Infanteristen zunächst von Vorteil war, wurde Panzerdivisionen, die auf kleinere Wege auswichen, um nicht auf gut einsehbaren Straßen das Ziel von Jabos zu werden, zum Verhängnis. Deutlich wird auch die Schwierigkeit, eine Panzerkolonne über mehrere Kilometer durch die engen Wege zu führen, zumal dann, wenn ein Panzer ausfiel und allen anderen den Weg versperrte. Panzer in einem solchen schmalen Gelände zu wenden oder rückwärts wieder herauszuführen kostete sehr viel Zeit, die die zur Front eilenden Verbände nicht hatten.

Der damalige Reserveoffiziersanwärter, Nikolaus Ratjens, schilderte einen dramatischen Jabo-Angriff, bei dem viele seiner Kameraden fielen. Er befand sich im Januar 1945 in den Niederlanden, als er mit seiner Einheit verlegt wurde:

„Ein Transport auf Lastwagen durch ein Land, das flach ist wie ein Brett, und pausenlos Tiefflieger. Rechts und links von der Straße waren zwischen den Alleebäumen Zweimannlöcher gegraben worden. Wenn aber plötzlich eine ganze Kompanie Deckung sucht, ist das nicht viel. Plötzlich das Dröhnen von Flugzeugmotoren am Himmel. Befehle wurden gebrüllt, wir sprangen von den Lastwagen, und dann ging 's in diese Löcher. Da lagen wir dann zu fünft oder sechst übereinander. Die angreifenden Jagdbomber flogen die Chaussee entlang und schossen mit ihren Maschinenkanonen. Ich lag unten im Loch, und als der Angriff vorbei war, sagte ich, ‚nun macht mal Platz da oben, ich will hier endlich raus‘, und dann ging das nicht, weil die Kameraden, die auf mir drauf lagen, tot waren. Das war ein schreckliches Gefühl, für das ich keine Worte habe.“<sup>1462</sup>

Der Luftangriff war jedoch noch nicht mit dem Tod seiner Kameraden beendet. In der Regel flogen die Jabos mehrere Angriffe, um ganz sicher zu gehen, ihr „Ziel“ wirklich getroffen und die Wehrmachtfahrzeuge restlos zerstört zu haben, so Ratjens:

„Wieder oben zwischen den brennenden Lastwagen und Toten denkst du, kommen die jetzt wieder, oder sind die wirklich abgehauen? Sie hatten eine große Kurve geflogen und kamen zurück. Erlebst du das vier- oder fünfmal hintereinander, dann weißt du überhaupt nicht mehr, wo du hin sollst. Am liebsten

<sup>1462</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 306.

würdest du dir ein Blatt vor die Augen halten wie ein Kind: Wenn ich nichts seh', dann können die mich auch nicht sehen. Da machst du dir die Hosen voll."<sup>1463</sup>

Die alliierten Jagdbomber „begleiteten“ den deutschen Rückzug unaufhörlich. Englische und amerikanische Flugzeuge „waren überall am Himmel, auf jeden, der sich sehen ließ, wurde geschossen,“ zudem folgten auch die alliierten Panzer den deutschen Truppen auf dem Fuße, so dass Ratjens feststellte: „Man marschierte nachts, am Tage konnte man sich nirgendwo sehen lassen.“<sup>1464</sup>

#### *Zusammenfassung:*

Alliierte Flugzeuge verzögerten am 6. Juni, aber auch in den Wochen danach, den Anmarsch deutscher motorisierter Verbände, dezimierten sie und minderten so deren Schlagkraft. Ein für den 7.6. geplanter Vorstoß deutscher Panzerdivisionen (mit der Panzer-Lehr-Division, der 21. Panzerdivision, sowie der Leibstandarte Adolf Hitler) in Richtung auf die Küste musste wegen des nicht rechtzeitigen Eintreffens und der nur sehr vereinzelt nach und nach langsam zusammenfindenden Panzerverbände verschoben werden. Die bereits unternommenen Versuche drangen gegen britische und kanadische Truppen letztlich nicht durch. Es gelang nicht, die deutschen Panzerdivisionen zusammenzufassen, um so den alliierten Brückenkopf einzudrücken.

Der alliierten Luftwaffe und Kämpfern der Résistance war es gelungen, „die Verbindungswege der deutschen Truppen in die Normandie tagsüber weitgehend zu blockieren, so dass nur noch im Schutz der Dunkelheit und bei schlechtem Wetter einigermaßen ungestört versorgt und zugeführt werden konnte.“<sup>1465</sup> Motorisierte Truppen, die aus Deutschland oder aus dem Osten herbeigeschafft wurden, mussten aufgrund der Zerstörung des Eisenbahnnetzes „oft einhundert Kilometer vor Erreichen der Front ausgeladen werden und den Landmarsch antreten.“<sup>1466</sup> Das kostete Zeit und Betriebsstoff, was angesichts der immer knapperen Ressourcen durchaus ins Gewicht fiel. Außerdem waren sie nun wieder den Luftangriffen ausgesetzt, was die Kräfte zusätzlich dezimierte. Aber auch vor Ort operierende Wehrmachtseinheiten hielten sich tagsüber im Verborgenen, um ihre Stellungen nicht zu verraten und so Opfer schwerer Luftangriffe zu werden. So war es ihnen bei Flugwetter kaum möglich, sich in irgendeiner Form zur Wehr zu setzen.

Den Alliierten war es zudem geglückt, bis Ende Juni 1944 zwölf Flugplätze in Frankreich auszubauen, wodurch die Effizienz ihrer Luftangriffe wesentlich erhöht wurde.

Anhand der Zeitzeugenberichte wurde deutlich, dass es besonders die angloamerikanischen Jagdbomber waren, die eine demoralisierende und deprimierende Wirkung

---

<sup>1463</sup> Ebd.

<sup>1464</sup> Ebd., S. 309.

<sup>1465</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 547.

<sup>1466</sup> Ebd.

auf die deutschen Truppen ausübten. Die Aussagen verdeutlichen, wie sehr die Versorgung der Wehrmachtseinheiten mit Betriebsstoff und Munition litt, aber auch die Bedrohung für den einzelnen wurde offenkundig. Marschierende Verbände, Individualfahrzeuge, aber auch Soldaten, die als Melder allein oder in kleineren Gruppen unterwegs waren, bildeten ein Ziel für alliierte Luftangriffe. Zudem beklagten die Wehrmachtangehörigen die Abwesenheit deutscher Flugzeuge, die aufgrund ihrer Stationierung weitab des Kampfgeschehens entweder nicht über die nötige Reichweite verfügten oder oftmals bereits vor Erreichen des Kampfraums in Luftkämpfe verwickelt wurden. Die deutsche Luftwaffe mit angeblich 1000 einsatzbereiten Maschinen<sup>1467</sup> war nicht in der Lage, den Kampf gegen die ca. 11.000 alliierten Flugzeuge aufzunehmen oder gar die eigene Truppe im Kampf mit einem Luftschirm wirkungsvoll zu unterstützen.

Die ständige Präsenz alliierter Jabos, die Bewegungslosigkeit bei Tag, die Hilflosigkeit, diese noch nicht einmal beschießen zu können und die Angst, selbst Opfer eines Luftangriffs zu werden, verdammt die Deutschen tagsüber zu passivem Verhalten. Ihre Bewegungsfreiheit wurde durch sie vollkommen eingeschränkt, ein großräumiges operatives Handeln unmöglich gemacht. Im Zuge der Kämpfe trieb diese Tatsache die meisten Truppen in tiefe Verzweiflung. Flugzeuge der deutschen Luftwaffe, deren Auftauchen allein die Moral der abgekämpften Wehrmachtstruppen hätte heben können<sup>1468</sup>, blieben aus<sup>1469</sup>, was die eigene Machtlosigkeit noch verstärkte.

Das massierte Auftreten angloamerikanischer Jagdbomber und fliegender Artillerie-Beobachter ist ein Phänomen der Kämpfe im Westen. Sie ließen ihren eigenen Einheiten die allergrößte Unterstützung zuteil werden und hatten einen hohen Anteil sowohl an der Vorbereitung und dem Gelingen der Landung am 6. Juni 1944 als auch am Erfolg der weiteren Kämpfe um die Normandie und somit an der Befreiung Europas von der Naziherrschaft. Die alliierten Luftoperationen konnten ihre Wirkung praktisch ungehindert von deutschen Jägern im Invasionsraum entfalten.<sup>1470</sup> Aber auch an

---

<sup>1467</sup> Nach ebd., S. 552, befanden sich im Westen kurz vor der alliierten Landung 631 deutsche einsatzbereite Flugzeuge, deren Zahl bis Ende Juni um 278 Maschinen angestiegen sei. Ihre Einsätze beliefen sich bei Flugwetter auf 300 bis 350 pro Tag. Bei Ose: Entscheidung, S. 119, hingegen, ist die Rede von nur 481 Flugzeugen, die die Luftflotte 3 am 5. Juni als Ist-Bestand meldete. Von diesen waren aber nur 319 Maschinen in Tages- und Nachtflügen eingesetzt. Am 6. Juni wurden die sich dem Landeraum nähernden deutschen Flieger bereits vorher von alliierten Maschinen abgefangen, so dass ein Eingreifen an diesem Tag nicht möglich war. Auch in den darauf folgenden Wochen erhielten deutsche Bodentruppen, aufgrund der geringen Zahl einsatzbereiter Flugzeuge sowie der weiten Anflüge, kaum nennenswerte Unterstützung aus der Luft (s. Abschn. 3., 3.1).

<sup>1468</sup> Ose: Entscheidung, S. 119.

<sup>1469</sup> Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 73, erwähnt etwa 14.000 Einsätze, die die Maschinen der im Westen stationierten deutschen Luftflotte 3 vom 6. Juni bis zum 1. Juli 1944 geflogen sind.

<sup>1470</sup> Ebd.

der Ostfront sah sich die Wehrmacht ab Ende 1944 einer sowjetischen Luftüberlegenheit gegenüber, der die deutsche Luftwaffe immer weniger entgegenzusetzen hatte.

#### 4.3 Das Verhältnis zu den fremdländischen Truppen im Westen

Misstrauen und Verachtung gegenüber den Ostvölkern waren von Hitler bereits in „Mein Kampf“ und in seinem „Zweiten Buch“ thematisiert und von der NS-Führung nach 1933 bewusst weiter geschürt worden. Die deutsche Propaganda hatte im Vorwege des Unternehmens „Barbarossa“ programmatische Ziele gegenüber den Ostvölkern entwickelt, die Aufnahme im deutschen Offizierskorps fanden. Dabei ging es um den natürlichen Führungsanspruch der „germanisch-nordischen“ Rasse gegenüber anderer „minderwertiger Völker“, insbesondere um die Vernichtung des „jüdisch-bolschewistischen Systems“<sup>1471</sup>.

Auch ein Teil der Wehrmachtsangehörigen hatte diese Einstellung bewusst oder unbewusst übernommen. Aus Mangel an deutschen Truppen, die sowohl hohe Verluste erlitten hatten als auch 1944 erneut an der Ostfront für schwere Abwehrkämpfe zur Verfügung stehen mussten, hatte die NS-Führung aus der Not heraus beschlossen, „freiwillige“ Rotarmisten in deutschen Kriegsgefangenenlagern, oder bereits in deutschen Diensten als HIWIS beschäftigte sowjetische Soldaten anzuwerben, die dann in die deutschen Westverteidigung am „Atlantikwall“ integriert werden sollten.<sup>1472</sup> Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit der Frage, wie deutsche Soldaten mit diesen einst erbittert verdammt und bekämpften Gegnern zurechtgekommen sind, die nun auf einmal mit in ihren Reihen standen und Seite an Seite mit Wehrmachtsangehörigen gegen Angloamerikaner ins Gefecht gehen sollten. Arp berichtete von seinem Einsatz als Sanitäter in Frankreich und von seinem Tagesablauf, der darin bestand, „hin und wieder Einkäufe“ zu machen und Kranke oder Verwundete ins Lazarett nach Bayeux zu begleiten. Das habe ihm auf Dauer aber nicht gefallen. Dies ist wohl auch darin begründet, dass der Befragte immer wieder auf der Suche nach Abwechslung war, und die Arbeit als Sanitäter ihn nicht auslastete.<sup>1473</sup>

Er erzählte, dass sich kurz darauf die Möglichkeit ergab, der Eintönigkeit zu entfliehen:

„Und dann kam ein Russenbataillon in die Nähe, von der Wlassow-Armee. Und zwar war deren Standort Trévières. ... Und dann haben sie immer einen deutschen Sani gesucht. Dacht' ich: ‚Das ist was für dich!‘ ... Und dann bin ich

---

<sup>1471</sup> Streim: Völkerrecht, S. 293.

<sup>1472</sup> Freiwilligen-Verbände wurden auch in Dänemark, Norwegen, in der Ägäis sowie in der 162. Turk-Division in Italien eingesetzt.

<sup>1473</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre (Beleg 64, Reimers), S. 406: „Ich wollte ja unbedingt was erleben.“ Dazu merkt Schröder in ebd., S. 407, an: „Wer im Krieg und durch den Krieg etwas erleben wollte, hat jedes Mal mehr erlebt, als ihm lieb war, er hat auch kaum jemals das erlebt, was er erleben wollte.“ Der Topos des „Etwas-Erleben-Wollens“ und „Nicht-Abwarten-Könnens“ war auch häufig der Grund, sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden.

Herbst/Spätherbst '43 bin ich zu den Russen. ... Ich bin froh, dass ich mal dort gewesen bin. Das ist 'ne ganz andere Mentalität. ... Eines Moins, die hatten auch 'n Kosakenzug, 'n Reiterzug dabei, eines Morgens sausen die... die sind jeden Morgen raus, auf die Felder, für ihre Pferde Gras suchen – eines Morgens kommen sie zurück, ach, in rasendem Tempo, in die Unterkunft, die war nicht weit von mir. Und gleich wieder drauf weg, mit allen möglichen Gefäßen. Und dann kommen sie wieder zurück und singen und gröhlen. Da hatten die bei einem Bauern entdeckt, da oben kam ständig Rauch raus. Und da haben die gewusst, da wird Schnaps gebrannt. Und da haben sie den ausgeplündert praktisch. ... Jedenfalls, da kam der Oberleutnant, der mich kannte, sind wir hin. Dann haben wir einen russischen Unteroffizier hingestellt als Wache. Das war umsonst!“

Bei den von Arp beschriebenen Einheiten, denen er zugeteilt wurde, handelte es sich um die so genannten Osttruppen.<sup>1474</sup> Diese Truppen bestanden aus Türken, Armeniern, Weißrussen u. a. Sie waren zum größten Teil russische Kriegsgefangene,

„die durch den sowjetischen General Vlasov bzw. unter Zuhilfenahme seines Namens aus deutschen Gefangenenlagern rekrutiert und anschließend, obwohl sie gegen Stalin kämpfen sollten und wollten, im Westen eingesetzt wurden.“<sup>1475</sup>

Die Verschlechterung der Kriegslage aus deutscher Sicht und die sich im Westen abzeichnende Gefahr einer alliierten Landung, erforderten es, die eigenen Reihen immer schneller aufzufüllen. Da – wie eingangs erwähnt - von der Ostfront keine oder nur wenige Wehrmachtseinheiten abgegeben werden konnten, wurden nun fremdvölkische Bataillone in den Westen verlegt, die auf deutscher Seite kämpfen sollten.<sup>1476</sup>

Auf die Frage, wie die Franzosen auf die vom Informanten berichteten Vorkommnisse reagiert hätten, antwortete dieser: „Zurückhaltend. Was wollten se, ja?“ Für seine später erneute Versetzung haben diese Vorkommnisse sicher ebenfalls eine Rolle gespielt. Der vom Befragten eingangs erwähnte, viel sagende Satz: „Das is 'ne ganz andere Mentalität,“ deutet bereits die großen Unterschiede an, die zwischen der deutschen und russischen Truppendisziplin bestanden. Das ständige Auftauchen von Angehörigen der „Osttruppen“ bei französischen Zivilisten ab 1943/44, die häufig nach Alkohol verlangten oder sich sogar – wie an den Ausführungen Arps deutlich wurde –

<sup>1474</sup> Die „Osttruppen“ rekrutierten sich aus Kriegsgefangenen meist nichtslawischer Herkunft, die, ohne zu größeren Kampfverbänden oder gar einer Armee zusammengefasst zu werden, auf deutscher Seite kämpften. Matthäus: Wlassow-Armee, S. 808. Die „Osttruppen“ galten als Freiwilligen-Verbände. Sie blieben streng genommen kriegsgefangene Rotarmisten. Die im Westen stationierten, einsatzfähigen deutschen Divisionen wurden nach einer gewissen Zeit an den Osten abgegeben. Nun sollten die „Osttruppen“ die entstandenen Lücken füllen und wurden anstelle deutscher Soldaten zur Küstenverteidigung in die Truppe integriert. In Frankreich sollen sich seit 1943 etwa 60 – 80 fremdvölkische Bataillone befunden haben. Ose: Entscheidung, S. 59; Fröhlich: General Wlassow, S. 162, spricht von insgesamt 72 Front einsatzfähigen Bataillonen aus Freiwilligen aus dem großrussischen Raum, die bis Anfang 1944 im Westen entlang der gesamten Atlantikküste stationiert worden sind. Vgl. Zentner: Zweite Weltkrieg, S. 192f.

<sup>1475</sup> Ose: Entscheidung, S. 59, Anm. 65.

<sup>1476</sup> Als weiteres Motiv führt Zentner: Zweite Weltkrieg, S. 192 an, dass die Hiwis und „Ostfreiwilligen“ ab 1943 „aus psychologischen Gründen bei wankender Ostfront auf den Balkan und nach Frankreich verlegt“ wurden.

selbst bedienten, führte mancherorts zu Beschwerden.<sup>1477</sup> Viele Bauern in der Normandie stellten Cidre und den hochprozentigen Calvados selbst her, so dass Alkohol – gegen Bezahlung – überall zu bekommen war. Herr Arp erwähnte weitere Vorfälle, die sich innerhalb dieser Truppe ereigneten:

„Aber die [Russen] waren rabiat. Nur 'n Beispiel: bei Isigny, da ist die Vire, und da ist 'ne Brücke. Und da mussten [die] Wache stehen. Das hat mir jemand erzählt, der da das mitgemacht hat. Und da steht so ein russischer Obergefreiter und [es] kommt ein Auto mit Offizieren. ‚Halt! Parole!‘ Die haben immer ‚Parole‘ gesagt. ‚Ja, 'n General!‘ ‚Nix General! Parole!‘ Der hat nicht eher durch gelassen, bis sie die Parole gesagt haben. Der hätte die [deutschen Offiziere] über den Haufen geschossen. ... Jeden Tag [wechselte die], ja, ja.“

Arps Bericht ist auch zu entnehmen, dass sich die Russen unnachgiebig und streng verhalten konnten, wenn es um Vorschriften ging und dabei auch nicht auf das Wort hoher deutscher Offiziere vertrauten. Selbst ein General musste ihrer Ansicht nach die Tagesparole kennen, um die russische Wache passieren zu dürfen. Sergej Fröhlich erwähnte ein ähnliches Vorkommnis, das jedoch auf ein weiteres Problem hinweist - das der Sprachbarrieren:

„Hier der Vorfall, der tödlich hätte enden können: Wir fuhren in drei Pkw in der Nacht auf dem hohen Ufer entlang des Ärmelkanals und sahen im spärlichen Licht der Fernscheinwerfer einen Posten in deutscher Uniform, der uns anhielt und nach der Parole fragte. Wir wussten keine. Deshalb gab ich ihm unsere Papiere, mit denen er aber offensichtlich nichts anfangen konnte. Ich fragte dann auf Russisch: ‚Sprichst du Russisch?‘ ‚Ja‘, war die erlösende Antwort des Freiwilligen. Man stelle sich diese Situation vor: Ein einzelner Wachposten kontrolliert ihm fremde Soldaten bei Nacht im Feindesland! Der Wachposten in deutscher Uniform versteht nur Russisch und kennt nur kyrillische Buchstaben, die deutsche Parole hat er mühsam gelernt, und nun drei Pkw, deren Insassen keine Parole wissen! Ich an seiner Stelle hätte schon von weitem geschossen!“<sup>1478</sup>

Obwohl es innerhalb der Freiwilligen-Verbände eine ganze Reihe an Sprachmittlern gab, blieb das Problem der Verständigung gravierend. In Deutschland bestand vor Kriegsbeginn kein Interesse am Erlernen der russischen Sprache. Auch nachdem die Osttruppen aufgestellt worden waren, sprachen nur wenige Einheitsführer Russisch. Anhand einer anderen Begebenheit widersprach der Befragte Arp dem Klischee von der Trinkfestigkeit mancher Ostvölker:

„An dem Abend, Silvesterabend, die [Russen] haben aus sol... Nee, net grad' so groß, die haben aus solchen Gläsern (zeigt) Wodka. Da waren die schon voll. Das berühmte, sie vertragen so viel, stimmt gar nicht. Also, die waren voller, schneller als ich. Ich war nicht voll, ich war ... ich hab mich zurückgehalten. Und dann sind die unberechenbar. Das war entweder Weihnachts- oder Silvesterabend – haben die gefeiert, die Russen, im kleinen Raum. Und da war ein russischer Unteroffizier, der konnt' Deutsch. Auf einmal is er mal zu mir gekommen und hat gesagt:

<sup>1477</sup> Amouroux: La grande histoire, Bd. 7, S. 394. Bei Hoffmann: Geschichte der Wlassow-Armee, S. 68f. heißt es, dass die russischen Divisionen im Dienst überwiegend sehr diszipliniert gewesen seien, in der Freizeit jedoch für manche Probleme sorgten: „Teilweise hatten diese begonnen, sich Obstschnaps von den Bauern einzuhandeln, wobei es zu Wortwechseln und Tötlichkeiten kam.“

<sup>1478</sup> Fröhlich: Vlasov, S. 169.

„Komm geh' mit! Da sind wir beide ... Silvester war das, Silvester von '43 auf '44. Da sind so manche Russen, einer vor allen Dingen, den Französischen nach. Einen haben wir aus dem Haus raus geholt, aber wir mussten vorsichtig sein. Die hatten ja auch alle Gewehre bzw. Maschinenpistole. Da haben die dann des Nachts, wurde in den Himmel geschossen, wie mans heute manchmal da im Osten, im Orient sieht. Dann haben wir da für Ordnung gesorgt. Das ging auch ganz gut.“

Arp gelangte zu der Überzeugung, dass seine Kameraden aus dem Osten weniger vertrauen als er selbst, obwohl er in der Regel wenig Alkohol trank. Das hielt die Russen offenbar nicht davon ab, trotzdem größere Mengen zu konsumieren, was die Deutschen dann wiederum zu erhöhter Wachsamkeit veranlasste. Auch im Hinblick auf die französische Zivilbevölkerung waren die Deutschen gut beraten, bei den Russen eine gewisse Disziplin aufrechtzuerhalten, obwohl diese es ihnen nicht leicht machten. Was später im Abschn. 5.1 in Zusammenhang mit der russischen Truppendisziplin zum Bild des Gegners berichtet wird, findet sich hier wieder. In Bezug auf die russischen Waffen bestätigte Arp allerdings die Aussagen von Neß (s. Abschn. 2.5), wonach sie auf den ersten Blick zwar einfacher konstruiert waren als deutsche, jedoch im Ernstfall auch bei extremer Kälte und Hitze noch gut funktionierten, was auf die kompliziertere deutsche Technik nur sehr bedingt zutraf.

Der Informant Arp erwähnte zuletzt das für ihn nicht ganz einfache Zusammenleben mit den Russen, mit denen er sich sogar eine Stube teilte:

„Ich hab mich gut mit dene... Ich hab auf 'm Zimmer mit drei oder vier Russen gelegen. Einer sprach Deutsch. Oder zwei, aber ich hatte... Ich wusste genau, wodrüber die sich unterhalten hatten – aus dem Klang der Unter... Ich hab auch 'n bisschen Russisch damals gelernt. Ich merkte genau, wodrüber die sich unterhielten. ... Aber wie rauh die sein können: die Offiziere haben ihre Pferde genommen und wollten springen oder nee, sie wollten sie an Krach gewöhnen. Da sind sie geritten und [haben] mit ihrer Pistole am Ohr vorbei geschossen, um [sie] an den Knall zu gewöhnen. Und der Arzt, das war 'n lieber Kerl, aber der hat sich eines Tages, um mal zu sehen, wie weh das tut, mit einer kleinen Pistole, einer belgischen Pistole hierdurch (zeigt seine Hand) geschossen, also, wo kein Knochen ist... Manche Nächte, da hab ich gedacht, hoffentlich lebste morgen früh noch (lacht)! Manchmal [hatte ich] schon [Angst]. Aber sonst – ich hab mich gut mit dene' verstanden. Da war ich [aber] nachher wieder weg. ... Die [Russen] mussten auch Waffen reinigen. Das ist ja das Drollige: die haben... die sind ja mit ihren Waffen umgegangen, also 'n Deutscher, der hätte graue Haare bekommen, 'n deutscher Soldat. Denen hat das gar nichts ausgemacht. Das konnte ruhig rostig sein, außen... Ich hatte meine Pistole, ich hatte ja nur mein... Die hatten ihre Waffen, russische Waffen.<sup>1479</sup> Aber, wie gesagt, ich hab 'ne Kanone gesehen da, die war halb rostig. Das macht nix. Die Hauptsach' ist, sie schießt. ... Ja, ja, [das war alles etwas] robuster, war robuster. ... Jedenfalls, ich blieb dann dort. Und dann, nach einiger Zeit, dann hat 's mir doch nicht mehr so gefallen, denn hab ich mich wieder weg gemeldet. Ich war zum Glück nicht versetzt zu dem Russenbataillon, sondern nur abkommandiert. Und so konnt' ich auch wieder woandershin. Natürlich - zum Regimentsstab, wo ich vorher war, konnt' ich nicht mehr zurück.“

<sup>1479</sup> Entgegen Hitlers Weisungen wurden die sowjetischen Hilfswilligen von der Wehrmacht bereits im Baltikum mit Waffen ausgestattet. Ueberschär: „Russland ist unser Indien“, S. 74. Im Westen wurde die Bewaffnung der Osttruppen dann unumgänglich.

In der Roten Armee herrschten ganz offensichtlich noch rauere Sitten als bei der Wehrmacht: Pferde wurden auf rabiate Weise an Kampfplärm gewöhnt. Bernecker bestätigte den von Arp angesprochenen derben Umgang der Kosaken mit ihren Pferden: „Hier in Indija ritten sie den ganzen Tag wie die Verrückten umher. Die kleinen Panjewägelchen klapperten durch das Dorf, das nur noch eine einzige Staubwolke war.“<sup>1480</sup>

Mehrere weitere Faktoren werden hier von Arp angesprochen, die auch anderenorts vorkamen, wo russische Truppen in die Reihen der Wehrmacht eingegliedert wurden. Ein Arzt schoss sich offenbar durch die Hand, um das Schmerzerlebnis am eigenen Körper zu testen. Bernecker berichtete von der Verlegung der 1. Kosakendivision der Armee Vlasov Ende 1943 nach Kroatien und meinte: „Eine Plage zog übers Land. Keine Frau, kein Eigentum war vor ihnen sicher.“<sup>1481</sup> Der Ob.Südost sah sich veranlasst, dem OKW direkt über diese Zustände in Kroatien Meldung zu machen. Er stellte fest,

„dass das Vorgehen der Kosaken bei ihrem Hang zum Alkohol, Plünderungen, Schändungen und ihrer Geringschätzung jeglichen Lebens außer des eigenen ... in der deutschen Kriegsgeschichte einen Vergleich höchstens noch im dreißigjährigen Krieg findet.“<sup>1482</sup>

Angesichts der mit den sowjetischen Kameraden gemachten Erfahrungen, ließ Arp im Interview durchblicken, dass sein Bedarf an Abenteuern gedeckt war, je länger das Zusammenleben mit den Russen andauerte. Es scheint, als habe er über längere Zeit die Unterschiede zwischen Deutschen und Ostvölkern, die er als „andere Mentalität“ bezeichnete, nicht mehr ertragen können. Deutlich wird auch, dass er sich zwar mit den russischen Kameraden arrangierte, deren Verhalten aber bei ihm zunehmend Angst und Unbehagen auslöste. Umso spürbarer war im Gespräch seine Erleichterung, wieder zu einer deutschen Truppe zurückkehren zu können.

Lützen erzählte von einem „Volksdeutschen“, der sich innerhalb seiner Einheit befand:

„Bei uns waren alles nur *Volksdeutsche*. Die waren bei uns. Dat war'n Polen. Und zwar will ich auch mal erzählen, da war einer, und der kam dann zu mir an, der war auch Bauer von zu Hause und sagte denn, also ganz gebrochen deutsch, von dem konnte man auch schlecht 'n Wort verstehen: Also, da waren fünf Söhne Soldat und seinem Vater hatten sie 'n Hof weggenommen und da war'n dann von den ( ) oder wie die heißen und da von Weißrussland, noch weiter in Russland rein, und der hatte den Hof übernommen und der Vater, der war im ( )haus, musste er bleiben. Ob ich nicht da irgendwas machen könnte. Na, ich sprach mit dem Feldwebel, soundso. ... Ja, dann sollte ich mal dem Hauptmann Bescheid sagen. Denn kam ich mit dem Feldwebel und dem Volksdeutschen zum Hauptmann. Ich hab dem Hauptmann dann erzählt, wie dat dann war, hatte er mir ja erzählt, der konnte kaum Deutsch. ... ‚Ja,‘ sagt der Hauptmann, ‚Lützen, Sie müssen eins verstehen, Sie vertun nur Ihre Zeit.‘ Ick säch: ‚Da haben Sie recht, aber Herr Hauptmann, wenn fünf Söhne Soldat sind und dem Vater wird der Hof weggenommen und das is, wo der Melker wohnt, da wird er rausgejagt, denn kann man nicht sagen, dass die noch für Deutsche was machen [sollen].‘ ‚Da haben Sie

<sup>1480</sup> Fröhlich: Vlasov, S. 169.

<sup>1481</sup> Bernecker: Generation, S. 146.

<sup>1482</sup> Zit. in ebd.

recht,' sächt er. Aber das war ja man... vier oder sechs Wochen später ging dat denn los in der Normandie. Da is gar nichts bei raus gekommen. ... Mit denen hatte man ja auch nich so 'n Kontakt, wie ich zu dem Gockel oder dem P. gehabt habe. Erstmal ... mit einem habe ich mich mal unterhalten, der hieß Drews, der konnte aber sehr gut Deutsch! ... Und der war auch von hinter Posen, nicht wahr? Da, Polen. Und der war ja ... der war nicht begeistert, um Soldat zu sein. Begeistert war ich auch nicht, dat war auch, wat man musste, ja?!“

Dort, wo Deutsche, Polen und Russen näher in Kontakt traten, konnte Menschlichkeit entstehen. Anhand Lützens Erzählung wird jedoch deutlich, wie begrenzt die Möglichkeiten von Wehrmachtsangehörigen waren, sich für ihre volksdeutschen Kameraden zu verwenden. Seitens der deutschen Führung war es nicht erwünscht, dass sich die Truppe in politische Belange oder sei es auch nur in Belange der SS, Waffen-SS oder des SD einmischte. Ritter berichtete im Interview über ein ähnliches Erlebnis in Ungarn. In beiden und auch in anderen Fällen wurde den Soldaten geraten, sich herauszuhalten, den Dingen ihren Lauf zu lassen und sich ausschließlich auf die eigenen Aufgaben zu konzentrieren, da von Seiten der Wehrmacht nichts getan werden könne. Denjenigen, die noch über einen Rest von Zivilcourage verfügten und sich nicht von der Propaganda über die Untermenschen hatten vereinnahmen lassen, wurde auf diese Weise das Wegsehen empfohlen. Lützen bekundete jedenfalls aus eigener Erfahrung Verständnis für seinen polnischstämmigen Kameraden, von dem, angesichts der offenbar von deutschen Sicherheitskräften zu verantwortenden Enteignung seines Vaters, kein großer Kampfgeist innerhalb der Wehrmacht zu erwarten war.

Das in Zusammenhang mit den Osttruppen erwähnte Sprachproblem fand sich, so wird bei Lützen deutlich, auch bei den so genannten *Volksdeutschen*. Viele sprachen weder gut Deutsch noch gut Russisch, was im Kampf zur Todesfalle werden konnte, da Befehle, auch im Hinblick auf den Gefechtslärm, nicht verstanden wurden.<sup>1483</sup> Der Interviewpartner Uhlmann erzählte im Gespräch ebenfalls von volksdeutschen Kameraden innerhalb seiner Truppe:

„Dann bin ich hier vorne an der Küste gewesen. ... Unsere Division wurde aufgefrischt mit Landsern aus 'm Osten, die kaum Deutsch sprechen konnten. Sie durften Post empfangen, in Deutsch - Polnisch nicht. Sie durften schreiben – nur Deutsch. Wir lagen ja vorne, im Stützpunkt, mit einem Zug, aufgeteilt in Gruppen, wir, die noch Deutsch waren, wir haben denen Deutsch beigebracht. Wir haben immer mit denen Deutsch gesprochen, haben ihnen alles erklärt, das ist das und das usw. Und wir haben auch für die die Briefe geschrieben. Aber mit solchen Leuten wollte man eine Übermacht aufreiben! Das waren drei Bataillone. ... Wir haben nur die aus Polen gehabt, ich wüsste nich, wo anders her. Also, vorne bei uns, da waren schon, die haben schon die Hälfte überschritten. Das ist ja nicht alles... aber da, wo wir waren, wo wir vorne Küstenschutz gemacht haben, Patrouille gemacht haben, usw., da kann man gut sagen, halb und halb waren wir; denn wir waren nur ein kleiner Haufen, der denen das Gehen beibringen musste, so ungefähr. Ja, an der Waffe, das hat man denen irgendwie beigebracht, bevor

<sup>1483</sup> Ebd. sowie Fröhlich: General Wlassow, S. 169.

sie zu uns kamen. Die haben nachher auf uns auch schön schießen können. Die sind ja alle liegen geblieben beim Rückzug.“

Dass die Volksdeutschen Feldpostbriefe an ihre Angehörigen auf Deutsch schreiben mussten, hat sicher einerseits damit zu tun, dass alles Polnische von der deutschen Führung erbittert bekämpft wurde,<sup>1484</sup> und andererseits mit der einfacheren Überprüfbarkeit durch die Feldpostprüfstelle, die stichprobenartig Briefe öffnete. Auch volksdeutsche Soldaten hatten sich an die Geheimhaltungsvorschriften im Krieg zu halten und durften weder ihren Standort in ihrer Korrespondenz nennen noch Angaben über ihre Bewaffnung, ihre Einheit oder über militärische Vorhaben machen. Auch „Wehrkraft zersetzende“ Inhalte waren strafbar und wurden bei Bekanntwerden streng gehandelt (s. Abschn. 8). Grotesk wirkt, dass Polen zwar offiziell zur Wehrmacht gehörten, jedoch oft noch nicht einmal über die nötigen Sprachkenntnisse verfügten. Verständlich ist daher ihr Widerstand gegen den Zwang, für Deutsche in Frankreich gegen Angloamerikaner kämpfen zu müssen. Uhlmann gab an, dass sich in manchen deutschen Einheiten im Westen sogar 50 % Volksdeutsche befanden. Ein Problem stellten daher die Ausbildung und die Motivation der Volksdeutschen, aber auch der „Osttruppen“ dar.

Der damalige Kompanieführer und Leutnant, Hans Heinze, ehemaliger Stalingradkämpfer, berichtete von solchen Schwierigkeiten. Er bekam allerdings schon beim Anblick der deutschen Soldaten „'n bisschen das Grauen.“ Die meisten von diesen „Jungs aus Dresden und Leipzig [waren] halbgroß – gerade so groß wie das MG.“ Innerhalb dieser Gruppe fast noch jugendlich zu nennender Wehrmachtssoldaten befanden sich, im Gegensatz zu Angehörigen deutscher Panzerdivisionen, auch so genannte „Volksdeutsche“<sup>1485</sup> und „Osttruppen“. Viele Kompanien wurden mit 20 Soldaten aus der Osttruppe aufgefüllt. Die Kompanie von Herrn Heinze setzte sich seinen Angaben zufolge so zusammen: „10 % wirkliche [Russland erfahrene] Soldaten, 40 % Volksdeutsche und 'Osttruppe', [und] 50 % [17-/18jährige bzw. über 30jährige].“ Die deutschen Divisionen an der Ostfront galten sowohl personell als auch materiell als wesentlich kampfstärker als die Westdivisionen. Die Kompanieführer sahen sich daher auf einmal vor die Aufgabe gestellt, nicht nur Halbwüchsigen eine „Russlandausbildung“<sup>1486</sup> zu geben, sondern auch Volksdeutschen und Angehörigen der „Osttruppe“

---

<sup>1484</sup> Vgl. Kramers Aussage in Abschn. 6., wonach in Hitlers Nähe kein deutscher Soldat mit polnisch klingendem Nachnamen Dienst tun durfte. So musste sich Kramers Kamerad, der eigentlich Borowski hieß, einen „deutsch klingenden“ Namen zulegen.

<sup>1485</sup> Der Begriff „Volksdeutsche“ wurde unter dem Nationalsozialismus zur Bezeichnung für Angehörige der deutschen Sprache und des deutschen Kulturkreises, die nicht deutscher, österreichischer oder Schweizer Staatsbürger waren. Def. n. Selig: Volksdeutsche, S. 785.

<sup>1486</sup> Die Ausbilder wussten nie, ob sie mit ihrer Einheit tatsächlich im Westen bleiben würden. Falls die Lage im Osten es erforderlich machte, mussten im Westen aufgestellte Truppen, trotz Hitlers Weisung Nr. 51, in den Osten abmarschieren. Die „Osttruppen“ wurden dort häufig für die Bekämpfung von Partisanen eingesetzt.

die deutsche Kampfweise und Waffenführung beizubringen. Erschwerend traten, gerade bei der Ausbildung, die Sprachdefizite der Ostvölker zutage, wie Heinze erinnerte:

„Und *die* sollten Sie dann erst mal motivieren. ... Wenn sie wollten, dann verstanden sie das, was wir sagten. Wenn sie keine Lust hatten, verstanden sie nichts. Und ich dachte: ‚Mensch, mit diesen Leuten sollst du nun hier in Einsatz gehen!‘ Die mussten auch am Maschinengewehr ausgebildet werden. [Das war] etwas komplizierter.“

Beim Umgang mit dem MG war besonders wichtig, dass der Schütze im Ernstfall den Lauf wechseln konnte, denn dieser wurde nach längerem Einsatz des MG heiß und musste möglichst schnell ausgetauscht werden. Heinze erklärte:

„Das war ja wichtig, denn während der Zeit, wo der Lauf gewechselt wurde, konnte ich ja nicht schießen. Da konnten sie mir ja schon an der Gurgel sitzen. ... So eine Waffe, die musste man im Schlaf beherrschen, blind praktisch.“

Die Osttruppen - vorwiegend Russen - zu motivieren, gelang Heinze dann mit einer List:

„Da haben wir gedacht: ‚Wie bringen wir das bei?‘ Da habe ich gesagt: ‚Ostvölker trinken ja gerne Wodka. Wir lassen uns ‚ne Ladung Calvados<sup>1487</sup> bringen.‘ So, und nun haben wir einen Wettstreit gemacht, 20 Maschinengewehre hingestellt, mit Stoppuhr gestoppt ... Laufwette: Wer der Erste ist, [der den Lauf gewechselt hat] kriegt ‚ne Flasche [Calvados].“

Offenbar verfehlte diese Idee ihre Wirkung nicht, denn als Heinze einmal abends, nach Dienstschluss, seinen üblichen Rundgang zu den Mannschaftsbaracken unternahm, „saßen die [Russen] da auf der Bude und übten Laufwechsel.“ Sergej Fröhlich vermittelte ebenfalls den Eindruck von gutwilligen und motivierten Russen, die auf Gefechte vorbereitet wurden:

„Schon die ersten kombinierten Übungen mit scharfem Schuss lieferten bemerkenswert gute Ergebnisse. Als dann die modernsten Waffen an die Vlasov-Soldaten ausgegeben wurden, freuten sich diese, wie Oberst i. G. Herre schreibt, ‚wie die Kinder. ... Den ganzen Tag über fuhren sie mit ihren Sturmgeschützen (Jagdpanzern) und Panzern auf den Übungsplätzen herum, so dass man Mühe hatte, den notwendigen Treibstoff herbeizuschaffen‘.“<sup>1488</sup>

Die im Westen eingesetzten Freiwilligen-Verbände waren jedoch in der Regel schlecht bewaffnet und ausgerüstet. Auch verfügten sie häufig nur über wenig Munition aus Beutebeständen und waren falsch eingesetzt.<sup>1489</sup> Hier fehlte die Einsicht, die russischen Kämpfer als gleichberechtigte Mitstreiter und nicht nur als Lückenbüsser zu behandeln. Auf deutscher Seite gingen die Offiziere davon aus, dass der „Russenhau-  
fen ... am besten mit russischen, polnischen und tschechischen Beutewaffen umgehen [könne]<sup>1490</sup>“, zumal noch nicht einmal für deutsche Landser genug neue MGs vom

<sup>1487</sup> Calvados ist ein Apfelbranntwein mit oft über 50 vol.-% Alkoholgehalt. Er ist nach dem Departement Calvados in der Normandie benannt, in dem die Landung der Alliierten dann später stattfand. Frankreich-Brockhaus, S. 45.

<sup>1488</sup> Fröhlich: General Wlassow, S. 68.

<sup>1489</sup> Ebd., S. 164f.

<sup>1490</sup> Ebd., S. 165.

Typ 42 oder Granatwerfer, geschweige denn an Flak-Geschützen, zur Verfügung stünden.

Die Berücksichtigung der Mentalität der Ostvölker hatte sich jedoch für Heinze ausgezahlt. Er erläuterte seine Haltung zur Osttruppe:

„Einer, der nur brüllt und schreit - und dann mit den Russen und Polen! Dann sind die doch störrisch bis zum Gehnichts mehr. ... Wir wussten, dass wir mit diesen Leuten in den Einsatz gehen, und wir sind ja auch immer vorne dran. Ja, wer will denn wissen, wodurch ich eine Kugel in den Kopf gekriegt habe?! Ob die von hinten oder vorne gekommen ist, weiß doch keiner! Ich muss mich auf die Leute verlassen. Ich muss ein Verhältnis haben zu diesen Leuten. Das war wichtig.“<sup>1491</sup>

Manch ein deutscher Truppenführer konnte sich so nicht nur gegen eine Kugel aus den eigenen Reihen schützen, sondern sich auch der Unterstützung und des Zusammenhalts seiner Soldaten im Ernstfall sicher sein.<sup>1492</sup> Es gab deutsche Vorgesetzte, die die Ergebenheit und Zuverlässigkeit der kriegsgefangenen Rotarmisten nicht verstehen konnten, und „den Verdacht eines möglichen Verrates“ nicht loswurden. Sie brachten den Angehörigen der Osttruppen Misstrauen entgegen, was wiederum oft die Ursache für Missverständnisse war. Der sowjetische Generalmajor Malyschkin erreichte im Westen die Gleichstellung russischer Freiwilligen-Offiziere mit deutschen Einheitsführern. Das führte in einigen Fällen dazu, dass „ungeeignete und daher von den Russen als ‚Kommissare‘ empfundene deutsche

---

<sup>1491</sup> Manch einem, der nicht zu einer solchen Einsicht kam, wurde die schlechte Behandlung von „Volksdeutschen“ oder „Osttruppen“ zum Verhängnis. Vince Milano, der sich in seinem Buch „Normandiefrent“, ebenfalls auf Zeitzeugenaussagen stützt, berichtet (S. 88), dass am späteren Omaha-Strand eine Gruppe von Volksdeutschen ihren deutschen Gruppenführer erschossen hätte, nachdem er damit gedroht habe, sie zu erschießen, wenn sie sich weiterhin weigerten, sich gegen die vor ihnen liegenden Amerikaner zu verteidigen. Diese Drohung von Vorgesetzten wurde allerdings auch den deutschen Soldaten gegenüber gemacht, wenn diese zu zögerlich oder überhaupt nicht reagierten und war sehr stark vom Truppenführer abhängig. Osttruppen galten jedoch generell als „unzuverlässig“. Dies ist aber ein nicht zutreffendes Pauschalurteil und einerseits auf die Verschlechterung der deutschen Kriegslage ab Sommer 1943 zurückzuführen, größtenteils aber „[auf] das oft unbewusst falsche Verhalten der deutschen Vorgesetzten, die den ihnen unterstellten russischen Einheiten misstrauten ...“ Fröhlich: General Wlassow, S. 159. Die Situation, in der sich die Osttruppen in Frankreich befanden, war problematisch, denn sie hatten allenfalls vor, sich im Kampf gegen Stalin zu engagieren, nicht gegen Amerikaner oder Engländer. Hier gab es kein Feindbild, das sie hätte motivieren können. Dies hatte der Divisionsgeneral der 709. I.D., v. Schlieben, bereits vor der Landung der Alliierten in realistischer Einschätzung der Lage mit folgenden Worten auf den Punkt gebracht: „Es ist zu viel verlangt, dass Russen in Frankreich für Deutschland gegen die Amerikaner kämpfen sollen.“ Zitiert in Carell: Sie kommen, S. 101.

<sup>1492</sup> Vgl. Abschn. 7 (Kameradschaft). Vgl. Vincent Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 208. Miserable Führer mussten bei Fronteinsätzen immer mit Konsequenzen für ihr Verhalten rechnen. Bachhofer erzählt von einem Offizier ohne Führungsqualitäten, der einen Kameraden wegen einer Nichtigkeit geohrfeigt hatte: „Wir haben bei solchen Geschichten einander angeguckt, und mancher hat auch gesagt: Wenn er mit uns an die Front geht, dann wird er nicht alt. Silvester 1942 wurde um zwölf Uhr nachts, in dem Ort, in dem wir lagen, geballert, es war taghell, auch die Artillerie schoss. Morgens hörten wir: Oberst Banzer ist erschossen worden. Er war so einer, für den niemand zählte.“

Offiziere aus Führungsstellen entfernt“<sup>1493</sup> wurden. Dennoch kam es in Einzelfällen vor, dass „Freiwillige“ bei schlechter Führung nach der Landung der Alliierten nicht nur überliefen, sondern zuvor „sogar das deutsche Rahmenpersonal ermordeten.“<sup>1494</sup>

Heinze ist einer der wenigen Interviewpartner, die Angehörige der Osttruppen am und nach dem 6. Juni 1944 auch im Gefecht erlebten:

„Also hin und wieder kriegten wir mal was nach vorne [an Verpflegung], aber tagelang nichts. Und das ist auch so 'ne lustige Geschichte: Einer von den Wlassow-Leuten, von den Russen, der war denn bei mir übrig geblieben, und wie wir da bei Le Mesnil lagen, und wir so fürchterlich beschossen wurden, in meiner Kompanie hatte ich noch 64 Mann, darunter dieser Ivanov. Und da kam der Unteroffizier zu mir ins Loch und sagte, ich möchte doch mal rüber kommen, der Ivanov sitzt im Loch und weint. Ich sage: 'Was hat er denn?' Da bin ich denn rüber, und so 'n paar Brocken Deutsch konnte er, und da hat er mir klargemacht, dass er glaubte, dass er nun am Ende seines Lebens steht, weil wir hatten ja kaum Hoffnung, dass wir da durchkommen, und dass er nun so weit weg von zu Hause sterben müsste. Und irgendwie war ich gerührt, denn er hatte sich vorher schon so fabelhaft eingesetzt, u. a. hatte ich ihn manchmal losgeschickt, was zum Essen zu ‚organisieren‘ und manchmal war der zwei Tage weg, und da haben wir gesagt, der Ivanov ist übergelaufen. Und nach zwei Tagen kam der wieder. Der kam nicht wieder, bis er was zu futtern hatte, so lange hat er gesucht. Da habe ich überlegt, was machst du mit ihm? Der hatte vorher mit uns alle Einsätze gemacht, EK - Eiserne Kreuz, durften sie aus irgendwelchen Gründen nicht kriegen, aber Sturmabzeichen, das hatte er gekriegt, das durften sie kriegen, also das war, wenn sie dreimal einen Angriff gelaufen sind, kriegten sie so 'n Sturmabzeichen. Also hat er das gekriegt und war natürlich ganz stolz, und da habe ich gedacht: ‚Den schickst du jetzt nach hinten‘, denn in der Zwischenzeit hatte ich nämlich von unserem Hauptfeldwebel gehört, dass die Russen sich schon zum Tross abgesetzt hatten, weil sie da vorne nichts geholfen haben. Wenn der Ami angriff, dann saßen sie da im Kompaniegefechtsstand und meldeten: ‚Der Ami greift an.‘ Da sind die alle geschlossen ... gegangen, die wehrten sich nicht mehr. Da dachte ich: ‚Mit dem ist nichts zu machen, den schickst du zum Tross hinterher.‘ Und dann ließ er mir mitteilen, dass die langsam aufsässig wurden. Die merkten, unser Stern war im Sinken.<sup>1495</sup> Irgendwie waren sie widerborstig. Der [Ivanov] war erst mal vorne bei mir, und da habe ich gesagt, jetzt schicke ich ihn nach hinten und mache ihn zum Befehlshaber seiner Leute. Und 'n paar Tage später kriegte ich 'ne Kiste Zigarren nach vorne und denke: 'Nanu, was soll denn das?' Da war 'n Zettel drin: 'Vielen Dank für Iwan.' Er hat alle in den Hintern getreten und hat sie auf Vordermann gebracht. Er kam nämlich von vorne, er hatte was mitgemacht und hat seine Leute richtig nach russischer Art 'angefasst'. Und hinten stimmte es wieder (lacht).“

Sergej Fröhlich weist darauf hin, dass die unzureichende Lebensmittelversorgung (s. Abschn. 2.2) nicht nur die Wehrmachtseinheiten, sondern auch die im Westen an der Seite deutscher Soldaten stationierten „Osttruppen“ betraf und stellt fest: „Die Verpflegung der deutschen Truppen und somit auch der russischen Freiwilligen-Einheiten war, was Qualität und Menge anlangte, vor Invasionsbeginn nicht besonders

<sup>1493</sup> Fröhlich: General Wlassow, S. 176.

<sup>1494</sup> Ebd., S. 178.

<sup>1495</sup> Ähnlich auch im Bericht des Stabsarztes im Kaukasus, Dr. Richard Müller: „In der Anfangszeit waren die russischen Hilfwilligen sehr zuverlässig. Als sie dann aber merkten, dass sich das Kriegsglück zu wenden begann, sind sie frecher geworden. Besonders einer hat dann versucht, die anderen aufzuhetzen.“ Abdr. in: Janessen, S. 120.

gut.“<sup>1496</sup> Nach der Landung der Alliierten verschlechterte sich diese Situation weiter, wie anhand Heinzes Bericht deutlich wurde. Der innerhalb der Einheit eingesetzte Sowjetrusse Ivanov legte bei der Beschaffung von Lebensmitteln für „seine“ deutsche Kompanie einigen Ehrgeiz an den Tag. Die amerikanische Übermacht, die er in vorderster Linie besonders deutlich zu spüren bekam, übte jedoch eine demoralisierende Wirkung auf ihn aus. Heinze, der bereits bei der Ausbildung der Osttruppen Phantasie und Einfühlungsvermögen bewiesen hatte, reagierte auch hier mit Verständnis und führte Ivanov einer anderen Verwendung hinter der HKL zu.

Bei guter Führung erwiesen sich die russischen Freiwilligen-Verbände als sehr zuverlässig und loyal.<sup>1497</sup> Zu dieser Einstellung mag auch beigetragen haben, dass ihnen bei einer Rückkehr in die Reihen der Roten Armee der Tod drohte. Auch gaben sich die sowjetischen Soldaten Mühe, um nicht in deutsche Kriegsgefangenenlager zurückgeschickt zu werden.<sup>1498</sup> Ab 1943 hatten die für die Freiwilligen-Verbände zuständigen deutschen Führungsstellen darauf gedrungen, „dass psychologisch besser geschulte deutsche Vorgesetzte, wenn möglich mit Kriegsauszeichnungen, eingesetzt wurden“<sup>1499</sup>.“ In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass es gelungen war, Hitler nach langem Zureden abzurufen, dass auch bewährte russische Freiwillige deutsche Tapferkeitsauszeichnungen erhalten konnten. Für Ostfreiwillige wurde ein Orden ohne Hakenkreuz geschaffen. Heinzes Ausführungen nach zu urteilen, entschieden jedoch einzelne deutsche Offiziere, bewährten Freiwilligen aus dem Osten auch reguläre Auszeichnungen, in diesem Fall das Infanterie-Sturmabzeichen, zu vergeben. Obwohl die Verleihung Eiserner Kreuze an Angehörige der „Osttruppen“ tabu war, gab es deutsche Regimentskommandeure, „die spontan, nach besonders tapferem Einsatz dieser Freiwilligen, ihr eigenes EK I oder EK II von der Brust nahmen, um es den für sie kämpfenden Russen anzuheften.“<sup>1500</sup> General Marcks ließ verlauten, dass sich im Zuge der Kämpfe um die Normandie vier Bataillone russischer Freiwilliger „wider alles Erwarten hervorragend geschlagen hatten“<sup>1501</sup>.“ Aufgrund seines Berichtes wurde die Bewährung der russischen Freiwilligen-Bataillone sogar im Wehrmachtbericht genannt. Zu Unzuverlässigkeiten innerhalb der Freiwilligen-Verbände kam es häufig, wie bereits angedeutet, „durch das oft unbewusst falsche Verhalten der deutschen Vorgesetzten, die den ihnen unterstellten russischen Einheiten misstrauten.“<sup>1502</sup> Sergej Fröhlich berichtet aber auch von anderen Fehlern, die etwa bei der Stationierung der

---

<sup>1496</sup> Fröhlich: General Wlassow, S. 168.

<sup>1497</sup> Vgl. Bericht des Stabsarztes Dr. Richard Müller, Abdr. in: Janessen, S. 120.

<sup>1498</sup> Fröhlich: General Wlassow, 59.

<sup>1499</sup> Ebd., S. 178.

<sup>1500</sup> Ebd., S. 179.

<sup>1501</sup> Ebd., S. 175.

<sup>1502</sup> Ebd., S. 159.

Osttruppen vorgekommen sind:

„Oft fanden wir die Freiwilligen-Verbände am Atlantikwall falsch eingesetzt, da den deutschen Regiments- oder Divisionsstäben die Kenntnis der Mentalität der russischen Menschen und seiner besonderen Kampfweise fehlte. ... Man kann sich vorstellen, was eine derart verfehlt eingesetzte Truppe gegen eine moderne, hochgerüstete Invasionstruppe ausrichten sollte, die zudem noch mit schwerster Schiffsartillerie die Stellungen beharken und mit Amphibienpanzern angreifen würde.“<sup>1503</sup>

Einen Beleg für diese Anmerkung führte der Befragte Schramm, Angehöriger des 6. FJRes, an. Ihn verwunderte besonders die völlig fehlende Bewaffnung der Osttruppen:

„Ich hab noch ein Ding erlebt in der Normandie... da wurden wir kurz raus gezogen, weil wir gar nichts mehr waren als Truppe. Wir marschierten an einer großen Chaussee lang, und uns kam auf der anderen Seite ein Teil der Vlasov-Armee entgegen, ... die Russen, die sollten uns ablösen, die Vlasov-Leute. Da war'n auch Offiziere bei, das konntste nur an der Mütze sehen, sonst nix, war'n ja alles Gefangene. Wissen Sie, was die hatten? Die hatten keine Gewehre, die hatten Knüppel in der Hand. Und die haben uns abgelöst, und da habe ich gehört, das ging gar nicht lange gut, die sind alle rüber gelaufen zum Ami.“

Es ist verständlich, dass der Kampfgeist derjenigen sowjetischen Soldaten, die zum Teil ohne Waffen innerhalb der Wehrmacht eingesetzt waren und eine Übermacht aufhalten sollten, nicht sehr groß war.<sup>1504</sup> Da für sie die Angloamerikaner eher Verbündete als Gegner waren, fehlte ihnen auch das Feindbild. Zudem mögen sie sich eine humanere Behandlung, bessere Verpflegung und Versorgung sowie ihre Freilassung von den US-Truppen versprochen haben, die zudem den Krieg zu gewinnen schienen. Viele Angehörige der Osttruppe hatten bereits deutsche Kriegsgefangenenlager überstanden.<sup>1505</sup> Auch diese Erfahrung und die Härte der Kämpfe in Frankreich mögen dazu beigetragen haben, dass sie nach Jahren der Entbehrung in der Hand des Feindes kriegsmüde waren und zu den Amerikanern überliefen. Am 6. Juni 1944 war es bereits vorgekommen, dass englische Fallschirmjäger im vom Befragten Schramm geschilderten Landebereich „Utah Beach“, nahe der deutschen Küstenbatterie Merville, weit von ihrem ursprünglichen Absprunziel abgetrieben worden waren. Sie trafen dort hauptsächlich auf russische Kanoniere, die weitestgehend auf sich gestellt waren und sich verständlicherweise in kürzester Zeit ergaben.

<sup>1503</sup> Ebd., S. 167.

<sup>1504</sup> Ebd., S. 178.

<sup>1505</sup> Hoffmann: Wlassow, S. 420f., betont, dass sich zum Zeitpunkt, als sich die Freiwilligen-Verbände bildeten, „die Verhältnisse in den Kriegsgefangenenlagern bereits fühlbar zum Besseren gewandelt hatten.“ Als Argument für die hohen Freiwilligenmeldungen scheidet die immer wieder vorgebrachte Notlage der sowjetischen Kriegsgefangenen, die sonst hätten Hungers sterben müssen, seiner Meinung nach aus. Er sieht als Gründe für die Bereitschaft, auf deutscher Seite in den Kampf einzutreten sowohl eine aktive Gegnerschaft gegen das Regime Stalins bei den einen als auch völlige Gleichgültigkeit dem kommunistischen Herrschaftssystem gegenüber bei den anderen. Aber auch negative Erfahrungen von Rotarmisten mit dem sozialistischen Gesellschaftssystem der Sowjetunion könnten zu dieser Einstellung beigetragen haben, so Hoffmann.

Siemers erzählte von einem Russen, der zu seiner Division in der Normandie gehörte und ihm während der Schlacht um die Normandie im Sommer 1944 das Leben rettete:

„Ja, Russen san dabei g'wesen, aber die ham [wir] beim Tross [eingesetzt]. ... Die haben die Fuhrwerke und ... Munition g'fahren und so was, und Verpflegung und was halt zum Fahren g'wesen is. Die haben a bisserl deutsch kennt. Das waren gute Mannen, gute Leut' san des g'wesen. Da hat mich mol oaner, des war auch noch des Ding, da bin ich z'ruck von einem Angriff und da san ma ... unterwegs, und der hot den Wagen g'fohrn, und da ha ma hängt, ... der war so schwarz, und ich hob mich hinten an 'n ( ) [hängen] dürfen, und ich war so müde von dem Kampf, des war scho a bisserl später dann, und dann, ham sie so Christbäume g'habt, die Amerikaner und hinten von links schlug irgendwas ei', des woäß i noch, i hob g'schlofen, i hob mi hinten ein g'holten, drüber in dem Wagen und das hintere Rädergespann ist scheu g'worden und rennen dann, und die Deichsel ( ) in meinen Stahlhelm drin, und der Riemen reißt ab, und da is die Deichsel durch die Türbretter durch g'stoßen. Wär' der nur a paar Zentimeter drunter, dann hätte er mir den Hals durch gestoßen. ... Den Stahlhelm hob i schon noch g'funden, aber ohne Riemen dann. Der Riemen war abgerissen. Die Deichsel is genau in dem ... durch die Türenbretter durch g'stoßen. Und da war ich unter die Pferde g'lege, und die Pferde haben getrampelt, und halb verwundet bin i da ganz zertrampelt worden. Der Russe hat mi raus g'zogen. Die Pferde waren über mich über g'laufen. Und der Russe hat mich dann naussi gzogen und hat ma dann ... des woäß i noch, hat er mich behandelt, als wenn i a kloanes Kind g'wese wär. Da hat er mich so gut behandelt. ... Des san gute Kameraden g'wesen, die Russen jetzt, die haben auch 'a G'wehr g'habt, um sich zu verteidigen, ja.“

Deutlich wird aus Siemers Bericht, dass er bei diesem Angriff offensichtlich in mehrfacher Hinsicht Glück hatte. Die Deichsel des nach dem Einschlag durchgehenden Pferdegespanns traf seinen Stahlhelm und verfehlte knapp seinen Hals. So rettete ihm zunächst der Helm das Leben. Nachdem er vom Wagen gefallen und unter das Pferdegespann geraten war, zog ihn der russische Kamerad darunter hervor, bevor die Tiere ihn endgültig zertrampelten. Darüber hinaus erwies sich der sowjetische Soldat nicht nur als Lebensretter des damals erst 17jährigen Deutschen, sondern kümmerte sich auch anschließend noch um den offensichtlich durch das gerade Erlebte geschockten Siemers. Es wird deutlich, dass die Angehörigen der Osttruppen bereit waren, sich im Ernstfall für ihre deutschen Kameraden einzusetzen, wenn sie selbst zuvor in die Truppe integriert worden waren, eine gewisse Verantwortung und Aufgaben übertragen bekommen sowie eine humane Behandlung erfahren hatten.

Innerhalb der „Osttruppen“ befanden sich oft „studierte Leute“,<sup>1506</sup> erzählte Udo Neß, der von ihnen nicht zuletzt deshalb beeindruckt war, weil diejenigen, die er kennen gelernt hatte, „sehr gut Deutsch [sprachen].“<sup>1507</sup> Herr Gockel erinnerte sich, dass er während eines Lazarettaufenthaltes einen Unteroffizier namens Mijail Ujanov getroffen hatte, mit dem er sich oft unterhalten habe. Er stellte fest: „Das war ein ganz patenter

<sup>1506</sup> Vgl. Scheins, in: Schüddekopf: Kessel, S. 197: „Bei den Spritkommandos, auf den Munitionsplätzen, da hatten 'ne Menge Hiwis gearbeitet. Das waren Lehrer, Rechtsanwälte, Bauern.“

<sup>1507</sup> In der 709. Infanteriedivision, der Neß angehörte, bestanden ganze Bataillone ausschließlich aus „Osttruppen“. Vornehmlich handelte es sich um Georgier. Mitcham: 709th Infantry Division, S. 503.

Bursche.“ Der aus dem Ural stammende Russe fiel seinem deutschen Kameraden auch durch hervorragende Zeichenkünste auf. Ähnliches wusste Arnulf Weiß von einem Baltendeutschen zu berichten:

„Ick hatte ja nun öfter mal Telefondienst in der Schreibstube, und da habe ich gefunden Oberleutnant von B., das war 'n Baltendeutscher. Und da hab ick mal jesehn, auf'm Ost... auf 'm östlichen Kriegsschauplatz darf er nich einjersetzt werden, Oberleutnant von B. Ja, ja, ja. Er hat mir erzählt, so, der hat öfter mal in der Schreibstube erzählt, er kann dreierlei Sprachen. ... Lettisch, Russisch und Deutsch.“

Die Verlegung so genannter Freiwilligen-Verbände nach Frankreich, die sich zumeist aus sowjetischen Kriegsgefangenen rekrutierten, erfolgte, wie Christian Zentner ausführt, ab 1943 „aus psychologischen Gründen“, die mit der „wankenden Ostfront“ erklärt werden<sup>1508</sup>. Neben der Tatsache, dass die deutsche Seite nicht über genügend eigene Kräfte zur Verstärkung der nordbelgischen und –französischen Küste verfügte, führt der Historiker Sergej Fröhlich als Begründung für die Verlegung der Rotarmisten von Osten nach Westen an: „Es spielten dabei die Befürchtungen der deutschen Wehrmachtsführung mit, es könnten sich beim Rückzug der deutschen Armee schwerwiegende Situationen ergeben, wenn russische Freiwilligen-Einheiten von der Roten Armee überrollt werden.“<sup>1509</sup>

Einige Informanten sprachen das tragische Schicksal an, das viele der ehemaligen Hiwis und russischen Kriegsgefangenen nach ihrer Rückkehr in die Sowjetunion erwartete, wie nachfolgend Mühlig:

„[Wir hatten] Wlassow-Truppen. ... Das waren teilweise Kosaken ja, waren tapfere Soldaten, und die hat man ja nach 'm Krieg sehr schofelig behandelt. Die Engländer haben sie mit Gewalt in Viehwagen getrieben und ab zum Russen. Und Stalin hat sie alle umgelegt.“

Mühlig hob im Gespräch hervor, dass sich manche Ostbataillone durch ihren Einsatz bei den Kämpfen in der Normandie bei den deutschen Soldaten hohen Respekt erworben hatten<sup>1510</sup>. Umso erschreckender ist in der Tat, dass Engländer, aber auch Amerikaner kriegsgefangene Rotarmisten an die Sowjetunion auslieferten. Selbst ein deutscher General, Helmuth von Pannwitz, der ein Kosakenkorps führte und selbst fast nur in Donkosaken-Uniform anzutreffen war, wurde „wider besseres Wissen und in eklatanter Verletzung der Haager Landkriegsordnung“,<sup>1511</sup> von den Engländern an die

<sup>1508</sup> Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 192.

<sup>1509</sup> Fröhlich: General Wlassow, S. 161.

<sup>1510</sup> Vgl. ebd., S. 182.

<sup>1511</sup> Die Alliierten (UdSSR, USA, Großbritannien) hatten sich auf der Konferenz in Jalta im Februar 1945 „zur gegenseitigen Repatriierung aller ihrer Staatsangehörigen“ verpflichtet. Die Westmächte hielten sich an diese Vereinbarung, um der UdSSR „keinen Vorwand zur Zurückhaltung von den Sowjets befreiter Kriegsgefangener zu bieten. Für die Mehrzahl der an deutscher Seite als 'Hilfswillige' oder in 'landeseigenen Verbänden' kämpfenden Osteuropäer bedeute im Gegenzug die Rückführung in die Sowjetunion Bestrafung, Verbannung oder den Tod.“ Golczewski: Ukrainische Diaspora, S. 261. Angehörigen ukrainischer Kolla-

Sowjets ausgeliefert, wo er „mit seinen höchsten Offizieren an Stalins Galgen“ endete.<sup>1512</sup> Amerikaner und Engländer stießen nach der Landung auf Soldaten in deutscher Uniform, die weder Deutsch, Französisch noch Englisch verstanden, sondern in einer ihnen unbekanntem Sprache redeten. Es wurde ihnen bewusst, dass es sich um Russisch handelte. Fröhlich thematisiert das weitere Vorgehen der Westalliierten: „In völliger Verkennung der wahren antisowjetischen Haltung dieser ehemaligen Sowjetsoldaten forderten sie die Freiwilligen auf, die Waffen niederzulegen. Sie würden dann sofort in ihre Heimat zurückgebracht werden.“<sup>1513</sup> Ungewollt schafften die Alliierten damit bei den Freiwilligen eine Motivation zum Durchhalten bis zur letzten Patrone, da diesen klar war, was eine Auslieferung an die Sowjetunion für sie bedeutete.

Der Interviewpartner Schramm thematisierte das Schicksal Wlassows:

„Dieser General Wlassow - ich hab ihn einmal selbst gesehen. Mit 'ner Brille, 'n großer, hochgeschossener Mann, der hat sich da was Gutes von versprochen, dass er auf deutscher Seite kämpft. Den haben sie dann erschossen in Russland.“

Schramm charakterisierte Vlasov in seiner kurzen Aussage sehr zutreffend. In der Tat fiel Vlasov allein durch seine Erscheinung – er maß 1,96 m, sein Markenzeichen war die Hornbrille<sup>1514</sup> – auf. Er hatte innerhalb der Roten Armee während des Zweiten Weltkrieges höchste Generalkommandos inne gehabt und sich besonders bei Kiev und Moskau als Armeeführer ausgezeichnet.<sup>1515</sup> Vlasov geriet im Wolchow-Kessel, in den er am 21.3.1942 eingeflogen wurde, am 11. oder 12.7.1942 in deutsche Gefangenschaft. Nachdem ein geeigneter sowjetischer General ausfindig gemacht werden sollte, der zur Zusammenarbeit mit den Deutschen bereit wäre, stellte sich Vlasov dem Smolensker Komitee<sup>1516</sup> zur Verfügung. Er hatte bereits im September 1942 ein Flugblatt verfasst, das sowjetische Soldaten zum Überlaufen aufforderte. Fortan galten seine Bemühungen der Bildung einer Freiwilligenarmee, bestehend aus sowjetischen Kriegsgefangenen, zur Befreiung Russlands vom Bolschewismus.<sup>1517</sup> Vlasov lehnte Hitler und seine Methoden vollkommen ab, wusste jedoch, dass dessen

borateurverbände gelang es jedoch, die Westalliierten davon zu überzeugen, „dass die ukrainischen Waffenträger auf deutscher Seite aus Ostgalizien, also aus 'Polen' stammten.“ Es gelang diesen Westukrainern, „sich als Bürger des verhassten Polens [auszugeben]. Dadurch entgingen sie weitgehend dem Schicksal, das die Mehrzahl der Ostukrainer, der Vlasov-Truppen und die an der Seite der Deutschen kämpfenden Kosaken zu erleiden hatten.“ Ebd.

<sup>1512</sup> Fröhlich: General Wlassow, S. 161.

<sup>1513</sup> Ebd.

<sup>1514</sup> Ebd., S. 23. Foto Vlasovs in: Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 575.

<sup>1515</sup> DRZW 4 (TB) (Beitrag Hoffmann: Die Kriegführung), S. 932.

<sup>1516</sup> Das Komitee war ein im September 1941 in Smolensk auf deutsche Initiative gegründeter Zusammenschluss sowjetischer Militärs und Politiker, die sich zur Kooperation mit den deutschen Behörden und Truppen bereit erklärten. Während Hitler das Komitee ignorierte, wurde es von hohen deutschen Offizieren weiter gefördert. Im Frühjahr 1943 wurde General Vlasov für ein „Smolensker Manifest“ gewonnen, das hinter den sowjetischen Linien abgeworfen wurde und zum Kampf gegen Stalin aufrief. Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 498.

<sup>1517</sup> Ebd., S. 576.

Hilfe im Kampf gegen Stalin und bei der neu aufzustellenden sowjetischen Befreiungsarmee auch in Bezug auf Bewaffnung und Versorgung unentbehrlich war.<sup>1518</sup> Die nationalsozialistische Führung benutzte den russischen General jedoch nur zu Propagandazwecken, hielt ihn hin und erlaubte erst die Bildung von zwei Divisionen (Vlasov-Armee), als die Lage auf deutscher Seite bereits aussichtslos war. Vlasov und seine Leute gingen davon aus, „dass die westlichen Alliierten nach dem Zusammenbruch Deutschlands den Kampf gegen das Sowjetsystem aufnehmen würden.“<sup>1519</sup> Dies erwies sich als Trugschluss. General Vlasov wurde nach Kriegsende an die Sowjetunion ausgeliefert und am 2.8.1946 in Moskau hingerichtet<sup>1520</sup>.

Vielen Zeitzeugen ist bekannt, dass die Freiwilligen-Verbände, die mit den Deutschen in alliierte Kriegsgefangenschaft gerieten, anschließend an die Sowjetunion ausgeliefert wurden, wo sie Tod oder Zwangsarbeit erwartete. Auch die Engländer übergaben ehemalige Rotarmisten an Stalin<sup>1521</sup>, wusste Lützen:

„Die kämpften ja auch da, [in der Normandie], wie der Engländer [kam]. Und die sind in Gefangenschaft gekommen, die armen Leute, und sind ja denn nach Russland ausgeliefert worden. War 'ne Sünde. Und denn hat der Amerikaner die ja ausgeliefert. ... Es war 'ne Sauerei! Mensch, da hab ich Wut auf!“

Engländer und Amerikaner hatten fälschlicherweise angenommen, dass die Osttruppen von den Deutschen gezwungen worden waren, für ihre Sache eine Waffe in die Hand zu nehmen und in Frankreich für sie zu kämpfen. Sie machten sich weder klar, dass es sich hier um sowjetische „Anti-Stalin-Kämpfer“ handelte noch dass sie die meisten von ihnen mit der Auslieferung an die Sowjetunion in den Tod schickten. Stalin verurteilte sowohl Überläufer als auch regulär in deutsche Gefangenschaft geratene sowjetische Soldaten als „Vaterlandsverräter“ (s. Abschn. 5.7). Diese Männer wurden nach Rückkehr in ihre Heimat erschossen.<sup>1522</sup> Ein ähnlich schweres Schicksal ereilte auch die Ostarbeiter, obwohl diese größtenteils, unter Anwendung rigoroser Methoden, von der Hitlerregierung nach Deutschland abtransportiert worden waren und dort Zwangsarbeit leisten mussten. Sie wurden bei ihrer Rückkehr von der Sowjetregierung der „Zusammenarbeit mit den Okkupanten“ bezichtigt und „als Helfer des Faschisten“ drangsaliert.<sup>1523</sup> Bei den Befragten stoßen diese Handlungen der Alliierten noch heute auf größtes Unverständnis, zumal diese von Engländern und Amerikanern, zumindest auf politischer Ebene, nach dem Krieg nicht thematisiert wurden.<sup>1524</sup>

<sup>1518</sup> Fröhlich: General Wlassow, S. 56.

<sup>1519</sup> Ebd., S. 180

<sup>1520</sup> Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 575; Hoffmann: Wlassow, S. 389.

<sup>1521</sup> Fröhlich: General Wlassow, S. 182.

<sup>1522</sup> Hoffmann: Wlassow, S. 129 – 131.

<sup>1523</sup> Ebd., S. 405.

<sup>1524</sup> Dazu u. a. Hoffmann: Tragödie; Stratiewski: Sowjetische Kriegsgefangene; „Ich werde es nie vergessen“; Poljan: Deportiert nach Hause; Tolstoy: Die Verratenen von Jalta; Bethell: Auslieferung russischer Flüchtlinge; Wenzel: Kosaken.

*Zusammenfassung:*

Festzuhalten ist, dass „Volksdeutsche“ innerhalb der deutschen Einheiten Außenseiter blieben. Wenn sie Glück hatten, fanden sie Kameraden, wie Lützen, oder Vorgesetzte wie Heinze, die Verständnis für ihre schwierige Situation aufbrachten. Viele „Volksdeutsche“ sprachen kaum oder gar kein Deutsch, was ihre Randstellung noch verstärkte. Sie waren, wie die Elsässer, zwangsweise in die Wehrmacht einberufen worden und galten bei den deutschen Wehrmachtsangehörigen als wenig zuverlässig. Es gab vorgesetzte Offiziere, die sich um ein gutes Verhältnis zu diesen meist polnischen Soldaten bemühten und ihnen so das Leben erleichterten. Es war aber seitens der deutschen Führung verfehlt, von Volksdeutschen im Einsatz übermäßigen Kampfgeist zu erwarten.

Deutsche Soldaten waren bemüht, zu einer Verständigung mit diesen Kameraden zu kommen und ihnen den Kontakt zur Heimat mittels in deutscher Sprache geschriebener Briefe zu ermöglichen. Eine wirkliche Integration fand, auch aufgrund der sprachlichen Barriere, nicht statt, und ein gewisses Misstrauen auf deutscher Seite blieb.

In den Berichten über Angehörige der „Osttruppen“ klingt hingegen Respekt an: sie erwiesen sich im Einsatz als Kameraden, waren häufig gutwillig und bemühten sich darum, Deutsch zu lernen. Bei entsprechender Führung durch deutsche oder sowjetische Vorgesetzte, entwickelten sie Interesse und integrierten sich. Sie setzten sich auch im Kampf für deutsche Soldaten ein und erhielten Tapferkeitsauszeichnungen. Mannschaften und Offiziere der russischen Freiwilligen erhielten den gleichen Sold und die gleiche Verpflegung.<sup>1525</sup> In ihrer Freizeit kam es jedoch immer wieder zu Schwierigkeiten zwischen den so genannten Osttruppen und der französischen Zivilbevölkerung, vor allem in puncto Alkohol.

Das Beispiel Heinze zeigt, dass, je besser die Osttruppen geführt wurden, desto gutwilliger und motivierter waren sie, und damit stieg ihre Bereitschaft, sich in den Dienst der deutschen Truppen zu stellen und Leistungen zu zeigen. Dennoch ist es verständlich, dass sie, besonders nach der Landung der Alliierten im Westen, den Kampf eher einstellten als die Deutschen, zumal Engländer und Amerikaner nicht ihre Gegner waren. Sie hatten ursprünglich gegen Stalin kämpfen wollen, waren aber von der deutschen Führung nicht ihren Vorstellungen entsprechend eingesetzt worden.

Es gab höhere deutsche Offiziere, die nicht nur von der Leistung der Ostbataillone angetan waren, sondern auch deren Kultur schätzten. Sie wurden als „russifiziert“ belächelt, wie etwa General Helmuth von Pannwitz, der sich in kürzester Zeit mit allen

---

<sup>1525</sup> Fröhlich: General Wlassow, S. 168.

Kosakentraditionen vertraut gemacht, eine Art Kosaken-Russisch erlernt hatte und, wie zuvor angedeutet, vorwiegend Donkosakenuniform trug.<sup>1526</sup> Andererseits blieb eine Reihe deutscher Vorgesetzter immer misstrauisch gegenüber der Zuverlässigkeit und Mentalität der kriegsgefangenen Rotarmisten. Das hing damit zusammen, dass, wie besonders Arp erlebte, die „Freiwilligen“ in vielerlei Hinsicht andere Gewohnheiten im Umgang mit Mensch und Tier, aber auch in der Beschaffung und im Konsum hochprozentiger Getränke mitbrachten, die den Deutschen in dieser Ausprägung fremd und suspekt waren.

Im Westen, das zeigen die Berichte der Zeitzeugen, wurde manchen sowjetischen Soldaten, bis zur Landung der Alliierten und auch darüber hinaus, eine humanere Behandlung zuteil als sie dies zuvor von Offizieren der Roten Armee oder auch als Kriegsgefangene der Deutschen gewohnt gewesen waren. Das von der NS-Propaganda in vielen Jahren aufgebaute Feindbild gegenüber den Rotarmisten schien bei Wehrmachtsangehörigen in Frankreich und Belgien im Zusammenleben mit den fremdländischen Truppen vielerorts zu verschwinden. Bei Aussichtslosigkeit im Kampf, schlechter bis fehlender Bewaffnung und Aufsichgestelltsein, ergaben sich die Osttruppen allerdings schnell den Westalliierten, wenn die Möglichkeit dazu bestand. Dabei gilt es zu bedenken, dass die „Freiwilligen-Bataillone“ ursprünglich innerhalb einer „Russischen Befreiungsarmee“ im Osten, an der Seite der Wehrmacht, gegen Stalin, und nicht im Westen gegen die Alliierten kämpfen wollten. Die, angesichts der Übermacht im Westen, hoffnungslose deutsche militärische Lage trug daher zur schnellen Waffenniederlegung bei den Osttruppen bei.

Der in deutsche Kriegsgefangenschaft geratene General Vlasov hatte sich sowohl bei den kriegsgefangenen Rotarmisten, die sich in der Russischen Befreiungsarmee organisierten, bei einer großen Zahl der noch gegen die Deutschen kämpfenden Soldaten der Roten Armee, die er zum Überlaufen aufforderte, bei der sowjetischen Bevölkerung in den deutsch besetzten Gebieten, vor der er mehrfach gesprochen hatte<sup>1527</sup> als auch bei einer ganzen Reihe deutscher Offiziere großen Respekt erworben. Es gab deutsch besetzte Gebiete im Osten, in denen die Partisanentätigkeit nach dem Auftreten und einer Rede Vlasovs völlig zum Erliegen gekommen war<sup>1528</sup>. Es hieß, das „Wlassowprogramm“ komme „den Wünschen des russischen Volkes entgegen“<sup>1529</sup>, so dass eine große Resonanz bei weiterer Verbreitung zu erwarten war. Vlasovs Aufrufe blieben nicht ohne Einfluss auf den Stimmungsverfall einiger eingeschlossener sowjetischer Truppen der Voronezfront und der Südwestfront. Die

<sup>1526</sup> Ebd., S. 161.

<sup>1527</sup> Hoffmann: Wlassow-Armee S. 331.

<sup>1528</sup> Ebd.

<sup>1529</sup> Ebd., S. 332.

sowjetische Führung reagierte daher mit zielgerichteter Propaganda gegen Vlasov. Letzten Endes wurde Vlasov erst Ende 1944 von deutscher Seite her offiziell die Bildung einer ROA (Russischen Befreiungsarmee) gestattet. Diese kam jedoch zu spät, um, angesichts der sich abzeichnenden endgültigen Niederlage Deutschlands, militärisch noch etwas bewirken zu können. Es gilt die allgemeine Auffassung, dass Vlasov von Hitler nur als Propagandafigur benutzt worden ist.<sup>1530</sup> Vlasov und andere sowjetische Generäle in deutscher Gefangenschaft begegneten deutschen Frontgeneralen in militärischen Angelegenheiten, auch den Einsatz der Ostbataille betreffend, jedoch auf gleichem Niveau und waren als hoch qualifizierte Generalstäbler in der Lage, das Bild vom angeblich russischen „Untermenschen“ zu entkräften<sup>1531</sup>.

Nach den Kämpfen in Frankreich wurden einige noch intakte Freiwilligen-Einheiten 1944/45 in der Ardennenoffensive eingesetzt. Diejenigen, die nicht zu den Amerikanern übergelaufen oder bei diesen in Gefangenschaft geraten waren, kamen zur weiteren Verwendung in die neu aufgestellte Russische Befreiungsarmee (ROA).

Das traurige Los, das die von Engländern und Amerikanern an die Sowjetunion ausgelieferten kriegsgefangenen Rotarmisten sowie auch General Vlasov erwartete, ist den meisten für diese Arbeit Befragten in Erinnerung geblieben. Gerade weil sie die Angehörigen der Osttruppen in den Kämpfen im Westen vielfach als Kameraden erlebt hatten, verurteilten sie die Vorgehensweise der Westalliierten auf das Schärfste. Diese waren sich offenbar nicht darüber im Klaren, dass eine bloße Kriegsgefangenschaft aus Sicht der sowjetischen Führung bereits als Desertion und Verrat an der Sowjetmacht gewertet und mit dem Tod bestraft wurde. Auch verkannten sie die Einstellung vieler „Freiwilliger“, die gegen Stalin kämpfen wollten, nun aber zum Dienst an der Waffe bei den Deutschen „gezwungen“ worden waren. Erst im September 1955 verkündete das Präsidium des Obersten Sowjets eine Amnestie für alle Sowjetbürger, „die sich zwischen 1941 – und 1945 hatten gefangen nehmen lassen oder die freiwillig in den Dienst der bewaffneten Kräfte auf deutscher Seite getreten waren“<sup>1532</sup>.

---

<sup>1530</sup> Fröhlich: Wlassow, S. 176.

<sup>1531</sup> Ebd.

<sup>1532</sup> Hoffmann: Wlassow-Armee, S. 362.

*„Da die Beweise der patriotischen Gesinnung und der Ablehnung des Besatzungsregimes auch (oft sogar nur) in eher dezenten Alltagsgesten wie der sprichwörtlichen ‚kalten Schulter‘ bestanden, konnte praktisch jeder mit einer Begebenheit aus der Besatzungszeit aufwarten, bei der er (oder sie) sich widerständig verhalten hatte. Aber wo bereits ein verweigerter Gruß oder ein paar entwendete Kartoffeln zum Beweis des praktizierten Widerstands werden, zerfasert der Begriff zur völligen Bedeutungslosigkeit.“<sup>1533</sup>*

#### 4.4 Aktivitäten der Résistance am und nach dem 6. Juni 1944

Wollte man den Ausführungen von Franzosen, Belgiern, Norwegern und anderen Zivilisten in den deutsch-besetzten Ländern nach dem Krieg Glauben schenken, war jeder von ihnen im Krieg ein Patriot gewesen, der, wenn überhaupt, nur aus Kalkül Loyalität den Deutschen gegenüber heuchelte, in Wirklichkeit jedoch sein Land in jeder Sekunde mit mehr oder weniger Widerstand gegen die Deutschen verteidigte. Drolshagen stellt dazu fest, dass es „während des Krieges jedenfalls ... nicht immer offenkundig [war], dass ‚jeder ein Patriot gewesen war‘“.<sup>1534</sup> Dafür spricht auch, dass die Gestapo in ihrem Pariser Hauptquartier in der Avenue Foch „jeden Morgen einen übervollen Kasten mit anonymen Briefen, in denen Franzosen einander der Schwarzmarktschieberei oder der Zugehörigkeit zur Résistance beschuldigten.“<sup>1535</sup> Und auch auf den deutsch-besetzten, zu England gehörenden Kanalinseln berichteten ehemalige Postangestellte nach dem Krieg, „sie hätten Hunderte von Briefen an die Feldkommandantur zurückgehalten, in denen Inselbewohner ihre Landsleute bezichtigten, ein illegales Radio zu besitzen, verbotene Lebensmittel zu horten und so weiter.“<sup>1536</sup>

Welche Rolle und welchen Anteil die französische Widerstandsbewegung an der Befreiung Frankreichs hat, wird in Literatur und Quellen unterschiedlich eingeschätzt. In den Originaldokumenten des LXXXIV. Armeekorps heißt es dazu: „Weder vor noch während der Kämpfe sind im Korps-Bereich Sabotagefälle bekannt geworden.“<sup>1537</sup> Aus dem Süden des Landes, im Bereich der deutschen Heeresgruppe D, wurde am 13.6.1944 jedoch gemeldet: „Stark angestiegene Sabotagetätigkeit.“<sup>1538</sup> Zu den Vorkommnissen in Südfrankreich findet sich in dem Kriegstagebuch der Heeresgruppe D

<sup>1533</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 250.

<sup>1534</sup> Ebd., S. 212f.

<sup>1535</sup> Ebd., S. 213.

<sup>1536</sup> Ebd. und Bunting: The Model Occupation, 140.

<sup>1537</sup> Oberstleutnant v. Criegern: Kämpfe LXXXIV. A.K. in der Normandie bis 17.6.1944, S. 3.

<sup>1538</sup> KTB/HGr. D-Ob.West, Bd. I: 5.6. – 30.6.44, Bl. 46.

bereits am 10.6.44 der Eintrag: „Außerordentlich starke Bandentätigkeit und eigene Gegenmaßnahmen.“<sup>1539</sup> Ende Juli 1944 war eine deutliche Steigerung der Résistance-Aktivitäten zu erkennen: „Anhaltende, schwere Sabotagen und zunehmende Einzelaktionen der Terroristen.“<sup>1540</sup> Ähnlich wird diese Progression auch in Zeugenaussagen aus der Normandie dargestellt. Allerdings begannen die Aktionen der normannischen Résistance in der Tat sehr verhalten. Ein „phénomène de masse“ stellte die französische Widerstandsbewegung nirgendwo in Frankreich dar, schon gar nicht im Calvados, da die Bewohner hier von jeher „une prévention certaine vis-à-vis des révoltes et des insurrections“<sup>1541</sup>, also eine gewisse Zurückhaltung gegen jede Form der Auflehnung zeigten. Außerdem war die Präsenz der Wehrmacht in dieser Gegend Frankreichs, und damit das Risiko für die Widerstandskämpfer, außerordentlich hoch. Die Aufgaben der Widerstandskämpfer im Westen unterschieden sich von der Partisanenbewegung im Osten. Im Westen sollten die einzelnen Résistanceteams den Alliierten vor der Invasion Informationen über deutsche Truppenbewegungen übermitteln, das Transport- und Versorgungssystem mit Störaktionen belegen, Täuschungsmanöver der Alliierten unterstützen und so den Widerstandswillen der französischen Bevölkerung stärken. Während und nach der Landung der Alliierten bestand die Hauptaufgabe des französischen Widerstands darin, die Besatzer daran zu hindern, der Normandiefront schnell bewegliche Kräfte zuzuführen<sup>1542</sup>.

Dank der alliierten Luftüberlegenheit war es gelungen, die französische Widerstandsbewegung von Flugzeugen aus immer reichlicher mit Waffen, Sprengstoff, Funkgeräten und anderen Ausrüstungsgegenständen zu versorgen.<sup>1543</sup> Angehörige der aufgelösten „Waffenstillstandsarmee“ bildeten ein bedeutendes Reservoir für die Rekrutierung neuer Résistance-Mitglieder. Wie viele andere Arbeitspflichtige im Zuge der von Sauckel initiierten STO<sup>1544</sup>, waren sie ständig bedroht, nach Deutschland deportiert zu werden und zogen es vor, in den Untergrund zu gehen und sich der französischen Widerstandsbewegung anzuschließen<sup>1545</sup>.

Zunächst konzentrierten sich die Aktivitäten der Résistance in der Tat darauf, den deutschen Nachschub zu behindern. Minen und Nagelketten wurden auf den Vormarschstraßen ausgelegt und Bäume gefällt. Zwei deutsche Konvois blieben so

---

<sup>1539</sup> Ebd., Bl. 35.

<sup>1540</sup> KTB/HGr.D-Ob.West, Bd. II: 1.7. – 31.7.44, Bl. 196.

<sup>1541</sup> Quellen: Calvados, S. 156. Von Quellen anhand von Zeitzeugenaussagen und Dokumenten geschätzte Zahl der aktiven Widerstandskämpfer im Calvados: 2.000 Personen (bei 400.000 Einwohnern).

<sup>1542</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 526.

<sup>1543</sup> Ebd., S. 490.

<sup>1544</sup> STO – Service du Travail obligatoire.

<sup>1545</sup> Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 147 – 152; Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 331; Luther: Widerstand, S. 47; DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung), S. 490.

am 7. Juni in der Normandie stecken und gelangten erst Tage später an die Front.<sup>1546</sup> Andere Bewohner des Calvados verrieten den Amerikanern deutsche Stellungen. Dies berichtet, außer Quellien, auch der Zeitzeuge Golder, der einen Franzosen seelenruhig mit seinem Fahrrad an den Deutschen vorbei in Richtung amerikanische Truppen fahren sah. Da er ihn aber nicht von hinten erschießen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig als den Mann ziehen zu lassen. Andere Franzosen verschafften den Amerikanern Zugang zu Gebäuden<sup>1547</sup> oder zerschnitten Telefonleitungen.<sup>1548</sup> Aber auch direkte Aktionen gegen einzelne deutsche Soldaten gab es, so Gockel:

„Eine Tagesreise vor Paris wurde ein uns begleitender Sanitätsoffizier in einem Waldgelände, in dem wir tagsüber vor feindlichen Tieffliegern Schutz gesucht hatten, von Mitgliedern der Résistance angeschossen.“<sup>1549</sup>

Die Waffenausstattung der Widerstandskämpfer reichte jedoch oft nicht aus, um einen ganzen Konvoi anzugreifen. Sie konzentrierten sich daher auf Einzelaktionen.<sup>1550</sup> Auch die Deutschen gingen bei der Verfolgung von Résistanceangehörigen in Einzelaktionen vor. Neben Straßenkontrollen gab es Wehrmachtseinheiten, die bei entsprechenden Verdachtsmomenten ein gesamtes französisches Dorf ins Visier nahmen, wie ein Soldat drei Tage nach der alliierten Landung nach Hause schrieb:

<sup>1546</sup> Quellien: Normandie, S. 137.

<sup>1547</sup> Herr Gockel berichtete von einem Franzosen, der am 6.6.1944 mit ihm und anderen Deutschen auf einen Lkw gebracht worden war, weil er den Amerikanern die Kirche von Colleville geöffnet hatte, von wo aus diese eine gute Ausgangsbasis für weitere Gefechte hatten. Dem Franzosen gelang jedoch später die Flucht, und sich auf diese Weise Schlimmerem (der Auslieferung an die Feldgendarmarie) zu entziehen.

<sup>1548</sup> Bei der im Gefecht häufig angeordneten Funkstille war dies fatal, denn die Telefonleitungen boten dann die einzige Möglichkeit der Kommunikation untereinander. Im Falle der Zerstörung der Leitungen mussten Kradmelder ausgeschickt werden, die wiederum ein leichtes Ziel für Luftangriffe oder Attentate boten. Carell: Sie kommen, S. 46, 68.

<sup>1549</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 100.

<sup>1550</sup> Dass aber auch diese effektiv sein konnten, zeigte sich in Südfrankreich. Die 2. SS-Pz.Div. «Das Reich» kam, aufgrund von Sabotageakten der *maquis* nur sehr langsam gen Norden voran. Außerdem waren 50 deutsche Soldaten in Tulle, die zu einer dort eingeschlossenen Garnison gehörten, von Bandenmitgliedern getötet worden. Jäckel: Frankreich, S. 325, schreibt dazu, dass die Wehrmachtsangehörigen angeblich sogar mit eingeschlagenem Schädel, ausgestochenen Augen sowie Anzeichen weiterer Ausschreitungen gefunden worden seien, Grausamkeiten die ansonsten nur von der Ostfront berichtet wurden. Über noch lebende deutsche Soldaten sollen die Aufständischen mit schweren Lastwagen hinweg gefahren sein. Weitere 62 deutsche Soldaten, darunter Sanitäter und Eisenbahner, sollen von französischen Maquisards am 9. Juni erschossen worden sein. Fischer: Der deutsche Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1708f. Auch Luther: Französischer Widerstand sowie Dahms: Geschichte des Zweiten Weltkrieges, erwähnen dieses Vorkommnis. Tatsache ist, dass die Soldaten der Pz.Div. „Das Reich“ sich dafür an den Bewohnern zweier franz. Dörfer rächten. In Tulle selbst forderte die Repressalie am 10.6.44 99 zivile Opfer. Luther, S. 248f. Jäckel, S. 325, berichtet von 120 Résistancekämpfern, die von Angehörigen der SS-Pz.Div. am 9. Juni „an Balkonen und Laternenpfählen der Hauptstraße von Tulle erhängt [worden seien].“ Alle Einwohner kamen bei dem Massaker in Oradour-sur-Glane um (627 Personen, ebenfalls am 10.6.44). Limagne: Éphémérides de quatre années tragiques, S. 2053 – 2056; Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 270. Ob es noch weitere Übergriffe dieser Art gab, ist nicht belegt.

„Vergangene Nacht wurden wir um 12 Uhr rausgeschmissen, dann gings per Fahrrad ca. 15 km weit und wir umstellten ein französisches Dorf, wo es viele Terroristen hat. Gleich der erste lief mir in die Finger, er gab mir seine Papiere und als ich seine Taschen kontrollierte, hatte er drei Pistolen mit Munition drin. Das sind die Herren Franzosen.“<sup>1551</sup>

Solche „Herren Franzosen“, die bei einer Straßenkontrolle oder, wie in diesem Fall, bei der Umstellung eines ganzen Ortes im Besitz einer Waffe waren, wurden zunächst von den Deutschen abgeführt, von der Gestapo verhört und dann inhaftiert oder sofort erschossen. Obgleich die deutsche „Kriegführung in Ost und West in dieser Frage keine wesentlichen Unterschiede“<sup>1552</sup> machte und es an beiden Kriegsschauplätzen hieß: „Kämpfer erschießen, Landstreicher inhaftieren, unbedingt!“, eine Vorgehensweise, die nach den „Russlanderfahrungen“ nach Meinung des Abwehroffiziers (Ic) der Heeresgruppe D, Oberstleutnant Meyer-Detering, auch für den Westen im Sommer 1944 als zwingend geboten galt,<sup>1553</sup> verfuhr deutsche Soldaten „bei der Rechtfertigung der harten Behandlung durch die Wehrmacht ... unterschiedlich.“<sup>1554</sup> Während sie im Westen

„ihr Verhalten als erklärungsbedürftige Reaktion auf irreguläres Verhalten feindlicher Kämpfer dar[stellten], ohne diese charakterlich zu diffamieren, [galt] dasselbe Verhalten im Osten mit großer Selbstverständlichkeit als angemessen ..., gegenüber einem Feind, der prinzipiell als hinterhältig galt.“<sup>1555</sup>

Das Reaktionsmuster deutscher Soldaten gegenüber „tatsächlichen oder vermeintlichen Freischärleraktivitäten, ähnelte sich entgegen den verschiedenen Interpretationsmustern in Ost und West verblüffend.“<sup>1556</sup> Im Falle der Kriegsgefangenen verhielt sich dies genau umgekehrt. Hier „hatte die Gemeinsamkeit in der rassistischen Diffamierung [bestanden, und] der Unterschied auf der Ebene der Behandlung; bei den Partisanen empfanden die Soldaten unterschiedlich, aber sie reagierten in vergleichbarer Weise.“<sup>1557</sup>

Dass die Widerstandsbewegung in der Bretagne offensiver auftrat als in anderen Regionen Nordfrankreichs, wurde bereits in Abschn. 2.7 erwähnt. Nach der Landung nahmen Sabotageakte in diesem Gebiet rapide zu,<sup>1558</sup> wie Thomsen anhand eines

<sup>1551</sup> FpBf Erwin J., 9.6.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 285.

<sup>1552</sup> Jasper: Zweierlei, S. 285.

<sup>1553</sup> BA-MA RH 19 – IV/134, zit. n. ebd.

<sup>1554</sup> Ebd.

<sup>1555</sup> Ebd.

<sup>1556</sup> Ebd.

<sup>1557</sup> Ebd., S. 285f.

<sup>1558</sup> Diese neue Entwicklung wurde durch den Absprung „frei französischer Fallschirmspringer“ in der Bretagne noch begünstigt und gab den dortigen Résistancekämpfern Rückhalt. KTB/WFSt, Bd. 4/I, S. 317. In der Bretagne befanden sich die Reserven der deutschen 7. Armee, die bald zur Normandie-Front gerufen werden würden. Die US-Truppen würden ferner die bretonischen Häfen benötigen. Dies waren zwei Gründe mehr für die dortigen Untergrundkämpfer, ihre Aktionen gegen die Deutschen zu intensivieren. Ouest-France: 1944 – l'été de la liberté (Sonderausgabe Ouest-France, April 1994), S. 21.

Erlebnisses verdeutlichte. Er befand sich etwa Mitte Juni 1944 in einem Fahrzeug sitzend auf dem Weg vom bretonischen St. Brieuc in die Normandie. Über den beschwerlichen Marsch nach Norden berichtete der Befragte:

„Unterwegs, ich weiß nicht, ob das Mitte Juni gewesen ist, na jedenfalls, wir wurden dann in Marsch gesetzt, und dann waren die Widerstandskämpfer auf die Sekunde [im Einsatz]. ... Da hatten wir auch die Jabos, die Flieger, ... und wir hatten ja gar nichts dagegenzusetzen. Und dann mussten wir jedes Fahrzeug des Konvois, da musste ein Mann stehend, ( ) über 'ne Plane... schaute immer auf Jabos.<sup>1559</sup> Und da hat man dann, die Widerstandskämpfer, als sie das dann gemerkt hatten, Drähte von Baum zu Baum gespannt und weg! ... Ja, in unserem Konvoi [kostete das] zwei Leute [das Leben]. ... Aber die nächste Stadt, die fast am Wasser lag, St. Brieuc, dadrüber wurde weg geschossen. Wir sind drum rum gefahren, wir wollten in der Stadt Überfälle vermeiden. Da sind Sie ja doch ziemlich in der Falle. Die [Alliierten] wollten offenbar verhindern, dass sich herausstellte, dass in der Bretagne offensichtlich keine Landung stattfinden würde. Das haben wir umfahren.“

Angloamerikaner bombardierten auch Orte und Landverbindungen in der Bretagne. Die massiven Luftangriffe wurden einerseits durchgeführt, um die deutschen Transporte von dort in die Normandie zu behindern und zu verlangsamen. Andererseits sollte die deutsche Führung in dem Glauben verharren, dass auch in der Bretagne mit einer weiteren alliierten Landung zu rechnen war. In der Tat wurden deutsche Kräfte daher für diesen Fall dort belassen und so der Normandiefrent vorenthalten. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet diejenigen, die Ausschau nach Jagdbombern halten und die eigene Einheit im Falle gegnerischer Anflüge warnen sollten, nicht durch einen Fliegerangriff, sondern durch die Résistance, mit der offenbar nicht in dieser Form gerechnet wurde, ums Leben kamen.

Thomsen berichtet vergleichsweise emotionslos von den schrecklichen Erlebnissen während des Vormarsches an die Normandiefrent. Dies kann damit zusammen hängen, dass die Ereignisse zum Zeitpunkt des Interviews lange zurücklagen und im Rückblick deshalb eher nüchtern berichtet werden konnten.

In den Nachbarkompanien, so erzählte Herr Thomsen weiter, habe es ebenfalls „Fliegerbeobachter“ gegeben, die, als sie in ihren Fahrzeugen nach Jagdbombern Ausschau hielten, durch Drähte, die von der Résistance über die Straße gespannt worden waren, regelrecht enthauptet worden seien.<sup>1560</sup>

Eine moralische Bewertung solcher Aktionen soll hier nicht vorgenommen werden. Tatsache ist, dass auch mancher Franzose die Methoden der Widerstandsbewegung ablehnte, zumal diese auch die eigene Bevölkerung in den betroffenen Gebieten, aufgrund ihrer permanenten Versorgungsschwierigkeiten, besonders im Jahre 1944, teilweise belästigten oder bedrohten und die Herausgabe von Lebensmitteln verlang-

<sup>1559</sup> Vgl. Großmann: Granatsplitter, S. 95: „Kein Fahrzeug kann ohne Luftbeobachter mehr sein. Wir nahmen vorn auf der Kühlerhaube Platz, einer links, der andere rechts und suchten den Himmel ab.“

<sup>1560</sup> Dazu auch Quellen: Normandie, S. 137; Fischer: Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1692.

ten.<sup>1561</sup> Andere Franzosen, besonders ehemalige Teilnehmer des Ersten Weltkriegs, waren der Meinung, dass der Krieg an der Front entschieden werde und jeder zivile Widerstand abzulehnen sei.

Der französische Staatschef Pétain hatte die französische Zivilbevölkerung am 26. Mai 1944 mit den Worten: „Aucun Français doit se mêler à ce conflit“, dazu aufgerufen, sich aus den bevorstehenden Kampfhandlungen herauszuhalten.<sup>1562</sup> Es stellt sich die Frage, ob die meisten Franzosen diesen Aufruf beachteten. Außerdem ist zu fragen, welche Auswirkungen das Eingreifen der Résistance am und nach dem 6. Juni auf den Kampf um die Normandie hatte.

Auf dem Rückzug der Wehrmacht aus Frankreich gab es vielfach Gräueltaten gegen deutsche Soldaten, wie Kowalski berichtete:

„... Und ich werde nie diesen Anblick vergessen, als wir durch die Argonnen fuhren, da hatte die Résistance deutsche Fahrer überfallen und bestialisch ermordet. Diese Bilder, ... ja, habe ich [gesehen]. Ich war froh, als ich da wieder raus war.“

Ob hier zuvor Vergeltungsmaßnahmen gegen französische Zivilisten durchgeführt worden waren, und die Truppe überhaupt die zeitlichen Möglichkeiten dazu hatte, ließ der Befragte offen. Spürbar wird aus den kurzen Ausführungen: „Ich war froh, als ich da wieder raus war,“ dass er sich offenbar bemühte, so schnell wie möglich der „Gefahrenzone“ zu entkommen, um nicht selbst Opfer eines solchen Angriffs zu werden.

Berichtet wurde auch von anderen Befragten, dass diese erst *nach* der Landung der Alliierten in Frankreich ständig eine Waffe mit sich führten und Offiziere, die zudem eine Pistole besitzen durften, sich eine solche Waffe erst nach dem 6. Juni 1944 zulegten, um sich sicherer zu fühlen.<sup>1563</sup> Begründet wird dies von einem Soldaten der Marineflak, Jgg. 1922, der in der Nähe von St. Nazaire eingesetzt war, so:

„Ich erwarb nach der Landung der Alliierten eine Pistole, da sich die Einstellung der Franzosen uns gegenüber wesentlich von der Haltung vor dem 6. Juni 1944 zu unterscheiden begann. Vor dieser Zeit wäre eine solche Vorsichtsmaßnahme in unserem Besatzungsraum meines Erachtens nicht notwendig gewesen.“<sup>1564</sup>

Gefragt nach Überfällen der Résistance erzählte Christian Ritter im Gespräch:

„Da vorne an der Front habe ich das nicht erlebt, [aber] auf dem Rückmarsch. Nicht, da lag auf den Straßen immer so was Ähnliches wie Pferdemit, und das waren dann kleine minenartige Dinge, die dann das Fahrzeug, die Reifen kaputt machten. Ja, das war ganz konsequent, die Schilder, die Straßenschilder verstellte, dass man sich nicht orientieren konnte. [Und] ja, man konnte also einen Kradmelder nicht losschicken, der wurde abgeschossen, ... von den Franzosen, ja.“

<sup>1561</sup> Luther: Widerstand, S. 88f.

<sup>1562</sup> Zit. in: Rousso: *Années Noires*, S. 104. Jedwede Sabotage oder allein der Sabotageverdacht konnte eine mörderische Vergeltung gegen Unschuldige zur Folge haben. Drolshagen: *Freundlicher Feind*, S. 62. Auch die Alliierten waren im Interesse aller mit Aufrufen zum Widerstand vorsichtig, da die Franzosen die Konsequenzen zu tragen gehabt hätten.

<sup>1563</sup> Tewes: *Besatzungszeit*, S. 215.

<sup>1564</sup> Ebd.

Von den Tetraederstiften, die auf der Straße lagen, hatte auch Hendrik Meyer, wie Ritter ebenfalls Angehöriger der Panzer-Lehr-Division, berichtet (Abschn. 4.2). Meyer ordnete dies allerdings der englischen Luftwaffe zu und glaubte, dass diese die Metallstifte abgeworfen hatten. Wer auch immer dafür verantwortlich zeichnete, hatte einen Anteil daran, dass sich die deutschen Transporte verlangsamten, weil sie immer wieder aufgehalten wurden, sei es durch Reifenpannen oder durch Fahrten in die falsche Richtung aufgrund verstellter Straßenschilder durch Angehörige der Résistance.<sup>1565</sup> Letzteres erwies sich als besonders fatal, wenn eine ganze Kolonne unterwegs war, wie Ritter weiter ausführte. Zunächst erklärte er, wie seine Batterie auf dem Marsch angeordnet war, und wie er sich in der Dunkelheit als stellvertretender Chef, der die Verantwortung für etwa 150 Mann einschließlich Fuhrpark innehatte, zurecht fand:

„Also wir, ich blieb mit der ganzen Batterie, weil mein Chef war ja wieder malaria-krank, wir sind dann immer so gefahren: vorne an der Spitze fuhr ich, und nur nachts; ich hatte das Kartenbrett auf'm Schoß und dann 'ne Taschenlampe. Und dann kamen sechs Fahrzeuge, und dann kam ein Lastwagen mit 20 Mann, die mit Karabinern schussfertig waren, [die] sofort abspringen konnten, wenn irgendetwas passierte, dann kamen wieder ein paar Fahrzeuge. Und dann kam wieder eine Mannschaftsgruppe, und zum Schluss war dann auch noch einer am Ende, mit Mannschaften versehen, damit die Leute sich wehren konnten. Nun war es ja, die Kolonne war ungefähr drei Kilometer lang, nun fahren Sie mal nachts, ohne Licht, bei verstellten Schildern und kommen Sie richtig an. Und Sie können mit der Kolonne praktisch nicht wenden, können nicht kehrt machen. Das war also wahnsinnig schwierig.“<sup>1566</sup>

Auch Verwundetentransporte waren für die Betroffenen aufgrund von Luft- und Résistanceangriffen nicht ungefährlich, besonders, wenn die Soldaten nicht in Sanitätskraftwagen, sondern in Munitionslastwagen transportiert wurden, wie Gockel erlebte. Letztere wurden in der Regel nicht mit dem Roten Kreuz gekennzeichnet und konnten so leicht Ziel von Jabos werden:

„Ja, als Verwundeter bin ich zurück nach Paris auf die Krankensammelstelle, 'n paar Tage. ... [Warum nach Paris], das weiß ich nicht. Das lag ... wir sind über Le Mans und dann über ( ) Front, zurückgeschafft worden, das war irgendwie 'ne Hauptverbindungsstrecke dahin. Und in Paris war in der École Militaire eine Krankensammelstelle. Und andere von uns sind nach Le Mans hingekommen, je nachdem, auf welchem LKW man gerade war. Wir sind am 1. Tag bis Vire mit einem Sanka-Wagen, und von da aus mit einem Munitions-LKW, ja, zurück, da lagen wir dann drauf, von Vire bis Paris. Da sind wir dann aber nur nachts gefahren. ... Wir haben wohl dann mal in der Nähe von Chartres, eine Tagesreise vor Paris oder 'ne Nachtreise, wie man's nimmt, tagsüber in einem Waldgelände gelegen, und da sind wir so 'n bisschen mal umhergelaufen, um die Beine zu vertreten und der Begleitoffizier war 'n Leutnant, und der kam auch mal angerannt

<sup>1565</sup> Dies wird bereits von deutschen Soldaten aus dem Jahre 1940 während des Westfeldzuges berichtet, als die Franzosen „sämtliche Wegweiser umgerissen [hatten], um der feindlichen Armee auf ihrem Vormarsch die Orientierung zu erschweren.“ Briefzitat eines Wehrmichtsangehörigen in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 31.

<sup>1566</sup> Carell: Sie kommen, S. 268, erwähnt, dass die Panzer der 1. SS-Panzerdivision aufgrund eines abgeschossenen Jabos, im Rückwärtsgang aus einem Hohlweg fahren mussten, was mehrere Stunden in Anspruch nahm.

und schrie etwas von ‚Résistance, Résistance‘, und der war angeschossen worden, der hatte ’n Schuss durch ’n Arm.“

Solche Aktionen häuften sich, wie Beschreibungen ähnlicher Vorkommnisse bei Fischer belegen. Die Maquisards gingen bewaffnet gegen deutsche Soldaten vor<sup>1567</sup>, auch gegen Sanitäter, die mit weithin sichtbarer Rotkreuz-Fahne unterwegs waren, wie in mehreren Fällen (u. a. in der Bretagne und nahe Le Mans) geschehen<sup>1568</sup>. Andererseits gab es Fälle, in denen verwundete Résistancemitglieder von deutschen Einheiten wie Freischärler behandelt und erschossen wurden, so geschehen bei Le Puy am 15. Juni 1944 und im Vercors bei Grenoble am 27. Juli.<sup>1569</sup> Beide Seiten kämpften unerbittlich. Die meisten deutschen Lkws waren, wie erwähnt, nur nachts unterwegs, um die Gefahr von Luftangriffen zu minimieren. Verwundete mussten allerdings oft, aufgrund des knappen Transportraums, längere Zeit auf ihren Abtransport warten und wurden dann häufig behelfsmäßig auf Munitionsfahrzeugen in die nächstgelegenen Hospitäler transportiert. Die Krankenfahrzeuge waren nicht entbehrlich und wurden an der Front gebraucht. Die Munitions-Lkw konnten Verwundete nach Paris schaffen und auf dem Rückweg von dort Munition in den Kampfraum transportieren.<sup>1570</sup> So wurde der kostbare Transportraum optimal genutzt. Herr Dose berichtete, dass jedoch auch die Fahrt mit der Bahn nach dem 6. Juni ein schwieriges Unterfangen war:

„Wir waren denn da ja liegen geblieben, weil die Résistance Gleise in die Luft gesprengt hatte. Da haben die Franzosen dann ja erst mal sich natürlich auch nicht überschlagen mit der Arbeit, sondern sorgfältig... und absägen zwischen dem Baum (?). Und da haben sie denn das repariert, und denn konnten wir bis Dreux fahr’n, und in Dreux auf’m Bahnhof, haben wir denn zwei Tage ... gestanden. Erst hieß es, wir sollten weiterfahr’n, und dann hieß es: ‚Nein, wir können nicht weiterfahr’n, weil die Gleise kaputt sind. Nein, das geht also nicht, da liegen zerschossene Sachen ...‘ Uns wurde alles Mögliche erzählt.“

Anscheinend hatte die Widerstandsgruppe nicht nur die Gleise gesprengt, so dass der Zug auf halber Strecke zum Stehen gebracht wurde, sondern auch Bäume gefällt und diese quer über die Schienen gelegt. Die französischen Zivilisten hatten kein Interesse daran, den Deutschen übermäßig eifrig zu helfen, weder bei der Reparatur der Gleise noch bei der Entfernung der Bäume. Auch in Dreux taten sie alles, um den deutschen Rücktransport zu verlangsamen und aufzuhalten. So leisteten diejenigen, die die Gelegenheit dazu hatten, auch eine Art zivilen Widerstand, ohne einer Widerstandsgruppe anzugehören. Dies mag dem einen oder anderen eine Genugtuung in Bezug auf die Entbehrungen und Unannehmlichkeiten während der

---

<sup>1567</sup> Fischer: Sanitätsdienst Teil C, Bd. 3, S. 1705. Vgl. ebd., S. 1692, wonach sechs Soldaten eines Sicherungsbataillons am 6.9.1944 während einer Rast an der Maas von Widerstandskämpfern erschossen worden sind.

<sup>1568</sup> Ebd., S. 1712f.

<sup>1569</sup> Ebd., S. 1711f.

<sup>1570</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 555.

vierjährigen deutschen Besatzung verschafft haben.

Hendrik Meyer wies im Gespräch auch auf die zunächst zurückhaltend beginnenden Aktionen der Widerstandskämpfer am 6. Juni 1944 hin, die die deutsche Seite außerordentlich verwirrte:

„Man hatte eigentlich damit gerechnet, dass die Résistance, *maquis*, usw., dass die nun im Augenblick der Landung sehr aktiv wurden. Das war nicht der Fall. Die wurden erst aktiv, als wir... na, die Seine hinter uns hatten. ... Die Alliierten wollten alles vermeiden, Gegenmaßnahmen, Repressalien gegen die Zivilbevölkerung zu erheben, denn es war ja ganz klar, dass wir auch auf den *good will* der Zivilbevölkerung angewiesen waren.“

Der deutschen Führung war seit langem bekannt, dass die französischen Widerstandsorganisationen in engem Kontakt mit dem alliierten Hauptquartier in England standen. Von dort bezogen sie ihre Instruktionen sowie einen Großteil ihrer Waffen und Ausrüstung.<sup>1571</sup> Aus diesen Gründen hatte die deutsche Seite damit gerechnet, dass es zum Zeitpunkt einer alliierten Landung zu einer koordinierten Aktion kommen würde. Umso erstaunter waren der Ob.West, aber auch die Verantwortlichen in anderen Stäben, dass die Sabotageakte am 6. Juni im Länderraum nicht merklich anstiegen. Es bestärkte die Wehrmachtsführung im Westen in der Vermutung, „die Landung stelle vielleicht nur eine Täuschung dar, der der Hauptangriff an anderer Stelle noch folgen würde“.<sup>1572</sup> Der alliierte Generalstab hatte jedoch sehr wohl zu einer allgemeinen Erhebung in Frankreich aufgerufen. Allerdings waren die Möglichkeiten für die Widerständler im Bereich der Normandie sehr gering, in der Bretagne etwas größer und am größten in Südfrankreich, so Jäckel.<sup>1573</sup> In der Tat gab es in der Bretagne Aktionen, wie eingangs von Thomsen berichtet, bei denen mehrere seiner Kameraden durch über die Straße gespannte Drähte ums Leben kamen. Und auch Weiß, der ab 7. oder 8. Juni 1944 mit seiner Einheit auf dem Weg von der Bretagne in die Normandie war, erklärte: „Ja, [mit Résistance] das war alles... schlagartig ging das erst los, in dem Augenblick. Vorher war nich viel. Ja. So wie der [Amerikaner] ran war, denn ging et überall hoch.“

Französischen Historikern zufolge, war die Résistance in der Normandie bereits ab dem frühen Morgen des 6. Juni 1944 sehr aktiv.<sup>1574</sup> Für die deutschen Truppen waren deren Aktionen aber unter Umständen nicht sofort spürbar. Mühlig erinnerte sich, dass „alle Leitungen kaputt [waren], an der ganzen Straße ... und alle Telefonleitungen.“ Solche Zerstörungen am Strom- oder Fernsprechnetzen konnten allerdings auch aufgrund alliierter Luftangriffe vorkommen. Auch nahmen die Widerstandsgruppen

<sup>1571</sup> Jäckel: Frankreich, S. 321.

<sup>1572</sup> Ebd.

<sup>1573</sup> Ebd. In den südlichen Regionen des Landes ähnelten die Verhältnisse immer mehr denen der besetzten Gebiete Osteuropas. Vgl. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung), S. 493.

<sup>1574</sup> Durand: La France, S. 143.

alliierte Fallschirmjäger unmittelbar nach ihrer Landung in Empfang, um sie amerikanischen oder englischen Einheiten zuzuführen oder zunächst vor deutschen Truppen in Sicherheit zu bringen. Bei diesen Fallschirmjägern handelte es sich jedoch auch um britische, freifranzösische oder ehemalige belgische Offiziere und Soldaten, die am oder nach dem 6. Juni die Führung bestimmter Résistancegruppen übernahmen.<sup>1575</sup> Solche und andere Aktionen bewertete die deutsche Seite unter Umständen als nicht so gravierend, da sie für die Entscheidung der Kämpfe an sich zunächst nicht von Belang waren. Statt des Fernsprechers konnten aber nur bedingt Funkverbindungen aufrechterhalten werden, da der deutsche Funkverkehr von den Alliierten abgehört wurde. So entstand eventuell der Eindruck, dass die Untergrundkämpfer am 6. Juni und in den darauf folgenden Wochen nur durch kleinere Sabotageakte in Erscheinung getreten waren. In der Tat kamen offene Aktionen, in denen es zu Überfällen von Wehrmachtssoldaten und der Ermordung ganzer Truppenteile kam, wie im Osten geschehen, in der Normandie, wie zuvor ausgeführt, nur sehr vereinzelt vor.

Nachdem die Widerstandgruppen mit Beginn der Invasion mehr oder weniger aktiv in den Kampf eingegriffen haben, um den deutschen Truppen möglichst viel Schaden zuzufügen, war es jedoch auch zu einigen wenigen folgeschweren Zwischenfällen gekommen<sup>1576</sup>. Im Hinblick auf die von Meyer angesprochenen, zu befürchtenden Repressalien, ist das in diesem Abschnitt geschilderte Vorkommnis in der südfranzösischen Stadt Tulle das Schlimmste dieser Art. Die von deutscher Seite her in Tulle und in Oradour-sur-Glane verübten Vergeltungsmaßnahmen erlebte Frankreich in dieser Form zum ersten Mal. In den deutsch besetzten Gebieten Osteuropas waren sie bereits seit Jahren angewandt worden.

Es war die erklärte Absicht französischer Widerstandsorganisationen «à créer sur une très large partie du territoire français un climat permanent d'insécurité pour les troupes allemandes, [et] un sentiment d'hostilité généralisée à l'égard de celles-ci.»<sup>1577</sup>

Nach den Résistanceaktionen in Südfrankreich ergriff die deutsche Seite schärfste Gegenmaßnahmen, um Ruhe und Sicherheit wiederherzustellen, aber auch als warnendes Beispiel für die gesamte Bevölkerung. Wahrscheinlich hatte die alliierte Seite derartige Racheakte von Seiten deutscher Einheiten in der Normandie vermeiden wollen, wo die Truppenkonzentration der Wehrmacht um ein vielfaches höher und die Gefahr für die Résistance daher größer war als im übrigen Frankreich. Die deutschen Verantwortlichen griffen während der Kämpfe „zu radikalen, völkerrechtswidrigen Methoden.“<sup>1578</sup> Der Ob.West, Gfm. V. Rundstedt, befahl am 12. Juni 1944 die

---

<sup>1575</sup> Ose: Entscheidung, S. 117, Anm. 83.

<sup>1576</sup> Fischer: Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1708.

<sup>1577</sup> Durand: La France, S. 144.

<sup>1578</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 337.

Anwendung der „brutalsten Mittel zur Sicherung des Hinterlandes“<sup>1579</sup>. Es wurden für diese Aufgabe weitere Jagdkommandos zusammengestellt, die mit rücksichtsloser Härte im Hinterland gegen Widerstände vorgehen sollten. Die französische Zivilbevölkerung sollte – ohne Rücksicht auf die Gefährdung durch Luftminen – gezwungen werden, zerstörte Straßen zu reparieren.<sup>1580</sup> Der Abwehroffizier des Ob.West, Oberstleutnant Wilhelm Meyer-Detering, erklärte dieses Vorgehen nach den „Russlanderfahrungen“ als zwingend geboten. Die Kriegserfahrung aus Russland hatte die Einstellung der Deutschen für den Kampf im Hinterland derart geprägt, dass sie nun auf den Westen übertragen wurden.<sup>1581</sup> Allerdings hatte der Ob.West einen Vorschlag des Höheren SS- und Polizeiführers für Frankreich Oberg zur „Sicherung des rückwärtigen Gebiets“ abgelehnt, der vorsah, „die Juden in Paris kalt[zustellen.“<sup>1582</sup> Oberg wollte an Denkmuster und Erfahrungen aus dem Osten anknüpfen, vor allem an die Überzeugung, „Juden bildeten die Keimzellen der Partisanenbewegung.“<sup>1583</sup> Im Zuge des Unternehmens Barbarossa hatten Verantwortliche in der Wehrmacht „die Ausrottungspolitik gegenüber den Juden ... nicht nur gebilligt, sondern unterstützt,“<sup>1584</sup> so Jasper. Oberg scheiterte mit diesem Vorschlag. Im Osten hatte die Verknüpfung von Partisanenbekämpfung und Judenvernichtung weniger Skrupel ausgelöst und war „mit Verweis auf die Sicherheit der Truppe gebilligt oder unterstützt worden“<sup>1585</sup>; im Westen wurde sie als „undurchführbar abgelehnt.“<sup>1586</sup> Jasper stellt dazu fest:

„Auch im Osten hätten die militärischen Befehlshaber jede Aktion zur Tötung der Juden in ihrem Verantwortungsbereich mit dem Argument, durch die Aktion seien die militärischen Operationen gefährdet, verhindern können. Diese Option war in den Abmachungen über das Verhältnis von Wehrmacht und Einsatzgruppen im Osten ausdrücklich gegeben, aber die Generäle machten davon keinen Gebrauch.“<sup>1587</sup>

Lieb arbeitete heraus, „dass bei der Behandlung freifranzösischer Kämpfer durch die Wehrmacht nicht in erster Linie rechtliche Überlegungen, sondern die Frage, ob diese Kämpfer vor oder hinter der deutschen Front auftauchten, über ihre Behandlung

---

<sup>1579</sup> Zit. n. ebd.

<sup>1580</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 337; Lieb: Konventioneller Krieg, S. 148f.

<sup>1581</sup> Jasper: ebd.

<sup>1582</sup> Zit. n. einem Telefonat zwischen Oberg und Major Leo, in: ders.: Zweierlei, S. 286.

<sup>1583</sup> Ders.: Zweierlei, S. 286, auch Anm. 173.

<sup>1584</sup> Ebd.

<sup>1585</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 286, dort bes. Anm. 174, zit. n. Hürter: Militäropposition, S. 527 – 562, hier: S. 538: „Meistens unterstützten oder billigten die Offiziere das Vorgehen, allerdings nur so lange, wie sie in der Erschießung jüdischer Männer einen Beitrag zur Partisanenbekämpfung sehen konnten und nicht offensichtlich war, dass bei den meisten Aktionen die Partisanenbekämpfung nur ein Vorwand für systematischen Massenmord war.“ Zum Protest über den Massenmord auch an Frauen und Kindern vgl. Hürter: ebd., S. 548.

<sup>1586</sup> Jasper: Zweierlei, S. 286.

<sup>1587</sup> Ebd.

entschieden.<sup>1588</sup> Beispielsweise wurde „die Bedrohung durch Scharfschützen in Räumen, in denen diese Bedrohung theoretisch nicht auftauchen sollte, per se als Folge illegalen Kampfverhaltens bewertet.“<sup>1589</sup>

Am 13. Juni 1944 meldete der Ob.West zwar einen Anstieg der Sabotagen, „aber doch nicht in dem Ausmaß, mit dem gerechnet wurde.“<sup>1590</sup> Es ist jedoch hervorzuheben, dass überall dort, wo Schäden an Strom- und Telefonnetzen sowie Sabotagen an den Schienen, umgestürzte Bäume auf den Straßen, verstellte Wegweiser aufgetreten waren, nicht nur die Wehrmachtstransporte und die Kommunikation innerhalb deutscher Einheiten zum Erliegen kam. Es wurden auch deutsche Truppen zur Reparatur benötigt. Die Absicht der Résistance, „de fixer des troupes ennemies“<sup>1591</sup>, die dafür Personal abstellen mussten, wird offenkundig. So wurden nicht nur deutsche Einheiten dem Kampfraum vorenthalten, sondern auch – aus deutscher Sicht – kostbare Zeit für die Wiederherstellung der benötigten Infrastruktur, aber auch für gefahrene Umwege, die Suche nach den Schuldigen und die Bewachung der Anlagen vergeudet. Dennoch sind Historiker wie Eberhard Jäckel und Robert Paxton nicht der Ansicht, dass Résistance und Maquis einen kriegsentscheidenden Einfluss gehabt haben.<sup>1592</sup> Verglichen mit der Lage an der Invasionsfront erschienen die durch die Widerstandsgruppen hervorgerufenen Probleme zweitrangig.

Für die Franzosen selbst waren, so der Historiker Yves Durand, die Aktionen der Résistance vor, während und nach dem 6. Juni 1944 psychologisch von großer Bedeutung. Die Bevölkerung habe die Befreiung Frankreichs nicht nur den Alliierten überlassen, sondern mithilfe eigener kleinerer Aktionen, vor allem aber durch die Unterstützung der französischen Widerstandsbewegung aktiv daran teilgenommen.<sup>1593</sup>

#### *Zusammenfassung:*

Die Meinungen über die Bedeutung der Résistance für die Befreiung Frankreichs gehen auseinander. Gesichert ist, wie der französische Historiker Yves Durand es ausdrückt, folgender Tatbestand: « La Résistance ... fut d'abord un phénomène isolé, diffus ..., [mais a] fini par devenir, en 1944, une réaction nationale à l'occupation nazie ... . »<sup>1594</sup> Von den etwa 220.000 Résistance-Mitgliedern<sup>1595</sup> erlebte jedoch nur eine kleine Zahl die Befreiung Frankreichs im Sommer 1944 mit. Noch weniger Mitgliedern gelang es, aus Gefängnissen oder Konzentrationslagern zu entkommen oder daraus

<sup>1588</sup> Lieb: Konventioneller Krieg, S. 178f., zit. n. Jasper: Zweierlei, S. 284, Anm. 164.

<sup>1589</sup> Jasper: Zweierlei, S. 284.

<sup>1590</sup> Jäckel: Frankreich, S. 329.

<sup>1591</sup> Durand: la France, S. 143.

<sup>1592</sup> Jäckel: Frankreich, S. 329; Paxton: France de Vichy.

<sup>1593</sup> Durand: La France, S. 145.

<sup>1594</sup> Ebd., S. 102.

<sup>1595</sup> Diese Zahl findet sich bei Azéma: De Munich, S. 167.

befreit zu werden.<sup>1596</sup> Unvorsichtigkeiten, aber auch die Kollaboration festgenommener Résistance-Mitglieder mit den Deutschen hatten innerhalb der Widerstandsgruppen zu großen Verlusten geführt. Am und nach dem 6. Juni 1944 wurde die Résistance in Frankreich, besonders in der zunächst als Kampfgebiet betroffenen Normandie, zunächst einmal personell verstärkt, aber erst langsam aktiv. Von den Befragten wurden, bis auf wenige Ausnahmen, die Attentate der Widerstandsgruppen scharf verurteilt und als „hinterrücks“ und „feige“ gebrandmarkt. Diese Einstellung ist größtenteils noch heute bei ihnen vorhanden. Dass die Bildung eines zivilen Widerstands fast zwangsläufig aus einer längeren Besatzung folgt, die zudem – wie die deutsche – erhebliche Einschnitte für die Franzosen bedeutete (siehe 2.1 Besatzung), ist den meisten Befragten nicht bewusst. Nachvollziehbar ist, dass es deutsche Soldaten mit Unverständnis, Hilflosigkeit und Wut erfüllte, wenn ihre Kameraden Opfer eines Attentats wurden. Unverständlich bleibt jedoch, als Vergeltung Maßnahmen gut zu heißen, bei denen wiederum Unschuldige – französische Zivilisten –, die an Straftaten völlig unbeteiligt waren, willkürlich als Geiseln genommen wurden und zum Teil mit ihrem Leben dafür „bezahlen“ mussten.<sup>1597</sup>

Die französische Bevölkerung hielt sich während der Kämpfe bedingt an den Aufruf ihres Staatschefs Pétain. Je länger die Schlacht um die Normandie anhielt, desto mehr begannen die Zivilisten mit kleineren Aktionen, den Alliierten und den Widerstandsgruppen bei der Befreiung ihres Landes jedwede Unterstützung zuteil werden zu lassen, ohne der Résistance wirklich anzugehören.

In den besetzten Gebieten fielen nach dem 6. Juni 1944 vor allem die Zerstörung und Sabotage der Verkehrsverbindungen und –mittel ins Gewicht. Dies führte bei Truppenverlegungen aus den Niederlanden, Belgien und Nordfrankreich an die Normandiefront zu erheblichen Zeitverzögerungen (siehe dazu Abschn. 3., 3.1, 4., 4.1 und 4.9). Außerdem waren die Einheiten dadurch bereits vor Erreichen des Kampfraumes durch Ausfälle geschwächt. Hinzu kam, dass weitere, für die Bandenbekämpfung und Überwachung der Verkehrsverbindungen abgestellte deutsche Verbände dem Kampfgebiet verloren gingen.<sup>1598</sup>

Die zunächst verhaltenen Aktionen der Widerstandsbewegungen, besonders in der Normandie, führten allerdings dazu, dass die deutsche Seite in der Ansicht bestärkt wurde, eine zweite Landung stünde unmittelbar im Bereich Calais bevor. Dies hatte zur Folge, dass die dort stationierten kampfkraftigen Divisionen nicht in der Normandie

---

<sup>1596</sup> Ebd., S. 127.

<sup>1597</sup> Auf deutscher Seite galt, dass Franzosen „die Sicherheit der Truppe und den Respekt vor der deutschen Wehrmacht zu wahren“ hatten. Dabei wurde bei den Vergeltungsmaßnahmen in Kauf genommen, dass Unschuldige zu Schaden kamen. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 491.

<sup>1598</sup> Ose: Entscheidung, S. 117.

zum Einsatz kamen, und die Deutschen daher mit den wenigen im Invasionsraum vorhandenen Kräften auskommen mussten. So gesehen hat die vermeintliche Zurückhaltung der Résistance im Kampfgebiet auch diesen positiven Nebeneffekt gehabt.

Insgesamt gesehen erfüllte sich die Hoffnung der Résistanceanhänger auf ein wachsendes „politisches Gewicht Frankreichs im alliierten Lager durch eigene Beiträge zur Befreiung des Landes.“<sup>1599</sup> Zu diesem Erfolg trugen auch die innerhalb der alliierten Landungstruppen kämpfenden französischen Einheiten, die FFI, die überwiegend neutrale Haltung der französischen Bevölkerung und nicht zuletzt das von den Einheimischen gefeierte Auftreten General de Gaulles ab dem 7. Juni 1944 bei.

Festzuhalten bleibt aber auch, dass manche Französinen und Franzosen eine Art doppeltes Spiel betrieben: je augenscheinlicher es wurde, dass die Deutschen den Krieg verlieren würden, desto mehr waren sie auf einmal bestrebt, etwas für die Widerstandsbewegung zu tun, sei es, um selbst vor ihren Landsleuten nach dem Abzug der Wehrmacht als guter Patriot dazustehen, sei es, dass ihre Loyalität zu den Deutschen nur geheuchelt war, sie aber in Wirklichkeit „insgeheim Kontakte zur Widerstandsbewegung [unterhielten].“ So gab es „nicht nur Kollaborateure aus Opportunismus, es gab nun auch Widerstandskämpfer aus Opportunismus.“<sup>1600</sup> Mit dem Ende der deutschen Besatzung waren der Willkür und Selbstjustiz jedenfalls Tür und Tor geöffnet: „In jedem Land entschieden die Sieger, welches Verhalten sie als Kollaboration zu beurteilen gedachten.“<sup>1601</sup> Frauen, die im Dienste deutscher Wehrmachtstruppen gestanden hatten, sei es als Küchenhilfe, Kellnerin oder Putzfrau wurden dabei weniger nachsichtig behandelt als ihre Landsleute, die beispielsweise auf deutschen Baustellen als Arbeiter tätig gewesen waren.<sup>1602</sup> Noch schlimmer aber erging es den Frauen, die einen deutschen Geliebten gehabt hatten. Sie galten lange als Kollaborateurinnen und Landesverräterinnen.<sup>1603</sup> Festzustellen ist auch, dass die „Säuberungen“ „in den Städten meist gnadenloser als auf dem Land“ verliefen.<sup>1604</sup>

---

<sup>1599</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 490.

<sup>1600</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 212f. So, wie es in Frankreich nach dem Krieg plötzlich nur Patrioten gab, wurden in Deutschland bei der Entnazifizierung allenfalls Mitläufer ausfindig gemacht. Eine amerikanische Reporterin schrieb dazu im April 1945: „Niemand ist ein Nazi. Niemand ist je einer gewesen.“ Es begann eine Zeit „des Verschweigens, Vertuschens und Beschönigens“. Erst 1963 setzte mit dem Frankfurter Auschwitz-Prozess das „Ende des Schweigens“ ein. Ebd., S. 259.

<sup>1601</sup> Ebd., S. 251.

<sup>1602</sup> Ebd.

<sup>1603</sup> Ebd., S. 262.

<sup>1604</sup> Ebd., S. 267.

#### 4.5 Nachschubschwierigkeiten, Hunger und Entbehrungen nach dem 6.6.1944 im Westen – „Genug hat man da, wo viele fallen.“

Die Wehrmachtssoldaten in Frankreich befanden sich, wie ausgeführt, bereits vor dem 6. Juni 1944 im Hinblick auf die Verpflegung, aber auch auf die materielle Ausstattung im Soll, auch verschärft durch Bombardierungen von Straßen und Eisenbahnen.<sup>1605</sup> Nach der Landung der Alliierten und der permanenten Präsenz der angloamerikanischen Luftwaffe, die Straßen und deutscher Versorgungsfahrzeuge fast pausenlos bombardierten, verschärften sich diese Probleme. Außer Munition und Kolonnenraum<sup>1606</sup> mangelte es den Deutschen an Nahrungsmitteln. Diese konnten, wenn überhaupt, nur mit großen Schwierigkeiten zur kämpfenden Truppe gebracht werden. Herr Paulsen berichtet vom Einsatz der Fallschirmjäger: „Wir kriegten keinen Munitionsnachschub, ... wir kriegten keine Verpflegung.“ Das Problem bestand darin, dass die Versorgungsbasen des 6. FJRes, die Feldküchen und Trosse<sup>1607</sup> und auch die Munitionsausgabestellen hinter dem Überschwemmungsgebiet lagen, die Fallschirmjäger sich aber *darin* bzw. *davor* befanden.<sup>1608</sup> So blieb den meisten deutschen Soldaten nichts anderes übrig, als zu den Franzosen in die meist verlassenen Häuser zu gehen, um Nahrungsmittel zu besorgen, wie Paulsen es erlebte:

„Wir sind ja auch durch Ortschaften gekommen, da weiß ich auch nicht, da habe ich auch mal aus einem Haus ein Glas, was war das, Glas Gurken, oder sonst was [mitgenommen].“

Die Worte: „Man hatte ja Hunger,“ die Herr Paulsen im Interview erklärend hinzufügte, wirken fast wie eine nachträgliche Entschuldigung. Auch Herr Heinze erinnerte sich daran, dass die Soldaten seiner Batterie sich bei den Franzosen bedienten, da es an Nachschub fehlte.<sup>1609</sup> Herr Mühlig, der im Interview erklärte:

„[Hunger und Durst] haben wir überall im Krieg mal gehabt. In der Normandie kam die Feldküche nicht durch. Die kam nachts um zwölf. ... Nach der Landung war das.“

berichtete, dass dies kein Einzelfall gewesen sei, sondern seine Kameraden und er in Frankreich „mehr als einmal“ Hunger gelitten hätten, weil die Versorgung zusammengebrochen war: „Aber da ging man eben in ein normannisches Bauernhaus und fragt: ‚Habt Ihr was zu essen?‘ ... Ja, [und] die gaben [uns dann etwas].“ Dies bestätigte Ludwig, der zudem erläuterte, dass sich die Nahrungsmittelbeschaffung im Westen von der an der Ostfront unterschied:

---

<sup>1605</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 197.

<sup>1606</sup> Durch hohe Fahrzeugausfälle infolge alliierter Lufteinwirkung war Kolonnenraum knapp.

<sup>1607</sup> Tross: Verpflegungs- und Munitionswagen der Truppen.

<sup>1608</sup> Carell: Sie kommen, S. 140.

<sup>1609</sup> Dazu erklärte der Befragte Heinze, dass es tagelang keine Verpflegung gab und seine Soldaten sich selbst auf Bauernhöfen Lebensmittel „organisierten“. Es kam nach Aussage Heinzes vor, dass die Soldaten sich mit Milch von „ungemolkenen Kühen“ versorgten.

„In der Normandie musste man anders vorgehen [als in Russland]. Indem man wirklich hineinging, wenn man mal noch etwas privat Bewohntes fand, hineinging und sagte: ‚Mensch, ich kann nicht mehr. Ich hab so ’nen Hunger.‘ Gott sei Dank: Englisch kann ich nicht, aber Französisch (lacht). Ich war auf ’m Humanistischen.“

An der Ostfront wurden die Bewohner oft gar nicht erst gefragt, sondern Nahrungsmittel, wie etwa Gänse, zum großen Teil einfach beschlagnahmt (s. Abschn. 5.3). In Frankreich, so verdeutlichen Paulsens, Ludwigs und später auch Doses Berichte klopfen die Landser in der Regel zuweilen auch in der Kampfphase an die Türen der Zivilisten und baten um Essbares. Ludwigs späteren Ausführungen ist jedoch zu entnehmen, dass er nicht immer so höflich vorging, sondern bald dazu überging, Esswaren, Kleidung und Transportmittel bei Franzosen zu stehlen. Wie im Osten auch, wurde der „Fehlbedarf an Material und Verpflegung aus dem Lande“ gedeckt.<sup>1610</sup> Ludwig berichtete, dass seine Panzerdivision in der Normandie zunächst genug Verpflegung gehabt hätte. Dies habe sich aber geändert, „als wir nachher im Durcheinander waren...“ Da jedoch im Zuge der schweren Kämpfe auch große personelle Verluste zu beklagen waren, erklärte der Informant:

„Wissen Sie, genug hat man da, wo viele fallen. Da sind zwei Zentner Brote, die waren mal für fuffzig Mann gedacht, nich wahr? Und jetzt sind nur noch 25 da: ‚Nu‘ fressst mal ordentlich.‘ Es war auch so, selbst ich hab das so gemacht: Frisch Gefallenen hab ich in die Tasche gefasst.“

Bei Lebensmittelknappheit wurden nicht nur die Taschen der gefallenen Gegner nach Essbarem durchsucht, sondern auch die der toten Kameraden. Worauf sich das „selbst ich hab das so gemacht“ bezieht, wird nicht deutlich. Vielleicht meint der Befragte, der aus einem christlichen Elternhaus stammt – sein Vater war promovierter Theologe – und sehr religiös war, dass ein solches Vorgehen für jemanden mit seinem Hintergrund nicht üblich ist. Dort, wo sich keine Franzosen in den Häusern befanden, herrschte „Selbstbedienung“. Die Deutschen bedienten sich aus Schränken und Speisekammern.

Der damalige Fallschirmjäger Schramm berichtete, dass er sich regelmäßig seine Feldflasche mit Cidre aus den Kellern verlassener französischer Privathäuser auffüllte. Das alkoholhaltige Getränk schien ihm auch zu helfen, die Härte der Kämpfe besser zu ertragen. Er erklärte: „Es war ja nachher so, auch während der ganzen Invasion: wir hatten ja auch nur Cidre in den Feldflaschen. Du bist immer leicht im ‚Ballermann‘ gewesen, immer.“<sup>1611</sup> Er ergänzte:

---

<sup>1610</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 197.

<sup>1611</sup> Aber nicht nur Mengen an Alkohol waren in Frankreich schon zu Beginn der Besatzung geflossen, vor allem Cognac. Heinrich Böll schrieb im August 1940 an seine Eltern, dass er nicht nur viel rauchte, sondern auch ein Medikament namens Pervitin einnahm, das „bei den Strapazen fabelhaft zur Wirkung und Geltung“ kam. Böll: Kriegsbriefe, S. 282f. Mit Billigung höchster Stellen wurde Pervitin großzügig an alle Soldaten ausgegeben. Das Mittel hatte eine euphorisierende Wirkung, „erhöhte Konzentration und Risikobereitschaft, minderte Schmerzempfinden, Hunger und Müdigkeit.“ Die Aufputschdroge Pervitin nannte

„Das gab's umsonst, das war ja in den Fässern drin. In jedem Bauernhaus in der Normandie gab's Cidre. ... Wir haben uns mit Cidre gewaschen und die Füße gebadet im Fass. Hahn auf und denn Füße unter.“

Dass die Soldaten vor Hunger und Durst Lebensmittel „organisierten“, wie das im Landserjargon etwas schmeichelhaft umschrieben wurde, ist menschlich und deshalb nachzuvollziehen, zumal die Soldaten nach mehreren harten Kampftagen und z. T. ohne jegliche Verpflegung, ausgehungert waren und vor Durst fast umkamen. Ungeöhnlicher ist es, in Abwesenheit der Franzosen ein Bad in deren Weinbeständen zu nehmen, wie Schramm beschreibt, zumal davon auszugehen ist, dass sich auf jedem normannischen Bauernhof nicht nur Cidre-Fässer, sondern auch eine Wasserpumpe befanden. Diese Unbekümmertheit, die an Beschreibungen mancher Aktionen deutscher Soldaten in Frankreich zu Beginn der Besetzung erinnert,<sup>1612</sup> legte auch Uhlmann an den Tag, als er trotz anscheinend ausreichender Verpflegung und zum Ärger eines französischen Bauern, fast täglich in dessen Waldgebiet Hasen wilderte<sup>1613</sup>:

„Wenn wir morgens unsere Verwundeten versorgt hatten und die abtransportiert waren oder die mussten dableiben, denn hab ich mir 'n Gewehr geschnappt und bin auf Jagd gegangen. Kaninchen geschossen. ... Das is 'n waldiges Gebiet gewesen. Das is ja nicht so dicht besiedelt wie hier bei uns. Hinter uns war 'ne große Farm, und als der mich spitz kriegte, der Bauer, in der Nähe war auch noch 'ne Ortschaft, wo noch Leute wohnten, wenn der mich sah, dann holte der seine Peitsche raus und knallte, da war'n die Kaninchen weg, der hatte ja auch Fallen gestellt. Ich hab [trotzdem] unheimlich Glück gehabt.“

Auf den Hinweis, man habe als Wehrmachtsangehöriger im besetzten Gebiet nicht wildern dürfen, antwortete der Zeitzeuge: „Ach was, so war das doch nicht. Wenn der Koch zusätzlich fünf, sechs Kaninchen bekommt...“ Eine gewisse „Besitzermentalität“ lässt sich in diesen Fällen sicher nicht abstreiten.<sup>1614</sup> Auch galten wohl nach Einsetzen

---

sich im Landserjargon „Panzerschokolade.“ Es handelte sich um ein Methamphetamin. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 52f.

<sup>1612</sup> So soll es in Paris vorgekommen sein, dass einige deutsche Soldaten sich in ihren ersten freien Stunden „Orangen und Bananen in den Mund gestopft hätten, ohne sie zu schälen und auf ihre Schokoladentafeln Butter geschmiert [haben].“ Flanner: Paris, S. 63.

<sup>1613</sup> Smith: Feind schreibt mit, S. 102, bezeichnete dieses Verhalten 1940 „unbekümmerte Hemmungslosigkeit.“ Speziell über die Fallschirmjäger wird folgendes berichtet: „In Ruhezeiten oder im Urlaub führte das überschießende Selbstbewusstsein gelegentlich zu Zwischenfällen, die disziplinarisch geahndet werden mussten.“ Generaloberst Student. Vater der Fallschirmjäger, in: Zentner: Soldaten im Einsatz, S. 60 – 63. Dies bestätigt auch Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 305.

<sup>1614</sup> Ähnliches spielte sich auch in anderen besetzten Gebieten ab, wie Koschorrek, S. 206f., in einem Tagebucheintrag v. 16.8.1943 aus Italien berichtet: „Ich öffne das Zelt und stecke vorsichtig meinen Kopf heraus. ... Wir befinden uns direkt in einem Paradies voll wunderbarer Früchte, wie ich sie noch nie gesehen habe. ... Überall, wo wir hinschauen, sehen wir duftende Pfirsiche, reife, saftige Feigen und lange Reihen zuckersüßer Weintrauben, die fast so groß sind wie Taubeneier. Wir betrachten alles als Himmels Geschenk und stopfen uns damit die Bäuche voll. So lange, bis aus dem hinteren Teil des Gartens ein kleines Männlein mit schwarzen Haaren auftaucht, der mit seinen Händen wie mit Windflügeln um sich wedelt. Niemand versteht ihn ... Allerdings ahnen wir, worum es geht. Außerdem ist sein Gejammer und sein Ruf nach dem 'Commandante' nicht zu überhören. Als unser Rittmeister schon kurz darauf mit einem Dolmetscher

der Kampfhandlungen etwas andere Gesetze als vorher. Dennoch wird bei Uhlmann deutlich, dass die Kaninchen einen Zusatz zur vorhandenen Verpflegung und somit eine Abwechslung darstellten. Die Rechte der Bevölkerung und die Wehrmachtsvorschriften wurden dabei einfach außer Acht gelassen. Dabei hatte das Verhalten des französischen Landwirts dem Informanten deutlich machen können, dass das Wildern deutscher Soldaten nicht erwünscht war. Uhlmann, der ohnehin häufig als Querulant in seiner Truppe auffiel, erwies sich auch hier erneut als eigenwilliger und widerständiger Zeitgenosse.

Gegen den quälenden Durst war Cidre, der wohlschmeckende Apfelwein, überall in der Normandie vorhanden und war zum Teil in Flaschen abgefüllt. So notierte Mühlig am 22.6.1944 in sein Tagebuch: „22.6. – Morgens nach La-Haye-du-Puits und geplündert, genannt: ‚requirieren‘.“<sup>1615</sup> Der Befragte erklärte: „Haben wir ’n paar Flaschen Cidre mitgenommen. ... Für ein paar Flaschen Cidre tat man einiges.“ Ob die Franzosen sich noch in ihrem Haus befanden oder nicht, wird anhand Harms’ Aussage nicht deutlich. Die von ihm benutzte Wortwahl lässt diese Möglichkeit jedenfalls offen, denn die meisten Soldaten benutzen den Begriff „Organisieren“ für das Sichaneignen von fremdem Hab und Gut in Abwesenheit der Franzosen.

Dose fügte an, dass – neben der Ungewissheit über das eigene Schicksal, „dass man nie wusste, was kommt jetzt, danach“, „das Schlimmste ... der Durst“ gewesen sei. Er erklärte: „Wir hatten so ’n Wetter [zeigt nach draußen: am Interviewtag herrschten etwa 33° C]. ... Wir hatten Tubenkäse und Knäckebrot zu essen.“ Gegen den unerträglichen Durst behalf sich auch Dose, wie bereits Mühlig und Schramm, mit Cidre:

„Und ein[mal] war hinter uns ’n Bauernhof und da haben wir denn [in] Cidre[fässer] reingeschossen, Kochgeschirr untergehalten und Holzproppen wieder reingesteckt, damit nicht alles leer läuft. Ja, wollten andere ja auch irgendwie noch mal trinken.“

Dose ging jedoch mit den Cidre-Beständen der ansässigen Bauern sorgsamer um als etwa Schramm und entnahm nicht mehr als notwendig, um für andere durstige Kameraden Vorsorge zu treffen.<sup>1616</sup>

Die Franzosen waren meist nicht weit von ihren Höfen entfernt und hielten sich vor

---

auftaucht, ... erhellt sich aber sein Gesicht. ... Unser Rittmeister sagte ihm, dass er den Schaden von der Truppe ersetzt bekommt. ... Unser Rittmeister hat dafür Verständnis, dass man einer Katze, der eine Menge Mäuse vor der Nase herumtanzen, nicht verbieten kann, sich einige davon einzuverleiben.“

<sup>1615</sup> Das Original-Tagebuch konnte von der Verfasserin am Interviewtag in Augenschein genommen werden.

<sup>1616</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 88, berichtete von ähnlichen Schwierigkeiten, die sein Bataillon in Italien beim Kampf gegen die Alliierten hatte: „Der Ami gönnte uns nicht einmal soviel Zeit, dass wir uns in Ruhe rasieren konnten. Außerdem lagen wir vollkommen auf dem Trockenen, denn Trinkwasser war nur schwierig heranzuschaffen. ... Hiermit ward beschlossen, unsere Bärte wachsen zu lassen und der Zivilisation ‚Gute Nacht‘ zu sagen.“

den Deutschen verborgen. Sie suchten oft in Gräben Schutz vor Bomben, Granaten und umherfliegenden Splintern.

Dennoch war auch ein Kochgeschirr voll Cidre oder mehr, vom Alkoholgehalt her, für entwöhnte Personen schon sehr viel. Dose fügte hinzu: „Ich habe mich [nach dem Konsum von so viel Cidre] gewundert, dass ich nicht blau war. Das kam einfach daher, weil ich nervlich so angespannt war.“

Der Mangel an Transportmitteln und Versorgungsgütern führte dazu, dass deutsche Soldaten auf eigene Faust agierten. Es gab Fälle regelrechter Plünderungen, wie aus einem Bericht des Oberquartiermeisters der 7. Armee hervorgeht.<sup>1617</sup> Einige Offiziere versuchten auch, den Nachschub in Form von „Sonderkommandos“ aus dem Reich zu organisieren. So kam der Oberquartiermeister im Westen schon Ende Juni zu der Erkenntnis, dass die Versorgung der 7. Armee – 420.000 Mann und 45.000 Pferde - nicht mehr gewährleistet war.<sup>1618</sup>

Nach der Landung der Alliierten waren viele deutsche Truppen in puncto Versorgung auf sich allein gestellt. Es fehlte an fast allem. Der Befragte Weiß erinnert sich:

„Und denn der Durst! Das Trinken war schlecht. Und denn vor allem kein Brot, bloß Fleisch zu essen. Kühe, die da rumlagen, die jeschlachtet und denn Fleischsuppe, Fleischsuppe. 'N paar Kartoffeln hätten wa jerne jehabt und Brot, [und] Trinken, ja. ... Cidre ja. Vor mich hat da jelegen 'ne Farm, so 'n einzelnet Haus, vor meinem Schützenloch da. Und da hab ich gedacht: Da musste doch wohl vor krabbeln und mal gucken, ob da Cidre drin ist im Keller. Bloß das hätte ja keenen Zweck jehabt. Da wär' ja die Schießerei dann im Jange gewesen! Die [Franzosen] war'n alle weg. Da war nich viel von zu sehen.“

Trotz der Nähe zu Häusern oder Höfen war es, besonders an der HKL, wie in Weiß' Fall, nicht möglich, die kurze Entfernung zu überwinden, zu groß war die Gefahr von gegnerischer Artillerie und Luftwaffe. Die Hauptprobleme hinsichtlich der Verpflegung bestanden darin, genügend Trinkwasser, Brot und Kartoffeln zu beschaffen. Auch Ritter beklagte über die einseitige Versorgung mit Lebensmitteln:

„Die Verpflegung war schwierig deswegen, weil wir keine Kartoffeln hatten. Die Jahreszeit war so, dass noch keine Kartoffeln geerntet werden konnten, und der Nachschub war schlecht. Was wir hatten, waren die vielen Rinder und Kühe, die schlachteten wir, und [da hatten wir] Fleisch in Übermengen nach der Landung, ja. ... Ja, [tote Kühe und so], da gab's Möglichkeiten genug, aber man konnte es gar nicht mehr essen. Es fehlten die Kartoffeln. Das war eine ausgesprochen unangenehme Situation. Wir haben das dann, wir hatten [eine] gute Küche, wir haben dann Hammel geschlachtet und haben am Tage, das musste ja nun raffiniert gemacht werden, musste über Feuer verdeckt werden, damit die ganzen Flugzeuge das nicht sehen konnten, da haben wir dann die Hammel gedreht und dann tropfte das ganze Fett ins Feuer und das Hammelfleisch wurde ganz fettfrei. Und das konnte dann kalt, überall, wenn man unterwegs war, konnte man das essen und das belastete einen nicht so sehr wie Schlachtfleisch, wenn man das so in Hülle und Fülle hatte. – [Brot] war auch schwierig, aber natürlich kam das mit der Zeit wieder über den Nachschub. Also wir haben da Verpflegungsmöglichkeiten schon

<sup>1617</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 555.

<sup>1618</sup> Ebd.

gehabt. [Hunger], das ist dann, wenn das Essen nicht durchkommt, wenn das nicht nach vorne gebracht werden kann.“

Im Gegensatz zur Situation vor der Landung, hatte sich die Lage nun umgekehrt: nun stand Fleisch in rauen Mengen zur Verfügung, jedoch fehlte es an den Beilagen.<sup>1619</sup>

Herr Paulsen erinnerte sich auch daran, dass die Fallschirmtruppe zunächst von jeglicher Versorgung abgeschnitten war:

„[Tagsüber], das war's ja eben: in dem Moment, wo wir losgehen, raus aus der Stellung, da war's aus, da waren wir alleine auf uns gestellt, wir kriegten keinen Munitionsnachschub in dem Sinne, wir kriegten keine Verpflegung. Das war alles noch nicht klar, das war noch nicht möglich, sagen wir mal. Denn man wusste ja auch gar nicht, wo müssen wir hin? Wo können wir hin? Wer drängt uns nun ab? Wo soll die Gulaschkanone hinfahren?“

Ludwig ist einer von wenigen, die sich während der Kämpfe in Frankreich „nicht entsinnen [kann], dass ich da nichts zu essen hätte, gehabt hätte.“ Er führte das darauf zurück, dass

„die Verluste so eklatant, so stark [gewesen sind], dass ich den Eindruck hatte, das ist der Grund, warum es immer eigentlich das, was wir gar nicht so sehr mochten, am meisten gab. Ja, und vor allem Grützesuppen und so was. Denn es war da auch häufig so, dass mittags gar nicht mehr gekocht werden konnte. Gulaschkanonen machen immer 'n paar Dampf[wolken] gibt 'n bisschen Dampf ab, und schon isses wieder 'n Ziel.“

Deutsche und Alliierte standen zunächst vor dem Problem, dass in den ersten Tagen noch keine feste Front bestand. Daher war nicht genau feststellbar, wo sich deutsche und wo amerikanische Truppen befanden, zumal sich die Kämpfe zunächst auf sehr engem Raum abspielten. In dieser Situation war die sich für die Deutschen so verhängnisvoll auswirkende alliierte Luftwaffe ausnahmsweise den Wehrmachtsangehörigen einmal von Nutzen. Herr Paulsen erlebte, dass die Verpflegung in dieser Situation, in der das 6. FJR schon mehr als einen Tag ohne jegliche Versorgung war, sozusagen vom Himmel fiel:

„Dann kamen die Amerikaner und warfen jetzt ihre *K-rations* ab. Die warfen sie ab, weil sie ja auch nicht wussten, wo sind unsere Leute? ... Ja, es war so... wie eine Zigarrenschachtel: da war Kaffee drin, da waren Zigaretten drin, da war Kaugummi drin und 'n paar Kekse usw. und da haben wir uns dann davon ernährt.“

Auch Kowalski wusste noch, dass einer seiner Männer nach einem Angriff das Sturmgepäck gefallener Amerikaner durchsucht und eine „wunderbare Verpflegungsration da“ entdeckt hatte, die *K-Ration*:

„Da haben sie da die *K-Rationen* alle geholt. Da war'n also [drin] Kaffee, Zigaretten, Schokolade, Klopapier, Präservative. Alles, was sie so meinten, was sie da so

---

<sup>1619</sup> Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 314. Sowohl für die Bevölkerung als auch für die deutschen Truppen ergaben sich bei Fett und Kartoffeln durch Luftangriffe und Sabotagen sowie durch die allgemeine Versorgungsmisere, die während der Kampfhandlungen in Frankreich herrschte, eine drastische Verknappung. Hinzu kam, dass zu der Jahreszeit, in der die Kämpfe stattfanden – Anfang Juni bis Ende August 1944 – neue Kartoffeln größtenteils noch nicht geerntet werden konnten.

brauchen. Und zu essen. Alles schön. Hatten die die alle von den gefallenen Amerikanern und haben sich die Zigaretten verteilt und die Schokolade und sowas.“

Im Prinzip waren den Amerikanern Versorgungsprobleme, wie sie bei den Deutschen zum Teil bereits vor der Landung aufgetreten sind, fremd. Jeder G. I. hatte die von Paulsen und Kowalski beschriebene *K-Ration*<sup>1620</sup> bei sich. Eine zweite Ration wurde vom Tross mitgeführt, so dass bei Nachschubproblemen die Versorgung der US-Truppen gesichert war. Im Gefecht wurden die amerikanischen Soldaten z. T. auch mit Munition und Verpflegung aus der Luft versorgt. Schramm erzählte, dass er sich gefragt habe, wie es möglich war, dass die US-Piloten Freund und Feind, die manchmal nur drei- bis vierhundert Meter auseinander lagen, von oben unterscheiden konnten, „denn wir liegen ja alle auf der Erde.“ Der Trick blieb ihm nicht lange verborgen:

„Die haben gelbe Tücher hingelegt, die Amis, knallgelbe Tücher, und dann konnte er [der Pilot] von oben sehen, da ist die vorderste Linie. Und rot hieß *Verpflegung*. Und so'n rotes Tuch haben wir mal erwischt, auf der Wiese ausgelegt und dann abends gewartet. Und dann kam der ‚Segen‘ von oben. Verpflegungsbomben mit Schokolade und Zigaretten, diese Riesenbeutel...“

Mühlig hatte später, 1944/45, ein ähnliches Erlebnis:

„In Arnheim, da hatte die SS-Division ‚Fronsborg‘ den englischen Schlüssel geknackt und leitete die Versorgungsbomber falsch. Und dann kamen die Rollschinken bei uns runter und alles, [auch] Schokolade. Wir haben nur immer festgestellt: die amerikanische Verpflegung ist besser als die englische.“

Selbst die englischen Truppen konnten mit solchem Überfluss nicht aufwarten und manch ein britischer Soldat warf einen neidischen Blick auf den Reichtum seiner amerikanischen Kameraden. Von seinem Krankenlager am *Utah Beach* aus, konnte Herr Paulsen die Massenslieferungen in Augenschein nehmen, die am Landstrand umgeschlagen wurden:

„Es sah aus, als wenn Sie im Hamburger Hafen dahinten bei den Containerschiffen sind. ... Es fing ja schon an mit der Verpflegung, ... mit den hygienischen Umständen. Die hatten da Duschen, haben Zelte aufgestellt.“

Zur Verwundetenversorgung hatten die Briten am 6. Juni 1944 bei Bayeux sogar ein komplettes Lazarett mit 1.500 Betten angelandet, das in Zelten arbeitete und nach der Aufbauzeit von fünf Tagen etwa 750 Verwundete aufnehmen konnte<sup>1621</sup>. Die deutsche Seite, die ihre Verwundeten mühsam unter Jabo-Beschuss in zurückliegende Lazarette abtransportieren musste, war von solchen Bedingungen weit entfernt (siehe 4.6). Golder wusste noch, dass er und die Kameraden seiner Einheit während der Kämpfe von Kaugummi und Zigaretten lebten. Er erklärte im Interview, dass einige seiner Kameraden einen amerikanischen Lkw in ihre Gewalt gebracht hatten, der sich

---

<sup>1620</sup> K-Ration = Tagesration, bestehend aus: Keksen, Früchten, Zucker, Fleisch, Schokolade, Nescafé, Zigaretten, Kaugummi, u. a.; Gewicht: ca. 2 kg. Piekalkiewicz: *Invasion*, S. 132.

<sup>1621</sup> Fischer: *Der deutsche Sanitätsdienst 1921 - 1945*, Bd. 3, Teil C, S. 1811.

innerhalb des Kampfgebietes verirrt hatte. Es stellte sich heraus, dass es sich um einen Transport von Postpaketen handelte, die für die amerikanischen G.I.s bestimmt waren. Golder erklärte, dass sich in den Sendungen kaum Lebensmittel befanden:

„Die hatten ziemliche Vorräte darin. ... Ganz tolle Sachen, aber Lebensmittel waren net viel drin, sondern es waren Poschtpakete drin von Amerika, mit Schokolade, Kaugummi und Zigaretten. Und Tabak und alles Mögliche, 50 ganze Pakete. Und Seife, Kernseife und so Sachen. Das war ja ein Reichtum! ... Davon lebten wir drei, vier Tage, aber zu Essen haben wir nix gekriegt. Das war in den Hecken dort, ja, ja. Da haben wir also wirklich von Kaugummi und Zigaretten gelebt.“

Aber der Bekämpfung des Hungers waren auch Grenzen gesetzt. Obwohl Meißner bereits den dritten Tag, von Beginn der Kämpfe um die Normandie an gerechnet, ohne Verpflegung war und an einer Molkerei vorbeikam, ging er auch hier leer aus:

„Da war Trévières schon erledigt, zusammengeschossen. Und ich bin noch zurück, durch Trévières, da war so 'ne Molkerei, und da hat Käse raus gelege' auf der Straße. Ich hatte ja am 6. nichts zu essen gekriegt und am 7. nicht, nix, und dann habe ich den Käse, obwohl ich schon zwei Tage nichts gehabt hab, auch nicht esse' könne', der war noch nicht fertig, noch ganz grün. Auf der Straße raus... den haben sie mit der Schiffsartillerie raus geschleudert, aber der war nicht genießbar, der französische Käse. [Wenn man Hunger hat], dann mag man alles, aber den habe ich ja doch nicht nehmen wollen.“

Im Gegensatz zu deutschen Stalingradkämpfern, die zum größten Teil über mehrere Monate sehr wenig, und ab Januar 1943 an vielen Tagen überhaupt keine Verpflegung mehr erhalten hatten und im Zustand der Apathie fast den Verstand verloren und wohl auch den halb rohen Käse als Delikatesse verzehrt hätten, war bei den Normandiekämpfern die Situation nach mehrtägigem Einsatz zunächst noch weniger dramatisch. Früher oder später gelang es ihnen, in Privathäusern, auf französischen Bauernhöfen oder mithilfe amerikanischer Beutelebensmittel, wenigstens einen kleinen Teil des Überlebensnotwendigen sicherzustellen.

Heinze berichtete, dass sich hinsichtlich der Lebensmittelversorgung der Russe Iwan, der zu seiner Einheit gehörte, auch hier bewährte:

„Während des Einsatzes [brachte Iwan Lebensmittel]. ... Klauen war das nicht, das war organisieren (lacht). Aber da war ja auch keiner mehr [von den Franzosen]. Und wenn er die Kuh gemolken hat, die war ja froh, dass sie die Milch loswurde, so ungefähr.“

Das Beschaffen von Nahrungsmitteln aus dem Lande wurde von allen deutschen Soldaten „organisieren“ genannt, und war an der Ostfront und nun auch im Westen gang und gäbe und oftmals die einzige Möglichkeit, Esswaren zu ergattern, wie auch Kowalski erinnerte:

„Wir haben uns noch zwei Tage durchs Gelände geschlagen, haben uns ... auf den Bauernhöfen, da ham wa, die waren alle verlassen, die Leute waren alle weg, da liefen die Hühner 'rum, da haben wir Eier gesucht, in der Scheune, sind in die Küche gegangen, haben schön gegessen und einer hat immer geguckt. Wenn Amis draußen rumsaßen, haben wir uns versteckt und dann alles ... Die Jabos

sind denn ja weiter vorgeflogen, weil sie meinten, dort sind die schon überall - Amerikaner. Wir waren ja jetzt in amerikanischem Gebiet. (lacht).“

In der Tat hatten die Zivilisten im Kampfgebiet häufig Haus und Hof verlassen. Allerdings befanden sich viele von ihnen oft noch in der unmittelbaren Umgebung, in Wäldchen, Kellern oder in Schutzgräben und waren nicht, wie die Deutschen üblicherweise meinten, mit Hab und Gut gen Süden geflüchtet. Die Beschreibung Kowalskis, wonach die Amerikaner glaubten, die Deutschen seien längst weiter im Süden, erinnert an die Meißners (s. Abschn. 4.1). G.I.-Truppen, die sich schon im tiefsten Frieden wähnten und entsprechend unvorsichtig auftraten, konnten so von deutschen Angriffen überrascht werden, was nach Meißners Schilderung zu großen Verlusten bei den Amerikanern geführt hatte.

Schramm wusste noch, dass er bei amerikanischen Gefangenen eine neue französische Währung entdeckte, sich der Scheine bediente und versuchte, damit in den französischen Geschäften Lebensmittel zu besorgen:

„Ich kann Ihnen noch 'ne Story erzählen. Der Landungskopf ‚Utah Beach‘ von den Amerikanern, die hatten ein so genanntes ‚Invasionsgeld‘ in den Taschen, die Amis, ‚voucher money‘, und zwar neue französische Francs, das waren so kleine Scheine, die waren so groß. Ja, und die hatten sie oben in ihren Taschen, und von den Gefangenen, die wir machten und auch von den Liegenden... haben wir dann die Zigaretten rausgenommen aus ihren Täschchen, und dieses ‚voucher money‘, stand auch ‚voucher‘ drauf, französische Francs, gedruckt irgendwo in England oder in USA. Und jetzt kommt der Jux dabei. Nun hatten wir ja das Geld und marschierten ja nicht vorwärts, sondern sinnig zurück, weil wir zurückgehen mussten, die Power kam von vorne. ... Und wenn wir denn in einem Ort waren, wo noch Leute waren, da gab es ja auch Geschäfte wie Krämerladen und sowas, dann haben wir schon mal versucht, noch was zu kaufen, und dann haben wir gesagt: ‚Madame, ici France monnaie, ce soir, no bon, demain Américains ici, monnaie très bon.‘ ... Gott, wir haben's auch gekriegt. Das war ja dann irgendwie gültig, wenn die Amis da waren, ich hoff's. ... Also auf Distanz waren sie alle, [die Franzosen], auf Distanz waren sie alle, und sie haben sich ja immer als Sieger gefühlt - der Franzose hat ja 'n Stolz gehabt.“

Die sicher beim Anblick der ungewohnten Geldscheine im ersten Moment verdutzten Franzosen gaben jedenfalls, wenn auch widerwillig, Ware gegen dieses Geld heraus. Bargeld bei sich zu führen, erwies sich, wie die Beispiele zeigen, als vorteilhaft, wenn es auch trotzdem einiger Überredungskünste bedurfte, um die Franzosen von der Herausgabe von Lebensmitteln zu überzeugen. Andererseits dürfte auch hier die Furcht vor Repressalien den Ausschlag dafür gegeben haben, den Wehrmachtssoldaten am Ende doch noch etwas zu verkaufen. Bei dem *voucher money* handelte es sich um in den USA für die alliierte Truppe gedruckte Geldscheine mit der Aufschrift *voucher*, die dem US-Dollar nachempfunden waren. De Gaulle nannte es ablehnend „fausse monnaie“.<sup>1622</sup> Die französische Bevölkerung besaß kein Vertrauen

<sup>1622</sup> Quellen: Normandie, S. 87.

in die neue Währung, die anders aussah als der Franc, so Danièle Philippe.<sup>1623</sup>

Dose hatte sich zunächst auf Befehl bis nach Belgien abgesetzt und erzählte, dass er bis zur Stadt Huy gekommen sei:

„Und da waren wir denn bei Belgiern. Die hatten uns denn aufgenommen. Die hatten denn geheizt, die Küche, damit unsere Klamotten trocken wurden. Wir konnten da auch schlafen, und die haben uns denn von ihrem Essen noch was abgegeben.“

Später begab er sich mit einem Kameraden auf den Weg nach Charleroi. Er berichtete, welche Möglichkeiten ihm blieben, um sich beim Verpflegungsproblem selbst zu behelfen:

Dose: „... auf der halben Strecke [nach Charleroi], sind wir... sahen wir in einem Haus Licht, ... also so einen Spalt, von der Verdunkelung her, und denn sind wir da rein, haben also hinten geklopft. Und denn hab ich mit meinem wenigen Landserfranzösisch um Pain, Beu[rre], Marmelade, Fromage, Sausage gebeten. Und dann ging die eine raus, und dann dacht' ich: ‚Na, die holt jetzt welche von den Freischärlern da,‘ aber nein, die kam mit Brot. Und dann haben se... haben die uns bewirtet. Und dann hab ich mit meinen französischen Francs, dachte... hab ja nicht dran gedacht, die können mit dem Geld ja ooch nüscht anfangen. Und hab dann mit meinen französischen Francs bezahlt. Wollte mir doch nich nachsagen lassen, dass ich von 'nem Zivilisten wat esse, ohne dass ich bezahlen wollte. Mit dem Geld konnt' ich ja auch nüscht mehr anfangen. Und ... denn sind wir da raus... Dann haben die Licht ausgemacht, haben die Tür aufgemacht, haben geguckt, ob irgendwas is und haben uns raus gelassen. Also, das heißt, die waren... na, man würde sagen, noch etwas kameradschaftlich und freundlich.

I: Haben Sie eigentlich bei den Belgiern fast durchgehend erlebt, da, wenn Sie mit denen Berührung hatten. Haben Sie ja eben auch schon mal erzählt, dass die so...

Dose: Und wir sind denn ja also nachts marschiert. Eines Nachts haben wa denn auf 'ner... auf'm Feld 'ne Kuh gemolken, in 'nen Stahlhelm, damit wir was zu trinken hatten. Denn haben wir ... am Bahndamm, ... beim Bahnwärterhäuschen war 'n 'kleiner Garten. Da haben wir uns denn die Wurzeln raus gezogen und sauber gemacht und die Kartoffeln da raus genommen.

I: Also, da gab's nichts mehr zu essen. Feldküche und so was gab's ja nich mehr.

D: Wo sollten wir das denn herkriegten?! Wo sollten wir's herkriegten?! Wir mussten uns selbst... wir mussten selber zusehen, dass wir was kriegten. Wir haben denn also da die Wurzeln gegessen, Kartoffeln gegessen – so roh wie se war'n, nur damit wir überhaupt was... Und als wir denn weitergehen wollten, da guckte denn da so jemand aus'm Fenster. Da sagte ich denn nur noch: ‚Bon soir!‘ ‚Bon soir!‘ Denn konnten wir also weitergehen.“

Bei den beiden Belgiern in Huy, bei denen er zunächst Rast machte, erlebte Dose fast so etwas wie Gastfreundschaft: sie beheizten die Küche, damit die nassen Uniformen trocknen konnten, stellten Nachtquartiere bereit und teilten ihr Essen mit den flüchtenden Landsern. Die Belgier in Charleroi hatten den Deutschen jedoch nicht nur für eine Nacht Unterschlupf gewährt, sondern stellten am nächsten Tag auch sicher, dass ihre ungebetenen Gäste unbehelligt vor herannahenden Alliierten wieder ins Freie gelangen konnten. Dies geschah wahrscheinlich auch in ihrem eigenen Interesse. Dem Feind Quartier zu gewähren, hätte ihnen als Kollaboration oder Vaterlandsverrat ausgelegt werden können. Zuvor hatte Dose von seinen unfreiwilligen Gastgebern noch

<sup>1623</sup> Philippe: Normandie, S. 106, S. 117.

den wahrscheinlich lebensrettenden Tipp erhalten, sich bei der Gefangennahme auf keinen Fall als SS-Mann zu erkennen zu geben. Dennoch verhielten diese sich im Ganzen reservierter als ihre Landsleute in Huy.<sup>1624</sup> Dose schilderte sie zwar als „noch etwas kameradschaftlich und freundlich,“ fühlte sich ihnen gegenüber jedoch verpflichtet, sein Essen mit den noch vorhandenen französischen Francs zu bezahlen, wohl wissend, dass diese für die Belgier wertlos waren. Dose berichtete weiter, dass er sich ein Fahrrad besorgen wollte, „weil mir die Füße natürlich weh taten.“ Obwohl in seinem Bericht zunächst davon die Rede ist, dass er einen Teil der Strecke bis Belgien in einem Panzer sowie auf einem Lkw sitzend zurücklegen konnte, musste er dann als Infanterist einen Großteil des Weges zu Fuß marschieren. Dies galt für viele andere Truppenteile auch, die, wie auch Uhlmann erklärte, ihre Fahrzeuge im Laufe der Zeit wegen Benzinmangels aufgeben mussten. Auf der Suche nach einem Fahrrad gerieten Dose und seine Kameraden in eine Schießerei mit einem Résistance-Mitglied, an dessen Tür er geklopft und gefragt hatte. Dabei wurden er und ein weiterer deutscher Soldat verwundet. Dose erzählte, wie er auf die plötzliche Attacke reagierte:

„... Wir haben uns mit unserer letzten Handgranate bedankt. Es hat ziemlich gescheppert. Die Scheiben waren alle weg. ... Naja, der Ort war wach.“

Auf Nachfrage fügte er im Gespräch hinzu: „Ob die dann tot sind, das weiß ich nicht. Aber wir haben natürlich geschossen, aber bewusst hab ich... bewusst nicht.“

Besonders auf dem Rückzug erlebten die Befragten zuweilen unangenehme Begebenheiten. Franzosen, Belgier und Niederländer hatten während der deutschen Besatzung sehr viel Unangenehmes erlebt und verhielten sich während des Rückzuges der Wehrmacht reserviert, manchmal sogar feindselig. Beim passiven und aktiven Widerstand gegen die Deutschen bewiesen sie nun viel Mut, brachten sich dadurch jedoch auch in Gefahr, weil sie mit Repressalien rechnen mussten.

Nachdem in Abschn. 2.2 erarbeitet wurde, dass einige deutsche Einheiten in der Normandie bereits vor dem 6.6.1944 völlig unzureichend mit Lebensmitteln versorgt wurden, musste ein Großteil von ihnen nach Beginn der Kämpfe im Westen nun tagelang ohne Essen auskommen. Heinze stellte im Interview fest: „Wir haben dann auf dem Rückzug Hunger erst [kennen gelernt].“ Gemeint ist hier wohl, dass es

---

<sup>1624</sup> Der damalige Reserveoffiziersbewerber, Nikolaus Ratjens, der Ende 1944 im Westen zum ersten Mal als Soldat eingesetzt wurde, berichtete dies auch aus den Niederlanden, das damals auch bereits vier Jahre deutscher Besatzungsherrschaft zu ertragen gehabt hatte: „... wir waren in Holland, ... in der Provinz Nordfriesland, in Almelo. Alle, die kurz zuvor zum Militär gekommen waren, befanden sich zum ersten Mal in einem besetzten Land, und wir erlebten, wir waren die Eindringlinge, gehasst und verachtet von den Holländern. Wie weit das ging, sahen wir auf den Straßen, auf denen die von den Bauern aus Protest ausgeschüttete Milch wie weiße Seen schwamm. Das lag auch sicherlich daran, wie die deutschen Verwaltungsbeamten, häufig Parteibonzen der NSDAP, die hungernden Holländer drangsalierten und auspressten.“ In: Schüddekopf: Krieg, S. 305.

während der Kämpfe zwar wenig gab, die Situation jedoch noch auszuhalten war, wobei Heinzes Einheit, wie in 2.2 berichtet, zu denen gehörte, die bereits vor dem 6. Juni 1944 ungenügend gepflegt worden war. Auf dem Rückzug gab es dann keinerlei Verpflegung mehr von der Feldküche, alles musste aus Privathaushalten und Bauernhöfen erbettelt oder aus verlassenen Gebäuden herausgeholt werden. Auch Obst und Gemüse von Feldern oder vom Wegesrand ernteten die sich zurückziehenden Truppen, molken weidende Kühe oder aßen das Fleisch toter Kühe.

Der damalige Wehrmachtsangehörige, Nikolaus Ratjens, berichtete, dass die Kameraden seiner Einheit in den Niederlanden, wo sie seit Ende 1944 stationiert waren, „ständig Hunger“ gehabt hätten und stellt fest: „Die Ernährung in Holland war jämmerlich.“<sup>1625</sup> Schließlich hätten sie sich in die nahe gelegene Stadt aufgemacht, seien in die Läden gegangen und hätten mit vorgehaltener Pistole verlangt: „Brot her!“ Ratjens führt aus: „... und dann haben wir den ganzen Laden leer geräumt. Das war natürlich Plünderung und stand unter schwerer Strafe. Uns war es egal, wir hungerten.“<sup>1626</sup>

Ludwig, der im August zu Fuß dem Kessel von Falaise entkommen war, (s. Abschn. 4.8), erzählte, wie er, völlig auf sich gestellt, zunächst nach Paris aufbrach, und was er den Zivilisten unterwegs alles entwendete:

„Im Westen [war es so]: ich bin entflohen, diesem Kessel [von Falaise]. Ohne dass ich wusste, wann und wie, war ich auf einmal draußen und marschierte ganz allein durch die Gegend in Richtung Nordosten, kam an einen Riesenfluss ... und war völlig allein unter Zivilisten - Zivilisten, die gar nicht wussten, dass auch Landser 'n Kinderwagen gebrauchen können. Und den habe ich mir dann also irgendwo geklaut, der da auf der Straße stand. Und in den Kinderwagen habe ich mir das nächste geklaut und das wieder Geklaute hineingepackt, und denn hatte ich also Kleidung drin und mal wieder was, womit ich mich waschen konnte und 'n bisschen wat zu fressen drin, usw., und bin weitermarschiert bis nach Nord-Paris. Und in Nord-Paris liegt St. Denis. ... Mein Vater war da schon lange nicht mehr da. Der war doch schon längst verschwunden, der war eingesperrt.“

Der Kessel von Falaise, dem Ludwig entkommen war, markiert das Ende der Kämpfe um die Normandie. Der Befragte war ohne Fahrzeug, vielleicht sogar ohne Waffe, mit knapper Not geflohen. Im Kessel fanden 30.000 deutsche Soldaten den Tod. Diejenigen, die durch einen schmalen Korridor entkommen konnten, mussten Material und Fahrzeuge zurücklassen. In dem Bild des zerlumften, abgerissenen und einen gestohlenen Kinderwagen mit ebenfalls gestohlenem Gepäck vor sich her schiebenden Soldaten Ludwig offenbart, sich der logistische Zusammenbruch der deutschen militärischen Organisation besonders deutlich.<sup>1627</sup>

---

<sup>1625</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 305.

<sup>1626</sup> Ebd., S. 306.

<sup>1627</sup> Kunz: Wehrmacht, S. 203, erwähnt in diesem Zusammenhang das vielfach dokumentierte Bild „des zerlumften, abgerissenen und ein Holzwägelchen mit Gepäck ziehenden [deutschen] Soldaten“.

Ludwigs Vater, der bis dahin Stadtkommandant von St. Denis gewesen war, gehörte unter Umständen zu den Mitwissern des 20. Juli. Da er bereits 1933 für kurze Zeit im KZ inhaftiert war, ist es möglich, dass er zum Kreis der Verdächtigen gezählt wurde oder bekannt war, dass er einen Umsturz mittragen würde. Ludwig führte die Umstände der Verhaftung und die Gründe dafür jedoch nicht näher aus. Es gelang dem Befragten, in St. Denis/Paris zunächst bei einer ihm durch seinen Vater bekannten französischen Familie unterzukommen, die ihn aber baldmöglichst loswerden wollte. Am nächsten Tag brach er von St. Denis wieder auf und setzte seinen „Raubzug“ fort:

„Und irgendwo auf der Straße, ich weiß noch, hab ich 'n kleinen Fiat gesehen, der da auf mich gewartet hat. Der hat da gestanden, und da stand sicherlich mein Name auch drauf. Ja, und Sie werden lachen, ich bin damit bis zur deutschen Grenze gekommen und hab da ganz großartig sogar noch nach meiner Einheit gesucht, wo die sich wieder... is immer so, wenn irgendwo eine Sache sich auflöst, aber auch schon vorher, gibt es dann im rückwärtigen Gebiet dann Auffangstellen. An den Straßen stehen 100.000 Schilder und was weiß ich. Und da hab ich mich dann sehr schnell, sogar gesund, wieder eingefunden - unmittelbar im Anschluss an diesen Kessel. Ja, ich bin alleine raus, [meine Einheit hatte sich noch nicht aufgelöst]. Wissen Sie, das ist erklärlich aus meiner Position. Wenn in der Panzerabteilung noch Panzer frei gewesen wären, da wär' gar nicht dran zu denken. Und da wär' ich auch nie auf die Idee gekommen, sondern da habe ich ja nun auch die Verantwortung gegenüber meiner Abteilung oder meines Auftrages. Aber hier war ich Kradmeldestaffel.“

Offenkundig wird anhand Ludwigs Bericht, dass einige der für diese Arbeit Befragten sich von den Zivilisten in den besetzten Gebieten, besonders nach dem Einsetzen der Kämpfe ab 6.6.1944, nahmen, was sie brauchten oder zu brauchen meinten. Die Bewohner der besetzten Gebiete im Westen hatten sich den Wünschen der Wehrmachtsangehörigen unterzuordnen. Sie hatten keine Rechte, und ihr Eigentum wurde nicht geachtet. Wenn es die Situation erforderte oder manche Soldaten es für richtig hielten, stand den Deutschen alles zu. Im Selbstbedienungsladen Frankreich hatten sie keine Folgen zu erwarten. Repressionen hatten höchstens die Zivilisten zu befürchten, die Einwände gehabt hätten. Laut deutscher Verwaltungsunterlagen in den *Archives Nationales*, sind bereits am 8. Juni 1944, zwei Tage nach der Landung, „alle Garagen in größeren Orten erbrochen und die französischen Kraftfahrzeuge von der Truppe wild beschlagnahmt worden.“<sup>1628</sup> Seitens deutscher Militärbehörden wurde versucht, solchen Missständen entgegen zu wirken, in-dem die Truppe darauf hingewiesen wurde, dass „die deutsche Wehrmacht ... hier im Westen den Krieg gegen die Anglo-Amerikaner, [jedoch] nicht gegen Frankreich“ führe.<sup>1629</sup> Entsprechende Befehle über Ankauf und Entnahme aus dem Land wurden entlassen, Plünderungen und wildem Requirieren sollten unter Androhungen „bis hin zur

<sup>1628</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 197.

<sup>1629</sup> Zit. n. ebd.

Todesstrafe<sup>1630</sup> entgegengewirkt werden. Aufgrund des stockenden oder ganz ausbleibenden Nachschubs hielt sich die Truppe jedoch oftmals nicht an diese Befehle.

Weiß berichtete vom desolaten Zustand einiger Soldaten seiner Einheit. Für diese gab es in der Kampfphase noch nicht einmal Schuhe und Bekleidung zum Wechseln:

„Ja, wir kriegten nachher, ich weiß noch, der mich verbunden hat, den hab ich ausgebildet, als Hilfsausbilder, und der is jefallen in Sandalen... In Sandalen lief der rum. Ich weiß noch, ich hab doch noch, meine Strümpe musst ich ooch stehlen von der Leine, dass ich ooch Strümpfe hatte, und die Stiefel konnt' ich nicht wieder ausziehen, die mussten se mir runterschneiden. War nüscht mehr da! Wat die Amerikaner wohl jedacht haben, wenn se die deutschen Soldaten finden - in Sandalen lief der umher. Die hatten nüscht mehr! Wir hatten Knobelbecher, hatten wir. ... Ja, wir hatten ja keene [Strümpfe], unser Tross war nicht da, und deswegen hab ick die Strümpe runtergenommen da, ... von der Leine jenommen, bei Franzosen da. Strümpfe jeklaut und Eier jeklaut.“

Weiß stellte den zwar harten, aber fast friedensmäßigen Dienst bis zum 5. Juni 1944 den plötzlich völlig veränderten Bedingungen gegenüber, denen deutsche Soldaten nach der Landung der Alliierten ausgesetzt waren. Er erwähnte die Annehmlichkeiten während der Besatzungszeit in der Bretagne und die im Gegensatz dazu völlig fehlenden Hygienemöglichkeiten nach der Landung der Alliierten, die an Beschreibungen von der Ostfront erinnern:

„Ich habe Ihnen gesagt, wie ich in der Bretagne war, bin ich immer zum Baden jegangen. Da hab ick immer jebadet, im Fluss. So 'ne Waschstelle da, 'ne große, die haben da 'ne große [Waschstelle jehabt]... [Und] die Frauen haben da immer unsere Wäsche ooch jewaschen, muss ich sagen. Schöne, reine Wäsche ham wa da immer jehabt. ... Und nachher war't ja schon schlecht. Rasieren nich mehr – Mensch! Da mussten ja Läuse kommen! Ja, also wenn man sich alle acht Tage die Wäsche wechseln kann, denn kommt's ja nich vor, nee, ... denn kriegt man keine, nein.“

Paulsen hatte bereits beklagt, dass die Deutschen mit dem Umzug in Zelte einige Wochen vor der Landung kaum noch Waschgelegenheiten hatten und die fehlende Hygiene zum Läusebefall führte. Diese Entwicklung setzte sich mit dem Einsetzen der Kämpfe fort. Da Kampfpausen in dieser Phase völlig fehlten – die ständige Personalknappheit bei den deutschen Truppen, aber auch die Kämpfe auf engstem Raum gegen einen in jeder Hinsicht überlegenen Gegner ließen keine Erholungszeiten zu -, und der Nachschub fast völlig zum Erliegen gekommen war, hatte der einzelne keine Möglichkeit, sich um persönliche Belange zu kümmern.

Bei den Alliierten war die Situation entspannter. Sie waren in der Überzahl, diktierten Tempo und Zeiten der Angriffe und auch der Erholung. Die Deutschen hatten häufiger die Gelegenheit, Engländer und Amerikaner zu beobachten und stellten fest, dass diese in Kampfpausen Dinge taten und besaßen, die den Wehrmachtstruppen völlig versagt blieben. Kowalski erinnerte sich: „Die [Amerikaner] konnten sich mal [ab-]

---

<sup>1630</sup> Ebd.

brausen, da hatten sie Brausendinger da aufgebaut, bei uns überhaupt nicht.“

In welcher geringen Entfernung zu den deutschen Streitkräften sich Engländer und Amerikaner in der ersten Kampfphase oft befanden, beobachtete auch Ludwig:

„Och doch, die Feindberührung war schon da. Oh, wir haben sie viel krabbeln sehen. Wir haben gute Scherenfernrohre. Wir haben im Panzer auch sehr gute Fernrohre. Wenn wir noch mal 'n Panzer hatten! Auch in den anderen Geräten. Und unsere Feldstecher, die waren schon so, dass wir manchmal richtig mit denen Abendbrot aßen und dann neidisch waren, was die so Schönes sich auf's Brot packen konnten.“

Während Wehrmachtseinheiten kaum mehr Nahrungsmittel von der Feldküche erhielten und sich nun, wie im Osten, größtenteils aus dem Lande verpflegten, klappte der Nachschub bei den Gegnern reibungslos. Auch das Beschaffen des für eine Panzerdivision wichtigen Treibstoffs sowie der notwendigen Munition, stellte, angesichts des riesigen Bedarfs, den diese Fahrzeuge hatten, und im Hinblick auf die alliierte Luftüberlegenheit, eine der größten Schwierigkeiten dar, wie Ludwig erinnerte:

„Und Benzin – wir hatten nie genug. Man muss ja doch so viel genug haben, dass man dies bisschen drin aber ganz schnell auch ergänzen kann. Sonst mag man nicht so schießen, wie's nötig wäre. Wenn ich nicht wüsste, wenn ich jetzt meinetwegen 400 oder 500 Meter zurücksetze, dann finde ich wieder neues Benzin, kann wieder ... Benzin im Kampf mitzuführen, außerhalb, soll man nicht tun! Soll man nicht tun! Und trotzdem war's immer wieder, und immer wieder hat der Kommandant, der das zu entscheiden hat, eine Begründung gehabt, nicht etwa die Begründung, ich muss jetzt kassieren und muss den anderen Vorteil haben. Das weiß er doch selber, dass das nicht unbedingt der Vorteil ist. Das kann auch sein Nachteil sein. Und so 'ne Benzintonne, die da - ob drauf, ob hinten oder vorne, ist ganz Wurscht - wenn die getroffen is, is es doch nicht so, dass das Benzin den Panzer runter läuft, sondern da brennt der Panzer. ... Eben, eben, [und es kommen die Jabos]. Aber 'n Jabo würde auch schießen, wenn da kein ... Das is doch das Schlimme, dass der Panzer immer von oben zu sehen is, schon alleine durch seinen Auspuff. Der glüht doch. Ja, [auch] bei Nachtfahrt, die glühen ja.“

Ludwig weist auf die eklatanten Probleme hin, die besonders im Westen 1944 auftraten. Auf deutscher Seite kam es vor, dass „vollkommen intakte Sturmgeschütze nach dem Verschießen der Munition wegen Betriebsstoffmangels und fehlender Bergungsfahrzeuge gesprengt werden mussten.“<sup>1631</sup> Eine Vorratshaltung war nicht möglich, da die Nachschubgüter „wegen des geringen Transportraums bei Rückwärtsbewegungen nicht mitgeführt werden konnten“<sup>1632</sup>, und jedes zusätzliche Fahrzeug der alliierten Air Force ein Ziel bot.

Der Historiker, Andreas Kunz, stellt fest: „Die Versorgung der Truppe hing in erster Linie von der Initiative und vom Ideenreichtum der zuständigen Stellen ab,“<sup>1633</sup> aber auch vom einzelnen Offizier, wie das folgende Beispiel des Befragten Ritter belegt:

<sup>1631</sup> Kunz: Wehrmacht, S. 203.

<sup>1632</sup> Ebd.

<sup>1633</sup> Ebd.

„Ja, nun muss man sich was einfallen lassen, denn Munition wird ja gebraucht, und denn muss man andere Fahrzeuge, die eigentlich beladen sind, entladen, und muss damit Munition fahren. ... Man kann da nachfordern: 'Wir haben da einen hohen Verlust,' gibt es ja sonst auch, 'wir brauchen Lastwagen für unsere Munition.' Wir kriegten dann also gebrauchte Mercedes-Diesel, das waren dann aber nur Vier-Tonner, also kleiner, sonst konnte man mit einer Kolonne die ganze Abteilung versorgen. Jetzt mussten wir zweimal fahren, damit alle wieder Munition hatten. ... Es war für uns nicht so knapp, aber die Panzer brauchten auf einen Kilometer einen Liter. Und der Bedarf der Panzer war manchmal nicht zu befriedigen, deswegen wurden die denn auch eingegraben, waren dann sozusagen wie kleine Stellungen. Aber wenn Sie dann plötzlich zurückmussten, ... die war[en] verloren. Das kam schon vor. Aber im Großen und Ganzen klappte das doch noch. Das war erst in der Ardennenoffensive, da wurde das noch schwieriger.“

Angesichts der längeren Transportwege, des knappen Transportraumes und der permanenten Gefahr aus der Luft, hatten die Deutschen nicht nur das Problem, die Munition überhaupt zu beschaffen, sondern auch mit der vorhandenen Munition sparsam umgehen zu müssen, wie Ludwig erinnerte:

„Sehen Sie, ein Panzer verbraucht viel Munition, deshalb ist der Kommandeur immer sehr darauf bedacht, dass man nicht, vor allem nicht den ersten Schuss, daneben schießt. Und das ist das Schwierige, bei der Artillerie, bei der Luftabwehr, aber auch im Panzer. Deshalb den ersten Schuss möglichst im Stehen. Denn wenn man fährt, kann es gerade in dem Moment dann der kleine Zucker sein.“

Auch Schramm erinnerte sich an eine offizielle Mahnung zur Sparsamkeit:

„Ja, wir hatten an sich [Munition]. Ob sie nun nachgekommen ist, weiß ich nicht mehr, aber wir waren recht ausreichend munitioniert, nur unsere Granatwerfer hatten nix mehr. Das sind ja so hohe Dinger, und die sind ja schwer und denn schlepp' mal so vier Stück, das is, als wenn du 'n Zentner trägst. Und wir haben recht vorsichtig schießen müssen, jeder Schuss musste 'n Treffer sein, sonst is es 'Vergeudung von Munition'. Und der Amerikaner hatte doch alles! Die haben dem aus der Luft alles abgeworfen, was er brauchte.“

Kowalski, wie Schramm ebenfalls Angehöriger des 6. FJRes, wurde bei seiner Rückkehr aus dem Urlaub einige Tage nach der Landung bereits während der Bahnfahrt in die Normandie mit den deutschen Nachschubschwierigkeiten konfrontiert:

„Nach 'n paar Tagen ist das Zeug verschossen, dann muss was Neues kommen. ... Jetzt kam ich zurück, und da war schon Theater. Auf der Hinfahrt: Gleise unterbrochen, mitten in Frankreich bombardiert.“

Bombardierungen und Résistanceaktionen hatten die Versorgung der deutschen Verbände im Laufe der Wochen weiter erschwert. Wenige Tage nach der Landung mangelte es bereits an Betriebsstoff und Munition, wie Schramms, Ludwigs und Ritters Aussagen verdeutlichen. Hier machten sich sowohl das Fehlen von Lastkraftwagen und Zügen als auch der ohnehin schleppende Nachschub, der nur bei schlechtem Wetter einigermaßen ungehindert erfolgen konnte, bemerkbar.<sup>1634</sup> Während die Vorräte auf deutscher Seite immer mühsamer herangeschafft wurden, war die Versorgung mit allem Nötigen bei den Alliierten jetzt erst richtig in Gang gekommen,

---

<sup>1634</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 554.

so dass es ihnen an nichts fehlte. Es war nun eine Frage der Zeit, wann die deutsche Logistik so erschöpft war, dass den Wehrmachtstruppen nur noch der Rückzug blieb. Schramm verdeutlichte seine damalige Denkweise im Hinblick auf den fehlenden Nachschub, sieht das Ausbleiben des Nachschubs aber aus heutiger Sicht positiv:

„Nee, wir haben ja von vornherein, wir wussten ja nicht, was auf uns zukommt, aber nach dem [6.6.], da haben wir den Power gemerkt. Wir haben uns gewehrt mit Händen und Füßen, und wir haben nach vorne, hinten und nach links geschossen. Wir hatten 'n Granatwerferzug, überschwere Granatwerfer, 10 cm. ... Und die haben auch ganz schön rein gehalten, aber dann kommt die Munition nicht nach, dann kam das wieder nicht nach, und es ist ja so, je mehr Munition gekommen wär', je länger hätte alles gedauert, jetzt im nachherein. [Aber da, in der Zeit, dachten wir nur:] ‚Wir sitzen hier und können uns nicht wehren.‘ Es ist schon schlimm!“

Es war aber nicht nur der fehlende Nachschub, sondern auch das Ausbleiben an personellem Ersatz, der die Deutschen in Bedrängnis brachte, während Angloamerikaner täglich ihre Truppen verstärkten und ihre Reihen nach Verlusten wieder auffüllen konnten, wie Schramm erklärte:

„Und dann ging das ja - wie gesagt - Carentan ging dann verloren. Und wir wurden immer weniger ... Da kam ich zur 9. Kompanie. Ja, und dann wars dann immer, die Kompanien waren dann auch nur noch 30, 40 Mann. Ja, zwei Kompanien, ja so in etwa. ... Ja, der Amerikaner hat auch fix lassen müssen. Ja, nun, die kamen ja mit einem Power an, dem hatten wir nichts entgegensetzen wie nur unseren Mut.“

Die deutschen Soldaten, so erklärte Schramm, hätten nach dem 6.6.44 hauptsächlich „aus'm Lande gelebt.“ Schon vor der Landung hatte der Befragte Fleisch in Frankreich „nie gesehen und nie gehört.“ Statt dessen habe es „normale Feldküchenverpflegung, viele Suppen“ gegeben. Nach der Landung hätten er und seine Kameraden dann „'n bisschen geräubert“, um satt zu werden. Er ergänzte: „Kohldampf tut weh.“

Im Gegensatz zu den deutschen Einheiten, gab es nach der Landung für die Bewohner der Normandie Nahrungsmittel im Überfluss. Henri Martin erinnerte sich: « Quand il y a eu le débarquement, on n'a pas manqué de viande parce qu'il y avait tellement de vaches tuées dans les champs, tous les animaux. » Der für die französischen Bauern eher betrübliche Umstand, dass einige ihrer Kühe während der starken Luftbombardements getötet worden sind, bedeutete für andere Zivilisten im Kampfgebiet ein größeres Fleischangebot. Darüber hinaus brachte ihnen die Ankunft der Amerikaner diesbezüglich weitere Vorteile, so der Franzose:

«Et puis les boîtes de conserves aussi en même temps. Il y avait le tout. Après, on était nombreux à faire ça, parce que tous les gens étaient réquisitionnés. Ils les chargeaient dans un hangar là, en haut du pays, et puis on partageait les conserves si bien qu'un ours. ... On n'a plus manquer de rien après. Quand les Américains sont arrivés, ils balançaient des boîtes de bonbons, de 5 kg comme ça, pour les enfants. Oh, ils ont été acclamés, c'était quelque chose.»

Die Franzosen sammelten auch amerikanische Konservendosen, die an der Küste des Calvados angeschwemmt wurden, auf. Martins Aussage zufolge waren sie von

US-Einheiten mit dieser Arbeit beauftragt worden. Anschließend durften die Zivilisten die Lebensmittel unter sich aufteilen. Wie auch später in Deutschland, verteilten amerikanische Truppen Süßigkeiten an die Kinder, um das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen.

Der Rückzug der deutschen Soldaten aus der Normandie und die Räumung der Küstenabschnitte ermöglichten den Bewohnern wieder einen ungehinderten Zugang zum Meer, und somit war der Fischfang wieder uneingeschränkt möglich. Martin erzählte: «Mais alors, il y avait du poisson après - inimaginable.» Auch Kleidungsstoff ergatterte Martin, obwohl dieser ursprünglich einen anderen Zweck gehabt hatte:

«Et j'ai ramené un parachute [américain], et avec ça, ma femme faisait des robes à ma petite fille, à ma fille de moi. Et puis, on en a donné à ses copines. Mais oui. C'est de la soie.»

Auch für Arbeit sorgten die Amerikaner in der Kampfzone:

«Au fait, tiens, j'ai travaillé à faire un aérodrome, à Longuesville, ils allaient bombarder St. Lô. ... Alors, on faisait des pistes, on n'était pas malheureux, on était payé.»

Verständlicherweise empfand Martin die Arbeit für die Amerikaner als angenehmer und sinnvoller als die für die deutschen Besatzer. Schließlich diente der Bau der Flugplätze der Befreiung Frankreichs und schaffte so eine große Motivation innerhalb der Zivilbevölkerung. Nachdem Martin bereits beim Bau des Flughafens in Carpiquet mitgeholfen hatte, wurde er nun in Longuesville eingesetzt, von wo aus die alliierten Jagdbomber nach St. Lô aufbrachen. Die Stadt wurde im Juli 1944 fast vollständig zerstört. Es gelang den Amerikanern jedoch, von dort aus in Richtung Süden durchzubrechen und zum Bewegungskrieg überzugehen.

#### *Zusammenfassung:*

Aufgrund des knappen Transportraumes, der Bombardierungen durch die alliierte Air Force und der unterbrochenen Verkehrswege, konnte der deutsche Nachschub an Verpflegung, Munition und Treibstoff, aber auch an personellem Ersatz nicht ohne weiteres und häufig nur nach Einbruch der Dunkelheit an die HKL geführt werden. Panzer, Lastkraftwagen und Geschütze blieben aufgrund Treibstoffmangels liegen und mussten zurückgelassen und vorher gesprengt werden. Munition war knapp und konnte nur sparsam eingesetzt werden.

Deutsche Soldaten mussten sich, wie auch im Osten, während der Kämpfe um die Normandie selbst aus dem Land versorgen. Dort, wo sich Franzosen noch in ihren Häusern aufhielten, wurden diese von den kämpfenden Einheiten um Lebensmittel gebeten. Es gab jedoch auch Requirierungen. In verlassenen Häusern oder Höfen bedienten sich die Soldaten mit Cidre und Esswaren und molken auch selbst die

Kühe, um sich Milch zu beschaffen. Manche Wehrmachtsangehörige, wie Ludwig, Schramm und Uhlmann gingen über das überlebensnotwendige Verhalten hinaus und führten sich während der Schlacht um die Normandie ohne schlechtes Gewissen bei den Franzosen wie Besatzer auf. Manche der geschilderten Szenen erinnern an den Osten. Andere hingegen nahmen sich zwar auch in französischen Häusern etwas zu essen oder zu trinken, erklärten aber die Notwendigkeit: „Man hatte Hunger“, oder: „Das Schlimmste war der Durst“. Paulsen etwa war es fast peinlich, dass er, aufgrund des fehlenden Nachschubs, ein Glas Gurken bei den Franzosen öffnete, um selbst etwas zu essen zu haben. Viele seiner Kameraden „organisierten“ sich, wegen des fehlenden Nachschubs, selbst ihre Lebensmittel in verlassenen Häusern. Die Generallität verlangte jedoch von deutschen Soldaten, dass sie sich auch in dieser Situation korrekt verhielt und befürchtete Auswirkungen auf das Verhältnis zur Bevölkerung: „Wir können die loyale Haltung der Bevölkerung im hiesigen Kampfgebiet nur dadurch erhalten, dass wir in unserem Auftreten vorbildlich und gerecht sind. Ein Plünderer oder ein Dieb befleckt die ganze Division,“<sup>1635</sup> so ein Kommandeur einer Panzerdivision.

In der Tat ging das anfänglich noch deutschfreundliche Verhalten der Zivilisten in dem Maße zurück, in dem wilde Requirierungen und Plünderungen auf Seiten der Wehrmacht zunahmen.<sup>1636</sup> Allerdings „waren Plünderungen nicht ein spezifisches Verhalten vieler deutscher, sondern auch der alliierten Soldaten.“<sup>1637</sup>

Manche Einheiten hatten das Glück, ein alliiertes Versorgungsfahrzeug zu erbeuten oder mithilfe zuvor ergatterter Signaltücher zu erwirken, dass Lebensmittel über den deutschen Linien abgeworfen wurden. Andere bedienten sich bei amerikanischen Gefangenen oder Toten an deren *K-rations* und *voucher money*. All dies diente den von der Versorgung weitgehend abgeschnittenen deutschen Truppen zum Überleben. Durch die Kämpfe veränderte sich das Verhalten deutscher Soldaten auch im Westen. So offenbart sich eine gewisse Rücksichtslosigkeit bei der Beschaffung von Lebensmitteln, Fahrrädern und Kleidung. Während vorher friedensähnliche Zustände herrschten, und die Deutschen ihre Einkäufe bezahlten, wenn auch der Umtauschkurs für die Franzosen sehr unvorteilhaft war, wurde nun die Zivilbevölkerung bestohlen, sei es, weil Haus und Hof häufig verlassen waren, sei es aus der Eile, dem Hunger, der eigenen Erschöpfung oder der Notwendigkeit heraus, sich Essen und neue Kleidung beschaffen zu müssen. Die Berichte offenbaren die desolante Versorgungslage der Wehrmacht im Westen selbst bei den Gütern des alltäglichen Bedarfs und kündigen den Beginn des logistischen Zusammenbruchs der militärischen Organisa-

<sup>1635</sup> Wind/Günther (Hg): KTB 17. SS-Pz.-Gren.-Div. „Götz v. Berlichingen“, Befehl v. 25.7.44.

<sup>1636</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 199.

<sup>1637</sup> Ebd., S. 198.

tion an. Dennoch unterscheiden sich die Berichte von den Verhältnissen an der Ostfront. Im Westen war es, schon aufgrund der dichteren Besiedelung, aber auch der weniger ärmlichen Bevölkerung, einfacher möglich, sich bei Franzosen, Belgiern oder Niederländern Lebensmittel zu beschaffen, zumal in verlassenen Häusern. Nicht zuletzt profitierten auch einige deutsche Einheiten vom «Reichtum» der Angloamerikaner, wenn es ihnen gelang, von diesen Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände zu erbeuten.

Die von der deutschen Besatzung befreite Zivilbevölkerung, die von der Versorgung der Alliierten profitierte, hatte allerdings einen hohen Preis zu zahlen. Insgesamt 150.000 zivile Opfer sind in den Jahren 1940 – 1944 in Frankreich zu beklagen. Viele Ortschaften und Städte wurden während der Kämpfe dem Erdboden gleichgemacht.

Vor allem in Nordfrankreich waren große Teile der Infrastruktur (Straßen, Brücke, Bahnhöfe, Fabriken) während der Kämpfe zerstört worden - durch Luftangriffe, Bomben und befohlene Zerstörung seitens der Wehrmachtsführung. Außerdem hatte während der Kampfhandlungen erneut ein Exodus der Franzosen Richtung Süden begonnen. Die Abrechnung der französischen Bevölkerung mit den eigenen Landsleuten, die der Kollaboration mit der deutschen Besatzungsmacht beschuldigt wurden, gehört zu den tragischsten Vorkommnissen in den Monaten und Jahren nach der Befreiung 1944. Die Aufarbeitung des Themas Kollaboration innerhalb der französischen Geschichte dauert bis heute an.

#### 4.6 Kranken- und Verwundetenversorgung nach der Landung der Alliierten und der Umgang mit Verlusten

Die Kranken- und Verwundetenversorgung vor dem 6. Juni 1944 verlief im Westen nahezu unter friedensmäßigen Umständen. Größere Kampfhandlungen fanden in Frankreich – bis auf das von Rothe geschilderte Landeunternehmen der Alliierten in Dieppe und der Angriff auf St. Nazaire 1942 – nicht statt. So beschränkte sich der Einsatz deutscher Sanitäter zumeist auf kleinere Verwundungen, Krankheiten und Verletzungen, wie sie etwa bei Gockel auftraten, als dieser sich beim Gewehrreinigen an der Hand verletzt hatte und die Wunde sich infizierte. Darüber hinaus wurden Zahnschmerzen behandelt, und Arp berichtete von einem Fall von Ruhr, der tödlich endete. Heinze erzählte im Interview von einem Kameraden, der von einem Eber verletzt worden war, und dessen Wunde genäht werden musste. Rothe berichtete als einziger von schwerer verwundeten Marinesoldaten, die von R-Boot-Einsätzen zurückkehrten und zuvor von alliierten Fliegern beschossen worden waren. Obwohl der Westen bis zum Frühsommer 1944 kein direkter Kriegsschauplatz war, gab es

dort Verletzte und auch Tote nach den sich seit Ende 1943 immer mehr häufenden alliierten Luftangriffen auf militärische Ziele und Verteidigungsanlagen in Frankreich. Diese Vorkommnisse wurden in Abschn. 2.6 einer näheren Betrachtung unterzogen.

Obwohl der Westen mit dem Tag der Landung der Alliierten zu einem Hauptkriegsschauplatz geworden war, gibt es über diese Zeit nur vereinzelt längere Berichte zu Lazarettaufenthalten der Interviewpartner. Dabei spielt die Dauer der Kämpfe in Frankreich – insgesamt drei Monate im Vergleich zu nahezu vier Jahren an der Ostfront –, eine Rolle. Aufgrund des gemäßigteren Klimas im Westen bildeten Erfrierungen, Hitzschläge, schwere Nieren- und Blasenentzündungen aufgrund permanenter Regenfälle im Frühjahr und Herbst, Malaria, Ruhr sowie andere schwere Krankheitsverläufe die Ausnahme. Zudem fanden die Kämpfe in Frankreich ausschließlich in den Sommermonaten statt.

Obwohl der Westen mit dem Tag der Landung der Alliierten zu einem Hauptkriegsschauplatz geworden war, gibt es über diese Zeit nur vereinzelt längere Berichte zu Lazarettaufenthalten der Interviewpartner. Dabei spielt die Dauer der Kämpfe in Frankreich – insgesamt drei Monate im Vergleich zu nahezu vier Jahren an der Ostfront –, eine Rolle. Aufgrund des gemäßigteren Klimas im Westen bildeten Erfrierungen, Hitzschläge, schwere Nieren- und Blasenentzündungen aufgrund permanenter Regenfälle im Frühjahr und Herbst, Malaria, Ruhr sowie andere schwere Krankheitsverläufe die Ausnahme. Zudem fanden die Kämpfe in Frankreich ausschließlich in den Sommermonaten statt.

Lützen, der zunächst mit einer leichten Verwundung, zusammen mit Gockel, in ein Lazarett nach Le Mans gebracht worden war, erzählte im Interview, dass das Lazarett aufgrund der näher rückenden Front bald geräumt wurde. Nach einer Zwischenstation in Tours, wo in Baracken ein behelfsmäßiges Lazarett eingerichtet worden war, gelang Lützen die „Flucht“ nach Dijon. Dort kam er in ein großes Lazarett, in dem es mehrere Operationssäle gab:

„[Das Lazarett] war mit Riesenfenstern nebenan, und ich stell' mich da nach draussen hin und gucke mir die Gegend so 'n bisschen an. Auf einmal kloppt einer, da sagt er... ich denke, wer wird dat denn sein? Da war das 'n Unteroffizier von unserer Kompanie. ... Und ich säch: ‚Mensch, hast du nich 'n guten Posten für mich?‘ ‚Ja, will ich sehen, du bist ja Funker und kannst das ja hier versuchen.‘ Ja, wurde abgelehnt. Nun lag da auf unserer Stube ... einer, Volker hieß er. ‚Mensch,‘ sächt er, ‚hast du Lust zum [Assistieren] im OP-Raum?‘ ‚Ja,‘ säch ick, ‚immer.‘ Na, kommt einer rein: ‚Was sind Sie von Beruf?‘ Der guckte mich an: ‚Sind Sie Apotheker?‘ ‚Nee, ich bin Bauer!‘ ‚Na, denn können Sie das ab!‘ Und denn haben wir operiert, jede Nacht, bis zwei, drei Uhr ... Das ist nicht schön. Das war'n ja alles junge Leute. Na, ... und wie wir denn in den OP-Raum kamen, der Volker und ich und denn, Dr. K. hieß er. Und denn kamen ja auch Lazarettzüge nachts an. Und die wurden ausgeladen, mit ‚Sanka‘-Wagen ran, und dann ins Lazarett, und das eine Mal weiß ich noch, da sagte der K.: ‚Den können Sie hier gleich reinschie-

ben.' Dem hing das Gehirn aus dem Kopf. Und da wurde der lebendig und sagte: ‚Ich will geholfen werden.‘ ‚Ja, wenn das so ist, denn bring‘ ihn nach oben rauf.‘ Das war der achte OP-Raum, das war für Gehirn und Krams ( ). Ob der raus gekommen ist, weiß ich nicht.“

Es war nicht ungewöhnlich, dass Leichtverwundete während der Genesungsphase im Rahmen ihrer Möglichkeiten im Lazarettendienst beschäftigt wurden.<sup>1638</sup> In diesem Fall war der Befragte an einen ihm bekannten Kameraden selbst mit der Frage nach einer geeigneten Tätigkeit herangetreten. Dass Lützen ohne Sanitätsausbildung bei schweren Operationen assistierte, überrascht jedoch. Anscheinend herrschte im Lazarett Personalknappheit. Der schwer am Kopf verletzte Soldat wurde von dem behandelnden Arzt wohl zugunsten anderer, seiner Meinung nach, aussichtsreicheren Fälle, bereits bei seiner Einlieferung „abgeschrieben“. Die Operationszeit für einen Schwerverwundeten betrug durchschnittlich ein bis zwei Stunden.<sup>1639</sup> Die Auslastung eines Operationsteams hing also von der Zahl und Art der Schwerverwundeten ab. Lützens Aussagen über die Anzahl der Operationssäle nach zu schließen, wurden viele schwere Fälle auf einmal dort eingeliefert. Die Tatsache, dass die Verwundeten mit Lazarettzügen dorthin transportiert wurden, spricht dafür, dass das Lazarett sich in einiger Entfernung vom Kampfgebiet befand. Die eingelieferten Verwundeten hatten in der Regel die erste ärztliche Hilfe durch den Truppenarzt auf dem Truppenverbandsplatz erhalten.<sup>1640</sup> Lazarettzüge und Sankas fuhren nachts, um das Risiko alliierter Jagdbomberangriffe möglichst gering zu halten.<sup>1641</sup> Das erklärt die nächtliche Ankunft der Schwerverwundeten, von der Lützen berichtet und die sich anschließenden Operationen bis zum frühen Morgen. Es war auf Hauptverbandsplätzen und in Lazaretten allgemein so, dass Zugänge „meist stoßweise in den Abend- oder Morgenstunden eintrafen, so dass die Dienst habende Operationsgruppe ungleichmäßig ausgelastet wurde.“<sup>1642</sup> Möglich ist auch, dass die Züge, aufgrund zerstörter Gleise und Brücken, längere Wartezeiten hatten, und der ohnehin lange Transport vom Schlachtfeld ins Lazarett, besonders bei schweren Fällen, eine für den Patienten lebensbedrohliche Zeitverzögerung bedeutete. In diesem Zusammenhang erinnerte sich Lützen an einen Fall, in dem ein Verwundeter nach einem Beinschuss mit einer bereits hochgradig infizierten Schusswunde eingeliefert wurde:

„Eine Operation war, der hat da ‘n Knöchelschuss ( ). Der Arzt der hatte nicht viel Ahnung, der hatte irgendwelche Krankheiten, hatte der zu tun, aber der hatte nicht viel Ahnung gehabt, der kriegte schon immer mit so ‘nem Schnorchel, der konnte die Zähne nicht auseinander kriegen ..., und auf einmal, da spritzte das bis unter die Decke. Da waren die Maden schon drin, in dem Körper. Naja, und denn rauf, OP-Raum, und da sprach der Arzt mit ihm, der brauchte die Zubilligung, dass der

---

<sup>1638</sup> Rescher: Heimat!, TB, 23.1.1943, S. 117.

<sup>1639</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 60.

<sup>1640</sup> Ebd., S. 48.

<sup>1641</sup> Fischer: Sanitätsdienst 1921 – 1945, Bd. 3, Teil C, S. 1677.

<sup>1642</sup> Ders.: Notchirurgie, S. 60.

Fuß abgesägt wird, der konnte damit nicht laufen, denn der Knochen war entzündet. Und dann kriegte er den Fuß ab. Kommt rauf in sein Bett. Und auf einmal rannte die Schwester, die von unten aus der Apotheke kam: 'Lassen Sie den Fahrstuhl an, denn er ist am Verbluten.' 'Ne deutsche Krankenschwester. Rein in 'n Fahrstuhl, oben rauf, wurde wieder verbunden. Der war ja voll da ... [Da sagt der Arzt zu ihm:] 'Na, drücken Sie sich mal ordentlich aus, Sie sind doch voll da! Sie können doch wohl reden!' 'Herr D., ich kann nicht ...' Da guckte der mich an, die Schwester: 'Da haben wir den Salat,' sächt er. Da kriegte er 250 ccm erstmal rein ins Rückenmark, hier, das ausgesaugt ... Ja, [die] können durchkommen und denn 250 ccm ... ohne Narkose, nichts, gar nichts. Der wurde so verarztet. Und denn kam Salzlösung mit Tropf so rein und denn gefesselt ans Bett und zwei [andere Verwundete] waren da ja bei. [Da hieß es:] 'Na, Ihr habt das ja bald überstanden.' Nächsten Morgen waren die beiden tot, die anderen, die auch den Starrkrampf hatten. Ob der [mit dem Knöchelschuss] das überlebt hat, das weiß ich nicht."

Ob der behandelnde Arzt wirklich keine Ahnung hatte oder Lützen dies nur so vorkam, kann hier nicht beurteilt werden. Zu einer Operationsgruppe gehörten ein erfahrener Chirurg sowie ein chirurgisch ausgebildeter Arzt, zumindest auf dem Hauptverbandsplatz. Es war häufig nicht einfach, eine Vielzahl von Verletzungen unterschiedlicher Schwere in kürzester Zeit zu beurteilen und zu behandeln.<sup>1643</sup> Infolge des Ost-West austausches von Ärzten war es darüber hinaus vereinzelt zu Schwierigkeiten gekommen, „da die Sanitätsoffiziere aus dem Osten erst nach Eintreffen der ausgetauschten Sanitätsoffiziere aus dem Westen in Marsch gesetzt wurden, und somit eine Zeit von etwa 2 Monaten durch Vertretungen zu überbrücken war.“<sup>1644</sup> Ob das auch auf den von Lützen beschriebenen Arzt zutrifft, dieser also vielleicht Internist und nicht Chirurg war, ist nicht festzustellen. Neben der eigentlichen Verletzung kam es vielfach zu Komplikationen, wie von Lützen beschrieben, in diesem Fall zu einer Wundinfektion, die sich durch eindringende Maden noch verschlimmerte. Nach der dadurch notwendig gewordenen Amputation des Unterschenkels war der Verwundete fast verblutet. Insbesondere bei der Wehrmacht ist eine hohe Sterblichkeit durch auftretende Infektionen zu beobachten. Während bei den Amerikanern bereits Anfang 1943 Penicillin eingesetzt wurde, verfügte die deutsche Seite nicht über dieses, bei Sepsis sehr wirkungsvolle Medikament (s. Beitrag Uhlmann in diesem Abschnitt sowie in Kap. 5.6). Welcher Art die Infektion bei dem Betroffenen war, kann nur gemutmaßt werden. Lützens Angaben zufolge traten bei dem Verwundeten Sprachstörungen auf, die von einem [Wund-]Starrkrampf herrührten. Auch die Infizierung der Wunden mit Maden deutet darauf hin, dass der Verwundete bereits längere Zeit unterwegs gewesen ist, und die eigentliche Behandlung erst einige Stunden nach der Verwundung erfolgte. Ob der Patient überhaupt eine Erstversorgung erhalten hatte, in der Regel wurde zunächst auf dem Truppenverbandsplatz eine Feldtransportschiene angelegt, bei infizierten „Schussbrüchen“ mussten auch „frühzeitig Abfluss-

<sup>1643</sup> Ebd., S. 55.

<sup>1644</sup> Fischer: Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1707.

möglichkeiten' durch ausreichende Gegeninzisionen mit Drainage geschaffen werden,<sup>1645</sup> wird nicht deutlich. Zum Feldlazarett, um das es sich in diesem Fall ohne Zweifel handelte, gelangten in der Regel die transportfähigen und zuvor auf dem Truppen- oder Hauptverbandsplatz bereits erst versorgten Verwundeten und Kranken.<sup>1646</sup> Fischer weist darauf hin, dass die zum Truppenarzt kommenden Patienten häufig bereits in einem sehr schlechten Zustand gewesen seien, und dass ihr Befinden „keineswegs dem von Verunfallten unserer Tage entsprochen habe.“<sup>1647</sup> Die andauernden Strapazen, die erbitterten Kämpfe sowie körperliche und seelische Entbehrungen, unzureichende Bekleidung und Verpflegung sowie Austrocknung durch Hitze und unzureichende Flüssigkeitsversorgung hatten zur Folge, dass der Schwerverwundete bereits schwer mitgenommen auf den Verbandsplätzen bzw. im Lazarett eingeliefert wurde. Fischer räumt zwar ein, dass bei Gelenkschüssen „postoperative Ruhe wichtiger als frühzeitige Operation“<sup>1648</sup> sei, doch bestand bei längeren Rücktransporten mit erheblichen Verzögerungen die Gefahr einer Infektion. Fischer erklärt, dass die Wundtoilette, im Gegensatz zur operativen Wundversorgung, an keine Zeit gebunden und vor allem „bei bereits fortgeschritten infizierten Wunden angezeigt“<sup>1649</sup> war.

Nach dem Bericht des Beratenden Chirurgen des Ob.West, Prof. Dr. Achenbach, Ende 1944,

„setzte nach Beginn der Invasion im Kampfraum der Normandie bereits in der zweiten Woche eine bis dahin nicht erlebte Häufung von Tetanusfällen ein. Bei den ersten 7 Patienten, die Achenbach selbst beobachtete, fiel im Gegensatz zu allen früheren Beobachtungen auf, dass 6 von ihnen mit Sicherheit bei dem ersten Verband oder bei der Wundversorgung die üblichen 3.000 Einheiten-Tetanus-Antitoxin prophylaktisch erhalten hatten. Aufgrund dieser Erfahrungen wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht eine aktive Immunisierung empfehlenswert und durchführbar sei, denn die bisherigen Erfahrungen bei den deutschen Fallschirmjägern und den feindlichen Luftlandtruppen sprächen dafür. Ungefähr zwei Drittel aller bekannt gewordenen Tetanuskranken sind verstorben, trotzdem die Behandlung nach den üblichen Regeln durchgeführt worden war. Die meisten starben entweder im Krampfanfall oder an einer Pneumonie bzw. auf dem Boden einer allgemeinen Entkräftung an anderen interkurrenten Erkrankungen.“<sup>1650</sup>

Bei den von Lützen beschriebenen Symptomen zu denen im fortgeschrittenen Stadium auch die Kieferklemme gehört, handelte es sich demnach wohl tatsächlich um einen von Wundstarrkrampf betroffenen Schwerverwundeten. In dieser, vom Arzt zu spät erkannten, lebensbedrohlichen Situation des Betroffenen – dieser hatte inzwischen bereits einen Schnorchel bekommen, da die Kehlkopfmuskulatur schon

---

<sup>1645</sup> Ders.: Notchirurgie, S. 64.

<sup>1646</sup> Ebd., S. 66.

<sup>1647</sup> Ebd., S. 48.

<sup>1648</sup> Ebd., S. 62.

<sup>1649</sup> Ebd., S. 63.

<sup>1650</sup> Fischer: Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1689.

von den Krämpfen betroffen war und eine Erstickung drohte - erfolgte eine sofortige Immunisierung mit Tetanus-Antitoxin. Damit sollte die Bildung eigener Antikörper in Gang kommen, um noch nicht im Gehirn angekommenes Toxin zu neutralisieren. Nach dem zuvor von Prof. Achenbach erwähnten Bericht über derartige Fälle, ist davon auszugehen, dass auch dieser Patient nicht überlebt hat. Das Problem bestand darin, dass Kriegsverwundungen in besonderem Maße infektionsgefährdet waren. Erdverschmutzungen und Sekundärgeschosse drangen in die Wunden ein, „die durch ihre buchtige zerrissene Gestaltung und das reichlich geschädigte Gewebe günstigste Bedingungen für die Haftung und Ausbreitung schwerer Infektionen, insbesondere des Tetanus und des Gasödems bieten.“<sup>1651</sup> Hier ist zu fragen, warum deutsche Soldaten nicht bereits bei ihrem Eintritt in die Wehrmacht durch Reihenimpfungen gegen Tetanus immunisiert worden sind.

Gockel, der am 6. Juni 1944 als MG-Schütze an der Hand verletzt worden und, zusammen mit anderen Verwundeten, auf dem Weg in ein Lazarett außerhalb des Frontbereichs war, überkam während des Transports ein Gefühl der Erleichterung. Er dachte zunächst: „Gott sei Dank, hier bist du noch mal raus gekommen!“ Als nächstes machte er sich jedoch Sorgen um seine Hand, die zudem erheblich schmerzte. Er schildert seine Ängste:

„Und dann habe ich nur dran gedacht, die Finger zu behalten. Das war mein Problem. Seltsamerweise auch, ich hab die ersten Schmerzen erst gehabt, als ich auf dem Kompaniegefechtsstand war - fast 'ne Stunde später. Vorher, wie ich da raufgelaufen bin, ich hab ja am rechten Arm noch den Karabiner geführt, habe ich keine Schmerzen gehabt. Und ich komm' in den Bunker und leg' mich dann da auf den Beton, lass' mich so fallen und da kriege ich unwahrscheinliche Schmerzen. ... Und in dem Bunker war so Halbdunkel drin, da waren dann da mehrere Verwundete auch, ... [unter anderem] der Oberfeldwebel P. ... Und den hatte es auch ziemlich erwischt. ... Ja, Rückenverwundung, vorher, oben im Gelände.“

US-amerikanische und englische Tiefflieger griffen gleich am ersten Tag der Invasion in Frankreich deutsche Sanitätseinrichtungen an.<sup>1652</sup> Severloh berichtete:

„Wie ich da war, [am 6. Juni 1944], kam die Meldung, es dürften keine *Sankas* am Tage mehr fahren, die würden von den Fliegern zerschossen. Die dürften erst nachts wieder transportiert werden. Die würden von den Fliegern angegriffen, die guckten nicht nach dem roten Kreuz.“

Herr Heinze bestätigte dies und erzählte, dass er nach einer schweren Verwundung zunächst eine erste Grundversorgung auf einem Truppenverbandsplatz bekommen hatte und dann in Le Mesnil, nahe St. Lô, in einen „Sanka“<sup>1653</sup> eingeladen wurde. Bereits zu diesem Zeitpunkt beschlich ihn eine Vorahnung:

„Und da war mir schon so 'n bisschen komisch. Der Sanka war noch nicht oben,

<sup>1651</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 57f.

<sup>1652</sup> Ebd.

<sup>1653</sup> Abk. für: Sanitätskraftwagen; ebenfalls die Kurzbezeichnungen: „Sankra“ und „Sanker“.

da kriegte der einen Treffer, da hatte ich vorher mal den Fahrer gefragt, und ich weiß auch, warum sie geschossen hatten. ... Da sagte er: ‚Wir haben Angriffe gehabt und wir sind also, wenn Angriffe kamen, sind wir stehen geblieben und sind getürmt, und da haben die gedacht: ‚Aha, die haben ein schlechtes Gewissen und haben auf den Wagen geschossen.‘ Was war nämlich passiert? Ein paar Tage vorher war bei einer SS-Einheit - welche, weiß ich nicht, spielt auch keine Rolle - die haben versucht, da nun Munition nach vorne zu bringen. Die wurden alle abgeschossen. Und da sagen die: ‚Versuchen wir’s mit dem Roten Kreuz.‘ Wie der Zufall oder das eigene Unglück es wollte: die sind über die eigenen Linien gefahren und sind in die Hände von Kanadiern gefallen. Jetzt wollten sie sehen, was da los ist, und sofort kam ‘n Befehl, alle Rot-Kreuz-Wagen zu beschießen.“

Heinze erwähnte noch, dass es auf dieser Fahrt im Sanka nach Paris „drei-, viermal“ passiert war, dass ein alliierter Jabo den Sanka entdeckt hatte und runter ging, dann aber wieder aufstieg, ohne zu schießen und erklärte: „Da wir nicht stehen blieben, sind wir durchgekommen.“ Heinze merkte im Anschluss daran noch zutreffend an, alles habe seine „zwei Seiten“. Häufig werde beklagt, dass die Alliierten in Verletzung des geltenden Völkerrechts, insbesondere der Genfer Konvention, Sanitätsfahrzeuge angriffen.<sup>1654</sup> Auf die Gründe werde jedoch zumeist nicht eingegangen.<sup>1655</sup> Die Unterhaltung mit dem Sanka-Fahrer brachte Heinze Aufschluss über die Motive alliierter Tieffliegerangriffe. Dass der Missbrauch von Sanitätskraftwagen u. a. zum Zweck der Waffen- oder Munitionsbeförderung keine Ausnahme darstellte, berichtete auch der Interviewte Albertsen in Schröders Habilitationsschrift:

„Wenn Sie wüssten, was *wir* unter dem Rotkreuzwagen – auf Dach, an den Seiten, wo überall rotes Kreuz [war] – transportiert haben, dann würden Sie die Hände über’m Kopf zusammenschlagen. Das hatte mit Genfer Konvention nichts mehr zu tun.“<sup>1656</sup>

Er fügte hinzu, dass seine Sanitätseinheit auch mit Granatwerfern ausgerüstet war, was ebenfalls den Regeln der Genfer Konvention zuwiderlief, nach der Sanitäter lediglich eine Pistole zu besitzen hatten, die sie jedoch während ihres Einsatzes nicht benutzen durften.

---

<sup>1654</sup> Den Fall, dass sich ein alliierter Pilot für den Beschuss eines Rot-Kreuz-Busses entschuldigte, erlebte Thomsen.

<sup>1655</sup> Vgl. Janessen: *Arzt im Krieg*, S. 527; de Zayas: *Wehrmacht-Untersuchungsstelle*, S. 81, 83, 116f., 166.

<sup>1656</sup> Albertsen, in: Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 301, Anm. 48. Vgl. Großmann: *Granatsplitter*, S. 90: „Einen Schützenpanzerwagen beobachtet, der mit dem roten Kreuz gekennzeichnet war und am helllichten Tage nach vorne kam. Solche Wagen hat man in letzter Zeit wiederholt verwendet, um die Verwundeten auf ihrem Rücktransport heil durch das feindliche Sperrfeuer zu bringen. ... Auch jetzt, während sich der Sani-Wagen mühsam nach vorne arbeitete, ballerten die Amis aus allen Rohren und kreisen den gepanzerten Sanka förmlich ein, ... bis ein Treffer saß. Der Saniwagen rutschte seitwärts ab, überschlug sich und eine Stichflamme schoss aus dem gepanzerten Lazarettwagen hoch. ... Explosion auf Explosion folgte, und das anschließende laute Knattern verriet, dass der Wagen mit Munition beladen war! ... Ich war peinlich berührt, denn der Verstoß lag auch auf unserer Seite. Der Saniwagen transportierte nicht nur die Verwundeten nach rückwärts, sondern brachte gleichzeitig Muni und Nachschub nach vorn. Der Krieg nimmt harte Folgen an.“

Der Informant Weiß wunderte sich in der Normandie über die vielen ausgebrannten Sankas und beobachtete,

„dass [nur] die vielen Sankas, die zur Front fuhr'n, dass die ausgebrannt war'n. ... Als die Sanker zurückfuhren, von der Front weg, da war'n... da hab ich keinen jeseh'n, aber die zur Front fuhr'n, die war'n ausgebrannt. Die hab ich jeseh'n, und hab mich jewundert: ‚Wie kommt denn dat? ‚N Sanker beschossen?!“

Dies bestätigt die vorhergehenden Aussagen, wonach die Westalliierten festgestellt hatten, dass Sanitätskraftwagen, die zur Front fuhren, oftmals Munition oder Ersatzteile dabei hatten und so die eigenen Truppen versorgen sollten, da die Deutschen annahmen, diese würden, im Gegensatz zu Munitionstransportwagen, nicht von der *Air Force* beschossen.

Gockel, der, wie erwähnt, aufgrund seiner Handverletzung, ebenfalls in Richtung Südosten unterwegs war, schilderte einen Fall, der nicht so glimpflich ausging wie Heinzes:

„Und auf dem Weg von Bayeux nach Balleroy standen auch mehrere Fahrzeugkolonnen ausgebrannt da, die auch ( ) lagen, wo dann auch etliche Landser zu Tode gekommen waren. Die Stimmung war so: wenn da 20 Meter weiter einer war, das nahm man ja kaum zur Kenntnis, ob der noch lebte oder ob er schon tot war.“

Wenn ein Sanitätskraftwagen beschossen wurde, bedeutete das oft den Tod für die darin transportierten Verwundeten. Auch Lazarette und weiß gestrichene Schiffe mit sichtbarem Roten Kreuz wurden von alliierten Fliegern beschossen.<sup>1657</sup> Meist gab es nach solchen Angriffen keine Überlebenden.<sup>1658</sup> Andererseits berichtete Thomsen von fairen Gesten alliierter Piloten, und Carell davon, dass eine Rotkreuz-Kolonnen, die mit Rotkreuzflaggen weithin sichtbar war, durch eine Lücke des Kessels von Falaise herausfahren konnte, ohne von amerikanischen oder britischen Jagdflugzeugen beschossen zu werden.<sup>1659</sup> Andererseits passierten, sei es aus Nervosität oder unglücklicher Umstände, auch tragische Zwischenfälle wie nachfolgend von Heinze geschildert wird:

„Und hier, das waren, da war ich verwundet, da war 'ne Krankenstation, und die leitete ein Unterarzt, Dr. W., der ist hier gefallen, der ging raus, mit der Fahne, und dann haben wir nichts mehr von gesehen, und dann kamen nachher ( ) Offiziere angefahren da, mit der Mütze dieses Unterarztes, und fragten, was das für 'n Offizier ist. Und da sagten wir: ‚Das ist Unterarzt Dr. W.‘ ... Ja, vielleicht [hat ihn] 'n Scharfschütze oder Querschläger [getroffen]. Der wollte sich bemerkbar machen, nicht schießen, und das rote Kreuz raus, die Rote-Kreuz-Fahne war auch hier oben drauf.“

<sup>1657</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 15.

<sup>1658</sup> U. a. wurden ein Dampfer, der deutsche Soldaten an das andere Ufer der Schelde übersetzen wollte, trotz Kennzeichnung versenkt sowie das im Château d'Aubry untergebrachte, mit großen Leinentüchern gekennzeichnete und durch offene Funkprüche bekannt gemachte Lazarett, trotzdem beschossen. Fischer: Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1690, 1685.

<sup>1659</sup> Carell: Sie kommen, S. 286. Vgl. Fischer: Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1735: Ein deutscher Sanitäter berichtet aus den Kämpfen in den Ardennen „dass er als 18jähriger Kompanie- und Bataillons-Sanitäter in der vordersten Linie den sehr harten, aber fairen Kampf erlebt hat. Wenn er die Rote-Kreuz-Flagge schwenkte, um einen Verwundeten zu holen, stoppte das feindliche MG-Feuer.“

Was auffällt und auch in anderem Zusammenhang mit Verwundeten berichtet wird, ist die Abgestumpftheit, die die Soldaten gegenüber ihren Kameraden entwickelten (s. Gockels vorherige Aussage in diesem Abschn. sowie die der Befragten in Abschn. 5. und 5.6). In Anbetracht des am Landestrand am 6.6.1944 und danach Erlebten sowie aufgrund der eigenen Erschöpfung und Schockwirkung, die eine Verwundung auf den einzelnen ausübte, war jeder mit sich selbst und seinem eigenen Überleben beschäftigt. Wie auch Rothe mehrfach betonte, war der Blick „nach vorn“ gerichtet. Heinze ist, neben Becker, derjenige aller für diese Arbeit Befragten, der die schwersten Verwundungen davongetragen hat.<sup>1660</sup> Neben dem zerschossenen Arm, den er zeitlebens nie wieder benutzen konnte, der ihm aber erhalten blieb, hatte er auch eine Rückgratverletzung erlitten: „Der Wurmfortsatz wurde mir abgeschossen und dann durchs Becken durch und raus gekommen.“ Dennoch meinte er: „[Ich habe] sehr viel Glück gehabt.“ Nachdem er in der Nähe des Pariser Hauptbahnhofs in einem Lazarett versorgt worden war, galt es nun, die französische Hauptstadt zu räumen:

„Und dann hatte ich auch noch Fieber und dann kamen die Amerikaner auch schon auf Paris zu, und da hieß es: ‚Ja, wer Fieber hat, muss hier bleiben, wird den Amerikanern übergeben. Wer kein Fieber hat, wird abtransportiert.‘ Na, das war ja nun ‚ne leichte Übung. Da habe ich das Thermometer raus genommen, vor Zeit, und dann wurde ich verladen. Ich wollte noch nicht in Gefangenschaft gehen. Dann kam ich erst nach Marburg, dann nach Gießen, in Gießen wurden wir ausgeladen. Da habe ich dann bis zum 6. Dezember gelegen. Am 6. Dezember wurde die Klinik zerbombt, dann kamen wir aus ‚m Kellerloch noch raus und dann fragten sie mich, wo ich denn hin verlegt werden wollte. Ich wollte schon längst nach Hause, und dann kam ich ins Standort-Lazarett nach Plogau [Schlesien]. [Meine Eltern], die waren da noch. Da wurde ich erst im Lazarett behandelt, da sollte dann die Nervennaht gemacht werden, das eiterte ‚n bisschen. Und weil die Betten alle voll waren, da sagten die: ‚Dann gehen Sie doch nach Hause‘, 24 km von dem Ort weg. Ja, und da konnte ich zu Hause wohnen und sollte zweimal in der Woche ‚rüber kommen zur Kontrolluntersuchung, und das war im Januar.“

Ähnlich wie Lützen, der in der Schreibstube eines Lazaretts einfach seinen Ausweis verlangte und angab, ihm sollen seine Papiere zum Weitertransport übergeben werden, versuchte der Befragte Heinze sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. So blieb ihm auch später die Gefangenschaft erspart. Es gelang ihm, zusammen mit seinen Eltern – sein Vater war Eisenbahner – in einem der letzten Züge von Schlesien nach Kassel zu kommen und dort bei Kriegsende seine Entlassungspapiere aus der Wehrmacht zu erhalten.

Weiß schilderte im Interview aus Sicht eines Nicht-Betroffenen den seiner Meinung nach grausigen Anblick des Sanitätspersonals auf einem Verbandsplatz:

„Uffjekrempelte Hemdärmel, Jummschürze vor, so loofen se uff'm Hauptverbandsplatz rum, mit ihre' Spritzen. Ja, die lagen ja alle, Lebende und Sterbende, die lagen ja auf'm Hauptverbandsplatz alle irgendwie im Schatten, hinter der Hecke

---

<sup>1660</sup> Fritz Becker wurde als Gefangener bei einem Fluchversuch aus dem französischen Fort de la Motte Giron von einem französischen Wachposten schwer am Bein verwundet. Das Bein blieb zeitlebens steif.

und so weiter, ja. Und der Stabsarzt löofft da rum, Jummischürze vor. Da war ich noch nich verwundet, da war ich mal... musst' ick mich mal melden, beim Bataillonsstab da. Und da hab ich dat jeseh'n. Dat is 'ne Erinnerung, die vergisst man nich wieder! Dat is auch dat Jefühl jewesen: Volltreffer oder Heimatschuss, aber bloß nich zum Krüppel schießen! Da hab ick Angst vor jehabt, zum Krüppel schießen, ... [dass man] 'n Leben lang so laufen muss... Das is vorher schon jewesen. Vorher hat man sich das schon vorjestellt.“

In der Tat war der Anblick arbeitender Ärzte auf einem Hauptverbandplatz, auf dem die gerade angeschossenen und verwundeten Fälle zur Erstversorgung ankamen, erschreckend. Die Gummischürzen erinnerten sicher manchen eher an einen Schlachthof, besonders dann, wenn sich darauf Blutflecken befanden.<sup>1661</sup> Die Angst vor dem Verstümmeltwerden hatten viele Soldaten in allen Kriegen. Der Arbeiter Max Hoelz, der in schweres Trommelfeuer geriet und überall die Schreie der Verwundeten hörte, fürchtete sich davor, sich in einer ähnliche Situation wieder zu finden:

„Mich erfüllte nur der eine Gedanke: Eine Granate müsste mich jetzt treffen, aber so, dass nichts mehr von mir übrig bleibt. Vor dem Verstümmeltwerden hatte ich entsetzliche Angst. Nur nicht stundenlang liegen und so schreien müssen!!! Mit verzweifelter Inbrunst betete ich um einen schnellen Tod. ... Es war mein letztes Gebet! Nach diesen furchtbaren Stunden hatte ich keine religiösen Illusionen mehr.“<sup>1662</sup>

Im Falle des Befragten Weiß hatte der Anblick der Ärzte bei ihm ebenfalls Angst und Schrecken ausgelöst. Auch bei Bamm findet sich die Beschreibung, dass Ärzte wie Fleischer aussahen.<sup>1663</sup> Eine ähnliche Schilderung des Aussehens von Ärzten auf einem Hauptverbandsplatz wird auch zu Beginn des Abschn. 5.9 vom Befragten Müller abgegeben.

Gockel erlebte im Gegensatz dazu die Schwestern, die sich allerdings vorwiegend in Feldlazaretten, jedoch nicht auf den Truppen- und Hauptverbandsplätzen befanden, als Wohltat für die eingelieferten Soldaten. Er schreibt dazu in seinen Erinnerungen:

„Die Schwestern taten mehr als ihre Pflicht und sahen in jedem Verwundeten einen hilfsbedürftigen Menschen.“<sup>1664</sup> Etwas anderes fiel ihm noch auf, und zwar die extreme Alterszusammensetzung der Truppen: „Manchmal waren es jetzt im Juni 1944 noch junge knabenhafte Soldaten und im Kontrast dazu alte Landser, die schon im Krieg 1914/18 die Heimat verteidigt hatten.“<sup>1665</sup>

Es hatte sich bereits Ende 1943/Anfang 1944 bemerkbar gemacht, dass die belastbaren Jahrgänge schon sehr dezimiert bzw. hauptsächlich an der Ostfront zu finden

<sup>1661</sup> Foto versorgender Ärzte auf einem HVP in Frankreich im August 1944 in: Fischer: Notchirurgie, S. 58. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 174, berichtete am 16. Dezember 1942 in der Nähe von Stalingrad von einem Hauptverbandsplatz: „Jemand ist gerade dabei, einige amputierte Glieder in eine blutige Zeltbahn zu sammeln. Später kommt jemand mit einer blutverschmierten Gummischürze zu mir.“

<sup>1662</sup> Hoelz: Vom „Weißen Kreuz“.

<sup>1663</sup> Bamm: Unsichtbare Flagge, S. 43.

<sup>1664</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 105.

<sup>1665</sup> Ebd.

waren. In den Westen waren von vornherein entweder sehr junge Soldaten nach ihrer Grundausbildung gekommen oder ältere Landser, die entweder an der Ostfront verwundet oder aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen von vornherein nicht für Russland in Frage kamen.

Eine kuriose Begebenheit in Bezug auf seine Verwundung, die sich so wohl nur in der Normandie abspielen konnte, berichtete Ludwig im Interview:

„Und ich habe sehr darunter gelitten, dass man mich da erwischte hatte [und ich 'ne Verwundung bekam]. Und danach habe ich 'ne ganz... also wieder eine blöde Verwundung gekriegt. Da war ein Calvados-Keller, das sind so Nissenhäupter, die sind aber nich etwa so hoch wie 'n Haus, wo man drunter stehen könnte, sondern eingebaut, tief, und da sind die Fässer drin. Da, wo Calvados und... ja, Cidre und all' so was... Jedenfalls hab ich mich bei einem Überfall von Flugzeugen da hinein gerettet und fühlte mich da drin recht wohl. Aber Scheiße! Ich kriegte da 'ne Granate rein und habe mir die rechte Hinterbacke aufgerissen, nicht mehr. Also hat keinen Knochen getroffen, kein gar nichts, aber 'ne Riesenfleischwunde, wunderbar. Und war natürlich ohnmächtig, sicher, lag dadrin. Aber es hat ja nicht nur mich getroffen, sondern die Calvadosfässer auch. Die liefen aus, und das war wie so 'ne Wanne, und bei jedem Luftzug volle Pulle. Ich war so sternhagel besoffen, die haben mich da raus geholt, dass sie gar nicht gemerkt haben, dass ich da hinten wer weiß wie blute, sondern sie haben gedacht, ich bin verrückt. ... Ich war [aber doch] da drin, um mich zu schützen, vor diesem Angriff. Ich war doch bewusstlos, und bei jedem Luftholen habe ich kräftig geschluckt. Und dann habe ich mich wieder gefunden in einem zusammengefallenen Haus, im Kellerloch, gehörte zum Regimentsstab. ... Das war eines von den Flugzeugen, [die mich da verwundet hatten], ... ganz in der Nähe dieses Riesenvieh, wo ich dachte, die Luft geht mir weg.“

Selbstgebrannter Calvados, der in der Normandie heute noch vielfach auf Bauernhöfen oder in Privathäusern hergestellt wird, kann über 50 % Alkohol enthalten. Nach dem unfreiwilligen Genuss des hochprozentigen Getränks, wundert es nicht, dass die Ludwig auffindenden Kameraden dachten, er habe infolge eines Angriffs einen schweren Schock und eine Art Trauma erlitten, den er mit viel Calvados betäubt hatte.

Dass auch Verbandsplätze beschossen wurden berichtete keiner der Befragten. Allerdings versuchten die Deutschen, diese Orte in sichereren Gebäuden oder in Berghöhlen unterzubringen. Uhlmann erinnerte sich daran, dass er, nachdem die Invasion für ihn persönlich „am 6. Juni, nachts um 1.05 Uhr“ begonnen hatte, den Befehl bekam, einen Verbandsplatz in einer Höhle, in rückwärtiger Lage zum Strand, einzurichten, den der Krankenträgerzug zuvor ausgebaut hatte. Ein Unterarzt und er selbst hätten „da ... 'ne ganze Zeit rum gelegen.“ Uhlmann und der angehende Militärarzt baten mehrfach darum, nun endlich helfend eingesetzt zu werden, woraufhin schließlich der Vorgesetzte nachgab und meinte: „Los, in Gottes Namen, fahrt hin!“ Die Fahrer bekamen genaue Anweisungen und versahen die Sankas mit der Rote-Kreuz-Fahne. Die Fahrzeuge kamen durch. Der Befragte lobte die Fahrer, denn die „wussten unheimlich Bescheid,“ so Uhlmann und kannten sich in der Gegend bestens aus. Er berichtete: „Jedenfalls sind wir zu der Höhle und haben uns eingerichtet und dann ging das schon los, dass wir ständig von oben kontrolliert wurden.“

Uhlmann erinnerte sich daran, dass sich das gesamte Frontleben nur nachts abspielte, einschließlich der Verwundetentransporte (s. auch Abschn. 4.2). Draußen, vor der Höhle, durfte sich tagsüber niemand sehen lassen, weil der Abschnitt permanent von Jagdbombern überflogen wurde wie ein „Unteroffizier vom Dienst mit Ablösung“. Da am Tag völlige Ruhe herrschte, hatte Uhlmann „meistens mittags frei“ und ging auf die Jagd (s. Abschn. 4.6). Obwohl sich überall Engländer befanden, bewegte er sich frei im Gelände und erklärte: „Ich hatte eben keine Angst.“ Trotzdem war er sich der Gefahr bewusst und gibt zu:

„Is schon schwierig, ich bin lange Zeit Melder gewesen, ich weiß, der Rückweg sieht anders aus als der Hinweg. Man muss schnell reagieren können. Und wenn manchmal dicke Luft war, ich hab so schnell gelegen, das is 'n Instinkt gewesen, dass die neben mir tot oder schwer verwundet waren, weil sie langsamer waren.“

Ganz nebenbei fügte er an „Ich bin zwar auch fünfmal verwundet, aber...“ Näheres dazu erfährt man von ihm nicht. Nachdem er wieder einmal allein im Wald auf Jagd ging, fiel ihm eine Fahrspur auf, woraufhin er dachte:

„Wer fährt denn hier? Ich bin weitergegangen. Ich kannte ja meine Ecken, wo die Kameraden waren, da kommt denn so 'ne Senke, da hatten sie auf dieser Seite Holz gefällt und so in Festmeter aufgebaut. Und an dem ... Abhang, da waren Löcher an Löcher von Kaninchen, und denn habe ich mich dahinter gelegt und den dicksten geschossen. ... Und da hab ich gewartet, fünf Minuten, und dann kamen die Kameraden wieder, haben geschnüffelt und dann hab ich mir den nächsten ... an dem Tag hatte ich fünf Kaninchen. Die habe ich an 'n Gewehrlauf gebunden, und denn bin ich zurück. Da habe ich gedacht, nun wird's Zeit... Und denn bin ich vielleicht 500 Meter von der Höhle ab, und da werde ich von hinten angesprochen: ‚Kamerad!‘ Da drehe ich mich um: drei Engländer hinter mir, geben mir aber zu verstehen, dass sie sich ergeben wollen, der eine ist schwer verletzt. Den haben die so in der Mitte getragen. Hab ich ihnen erstmal gesagt, sollen sie die Waffen weglegen. Nun war auch mein Englisch von der Schule ..., schulische Ausbildung war ja bescheiden, man konnte sich ja kaum verständigen, aber ich hab's ja verstanden, und dann haben die mir erklärt, dass sie noch 'n Jeep hätten. Ich sage: 'Ja, die Fahrspur habe ich gesehen.' ... Da haben sie mir erklärt, wo der is. Und wie ich hinging, da ging da auf der einen Seite 'n Damm durch, da war ich aber nicht drüber, da war 'n Torbogen durch, da bin ich auch nicht durch, ich bin auf dieser Seite geblieben und dahinter, da konnte ich den Jeep sehen, mit Anhänger. Da sind wir hin. Ich [bin mit dem Jeep und den Engländern] vor der Höhle vorgefahren. Die haben ja alle Augen gemacht! Wenn wir uns hätten verständigen können und die mich gefragt hätten, wo ihre Truppenteile liegen, das hätte ich denen klarmachen können, weitab waren die nicht, die hatten ja hier den Brückenkopf, und den haben unsere nicht nehmen können, ging nicht. Den haben die so festgehalten. ... Und ich hab die drei dann in die Höhle rein ... erstmal in Deckung gebracht, ... das Fahrzeug auch in Deckung gebracht. Dann wurde die Feldgendarmarie benachrichtigt, die holten die beiden Gesunden ab, und den Verwundeten, den haben wir versorgt.“

Uhlmann entdeckte dann noch etwas auf dem englischen Jeep, das seinem Verbandsplatz noch von späterem Nutzen war:

„Und ich hab mir dann mal den Anhänger angesehen. Da war so ein kleiner Würfel drauf, so. Das waren weiße Woldecken, die gingen nachher so auf. Das waren 40 Woldecken, und wir hatten da bei uns in der Regel ... wir hatten wenig [Decken], und die Sankas hatten immer nur zwei Decken und für einen, der 'n schweren

Schock hat, ist das zu wenig. Da konnte ich dem 'ne Decke zugeben. Und die habe ich auch immer wiedergekriegt, manchmal erst nach Wochen, weil die ja immer woanders hingefahren sind. Und die Sankafahrer, wenn man da einen erwischen könnte, die sind ja überall rum gefahren, die können viel mehr erzählen. Wir waren ja nun da praktisch vollkommen abgeschlossen, die Verwundeten, die kamen zu uns hin, und denn haben wir sie versorgt, und denn sind sie weg.“

Der Befragte nutzte die freie Zeit, in der keine Verwundeten gebracht wurden, und alle anderen in Richtung Hauptverbandsplatz oder Feldlazarett abtransportiert worden waren, um „immer die Umgebung [abzusuchen].“ Er erklärte: „Das lag bei mir im Blut, das habe ich von der Infanterie gelernt.“ Bei einem dieser Erkundungsgänge in die Umgebung machte er einen grausigen Fund:

„[Ich] bin dann auch mal an einen Hohlweg gekommen, und da habe ich Verwesendengeruch aufgenommen, und das war unheimlich. ... Da bin ich aber nicht alleine, da habe ich mir noch einen mitgenommen, ich sage: ‚Komm mal mit! Ich hab da was entdeckt.‘ Da lag da 'n kanadischer Leutnant, schon Wochen tot, verwest dann. Da haben wir denn Franzosen aus dem Ort haben wir da ... die Franzosen, die wollten das nicht. Da haben wir denen klargemacht, wie sie's machen sollen, die sollen ... 'ne Trage machen, ... Baumstämme und 'n Tuch rüber und dann rollt ihr den rüber und deckt den zu und dann sollen sie ihn im Ort begraben. ... Auf jeden Fall haben die Franzosen ihn begraben.“

Auf die Frage, ob er am Tage oder in der Nacht einmal englische Froschmänner gesehen habe, die die Küste erkunden wollten, erzählte Arp ein besonderes Erlebnis:

„Froschmänner? Nee, ich hab nur mal einen toten [englischen] Seemann beerdigt. Also, eines Tages hieß es, ist ein Engländer angeschwemmt worden, ein Seemann. Und ich sollte als, wie nennt man das? Totenoffizier? Nee, so hieß es net. Also, da haben sie mich da ernannt zum Bestattungsoffizier, obwohl ich ja gar kein Offizier war, sondern das war der Titel. Und dann hab ich bei einem französischen, wie heißt das, französischen Schreiner einen Sarg machen lassen, und bei 'ner Einheit, da in 'ner Nähe lag auch... wie heißt es, irgendwo Marine, 'n paar Marinesoldaten [angefordert]. Und dann wurde der von dem Franzosen in den Sarg gelegt und unter Marinezeremoniell beerdigt. Mit Pfeifen und da mit... das geht ja alles da mit Pfeifen. Der war, der war auch 'n paar Tag' vorher oder 'n paar Wochen... Das Gesicht war ja gar nim'mehr zu erkennen, durch [die] Wellen da und durch den Sand! Da war ein Schiff, 'n englisches Schiff, untergegangen. Es war doch so: selbst wenn die Franzosen fischen gingen, da mussten se Erlaubnis haben, und dann wurde diese Erlaubnis... und dann durften die rausfahren. Zum Beispiel Arromanches, Port-en-Bessin, da waren überall so kleine Häfen. Die durften nur dann raus fahren, wenn sie die Erlaubnis hatten und alle benachrichtigt waren. Das gab dann so 'n... Oder wenn se... bei uns gab's ja die... die Hummer im Calvados. Oder bei uns gab es sehr viel die kleinen Muscheln. Da durften die Franzosen ja nicht ran. Da hab ich folgendes gemacht – also nicht die Austern – da mussten se... da konnte' se mit Erlaubnis ran. Aber ich bin hin, hab 'ne ganze Menge Säckchen voll geholt und hab's dann den Franzosen gegeben. [Die durften nicht fischen], weil das Sperrgebiet war. Mit Genehmigung [aber schon]... also mit Booten, bestimmte Häfen, und da wurde genau angegeben, wie viel Kähne rausgefahren sind. Erst ging's an das Regiment, und die haben's vorne an die Küste weitergegeben. ... [Der tote Engländer] hatte 'n Matrosenanzug an und alles, und Uniform. ... Da war etwas in der Gegend war, auf See, ein Schiff untergegangen, ein englisches Schiff. Das hatten wir gehört. Der wurde dann, ich glaub' in Asnelles, auf'n Friedhof... Also wirklich, da haben wir uns auch Mühe gegeben, das schön zu machen. Und der hatte auch noch 'ne ‚Hundekette‘, 'ne Erkennungsmarke. Ja, ja, das war 'n Soldat. Das haben wir noch weitergereicht. [Wann das genau war,] das ist schwer [zu sagen]. Ich war ja schon... Halt! Ich war

ja schon vorne, bei der Kompanie. Das muss also schon bald '44 gewesen sein. Ich sag' ja, März vielleicht, Februar/März bin ich vorne hin.“

Erstaunlich ist, dass der englische Matrose, immerhin gehörte er als Engländer zu den Gegnern der Deutschen, fast wie ein Angehöriger der deutschen Kriegsmarine, mit einem Marinezeremoniell und militärischen Ehren beigesetzt wurde. Der tote Körper war etwa drei Monate vor der Landung der Alliierten in der Normandie angeschwemmt worden, in einer Zeit also, wo eine ruhige Bestattung wie Arp sie schildert, abseits von Kampfhandlungen, noch möglich war. Undenkbar ist, dass so etwas im Falle eines toten sowjetischen Marinesoldaten in dieser Form vonstatten gegangen wäre. Goldmann schildert in Abschn. 5.8, wie tote Verbündete der Deutschen von russischen Frauen behandelt wurden, die darum gebeten worden waren, einige gefallene Rumänen zu beerdigen. Zu bedenken sind, neben dem Sowjetrussen als erklärtem Feind, die unterschiedlichen Gegebenheiten im Osten: Eis, Schnee und tief gefrorener oder matschiger, schlammiger Boden sorgten dafür, dass eine Bestattung dort zur Schwerstarbeit geriet. Auf die Idee, einen Rotarmisten zu beerdigen, auch wenn es sich um einen Marineangehörigen gehandelt hätte, wäre an der Ostfront wohl auf deutscher Seite niemand gekommen. Während in der Sowjetunion aber anscheinend für eine Bestattung der mit den Deutschen Verbündeten – allerdings ohne großes Zeremoniell – gesorgt wurde, erhielt der Feind im Westen eine Bestattung mit allen militärischen Ehren. Es war üblich, auch einem verstorbenen Gegner die Erkennungsmarke abzunehmen, um der Familie später den Tod ihres Angehörigen mitteilen zu können. Diese Aufgabe übernahm dann sehr wahrscheinlich das internationale Rote Kreuz.

Ludwig berichtete im Interview, dass er gefallene Kameraden nicht nur nach Essbarem durchsuchte (siehe 4.5), sondern auch die halbe Erkennungsmarke an sich nahm, um der Kompanie den Verlust zu dokumentieren:

„Ich musste übrigens hier oben [an den Hals] hinfassen, und das Schlimme war, als ich mal so viel in der Tasche hatte, die halben Dinger, die Hälfte der Erkennungsmarke: ‚Sag mal, hast du 'ne Kompanie gemordet?‘ Sehr gefährlich! Das sind unsere Verpflichtungen gewesen. Der Sani kommt doch nicht dahin, wo Leute gefallen sind, der kommt dahin, wo Leute verwundet sind, die ihm gebracht werden. Wenn nun wirklich mal... das ist aber nun wieder so eine Sache, wie man sich das so theoretisch eben vorstellt. Da is so ein Scharmützel gewesen, da liegen welche auf der Fläche und dann: HILFE! Weiße Fahne, und nun kommt der Sani, und der holt sie ab! Und die anderen, die da mit helfen, kriegen auch noch 'n weisses Hemd an, und dann wird da nicht geschossen. Scheiße! Scheiße! Das ist irgendwo mal passiert, aber das hätte in Russland nie geklappt, und im Westen isses, da wo ich war, nie gewesen, nie! Im Gegenteil. Ha, da sieht man mal wieder einen: WOMM. Die Sanis waren wichtig, ganz wichtig, und wir haben viel zu wenige davon gehabt, die immer bereit waren, aber es waren ja auch Kanoniere wie jeder andere. Und dann, wenn 's drauf ankam, hatten sie noch die andere Büchse, wo das Kreuz drauf war, und dann wurde die Binde rausgeholt und mehr konnten die doch auch nicht [tun].“

Die Erkennungsmarken wurden an eine zentrale Stelle weitergeleitet, der Verlust dort registriert und die Angehörigen benachrichtigt. Dort, wo es nicht möglich war, die aus zwei gleichen Hälften bestehenden Erkennungsmarken abzubrechen oder die Hälften weiterzuleiten, blieben die Gefallenen „unbekannte Soldaten“. Ludwig unterstrich in seinen Ausführungen, dass auch im Westen das Rote Kreuz nicht immer beachtet und, trotz der Kennzeichnung, auf das Sanitätspersonal und auf deren Transportfahrzeuge gefeuert wurde (dazu auch die Aussagen Severlohs und Heinzes in diesem Abschn.).

Das unermüdliche Engagement des Sanitätsunteroffiziers Uhlmann wurde von höherer Seite nicht geschätzt, da die Ärzte auf dem Hauptverbandsplatz nicht davon angetan waren, wenn auf dem Truppenverbandplatz mehr als die Erstversorgung und die Herstellung der Transportfähigkeit geleistet wurde:

„Ich wurde zurückbeordert vom Lazarett, wir haben zuviel getan, der Unterarzt und ich, der Unterarzt war Zahnarzt, wir haben Notausschneidungen gemacht, wir haben manchem damit das Leben gerettet, aber wir durften das nicht, wir durften nur Erste Hilfe leisten. Und dann wurden wir zurück zum Lazarett [beordert], und da habe ich wieder Glück gehabt ..., da wurde ich einer Sondertruppe zugeteilt, die kamen mit voller Ausrüstung zu diesem Schloss Gaza. In dem Schloss hatten wir große Räume, wo wir OP und alles eingerichtet hatten und die hatten eine besondere Wundbehandlung, das war ( )puder, d. h. alle großen Fleischwunden, und Fleischwunden waren damals entweder große Fleischwunden am Oberschenkel oder durch Panzerfäuste, die man zu weit nach vorne genommen hatte, und dann kriegte man hier große Brandverletzungen. Und mit diesem Puder, das wurde mit einem Gebläse in die Muskulatur rein geblasen, ... die Wunden vereiterten nicht. Der Eiterungsprozess wurde da vollkommen unterbunden und die Wunden fingen schon bald an zu heilen ..., wenn nicht noch mehr Körperverletzungen waren. Und das ging dann zu Ende, und dann hieß es plötzlich, bei der Artillerie vorne, in Feindberührung, hat sich der Sanitätsunteroffizier Syphillis geholt, der muss raus. Da muss Ersatz hin. Und das war das Signal denn für meinen Chefarzt, mich los zu werden. Dann wurde ich kommandiert zur Artillerie. Ich war dann noch Angehöriger des Lazaretts, machte aber Dienst bei [der] Artillerie. Der Empfang – Saufen!“

Die Beschreibung Uhlmanns über die Behandlung großer Fleischwunden mit einem desinfizierenden Puder erinnert an die bei den Angloamerikanern durchgeführten Einblasungen von Penicillin-Sulfanilamid-Puder in größere Verletzungen. Allerdings stand auf deutscher Seite zu der Zeit noch kein Penicillin zur Verfügung. Die amerikanische Penicillinherstellung hingegen war im Juni 1944 bereits so weit fortgeschritten, „dass sie eine praktisch unbegrenzte Versorgung sowohl der britischen wie der US-Soldaten ermöglichte<sup>1666</sup>.“ Auf deutscher Seite wurde ab 1942, nach der operativen Wundversorgung oder der Wundtoilette, eine chemische Prophylaxe durch Einstreuen oder Einblasen von Sulfonamidpuder vorgenommen.

Uhlmann erwies sich auch in anderer Hinsicht als unbequemer, aber verlässlicher und sehr versierter Sanitäter und Soldat. Seine bestimmende Art, seine Kompetenz,

---

<sup>1666</sup> Fischer: Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1825.

gepaart mit einem hohen Verantwortungsbewusstsein für die Verwundeten und seine Führungsqualitäten sorgten dafür, dass er sich höherrangigen Kameraden und Vorgesetzten gegenüber energisch durchsetzte. Im Gespräch gab er dafür ein Beispiel:

„Ja, die [Verwundeten] hab ich versorgt, und später habe ich mich auch insofern immer durchgesetzt, das war als Unteroffizier eigentlich allerhand, dass ich mich bei den Offizieren immer so behauptet hab, dass, wenn ich bei einer Kompanie als Sanitätsunteroffizier war, dass ich die Lage kannte, dass ich wusste, wer links und rechts von uns ist, und wer hinter uns ist. Das ist so wichtig. Denn ich sollte ja dafür sorgen, dass die Versorgten da auch hinkommen. Und wenn da dicke Luft ist, dann schick' ich sie nicht dahin, sondern dann schick' ich sie dahin. Aber da habe ich mich durchgesetzt - immer!“

Neben Erfrierungen, von denen Dose berichtete, war es auch in Frankreich möglich, dass die Soldaten Läuse bekamen, wie Weiß – und an anderer Stelle auch Paulsen (s. Abschn. 2.8) – berichteten:

„Ich hatt' nachher [in Frankreich] große Schwierigkeiten mit Läusen, bin ich nicht wieder losjeweiden. Ja. Ja, jekriegt hab ich se, muss ich sie bekommen haben in Le Mans schon. Wenn man drei Wochen die Wäsche nicht wechselt, denn sind Läuse da. Wo die herkommen, weeiß ick ooch nich. Und denn hab ich meinen Jips jehabt: unter'm Jips, und dann jing das los. Uff eenmal haben die uffmarschiert hier. Da hatte man 'n Stock jenommen, unter'n Jips immer, und dann konnt' ich's nicht mehr aushalten. Und denn ham die Stabsärzte jeschimpft, weil sie 'n Jips runter schneiden mussten.“

Die Wäsche über Wochen nicht zu wechseln und Übernachtungen in Erdlöchern oder Zelten führten auch im Westen zur Verlausung der Soldaten. Im Falle eingegipster Gliedmaßen wurde die Belästigung durch das Ungeziefer unerträglich.<sup>1667</sup> Nicht nur an der Ostfront, sondern auch in Frankreich war die Entlausung problematisch, vor allen Dingen während des mit dem 6. Juni 1944 einsetzenden Kampfgeschehens.

Hinsichtlich der hohen Verluste in deutschen Einheiten berichtete der damalige Leutnant Thomsen im Gespräch, dass die Waffen-SS-Division „Hitlerjugend“ so große Verluste erlitten hätte, dass dort „überhaupt keine Führungskräfte mehr an Offizieren“ vorhanden gewesen seien. So wurde Thomsen für einen Tag dieser Division als Kompanieführer zugewiesen, bis der Ersatz in Gestalt eines neuen Offiziers eintraf (s. auch Abschn. 4.8). Er berichtete von seinem eigenen Panzergrenadierbataillon, dass dort von manchen Kompanien nur noch 20 Soldaten von ursprünglich 120 übrig waren. In seiner eigenen Kompanie waren es 35 oder 40 von 120 Soldaten, die nach etwa drei bis vier Wochen noch dabei waren. Er stellte dazu im Gespräch fest: „In Frankreich [gab es genügend Munition und Verpflegung bei uns], das war keine Schwierigkeit. [Aber es kam kein] Nachschub an Personal.“ Da die Rote Armee zeitgleich eine Offensive im Mittelabschnitt gegen die deutschen Streitkräfte führte, konnten von dort keine Truppen an den Westen abgegeben werden. Auch in Italien

---

<sup>1667</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 186: „Am schlimmsten war diese Plage für die Verwundeten, wenn sich die Viecher unter den Gipsverbänden einnisteten.“

war die Wehrmacht in Kämpfen gebunden, so dass – wie in Thomsens Fall – der nächst höhere Offizier oder Dienstgrad eine Batterie oder sogar Kompanie führen musste, obwohl eine Batterie in der Regel von einem Hauptmann und eine Kompanie von einem Major geleitet wurde. Es ist erstaunlich, dass die deutschen Truppen sich trotz der eklatanten Personalnot, der Verluste von Geschützen, der knappen Zuteilung von Benzin, Verpflegung und Munition noch bis Ende August verteidigen konnten.

*Zusammenfassung:*

Die materielle und personelle Überlegenheit der angloamerikanischen Truppen in nahezu allen Bereichen der Kriegführung wirkte sich im Verlauf des Zweiten Weltkrieges auch auf das Sanitätswesen aus. Die Verwundetenversorgung verbesserte sich bei den Alliierten in dem Maße, in dem sich die deutsche Verwundetenversorgung verschlechterte, die gegen Ende des Krieges völlig zusammenbrach<sup>1668</sup>. Dennoch ist sicher das unermüdliche Engagement vieler Helfender hervorzuheben. Aber es bröckelte auch bei manchen innerhalb der Truppe: Lützen wollte nur noch nach Hause, Heinze noch nicht in Gefangenschaft. Beiden gelang es, durch eigenes Zutun, nicht nur in die Heimat verlegt zu werden, sondern auch, aus der Wehrmacht entlassen zu werden, ohne zuvor in Gefangenschaft geraten zu sein. Lützen wollte spätestens zu dieser Zeit vom Krieg nichts mehr wissen, während Heinze seine Genesung in einem Lazarett im Reich fortsetzen wollte und darum gebeten hatte, möglichst in der Nähe seiner Eltern in Schlesien sein zu dürfen, was auch gelang.

---

<sup>1668</sup> Roth: Vorwort, in: Sanitätswesen, S. 8.

*„Zum unteren Ende des Boulevard Saint-Michel hin bin ich dem traurigen Zug begegnet. Die Frau war etwa fünfzig Jahre alt, man hatte sie nicht völlig kahl geschoren. Ein paar Haarsträhnen hingen ihr um das geschwollene Gesicht; sie trug keine Schuhe ... War das Opfer schuldig? War sie schuldiger als diejenigen, die sie schmähten? Wäre sie eine Verbrecherin gewesen – dieser mittelalterliche Sadismus hätte darum nicht weniger Abscheu verdient.“<sup>1669</sup>*

#### 4.7 Das Verhalten der französischen Bevölkerung

Die Bevölkerung im Kampfgebiet blieb, laut wöchentlicher Lagebeurteilung des Ob. West vom 17.6.1944, „allgemein zurückhaltend bis Ergebnis der Invasion abzusehen ist.“<sup>1670</sup> Die Vichy-Regierung hatte die Bevölkerung zu dieser Haltung aufgefordert bzw. der Ob. West hatte sich bereits im Januar 1944 an den Staatschef, Marschall Pétain, in der Hoffnung gewandt, die französische Seite würde sich im Falle einer Landung loyal verhalten, wie bei den Kämpfen um Dieppe im August 1942 geschehen.<sup>1671</sup> In der Tat blieben die meisten Bewohner zunächst ruhig und abwartend, halfen aber, wie im Abschnitt über die Résistance bereits angedeutet, den Alliierten, wenn sich ihnen die Möglichkeit dazu bot.<sup>1672</sup> Allerdings hatte die Bevölkerung im allgemeinen Angst vor Repressalien, solange sich die deutschen Besatzungssoldaten noch auf französischem Boden befanden und die Schlacht noch nicht endgültig entschieden war.<sup>1673</sup> Im Vorwege hatten der Ob. West und seine Kommandobehörden für den Beginn von Kampfhandlungen geplant, die Bewegungsfreiheit der Einwohner sofort drastisch einzuschränken und notfalls Gewalt anzuwenden, sollte gegen diese Anordnungen verstoßen werden.<sup>1674</sup> Der für diese Arbeit Befragte Franzose Henri Martin hatte am eigenen Leib erlebt, dass dies keine leeren Worte waren (siehe Abschn. 3, 3.1, 3.2).

Während die unmittelbar an der Küste liegenden Dörfer bereits am ersten oder zweiten Landungstag befreit wurden, und Herr Martin, seinen Angaben zufolge, bereits ankommende G.I.s mit Wasser aus seinem Brunnen versorgte, mussten die übrigen Zivilisten im Land z. T. noch lange ausharren. Philippe schreibt, dass nicht nur die Bevölkerung im Calvados in den Schutzgräben um ihr Leben bangte, sondern

<sup>1669</sup> Jean-Paul Sartre: Paris unter der Besatzung, S. 31.

<sup>1670</sup> KTB/HGr D – Ob. West v. 17.6.44. RH 19IV/43, Bl. 74.

<sup>1671</sup> KTB/WFSt, Bd. 4/I, S. 294.

<sup>1672</sup> Dies geschah z. B. durch Aufnahme und Versorgung der US-Truppen in bereits von den Deutschen geräumten Küstengebieten.

<sup>1673</sup> Vgl. Ose, S. 118, der die Auffassung vertritt, dass sich die Bewohner infolge der fairen Besatzungspolitik des Ob. West und des Militärbefehlshabers sehr diszipliniert verhielten.

<sup>1674</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 489.

auch die Tiere litten. Vor allem die in der Normandie zahlreich vorhandenen Kühe konnten nicht gemolken werden, da die Bauern irgendwo im Umkreis Schutz vor der alliierten Luftwaffe und der Schiffs- sowie Heeresartillerie suchten.<sup>1675</sup>

Paul Siemers erinnerte sich, dass er mit einigen deutschen Kameraden hinter dem Ort Formigny, nahe der Landungsküste, eine alte Frau „bitterlich“ weinen sah, die durch Schiffsartilleriegranaten alle Kühe und Pferde verloren hatte. Henri Martin bestätigte Vorfälle dieser Art und erzählte, dass die Franzosen sich in den nächsten Tagen von dem Fleisch toter Kühe ernährt und auch die am Strand gefundenen *K-rations* der Amerikaner aufgesammelt hätten. Die Nahrungsmittelversorgung sei seit dem 7. Juni 1944 kein Problem mehr gewesen, erklärte der Franzose.<sup>1676</sup> Auch sonst sieht er die Ankunft der Amerikaner ausschließlich in einem positiven Licht:

«[Avec la venue des Américains], ça a changé. Ça donnait de morale, oui. Ça a donné de la gaieté. Après, il y avait du travail. Le déminage c'était ... après. Il y a un cimetière ici, américain. J'y ai travaillé aussi longtemps, à poser les croix. Ça a duré un moment.»

In der Nacht vom 7. auf den 8. Juni verbrachte Martin die Nacht in der Nähe eines Cafés in seinem Heimatort St.-Laurent-sur-Mer und beobachtete die immer weiter zunehmende Zahl an amerikanischen Soldaten: „Il y a eu un débarquement de soldats incroyable. ... Jamais je n'ai tant vu de troupes là, cette nuit.“ Im Unterschied zu den deutschen Soldaten fiel ihm auf, dass die G.I.s sich leiser bewegten und auch nicht rauchten: „Pas de cigarettes, pas un bruit, ils avaient des chaussures en caoutchouc, attention, ça changeait avec le bruit des bottes,“ während die deutschen Soldaten aufgrund ihrer genagelten Stiefel schon von weitem zu hören gewesen seien. Offenbar empfand er das Auftreten der amerikanischen Einheiten als Wohltat. Bei der Zivilbevölkerung wurden jedoch auch viele kritische Stimmen laut, insbesondere von Franzosen, deren Orte oft vollständig von alliierter Schiffs- und Bodenartillerie zerstört worden sind, obwohl es weder große deutsche Truppenkontingente noch hartnäckigen Widerstand oder größere deutsche Verteidigungsanlagen gab. Aus französischer Sicht war die Zerstörung der Orte daher unnötig gewesen. Die Taktik der Alliierten, ihre Soldaten zu schonen und jedes noch so kleine, strategisch unbedeutende Dorf, besonders in Küstennähe, zu bombardieren und dem Erdboden gleichzumachen, kostete viele Opfer innerhalb der Zivilbevölkerung und wurde von dieser abgelehnt.<sup>1677</sup>

Martin arbeitete nach der Landung auf dem großen amerikanischen Soldatenfriedhof,

<sup>1675</sup> Philippe: Normandie, S. 98.

<sup>1676</sup> Diese Situation spiegelt aber nicht die Lebensmittelsituation und -versorgung im gesamten Frankreich wider, zumal die Großstädte und weniger von Landwirtschaft begünstigte Gebiete auch nach dem Rückzug der Deutschen erst sehr langsam wieder aus dem Hinterland versorgt wurden, und so ihre Lage weiterhin angespannt blieb. Dazu auch Umbreit: Militärbefehlshaber, S. 314.

<sup>1677</sup> Quellen: Victimes Civiles, S. 76f.

der sich zwischen seinem Heimatort St.-Laurent-sur-Mer und Colleville-sur-Mer befindet. Dieser Friedhof wird zu offiziellen Anlässen, wie Jahrestagen, auch vom jeweils amtierenden US-Präsidenten besucht. Dort sind etwa 10.000 amerikanische Soldaten bestattet. Die Kreuze, die der französische Befragte erwähnte, bestehen aus Marmor. Am Kopf des Friedhofes befindet sich eine in einem Monument eingemeißelte, geheime Botschaft von Präsident Roosevelt, die 100 Jahre nach der Landung, am 6.6.2044 enthüllt werden soll.

Die Bewegungsfreiheit der Franzosen an der Kampffront blieb jedoch zunächst auf ein Minimum beschränkt, zumindest dort, wo die Angloamerikaner nur mühsam vorankamen, denn die deutsche Front hielt noch, vor allem im Bereich um Caen.<sup>1678</sup> Am 7. Juni 1944 war Bayeux als erste französische Stadt, und zwar bemerkenswerterweise unbeschädigt, von den Amerikanern befreit worden.<sup>1679</sup> In den größeren Städten floh die Bevölkerung in Kirchen und Klöster. In kleineren Ortschaften brachte sie sich in natürlichen oder eigens geschaffenen Schutzgräben und auch in Hauskellern in Sicherheit. Die Deutschen bekamen kaum französische Zivilisten zu Gesicht, so Heinze:

„Aus einzelnen Häusern lugte da mal 'ne Frau raus. ... War schlimm, weil Vieh da manchmal rumstand und Kühe brüllten, ... aber ich hab nicht allzu viele Franzosen da noch im Kampfgebiet gesehen.“

Ende Juni 1944 gingen Meldungen der 21. Pz.Div. über die verheerenden Zustände in Caen ein. Wegen drohender Hungersnot und Seuchengefahr wurde ein Antrag auf „eine Räumung der Stadt von Zivilisten“<sup>1680</sup> gestellt. Neben diesen humanitären Gründen befürchtete die deutsche Seite jedoch auch, dass sich ein Teil der Bevölkerung von Caen „auf Seiten der Engländer stellen könnte.“<sup>1681</sup> Die Gefahr deutschfeindlicher Handlungen und Sabotageakte der Zivilbevölkerung gegen deutsche Truppen und deren Einrichtungen war letztlich dafür ausschlaggebend, dass die Panzergruppe West dem Antrag stattgab. Bis 20 km hinter der HKL sollten die Franzosen nun die Kampfzone räumen, wobei für die Durchführung der Aktion ausschließlich die örtlichen französischen Verwaltungsstellen, mit Unterstützung der Polizei, zuständig waren.<sup>1682</sup> Wahrscheinlich gehörten die Franzosen, die der Befragte Ritter nachfolgend

---

<sup>1678</sup> Bereits am 6. Juni waren Städte wie St. Lô, Vire, Coutances, Valognes und auch einige Stadtgebiete von Caen zu „villes mortes“ geworden, also durch Luftangriffe zu einem Großteil zerstört. Quellen: Normandie, S. 115 – 117. Hunderte Zivilisten starben bereits am *D-Day*. Für St. Lô und Caen bedeutete dies aber erst den Anfang, denn diese beiden, aus strategischer Sicht wichtigen Orte, waren nicht so schnell von den alliierten Truppen befreit worden wie vorgesehen. Sie mussten den Deutschen erst nach wochenlangen, schweren Kämpfen mühsam abgerungen werden.

<sup>1679</sup> Quellen: Normandie, S. 124f.

<sup>1680</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 196.

<sup>1681</sup> Ebd.

<sup>1682</sup> Ebd.

beschreibt, wie sie mit ihrem Hab und Gut in Richtung Süden zogen, auch zu den offiziell Evakuierten:

„... Die französische Landbevölkerung floh immer nur aus den Frontbereichen. ... Unvergesslich das Bild einer solchen Familie: Der Bauer, ein mittelgroßer Greis mit schlohweißen Haaren ... leitete das Pferd vor dem schweren zweirädrigen Wagen. Bäuerin und Tochter mit Säugling auf dem Wagen. Dahinter die Habe und zwei Katzen, die es sich auf einem Feldbett bequem gemacht haben. Nebenbei liefen zwei Kinder – ein etwa achtjähriger Junge mit einem Kalb am Tau und ein sechsjähriges Mädchen. Es führte mit der linken Hand einen jungen ... Hund an der Leine. Unter dem rechten Arm trug es ein Bild der Heiligen Maria. Diese Bilder gruben sich tief in mich ein.“<sup>1683</sup>

Dennoch war dieser erneute Exodus für die meisten Franzosen weniger entwürdigend und Angst erregend als die Flucht vor der Wehrmacht im Jahre 1940,<sup>1684</sup> denn dieses Mal nahte ihre Befreiung. Die Evakuierungen fanden weitestgehend geplant und geordnet statt, die Zivilisten sollten zum Schutz vor alliierten Luftangriffen große weiße Fahnen tragen.<sup>1685</sup> Außerdem durfte die Bevölkerung „alles, was sie will, mit sich führen“<sup>1686</sup>, wie es offiziell hieß. Eine gewisse Unsicherheit blieb jedoch bestehen, denn niemand wusste, in welchem Zustand er sein Hab und Gut bei der Rückkehr vorfinden würde. Aus der Beschreibung des Befragten Ritter spricht Mitleid für diese normannische Familie, die ihr Zuhause verließ, weil es sich in der Kampfzone befand und Gefahr für Leib und Leben drohte. Jüngere Frauen, deren Ehemänner sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden oder Seite an Seite mit den Amerikanern kämpften, waren in dieser schwierigen Lage häufig auf sich allein gestellt. Insgesamt gesehen war jedoch die Landbevölkerung weit weniger gefährdet als die Stadtbewohner, auf die wahre Bombenteppiche niedergingen, und die fortan in ihren eigenen Häuserruinen überleben mussten. Neben der permanenten Gefahr, erneut Opfer von Luftangriffen zu werden, bereitete ihnen die Trinkwasser- und Lebensmittelversorgung große Schwierigkeiten. Wenn es irgend möglich war, brachten sie zumindest ihre Kinder bei Verwandten auf dem Land unter.<sup>1687</sup> Die Stadt Caen sollte, laut Plan der Alliierten, am 6. Juni befreit werden. Da dies nicht gelang, und die deutschen Panzerdivisionen den Engländern den Weg versperrten, bombardierten die Alliierten den strategisch wichtigen Knotenpunkt Tag und Nacht. Es wurden im Rahmen der verheerenden Luftangriffe im Juli/August 1944 auf diese Stadt (Operation „Goodwood“ und Operation „Totalize“) regelrechte Breschen in die deutsche Verteidigung geschlagen. Tausende Einwohner der Stadt waren zwar bereits geflohen bzw.

---

<sup>1683</sup> Ritter: Erinnerungen I, S. 126.

<sup>1684</sup> Amouroux: Vie des Français, S. 565.

<sup>1685</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 196. Dennoch wurden französische Zivilisten während ihrer Evakuierungen immer wieder durch Maschinengewehrgarben oder auch Bombenangriffe verletzt oder getötet. Vgl. u. a. Quellien/Garnier: Victimes Civiles, S. 115 – 119.

<sup>1686</sup> So lautete ein Befehl des XXXVII. Panzerkorps, zit. n. ebd., S. 196f.

<sup>1687</sup> Durand: La France, S. 149f.

evakuiert<sup>1688</sup> worden, aber 35.000 hatten sich dafür entschieden zu bleiben.<sup>1689</sup> 15.000 Flüchtlinge fanden in der Kirche Bon Sauveur und dem Kloster l'Abbaye aux Hommes Zuflucht, in dem außerdem tausende Verletzte (Franzosen, Deutsche, Engländer) versorgt wurden.

Montgomery ließ Caen belagern, «mais la bataille piétinait malgré les moyens mis en œuvre,» erinnerte sich der Franzose André Heintz.<sup>1690</sup> Je länger die Schlacht um Caen andauerte, desto schwieriger gestaltete sich die Versorgung für die Bewohner und für die Flüchtlinge. Einen Monat nach der Landung beherrschten die Deutschen immer noch die Stadt. Am 7. Juli 1944 entschied Montgomery schließlich, das Zentrum von Caen erneut mit einem Bombenteppich zu belegen. Als Folge davon lag das Stadtzentrum in einem Umkreis von zwei Quadratkilometern in Schutt und Asche. Schwere Kämpfe folgten dem Bombardement, das zwei volle Tage anhielt. Hier fielen mehr Engländer als am *D-Day* selbst. Erst am 19.07.1944, sechs Wochen nach Beginn der Landung, gelang es den Anglokaniadiern, die gesamte Stadt Caen zu befreien, nachdem 2.400 Bomber erneut Breschen in die deutschen Verteidigungslinien geschlagen hatten (Operation „Goodwood“), und so der Widerstand der Deutschen gebrochen worden war.<sup>1691</sup> Allein während der sechs Wochen andauernden Kämpfe um die Stadt Caen kamen 2.000 französische Zivilisten ums Leben.

In den befreiten Orten Nordfrankreichs bzw. in den vom Kampfgebiet weiter entfernten Dörfern und Städten hatte inzwischen ein anderer *Krieg* begonnen – die Abrechnung zwischen Franzosen und Franzosen, eine Art „Bruderkrieg“, der als *Épuration* (Säuberung) in die französische Geschichte einging und dort ein düsteres (Nachkriegs-) Kapitel markiert. Herr Thomsen, der mit seiner Einheit, wie zuvor erwähnt, noch eine mögliche weitere Landung in seinem Abschnitt in der Bretagne abwarten musste, und daher zunächst nicht in die Normandie verlegt wurde, beobachtete dieses Vorgehen:

„Da liefen auch schon gleich nach der Landung die ersten Frauen und Mädchen in Guingamp mit abgeschnittenen Haaren, rasiert [herum]. ... Meine Wirtin und ihre Tochter auch - gleich nach der Landung.“

Auch viele andere, so beobachtete der Befragte, hatten diese Demütigung über sich ergehen lassen müssen. Racheakte, Drangsalierungen und Einschüchterungen gegen deutsch-freundliche Französinen und Franzosen oder gegen solche, die dafür gehal-

<sup>1688</sup> Die Evakuierungen der Zivilisten aus Caen haben sehr wahrscheinlich „viele weitere tödliche Verluste“ verhindert. Lieb: Zwischen den Fronten, S. 197; Quélien/Garnier: S. 103, 127. Geplant war, die innerhalb der Evakuierten arbeitsfähige männliche Bevölkerung aus den nordfranzösischen Departements, zum Arbeitseinsatz ins Deutsche Reich zu bringen. Dieser Befehl, der eine völlige Radikalisierung der deutschen Besatzungspolitik bedeutet hätte, kam aber wegen des schnellen alliierten Vormarsches nicht mehr zur Ausführung.“ Lieb, ebd.

<sup>1689</sup> Heintz: Caen pendant la bataille, S. 163.

<sup>1690</sup> Ebd., S. 164.

<sup>1691</sup> Quélien: Victimes civiles, S. 102.

ten wurden, hatte es, wie berichtet (s. Abschn. 2.3), bereits lange vor der Landung gegeben.<sup>1692</sup> Zwischen dem 6. Juni 1944 und der Befreiung Frankreichs Ende August desselben Jahres fanden jedoch, neben Racheakten, auch Hinrichtungen statt. Hier liegen die Schätzungen bei 5000 – 7000 Exekutionen, wobei sich auch „unschuldige“ Franzosen unter den Opfern befanden.<sup>1693</sup> Frauen den Kopf kahl zu scheren, rechnet der Historiker Rouso zu den dramatischsten der „wilden“ oder außergerichtlichen Abrechnungen gehörenden Erscheinungen.<sup>1694</sup> Besonders häufig sei diese Form der *Épuration* in den ersten Monaten nach der Befreiung vorgekommen, eine Feststellung, die mit der vorstehenden Aussage Thomsens übereinstimmt. Dieser berichtete im Interview, dass er gar nicht verstanden habe, dass seine Quartiergeberin und ihre Tochter sich unter diesen Frauen befunden hätten,<sup>1695</sup> da sie ihm gegenüber zwar freundlich gewesen seien, es persönliche Annäherungen aber von keiner Seite gegeben habe. Rouso schreibt dazu, dass auch „Frauen, die nichts als freundschaftliche Beziehungen zu deutschen Soldaten gepflegt hatten, ... diese Prozedur [des gewaltsamen Haarscherens] über sich ergehen lassen [mussten].“<sup>1696</sup> Anhand der Aussage Thomsens wird deutlich, wie schwierig oder nahezu unmöglich es offenbar war, zu entscheiden, „ob und wann ein bestimmtes Entgegenkommen, das Zivilisten gegenüber Besatzungssoldaten zeigen, als Kollaboration gedeutet werden kann.“<sup>1697</sup>

Rouso weist darauf hin, dass dort, wo Frauen der Kopf kahl geschoren wurde, die Säuberungen der ersten Wochen weniger blutig abliefen als anderswo, zumal diese

---

<sup>1692</sup> Zwischen 1943 und Juni 1944 waren der beginnenden *Épuration*, verlässlichen Untersuchungen zufolge, 2000 Franzosen und Französinnen „ohne jedes Gerichtsverfahren“ zum Opfer gefallen und ermordet worden. Rouso: *L'Épuration*, S. 202.

<sup>1693</sup> Ebd.; vgl. Fischer: *Sanitätsdienst*, Bd. 3, S. 1715, der insbesondere die Situation in Südfrankreich kommentiert: „Das deutsche Heer räumte 1944 ein gespaltenes Land, das eine der blutigsten ‚Säuberungen‘ seiner Geschichte erfahren sollte. Es dauerte mehrere Monate, ehe die Behörden in den südlichen Departements wieder die Oberhand bekamen und die Aburteilung von Kollaborateuren ausschließlich ordentlichen Gerichten vorbehalten blieb.“ Die Verantwortlichen der *épuration sauvage*, der allein in Frankreich zwischen 7500 und 10.000 Menschen zum Opfer fielen und bei deren Durchführung „zahllose andere misshandelt“ wurden, wurden nach dem Krieg nicht zur Rechenschaft gezogen. Zumeist handelte es sich hier um Aktionen der Widerstandsbewegungen. Erst Jahrzehnte nach Kriegsende wurde dieses Thema unter Historikern in einigen europäischen Ländern aufgenommen und kontrovers diskutiert. Drolshagen: *Der freundliche Feind*, S. 236 sowie ebd. Anm. 4, S. 336; vgl. dies.: *Nicht ungeschoren davon kommen*.

<sup>1694</sup> Rouso: *L'Épuration*, S. 206.

<sup>1695</sup> Im Interview teilte Herr Thomsen mit, dass seine französische Quartierswirtin sich über das schlechte Benehmen seines „Vorgängers“, einem deutschen Oberleutnant seiner Einheit, der zunächst bei der Dame einquartiert war, sogar bei der Feldgendarmarie beschwert hatte. Daraufhin hatte dieser das Haus verlassen müssen.

<sup>1696</sup> Rouso: *L'Épuration*, S. 206.

<sup>1697</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 375. Auch Bernecker: *Generation*, S. 124, der als Elsässer zwangsweise zur Wehrmacht eingezogen wurde, berichtete davon, dass er die deutsche Uniform bis Oktober 1945 als Gefangener bis Paris getragen hatte, wo man ihn mit Steinen bewarf und erklärte: „Auch das gehörte zu unserem Leidensweg, von den eigenen Landsleuten mit Steinen beworfen zu werden.“

Aktionen den Volkszorn rasch besänftigt hätten.<sup>1698</sup> Der Befragte Henri Martin erinnerte sich, dass in St. Laurent-sur-Mer einem Franzosen, den er als „compagnon allemand“ bezeichnet, und dessen Haus er während der Besetzung mit einem Hakenkreuz versehen hatte (Abschn. 2.3), nach der Befreiung ebenfalls die Haare geschoren worden sind: „Il y en a un qu'on a coupé les cheveux [après].“ Es habe auch noch weitere «compagnons Allemands» in St. Laurent gegeben. Wie mit diesen verfahren worden ist, teilte Martin nicht mit, fügte jedoch hinzu, dass die Abrechnung mit den Bewohnern in seinem Heimatort nach und nach ein Ende gefunden habe. Ob die Bestrafung des von ihm erwähnten Landsmannes der Wahrheit entspricht, ist nicht nachprüfbar, zumal diese Prozedur im Allgemeinen nur bei Frauen angewandt wurde.<sup>1699</sup>

Gockel berichtete im Interview, dass er und einige verwundete Kameraden auf einem Munitions-Lkw, der gerade entladen wurde, in ein Lazarett gefahren werden sollten. Es kam jedoch, aufgrund einer Panne, zu Schwierigkeiten:

„Und dann wurden wir mit acht oder zehn Mann, Verwundete, da drauf gepackt und waren auch einige Amerikaner dabei und ein französischer Zivilist. Und da hieß es dann, den nehmt Ihr mit zurück. Den übergebt Ihr der Feldgendarmerie. Das ist einer von der Résistance, hieß es. Aber mehr wurde uns auch nicht gesagt. In dem Durcheinander, nur schnell rauf auf den LKW, und schnell weg. Und dann kamen wir bis Ste. Honorine. Das ist etwas östlich von Colleville, diese Ortschaft, und da lagen einige Häuser zerschossen auf der Straße, und wir kamen nicht weiter, und mehrere deutsche Landser lagen auch im Graben - Tote. Und denn sind wir zu Fuß zurück, bis nach Etréham, das war 'ne kleine Ortschaft, und dann haben wir 'n Bauern aufgefordert, er sollte uns Pferd und Wagen geben. Erst hatten wir auch gehofft, er würde selber dann fahren oder haben [das] erwartet, aber dann war die Frau am Weinen, und die Kinder kamen dann an und weinten. Und am Himmel immer wieder die Flugzeuge, die das Land absuchten nach irgendwelchen Bewegungen, und dann hatten wir diesen Franzosen [noch dabei], da sagte dann unser Oberfeldwebel P., der ist dann später auch gefallen ..., der hat dann der Frau gesagt: 'Der Franzose hier, der kann fahren, und der bringt Ihnen dann das Fahrzeug mit dem Pferd zurück.' Und dann sind wir in diesen Heckenhohlwegen von Bayeux gefahren. Ich wusste, dass das Lazarett da auch war, das war früher 'ne Frauenklinik gewesen. Ich hatte da mal 14 Tage mit einer Entzündung gelegen, im Dezember '43; das Lazarett war geräumt und die Franzosen standen auch aufgereggt und diskutierend auf dem Platz da. Was jetzt? Und dann kamen noch zwei oder drei Sanka-Wagen da an, also Sanitätskraftwagen, und die wollten noch welche abholen, und es war niemand mehr da, und dann sind wir damit weg gekommen. Als wir dann da am Verhandeln waren, da war unser Franzose weg.“

<sup>1698</sup> Rousso: L'Épuration, S. 206.

<sup>1699</sup> Nach der Befreiung fand parallel zur *Épuration sauvage* bzw. danach eine justitielle Säuberung von französischen Zivilisten statt, die für Verhaftungen, Tötungen und Deportationen von Widerstandskämpfern und anderen Landsleuten verantwortlich waren. Gleichzeitig sollte diese Form der *Épuration* dafür sorgen, dass jeder, der dem Vichy-Regime gedient hatte, gleich, ob er dadurch mit den Besatzern kollaboriert hatte oder nicht, aus verantwortlichen Positionen entfernt wurde. Rousso: L'Épuration, S. 208. Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 250: „Ausnahmslos alle, die nach dem Krieg beschuldigt wurden, ideologisch, politisch, administrativ oder wirtschaftlich kollaboriert zu haben, beteuerten, dass sie nur Schaden vom Land abwenden und ‚Schlimmeres verhindern‘ wollten.“

Die deutsche Seite hatte nach der alliierten Landung die Vichy-Regierung darum gebeten, mit ihren Behörden dafür zu sorgen, „dass den deutschen Truppen Gebäude, Material, Fahrzeuge und Pferde zur Verfügung gestellt würden<sup>1700</sup>.“ Mit dem Beginn der Kampfhandlungen war seitens des Ob.West daran gedacht, die Bewegungsfreiheit der französischen Zivilisten einzuschränken. Für den Fall, dass die Bewohner dieser Aufforderung nicht nachkommen sollten, wurde Gewalt angedroht. Dass es sich hier keineswegs um leere Worte handelte, zeigte sich während der Kämpfe. Bereits im Vorwege der Kampfhandlungen wurden am 25.8.1943 von den deutschen Befehlshabern im Westen erste Anordnungen herausgegeben, die Ausgangsbeschränkungen und das Einstellen des Kfz-Verkehrs vorsahen.<sup>1701</sup>

In dem von Gockel geschilderten Erlebnis, hatte die französische Familie die berechnete Angst, mit einem Pferdefuhrwerk durch die Normandie zu fahren, die von der alliierten Luftwaffe ständig überflogen wurde und auf alles schoss, was sich bewegte. So bewahrte die Reaktion der Französin und der Kinder den Familienvater vor Schlimmerem, obwohl der deutsche Oberfeldwebel seine Pistole auf den Tisch gelegt hatte, um so seinem Anliegen Nachdruck zu verleihen. Die Franzosen waren sicher auch nicht bereit, ihr vielleicht einziges Transportmittel herzugeben, da bereits seit Mitte April 1944 eine Anweisung der Deutschen dafür verantwortlich war, dass ohnehin nur noch die allernotwendigsten Transporte für die Ernährungs- und Erntesicherung erlaubt waren. Das bis dahin bereits niedrige Versorgungsniveau der Einwohner war so noch weiter abgesunken.<sup>1702</sup> Die völlige Wegnahme der Transportmittel einschließlich des oft einzigen Zugpferdes bedeutete nun eine weitere Einschränkung und einen großen Verlust für die schon genug gebeutelten Bauernfamilien.

Trotzdem requirierte die Truppe um Gockel das Fuhrwerk, und der des Widerstands Verdächtige, die Gruppe begleitende Franzose, wurde kurzerhand als Fahrer verpflichtet. Im Interview hatte Gockel darauf hingewiesen, dass der Franzose den Amerikanern die Kirche von Colleville geöffnet hatte, von wo aus sie dann eine gute Gefechtsposition gehabt hätten. Die Deutschen hatten dies bemerkt und den Zivilisten festgenommen. Aus gutem Grund hatte der die erste Gelegenheit zur Flucht genutzt. Wer auch nur verdächtigt wurde, Widerstandskämpfer zu unterstützen, musste bereits mit rücksichtsloser Aburteilung durch deutsche und französische Standgerichte rechnen.<sup>1703</sup> Der Franzose war sich sicher darüber im Klaren, was ihn hinter den deutschen Linien erwarten würde. Ob er den Amerikanern nur am 6. Juni 1944 geholfen hatte oder auch bereits zuvor aktives Résistancemitglied war, ist nicht klar. Für das ihn mit

---

<sup>1700</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 489.

<sup>1701</sup> Ebd., Anm. 132.

<sup>1702</sup> Ebd., S. 489f.

<sup>1703</sup> Ebd., S. 493.

Sicherheit zu erwartende Todesurteil war dies am Ende vollkommen irrelevant.

Gockel schreibt in seinen Erinnerungen, dass er nach seinem Transport als leicht Verwundeter in den rückwärtigen Raum, zwei Tage nach Beginn der Landung, einen Sanka-Wagen zum Weitertransport suchte. Dort hatte er eine Begegnung mit französischen Zivilisten, die ihn zunächst erschreckte:

„In einer Seitenstraße der Stadt standen plötzlich einige Franzosen vor mir. Ich glaubte, sie würden nun ihre Wut über die Zerstörung ihrer Stadt an mir auslassen. Doch es kam anders. Sie umringten mich und einer sprach mich in seinem Gefangenendeutsch an und fragte nach meiner Verwundung und nach der Lage an der Küste. Ein anderer zog hierbei unter seinem Hemd einen Dolch hervor und sagte mir auf Französisch: ‚Pour l’Américain.‘ So groß war die Wut und Enttäuschung der Franzosen über ihre Befreier, die Amerikaner.“<sup>1704</sup>

Die schweren Kämpfe um die Normandie spielten sich nicht, wie häufig an der Ostfront oder in Nordafrika der Fall, in dünn besiedeltem Gebiet ab, sondern, wie Jean Quellien betont, „dans une région de forte densité“.<sup>1705</sup> Außerdem waren die Alliierten davon ausgegangen, den Großteil des betroffenen Gebietes der Basse-Normandie innerhalb von drei Wochen befreit zu haben. Tatsächlich nahmen die Kämpfe, aufgrund der Hartnäckigkeit der deutschen Verteidiger, das Vierfache der ursprünglich veranschlagten Zeit in Anspruch. Zudem boten sich *zwei* Millionen Soldaten eine Schlacht in einer Region, die kaum *eine* Million Einwohner zählte. Dies verdeutlicht das Ausmaß, das die Kämpfe für die französischen Zivilisten in der Normandie während dreier langer Monate annahm.<sup>1706</sup> Den heftigen deutschen Widerstand bekämpften die durch den zeitlichen Rückstand unter Druck geratenen Angloamerikaner ebenso erbittert. Viele Orte wurden, aufgrund des hohen Materialeinsatzes der Alliierten, „visant à économiser les hommes en utilisant ... l’armement ... en quantité“<sup>1707</sup> komplett zerstört und viele Bewohner während der Kämpfe, bei denen die Amerikaner nicht nur ihre Boden-, sondern auch die großkalibrige Schiffsartillerie verwendeten, getötet. Die radikalen alliierten Bombenangriffe führten in den ersten Tagen nach der Landung sogar zu einer gewissen Freundlichkeit der Zivilbevölkerung gegenüber den deutschen Soldaten und einer Zurückhaltung gegenüber Angloamerikanern.<sup>1708</sup>

Die anfängliche Wut der Franzosen über die Zerstörung ihrer Städte wich jedoch bald einer Freude und Erleichterung über die Befreiung ihres Landes. Dem Befragten Gockel war bewusst, dass die Deutschen an der Bombardierung französischer Städte

<sup>1704</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 99; vgl. FpBf Dieter K., Ortskommandant im Westen, 16.7.44, in: Jasper: Zweierlei: „Jetzt merkt die Bevölkerung im weiten Invasionsraum, dass der Befreier es gar nicht so genau nimmt und Städte, Dörfer und Heime zerstört, Menschen durch Luftterror hinmordet ...“

<sup>1705</sup> Quellien: Victimes Civiles, S. 71.

<sup>1706</sup> Ebd.

<sup>1707</sup> Ebd.

<sup>1708</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 198.

durch die Amerikaner mitschuldig waren.<sup>1709</sup> Ihm bot sich in der Stadt Vire ein grauenvolles Bild mit toten und verwundeten Zivilisten, um die sich niemand kümmern konnte.<sup>1710</sup> Gockel und seine Kameraden kamen nur durch Umwege auf die andere Stadtseite, von wo aus sie auf eine Möglichkeit zum Weitertransport hofften. Sie kehrten in verlassene Privathäuser ein und stärkten sich an den Vorräten im Haus: Brot, Milch, Butter und Eier. Es gelang ihnen, auf ihrem Weg einige verwundete Zivilisten aus zerstörten, brennenden und zum Teil vom Einsturz bedrohten Häusern zu holen und ihnen so das Leben zu retten.<sup>1711</sup> Beim Marsch in die nächste Ortschaft erlebten die deutschen Soldaten, wie geflohene Franzosen ihre ohnehin bescheidene Brotportion noch mit Gockel und seinen Kameraden teilten.

Heinze berichtete, dass er in verlassene Privathäuser gegangen sei, um „nach irgendwas Nahrhaftem“ zu suchen. Auch hier waren kaum Franzosen anzutreffen, die sich, so der Informant, vermutlich „irgendwo versteckt“ gehalten hätten. Dort jedoch, wo Zivilisten noch zu Hause angetroffen wurden, war nach Meinung Lützens noch größere Vorsicht geboten. Er berichtete von einem Kameraden, der am 6. Juni „vom Strand ins Dorf gegangen“ sei:

„Und so ist er denn erst ins Dorf rein gegangen, da waren die Zivilisten. Da hat er denn 'ne Tasse Kaffee gekriegt. Man war ja auch bange, dass die nicht uns vergiften sollten.“

Aussagen zur Angst vor Vergiftung durch die Zivilbevölkerung stellten in Bezug auf die Kämpfe im Westen eine Ausnahme dar. Inwiefern auch noch andere deutsche Soldaten dort solche Befürchtungen hatten, kann hier nicht abschließend gesagt werden. Im Hinblick auf eine erwartete Vergiftung liegen jedoch mehrere Aussagen von der Ostfront vor. Hier hatten die Landser in der Tat Angst – vor allem vor verunreinigtem Brunnenwasser.<sup>1712</sup>

Mühlig, der die negativen Erlebnisse des Krieges meist nur in einem Satz beschreibt und sich im Krieg als hilfsbereiter deutscher Soldat sah, berichtete, dass er während der Kämpfe in der Normandie einem französischen Bauern geholfen hat:

„Ich hab zum Beispiel mal, als Offizier, 'ne ganze Nacht einem Kälbchen ans Licht geholfen. Der Bauer kam und fragte mich – seine Familie sei [bei den Kämpfen] geflohen, und die Kuh wollte kalben. Ob mein Bursche ihm helfen könnte. Ich sage: ‚Ich komm' mit!‘ Und dann haben wir die ganze Nacht im Stall verbracht, 'ne große Flasche [Schnaps], und dann hat er mir gesagt: ‚La guerre – merde!‘“

Wie es kam, dass er sich inmitten der Kämpfe auf einem französischen Bauernhof

---

<sup>1709</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 100.

<sup>1710</sup> Französische Rettungskräfte durchkämmten in der Regel nach Abklingen des Angriffs Keller, Gebäude und Wohnhäuser, um Verletzte zu versorgen und Tote zu bergen. Quellen: Victimes Civiles, S. 77.

<sup>1711</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 100.

<sup>1712</sup> Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 32.

wieder fand, erklärte Herr Mühlig so: „Na, wir sind ja weite Wege marschiert, um den Panzern auszu[weichen], als wir keine Geschütze mehr hatten.“

Für ihn stellte es offenbar eine Besonderheit dar, dass er sich, trotz seines Offiziersranges, wie er betonte, für diese Tätigkeit zur Verfügung gestellt hat. Die Franzosen taten deutschen Soldaten gegenüber, mit denen ein näherer Kontakt zustande kam, häufig ihr Missfallen über den Krieg mit den Worten „La guerre – merde!“ kund, aber auch Wehrmachtsangehörige, wie Gockel, verrieten den Franzosen zuweilen, trotz ihrer geringen Deutschkenntnisse, ihre Einstellung zum Krieg.<sup>1713</sup> Kuriose Begegnungen, wie diese „Zusammenarbeit“ zwischen deutschen Soldaten und französischen Zivilisten mitten im Krieg gab es in Frankreich offenbar häufiger. In manchen Fällen hatten Angloamerikaner die deutschen Einheiten bereits überholt, so dass diese versprengt waren und nun wieder Anschluss an ihre Truppe suchten.

Ritter war während der Kämpfe in Nordfrankreich mehrfach bei Franzosen einquartiert und schilderte aus seiner Sicht, wie es der Zivilbevölkerung in dieser Zeit erging:

„Eigentlich wollte ich jetzt 'n bisschen über die Franzosen erzählen, denn das kann ich. Dadurch dass ich dann schließlich doch auf den Abteilungsgefechtsstand kam, weil der Herr L., der Batteriechef, mal wieder auftauchte, lagen wir eigentlich immer auf französischen Landgütern. Und die Franzosen machten das so, dass dort, wo die Front war, da verzogen sie sich. Die gingen nun nicht weit weg, sondern so 30, 40 km zu Freunden oder Verwandten oder wurden auch von irgendwelchen anderen Franzosen aufgenommen, und sowie die Möglichkeit für sie gegeben war, ihren Besitz wieder zu besetzen, kamen sie wieder.“

Der Befragte erzählt nachfolgend eine anrührende Geschichte aus dieser Zeit:

„Eine Geschichte ist mir also sehr tief ins Herz eingeschrieben: Wir waren auf einem Bauernhof, da war ein größerer Stall, Kühe und Rinder. ... Da war immer der Mann noch da, die Frau und der Sohn - drei Jahre alt. Und jeden Morgen, wenn es dämmerte, ging der Vater mit seinem Sohn auf den Hof und spielte mit dem Jungen 'n bisschen Ball. Und dann mussten sie ja wieder verschwinden, weil es sonst zu gefährlich wurde. Ich sagte: 'Sie müssen weg. Ihre Frau muss weg, der Junge weg.' Und daraufhin sagte der Franzose: 'Nein, das kann ich nicht tun. Meine Frau will nicht, und ich kann mich nicht von den Rindern trennen. Wenn ich hier weggehe, Sie können die ja auch nicht versorgen. Ich muss hier bleiben.' Dann wurde es aber nachher so schlimm mit dem Artilleriebeschuss, dass er seine Frau und seinen Sohn weggeschickt hat. ... Und dann stand der Mann immer jeden Morgen [allein] mit dem Ball in der Hand...“

Bei der französischen Zivilbevölkerung konnte Ritter jedoch keinen Unterschied zu deren Verhalten vor der Landung feststellen:

„Das Verhältnis zwischen den Franzosen und uns Offizieren war also ganz spannungsfrei. Man ging freundlich miteinander um, und ... alle sachlichen Probleme konnte man miteinander sofort besprechen und fand auch eine Lösung, so herum oder so herum. Wir hatten natürlich nicht so furchtbar viele Wünsche, und wir haben natürlich auch, wenn die Kühe ihre Milch nicht loswurden, gesagt: ‚Also los, alle Mann mit Kühe melken.‘ [Aber] das konnten wir schon gar nicht mehr essen und trinken, das war soviel. Das waren 70 Kühe. Wir haben die dann immer so auf der Wiese gemolken und ins Gras. ... Da haben wir ihm dann auch mitgeholfen

<sup>1713</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 44.

und so ging das eben, und man war in gewisser Weise auch aufeinander angewiesen.“

Ritter erwähnte jedoch auch die Gefährdung der Bevölkerung, die im Kampfgebiet verblieben war. Sie war genauso verwundbar wie die deutschen oder alliierten Truppen:

„Das war also, na ja, ... Wenn man die Franzosen so sah, die unterwegs waren, die waren dann ja genauso gefährdet wie wir in schmalen Straßen und hatten diese großen Karren, diese französischen Wagen, mit ganz hohen, großen Rädern, nur zwei und dann so einen Kasten. Und auf dem Kasten drauf das Bettzeug und die Frau und einen größeren Säugling, das Kätzchen. ... Ja, [das sahen wir] immer wieder, und man sah ja dann, das waren ja auch meistens der alte Bauer, weißhaarig, der das Pferd führte, und das Kind, das sich nicht vom Kälbchen trennen konnte, und das Kälbchen noch mitnahm. Und die Tochter, die Mutter Maria, das Bild, mit dem Schwert in der Brust, das spielt da in der Normandie eine große Rolle, hängt eigentlich in jedem Haus, das nahmen sie unter'm Arm noch mit. Und diese Szenen, das war immer sehr ergreifend und bewegend, und die Franzosen waren sehr gefasst. Gejammere oder großes Theater machten die überhaupt nicht. Die waren entschlossen, wussten, was sie wollten und machten das also wirklich ganz großartig. Wie sie in dieser schrecklichen Situation ihr Leben weiterführten, das war beeindruckend.“<sup>1714</sup>

Ritter stellte fest, dass auch nach dem 6. Juni der Kontakt mit den Franzosen insgesamt reibungslos war:

„Also große Schwierigkeiten [in dieser Zeit], an die kann ich mich nicht erinnern, es ging eigentlich immer nur, dass wir irgendwo wohnen, und die machten uns Zimmer frei, das ging eigentlich alles immer relativ einfach.“

Sowohl deutsche als auch britische Berichte zeugen im Hinblick auf das Verhalten der Bevölkerung in der Normandie „von einer eher gleichgültigen Einstellung der Zivilbevölkerung“,<sup>1715</sup> die angesichts der Kämpfe, Leiden und Verluste sowie der ganzen Umstände, die die erbitterten Kämpfe in ihrer Region mit sich brachten, mit ihren eigenen Sorgen und dem eigenen Überleben beschäftigt waren. So zurückhaltend, wie die normannische Bevölkerung zunächst zu Beginn der deutschen Besatzung war, so reserviert war sie anfänglich auch im Hinblick auf den Ausgang der Kämpfe. Dieser *Attentisme*, der auch für den *Drôle de Guerre*, dem neunmonatigen Sitzkrieg von September 1939 bis Mai 1940 für die Franzosen charakteristisch war, wurde erst nach dem operativen Durchbruch der Alliierten Anfang August 1944 aufgegeben. Erst in dieser Zeit war die Bevölkerung der Normandie und der anderen, befreiten französischen Regionen dazu bereit, den Alliierten einen „überschwänglichen Empfang“<sup>1716</sup> zu bereiten.

<sup>1714</sup> Zu Flüchtlingsdramen, Verwundeten und Todesopfern in der Normandie im Sommer 1944 vgl. Quellen: *Victimes Civiles*, u. a. S. 130. Henri Martin berichtete dazu aus St.-Laurent-sur-Mer: „[En parlant] des victimes civiles – il n’y avait qu’une femme tuée. C’est tout à St.-Laurent. ... C’était à côté où j’étais. Il y avait un autre qui était blessé. Il s’enfuyait avec son taxi, lui. Il était blessé, et il était envoyé en Angleterre pour se faire opérer.“

<sup>1715</sup> Zit. n.Lieb: Zwischen den Fronten, S. 199.

<sup>1716</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 199.

*Zusammenfassung:*

Die Deutschen waren sich darüber im Klaren, dass sie - im Falle einer Landung der Alliierten - bei der Beschaffung von Transport- oder Nahrungsmitteln oder vorübergehender Unterkünfte kaum auf die Mithilfe der Zivilbevölkerung zählen konnten. Die meisten Franzosen neigten in dieser Phase zu Attentismus und Passivität. Der Ob.West und die ihm unterstellten Behörden hatten die Vichy-Regierung in ihrem eigenen Interesse gebeten, für Ruhe zu sorgen, und deutlich gemacht, dass von deutscher Seite her erwartet wurde, dass die Bevölkerung sich ruhig und „loyal“, wie bei den Kämpfen um Dieppe im August 1942, verhalten werde.<sup>1717</sup> Es war davon auszugehen, dass Zuwiderhandlungen von den Deutschen schwer geahndet würden. Am Beispiel des am D-Day äußerst neugierigen Henri Martin, der sich – trotz der zuvor ausgegebenen Warnungen – in der Kampflinie aufhielt, deutet sich bereits an, dass solche Franzosen in der Regel mit vorgehaltener Waffe zu einem Verhör gebracht wurden. Nach der Befragung entschied sich dann das weitere Verfahren. Auf derselben Linie unterstreichen die von Gockel geschilderten Vorkommnisse, dass die deutsche Seite der Konspiration und des Widerstands verdächtige oder überführte Franzosen auch während der Kampfhandlungen nicht nur gefangen nahm. Sie mussten die Deutschen auf ihrem Weg in rückwärtige Gebiete begleiten, wo zuständige Stellen ihre „Schuld“ prüften und dann eine Entscheidung fällen würden. Beide Fälle verdeutlichen aber auch, dass die Wehrmachtsangehörigen in ihrer Nervosität und mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, nicht in der Lage waren, die Franzosen permanent zu beaufsichtigen. Vielen gelang die Flucht. Inwiefern ihnen während der Verhöre Gewalt angetan worden wäre, kann nur gemutmaßt werden. Zimperlich gingen die Deutschen mit solchen Fällen sicherlich nicht um. Angesichts der Schwere der Kämpfe und der Zerstörungen blieb ein Großteil der Zivilbevölkerung ganz in der Nähe von Haus und Hof und versteckte sich in Gräben, im Wald oder in den Trümmern des eigenen oder verlassener Gebäude. Diejenigen, die im Zuge der Evakuierungen mit Hab und Gut flohen, boten den deutschen Soldaten ein Mitleid erregendes und zuweilen jammervolles Bild, wie besonders die Aussagen Ritters, Gockels und an anderer Stelle auch Siemers' verdeutlichten. Die vorrangig aufgrund humanitärer Gesichtspunkte getroffenen Maßnahmen, die französischen Zivilisten aus dem Kampfgebiet zu evakuieren, scheinen an der Ostfront undenkbar. Erinnerung sei hier an das Verhalten deutscher Truppen im Zuge der Belagerung Leningrads ab 1941, wo ein Großteil der Bevölkerung in Hungerghettos ausgesiedelt wurde und dort sich selbst überlassen blieb.<sup>1718</sup> Viele starben dort den Hungertod.

<sup>1717</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 488f.; vgl. Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 160.

<sup>1718</sup> Lieb: Zwischen den Fronten, S. 200; Hürter: Die Wehrmacht vor Leningrad 1941/42.

Festzuhalten bleibt, dass die Bereitschaft der Franzosen zur Kollaboration mit deutschen Soldaten oder Organisationen nach der Landung der Alliierten abnahm, da die Bevölkerung ihre Hoffnungen in einen baldigen Sieg angloamerikanischer Truppen setzte. Der Forderung nach Mithilfe musste, wie das Beispiel Gockels unterstreicht, zuweilen mit latenter Drohung nachgeholfen werden.

#### 4.8 Die Situation der deutschen Soldaten im Juli/August 1944: „Da kam immer wieder der Gedanke: ‚Es is’ doch bald vorbei.‘“

Am 17. Juni 1944 war Hitler in Frankreich auf dem Ausweichgefechtsstand „Wolfschlucht II“ in Margival bei Soissons eingetroffen. Er lehnte beim Lagevortrag die Vorschläge des Ob.West ab, dem Kampfgebiet weitere Kräfte aus Südfrankreich zuzuführen und die Panzerdivisionen zunächst zurückzuziehen, um eine neue Front aufzubauen und so die Freiheit des Handelns wiederzuerlangen. Stattdessen versprach er die Zuführung neuer Waffen und Flugzeuge, die im Zusammenwirken mit der Bodentruppe in Kürze eine Entscheidung zugunsten des Reiches herbeiführen würden.<sup>1719</sup>

Der „Führer“ bekräftigte seinen *Haltebefehl* und verbot eindringlich jede Rückzugsbewegung.<sup>1720</sup> Den Angloamerikanern sollte damit der Übergang zum Bewegungskrieg verwehrt werden, denn ein Ausweichen der Deutschen auf eine rückwärtige Linie hätte den Alliierten mehr Raum und damit noch bessere Voraussetzungen für den Einsatz ihrer Luftwaffe gegeben. In jedem Fall musste es den Deutschen gelingen, einen alliierten Durchbruch zu verhindern, denn das hätte den Verlust des gesamten französischen Gebietes und damit eine sofortige Bedrohung des deutschen Reiches bedeutet. Inzwischen war es den Amerikanern jedoch gelungen, die Halbinsel Cotentin abzuschneiden. Den alliierten Gegnern waren zwar beträchtliche Verluste zugefügt worden, aber auch auf deutscher Seite waren enorme Ausfälle zu verzeichnen, die, im Gegensatz zu den gegnerischen, nicht mehr ersetzt werden konnten. Die wenigen verbliebenen deutschen Kräfte zogen sich, von den Amerikanern verfolgt, in die *Festung* Cherbourg zurück. Nach harten Gefechten um die Stadt kapitulierte später der Kommandeur der 709. I. D., General von Schlieben, entgegen der Anweisung Hitlers, den Kampf bis zur letzten Patrone zu führen.<sup>1721</sup>

Nach der Einnahme der Cotentin-Halbinsel stießen die Amerikaner in Richtung St. Lô vor. Herr Kowalski, der inzwischen eine Kompanie des 6. FJRes übernommen hatte, berichtete, dass er im Juli noch über 30 Soldaten verfügte,

---

<sup>1719</sup>Ose: Entscheidung, S. 133f. Am 12.6.1944 kam die erste V 1 gegen London zum Einsatz.

<sup>1720</sup>„Hier gibt es kein Ausweichen und kein Operieren, hier gilt es zu stehen, zu halten und zu sterben.“ Zit. n. Ose: Entscheidung, S. 134.

<sup>1721</sup>Die 709. I. D. (21.000 Mann) ging durch den Fall von Cherbourg verloren.

„und nach jedem Einsatz hatte man dann ja wieder 'n paar Mann weniger. ... Da kam immer mal 'n bisschen Ersatz, da waren wieder 'n paar Neue,<sup>1722</sup> aber teilweise waren die Kompanieführer schon gefallen, die Zugführer gefallen. ... Unserem Regiment stand immer eine [gesamte] amerikanische Division gegenüber.“

Das Dilemma, in dem sich die Deutschen befanden, wird am Beispiel des 6. FJRes besonders deutlich. Kowalski, der sich Ende Juni auf den Weg zum Regimentsgefechtsstand machte, traf bereits vorher Kameraden seines Regimentes, die meinten: „'Mensch, das is hier unheimlich, wir haben ganz hohe Verluste, und das 1. Bataillon, bei dem ich war, ist weg. Das ist weg.“ Kowalski erklärte: „Das ist verloren gegangen bereits am 8./9./10. [Juni] in der Gegend von Ste.-Mère-Eglise/Ste.-Marie-du-Mont, etwas nördlich von Carentan.“

Nachdem am 10.6. das 700 Mann starke I. Bataillon vernichtet worden war, verteidigte sich die Truppe von der Heydtes mit kleineren Kampfgruppen und Resten anderer Divisionen gegen eine riesige amerikanische Übermacht. Im KTB des Ob.West werden die deutschen Verluste vom 6.6. – 27.7. mit 127.247 angegeben, darunter 3.017 Offiziere.<sup>1723</sup> Dagegen erhielt die Wehrmacht im Westen nur 14.594 Soldaten an Ersatz.<sup>1724</sup> Bis zum 25.7. kämpften die Reste der Fallschirmjäger beiderseits der Straße von Carentan nach Périers (Abb. 7).<sup>1725</sup> Als Kompanieführer gelang es Herrn Kowalski am 22. Juli, mit 27 Soldaten und der Unterstützung von drei Panzern einer in der Nähe liegenden Panzerdivision, in einem taktischen „Geniestreich“ 250 Amerikaner gefangen zu nehmen, wobei ihm sein Kommandeur, Frhr. v. d. Heydte, mit auf den Weg gegeben hatte: „Bringen Sie mir zwei Gefangene mit!“ Kowalski erklärte: „Wir wollten also immer Gefangene haben, die wurden dann verhört, auf 'm Gefechtsstand damit man weiß, was das für 'ne Einheit ist. Die Amerikaner wollten auch immer Gefangene haben. Das ist natürlich klar.“ In der Erzählweise des Informanten spiegelt sich eine gewisse Unerschütterlichkeit wider, auch gegenüber den Ereignissen selbst:

„Und da haben wir die so langsam im Nahkampf mit Handgranaten, Pistolen und so, von Hecke zu Hecke zurück[gedrängt]. 'N paar Amis, die lagen schon tot [da]. Da sind wir bald schon drüber weg. ... Und ich bin dann ... zu unserem

<sup>1722</sup> Herr Kowalski erzählte im Interview, dass er die „Neuen“ ohne Fronterfahrung erst einmal nach hinten schickte, damit sie sich zunächst eingewöhnen konnten. Ähnliches berichtete auch der damalige Hauptmann, Bruno Fichte, von seinem Einsatz an der Ostfront: „Viel später, ich war schon Hauptmann und stellvertretender Kommandant einer größeren Einheit, meldete sich ein Leutnant frisch von der Kriegsschule bei mir. Ganz schneidig, mit einem Kindergesicht. Ich frag ihn, wie alt er ist. Neunzehn. ‚Mein Gott‘, sag ich, ‚was wollen Sie hier? Ich schick' Sie jetzt ins Munitionsdepot.‘ Er wollte nicht, er war ja Leutnant. ‚Eine Chance zu überleben haben nur Leute, die hier draußen Erfahrung haben. Alle Leute, die jung zu uns kommen, sind am nächsten Tag tot. Deswegen gehen Sie jetzt ins Munitionsdepot.‘ Murrend zog er ab, er wollte ja kämpfen, ein Held sein.“ Schüddekopf: Krieg, S. 39.

<sup>1723</sup> An der Ostfront verhielt es sich ähnlich. Dazu meint der damalige Hauptmann, Bruno Fichte: „Die Offiziere wurden immer weniger. Die dummen und die tapferen waren schnell tot, und die anderen bekamen immer höhere Aufgaben.“

<sup>1724</sup> KTB Ob.West, RH 19 IV/44, Bl. 136.

<sup>1725</sup> Kühn: Deutsche Fallschirmjäger, S. 409.

2. Bataillonskommandeur. ... Ich wollte 'n paar Leute haben von denen. ... Der hatte nix; denn zum anderen Bataillon. [Der sagte:] ‚Ich hab gerade 15 Mann Ersatz gekriegt. ... Ich frage: ‚Was haben die denn [an Bewaffnung]?‘ ‚Die haben zwei schwere Maschinengewehre.‘ Ich sage: ‚Die nehme ich mit.‘ ‚O.k.‘ Der wusste schon Bescheid, ich hatte freie Hand. Der Kommandeur hatte gesagt, der Kowalski, der macht das!“

Diese Art der etwas großspurigen und lautstarken Selbstdarstellung, die an Schlachtbeschreibungen in „Landserheften“ der fünfziger Jahre erinnert,<sup>1726</sup> kennzeichnete das gesamte Interview. Über das von ihm geleistete „Husarenstück“ existiert ein kleines Gedenkbild, das die Amerikaner ihm nach dem Krieg überreichten, und das die Verfasserin in Augenschein nahm.<sup>1727</sup> Die Aktion des Befragten war vor allem eine taktische Überraschung für die Amerikaner. Mit zwei Maschinengewehren und den erwähnten drei Panzern gelang es dem damaligen Oberfeldwebel, einen Feuerschlag, „mit allem, was wir hatten“ durchzuführen. Er ergänzte: „Wir haben die ersten Amis regelrecht aus ihren Löchern raus gezogen, und mit Pistolen sind wir da rum gesprungen“ und es habe bei seinen Männern „eine tolle Begeisterung“ geherrscht. Was auf amerikanischer Seite durch MG-Beschuss und Nahkampf vermutlich zu hohen Verlusten geführt hat, wird von Kowalski, der für diese Aktion mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurde,<sup>1728</sup> erzählt, als handele es sich um ein Kriegsspiel. Furcht scheint er entweder im Krieg nicht gekannt oder verdrängt zu haben.<sup>1729</sup> Die Kriegsergebnisse ertrug er anscheinend mit Leichtigkeit und ohne seelische Blessuren. Er war offensichtlich ein motivierter Soldat, der andere „begeistern“ konnte und hinterließ im Interview den Eindruck, als hätten Optimismus und Courage ihn sein Leben lang, auch in schwierigen Situationen,<sup>1730</sup> nicht verlassen.<sup>1731</sup> Mit dieser Einstellung dürfte er sehr genau dem „Ideal- und Reklamebild“ eines unerschütterlichen und

<sup>1726</sup> Diese Hefte erwähnt auch Schüddekopf: Krieg (Nachwort), S. 316: „Begleitet von sich ständig wiederholenden Kampfszenen und dem immer gleichen Jargon, wurde in ihnen am Anfang unentwegt gesiegt und gegen Ende um so häufiger gestorben. Das war ihr ganzer Realismus.“

<sup>1727</sup> Ein ähnlicher Coup gelang Teilen des 6. FJRes am 25.7.44: 13 amerikanische Offiziere und 600 G.I.s wurden gefangen genommen. Der Wehrmachtsbericht bedachte die Truppe dafür mit einer lobenden Erwähnung, Kühn, S. 409. Es ist jedoch möglich, dass es sich hier um die Beschreibung *desseiben* Ereignisses handelt, zumal Kowalski erwähnte, er habe einen Radfahrzeug übernommen, dessen Kompanieführer gefallen war. Bei Kühn, ebd., heißt es: „Radfahrkompanie, mit zwanzig Mann auf Rädern und einem geliehenen Panzer.“ Auch Kowalski erwähnte die Mitwirkung von (allerdings drei) Panzern.

<sup>1728</sup> Dies ist bei Kühn: Fallschirmjäger, S. 457, nachgewiesen. Das Ritterkreuz wurde Kowalski im Herbst 1944 offiziell verliehen.

<sup>1729</sup> Der damalige Schüler und Flaksoldat, Nikolaus Ratjens, der in den Niederlanden einer Fallschirmjägereinheit zugeteilt wurde, bestätigt diesen Eindruck und meint: „Mit diesen Männern, die an allen Fronten gewesen waren, fühlten wir uns, wir waren ja richtige Jungs, irgendwie sicher. ... Ich glaube, die [Fallschirmjäger] hatten wirklich keine Angst.“ In: Schüddekopf: Krieg, S. 309.

<sup>1730</sup> Herrn Kowalski gelang es, nach eigenen Angaben, als einem von wenigen Deutschen, aus englischer Gefangenschaft zu fliehen und sich von England aus nach Deutschland durchzuschlagen. Zu den näheren Umständen dieser Flucht wollte er sich während des Gespräches allerdings nicht äußern.

furchtlosen Offiziers seiner Zeit entsprochen haben, „dessen Verhalten im Sinne militärischer Zielvorstellungen auf die Soldaten anfeuernd und mitreißend wirken soll.“<sup>1732</sup> Beim Zustandekommen des von Kowalski geschilderten Angriffs auf ein gesamtes amerikanisches Bataillon – etwa 500 G.I.s – und der Gefangennahme von 250 Amerikanern waren, neben dem taktischen Verständnis des Informanten, auch Zufälligkeiten im Spiel, z. B. das Verfügen über drei deutsche Panzer zur Kampfunterstützung oder die Annahme, dass die Amerikaner von einem wesentlich stärkeren Gegner ausgingen als der tatsächlich nur 27 deutschen Soldaten, und die daher einem Angriff nicht zuvorgekommen waren.<sup>1733</sup> Dennoch wirken seine unkritischen Darstellungen des Krieges, in denen „Action“, Schlachtengetümmel und eigene „Heldentaten“ im Mittelpunkt stehen, unter heutigen Gesichtspunkten eher befremdlich. Andere ehemalige Soldaten haben im Laufe der Nachkriegszeit eine eher kritische Haltung zu Tapferkeit und Kriegsauszeichnungen eingenommen.<sup>1734</sup>

Im Lager der von Ritter geführten Einheit der Panzer-Lehr-Division kam es zwar nicht zu „Heldentaten“, aber es herrschte im Juni/Juli 1944 noch eine gewisse Zuversicht:

„Wir hatten also phasenweise durchaus die Hoffnung, wir könnten sie wieder rauschmeißen. ... Wir waren ja 'ne Panzer-Division, und wir meinten immer so: ‚Wann werdet ihr denn so eingesetzt, dass ihr sie wieder rauschmeißen könnt? Und warum werden wir immer hier verbraucht? ... Die müssen uns doch rausziehen, und dann müssen wir doch die große Schlacht schlagen, dass da 'ne Bewegung erfolgt!‘“

Die Fallschirmjäger zogen ihr Selbstbewusstsein und ihre Kampfkraft aus ihrer besonderen *Erziehung*, die Panzer-Divisionen aus ihrem den Amerikanern überlegenen Material.<sup>1735</sup> Herr Ritter spricht also zwei wichtige Aspekte an: Erstens das Selbst-

<sup>1731</sup> Die Erfolge, die die Fallschirmjäger während des Krieges erlangten, und die ihnen den Ruf, eine Elitetruppe zu sein, eintrugen, führte v. d. Heydte nicht auf die besonders gute Ausbildung zurück. Sie lägen auch nicht in einer besonderen Ausrüstung begründet, sondern: „Es war der Geist einer besonderen Kameradschaft, der – ohne Rücksicht auf den Dienstgrad – den Fallschirmjäger mit dem Fallschirmjäger verband und alle zu einer Einheit zusammenschweißte; es war das Bewusstsein, dass die Uniform und das Abzeichen, das der einzelne trug, ihn zu einer besonderen Leistung verpflichtete; es war das Wissen um die Sonderstellung, und so kann man wohl sagen, das besondere Gesetz dieser Truppe, das aus ihr fast einen kämpferischen Orden machte.“ V. d. Heydte: Fallschirmtruppe, S. 196. Zu diesem Geist trugen auch die *Zehn Gebote des Fallschirmjägers* bei. Dazu Trantow: Kurt Student, S. 63.

<sup>1732</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 550, 553.

<sup>1733</sup> Ein ähnlicher Augenzeugenbericht, der mit einer „zufälligen Heldentat“ endete, findet sich bei Schröder: Gestohlene Jahre, S. 555.

<sup>1734</sup> Vgl. Schröder: Held oder Mörder, S. 41f.: „Tapferkeit? Ich ertappe mich immer wieder dabei, dass ich beim Erzählen aus diesem leichtfertigen, glückhaften Unternehmen [in Frankreich] ein ziemlich tolles Husarenstückchen mache und mir einbilde, dafür zu Recht das EK II erhalten zu haben. Wäre statt meiner ein anderer Soldat dieses von mir geführten Spähtrupps zu Schaden gekommen, hätte ich vielleicht eher verdient, degradiert statt dekoriert zu werden.“

<sup>1735</sup> Den deutschen Panzern IV, V („Panther“) und VI („Tiger“) hatten die Alliierten, trotz ihrer ansonsten überlegenen Technik, nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Besonders die Panzer V und VI verfügten über eine dicke Panzerung, die sie nahezu

vertrauen, das die deutschen Panzersoldaten – insbesondere die der Panzer-Lehr-Division – aus ihrer ausgezeichneten Bewaffnung zogen. So erklärt sich die Zuversicht des damaligen Leutnants auch damit, das die von ihm geführte Heeresflak-Einheit 311 hauptsächlich die überlegenen 8.8-Geschütze<sup>1736</sup> zur Verfügung hatte, eine bei den Amerikanern unter dem Namen *eighty-eight* gefürchtete Waffe. Mit diesem Geschütz ließen sich große Abwehrerfolge gegen Luft- und Bodenziele erreichen, und mehrmals zerbrachen Feindangriffe an ihrem Direktfeuer, was sie zu einem Eckpfeiler der Verteidigung erhob. Dies wurde auch im Wehrmachtsbericht „positiv“ vermerkt.<sup>1737</sup> Eine deutsche Panzer-Division hatte, trotz der Luftüberlegenheit des Gegners, ganz andere Verteidigungsmöglichkeiten als etwa eine Infanterie-division.<sup>1738</sup> Daher hofften die Angehörigen der deutschen Panzerdivisionen – zumindest bis zum Durchbruch der Amerikaner am 25.7. bei St. Lô – immer noch darauf, die Alliierten zurückdrängen zu können. Und zweitens warteten die Soldaten auf den Moment, in dem sie endlich aus der Front herausgezogen würden, um *die* große Panzerschlacht des Westens schlagen zu können.<sup>1739</sup> Aber es kam kein Ersatz, da Hitler – immer noch in Erwartung einer weiteren Landung – nur sehr zögerlich Kräfte der benachbarten 15. und der in Südfrankreich stationierten 19. Armee abziehen ließ, und die Ostfront kaum Truppen entbehren konnte.<sup>1740</sup> Statt einer verstärkten Zuführung von in Frankreich befindlichen deutschen Panzereinheiten, befahl der *Führer* am 11.6., das II. SS-Pz.-Korps mit der 9. und 10. SS-Pz.Div. von der Ostfront in den Westen zu verlegen,<sup>1741</sup> und die 363. I. D. aus Dünkirchen abzuziehen. Die 9. und 10. SS-Pz.Div. erreichten zwar binnen einer Woche die französische Grenze, benötigten aber von dort aus weitere zwei

---

unverwundbar machte. Ihre Kanonen waren in der Lage, eine 12 cm dicke Panzerung aus bis zu 1000 m Distanz zu durchschlagen. Die größten Feinde der deutschen Panzer waren daher weniger die alliierten Panzer oder die PAK-Geschütze als die gegnerische Luftwaffe, die sie im Laufe der Schlacht um die Normandie immer weiter dezimierte. Le Cacheux/Quellien: Dictionnaire, S. 278, 364f.

<sup>1736</sup> Vgl. Treffner: Flak im Erdkampf, S. 256: „Die Flak-Artillerie, zum Schutz der Heimat und der kämpfenden Truppe gegen Luftangriffe bestimmt, zeigte im Krieg bald ihre vernichtende Wirkung gegen Erdziele. Ihre 8,8-cm-Kanone wurde zum populärsten Geschütz des Krieges.“

<sup>1737</sup> Kurowski: Panzer-Lehr-Division, S. 92.

<sup>1738</sup> Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 275f.: „Mit meinen Kumpeln sprach ich oft darüber, wie unterschiedlich die deutschen Divisionen ausgerüstet waren. Ohne angemessene Unterstützung durch ausreichend schwere Waffen und moderne Panzerabwehr ist der Frontsoldat vorne nichts weiter als Kanonenfutter.“

<sup>1739</sup> Der Kommandeur der Panzer-Lehr-Division, General Beyerlein, gibt eine ganz ähnliche Einschätzung der Lage ab wie der Befragte Ritter: „Unsere Division müsste jetzt herausgezogen und aufgefrischt werden, wenn sie ihre Schlagkraft nicht völlig verlieren soll. Aber wo ist Ersatz? Wir können hier einfach *keinen* Mann abziehen. Es bleibt uns nichts anderes übrig als weiter hier stehen zu bleiben.“ Zit. in Kurowski: Panzer-Lehr-Division, S. 92.

<sup>1740</sup> Dort hatte am 22.6.1944, in Absprache zwischen Stalin und dem alliierten Oberkommando, eine Großoffensive begonnen, um die deutschen Kräfte dort zu binden und ihren Abzug in den Westen zu verhindern.

<sup>1741</sup> KTB/WFSt, Bd. 4/I, S. 314. Aufgrund dieser Schwächung der Ostfront musste die Wehrmacht dort auf den Angriff bei Kowel verzichten.

Wochen (!), um an die Normandiefront zu gelangen, da sie, außer durch Luftangriffe, mehrfach durch Sabotagen der Résistance gestoppt wurden. Montgomery, der durch den französischen Widerstand über diese geplante deutsche Truppenverstärkung informiert war, ging am 25.06.1944, also vor dem Eintreffen der Divisionen, sofort zum Angriff über.<sup>1742</sup> Dadurch wurde sowohl der von deutscher Seite mit der Verstärkung durch Waffen-SS-Truppen geplante erste Großangriff vereitelt, als auch das Herausziehen der völlig abgekämpften Panzerdivisionen zur Auffrischung in hinteren Stellungen unmöglich gemacht. Stattdessen wurden die dann verspätet ankommenden beiden deutschen Divisionen sofort in den Kampf geworfen, um einen britischen Durchbruch bei Caen zu verhindern. Die Rechnung der Alliierten, eine solche Panzerschlacht zu vermeiden, ging auf. Wie beabsichtigt, wurden die deutschen Panzer in einer Materialschlacht größten Ausmaßes nach und nach verschlissen.<sup>1743</sup> Die von Hitler nur sehr zögerlich nach und nach in den Kampf befohlenen Panzerdivisionen hatten so keine Chance zu einem geschlossenen Einsatz, zumal, wie erwähnt, den Alliierten durch die ausgezeichneten Verbindungen zur Résistance, die geplanten Zuführungen vorzeitig bekannt wurden, und Montgomery bzw. Bradley den Deutschen jedes Mal zuvorkamen. So konnten lediglich Löcher gestopft und die deutsche Lage wieder einigermaßen stabilisiert werden, die Wehrmacht aber blieb im Westen in der Defensive.

Ritter erläuterte am Beispiel der PLD, dass es zu keiner Zeit gelang, die deutschen Panzerdivisionen geschlossen einzusetzen, da sie in den Normandiekämpfen ausschließlich als „Feuerwehr“ gebraucht wurden:

„Es war so, dass die Panzer-Lehr-Division ja eigentlich dafür da war, um sie rauszuschmeißen, [die Amerikaner], und nicht an der Front zu halten. Und deswegen versuchte man mehrfach, die Panzer-Lehr-Division, nachdem sich nun die deutsche Front gebildet hatte, herauszuziehen und ihr sozusagen die Möglichkeit zum Stoß zu verschaffen. Aber die Engländer und Amerikaner waren inzwischen dann immer wieder so stark, dass die Panzer-Lehr-Division schnellstens wieder gebraucht wurde, um irgendeinen Einbruch in der deutschen Front wieder abzufangen. Und so ging das also hin und her. Unser letzter Einsatz war dann bei St. Lô ... Ja, wir waren ja auch mal erfolgreich, sind mal ein Stück vorangekommen und dann [mussten] wir wieder zurück, dann wurden wir raus gezogen, und dann wurden [wir] wieder rein geschoben, das ging da hin und her. Dadurch, dass nun auch der Batteriechef nicht da war, nötigte mich auch, immer wieder hinten zu sein und für den Nachschub zu sorgen. Munition und Benzin war damals ja schon schwierig. Ja, ich meine, wir kriegten das alles noch, aber wegen der Flieger

<sup>1742</sup> Ose: Entscheidung, S. 151; Bennett: Behind the Battle, S. 245f.

<sup>1743</sup> Dazu u. a. Ose, S. 170. Dennoch war den mittlerweile auf 32 Divisionen angewachsenen Kräften Montgomerys bis Ende Juli kein entscheidender Durchbruch gelungen. Trotz der zahlen- und kräftemäßig unterlegenen deutschen Truppen, die zudem nicht über komplette Divisionen als Reserve hinter der Front verfügten, hielten sie die Engländer in einer Art Panzersperrriegel umfasst. Das gleiche Bild ergab sich im amerikanischen Sektor um St. Lô. Auch hier standen über zwanzig US-Divisionen wenigen deutschen Kräften gegenüber und versuchten, sich den Durchbruch in Richtung Süden zu erkämpfen.

konnten wir nur nachts fahren und manchmal waren die Entfernungen so groß, dass wir in einer Nacht das nicht hinschaffen konnten. Und unsere Batterie, die musste Munition haben oder Benzin, und das kam nicht ran, also da musste man sich schon sehr drum kümmern und sehr genau überlegen: Wie mache ich das jetzt, dass die heil hier ankommen?“

Die Panzerdivisionen waren auf deutscher Seite der einzige Trumpf. Sie waren aber nicht so zahlreich vorhanden, dass der Ob.West sich auch nur einen vorübergehenden Verzicht darauf leisten konnte. Sie wurden nach und nach in den Kämpfen aufgegeben, standen aber nicht nur einem überlegenen Gegner gegenüber, sondern auch gravierenden logistischen Problemen. Der damalige Fallschirmjäger Schramm erzählte, wie er mit anderen Kameraden auf dem Rückzug von der Küste in der Normandie auf eine Gruppe Panzer V („Tiger“) stieß, die in einem der Hohlwege standen. Der Grund für den Stillstand der Panzer verwunderte ihn zwar zuerst, war für ihn jedoch im nächsten Moment Vorbote einer sich anbahnenden militärischen Niederlage der Deutschen:

Schramm: „... Und dann habe ich noch irgendwo auf'm Rückzug, das ist auch wieder so 'ne Story, die aber wirklich wahr war, da kamen wir durch einen Hohlweg, und in diesem Hohlweg standen 2, 3, 4, 5, 6, 7 ‚Tiger‘-Panzer, deutsche. Und aus dem ersten ‚Tiger‘-Panzer, aus der Luke, guckte ein Leutnant von der Waffen-SS und sagte zu mir: ‚Wo kommt Ihr denn her?‘ Wir war'n so 'n geknuppelter Haufen, der nicht mehr mochte. Und da haben wir gesagt: ‚Warte man 'n Moment, dann kommt der Ami! Ihr braucht gar nicht lange warten, dann is er hier!‘ Und da sagt der zu uns: ‚Das ist für uns gar kein Problem, kein Problem!‘ Und dann sind wir an diesen Panzern vorbeigegangen und haben auch noch so ungefähr gesagt: ‚Na, dann macht man schön ...‘ und bei irgendeinem Panzer, wars der letzte oder so, da kamen wir mit diesem Panzerschützen ins Gespräch, so 'n Fahrer da, und da sagt der: ‚Wir können gar nicht fahren, wir haben gar keinen Sprit!‘ Na, das war'n die SS, der hats Ritterkreuz gehabt. Da kam immer wieder der Gedanke: ‚Es ist doch bald vorbei.‘

I: War das dann schon nach 'n paar Tagen, nachdem die Invasion eingesetzt hatte?  
Schramm: Ja, vielleicht 14 Tage nach der Invasion oder so, in dieser Richtung ja.“

Schramm war es im Verlauf des gesamten Interviews wichtig zu betonen, dass seine „Story“ sich auch wirklich so zugetragen hat, wie er sagte. Vielleicht vermutete er, der Zuhörer könne in Zweifel ziehen, dass die deutschen Panzer wirklich aufgrund Benzinmangels festsaßen.<sup>1744</sup> Der Eindruck, den die dort scheinbar in Ruhestellung stehenden Panzer vermittelten, verdeutlichte dem Befragten, wie es um die deutsche Versorgung und auch um die militärische Lage Mitte 1944 bestellt war. So gelangte er

---

<sup>1744</sup> Ritter erinnerte sich im Interview daran, dass die Panzer seiner Division sich in der Normandie bei Benzinmangel zwar behelfen konnten, dieses Hilfsmittel sich jedoch als wenig effektiv herausstellte. „Und dann fahren die [Panzer] mit Fliegerbenzin, und dann blieben die auch nach 'ner Viertelstunde stehen. Die bockten - die Maschinen konnten das nicht lange ab, waren verschmutzt - und dann musste man immer wieder putzen und saubermachen, das ging also nicht.“ Auch Paulsen hatte in Abschn. 3. gesagt, er sei mit den Resten seines Bataillons auf dem Rückzug am 9./10. Juni an Panzern vorbeigekommen, die „noch ... wunderbar verpackt, ... herrlich und in Freuden“ dort gestanden hätten und anscheinend noch überhaupt nicht ins Kampfgeschehen eingegriffen haben oder evtl. auch bereits wegen Benzinmangels festsaßen.

zu der Vermutung: „Es ist doch bald vorbei.“ Warum der zunächst von Schramm angesprochene Offizier noch optimistisch war und den Grund für die Untätigkeit der Panzer verschwieg, mag mit seiner Rolle als Vorgesetztem sowie mit seiner „ideologischen Schulung“ zu tun gehabt haben. Eine Panzerdivision der Waffen-SS war allerdings für die deutschen Truppen an sich eine der wirkungsvollsten Unterstützungen im Kampf, wie Schramm nachfolgend erklärte:

„Ich meine, wir hatten auch den Power, hätten wir auch gehabt. Wenn unsere SS rangekommen wär' mit ihren Panzern - wissen Sie was passiert wäre, ich meine, der Krieg hätte 'n Jahr länger gedauert. [Aber] die [Waffen-]SS war sehr mutig, das muss ich Ihnen sagen. Die sind voll rein gelaufen da. Ganz tapfer, ganz tapfer, ganz tapfer, das war'n Kinder zum Teil noch.“

Aus heutiger Sicht erhält diese Beschreibung einen eigenartigen Beigeschmack: Tapfer zu sein in einer aussichtslosen Situation hieß, sich bis zum letzten Mann zu verteidigen, immer wieder nach vorn zu stürmen und dem Gegner große Verluste zuzufügen. Diese, in dieser Kriegslage sinnlose Angriffstaktik und Bereitschaft zur Selbstaufopferung, die die Angloamerikaner noch aufhalten sollte, als der Kampf bereits weitestgehend entschieden war, unterstreichen die Auswirkungen der extremen NS-Ideologie, die viele Kämpfer der Waffen-SS verinnerlicht hatten.

Auch an der Ostfront kam es vor, dass Fahrzeuge aufgrund von Treibstoffmangel unbeweglich waren. Ein Generalstabsoffizier empfahl einem Leutnant, dem für Fahrzeuge seiner Truppe der Treibstoff fehlte, russische Zivilisten aus der Umgegend zusammen zu ziehen, um die Wagen schiebend von Dorf zu Dorf voranzubewegen. Der Informant, der das Gespräch zwischen den beiden Offizieren zufällig mit angehört hatte, meinte daraufhin, ähnlich wie Schramm: „Na ja, dacht ick, wat soll denn dat noch? Hier ist ja nix mehr. ... War praktisch sinnloser Haufen, ja.“<sup>1745</sup> Solche Einsichten laut zu äußern, war jedoch, besonders in der Endphase des Krieges, sehr gefährlich:

„Wer es wagte, der Pflicht zum Glauben an den ‚Endsieg‘ nicht Genüge zu tun, wer die Vermutung, der Krieg werde verloren gehen, vor anderen aussprach, musste damit rechnen, wegen ‚Wehrkraftzersetzung‘ angezeigt zu werden.“<sup>1746</sup>

Die entsprechenden Strafbestimmungen waren im Verlaufe des Krieges ständig weiter verschärft worden. Wegen so genannter staatsfeindlicher Äußerungen konnte die Todesstrafe verhängt werden.<sup>1747</sup>

Inzwischen hatte Hitler personelle Konsequenzen aus der geglückten Landung der Alliierten gezogen. Der Ob.West, v. Rundstedt, wurde aufgrund seiner realistischen, also pessimistischen, Einschätzung der Lage entlassen<sup>1748</sup> und erhielt zum Abschied

<sup>1745</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 603, Beleg 151 (Fischer).

<sup>1746</sup> Ebd.

<sup>1747</sup> Beispiele dazu u. a. bei Kammler: Ich habe die Metzelei satt, S. 88f., 121, 128.

<sup>1748</sup> Ose, S. 154: Entscheidung. Von Rommel unterstützt, hatte v. Rundstedt dem OKW u. a. dargelegt, dass sich der alliierte Durchstoß schon am 16. Juni abgezeichnet habe, der Kommandeur der 709. Div., General v. Schlieben, nicht rechtzeitig auf Cherbourg habe

das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen. Als Nachfolger bestimmte Hitler Gfm. v. Kluge.

Unterdessen traf nach und nach Verstärkung in der Normandie ein. Herr Schweitzer kam, zusammen mit seinen Nebeltruppeneinheiten, vom niedersächsischen Celle aus, in die Nähe von Caen und sollte dort in die Kämpfe eingreifen. Bereits in Celle stieß er auf einige Schwierigkeiten, die zunächst für Verzögerungen sorgten, denn es kamen für den Transport von Nebelwerfern völlig ungeeignete Fahrzeuge:

„Wir sind also direkt, wenige Tage wohl nach der Landung, sind wir in Celle auf die Bahn gelegt worden mit halbfertigen Sachen zum Teil. Wir haben unterwegs noch, das weiß ich, na, so Gitter für die Munition machen müssen. Wir kriegten so Lastwagen, die gar nicht geeignet waren, französische Lastwagen. Und da mussten Gestelle gemacht werden, damit unsere Raketen da geladen werden konnten. Und die waren gar nicht fertig. Ich bin doch den letzten Tag, das weiß ich, rumgesaust in Celle, zu allen Tischlern, und hab mir Latten geholt und so, und dann haben unsere Leute selber genagelt, also sehr in Eile.“

Vom Transport selbst berichtete Schweitzer nichts Außergewöhnliches wie andere, die von der Ostfront oder aus dem Heimaturlaub zum Teil Wochen benötigten, um in die Normandie zu gelangen. Dafür erwarteten den Befragten und seine Einheit jedoch in Frankreich die Schwierigkeiten, die für den Kampf im Westen charakteristisch sind:

„Und [wir] wurden ausgeladen in Paris, im Bois-de-Boulogne, haben wir da 'ne Nacht übernachtet, ... und sind dann auf Rädern, in Nachtmärschen... Das war ja 'ne starke Luftüberlegenheit dort. Da war 'n Tach in Kolonnen überhaupt nicht zu fahren, da oben hin... direkt östlich von Caen. Ja, und auch ... das ist ja da, da haben die Engländer ja 'n Angriff gemacht, mit einem Rieseneinsatz von Flugzeugen, etwa 2.000 oder 2.200 Maschinen ... Und sie haben dabei ja auch ganze Stellungen von uns umgepflügt. Wir haben also, bei diesen Angriffen, ganze Batt'rien verloren, wo kein Mann raus gekommen ist. Wo die mit den großen Bombern in niedriger Höhe die Stellungen direkt umgepflügt haben. Das war zu bemerken, ich kann das ein bisschen erzählen, so aus dem Erleben heraus: Ja, wenn ich das jetzt, wenn ich da jetzt so daran denke, dann erinner' ich mich an ... Aber wir hatten bemerkt, in diesen Tagen vor diesem Angriff, da ist der Amerikaner, Engländer... Fußtruppen waren ja Engländer hier, die Flugzeuge waren auch Amerikaner, sehr viel Beobachtungsflugzeuge oben hatte. Und [er] konnte ja auch langsame Maschinen einsetzen, Jäger, deutsche, waren nicht da. Man konnte fahren eigentlich nur des Nachts und noch so die erste Morgenstunde bis die, wir sagten immer: ‚Die müssen erst ihre Ham und Eggs gegessen haben, die Piloten, ehe sie losgehen,‘ und das war also sieben Uhr. Und da hatte man von fünf bis sieben oder bis um sechs hatte man Zeit! Und da musste man auch was machen, wenn man sich bewegen wollte. Und dann kamen die und beherrschten das, und da war also nicht mehr was zu machen.“

Auch in Schweitzers Beschreibung wird deutlich, dass die Deutschen ihre Aktivitäten in der Normandie auf die Nacht- und frühen Morgenstunden verlagern mussten, da morgens mit alliierten (Luft-)Angriffen zu rechnen war. Die Alliierten diktierten den Wehrmachtstruppen den Krieg, besonders aufgrund ihrer Luftüberlegenheit. Der Befragte bestätigte den Eindruck einiger anderer, wonach der Krieg im Westen ausweichen dürfen, und das OKW immer verlange, „jeden Meter Boden zu verteidigen.“ Über diese Kritik hinaus, wurde der Ob.West von Hitler als „Schuldiger“ für die gelungene Landung der angloamerikanischen Truppen ermittelt und abgelöst.

hauptsächlich tagsüber geführt wurde und nachts ruhte (siehe Abschn. 6). Schweitzer erinnerte sich daran, dass es eines Abends den Befehl gab, die Stellungen zu räumen, da die gegnerischen Artilleriebeobachter inzwischen die Nebelwerfereinheiten aus der Luft ausfindig gemacht hätten und einen Angriff planten:

„Und das machten wir auch. Wir räumten unsere Stellung und zogen ..., ja, 200 Meter zurück oder seitlich raus, in einen Obstgarten hinein, weiß ich noch, da war so ein kleines Häuschen auch, und die Werfer brachten sich da in Stellung. Und, ja, man versuchte, sich hinzuhaufen. Ich hatte immer so die Aufgabe, als Adjutant damals, musst' ich praktisch auf den 'Läufen' bleiben, bis ich wusste, dass alle Batt'rien feuerbereit sind. Sind sie eingerichtet? Und ist die Meldung da? Und so weiter und so fort. Der Kommandeur, der konnte dann sich hinlegen erst mal schon. Und dann legt' ich mich aber auch hin, so auf die Erde, weiß ich noch, unter so 'n Fenster, und das fiel mir dann plötzlich mit einem großen Donnerschlag auf 'n Kopf. Und da schossen die in unsere Stellung hinein, haargenau – mit schweren Kalibern! Artillerie! Und wir waren, das haben wir dann erst bemerkt, direkt neben eine alte Artilleriestellung gegangen. Die waren auch raus, genau wie wir. Wir Esel, wir waren da rein, wo die raus waren. Und da kriegten wir also den Beschuss, der eigentlich jemand anders gegolten hatte (lacht). Gut, na, da haben wir auch recht große Verluste gehabt, in dieser Stellung, durch diesen Beschuss, ohne dass wir etwas tun konnten. Wir mussten nur in den Löchern bleiben.“

Nach dem schweren Artilleriebeschuss folgten ebensolche Luftangriffe. Auch hier konnten die deutschen Soldaten einfach nur in ihren Deckungslöchern ausharren und hoffen, dass der Angriff sie nicht direkt traf. Schweitzer schilderte die verheerenden Ausmaße, die das schwere Luftbombardement um Caen auf seine Batterie hatte:

„Und dann ging das los mit den Riesenflugzeugangriffen. Und die haben wirklich also dort alles niedergewalzt, ja. Unsere Batt'rie nicht. Uns haben sie nicht angegriffen mit Flugzeugen. Uns haben sie nur mit Artillerie beschossen. Aber in unserem Regiment sind, wie gesagt, ganze Batterien an dem Tage verschwunden und auch von dem, von dem Schwesterregiment, die ebenfalls da zum Einsatz waren, das ist mir hinterher erst bekannt geworden, als ich mal für's Rote Kreuz nach dem Kriege so vermisste Leute gesucht habe, da habe ich mich an so einem Suchdienst beteiligt, und da waren eben sehr viele, die ich kannte, die an diesem Tage da und da in der Normandie vermisst waren, wo ich mit Sicherheit sagen konnte, die waren in der und der Batt'rie, und die sind da geblieben. ... Na ja, den einen oder anderen hat man natürlich gefunden, aber so eine Batteriestellung ist ja gar nicht so sehr lang, 100 Meter in der Länge würd' ich mal sagen, nicht einmal, vielleicht nur 70. Und dann in der Tiefe auch 50. Und wenn die da so mit mehreren Flugzeugen und großen Maschinen ihre Bomben... Wenn die da auf der Fläche sitzen, da bleibt da nichts trocken. Ja, da bleibt nichts trocken.“

Viele dieser Soldaten blieben bis heute vermisst, da nichts mehr von ihnen gefunden werden konnte. Dies berichtete auch Heinze im Interview. Es konnte passieren, dass nach einem massiven Artillerieangriff auf eine vergleichsweise kleine Stellung die Kämpfer regelrecht zermahlen worden sind.

Der Befragte Thomsen berichtete über das Kampfgeschehen um Caen:

„[Kontakt zu den Amerikanern hatten wir] noch nicht. ... Außerhalb [von Caen war das]. Also Höhe 114<sup>1749</sup>, da hatten wir uns Löcher gesprengt, da ist ja alles sehr felsig, da oben, und kamen dann auch in einen Angriff, und die *Sherman*-

<sup>1749</sup> Es dürfte sich wohl um die Höhe 112 gehandelt haben. Vgl. Carell, S. 226 – 234.

Panzer<sup>1750</sup> drehten dann ja auch sehr viel auf den Löchern. Denn die müssen ja damit rechnen, dass der Panzer, der neben einem is, einen nicht gesehen hat.“

Der Versuch, den Gegner aus dem Panzerdeckungsloch heraus zu vernichten, war besonders im Krieg an der Ostfront gang und gäbe. Thomsen ist jedoch der einzige Informant, der einen solchen Kampf zwischen Soldat und gegnerischem Panzer aus den Kämpfen um die Normandie beschreibt. Der Panzerfahrer musste damit rechnen, dass der Gegner aus dem Deckungsloch springen würde, um den Panzer mit einer Panzerfaust zu „knacken“, <sup>1751</sup> bemerkte den feindlichen Panzerpionier aber unter Umständen nicht rechtzeitig. Thomsen schilderte den Ablauf eines solchen Kampfes:

„... denn raus [aus dem Deckungsloch] und denn rauf [auf den Panzer], es war einfach. Reinwerfen konnte man ja nicht, das war ja oben zu. Das passte unter 'nen Turm, abgezogen und ins Loch zurück. Der Turm ist auch gesprengt worden. ... Gleich runter gesprungen und dann ist der Turm abgesprengt worden. ... Möglicherweise zwei oder drei Mann kamen raus, und dann habe ich sie abgeschossen. Ich hab dafür das Panzervernichtungsabzeichen<sup>1752</sup> gekriegt.<sup>1753</sup> Das war im Juni, kurz nach 'm 20. Juni.“

Sehr schwierig ist es, die Gefühlslage des Befragten Thomsen damals oder bei der Schilderung dieser schweren Kämpfe während des Interviews zu ermitteln. Seine Aussage: „Es war einfach“, steht im Widerspruch zu der Gefahr, selbst Opfer zu werden, entweder, indem der Soldat das rettende Deckungsloch nicht rechtzeitig erreichte oder von einem anderen Panzer oder Artilleristen (tödlich) getroffen wurde. Dass er die den Panzer verlassenden Amerikaner „abgeschossen“ hat, trägt der damalige Leutnant nüchtern und ohne sichtbare Gefühlsregung vor, so als sei das „Panzerknacken“ eine rein technische Angelegenheit, also für den Soldaten, der sein Handwerk beherrschte, „einfach“ auszuführen, und so, als handele es sich bei dem Gegner – auch im nachhinein – nicht um ein menschliches Wesen. Im Gegensatz zu Kowalski prahlte Thomsen aber nicht, rühmte sich, außer der Erwähnung der Auszeichnung, auch nicht seiner Taten, sondern antwortete während des gesamten Interviews nur mit sehr leiser Stimme auf ihm gestellte Fragen. Während des Gesprächs kam vielmehr eine „Du-oder-Ich“-Haltung bei dem Informanten zum Ausdruck, wie sie auch von Augenzeugen bei

---

<sup>1750</sup> Der *Sherman*-Panzer der Amerikaner war bei den deutschen Landsern gefürchtet. Die US-Truppen hatten ihn in der Schlacht um El Alamein zum ersten Mal eingesetzt. Er war zwar den deutschen *Panthern* und *Tigern* unterlegen, wurde aber, aufgrund seiner einfachen Bauweise, in hoher Stückzahl hergestellt (50.000) und verfügte 1944 über eine verbesserte Kanone und insgesamt drei MGs, eines für Luftziele. Le Cacheux/Quellien, S. 345.

<sup>1751</sup> Das Duell Infanterist gegen Panzer endete oft mit dem Tod eines der Gegner: „Panzerabwehr auf Nahdistanz ist eine spezielle und spezialisierte Kampfmethode, die dem Luftkampf ähnelt: Kurze dramatische Aktion, in der Nervenkraft und Kaltblütigkeit ebenso entscheidend sind wie eine Riesenportion Glück.“ Schlager: Panzernahbekämpfung, S. 323.

<sup>1752</sup> Das Panzervernichtungsabzeichen in Silber wurde für einen vernichteten Kampfwagen verliehen, das goldene für fünf vernichtete Kampfwagen. Zentner: Soldaten, S. 216.

<sup>1753</sup> Einen ähnlichen Angriff auf einen Sherman-Panzer schilderte ein Augenzeuge im Kampf um St. Lô, in: Schlager: Panzernahbekämpfung, S. 323.

Schröder angesprochen wird,<sup>1754</sup> wobei es darauf ankam, wer der Schnellere und damit der Überlebende war. Im Kampf um Leben und Tod siegte bei Thomsen seinerzeit eine Mischung aus soldatischem Pflichtbewusstsein, die auch in vielen anderen Situationen bei ihm zum Ausdruck kam und einer Art „Selbsterhaltungstrieb“ in einer Konfrontation mit dem Gegner, die keine Wahlmöglichkeit ließ.<sup>1755</sup> Hinzu kommt, dass nicht nur aus den Reihen des Feindes Gefahr drohte, sondern auch aus den eigenen, denn „Feigheit vor dem Feind“ wurde unter schwere Strafe gestellt. Auch haben in Konfrontationen mit dem Gegner Angst und Mut sehr wahrscheinlich nahe beieinander gelegen. Sich der Realität stellen und anpassen zu müssen, ohne sich dabei besonders hervorzutun, charakterisiert das Verhalten Thomsens, der jedoch, neben einer gewissen Nervenstärke, über einen starken Überlebenswillen verfügte, mit denen er schwierige Situationen meisterte.<sup>1756</sup> Über seinen Einsatz in Frankreich berichtete er weiter:

„... Wir waren da schwer im Einsatz – auch gegen Amerikaner. Aber wir hatten ja wahnsinnige Verluste. Neben uns lag die Division ‚Hitlerjugend‘<sup>1757</sup>. Die hatten also [auch] wahnsinnige Verluste, unglaubliche Verluste. Die hatten überhaupt keine Führungskräfte mehr an Offizieren, und ich wurde da einen Tag abgestellt, [um zu] warten, bis Nachschub kam. So lange musste ich die Kompanie führen. Aber zu dem Zeitpunkt wurden wir vorverlegt kurz – Ruhepause. Und dann kam der Nachschub erst, d. h. der deutsche Offizier.“

Die Division „Hitlerjugend“ wurde, einem Wunsch Hitlers entsprechend, dem diese Division, die seinen Namen trug, besonders am Herzen lag, am 16.7. aus der Front herausgezogen. Er wollte sie schon früher schonen, doch der Kampf um Caen hatte das nicht zugelassen. Während der Schlacht um die Normandie hatte die Division bis zu diesem Zeitpunkt über 5000 Mann Verluste, nahezu alle schweren Waffen gingen verloren, einschließlich aller Panzerabwehrkanonen.<sup>1758</sup> Die Division wurde anschließend noch weiter nach hinten verlegt.

Mittlerweile war, neben dem Dreh- und Angelpunkt Caen im englischen Sektor, nun auf der amerikanischen Seite St. Lô als Brennpunkt entstanden. Um auch diesen

<sup>1754</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 572f. u. a.; Bernecker, S. 225f.

<sup>1755</sup> In eine solche Situation war der Informant an der Ostfront geraten, als er, zusammen mit anderen Kameraden dazu bestimmt wurde, einen „Fahnenflüchtigen“ zu erschießen. Er erklärte: „Niemand hat sich, meines Wissens, für so etwas freiwillig gemeldet. Niemand. Das wurde bestimmt. Außerdem war's Befehl. Sonst wär' man selbst dran gewesen.“ Letzteres wird aus heutiger Sicht in Frage gestellt. Vgl. Reemtsma: „Wie hätte ich mich verhalten?“, S. 24. Aus Gewissensgründen einen Befehl zu verweigern, erforderte jedoch eine große Portion Mut und Zivilcourage. Dies dürfte dem einzelnen in einer Diktatur, die sich an allen Fronten im Krieg befand und bestimmte Völker sowie eigene Bevölkerungsteile zu Untermenschen und Feinden erklärt hatte, zudem bei der unkritischen und einseitigen Erziehung, noch schwerer gefallen sein als es in einer demokratischen Gesellschaft der Fall ist.

<sup>1756</sup> Vgl. Abschn. 5./5.1. An der Ostfront rettete Thomsen einem verwundeten Kameraden nach einem Luftangriff und tagelanger Flucht vor sie verfolgenden Rotarmisten das Leben.

<sup>1757</sup> Gemeint ist die 12. SS-Pz.Div. „Hitlerjugend“.

<sup>1758</sup> Ose: *Entscheidung*, S. 175.

Gefahrenherd zu verteidigen, wurden nun Teile der Panzer-Lehr-Division aus dem Angriffsschwerpunkt Caen herausgezogen und auf die unversehrte Brücke über die Vire im Raum St. Lô angesetzt.<sup>1759</sup> Um die Stadt St. Lô herum, entwickelte sich nun eine „Material- und Abnutzungsschlacht größten Umfangs.“<sup>1760</sup> Auf der Linie St. Lô – Lessay setzte am 11.7. ein 36stündiges Trommelfeuer ein, das die deutschen Kräfte auf ein Minimum zusammenschmelzen ließ (bei der seit dem *D-Day* im Kampf stehenden 352. I. D., z. B., blieb von ursprünglich etwa 12.000 Soldaten vor dem 6. Juni 1944 noch ein Rest von 180 Mann übrig).

Ähnlich erging es auch der Panzer-Lehr-Division bei den Kämpfen um St. Lô. Am 28.7. übermittelte der Ob. West dem OKW die Meldung des Kommandeurs, „wonach seine [P.L.] Division nach 49 Tagen Kampf nunmehr vernichtet sei und der Feind jetzt von St. Gilles nach Süden weiterrolle.“<sup>1761</sup> Inzwischen war auch die Stadt Caen, „deren Halten die deutsche Seite ... hohe Menschen- und Materialopfer gekostet hatte, [am 19.07.1944] vollständig in den Besitz der Briten übergegangen.“ An diesem Frontabschnitt nutzten beide Seiten das schlechte Wetter, das zu dieser Zeit herrschte, um ihre Truppen aufzufrischen und neu zu formieren. Sowohl im Kampf um Caen als auch um St. Lô hatten die Deutschen sich hartnäckig gewehrt und mit den wenigen, ihnen zur Verfügung stehenden Kräften, die Alliierten vor die allergrößten Probleme gestellt.<sup>1762</sup> Immer wieder war es den Panzer-Divisionen der Wehrmacht gelungen, den Verteidigungsring um die beiden Städte – Caen und St. Lô – zu halten und einen alliierten Ausbruch nach Süden zu verhindern. Mit dem Durchbruch um St. Lô wurde dann allerdings der Grundstein für den Bewegungskrieg gelegt und den Angloamerikanern die Initiative und der Raum zum freien Operieren notgedrungen vollkommen überlassen. Bombenteppiche und schweres Artilleriefeuer hatten die deutschen Panzerdivisionen zerschlagen und den Weg nach Süden frei gesprengt. Der damalige Hauptmann, Hendrik Meyer, beschreibt, wie und warum den Verbündeten der Durchbruch nach Süden gelang:

„Die deutsche Führung, Rundstedt, war immer der Ansicht, dass Paris das Ziel war. Wer Paris hat, hat Frankreich. Der kürzeste und bequemste Weg nach Paris, der ging hier entlang, über Falaise weiter. Infolgedessen wurden fast alle deutschen Panzerdivisionen dort versammelt, und die balgten sich nun mit den Kanadiern und Engländern rum. ... Der Durchbruch bei uns passierte ja erst am 25. [Juli], das war 'Cobra'“ Das war westlich von St. Lô. ... Die deutsche Führung hatte überhaupt nicht in Erwägung gezogen, dass die Amerikaner dort durchbrechen würden. Infolgedessen waren nur wir [die P.L.D.] da, obwohl wir

---

<sup>1759</sup> Kurowski: Panzer-Lehr-Division, S. 96f. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Division bereits ca. 100 Panzer verloren.

<sup>1760</sup> Wöchentl. Lagebeurteilung d. Ob.West v. 17.7.44 zit. n. Ose: Entscheidung, S. 173.

<sup>1761</sup> KTB/WFSt, Bd. 4/I, S. 327. Allerdings waren die Verluste auch auf Seiten der Amerikaner sehr hoch. In dem 14tägigen Kampf gegen die P.L.D. erlitten sie nahezu 4.000 Mann Verluste. Ritgen: Westfront, S. 159.

<sup>1762</sup> Ritgen: Westfront, S. 162.

schon sehr stark angeschlagen waren. Und dann war die 2. SS-Pz.Div., die da aus Südfrankreich gekommen war. Und dann die 17. [SS-Pz.Gren.Div.], die war also auch verhältnismäßig schwach und nur ... durch die deutsche Schwäche und die Gewalt der Amerikaner sowohl Personal und Material und Luftwaffe vor allen Dingen, die brach sich dann bei [Gilles einen Weg durch die deutschen Linien].“

Es ist zudem so, dass der Ob.West nicht nur den von den Verbündeten anvisierten Ausbruch nach Süden, westlich von St. Lô, nicht erkannte, sondern nach wie vor eine weitere Invasion an anderer Stelle erwartete.<sup>1763</sup> Aber auch die deutschen Soldaten glaubten nicht an einen Durchbruchversuch der Amerikaner, wie Meißner erklärte:

„St. Lô war schon gefallen, aber wir hatten immer geglaubt, dass St. Lô das Ziel der Amerikaner war. Aber das war es gar nicht. Sie wollten also hier weiter westlich durchbrechen. Das Material ging natürlich [auch] verloren, das ist klar. ... Wir hatten ja in der Division schon, als wir nach St. Lô kamen, also lange vor dem Durchbruch von Avranches, hatten wir schon über 3000 Verluste. Aber nicht Tote, aber insgesamt Verluste.“

Christian Ritter schilderte eindrucksvoll, welche Übermacht sich den Deutschen darbot, und mit welchen Mitteln die Wehrmacht versuchte, diese aufzuhalten:

„Nein, also wir haben, als der Durchbruch kam, das habe ich Ihnen ja schon mal geschildert, mit den Flugzeugen: Zwei Tage hintereinander kamen so ungefähr 2000 Flugzeuge, jedenfalls eine ungezählte Zahl von Bombern. Und erst bombardierten sie die HKL, aber da hatten sie die Artillerie nicht erwischt, und als sie dann mit den Panzern kamen, da war noch soviel Artillerie, und die Infanterie war auch noch relativ in Schuss, in Stellung, dass sie da nicht durchkamen. Da haben sie am nächsten Tag dieselbe Armada noch mal geschickt. Und wir waren doch Heeres-Flak, wir schossen also nun wirklich aus allen Rohren, unsere Rohre waren feuerig, wir haben auch 13 oder 20 Stück abgeschossen, aber immer [gegen] 3000, das bringt nichts. Nein, aber jedenfalls war also die Möglichkeit, gegen eine solche Armee von Flugzeugen anzuschließen, war uns nicht gegeben, und [deutsche] Jäger hatten wir ja nicht. Wir mit unseren 8.8-Geschützen standen auch nicht in der HKL, auch nicht in der hinteren HKL, weil unsere Flugbahn so rasant ist, dass wir weiter hinten stehen müssen, und deswegen waren unsere Geschütze alle heil geblieben und deswegen kriegte die Heeres-Flak-Abteilung, als die Amerikaner nun durchbrachen, den Auftrag, die Straße zu sperren. Und wir haben dann also, die Batterien haben unsere Geschütze auf die verschiedenen Straßen verteilt, und wenn da 'n Panzer kam, dann haben die auch mal geschossen und versucht, den Vormarsch aufzuhalten, mit den 8.8-Geschützen. Aber die sind riesig und die kann man auch nicht verstecken, und die Amerikaner hatten natürlich sehr schnell spitz, was wir da machten und haben dann erst mal schnell noch über 'n Berg geguckt, ob da einer war. ... Also wir, bei meiner Batterie, hatte ich bis dahin keine Verluste. Und wenn es Verluste gab, dann waren es Kranke oder Verletzte, Verwundete, und die wurden ja auch ersetzt.“

Anhand von Ritters Schilderung wird klar, dass Amerikaner und Briten nach vielen Wochen vehementen deutschen Widerstands nun mit aller Gewalt versuchten, einen Durchbruch nach Süden zu erzwingen. Damit wollten sie sich aus den Fesseln des ihnen von der Wehrmacht aufgezwungenen statischen Krieges befreien und zum Bewegungskrieg übergehen, der ihnen endgültig die Initiative in die Hand geben würde. Die Vorbereitungen für dieses „Cobra“ genannte Unternehmen erfolgten mithilfe von Flächenbombardements aus der Luft auf die deutschen Stellungen. Trotz

<sup>1763</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 551.

dieser massiven, von mehreren tausend Fliegern vorgetragenen Angriffe, war es immer wieder überraschend, dass die Panzergruppe West derartige Luftbombardements zunächst noch mit anhaltendem Widerstand parierte.<sup>1764</sup>

Die deutschen Panzerdivisionen waren Ende Juli bereits stark dezimiert, doch die deutsche Führung ignorierte diese Tatsache und bestand darauf, dass die drei Divisionen über ihre volle Kraft verfügten und die Amerikaner schon irgendwie aufhalten würden. Der Befragte Meyer verdeutlichte im Interview anhand von Zahlen und Fakten die hoffnungslose Unterlegenheit der Wehrmachtstruppen:

„Dies ist der Durchbruchangriff. Dieses Gebiet hier ist die vorgeplante Fläche, die mit 4,2 kgton. Sprengstoff belegt wurde. ... Und hier können Sie sehen, das waren erstmal die 30. und die 4. und die 9. Infanterie-Division und 2. Panzer-Division, denen noch die 1. Infanterie-Division folgte. Das waren also insgesamt sechs amerikanische Divisionen, die sich also hier über uns arme Hanseln ergossen.“<sup>1765</sup>

Wie gravierend sich die Abwesenheit der deutschen Luftwaffe auf die Kampfkraft auswirkte, belegen Beschreibungen von Soldaten an der Ostfront Ende 1942 und 1943, als sie in aussichtsloser Situation mehrfach die Unterstützung deutscher StuKa-Verbände erhielten, die die Lage zugunsten der deutschen Einheiten wendete.<sup>1766</sup> Wie in Abschn. 3. erwähnt, gelang es den wenigen deutschen Maschinen aber im Sommer 1944 in Frankreich nicht, nennenswert in das Kampfgeschehen einzugreifen. Die Verbündeten wiederholten ihre Flächenbombardements in der letzten Juli-Dekade mit mehr als 3.000 Bombern im Gebiet westlich von St. Lô. Da zum gleichen Zeitpunkt im Raum Caen Großangriffe starteten, konnten von dort keine Verbände an die Front in St. Lô abgegeben werden.<sup>1767</sup> Das führte zum endgültigen Bersten der deutschen Linien. Die Amerikaner sprengten die dünne Verteidigungsfront der Wehrmacht und brachen bei Avranches ins französische Hinterland durch, auch wenn es sich hier zunächst nur um einen schmalen Durchlass handelte.

Die deutsche Führung im Westen versuchte einen letzten Gegenstoß auf das enge Nadelöhr, durch das sich die 3. US-Armee unter General Patton nach Süden zwängte. Dieser Unternehmen „Lüttich“ genannte Versuch lief am 7. August 1944 an: vier stark dezimierte und abgekämpfte deutsche Panzerdivisionen wurden von Mortain aus zum Angriff auf Avranches angesetzt, um den Ausbruch der US-Truppen zu stoppen. Der Informant Meyer empörte sich im Gespräch über die Durchführung von „Lüttich“:

„Das war ja schlimm, das war ja der größte Unsinn sondergleichen. ... Er [der Angriff] war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Der hat höchstens den Ameri-

---

<sup>1764</sup> Ebd.

<sup>1765</sup> Carell: Sie kommen, S. 242, spricht von acht amerikanischen Divisionen, die zur Durchbruchoffensive angetreten waren.

<sup>1766</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 138, 236,

<sup>1767</sup> Der Plan der alliierten Führung ging somit auf. Die deutschen Kräfte wurden an der Caen-Front „festgenagelt“ und gebunden, während im Abschnitt St. Lô der große Durchbruch vorbereitet wurde. Carell: Sie kommen, S. 262f.

kanern den Mut gegeben, erst in die Bretagne [einzudrehen], und als der Patton aus der Bretagne zurückkam, ist er dann nach Süden eingedreht und nach Laval.“ In der Tat wurde der Angriff nur mit schwachen, unvollständigen deutschen Kräften geführt. Geplant war der Einsatz mit mehr als 140 Panzern, 60 Sturmgeschützen und 300 Jagdflugzeugen.<sup>1768</sup> Wegen der anhaltenden Kämpfe an der Caen-Front konnte der Ob.West, v. Kluge, von dort jedoch nicht alle erforderlichen Panzerverbände abziehen. Der Transport beweglicher Verbände in den Bereitstellungsraum um Mortain war aufgrund der alliierten Luftangriffe zudem bei Tageslicht nicht möglich. Hitler war der Ansicht, die Operation „Lüttich“ sei „eine nie wiederkehrende, einmalige Gelegenheit,“ den US-Truppen eine entscheidende Niederlage beizubringen<sup>1769</sup>. Obwohl die Vorbereitungen noch nicht abgeschlossen waren, entschied der Ob.West, den Angriff in der Nacht zum 7. August zu wagen, um überhaupt Aussicht auf Erfolg zu haben, bevor die Verbündeten noch weiter nach Süden vorstießen.

Aber nur ein Flügel der Panzerdivisionen erreichte sein Ziel, der andere blieb in einem Hohlweg vor einem abgestürzten Jabo stecken. Es klarte auf, und mit der Sonne gingen die alliierten Jagdbomber auf die deutschen Truppen nieder.<sup>1770</sup> Es war wie in all den Versuchen vorher, in denen ein konzertierter Angriff durchgeführt werden sollte – nur, dass dieser letzte Gegenstoß den deutschen Panzerdivisionen jetzt den Rest gab. Wie Meyer erwähnte, schlugen die Amerikaner einen Bogen nach Süden, während sich die englischen und kanadischen Truppen von Norden und Westen her immer mehr den Deutschen näherten. Dadurch bildete sich schließlich um den Ort Falaise ein Kessel, in dem Mitte August 100.000 Wehrmachtsangehörige, die Reste von 15 deutschen Divisionen<sup>1771</sup>, eingeschlossen wurden.<sup>1772</sup> Dazu erklärte Meyer, dass der Kessel von Falaise aber nicht mit Stalingrad vergleichbar sei, obwohl manche Historiker solche Vergleiche anstellten:

„In der amerikanischen Kriegsgeschichte, da steht etwas von 50.000 oder 60.000 Deutschen, die im Kessel von Falaise gewesen sind ... Aber die meisten, also mindestens die Hälfte, ist raus gekommen. ... Das ist die Geschichte von Falaise, da sind wir also hier durchgebrochen und raus gekommen, das war also kein Dünkirchen oder kein Stalingrad, also es war eine rein taktische Geschichte, [denn] Stalingrad war richtig eingeschlossen, 300.000 Mann. ... Bocage um Tilly, Bayeux ist heute weiträumige Ackerlandschaft, Wall, Hecken sind verschwunden, eingeebnet. ... Ich bin mit kanadischen Historikern da gewesen und wir haben uns auch darüber unterhalten, aber für meine Begriffe kann man Falaise nicht mit Stalingrad vergleichen.“

Besonders in amerikanischen Monographien wird die Wichtigkeit des Kessels von Falaise übertrieben. Auch war die „Poche de Falaise“, wie französische Historiker dieses Ereignis nennen, nicht so hermetisch abgeschlossen wie dies in Stalingrad der

<sup>1768</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 558.

<sup>1769</sup> Ose, S. 223f.; DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 558.

<sup>1770</sup> Borchert: Kein „Stalingrad“ in der Normandie, S. 394.

<sup>1771</sup> Fischer: Sanitätsdienst, Band 3, Teil C, S. 1685.

<sup>1772</sup> Bei Jacobsen: Weltkrieg, S. 48, heißt es: „250.000 Deutsche im Kessel.“

Fall war. Meyer deutete an, dass die Bocage-Landschaft bereits dafür sorgte, dass der Raum relativ dicht bewachsen war. Diese natürliche Eingrenzung war jedoch nicht durchgehend, so dass es gelingen konnte, einen Weg aus dem Kessel heraus zu finden. Meyer beschrieb die Landschaft, die im Sommer 1944 noch von Wällen und den typischen normannischen Hecken<sup>1773</sup> geprägt war und erklärte: „Damals konnte man nicht mehr als 50 Meter gucken.“ Das gab einer Reihe deutscher Einheiten die Möglichkeit, im Schutze der Knicks und Hecken, aus dem langsam sich schließenden Kessel heraus zu schleichen. „Nachts sind wir da raus gekommen,“ so Gregor Meißner, „Lücken waren da ja auch, Kilometer Lücken.“ Den meisten deutschen Verbänden fehlte es inzwischen an jeglicher Artillerie- oder Panzermunition. Zeitzeugen berichten von einem „grauenvollen Gemetzel“.<sup>1774</sup> Daher traten die deutschen Soldaten in einer Nacht- und Nebelaktion, unter Zurücklassung ihrer noch verbliebenen Ausrüstung und Bewaffnung, die Flucht an. Etwa die Hälfte der Eingeschlossenen, und auch die meisten Stäbe des 84. A. K. entkamen so dem Kessel.<sup>1775</sup> Bis zum 21.08.1944 gelang es immer noch einzelnen Gruppen und Soldaten, sich am Gegner vorbei zu schleichen. Dann versiegte der Strom. Am 22. August 1944 war der Kessel verschwunden. Etwa 10.000 deutsche Soldaten hatten darin ihr Grab gefunden, 40.000 gerieten in Gefangenschaft, und für die anderen 50.000 begann der Rückzug in Richtung Reich. Vom 6. Juni bis Ende August 1944 hatten die deutschen Streitkräfte der Heeresgruppe B etwa 400.000 Mann als Verwundete, Gefallene und Kriegsgefangene verloren, letztere machten die Hälfte der Verluste aus, ca. 200.000 Mann.<sup>1776</sup>

Im Kessel von Falaise erhielt Schweitzer seinen Angaben zufolge seine „letzte Verwundung“, als die Nebeltruppen von einer Anhöhe aus angreifen sollten:

„[Ich] bin noch gerade raus gekommen. Und große Teile des Regimentes sind hier eingeschlossen und in Gefangenschaft geraten. Ein Teil ist raus gekommen und später neu aufgestellt. Ja, sind hohe Verluste [auch] gewesen [dort]. .... So, das waren meine Einsätze also hier.“

Am 15. August 1944 war beiderseits von St. Tropez eine weitere alliierte Landung erfolgt (Operation „Dragoon“), die den angloamerikanischen Vormarsch der Verbündeten unterstützen helfen sollte. Der Befragte Golder erinnerte sich:

„Und dann [wurden die] noch unterstützt von den Franzosen. Da hat man da schon gesehe', dass ... des ... nicht mehr zu halten ist. Und denn, wo wir g'sehe habe', was die da an Material hatten. Das war auch 'n Schock. Das ganze Material, was die hatten. Das war symptomatisch. Wie wir da in Gefangenschaft geraten sind, was die gegessen haben, was die für eine Verpflegung hatten...“

---

<sup>1773</sup> Das Gebiet ist heute nicht mehr so von Hecken gesäumt wie damals, sondern, wie Meyer ansprach, zum Teil Ackerlandschaft.

<sup>1774</sup> Agte: Joachim Peiper, S. 299.

<sup>1775</sup> Ose: Entscheidung, S. 256.

<sup>1776</sup> Carell: Sie kommen, S. 294.

Die deutsche Küstenabwehr in Südfrankreich wurde am 15. August 1944 durch die frühmorgens gelegten Bombenteppiche und durch das Feuer der Schiffsartillerie weitestgehend zerschlagen, so dass die ersten Alliierten gegen 8.00 Uhr früh in Südfrankreich landen konnten<sup>1777</sup>. Den Verbündeten ging es auch um die schnelle Inbesitznahme leistungsfähiger Häfen im Mittelmeerraum, um ihre Versorgung besser in den Griff zu bekommen.<sup>1778</sup> Wie bereits bei der Landung in der Normandie, besaßen die Angloamerikaner auch eingehende Kenntnisse über deutsche militärische Kräfte in Südfrankreich. Ihnen war nicht verborgen geblieben, dass die Heeresführung seit der Invasion bereits zwei Panzer- und vier Infanteriedivisionen nach Norden abtransportiert hatte, um die Verbände in der Normandie zu unterstützen. Als Ersatz hierfür waren der Armeegruppe G lediglich abgekämpfte Einheiten und einige „Ostbataillone“ zugeführt worden<sup>1779</sup>. Die Armeegruppe verfügte in Südfrankreich über insgesamt zwei Armeen, die 1. Armee war am Atlantik eingesetzt, die 19. Armee entlang der französischen Mittelmeerküste.

Maquis-Kämpfer hatten ihre Aktivitäten in Südfrankreich mit Beginn der Landung in der Normandie seit dem 6. Juni in erheblichem Maße gesteigert. Dies wog umso schwerer, als dass die deutschen Truppen an der Mittelmeerküste ohnehin bereits erheblich ausgedünnt worden und große Teile an die Normandie abgegeben worden waren. Die Résistance beschränkte sich nicht auf die Zerstörung von Nachrichten- und Verkehrsverbindungen, sondern griff auch deutsche Besatzungstruppen, französische Polizeikräfte und Verwaltungsbeamte an (siehe Abschn. 4.4).

Neben mehreren amerikanischen Armeen landete ab dem 16. August auch das II. französische Korps unter der Führung von General de Lattre de Tassigny, das Toulon und Marseille befreien sollte. Ab dem 18. August konnte der französische Oberbefehlshaber mit vier Divisionen operieren, die schnell Richtung Westen vorstießen. Auch mit Unterstützung der Résistance gelang es in Südfrankreich, den deutschen Rückzug erheblich zu verzögern und den Alliierten einen schnellen Vormarsch zu ermöglichen<sup>1780</sup>. Am 18. August hatten auch die deutschen Truppen und Dienststellen in Südwestfrankreich den Befehl zum Rückzug erhalten.

Die Schlacht um die Normandie endete mit dem Fall von Falaise Ende August 1944.

### *Zusammenfassung:*

Auf die Frage, ob es denn einen Sinn gehabt habe, gegen die Alliierten in der Nor-

---

<sup>1777</sup> Fischer: Der deutsche Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1713.

<sup>1778</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 581.

<sup>1779</sup> Ebd., S. 586.

<sup>1780</sup> Ebd., S. 599.

mandie so lange Widerstand zu leisten, meinte der Befragte Ludwig im Interview:

„Nee! (ruft aus) Nee, nee, das war peinliches Amoklaufen. Das war 'n Amoklaufen, ohne dass man selbst das Gefühl hat, jemals das Gefühl hat, dass man irgend-etwas positiv bewirkt hätte.“

Es wurde auch deutlich, wie sehr sich die deutsche Seite in den Zielen der Alliierten geirrt hatte, und wie sie von Doppelagenten noch während der Kämpfe um die Normandie in ihrer Ansicht bestärkt worden war, dass eine weitere Invasion an der Atlantikküste unmittelbar bevorstand. Die Verbündeten hingegen waren ihrerseits durch Agentenmeldungen bestens über deutsche Absichten, Truppenverschiebungen und –stärke sowie über Nachschubprobleme informiert, so dass sie den Deutschen immer einen Schritt voraus sein konnten. Auch hatten sich die jahrelangen Vorbereitungen der Alliierten auf die Landung und die Schlacht um Frankreich gelohnt. Sie verstanden es, „eine kombinierte Kriegführung aller Teilstreitkräfte zu organisieren,“<sup>1781</sup> und waren damit in der wichtigen ersten Junihälfte erfolgreich. Die Landung am 6. Juni 1944 war ihnen auch mithilfe von Täuschung und Irreführung des Gegners durch die ausgezeichnete Vorarbeit des Intelligence Service gelungen. Der Militärhistoriker Vogel weist darauf hin, dass die Alliierten nicht nur durch die schwachen deutschen Marine- und Luftstreitkräfte sowie durch ihre militärischen Mittel dem Gegner überlegen waren, sondern „die Alliierten verfügten auch über ein effizienteres militärisches Management für den Einsatz ihrer Truppen,“ so Vogel.

In der Tat hatten die Folgen der Schlacht um die Normandie und die sich daran anschließenden Rückzugskämpfe aus Frankreich die Organisationen von Luftwaffe und Kriegsmarine derart erschüttert, „dass diese beiden Wehrmachtteile zu Operationen im Sinne einer Gesamtkriegführung nicht mehr in der Lage waren“<sup>1782</sup>.“ Somit wurde die deutsche Militärmaschinerie, die nur noch über Bodentruppen verfügte, förmlich in den Landkrieg des 19. Jahrhunderts zurückgeworfen. Andererseits begann nach der Landung eine Phase von Operationen, bei denen es so aussah, „als ob die Verbündeten, trotz der Verwendung starker Luftstreitkräfte, zu einem verlustreichen Stellungskrieg gezwungen werden könnten.“<sup>1783</sup> Dies verdeutlichten besonders die Aussagen von Meyer und Ritter als Angehörige einer starken Panzerdivision. Mit Hilfe dieser und anderer Panzerdivisionen gerieten die Alliierten zunächst auch zeitlich ins Hintertreffen. So dauerte der Kampf um die Stadt Caen nahezu sechs Wochen (bis zum 19. Juli) – vorgesehen war die Einnahme dieser Stadt am Landetag selbst. Auch um St. Lô bildeten die Wehrmachtdivisionen wochenlang einen Sperrriegel, der verhinderte, dass die Angloamerikaner nach Süden durchbrachen und zum Bewegungskrieg übergehen konnten, was ihnen dann schließlich am 31. Juli bei Avranches doch gelang.

<sup>1781</sup> DRZW 7 (Beitrag: Vogel: Kriegführung im Westen), S. 635.

<sup>1782</sup> Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 72.

<sup>1783</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 635.

Während die deutsche Seite schnell hohe Verluste hinnehmen musste, wie die Angaben der Informanten über die rasche Dezimierung ihrer Einheiten belegen, ging es den Verbündeten darum, „den Gegner schnell und möglichst mit geringen eigenen Verlusten in die Knie zu zwingen.“<sup>1784</sup> So erklärt sich letztlich auch der angloamerikanische Plan, den Vorstoß nach Osten auf breiter Front vorzunehmen, auch wenn hier keine schnellen, spektakulären Siege erreicht werden konnten. Diese Strategie vermied jedoch größere Risiken und schonte die eigenen Soldaten, selbst wenn das Tempo dadurch verlangsamt wurde. Auch hier unterscheidet sich die alliierte von der deutschen Kriegführung in einem wesentlichen Aspekt.<sup>1785</sup> Bemerkenswert ist, dass die Deutschen trotzdem einen Kampf über fast drei Monate in Frankreich in einer für sie immer aussichtsloser werdenden militärischen Lage durchhielten und diesen nach dem Rückzug in Belgien und den Niederlanden weiter fortsetzten.<sup>1786</sup>

Die Befragten machten deutlich, dass deutsche Truppen nach der verlorenen Schlacht um die Normandie, aber auch aus anderen französischen Regionen, einen fluchtartigen Rückzug nach Westen antraten, mit dem die Alliierten zunächst nicht Schritt halten konnten. Dennoch wurde Frankreich, bis auf einige wenige Gebiete, bis Oktober 1944 von den Alliierten befreit.<sup>1787</sup> Allerdings stabilisierte sich die Front noch einmal in den Ardennen, wo die Deutschen im Westen zu einer letzten großen Offensive antraten. Vogel merkt in diesem Zusammenhang an, dass auch bei den Alliierten nicht alles reibungslos verlaufen war. Unter anderem gestaltete sich die Kooperation zwischen Montgomery und SHAEF<sup>1788</sup> einerseits und den amerikanischen Heerführern andererseits zuweilen derart schwierig, so dass die deutschen Truppen im Kessel von Falaise, an der Seine, und auch während der Ardennenoffensive „keine vernichtenden Niederlagen erlitten.“<sup>1789</sup> Auch war bei den alliierten Verbänden ein Versorgungsproblem aufgetreten, da frontnahe, große Häfen fehlten und der Versuch, diese zu erobern, oft nur halbherzig erfolgte.<sup>1790</sup> Im Großen und Ganzen jedoch hatten die Alliierten ihre Ziele nach anfänglichen Schwierigkeiten und Rückschlägen, zum Teil auch wegen der vorgenannten Gründe, schneller als geplant erreicht, so dass es ihnen gelungen war, „die deutsche Herrschaft in großen Teilen Westeuropas zu beenden.“<sup>1791</sup> Im weiteren Verlauf der Kämpfe waren die deutschen Oberbefehlshaber nicht nur bereit, ihre eigenen Soldaten „schonungslos zu opfern“, sondern setzten ihre Ziele

<sup>1784</sup> Ebd.

<sup>1785</sup> Ebd.

<sup>1786</sup> Vermutungen dazu in ebd. und in der Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Studie.

<sup>1787</sup> Ludewig: Rückzug, S. 121 – 229.

<sup>1788</sup> SHAEF: Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force, Hauptquartier der alliierten Streitkräfte in Nordwesteuropa. Oberbefehlshaber des SHAEF war von Beginn an Dwight D. Eisenhower. Nach der Befreiung Frankreichs hatte SHAEF seinen Sitz in Paris und Reims.

<sup>1789</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 635.

<sup>1790</sup> Ebd., S. 636.

<sup>1791</sup> Ebd.

auch gegen jede kriegsvölkerrechtliche Regel durch. Plünderungs- und Zerstörungsmaßnahmen, die Terrorisierung der Bevölkerung und die allgemeine Handlungsweise trugen nun auch im Westen „die hässlichen Züge der deutschen Kriegführung in Ost-, Südost- und Südeuropa ...“<sup>1792</sup>

#### 4.9 Einstellung zu den angloamerikanischen Gegnern – „Und *die* haben uns besiegt...“<sup>1793</sup>

Denjenigen deutschen Soldaten, die zum Zeitpunkt des Kriegseintritts Amerikas im Dezember 1941 an der Ostfront eingesetzt waren, wurde erst nach und nach bewusst, dass mit der deutschen Kriegserklärung an die USA „der Krieg nun auch nach Westen ins Grenzenlose ging,“ was zunächst nur in der Sowjetunion mit ihren, als bedrohlich erlebten Weiten so empfunden wurde (s. Abschn. 5. und 6.). Da sich die Wehrmacht zu der Zeit im Osten in schweren Abwehrkämpfen befand, beschäftigte sie die Ausweitung des Krieges zum Weltkrieg und seine möglichen Auswirkungen für das deutsche Reich und die Kriegführung höchstens beiläufig. Erst 1943 und 1944 rückte die Gefahr im Westen und bei manchen auch die „Angst vor der Macht der jüdischen Weltverschwörung, ... die sich nach Überzeugung [mancher Soldaten] in der Überlegenheit besonders der Westalliierten ausdrückte,“ verstärkt in den Vordergrund.<sup>1794</sup> Zu betonen ist, dass die meisten Juden im Westen „assimiliert [waren], so dass ihr Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit überhaupt keine Anhaltspunkte für ihre religiöse Zugehörigkeit gab. In den Osten deportiert, unterschieden sie sich äußerlich von den dort lebenden Juden.“<sup>1795</sup> Daher beziehen sich Äußerungen zum Thema Juden im Westen „nicht auf konkret Wahrgenommenes, sondern auf Vorstellungen zur Erklärung des Kriegsverlaufes.“<sup>1796</sup> Im Gegensatz zum Osten gab es im Westen „weder ein dem ‚jüdischen Bolschewismus‘ vergleichbares Schlagwort, noch eine Verdichtung von ideologischem und rassischem Feind in einem ‚kulturlosen Raum‘.“<sup>1797</sup> Zu verteidigen war im Jahre 1944 die „französische Beute“, ein zweifellos herausragendes Territorium in Europa.<sup>1798</sup> Und bei den zu erwartenden Engländern handelte es sich

<sup>1792</sup> Ebd.

<sup>1793</sup> Nikolaus Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 313.

<sup>1794</sup> Vgl. FpBf, 4.6.43, des im Westen eingesetzten SS-Soldaten Erich Neuner, der, so Jasper, die „Juden für den Erfolg englischer Angriffe auf die Möhntetalsperren verantwortlich machte“: „Im übrigen wurde dieser feige Angriff auf die Talsperren von emigrierten Juden, welche mit der betreffenden Gegend vertraut waren, angezettelt. Vielleicht ist sogar derselbe Judas früher einmal durch ein durch den Wasserschub zerstörtes Dorf mit Koffern herumgezogen und hat mit seinem Schundzeug die Leute betrogen!“ Jasper: Zweierlei, S. 288.

<sup>1795</sup> Jasper: Zweierlei, S. 288; Friedländer: Juden, S. 341.

<sup>1796</sup> Jasper: ebd.

<sup>1797</sup> Ebd. sowie Hitler: MK I, S. 431.

<sup>1798</sup> Jasper: ebd, S. 301.

um ein Volk aus demselben Kulturkreis.<sup>1799</sup> Über die als „kulturlos“ geltenden Amerikaner gab es nur wenige Informationen. Diese stammten hauptsächlich aus Erfahrungen im Nordafrikafeldzug 1941 – 43 und aus dem Ersten Weltkrieg. Allerdings muss hier betont werden, dass die deutsche Seite nach Aussage der Zeitzeugen kaum mit den Amerikanern rechneten. Erwartet wurde „der Engländer“ bzw. „der Tommy“. US-Truppen spielten im Vorwege der Landung in den Köpfen der hier Befragten überhaupt keine Rolle. Und auch Rommel erwartete in erster Linie „den Engländer“.<sup>1800</sup> Allenfalls war hin und wieder auf offizieller Seite von den Angelsachsen die Rede, die so wiederum, trotz der „ansonsten so betonten Unterschiede zwischen Europa und den anderen Kontinenten zu einem widersprüchlichen Ganzen ‚des Westens‘“<sup>1801</sup> verschmolzen. Die Wehrmacht stellte sich jedoch auf „den Engländer“ ein. Dass der hohe logistische Aufwand, der Transport von immensem Kriegsmaterial und von US-Soldaten für die Landung hauptsächlich von den Amerikanern geleistet worden war, fiel den deutschen Soldaten erst ab dem 6. Juni auf, als sie mit der Effizienz des amerikanischen Kriegsgerätes konfrontiert wurden.

Wie Mühligh und Schweitzer, aber auch Severloh berichteten, konnten deutsche Soldaten bei den Engländern mit einer korrekten Behandlung rechnen, wenn sie als Kriegsgefangener auf sie trafen. Das Bild gegenüber diesem Gegner war zumindest diesbezüglich entsprechend positiv. Dabei orientierten sich Wehrmachtsangehörige aller Dienstgrade offenbar an den Erfahrungen der Kämpfe in Nordafrika und Italien, „wo die Alliierten das Kriegsvölkerrecht durchweg respektiert hatten.“<sup>1802</sup>

Die deutschen Soldaten machten sich aber im Frühjahr 1944 weniger Gedanken über eine Kriegsgefangenschaft, sondern hegten zu der Zeit eher Gefühle wie Hass und Verachtung gegenüber dem englischen Gegner und dem von ihm entfachten Bombenkrieg. Sie stimmten in die von der NS-Propaganda verbreitete Hetze gegen die Engländer ein:

„Der Tommy verliert durch seine Kampfweise immer mehr menschliches Gefühl und gleicht schon eher dem Aasgeier als dem Menschen. Der wartet nämlich auch, bis das Tier, auf das er sich stürzen will, ganz verendet ist, scheut also auch den offenen Kampf.“<sup>1803</sup>

<sup>1799</sup> Ebd.

<sup>1800</sup> Originalton Erwin Rommels im März 1944 bei einem Truppenbesuch in Nordfrankreich: „Im Hinblick auf den vorzüglichen Geist unserer Truppe, auf die neue Bewaffnung und die Kampfmittel, die uns in die Hand gegeben sind, können wir den kommenden Ereignissen mit größter Ruhe entgegensehen und brauchen uns keine Sekunde den Kopf zerbrechen, ob es gut oder schlecht geht. Es geht bestimmt gut, und ich glaube nicht, dass der Engländer 'n zweites Mal wiederkommt!“ Sdg. v. 29.12.12, Phoenix, 14.15 – 15.50 Uhr: 100 Jahre – Der Countdown – Totaler Krieg (5. Teil: 1939 – 1945, darin: 1944 – Der längste Tag). Ein Film von Guido Knopp.

<sup>1801</sup> Jasper: Zweierlei, S. 301.

<sup>1802</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 499.

<sup>1803</sup> FpBf Josef Zinner, 2.5.1944, in: Jasper: Zweierlei, S. 216.

Bereits seit Sommer 1940 bestand auf deutscher Seite eine ausgeprägte Abneigung gegen Großbritannien als „meist gehasste[m] und gefürchtete[m] Gegner Deutschlands in Europa.“<sup>1804</sup> Diese Einschätzung wurde noch dadurch verstärkt, dass „der Kampf gegen England direkt nicht zu gewinnen war,“ was zu der Einstellung führte, dass „wir [Deutsche] in diesem Kampf, der ein Ringen des Guten mit dem Bösen ist, ... auf der Seite des Guten [stehen].“<sup>1805</sup>

Zwei Wochen nach seinem ersten Brief, beschwerte sich Josef Zinner in einem weiteren Brief bei seiner Frau über die Vorgehensweise der Engländer, die als feige Terroristen dargestellt werden:

„Vor kurzem hast Du mir geschrieben, dass es in Frankreich bald losgehen sollte. Wir haben auch alle gedacht, dass der Engländer in der ersten Hälfte des Monats Mai zur Invasion schreitet, aber leider ist der Feigling nicht gekommen, seine Bomben auf wehrlose Frauen und Kinder schmeißen, das kann er, aber Mann gegen Mann kämpfen, das will er nicht, das sieht man in Italien.“<sup>1806</sup>

Die deutsche Propaganda hatte spätestens seit 1943, als englische und amerikanische Bombenangriffe auf das Deutsche Reich zum alltäglichen Bedrohungsszenario gehörten, und die Soldaten mit banger Sorge um ihre Angehörigen erfüllt waren, eine antiwestliche Stimmung geschürt, die dafür sorgen sollte, dass die Wehrmachtsoldaten alles taten, um die im Westen erwartete Invasion so abzuwehren, dass der verhasste Gegner keinen Fußbreit Boden gewinnen würde. Geschürt wurden Hass und Verachtung gegenüber den Alliierten auch, wenn ihre Angehörigen den Luftangriffen zum Opfer fielen. Ohne dass die Soldaten vorher unbedingt einen Engländer oder Amerikaner zu Gesicht bekommen oder gegen diese gekämpft hätten, wurden sie bei der Beerdigung ihrer Angehörigen in Sonderurlauben mit den Folgen der Angriffe konfrontiert und machten so „reale Erfahrungen“ mit dem Gegner.<sup>1807</sup> Häufig war die eigene Familie dabei ausgebombt worden. Je näher der Zeitpunkt des erwarteten Großangriffes rückte, desto mehr versuchten die Deutschen, auch die Franzosen gegen die Angloamerikaner aufzuwiegeln. Dabei war auch die Rede von der „jüdischen Weltverschwörung“.<sup>1808</sup> Im Bewusstsein deutscher Soldaten aber fand

---

<sup>1804</sup> Jasper, ebd., S. 243f.

<sup>1805</sup> FpBf Willy Fohrmann, 12.12.40, in: ebd., S. 244.

<sup>1806</sup> FpBf Josef Zinner, 16.5.44, in: ebd., S. 216; ders., 1.5.44, in: ebd., S. 257: „Zeit wäre es wohl für den Engländer, dass er einmal kommt und Mann gegen Mann kämpfen muss. Da sieht er dann einmal was Krieg ist und dass Kämpfen auf dem Lande gegen deutsche Soldaten etwas anderes ist als ein Morden an wehrlosen Frauen und Kindern aus der Luft.“

<sup>1807</sup> Ebd., S. 301.

<sup>1808</sup> Ein Maueranschlag auf der Halbinsel Cotentin vom 12. Mai 1944 warb mit folgenden Worten um die Unterstützung der französischen Bevölkerung: „Franzosen! Die Angloamerikaner, die Mordbrenner des Abendslandes und Handlanger des Bolschewismus stehen im Begriff, die Teile eures schönen Landes zu verwüsten, welche bisher vom Kriege verschont blieben und eure Frauen und Kinder zu ermorden. Der deutsche Soldat wird die Pläne dieser Dunkelmänner vereiteln. Helft ihm, die vom Judentum gedungenen Mörder eurer Heimat fernzuhalten, indem ihr auf euren Wiesen und Feldern Pfähle gegen Landungen von Luftlandetruppen und Fallschirmspringern errichtet.“ Zit. n. ebd., S. 301 f.

das Schlagwort von der „jüdischen Weltverschwörung“ wenig Anklang. Wie auch in einigen Abschnitten dieser Studie deutlich wurde, galt ihre Sorge hauptsächlich dem Bombenkrieg, wobei sie die „Terrorflieger“ verdammt und die ihrer Meinung nach dafür verantwortlichen „Tommys“<sup>1809</sup> scharf verurteilten.<sup>1810</sup>

Der damalige Sanitätsoffizier Uhlmann beobachtete die Engländer während der Kämpfe um die Normandie „durch gute Ferngläser [und] durch [das] Scherenfernrohr.“ Ihm fiel auf, wie leger die Briten gekleidet waren, und wie wenig formell es während der Kämpfe bei ihnen – im Vergleich zur Wehrmacht - zuging:

„[Da] haben wir die gesehen drüben, ... und ... bei uns hieß es noch: ‚Den Kragen zu!‘ War auch wieder so eine Idiotie, und die Engländer, die liefen da drüben im Hemd rum, die hatten Kakhi-Hemden. Da haben wir gesagt: ‚Nun macht doch endlich die Knöpfe auf!‘“

Auch während der Kampfhandlungen ließen es sich manche englische Einheiten nicht nehmen, ihre spätnachmittägliche *tea time* zu zelebrieren und nachts die Kämpfe ganz einzustellen (s. Abschn. 6.)

Mühlig erzählte von den Engländern, die er zunächst in Nordafrika als Gegner erlebte:

„Ich hab schon im Krieg festgestellt, das sind gar nicht unsere Feinde. Und ich hab jetzt so viele Freunde in England. Und die sagen auch: ‚Ihr seid unsere nächsten Verwandten.‘ ... [Das besondere am Afrikafeldzug war], dass man vor'm Gegner keine Angst hat[te], weil die Engländer jeden Verwundeten anständig versorgten, so wie auch wir *ihre* Verwundeten versorgten. Das war ein anderes Verhältnis. [In Frankreich, 1944], da war alles fanatisiert – die Amerikaner und die Engländer. Aber die Engländer haben sich auch da... waren sehr tapfer, haben hohe Verluste gehabt. Aber sie haben sich gut gehalten.“

Die Erwartung, im Zweifel einem human handelnden Gegner gegenüberzustehen, führte dazu, das die meisten deutschen Soldaten keine allzu große Angst davor empfanden, in westalliierte Kriegsgefangenschaft zu geraten, obwohl sich die deutsche Propaganda bemühte, dieses Bild zu erschüttern, indem sie Churchill, Roosevelt und andere Politiker als Kriegsschuldige und Zerstörer deutscher Städte hinstellte, die keineswegs human, sondern zutiefst verbrecherisch agierten.<sup>1811</sup> Und ob Mühlig wirklich bereits im Krieg festgestellt hatte, „das sind gar nicht unsere Feinde,“ ist nicht zu klären, zumal sich Engländer und Deutsche im Krieg als erbitterte Gegner und nicht als faire Partner gegenüberstanden.

Im Gegensatz zu den Briten, wurden Amerikaner und Kanadier von damaligen Wehrmachtsangehörigen aber nicht immer ganz so harmlos dargestellt. Schweitzer meinte:

„... Ansonsten hab ich nie gehört, dass sie [die Amerikaner] Gefangene... na ja, ich mein', sie haben sie auch nicht gerade sehr gut behandelt, die Amerikaner vor allen Dingen nicht - die Engländer noch eher. Die Engländer waren die

<sup>1809</sup> Ob unter diesem Oberbegriff auch die amerikanischen Kampfflieger gemeint waren, ist nicht klar. In erster Linie waren damit wohl jedoch die Engländer gemeint.

<sup>1810</sup> Ebd., S. 302.

<sup>1811</sup> Ebd.

korrektesten, ja. Die Amerikaner waren zum Teil auch sicherlich durch Propaganda in Amerika gegenüber den Nazis, da waren eben die Nazis lauter so diese verzerrten Gestalten. Da gibt's ja auch diese entsprechenden Bilder, die da in der amerikanischen Propaganda gebraucht worden sind. Dass sie also gesagt haben, das sind eben auch alles böse Leute. Die [Amerikaner] waren oft sehr viel ruppiger und haben auch Gefangene geprügelt und so.“

Schweitzer liegt richtig mit seiner Vermutung, dass US-Amerikaner nicht immer so korrekt mit den deutschen Kriegsgefangenen umgingen wie die Briten.<sup>1812</sup> Das Thema Kriegsgefangenschaft soll hier, wie eingangs erwähnt, im Großen und Ganzen ausgespart werden, da es ein eigenes Forschungsthema ist und bereits eine Fülle an historischer Literatur hervorgebracht hat. Ein Beispiel, das Schweitzers Aussagen bestätigte, sei hier der Vollständigkeit halber dennoch kurz angeführt. Der ehemalige Soldat, Hans Jonitz, berichtete, dass deutsche Gefangene in einem amerikanischen Wiesenlager in Worms geschlagen wurden:

„Weil wir oft von den amerikanischen Wachposten nach dem ‚Essenfassen‘ zur Eile angetrieben wurden und beim Laufschrift der Essgeschirrdeckel überschwappen konnte, tranken wir die Morgengabe sofort. Einmal hat es auch mich beim Essenfassen erwischt, als mir ein regelmäßig sein Gewehr schwingender GI mit voller Wucht in das Kreuz schlug. Das tat im doppelten Sinne weh. Mit einer solchen Behandlung durch meine ‚Befreier‘ hatte ich nicht gerechnet.“<sup>1813</sup>

Das Bild von prügelnden und brutalen G. I.s erhielt angesichts neuerer Vorkommnisse im Irak im April/Mai 2004<sup>1814</sup> und Afghanistan im Herbst 2009 sowie im März 2011 eine traurige Aktualität.<sup>1815</sup> Wie viele andere, war aber auch Golder der Meinung, dass es bei den Amerikanern hinsichtlich der Behandlung Kriegsgefangener zivilisierter zunging als im Osten:

„Nee, des waren Zivilisten, [die Amis], Zivilisten in Uniform. ... Aber ich war eigentlich überzeugt, wenn die also wirklich sich durchsetzen, dass *die* Gefangene machen, ... weil ich mir gesagt hab, das sind keine Russen, des sind also zivilisierte Mensch, die machen Gefangene, habe ich gedacht.“

Je nachdem, welche Erlebnisse US-Amerikaner zuvor gerade in Bezug auf die Wehrmacht hatten, konnte es jedoch auch bei ihnen vorkommen, dass keine Gefangenen gemacht wurden. In einem TV-Bericht über die verlustreiche Landung der 1. US-Army am Omaha Beach am 6. Juni 1944, sagte ein amerikanischer Zeitzuge, der selbst an dem Tag schwer verwundet wurde und viele Kameraden verloren hatte, dass deutsche Soldaten in der Anfangszeit sofort erschossen wurden, auch wenn sie zu verstecken gaben, sie wollten sich ergeben.<sup>1816</sup> Eine gewisse Vorsicht blieb während der

<sup>1812</sup> Vgl. Rescher: Heimat! S. 196.

<sup>1813</sup> Jonitz: In amerikanischer und französischer Kriegsgefangenschaft, S. 94.

<sup>1814</sup> Erinnert sei hier an die entwürdigende Behandlung irakischer Gefangener in Abu Graib.

<sup>1815</sup> Mehrere G.I.s wurden von einem Militärgericht im März 2011 zu Haftstrafen wegen Mordes an afghanischen Zivilisten verurteilt, mit denen sie auf Fotos posierten. Einer der amerikanischen Soldaten erhielt eine Haftstrafe von 24 Jahren.

<sup>1816</sup> ZDF-Dokumentation am 11.05.2004, 20.15 – 21.00 Uhr: Die Befreiung. Der längste Tag, Leitung: G. Knopp.

Kämpfe um die Normandie bei vielen Wehrmachtsangehörigen bestehen, die sich verstärkte, je näher sie der Gefangenschaft bereits gewesen sind. So berichtete der Obergefreite Starz in mehreren Feldpostbriefen, er sei der Gefangenschaft zweimal knapp entgangen und habe sich daher entschlossen, seine Kriegssorden wegzuwerfen, um im Falle seiner Gefangennahme „von den Amerikanern nicht schlechter behandelt oder gar getötet zu werden“<sup>1817</sup>, so Jasper in seinem Kommentar. Die Kampferfahrung zu Beginn der alliierten Landung und die Ungewissheit hinsichtlich des möglichen Verhaltens der Amerikaner, „wenn man sich ihnen ergeben müsste“,<sup>1818</sup> sorgte für Unsicherheit.

Severloh, der als Kriegsgefangener in Mississippi und Tennessee war, hielt US-Amerikaner - im Gegensatz zu Russen - für ungebildet:

„[Die Amerikaner] - deren Geschreibe und Gerechne war katastrophal. Da ist jeder Russe aus Sibirien gebildeter. Und der hat auch mehr Wollen, um was zu lernen. Ob das die Sprache ist oder irgendetwas. Die Russen, die bei uns auf dem Hof waren, konnten nach vier Wochen 'danke', 'bitte', 'guten Tag' und 'gute Nacht' sagen.“<sup>1819</sup>

Auch die „Meldungen aus dem Reich“ vom 17. August 1942, als Stimmungsbericht der deutschen Bevölkerung vom SD herausgegeben, hielten zwar nach wie vor das Bild vom sowjetischen „Unmenschen“ aufrecht und bezeichneten die Angehörigen der Feindarmee als „Bestien“. Daneben gebe es jedoch das geistige und charakterliche Verhalten der sich in Deutschland befindlichen Ostarbeiter, von denen die deutschen Volksgenossen, gerade in Arbeiterkreisen, feststellten, „dass diese Russen doch oft recht intelligent, anständig, schnell in der Auffassung selbst komplizierter maschineller Bearbeitungsvorgänge seien,“ und dass, wie auch Severloh meinte, „recht rasch die deutsche Sprache [lernten] und ... offenbar auch schulisch gar nicht so schlecht vorgebildet“ seien.<sup>1820</sup> Zwar werde das Menschentum im Osten im Großen und Ganzen als „rassisch minderwertig“ bezeichnet, wobei Typen der Mongolen und Turkvölker den Charakter der Soldaten bildlich herausstellen sollten. Dagegen standen jedoch zahlreiche Erzählungen von Soldaten, die geraden diesen Mongolen und Turkvölkern bescheinigten, gute Soldaten, sauber und intelligent zu sein und „dem Bolschewismus keineswegs restlos verfallen.“<sup>1821</sup> So sorgten diese Erfahrungen für ein zwiespältiges Bild vom Menschen aus dem Osten.<sup>1822</sup>

Obwohl viele Deutsche sich vor allem während der Kämpfe im Westen vom „Reich-

<sup>1817</sup> FpBfe Hans Starz, 7.7., 15.7. und 17.7.44, in: Jasper: Radikalisierung, S. 358, 359f.

<sup>1818</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 360.

<sup>1819</sup> Vgl. ders.: Zweierlei, S. 301, der anführt, dass den Amerikanern zu damaliger Zeit der Vorwurf der „Kulturlosigkeit“ gemacht wurde.

<sup>1820</sup> Meldungen aus dem Reich vom 17.8.1942, zit. n. Schüddekopf: Im Kessel, S. 142.

<sup>1821</sup> Ebd., S. 143.

<sup>1822</sup> Ebd.

tum“ der Engländer und Amerikaner – modernste Technik und Ausstattung, unerschöpflich scheinender Nachschub an Personal, Ausrüstung und Verpflegung - überzeugen konnten, trauten sie vor allem den Amerikanern in Bezug auf Bildung, Kampfgeist und militärische Disziplin nicht besonders viel zu. Besonders die osterfahrenen deutschen Soldaten glaubten, den westlichen Kriegsgegnern „im Ertragen von Gefahr, Angst und Strapazen, überlegen zu sein.“<sup>1823</sup> Golder, der zwei Jahre im Ostfeldzug gegen die Rote Armee eingesetzt war, gewann während der Kämpfe um die Normandie den Eindruck: „Die [Amerikaner] waren nicht sehr tapfer.“ Ratjens hatte Gelegenheit, kurz nach seiner Gefangennahme am 9. Mai 1945, einen amerikanischen Wachsoldaten zu beobachten und wunderte sich, dass die Amerikaner, trotz ihrer entspannten Lässigkeit, am Ende siegreich aus dem Krieg hervorgegangen sind:

„Gewöhnt an den preußischen Drill, sahen wir nun vor dem Lazarett einen farbigen amerikanischen Soldaten in einem Schilderhäuschen sitzen. Er hatte sich auf einem Hocker niedergelassen, davor hatte er einen zweiten stehen, auf dem lagen seine Beine, während er las und rauchte. Ein älterer Landser sah sich das an, drehte sich um und sagte, ‚und *die* haben uns besiegt.‘“<sup>1824</sup>

Heinze erinnerte sich an Erzählungen und Berichte, in denen sich einige kanadische Einheiten wie Berserker aufgeführt haben sollen:

„... Ich hab von den Kanadiern einiges Böses gehört. Die waren hier... Weiß ich nicht, die haben fürchterliche Dinge gemacht. Leute, die verwundet waren, haben sie an die Panzer gebunden und all' so was. Die hatten aber keinen Grund. Die Engländer und die Amerikaner waren, bis auf wenige, ein paar Beispiele kenne ich auch aus den Erzählungen, die gab's immer, ... aber generell [waren sie korrekt].“

Die kanadischen Truppen, die im Sommer 1944 bei der Schlacht um die Normandie eingesetzt worden sind, trafen häufig auf fanatisch kämpfende Waffen-SS-Truppen und trugen herbe Verluste davon. Dies mag *eine* Erklärung für das manchmal brutalisierte Verhalten gegenüber deutschen Kriegsgefangenen gewesen sein.

Aber auch der von deutscher Seite herausgegebene „Kommandobefehl“ für den Westen, den Hitler am 18. Oktober 1942 erlassen und am 25. Juni 1944 noch einmal bestätigt hatte:

„Alle außerhalb des unmittelbaren Kampfgebietes angetroffenen Angehörigen von Terror- und Sabotagegruppen, zu denen grundsätzlich alle Fallschirmspringer rechnen, sind im Kampf niederzumachen,“<sup>1825</sup>

mag zur Radikalisierung des Kampfes beigetragen haben. Auch im Westen verhielten sich die Deutschen im Kampf nicht zimperlich, zumal die NS-Propaganda ihn als entscheidend zur Sicherung von „Existenz und Zukunft unseres Volkes“, und Angloamerikaner am 12. Mai 1944 in einem Text für Propagandaplakete in der Normandie als

<sup>1823</sup> Jasper: Zweierlei, S. 257.

<sup>1824</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 313.

<sup>1825</sup> Jacobsen: Chronik und Dokumente, zit. n. Jasper: Radikalisierung, S. 339.

„Mordbrenner des Abendlandes und Handlanger des Bolschewismus“<sup>1826</sup> erklärt hatte, so dass „die Unterscheidung zwischen regulären und irregulären Kampfformen“ hier nicht mehr gegeben war.<sup>1827</sup> Am 30. Mai 1944 wurde in einem „Feindnachrichtenblatt“ noch einmal betont, dass „englische Fallschirmjäger ... skrupellos von allen Möglichkeiten der Feindtäuschung Gebrauch gemacht“<sup>1828</sup> hätten und alliierte Nacheinsätze weiterhin zu erwarten seien. Dabei ging es auch darum, deutsche Soldaten für die Abwehr von Spionage zu sensibilisieren.

Somit verschaffte der Befehl deutschen Soldaten im Hinterland die Möglichkeit, „feindliche Soldaten, die im Rahmen von Luftlandeoperationen weit hinter den Linien operierten oder aus getroffenen Maschinen abspringende Bomberbesatzungen sofort zu töten.“<sup>1829</sup> Aber auch auf Seiten der Amerikaner gab es im Vorwege des D-Day Befehle, keine Gefangenen zu machen, „weil deren Bewachung einen Verzicht auf Kämpfer und damit eine Gefährdung des [Lande-]Erfolges bedeutet hätte.“<sup>1830</sup> Anscheinend hatten diese mit der Anweisung kein Problem. In der Vorbereitungsphase eines Einsatzes waren sich beispielsweise die Soldaten eines amerikanischen Bataillons einig: „No prisoners, we are not taking any prisoners.“<sup>1831</sup> Das häufig kompromisslose Vorgehen der Amerikaner am Morgen des 6. Juni hatte auch mit ihrer bis dahin noch zahlenmäßigen Unterlegenheit zu tun. Vielen erschien wohl bedingungsloses Töten in Situationen, wo sie auf deutsche Feuerstellungen oder Gruppen deutscher Soldaten trafen, „als Garant für die eigene Sicherheit“.<sup>1832</sup> Entsprechend wurden in solchen Fällen völkerrechtskonforme Gefangennahmen deutscher Soldaten als lebensgefährlich eingestuft. Hier spielte der unbedingte Wille zum Erfolg, der den amerikanischen Fallschirmjägern vorher eingeschärft worden war, um das gesamte Landeunternehmen nicht zu gefährden, aber auch „die Befürchtung, das eigene Leben durch ‚falsche Rücksichtnahme‘ zu verlieren“<sup>1833</sup> eine Rolle. Nachdem die Fallschirmjäger-Gruppen durch eigene Kräfte verstärkt worden waren, wurden dann auch wieder Gefangene gemacht.

<sup>1826</sup> Zit. n. Tagesbefehl 14 v. 12.5.1944 mit vorbereitetem Text für Propagandaplakate von Gen.maj. Wilh. Falley, Kommandeur der 91. LL.Div., in: Jasper: Radikalisierung, S. 339.

<sup>1827</sup> Bischof/Steininger: Invasion aus der Sicht von Zeitzeugen, S. 56f.

<sup>1828</sup> Zit. n. Jasper: Radikalisierung, S. 337; vgl. Lieb: Konventioneller Krieg, S. 134, Anm.16.

<sup>1829</sup> Jasper: Radikalisierung im Westen, S. 339.

<sup>1830</sup> Ebd., S. 347. Zu entsprechenden Befehlen auf britischer Seite vgl. Lieb: Konventioneller Krieg, S. 164.

<sup>1831</sup> Ambrose: Band of Brothers, S. 66. Es kam jedoch auch vor, dass die Amerikaner nach einem Gefecht mit deutschen Soldaten Gefangene machten, diese dann aber, aufgrund nicht geklärter Umstände, später erschossen wurden, sei es, dass sie versucht hatten, die Amerikaner während eines Beschusses zu überwältigen oder diese das nur befürchteten und deshalb schossen. Jasper: Radikalisierung, S. 348; Ambrose: Band of Brothers, S. 77.

<sup>1832</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 349.

<sup>1833</sup> Ebd.

*Zusammenfassung:*

Die West-Alliierten werden von den Befragten hauptsächlich im Hinblick auf eine mögliche Gefangenschaft erwähnt. Als durchweg korrekt erscheinen hier die Engländer. Als menschlich weniger zuverlässig und berechenbar werden Kanadier und Amerikaner geschildert.<sup>1834</sup> Dennoch erschien die Kriegsgefangenschaft bei diesen Gegnern, im Vergleich zum Russen, insofern erstrebenswerter, als dass die ehemaligen Wehrmachtsangehörigen davon ausgingen, in britischen, amerikanischen oder kanadischen Lagern nach der Genfer Konvention behandelt zu werden und somit eine Überlebenschance zu haben. Zum Zeitpunkt der Landung der ersten Fallschirmjäger und deren Konfrontation mit deutschen Truppen, wurde aber deutlich, dass die Nervosität der Amerikaner, deren Unterzahl, und die Noch-Überlegenheit der Wehrmachtsverbände dazu führten, dass sie zunächst aus verschiedenen Gründen keine Gefangenen machten, sondern die Deutschen aus Gründen der eigenen Sicherheit erschossen.

Eine größere Hochachtung als Amerikaner genossen die Engländer auch als Soldaten. Sie werden durchweg als korrekt auftretend und tapfer kämpfend dargestellt. Deutsche Soldaten empfanden sowohl die Disziplin bei den Engländern als auch bei den US-Amerikanern als weniger streng, was sich hinsichtlich der lockereren Kleiderordnung – im Sommer traten diese legerer auf -, als auch allgemein in der entspannteren Atmosphäre – weniger Drill, Zeit für *tea time*, nächtliche Kampfpausen offenbarte. Dies mag, neben den landeseigenen Gewohnheiten, auch damit zusammenhängen, dass sich viele Angloamerikaner nach den ersten militärischen Erfolgen den Deutschen überlegen fühlen konnten, wodurch sich die zu Beginn der Kämpfe angespannte Situation zunehmend entkrampfte.

---

<sup>1834</sup> Vgl. Rescher: Heimat! S. 196, TB, 29.5.1945: „Froh bin ich, dass ich nicht in russischer oder amerikanischer Gefangenschaft bin. Der Tommy behandelt uns anständig.“

*„Das Leben in Russland ist eine ständige Lauer gegen die Todesdrohung, es hatte den alten Hasen zu einem denkenden Tier gemacht und ihm die Waffe des Instinktes gegeben. Das Frontleben hatte ihn mit Stumpfheit durchsetzt, damit er vor dem Grauen nicht zerbrach, das ihn bei klarem Denken überfallen hätte.“<sup>1835</sup>*

#### FÜNFTER TEIL: Kriegserfahrungen im Osten 1941 – 1945

5. Fronteinsätze und Besetzung im Osten – *„Was wir Deutschen im Juni 1941 gegen die UdSSR angezettelt haben, verdient die Bezeichnung ‚Krieg‘ nicht!“<sup>1836</sup>*

In der Programmvorschau der Academia Baltica im Jahre 2005 heißt es:

*„Das Jahr 2004 hat die Deutschen und ihre Nachbarn im Osten auf neuen politischen Grundlagen zusammengeführt. Mit der Erweiterung der Europäischen Union findet der abendländische Kontinent zu sich zurück. So steht nun das europäische Haus, und es erwartet weitere Bewohner. ... Die Diskussionen des Jahres 2004 haben gezeigt, dass die Wunden der Kriegs- und Nachkriegszeit keineswegs verheilt sind.“<sup>1837</sup>*

Polen und Deutsche haben heutzutage ein gutnachbarliches Verhältnis, auch ist Polen ein wichtiger Handelspartner. Dies war nicht immer so. Insbesondere der Versailler Vertrag sorgte für lange Zeit unüberbrückbar erscheinende Feindseligkeiten, die von den Zeitzeugen auch als solche empfunden.<sup>1838</sup>

Der deutsch-sowjetische Krieg war die für Deutschland und Europa, aber auch in globaler Hinsicht, wichtigste Erscheinung des Zweiten Weltkriegs und „der größte Landkrieg aller Zeiten.“<sup>1839</sup> Zuvor war der Nachbar Polen in einen grausamen Krieg gezogen worden, in dem sich Deutschland und die Sowjetunion das Land untereinander aufteilten und dort jeweils eine Schreckensherrschaft errichteten. Im Anschluss daran wurde die UdSSR selbst von der Wehrmacht in einen Vernichtungskrieg hineingezogen. Die Folgen dieser jahrelangen militärischen Auseinandersetzung sind noch deutlich in der politischen Gegenwart spürbar.<sup>1840</sup>

Der Kampf gegen die Sowjetunion unterschied sich, was Verlauf und Absicht anbetraf, von allen bisherigen Kriegen der Wehrmacht. Mit ihm sollten vier Ziele zugleich

<sup>1835</sup> Bernecker: Generation, S. 186; Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 101, kurz nach dem 22.6.: „In diesem Land konnte man sich keinen Augenblick sicher fühlen. Der Krieg schlug zu, unverhofft und überall. Das Wort Partisanen war uns bis dahin noch unbekannt.“

<sup>1836</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 49. Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 147: „Ich ... könnte Tag und Nacht davon schreiben, was es hier so zu erleben gibt, aber es sind alles nur grausame Erlebnisse. ... Denn all das, was man in Polen und Frankreich nicht zu befürchten brauchte, tritt jetzt im Kampf gegen die Russen ein.“

<sup>1837</sup> Einleitung zum Programm der *Academia Baltica* für das Jahr 2005, S. 1.

<sup>1838</sup> Dazu u. a. Steinert: Stimmung, S. 103; Szarota: Polen, S. 45.

<sup>1839</sup> Harrison: „Barbarossa“, S. 443.

<sup>1840</sup> Förster: Wendung nach Osten, S. 113.

erreicht werden: für das deutsche Volk „Lebensraum im Osten“ geschaffen, ein autarkes Rohstoff- und Lebensmittelreservoir erschlossen,<sup>1841</sup> der Bolschewismus vernichtet und alle sowjetischen Juden ermordet werden.<sup>1842</sup> Das strategische Dilemma nach dem Sieg über Frankreich, und das Scheitern der deutschen Luftwaffe gegen England hatten dazu geführt, dass Hitler sich umso entschlossener dem neuen Angriffsziel im Osten zuwandte.<sup>1843</sup> Ein Sieg im Osten würde, so seine Überzeugung, England endgültig Frieden bereit machen. Außerdem würde mit der Errichtung einer Binnenkolonie auf russischem Boden endlich eine autarke, kontinentale Großraumwirtschaft entstehen, „die Deutschland Blockade fest machen und zum Krieg gegen Kontinente befähigen sollte.“<sup>1844</sup> Bei der Erreichung dieser Ziele, so hatte Hitler bereits lange vor 1933 deutlich gemacht, könnten politische Grenzen kein Hindernis sein, zumal „das Recht auf Selbsterhaltung“<sup>1845</sup> ein solches Vorgehen rechtfertige. „Nur unter Kampf“<sup>1846</sup> und „auf Kosten Russlands“<sup>1847</sup> würde die Ausdehnung nach Osten erfolgen, die Deutschland wieder zu einer Vormachtstellung verhelfen würde.<sup>1848</sup> Die gewaltsame Aneignung Russlands werde auch dadurch legitimiert, so Hitler, dass der Kern des ehemaligen Zarenreiches nicht mehr germanisch, sondern jüdisch und damit ohnehin vom Untergang bedroht sei.<sup>1849</sup> Im zweiten Band von „Mein Kampf“ brachte Hitler, im Gegensatz zum entsprechenden Abschnitt des ersten Bandes, zum ersten

<sup>1841</sup> Zitelmann: „Lebensraum“-Motiv, S. 555 – 563, betont, dass seiner Meinung nach die ökonomischen Motive, mehr als die rassistisch-ideologischen, für Hitler beim Angriff auf die Sowjetunion im Vordergrund standen. Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 296f., der ausführt, dass der Kampf um Lebensraum im Osten im „Raumdenken“ der damaligen Zeit seine Wurzeln hatte, besonders während der NS-Zeit.

<sup>1842</sup> Kriegsrundbuch des Abiturjahrgangs 1941: Restloser Einsatz, S. 42, 72.

<sup>1843</sup> Jasper: Zweierlei, S. 64; Ueberschär: Planung, S. 21 – 37.

<sup>1844</sup> Jasper: ebd., S. 65; DRZW 5/1 (Beitrag Umbreit: Kontinentalherrschaft), S. 77 – 95 sowie 210 – 297. Hitler: MK II, S. 297, 722 sowie Hitlers Zweites Buch, S. 130f. Im Jahre 1937 griff er diese Gedanken in einer Besprechung in der Berliner Reichskanzlei wieder auf, die der dienst habende Adjutant Hoßbach in dem später nach ihm benannten „Hoßbach-Protokoll“ festhielt. In: Prozess Hauptkriegsverbrecher, Bd. 25, S. 403 – 413. Im Jahre 1939 waren erneut Lage und Ziele der deutschen Politik Gegenstand einer im so genannten „Schmundt-Protokoll“ fest gehaltenen Besprechung zwischen Hitler und seinen Generälen. In: Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik, Bd. 6, S. 477 – 483, hier: S. 478f. Die Bedeutung des „Schmundt-Protokoll“ liegt u. a. darin, dass das nächste außenpolitische Ziel, der Überfall auf Polen, der im ursprünglichen „Programm“ nicht vorgesehen war, festgelegt wurde. Unsicherheit bestand seitens der deutschen Führung noch im Hinblick auf die noch nicht abgeschlossenen Bündnisverhandlungen. Hitler hoffte immer noch auf eine Neutralität Englands und setzte auf Italien, Japan und zunächst auch Russland als Verbündete. Kuhn: Programm, S. 244.

<sup>1845</sup> Hitler: MK I, S. 152. Der erste Band von „Mein Kampf“ entstand im Jahre 1925.

<sup>1846</sup> Ebd., S. 153.

<sup>1847</sup> Ebd., S. 154.

<sup>1848</sup> Hitler: MK II, S. 733. Der Zweite Band von Hitlers „Mein Kampf“ entstand ebenfalls 1925, Hitlers Zweites Buch im Jahre 1928.

<sup>1849</sup> Abgesehen vom ideologischen Gegensatz, wurde Russland von Hitler auch auf dem industriellen und technischen Sektor als dem Deutschen Reich weit unterlegen eingestuft. Hitler: MK II, S. 748.

Mal den Erwerb von Grund und Boden in Zusammenhang mit einer rassistisch-ideologischen Komponente, dem „bolschewistischen Judentum“. Diese Ausgangsposition wieder aufgreifend, hatte Hitler am 3. März 1941, durch den Chef des Wehrmachtführungsstabes, Alfred Jodl, folgende Erklärung zum bevorstehenden Krieg im Osten herausgeben lassen:

„Dieser kommende Feldzug ist mehr als nur ein Kampf der Waffen; er führt auch zur Auseinandersetzung zweier Weltanschauungen. ... Die jüdisch-bolschewistische Intelligenz, als bisheriger Unterdrücker des Volkes, muss beseitigt werden.“<sup>1850</sup>

Für die Durchsetzung dieser Richtlinien sei die „Anwendung brutalster Gewalt notwendig.“<sup>1851</sup> Außerdem sei „von dem Standpunkt des soldatischen Kameradentums“ abzurücken, da es sich „um einen Vernichtungskampf [handele]“<sup>1852</sup> und Kommunisten keine Kameraden seien. Trotz dieser in Bezug auf den Charakter des bevorstehenden Krieges keinen Zweifel lassenden Vorgabe, die eine „bedenkliche Abweichung vom Kriebsrecht“<sup>1853</sup> darstellte, regte sich in der Wehrmacht- und Heeresführung kein Protest. Brauchitsch unterstrich vielmehr: „Die Truppe muss sich darüber klar sein, dass der Kampf von Rasse zu Rasse geführt wird, und mit nötiger Schärfe vorgehen“<sup>1854</sup>. Im Voraus waren also sowohl das Völkerrecht als auch das Kriebsrecht ausgehebelt und den deutschen Streitkräften für die bevorstehende Auseinandersetzung ungeahnte Möglichkeiten zur Behandlung jedweder Gegner oder „Verdächtiger“ eingeräumt worden. Entsprechende Erlasse, wie der über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit, sicherten ihnen Straffreiheit für ihre Taten zu, luden aber auch manchen erst dazu ein, gegen Partisanen, sowjetische Gefangene, Juden und verdächtige oder widerständige Zivilisten hemmungslos vorzugehen.<sup>1855</sup> Die meisten deutschen Soldaten sahen in dem Feldzug gegen die Sowjetunion eine nicht nur ideologisch begründete „tiefe Berechtigung und Sinnhaftigkeit“,<sup>1856</sup> und stellten das Vorgehen der Wehrmacht gar nicht erst in Frage.

Es besteht unter führenden deutschen Militärhistorikern weitgehender Konsens über den Charakter des deutsch-sowjetischen Krieges als ein von deutscher Seite her geplanter Angriffs- und Vernichtungskrieg.<sup>1857</sup> Daneben existieren weitere Thesen, die

<sup>1850</sup> Schramm (Hg.): KTB OKW, S. 341, Eintrag v. 3.3.1941.

<sup>1851</sup> Halder: KTB, Bd. 2, S. 319, Eintrag v. 17.3.1941.

<sup>1852</sup> Ebd., S. 336f., Eintrag v. 30.3.1941. Der deutsche Offizier hatte, neben seinen militärischen Aufgaben, auch die weltanschauliche Führung seiner Soldaten zu übernehmen. Förster: „Barbarossa“, S. 633f.

<sup>1853</sup> Müller: Kriebsrecht, S. 132 – 134; Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 838.

<sup>1854</sup> Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 839, zit. n. Förster: Russlandbild, S. 146.

<sup>1855</sup> Dazu ausführlich in Abschn. 10. Partisanen sowie 5.2 Einstellung zum sowjet. Gegner.

<sup>1856</sup> Jasper: Zweierlei, S. 248.

<sup>1857</sup> DRZW 4 (TB) (Beitrag Förster: „Unternehmen Barbarossa“,) S. 498 – 538. Der damalige Offizier Schröter hält den Begriff „Russlandfeldzug“ für verharmlosend, selbst das Wort „Krieg“, ist seiner Meinung nach zu harmlos. Nur im Bereich der Kriminalität sei ein Ausdruck zu finden, der das deutsche Vorgehen im Osten entsprechend charakterisieren

unterschiedliche Bewertungen des Angriffs auf die Sowjetunion am 22.6.1941 und des deutsch-sowjetischen Krieges insgesamt vornehmen.<sup>1858</sup> Der Entscheidungsprozess auf deutscher Seite, der letztlich zur Feldzugeröffnung im Sommer 1941 führte, lässt sich „anhand zahllos verfügbarer Akten und Dokumente nahezu lückenlos rekonstruieren.“<sup>1859</sup> Und auch Zeitzeugen sahen den Zusammenhang zwischen Hitlers Zielen, die er in „Mein Kampf“ bereits in den 20er Jahren formuliert hatte und der Umsetzung eines dieser Vorhaben im Juni 1941 mit dem Angriff auf die Sowjetunion:

„Der Bann ist gebrochen, auch in der Heimat wisst ihr jetzt, das nunmehr unser alter politischer Feind zu besiegen ist. ... Mit Begeisterung lesen wir jetzt alle in des Führers Mein Kampf nach. Gerade in Kapitel 14 wird unsere ganze jetzige Handlungsweise so geschildert, dass es eben nur dem Führer möglich ist, solche Prophezeiungen in die Tat umzusetzen. Meine Überzeugung ist, dass zur Vernichtung Russlands auch nicht mehr Zeit benötigt wird, als in Frankreich, und dann könnte meine Annahme – im August Urlaub zu bekommen – immer noch zutreffen.“<sup>1860</sup>

Jasper begründet die zählebige Legende von der Präventivkrieg-These damit, dass die deutsche Führung mit ihr seinerzeit den Versuch unternommen habe, „die Härte, die Dauer und die Verluste des Feldzuges zu erklären.“<sup>1861</sup> Es sollte so aussehen, als habe ein groß angelegter, militärischer Angriff der Sowjetunion zur Eroberung ganz Europas unmittelbar bevor gestanden, dem Hitler im letzten Augenblick zuvor gekommen sei. Die große Widerstandskraft der Roten Armee und die gewaltige Rüstung „waren so nicht erwartet worden und die überraschende Erfahrung wurde nun so erklärt, dass nur eine zum Angriff versammelte Streitmacht derartig starken Widerstand leisten konnte,“<sup>1862</sup> eine Erklärung, die bei vielen Soldaten auf fruchtbaren Boden fiel. Konkretisierbare Bedrohungsvorstellungen oder Angst vor einem unmittelbar bevorstehenden sowjetischen Angriff – und nur diese würden die „Präventivkrieg“-These stützen – sind innerhalb der deutschen Führung jedoch nicht nachweisbar, so dass dieser Streit als „wissenschaftlich längst erledigt“ angesehen werden kann.<sup>1863</sup>

könne. Angemessen seien „Überfall oder Raubüberfall“. Schröter: Held oder Mörder, S. 49.

<sup>1858</sup> Dazu Förster: Russlandbild, S. 113. Die Bandbreite reicht vom Präventivkrieg bis zum Weltanschauungskrieg, vom unvermeidbaren Entscheidungskampf zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus, von der Idee, London über Moskau zu schlagen (sogen. „Festlandsdegen“-Argumentation) bis zur Kreuzzugtheorie.

<sup>1859</sup> Wegner: Einführung, in: Zwei Wege, S. XIII f. Viele andere Faktoren, auch auf sowjetischer Seite, sprechen gegen die „Präventivkrieg“-These. Beispielsweise wird betont, dass Stalin schon allein deshalb keinen militärischen Konflikt anstrebte, weil Japan in Korea und der Mandschurei Krieg führte und somit die Gefahr einer unmittelbaren kriegerischen Verwicklung der Sowjetunion heraufbeschwor. Ruffmann: Sowjetrussland, S. 222. Zudem bestand seit 1904 ein permanenter, ungelöster Grenzkonflikt mit Japan im äußersten Osten der Sowjetunion, auf der Halbinsel Kamtschatka, so dass Stalin bestrebt war, einen Krieg im Westen zu vermeiden. Und auch die deutsche Seite rechnete 1941 nicht mit einer akuten Bedrohung durch die Sowjetunion. Förster: Barbarossa, S. 631.

<sup>1860</sup> FpBf des Waffen-SS-Soldaten Herbert Eberling, 23.6.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 248.

<sup>1861</sup> Jasper: Zweierlei, S. 87.

<sup>1862</sup> Ebd., S. 87f.

Zu Beginn des Abschnitts Kriegserfahrungen im Osten sollen die Tagebuchaufzeichnungen des ehemaligen Wehrmachtsoffiziers, Fritz Becker, vom 5. Juni – 18. August 1941, einen Einblick darüber vermitteln, wie es ihm und seiner Kompanie vor Beginn des 21. Juni 1941 in der zu Polen gehörenden Westukraine erging. Im Anschluss daran vermitteln die Notizen Beckers als zeitnahe Quelle einen Eindruck davon, wie er und seine Kameraden den Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 erlebten und welche Strapazen und Vorkommnisse sie in den darauf folgenden Wochen erwarteten. Dabei werden bereits viele andere Abschnitte der vorliegenden Studie und der „Kriegserfahrungen im Osten“ angesprochen, wie z. B. Fronteinsätze und Kämpfe, Verhältnis und Einstellung zur Bevölkerung und zum Gegner, Nachschubschwierigkeiten (Munition, Verpflegung, Treibstoff), Strapazen (aufgrund von Witterung, Treibstoff- und Verpflegungsmangel), Umgang mit Tod und Verlusten, Kameradschaft, Feldpost und auch die persönliche Einstellung zum Krieg, so dass die Aufzeichnungen bereits eine Einführung in die Gesamtthematik des Russlandfeldzuges bieten.

Die Tagebucheinträge beginnen mit dem Abmarsch vom Truppenübungsplatz Deba am 5. Juni 1941, von wo aus die 24. Pz. Div. Beckers an die russische Grenze verlegt wurde, um sich in den Bereich der HGr. Süd einzugliedern:

#### 5. Juni 1941

Die Nacht war sehr kalt und der Tag angenehm warm. Die Kompanie hat die Fahrzeuge fertig gepackt und wartet auf den Abmarschbefehl. Man spricht von einem siebentägigen Marsch; es soll an die russische Grenze gehen. Abmarschzeit: 2 Uhr nachts. Größere Verbände bewegten sich in östlicher Richtung. Man spricht erstmals von „Kriegsstraßen“ und genauen „Marschzeiten“. Unsere Luftwaffe beginnt mit ihrem Vorkommando, das geräumte Lager zu belegen. Die Feldpost setzt aus bis zum 13. Juni. Leider konnte ich nicht noch einmal nach Hause schreiben.

#### 6. Juni 1941

Es ist schon dunkel. Ich sitze vor dem Zelt. Wir sind heute 100 km gefahren. Bei starkem Staub bewegten sich alle Truppenteile auf der Kriegsstraße 5 der russischen Grenze zu. Heute habe ich erstmals das Gefühl, dass in absehbarer Zeit ein Einsatz bevorsteht.

---

<sup>1863</sup> Wegner: Einführung, in: Zwei Wege, S. XIII f.; Tauber: Planung, S. 173, betont, dass der deutsche Generalstab in seiner Planung zu keiner Zeit von einem sowjetischen Überfall auf Deutschland ausgegangen sei. Im Übrigen gibt es keine zuverlässigen Quellen, die die Präventivkriegthese absichern. Auch die angeblich offensive Gruppierung der Roten Armee im Juni 1941 beruht auf dem sowjetischen Militärkonzept der „tiefen Operationen“ und der aktiven Verteidigung. Sie ist kein Indiz für bevorstehende Angriffsabsichten. Hitler behauptete zwar, dass sowjetische Soldaten in der Nacht zum 22.6.1941 die Grenze zu Deutschland überschritten hätten, es seitens der Führung der Roten Armee Angriffsabsichten gebe, und es nun notwendig sei, diesen entgegenzutreten, jedoch dienten diese Behauptungen lediglich zur Rechtfertigung gegenüber deutschen Soldaten und der deutschen Bevölkerung. Den Quellen nach zu urteilen, glaubte die deutsche Seite nie an einen sowjetischen Angriff. Zudem befand sich die Rote Armee im Sommer 1941 noch in der Aufrüstungsphase und konnte keineswegs sofort militärisch losschlagen. Und auch aus diplomatischer Sicht fehlt ein Motiv für einen Angriff im Sommer'41. Tauber: ebd. S. 179 - 184.

Ich schlafe in einem Viererzelt: Chef, Fahrer, Brehm und ich. Heute Nacht marschier die Infanterie wieder. Das Feuer geht aus, und ich sage Gute Nacht.

7. Juni 1941

Um 8 Uhr Abmarsch. Nach 50 km kamen wir gegen Mittag in SDANOW an, ein Dorf 6 km von ZAMOSC. Wir hatten uns einen kleinen Tisch ins Freie gestellt und spielten Skat. In der Nacht schliefen wir in einer Scheune.

8. - 15. Juni 1941

Abmarsch um 6.30 Uhr: Erstmals eine schöne holzgepflasterte Straße. Vorbei an großen Munitionslagern machten wir Rast kurz hinter MEZON. Mit Chef und Zugführer sind wir zum Quartiermachen in das Dorf OSARDOW gefahren. Die dortige ukrainische Bevölkerung sehr sauber und schön gekleidet, Frauen mit gestickten Blusen.<sup>1864</sup> In der Dorfmitte ein großer Teich, den ich am ersten Tag bereits durchschwommen habe. Tagsüber Technischer Dienst und Waffenreinigen. Abends gemeinsames Essen mit Chef und Kompanietrupp. Als Zusatzverpflegung hatte die Kompanie ein Kalb gekauft.

Am 13. [Juni] hatte ich die Kriegsgliederung einer russischen Schützen-Division ins Deutsche zu übertragen. Vormittags Frühsport. Für mich immer Langlauf bis BELZ. Abends wurde ein Spanferkel gebraten, für 35 Sloty [Zloty] gekauft. Trotz zweistündigem Drehen über offenem Feuer wurde es leider nur halbgar und war nur mit Wodka zu verspeisen. In schöner Harmonie mit den ukrainischen Dorfbewohnern sahen wir uns in unserer Stimmung aber voll entschädigt und hatten ein gutes Einvernehmen.

*[Hier ergänzte Herr Becker nachträglich folgenden Kommentar:*

*Es war die letzte friedliche Begegnung vor unserem Einmarsch am 21. Juni, und es wollte mir überhaupt nicht einleuchten, - übrigens auch während der späteren Kampfhandlungen nicht -, dass wir gegen diese Menschen in einen Krieg ziehen sollten. Was um Himmels willen soll ein aus seinem Studium im humanistisch-klassischen Weimar herausgerissener 20jähriger auch anders denken? Es ist mir bis zum heutigen Tage ein bedrückendes Erlebnis geblieben. Denn spätestens nach der ersten Begegnung mit den ukrainischen Menschen, denen wir wesensmäßig nahe standen, wurde mir klar, hier plante und setzte man ein gigantisches Verbrechen in Gang, müssten wir gegen sie Krieg führen. Noch stand auch ich unter dem Taumel eines Hitlerismus mit seinen "Welteroberungsphantasien". Erst später kamen mir Zweifel am „unbedingten Gehorsam“ und dem in der Barbarossaburg zu Gelnhausen geleisteten Fahneid.]*

15. - 16 Juni. 1941

Gestern Abend verließen wir das gastfreundliche Dorf OSARDOW und mussten uns von unserer guten Mamuschka trennen. Zum Zeichen ihrer Gastfreundschaft übergab sie uns ein selbstgebackenes Brot. Gegen Mitternacht kamen wir in SZCEPIATYN an. Bei völliger Dunkelheit mussten wir auf Kotflügeln einweisend sitzen und im Schritttempo den Weg finden.

---

<sup>1864</sup> Während Becker zwischen ukrainischer und polnischer Bevölkerung in der zum Teil zu Polen gehörenden Westukraine unterscheidet, ist dies beispielsweise bei Golder nicht eindeutig zu erkennen. Kurz vor dem Überschreiten des Bug als „neuer russischer Grenze“ erwähnt er sein Erstaunen und das seiner Kameraden über die „zahlreichen 'fraulichen Schönheiten'“, und dass er am Vortag „eine sehr gut deutsch sprechende Polin“ getroffen habe. KTB Golder, Eintrag v. 26.6.1941 (PrArlW).

17. - 18. Juni 1941

Endlich scheint sich das Wetter zu bessern. Man spricht seit gestern vom baldigen Einsatz wahrscheinlich schon Ende der Woche. Wir haben uns Splittergräben gebaut. Am Nachmittag musste die Division für 2 Stunden die Gasmasken aufsetzen. Das war nicht angenehm.

Nach Dienstschluss bin ich bis zur russischen Grenze gelaufen. Ich stand vor der ...KIA und konnte drüben nur Drahtverhau-Hindernisse feststellen. Die Leute grüßen hier alle mit „Heil Hitler!“ Der Langlauf in Turnschuhen 10 km. Abendessen beim Chef. Post aus Merseburg.<sup>1865</sup>

20. Juni 1941

Am Nachmittag erhielten wir 160 Karten vom Südabschnitt Russland, was uns bestätigte, dass der Einsatz kurz bevorstand. Scharfe Munition und Handgranaten wurden ausgegeben.

21. Juni 1941

Wir sitzen zum letzten Mal am großen Tisch in der Scheune. Chef bestätigte endgültig, dass der Krieg gegen Russland morgen früh beginnt. Die Kompanie ist abmarschbereit und erwartet in gespannter Ruhe, was in der Nacht an uns herantreten wird. Der Krieg soll gegen das „bolschewistische Russland“ geführt werden. Abmarsch heute Abend 21.30 Uhr. Ab Morgen werden die ersten Kampfhandlungen stattfinden, aber wir werden es schon schaffen. Habe noch mal einen Brief nach Hause geschrieben. Über Rundfunk wird die Heimat Morgen früh die Nachrichten über den Einmarsch nach Russland erfahren.

21./22. Juni 1941

Seit 3 Uhr befinden wir uns im Krieg gegen Russland. Chef war um 1 Uhr noch einmal in der Abteilung und brachte Befehle und den „RUF DES FÜHRERS“ mit. Um 3 Uhr war der erste „Donner“ unserer Artillerie zu hören. Am Nachmittag erreichte die Kompanie über CEPTOW den Grenzort GLUCHOW. Dort waren in einem Gefecht am Morgen 10 Soldaten gefallen. Die ersten Toten und Verwundeten des Infanterieregimentes 57, die wir sahen. Wir kamen 3 km voran. Die Luftwaffe griff während des Tages laufend mit Kampf- und Jagdflugzeugen an. 40 feindliche Panzer waren gemeldet. Die Kampfspitze befand sich bereits 8 km in Feindesland.

In der Nacht Erkunden von Feuerstellungen. Dörfer brannten. Bereitstellung in GLUCHOWSKA. Ein einzelnes Pferd wurde zunächst gesehen. Es stellte sich heraus, dass unsere Aufklärungsabteilung im Walde südlich von AMERYKA auf eine russische Reiterschwadron gestoßen war. Man hätte sich im 20. Jahrhundert fast als friderizianischer Husar empfinden können, zumal unser Kommandeur, Major L. (Olympiasieger von 1936), auch sein eigenes Pferd im Feldzug mitführte. Nachts in WANIOW Erkundung von Feuerstellungen unter Artillerie-Beschuss.

24. Juni 1941

Von GLUCHOWSKA Stellungswechsel in die Nähe des Abteilungsgefechtsstandes südwestlich von KRISTYNOPOL, dort mehrere schwere Bunker. Zwei kämpfen noch, die übrigen sind genommen. Die Besatzungen alle tot, konnten die Anlagen nicht halten. Da unsere 8,8-Flak im Erdsatz die Stahlkuppel sauber durch-

<sup>1865</sup> Bei der Post handelte es sich um den Brief einer jungen Frau aus Merseburg, einem BDM-Mädel, die an einen unbekanntem Soldaten schrieb. Fritz Becker war der Empfänger des Briefes. Es entwickelte sich daraus im Laufe des Krieges ein reger Briefwechsel, an dessen Ende eine langjährige Ehe mit drei Kindern stand.

schossen hatte. Am 200 Meter entfernten Stacheldraht Pferdekadaver und tote russ. Kavalleristen.

25. Juni 1941

In der Nacht rege Fliegertätigkeit. Vor uns steht die schwere Artillerie. Schlechter Geruch, in der Nähe liegen Pferdekadaver und tote russische Soldaten. Wir haben kein sauberes Wasser. Erstmals tritt das „Erfassungskommando“ in Kraft, was bedeutete, dass wir uns aus dem Lande verpflegen mussten, weil unsere Feldküche des verschlammten Bodens wegen, nicht nachkam. Um 9 Uhr Vorrücken in Feuerstellung. Panzer waren gemeldet. Südlich großer Feuerschein von brennenden Katen.

26. - 29. Juni 1941

Russische Bomberangriffe auf KRISTYNOPOL. Wir gruben uns Deckungslöcher. Dann Stellungswechsel nach RADWANZE. Dort Artilleriebeschuss. Die Karten von SOKAL benötigen wir nicht mehr. Die neuen umfassen den Abschnitt BRODY und LUCK. Verstärkte Truppenbewegungen. Am nächsten Morgen Abmarsch. Ziel BEBECHI über die Panzerstraße JASTRIBIZA-LASZKOW. Russische Flieger warfen am Nachmittag Bomben. Die Division zog in unsere Unterkünfte ein, die Kompanie musste weichen. Es setzte heftiges Artilleriefeuer ein. Die Leute liefen umher, Mütter mit ihren weinenden Kindern. Es war ein trauriges Bild. Die Granaten schlugen auch in ihrer Nähe ein.<sup>1866</sup> Chef holte vom Abteilungsgefechtsstand den Befehl zum Angriff in allgemein südlicher Richtung. Die dreizehnte Inf. Komp. hatte am Abend vier Panzer abgeschossen. Es war der Tag unserer ersten „Feuertaufe“. Die Kompanie rückte unter schwierigsten Wegeverhältnissen 2 km nach BEBECHY vor und brachte, bei heftigem gegnerischem Beschuss im Mannschaftszug, die eigenen Pak-Geschütze in Feuerstellung. Wir gruben uns sofort ein. In der Nacht mussten wir bei Regen in den Deckungslöchern liegen. Essen kam nicht heran. Vor uns lagen 20 stecken gebliebene Panzer. Oberfeldwebel B. ist mit seinem Zug in Stellung gefahren. Ab heute sind wir der Vorausabteilung L. zugeteilt. Wir befinden uns etwa 5 km von BRODY. Stellungswechsel unter russ. Bomberangriffen. Zweiter Zug musste zur Unterstützung des Inf. Regiments 116 in Straßenkämpfe eingreifen. Zwei Mann verletzt. Der dritte Zug ging am Abend vor KOLBIN in Stellung, hatte aber keine Feindberührung. Leider gab es keine Verpflegung, auch nichts zu trinken.

1. und 2. Juli 1941

Um 4.30 Uhr Abmarsch der Vorausabteilung. Sehr schlechte Wege, vorbei an einem Feldflugplatz mit elf zerschossenen russischen Flugzeugen. Wir fuhren im Führungsstab L. weiter, mit der Aufgabe bis BORATYN vorzustoßen und die Linie WOTOCHY-CZERNICH zu halten. Unsere 3 Züge mussten in Stellung gehen, da die vor uns liegende Höhe noch stark vom Feind besetzt war. Eine Batterie wurde aus 1500 Meter Entfernung von unserer Pak außer Gefecht gesetzt. Feldwebel Sch. schwer verwundet (Bauchsteckschuss). Um 21 Uhr sollte unser Angriff erfolgen, jedoch blieben unsere Fahrzeuge im Schlamm stecken. Am nächsten Morgen bei Regen 20 km vorgestoßen. Verluste in den Kämpfen mit dem Gegner. Erneut Stellungswechsel. Fahrzeuge blieben wieder in dem schweren Boden stecken. Wir mussten Schneeketten aufziehen und Knüppel unterlegen, dazu hatten wir uns in der Nacht noch verfahren. Seit Tagen hatten wir nicht mehr

---

<sup>1866</sup> Herr Becker teilte im April 2014 telefonisch mit, dass ihn die seit Februar 2014 zwischen russischen Separatisten und der ukrainischen Armee ausgetragenen Kämpfe an die „Schrecklichkeiten“ im Sommer 1941 erinnerten, als die Bevölkerung ebenfalls erheblich in Mitleidenschaft gezogen wurde, wie auch an seinen Tagebucheinträgen deutlich wird.

geschlafen. 20 km Weitermarsch. Ein Panzerspähwagen abgeschossen. 30 weitere Panzer gemeldet.

#### 3. und 4. Juli 1941

Nachdem wir bereits sieben Stunden unterwegs waren, kurze Pause. Am Horizont flammte schweres Kanonenfeuer auf. Unser Marschziel: noch 50 km in die feindlichen Linien vorstoßen. Wir fuhren an der Spitze der Vorausabteilung mit einem Sicherungsgeschütz vor uns. Kurz vor einem Dorf bekamen wir Feuer und gingen in Stellung. In einer Scheune stieß ich auf zwei Russen, die sich ergaben. Das IR 36 hatte zwei Gefallene im Wald. Unsere Kampfspitze erreichte einen größeren Ort und bekam Feuer von rechts, doch fanden wir nichts. Nach Erreichen einer günstigen Feuerstellung brachten wir zwei Geschütze im Mannschaftszug den Berghang hinauf und hatten etwa 1500 Meter freies Schussfeld vor uns. In einem Kornfeld erblickten wir eine feindliche Kolonne und eröffneten das Feuer mit Sprenggranaten. Mit einem 6 Mann starken Spähtruppunternehmen durchkämmten wir das dem Feind Deckung bietende Kornfeld. Plötzlich sprang ein Russe auf, warf eine Handgranate, schoss auf uns und verschwand sofort wieder. Wir kämpften uns weiter vor. Zahlreiche Russen lagen in den Kornfeldern und schossen aus nächster Entfernung. Wir konnten uns zunächst nur mit Handgranaten helfen. Vor uns, nur 50 Meter entfernt, war eine von uns nicht einzusehende Schlucht; 300 Meter gegenüber machten uns zwei deutsche Infanteristen aufmerksam, dass sich - für uns unsichtbar -, drei Russen im Kornfeld näherten. Wir selbst konnten sie, des hohen Maisfeldes wegen, nicht entdecken. Plötzlich, in einigen Metern vor uns, bewegten sich jedoch die Halme, und wir schossen mit der MP eine Garbe. Von der gegenüberliegenden Seite kam unterstützendes MG-Feuer. Die Russen fielen. Für mich immer wieder ein grausames Ereignis, ja eine Tragödie...

#### 4. und 5. Juli 1941

Endlich hatten wir wieder einmal vier Stunden geschlafen. Die Vorausabteilung sollte den Ort BIALOZORKA, 3 km von der alten russischen Grenze entfernt, erreichen. Wegen Brennstoffmangels konnte die Panzerjägerkompanie nur einen Zug mitführen. In MOSKALOWKA machten wir 70 russische Gefangene; einige waren dabei, Zivilbekleidung anzulegen. Bei der Säuberung des Ortes kam es mit Unterstützung von Sprenggranaten der Pak zu einigen Scharmützeln. Am Abend zählten wir 150 Gefangene. In einem von einem jüdischen Arzt bewohnten Haus fand der Kompanietrupp am Abend eine freundliche Aufnahme. Die Familie bot uns reichlich Lebensmittel an. Für uns sehr willkommen, da wir seit vier Tagen ohne Essen aus der eigenen Feldküche waren. In der Nacht schliefen wir „fürstlich“ in diesem mit Steinen gemauerten Haus.

#### 6. - 8. Juli 1941

Es ist Sonntag, die Sonne scheint und wir hatten wieder einmal gut geschlafen. Die Bevölkerung versorgt uns mit Milch und Eiern und gibt uns das gerne aus ihrer Kollektivwirtschaft. Am Nachmittag kam endlich der Munitionswagen und brachte außer Munition auch noch einige Flaschen Bier und Hemden aus BRODY. Nach Verpacken der Fahrzeuge setzen wir den 70-km-Marsch in das alte Russland fort. Feldwebel Sch., eine Ordonnanz der Abteilung, und ich sind vorher gestartet, um Wege zu erkunden. Wir erreichten SZYBENNO, vorbei an berittenen Einheiten der Division, deren Pferde zum Teil schlapp gemacht hatten. Über HALCZYNCE, BAZALJA, KLITENKAMOLA, WOLJCA, WASOWIZA, KULCZYNKI erreichten wir bei Dunkelheit das erweiterte Tagesziel LAHODYNCE und quartierten uns für die Nacht in einen verlassenem Schulraum ein, wo wir übermüdet auf hartem Betonboden sofort einschliefen.

Etwa 200 Gefangene fielen uns in die Hände. Vor unserem Weitermarsch nach HRYHOROWKA brachte der Hauptfeldwebel etwas Essen nach vorne. Sprit war uns außerdem ausgegangen. Es hatten schwere Kämpfe am Tage stattgefunden und einige abgeschossene Panzer brannten noch. In dem kleinen Dorf kamen wir in einem Bauernhaus unter und blieben über Nacht, zusammen mit den zurück gebliebenen, die Kämpfe überstandenen, russischen Zivilisten. Sie leben unter den primitivsten Umständen: die alte Frau schlief hoch oben auf dem gemauerten Herd-Ofen, dort, wo auch die Sonnenblumenkerne trockneten. Über offenem Feuer wurde gekocht.

9. - 11. Juli 1941

Abends ein schweres Gewitter. Ich hatte neues Kartenmaterial für den gemeinsamen Vormarsch mit der Vorausabteilung zu besorgen; 2 Uhr Abmarsch. Tagesziel MSZANNIEC, 18 km ost-südostwärts von OSTROPOL. Wir gerieten mit Major L. wieder einmal in den klebrigen Schlamm. Tatsächlich handelte es sich ja um fruchtbaren ukrainischen Boden. Alle Fahrzeuge und Geschütze mussten einzeln mit Kettenfahrzeugen herausgezogen werden. Es dauerte 6 Stunden, und wir gerieten bald in ein konzentrisches Artilleriefeuer. Um nach LADYNY zu gelangen, mussten wir die Route ändern, wurden von der Artillerie des Gegners eingesehen und auf einer Länge von 1,5 km im direkten Beschuss bepflastert. Heil durchzukommen konnte nur mit höchster Geschwindigkeit gelingen. Wir hatten glücklicherweise keine Verluste, nur Granatsplitter im Fahrzeug und einen durchgeschlagenen Treibstofftank. Das Artilleriefeuer hielt unvermindert an. Wir waren an der STALIN-LINIE angelangt, mit 40 in einem Waldstück versteckt liegenden Bunkern. Eine Granate schlug 10 Meter vor uns ein, tötete 2 Pferde. Von Otto D., einem Jugendfreund, in Deba zuletzt gesehen, hörte ich, dass Erich Sch., mein Schulfreund, gefallen wäre, was ich erst einmal nicht glauben konnte. Er war der erste, den wir zu beklagen hatten, und [das] traf uns, bei allem, was uns an Schwerem noch bevorstand, besonders hart.

12. und 13. Juli 1941.

Weitermarsch nach JABLONOWKA. Dort waren die Russen gerade weg und hatten eine Batterie mit Zugmaschinen stehen lassen. Von unserer Radfahrstaffel war ein Mann gefallen. Wir hatten uns in der Nacht bereit zu stellen und warteten mit großem Verlangen [darauf], dass die Feldküche endlich herankäme. Unter dem andauernden Beschuss der feindlichen Artillerie hatten wir in der Nacht nur kurze Augenblicke geschlafen. Man glaubte, nicht mehr aus der Hölle herauszukommen. Die Stalinlinie ist nun an einer Stelle durchbrochen und wir hoffen, dass wir dem nach Osten ausweichenden Feind weiter an den Fersen bleiben können. Doch am nächsten Morgen unternahm der Russe unter heftigem Beschuss erneut den Versuch, seine stehen gelassenen Geschütze zurück zu erobern. Das Feuer seiner nur 2 km entfernt stehenden Batterie war so stark, dass wir mit der gesamten Vorausabteilung JABLONOWKA schnellstens räumen mussten. Leider hatten wir einige Volltreffer. An einem Bergabhang bezogen wir erneut Bereitstellung. Es regnete. Für jeden von uns war die Lage trostlos. Aus einem Haus wurde der Abteilungsadjutant von Major L. unter Gewehrfeuer genommen. Feldwebel Sch. und ich konnten die Schützen ausschalten.

14. Juli 1941

Stellungswechsel von BICZOWA nach MARJANOWKA. Dort wieder Artilleriefeuer. Immer noch keine Verpflegung. Die Zivilbevölkerung hat auch nichts. Die Stimmung in der Truppe ist miserabel. Südlich von uns soll ein ganzes Artilleriekorps eingekesselt sein. Der Dauerbeschuss hört nicht auf. Unser Infanterieregiment 57

steht im verlustreichen Kampf. Gerade bringt ein Kradmelder etwas Brot. Ich muss als Befehlsempfänger zum Gefechtsstand der Abteilung und setze mich jedes Mal auf dem Weg dorthin dem gezielten feindlichen Beschuss aus. Es erforderte jedes Mal Mut und Courage. Ob man es Tapferkeit nennen soll, weiß ich nicht, [denn] als ein „Kämpfer“ habe ich mich dabei nie empfunden. Vielmehr musste man immer wieder um sein Leben rennen.

15. Juli 1941 „NEMERINZY“

Tagesziel ULANOFF erreicht. Vorher den Ort SALNICA infantristisch gesäubert, Brücke war gesprengt und von unseren Pionieren wieder notdürftig hergerichtet. Dort Ernst D. beim Brückenbau getroffen. Er wusste noch nicht, dass Erich gefallen war. Die Division ist heute 30 km vorangekommen und noch immer ohne Verpflegung vom Tross. Tagesziel LUZINA konnte wegen gesprengter Brücke nicht erreicht werden. Nach kurzem Ortskampf in LJULINZY entdeckten wir mit unserer Spitze einen russischen Meldereiter in einem Sonnenblumenfeld 200 Meter entfernt. Der Weitermarsch der Vorausabteilung wurde angehalten. Vom Kompaniechef erhielt ich den Befehl, den Meldereiter zu stellen und auszuschalten. Dieser sprang von seinem Pferd ab und verschwand im hohen Feld. Ich fand ihn schließlich. Ein Schusswechsel war nicht mehr zu vermeiden: er oder ich, ich kam ihm zuvor.

[Herr Becker ergänzte an dieser Stelle nachträglich folgenden Kommentar:

*„Niemand kommt man in seinem Leben von einer solchen Tat mehr los, auch nicht, wenn sie auf Befehl, gar etwa aus Notwehr geschah. Unter dem tausendfachen gegenseitigen ‚Auslöschens‘ von Leben blieb es für mich eine Tat zu viel. Seinen Tod war ich im übertragenen Sinne mit gestorben. Ich kehrte zur wartenden Marschspitze zurück und meldete, ich weiß nicht wie: ‚Befehl ausgeführt‘.*

*Zwei Tage später, am 17. Juli 1941, wurde mir vom Divisionskommandeur Generalmajor Freiherr von Sch. ‚Im Namen des Führers und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht‘ das Eiserne Kreuz verliehen.“<sup>1867]</sup>*

[60 Jahre später fügte Herr Becker erneut zwei Anmerkungen zu diesem, ihn nie los lassenden Vorfall an:

In einer E-Mail an die Verfasserin schrieb Fritz Becker am 10.11.2002:

*„Was dem Zwanzigjährigen, des kriegerischen Kampfes bis dahin ungewohnt, unter Einsatz seines Lebens abverlangt wurde, war das grausamste, was einem jungen Menschen widerfahren konnte. Ein Leben lang kommt man nicht mehr von dem martialischen Geschehen im russischen Sonnenblumenfeld los. ‚Warum hatten nicht gedauert die Tage des harmonischen Einklangs mit der Kreatur, und die Ehrfurcht vor allem, was lebt?‘“ zitierte er Goethe.*

In seinen von Sütterlin in die lateinische Schrift übertragenen Tagebuchaufzeichnungen kommentierte er den Zweikampf in der Ukraine ein weiteres Mal:

*„Bis heute ist mir die Ausführung eines Befehls im russischen Sonnenblumenfeld 1941, dessen Ausgang ich nur durch Zufall überlebte, das für mich dramatischste Ereignis geblieben, obwohl es erst der Anfang des massenhaften gegenseitigen Auslöschens von Leben bedeutete, das 15 Monate, bis zu meiner zweiten Verwundung im Kaukasus, andauern sollte. Bereits einige Monate nach unserem Einmarsch, vermochte ich nur zweifelnd einen einleuchtenden Sinn dieses*

<sup>1867</sup> In einem Telefonat vom 24.11.2014 kam Herr Becker noch einmal auf den Vorfall im Juli 1941 zu sprechen und auf das „Eiserne Kreuz“, das ihm für seine „Tapferkeit“ überreicht worden ist. Sein Kommentar dazu lautete: „Darauf hätte ich gern verzichtet...“

*Krieges zu erkennen, auch dann nicht, wenn wir ihn strategisch für gewinnbar gehalten hätten. Zu deutlich traten auffallende Mängel in Erscheinung: Es fehlte schon zu diesem frühen Zeitpunkt des Feldzuges an Verpflegung, Treibstoff, geeigneten panzerbrechenden Waffen und Rad-Fahrzeugen mit ausreichender Bodenfreiheit, die nicht im Schlamm stecken blieben. Im früh einbrechenden harten Winter stand uns außerdem an der Front keine Winterbekleidung zur Verfügung. Wir erfroren uns die Knochen und hatten uns an den Waffen mit Ladehemmungen herumzuschlagen, während der Gegner frische sibirische Truppen, in Watte gehüllt, herangeführt hatte. Im rückwärtigen Gebiet, in Dnjepopetrowsk, liefen die Zahlmeister mit Pelzen umher. Erst im Frühjahr erreichten uns die in der Heimat gesammelten Wintersachen. Dafür gab's dann den ‚Gefrierfleischorden‘.<sup>1868]</sup>*

15. – 20. Juli 1941:

Die Vorausabteilung marschierte weiter, erreichte die Höhe 318 und war der Infanterie 30 km voraus. Vor uns, in 3 km Entfernung, in einer Senke, lag der Ort NEMERINZY. Mit unserem 3. Zug näherten wir uns den Häusern. Es fielen die ersten Schüsse. Wir waren in der Mitte des Dorfes Scharfschützen ausgesetzt. Als erster fiel Obergefreiter Ernst R. als Schütze 2. Er war mein Freund und konnte es nicht fassen, dass er als Elektroingenieur nun beim „Kommiss“ sein musste. Er hatte die ROA-Laufbahn eingeschlagen. Dann traf es Nikolai mit seinen 18 Jahren. Er war Abiturient und strebte ebenfalls die Offizierslaufbahn an. Feldwebel Sch. war der nächste, der dem Scharfschützen zum Opfer fiel. Er hatte sich für 12 Jahre verpflichtet, [war] verheiratet und sollte in wenigen Wochen Vater werden. Nur eine Straßenbreite von ihm entfernt musste ich sehen, wie, nachdem es ihn schwer getroffen hatte, er sein Leben durch Kopfschuss selbst beendete.

Oberfeldwebel B. fiel kurz darauf durch Kehlkopfschuss. Mit ihm verlor die Kompanie einen allseits sehr beliebten und väterlichen Freund. Im Westfeldzug hatte er sich bereits durch besonderen Einsatz hervorgetan, hatte das EK I und II. Er stammte aus Hannover und galt in seiner vorbildlichen Haltung als Verkörperung des deutschen Soldaten mit preußischen Tugenden. Schließlich fiel auch noch Seifried als Schütze 1 am Pak-Geschütz. Zusammen mit 3 Kameraden der Aufklärungsabteilung, haben wir die 8 Gefallenen an einen ruhigen Ort in die russische Erde gelegt, die Gräber mit Birkenkreuzen und ihren Stahlhelmen versehen, und uns vor unserem Weitermarsch in einem Augenblick des Gedenkens verabschiedet. Es war für die Kompanie der bis dahin schwärzeste Tag.

21. und 22. Juli 1941

Um 7.30 Uhr Abmarsch über STEPANKI nach TSCHEREMOSCHNOJE. Unterwegs Lagemeldung an Divisionskommandeur Generalmajor von Sch. Nach 4 Wochen erhielten wir die erste Post. Willi Bauer von der Granatwerferkompanie der 116er traf ich; auch bei ihm hatten die harten Tage des infanteristischen Einsatzes bei ausbleibender Verpflegung Spuren hinterlassen. Die russischen Quartiersleute sind tief betrübt: einerseits weil ihnen ihr gesamtes Heu aus der Scheune von unseren Soldaten weggenommen wurde, dann aber auch, weil wir in ihre Wohnstube eingezogen sind. Was für ein Elend für die Menschen: Die Frau hatte 4 Kinder, das jüngste ein halbes Jahr alt, alle schliefen wir in einem beengten Raum der Bauernkate. Um 8.00 Uhr bei aufgeweichten Straßen Abmarsch in Richtung PEDOSSY über MALINKI vorbei an den Gräbern von 3 gefallenen

<sup>1868</sup>Die Auszeichnung in Form einer Medaille nannte sich offiziell: „Winterschlacht im Osten“ und war denjenigen deutschen Soldaten zugedacht, die den ersten Kriegswinter 1941/42 im Osten an vorderster Front in Kampf gegen Kälte und Rotarmisten durchlebt hatten.

Kameraden der ersten Panzerjägerkompanie. Unsere Züge 2 und 3 wurden an der Bahnlinie bei SPICZYNCE eingesetzt. Auf dem Wege zum Gefechtsstand [von] Oberst R. gerieten wir in Gewehr- und Granatwerferfeuer, hatten [aber] Glück und kamen durch.

23. - 28. Juli 1941

Unsere Züge 2 und 3 sind je einem Bataillon [des] IR 36 unterstellt. Ich baute sofort die „Beobachtungs“-Stelle auf und hielt sie 6 Stunden besetzt. Unsere Infanterie nahm die vor uns liegende Stadt mit Unterstützung der Artillerie. Unteroffizier R. brachte die Meldung, dass H. gefallen sei (Granatsplitter Niere). Er war mit mir in Gelnhausen eingetreten.

Regimentsgefechtsstand wurde 1 km nach GANNOWKA vorverlegt. Erster Zug war mit 2 Geschützen und MG in Stellung und erhielt Gewehrfeuer aus dem Kornfeld. Wir hatten einige Ausfälle, verwundet wurden: Lt. Becker, Gefr. W. und K. Der Kompanie wurde erstmals seit Beginn des Feldzugs eine Feldküche, auf einem russischen LKW montiert, zugeteilt. Das Korn ist reif, und es ist schade, dass sich der Fahrzeugverkehr fast ausschließlich in den Kornfeldern abwickelt. Wegen der Ausfälle wurden uns vom Feld-Ersatzbataillon Unteroffizier W. Mit 7 Mann zugeteilt. Abends Angriff von 8 russischen Bombern, drehten aber unter Abwehr unseres MG Feuers wieder ab. Der „Fieseler Storch“, unser wehrloser Aufklärer, blieb unbehelligt.

Am Morgen kam der Funkspruch: „Abteilung macht Stellungswechsel nach CZERNIAWKA“. Gefr. Z. entdeckte russische Soldaten beim Anlegen von Zivil in einem Keller. Kompanie wurde erneut Major L. unterstellt und marschierte unter Artilleriebeschuss über WERBOWKA nach POPOWKA. Entgegen unseren Erwartungen, abgelöst zu werden, erreicht uns der Abmarschbefehl in allgemein nordöstlicher Richtung. Wir sind der Gruppe „Schw.“ zugeteilt. Unsere Kameraden, die Offiziersanwärter V., K. und Schm. sind zur Waffenschule nach Berlin abkommandiert; für sie ist der Krieg erst einmal aus.

29. - 31. Juli 1941

Mitternacht verließen wir Popowka, Kräder blieben im Schlamm stecken. Auf der Höhenstraße mussten wir für 2 Stunden anhalten. Um 3 Uhr ging es dann weiter. Die Sonne stieg langsam hinter dem Horizont hervor, und die Nebel in den weiten Tälern verschwanden allmählich unter ihren Strahlen. Das Bild erinnerte mich an Goethes FAUST<sup>1869</sup> – „Prolog im Himmel.“ Ich fand Zeit, in einem klaren See eine Stunde zu schwimmen. Am Nachmittag von STRYZOWKA über die Panzerrollbahn nach SCHKAROWKA, in Nähe von BELAJA-ZERKOWA gefahren. Dort Technischer Dienst. Am Nachmittag wieder in einem 6 Meter tiefen, stark strömenden Fluss bei herrlichem Wetter geschwommen. Post und Sold gab's auch wieder. Man freut sich ja sehr über jede Nachricht aus der Heimat und bei Kerzenlicht liest man sie häufig noch einmal.

Um 3.30 Uhr Stellungswechsel nach WINZENTOWKA über BELAJA-ZERKOWA. Letztere Stadt war völlig zerstört durch Artillerie und Stuka. Mitten in der Stadt Flussüberschwemmung; mehrere Fahrzeuge durch starke Strömung weggespült. In WINZENTOWKA waren wir abgelöst und endlich einmal hinter der Front; man konnte sich einmal rasieren. Die 132. und 94. Div. hatten unseren Abschnitt übernommen. Leider blieben wir nicht lange und zogen weiter nach LUBJANKA.

<sup>1869</sup> Herr Becker führte immer eine Ausgabe von Goethes Faust mit im Gepäck und versuchte, ein Gegengewicht zu allem Soldatischen zu schaffen, indem er seinen Geist auch im Krieg wach hielt.

## 3. August 1941

Abmarsch nach SCHUBOWKA. 12.00 Uhr Angriff von I.R. 57 und I.R. 116 auf Punkte 180 und 157. In einem Divisionsbefehl vom 26. Juli wurden die eigenen Verluste bekannt gegeben:

Gefallen:		440
Vermisst:		67
Verwundet:	weit über	1000
Munition verschossen:		800 Tonnen
Tote:	I.R. 36	147
	I.R. 57	144
	I.R. 116	75
	A.R. 9	19
	A.A.	28
	Panzer Jäger	18
	Pionier Bat.	11

## 4. und 5. August 1941

Stellungswechsel nach LIPOWETZ. Pionier-Kommandeur und 3 Offiziere waren einer Mine zum Opfer gefallen. Ich wurde fiebrig krank, konnte aber bei der Kompanie bleiben. Weitermarsch ostwärts zum DNJEPR. Wurden überraschend von russischen „Ratas“ aus 50 Metern Höhe angegriffen. Kritische Situation, da ohne Abwehr.<sup>1870</sup> Nach Erreichen von POTOK weiteren Angriffen ausgesetzt, mit Bombenabwurf. In dieser Situation war es nicht schön, krank zu sein, wie die Aufnahme unseres Komp.Trupps in einer kleinen Schlucht von KOWALI zeigt. Hier schlugen die Granaten dicht bei uns ein.

Zur Unterstützung des Infanterieregimentes 57 erhielten wir in LASURZY Befehl, uns in KURILOWKA bereitzustellen. Hier setzte dann sofort ein toller Feuerzauber ein. Die Artillerie schoss aus allen Rohren und hatte Verluste an Toten und Verwundeten. Während der Dunkelheit brachten wir unsere Geschütze in Richtung „Windmühlhöhe“ unter starkem Widerstand in Feuerstellung. Es kam zur Schlacht: Panzer und Artillerie-Beschuss, dazwischen die Panzerabwehrgranaten unserer Geschütze, die zu unserer großen Enttäuschung die Panzerung der russischen „T 34“ nicht durchschlugen. Dabei hatten wir in unserer Ausbildung gelernt: „Die 3,7 cm PAK ist eine ‚unbedingt panzerbrechende Waffe‘.“ Tatsächlich standen wir als Panzerjäger hilflos den Russen gegenüber. Nur die 8,8 cm FLAK-Kanone im „Erdgeschoss“ hätte den „T 34“ ausschalten können. Sie stand uns in KOWALI jedoch nicht zur Verfügung. Nur im Nahkampf mit „Minen und Haftladungen“ konnten wir standhalten.

## 7. - 9. August 1941

Am Morgen wurden wir wieder geweckt durch Bomben und Artillerie-Beschuss der den ganzen Tag über andauerte. Eine Panzergranate schlug unmittelbar vor mir im Deckung bietenden Hang ein. Ein heftiger Regen setzte ein. Die Windmühlhöhe sollte um 4 Uhr angegriffen werden; sie fiel gegen Abend in unsere Hände. Unsere Geschütze mussten 1 km im Mannschaftszug hochgezogen werden. Die feindliche Artillerie und Panzer schossen wild dazwischen. Wir mussten häufig, bis auf die Haut durchnässt, in einem Kleefeld liegen. Noch immer hatte ich Fieber. Die einzige Verpflegung war eine Suppe, die wir uns im Kochgeschirr von hinten holen mussten. Am nächsten Morgen, 6 Uhr, Wecken in KURILOWKA. Um 9 Uhr begann der Angriff in allgemeiner Richtung KANEFF. Windmühlhöhe 1 km ost-

<sup>1870</sup> Zur Überquerung des Dnjepr vgl. Beschreibung Golders v. 19.8.1941 in dieser Studie.

wärts vom Feind verlassen. Wieder starker Regen. Züge 1 und 2 dem ersten und zweiten Bataillon I.R. 36 unterstellt. Feind hatte sich in großen Massen zum Widerstand bereitgestellt, so dass wir nur unter starkem verlustreichem Abwehrfeuer KOWALI einnehmen konnten. Als Befehlsempfänger war ich zunächst im Gefechtsstand des zweiten Bataillons abgestellt. Nachdem wir infantristisch nicht mehr weiterkamen, auch nicht mit Unterstützung unserer Pak, wurden Stukas (22) angefordert. Allerdings warfen diese ihre Bomben über dem 2 km entfernten KANEFF ab. Der hierauf einsetzende russische Angriff kostete wieder erhebliche eigene Verluste: Die Hölle ist wieder einmal los. 3 Panzer stehen nahe vor unserem Kompaniegefechtsstand und befeuern uns mit ihren 7,5-cm-Sprenggranaten in einem Umkreis von 10 bis 20 Metern. Ogfr. M. und Z. durch Granatsplitter verwundet. Gegen Abend griff der Russe in großen Scharen nach vorausgegangenem Artilleriefeuer, aus den Kornfeldern kommend, an. Unteroffizier Adam Brehm verwundet.

Am frühen Morgen begann der Russe wieder, mit Artilleriefeuer uns einzudecken. Wir hingegen mussten bis auf einzelne Schüsse schweigen. Auf jeden Mann der sich zeigte, feuerte der Gegner mit ganzen Artillerie-Salven. Um 17.00 Uhr stellte er sich im vor uns liegenden Tal in Bataillonsstärke bereit und griff offen an. Unsere Maschinengewehre schwiegen zunächst. Dann erhielten wir einige Salven schwerer Artilleriegeschosse in unseren Deckungsgraben, so dass wir glaubten, nicht mehr davon zu kommen. Der Gegner musste unsere Funkstelle angepeilt haben. Wagner wurde verwundet. Der Funktrupp erhielt im Unterstand einen Volltreffer und hatte großes Glück - keine Verluste. Bei KANEFF Dnjepr-Brücke gesprengt. Stuka griffen ein. Drei unserer „Geschütz-Protzkraftwagen“ ausgefallen.

11. – 17. August 1941

Auf vorgeschobenem Posten sitze ich in einer Erdhöhle. Die Erde bebt: Die feindlichen Batterien feuern pausenlos, Kowali wird ein Trichterfeld. W. und M. verwundet. Fahrzeuge von Splintern durchschlagen. Auch weitere Stuka-Einsätze bringen keine Entlastung. Ich denke an die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges. Der Tod wurde einem vertraut wie nie zuvor; es gibt Kameraden, die sich in diesen todbringenden Tagen das Ende herbeiwünschen. Die Nerven werden Tag und Nacht in höchster Spannung gehalten. Wir sind alle Dreck beschmiert, unrasiert und ohne Wasser. Unter den Verwundeten war auch Obergefreiter S., ein Abiturient, der schon im Frankreichfeldzug sich durch Tapferkeit auszeichnete und seine weitere Beförderung verweigerte. Hoffentlich geht der Tag gut zu Ende. Immer noch tobt die Hölle von Kowali. Wir liegen mit unserem Kompaniegefechtsstand in vorderster Linie. Unteroffizier W. verwundet. Gegen Mittag Angriff der feindlichen Panzer, die bis auf Handgranatenweite an uns herankommen. Leider bekam unsere Pak kein Schussfeld und musste abdrehen.

Am 12. August fiel der Zugführer des zweiten Zuges, Leutnant Bernhard K. von Schw. durch Volltreffer am Geschütz: Die russischen Panzer „T 34“ griffen erneut an. Es fiel Gefreiter F.; verwundet wurden die Kameraden W., E., Sch., G. In einem gemeinsamen Grab haben wir unsere Gefallenen beigesetzt; G. wird es wohl leider auch nicht überstehen. Von der Division wurden uns für die Panzerabwehr Flak und schwere Geschütze in Aussicht gestellt. Außer einigen, keine Entlastung bringenden Stuka-Angriffen, kam nichts nach vorne. Dafür mussten wir den ersten massierten Panzerangriff abwehren. Bis auf Entfernungen von 30 Metern ließen wir die Ungetüme heran kommen. Dann kam die große Enttäuschung: unser Granaten schlugen nicht durch, auch nicht von der Flanke. 30 Schuss feuerten wir auf einen 30 bis 50 Tonnen Panzer - es blieb ohne Wirkung. Der schwer verwundete Schütze G. ist heute verstorben.



Fritz Becker (links im Bild) mit drei seiner Kameraden während einer Gefechts-pause in der „Hölle von Kowali“, im August 1941.

Foto: Privatarchiv Fritz Becker

#### 14. - 18. August 1941

Im Morgengrauen sind wir als letztes Fahrzeug unserer Kompanie aus dem Schicksalsort Kowali in Richtung KARILOWKA abgefahren und wurden nach 7 schweren Tagen vom I.R. 137 abgelöst, nachdem wir mit unserer kleinen Einheit diesen für die Division strategisch wichtigen Ort, wie wir hörten „heldenmütig verteidigt“ hatten. Noch am Vortage hatten wir mit glühenden Rohren den Angriff des Gegners im Dauerfeuer abzuwehren, ohne dass die feindlichen Panzer irgendeine Wirkung zeigten. Im Gegenteil, als sie die Feuerstellung unserer Abwehrgeschütze

erkannt hatten, schossen sie aus nächster Entfernung, so dass Rohre und Sporen 30 bis 40 Meter auseinander flogen. Alle Geschütze des zweiten Zuges gingen verloren. Die Bedienung musste in ihren Erdlöchern in volle Deckung gehen. Anschließend überrollten und zermalmten die Panzer mit ihren Ketten die erkannten Deckungslöcher. Es wurden verwundet: Richtschütze B., Gefr. von der T., Leutnant G., die Gefreiten L., A. und G. Gefreiter U. wurde durch Kopfschuss so schwer getroffen, dass wir ihn für tot hielten; erst als wir ihn aus dem Feuer bergen konnten, entdeckten wir ihn noch lebend, er hat es jedoch nicht überstanden.

Dieser Angriff in Kowali bedeutete die bis dahin größte und nachhaltigste Enttäuschung im Russlandfeldzug, hatten wir doch erleben müssen, dass wir die gesamte Feuerkraft der Kompanie, unsere 12 Geschütze in einem Gefecht verloren hatten. Das Vertrauen in unsere Abwehrwaffe war angeknackst. Wir blieben auf Handfeuerwaffen, wie Haftladungen, geballte Handgranatenladungen, Maschinengewehre und Minen angewiesen. In dieser hoffnungslosen Lage unternahm Unteroffizier K. mit Schütze G. die Inbesitznahme eines liegen gebliebenen russischen Panzers. Sie machten sich in der Nacht mit der Kanone vertraut und schossen am Tage zwei gegnerische Panzer mit ihren eignen, den russischen, Kanonen ab, bis sie selbst einen Treffer bekamen und noch schnell ausbooten konnten.<sup>1871</sup> Am 17. August wurde die Division abgelöst und einige Kilometer zurück nach ROSSAWA verlegt. Über unsere schweren Tage in Kowali war in der Heimat im „VÖLKISCHEN BEOBACHTER“ vom 15. August 1941 zu lesen:

*„Sowjetische Gegenangriffe vollkommen gescheitert*

*In heldenmütigem Einsatz schlugen deutsche Panzerjäger am 13. August im Nordteil des südlichen Frontabschnittes Gegenangriffe der Sowjets zurück. Die*

<sup>1871</sup> Anmerkung Beckers: „Zwei Jahre später traf ich den tapferen Feldwebel K. noch unverehrt während eines Nachtmarsches in den Vogesen. Wir hatten die Tage in Kowali nicht vergessen.“

*Bolschewisten unternahmen Angriffe mit Unterstützung schwerer Panzer von 32 Tonnen. Die deutsche Abwehr schoss 16 der sowjetischen Panzerkampfwagen ab. Im gleichen Abschnitt versuchten die Bolschewisten mit einem Panzerzug, den Angriff ihrer Panzer zu unterstützen. Auch der Panzerzug wurde zusammen geschossen.“*

*[Anmerkung F.B.: „Von der großen Enttäuschung über die unzureichende Durchschlagskraft unserer Abwehrkanonen war im 'VÖLKISCHEN' nichts zu lesen.“<sup>1872</sup>*

Im Einzelnen ist im Hinblick auf Beckers Tagebucheinträge folgendes festzustellen: Der Ernst der Lage wurde ihm bereits am 5. Juni 1941 bewusst, was ihm besonders an der veränderten, offiziellen Sprache auffiel. Erstmals war von „Kriegsstraßen“ und genauen „Marschzeiten“ die Rede. Auch die Feldpost setzte für mehr als eine Woche aus, und größere Wehrmachtverbände bewegten sich auf die russische Grenze zu. Am 6. Juni spürte Becker erstmals, dass „in absehbarer Zeit ein Einsatz bevorsteht.“

Die Bevölkerung der zu Polen gehörenden Westukraine, bei der er mit seinen Vorgesetzten einquartiert war, hinterließ bei Becker einen sehr gepflegten und guten Eindruck. Auch wird deutlich, dass es in dieser Phase nach Dienst oder auch zwischendurch, am Nachmittag, die Möglichkeit zur Entspannung gab: am Mittag des 7. Juni 1941 hatten sich Becker und seine Vorgesetzten einen Tisch ins Freie gestellt, um Skat zu spielen; am 8. Juni nutzte der Zeitzeuge die Gelegenheit zum Schwimmen. Die Kompanie sorgte für ihr Wohlergehen, indem sie ein Kalb als Zusatzverpflegung kaufte. Auch am 13. Juni erwarb sie ein Spanferkel und bezahlte dafür in der Landeswährung (35 Zloty). Becker erwähnte das harmonische und einvernehmliche Miteinander zur westukrainischen Bevölkerung. Die Quartierswirtin wird als „Mamuschka“, und nicht, wie sonst oft üblich, als „matka“ bezeichnet, die sich gastfreundlich zeigte und den Deutschen zum Abschied „ein selbstgebackenes Brot“ überreichte (15./16. Juni). Allerdings wurden Becker und seine Vorgesetzten, wohl aus Platzgründen, in einer Art möblierten Scheune untergebracht, und nicht im Haus der Ukrainerin.

Fünf Tage vor dem Angriff auf die Sowjetunion kursierte dann am 17./18. Juni 1941 das Gerücht vom baldigen Einsatz. Der Bau von Splittergräben und die Übung mit der Gasmaske schienen die Nachricht zu bestätigen. Als Indiz dafür, dass die Rote Armee zumindest in diesem Bereich keinen Angriff erwartete, können die Drahtverhau-Hindernisse gewertet werden, die Becker an der russischen Grenze entdeckte. Bunker, Lauf- oder Splittergräben, Truppen oder Geschütze waren dort nicht vorhanden.

---

<sup>1872</sup> An dieser Stelle endet der erste Teil von Beckers KTB. Die Übertragung der in Sütterlin geschriebenen Aufzeichnungen aus dem kleinen Notizbuch in den PC ist mit dem Datum 13.8.2002 gekennzeichnet. Becker selbst merkte dazu an: „Diese ersten zwei Monate des Russlandfeldzuges, festgehalten in vorstehenden Tagebuchnotizen, sind die ‚martialischsten‘ und daher auch die nachhaltigsten meines Lebens bis zum heutigen Tage geblieben. Der zweite Teil des KTB von August 1941 bis August 1942 (vom Dnjepr zum Kaukasus) wird in der geplanten Biographie Fritz Beckers erscheinen.“

Wie andere Zeitzeugen in dem vorliegenden Kapitel ebenfalls berichten, wurden erst am Nachmittag des 20. Juni, in anderen Fällen erst am 21. Juni, Karten vom jeweiligen Abschnitt, scharfe Munition und Handgranaten ausgegeben. Möglich ist, dass die Offiziere als Truppenführer das Material bereits einen Tag früher, am 20. Juni, die Mannschaftsdienstgrade diese aber erst am 21. Juni erhielten. Am 21. Juni erfolgte von Beckers Kommandeur die endgültige Bestätigung des für den folgenden Morgen bevorstehenden Krieges gegen das „bolschewistische Russland.“ Am selben Abend erfolgte bereits der Abmarsch in Richtung russische Grenze. Gleich am 22. Juni kamen Becker und seine Kompanie an zehn Toten eines Infanterieregimentes vorbei.

Festzustellen ist auch, dass der Einsatz der Luftwaffe in den ersten vier Kriegsjahren (1939 – 1942) eine beachtliche Unterstützung der Bodentruppen bedeutete. Wie ein anderer Befragter dieser Studie (Ritter) es ausdrückte, wurde den Panzern von der Luftwaffe häufig „der Weg freigemacht“ und so den deutschen Truppen ein weiterer Vorstoß in Richtung Osten erst ermöglicht.

Schon in dieser Phase wurden die Bevölkerung und ihre Häuser durch die Kämpfe schwer in Mitleidenschaft gezogen (etwa am 22. Juni 1941). Ebenfalls in dieser Zeit verfügten die deutschen Truppen, lt. Becker, nicht mehr über „sauberes Wasser“. Das „Erfassungskommando“ trat in Beckers Division bereits am 25. Juni 1941 in Kraft, da die Feldküche wegen verschlammter Böden nicht nachrücken konnte, und die Truppe sich offiziell „aus dem Lande“ verpflegte, was bedeutete, dass sie sich schon in den ersten Tagen von der Bevölkerung holte, was ihr fehlte. Es zeigt sich hier, dass es auch im Sommer vorkam (nicht nur im Herbst oder Frühjahr), dass der Boden vollkommen aufgeweicht war, mit der Folge des ausbleibenden Nachschubs bereits am vierten Angriffstag.

Über heftiges Artillerief Feuer der Roten Armee berichtete Becker bereits in der ersten Woche nach dem Angriff. Besonders rührte ihn das Schicksal der davon ebenfalls betroffenen ukrainischen Bevölkerung. Im Eintrag vom 25. Juni heißt es: „Südlich großer Feuerschein von brennenden Katen.“ In den Notizen vom 26. – 29. Juni steht: „Mütter mit weinenden Kindern, ... ein trauriges Bild. Die Granaten schlugen auch in ihrer Nähe ein.“ Ebenfalls zu schaffen machte den deutschen Soldaten das tagelange Ausbleiben von Verpflegung und Wasser, das Campieren im Freien, auch über Nacht und bei strömendem Regen und, als Folge davon, „20 stecken gebliebene Panzer“ und andere Fahrzeuge“ aus Beckers Kompanie aufgrund „schlechter Wege“ (auch 1./2. Juli 1941). Die Witterung bildete von Anfang an ein großes Problem. Nur mühsam und unter Aufbietung aller Mittel (Aufziehen von Schneeketten, Knüppel als Unterlage für die Fahrzeuge), ging der Vormarsch überhaupt weiter. Hinzu kam die fehlende Beschilderung, so dass die Fahrzeuge sich darüber hinaus noch verirrtten.

Die sich häufenden Beschwerlichkeiten führten schließlich schon nach knapp 10 Tagen zur physischen Erschöpfung: „Seit Tagen hatten wir nicht mehr geschlafen.“ (1./2. Juli 1941).

Die Tatsache, auf Menschen schießen zu müssen, bezeichnet Becker als „Tragödie“; an anderer Stelle, die er nachträglich selbst kommentierte, wird dies noch deutlicher.

Mit der Bevölkerung kam Beckers Einheit an den beiden darauf folgenden Tagen in Kontakt. Die Einquartierung in einer jüdischen Familie stellte für ihn und die anderen Offiziere überhaupt kein Problem war. Von Ressentiments berichtet er nichts, nur von der Gastfreundlichkeit der Quartierswirte sowie von der für deutsche Soldaten im Krieg, die nach tagelangen schweren Kämpfen ohne Schlaf, Verpflegung, Munition und feste Unterkunft gewesen waren, „feudale“ Unterbringung in einem gemauerten Steinhaus (im Vergleich zu den oft Stroh gedeckten Katen der ärmlicheren Bevölkerung). Die Dankbarkeit über diesen „Luxus“ und die freundliche Aufnahme durch die Familie, die zudem den Soldaten „reichlich Lebensmittel“ offerierte, standen im Vordergrund. Festgestellt hat Becker lediglich, dass es sich um eine „jüdische Arztfamilie“ handelte.<sup>1873</sup>

In der dritten Angriffswoche kam es dann zum ersten Mal zu einer vorübergehenden Entspannung mit Schlaf und Verpflegung, die die Bevölkerung den deutschen Soldaten „gerne aus ihrer Kollektivwirtschaft“ zur Verfügung stellte. Auch die Munitionierung fand am 7. Juli wieder einmal statt sowie die Ausgabe von Bier und Kleidung (Hemden). Bereits in der nächsten Nacht hatte der Krieg die Soldaten erneut eingeholt. Irgend etwas fehlte immer; dieses Mal stoppte der Vormarsch wegen Spritmangels. Zum ersten Mal berichtete Becker in dieser Phase über die „primitiven Umstände“, unter denen die Bevölkerung lebt (Eintrag vom 6. – 8. Juli 1941). Schlafen auf gemauerten Herdöfen, „wo auch die Sonnenblumenkerne trockneten“, Kochen über offenem Feuer). In den darauf folgenden Tagen (9. – 11. Juli) geriet Beckers Kompanie aufgrund des schlammigen Bodens – es hatte am Abend zuvor ein schweres Gewitter gegeben – erneut ins Stocken: „Alle Fahrzeuge und Geschütze mussten einzeln mit Kettenfahrzeugen herausgezogen werden. Es dauerte 6 Stunden, und wir gerieten bald in ein konzentrisches Artilleriefeuer.“ Zu jeder Jahreszeit also konnten die Straßen im Osten so verschlammen, dass ein Vorankommen zeitweise

---

<sup>1873</sup> Auch Ritter, der 1944 Leutnant war und mit einem anderen Kameraden in einer jüdischen Familie in Ungarn einquartiert wurde, erwähnte diesen Umstand sowie auch, dass er und seine Kameraden häufig bei jüdischen Familien unterkamen. In einem Fall war der jüdische Vater im März 1944 abgeholt worden. Die Ehefrau wandte sich an Ritter, um irgend etwas über den Verbleib ihres Mannes in Erfahrung zu bringen. Ritter, der sich selbst als „blauäugig“ und „gutgläubig“ bezeichnete, wandte sich mit dem Anliegen der Jüdin an einen Vorgesetzten, der jedoch dringend davon abriet, sich in die Belange von SS und Gestapo einzumischen. Damit habe „die Wehrmacht nichts zu tun“; sie habe sich da „herauszuhalten“, hieß es.

überhaupt nicht möglich war. Auch wird deutlich, dass deutsche Soldaten, ebenfalls zu jeder Jahreszeit, auf die Einquartierungen in Privathäusern angewiesen waren, wenn auch nicht tagtäglich (Scheunen, verlassene Schulen oder sowjetische Bunker dienten ebenfalls als „Unterkünfte“). Trotz aller Strapazen bereits in dieser frühen Kampfphase, stellte der persönliche Verlust eines Kameraden oder (Schul-)Freundes alles andere in den Schatten: „[Mein Schulfreund] war der erste [Tote], den wir zu beklagen hatten, und [das] traf uns, bei allem, was uns an Schwerem noch bevorstand, besonders hart.“ (Eintrag 9. – 11. Juli 1941). Am 12./13. Juli 1941 berichtete Becker von der physischen und psychischen Erschöpfung aufgrund von Schlaf- und Verpflegungsmangel sowie permanenter Kämpfe. Seine Kompanie musste vor den sowjetischen Angriffen sogar zurückweichen und den Ort räumen. Wieder kam es aufgrund einsetzender Regenfälle zu Beschwerlichkeiten, so dass Becker zusammenfassend festhält: „Für jeden von uns war die Lage trostlos.“ Die „miserable Stimmung in der Truppe“ wurde durch „Artilleriefeuer“, den eigenen Hunger und der Tatsache, dass „die Zivilbevölkerung ... auch nichts [hat]“ am nächsten Tag (14. Juli) noch verschärft. Schlechte Nachrichten, wie „südlich von uns soll ein ganzes Artilleriekorps eingekesselt sein“, und der „Dauerbeschuss“ der eigenen Kompanie konnte durch „etwas Brot“, das ein Kradmelder brauchte, nicht wirklich ausgeglichen werden. Dass Becker sich „als Befehlsempfänger zum Gefechtsstand der Abteilung ... jedes Mal auf den Weg dorthin dem feindlichen Beschuss aus[setzte] und immer wieder um sein Leben rennen musste“ (14. Juli), mag auch nicht zur Verbesserung seiner Stimmung beigetragen haben.

Zum Becker bis heute belastenden Vorfall mit dem sowjetischen Meldereiter, den er, laut Befehl, zu stellen und „auszuschalten“ hatte, soll hier nur angemerkt werden, dass die Situation „er oder ich“ vielen Soldaten im Nahkampf des Krieges begegnet sein mag. Nicht jeden jedoch belastete das Gewissen wegen eines solchen Vorkommnisses wohl bis ins hohe Alter. Bei Becker wird deutlich, dass ihm Hass und Fanatismus fremd waren. Es hatte ihn, im Vergleich zu vielen anderen, nicht in den Krieg gedrängt. Seine häufige Erwähnung des Buchtitels „Die verdammte Pflicht“ (Alexander Stahlberg) mag Erklärung genug für seine Antikriegshaltung sein. Das galt sicher auch für die Situation im Osten, als er sich im Sonnenblumenfeld auf einen Nahkampf einlassen musste.<sup>1874</sup> Becker war aufgrund des Befehls in eine Lage geraten, unter der

<sup>1874</sup> In einer weiteren biographischen Notiz vom 18.3.2015 schildert er das Vorkommnis erneut: „Das auf Befehl Generalmajors von Schleinitz zu beseitigende, strategische Vormarschhindernis, ein russische Meldereiter, blieb das für den noch nicht Zwanzigjährigen, aus dem klassischen Weimar kommenden, das dramatische Ereignis seines jungen Lebens, in das er 1941 in einen grausamen Krieg hineingetrieben wurde. Die Vorausabteilung konnte [danach] auf Rostrow weitermarschieren!“ Becker hatte ebenfalls miterlebt, wie ein anderer Offizier seiner Kompanie ein älteres, ukrainisches Ehepaar erschoss und dazu geäußert: „... und das is eine Sache, womit ich nicht fertig werde, wie

er bis heute leidet. Dass ihn dieser Nahkampf immer noch beschäftigt, stellt jedoch gerade das Besondere an seiner Geschichte dar und unterscheidet ihn von anderen deutschen Soldaten, die „einfache“ Befehlsausführer waren und sich auch nach dem Krieg ausschließlich auf den „Befehlsnotstand“ beriefen, ohne die Situation als solche weiter zu hinterfragen. Die Beschreibung Beckers offenbart die Ambivalenzen, in die er und andere durch den „Beruf“ des Wehrmachtssoldaten geraten waren, und die die Betroffenen unter Umständen ein Leben lang belasteten. Das Besondere seines Erlebens ist, dass er sich nicht rechtfertigte für sein damaliges Tun, sondern nie damit fertig wurde, einen Befehl ausgeführt zu haben, der wohl den Tod seines Gegners bedeutet hatte. Gerade das Fehlen der Darstellung seiner mitgeteilten Gefühle hätte ihn jedoch „seines besseren Rufes“<sup>1875</sup> beraubt, und so wäre das Gegenteil von dem, was er eigentlich ausdrücken wollte, erreicht worden. Diese und andere Gegebenheiten – auch aus Frankreich, dort jedoch wesentlich „harmloserer“ Natur – sind in seinem Tagebuch nachzulesen. Wo immer es möglich war, wurden solche zeitnahen Quellen, wie Briefe und Tagebücher der Akteure mitberücksichtigt, da es wichtig war, die mündlichen und schriftlichen Ausführungen und vor allem die damit verbundenen Zwiespälte, in die auch andere deutsche Soldaten im Krieg geraten waren, zu thematisieren und exemplarisch zu verdeutlichen.

Manches Mal waren, trotz vieler Berichte des Einvernehmens zwischen deutschen Soldaten und der sowjetischen Zivilbevölkerung, die Einquartierungen deutscher Soldaten in Privathäusern für die Einheimischen weniger erträglich. So berichtet Becker (21./22. Juli) von einem Fall, in dem die

„Quartiersleute tief betrübt [waren]: einerseits, weil ihnen ihr gesamtes Heu aus der Scheune von unseren Soldaten weggenommen wurde, dann aber auch, weil wir in ihre Wohnstube eingezogen sind. Was für ein Elend für die Menschen: Die Frau hatte 4 Kinder, das jüngste ein halbes Jahr alt, alle schliefen wir in einem beengten Raum der Bauernkate.“

Das Heu war wohl für die in jeder Kompanie mitgeführten Pferde bestimmt, eventuell aber auch für die Soldaten, die sich im Freien ein Nachtlager herrichten mussten. Von einer solchen Beschlagnahmung, die ihn mit Mitleid erfüllte, berichtete auch Ritter in der Ukraine. Es handelte sich in diesem Fall jedoch um zwei Säcke Korn, das die Zivilisten für ihre Hühner oder für ihren Eigenbedarf (z. B. für das Brotbacken) brauchten, das aber oftmals von deutschen Soldaten beschlagnahmt wurde, so Ritter:

„Und das mochten sie nicht gern, und das versteckten sie auch vor uns, und manchmal mussten wir's ihnen wegnehmen, unsere Pferde mussten auch fressen, und dann gab's natürlich auch mal Krach, aber das ging in der Regel so, dass die

---

ein Mensch überhaupt das zuwege bringt da.“ Auch konnte er sich nicht vorstellen, dass diese betagten Leute irgend etwas mit Partisanen zu gehabt hatten. Vgl. Abschn. 10.

<sup>1875</sup>So die Anmerkung Alexander von Platons dazu, mit dem dieser Sachverhalt am 09.12.2014 während eines Telefonates besprochen wurde.

Frauen dann wehklagen. Also zum Ausdruck brachten: ‚Ihr nehmt uns unser Essen weg,‘ und wir hatten damals noch ein relativ gutes Gewissen, weil wir dachten: ‚Naja, es ist kurz vor der Kornerte, das Korn steht überall schon, ist fast reif, die werden also gleich wieder ernten können, wir nehmen ihnen also nicht so das Allerletzte weg.‘ ... Ja, natürlich, man macht [sich seine Gedanken].<sup>1876</sup>

Ebenso erzählte Ludwig davon, dass seine Kameraden und er bei den Zivilisten ein Spanferkel „organisierten“, was jedoch letztendlich, zusammen mit den Einheimischen verzehrt wurde, zumal die Deutschen mit der Zubereitung keine Erfahrung hatten:

„Da waren die Leute sehr unglücklich darüber, dass wir das nahmen. Und wir hatten keine Ahnung, was man damit macht und wie man’s macht. Und da haben die uns geholfen, da haben wir alle davon gefressen.“<sup>1877</sup>

Nach vier Wochen mit tagelang ausbleibender Verpflegung schien sich die Lage in Beckers Kompanie in dieser Hinsicht nun zu bessern, denn der Kompanie „wurde erstmals seit Beginn des Feldzuges eine Feldküche, auf einem russischen LKW montiert, zugeteilt.“

Becker, der sich einen Blick für seine Umgebung bewahrt hatte, beklagte in dieser Zeit (23. – 28. Juli) die Zerstörung der ukrainischen Kornfelder durch den deutschen Fahrzeugverkehr, der sich „fast ausschließlich in den Kornfeldern abwickelt.“ Es ist kaum vorstellbar, was dieser Ernteausfall für die Betroffenen, aber auch für die Deutschen, die sich (auch) aus dem Lande verpflegten, bedeuten musste. Für die Einheimischen, deren Felder kurz vor der Ernte standen, war es eine große Einbuße. Hungersnöte drohten. Für die Wehrmachtstruppen bedeutete es, dass sie den Einheimischen nun das Allerletzte weg nahmen; die Vorausabteilungen fanden vielleicht noch etwas vor, die nachfolgenden Truppen stießen dann jedoch auf regelrechte „Kahlfraßzonen“, in denen sie Schwierigkeiten hatten, sich und die Pferde, wie von der NS-Führung angeordnet, „aus dem Lande“ zu verpflegen. Die Bevölkerung stand vor dem großen Problem, sich bis zur nächsten Ernte über die Zeit zu retten.

Es kam während der Kämpfe häufiger vor, dass die deutschen Truppen, länger als vorgesehen, an der HKL ausharren und sich in schweren Gefechten verteidigen mussten, weil sich die zugesagte Ablösung aus welchen Gründen auch immer verzögerte.<sup>1878</sup> In dieser Situation der Extreme, in der Ende Juli (29. – 31. Juli) auch noch „die Kräder im Schlamm stecken [blieben]“, erlaubte es Beckers Zeit hin und wieder, „in einem klaren See eine Stunde zu schwimmen.“ Am Nachmittag desselben Tages ergab sich für ihn erneut die Möglichkeit „in einem 6 Meter tiefen, stark strömendem Fluss bei herrlichem Wetter zu schwimmen.“<sup>1879</sup>

---

<sup>1876</sup> Die ausführliche Erzählung Ritters dazu in Abschn. 5.4.

<sup>1877</sup> Ausführlich dazu siehe Abschn. 5.4.

<sup>1878</sup> Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, der mehrfach solche schwierigen Situationen erlebte.

<sup>1879</sup> Während eines Telefonates im Jahre 2012 sprach Herr Becker jedoch auch von den Gefahren des Schwimmens in unbekanntem Gewässern, deren Unterströmung mit seiner

Becker, der auch auf geistigen Feldern aktiv war, führte seit seinem persönlichen Kriegsbeginn immer eine Ausgabe von Goethes Faust mit sich, deren Inhalt er auswendig lernte und bis heute rezitieren kann.<sup>1880</sup> Becker nutzte für sich jede Möglichkeit der Ablenkung, um die „Schrecklichkeiten des Krieges im Osten“, wie er dies einmal während eines Telefonates Anfang 2014 ausdrückte, für kurze Zeit hinter sich lassen zu können. Inzwischen gingen wohl auch Post und Sold regelmäßiger ein, was ebenfalls für eine Verbesserung der Stimmung Beckers sorgte. Wie wichtig Briefe und Nachrichten aus der Heimat waren, verdeutlicht seine Anmerkung, dass man sie „bei Kerzenlicht ... häufig noch einmal [las]“ (29. – 31. Juli).<sup>1881</sup>

Es zeigt sich anhand der Aufzeichnungen Beckers über den Ostkrieg während dieser relativ kurzen Zeitspanne von acht Wochen, was nicht nur deutsche Frontsoldaten, sondern auch die mit dem Deutschen Reich verbündeten Truppen sowie die sowjetischen Soldaten, über Jahre hinweg an weiteren Strapazen erleben sollten.

Im zweiten Teil von Beckers Tagebuch, das hier aus Platzgründen nicht berücksichtigt werden konnte, wird dann umso deutlicher, dass die Strapazen, die von Beginn des Ostfeldzuges an eine große Beeinträchtigung darstellten, allein im Hinblick auf die Witterung noch eine erhebliche Steigerung erfuhren. Bis zu 100 Grad Temperaturunterschiede – im Sommer bis zu 55°C Hitze, im Winter bis zu -55°C, darüber hinaus die anderen geschilderten Widrigkeiten sowie die schweren Kämpfe führten dazu, dass der Krieg im Osten für die Soldaten eine Extremerfahrung bis zur totalen physischen und psychischen Erschöpfung darstellte. Während der Kämpfe um die Normandie seit Juni 1944, der im übrigen Frankreich, später in den Ardennen 1944/45, und 1945 um das Deutsche Reich hatten deutsche Soldaten dann ebenfalls schwerste Abwehrschlachten zu bestehen. Einzig während des hastig erfolgenden Rückzuges der Wehrmacht aus Frankreich, konnten die Angloamerikaner aus logistischen Gründen nicht Schritt halten, so dass sich die Front in Belgien noch einmal stabilisierte.

---

Sogwirkung oder mit den manchmal treibsandartigen Untergründen oft nicht bedacht wurden. Außerdem konnte die Gefahr von Herzinfarkten bei Betreten kalten Wassers bestehen, da die Soldaten bei bis zu 50° C völlig überhitzt waren. Dieses Schicksal erlitt Heinrich Alms im August 1942 mit 21 Jahren (vgl. Originalbericht, Abschn. Tod und Verlust).

<sup>1880</sup> Fritz Becker war nach dem Krieg nicht nur Oberingenieur in einem Papiermaschinen herstellenden Unternehmen, sondern auch Mitglied des VDI sowie der Goethe-Gesellschaft in Weimar sowie passionierter Hobby-Maler (Aquarelle und Radierungen entstanden während seiner Reisen in alle Erdteile).

<sup>1881</sup> Im Abschn. Feldpost dieser Studie wird ebenfalls auf die nicht zu unterschätzende moralische Unterstützung der Nachrichten aus der Heimat hingewiesen sowie auch auf die (oft) beruhigende Wirkung, wenn Briefe von der Front die wartenden und sich sorgenden Angehörigen erreichten.

### 5.1 Der Angriff auf die Sowjetunion und der Vormarsch im Osten 1941<sup>1882</sup> - *„Klamotten packen, und nie wieder zurückkommen.“<sup>1883</sup>*

Am 22.06.1941 setzten sich mehr als 3.050.000 Mann mit mehr als einer halben Million Pferde, 600.000 Kraftfahrzeugen, 3.500 gepanzerten Fahrzeugen und 7.200 Geschützen aller Kaliber über die Grenze der Sowjetunion hinweg in Bewegung.<sup>1884</sup>

Hinsichtlich der Vorbereitungen auf den 22. Juni 1941 ist die Frage interessant, wann die Wehrmachtsangehörigen vom bevorstehenden Angriff erfuhren, und wie die Soldaten auf den Beginn des Ostfeldzuges reagierten. Was passierte unmittelbar vorher an der polnisch<sup>1885</sup>-sowjetischen Grenze? Gab es Hinweise und Anzeichen für den bevorstehenden Überfall auf die Sowjetunion? Denn anders als vor dem Polen- und dem Frankreichfeldzug, wurden den deutschen Truppen Sinn und Zweck des Aufmarsches vorher nicht bekannt gegeben.<sup>1886</sup>

Einige ehemalige Wehrmachtsangehörige teilten ihre Beobachtungen mit, die sie während der kurzen Besatzungszeit im nun zwischen Deutschland und der Sowjetunion aufgeteilten Polen machten. Dem Informanten Landgraf fielen besonders die Ungerechtigkeiten auf, unter denen die einheimische Bevölkerung zu leiden hatte:

„Da war doch denn 21. ... 22. [Juni 1941]. Da waren wa aber vier oder fünf Wochen, ach, sechs Wochen an... in Polen. Besatzung! ... Ja, was passierte da? Dass das Volk sozusagen die Besatzer ernähren musste. Wir waren bespannt, da wurde denen die letzte Garbe Weizen für die Pferde bei uns verfüttert. Das war ja alles eingeteilt hier, Ortschaft oder was. Wir wurden beliefert oder gepflegt. Kaltverpflegung und mittags is die Feldküche an...“

Der Zeitzeuge machte nur einige vage Andeutungen. Genauere Kenntnisse über das von der deutschen Regierung her geplante Schicksal der polnischen Gebiete und ihrer Bevölkerung hatte er nicht. Er berichtete zwar, dass die Feldküche die deutschen Einheiten verpflegte, die Lieferungen an Pferdefutter waren aber wohl nicht ausreichend oder blieben ganz aus, so dass auch hier die polnische Bevölkerung aufgefordert wurde, die bespannten Wehrmachtseinheiten zu versorgen. Beim deutschen Überfall auf Polen am 1.9.1939 war die polnische Bevölkerung, ähnlich wie dies in Abschn. 2. und 2.1, von der französischen Zivilbevölkerung im Sommer 1940 berichtet wird, vor den Wehrmachtstruppen geflohen. Den deutschen Soldaten bot sich das Bild verlassener Dörfer und Höfe.<sup>1887</sup>

<sup>1882</sup> Dazu u. a. die Sammelbände von Ueberschär/Wette (Hg.): Der deutsche Überfall sowie Nolte (Hg): „Der Mensch gegen den Menschen“.

<sup>1883</sup> Schröder: Kasernenzeit, S. 70.

<sup>1884</sup> Kroener: Winterkrise, S. 871.

<sup>1885</sup> Polen war als Land im September 1939 zerschlagen und zwischen Deutschland und der Sowjetunion aufgeteilt worden. Dennoch wurde hier die Bezeichnung „polnisch-sowjetische Grenze“ bewusst gewählt.

<sup>1886</sup> Jasper: Zweierlei, S. 245.

<sup>1887</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 43: „Vor allem waren wir darüber erstaunt, als wir einzelne Dörfer durchfahren, dass nirgends etwas von Einwohnern zu sehen war. Alle hatten, zum

Auf die Frage nach dem Umgang zwischen Besatzern und Polen antwortete Landgraf:

„Also, ich kann's nicht sagen. Ich sage, wenn man objektiv sein soll, also die sind beiseite jegangen, wir sind auch beiseite, und wir haben uns nich angemäßt. Wir hatten ja sonst nicht... wobei ich noch sah... Wo es nach Russland ging, da hat man für jede Kompanie ein Panjefahrzeug von 'n Russen [Polen], mussten sie stellen und mit... Na, auf'm Marsch begleiten. Die Polen waren nich Soldat, aber, woll'n mal sagen, die haben Munition gefahr'n und so was alles. Die Polen mussten! Bei der Jemeinde rausgeholt: ‚Hier, du hast 'n paar richtije Pferde, kleine Wagen so und...‘ Da war denn sechs Zentner war das so. Hauptsache für die Infanterie, kurz vorher [war das].“

Polen und seine Bewohner erlitten seit September 1939 ein schlimmes Schicksal, das in der Aussage Landgrafs auch andeutungsweise zum Ausdruck kommt. 50 % des Territoriums östlich des Bug fielen der Sowjetunion zu. Der westliche und nordwestliche Teil der Republik wurde Ende Oktober vom Deutschen Reich annektiert. Der zentrale und südliche Teil wurden zu einem deutschen Generalgouvernement<sup>1888</sup> erklärt.<sup>1889</sup> Bereits am 23. September 1939 wurde gemeldet, dass der Feldzug in Polen beendet sei. Anschließend wurde Warschau von der deutschen Luftwaffe angegriffen. Nach deren verheerender Wirkung kapitulierte die polnische Hauptstadt drei Tage später.<sup>1890</sup> In einer Feststellung des Reichspropagandaministeriums vom 24. Oktober 1939 heißt es: „Das Polentum ist dem Untermenschentum gleich.“<sup>1891</sup> Derartige Richtlinien kündigten bereits an, dass sich die deutsche Besatzungspolitik in Polen über Bestimmungen des Kriegs- und Völkerrechts hinwegsetzen würde. Deutlich wird aufgrund Landgrafs Aussage, dass die ortsansässige Bevölkerung unter willkürlichen Enteignungen und wirtschaftlichen Ausbeutungen zu leiden hatte. Vor allem die Polen wurden – im Gegensatz zu „deutschstämmigen“<sup>1892</sup> und „volksdeutschen“<sup>1893</sup> Bewohnern, sozial und rechtlich diskriminiert. Król fasst in seinem Aufsatz zusammen: „Die Volksdeutschen waren in jeder Hinsicht privilegiert. Die Polen wurden dagegen als größte Bevölkerungsgruppe einheitlich schlecht behandelt.“<sup>1894</sup> Der Befragte

großen Teil auch die Deutschen, Haus und Hof im Stich gelassen. Wir sind nun in Zengelburg einmal zum Übernachten gekommen. Hier haben wir ebenfalls einen von den Polen bewirtschafteten und im Stich gelassenen Bauernhof als Quartier bezogen. Überall, wo wir durchkamen, waren die Besitzer mit dem, was sie so eben mitnehmen konnten, geflüchtet! Du machst dir keine Vorstellung, was es für ein Gefühl ist, wenn das ganze Vieh: Rinder, Gänse, Hühner und sogar Schweine herrenlos entweder vor Hunger laut schreiend oder sonst irgendwo im Freien herumirren. ... Die dummen Polaken hätten ja ruhig bleiben sollen, denn wir hätten ihnen bestimmt nichts getan. Aber aus Furcht vor uns sind sie trotzdem getürmt.“

<sup>1888</sup> Nachfolgend GG abgekürzt.

<sup>1889</sup> Rass: ‚Menschenmaterial, S. 583.

<sup>1890</sup> Jasper: Zweierlei, S. 46.

<sup>1891</sup> Rass: Menschenmaterial, S. 583.

<sup>1892</sup> Diejenigen, die erst nach der Besetzung ihre deutsche Herkunft geltend zu machen suchten, galten als „Deutschstämmige“.

<sup>1893</sup> Als „Volksdeutsche“ wurden diejenigen bezeichnet, die sich bisher schon zu ihrem Deutschtum bekannt hatten.

<sup>1894</sup> Król: Besatzungsherrschaft, S. 585; vgl. Bömelburg/Musial: Besatzungspolitik in Polen, S. 63 – 67.

Landgraf berichtete aus eigenem Erleben heraus jedoch auch von rücksichtsvollem Verhalten sowohl polnischer Ziviler als auch deutscher Soldaten. Offiziell wurde jedoch auch hier ein einseitiger, die Polen benachteiligender Maßstab angelegt. Es gab Verfügungen lokaler deutscher Behörden in den eingegliederten Gebieten, wonach die Polen gezwungen wurden, die Deutschen zu grüßen, ihnen den Weg frei zu machen und die Kopfbedeckung vor ihnen zu ziehen.<sup>1895</sup> Sowohl in den annektierten Gebieten als auch im GG sollten die Polen dieselbe Rolle spielen: den Deutschen untergeordnet und zu Diensten sein.<sup>1896</sup> Raub und Plünderungen waren an der Tagesordnung, ebenso Beschlagnahmungen polnischen Besitzes.<sup>1897</sup> Es gab einen „Erlass von Vorschriften über das Verhalten gegenüber Polen, die gesellschaftliche Kontakte, das Sitzen am selben Tisch und die ohnehin als Rassenschande bezeichneten Intimbeziehungen verboten.“<sup>1898</sup> Landgrafs Angaben veranschaulichen, dass ihm die Diskriminierung, die den Polen während der deutschen Besatzung widerfuhr, mehrfach auffiel und – nach der kurzen Zeit in Polen gefragt – als erstes erinnerlich waren, und auch Mitleid in seinen Aussagen spürbar wird.<sup>1899</sup> Zur Germanisierungspolitik der deutschen Besatzungsbehörden gehörten auch die Beseitigung aller Spuren des Polentums, Veränderungen in der Namensgebung<sup>1900</sup> sowie die Bekämpfung der polnischen Kultur, Tradition und Sprache.<sup>1901</sup> Ressentiments gegen die Bevölkerung sind bei dem Befragten Landgraf nicht spürbar, er erinnerte sich an sein eigenes respektvolles Verhalten bei direkten Begegnungen und fühlte anscheinend eher mit den polnischen, später auch mit den russischen Zivilisten und Kriegsgefangenen.

Zunächst unterschied sich Hitlers Auffassung über die Behandlung Polens erheblich von jener der Heeresführung. Hitler machte deutlich, dass er nicht die Absicht hatte, Polen nach den Regeln der Haager Landkriegsordnung zu behandeln.<sup>1902</sup> In einem

<sup>1895</sup> Szarota: Polen unter deutscher Besatzung, S. 44.

<sup>1896</sup> Ebd., S. 43.

<sup>1897</sup> Ebd., S. 46.

<sup>1898</sup> Ebd.

<sup>1899</sup> Vgl. FpBf Otto H., 20.6.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 213f., der sich bei seiner Frau über von deutscher Seite her ausgeplünderte polnische Bauern empörte, nachdem er „mal Gelegenheit [hatte], einer Kommission zuzusehen, die den Leuten ihre Kartoffeln und ihren Roggen beschlagnahmte.“

<sup>1900</sup> Der Befragte Kramer erklärte im Interview, dass einer seiner Kameraden Borowsky hieß und einen Bruder bei der Waffen-SS-Division „Leibstandarte Adolf Hitler“ hatte. Dieser musste seinen polnisch klingenden Namen ändern. Kramer erinnerte sich: „Und denn kam der Familienclan zusammen: ‚Ja, auf welchen Namen könnt’ Ihr euch einigen?’ Sie machten drei Vorschläge. Sie hatten sich denn auf Bormann entschieden.“

<sup>1901</sup> Szarota: Polen unter deutscher Besatzung, S. 44f.

<sup>1902</sup> Vgl. Hitlers Geheimrede v. 22.8.39: „Vernichtung Polens im Vordergrund. Ziel ist die Beseitigung der lebendigen Kräfte, nicht die Erreichung einer bestimmten Linie. ... Herz verschließen gegen Mitleid. Brutales Vorgehen. ... Größte Härte. Restlose Zertrümmerung Polens ist das militärische Ziel. ... Verfolgung bis zur völligen Vernichtung“. Zit. n. DRZW 2 (Beitrag Rhode: Blitzkrieg), S. 85, Anm. 17.

Aufruf des Oberbefehlshabers des Heeres dagegen heißt es: „Die Wehrmacht sieht in der Bevölkerung nicht ihren Feind. Alle völkerrechtlichen Bestimmungen werden geachtet werden.“<sup>1903</sup> Die deutsche Führung nutzte die polnische Bevölkerung jedoch als Arbeitskräftereservoir, so dass sie den Wehrmachtseinheiten kurz vor bzw. am 22. Juni 1941 mit selbst gestellten Pferden und Wagen zur Verfügung zu stehen hatte. Die Einwohner Restpolens wurden als „nichtdeutsche Hilfskräfte“ mit ganz niedriger Entlohnung eingesetzt.<sup>1904</sup> Die Art, wie die polnische Zivilbevölkerung von der deutschen Besatzungsmacht behandelt wurde, „erinnerte sehr an koloniale Verhältnisse.“<sup>1905</sup> Schon nach dem Abbruch der Beziehungen zu Polen im Frühjahr 1939 hatten deutsche Stellen die Unzufriedenheit und Radikalisierung der dort lebenden „volksdeutschen“ Minderheit geschürt.<sup>1906</sup> Auf polnischer und auf deutscher Seite hatten alte Ressentiments dazu geführt, dass sich über die Zwischenkriegsjahre ein erheblicher Hass anstaute.<sup>1907</sup> Abgesehen davon tat die NS-Propaganda ein Übriges, die deutsche Bevölkerung von der Notwendigkeit einer Germanisierung des polnischen Nachbarlandes und von der Schaffung neuen Lebensraumes jenseits der deutschen Ostgrenze zu überzeugen.<sup>1908</sup> Auch die vermeintliche wirtschaftliche Notwendigkeit wurde zum Anlass genommen, die Ausbeutung des Ostens zu legitimieren.<sup>1909</sup> Dem Zeitzeugen Gottschalk ist vor allem die jüdische Bevölkerung Polens in Erinnerung geblieben. Er beschreibt seine Eindrücke kurz vor dem Angriff auf die Sowjetunion im Frühsommer 1941:

<sup>1903</sup> Herbst: Das nationalsozialistische Deutschland, S. 279.

<sup>1904</sup> Król: Besatzungsherrschaft, S. 585; Herbst: Nationalsozialistisches Deutschland, S. 281. Vgl. Seidel: Besatzungspolitik in Polen; Schröder: Gestohlene Jahre, u. a. S. 708f.

<sup>1905</sup> Szarota: Polen unter deutscher Besatzung, 1939 – 1941, S. 43.

<sup>1906</sup> Jansen/Weckbecker: Miliz im „Weltanschauungskrieg“, S. 483.

<sup>1907</sup> Herbst: Nationalsozialistisches Deutschland, S. 279f. Der Befragte Kalbus erwähnte die äußerst feindselige Stimmung zwischen Deutschen und Polen in einem Reisebericht aus dem Sommer 1939. Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 239: „Was Schärfe in den Konflikt zwischen Deutschen und Polen gebracht hatte, waren seit dem 19. Jahrhundert völkisches Denken und dann die Grenzlandkämpfe nach der Wiedereinrichtung des polnischen Staates am Ende des Ersten Weltkrieg. Diese Tendenz wurde vom nationalsozialistischen Deutschland rasseideologisch übersteigert. ... Polnische Soldaten und Zivilisten wurden [bei Kriegsbeginn im September 1939] ... überwiegend als negativ und bedrohlich wahrgenommen,“ obwohl dies deutschen Feldpostbriefen nicht immer so eindeutig zu entnehmen ist, wie der FpBf, Rolf Strack v. 5.9.39, in: ebd., S. 239, belegt: „Die [polnischen Bewohner] sind in die Wälder geflüchtet und häufig sieht man dann die traurigen Haufen zu ihren Dörfern zurückwandern um häufig von ihren Gebäuden nichts als einen Schutthaufen zu finden. ... Zuviel Mitleid braucht man aber mit der Zivilbevölkerung nicht zu haben. Denn sie führt einen ständigen Freischärlerkrieg gegen uns.“

<sup>1908</sup> Dabei hatte Hitler in „Mein Kampf“, das 1925 erschien, mit der Erringung von „Lebensraum im Osten“ einen bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs in „völkischen“ und konservativen Kreisen bestehenden Gedanken wieder aufgenommen und – in radikalierter Form – zu seinem bestimmenden politischen Ziel erklärt. Restloser, Einsatz, S. 32.

<sup>1909</sup> Vgl. FpBf Emmerich Pangl, 3.5.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 213: „Wenn man menschlich denkt, könnte einem diese Not sehr nahe gehen. Wenn man aber andererseits in Betracht zieht, dass die Heimat so knapp gehalten ist und der Soldat an der Front keine Entbehrung erleiden darf, dann muss man sagen, besser die hungern als wir.“

„Also in Hrubieszów, in diesem polnischen Ort - Ausbildung. Von dort aus wurden Gewaltmärsche gemacht, 30 km und so. Und als wir so durch die Dörfer gingen, da konnte man ... Und diese Stadt Hrubieszów war auch, möchte ich sagen, überwiegend Juden auch. Das sah man erstens mal an ihrem Aussehen, und dann war direkt eine... also erstmal Sand, keine Straße richtig, und dann diese polnischen Hütten, und vor den Hütten saßen Juden: lange Bärte, diese Kappen. Und da haben wir immer geguckt. Da habe ich das erste Mal eben andere Juden gesehen. Ich kannte die Juden von meiner Heimat. Das waren alles schicke, elegante Menschen - und reiche Leute vor allen Dingen. Und die alle, saßen schon so, konnte man sehen, dass sie arm sind. Also, ich muss ehrlich sagen: bei diesem Durchmarschieren habe ich nur die Leute mir eingepägt. Da habe ich gestaunt und geguckt. Andere hat man so gut wie gar nicht gesehen. ... Und was sie eben noch hatten, für die Wehrmacht oder wie, die hatten diese Bordelle, wo auch Judenfrauen waren, auch Polinnen, wohlgemerkt, waren verteilt.<sup>1910</sup> ... Ja, das gab's. Ja. Manche Soldaten sind auch losgegangen und - man sagt ja immer ‚Bratkartoffelverhältnis‘, es gab ja diese umgangssprachlichen Ausdrücke. [Die] sind dann so in Häuser rein. Na ja, manche sind hängen geblieben, manche nicht. War verboten, also es war nicht erlaubt, dass man da abends sich heimlich in ein Zivilhaus begibt. Einmal schon wegen Partisanen, also wegen Erschießen. Und dann auch wegen Stolz. Ein deutscher Soldat macht so was nicht, geht da nicht hin, auf Deutsch gesagt. Das war von vornherein eine generelle Weisung. Die kam vom Regiment. Oder 'ne Warnung: wenn unser Bataillonskommandeur - dazu sage ich auch noch was - Major Dr. H. - ich nehme an ... bei einem Bataillonsappell, da stand ja das ganze Bataillon angetreten und da wurden einige Maßnahmen gesagt: ‚Also hört zu: Denkt bitte dran - ab sofort kein Besuch dahin, dahin, dahin, Schluss.‘ Privat wo hinzugehen, [das war nicht gestattet]. ... Na ja, [das wurde] einfach so öffentlich bekannt gegeben. Das war direkt 'ne Warnung, also 'n Warnschuss: Vorsicht, hier... Dass [das wegen der angeblich unterschiedlichen ‚Rassen‘ gewesen ist], habe ich gar nicht so empfunden. Ich habe viel mehr die andere Gefahr gesehen: Krankheiten, Erschießen, also Partisanen - diese Geschichten. Partisanen gab's in dem Sinne noch nicht. Das habe ich erst in der Ukraine erlebt mit Partisanen, aber es war eben 'ne Vorsichtsmaßnahme. Also irgendwie... man traute ja den Polen nicht unbedingt. Ja, das war nicht nur ich... Wollen wir mal ehrlich sein: 'Polnische Wirtschaft' - dreckig, beschissen, saufen, Geschäfte machen, Leute betrügen. Das war das Bild der Polen für uns. Und da hat man gesagt: ‚So, was sollst Du? Was willst Du?‘ Also mit Polen war nicht viel drin.“

In dem Bericht des Befragten Gottschalk nimmt die harte Ausbildung, die die deutschen Soldaten als Vorbereitung auf den geplanten Angriff auf die Sowjetunion unweit von der polnisch-sowjetischen Grenze machten, nur sehr wenig Raum ein. Nur eingangs werden die „Gewaltmärsche“ über 30 Kilometer erwähnt. Diese Information dient aber mehr zur Erklärung dafür, dass die langen Märsche ihm die Gelegenheit boten, durch Dörfer zu kommen, die vorwiegend von polnisch-jüdischer Landbevölkerung bewohnt wurden. Polen galt zu der Zeit ohnehin als „Armenhaus Europas“. In der Zwischenkriegszeit hatte das Land mit einer permanenten Wirtschaftskrise und einer miserablen Versorgungslage zu kämpfen. Darüber hinaus gab es spezielle Restriktionen für die Minderheiten, zu der die jüdisch-polnische Bevölkerung gehörte. Dies verschärfte die Einkommensverluste zusätzlich. Starke Bevölkerungszunahme führte zudem zu Unterbeschäftigung und Arbeitslosigkeit. Die Goebbels-Propaganda, die den Polen als „primitiven Untermenschen“ brandmarkte und „Polen, Juden und

<sup>1910</sup> Vgl. Beck: Wehrmacht und sexuelle Gewalt, S. 112.

Zigeuner ... auf der gleichen unterwertigen menschlichen Stufe<sup>1911</sup> ansiedelte, mag das ohnehin negative und vorurteilsbehaftete Bild noch verstärkt haben, das einmarschierende Einheiten der Wehrmacht vom polnischen Volk hatten.<sup>1912</sup> Die deutsche Kriegserfahrung wurde darüber hinaus vom „als hinterhältig empfundenen Verhalten der Polen, Soldaten, wie Zivilisten,“<sup>1913</sup> geprägt. Dem Bericht des Informanten zufolge, erstaunten ihn sowohl das fremdartige Aussehen als auch die Ärmlichkeit der größtenteils jüdischen Bewohner und ihrer Behausungen.<sup>1914</sup> Der im Sudetenland aufgewachsene Gottschalk musste sein Bild vom wohlhabenden, elegant gekleideten und gepflegt aussehenden Juden, den er aus seiner Heimat kannte, korrigieren. Im Gegensatz zu anderen, *kannte* Gottschalk jedoch jüdische Menschen aus seiner Heimat und hatte zumindest von ihrem Äußeren keinen schlechten Eindruck. In Polen gehörte die jüdische Minderheit zu den ärmsten Bewohnern des Landes, und es sollte ihnen nach der Besetzung durch deutsche Truppen noch schlechter ergehen.<sup>1915</sup> Die in Polen von Gottschalk wahr genommenen Juden, entsprachen wohl äußerlich eher dem Bild, das die NS-Propaganda von ihnen zeichnete<sup>1916</sup> und war für manche eine Bestätigung, die sie in Einklang brachten mit dem dort veröffentlichten Erscheinungsbild.<sup>1917</sup> Es gab deutsche Soldaten, die im Osten nie einen Juden zu Gesicht bekommen hatten, sich aber der Verurteilten bedienten, die

<sup>1911</sup> Szarota: Polen unter deutscher Besatzung, S. 43.

<sup>1912</sup> Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 138, FpBf, 20.5.1941 aus Polen: „Es ist auf jeden Fall eine ganz wüste Gegend, deren Einwohner keine Deutschen sind und wie die Schweine ihr Dasein fristen. ... Aber ich muss dir andeutungsweise davon schreiben, weil ich selbst gestaunt habe, wie so etwas leben kann, was sich hier an Menschen befindet. Könnte dir noch so allerlei schreiben, aber es ist mir kein Vergnügen, obwohl ich mal in eine Behausung reingesehen habe, aber es genügte mir bereits, als dass du auch noch das ‚Schütteln‘ bekommst.“

<sup>1913</sup> Jasper: Zweierlei, S. 240.

<sup>1914</sup> Vgl. Kuby: Mein Krieg: der am 24.6.1941 über das Bild der Stadt Kowno an seine Frau schrieb: „Die Häuser am Ufer schmutzig, mit jüdischer Bevölkerung.“

<sup>1915</sup> Aber auch in Polen gab es wohlhabende Orte, in denen größtenteils jüdische Bevölkerung beheimatet war. Dazu erzählte der Bauernsohn Anton Bentschen: „Ich weiß nicht, wie viel tausend Einwohner Neutamischel hatte. Eine feine Stadt, eine große Stadt und vollständig eine Judenstadt. ... Die Straßen lang in Neutamischel ein Haus nach dem anderen, feine Häuser, gehörten den Juden ...“ Schüddekopf: Krieg, S. 9 – 11.

<sup>1916</sup> Die „hassverzerrten Propagandabilder“ des *Stürmer* sorgten dafür, dass deutsche Soldaten bereits mit einem „Vorwissen“ polnischen und sowjetrussischen Boden betraten, das sich im vorgefundenen „Erscheinungsbild verelendeter Menschen“ zu bestätigen schien, ohne dass der einzelne je in Deutschland mit Juden zu tun gehabt haben musste. Propaganda und Realität vor Ort schienen überein zu stimmen. Jasper: Zweierlei, S. 287f.

<sup>1917</sup> Vgl. FpBf Josef Zinner, 6.8.41, aus Ostpolen: „Bilder von Juden, wie sie schon im *Stürmer* waren, kann man hier haufenweise sehen. In Lumpen gehüllt, welche meist noch zerrissen sind, laufen sie hier dutzendweise herum. Wir in der Maingegend konnten uns keinen richtigen Begriff vom Judentum machen. Aber hier im Osten braucht man die Kerle nur anzusehen und man weiß, was für Kerle man vor sich hat, ohne noch mit ihnen gesprochen zu haben. Was ein Deutscher ist, spricht überhaupt nicht mit dem Gesindel.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 287.

ihnen das Dritte Reich diesbezüglich vorgegeben hatte.<sup>1918</sup> In Feldpostbriefen wurde häufiger der „absolut negative Einfluss der Juden auf die Weltgeschichte [thematisiert], die als ‚Pest‘ das Abendland bedrohten,“<sup>1919</sup> so Jasper. In Zusammenhang mit Partisanen ist die jüdische Bevölkerung aber weder in Briefen<sup>1920</sup> noch in den für diese Arbeit geführten Interviews erwähnt worden. Aber auch das Bild, das Gottschalk von der übrigen Bevölkerung hatte, mag von der NS-Propaganda mitgeprägt worden sein. Der von ihm benutzte Begriff „polnische Wirtschaft“<sup>1921</sup> entsprach dem vom Propaganda-Ministerium verbreiteten Tenor.<sup>1922</sup> Der Informant führte zwar als Grund dafür, dass deutsche Soldaten sich nicht in Zivilhäusern mit Polinnen einlassen sollten, den „deutschen Soldatenstolz“ an, der dies nicht zugelassen habe. In Wirklichkeit gab es einen Erlass mit deutschen Vorschriften über das Verhalten gegenüber Polen, das u. a. Intimbeziehungen als „Rassenschande“ bezeichnete.<sup>1923</sup> Der Bataillonskommandeur Gottschalks mag sich anderer Worte bedient haben, letztendlich wurden solche offiziellen Verbote jedoch aus Überlegenheitsgefühlen und Verachtung gegenüber den Polen ausgesprochen. Groteskerweise waren es gerade die Deutschen, die das taten, was sie den östlichen Nachbarn immer vorgeworfen hatten, wie es auch im Bericht des Interviewpartners anklingt: sie stahlen, plünderten und beuteten die Polen aus. Mit der relativ gemäßigten deutschen Besatzung Polens im Ersten Weltkrieg hatte die Entrechtung der Bewohner, die Verschleppung von 1,2 Millionen Arbeiterinnen und Arbeitern ins Reich und die insgesamt gesehen entwürdigende Behandlung der Bevölkerung, ganz abgesehen von der der jüdischen Minderheit, keinerlei Gemeinsamkeiten mehr.<sup>1924</sup> Auch polnische Soldaten galten als „Lumpen-

---

<sup>1918</sup> So schrieb Emmerich Pangl in seiner Funktion als Ortskommandant von Wyriza bei Leningrad nach Hause: „... hier muss jeder deutsche Mensch mit allen seinen Kräften gegen die jüdische Pest ins Feld ziehen ..., wenn nicht die Pest unser schönes Deutschland und die ganze abendländische Kultur vernichten soll.“ FpBf 3.5.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 287.

<sup>1919</sup> Ebd.

<sup>1920</sup> Ebd.

<sup>1921</sup> Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 45, nach dem Polenfeldzug, am 19.9.1939: „Unsere Fahrzeuge sahen aus, ich muss so sagen, wie ‚polnische Wirtschaft‘, voll Staub, denn wir hatten nirgends Gelegenheit, sie zu schrubben.“

<sup>1922</sup> Szarota: Polen unter deutscher Besatzung, S. 43.

<sup>1923</sup> Ebd., S. 44.

<sup>1924</sup> Król: Besatzungsherrschaft in Polen, S. 584 – 587; Szarota: Polen unter deutscher Besatzung, S. 44 – 49. Bernecker: Generation, S. 55f., beobachtete bei seinem Vater im annektierten Elsass eine ähnliche Haltung: „Vater war bestimmt nicht deutschfeindlich eingestellt, als er aber mit der Zeit feststellte, dass es nicht mehr dieselben Deutschen waren, wie er sie unter dem Kaiserreich kannte, später dann die ganzen Schikanen, drehte er sich um 180 Grad. Er wurde stur und sträubte sich gegen alles, was die Nazis taten und forderten. Dies war auch die Reaktion der großen Masse der Elsass-Lothringer, die ehemals nicht voreingenommen waren und keinen alten Hass vom vorherigen Krieg im Herzen trugen. Alles was nun die neuen Herren taten, erzeugte allmählich neuen Hass: Die Rassenpolitik, die Ausweisungen, die arischen Supermenschen, die Prahlereien, die Rationierungen, die Abgaben und der Polizeistaat. ... Der Polizeistaat zeigte sein wahres Gesicht: Verfolgungen, KZ, Verschleppungen, Aussiedlungen.“

pack“, „uneuropäisch, ja, unmenschlich“. <sup>1925</sup> Der Soldat Josef Zinner, z. B., bezeichnete die Polen als „große Drecksäcke“. <sup>1926</sup> Jedoch konnte „die soziale Konstruktion der Wirklichkeit fast zur selben Zeit und im selben Land, also in Polen, auch ganz anders aussehen,“ wie Jasper feststellte. In Briefen des Baupioniers Otto Heubich an seine Frau sind die eigenen Landsleute, u. a. die deutsche Gestapo, die er als „böse Vertreter“ bezeichnet, die „Drecksäcke“ in Polen, und nicht die Landesbewohner. <sup>1927</sup> Mit der NS-Zeit hatte - insbesondere in Bezug auf die slawischen Völker - eine Intoleranz im Denken eingesetzt, die für die Menschen in den betroffenen Ländern während der deutschen Besatzungszeit zu fatalen Konsequenzen, zu Ungerechtigkeiten und Unterdrückung führten. Dazu schreibt Schörken:

„Wer im Dritten Reich groß wurde, hatte keine Vorstellung davon, wie die Jugend in andern Ländern lebte, und neigte aus reiner Unkenntnis der Welt zu einer eingeschränkten, nahezu ethnozentrischen Weltansicht.“ <sup>1928</sup>

Dem damaligen Soldaten Heinz Meier fielen nach der Rückreise aus Polen „die herrlichen Gegenden unseres Vaterlandes“ ganz besonders auf. <sup>1929</sup> Andere Länder, in die Wehrmachtstruppen kamen, konnten, angesichts des überzogenen Stolzes deutscher Soldaten auf ihre Heimat, einem Vergleich nicht standhalten. Unter welchen wirtschaftlichen, politischen und materiellen Schwierigkeiten die Bevölkerung dieser Länder zum Großteil zu leiden hatte, wurde nicht in Betracht gezogen und war ihnen auch gar nicht bekannt. Aus dieser Überheblichkeit heraus erklärt sich auch die oft herabwürdigende Behandlung der unterjochten Zivilisten. Deutsche Soldaten waren, im Gegensatz zu heutigen Bundeswehrangehörigen, nur militärisch, aber nicht auf den Umgang mit der Bevölkerung vorbereitet worden, da seitens der NS-Führung an einem friedlichen Miteinander kein Interesse bestand. Auch an eine sprachliche oder kulturelle Vorbereitung, die die Unterschiede zwischen Deutschland und anderen Ländern, ihrer Geographie, ihren Sitten und Gebräuchen verdeutlicht hätte, war nicht

<sup>1925</sup> Feldpostbrief eines deutschen, in Polen innerhalb eines Pz.Art.Rgtes., eingesetzten Soldaten v. 9.9.1939, in: Jasper: Zweierlei, S. 44, ebd., Anm. 31 sowie ebd., S. 44, Anm. 32 ein Zitat aus einem Feldpostbrief v. 7.10.1939: „Etwas Niederträchtigeres wie den polnischen Soldaten hat es noch in keinem Krieg gegeben. Gefangene haben die überhaupt ganz wenige gemacht. Wer ihnen in die Hände fiel, wurde auf eine ganz grausame Art niedergemacht, und die Polacken wurden von uns so brüderlich behandelt. ... Wir hatten auch viel zu leiden unter der Zivilbevölkerung. Auch diese hat uns rücklings beschossen.“

<sup>1926</sup> FpBf Josef Z. (30.4.42), in: Jasper: Zweierlei, S. 212; vgl. FpBf Josef Brauer (9.9.39), in: ebd., S. 283 über polnische Soldaten und Zivilisten: „... Von polnischen Fliegern haben wir auch ganz wenig Feuer zu erwarten. ... Es kämen höchstens noch hinterlistige, feige Überfälle von Zivilisten oder besser Soldaten in Zivil in Frage. Anfangs war die Baumschützenplage etwas lästig. Aber jetzt gehen wir energischer vor gegen solches Lumpenpack. ... Und die Zivilisten wimmern Gebete, schützen sich hinter Heiligenbildern und Kreuzen, und sowie sie können, schießen sie wieder auf unsere Leute. Wer kann es da nicht verstehen, dass unsere Leute verbittert sind und auch zu strengeren Methoden greifen?“

<sup>1927</sup> Vgl. FpBf Otto H. (20.6.41), in: Jasper: Zweierlei, S. 212.

<sup>1928</sup> Schörken, S. 218.

<sup>1929</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 45.

gedacht, da es den deutschen Machthabern, vor allem im Osten, ausschließlich um die siegreiche Beendigung der Kämpfe und Ausbeutung der Territorien ging. Allenfalls in Frankreich und in Skandinavien kann man von einer vorsichtigen Rücksichtnahme auf die Zivilbevölkerung sprechen. Im Osten war dies jedoch die Ausnahme. Ob eine sprachliche, kulturelle oder menschliche Verständigung hier zustande kam, hing von der Einstellung des einzelnen ab. Angesichts des NS-Propagandabildes vom Untermenschen unterzogen sich jedoch nicht viele dieser Mühe. In Polen setzte seitens der Deutschen ein Besatzungsterror ein: bereits 1939 wurde das Konzentrationslager Auschwitz errichtet, Juden wurden in Ghettos gesperrt, die polnische Intelligenz hingerichtet, und das Vorgehen von Zivilverwaltung und SS in Polen bildete den Auftakt zu dem, was ab 1941 in der Sowjetunion seine Fortsetzung finden sollte.<sup>1930</sup>

Jasper stellt in einem Ost-West-Vergleich im Hinblick auf die Besatzung fest: „Der deutschen Kriegführung ging es um Hegemonie gegenüber Westeuropa und Kolonisierung in Osteuropa,“<sup>1931</sup> woraus sich die unterschiedlichen Konzepte der Besatzungsverwaltung ergeben. Während in Polen „Himmlers Sicherheitsorgane hemmungslos zur Erreichung rasseideologischer Ziele [agierten], nachdem alle Strukturen polnischer Staatlichkeit rigoros vernichtet worden waren,“ errichteten die Deutschen in Frankreich eine Militärverwaltung als „maßgebende Institution der Besatzungsverwaltung, ... [die] sich auf eine weiterhin funktionierende französische Verwaltung [stützte und] ... zumindest bis 1942 Rücksicht auf den Rumpfstaat von Marschall Pétain [nahm].“<sup>1932</sup> Erst zögerlich „und nie im vergleichbaren Ausmaß agierend wie im Osten, etablierten sich Himmlers Vertreter besonders ab 1942 auch im Westen.“<sup>1933</sup> Für die Sowjetunion war eine „dritte Variante von Besatzungsregime“ vorgesehen, zumal das Reich „im Gegensatz zu Polen und Frankreich nicht militärisch besiegt wurde.“<sup>1934</sup> Dennoch war für die Sowjetunion „ein dem polnischen Experiment nachzubildendes Herrschaftsmodell vorgesehen“, wobei es sich bei den Zivilverwaltungsgebieten um „vergleichsweise kleine Gebilde“ handelte.<sup>1935</sup>

Der Befragte Gottschalk erinnerte sich an die Vorbereitungen zu „Barbarossa“:

„Jetzt sind wir ja noch im Frühjahr '41. Ich hab hier 'n Bild, wo wir Silvester feiern, 1940, unsere Gruppe halt. Und dann kam, wie gesagt, im Winter, Scharfschießen im Schnee mit Tarnung, alles Drum und Dran. Und dann kamen die Gewaltmärsche, zum Frühjahr hin. Und dann, in der Endphase, April/Mai, wurden wir ganz dicht an die Grenze verlegt. Den einen Ort habe ich noch im Kopf: Dubienka, habe ich auch 'n Bild hier. Da sind wir raus gegangen zur Wache, d. h., das war ein großer B-Turm – Beobachtungsturm - etlich hoch, mit Scherenfernrohr oben, mit Bleistift, Telefon, alles. Und da haben wir uns immer abgelöst. Da

<sup>1930</sup> Jasper: Zweierlei, S. 47.

<sup>1931</sup> Ebd., S. 170.

<sup>1932</sup> Ebd.; vgl. Umbreit: Besatzungsverwaltung, S. 713 – 715.

<sup>1933</sup> Jasper: Zweierlei, S. 170; DRZW 5/1 (Beitrag Umbreit: Kontinentalherrschaft), S. 54-71.

<sup>1934</sup> Jasper, ebd.; Umbreit: Besatzungsverwaltung, S. 717; ders.: Besatzungspolitik, S. 238.

<sup>1935</sup> Jasper, ebd.

musste man immer hoch. Und jede Bewegung, die man jetzt vom Feind drüben gesehen hat, wurde dann in dieses Büchlein [eingetragen]: ‚Von Ost nach West ein Reiter.‘ Uhrzeit. Dann meinetwegen: ‚Drei LKW aus Südost.‘ Und so wurde alles genau jeden Tag registriert. ... Na, man sah Bewegung, militärische Bewegung, Soldaten meinetwegen, auch Zivilisten. ... Nein, [sowjetische Panzer] das haben wir nicht gesehen.“

Im Frühjahr 1941 hatte auf deutscher Seite bereits die Verlegung von Einheiten an die Grenze zur UdSSR für den geplanten Angriff auf die Sowjetunion begonnen, wie aus Gottschalks Beschreibung und auch aus der Darstellung anderer Zeitzeugen deutlich wird.<sup>1936</sup> Da die Sowjetunion auf deutsche Vorbereitungen und Verlegungen im grenznahen Raum im April/Mai 1941 mit eigenen Truppenkonzentrationen v. a. im Baltikum reagierte, warnte Hitler am 25. Mai den Wehrmachtsführungsstab davor, „dass russische Präventivmaßnahmen in den kommenden Wochen möglich seien und deren Abwehr sichergestellt werden müsse.“<sup>1937</sup> So erklärt sich die von Gottschalk erwähnte minutiöse Protokollierung jeder grenznahen russischen Bewegung, die wahrscheinlich zur Auswertung für die Stäbe bestimmt war. Auch Landgraf erinnerte sich daran, dass auf deutscher Seite entsprechende Aufzeichnungen über Grenzbeobachtungen angefertigt werden mussten:

„Und der Überfall, den ich da also... wo er losging, da hab ich eins nich... da sind jedes Mal von einer Kompanie zwei Gruppen zur Grenze - und beobachten und denn 'n Bericht schreiben: ‚Was habt Ihr beobachtet?‘ So. Ich hab aber nicht gewusst, wozu. Mit Fernglas ausgestattet und so alles.“

Der Verschleierung des geplanten Angriffs auf die Sowjetunion lag ein weiteres strategisches Kalkül zugrunde: Großbritannien sollte weiterhin in der Befürchtung einer unmittelbar bevorstehenden Invasion der britischen Inseln belassen werden.<sup>1938</sup> Alle verfügbaren Kräfte wurden vom Dritten Reich rigoros für den Kampf im Osten mobilisiert, das mehr als drei Millionen deutsche Soldaten an der Ostfront aufmarschieren ließ.<sup>1939</sup> Die Offensive am 22. Juni 1941 überraschte die Sicherungskräfte der Roten Armee allerdings.<sup>1940</sup> Dennoch gibt es immer wieder Hinweise, die mysteriös erscheinen und

<sup>1936</sup> Dazu u. a. Fischer: Ohne die Gnade, S. 93, der aus dem schlesischen Neuhammer berichtete: „... der Frühling kam. Wir wohnten wieder in Baracken. Der Dienst – die ganze Palette von Brückenbau bis Gefechts- und Sprengdienst – wurde wieder zur Knochenarbeit. Langsam konnte es ein Blinder mit dem Krückstock sehen: Es bahnte sich etwas an. Wir Gruppenführer wurden nun mit Maschinenpistolen und mit der Pistole P 38 (Walther) ausgestattet. ... Die ganze Division wurde umorganisiert. ... Bei der Gefechtsausbildung lernten wir eine neue Methode sich einzugraben. ... Jetzt grub man Schützenlöcher, in denen man aufrecht stand und besser gegen Splitter geschützt war. Und Panzerdeckungs-löcher gruben wir, in denen wir uns zur ‚Gewöhnung‘ von unseren Panzern überrollen lassen mussten!“ Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 68: „Besonders ab März [1941] wurden Einheiten systematisch an die Grenze zur UdSSR verlegt ...“

<sup>1937</sup> DRZW 4 (TB) (Beitrag Klink: Militärische Konzeption), S. 324.

<sup>1938</sup> Ebd., S. 525.

<sup>1939</sup> Jasper: Zweierlei, S. 68. Am 22.6.1941 standen der Roten Armee 210 deutsche Verbände gegenüber. Tauber: Planung, S. 173.

<sup>1940</sup> DRZW 4 (TB) (Beitrag Klink: Militärische Konzeption), S. 542, 559. Vgl. Schüddekopf: Im Kessel, S. 31f.: „Für Stalin kam der Angriff im Juni überraschend. Er hatte den

die Präventivkriegthese, zumindest für einige Befragte, nicht vollkommen ausschließen. Nachfolgend werden diesbezüglich die Beobachtungen Gottschalks geschildert und einer kritischen Betrachtung unterzogen:

„... [Präventivkriegthese], dazu kann ich Ihnen auch gleich noch 'ne Antwort geben. Als wir dann später, na, also echt mit viel, viel Schwung und Tempo also die Russen praktisch überflügelt haben, und dann viele gefangen genommen haben - auch ein ganzer Stab wurde gefangen genommen -, und da waren wir ja voll im Feuer, warm, herrliches Wetter. Und da war auf dem Hof, wo wir ... oder auf dem Stück Häuserbereich, da standen mehrere russische Pkws, Limousinen, schwarze. Nur - wir waren ja neugierig wie sonst was. Die Türen wurden aufgebrochen oder waren zum Teil auf und dann haben wir da hinten in die ... na alles raus, die Kofferräume. ... Und was meinen Sie, was wir da gefunden haben? Ich würde es nicht sagen, wenn ich nicht selbst es in der Hand gehabt hätte. Da waren nagelneue Koppel mit allerdings leerer Pistolentasche. Aber nagelneu, mit Zettelchen dran: ‚Zur Parade in Berlin.‘ Das waren russische Stabsautos. Irgendwie von einem Riesenarmeestab muss das sein. Und dann saubere Wäsche, Schlafanzüge, Taschentücher, Kondome, alles. Und, wie gesagt, ein Zettel: ‚Zur Parade in Berlin.‘ Das heißt also ... also, dieser Gedanke, dass ich dieses Zeug ... oder nicht ich, andere auch, gefunden hatten, wo eben draufstand: ‚Zur Parade in Berlin,‘ das hätte bedeutet, wenn Ihr Offiziere in Berlin seid, Ihr Russen, dann macht Ihr die Siegesparade und das ist Eure Ausrüstung dazu, so hab ich das geseh'n. Dieser Gedanke hat sich aber so schnell zerschlagen durch die Ereignisse, die uns da laufend begleitet haben bis, bis Stalingrad und später. Da hab ich überhaupt nicht mehr dran gedacht. ... [Aber] das war so original. ... Nein, nein. Das roch man auch. Die Russen haben ja einen bestimmten Geruch und auch ein Parfum. Das ham wa schnell mitgekriegt. Da waren Leder, so 'ne Hausschuhe mit Pelz besetzt, also Sie glauben gar nicht, was dort in den Autos drin war! Da habe ich mir sogar ... so 'n paar kleene Pelzschuhe, die wollte ich nach Hause schicken. Bin ich aber dann schnell wieder losgeworden. Und damit will ich sagen: dass da was dran ist, wenn die Historiker sagen, die Russen waren auch im Vormarsch oder auch in Vorbereitung. Davon bin ich überzeugt. Das habe ich selber erlebt. Ich hab ja selber drin rumgekrämt. Man konnte sich ja nüscht mitnehmen. Es war ganz streng verboten, also Beuteware auf 'm Gepäckträger hinten aufzupacken. Ich hatte 'n Fahrrad. Ich war zu der Zeit Melder von der Kompanie zum Bataillon. So husch-banuschi schnell. Aber nicht lange. Aber den Moment war ich da. Und wie gesagt, da hatte ich mir so 'n paar schöne Pelz... mit Pelz besetzt, Leder, geschnappt. Und da dachte ich: ‚Die schickste irgendwie, wenn es passt, weg.‘ Und da war so 'ne Einfahrt nach unten, so wie eine Tiefgarage, aber da war Stroh drin und Balken. Und da waren Leute geflüchtet. Die Eigentümer dort, die Russen. Na, und da sind wa natürlich auch rein. Und da war so 'ne alte Babuška. Und da dachte ich: ‚Ach, Mensch, was willstest mit den Latschen?‘ Ich raus und ihr die Latschen gegeben. Die hat mich dreimal gesegnet, hat mir die Füßchen und Händchen geküsst. Und da sage ich: ‚Auf Wiedersehen.‘ Weg, Schluss. Ich will bloß mal so sagen, sowas gabs alles.“

Nach diesem interessanten Bericht Gottschalks stellt sich die Frage nach Herkunft und Ziel der Fahrzeuge sowie der sich darin befindlichen kompletten Reiseausrüstung. Handelte es sich um deutsches Eigentum, das eventuell von der Siegesparade in Berlin stammt, die nach dem erfolgreichen Sieg über Frankreich dort stattgefunden hat? Wenn ja, wie sind diese Fundstücke in russische Hände gelangt? Waren hohe sowjetische Führer im Sommer 1940 nach Berlin eingeladen worden, obwohl doch für Schwerpunkt der Offensive im Norden vor Moskau und Leningrad erwartet, hier die Hauptkräfte der Roten Armee konzentriert und deutliche Hinweise auf das eigentliche Ziel im Süden als ein plumpes Ablenkungsmanöver ignoriert.“

Hitler bereits ab dem 21. Juli 1940 ein Krieg gegen die Sowjetunion im Vordergrund seiner strategischen Überlegungen stand?<sup>1941</sup>

Dabei sei noch einmal daran erinnert, dass Hitlers Entschluss zum Angriff auf die Sowjetunion von keiner unmittelbaren Bedrohung durch die Sowjetunion motiviert war. Eine Kriegseröffnung durch die Rote Armee im Jahre 1941 war aus politischer und militärischer Sicht äußerst unwahrscheinlich.<sup>1942</sup> Es ist daher eher anzunehmen, dass es sich bei den von Gottschalk erwähnten Fundsachen in den russischen Limousinen um Beutestücke aus deutschen Beständen handelte, die deutsche Offiziere nach dem erwarteten schnellen Sieg über die Sowjetunion tragen wollten oder aber nach dem erfolgreichen „Blitzkrieg“ über Frankreich im Sommer 1940 während der Siegesparade in Berlin getragen *haben*, die jedoch durch irgendeinen Umstand in russische Hände gelangt sind. Vorstellbar ist aber auch, dass eine russische Delegation zur Verschleierung der eigenen Vorhaben zu Siegesfeierlichkeiten im Sommer 1940 nach Berlin geladen worden ist und einige Kleidungsstücke dafür vorbereitet worden waren. Im Gegensatz zum Sieg über Polen, als Hitler seine Siegesparade in Warschau abhielt, fand die Siegesparade nach dem erfolgreichen Frankreich-Feldzug im Sommer 1940 nicht in Paris statt,<sup>1943</sup> sondern in Berlin.<sup>1944</sup> Während die polnische Staatsgewalt auf ihrem bisherigen Hoheitsgebiet erlosch,<sup>1945</sup> wurde in Frankreich die Vichy-Regierung unter Marschall Pétain eingesetzt.

Möglich ist auch, dass hohe deutsche Offiziere die Limousinen und die darin befindlichen Ausrüstungsgegenstände nach dem in kürzester Zeit erwarteten Sieg über die Sowjetunion – die Rede war von acht bis zwölf Wochen nach Beginn des Angriffs – „zur Parade in Berlin“ tragen wollten. Unklar bleibt dann, ob sowjetische Truppen zu Beginn des Feldzugs die Fahrzeuge in ihren Besitz gebracht haben, denn Gottschalk erwähnte den seiner Meinung nach typischen Geruch sowjetischen „Parfums“, den die Gegenstände verströmten.

Der Zeitzeuge machte keine Angaben dazu, ob die Aufschrift auf den Fundstücken in deutscher oder in russischer Sprache abgefasst war und auch nicht, ob er zu der Zeit bereits die russische Sprache erlernt hatte, so dass dieses Vorkommnis im Nachhinein nicht vollständig aufgeklärt werden kann.

Die Frage, ob die Nachricht über seinen Einsatz an der Ostfront irgendwelche Gefühle bei ihm ausgelöst hätten, beantwortet ein anderer Befragter, Erich Kalbus so: „Eigent-

<sup>1941</sup> Förster: Wendung nach Osten, S. 116; Ueberschär: „Der Pakt mit dem Satan“, S. 578.

<sup>1942</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 118f.; Förster: „Barbarossa“, S. 631f.

<sup>1943</sup> Eine zunächst geplante große Truppenparade in Paris wurde am 23.6.1940 wieder abgesagt. Jäckel: Frankreich, S. 46. Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 82, der anmerkt, dass die Siegesparade in Paris „aus Angst vor einem wohl möglichen Luftangriff der Engländer“ ausfiel.

<sup>1944</sup> Szarota: Polen unter deutscher Besatzung, S. 48.

<sup>1945</sup> Król: Besatzungsherrschaft, S. 582.

lich [löste das] nichts Besonderes [bei mir aus]. Man hatte keinen Einfluss darauf. Man hat es eben hingenommen.“ Der damalige Schüler, Wolfgang Daser, berichtete im Gegensatz dazu sogar von „Hurra“-Rufen seiner Kameraden, als es gen Osten ging.<sup>1946</sup>

Der Informant Schmid hingegen bedauerte die bevorstehende Veränderung und die Tatsache, dass er aus dem Schreibstubendienst, den er im Frühsommer 1941 im niederschlesischen Sorau versah, zum Einsatz an die Ostfront abkommandiert wurde:

„Ja, dann kam ja der Ostaufma..., der Ostkrieg, und da ham sie dann gesucht, wer kann noch mit in 'n Osten fahren, und da war ich leider dabei, obwohl mir das da ganz gut gefiel, wo ich in der Schreibstube schön warm saß.“

Anhand nachfolgender Aussage wird deutlich, dass es dem Informanten Fritz Becker aus anderen Gründen ähnlich wie Schmid erging. Während Schmid die Veränderung anscheinend aus Bequemlichkeit scheute, machte Becker die Vorstellung zu schaffen, sich von heute auf morgen als bewaffneter Soldat im Krieg wieder zu finden.<sup>1947</sup> Er erinnerte sich an die militärischen Vorbereitungen auf das „Unternehmen Barbarossa“:

„Und, na ja, dann... das war im Jahr 1940 dann, da waren wir erstmals in Frankreich, und von Frankreich kamen wir dann schon an die Grenze nach Polen da und haben am Truppenübungsplatz Deba gelegen da. Das war also ein großer Truppenübungsplatz und haben uns da vorbereitet, nich wahr, auf den Einmarsch nach Russland. Ja, [am 22. Juni 1941] natürlich, da war ich dabei, ja, sicher, beim ersten Schuss an dem Morgen da. Da wurden am Vorabend wurden noch die Karten ausgegeben. Sehen Sie mal, das sind hier zum Beispiel solche Karten, die hier damals ausgegeben worden sind, am 21. Das sind jetzt Karten aus Russland, von der Ukraine jetzt hier. Das sind Beutekarten, die sind auch umgedruckt worden dann weiter noch. Da ist zum Teil noch die ukrainische Erde dran an den Karten hier. Und das wurde uns dann ausgegeben, zwei Tage vor dem Einmarsch in Russland, ja, und dann kam dann die Zäsur für uns, dass wir also uns ja erstmals den Ernst des Lebens, den Krieg ansehen mussten.“

Es ist bei einigen wenigen Informanten festzustellen, dass sie immer noch den Begriff „Einmarsch“ benutzen, der in der NS-Zeit üblich war. Hier handelt es sich um eine sprachliche Ungenauigkeit, die den Charakter dieses Krieges verharmlost.<sup>1948</sup> Im Falle des Befragten ist dies aber eher ein unbewusst aus dem damaligen Sprachgebrauch verwendeter Ausdruck. Denn Becker steht im Nachhinein sowohl dem Krieg als auch dem Nationalsozialismus sehr kritisch gegenüber. Diese Haltung brachte er im Interview und in einem privaten Gespräch am darauf folgenden Tag mehrfach zum Ausdruck. Erst den Krieg betrachtete der Befragte als „Ernst des Lebens“, der seine Pläne durchkreuzte, friedlich sein Universitätsstudium fortzusetzen.<sup>1949</sup>

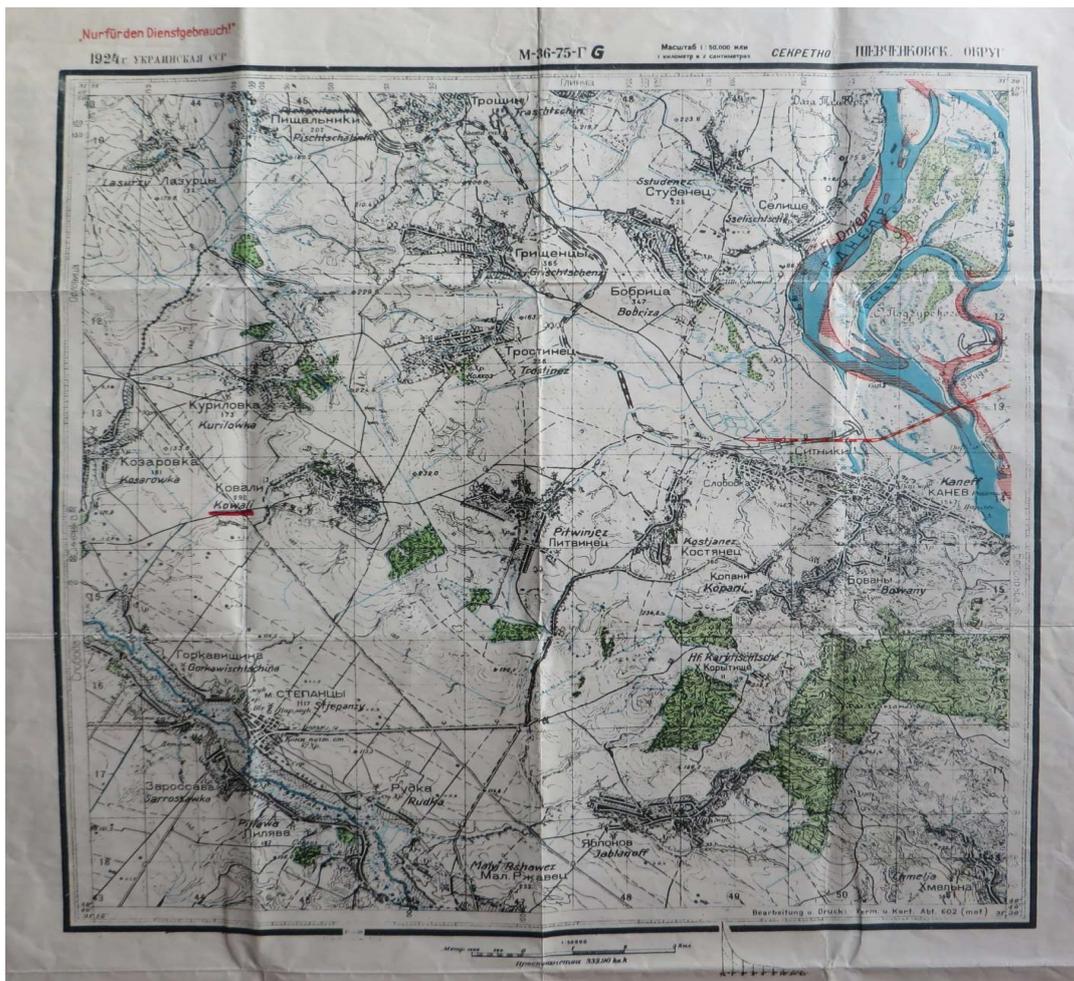
<sup>1946</sup> Restloser Einsatz, S. 47 (Eintr. Dasers v. 10.11.44 währd. eines Lazarettaufenthaltes).

<sup>1947</sup> Jasper: Zweierlei, S. 56, spricht in diesem Zusammenhang von der „im Vergleich zum alltäglichen, friedlichen Leben ganz andere, unmenschliche Erfahrung des Krieges.“

<sup>1948</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 49.

<sup>1949</sup> Auch Jasper: Zweierlei, S. 40, stellte bei den Briefschreibern seiner Studie eine „widerwillige Loyalität“ der damals in den Krieg einberufenen Soldaten fest. Auch in der Forschung wurde vielfach die Einschätzung herausgearbeitet, dass „viele Deutsche alles andere als begeistert in den Weltkrieg gingen.“ Ebd. und Steinert: Stimmung, S. 91; DRZW 1 (Beitrag Wette: Voraussetzungen, S. 25; DRZW 2 (Beitrag Rohde: Blitzkrieg), S. 111.

Im Gegensatz zu Becker und Schmid empfanden andere damalige Soldaten den Beginn des Ostfeldzuges als befreiender als die strapaziösen Vorbereitungen auf dieses Unternehmen auf den Truppenübungsplätzen: „Die Division war wieder auf dem Marsch. Das war wie eine Befreiung von der Routine, vom Alltag.“<sup>1950</sup> Ein Wehrmachtsangehöriger, der auf dem Weg zu seinem ersten Einsatz als Frontsoldat krank wurde und hohes Fieber bekam, fürchtete sogar, „ich dürfte nicht mit in den Einsatz.“ Er erklärte: „Wir waren alle noch begeistert“.<sup>1951</sup>



Russische Beutekarte Fritz Beckers, die auf dem Vormarsch im Sommer 1941 in der Ukraine in deutsche Hände geriet. Die in kyrillischer Schrift geschriebenen Orte wurden von den Deutschen einfach in lateinischer Schrift untertitelt. (Privatarchiv Fritz Becker)

Nachfolgend schildert Gottschalk die Ereignisse der Nacht vom 21. auf den 22.6.1941:

„Also ich sagte ja, am Turm ham wa beobachtet die Bewegungen der russischen Leute, die da sich bewegten. Na, und dann kam der historische Vorabend vom 21. zum 22. - Sommersonnenwende, die Sonne stand am höchsten den ganzen [Tag],

Nicht alle Befragten erkannten, wie Becker, dass „alle Lebensbereiche der Bevölkerung ... instrumentalisiert [wurden], ... und nicht Frieden, sondern Krieg der Normalzustand war,“ so Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 334. Auf diesen Tatbestand führt Kunz die große Akzeptanz zurück, dass „die Inanspruchnahme der Menschen für den Krieg ... prinzipiell keine Grenzen mehr [kannte].“ Ebd.

<sup>1950</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 97.

<sup>1951</sup> Vincent Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 201.

keine Nacht. Und in diesem Zeitraum sind wir in die Bereitstellungsräume marschiert, an Artilleriestellungen vorbei, da lagen die Jungs halbnackt - es war ja warm - und haben gesungen und gesoffen und gejoht, also, das hat man kilometerweit gehört, die deutschen Soldaten, die Artillerie, die Deutschen, die da überall schon in Bereitschaft lagen. Und wir als Infanteristen - vor! Und da sind wir, wie gesagt, an den Bug sind wir rangekrochen, also im Dunkeln, ja? Also, da hat man nichts gehört, als wenn Sie auf Moos laufen, so haben wir uns bewegt. Es war ja auch 'ne strenge Anweisung. Ach so, bevor das abends losging, um 18.00 Uhr, mussten wa antreten, und da hat jeder Soldat scharfe Patronen bekommen, Handgranaten und scharfe Munition also. Und da sagte mein Freund Kurt, sagt er: ‚Naja,‘ sagt er, ‚weißt du, was jetzt kommt?‘ Ja, und da hatten wir schon, es war ja Sommerzeit, da hatten wir dann die scharfen Patr..“.

Nicht nur die grenznah eingesetzten deutschen Soldaten beobachteten in den Tagen vor dem 22.06.1941, was sich auf der Gegenseite tat. Ein Informant schrieb während eines Lazarettaufenthaltes in einem Brief an seine Mitschülerinnen und Mitschüler:

„In den Wäldern wimmelte es nur so von unseren Truppen. Plötzlich ein Schild: Umleitung, Feindeinsicht! – Dort drüben saß der Russe auf Beobachtungstürmen und spähte zu uns herüber. Ob er wohl ahnt, was hier vorgeht. Ein herrlich prickelndes Gefühl so nah am Feind.“<sup>1952</sup>

Die von Gottschalk erwähnten, johlenden deutschen Soldaten sollten anscheinend den Eindruck erwecken, dass deutsche Soldaten friedlich, aber lautstark, die Sonnenwendfeier begingen. Die Sonnenwendfeiern wurden von 1933 – 1944 im Sommer jedoch eigentlich erst am 23.6. gefeiert, im Winter am 21.12. Mit diesen festen Daten wollten die Nationalsozialisten germanische Traditionen aufgreifen. Sie waren besonders für die Hitler-Jugend bedeutsam. Im Sommer wurden in den Abendstunden Lagerfeuer entzündet, in die Ehrenkränze für Parteimärtyrer und Kriegshelden geworfen wurden.<sup>1953</sup> Diese Feiergestaltung bildete ein zentrales Element der nationalsozialistischen Propaganda, da sich hier viele Wege eröffneten, um die NS-Ideologie zu vermitteln und sowohl den Alltag als auch die Privatsphäre, besonders der deutschen Jugendlichen, zu durchdringen.<sup>1954</sup> In Anbetracht des bevorstehenden Angriffs hatten die Deutschen ihre Sonnenwendfeier um zwei Tage vorgezogen, um die sowjetischen Truppen so in Sicherheit zu wiegen. In einigen skandinavischen Ländern – Schweden und Finnland – wird die Sonnenwende traditionell bereits mit dem kalendarischen Sommerbeginn, am 21.6., begangen, so dass die russische Seite im günstigsten Fall keinen unmittelbaren Verdacht schöpfen würde. Außerdem war es den deutschen Einheiten durch dieses Ablenkungsmanöver möglich, letzte Angriffsvorbereitungen so zu treffen, dass der Gegenseite dies nicht sofort auffiel, so die Hoffnung.

Anhand der Aussagen Beckers und Gottschalks wird deutlich, dass die meisten deut-

---

<sup>1952</sup> Brief v. Wolfgang Daser v. 10.11.1941, in: Restloser Einsatz, S. 47.

<sup>1953</sup> Jensen: Sonnenwendfeier, S. 737; Reichel: Schöner Schein; Schellack: Nationalfeiertag.

<sup>1954</sup> Jensen: Feiergestaltung, S. 459f.

schen Soldaten, die im späten Frühjahr 1941 im Zuge riesiger Truppendislozierungen an die russische Westgrenze verlegt worden waren, erst wenige Stunden vor Angriffsbeginn den Befehl erhielten, in die Sowjetunion einzumarschieren.<sup>1955</sup> Den Soldaten sollte so keine Gelegenheit zur Besinnung gegeben, und sie unmittelbar vor Eröffnung des Ostfeldzuges vor vollendete Tatsachen gestellt werden.<sup>1956</sup> Becker sprach von einer Zäsur, die für ihn einen neuen, nicht eben erfreulichen Lebensabschnitt, den Krieg, einleitete.<sup>1957</sup> Ob der Angriff gegen die Sowjetunion eine Besonderheit innerhalb seines Kriegseinsatzes bedeutete, wird bei diesem Informanten nicht ganz deutlich. Er war bereits im Sommer 1940 Soldat. Es ist möglich, dass er die „Zäsur“, von der er im Interview sprach, bereits auf den Frankreichfeldzug ein Jahr zuvor bezog. Vielleicht hatte er sich auch Hoffnungen darauf gemacht, danach sein Studium fortsetzen zu können, sei es, dass der Krieg für Deutschland danach bereits zu Ende ging oder aber er selbst nicht für weitere Kriegseinsätze zur Verfügung stehen musste.

Die Geheimhaltungsstrategie der deutschen Regierung war sowohl nach innen als auch nach außen hin erfolgreich. Erst am Vorabend des 22. Juni 1941 wurden Kartenmaterial, so Becker, und scharfe Munition, so Gottschalk, ausgegeben.<sup>1958</sup> Bis auf die deutschen Soldaten, die offenbar lautstark feiern *sollten*, hatte jede militärische Bewegung leise zu erfolgen.<sup>1959</sup> Daran erinnerte sich, außer Gottschalk, auch Landgraf:

„Und denn war's so, plötzlich, drei Uhr fünfzehn morgens... Ach, und dann haben wir die 1. Gebirgsjägerdivision, mit denen lagen wir da, und die hatten die Geschütze dann, die hatten diese Mulis, kennen Sie da? Pferd - und die nachts immer: Ia-ia-ia-ia (imitiert Muli-Geräusche). Da haben wir gesagt: ‚Wir sollten immer leise gehen, auf keinen Ast treten, und das Viehzeug macht immer ‚he-he‘.“

An alle deutschen Einheiten war die Anweisung ergangen, sich äußerst leise zu bewegen und zu verhalten.<sup>1960</sup> Über die mitgeführten Pferde und Esel, letztere wurden als

<sup>1955</sup> Schröder: Deutsche Mannschaftssoldaten, S. 310f.; Förster: „Barbarossa“, S. 635.

<sup>1956</sup> Ebd., S. 311. Außerdem war so die Geheimhaltung des gesamten Unternehmens gewährleistet. Anton Bentschen berichtete, dass er erst nach dem Angriff auf die Sowjetunion im Osten eingesetzt wurde, jedoch nicht erfuhr, wohin die Reise ging. Er erinnerte sich daran, dass seine Einheit „drei Tage und drei Nächte gefahren [sei], aber wohin kriegste nicht zu hören. Auf der Krim haben wir ausgeladen.“ Danach sei er wiederum mit seinen Kameraden in eine Ju 52 eingeladen worden und meinte dazu: „Wohin? Das wusste keiner, und keiner hat etwas gesagt. Mitten auf dem Feld sind wir gelandet, und die erste Stadt war Kertsch.“ In: Schüddekopf: Krieg, S. 14.

<sup>1957</sup> Bereits an anderer Stelle machte der Befragte deutlich, dass er es vorgezogen hätte, seiner Ausbildung gemäß, den Zivilberuf des Maschinenbauingenieurs auszuüben als Soldat zu sein.

<sup>1958</sup> Am Abend des 21. Juni 1941 wurde um 22.00 Uhr ein Führerbefehl verlesen, dem zufolge der Bolschewismus der Feind war, „der mit 160 Divisionen bereitstände, uns zu überfallen, und dem wir zuvorkommen müssten. Angriffsbeginn: 22.6., 3 Uhr 15.“ Fischer: Ohne die Gnade, S. 99.

<sup>1959</sup> Vgl. Eintr. Daser, 10.11.1941 in: Restloser Einsatz, S. 49: „In jener historischen Nacht hatte ich Nachtdienst in der Funkstelle. Unheimlich ist diese Ruhe! Funkstille. – kein Morsezeichen tönt aus den Empfängern. Der Feind soll keinen Verdacht schöpfen.“

<sup>1960</sup> Dazu Fischer: Ohne die Gnade, S. 97: „Wir fuhren durch polnisches Gebiet. Bei jedem Halt zogen wir in Waldstücken unter und tarnten unsere Fahrzeuge sorgfältig. Die letzte

Lasttiere der Gebirgsjagereinheiten eingesetzt, hatten die Wehrmachtstruppen jedoch wenig Handhabe. Es ist denkbar, dass die Tiere die allgemeine Aufbruchstimmung witterten und deshalb unruhig wurden und dies auch lautstark zum Ausdruck brachten. Der damalige Reserveoffiziersanwärter, Robert Dohr, berichtete aus dem Bereitstellungsbereich seiner Einheit im polnischen Sokal am Bug: „Es wurde nur noch geflüstert, sogar den Pferden hatte man die Hufe umwickelt, damit sie keinen Krach machen.“<sup>1961</sup> Gegen lautes Wiehern waren die Soldaten jedoch machtlos. Fast wie ein Kind beklagte sich Landgraf über das wenig leise Verhalten der Mulis und über deren mangelhafte Befolgung der allgemeinen Anweisung. Was bei dem Befragten nur unterschwellig anklingt, sprach ein anderer Zeitzeuge offen aus, und zwar, wie gereizt die Stimmung in den letzten Tagen vor dem Überfall auf deutscher Seite gewesen ist. Unteroffiziere und Feldwebel waren sehr nervös.<sup>1962</sup> Die Atmosphäre war äußerst angespannt, die Mannschaftsdienstgrade verfielen in „bedrückendes Schweigen“.<sup>1963</sup> Der Befragte Buhr machte am 21. Juni 1941 noch eine besondere Beobachtung, die auch in der Literatur oft als Argument gegen die Präventivkriegthese angeführt wird:

„Einen Tag, bevor wir einmarschiert sind, sind wir in Przemysł noch über die Brücke von der... ich weiß im Moment nicht, welcher Fluss da läuft, jedenfalls da über die Brücke ging der ganze Transport. Die transportierten Öl und solche Sachen, Tankzüge fuhren zu uns, mit Holz und so was, und von unserer Seite wurden Maschinen und andere Sachen den Russen geliefert. Und ein oder zwei Tage, bevor wir einmarschiert sind, sind oben auf der Brücke noch die Züge hin- und hergefahren. ... [Das deutet] darauf hin, dass die Russen nicht... dass man sie wirklich also im Zweifel gehalten hat, ob wir kommen. Ja, und uns wurde als Ziel gesagt: Eroberung des Kaukasus und dann Durchbruch zum Indischen Ozean also zum... Richtung Suezkanal. ... Ja [1941 schon], und ob! Wir sind bis Rostov, sind wir schon '41... Und von Rostov sollte dann die Eroberung der Kaukasusfront zum Schwarzen Meer und der Durchbruch, dann so ähnlich wie heute beim Irak, und da sollte dann zum Schwarzen Meer, äh, zum Indischen Ozean. ... Ja, wir waren ja... es war ja bis jetzt alles immer gut gelaufen. Es hatte geklappt, und wir waren ja bis Rostov gekommen.“<sup>1964</sup>

Bei Przemysl fließt der Fluss San. Buhr beobachtete umfangreiche Lieferungen der

Etappe unseres Marsches wurde nachts zurückgelegt. Vor dem Morgengrauen verschwanden wir wieder in einem Waldstück. ... Der Wald wimmelte von Fahrzeugen, Waffen und Soldaten. Bei Tageslicht durfte sich niemand von uns außerhalb der Deckung sehen lassen. Nun wussten wir – es wird ernst. Das machte uns zwar nachdenklich, aber lange noch nicht bedrückt.“

<sup>1961</sup> Robert Dohr, in: Schüddekopf: Krieg, S. 146.

<sup>1962</sup> Wette: „Es roch nach Ungeheuerlichem“, S. 67 – 73. Derselbe Zeitzeugenbericht auch bei Opitz: Die Stimmung in der Truppe, S. 230 – 239.

<sup>1963</sup> Wette: „Es roch nach Ungeheuerlichem“, S. 70.

<sup>1964</sup> Willy Fohrmann, FpBf 11.9.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 290, sprach 12 Wochen nach Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion, der Eroberung des Riesenreiches und seiner Ressourcen, auch den Vernichtungsgedanken an, der dem Feldzug zugrunde lag: „Bisher haben wir dem russischen Koloss manch ungetümes Glied seines Leibes ab-geschlagen – drüben im Raum bis zum Donez wollen wir ihm seine Erzberge nehmen, aus denen er sich nährt; wir wollen den Strom seines stählernen Blutes eindämmen, damit es nicht weiterhin in seinem Leibe pulse; denn wir glauben, dass mit der Vernichtung des Leibes auch die Idee vernichtet wird. Darin allein liegt unsere Aufgabe und das Ziel des Krieges im Osten.“

Sowjetunion an das Deutsche Reich unmittelbar vor dem Angriff und sah Züge mit Waren von Deutschland aus in den Osten rollen.<sup>1965</sup> Ökonomische Interessen hatten beim Abschluss des Hitler-Stalin-Paktes eine große Rolle gespielt, denn:

„die Sowjetunion konnte aus dem Schatz ihrer Kornkammern und Rohstoffreserven ein Vielfaches dessen anbieten, was Polen zu liefern vermochte. Nicht die politischen, sondern die ökonomischen Ziele und das langfristige ‚Lebensraumziel‘ waren es, die Hitler bewogen, Anfang September Polen anzugreifen. Als der Hitler-Stalin-Pakt geschlossen war, konnte Hitler die Intervention in Polen wagen. Er meinte: ‚Wir brauchen keine Angst vor einer Blockade zu haben. Der Osten liefert uns Getreide, Vieh, Kohle, Blei, Zink.‘“<sup>1966</sup>

Die Frage, warum die Russen weiter das Deutsche Reich belieferten, obwohl die an der Grenze stationierten deutschen Truppen und Panzer nicht unbemerkt geblieben sein konnten, wird in der Fachliteratur damit begründet, dass Stalin zwar von der deutschen Truppenkonzentration Kenntnis besaß,<sup>1967</sup> aber bis zuletzt an einer Politik der Beschwichtigung festhielt und so hoffte, einen deutschen Angriff verhindern zu können.<sup>1968</sup> In den Jahren 1940/41 hatten beide Länder einen intensiven Wirtschaftsaustausch betrieben. Stalin habe in einer tiefen und langfristigen ökonomischen Bindung beider Mächte ein Instrument der Friedenserhaltung gesehen, so der Historiker Manfred Zeidler.<sup>1969</sup>

Geschickt wurde den deutschen Soldaten im Vorwege des Ostfeldzuges der „Kaukasus“ mit anschließendem „Durchbruch zum Indischen Ozean“ als vorrangiges Ziel genannt,<sup>1970</sup> und so der geplante Vernichtungskrieg auf die Eroberung der in Deutschland fehlenden Ressourcen reduziert und auf die Möglichkeit, England über seine Kolonien zu besiegen.<sup>1971</sup> Dazu äußerte ein Informant gegenüber Schüddekopf:

<sup>1965</sup> Vgl. Restloser Einsatz, S. 64: „Sowjetische Transportzüge waren bis wenige Stunden vor dem deutschen Überfall über die Grenzstationen gerollt,“ sowie der Bericht von Anton Bentschen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 14: „Dann hieß es, unsere Truppen sind in Russland. Und dabei kam doch freiweg ein Güterzug nach dem anderen aus Russland, die lieferten doch noch immer, ich weiß nicht was.“ Vgl. Tauber: Planung, 169.

<sup>1966</sup> Volkmann: Polen im politisch-wirtschaftlichen Kalkül, S. 88f.

<sup>1967</sup> Die sowjetische Führung hatte in den Wochen vor dem 22.6.1941 eine Reihe von Hinweisen auf den bevorstehenden deutschen Überfall erhalten, u. a. von Churchill, von Richard Sorge - in Tokio als Agent für die Sowjetunion tätig - und von mehreren deutschen Überläufern. Es gab sogar Informationen über das genaue Datum des bevorstehenden Angriffs. Im Glauben daran, dass Hitler die Sowjetunion nicht angreifen würde, bevor England kapituliert hatte, ignorierte Stalin alle diese Meldungen. Vgl. Restloser Einsatz, S. 48.

<sup>1968</sup> Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, S. 311; Pietrow-Ennker: Deutschland im Juni 1941, S. 586 – 607.

<sup>1969</sup> Zeidler: Deutsch-sowjetische Wirtschaftsbeziehungen, S. 107.

<sup>1970</sup> Dazu u. a. Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 45: „Irgend jemand erzählt von einer Linie, jetzt z. B. der Don, an dem halt gemacht wird, und dass wir dort große Stellungen bauen werden und die Luftwaffe den Rest macht. – Es gibt sogar ganz Verwegene, die die geheimsten Gedanken unseres ‚Malergefreiten‘ kennen: Durchmarsch durch Russland in die Türkei, die dann mit uns mitmacht, Vereinigung mit Rommel am Suezkanal. Die Engländer werden dann außerordentlichen überrascht sein!“

<sup>1971</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 95f.: „Natürlich würde der Krieg weitergehen, und bestimmt auch bald, wie man aus dem Betrieb hier schließen konnte. ... Ganz Schlaue wussten es schon zuverlässig: Stalin hat der Deutschen Wehrmacht den Durchmarsch

„Schon seit 1939 hatte das Oberkommando der Wehrmacht Interesse an den Ölfeldern um Maikop, Grozny und Baku gezeigt und sie 1941 noch vor dem Angriff auf die Sowjetunion als kriegswirtschaftlich herausragendes Ziel bezeichnet.<sup>1972</sup> Die Eroberung des russischen Südens mit seinem Öl und seinen Industrien sollte der sowjetischen Kriegsproduktion den Boden entziehen, das Land in zwei Teile aufspalten und mit den gewonnenen Ressourcen nicht nur hier, sondern auch im Westen, wo Hitler die Entstehung einer zweiten Front fürchtete, den Sieg über die Vereinigten Staaten und Großbritannien bringen. ‚Wenn‘, hatte er in einem viel zitierten Satz im Mai 1942 vor hohen Offizieren gesagt, ‚ich das Öl von Maikop und Grozny nicht kriege, muss ich diesen Krieg liquidieren.‘ Das war jedoch, wie sich zeigen sollte, nicht siegesgewisse Rhetorik und mit einer möglichen Selbstkritik als Oberster Befehlshaber nicht zu verwechseln. Für Hitler war der Süden der Sowjetunion der Teil des Landes, der ‚zur Sicherung des Lebensraums notwendig sei. Ein Land, wo Milch und Honig fließt.‘“<sup>1973</sup>

Hitler hatte mehrfach angedeutet, dass er nicht vorhatte, sich mit der Eroberung Europas zufrieden zu geben, sondern dass sein Ziel darin bestand, „die Welt zu beherrschen.“<sup>1974</sup> Der Kaukasus schien zunächst als das ideale Sprungbrett für die weiteren Kriegsziele Vorderer Orient und Mittlerer Osten,<sup>1975</sup> von wo aus vor allem England indirekt getroffen werden sollte.<sup>1976</sup> Da die direkten Angriffe auf die britischen Inseln nicht den gewünschten Erfolg gebracht hatten, hatte die deutsche Führung derartige Versuche 1941 in Nordafrika und auf dem Balkan gegen englisch besetzte oder unter englischem Schutz stehende Territorien unternommen.

Der damalige Soldat Heinz Meier schrieb in einem Brief an die Heimat von einem „europäisch-asiatischen Festlandsblock, der uns unabhängig macht von der Herrschaft der Meere und wir also die Zufuhr von Rohstoffen auf dem Landweg schaffen“,<sup>1977</sup> da Amerikaner und Engländer den Atlantik über Wasser beherrschten, und die Deutschen nicht genügend Kapazitäten hätten, um eine ähnliche Transportflotte aufzubauen. Diese für deutsche Soldaten offenbar sehr einsichtigen

durch die Sowjetunion freigegeben. Wir marschieren zum Kaukasus und nehmen über Persien die Engländer in die Zange. Rommel greift über den Suezkanal an. Das klang fast glaubhaft. Warum auch nicht? Kühne Strategien lagen doch dem Führer, und was er damit erreichte, hatte er ja in Polen und Frankreich bewiesen. Wir hielten uns für so unschlagbar, wie es die Propaganda behauptete.“

<sup>1972</sup> Eichholtz: Krieg um Öl.

<sup>1973</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 30.

<sup>1974</sup> Hitler: MK I, S. 782; Thies: Architekt der Weltherrschaft, S. 57f.; Giordano: Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte, S. 30

<sup>1975</sup> Giordano: Wenn Hitler..., S. 49. Goebbels notierte am 19.8.1942 in seinem Tagebuch: „Der Führer verfolgt den gigantischen Plan, beim Erreichen der russischen Grenze in den Nahen Osten vorzubrechen, Kleinasien in unseren Besitz zu bringen, Irak, Iran, Palästina zu überrumpeln und damit England nach dem Verlust der ostasiatischen Quellen die letzten Ölreserven abzuschneiden.“ Fröhlich: Goebbels-Tagebücher, Bd. 5.

<sup>1976</sup> Vgl. FpBf Willy Fohrmann, 2.5.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 245: „... Isolierung Englands von Indien als dem größten Rohstoffland und von Amerika als dem einzigen Verbündeten, so sehen wir die Aufgabe für die nächste Zeit. Sollte Russland bei der Erfüllung dieses Ziels in den Weg treten, so sind wir da.“

<sup>1977</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 141. Vgl. Ueberschär: „Russland ist unser Indien“, S. 68, 71f., der Hitlers Idee betont, wonach die Sowjetunion lediglich Agrar- und Rohstoffquelle sowie Absatzgebiet im Sinne eines kolonialen Hinterlandes sein sollte, aber kein Feld für industrielle Produktion darstelle.

Argumente, wonach Deutschland neue Rohstoffe erschließen müsse, waren Motivation genug, den Angriff am 22. Juni mit zu tragen, ohne die Konsequenzen für alle Beteiligten weiter zu hinterfragen. Die wirtschaftliche Ausbeutung Russlands als Binnenkolonie, als einem deutschen Indien,<sup>1978</sup> „ermöglichte zugleich die für Kolonialkriege typische Brutalität“, zumal es sich darüber hinaus „um den Kampf zwischen Gut und Böse“<sup>1979</sup> handelte. Später, so hatte es auch Hitler in Aussicht gestellt, würden die Deutschen nach der Inbesitznahme entsprechender Rohstoffquellen auch gegen Kontinente – Amerika – antreten können.

Der damalige Funker, Fritz Schreiber, dessen Einheit im April 1941 ins besetzte Polen verlegt wurde, berichtete, es habe „mit den Polen ... überhaupt keinen Kontakt“ gegeben, „wir lagen da in 'nem Gelände weitab von allem.“ Als dann am 22. Juni der Angriff auf die Sowjetunion begonnen hatte, habe er sich gefragt: „Was wollen wir hier? Was wird das geben?“ und meinte: „Bis zum letzten Tag haben wir nicht gewusst, was gespielt wurde.“<sup>1980</sup>

Für die deutschen Soldaten schien der 21. Juni 1941, ähnlich wie für die Russen, „ein Tag zu werden wie jeder andere auch.“<sup>1981</sup> Während Buhr tagsüber beobachtete, wie die sowjetische Seite den Güterverkehr mit dem Deutschen Reich noch am 21. Juni aufrechterhielt, und auch andere Zeitzeugen, wie später Gottschalk, tagsüber zunächst nichts Außergewöhnliches feststellen konnten, änderte sich dies am Abend:

„Auf einmal waren überall Plakate angeschlagen, auf denen die Uniformen der russischen Armee gezeigt wurden. Ein Zeichen, dass die Entscheidung nicht fern sein konnte. – Und es war auch so. Der Kommandeur gab die Proklamation des Führers bekannt.<sup>1982</sup> Morgen früh greift das deutsche Ostheer an. Ich stand ganz im Banne dieser Tatsache! ... Also morgen würde ich den Krieg kennen lernen. Hatte ich Angst? – Nein! Beinahe mit kindlicher Neugier erwartete ich das Unbekannte.“<sup>1983</sup>

Andere wiederum beschlich in der Nacht vor ihrem ersten großen Angriff „ein komisches Gefühl, wir wussten ja nicht, wie es läuft, wie es zugehen wird.“<sup>1984</sup>

Mit der Eröffnung des Ostfeldzuges wurden die Soldaten nun in extremster Weise mit Tod, Vernichtung und Zerstörung konfrontiert. Bevor der Interviewpartner Gottschalk auf den ersten Toten, den er sah, zu sprechen kam, erwähnte er noch eine Besonderheit, die sich am Vorabend des 22. Juni 1941 zutrug, nachdem seine Einheit

<sup>1978</sup> Vgl. Ueberschär: „Russland ist unser Indien“, S. 66 – 77.

<sup>1979</sup> Jasper: Zweierlei, S. 71; Ueberschär: „Russland ist unser Indien“, S. 67.

<sup>1980</sup> Es wird häufiger von deutschen Soldaten berichtet, dass sie nur Kenntnis davon hatten, was in ihrer unmittelbaren Umgebung vor sich ging. Auch die nächsten Zielpunkte wurden ihnen – vermutlich aus Sicherheitsgründen – nicht mitgeteilt. Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 235: „Nach der Ablösung geht es in schnellem Marsch an einen uns unbekanntem Abschnitt. Wie üblich wissen wir, die gewöhnlichen Landser, wieder nichts.“

<sup>1981</sup> Brief v. Wolfgang Daser, 10.11.1941, in: Restloser Einsatz, S. 47.

<sup>1982</sup> Auszüge v. Hitlers Proklamation „Soldaten der Ostfront!“ v. 21.6.1941, in: ebd., S. 46.

<sup>1983</sup> Ebd., S. 47, 49.

<sup>1984</sup> Vincent Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 201.

an den die Sonnenwende „feiernden“ Soldaten vorbeigekommen war:

„Dann sind wir losmarschiert, an einen Waldhain, und da hieß es: ‚Stop. Alles steht!‘ Und wer kam um die Ecke? Der Pastor, also ein Prediger. Kurze Ansprache vom Bataillonskommandeur und dann Helm ab zum Gebet, hinknien, Helm vor die Brust, und dann hat er uns gesegnet. Und das war die Segnung für den ander'n Morgen.“

Gottschalk ist einer von wenigen Informanten, die die Segnung des Angriffs und der deutschen Soldaten durch einen Pastor erwähnen.<sup>1985</sup> Entweder haben die anderen Befragten ein solches Ereignis am 21. Juni 1941 nicht erlebt, oder aber sie haben es als nicht so außergewöhnlich angesehen, dass es erzählenswert gewesen wäre.<sup>1986</sup> Gottschalk ist es jedoch offensichtlich als Kuriosum in Erinnerung geblieben. Zumindest schien er verwundert, dass der Marsch seiner Einheit in Richtung Bereitstellungsraum plötzlich gestoppt wurde und überraschenderweise der Pastor erschien. Mittels Gebet und anschließendem Segen sollte der einzelne Soldat Schutz und Stärkung erfahren.<sup>1987</sup> Außerdem wurden unter Umständen Zweifel bei denjenigen zerstreut, die von der Richtigkeit des bevorstehenden Angriffes noch nicht überzeugt waren oder diesem ängstlich gegenüberstanden.<sup>1988</sup>

Da die Wehrmacht Hitler „bei Gott“<sup>1989</sup> die Treue geschworen hatte, erschien der Zeitpunkt der Segnungs-Zeremonie unmittelbar vor dem bevorstehenden Angriff seinerzeit vielleicht etwas ungewöhnlich, entbehrte jedoch aufgrund der geleisteten Eidesformel „bei Gott“ nicht einen gewissen Sinn.

Auch Golder erwähnt in seinem Tagebuch am 20.6.1941, das sein Bataillon in

<sup>1985</sup> Hierzu jedoch vgl. u. a. Richter: Die Chance des Gewissens, S. 31: „Vor der großen Offensive [am 22.6.1941] habe ich noch einen Feldgottesdienst erlebt. Der Divisionspfarrer, mit einem großen silbernen Kreuz auf der Brust, hatte uns auf sehr seltsame Art Mut zugesprochen. Es sei eine entscheidende christliche Aufgabe für uns, unser Leben zur Niederwerfung des atheistischen bolschewistischen Russen einzusetzen. Stattdessen hätten sie uns auch einen agitierenden Propagandaoffizier schicken können.“

<sup>1986</sup> Der Befragte Becker erwähnte ebenfalls das Erlebnis eines solchen Gottesdienstes an der Ostfront „drei, vier Tage vorher“, also am 18. oder 19.6.1941. Siehe Abschn. 5.10. Hellmann: Ich war bestimmt kein Held, S. 182, erinnerte sich daran, dass ein Geistlicher den Soldaten den kirchlichen Segen bereits unmittelbar nach der Vereidigung erteilte.

<sup>1987</sup> In der Kanzelabkündigung zum Kirchlichen Männersonntag am 15.10.1939, Abdr. in Schröter: Held oder Mörder, S. 20, die an den mittelalterlichen Kreuzzuggedanken erinnert, hieß es: „In höchstem sittlichen Ernst und in kraftvoller Treue wollen und müssen wir unser Mannestum bewähren. Wir schauen dabei empor auf den Mann am Kreuz, unseren Herrn und Heiland Jesus Christus, der für uns den guten Kampf des Glaubens gekämpft und uns ein Vorbild gelassen, dass wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen.“

<sup>1988</sup> Es gab Geistliche, wie den Stadtpfarrer von Böblingen (bis 1939) und, in Personalunion, Kreisleiter der „Deutschen Christen“ (seit 1933) sowie Lehrer an der „Adolf-Hitler-Schule“ in Sindelfingen, wie Dr. Alfred Meyer, der seine Ämter schon bald dahingehend ausnutzte, mit den Worten: „Kein deutscher Christ, ja kein Christ überhaupt, der nicht ... ein überzeugtes Ja spricht zum Weg unseres Führers Adolf Hitler,“ für die NSDAP zu werben. Auch gegen die Juden, die er auch in religiöser Hinsicht als minderwertig abzustempeln versuchte, ging er im Unterricht vor. Restloser Einsatz, S. 68. Das Zitat Meyers veröffentlichte die Sindelfinger Zeitung vom 11.11.1933, Abdruck in: ebd.

<sup>1989</sup> Missalla: „Wer glaubt, kann besser sterben“. Domradio-Interview v. 28.8.2009, S. 2.

Malochwiej „in Bereitstellung gegen Russland“ liege, wo im übrigen „der Pole“ tatsächlich einmal „arbeitet“, und führt folgendes aus: „Dies ist nun amtliche, harte Gewissheit! Es wird der grösste Vernichtungskampf der Geschichte werden.“ In einer Nachschrift zu diesem Eintrag heißt es: „Wir haben alle unser Testament gemacht.“ Im Anschluss daran erschien ein „Feldgeistlicher“, der „auf einer offenen Fläche Gottesdienst für alle gehalten [hat]. Der Divisions-General hielt danach eine 'zündende' Ansprache: 'Vorwärts zum Kampf für Volk und Vaterland gegen den atheistischen Bolschewismus!'“<sup>1990</sup>

Inwiefern solche Maßnahmen wirklich zur Stärkung des Kampfgeistes beigetragen haben, ist schwer zu beurteilen. Dem einen oder anderen mag Gottes Segen Kraft gegeben haben, andere wiederum erkannten vielleicht jetzt erst den Ernst der Lage, in die sie am nächsten Tag versetzt würden. Das Auftreten des Pastors verlieh dem Unternehmen auch einen gewissen offiziellen Rahmen und unterstrich so möglicherweise die Seriosität des Vorhabens.<sup>1991</sup> Die Frage nach der Mitverantwortung der Kirche und ihrer Rolle im Nationalsozialismus ist in den letzten Jahren in vielfältigen Kontroversen, Debatten und Diskussionen zur Sprache gekommen. Die unmittelbar nach dem Krieg von einem Jesuitenpfarrer aufgestellte These: „Kirche und Nationalsozialismus schlossen sich in allem wesentlichen aus wie Licht und Finsternis, wie Wahrheit und Lüge, wie Leben und Tod“,<sup>1992</sup> wird schon anhand Gottschalks Ausführungen widerlegt.<sup>1993</sup> Es gab zwar eine große Zahl an Widerständlern innerhalb der katholischen und evangelischen Kirchen – besonders die Katholiken erwiesen sich gegenüber dem nationalsozialistischen Gedankengut als in weiten Teilen resistent.<sup>1994</sup> Zugleich offenbarten aber sogar einige hohe Kirchenvertreter eine ambivalente Haltung. So prangerte etwa Kardinal Clemens August Graf v. Galen als damaliger Bischof zwar die Euthanasieaktionen des NS-Regimes an. Bei näheren Recherchen fanden sich jedoch auch „zahlreiche konservative Schnittmengen seines Denkens mit

---

<sup>1990</sup> KTB Golder (Eintrag am 20.6.1941).

<sup>1991</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 179.

<sup>1992</sup> Koch: Vom Widerstand der Kirche 1933 – 1945, S. 468 – 472.

<sup>1993</sup> Bei Schröter: Held oder Mörder, S. 65, heißt es dazu: „Zu Kriegsbeginn, am 1. September 1939, läuteten überall die Kirchenglocken. Offensichtlich fühlte sich die Kirche dazu verpflichtet, Jubel und positive Kriegsstimmung zu wecken.“

<sup>1994</sup> Kißener S. 73. Dieses Bild wurde in den letzten Jahren jedoch differenziert und mit historiographischer Tiefenschärfe betrachtet. Besonders heftig umstritten ist die Frage nach antisemitischen Denk- und Verhaltensdispositionen und somit der Mitverantwortung des Katholizismus bei der Unterstützung des Genozids an den Juden. Zu den Positionen der Kirche im Zweiten Weltkrieg siehe u. a. auch folgende Forschungsarbeiten: Hummel/Kösters (Hg.): Kirchen im Krieg; dies. (Hg.): Zwangsarbeit und katholische Kirche; Gruber: Katholische Kirche und Nationalsozialismus; Scherzberg (Hg.): Vergangenheitsbewältigung im französischen Katholizismus und deutschen Protestantismus; dies. (Hg.): Theologie und Vergangenheitsbewältigung; Blet SJ: Papst Pius XII und der Zweite Weltkrieg; Sánchez: Pius XII. und der Holocaust; Aussermair/Hoff (Hg.): Dietrich Bonhoeffer.

dem Nationalsozialismus.“<sup>1995</sup> Von Galen lehnte zwar den Totalitarismusgedanken grundsätzlich ab, gab aber beispielsweise seine Zustimmung zum Russlandfeldzug.<sup>1996</sup>

Seit dem Herrschaftsantritt der Nationalsozialisten sahen sich die bis zum Ende der Weimarer Republik verfassungsrechtlich privilegierten deutschen Kirchen an den Rand der Gesellschaft gedrängt.<sup>1997</sup> Die evangelische Kirche erfuhr seit 1933 eine tiefe Spaltung: der eine Teil, die „Deutschen Christen“, propagierte die weitgehende äußere wie innere Gleichschaltung der evangelischen Kirche mit dem NS-Regime<sup>1998</sup>; der andere Teil, die so genannte Bekennende Kirche, blieb unangepasst, berief sich auf das Evangelium und grenzte sich deutlich vom Nationalsozialismus ab. Die katholische Kirche versuchte 1933, ihre Rechte in einem zwischen dem Vatikan und dem Dritten Reich ausgehandelten Konkordat festschreiben zu lassen.<sup>1999</sup>

Es ist hier nicht möglich, die Entwicklung der beiden großen Kirchen seit 1933 noch ausführlicher darzustellen. Festzuhalten bleibt, dass Hitlers Interesse an den deutschen Kirchen gering war und die „Gleichschaltung“ auch hier sein einziges Ziel blieb. Die Vertreter beider Konfessionen hatten sich den Maximen der NS-Politik unterzuordnen. Jeglicher Widerstand wurde scharf sanktioniert. Auch eine Militärseelsorge konnten die Kirchen kaum entfalten. Die Heeresgeistlichen hatten zwar in den Stäben eigene Dienststellen, ihr Wirkungskreis beschränkte sich jedoch auf die unmittelbare seelsorgerische Betreuung von Verwundeten, Sterbenden und Angehörigen von Gefallenen. So genannte „Kasernenabendstunden“, Vorträge und Musikveranstaltungen wurden nicht von allen Wehrmachtstellen bzw. Offizieren geduldet. Im Verlauf des Zweiten Weltkrieges schwand die Zahl der Seelsorger in militärischen Verbänden.<sup>2000</sup> Für die „Gruppe Seelsorge“ im OKH, stellte die Feldseelsorge ein Mittel zur Stärkung der Kampfkraft dar. Gottschalks Aussage verdeutlicht einmal mehr die widersprüchliche Haltung der evangelischen Kirche zwischen Nonkonformismus und Kollaboration. Auch Bernecker schrieb in seinen Erinnerungen, dass seine Einheit vor der vierten Kurlandschlacht, Ende Januar 1945, Besuch von einem Divisionspfarrer

---

<sup>1995</sup> Kißener, S. 72.

<sup>1996</sup> Ebd.; vgl. Kuroпка: Clemens August Graf v. Galen sowie Missalla: „Wer glaubt, kann besser sterben“. Domradio-Interview v. 28.8.2009, S. 2.

<sup>1997</sup> Erst nach der psychologischen Kriegswende 1942/43, änderte sich das bis dahin kümmerliche Dasein, das die Kirchen während der NS-Zeit führten, und sie erfuhren wieder mehr Zulauf. Dennoch waren die NS-Feiergestalter bemüht, den Kirchen bei Riten wie Geburt, Hochzeit und Beerdigung den Rang abzulaufen. Jensen: Feierygestaltung, S. 459f.

<sup>1998</sup> Nicolaisen: Deutsche Christen, S. 420.

<sup>1999</sup> Die Rolle des Konkordats ist bis heute in der Forschung umstritten. Die einen halten es für einen Ausdruck des Konsenses zwischen Vatikan und Hitler. Für die anderen ist es die vertragliche Zusage der Rechte der Katholiken in Deutschland. Kreuter: Reichskonkordat, S. 678f.

<sup>2000</sup> Nowak: Kirchen und Religion, S. 197. In modernen Verbänden, wie der Luftwaffe, waren Militärgeistliche fast gänzlich verschwunden.

erhielt:

„Es war der erste und letzte Gottesdienst, an dem ich im Felde teilnahm und die heilige Kommunion empfing. Pfarrer Kaul schenkte mir zur Erinnerung an den Empfang der heiligen Sakramente im Kriege ein katholisches Feldgesangbuch mit einem Bild des hl. Sebastian, dem todesmutigen Soldaten Christi. ... An jenem Morgen des 24. Januar ließen diese Geschehnisse in mir ein unbequemes Gefühl aufkommen: Kino – Gottesdienst – dann diese Kommunion, die mir ein Sterbesakrament zu bedeuten schien. ‚Da ist doch etwas faul, so viel Aufwand, da steckt doch etwas dahinter‘, ... Und ich sollte mich nicht täuschen, denn der Kanonendonner vorne ließ nicht nach. Der Iwan war wieder aktiv geworden, trotz Schnee und grimmiger Kälte. Es dauerte nicht lange, bis Lkw in den Hof rollten, die uns abholten. ... Die vierte Kurlandschlacht war angebrochen.“<sup>2001</sup>

Der von Bernecker erwähnte Besuch des Pfarrers ließ Böses ahnen, und seine Vorahnung täuschte nicht: nach Polen, Frankreich und dem Balkanfeldzug stand ein erneuter, wie sich später herausstellen sollte, noch schwererer Angriff bevor.<sup>2002</sup> Der Besuch des Pfarrers diente dazu, die Soldaten geistig, seelisch und körperlich auf eine weitere Schlacht einzustellen. Ein anderer ehemaliger Wehrmichtsangehöriger berichtete, dass auch vor dem Beginn des Angriffs auf Polen, am 1. September 1939, ein Gottesdienst stattgefunden hat, der die ohnehin bedrückte Stimmung in seiner Einheit noch verstärkte. Die Beschreibung erinnert an Gottschalks Bericht:

„Bevor sie uns ins Gefecht schickten, wurden wir in eine Kirche zum Gottesdienst geführt, und auch dem Pfarrer und seiner Predigt war die Bedrückung anzuhören. Danach erhielten wir scharfe Munition.“<sup>2003</sup>

Es scheint, als wären erst nach dem gewonnenen Frankreichfeldzug im Sommer 1940 Stimmung und Vertrauen der deutschen Soldaten und der Reichsbevölkerung in die NS-Führung gestiegen.<sup>2004</sup> Vor dem Polenfeldzug herrschte jedoch noch allgemeine Anspannung:

„Als dann Hitler zu hören war, ‚Ab heute Morgen 5.45 Uhr wird zurück geschossen!‘, hat niemand in meiner Umgebung gejubelt. Die Menschen waren bedrückt. ... Ein ganz trauriger Haufen saß da am nächsten Tag in unserem Schützenpanzerwagen.“<sup>2005</sup>

Den Pfarrern war es nicht gelungen, allen Wehrmichtsangehörigen, angesichts ihres ungewissen Schicksals, das nötige Selbstvertrauen zu vermitteln.

Die Stimmung vor dem Angriff auf Polen Ende August 1939 beschrieb auch Fischer, der sich im westfälischen Hannoversch Münden aufhielt:

<sup>2001</sup> Bernecker: Generation, S. 324f.

<sup>2002</sup> FpBf (26.6./30.6.1941), Meier: Es ist so kalt, S. 147: „... all das, was man in Polen und Frankreich nicht zu befürchten brauchte, tritt jetzt im Kampf gegen die Russen ein.“

<sup>2003</sup> Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 30.

<sup>2004</sup> Meldungen aus dem Reich v. 24.6.1940, zit. in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 72f.

<sup>2005</sup> Ebd; vgl. Fritz Schreiber, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 44: „Wie man sich gefühlt hat, im September 1939 ... ist schwer zu beschreiben. Keine Begeisterung, ein eigenartiges Gefühl: Es ist Krieg. Krieg ist ein ganz schlimmes Wort. Als Achtzehnjähriger konnte man noch nicht erfassen, was Krieg bedeutet. Die Älteren, die dachten anders: Das geht schief, das kann nicht gut gehen.“

„Überall in den Ortschaften liefen frisch eingezogene Reservisten in ihren gerade verpassten Uniformen ... umher. Bespannte Einheiten, verstörte, aufgeregte Menschen und – keine Spur von Begeisterung.“<sup>2006</sup>

Bei der Schilderung der weiteren Geschehnisse am Vorabend des Angriffs auf die Sowjetunion meinte Gottschalk, dass der Angriffstermin wegen der besseren Tarnung auf den der Sonnenwendfeier folgenden 22. Juni 1941 festgelegt worden sei. Die Russen sollten glauben, die Deutschen seien in Feier-, aber nicht in Angriffsstimmung. Dann beschrieb Gottschalk den deutschen Überfall am frühen Morgen des 22. Juni, der mit dem Tod eines russischen Wachsoldaten begann:

„Nicht, und von dort aus sind wir dann bei den Artilleriestellungen vorbei. Die [Soldaten] haben gehöhlt und getobt, das war alles nur Blende für die Russen, damit die glauben, die Deutschen feiern jetzt ihre Juninacht. Sehen Sie? Das war alles politisch genau ausgeknobelt. Und da sind wir in den Bereitstellungsraum gekrochen. Mäuschen still, und dann, um 2.00 Uhr, wurde 's schon ganz langsam, fast... hell, hell, langsam. Und 3.15 Uhr begann ja der Schlag. Und da konnten wir dann sehen, wie... da war ein Turm auch, ein B-Turm, wie ein russischer Soldat hochklettert, also vielleicht zwei Minuten oder drei Minuten, bevor das losging, um drei Uhr fünfzehn, und um drei Uhr fünfzehn, da schoss... da war 'ne 3,7 Pak-Kanone, ganz vorne hat man die hingbracht. Das haben die Russen gar nicht mitgekriegt. Und in dem Moment drückt er aufs Hebelchen, und da flog dieser russische Soldat, das war der erste Tote, flog er, ‚Kullermann‘, da flog die ganze Kappe schon weg. So, und das war der Start, und dann sind wir aufgestanden. Und dann schscht, hin zum Bug, Schlauchboote runter, dann wir reingesprungen, mit zwei ... hatt' ich im Arm, also zwei Munitionskästen, die Lafette vom MG, dann reingesprungen und dann ... Na, so wurden wir über 'n Bug übergesetzt. Wir mussten ja über's Wasser. Das war ja der Grenzfluss. ... Ja, aber [bei uns war] fest[e] [Begeisterung]! Ja, aber das ham wir alles... also, ich hab das gar nicht [als Überfall] empfunden. Na ja, also, die Älteren: mein Kurt [meinte]: ‚Na ja,‘ sagt er, ‚jetzt kommt schöne Scheiße, jetzt geht's wieder los mit Krieg.‘ Also ernsthaft. ... Kein Wort [über Unrechtsbewusstsein]. ‚Jetzt geht's los, jetzt müssen wir ran. Also da gibt's kein Pardon, jetzt müssen wir ab die Post!‘“

In den frühen Morgenstunden des 22. Juni wurde zwischen 3.00 und 3.30 Uhr der Grenzfluss Bug überschritten. In den ersten Kriegstagen fiel deutschen Soldaten auf, dass der sowjetische Gegner vom Angriff überrascht und auf diesen auch nicht vorbereitet war.<sup>2007</sup> Aus heutiger Sicht wirkt es unverständlich und befremdlich, dass die Eröffnung von Kampfhandlungen gegen die Sowjetunion nicht als Überfall empfunden wurde, wie Gottschalk deutlich machte. Wie auch von anderen Befragten berichtet wird, machten sich vor allem die jüngeren deutschen Soldaten offensichtlich keine Gedanken darüber. Nur die älteren, die bereits an anderen Feldzügen teilgenommen hatten, wussten zumindest, dass mit dem Angriff unangenehme Zeiten für alle Beteiligten anbrechen würden. Über das eigene Schicksal hinausgehende Gedanken in Bezug auf eine Brandmarkung des Überfalls als Unrecht oder Verletzung des Völkerrechts machte sich aber laut dieser und auch anderer Aussagen kaum jemand.<sup>2008</sup> Wohl aber notierte beispielsweise Golder im Moment des Angriffs, den er jedoch noch

<sup>2006</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 36.

<sup>2007</sup> Vgl. DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 542.

nicht aktiv mit erlebte, sondern zunächst noch von Weitem verfolgt, in dieser Situation an seine Angehörigen: „Ernst, aber frohen Mutes, gedenken wir in diesen Stunden unserer Lieben zu Hause, die jetzt in allen ihren Sorgen und Gedanken mit uns verbunden sind und jede Minute an uns denken.“<sup>2009</sup>

Hugo Buhr erinnerte sich an den ersten Tag des Krieges gegen die Sowjetunion:

„Ja, der erste Einsatz war vom Überschreiten der Grenze [am 22. Juni 1941]. Da habe ich den ersten Toten gesehen, 'n Russen. ... Ja, natürlich haben sich [die Russen] aufgrund dieser Sachen, aufgrund des Aufmarsches, den wir da vorgetäuscht haben... Ja, das is ja klar gewesen, dass sie sich da gesagt haben, falls die da irgendwie losschlagen, werden wir uns verteidigen.“

Wie zuvor bereits ausgeführt wurde, war dem sowjetischen Diktator der Aufmarsch deutscher Truppen an der gemeinsamen Grenze bekannt. Aus dieser Situation heraus traf die Führung der Roten Armee Verteidigungsvorbereitungen für den Fall, dass die Wehrmacht die Sowjetunion tatsächlich angreifen würde. Zunächst berichteten die Befragten Gottschalk und Buhr aber nur von Verlusten der Gegenseite. Unmittelbar mit Beginn des Angriffs wurde gezielt das Feuer auf russische Wachsoldaten eröffnet. Der Überfall der Wehrmacht begann mit intensivem Artilleriebeschuss auf Geschütze, Granatwerfer, Befestigungsanlagen, Stäbe und Garnisonen sowjetischer Truppen entlang der Grenze. Hunderte deutscher Bomber drangen unter dem Schutz von Jagdflugzeugen in den sowjetischen Luftraum ein und eröffneten das Feuer auf militärische Objekte.<sup>2010</sup> Golders nachstehende Aussage gibt einen Eindruck vom Ausmaß der Zerstörung:

„[Im Sommer 1941] ... unsere Vormarschstraße - des war so beeindruckend. Also da standen lauter kaputte russische Panzer, links und rechts dieser Rollbahn, lauter Panzer, 1000 waren das bestimmt,<sup>2011</sup> wo wir Richtung Kiew marschiert sind, und da haben wir vielleicht zwei, drei Deutsche gesehen, die einen Maschinenschaden oder sonst was hatten, aber keine kaputten. ... Den [T 34] haben sie noch nicht gehabt da. Die kamen dann. Zwei Jahre später. Also '42 dann schon, aber vorher hatten sie nichts Rechtes. Ja, [vorher] - das konnte man sehen. Die hatten auch [nur] 'n kleineres Geschütz drin, [in ihren Panzern].“

Ähnlich berichtete auch der damalige Leutnant Bruno Fichte vom 22. Juni 1941. Er sprach von einem „grauenhaft beeindruckenden Tag.“ Auf der Rollbahn<sup>2012</sup> fiel ihm vor

<sup>2008</sup> In einem Stimmungsbericht des SD v. 26.6.1941 heißt es, „dass die anfängliche Nervosität und besonders bei Frauen festgestellte Bestürzung nur wenige Stunden angehalten hat. ... Die Stimmung der Bevölkerung ist so weit umgeschlagen, dass heute Russland als militärischer Gegner fast allgemein sehr gering geschätzt wird. ... Die Zuversichtlichkeit weitester Volkskreise ist so stark, dass sich die Wetten, die bereits an mehreren Orten abgeschlossen wurden, nicht mit dem Ausgang befassen, sondern nur noch mit den Terminen, dabei ist die zur Zeit meist gehörte Frist für die Beendigung des Krieges der Zeitraum von sechs Wochen.“ Meldungen a. d. Reich, 26.6.1941, zit. n. Schüddekopf: Kessel, S. 76.

<sup>2009</sup> KTB Golder (Eintrag v. 22.6.1941), PrArIW.

<sup>2010</sup> Chor'kov: Rote Armee, S. 426.

<sup>2011</sup> In seinem Tagebuch ergänzt Golder die Beobachtungen v. 29.6.1941 über die „haufenweise“ zerschossenen sowjetischen Panzer „auf derselben Stelle“ noch um eine weitere: „Dazwischen wieder Kolonnen gefangener Russen. Alle geschoren und alle Rassen.“

<sup>2012</sup> Als *Rollbahn* wurde die breite, unbefestigte Vormarschstraße im Osten bezeichnet.

allem ein seit dem Polenfeldzug nicht mehr präsent, wohl auch verdrängtes Bild auf: „Seit Monaten hatten wir keine Toten gesehen, und nun lagen sie wieder an den Straßenrändern und auf den Kreuzungen.“<sup>2013</sup>

Fischer bemerkte auf dem Vormarsch, dass der Krieg sich zunächst für ihn nur auf Beobachtungen beschränkte:

„Abgebrannte Dörfer, von denen nur noch die Schornsteine standen; flüchtende Bevölkerung auf Panjewagen hoch mit Hausrat und Bettzeug beladen; weggeworfene Waffen und Ausrüstungsgegenstände; eine von Fliegerbomben zerschlagene Kolonne mit Geschützen, toten Pferden und Munitionswagen; drei deutsche Soldatengräber mit den Holzkreuzen, auf denen die Stahlhelme hingen. Alles Zeugnisse eines Kriegsgeschehens, das sich bereits abgespielt hatte, bevor wir da waren.“<sup>2014</sup>

Viele der seit dem Angriff am 22. Juni 1941 in die Aufmarschräume vorgerückten sowjetischen Kampfverbände erlitten gleich zu Beginn große Verluste, da sie einzeln und zum Teil an zufälligen Abschnitten in den Kampf geraten waren, ohne sich voll entfaltet oder ihre Gefechtsordnung hergestellt zu haben.<sup>2015</sup> Erbitterte und heftige Grenzkämpfe führten zunächst besonders auf Seiten der Roten Armee zu hohen und für die deutschen Soldaten entlang der Rollbahn deutlich sichtbaren Ausfällen.<sup>2016</sup> Daher mag bei dem Befragten Golder der Eindruck der eigenen materiellen Überlegenheit entstanden sein, die auch Fritz Schreiber einräumt, nachdem er noch am 22. Juni 1941 skeptisch war: „Fünzig Kilometer legt die motorisierte Einheit an diesem Tag zurück, ohne Widerstand. Unsicherheit und Furcht sind verschwunden: ‚Man hatte das Gefühl, wir sind doch wer.‘“<sup>2017</sup> Golder erläuterte im Interview, dass er einer Schützenkompanie angehörte, die über schwere MGs und auch über 8-cm-Granatwerfer verfügte. Auch sei seine Kompanie nicht mit Beutewaffen, wie später in Frankreich, sondern mit modernsten deutschen Waffen ausgestattet gewesen. Dennoch verfügte die Rote Armee am 22. Juni 1941 über ein Vielfaches dessen, was die Wehrmacht mit in den Kampf einbrachte. Während die deutschen Angreifer 3648 Panzer und Sturmgeschütze, darunter 1700 völlig veraltete Typen, aufboten, brachte es die Rote Armee auf nicht weniger als 24.000 Panzer, darunter bereits, entgegen Golders Einschätzung, 1862 Panzer der Typen T 34 und KV. Geschütze und Granat-

<sup>2013</sup> Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 38. Vgl. Fritz Schreiber, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 46: „An der Grenze sieht Fritz Schreiber die ersten toten Russen und erlebt wieder ein ‚ganz eigenartiges Gefühl‘ wie schon fast zwei Jahre zuvor, als deutsche Truppen Polen überfielen. Tote im Straßengraben, das Haar hell gepudert vom aufgewirbelten Staub der Straße und brennende Dörfer hat er in Erinnerung ...“

<sup>2014</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 43f.

<sup>2015</sup> Chor'kov: Rote Armee, S. 426.

<sup>2016</sup> Vgl. FpBf Daser, 10.11.1941, Restloser Einsatz, S. 49: „Die nächsten vier Wochen [nach dem Angriff] führen mich bis in die Gegend von Smolensk. Was soll ich viel erzählen von Siegen, Toten und Verderben. Die Bilder wiederholen sich täglich. Tote Feinde, Blut, Trümmer, noch rauchende Ruinen, tote Pferde, zurückgelassenes Material des Gegners.“

<sup>2017</sup> Schreiber, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 46.

werfer waren mit 148.000 überreichlich vorhanden.<sup>2018</sup> Da die sowjetischen Aufrüstungsvorbereitungen bereits in der Vorkriegszeit begonnen hatten, aber nicht auf eine bestimmte Operation zu einem festgelegten Zeitpunkt abzielten, war die Rote Armee auf einen sofortigen Krieg nicht vorbereitet.<sup>2019</sup> Die russischen Streitkräfte waren permanent in Umrüstung oder Umorganisation begriffen.<sup>2020</sup> Rüstungsgüter, die sich bereits in der Serienproduktion befanden, waren fast immer schon veraltet.<sup>2021</sup> In der Anfangsphase des Ostfeldzuges verfügten sowjetische Piloten, Panzerbesatzungen und Geschützbedienungen nicht über die Ausbildung und Kampferfahrung der Wehrmacht. Der Vorteil der Sowjets lag jedoch darin, einen materiell über längere Zeit unterlegenen Gegner in einen Abnutzungskrieg hineinziehen, die Kriegsproduktion schnellstens auf den Maximalausstoß steigern und alle personell fast unerschöpflichen Ressourcen für den Kampf nutzen zu können. Deutlich wird anhand Golders Aussage auch, dass die Militärpolitik Stalins auf die Verschwendung von Material keine Rücksicht nahm. Auf die Vermeidung von Verlusten an Mensch und Material wurde kein Wert gelegt.<sup>2022</sup> Die deutschen Einheiten hatten zunächst den Eindruck, kaum auf große russische Widerstände zu treffen.<sup>2023</sup> Dabei waren die eigenen Verluste, wie auch schon Golder berichtete und nachfolgend Buhr bestätigt, erst einmal gering:

„Ja, an sich sind gar keine großen Widerstände gewesen. Das ist alles ziemlich glatt gegangen. Wir haben gehabt, vielleicht vier oder fünf Mann [Verluste]. Nun ist ja die Artillerie, die ist ja nicht in der Kampffront. Die ist ja hinten. Wir haben gleich am Anfang mal eine Talsperre gehabt, [und] da waren vier Mann an einem Geschütz... Und, na, zwei Minuten oder drei Minuten vorher hatte ich an der Stelle gestanden, wo dieses blöde Ding eingeschlagen ist. Wenn ich da noch etwas länger stehen geblieben wär, hätte ich nicht die Freude, Ihnen gegenüberzusitzen.“

Die Artillerie befindet sich zwar hinter der HKL. Bei einem Volltreffer fällt unter Umständen jedoch die gesamte Geschützbedienung einschließlich des Materials aus, so dass sowohl der personelle als auch der materielle Verlust gleich erheblich sein konnten. Dabei wird offenbar, dass der Zeitzuge selbst großes Glück gehabt hatte, nicht auch unter den Toten zu sein, da er unmittelbar vor dem russischen Angriff die Stellung verlassen hatte.

<sup>2018</sup> Hoffmann: Angriffsvorbereitungen, S. 369.

<sup>2019</sup> So wies die Rote Armee zwar ein zahlenmäßiges Übergewicht an militärischen Kräften und Waffen auf. Die Wehrmacht war den sowjetischen Truppen jedoch in Bewaffnung und Ausrüstung qualitativ überlegen. Darüber hinaus wirkte der Überraschungseffekt des deutschen Angriffs („Blitzkriegsstrategie“): Allein am ersten Kriegstag wurden 1811 sowjetische Flugzeuge zerstört (das Gros davon am Boden), jedoch nur 35 deutsche. DRZW 4 (TB), (Beitrag Boog: Luftwaffe), S. 737.

<sup>2020</sup> Die Ermordung eines Großteils der militärischen Führung in den Jahren 1937/38 trug dazu bei, dass die sowjetischen Streitkräfte noch nicht wieder zu ihrer vollen Stärke zurückgefunden hatten.

<sup>2021</sup> Harrison: „Barbarossa“, S. 445.

<sup>2022</sup> Ebd., S. 451.

<sup>2023</sup> Dazu auch Fischer: Ohne die Gnade, S. 102: „Von der Roten Armee merkten wir in Grenznähe nur wenig. Erst weiter im Innern trafen wir auf Kolonnen mit Gefangenen.“

Der damalige Funker, Fritz Schreiber, berichtete von mehreren russischen Angriffen, bei denen der Küchenwagen „im sicheren Hinterland“ einen Volltreffer bekam, und nach einem anderen Angriff vom Batteriechef und vom Unteroffizier, trotz Schutzes in einem Deckungsloch, nach einem Volltreffer nichts mehr zu finden war. Er fasste seine Eindrücke zusammen: „Nun wusste ich, du konntest sein, wo du wolltest, es gab keinen sicheren Ort.“<sup>2024</sup> Dennoch war das Risiko zu fallen hinter der Front deutlich geringer.<sup>2025</sup> Buhr, geb. 1908, gehörte als zwischen den 1900 und 1910 Geborenen zu den mehrheitlich hinter der Front eingesetzten Soldaten. Jasper und Rass konstatieren in ihren Studien eine „überdurchschnittliche Präsenz älterer Jahrgänge [bei den] im rückwärtigen Divisionsgebiet eingesetzten Verbänden.“<sup>2026</sup> Bei diesen Jahrgängen handelte es sich zumeist um Männer, die Frau und Kinder in der Heimat hatten.<sup>2027</sup> Dies traf auch auf Buhr zu, der später NSFO wurde und sich in dieser Funktion wohl auch die meiste Zeit über im rückwärtigen Divisionsgebiet befand. Auch Golder hatte als Kradschütze und SMG-Bedienung<sup>2028</sup> zu Beginn des Russlandfeldzuges nicht zu klagen. Während „unsere tapferen Infanteristen“ zu Fuß in Richtung Osten marschierten, „haben wir es doch [gut], ... [denn] nun warten wir auf die Weiterfahrt mit unserem schönen Opel-Admiral.“<sup>2029</sup> Feindberührung hatten nur die vor ihm kämpfenden Kameraden. Bei ihm selbst waren aber aus einem ganz anderen Grund in jenen Tagen zwei Schüsse gefallen: „Der 'Alte' unternahm eine frisch-fröhliche Saujagd und erlegte zwei Kapitale für die Feldküche.“<sup>2030</sup>

Eine weitere Beobachtung der Zeitzeugen in den ersten Monaten nach dem Angriff auf die Sowjetunion, ist die Masse an eingebrachten russischen Gefangenen, wie sie auch Gottschalk erlebte:

„Ja, das war aber dann südöstlich von ... Charkow. Nach dem kalten Winter '41/'42, als die große Kesselschlacht südöstlich von Charkow stattfand. Und von dort aus sind wir ja dann in Richtung Stalingrad marschiert. Das war der Anstoß dann. Mai/Juni sind wir denn da los. ... Izjumen, genau. Und dort, in diesem Kessel, im Übergang vom kalten Winter '41 auf '42, der war dann im Mai ziemlich zu Ende, da wurden über also 300.000 Gefangene gemacht. Ja. Wir sind an den Leuten vorbeimarschiert. Die standen ja wie die Heringe, dicht an dicht. Und wir sind aber schon in voller Marschdisziplin vorbeimarschiert. Was geschehen ist mit ihnen, kann ich nicht sagen. Ich hab nicht gesehen, dass einer erschossen wurde, kann ich nicht [sagen]. ... Wir hatten schon ganz andere Dinge im Kopf, ja.“

<sup>2024</sup> Fritz Schreiber, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 49. Trotz des Wissens um die Gefahr und um die Folgen von Verwundungen, auch im rückwärtigen Raum, konnte das eigene Schicksal von den Soldaten nicht beeinflusst werden. Jasper: Zweierlei, S. 188f.

<sup>2025</sup> Jasper: Zweierlei, S. 197, weist auf „das höhere Maß an Sicherheit [hin] und [auf] die dadurch gegebene Freiheit zum aktiven Handeln ... der im Hinterland eingesetzten Akteure, [was] die Wahrnehmung und Deutung der Verhältnisse und des Geschehens in einen deutlich anderen Bezug zueinander setzten und damit Kriegserfahrung anders prägten.“

<sup>2026</sup> Ebd., S. 196; Rass: Menschenmaterial, S. 96, 142.

<sup>2027</sup> Jasper: Zweierlei, S. 196f.

<sup>2028</sup> SMG = Schweres Maschinengewehr.

<sup>2029</sup> KTB Golder, Eintrag v. 26.6.1941 (PrArIW).

<sup>2030</sup> Ebd., Eintrag v. 29.6.1941.

Nach einem schnellen Vorstoß deutscher Panzerdivisionen wurde der sicheren „Vernichtung stärkerer Feindkräfte Vorrang vor dem Hineinstoßen in die Tiefe des Raumes“ eingeräumt.<sup>2031</sup> Trotzdem barg dieser Sturmangriff der Wehrmachtstruppen diverse Probleme, die sich in den nachfolgenden Wochen noch verschärfen sollten. Im Bereich der HGr Süd, in der Gottschalk innerhalb der 21. I. D. eingesetzt war, gelang es der Wehrmacht bis Anfang August 1941, in der Schlacht bei Uman', etwa 20 Divisionen der sowjetischen 6., 12. und 18. Armee zu vernichten, 103.000 Kriegsgefangene einzubringen und große Mengen an Kriegsmaterial zu erbeuten. Auch Landgraf erinnerte sich daran, „in Russland ... zunächst erst mal... Scharen von [gefangenen] Russen“ gesehen zu haben.<sup>2032</sup> Dennoch wurden gerade im Südabschnitt die gesteckten Ziele – beidseitige Umfassung und Einkesselung der russischen Streitkräfte, Vernichtung der sowjetischen Truppen westlich der Dnjepr-Dvina-Linie – nicht erreicht.<sup>2033</sup> Die deutsche Infanterie hatte den schnellen Panzervorstoßen nicht folgen können. Ein Großteil der Rotarmisten konnte, trotz der enormen Gefangenenzahlen, entkommen. Es gelang deutschen Kräften nicht, wie geplant, große Teile der russischen Armee an der Weiterführung der Kämpfe zu hindern.<sup>2034</sup> Anhaltender Widerstand sowjetischer Soldaten band deutsche schnelle Verbände zudem in „Kesseln“. Entkommene Rotarmisten machten sich langsam im rückwärtigen Raum als Partisanen bemerkbar bzw. formierten sich in neuen Einheiten innerhalb ihrer Streitkräfte. Der ungestüme Vormarsch der Deutschen und ihrer Verbündeten in den ersten Tagen des Krieges und die großen Gefangenenzahlen täuschen zudem darüber hinweg, dass sich durch eiligst aus der Tiefe des sowjetischen Hinterlandes herangeführte strategische Reserven, der verbissene Widerstand der Roten Armee verstärkte und eine Erschöpfung der „lebendigen Kampfkraft“ des Gegners nicht abzusehen war.<sup>2035</sup> Die wuchtigen Schläge hatten nicht zum Kollaps des Riesereiches von innen geführt, und „der Vormarsch wurde bei gleich bleibend hohen Verlusten immer mühsamer ...“<sup>2036</sup> Der Operationsraum für „Barbarossa“ öffnete sich

<sup>2031</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 543.

<sup>2032</sup> Dazu heißt es bei ebd., S. 676, dass auf deutscher Seite, auch auf höherer Führungsebene, den hohen Gefangenenzahlen eine erhebliche Bedeutung beigemessen wurde. Daraus, und auch aus der hohen Zahl an sonstigen Verlusten bei der Roten Armee folgte die Wehrmachtsführung, dass die sowjetische Militärführung, selbst bei einer vorhandenen großen Personalreserve, nicht mehr in der Lage sein werde, ein kriegstaugliches Heer aufzustellen und auszubilden.

<sup>2033</sup> Ebd., S. 571.

<sup>2034</sup> Damit war eine unabdingbare Voraussetzung für das Gelingen des Feldzuges und somit auch für die Kriegsentscheidung nicht mehr gegeben. Der Überraschungsangriff der Deutschen hatte nicht dazu geführt, das Gros der starken russischen Truppen in Grenznähe zu schlagen. Tauber: Planung, S. 175.

<sup>2035</sup> DRZW 4 (TB) (Beitrag: Klink: Operationsführung), S. 549; DRZW 4 (TB) (Beitrag Hoffmann: Kriegführung), S. 848 – 964, hier: S. 850f.

<sup>2036</sup> Jasper: Zweierlei, S. 74. Nachdem Halder und Hitler den Ostfeldzug zwei Wochen nach dem 22.6.1941 bereits als gewonnen angesehen hatten, mussten sie wenige Tage später

trichterförmig, was zwingend massive Kräftezuführung erforderlich machte. Über solche strategischen Reserven verfügte die Wehrmacht jedoch nicht.<sup>2037</sup> Zudem hatte es innerhalb der militärischen Führung nach Erreichen der Dnjepr-Dvina-Linie heftige Kontroversen gegeben, da kein einheitliches Konzept vorlag, wie das weitere militärische Vorgehen aussehen sollte.<sup>2038</sup> Die operative Krise weitete sich zu einer Führungskrise zwischen Hitler, dem OKH und den Frontbefehlshabern aus und endete damit, dass Hitler am 19.12.1941 selbst den Oberbefehl des Heeres übernahm.<sup>2039</sup>

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es bereits immense personelle und materielle Verluste gegeben, die in absehbarer Zeit nicht auszugleichen waren. Die operativen Möglichkeiten für 1942 wurden daher wieder etwas nüchterner eingeschätzt.<sup>2040</sup>

Es gelang der Deutschen Wehrmacht nach einer Zeit der Konsolidierung, wie Gottschalk noch gut in Erinnerung hatte, im Mai 1942, die sowjetische Offensive auf Char'kov abzuwehren. Dabei gerieten rund 240.000 Rotarmisten in deutsche Gefangenschaft,<sup>2041</sup> 12.000 Zivilisten verhungerten in Char'kov während der von Dezember 1941 bis August 1942 andauernden Kämpfe. Das traurige Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen, die in die Hände der Wehrmacht fielen - insgesamt waren es 3,5 Millionen - war dem Befragten damals weder bewusst noch interessierte ihn, was aus den Rotarmisten wurde.<sup>2042</sup> Anscheinend war ihm auch zum Zeitpunkt des Interviews über ihren Verbleib nichts bekannt. In aller Kürze kann hier dazu angemerkt werden, dass Hitler nicht vorhatte, die zum Schutze von Kriegsgefangenen bestehenden Vorschriften auch auf gefangene sowjetische Soldaten anzuwenden (siehe 5.3). Im deutsch-sowjetischen Vernichtungskrieg, so hatte Hitler bereits im März 1941 deutlich gemacht, müsse vom Standpunkt des Kameradentums abgerückt werden.<sup>2043</sup> Bei der

---

einräumen, dass die Masse des russischen Heeres eben nicht, wie geplant, westlich der Dnjepr-Dvina-Linie vernichtet worden war. Innerhalb der deutschen Führung wuchs die Erkenntnis, dass der „Koloss Russland“ militärisch, wirtschaftlich und organisatorisch unterschätzt worden war und weder die Zeit noch die militärischen Mittel ausreichten, um die Sowjetunion in einem Blitzfeldzug noch vor Beginn des Winters niederzuwerfen. Förster: „Barbarossa“, S. 637.

<sup>2037</sup> Am 22.6.1941 standen alle kampfkraftigen Verbände der Wehrmacht im Einsatz, strategische Reserven waren gar nicht vorhanden; im Westen existierten zwar noch 35 Divisionen, die allerdings nur bedingt kampffähig waren. Ernsthafte Rückschläge durften nicht eintreten, und auch keine Verlängerung der vorgesehenen Operationsdauer in den Winter hinein, denn für beide Fälle gab es keine Vorkehrungen. Tauber: Planung, S. 176; DRZW 4 (Beitrag Klink: Operationsführung, S. 267 – 270).

<sup>2038</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 209 – 211.

<sup>2039</sup> Förster: „Barbarossa“, S. 639.

<sup>2040</sup> Ebd., S. 639.

<sup>2041</sup> Zentner: Der Zweite Weltkrieg, S. 112.

<sup>2042</sup> Dazu auch Fischer: Ohne die Gnade, S. 105, über die ersten Wochen des „Unternehmens Barbarossa“: „Immer wieder kamen uns lange Kolonnen von gefangenen Soldaten entgegen. ... Immer größer wurden die Kolonnen der Kriegsgefangenen. Das Marschtempo nahm keine Rücksicht auf solche Nebensächlichkeiten wie Flankensicherung. Es war nicht zu übersehen, dass wir mitten durch den Feind marschierten.“

<sup>2043</sup> Streim: Völkerrecht, S. 291 – 293.

Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener fand das Kriegsvölkerrecht<sup>2044</sup> auf deutscher Seite keinerlei Anwendung, ohne dass dies der Truppe offiziell bekannt gegeben worden ist.<sup>2045</sup> Dies erklärt auch, warum Gottschalk wohl davon ausging, den russischen Gefangenen werde kein Unrecht widerfahren, was auch seiner Gewissensberuhigung gedient haben mag sowie dazu, sich nicht weiter mit dieser Frage beschäftigen zu müssen.<sup>2046</sup> Das Gegenteil, von dem, was Gottschalk über das Schicksal der sowjetischen Rotarmisten in deutscher Hand vermutete, traf jedoch zu.<sup>2047</sup> Diese wurden zunächst in Divisions- oder Armee-Sammelstellen konzentriert und von dort in Dulags (Durchgangslager) gebracht, die den im rückwärtigen Heeresgebiet eingesetzten Sicherungsdivisionen unterstanden. Später erreichten die Gefangenen in Lagern für Offiziere (Oflag) oder Mannschaften (Stalag) im Reichsgebiet oder Generalgouvernement ihre Endstation.<sup>2048</sup> Während die gefangenen Westalliierten mit einer „weitgehend kriegsvölkerrechtskonformen Behandlung“<sup>2049</sup> rechnen konnten, wurden die Gefangenen der Roten Armee auch nach ideologischen Kriterien selektiert und „nicht selten an die SS und in Konzentrationslager“ überstellt,<sup>2050</sup> vor allem Juden und Kommissare.

Gottschalk berichtet nachfolgend von zwei Begebenheiten ganz anderer Natur, die sich zu Beginn des Ostfeldzuges in der Ukraine ereigneten:

„Naja, und da sind wir halt vor. Und bei dem Vorgehen sind wir auch an einem Kornfeld vorbei und dann an einer so polnischen Hütte oder ukrainischen - damals wurde ja ein Teil von Polen an die Ukraine verschachtelt, von Stalin, und da stand 'ne Frau draußen, die hatte so 'ne Schürze um, und die Ärmel - es war ja Sommer... Und die machte immer so [reißt die Hände in die Luft], och, die war... und schrie, das konnt' sie gar nicht begreifen. Das war das Bild, das war in ihr, also Krieg für sie. Nicht, also grauenhaft. ... Ja, von der Ukraine. Weiß der Teufel, auf jeden Fall war's erschütternd. Und da ham wa auch 'n bisschen dumm geguckt, als kleiner Junge, wie ich damals noch war mit meinen 19 Jahr'n. Ja, wie sie da stand, so ... wie irre, also, als wenn sie das gar nicht begreifen konnte. ... [Der passierte aber] gar nüscht, also der wurde nüscht getan. Die Frau hat gar nüscht abgekriegt.“

Bei der ukrainischen Zivilistin, die ein Land bewohnte, das 1921 in einen blutigen Krieg mit russischen Truppen hineingezogen und mit der Gründung der Sowjetunion im Dezember 1922 zwangsweise zur Ukrainischen SSR wurde, hat der begonnene

<sup>2044</sup> Das Recht auf humanitäre Behandlung von Kriegsgefangenen wurde am 18.10.1907 in der HLKO, und in Ergänzung dazu, im Genfer Abkommen vom 27.7.1929 festgeschrieben.

<sup>2045</sup> Streim: Das Völkerrecht, S. 303.

<sup>2046</sup> Jasper: Zweierlei, S. 199, betont aber auch das für die betreffenden Generationen „nicht untypische Desinteresse an den politischen Ursachen der [Kriegsgefangenen-] Katastrophe.“

<sup>2047</sup> Von den über fünf Millionen, in deutsche Gefangenschaft geratenen sowjetischen Soldaten war wenige Monate vor Kriegsende nur noch knapp eine Million am Leben. Vgl. u. a. Streit: Keine Kameraden, S. 10, 128.

<sup>2048</sup> Jasper: Zweierlei, S. 173.

<sup>2049</sup> Vgl. ebd., S. 276f.

<sup>2050</sup> Ebd. sowie DRZW 9/2 (Beitrag Overmans: Kriegsgefangenenpolitik), S. 729 – 876.

Krieg offenbar einen tiefen Schock ausgelöst und vielleicht auch alte traumatische Erinnerungen wachgerüttelt.<sup>2051</sup> Die deutsch-russische Auseinandersetzung war „ein vernichtender Schlag für eine unvorbereitete Bevölkerung und eine politische Führung, die sich erfolgreich der Selbsttäuschung hingeeben hatte.“<sup>2052</sup> Aufgrund schlechter Erfahrungen mit Krieg und sowjetischer Besatzung, vielleicht aber auch mit deutschen Besatzungstruppen des Ersten Weltkrieges, mag die ukrainische Frau geahnt haben, was sie in naher Zukunft erwartete: Plünderungen, Lebensmittelknappheit, Gefahr für die Familie - Söhne, Ehemänner, Väter und Brüder wurden Soldat und zogen in den Krieg - und für die eigene Person. Gerade der südliche und östliche Teil der Ukraine litt während der deutschen Besatzung Hungersnöte. Der Bevölkerung wurden Nahrungsmittel entzogen (s. Abschn. 5.4), die Ernteerträge nach Deutschland gebracht. Nach dem deutschen Rückzug gab es 1945 allein in der Ukraine 10 Millionen Obdachlose.<sup>2053</sup>

Gottschalk erinnerte sich im Interview aber auch daran, dass seine Einheit in den ersten drei Tagen des Angriffs, vom 22. bis 25. Juni 1941, auf starken Widerstand sowjetischer Truppen stieß:

„Wo war'n wa? ... Der Angriff. Die ersten drei Tage, also der Krieg in Russland. Also, wie gesagt, wir sind dann vormarschieren und dann kam 'n Stopp, Feindberührung. Und dann haben wir drei Tage in einem Kornfeld gelegen, bei 40° Hitze. Mir war'n die Ohr'n vom Stahlhelm... also der Stahlhelm hat die Ohren uns verbrannt. Wir hatten Blasen an den Ohr'n, wir konnten ja den Helm gar nicht runternehmen, so heiß war's. Und dann in einem Kornfeld - da vibriert das sowieso. Da ham wa drei Tage drin gelegen, kamen keinen Schritt vorwärts. Da haben die Russen uns schon in Widerstand gebracht. ... Wir sind [in den ersten Tagen nach dem 22. Juni '41] durch 'n Wald, kamen ans Kornfeld, dort Stopp. Rechts war 'n Gehöft mit'm Ziehbrunnen, seh' ich noch wie heute, und dann 'n großer Bauernhof wahrscheinlich, und dann war Schluss. Und da mussten wir - wir konnten nicht weiter. Der Russe lag 'n paar Meter vor uns in Löchern und Pschsch. Regelrechten Widerstand [hatten wir da]. ... Da gab's [aber noch] keene Stalinorgeln. ... Na, ich war Schütze 2. Wir hatten 'n MG 34 auf Lafette. Ich war der Lafettenträger und mein Paulchen, Schütze 1, der musste schießen. Und ich musste immer mit der Hand den Gurt ranführ'n und dann natürlich Deckung. Da war'n wir stark (lacht)! ... Nein, wir ham gar nüscht geseh'n. Wir haben nur, also immer, wo Bewegungen war'n, geschossen. Ob wir da jemanden getroffen ham, das wissen wir gar nicht. ... Ach so, und jetzt war dann Schluss dort, in dieser Phase, die drei Tage, wo wir

<sup>2051</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 102: „Die Bevölkerung machte zwar einen geschockten, aber nicht feindseligen Eindruck.“ Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 288f.: „Doch Katja winkt nicht wie sonst, sondern steht mit hängenden Armen da, und Tränen laufen ihr unaufhörlich die Wangen herunter. Dann geht plötzlich ein Ruck durch ihren Körper ... ihren Aufschrei ahnen wir mehr, als dass wir ihn noch hören: ‚Woina kaputt!‘ Es ist ihr Verzweiflungsschrei gegen den mörderischen Krieg und vielleicht auch eine Anklage gegen den Himmel, der die Vernichtung und das unendliche Leid zulässt.“

<sup>2052</sup> Harrison: „Barbarossa“, S. 447.

<sup>2053</sup> Ganz im Gegensatz zu Frankreich und der Ukraine, verhielt es sich zu Beginn der deutschen Besatzung in Norwegen. Manche entlegener wohnende Norweger erhielten manchmal erst Wochen nach dem deutschen Angriff Kenntnis davon. Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 28f.: „... kaum jemand wusste, was ‚Krieg‘ hier bei ihnen genau bedeutete und wie man angemessen darauf reagierte. ... die Angst ging um,“ bis Ende April 1940 für alle der „Friedensbetrieb“ einsetzte und eine gewisse Normalität zurückkehrte.

da so dreckig drin gelegen haben. Dann wurde 'n Spähtrupp gemacht, geguckt, geforscht: wo, wer, was? Und da haben wir einen von der leichten Artillerie, auch 'n Beobachter, 'n Offizier, der lehnte so schön am Baum, aber hatte 'n Schuss gekriegt. Na, und dann war allgemeine Auflösung, d. h. also, die Kompanien sammelten sich wieder, das Bataillon sammelte sich, und dann sind wir marschiert. Alles zu Fuß. ... Ja, also, na ja also, in dieser Phase möcht' ich sagen, das hat uns alles gar nicht gestört. Das hat man gar nicht [als schlimm] empfunden. Freilich hatten wa unsere ... Feldflasche hatten wir voll frisches Wasser oder Tee, bei der Küche schnell Tee, wenn man das gekriegt hat. Die erste Zeit ging's aber, da war ja alles noch normal. Da hatten wir doch alles. Da war doch alles noch in bester Ordnung. Also da hab ich... muss ich sagen, ich kann mich heute nicht erinnern, dass ich da irgendwie 'ne Pleite hatte. [Dann gings], na, immer über die Pripjets, Pripjet-Sümpfe. Wir [gingen] dann, die Südarmee: rechts, rechts nach Süden. Naja, was... bei Sluck, Sluck - is auch 'n Fluss - da war auch 'n Ort, und da ham wa die ersten *Stalinpanzer* gesehen. ... Damals gabs [noch keine T-34, sondern dies war] 'n richtiger, viereckiger Kasten. Und das war der schwerste Panzer von Russland, der hieß *Stalin*. Und den hatten unsere Bomber, unsere Flugzeuge wunderbar auseinander genommen. Also, da standen se verteilt, alle Volltreffer. Ja, ehrlich. Nun, da war'n wa natürlich wieder dicke da, die Infanteristen.“

Je nachdem, wo die deutschen Soldaten angriffen, zu welcher Heeresgruppe sie gehörten oder in welcher Waffengattung sie eingesetzt wurden, konnten die Erfahrungen mit dem russischen Gegner unterschiedlich sein. Während etwa Buhr berichtete, dass es fast keinen Widerstand gab, ist der Aussage Gottschalks zu entnehmen, dass seine Einheit sich bereits innerhalb der ersten Tage nach dem Angriff den Weg nach vorn freikämpfen musste.<sup>2054</sup> Dazu heißt es bei Klink: „Entgegen den Erwartungen stellte sich bereits am ersten Angriffstag heraus, dass der Feind genügend Zeit gehabt hatte, Abwehrkräfte heranzubringen, und fähig war, heftige Gegenangriffe zu führen.“<sup>2055</sup> Auch wenn es den russischen Truppen, wie zuvor erwähnt, nicht gelang, sich in kompletten Armeen in Aufmarschräumen zu versammeln, erhielten auch einzelne Verbände den Befehl, „sich mit allen Kräften und Mitteln auf die feindlichen [deutschen] Kräfte zu stürzen und sie in den Räumen, in denen sie die sowjetische Grenze verletzt haben, zu vernichten.“<sup>2056</sup> Dies bedeutete auch, dass kleinere Einheiten von Rotarmisten den Vormarsch der Wehrmachtssoldaten so lange wie möglich aufhalten

<sup>2054</sup> Der ehemalige Rotarmist, Ilja Ehrenburg, beschreibt in: Memoiren, Bd. III, S. 26, 28, 30f., dass er in den ersten Kriegsmonaten „abwechselnd Stolz und ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzte“ hatte, weil seine Kameraden sich, trotz eines Angriffsbefehls auf eine deutsche Stellung, nicht vom Fleck rührten. Anscheinend war den sowjetischen Soldaten nicht klar, warum sie auf deutsche Soldaten, zum großen Teil Arbeiter und Bauern wie sie selbst, schießen sollten. Einer von Ehrenburgs Kameraden meinte, dass es, statt auf die Wehrmachtssoldaten zu schießen, „viel gescheiter [sei], die Deutschen ganz nah herankommen zu lassen und ihnen dann zu erklären, sie sollten endlich zur Vernunft kommen und den Hitler abservieren. Wir würden ihnen ja dabei helfen.“ Für die Zurückhaltung einiger sowjetischer Divisionen in den ersten Kriegstagen mag auch eine Rolle gespielt haben, dass die Kampfhandlungen zunächst auf ehemals polnischem Gebiet stattfanden, dass der UdSSR erst im Zuge des Hitler-Stalin-Paktes zugeschlagen worden war. Teile der Bevölkerung begrüßten die Deutschen deshalb zunächst als Befreier. Mit dem Vorstoß der Wehrmacht auf russisches Gebiet verstärkte sich dann auch der sowjetische Widerstand.

<sup>2055</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 544.

<sup>2056</sup> Direktive des Volkskommissars für die Verteidigung der UdSSR vom 22.6.1941, 7.15 Uhr, zit. in: Chor'kov: Rote Armee, S. 428.

und diese in Kämpfe verwickeln sollten, wie in Gottschalks Fall geschehen. Mehrfach verdeutlichte der Befragte sein hohes Selbstvertrauen und das seiner Kameraden. Dabei verlieh ihnen das MG 34 – mit dieser Waffe ausgestattet waren die deutschen Infanteristen und Artilleristen in den Krieg gezogen – ein Gefühl von Macht und Wehrhaftigkeit. Mit den Opfern der Maschinengewehrsalven auf Seiten der Russen, die nur einen Steinwurf entfernt tödlich getroffen oder schwer verwundet dalagen, wurde der Befragte nicht konfrontiert, zumal der Gegner unsichtbar blieb. Die Unterstützung durch die Technik, die Gottschalk mehrfach als motivierend beschreibt, bezieht sich nicht nur auf die eigene Fähigkeit, eine Waffe bedienen und sich so wehren zu können. In der Regel war es bei größerer Gegenwehr zu Anfang des Ostfeldzuges 1941 besonders die Luftwaffe, die dem Heer, und hier vor allem den Infanteristen, den Weg freikämpfte. Vor allem die Stuka-Angriffe gaben den deutschen Truppen erheblichen moralischen Auftrieb, der Gegner jedoch wurde demoralisiert.<sup>2057</sup> Gottschalk betonte mehrfach, dass trotz der Gewaltmärsche bei sengender Hitze und der zeitweise heftigen russischen Gegenwehr, seine Stimmung sehr gut gewesen sei und ihn die Begleitumstände der schweren Kämpfe in dieser Phase nicht gestört hätten.<sup>2058</sup> Entbehrungen gab es in dieser Zeit noch nicht oder sie wurden nicht als solche empfunden. Entgegen der Angaben des Befragten, handelte es sich bei den genannten schweren Panzern nicht um den Typ „Josef Stalin“, sondern wahrscheinlich um den Typ „KW“<sup>2059</sup>, einem 43,5 t schweren Kampfpanzer<sup>2060</sup> oder um den zur damaligen Zeit mit 50 t schwersten sowjetischen Kampfpanzer, der nach Auslaufen der Produktion im Jahre 1939, noch in der ersten Phase des deutschen Ostfeldzuges auftauchte. Der „Stalin“-Panzer, als Nachfolger des KW I, wurde erst im Jahre 1941 entwickelt und verfügte, im Vergleich zu seinem Vorgänger, über eine verbesserte Panzerung.<sup>2061</sup> Der T-34 als besonders den deutschen Kampfwagen IV weit überlegenem Panzer, erschien, wie erwähnt, ab August 1941 vor den deutschen Linien.

Golder, der seit dem 22. Juni 1941 beim Angriff auf die Sowjetunion innerhalb eines Kradschützen-Bataillons dabei war, berichtet in seinem Tagebuch von guten, erholsameren Tagen mit zum Teil übermäßig viel Verpflegung und weniger guten Tagen, an denen die Russen heftigen Widerstand leisteten. Mehrere Zeitzeugen beschrieben zum Teil schwierige Flussüberquerungen mit starkem Beschuss (siehe dazu den

<sup>2057</sup> Vgl. u. a. Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 125.

<sup>2058</sup> Vgl. Fischer: *Ohne die Gnade*, S. 105: „Die Eindrücke aus diesen ersten Wochen verwischen sich in der Erinnerung. Die anfallenden Strapazen, die Knochenarbeit, Staub, Durst, Schlafmangel, auch Hunger, und wenn es mit dem Nachschub einmal nicht klappte, hielten sich noch in Grenzen. Ganz selten wurden wir von Flugzeugen angegriffen.“

<sup>2059</sup> KW = Kliment Woroschilow

<sup>2060</sup> Zu Beginn des Angriffs am 22.6.41 gab es bei den russischen Truppen 508 KW 1, weitere wurden bis Jahresende fertig gestellt. Zentner: *Zweiter Weltkrieg*, S. 294.

<sup>2061</sup> Ebd., S. 272.

Hinweis auf die Überquerung des Dnjepr im KTB Becker zu Beginn dieses Abschnitts).

Auch Golder notierte am 19.8.1941, dass die Überquerung des Dnjepr sich zunächst eher beschwerlich gestaltete, an deren Ende eine so nicht zu erwartende Begegnung stand:

„Die Sonne brennt tagelang auf das Land vor dem Schwarzen Meer, und wir fahren weite Strecken nach Südosten. Heute stehen wir mit zwei Panzerdivisionen vor dem Dnjepr. Der Russe setzt eine Masse Flugzeuge ein und versucht mit allen Mitteln, das Überschreiten des Flusses zu verhindern. So hatten wir gestern die wütendsten Rata-Angriffe überhaupt zu überstehen. Acht Maschinen griffen unsere Kolonne, die, weithin sichtbar, auf eine Hauptstraße eingebogen war, an, und belegten uns mit kleinen Bomben und M.G.-Feuer. Im Nu stand das Getreide an der Straße in Flammen. Ganz tief griffen die Jäger von allen Seiten an. In 80 m Entfernung ein Haus. Als wir in einer Pause dort Deckung suchen können, treffen wir dort deutsche Flüchtlinge. Eine Frau, drei Kinder und drei Männer. Ich glaube, meinen Ohren nicht trauen zu können, als diese Frau ihre Kinder mit deutschen Worten tröstet. In der ganzen Umgegend befinden sich auch deutsche 'Kolonien'.“<sup>2062</sup>

Je nach den Erlebnissen der einzelnen, ihrem Einsatzort und ihrer Verwendung, konnte die Stimmung variieren. So beschreibt Vincent Bachhofer die Situation seiner Truppe im September 1941:

„Die Stimmung war gut, es ging zügig voran, und alle waren hellauf begeistert. Wir sind von den Offizieren ständig aufgemuntert worden. ‚Die deutsche Wehrmacht‘, sagten sie, ‚steht mit den modernsten Waffen da, während der Russe schlecht ausgerüstet ist. Bedankt euch beim Führer dafür, dass alles so gut läuft. Adolf Hitler wird Russland in kurzer Zeit besiegen.‘“<sup>2063</sup>

Dass diese Stimmung kein Dauerzustand blieb, erwies sich schon kurze Zeit später. Bachhofer beschrieb die nun wesentlich schwierigere Situation im folgenden Monat:

„Vor Moskau, im Oktober 1941, begann es viel zu regnen. Es gab keine Straßen wie bei uns, die Fahrzeuge versanken im Schlamm und kamen nicht mehr voran. Der Schlamm war oft bis zu sechzig Zentimeter tief, ein Mann konnte bis über die Knie darin versinken.“

<sup>2062</sup> KTB Golder, Eintrag v. 19.8.1941 (PrArIW).

<sup>2063</sup> Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 202.



Foto: Privataarchiv Fritz Becker

Auch die anfänglich so gute Verpflegung kam in dieser Situation nun nicht mehr nach.<sup>2064</sup> Bei eigenen hohen Verlusten waren gegen die immer wieder angreifenden russischen Verbände kaum noch Geländegewinne zu erzielen.<sup>2065</sup> Zur selben Zeit gab es die erste Konfrontation mit sowjetischen und deutschen Gewaltverbrechen:

„Damals tauchten auch die ersten Partisanengruppen auf, mit denen hatten wir sehr viel zu tun. In Moshaisk sind nachts fünfundvierzig deutsche Soldaten mit Messern in ihren Zelten ermordet worden, lautlos. Wir lagen vielleicht fünfhundert Meter daneben und haben nichts gemerkt. Es wurden daraufhin viele russische Männer, Zivilisten, festgenommen, aber was mit ihnen passiert ist, weiß ich nicht. Ich vermute aber, nichts Gutes.“<sup>2066</sup>

Die Vergeltungsmaßnahmen der Wehrmacht erfolgten im Anschluss an solche Vorkommnisse meist willkürlich gegen Zivilisten, die mit dem Tod der deutschen Soldaten nichts zu tun hatten (dazu auch Abschn. 10. und 11.).

Gottschalk berichtete zunächst vom Vormarsch seiner Division auf Kiew und kam später ebenfalls auf ein Gewaltverbrechen an Soldaten seiner Einheit zu sprechen, das sich etwa zur gleichen Zeit wie zuvor von Bachhofer berichtet, ereignet hat:

„Ja, und dann geht's in Richtung Kiew, immer Hauptziel Kiew. ... Das war, bevor wir nach Kiew kamen, diese Schlacht. Naja, also, das war ... wie soll ich heute das schildern? Wir lagen im Dorf und - wie gesagt - nach links, rechts, Ost, West, Süd. ... Ja, richtig, [wie 'n Kessel, man kam] nicht mehr raus. So, und dann wurde das ja per Funk usw., da die Offiziere, da haben wir kleenen Soldaten ja gar keinen Einfluss, kriegt man gar nicht mit. Also es wurde nur gesagt: ‚Wir kommen

<sup>2064</sup> Vgl. Ausführungen Bachhofers in ebd. und in Abschn. 5.5, 5.6.

<sup>2065</sup> Jasper: Zweierlei, S. 92.

<sup>2066</sup> Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 202f.

nicht raus hier, wir sitzen fest. Wir kriegen bald Unterstützung per Flugzeug.' Essen und so. So, und dann wurden die Flugdinger da abgeworfen. So, und inzwischen ging aber der Kampf um uns weiter. Die Panzer stießen ja vor und so, und dann war's auch eines Morgens, da gucken wir entweder in südlicher Richtung oder ... auf jeden Fall war die Straße weg, vielleicht fünf-, sechshundert Meter, war noch so 'ne Art Rollbahn. Und eine Menschenbewegung! Und was war'n's: flüchtende Russen! Also, ja? Und was geschah? Da war unsere Artillerie im Direktbeschuss, wissen Sie, was das ist? Da schießen Sie nicht in die Luft, sondern direkt auf die Leute. Und da standen die 3,7, die Flak, alles und dann ham sie gefetzt. ... Aber keine Frauen - Soldaten, mit Militäreinheiten, die uns ja eingeschlossen hatten. ... Ja, die wollten doch weg von Kiew. Die mussten doch immerzu rechnen, dass sie von unser'n Panzern überholt sind und eingeschlossen werden. Die sind doch alle nach Osten geflüchtet und wurden bei dieser Ostflucht mit eingekesselt, für kurze Zeit. Genau, und die ham dann ... also, da war... da kann man sagen, das war 'n Morden, ehrlich! Alles! Also, da war ... auf jedes Fahrzeug und alles, was sich bewegte, wurde mit schwerer Waffe zusammengeschossen, wenn man so will. Ja, ich meine, der Infanterist dort, die Russen, sind auch weggelaufen. Aber der Kutscher auf'm Pferdebock, der kann ja nicht weg. Also, das Pferd kriegt 'n Volltreffer und dann lagen se. Das war schon... Das war ganz schlimm. Also, wer weg konnte, is weg und wer nicht, blieb alles liegen. Das kann ... das war unübersehbar, die Straße – unübersehbar! Da schossen unsere Leute jedenfalls, die Artillerie. Wir Kleinen mit unserem kleeneen Maschinengewehr kamen gar nicht ran, das machten die ander'n. Also, das war 'n furchtbares Bild. Was wir direkt im Ort vorher hatten, ham wa ja auch geseh'n, das geschah dann auf der ander'n Seite nochmal. No, ja, und dann ging's - Kiew wurde dann eingenommen - ich sagte ja, bei Borisbol, da lagen wir auch zwischen großen Strohmieten, war herrlich. Die Offiziere sagten: ‚Buddelt Euch schön ein. Wenn die Flieger kommen, die Russen, die können ruhig draufschmeißen, da passiert gar nichts.' Passiert auch nichts. Da kann ruhig 'ne Bombe auf die Strohmiete fallen. ... Ach, was meinen Sie, wenn Sie vier Meter Strohmiete haben, da geht keene Bombe rein. Die platzt auseinander und denn is gut. Also, man kriegt ja eine Routine als Soldat und als Infanterist. Man hört das direkt. Auch Geräusche am Boden - hörste alles. ... Ja, na, damals Kiew - war die deutsche [Luftwaffe] ja noch stark, kann man sagen, im Herbst damals, '41. Da war noch alles drin. ... Also, das hab ich nicht erlebt, [dass ein russischer Panzer auf mich zukam]. Über mich ist kein Panzer gerollt. ... Ja, die Stalinorgel die kam dann im kalten Winter '41/'42, im Januar '42. Ja? Da war Stalingrad noch gar nicht im Programm. Im Raum Charkow, z. B., [da] ham wa se kennen gelernt, südöstlich Charkow.“

Das Heeresgruppenkommando Süd hatte am 21. Juli 1941 den Oberbefehlshabern der Armeen in einer Weisung noch einmal deutlich gemacht, dass die Hauptaufgabe zunächst in der Vernichtung der feindlichen Heeresteile westlich des Dnjepr als künftiger Operationsrichtung bestand.<sup>2067</sup> Bei Gottschalk wurde jedoch deutlich, dass Teile der deutschen Truppe durch starke Feindvorstöße selbst in eine vorübergehende Einkesselung geraten waren. Zwischen dem 4. und 7. August hatte die Heeresgruppe Süd bedrohliche Feindvorstöße aus dem Raum um Kiev und aus der Richtung Ovruc abzuwehren. Die Bereinigung des Pripjat-Raumes, in dem sich der Befragte mit seiner Einheit befand, gelang den Deutschen nicht so schnell wie ursprünglich geplant. Die Verbände der 62. I.D., zu der Gottschalk gehörte, mussten aus der Luft versorgt werden. In diesem Fall gelang es aber der schweren Artillerie, sich aus der misslichen Lage zu befreien und den Kessel aufzubrechen. Den Schilderungen des Akteurs

<sup>2067</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 595.

zufolge, geschah dies unter erheblichen sowjetischen Opfern. Zuerst wurde nicht deutlich, ob es sich bei den von Gottschalk beschriebenen flüchtenden Russen um Zivilisten oder Rotarmisten handelte. Der Informant präzisierte jedoch, dass es sowjetische Soldaten waren, die regelrecht von der deutschen Artillerie hingemordet wurden. Gottschalk sprach von einem „furchtbaren Bild“, das sich seinen Augen darbot. Die Einnahme von Kiev, der am rechten Ufer des Dnjepr gelegenen Hauptstadt der damaligen ukrainischen Sowjetrepublik, war für die deutschen Truppen, aufgrund starker russischer Gegenwehr, mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Erst Anfang September 1941 überschritten die deutsche 6. Armee unter v. Reichenau im Norden, und die deutsche 17. Armee (v. Stülpnagel) im Süden, den Dnjepr beiderseits Kiev. Östlich von Kiev wurden infolge der zu spät angeordneten Räumung der Stadt, vier sowjetische Armeen eingeschlossen und bis zum 26.9., in der Kesselschlacht von Kiev, 665.000 Rotarmisten gefangen genommen und eine Vielzahl an Material erbeutet.<sup>2068</sup> Das Ziel war, die in der Ukraine reichlich vorhandenen Landwirtschafts- und Industriebasen für die deutsche Seite nutzbar zu machen und auszubeuten. Deutlich wird auch, dass der Frontsoldat im Laufe der Zeit eine Routine bekam, was Bomben-, MG- und Granaten-Abschüsse bzw. die Deckungsmöglichkeiten angeht. Hier galt die Devise: „Solang’ du’s hörst sausen, duen sie dir nix.“<sup>2069</sup>

Als nächstes berichtete Gottschalk im Gespräch von seiner Flucht aus dem russischen Dorf Kopanka. Er habe sich zum Gefechtsstand seiner Division begeben, um dort Meldung über die veränderte und nun wesentlich ungünstigere Lage zu machen. Auch auf die Gefahr für die deutschen sich noch in Kopanka befindlichen Soldaten wies er hin. Bei der Division glaubte jedoch niemand seinem Bericht:

„War’n Deutsche, auch ’n Gefechtsstand. Da hab ich gesagt: ‚Leute! Macht Euch stark! In Kopanka sind die Russen drin.‘ ‚Du spinnst ja. Bleib’ mal hier!‘ Und da kam ’n höherer Offizier, sagt er: ‚Was erzählen Sie hier für Geschichten?‘ Sage ich: ‚Bitteschön! Ich komm’ eben abgehetzt aus Kopanka raus, mit dem Unteroffizier Sowieso. Wir sind die Einheit [musste ich ja alles erklären - wegen Fahnenflucht da] ...‘ So, und: ‚Halb so schlimm!‘ Aber, denkste! Ander’n Morgen, also wie es hell wurde, es war ja nu’ Winterzeit haben die Leute schon einen Gegenangriff gemacht. Da waren die Russen... hatten Kopanka schon total eingenommen. Und wir waren die einzigsten, die rauskamen, wir beiden. Aber wissen Se, was da drinnen passiert ist? Dort haben die Russen unsere deutschen Soldaten in der Unterhose, im Bett, erschossen und erstochen, denn die sind gar nicht so schnell zu sich gekommen, wie die Russen drin waren. Und es ging ihnen ja immer gut, den ‚Schreibstubenfritzen‘. Die ham sich ja... wie zu Hause ham sie gelebt. [Die haben sich nicht gekümmert], brauchten sie ja auch nicht, die war’n ja geschützt überall. Aber *den* Abend hat man unsere Leute im Bett umgebracht. Die kamen gar nicht [dazu], Gegenwehr zu leisten. Und dann hab ich in Breslau einen kennengelernt, der dort auch geschnappt wurde, von unserer Einheit. Und der is... im Stall hat er sich verstecken können in dieser Nacht, im Stroh. Und dann is eine Frau gekommen, hat er erzählt, er wurde dann auch als ... irgendwie auch als irre bezeichnet

<sup>2068</sup> Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 291, 548.

<sup>2069</sup> Bernecker: Generation, S. 199.

im Ersatztruppenteil... und hätte sie noch mehr zugedeckt, also nicht verraten im ersten Moment. Aber dann sind sie doch gekommen, die Russen, und haben dann die deutschen Soldaten raus geholt. Dann wurden sie standrechtlich erschossen. Da hat er 'n Schuss hier rein gekriegt (zeigt), hier am Gehirn also vorbei, na und is umgefallen und war normalerweise tot. In Wirklichkeit war er ja nicht tot. Denn unser Gegenangriff ... die Deutschen ... ham ja dann alle wiedergefunden, die noch lebten, usw. Das hat er mir selber erzählt, was da den Morgen gewesen ist. Ja, also und dann, wenn man sowas erlebt, dann gib'ts kein Gefühl mehr, von wegen hier jetzt ... Verstehen Sie? Ja, dann gib'ts nur harte Sachen. Und an diesen ... als ich ja nicht mehr mit dem Unteroffizier mit ... der is bis zum Kompaniegefechtsstand zu unserem Stabsfeldwebel oder wie hieß er - unsere Kompaniemutter - Spieß, bis zum Spieß is er gekommen, und hat gesagt: ‚Ja, wo Gottschalk hin is, das weiß ich nicht!‘ Und hat der eine Vermisstenmeldung raus geschickt. Und die Vermisstenmeldung hab ich jetzt nach'm Krieg bei meinem Bruder, der hat 'ne Karte gekriegt: ‚Als vermisst: Gottschalk.‘ Und ich bin dann abends, ich wurde von der Artillerie dort festgehalten, wo ich mich gemeldet hatte. ... Das musste erst alles nachgewiesen werden, genau, ich musste alles angeben: Kommandeur, und, und, und, und. Und da sagt er: ‚So, jetzt hau ab!‘ Und da bin ich auch zu meinem (lacht) K. hin, also der hieß K. Zum Spieß. Und da sagt er: ‚Mensch, jetzt ham wa die Vermisstenmeldung..., die is schon raus.‘ ... Und so bin ich dann wieder zu meiner Einheit gekommen.“

Für die in dem Ort Kopanka zurückgebliebenen Wehrmachtssoldaten kam, wie es aussieht, aufgrund der Fehleinschätzung eines Offiziers, der Gottschalks Meldung auf die leichte Schulter nahm, jede Hilfe zu spät. Einerseits spricht aus der Aussage des Befragten Empörung über den Tod der Kameraden seiner Einheit, die ohne sich verteidigen zu können, von Russen im Schlaf überfallen und ermordet worden waren. Andererseits wird eine leise Kritik, und vielleicht sogar ein Anflug von Neid offenbar, weil die Soldaten in der „Etappe“ den Krieg kaum zu spüren bekamen und, nach Meinung der Frontsoldaten, leben konnten „wie zu Hause“.

Bereits ein anderes Mal hatte Gottschalk erlebt, wie ein ihm bekannter junger Offizier nach einem deutschen Gegenstoß gefallen und am nächsten Tag, beim Bergen der Toten, ausgeplündert aufgefunden worden war.<sup>2070</sup> Dieses Vorkommnis und der von ihm als grausam erlebte Tod der Schreibstubenkameraden waren anscheinend Ursache für die Vergeltungsgedanken, die ihn und die anderen Soldaten seiner Einheit beschlichen.

In dem Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg im Osten sind Grausamkeiten von unvorstellbaren Ausmaßen begangen worden, und zwar von beiden Kriegführenden – den Deutschen und den Sowjets -, die vom ersten Tage an in gleicher Weise hieran

---

<sup>2070</sup> Der Befragte erzählte im Interview: „Leutnant von L., der war... das war 'n Adliger. ... Und der is erst sehr spät zu uns gestoßen. Aber zu der Zeit war er gerade bei uns. So, und der bekam den Befehl, 'n Gegenstoß zu machen, morgens, so vielleicht um vier, fünf, sechs. Also ich weiß es nicht mehr. Der macht 'n Gegenstoß. Ende: er gefallen, die Hütte zwar wieder erreicht, aber viel' Tote. So – andern... als das vorbei war, is man ja gegangen, die Toten zu bergen. L. gefunden: Zähne raus, Ringe weg, restlos verstümmelt. ... So is der arme Teufel umgekommen! ... Im Gefecht war er tot. Und dann ham die Russen den Leuten alles abgenommen, was sie erwischt haben. Das war Leutnant von L. Das hab ich nicht vergessen.“

beteiligt waren.<sup>2071</sup> Schon den eigenen Soldaten gegenüber handelte die Rote-Armee-Führung nach der „unmenschlichen Devise“, wonach „Menschenleben nicht geschont werden [dürfen]“.<sup>2072</sup> Stalin hatte bereits am 3. Juli 1941 deutlich gemacht, dass der Krieg in seinem Land kein gewöhnlicher Krieg zwischen zwei Armeen sei und kein Erbarmen mit dem Feind kenne. Beide Seiten setzten sich sofort über die Normen des Völkerrechts und die der Menschenrechte hinweg. Mit allen psychologischen Mitteln hervorgerufene Hassgefühle auf russischer Seite – vor allem durch Hetzartikel gegen den „deutschen Okkupanten“ und die an Intensität zunehmende Politschulung innerhalb der sowjetischen Streitkräfte – führten nicht nur zu einer Steigerung der kämpferischen Aktivität an der Front, sondern auch zu Gewaltakten gegenüber den deutschen Soldaten.<sup>2073</sup> Gefallene deutsche Soldaten wurden, wie u. a. Gottschalk und Golder berichteten, grausam verstümmelt und ihrer Wertgegenstände, einschließlich der Goldzähne, beraubt aufgefunden (s. Abschn. 5.3).

Ein Mitglied des Zentralkomitees der Partei, Kazalapov, aus Cholm hatte nach Aussage eines gefangenen genommenen Partisanen, dazu aufgefordert „deutsche Soldaten oder Verwundete ‚vor der Erschießung durch Verstümmelung zu quälen‘<sup>2074</sup>“. Die Partisanen gingen jedoch gegen vollkommen unbeteiligte Landsleute ebenso schonungslos vor.

Das Auffinden verstümmelter oder auf grausame Weise ermordeter Kameraden führte bei den Wehrmachtseinheiten wiederum sehr oft zu „Vergeltungsmaßnahmen“ gegenüber den Rotarmisten. Vergessen wird von deutscher Seite häufig das eigene, unmenschliche Vorgehen und die Tatsache, dass die Wehrmacht die Sowjetunion angegriffen und dem russischen Volk diesen Krieg aufgezwungen hat. Den Aussagen zufolge reagierten manche Deutsche überrascht, dass die sowjetische Seite sich derart hartnäckig zur Wehr setzte.

Bereits kurz nach dem Angriff schilderte der damalige Soldat Heinz Meier in einem Feldpostbrief vom 26.6.1941 die Auseinandersetzung im Osten als den „grausamsten aller Kriege“ und erklärte: „Aus der Erkenntnis, dass der Rotarmist keine Gefangenen macht, lässt sich also erkennen, wie wir auch mit denen verfahren.“<sup>2075</sup>

Einige Akteure berichteten über den weiteren Verlauf der Kämpfe und kamen dann auf den Angriff auf Moskau im Spätherbst 1941 zu sprechen, wie nachfolgend Thomsen. Der Informant wurde erst im Verlauf der Kämpfe im Spätsommer 1941 im Osten innerhalb der HGr Mitte eingesetzt. Trotz des zu der Zeit noch erträglichen Klimas machten

---

<sup>2071</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Hoffmann: Kriegführung), S. 920.

<sup>2072</sup> Ebd.

<sup>2073</sup> Ebd.; vgl. DRZW 4 (TB), (Beitrag Förster: Sicherung des Lebensraumes), 1232.

<sup>2074</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Hoffmann: Kriegführung), 894.

<sup>2075</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 147.

ihm persönliche Schwierigkeiten während des Transportes erheblich zu schaffen:

„Dann kam ich nach Russland, in den Mittelabschnitt. [Das ging] mit LKWs. Das Schlimme ist, ich kann nicht Autofahren vertragen. Eine Autobahn gab's da schon, nicht so sehr schön, aber so ungefähr wie unsere [damals]. ... Wir sind sehr schnell durchgekommen. Es war ja noch September, einigermaßen warmes Wetter, da schliefen wir in Zelten, mieden die Dörfer, die einzige Stadt ( ). ... Die [Partisanen] gab's noch gar nicht. ... Es war nicht erforderlich, [in Privatquartieren zu wohnen]. Wir hatten die Zelte, das Wetter war noch entsprechend, obgleich wir ab Mitte September, wenn es morgens weiterging, ... die Zelte waren morgens gefroren.“

Ab Mitte September änderten sich bereits die Witterungsverhältnisse, die Nächte wurden empfindlich kalt, die Temperaturen erreichten den Gefrierpunkt. Am 15. Oktober entwickelten sich die Schwierigkeiten durch witterungsbedingte Wegeverhältnisse zum Hauptproblem der Heeresgruppe Mitte. Sie brachten den deutschen Vormarsch an allen Abschnitten ins Stocken.<sup>2076</sup> Anscheinend hatte der Befragte während der langen LKW-Fahrt außerdem mit erheblicher Übelkeit zu kämpfen. Eine Fahrt im LKW in der Sowjetunion ist für ohnehin fahrsensible Menschen eine Tortur. So beschreibt es auch Großmann in seinen Erinnerungen:

„Im Schneckentempo geht es über flache Bodenwellen, immer hinauf – hinunter, hinauf – hinunter; ... ich vertrage das Fahren nicht, denn ich bin noch nie in meinem Leben auf einem Karussell gesessen. Mich schwindelt.“<sup>2077</sup>

Thomsen schilderte anschließend den Angriff auf Moskau, den Teile der Wehrmacht bereits mit Panjewagen durchführen mussten. Die deutschen Truppen hatten sich inzwischen dieser landesüblichen Beförderungsmittel bedient, um überhaupt noch vorwärts zu kommen:

„Gut, und dann ging's in Stellung und dann kam der ( ) Angriff und der Vorstoß auf Moskau. Und zwar waren wir dann... war ich dann in der Nähe von Kalinin, ... Kalinin an der Wolga. Ja, dann haben wir in den Häusern geschlafen. [Die] Russen waren evakuiert worden, die waren dann zusammen in der Schule oder was weiß ich, aber zu dem Zeitpunkt haben wir Russen selbst noch nicht kennengelernt. Das kam dann im November. Dann durften die Russen in ihren Häusern bleiben. Da waren wir auch ( ) ziemlich weit und mussten [die] sich ... oben auf dem Ofen verkriechen, aber haben für uns jeweils auch gekocht und ... ja, [und dann ging es weiter]. Wir waren nördlich von Moskau, in der Umgehung, das haben wir dann aber immer gesehen. Und dann kam ja auch sehr stark die Kälte, übrigens der 2. Oktober, der Angriff auf Kalinin, der war dadurch ermöglicht worden, dass es gefroren hatte, sonst wäre man ... reingekommen. Das hat uns bei Kalinin ja aufgehalten. ... Und das war dann plötzlich alles gefroren. Da waren keine LKWs mehr, da hatten wir Panje-Wagen mit Pferden. Ein Panje-Pferd ist ein kleines Pferd, das ist davor. ... Wir nannten uns dann ‚hot‘. Hottehü. Wir haben ‚mot‘ in ‚hot‘ umgewandelt. Ja, wir sind letzten Endes... wir haben auf die Panje-Wagen, da hatten wir unsere schweren Sachen und das Gepäck - wir sind gelaufen. Wir haben sie angespannt, da gab's nicht viel zu reden, die Bevölkerung hatte sich verdrückt. Und 'n russischer Bauer, 'n alter oder die Bäuerin im Wagen, da mussten die ja runter, das war nicht anders. Ich hatte die Gelegenheit, an der Front auch durch ein Scherenfernrohr zu gucken und auf die Vorstädte von Moskau gesehen, die waren später verwüstet. [Man konnte] die Innenstadt sehen ... und ... alles Holzhäuser. ...

<sup>2076</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 664.

<sup>2077</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 49.

Das war im Dezember. Ja, wir hielten [die Front] auch noch - mit den vorgeschobenen Posten. Wir hatten MGs, [aber] die funktionierten nicht. Aber [wir] hatten Gewehre. Und die gingen ja. Das war noch da am vorgeschobenen Posten.“

Wie der Befragte richtig erinnerte, wurde Moskau zunächst nördlich umgangen, von der Heeresgruppe Mitte jedoch in enger Einschließung gehalten und gleichzeitig die Flanken für weitere Vorstöße offensiv gesichert.<sup>2078</sup> Seit dem 8. Oktober 1941 litten die Kampfhandlungen jedoch in erheblichem Maße unter Wege- und Nachschubschwierigkeiten, die durch Schneefälle und Frosteinbruch verursacht waren.<sup>2079</sup> Schon frühzeitig, bei Beginn der Offensive, wurde bei den Kraftfahrzeugen mit einem Fehlbestand von über 22 Prozent gerechnet. Der technische Dienst erwartete, ohne die besonderen Schwierigkeiten durch Straße, Witterung und Kampf zu berücksichtigen, dass im entscheidenden Augenblick der Verfolgung die Beweglichkeit des Heeres erheblich vermindert sein würde.<sup>2080</sup> Oft waren die Wehrmachtfahrzeuge überaltert und nur behelfsmäßig instand gesetzt worden. Allein dadurch war mit einer hohen Ausfallquote zu rechnen.<sup>2081</sup> Mit zunehmender Kälte und Dauerfrost und dem ohnehin schon im Laufe des Ostfeldzuges dezimierten Kraftfahrzeug- und Pferdebestand waren die Deutschen wesentlich auf die landesüblichen Pferdewagen<sup>2082</sup> angewiesen, die sie sich von einheimischen Bauern ohne großes Federlesen beschafften, wie Thomsens

<sup>2078</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 663.

<sup>2079</sup> Dazu auch Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 45, über die schon im Frühherbst einsetzende extreme Kälte im Osten: „Es ist Oktober, und morgens pfeift uns oft schon ein kalter Wind um die Ohren.“ Vgl. FpBf, 20.8.1941, Meier: Es ist so kalt, S. 150: „Wenn es auch die letzten Wochen im Gebiet um Moskau nicht vorwärts ging, so liegt das erstmals an dem nur schwer nachkommenden Nachschub (Munition, Benzin usw.) und an den erst zu Ende bringenden Kesseln (Smolensk).“

<sup>2080</sup> Streckenweise war der Schnee geschmolzen und dem Schlamm gewichen. Fischer: Ohne die Gnade, S. 128, berichtet über den Vorstoß auf Moskau über die völlig aufgeweichte Autobahn Smolensk: „Immer wieder blieben Fahrzeuge darin stecken und mussten rausgeschleppt werden. Bequeme Ziele für sowjetische Schlachtflieger!“

<sup>2081</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), 658.

<sup>2082</sup> Dies begründet Bernecker: Generation, S. 222 so: „Die schweren Gäule aus Westeuropa waren für diese Verhältnisse und Strapazen nicht widerstandsfähig genug und wurden durch russische Panjepferde ersetzt. Diese waren bei weitem genügsamer und abgehärteter, zäher und anspruchsloser. Manche überlebten mit verwittertem Stroh, das unter den verschneiten Dächern entnommen wurde. Diese stummen Kameraden retteten vor einem Schlitten eingespannt, durch ihren Fleiß so manchen Verwundeten, die sie sicher vom HVP (Hauptverbandsplatz) nach rückwärts zu den Sankas beförderten. Sie brachten bei Schnee und Eis Verpflegung, Post und Munition nach vorne und auf dem Rückweg die Gefallenen. Persönlich verdanke ich in drei Fällen meine Flucht und mein Entrinnen aus heikler Situation solchen braven Panjegäulchen. Selbst auf dem langen Marsch ins Gefangenlager Riga, als ich nicht mehr laufen konnte, genoss ich ihre Hilfe. Kein Buch hat jemals ihr Leiden und Sterben, ihre Treue und Zuverlässigkeit ausführlich beschrieben, kein Wehrmachtsbericht ihre kolossalen Leistungen erwähnt, und dennoch waren sie überall dabei.“ Vgl. FpBf, Josef B., 3.10.43, der die hohen Materialverluste der Wehrmacht insofern verdeutlicht, als dass B. als Soldat eines Pz.art.reg. in den Umgang mit Pferden eingewiesen wurde: „Seit gestern bin ich wieder stolzer Reiter, habe Reithose und Sporen ... . Von mot. umgesattelt auf hot.“ Zit. n. Jasper: Zweierlei, S. 113f.

Ausführungen belegen.<sup>2083</sup> Auch sonst war der deutsche Vormarsch für die sowjetischen Zivilisten mit erheblichen Nachteilen verbunden. Entweder waren sie bereits geflohen, oder sie wurden von deutschen Truppen zwangsevakuert. Später mussten sie dann Einquartierungen von Wehrmachtseinheiten in Kauf nehmen, die zeitweise auch von ihnen zu verpflegen waren. Trotz aller Bemühungen, den Witterungsbedingungen und der russischen Gegenwehr zu trotzen, blieb den deutschen Soldaten dennoch nur der Blick auf Moskau durchs Scherenfernrohr.<sup>2084</sup> Der Stadt Moskau selbst kam am 27.11. lediglich ein Erkundungstrupp des Panzerpionierbataillons 62 bis auf acht Kilometer am nächsten. Es blieb die größte Annäherung an das Ziel, da sich der russische Widerstand vor der sowjetischen Hauptstadt noch weiter versteifte und Angriffe mit frischen sibirischen Truppen erfolgten.<sup>2085</sup> Der Vormarsch war im Schlamm stecken geblieben.<sup>2086</sup> Letztendlich gelang den deutschen Verbänden auch später nicht die Einnahme der sowjetischen Hauptstadt.

Auf die Frage, ob er sich gewundert habe, dass die Front gehalten werden sollte, obwohl Teile der Waffenausstattung nicht mehr funktionierten und offenbar eine starke russische Abwehr vor Moskau aufgebaut worden war, erwiderte Thomsen:

„N Soldat fragt nicht. Wir hatten ja auch keine Informationen, dass die Russen z. B. schon links und rechts an uns vorbei waren, [denn] das war der Fall, ja. Besonders dann, als wir dann Befehl zum Zurückziehen, zum ‚Verlegen‘, das hieß nicht ‚zurückziehen‘, ... da hatten wir von links und rechts 12 Stunden Feuer. ... [Wir zogen uns also zurück] - und wie! Und dann kamen auch wieder LKWs. [Vorher] war das zu Fuß. Die LKWs waren nicht so weit gekommen. Alles eingefroren. Und dann wurde Feuer unter 'm LKW gemacht, damit 's wieder auftaute, und dann ging mancher LKW hoch, ja, selbstverständlich, haufenweise.“

Thomsens kurze Stellungnahme zur Verlegung der deutschen Armeen auf eine rückwärtige Linie verdeutlicht gleich mehrere Aspekte. In der Regel wurden erteilte Befehle von den Wehrmachtsangehörigen als gegeben akzeptiert und nicht in Frage

---

<sup>2083</sup> Vgl. Schröter: Held oder Mörder, S. 90, äußert sich kritisch zur Requirierung der Panjepferdchen durch deutsche Truppen: „Wie viele dieser zottigen Tiere habe ich als Soldat tot, mit aufgedunsenem Leib am Wegesrand liegen sehen! Und wie viele haben wir dann, vor allem als die Fronten im Stellungskrieg erstarrt waren, für unsere eigenen Zwecke ‚requiriert‘ und vor die leichten Wagen oder Schlitten gespannt! Was diese ‚Beschlagnahme‘ für die russischen Bäuerinnen (Männer gab es kaum noch in den Dörfern) bedeutete, danach haben wir nicht gefragt.“

<sup>2084</sup> Dies beschrieb auch der damalige Unteroffizier eines Pionierbataillons, Robert Dohr: „Wir bahnten der Truppe den Weg, bis dicht vor Moskau. Ein Artilleriebeobachter, mit dem ich bekannt war, fragte mich, ob ich mal durch sein Scherenfernrohr gucken wollte, und da sah ich in der Weite die Straßenbahnmasten in der Vorstadt von Moskau.“ In: Schüddekopf: Krieg, S. 150.

<sup>2085</sup> Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 381.

<sup>2086</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 130: „Der kalte Regen hatte den Boden grundlos werden lassen. Die ganze Vorausabteilung, die nur auf einer Straße marschierte, war in ihrer gesamten Länge von 30 Kilometern festgenagelt. ... Weiter zurück, und ohne jede Verbindung, der Rest unserer Kampfgruppe“.

gestellt.<sup>2087</sup> Außerdem wurde der Soldat generell in Unkenntnis der großen Lage in seinem Abschnitt gehalten.<sup>2088</sup> Schon von Jugend an war ein Großteil der Soldaten zu regimeunkritischen, Pflicht ergebenden Menschen erzogen worden, die die Bereitschaft besaßen, ihr „Leben für Volk, Reich und ‚Führer‘ zu opfern“<sup>2089</sup> und sich mit der NS-Politik der Expansion und der Unterwerfung zu identifizieren. Der Befragte Landgraf ist der Meinung, dass nicht nur Befehle von Vorgesetzten nicht hinterfragt wurden, sondern die noch jugendlichen Soldaten, so wie er selbst, sich im Allgemeinen nicht allzu viele Gedanken über den Krieg machten:

„Ich sage doch, der Verstand kommt nicht vor Jahren. Zuerst, wie man so auf die Menschheit nicht losgelassen [wird], aber als Soldaten - wer denkt da? Denkt nicht. Du kriegst morgens deinen Befehl und es gibt mittags Essen oder so, fertig.“<sup>2090</sup>

Und auch Schweitzer unterstrich diese anscheinend bei den deutschen Frontsoldaten vorherrschende Einstellung:

„[Man lebte] absolut [für den Augenblick], ja. [Aber was vorher passiert war], das konnte schon einem natürlich auch nachhängen, selbstverständlich, und es gab auch Zeiten, die eben deprimierend und belastend waren.“<sup>2091</sup> Aber im Allgemeinen hat man das als Soldat schnell abgeschüttelt und sich auch wieder auf das konzentriert, was vor einem lag. Große Pläne konnte man nicht machen, nach vorne, und wenn man wusste, wo man anständig schlafen konnte, wenn man zu essen hatte, dann war das schon was Gutes.“<sup>2092</sup>

Besonders die erste Zeit des Russlandfeldzuges und auch während des Vormarsches im darauf folgenden Sommer 1942 kamen die Soldaten durch die körperlichen Anstrengungen kaum zum Nachdenken. Dazu schreibt Fischer in seinen Erinnerungen:

„Wir schliefen zu jeder Stunde, die es erlaubte: während des Marsches auf den Fahrzeugen oder bei den Halten in deren Nähe auf dem Boden. ... Es ging vorwärts, 50, 60 und mehr Kilometer am Tag.“<sup>2093</sup>

<sup>2087</sup> Anton Bentschen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 14: „Mein Gott, wie soll denn das bloß gehen? Du warst Soldat, was half's.“

<sup>2088</sup> Dies passierte auch höchsten Offizieren. So erlebte der damalige 1. Adjutant der 6. Armee, Wilhelm Adam, dass der Ob. der 6. Armee, Gen.oberst Paulus, von Gfm. Manstein über die große Lage im Bereich der HGr. Don im Unklaren gelassen wurde und daher in seinen Entscheidungen zeitweilig sehr eingeschränkt war. Adam: Entschluss, S. 204f.

<sup>2089</sup> Bartov: Von unten betrachtet, S. 334.

<sup>2090</sup> Ähnlich beschrieb auch der Befragte Ludwig diese Zeit und meinte rückblickend: „Ich konnte gar nicht denken, ich konnte gar nicht denken. Erst viel später.“

<sup>2091</sup> Vgl. FpBf Fritz N., 15.3.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 188: „... So mancher von unseren braven Kameraden von der Infanterie, die wir im Laufe des Feldzuges kennen gelernt haben, liegt jetzt unter der Erde. ... Nehmt's mir nicht übel, wenn ich eben nicht mehr schreibe, aber ich bin überhaupt nicht in Stimmung dazu.“ Vgl. FpBf Michael O., 14.11.44, in: ebd., S. 189: „Meine Stimmung ist zur Zeit leider nicht die Beste. Ich habe jetzt öfter als gut etwas den Moralischen. Kein Wunder, denn ich bin noch der Einzige von meinen Kameraden der s.M.G. (schweren Maschinengewehre), der seit voriges Jahr hier heraußen ist. Alle anderen Kameraden tot oder verwundet. Ich komme mir deshalb zurzeit ziemlich einsam vor. Schicksal, das ausgerechnet ich übrig geblieben bin.“

<sup>2092</sup> Vgl. Bernecker: Generation, S. 267: „Der Russlandlandser gewöhnte sich ja schnell an seine neue Umgebung. Schlafen, immer schlafen, das war des Frontsoldaten beste Medizin, um alle Sorgen, die Angst, die Plagen des Ungeziefers, den Hunger und das Heimweh zu vergessen.“

<sup>2093</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 105.

Der Informant Schweitzer war oft als VB<sup>2094</sup> eingesetzt. Bei massiven Angriffen der Russen wurden die vorderen Linien schnell überrollt. Der VB erkannte jedoch als Erster die sich mehrenden Anzeichen, wenn ein Angriff unmittelbar bevorstand.<sup>2095</sup>

Dazu schrieb Bernecker:

„Die ersten, die stiften mussten, waren die VB der Artillerie. Sie lagen ganz vorn, um das Artilleriefeuer zu leiten. Wir erkannten sie von weitem, ein Offizier und ein Funker, der sein schweres Gerät auf dem Rücken schleppte. In diesem Moment war die eigene Artillerie blind und das Erscheinen der zwei Männer deutete uns an, dass der Iwan nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Sie konnten sich meistens noch einer kämpfenden Einheit anschließen.“<sup>2096</sup>

Lichtenberg erlebte jedoch auch den umgekehrten Fall, in dem der VB nicht flüchtete:

„... wenn die vorgeschobenen Beobachter gut waren, ließen sie die Russen näher kommen, immer näher, bis sie fünfzig Meter vor den eigenen Leuten lagen, und dann brach die Feuerwalze los. Da kam kein Mensch mehr raus, wenn die Einschläge der Granaten dicht bei dicht lagen. Es ist schrecklich.“<sup>2097</sup>

Jasper betont, dass „mit dem Einsatz bei der Infanterie, als vorgeschobener Beobachter, ... die Gefahr durch die Nähe zu feindlichen Soldaten akuter, die Bedrohung durch Fliegerangriffe dagegen nachrangig [wurde].“<sup>2098</sup> Sowohl der VB selbst als auch die Kameraden seiner Infanteriedivision konnten in unmittelbare Gefahr geraten, „wenn feindliche Soldaten der eigenen Stellung unbeschadet näher kamen.“<sup>2099</sup> Gefährlicheren Einsatzorten trug die Armeeeinführung mit „Grabenzulagen“ oder zusätzlicher Marketenderware Rechnung. So gab es in der Feuerstellung einer Batterie weniger [Zusatz-]Verpflegung als im Einsatz an vorderster Front.<sup>2100</sup> Die unterschiedliche Verpflegung, deren Verteilung nicht immer als gerecht oder logisch zu erkennen war, gab dann auch immer wieder Anlass zu Beschwerden.<sup>2101</sup>

<sup>2094</sup> VB = Vorgeschobener Beobachter.

<sup>2095</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 165f., der ergänzt, dass der Beobachter „nicht wie die Soldaten an vorderster Front auf einzelne Gegner [achtete], sondern Zielflächen im Auge“ hatte, die einen „lohnenden Beschuss“ auf gegnerische Soldaten versprochen.

<sup>2096</sup> Bernecker: Generation, S. 232. Lichtenberg erläuterte die gefährliche Mission, in der sich der VB (Vorgeschobener Beobachter) befand: „Als vorgeschobener Beobachter stecktest du meistens in einer ziemlich heiklen Situation. Die Infanterie war verteilt kurz hinter der Hauptkampflinie, und an einer Ecke ganz vorne saß der Beobachter der Artillerie. Wir guckten nach den vorgeschobenen Beobachtern der Russen, und die Russen taten das gleiche mit uns. Dann sagte man der Infanterie: da vorn in dem Waldstück ist der VB der Russen, seht doch zu, dass ihr die kriegt! Und drüben machten sie's nicht anders. Manchmal war's schon eine Art Himmelfahrtskommando, wenn wir von dort vorn die Feuerwalze der Geschütze lenkten.“ In: Schüddekopf: Krieg, S. 109.

<sup>2097</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 110.

<sup>2098</sup> Jasper: Zweierlei, S. 165.

<sup>2099</sup> Ebd., S. 166.

<sup>2100</sup> Ebd., S. 165, FpBf Josef B., 07.10.44: „Außerdem ist die Verpflegung bei uns [im Graben] besser als in der Feuerstellung.“

<sup>2101</sup> Ebd.: FpBf Josef B., 07.10.44: „Im Übrigen geht es mir noch gut, wenn auch die Verpflegung, Zigaretten etc. hier bei uns viel zu wünschen übrig lässt. Zum Beispiel Zusatzverpflegung (Marketenderware) erhalten wir fast nicht, so eine verfluchte Schweinerei, während die Infanterie und SS in rauen Mengen bekommt. Das ist eine ganz große Schweinerei.“ Auch die Zeitzeugen thematisierten die Unterschiede und Ungerechtigkeiten.

Der Informant Schramm verdeutlichte, dass es nicht nur massive Einschnitte durch Witterungseinflüsse im Dezember 1941 vor Moskau gab, sondern diese charakteristisch für den gesamten Ostfeldzug waren und besonders im Frühjahr und im Herbst auftraten. Er erinnerte sich an Probleme mit den Fahrzeugen im Mittelabschnitt bei Smolensk:

„Und - dann sind wir irgendwie wieder raus gezogen worden, und dann kamen wir im Spätsommer '42 in den Mittelabschnitt nach Russland, in den Kessel rein: Jasma - Vitebsk - Smolensk. Smolensk hab ich mit eingenommen. Und da lief die Straßenbahn noch, da marschierten wir schon rein mit unseren Motorrädern. Da habe ich im Beiwagen noch mit dem MG gesessen. Ja. Ich hab das immer gut bedient. Ja, der Fahrer kann's nicht. Und das war auch 'n langer Turn in Russland und ... dann kam die schlimmste Zeit. ... Im Herbst wurde es dann da auch wieder kalt, und dann hatten Sie tagsüber 50 cm Matsch, und nachts der Frost, und denn konnten morgens die Motorräder nicht mehr fahren, weil zwischen Motorradkotflügel und Reifen war der Matsch gefroren. Und dann wurde das mit'm Hammer und mit'm Meißel wieder raus gehauen und ging dann wieder weiter. Die Motorräder sprangen an, aber unsere Lastwagen, die haben über Nacht immer 'n kleinen Topf unter'm Motor gehabt mit Dieselöl, der 'ne Flamme gab, damit der Motor immer warm war oder vorgewärmt war. Nachher kamen denn diese schrecklichen Holzgaser, da hatten wir keinen Sprit mehr, das war ja noch schlimmer, aber das kam ja dann etwas später.“

Schramms Aussagen beziehen sich auf den Sommer 1941, als Smolensk von deutschen Truppen siegreich eingenommen wurde sowie auf den Spätsommer und Herbst 1943 (nicht 1942), als die Stadt am 25. September von sowjetischen Truppen zurückerobert wurde. Wie vielfach von den Zeitzeugen beklagt wurde, verursachte nicht nur der Feind den Deutschen große Probleme. Die Natur setzte insbesondere der empfindlichen deutschen Technik zu. Die beschwerlichen Fahrten mit einem Zweirad über aufgeweichte und matschige Wege und die morgendliche Auftauprozedur nach frostiger Nacht machten der ohnehin ausgezehrten Truppe erheblich zu schaffen. Noch im Interview war bei dem Befragten Schramm aber ein gewisser Stolz über seine Beteiligung am deutschen Sieg über Smolensk nicht zu verhehlen.

Die extremen Witterungs- und Straßenverhältnisse werden von den Interviewpartnern häufig angesprochen, da sie die deutschen Soldaten am Vorwärtkommen hinderten, und so mancher Angriff in der Sowjetunion aufgrund schwieriger Bedingungen nicht oder nur verspätet stattfinden konnte<sup>2102</sup> und in manchen Fällen auch den Rückzug erforderte, wie im Winter 1941 vor Moskau.<sup>2103</sup> Die Abhängigkeit von den Frühjahrs-

---

ten. Der Befragte Ludwig betonte die gute Verpflegung in seiner Waffen-SS-Division, Schramm die ausgezeichnete Versorgung bei der Luftwaffe, und Kramer beklagte die Willkür seines vorgesetzten Staffelf kapitäns bei der Verteilung bzw. sich Selbst-Aneignens von Verpflegung und Marketenderware unter Vernachlässigung der eigenen Staffel.

<sup>2102</sup> Vgl. Bernecker: *Generation*, S. 167: „Gleich bei der ersten Etappe [in Lettland] machten wir Neulinge Bekanntschaft mit einem Element, das wir Fahrer noch nicht kannten. Der tief gefrorene Boden konnte das Wasser der plötzlichen Schneeschmelze nicht aufnehmen, so verwandelten sich die Fahrwege in Schlamm und Sumpf.“

<sup>2103</sup> Fischer: *Ohne die Gnade*, S. 140: „Am nächsten Tag war das Thermometer auf 35 Grad unter Null gesunken und wenige Tage später auf 40. Damit hatte es seinen Tiefpunkt

und Herbstschlammperioden verzögerte auch die deutschen Angriffsoperationen im Juni 1942. Der Historiker Kroener stellt fest, dass die Wehrmachtsführung und besonders das OKH bereits in den ersten Monaten nach Angriffsbeginn auf die Sowjetunion „mit einer Entwicklung konfrontiert [wurden], die man nicht erwartet und für die man auch nicht vorgesorgt hatte<sup>2104</sup>.“ Dies gilt nicht nur für die extremen Witterungsbedingungen, sondern auch für die angesichts des sich versteifenden sowjetischen Widerstands zu verzeichnenden deutschen Massenverluste<sup>2105</sup>. Im Dezember und Januar war die Rote Armee tief in die Flanken der Heeresgruppe Mitte eingebrochen und drohte sie einzukesseln, ab Februar griff sie vor allem die 4. Armee im Zentrum an, „die in ihrem Rücken durch Partisanen, Fallschirmjäger und durchgebrochene Sowjetverbände in der Größenordnung von mehreren 10 000 Mann bedroht war.“<sup>2106</sup> Das Schicksal der gesamten Heeresgruppe hing am seidenen Faden, „sie drohte von allen Verbindungen abgeschnitten zu werden.“<sup>2107</sup> Großverbände, die schwere Verluste erlitten hatten und entsprechend dezimiert waren, fanden sich als Gruppe Eberbach oder Wiese, also unter den Namen der vor Ort führenden Kommandeure auf den Generalstabskarten wieder.

Ein anderer Informant, Martin Kramer, wunderte sich sowohl über die karge sowjetische Landschaft, die er an Bord einer Ju 52 überflog als auch über die extremen Straßenverhältnisse, die ein Vorwärtskommen phasenweise unmöglich machten:

„Ja, [in Russland], da waren wir in Saki stationiert, das war.... (auf der Karte), ... Saki heißt Salzstadt. Aber wie's nu'.... Dies ist Sewastopol, nicht? Dann war's ungefähr hier, da muss das sein! Ach so, die ganze Zeit in Russland, das waren vielleicht vier, fünf Monate. ... Gewöhnlich [waren wir die übrige Zeit] in Deutschland, ja, ja. Also nie, nie woanders, immer in der Heimat. In Russland, wenn wir nach Russland flogen, da haben wir gesagt: ‚Menschenskinder, was ist denn das hier? Da kann man mit der Ju eine Stunde fliegen! Du siehst kein Haus, du siehst nüscht. Du siehst keinen Strauch, du siehst keinen Baum, nüscht!‘ Also eine Öde! Und die Straßen, die Straßen waren dermaßen... Wenn ein Gewitter kam, also ein Regenguss kam, dann konnt'st du den Wagen hinstellen, du kamst nicht weiter, weil es... also wie Schmierseife! Das is... Der Mutterboden, das is, als wenn du hier im Moor... da schlidderst du weg, du musstest wieder warten, bis die Straße etwas angetrocknet war, bis der Regen versackt war. Dann konntst'e erst wieder weiterfahren. Also straßenmäßig ganz, ganz miserabel.“

Anhand Kramers vorstehenden Ausführungen wird deutlich, dass die Flugbesatzungen nicht auf ein Ziel festgelegt wurden, sondern sie „waren heute hier und morgen dort,“<sup>2108</sup> wie auch Otto Thalheimer erinnerte. Je nach Frontschwerpunkt

---

noch nicht erreicht. Es war der 4. Dezember 1941. Nichts ging mehr. Die Dieselfahrzeuge gaben ihren Geist auf und Fahrzeuge mit Ottomotor schafften es nur, wenn man sie des Nachts in kurzen Abständen anwarf und warmlaufen ließ. Das kostet Kraftstoff. Rückzug.“

<sup>2104</sup> DRZW 5/1 (Beitrag Kroener: Winterkrise), 877.

<sup>2105</sup> Ebd. sowie DRZW 4, Kartenband Nr. 20 und Jasper: Zweierlei, S. 96.

<sup>2106</sup> Jasper: Zweierlei, S. 96; DRZW 4 (Beitrag Klink: Sowjetunion), S. 607 – 627.

<sup>2107</sup> Jasper: ebd., S. 96.

<sup>2108</sup> Thalheimer, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 295: „Mal haben wir die Spitze der 6. Armee versorgt, mal flogen wir für die Armee, die weiter südlich in den Kaukasus sollte, die

und Bedarf der Truppen an Benzin und Ersatzteilen, wechselten auch die Einsatzorte. Neben der „Öde“, von der Kramer und auch Thalheimer berichten,<sup>2109</sup> gab es in der Sowjetunion aber auch Sumpfgebiete, vor allem im Norden. Lichtenberg erinnerte sich daran, dass es hier große Kolchosen, Windräder und Lokomobile sowie nach amerikanischem Vorbild gebaute Traktoren gab:

„Es sah trist und ungepflegt aus, und wir sagten uns: Herrje, das ist nun die berühmte Kolchoswirtschaft. Die Straßen waren unbefestigt, und die Dörfer wurden immer elender.“<sup>2110</sup>

Ähnlich wie Kramer drückte Kuby die Probleme der Deutschen mit den russischen Fahrwegen aus: „... Straßen [im Sommer] staubüberwölkt, oder nach Regengüssen, wie mit Seife überzogen, das mag unser Horch nicht.“<sup>2111</sup>

Dass die Lkws beim Auftauen der Benzinleitung „haufenweise“ in die Luft gingen, wie Thomsen erzählte, bestritt der Interviewpartner Dietrich:

„Die machten [bei Kälte] Feuer drunter, und... ja, wenn sie's verkehrt gemacht haben, [dann flogen die Fahrzeuge in die Luft] (lacht). Ich habe das nie erlebt! Unter'm Motor [machte man Feuer]. Na, das brennt ja nun nicht... da kann ja gar nichts passieren. Unter'm Tank ja. Aber sonst doch nicht. Naja, das kommt drauf an (lacht), wo sie den Tank sitzen haben.“<sup>2112</sup>

Anschließend verdeutlichte Dietrich die Vor- und Nachteile einer bespannten Einheit:

„Unsere Gäule, die liefen immer, da brauchten Sie kein Feuer drunter machen. Die liefen auch so. [Aber verwundbar waren sie natürlich auch] - und wie! Wir hatten mal einen, der kriegte ... der hatte 'n Splitter in den Rippen gehabt, hier so, so 'n Loch dadrin, das ging immer: Pffpffpffpff, beim Atmen, nich, die Lunge getroffen. Da kam 'n Pflaster drauf, nich wahr, dann mussten die noch weiter ackern. ... Ja, sicher tut einem das leid. Nich wahr, wenn sie denn gar nicht mehr konnten, denn wurden se erschossen. Da blieb einem nichts anderes übrig. Ja, aber wir haben... wir sind manchmal besser durchgekommen... Ja, durch Schnee und Schlamm. Denn die Mot.<sup>2113</sup>, die sind liegegeblieben, und denn kriegten se 'ne Panne oder irgendwie was, denn mussten se die Dinger sprengen. Aber die kriegten nur, die motorisierten, wenn da die Russen drauf geschossen haben, und da ging die Luft raus, die haben ja denn: Pffht in den Reifen geschossen, da kamen die ja nicht mehr weg. Mit'm Platten können Sie ja nicht fahren, und denn noch in dem Schlamm! Das geht ja nun gar nicht! Ja, und da waren uns die Russen wieder im Vorteil. Wissen Se, was die Russen hatten? Die ganzen Lkws, die Lkws, alles was gummibereift war, da war keine Luft drin, das haben wir auch nicht gewusst. Wir haben auf die Reifen geschossen, da haben wir gedacht: ‚Mensch, warum geht denn die Luft nicht raus, warum platzen die nicht?‘ Die hatten da Schwammgummi drin. Ja! Das haben wir noch nie gesehen, da haben wir gesagt: ‚Guck' mal an hier!‘ Die Russen, ganz einfach, nicht?! So wie Vollgummi. Das war richtig ... innen

Öfelder erobern. Da sind wir auch mal in Richtung Astrachan geflogen. Von Stalingrad aus nach Südosten.“

<sup>2109</sup> Ebd.

<sup>2110</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 108.

<sup>2111</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 116, 112: „Die Straße ist miserabel, Bertram lenkt den Horch, der viel zu tief liegt für diese Zwecke, sorgsam durch die zahllosen Löcher und Bodenwellen.“

<sup>2112</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 143, Notiz im Januar 1942: „Die Fahrzeuge mussten klargemacht werden. Unter die Henschel wurden Bleche mit Holzfeuer geschoben, um die Motorblöcke anzuwärmen und das Öl flüssig zu machen. Ein heikles Verfahren. Wenn man nicht höllisch aufpasste, gab es Risse im Motorblock oder der Wagen fing Feuer.“

<sup>2113</sup> Motorisierte Truppen.

war so'n Schwammkram drin. Bei denen ist das nicht passiert. Das haben wir bei unseren deutschen nicht gehabt. Genau Panzer oder egal, was die hatten. Da passte von einem Auto, von einem Geschütz, da passte alles zum andern. Das konnten die ummontieren – fertig! Bei uns... die Schraube passte da nicht für, die Schraube passte da nicht für und das passte da nicht für. Unsere Panzer, glauben Sie mal nicht, dass Sie da 'ne Naht gefunden haben, 'ne Schweißnaht, wo Sie dran hängen geblieben sind. Bei den Russen, die waren... das war zugeschweißt und fertig! Und bei uns war das alles deutsche Wertarbeit, alles schön glatt. Auch mit dem Maschinengewehr, 'ne?! Unser Maschinengewehr... die ander'n, die hatten die wassergekühlten, die konnten Sie gar nicht gebrauchen. ... Nee, die frieren ja ein. Die konnten Sie wegschmeißen. Die hatten doch so 'nen Mantel, da kühlte Wasser drin. Wenn das eingefroren war, dann konnten Sie nicht mit schießen. Och, [aber] bei Hitze, da funktionierte das alles. Da glühte höchstens mal der Lauf, nicht wahr, und wenn Laufwechsel war, denn hatte man sich die Flossen verbrannt (lacht). Das wurde ja heiß, das fing an zu glühen. [Im Winter], am Panzer, wenn Sie da dran gefasst haben, mit der nackten Hand, dann hing die Haut da dran, dann kamen Sie nicht wieder los. Im Sommer, da haben wir da Spiegeleier drauf gemacht, so heiß war das. Aber im Winter, dann friert das.“

Anhand Dietrichs Ausführungen wird nicht nur offenbar, dass die motorisierten Einheiten gegenüber den bespannten oft „technische“ Nachteile aufwiesen.<sup>2114</sup> Der Befragte wies auch auf die vielfach einfachere, aber im Ernstfall funktionierende sowjetische Technik hin. Diejenigen Landser, die, wie Neß in der Normandie, später ein russisches Beutegeschütz bedienten, belächelten zwar zunächst das primitive Aussehen der Waffen, lernten jedoch die relative Verlässlichkeit bei widrigen Witterungsverhältnissen zu schätzen.<sup>2115</sup> In Bezug auf technische oder witterungsbedingte Ausfälle und Reparaturanfälligkeit, besonders im Ostfeldzug, wies die deutsche Technik erhebliche Defizite auf.<sup>2116</sup> Für extreme Temperaturen war sie, besonders im Winter, nur sehr bedingt geeignet. Flak-Geschütze und wassergekühlte Maschinengewehre fielen bei Dauerfrost ganz aus.

Der Befragte Gerhard Schütte verdeutlichte im Gespräch aus seiner Erfahrung den Respekt der Soldaten gegenüber feindlichen Panzern. Besonders die sowjetischen T-34 waren bei deutschen Landsern gefürchtet, obwohl dem Befragten bewusst war, dass „der Panzer ja eine ganz schmale Sicht hat“, und das dies ein Nachteil für die Panzerleute gewesen sei: „Der sieht ja nix. ... Also, wenn Sie da geschickt ran

<sup>2114</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 102, der am Beispiel der Krafradfahrer anmerkte: „Für die Kradfahrer begann hier eine Marter, die zu jeder Jahreszeit mit einer neuen Variante aufwarten sollte: Staub, Schlamm, Schnee, und nochmals Schlamm.“ Ähnliches galt auch für Soldaten, die in einem offenen Kübelwagen unterwegs waren.

<sup>2115</sup> Vgl. Bernecker: Generation, S. 362: „Zur Abwechslung bekamen wir ein paar [russische] Minen zu räumen. Ihre Zünder waren primitiv, aber wirksam, wie viele der russischen Waffen.“

<sup>2116</sup> Vgl. der ehemalige Wehrmachtsangehörige, Johann Scheins, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 190: „Russische Geschütze, die wir erwischt haben, die haben wir uns in Ordnung gebracht. Für's MG hatten wir keine Munition mehr und unsere Maschinenpistolen, die taten's gar nicht. Die russischen Maschinenpistolen, die konnten im Schlamm liegen, einmal ausschlagen und die gingen wieder. War bei unseren ein bisschen Sand drin, hatten sie Ladehemmung. Wir hatten nachher fast alle russische Maschinenpistolen, da waren wir scharf drauf.“

kommen, dann können Sie den leicht vernichten – auch als einzelner Mann.“<sup>2117</sup> Er wandte jedoch ein: „[Aber] man hat einen Horror natürlich gegen 40 Tonnen Eisen und gegen so 'ne Kanone und MG.“<sup>2118</sup> Schütte erinnerte sich daran, dass die Pak-Abteilung seiner Division mit einer Pak, Kaliber 7,5 cm, in der Nähe von Ribnica, im März 1943, zwei vor der Abteilung liegende T-34 abgeschossen hat:

„Und da war's so: da war 'ne Wegebiegung, wir sind vormarschiert, ... wollten da vorne 'ne HKL aufbau'n, und da kamen zwei T-34 da eine Höhe runter. Und in dieser Wegebiegung stand eine 7,5-Pak. Die Panzer haben wohl mal vorgefühlt: wo sind die Deutschen? Und bis die geguckt haben, war'n die abgeschossen von unserer Pak. Naja, dann ham wa da eigentlich 'nen breiten Angriff gemacht. ... Da is der Russe auch stiften gegangen, da haben wir uns vorne eingegraben, wie's dämmerig geworden is, und am nächsten Morgen, das war der 1. April, das weiß ich noch, in der Frühe war'n ma im Schützenloch eingeschneit - im April, 1. April. Da war so hoch Schnee über uns.“

Ohne Pak- oder Flak-Geschütz war es unmöglich, einen in einiger Entfernung stehenden Panzer abzuschießen. Infanteristen, die sowjetischen Panzern gegenüber standen, waren diesen praktisch hilflos ausgeliefert. Nicht jedes Pak-Geschütz indes war in der Lage, die starke Panzerung eines T-34 zu durchschlagen. Der Historiker Jacobsen betont, dass dies nur das deutsche 8.8-cm-Flakgeschütz vermochte<sup>2119</sup>, und diese Geschütze für Luft- und Bodenziele waren nur in geringer Menge vorhanden.

Auch anhand Beckers nachfolgender Aussage wird deutlich, dass gegen den T-34 in der Regel 8.8-Geschütze eingesetzt werden mussten:

„Die ersten Festungen, die mussten geknackt werden dann, und da mussten wir übrigens dann auch die 8.8 einsetzen für den scharfen Schuss dann. Weil sonst... wir hatten eine 3,7 Pak, die war natürlich nicht ausreichend hier, für die T 34-Panzer. (lacht) Das war das ‚Panzeranklopfergerät‘. ... Ich habe an einer Waffenschule damals einen Vortrag gehalten, in Potsdam-Kramprnitz, über die verschiedensten panzerknackenden Waffen, ja? Angefangen von der 3,7 bis zur 8,8 am ‚Jagd-Panther‘. ... Das war ja an und für sich eine Flak. Ja, nun, sie wurde auch im Bodeneinsatz eingesetzt hier, wenn's darum ging, sagen wir, nun schwere Panzer durchzuschlagen oder auch zielgenau zu treffen. Das war eine sehr zielsichere Waffe, die 8,8. Naja, das nur nebenbei mit den panzerbrechenden Waffen da.“

Die Deutschen traten den sowjetischen Panzern nicht selten mit veralteten und damit wirkungslosen Panzerabwehrwaffen entgegen. Deren Geschosse prallten einfach an der gegnerischen Panzerung ab.<sup>2120</sup> Dies gilt insbesondere für die vom Befragten

<sup>2117</sup> So beschreibt es auch Bernecker: *Generation*, S. 225: „Die Angreifer fühlten sich in ihren Stahlsärgen genau so unwohl, ihre Ungetüme hatten ihre schwachen Stellen, ihre toten Winkel, wo sie weder hinsehen noch hinschießen konnten.“

<sup>2118</sup> Dazu ebd.: „Sie lagen in ihren Deckungslöchern, lauschten, ob die nervenkitzelnden Kettengeräusche sich näherten, ... um die anrollenden Stahlkolosse zur Strecke zu bringen, die alles vor sich niedertrampelten wie die Saurier. So muss es damals den Urmenschen zumute gewesen sein, nur mit dem Unterschied, dass die Saurier nicht schossen.“ Vgl. Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 309: „Aus dem Schneevorhang tauchen die Umrisse eines T 34 auf. Ein gewaltiger und gefährlicher Anblick, der für mich nichts Neues mehr ist, trotzdem immer wieder furchterregend auf mich wirkt.“

<sup>2119</sup> Jacobsen: *In Bildern: Unternehmen Barbarossa*, S. 84.

<sup>2120</sup> Bartov: „Von unten“ betrachtet, S. 327.

erwähnte und noch zu Beginn des Ostfeldzuges auf deutscher Seite in großer Stückzahl vorhandenen Pak 3,7, die daher im Landserjargon als „Heeresanklopfgerät“ bezeichnet wurden.

Mehrfach berichteten die Befragten von den extremen Leistungen, die den Pferden im Krieg als Last- und Zugtiere abverlangt wurden.<sup>2121</sup> Wie die Soldaten auch, waren sie Artillerie- und Luftangriffen genauso ausgesetzt und daher ebenso verwundbar.<sup>2122</sup> Es kam häufiger vor, dass sie schwerste Verletzungen erlitten, und, vor allem im Sommer 1942 im Bereich der HGr Süd, nicht genügend mit Futter versorgt werden konnten. Im Stalingrader Kessel standen sie dann selbst auf dem Speiseplan deutscher Soldaten.

Der Befragte Walter Müller bestätigt nachfolgend die Wichtigkeit, die die innerhalb der Wehrmacht eingesetzten Pferde für die deutschen Truppen hatte. Er berichtete, dass er innerhalb einer berittenen Einheit seiner Division im Frühjahr 1943 nahe Poltawa den Flankenschutz einer SS-Pz.div. übernehmen musste:

„Wir haben ausgeladen, sind vielleicht 15, 30 oder 20 Kilometer marschiert, haben in Waldstücken noch 'n paar Tage gelegen, dann ging es los. Dann traten wir an. Und zwar mussten wir – da war eine SS-Panzerdivision, die ist da Richtung Poltawa zunächst vor, da mussten wir den Flankenschutz als berittene Einheit übernehmen. Und wenn die schnell vorankamen, mussten wir natürlich auch schnell mit, und da mussten unsere Pferde was Unjeheures leisten. Der Flankenschutz erfolgte nur mit Pferden! Nur! Die [Panzer] kamen nicht durch die Wälder. Geht gar nicht anders. Zu Fuß... Wenn wir die Pferde nicht gehabt hätten, wäre der ganze Russlandkrieg nicht möglich gewesen. Die Wehrmacht hat ja 'n paar Millionen Pferde gehabt! Ich weiß nicht, ob Sie das wissen. Dreieinhalb Millionen Pferde. Und in einer Infanteriedivision waren ja vier- bis fünftausend Pferde. ... Nicht nur [für] die Geschütze! Der ganze Nachschub! Und dann die Aufklärung – alles beritten, die Spähtrupps, nich. ... Ja, und jedes Infanterieregiment hatte ja Reiterzüge. Jede Maschinengewehrkompanie hatte ja Berittene, um schnell Verbindungen herzustellen. ... Ja, nur [mit Pferden ging das] – wir haben immer gesagt: Was haben's die Motorisierten gut! Nachher haben die uns Leid getan, wenn die festsäßen. Kein Sprit, Schlamm - im Winter [Frost]... Ich bin ja bis März '45 noch beritten gewesen, an der Oder hier.“

Zwei Drittel der Wehrmachtspferde überlebten ihren Einsatz im Zweiten Weltkrieg nicht.<sup>2123</sup>

Wie Müller andeutete, war auch der Materialverschleiß an sich an der Ostfront aus vielerlei Gründen besonders hoch. Meier, der in einer Instandsetzungskompanie eingesetzt war, schrieb in einem Brief vom 24.2.1942:

<sup>2121</sup> Vgl. 5.7. Den Angriff auf die Sowjetunion führte die Wehrmacht, neben den motorisierten Einheiten, mit einer dreiviertel Million Pferde durch, „deren Bedeutung für die Mobilität der Truppen im Verlauf des Krieges noch wachsen wird.“ Schüddekopf: Kessel, S. 45.

<sup>2122</sup> Auch auf dem Vormarsch, bei denen die Pferde täglich 30 bis 40 Kilometer mit schweren Zugwagen zu bewältigen hatten, geschah es, dass sie tot zusammen brachen. Röpke, in: Schüddekopf: Krieg, S. 86.

<sup>2123</sup> Vgl. Abschn. 5.7. Etwa 1,8 Millionen von 2,7 Millionen insgesamt in der Wehrmacht eingesetzten Tieren sollen im Zweiten Weltkrieg umgekommen sein. Im Verhältnis ähnlich verhielt es sich im Ersten Weltkrieg: von den über 1,5 Millionen, die auf deutscher Seite von 1914 – 18 mit in den Krieg gezogenen Pferden, überlebte ebenfalls nur gut ein Drittel.

„Wir sind jetzt in eine sog. Winterstellung gekommen, ... welche wir unbedingt brauchten, da es mit den Fahrzeugen trübe aussieht. Verloren haben wir ca. 70 % unseres Sollbestandes, und der Rest ist derartig reparaturbedürftig, dass wir kaum noch einen Stellungswechsel durchführen können. Ihr macht euch keine Vorstellung davon, was der russische Laden an Material verzehrt hat.“<sup>2124</sup>

Neben den logistischen, technischen und witterungsbedingten Schwierigkeiten litt der deutsche Vormarsch unter kontroversen Vorstellungen Hitlers und der Generalität, wie der Befragte Golder nachfolgend erklärt. Seine Division gehörte zunächst der HGr Süd an und wurde dann plötzlich zur HGr Mitte umgruppiert. Beide Heeresgruppen stießen nun nicht mehr gemeinsam vor, sondern erhielten jeweils neue Zielvorgaben:

„Und erst war es natürlich auch, sagen wir mal, in der Ukraine, wir sind über die Ukraine dann marschiert, mehr Richtung Süden, und dann plötzlich kamen wir wieder raus nach Norden bis in den Mittelabschnitt, waren Guderian unterstellt, Heeresgruppe Mitte und erscht hatten wir den Kessel von Kiew, und denn hatten wir den Kessel von ( ) und dann ging's Richtung Moskau und zwar von Süden her. ... Dann wurd's schon langsam Winter und sehr schnell isch dann kalt geworden und jeden Morgen haben wir Feuer gemacht für unsere Laschtwagen, denn die liefen ja nicht mehr an. ... [Verpflegung], das ging einigermaßen. Ja, ja, aber mia habe' auch mal russisches Brot bekommen und so, das war so dunkel und so fein. Das haben wir abgeliefert gekriegt. ... Wir hatten ja Hilfswillige, russische Hilfswillige, die haben das wahrscheinlich gemacht. Die haben uns auch, wenn man in Stellung war, nachts gebracht, das Essen. Das waren Russen. Naja, die waren gegen Stalin. Das waren Ukrainer. Die wollten von den Russen net soviel wissen. Ja, die wollten unabhängig werden. Und dann kam ich also zurück nach Deutschland. ... Am Oberschenkel [war ich verletzt]... Ich wurde operiert noch in Polen. In Polen war ich auch noch im Lazarett, vier Wochen, und da ging's Fieber nicht runter. [Dadurch hatt' ich Glück], genau, durch das Fieber... Ich wär' sofort wieder an die Ostfront gekommen, zu der gleichen Einheit.“

Am 27. Juni 1941 machte Hitler bereits deutlich, „dass es nicht auf die Einnahme Moskaus, sondern auf die Vernichtung der lebenden Kampfkraft des Feindes ankomme.“<sup>2125</sup> Die starken deutschen Panzerkräfte sollten, unter Schwächung der HGr Mitte, gegen Leningrad – als erstem Ziel – und gegen die Ostukraine vorgehen. Gegen Moskau sollten nur noch Infanteriearmeen vormarschieren. Die Offensive der HGr Mitte, der der Befragte Golder angehörte, sollte mit zwei Panzergruppen bis zur Vernichtung der Masse der Feindkräfte westlich von Moskau fortgesetzt werden. Es ist möglich, dass Golders SMG-Abteilung den beiden Panzergruppen sowie den Infanteristen zur Unterstützung beigegeben wurde. Die Panzergruppe Guderian, der Golders Einheit zugeteilt wurde, sollte zunächst mit der HGr Süd zusammenwirken und nach der Überwindung des Dnjepr auf dem rechten Flügel des Vormarsches gegen Moskau eingesetzt werden.<sup>2126</sup> Die Offensive war auf Hitlers Wunsch hin geteilt worden. In seiner Führerweisung vom 21. August 1941 hatte Hitler, gegen den Rat und die Ansichten der deutschen Generalität entschieden, dass nicht die Einnahme

---

<sup>2124</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 179.

<sup>2125</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 572.

<sup>2126</sup> Ebd., S. 575.

Moskaus, sondern der Krim vorrangiges Ziel bis Jahresende 1941 zu sein hatte. Außerdem sollte Leningrad in einer Umfassungsoperation abgeriegelt werden.<sup>2127</sup>

Golder deutete die sich durch das Absinken der Temperaturen anbahnenden Probleme für die deutschen Einheiten an: durch ungenügende oder völlig fehlende Winterbekleidung litten die Wehrmachtssoldaten unter der Kälte, die Fahrzeuge und Geschütze waren bei den hohen Minustemperaturen gar nicht oder nur mit erheblichen Schwierigkeiten einzusetzen. Der russische Winter, der seit Anfang November begonnen hatte, traf das deutsche Ostheer weitestgehend unvorbereitet. Es fehlte an entsprechender Bekleidung und Ausrüstung.<sup>2128</sup> In Erwartung eines schnellen Sieges standen diese ohnehin nur für die als Besatzungsarmee vorgesehenen Kräfte bereit.<sup>2129</sup> Die entsprechende Winterbekleidung nun beschleunigt in größerem Umfang zuzuführen scheiterte daran, dass sie hinter den als dringlicher erachteten Munitions-, Betriebs- und Verpflegungstransporten zurückstehen musste.<sup>2130</sup> Aufgrund der Priorität des Munitionsnachschubs ist auch zu erklären, dass die Wehrmachtsangehörigen bereits in dieser Phase des Ostfeldzuges auf die Verpflegung aus dem Lande zurückgreifen mussten.<sup>2131</sup> Golder berichtete von der Ausgabe russischen Brotes an die Soldaten seiner Einheit. Neben Nahrungsmitteln, Bekleidung, Material und Beutewaffen als Ausgleich für den fehlenden deutschen Nachschub, wurden, angesichts der hohen personellen Ausfälle, auch Arbeitskräfte des Landes für die Wehrmacht verpflichtet.

Wie Golder erinnerte, mussten die deutschen Fahrzeuge mit Einsetzen des russischen Winters jeden Morgen erst einmal mühsam erwärmt werden, bevor sie einsatzbereit waren. Den deutschen Heeresgruppen war zwar Frostschutzmittel zugeführt, dieses anscheinend aber noch nicht an alle Einheiten ausgegeben worden.

In erster Linie kamen die deutschen Angriffsoperationen im Osten im Winter 1941 jedoch nicht aufgrund des Kälteeinbruchs und seiner Folgen zum Stehen, sondern primär infolge des ungebrochenen sowjetischen Widerstands, der völligen Erschöpfung der deutschen Angriffskraft und der Zuspitzung einer sich bereits seit längerer Zeit abzeichnenden Eisenbahntransport- und Versorgungskrise.<sup>2132</sup> Aufgrund dieser Tatsache war zeitweilig der Ausfall an deutschen Panzern wegen Ersatzteilmangels größer als durch feindlichen Beschuss.<sup>2133</sup> Der sowjetische Historiker, Ilja Ehrenburg, sieht die Schwachstelle der Wehrmacht darin, dass diese „nur für den Vormarsch geeignet“

<sup>2127</sup> Jacobsen: In Bildern: Unternehmen Barbarossa, S. 87.

<sup>2128</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 214.

<sup>2129</sup> In Erwartung eines kurzen Feldzuges richtete die deutsche Wirtschaftsführung ihre Maßnahmen und Überlegungen bereits auf die Zeit nach „Barbarossa“ aus. DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: „Blitzkriegsstrategie“), S. 1117.

<sup>2130</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 214.

<sup>2131</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: „Blitzkriegsstrategie“), S. 1154.

<sup>2132</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 214.

<sup>2133</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: „Blitzkriegsstrategie“), S. 1154.

gewesen sei, und „auf das Bewusstsein ihrer Überlegenheit angewiesen“ war. Er bilanziert: „Sobald Hitlers Soldaten auf echten Widerstand stießen, bekam ihre innere Kraft einen Sprung. Die Schlacht bei Moskau war für Deutschland der erste Vorgeschmack der Katastrophe.“<sup>2134</sup>

Wiedergenesene wurden, wenn die Verwundung oder Krankheit nicht allzu gravierend verlaufen war, wieder an der Ostfront eingesetzt. Der Befragte Müller meinte dazu: „Dann ging's wieder, bis man wieder verwundet war oder tot war. Eher kam man ja nicht raus.“ Golder, der eine schwierige Phase der Rekonvaleszenz durchlebte, wurde anscheinend als nicht mehr ostverwendungsfähig eingestuft und daher in den Westen verlegt. Dennoch konnte es passieren, dass auch solche Soldaten bei Personal-mangel zu einem späteren Zeitpunkt erneut an der Ostfront eingesetzt wurden.

Der Informant Gärtner berichtete im Interview nur kurz von seinen Kriegserfahrungen im Baltikum, wo er zwischen 1943 und 1945, seinen Angaben zufolge, „zwei Jahre [und] ein[en] Monat“ unter anderem in der Gegend um Riga, aber auch in anderen Gebieten des Baltikums als Sanitäter eingesetzt worden ist:

„Man musste ... ich ja besonders, musste ja vorsichtig sein. Also erst mal hatte man ja, ich weiß das noch, also der erste Eindruck, wenn man da hinkam... Es war ja Sumpfgebiet da, man konnte nur über Knüppeldämme gehen, also, was da die Pioniere gebaut haben. Links und rechts Berge von Leichen, in dem Tümpel da, beide, [Russen und Deutsche] lagen da also, und Bäume also zerfetzt. Nur so, also [es] ... war also furchtbar, furchtbar. Und dann – der erste Kontakt dann, die Stalinorgel. Im Fernsehen haben Sie's ja vielleicht mal gesehen. Diese Dinger, die da kamen. Und der Boden bebte, wie man sich denn an der Erde festkrallte, furchtbare Angst hatte in der ersten Zeit, bis man überhaupt merkte: also es schlug denn daneben ein und da ein und da ein. Also die Bunker – tief in die Erde konnte man nicht (bauen), weil das Sumpfgebiet war. Also das war schon furchtbar.“

Gärtner war zunächst für wehrunwürdig erklärt, dann aber wegen des hohen Ausfalls an deutschen Soldaten doch zur Wehrmacht eingezogen worden. Der erste Satz, wonach er habe vorsichtig sein müssen, erinnert an diesen Umstand. Der Anblick der vielen Toten war sicher auch für Gärtner so, wie Großmann es in seinen Erinnerungen beschreibt: Die Toten nach einem deutsch-russischen Nahkampf lagen dort „wie auf alten Schlachtenbildern“<sup>2135</sup>, mit dem Unterschied, dass die zum Teil „grauenvoll zugerichteten Toten und Verwundeten“<sup>2136</sup> reale Schreckensbilder waren und sich bei dem Betrachter oft als belastende Eindrücke ins Gedächtnis brannten.<sup>2137</sup>

Wie Gärtner erwähnte auch Gottschalk, dass der Soldat erst einmal seine Angst überwinden musste, bevor er eine gewisse Routine im Umgang mit feindlichen Waffen bekam,<sup>2138</sup> wobei die Befragten betonten, dass die Angst vor einem Angriff groß war,

<sup>2134</sup> Ehrenburg: Memoiren, Bd. III, S. 9.

<sup>2135</sup> Großmann: Granatsplitter S. 48.

<sup>2136</sup> Jasper: Zweierlei, S. 187.

<sup>2137</sup> Ebd.

<sup>2138</sup> Vgl. Schröter: Held oder Mörder, S. 42, der an der Ostfront Momente tief greifender Furcht erlebte: „Im übrigen hat sich mir tief eingepägt, dass ich oft wahnsinnige Angst hat-

während des Angriffs selbst trat sie automatisch in den Hintergrund.<sup>2139</sup> Der deutsche Soldat war während seiner Ausbildung so „erzogen“ worden, dass er im Ernstfall mechanisch „funktionierte“, ohne darüber nachzudenken. Erreicht worden war dies u. a. mittels Drill, so dass der einzelne Soldat seine Waffe „im Schlaf“ beherrschte. Dies sollte ihn in die Lage versetzen, sich in jeder noch so angespannten Situation verteidigen und den Gegner wirksam bekämpfen zu können. Das führte wohl bei den meisten Soldaten dazu, „gar nicht mehr anders zu können“<sup>2140</sup> als in einer konkreten Bedrohung sofort von der Waffe Gebrauch zu machen: „Man denkt an alles andere, aber man handelt automatisch als Soldat.“<sup>2141</sup>

Das von deutschen Landsern „Stalinorgel“ genannte sowjetische Salvengeschütz bezeichnete den Raketenwerfer „Katjuscha“. Dieser tauchte zum ersten Mal am 21.9.1941 vor Leningrad auf. Die „Stalinorgel“ verfügte zwar über eine geringe Schussgenauigkeit, was jedoch durch den Masseneinsatz, die schnelle Schussfolge, die Flächenabdeckung, die ungeheure Beweglichkeit durch den Lkw-Transport, und vor allem durch die verheerende moralische Wirkung des Salvenfeuers, verstärkt durch das jaulende Abschussgeräusch, ausgeglichen wurde. Dies bestätigte Dietrich:

„[Die Stalinorgeln], das war moralisch, das war nur moralisch. Aber als wir die ersten Einsätze kriegten, das ist am Don, am Don oder am Donez, als die mit Stalinorgeln geschossen haben, die haben viel Spektakel gemacht, aber die Wirkung war nicht. Nicht, die platzten auf, Wumm!“<sup>2142</sup>

Im Laufe der Zeit entwickelten die deutschen Landser ein Gespür dafür,

„wo die Granaten einschlagen. Du hörst den Abschuss, und am Pfeifen der heran fliegenden Granate weißt du: Die wird jetzt hier einschlagen. In Sekundenschnelle wirfst du dich auf den Boden, flach wie ein Tier, damit die herumrasenden Splitter über dich hinweggehen.“<sup>2143</sup>

Aber auch trotz dieser Vorkehrungen spielte Glück eine große Rolle, um im oft fast deckungslosen Gelände nicht direkt oder durch Granatsplitter getroffen zu werden. Die Deutschen hatten bis Dezember 1941 als Gegenstück zur Stalinorgel einen Nebelwerfer entwickelt, ebenfalls ein Salvengeschütz. Dessen Wirkung beschrieb der damalige Angehöriger einer Nebeltruppe, Fritz Schreiber, Jgg. 1921, als

---

te und es mich große Anstrengungen kostete, mein Zittern am ganzen Leibe zu verbergen, um dann den mir anvertrauten Soldaten ruhig und gelassen – eben ‚tapfer‘ – gegenüber-treten zu können.“

<sup>2139</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 178: „Die emotional aufwühlende Angst um die eigene Unversehrtheit wird intensiv erlebt und hat ihren Ort dicht vor dem Kampfgeschehen. ... Das besondere Gewicht der Sinneseindrücke, das Gefühl, Geschehen und Verhältnisse nicht zu gestalten, sondern zu erleben, prägt den anthropologischen Charakter der Angst-erfahrung vor dem Kampf.“

<sup>2140</sup> Jaraus: „Das stille Sterben“, S. 198.

<sup>2141</sup> Schröder: Kasernenzeit, S. 136; ders.: Gestohlene Jahre, S. 637, 644.

<sup>2142</sup> Vgl. Schröder: Erfahrungen von Mannschaftssoldaten, S. 314, der die Stalinorgeln als „eine massive Bedrohung“ für die deutschen Soldaten einstuft.

<sup>2143</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 307.

„verheerend“.<sup>2144</sup>

## 5.2 Krieg als Arbeit - Dienst, Kämpfe und Besetzung im Osten 1942 – 1944

Selbst im Fronteinsatz konnte es eine gewisse Routine im Krieg geben. Dies traf mehr auf den Stellungskrieg zu als auf Vor- oder Rückmärsche. Der Tagesablauf wurde durch „regelmäßig wiederkehrende Tätigkeiten und Pflichten“ strukturiert, wie beispielsweise Essen holen, Wache stehen oder auf Vorposten gehen.<sup>2145</sup> Vorposten und Gefechtsvorposten oder Feldwachen stellten für die Mehrheit der Frontsoldaten eine „relative Ruhe und Sicherheit her,“ wobei auch in dieser Phase „teilweise Gefechtsbereitschaft“ herrschen konnte, wenn sich feindliche Truppen gegenüber lagen.<sup>2146</sup> Der Befragte Lützen berichtet nachfolgend allerdings zunächst vom Rückzug seiner Division aus dem Raum Kirow nach dem Scheitern des Angriffs auf Moskau im November 1941, der eben nicht zur Alltäglichkeit der Frontsoldaten gehörte:

„Kirow war 'ne Stadt, da war 'ne Fabrik, die stellte diese Filzstiefel her, und die brannte ab, wie wir da durchkamen. Naja, und denn am 6. Januar, denn ging das ja los. Denn kriegten wir Material. Und wir hatten zum Glück zwei Sturmgeschütze, und die hageln ja rein und die Wolga froh ja zu, und der Russe der kam ja dann rüber und da mit hinein. Wenn wir die [Sturmgeschütze] nicht gehabt hätten, wären wir in Gefangenschaft gekommen. Und denn ging das ja nachts los: ab, rückwärts. Heimwärts. Und da sagte der Hauptmann, der war von Osnabrück, das war 'n Polizeihauptmann, der hatte das Ritterkreuz schon: ‚So, diese Dörfer bleiben stehen.‘ Sonst wurde alles abgebrannt, damit der Russe nicht Unterkunft hatte. Angefangen vom ersten Haus. Das brannte alles lichterloh. Man konnte genau sehen, wie die Front verlief. Und das war unser Glück, denn ... da war der Russe schon umgezengelt, und dann sind wir durch 'n Schlauch, vielleicht von hier bis zur Bahn [ca. 1 km] sind wir so... Kochgeschirr, alles, durfte nicht klappern, da sind wir rausgekommen, und der Russe meinte, wir waren noch in den Dörfern, '41 [war das], ... 6. Dezember '41 [war das], denn Weihnachten haben wir auf Kave...(?).“

Nachdem am 5.12. die sowjetische Gegenoffensive auf den Frontabschnitt der 9. Armee, zu der Lützen gehörte, eingesetzt hatte und in Zuführung befindliche Verstärkungen des Feindes erkannt worden waren, befahl Hitler den Übergang des Ostheeres zur Verteidigung in „kräftesparenden Fronten“.<sup>2147</sup> Der Interviewpartner korrigierte den Beginn des Rückzuges zum Schluss seiner Ausführung vom 6. Januar 1942 auf den 6. Dezember 1941, weil er sich daran erinnerte, dass sich seine Einheit an Weihnachten 1941 bereits in einer Auffangstellung im rückwärtigen Raum befand. Der Rückzug kam zustande, weil Kräfte und Material nicht ausreichten, um feindliche Gegenstöße abzufangen. Anhand Lützens Ausführungen wird jedoch auch deutlich,

<sup>2144</sup> Schreiber, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 46, berichtete von einem Angriff: „Hundertundsechzig Raketen, in den einen war Flammöl und in den anderen Sprengstoff. Das kann man sich gar nicht vorstellen. Eine schreckliche Wirkung. Die Menschen verbrannten, und wer nicht verbrannte, dem wurde durch den Luftdruck die Lunge zerrissen.“

<sup>2145</sup> Jasper: Zweierlei, S. 175.

<sup>2146</sup> Ebd., auch Anm. 189.

<sup>2147</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 685f.

dass selbst die Absetzbewegungen noch von starkem sowjetischen Widerstand begleitet wurden, und der rückwärtige Raum nur in härtesten Abwehrkämpfen gegen die die Wehrmachtseinheiten verfolgenden Rotarmisten zu erreichen war. Dabei deutete der Befragte an, dass die deutschen Kräfte nur mit Mühe einer sich anbahnenden Einkesselung entkamen. Zum ersten Mal geriet die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg an der Ostfront „in die strategische Defensive“<sup>2148</sup>, die den Auftakt zur „Winterkrise“ 1941/42 bildete. Die Strategie der „verbrannten Erde“, die der Vorgesetzte Lützens anordnete, wurde von beiden Seiten im Ostfeldzug angewandt. Weil der von Hitler in Aussicht gestellte Rückzugsbefehl den ganzen Dezember 1941 auf sich warten ließ,<sup>2149</sup> der Druck der Roten Armee jedoch immer größer wurde, halfen sich die betroffenen deutschen Truppenteile selbst. Dabei wurde das zu räumende Kampfgebiet größtenteils in eine „Wüstenzone“ verwandelt, um der Roten Armee Logistik, Nachschubmöglichkeiten und bereits vorhandene Stellungen vorzuenthalten.<sup>2150</sup> Diese Maßnahme verhinderte, nach Meinung Lützens, eine Einschließung der deutschen Truppen, weil die brennenden Gebäude Hinweise auf den Frontverlauf gaben, und so den nachfolgenden Wehrmachtseinheiten den Rückzugsweg markierten. Die Taktik der „verbrannten Erde“ war bereits im Dreißigjährigen Krieg angewandt worden. Auch Stalin hatte nach Beginn des deutschen Angriffs die Evakuierung oder Zerstörung aller Güter befohlen, die dem Feind bei seinem Vormarsch von Nutzen sein könnten.<sup>2151</sup> Diese umfangreiche Evakuierung ökonomischer Infrastruktur stellte für Hitler einen willkommenen Präzedenzfall dar, als das deutsche Heer wegen der Winterkrise im Dezember 1941 zu ersten Rückzugsbewegungen gezwungen war.<sup>2152</sup> Hitler hatte zu dieser Zeit die Generalstäbe der betroffenen Heereskommandos angewiesen,

<sup>2148</sup> Nolzen: „Verbrannte Erde“, S. 161 – 175, hier: S. 162.

<sup>2149</sup> Hitler rang sich erst am 15. Januar 1942 zu einem grundlegenden Rückzugsbefehl durch. Nolzen: „Verbrannte Erde“, S. 162.

<sup>2150</sup> Nolzen: „Verbrannte Erde“, S. 163; Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 379f.

<sup>2151</sup> Dazu auch Großmann: Granatsplitter, S. 35, der vom Vormarsch 1942 durch die Ukraine folgendes berichtet: „Der Himmel hüllt sich ein und die Sonne erblindet. Eine düstere, drohende Rauchwand steigt über den Feldern auf. Wir kommen näher und sehen es ganz deutlich: Das Getreide brennt und schwelt; die ganze Ernte. Es kann sich durch Sprenggranaten entzündet haben, aber weiter vorn erzählt man sich, die Russen hätten das Feuer selber gelegt, damit die Ernte nicht in unsere Hände falle.“

<sup>2152</sup> Zum Rückzug der Wehrmacht und seiner Begleitumstände am 6.12. notierte Golder am 18.12.1941: „Am 6.12. beginnt ein geplanter Rückzug auf die vorgesehene Winterstellung. Er hängt wohl auch mit der unheimlich stark gewordenen Kälte (bis 36 Grad Minus) zusammen. Rückzug liegt den deutschen Soldaten nicht. Gehasst sind die so genannten Aufnahmen. Der Deutsche wendet nun einmal die Methoden des Gegners an und zerstört alles hinter sich. Fast alle Dörfer gehen in Flammen auf und zeigen in der Nacht den Verlauf der Front an. ... Unsere MG's frieren beinahe ganz ein. ... Heute müssen wir wohl wieder eine Aufnahme bilden. Unter Aufnahme verstehen wir die letzte Linie vor dem Feind, um dem Gros der Truppen einen ruhigen Rückmarsch zu erlauben. Wie weit wir noch zurück müssen, können wir nur erraten. Es soll wohl eine gerade Front geschaffen werden. Das Meiste muss zu Fuß zurückgelegt werden. Für das Gerät haben wir Schlitten besorgt. Pferde sind reichlich vorhanden.“ KTB Golder (PrArIW).

„in dem zur Räumung freigegebenen Gelände sämtliche Unterkunfts­möglichkeiten rückhaltlos zu zerstören [und dass dabei] jegliche Rücksichtnahme auf die Lage der Bevölkerung ... im Interesse der Kampfführung entfallen [müsse].“<sup>2153</sup>

Ob die Stadt Kirow, von der Lützen sprach, von sowjetischer Artillerie in Brand geschossen worden war, um den deutschen Rückzug aufzuhalten oder um zu verhindern, dass dortige Versorgungsgüter in die Hände von Wehrmachtstruppen fielen, bleibt unklar. Jedenfalls wurden von den Deutschen bei der Räumung Unterkünfte und sonstige, für den Gegner evtl. noch nutzbar zu machende Einrichtungen verbrannt und vernichtet. Häufig gerät dabei aus dem Blickwinkel, dass es sich hier größtenteils um zivile Unterkünfte handelte, und somit das wenige Hab und Gut, die Behausungen der sowjetischen Bevölkerung sowie ihre Arbeitsstätten zerstört wurden, und sie somit gezwungen war, bei Temperaturen von – 40 Grad unter freiem Himmel zuzubringen.<sup>2154</sup> Lützen erwähnte noch, dass auch eine größere Zahl an russischen Soldaten in einen Kessel geraten und die meisten von ihnen dort verhungert seien, da die deutsche Abwehr offenbar zu stark war. Er beschrieb die Situation der Eingeschlossenen:

„Und denn sind wir zurückgekommen weiter, und nachher haben wir so 'ne kleine Kesseln, wo der Russe durchgebrochen war, wo 40.000 Russen noch drin waren, die hatten nicht mal alle Waffen. Der eine hatte 'ne Waffe und der andere hatte keine. Und griffen an und wollten ja raus. Und wir mit die MG's hier ‚schschsch‘, da lagen in dem Kessel lagen 40.000 Tote und die wurden alle... da fing es ja an zu schmelzen, im März. Da wurden Russen mit beschäftigt, mit so 'ne Schlittens und denn wurden die Toten aufgepackt und denn rein in Massengräber.“

In einem zweiten Gespräch, das im Februar 2002 stattgefunden hat, ergänzte Lützen diese Angaben noch und meinte:

„[Die russischen Toten], die lagen da mitunter so hoch. Der eine hat sich hinter'm ander'n versteckt, so hoch. Einer neben dem ander'n – kann man sich gar nicht vorstellen! Man kann sich das gar nicht vorstellen, wat da an Menschen... Wir hatten einen, dat war 'n... 50 Kilometer im Durchschnitt, so in... da waren sieben Dörfer drin. Und da hielten sich 40-, 50.000 Soldaten auf. Und die haben nachts angegriffen, um raus zu kommen. Die waren ja abgeschnitten von uns, der Russe... die sind zu weit rein gegangen, in unser Gebiet, und denn haben wir die zudreht, denn waren se drin. Und die hatten ja auch nichts zu fressen.“

Der genaue Ort der Geschehnisse wird vom Informanten nicht angegeben. Die Beschreibung des Schicksals der sowjetischen Soldaten, die von außen anscheinend weder entsetzt noch versorgt worden sind, und, nach erfolglosen Angriffen gegen die deutschen Truppen, über die eisigen Wintermonate 1941/42 eingeschlossen ausharren mussten, erinnert an das Los deutscher Soldaten in Stalingrad. Über die Russen

<sup>2153</sup> DRZW 8 (Beitrag Wegner: Aporie des Krieges), S. 256.

<sup>2154</sup> In Hitlers Befehl hieß es auch: „Sämtliche Ortschaften sind rücksichtslos niederzubrennen, die Kamine zu sprengen.“ Zit. n. Nolzen: „Verbrannte Erde“, S. 163. Seit 2014 erlebt die Bevölkerung der Ukraine, besonders im Osten des Landes, erneut Krieg, Gewalt, Zerstörung und Flucht.

wird häufig berichtet, dass nicht alle von ihnen bewaffnet waren,<sup>2155</sup> und sie sich im Kampf das Gewehr eines gefallenen Kameraden beschaffen sollten.<sup>2156</sup> Bei den Invasionskämpfen im Westen, im Sommer 1944, kam dies dann auch auf deutscher Seite aufgrund fehlender Waffen und Munition und wegen des permanenten alliierten Jabo-Beschusses vor. Deutschen Soldaten wurde sogar mit Kriegsgericht gedroht, sollten sie von Kämpfen an der HKL ohne die Waffe eines Gefallenen zurückkommen.<sup>2157</sup> Auch innerhalb der sowjetischen Armee könnte durch derartige drakonische Strafandrohungen Druck ausgeübt worden sein. Neben der Härte der Kämpfe stellte die Einschüchterung der Vorgesetzten, die mit Kriegsjustiz drohten, sicherlich eine zusätzliche Belastung dar.

Buhr berichtete von der Hoffnung, den russischen Winter 1941 in einem Privatquartier verbringen zu können. Ein Marschbefehl machte diese jedoch zunichte. Die Konfrontation mit der Härte des Winters im Osten auf dem Rückzug zwang ihn und seine Kameraden dann zu entsprechenden Maßnahmen gegenüber der Zivilbevölkerung:

„Da war eigentlich alles [noch] normal, und der Abend vor dem Rückmarsch war ja fast... Das war der erste Rückmarsch. Wir waren bis Rostov ganz glatt durchgekommen. Und da wurde Station gemacht, und es wurde also alles für den Winter eingemottet. ... Im Winter konnten wir ja mit den Geschützen... da blieb ja die Front still. Das fing ja dann erst im Frühjahr wieder... Und da kam plötzlich der Befehl: 'Marschfertig machen!' Und wir haben gedacht: 'So, nun kommt der Kaukasus und die Pfirsichblüte, und ach...' Ja, im Okt... nee, im November [war das]. Und wir hatten uns darauf eingestellt, in Rostov zu überwintern. Und da kam plötzlich der Befehl: Marschfertig machen. Und das bedeutete ja für uns, es kam ja keiner auf die Idee, dass wir *zurück*marschieren würden. Und da hieß es dann plötzlich: 180° wenden, nächstes Marschziel: Asow. Das war der erste Marschrückzug, den wir von der deutschen Armee hatten. ... Auf einmal mussten wir zurück. Die Russen kamen obenrum, es war die Gefahr, dass sie zum Schwarzen Meer durchstießen, und da wär' die ganze Südfront eingekesselt gewesen, und da wurde der ganze Südflügel zurückgenommen. Und - im Frühjahr kam dann wieder der Angriff, und da kam dann Stalingrad. Wir konnten nicht fahren [mit den Geschützen], weil der Schnee da lag, überall. ... Ja, das war unpassierbar. Ja, wir hatten unendlich viele Erfrierungen. ... Ja, also bis Rostov war ja die Normalbekleidung. Und auf'm Rückzug hat jeder versucht, noch... Und da haben wir auch den Zivilisten eben Decken und alles Mögliche, was die gebrauchten, weggenommen - weil wirs brauchten. Ja, das ist ja die Sache. Es hat doch keiner von den

<sup>2155</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 115f.: „Spärlich bewaffnet – die meisten hatten nicht einmal ein Gewehr – ergaben sie sich nach wenigen Minuten.“

<sup>2156</sup> Ebd., S. 157: „Immer wieder kamen sie im Morgengrauen, viele von ihnen nicht einmal bewaffnet. Gewehre sollten sie sich bei ihren Toten holen. Unbegreifliche russische Sturheit und Menschenverachtung.“

<sup>2157</sup> Wind/Günther: KTB, 17. SS-Pz.-Gren.-Div. „Götz von Berlichingen“, 30.10.1943 - 6.5.1945. Vgl. Befehl v. 1.7.1944, Ia Tgb.Nr. 1146/44 geh.: „In den Kämpfen der letzten Zeit hat sich erwiesen, dass sehr viel wertvolles Gerät, Waffen und Munition verloren gegangen ist. ... Es ist vielfach nicht möglich, Ersatzmannschaften mit kompletter Ausstattung zur Front zu entsenden. Diese sind mit den Waffen der Gefallenen und Schwerverwundeten auszustatten. Jeder Soldat, der aus der vorderen Linie ohne Handwaffe zurückkommt, ist wegen Feigheit sofort vor ein Kriegsgericht zu stellen.“ Der Befehl ist eine Abschrift des Befehls vom Gen.Kdo. IXXXIV. A.K. von General v. Choltitz, der am Vortage an die Truppenverbände in der Normandie herausgegeben worden war.

Herren geglaubt, oben vom Quartiersamt, dass wir den Win[ter] ja bleiben müssen. Das ist der große, große Fehler gewesen. Ja, das, was wir brauchten, haben wir uns genommen, [von den Zivilisten]. Der Ego ist da, und die Lebensgier ist da viel zu groß, als dass wir... Wir haben gesagt: ‚Und *baninka* und im nächsten Jahr, wenn wir dann hier die Herren sind..., dann bringen wir Euch das alles, dann bekommt Ihr das ersetzt,‘ und, und, und. Ja, also gesagt haben sie’s. Also die Deutschen haben es gesagt.“

Die Alltäglichkeit werdende Praxis, sich von der Zivilbevölkerung zu holen, was immer auf deutscher Seite benötigt wurde, bezog sich nicht nur auf Lebensmittel, sondern auch auf Winterbekleidung.<sup>2158</sup> Aber auch Decken zum Schutz vor Kälte wurden beschlagnahmt, „weil wir’s brauchten,“ wie der Befragte Buhr zuvor erklärte. Die Beschlagnahme erfolgte häufig gegen Ausstellung einer für die Zivilisten in der Regel unverständlichen und wertlosen Requirierungsbescheinigung.<sup>2159</sup> Der sowjetischen Bevölkerung wurde, „neben der Nahrungsgrundlage nun rücksichtslos die zweite Voraussetzung für das Überwintern unter extremen Witterungsbedingungen genommen.“<sup>2160</sup>

Der Befragte Theodor Ludwig erzählte von seinem Fronteinsatz bei der LSSAH und erklärte das Phänomen, auch nach schwersten Einsätzen, oft der einzige Überlebende gewesen zu sein:

„Jedenfalls gehörte ich zu einer Truppe, die sich 18mal erneuert hat in diesen 3 3/4 Jahren, die ich dabei war. Und ich war dabei gezogenermaßen bei der 'Leibstandarte SS Adolf Hitler'. ... Also, in welcher Elitetruppe wir waren, das erlebten wir dann, wenn wir mal mit dem Heer mehr zusammenkamen, aber wir haben’s sehr schnell auch erlebt, dass man uns als benachbarte Truppe gerne hatte, uns den Vorwurf machte, dass wir das beste Essen kriegten, dass wir die besten Materialien, Waffen kriegten, usw; ... ’41 [wurde ich eingezogen]. ... Ja, und mein erster Einsatz war Rostov. Ja, und dann haben wir Rostov genommen, und das war bis zum Ende des Krieges eigentlich der schlimmste Einsatz - nicht, weil ich jung war, sondern weil ’s ein echter Frontsoldateneinsatz war. Man musste sich Mechanismen schon in dem Moment aneignen, wenn man den Willen hatte, am Leben zu bleiben. Da war ich einfacher Infanterist. [Ein Offizier, den ich kannte, der hatte] das Abzeichen, was ich später auch – das sag’ ich immer mit Stolz - auch hatte. Das, was viel seltener getragen wird von denen, die noch lebten: Das Goldene Nahkampfabzeichen. ... Ja, weil ich 16mal im Nahkampf war.“

Ludwigs Bemerkung, er sei „gezogenermaßen“ bei der Waffen-SS, stellt eine Besonderheit dar. Seine Zugehörigkeit zur Waffen-SS soll daher hier einer näheren Betrachtung unterzogen werden, denn in der Regel wurden die Soldaten nicht zur Waffen-SS eingezogen. Die Aufnahme beruhte vielmehr auf dem Freiwilligenprinzip, wobei die Anwärter bestimmte Tauglichkeitskriterien zu erfüllen hatten.<sup>2161</sup> Auch in Bezug auf seine religiöse Einstellung passte der Befragte, als überzeugter Christ und

<sup>2158</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 315.

<sup>2159</sup> Ebd.

<sup>2160</sup> Ebd.

<sup>2161</sup> Unter anderem Mindestgröße (1,74 m), Höchstalter (30 Jahre), Nachweis der „arischen“ Abstammung, keine Brillenträger. Wegner: Waffen-SS, S. 135.

Sohn eines Pastors, vom Prinzip her nicht in die Reihen der Waffen-SS.<sup>2162</sup> Das moralische Leitbild des Christentums entsprach in entscheidenden Aspekten nicht dem Tugendideal der SS.<sup>2163</sup> Himmler bezeichnete das Christentum als die „größte Pest, die uns in der Geschichte anfallen konnte.“<sup>2164</sup> Die vom OKW zugestandene Freiwilligenquote wurde bereits zu Kriegsbeginn von den Dienststellen der Waffen-SS umgangen, da das „Kontingent der zur Einberufung anstehenden wehrpflichtigen Jahrgänge viel zu gering war, um den von der Reichsführung-SS geplanten Neuaufstellungen zu genügen.“<sup>2165</sup> Wie am Beispiel des Befragten Ludwig deutlich wird, griffen die zuständigen Stellen der Waffen-SS aufgrund des zunehmenden Mangels an Freiwilligen nach und nach zu rigorosen Anwerbungsmethoden.<sup>2166</sup> Da der Informant zum Zeitpunkt der Zwangseingliederung bereits 18 Jahre alt war, war eine Einwilligung seiner Eltern zum Eintritt ihres Sohnes in die Waffen-SS nicht mehr erforderlich.<sup>2167</sup> Als ausgezeichnete Leichtathlet, der gerade die Deutschen Meisterschaften gewonnen hatte, war Ludwig den Rekrutierern der Waffen-SS positiv aufgefallen.<sup>2168</sup> Nachdem er von den Werbern angesprochen worden war, sich aber ablehnend zu einem Beitritt in die Waffen-SS geäußert hatte, wurde Ludwig, seiner Aussage zufolge, im Sommer 1941 zwangsweise, und gegen den ausdrücklichen Widerstand seiner Mutter, von zu Hause abgeholt und in die 1. SS-Division „Leibstandarte Adolf Hitler“ zwangseingegliedert.<sup>2169</sup> Innerhalb dieser Division gelang es Ludwig, die häufigen Kampfeinsätze, die viele Waffen-SS-Einheiten als „Feuerwehr“ an absoluten Brennpunkten zu leisten hatten, durch außerordentliche Standhaftigkeit, Einsatzbereitschaft und instinktive Überlebensstrategien ohne größere Verwundungen zu überstehen. Dem Befragten, der nach den Einsätzen, aufgrund der hohen Ausfälle in seiner Division, ständig von neuen Soldaten umgeben war, wurde dadurch sehr schnell bewusst, dass er oft als einziger einen Angriff überlebt hatte.<sup>2170</sup> Auch

<sup>2162</sup> In ebd., S. 252, heißt es, dass 1936 in Berlin sogar Gerüchte kursierten, wonach die Angehörigen der „Leibstandarte“ geschlossen aus der Kirche ausgetreten seien und „in diese Truppe nur noch konfessionslose Bewerber Aufnahme fänden.“ Vgl. ebd., Anm. 120.

<sup>2163</sup> Ebd., S. 51f.

<sup>2164</sup> Zit. in ebd.

<sup>2165</sup> Ebd., S. 273.

<sup>2166</sup> Dazu auch Manfred Messerschmidt: Typische und untypische Kriegserlebnisse, S. 162; Bachér: Zu Fuß an die Front, S. 167 – 171.

<sup>2167</sup> Am 18.2.1942 gab Hitler der Waffen-SS sogar seine Genehmigung „für die Dauer des Krieges Freiwillige mit vollendetem 17. Lebensjahr auch ohne Einwilligung der Eltern“ einberufen zu dürfen. Wegner: Waffen-SS, S. 275.

<sup>2168</sup> Zur Bedeutung des Sports in der Waffen-SS vgl. ebd., S. 169f.

<sup>2169</sup> Die protestierende Mutter des Befragten, die sich gegen die Anwendung von Gewalt bei ihrem Sohn gewehrt hatte, war von den SS-Männern festgehalten und gegen die Wand gedrückt worden. Ihre spätere Beschwerde bei der zuständigen Dienststelle verhallte ungehört. Es war üblich, etwaige Proteste der Eltern mit dem Hinweis auf „zufällige Übergriffe einzelner SS-Werber“ zu beschönigen und zu verharmlosen. Wegner: Waffen-SS, S. 276.

<sup>2170</sup> Ludwig thematisiert jedoch nicht, ob er sein eigenes Überleben als Glück begriffen hat, oder wie hin und wieder in Feldpostbriefen zu lesen ist, auch als Nachteil, „weil er sich im

innerhalb seiner Division fiel sein ausgeprägter Kampfgeist, seinen Aussagen zufolge, auf, was ihm entsprechende Auszeichnungen – u. a. die Goldene Nahkampfspange – eintrug. Die militärische Qualität der Divisionen der Waffen-SS war höchst heterogen. Der Ruf der an nahezu allen Fronten eingesetzten Waffen-SS als militärischer Elite beruhte auf den herausragenden „Leistungen“<sup>2171</sup> relativ weniger und „personell und materiell bestausgestatteter Verbände“,<sup>2172</sup> wie etwa der „Leibstandarte Adolf Hitler“. Ludwig wurde sich dessen immer dann bewusst, wenn Wehrmachtdivisionen in der Nähe waren, die neidvoll den materiellen Reichtum der Leibstandarte bestaunten. Dazu meinte der Befragte: „Und dann kriegten wir, als wir Charkow nahmen, ... den ‚Königtiger‘. Und wir kriegten sie zuerst von allen Panzereinheiten.“ Eine kritische Bewertung seiner „Einsätze“ findet sich bei Ludwig aber, trotz seines christlich geprägten Elternhauses nicht. Von Partisaneneinsätzen will er nur gehört haben, als Angehöriger der Kampfgruppe Peiper spart er die Verbrechen von Malmédy vollkommen aus. Alexander v. Plato stellt dazu fest, dass bei deutschen Soldaten häufig eine Haltung festzustellen sei, „in der man sich selbst als Opfer oder Gezwungener, nicht als überzeugter Beteiligter, geschweige denn als Täter der deutschen Kriegführung sah.“<sup>2173</sup> Diese Haltung ist auch bei Ludwig zu beobachten.

Obwohl der Befragte Ludwig in den mehr als drei Jahren seiner Kriegsteilnahme sehr schwere Fronteinsätze mitmachte, darunter auch mehrere Kesselschlachten, die von ihm unterschiedlich erlebt wurden (siehe nachfolgende Aussagen des Interviewpartners), bezeichnete er den Kampf um Rostov als seinen „schlimmsten Einsatz“. Die Inbesitznahme dieser ukrainischen Industriestadt am Don war für die Wehrmacht von hoher wirtschaftlicher Bedeutung. Trotz der im Vorwege eklatanten Schwierigkeiten der 1. Panzerarmee, in deren Reihen die LSSAH eingesetzt wurde (u. a. fehlende Winterbekleidung, unzureichende Betriebsstoffversorgung, schlechter Allgemeinzustand und Erschöpfung der Truppe und damit die dringende Notwendigkeit zur Auffrischung zwecks Wiederherstellung der vollen Verwendungsfähigkeit, nicht ausgleichende Ausfälle bei Personal und Material),<sup>2174</sup> trat die Armee mit dem XIV. Pz.korps am 5. November 1941 gegen Rostov an und brach 30 km nach Osten durch. Das Panzerkorps drehte nach Süden gegen die Stadt ein und nahm einen Brückenkopf über die Krepkaja. Einbrechender Regen legte alle Bewegungen am 7. November still und gab den sowjetischen Verteidigern Gelegenheit, „an dieser uner-

---

Kampf nicht mehr auf Kameraden verlassen konnte und in der übrigen Zeit keinen sozialen Anschluss fand, der ihm über die schweren Zeiten hätte hinweghelfen können.“ Jasper: Zweierlei, S. 189, vgl. ebd., FpBf Michael O., 14.11.44.

<sup>2171</sup> Unter heutigen Gesichtspunkten sind diese „Leistungen“ mit einem negativen Vorzeichen zu versehen.

<sup>2172</sup> Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 560f.

<sup>2173</sup> v. Plato: Erfahrungen deutscher Soldaten, S. 21.

<sup>2174</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 615.

warteten Stelle eine Abwehr aufzubauen.“<sup>2175</sup> Nachdem der Regen durch Frost bis zu minus 22° C abgelöst worden war<sup>2176</sup> und sich die Panzerarmee umgruppiert hatte, konnte sie erst am 17. November erneut angreifen. Rostov konnte zwar am 20. November von der deutschen Panzerarmee – gegen den heftigen Widerstand der sowjetischen 56. Armee – genommen werden, die sowjetischen Armeen stellten sich jedoch zum Gegenangriff bereit, der am 22. November 1941 erfolgte. Nach den ersten sowjetischen Einbrüchen befahl der Ob. der HGr, v. Rundstedt, am 28.11. die Rücknahme der 1. Panzerarmee.<sup>2177</sup> So ist zu erklären, dass dieser Einsatz mit allen seinen unangenehmen Begleiterscheinungen, insbesondere der bereits vor dem Angriff erreichten Erschöpfung der Truppe, des mangelhaften Nachschubes, der extremen Witterungsbedingungen mit zunächst heftigen Regenfällen und dann hohen Minustemperaturen sowie vor allem der extremen sowjetischen Gegenwehr, dem Befragten als „schlimmster Einsatz“ in Erinnerung geblieben ist. Zu den hohen Verlusten bei der LSSAH stellte der Informant Esser fest, dass er im Jahre 1942 in seinem Panzer mit 17 Jahren, außer dem Kommandanten, der älteste war. Seine anderen Kameraden seien gerade erst 17 Jahre geworden.

Trotz seiner Zwangsrekrutierung und seiner christlichen Einstellung hatte der Befragte Ludwig innerhalb der LSSAH bald genauso viele Aufstiegs- und Beförderungschancen wie andere Angehörige der Waffen-SS. Er erklärte das so:

„... Irgendwo bin ich aufgefallen bei der Leibstandarte. Einmal dadurch, dass ich 'n paarmal am Leben geblieben war, wo viele gefallen sind; dann eine Stelle bekam, die eigentlich 'ne Offiziersstelle gewesen wäre, aber ich war noch nicht mal Unteroffizier. Ich sollte das machen, weil ich geschickt war in gewissen Dingen. Das passiert, ja. [Ich war] Kradmeldestaffelführer beim Regiment. Da nahm man so herangehende Offiziere. Nur - die Leibstandarte - ich weiß nicht, wie bei anderen SS-Einheiten es war - die machte ja keine Reserveoffiziere und nahm auch keine Reserveoffiziere, die mussten alle durch Bad Tölz oder durch Braunschweig, die Führerschulen, gegangen sein. Nun entwickeln sich ja Führerpersönlichkeiten vor dem Feind. Und es muss also auch Frontbewährung und sowas gewesen sein, und dann haben sich manche dann ausgezeichnet. Man konnte sie gar nicht mehr zurückhalten, weil man sie unbedingt brauchte. Es ist nicht so, dass der Bestausgebildetste nachher der Erfolgreichste sein kann, sondern der mit den entsprechenden Instinkten.“

In seinem unermüdlichen Einsatz für die Truppe, dem auch eine Überlebensstrategie innewohnte – alle Waffen-SS-Soldaten wussten, dass sie eine Gefangenschaft nicht überleben würden – erwarb sich Ludwig Anerkennung bei seinen Vorgesetzten. Auch dem Befragten Buhr wurden höchste Ämter, u. a. das des NSFO, anvertraut, obwohl

<sup>2175</sup> Ebd., S. 616.

<sup>2176</sup> Die Soldaten der LSSAH werden bei Agte: Peiper, S. 55, als „ausgezehrt“ und „erschöpft“ beschrieben. Agte berichtet, dass „die Männer und ihre Führer verdreckt und von Läusen gequält [bei minus 20° C] in Erdlöchern vegetierten.“ Dörfer, die Unterkunftsmöglichkeiten geboten hätten, habe es nicht gegeben. Ebd.

<sup>2177</sup> Erst am 23.7.1942 gelang es deutschen Kräften der HGr. Süd, im Rahmen der Sommeroffensive „Blau“, Rostov erneut einzunehmen.

dieser – ebenso wie Ludwig, und wie allgemein üblich - keine Kriegsschule besucht hatte. Viele Soldaten, die lange im Fronteinsatz waren, griffen auf gewisse Urinstinkte zurück, wie sie Ludwig ansprach. Der damalige Soldat Bernecker veranschaulichte dies an einem Beispiel:

„Wir schlichen durch die feuchtkalte, rabenschwarze Nacht, wo Lautlosigkeit und Beweglichkeit Trumpf war. Wir unterschieden uns äußerlich kaum noch von Indianern in der Wildnis. ... Der Kampf an vorderster Front forderte Kenntnisse und Erfahrung, man musste sich dem Gelände anpassen können wie ein Wildhase und die Löffel herunternehmen, die Geräusche der Geschosse im Ohr haben, vorausahnen, wo sie einschlugen, den Zeitabstand zwischen zwei Salven kennen und vor allem wissen, wie man sich vor diesem Unheil schützen konnte. Dabei konnte es passieren, dass man im Kreis umherlief.“<sup>2178</sup>

Allerdings reichte das Benutzen der Instinkte allein nicht aus. Es musste, gerade für einen Panzerfahrer wie Ludwig, mehrfach großes Glück hinzukommen. Der Informant erklärte im Interview, Ende 1942 zum erstenmal in einem Panzer IV gesessen zu haben, der ihm als Panzerfahrer „am besten gefallen“ habe, „obwohl er der schlimmste war für den Fahrer“, wenn es darum ging, den Panzer zu verlassen, nachdem er abgeschossen worden war.<sup>2179</sup> Der Informant wusste noch, dass ihm das Unglück, mit einem Panzer abgeschossen worden zu sein, gleich sechsmal widerfahren war. Wenn so etwas passiere, so der Befragte, „dann bin ich entweder tot oder so lebendig, dass ich weiterhin irgendwo eingesetzt werde. ... Und da hab ich so oft dann auch 'n Krad gefahren oder 'n Schwimmer gefahren oder 'n VW gefahren.“

Ludwig unterstreicht nachfolgend den „Feuerwehr“-Charakter der 1. SS-Division „Leibstandarte Adolf Hitler“ und nennt Beispiele:

„Ich bin in vier Kesseln gewesen, aus vier Kesseln rausgekommen. ... Čerkassy, Tarnopol', Falaise<sup>2180</sup> und dann La Gleize<sup>2181</sup>. Das war die Reihenfolge, aber ich hab sie von der Leichtigkeit gesagt. Der Čerkassy-Kessel war das Furchtbarste.“<sup>2182</sup>

<sup>2178</sup> Bernecker: Generation, S. 249.

<sup>2179</sup> Diesen Umstand erläuterte der Interviewpartner folgendermaßen: „Wenn die KWK (= Kampfwagenkanone) auf ‚halb Elf‘ stand, konnt' ich nicht raus, konnt' ich meine Klappe nich aufmachen. Um da raus zu können, konnt' ich nur hinten durch. Aber wer kann denn hinten durch, wenn der Panzer abgeschossen is?! ... Meistens brennen die Granaten ... eher, als dass sie in die Luft gehen ... [und] das Benzin. ... Einige haben's nicht überstanden. Ich hab's überstanden, weil die KWK besser stand.“

<sup>2180</sup> Im Zuge der Kämpfe um die Normandie geriet die LSSAH in den Kessel von Falaise. Die Verbände traten zum Ausbruch aus dem Kessel nach Osten an und erlebten „pausenlos Artillerieeinschläge. Tote und Verwundete lagen ohne Hilfe in Massen herum.“ Bei unerträglichen Temperaturen, vor allem im Panzer, sollten die deutschen Einheiten den Kessel von innen aufbrechen. Agte: Peiper, S. 299. Mit dem Kessel von Falaise, der auf deutscher Seite 10.000 Todesopfer forderte, endete die Schlacht um die Normandie. Die deutschen Truppen traten den Rückzug in Richtung Reich an. In den Ardennen stabilisierte sich die deutsche Front im Dezember 1944 noch einmal.

<sup>2181</sup> Nach der Zurücknahme der deutschen Front im Dezember 1944 gerieten zwischen dem 21. und 23. Dezember 1944 Reste der LSSAH (Kampfgruppe Peiper) im belgischen La Gleize in die Einschließung. In der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember 1944 gelang der Kampfgruppe der Ausbruch. Agte: Peiper, S. 331 – 335.

<sup>2182</sup> Ende Januar 1944 entwickelte sich im Bereich der Heeresgruppe Süd östlich von Uman vorübergehend eine schwere Krise. Am 25. Januar umfassten Kräfte der Roten Armee den

... Falaise war im Sommer. Falaise war unter Menschen. In Russland is doch nicht unter Menschen! In Russland wusste ich: werde ich verwundet, bleibe liegen oder werde ich gefangen, bin ich tot. Und vielleicht gar nicht mal tot mit einem Bums, sondern tot mit Quälereien, mit Foltern. Ich war ja ‚Leibstandarte‘. Das is auch der Fanatismus, den man uns nachsagt. Der war nicht ideologisch, der war angstgetrieben. ... Es war eine gute Gemeinschaft, sag' ich mal. ... Also im Einsatz? Fanatisch, ja. ... [Ich] auch. Ich kann doch nicht anders sein, also jetzt langsamer laufen oder mein Maschinengewehr oder meinen Panzer langsamer laufen lassen. Ich muss doch mitmachen.“

Als aus dem von Ludwig als schlimmstem erwähnten Čerkassy-Kessel ein neues Stalingrad zu werden drohte – neben dem Dauerfrost und der nur unzureichenden Luftversorgung waren ebenfalls die deutschen Einsatzversuche von Westen und Süden her gescheitert – entschloss sich von Manstein, der Besatzung des Kessels Mitte Februar 1944 ohne vorherige Verständigung Hitlers, der möglicherweise Einspruch erhoben hätte, den Befehl zum Ausbruch nach Südwesten zu geben. Rund zwei Drittel der Eingeschlossenen konnten sich – unter Zurücklassung ihrer Verwundeten und schweren Waffen - völlig erschöpft zu den eigenen Panzerspitzen durchschlagen.<sup>2183</sup>

Angesprochen auf den Fanatismus, der in den meisten Waffen-SS-Divisionen vorherrschte, war es Ludwig wichtig, klarzustellen, dass dieser nicht ideologisch, sondern „angstgetrieben“ war. Ob der Befragte die weltanschauliche Indoktrination der Waffen-SS so verinnerlicht hatte, wie viele seiner anderen Kameraden, die noch in der Vorkriegszeit ausgebildet worden sind, kann hier nur schwer beurteilt werden. Andere Anmerkungen in diesem Abschnitt lassen durchblicken, dass auch innerhalb der Wehrmachtstruppen eine „weltanschauliche“ Erziehung stattfand. Schörken arbeitete jedoch heraus, „dass es nicht die Indoktrination war, welche die Motivationen geschaffen hatte, sondern ein Angesteckt- oder Mitgerissenwerden von den militärischen Erfolgen.“<sup>2184</sup>

Dass die Angehörigen der Waffen-SS sich in Frankreich „unter Menschen“ fühlten, äußerte sich u. a. dadurch, dass ihre Gefangennahme nicht gleichbedeutend mit dem Tod war. Außerdem konzentrierte sich ihr Einsatz im Westen mehr auf den angloamerikanischen und kanadischen Gegner, wobei es hier weniger zu Kriegsverbrechen kam als im Osten.<sup>2185</sup>

Am Beispiel der Panzerfahrer wird deutlich, dass deren bessere Überlebenschancen

---

hier noch bis zum mittleren Dnjepr vorgewölbten deutschen Frontvorsprung bei Čerkassy und schlossen dort 50.000 deutsche Soldaten ein, die aus der Luft versorgt werden mussten. Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 247. Die LSSAH stand im Februar am Rand des Kessels im Einsatz, um die dort eingeschlossenen und zum Ausbruch angetretenen deutschen Einheiten zu entsetzen. Agte: Peiper, S. 217; Ailsby: Waffen-SS, S. 138.

<sup>2183</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 247.

<sup>2184</sup> Schörken: Jugend, S. 216.

<sup>2185</sup> Es kam jedoch auch im Westen zu schweren Entgleisungen einiger Waffen-SS-Einheiten gegenüber der französischen Zivilbevölkerung in Oradour und Tulle (s. Abschn. 4.4, 4.7.) sowie später gegenüber amerikanischen Einheiten im belgischen Malmédy.

im Westen daher rührten, dass sie erstens in den Hohlwegen der Normandie besseren Schutz fanden als das in den oft baumarmen Regionen der Sowjetunion möglich war, und zweitens, dass die Panzerfahrer im Westen den Deckel im Turm des Panzers oft leicht geöffnet ließen, so dass die Luke sich noch aufklappen ließ, selbst wenn der Panzer schon brannte. Dazu äußerte ein Panzerfahrer:

„Hier an der Westfront war es möglich, diesen Deckel ungesichert zu lassen. Im Osten war es viel zu gefährlich gewesen, da oft Russen auf die Panzer aufsprangen und Handgranaten in den Innenraum warfen.“<sup>2186</sup>

Im Falle des Befragten Ludwig wird nachfolgend deutlich, dass es ihm und seinen anderen Kameraden im Osten darauf ankam, bis zum letzten zu kämpfen und auszuhalten, um auf keinen Fall in sowjetische Gefangenschaft zu geraten. Er erklärte zunächst, wie sich das Phänomen des Fanatismus einer Waffen-SS-Division im Einsatz bemerkbar machte:

„Also indem wir fast befreit waren, wenn wir einen Einsatzbefehl bekamen. Denn dieses Lauern auf das, was auf uns zukommt, ist schlimmer. So ist auch meine Bemerkung, dass ich depressiv war, zu verstehen. Es hat sich ja nichts bewegt in der Sambek-Stellung, in dem kalten Winter. Wir haben nur immer Acht geben müssen, und wir hatten nichts zu essen, weil unsere Essenholer mit weitem Weg immer durch Scharfschützen abgeknallt wurden. Und dann haben wir festgestellt, in einem Unterstand, den sie sich gegraben hatten, dass im Herbst, im Sommer vorher dort Möhren gesät waren. Und die Möhren, die kamen durch die Erde durch, [die haben wir] rausgezogen. Und die waren natürlich faul, waren faul, taugten nichts, schmeckten aber prima, wenn Sie sie als Eiszapfen aßen. Die, die da viele von gegessen haben, [denen] sind die Zähne rausgefallen, und all' solche Dinge, dass wir dort eigentlich nur kranke Menschen waren. Und immer wieder: ‚Ihr müsst aber aushalten,‘ und, und, und, und. Wir hatten das Glück, die Leibstandarte oder, jetzt sag' ich nun mal ganz speziell: *wir*, das Panzerregiment 1, wir hatten das Glück, dass wir zwar immer die allerschlimmsten Einsätze bekamen, wo ein Verhältnis 1 : 10 eben angewandt wurde, weil wir wie die Berserker, wie die Fana... wie die Wahnsinnigen ... Dass wir jede Möglichkeit bis zuletzt nutzten - das verlangte man von uns - und wir wussten ja, wenn wir's anders machen, sind wir dran. Dieses Gefühl, mein Leben zu retten, das war bei uns immer und bei allen, das Wichtigste. Bei uns galt nicht ‚Heimatschuss‘ wie häufig beim Heer. Das is im Frontkrieg oder in einem Besatzungskrieg leicht so. Wir wussten, wie das aussieht, wenn wir im Feindesland 'n Heimatschuss bekommen. Dann is oft doch gar nicht die Möglichkeit [rauszukommen].“

Anhand Ludwigs Aussage offenbart sich nicht nur seine eigene Einstellung, sondern die vieler anderer Waffen-SS-Angehörigen, die im Vorwege des Russlandfeldzuges „weltanschaulich aufgerüstet“<sup>2187</sup> worden sind. Wobei anzumerken ist, dass Ludwig nicht die klassischen Schulungen (u. a. NaPoLa, Junkerschulen) durchlaufen hatte, sondern, wie erwähnt, erst im Sommer 1942 unfreiwillig zur Waffen-SS gekommen war. Ludwig beantwortete im Gespräch die sich insbesondere in seinem Fall aufdrängende Frage, wie er sich als überzeugter Christ und anfänglicher Waffen-SS-„Verweigerer“ so nahtlos in die „Leibstandarte“ integrierte, dass er von einer guten

<sup>2186</sup> Agte: Peiper, S. 298.

<sup>2187</sup> Schneider: Waffen-SS, S. 108.

Gemeinschaft sprach und von einem Vorgesetzten sogar gefragt wurde, ob er Interesse an einer Führungsposition hätte. Es ist offensichtlich, dass, wie er selbst formulierte, keine Möglichkeit bestand, sich anders zu verhalten als die anderen Waffen-SS-Soldaten. Außerdem fand die weltanschauliche Erziehung nicht nur weiterhin durch wöchentliche Vorträge statt. Darüber hinaus sollten immer und überall, „in Marsch- und Gefechtpausen, im Graben wie im Ruhequartier, bei Appellen und Wachgängen“ sowie bei Kameradschaftsabenden zwanglose Unterhaltungen und persönliche Zwiegespräche für die Truppenführer den Ausgangspunkt der Bemühungen zur erzieherischen Einwirkung auf den einzelnen bilden.<sup>2188</sup> Nachfolgend sollen einige weitere Einstellungs- und Verhaltensaspekte erwähnt werden, die für viele Waffen-SS-Angehörige charakteristisch sind, und die sich der Befragte offensichtlich auch so zu Eigen gemacht hat. Dazu heißt es bei Wegner, dass die Bewertung der Persönlichkeit und die Berechtigung der Existenz des Individuums aus Sicht der SS „allein ab[hing] von dem Nutzen, den der einzelne für die Gemeinschaft erbringt; die inhaltliche Bestimmung dieser Leistungserwartung war dabei durch die politischen Ziele des Nationalsozialismus vorgegeben.“<sup>2189</sup> Die menschliche Einzelpersönlichkeit wurde auf ihre dienende Funktion reduziert. Bezüglich der Gemeinschaftsideologie war der einzelne ein beliebiger, wenngleich notwendiger Teil der Geschichte, ein „Instrument überpersönlicher Gestaltungskräfte und ihr Erfüller“.<sup>2190</sup> Dies befreite ihn gleichzeitig von der privaten Verantwortlichkeit für sein Handeln. Die SS-Ideologie stellte ein sozialpsychologisches Hilfsmittel dar,

„um die Gehorsams- und Handlungsbereitschaft des SS-Mannes auch für den Fall zu garantieren, der das individuelle Gewissen herausfordern musste. Dies führte zu einer Entprivatisierung der Teilnahme zahlreicher SS-Angehöriger an den Massenvernichtungsaktionen, die somit den blanken Vollzug historischer Notwendigkeit darstellten. Unter Missachtung menschlichen Lebens und Verachtung des eigenen Lebens war das Sterben im Kreislauf von Natur und Geschichte ein alltäglicher Akt, der auch im Kampf für die geschichtlichen Ziele des Nationalsozialismus verlangt werden konnte.“<sup>2191</sup>

Bernd Wegner führt weiter aus, dass die Erkenntnis, den individuellen Lebensdrang unter ein angeblich höheres, überpersönliches Lebensinteresse zu stellen, der ideologische Hintergrund und die Erklärung für jenen „ungewöhnlichen und verlustreichen Kampfstil“ sein könnte, „der viele SS-Divisionen während des Weltkriegs auszeich-

<sup>2188</sup> Wegner: Waffen-SS, S. 191.

<sup>2189</sup> Ebd., S. 57. Erich Leffler, SS-Oberscharführer (Zeitzeuge), in: Schneider: Waffen-SS, S. 166: „Das schönste Gefühl war die Kameradschaft. Da gab es keinen Doktor und keinen Arbeiter, alle waren Eins. Einer hat dem andern geholfen, wenn er im Dreck lag.“

<sup>2190</sup> Wegner sieht in seiner Studie zur Waffen-SS, S. 336, den Erfolg der SS-Führung darin, „die Vielfalt der ideologischen Haltungen, der Ressortinteressen und der sozialen Divergenzen innerhalb der Waffen-SS politisch neutralisieren und die Truppe als ein militärisches Instrument ohne eigene politische Artikulationsmöglichkeit ... aufbauen zu können.“

<sup>2191</sup> Ebd., S. 58.

nete.“<sup>2192</sup> Der Einsatz der Waffen-SS-Divisionen als Feuerwehreinheiten, nachdem der „Blitzkrieg“ im Osten ins Stocken geraten war, mag erklären, warum besonders diese Truppen, häufiger als Wehrmachtseinheiten, in Einschließungen geraten sind und so hohe Verluste hatten, dass sie sich, wie Ludwig zuvor erwähnte, häufig - in seinem Fall 18mal -, erneuern mussten. Im Zuge der Erneuerungen begann die schleichende Zwangsrekrutierung, der der Befragte ja selbst bereits zum Opfer gefallen war. Bis dahin jedoch war auf die Lehre und Einhaltung entsprechender Tugendideale bei der SS allergrößter Wert gelegt worden. Der Pflichtbegriff beispielsweise ging über den rein militärischen Gehorsamsanspruch hinaus. Die SS wurde als „Ritterschaft“ begriffen, aus der man nicht austreten kann, nachdem man „blutsmäßig“ aufgenommen worden war.<sup>2193</sup> Einen Spielraum für freiwillige Entscheidungen gab es nicht. Es gab eine „wechselseitige weltanschauliche Kontrolle und Erziehung,“ wobei „ein Kamerad des [anderen] Kameraden Erzieher sein“ sollte.<sup>2194</sup> Treuepflicht meinte widerspruchslosen Gehorsam, alleiniger Bezugspunkt für die „Treue“ war im Verständnis der Waffen-SS die Person Adolf Hitlers.

Die Angst vor dem Schicksal, das Waffen-SS-Angehörige in russischer Gefangenschaft erwartete, trug zum fortwährenden fanatischen Kämpfen bei. Wie Ludwig bereits andeutete, ging er davon aus, dass SS-Angehörige der Tod durch Quälerei erwartete. Im Westen hingegen konnten Soldaten der Waffen-SS damit rechnen, die Gefangenschaft zu überleben und nach der Genfer Konvention behandelt zu werden. Dazu meinte ein ehemaliger SS-Oberscharführer später: „Von der SS wollte keiner in Gefangenschaft kommen. Deshalb haben wir immer bis zum Ende gekämpft.“<sup>2195</sup> Auch bei Kriegsende hatten Angehörige der Waffen-SS mit Misshandlungen zu rechnen und nach ihrer Gefangenschaft mit beruflicher und persönlicher Ausgrenzung.<sup>2196</sup> Angesprochen auf die hohe „Motivation“ der SS-Truppen, erwiderte der Befragte Esser:

„Ach, Gottchen! Wissen Sie, ja, aber erstens Mal hörte das gegen Ende des Krieges sowieso auch auf. Dann wurden nämlich Leute zur SS eingezogen, die eigentlich da gar nichts zu suchen hatten, zur Waffen-SS. Und viele Volksdeutsche, vor allen Dingen, die wir also als „Beutegermanen“ bezeichneten, war'n keine schlechteren Soldaten als wir, aber zum Teil konnten se auch noch nich mal richtig Deutsch und so. Und, also, die SS-Divisionen wurden als Elite behandelt, und das ja nich nur hinten, zu Hause, sondern auch an der Front. Deswegen hatte die Waffen-SS ja erheblich mehr Verluste als das normale Heer.

<sup>2192</sup> Ebd., S. 59.

<sup>2193</sup> Bei „unwürdigem“ Verhalten und Verstößen - unter Aspekten der Waffen-SS – wurde den Betroffenen nahe gelegt, sich selbst zu richten. Wegner: Waffen-SS, S. 44; Agte: Peiper, S. 51.

<sup>2194</sup> Wegner: Waffen-SS, S. 44f.

<sup>2195</sup> Erich Leffler, SS-Oberscharführer, Zeitzeugenber.; Abdr. in: Schneider: Waffen-SS, S. 166.

<sup>2196</sup> Werner Barmann: 37. SS-Kavalleriedivision Lützow, Abdr. in Schneider: Waffen-SS, S. 218 – 221, hier: S. 220f.

Die größten Verluste hatte die U-Boot-Waffe. Und denn kamen also auch die Jagdflieger und so weiter dran. Und dann kam also schon ziemlich bald (lacht) die Waffen-SS. Die SS-Divisionen wurden ja auch immer da eingesetzt, wo nun irgendwas [Besonderes war], ... dann musste 'ne SS-Division ran. Und gegen Ende des Krieges gab's also, wurden also nun SS-Divisionen dann einfach als solche benannt, es gab ja über 30 Stück dann zum Schluss, aber das war dann also nich mehr als 'ne Heeresdivision auch.“

Festzuhalten ist, dass Esser die „mentale Totalisierung“<sup>2197</sup>, die er als NaPoLa-Schüler, der sich mit 17 Jahren freiwillig von der Nationalpolitischen Bildungsanstalt zur Waffen-SS, ebenfalls innerhalb der Leibstandarte Adolf Hitler gemeldet hat, herunterspielte. Diese Haltung ist anderen Waffen-SS-Angehörigen ebenfalls eigen.

Die Behauptung, wonach die Verluste der Waffen-SS im Verhältnis zur Gesamtstärke höher waren als diejenigen des Heeres, ist so nicht zutreffend. Die Gefallenenbilanz der Waffen-SS unterscheidet sich im Ganzen gesehen von jener des Heeres weniger als allgemein angenommen.<sup>2198</sup> Jedoch divergieren in starker Weise die Verlustquoten der einzelnen Waffen-SS-Divisionen untereinander. Die Ausfälle waren besonders bei den bis 1942 aufgestellten Divisionen von Anfang an außerordentlich hoch,

„und führten nach Beginn des Russlandkrieges innerhalb kurzer Zeit zu einer Auszehrung gerade der Truppenteile, in denen sich die Traditionen der Vorkriegs-SS am relativ reinsten verkörperten. ... Bei Ausgang des Winters [1941] wiesen die meisten der SS-Divisionen trotz nachgeschobenen Ersatzes nur noch zwei Drittel ihrer ursprünglichen Kampfstärke auf.“<sup>2199</sup>

Dieser Substanzverlust, der die militärische Funktionsfähigkeit der Waffen-SS-Verbände bedrohte, wurde mit volksdeutschen, osteuropäischen SS-Formationen sowie mit Zwangsrekrutierungen aus der Heimat ausgeglichen, wobei sowohl der Freiwilligkeitscharakter als auch der politisch-militärische Doppelcharakter der Waffen-SS aus der Vorkriegszeit zugunsten einer numerischen Ausweitung aufgegeben werden mussten.<sup>2200</sup> Aufgrund des Mangels an Truppenführern und der Unmöglichkeit des SS-Führungshauptamtes, „quantitativ wie qualitativ hinreichenden Nachersatz“<sup>2201</sup> an Führungspersonal bereitzustellen, ist wohl auch zu erklären, dass beispielsweise Ludwig, der seinen Angaben zu folge, in seinen Einsätzen mehrfach „positiv aufgefallen“ war, von einem Vorgesetzten eine Führerstelle angeboten bekam, obwohl er nie die dafür vorgeschriebenen Lehrgänge an einer Junkerschule absolviert hatte. Am Ende des Krieges bestanden 38 SS-Divisionen. Keine von ihnen war mehr ausschließlich aus Deutschen zusammengesetzt, die größte Gruppe ausländischer SS-Angehöriger bildeten die Osteuropäer, gefolgt von Holländern, Belgiern und Franzosen.<sup>2202</sup> Der SS-

<sup>2197</sup> Wegner: Waffen-SS, S. 44.

<sup>2198</sup> Ebd., S. 282f.

<sup>2199</sup> Ebd., S. 283.

<sup>2200</sup> Ebd., S. 281f.

<sup>2201</sup> Ebd., S. 284.

<sup>2202</sup> Schneider: Waffen-SS, S. 165.

Führung war es innerhalb weniger Jahre gelungen, eine mehrere hunderttausend Mann starke Truppe aus vielen Nationalitäten zusammenzustellen, aber vor allen Dingen auch, „das nationalsozialistische Leitbild ‚politischen Soldatentums‘ in der neuen Truppe zu verankern.“<sup>2203</sup> Dennoch blieb die Schwierigkeit, die der Befragte Esser ansprach, Ausländer und Volksdeutsche, die nur ungenügend der deutschen Sprache mächtig waren und zudem in ihren Ländern zur Waffen-SS zwangsrekrutiert worden sind, zu Truppenführern heranzubilden. Unterschiede in der Motivation und Mentalität, Sprachbarrieren und politische Ressentiments zwischen Okkupierten und Okkupanten sowie die Tatsache, dass die SS-Führung den Betroffenen keine konkreten Zusicherungen hinsichtlich der politischen Zukunft ihrer Heimatländer machte, wirkte sich besonders auf die Anwerbung ausländischer Offiziere negativ aus.<sup>2204</sup> Die Zusammenfassung der ursprünglich selbständig agierenden nationalen Freiwilligeneinheiten in multinationale Großverbände unter deutscher Führung verschärfte wohl die innere Konfliktsituation noch, in die sich der einzelne Freiwillige ohnehin gestellt sah. Die Möglichkeit nationaler Identifikation beeinträchtigte die Kampfmotivation der Freiwilligen beträchtlich.<sup>2205</sup>

Der Befragte Neß war zwar zunächst als Soldat ausgebildet und im Osten eingesetzt worden, später aber für eine Kriegsverwendung nicht mehr vorgesehen, weil er, wie er im Gespräch sagte, „als einziger Sohn unter Denkmalschutz“ gestellt wurde, da sein Vater im Februar 1943 gefallen war. Er erklärte, warum er sich trotzdem wieder freiwillig zum Fronteinsatz gemeldet hat:

„... Damals die einzigen Söhne, ... die kamen nach Deutschland, aber dann kam nach Deutschland noch Frankreich, und das war viel schlimmer dann. Aber wir waren ja damals alle so verrückt. Das kann man sich gar nicht vorstellen, wie wir verrückt waren. Ja, die wollten ja alle [kämpfen]. Die ganze Jugend war ja so verrückt. ... Ja, ich hab mich wieder freiwillig gemeldet, wieder an die Front. Da hat man so 'nen Blödsinn... meinen Vater irgendwie rächen, solche Gedanken gehabt als junger Mensch. ... Ja, aber sicher, [in den Osten]. Auch im Südabschnitt war ich dann. Ja, bei Char'kov in der Nähe. Ja diese Schlacht ... mein Schulfreund ist auch gefallen da. Ja ja, und Erfrierungen [hatte ich da] auch noch, '42, ja ja. Aber ich war im Arbeitsdienst. Für die Luftwaffe mussten wir Transport immer nach vorne bringen. Aber auch infanteristisch. ... Wir sind genauso ausgebildet wie die Infanterie. [Wir mussten] Munition nach vorne bringen. Ja, man muss ja laufen, aber diese unwahrscheinliche Kälte.“

Seinen etwas verworrenen Angaben nach zu schließen, hatte sich Neß zunächst freiwillig zur Wehrmacht gemeldet und seinen Arbeitsdienst in einer Luftwaffeneinheit im Osten absolviert, wobei sich sein Leben im RAD von dem der Frontsoldaten kaum unterschied. Er erlebte den Winter 1942/43 im Südabschnitt und wurde - aufgrund der Wehrmachtbestimmungen - nach dem Tod seines Vaters, zu Beginn des Jahres 1943,

<sup>2203</sup> Wegner: Waffen-SS, S. 336 (Nachwort zur 1. Auflage).

<sup>2204</sup> Ebd., S. 292.

<sup>2205</sup> Ebd., S. 292f.

als einziger Sohn nicht mehr als Frontsoldat eingesetzt. Trotzdem meldete er sich bald darauf freiwillig und nahm an der Schlacht um Char'kov im Sommer 1943 teil.<sup>2206</sup> Danach verlegte er mit seiner Einheit in den Westen, wo er am 6. Juni 1944 die Landung der Alliierten erlebte (s. Abschn. 3. und 3.1). Dass er sich damals wieder freiwillig an die Front meldete, konnte er im Gespräch nur noch schwer nachvollziehen und bezeichnet sich und die junge Generation seiner Zeit als „verrückt“ und seine erneute Kriegsteilnahme als „Blödsinn“. Vor allem aber waren es Rachedgedanken bezüglich seines Vaters, die ihn bewogen haben, sich erneut der Gefahr des Krieges und somit von Verwundung, Gefangenschaft und Tod auszusetzen. Dies mag ihm auch bei der Bewältigung der Trauer und des Verlustes um seinen Vater geholfen haben. Hilflös abwartend und untätig zusehen zu müssen, war unter Umständen schwerer zu ertragen, als dem Gegner gegenüber zu stehen und den Tod seines Vaters so zu „vergelt“.<sup>2207</sup> Auch war es vielen Zivilisten unangenehm, in einer Zeit, in der Menschsein beim Soldaten anfang,<sup>2208</sup> und jeder Bürger sich zum Kampf fürs Vaterland verpflichtet fühlte, als Nicht-Soldat oder Drückeberger angesehen zu werden.

Im Sommer 1943 hatte Hitler befohlen, die Stellungen bei Kursk zu halten.<sup>2209</sup> Diesen Befehl, der einem Todesurteil gleichkam, führten einige Kommandeure nicht aus, sondern zogen sich zunächst in eine sinnvolle Stellung zurück, um von dort aus den Angriff zu führen.<sup>2210</sup> Der damalige Hauptmann, Bruno Fichte, beschreibt anschaulich, wie die letzte große deutsche Panzerschlacht im Osten verlief und erwähnt auch die Abwesenheit der deutschen Luftwaffe bei diesen Kämpfen, die an die Situation der Deutschen im Westen 1944 erinnern:

„Am nächsten Tag begann im Morgengrauen unser Gegenangriff auf die nördlich von Kursk liegenden Höhen von Fatesch. Sie erwiesen sich bald als eine gefährliche Falle. In der Nacht hatten sich die Russen auf den Höhen mit allem, auch mit ihren Panzern, eingegraben. Wir selbst hatten eine gewaltige Anzahl von Panzern, ich bilde mir ein, es waren tausend, um diese Höhen zu überrennen. An der Spitze fuhr vielleicht dreißig oder vierzig Panzer, und ihnen folgen die anderen, immer mehr und immer mehr fluteten sie gegen den Höhenzug an. Die

<sup>2206</sup> Im Zuge dieser Kämpfe musste die Stadt am 22.8.1943 von den Deutschen aufgegeben werden.

<sup>2207</sup> Dazu auch Friedrich Lohstein, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 331, dem es einen Schock versetzte, „als der Mann meiner älteren Schwester in Polen fiel. Er war ein Idol für mich.“ Lohstein meldete sich Mitte 1940 freiwillig zu den Panzern und folgte damit nicht nur einer Familientradition, „sondern er glaubt auch, durch sie den Tod seines Schwagers rächen zu können, der als Oberleutnant der Panzer in Polen umgekommen ist.“

<sup>2208</sup> Burger: Warum warst Du in der Hitler-Jugend?, S. 40, 69.

<sup>2209</sup> Vgl. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen), S. 197: „Der ‚Führer‘ erließ aus Prestigedenken immer wieder Haltebefehle, die im Widerspruch zur operativen Realität standen.“

<sup>2210</sup> So verhielt sich u. a. General v. Saucken. Vgl. Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 48. Auch Gfm. v. Manstein widersetzte sich bei Kursk einem Befehl Hitlers. Im Gegensatz zu v. Saucken wurde Manstein jedoch seines Kommandos enthoben. Stahlberg: Verdammte Pflicht, S. 369 – 371.

Russen wussten, die deutsche Luftwaffe, die Jäger, waren nicht vor sieben Uhr in der Luft. Wir waren schon durch die tiefe Senke und fuhren in Richtung auf die Höhen, als plötzlich überall russische Bomber waren und uns mit ihren Bomben zuharkten, ein Einschlag neben dem anderen. Und kein deutscher Jäger. Die ersten Panzer gingen in Flammen auf, und bald lagen überall Wracks. Aus ihren Stellungen begannen nun die Russen eine mörderische Kanonade aller Kaliber. Wir versuchten zu wenden, aus dem Getümmel herauszukommen, aber von hinten drängten immer mehr nach, die nicht wussten, was vorn los war. Ein Panzer nach dem anderen flog in die Luft. Erst gegen Abend und nach fürchterlichen Verlusten, auch im Nahkampf, löste sich die gegenseitige Verklammerung. Ich stand mit einigen Männern und Panzern wieder unterhalb der Höhen von Fatesch. Eine Fünftonner-Zugmaschine, beladen mit Toten, kam von dort herab. Aus den übereinander geworfenen Körpern ragte ein Arm heraus und schlug beim Fahren gegen die Seitenwand. Als ich näher hinsah, erkannte ich die Uhr meines Freundes Wolfgang, mit dem ich mehrere Jahre sehr eng zusammen gewesen war. Für uns war es das Ende. Von Kursk ab waren wir nur noch die Gejagten.“<sup>2211</sup>

Am 17. Juli 1943 hatte die eigentliche Sommeroffensive der Sowjets begonnen. Der Zangenangriff gegen den vorgestaffelten deutschen Mius-Donetz-Bogen brachte zunächst nicht den beabsichtigten Erfolg, führte jedoch zur Gewinnung eines Brückenkopfs über den Donez bei Isjum, der den Ausgangspunkt für weitere Operationen bildete.<sup>2212</sup> Die am 3. August 1943 einsetzende sowjetische Offensive gegen den deutschen Frontbogen südlich von Kursk war ein voller Durchbruch. Angesichts mehrfacher sowjetischer Einbrüche an verschiedenen Abschnitten der Südfront (Char'kov, Isjum, Stalino/Mius) erwirkte Manstein von Hitler endlich die Räumung des Donez-Gebietes und ein schrittweises Zurückgehen an den unteren Dnjepr. Schweitzer erinnerte sich an diese Rückzugsphase:

„So, und dann kam der Rückzug, der hier einsetzte im Juli/August dann. Und der ging dann zunächst runter in die Nähe von Kriwoi Rog. Dies war also die Phase des eigentlich planmäßigen Rückzuges, den man uns immer so verkauft hat, dass wir gesagt haben, der Dnjepr ist die Winterstellung. Wir haben das also noch relativ, na sagen wir mal, ohne große Depressionen gemacht, weil wir dachten: ‚Na, der Dnjepr, das ist ja 'n Riesen breiter Fluss, den wird man als Winterstellung halten!‘ Und er kam bei uns rüber, woanders vielleicht auch, aber er kam bei uns rüber. Wir hatten uns verschossen praktisch und wenig Munition, wenig Munition noch. Und der Kommandeur hatte mich hier, kurz vor'm Übergang über den Dnjepr, mit, na, allen verfügbaren Zugmaschinen eigentlich vorausgeschickt, hatte alle Munition auf eine Batt'rie verteilt. Wir hatten sowieso bloß noch zehn Werfer – von 18. Unsere Abteilung war auf zehn Werfer zurück geschmolzen. Zwei Batt'rien waren das noch gewesen. Alles in eine Batt'rie gegeben, die ganze Munition, die da war und alle Fahrzeuge zurück. Und ich hatte die Führung dieses Transportes, will ich hier mal sagen, mit dem Befehl, möglichst sehr bald hinter'm Dnjepr zu stehen, wo das Armeemunitionslager ist, und zu munitionieren.“

Wie auch Thomsen bereits erwähnte, wurde seitens der Wehrmachtsführung eine Begrifflichkeit eingeführt, die Ausdrücke wie „Rückzug“, „Niederlage“ oder „Stellungsfrent“<sup>2213</sup> durch eine andere, neutralere Sprache ersetzte. Rückzug wurde so durch „Verlegen“, „planmäßige Räumung“ oder „Beziehen der Winterstellung“ umschrieben,

<sup>2211</sup> Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 48f.; vgl. Jasper: Zweierlei, S. 109f.; DRZW 8 (Beitrag Wegner: Aporie), S. 219f.

<sup>2212</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 240.

um nicht offiziell zugeben zu müssen, dass sich die deutschen Truppen aus bestimmten Gründen (Feindeinbruch, Versorgungsschwierigkeiten, drohende Kesselbildung, hohe Personal- und Materialausfälle) zurückzog.<sup>2214</sup> Auch die Worte „Frontverkürzung“ oder „Frontbegradigung“ wurden verwendet, um die Rücknahme der Front nicht eingestehen zu müssen.<sup>2215</sup> Ob sich die beiden jungen Offiziere damals bereits über die Gründe und die Bedeutung dieser Begrifflichkeit im Klaren waren, kann hier nicht eindeutig festgestellt werden.<sup>2216</sup> Manchen war jedoch auch 1944 noch nicht bewusst, dass die deutschen Truppen von der Roten Armee langsam, aber sicher, immer weiter in Richtung Westen zurückgedrängt wurden.<sup>2217</sup>

Deutlich wurden in Schweitzers Bericht die hohen Materialverluste, die seine Werferabteilung bis dahin erlitten hatte. Diese Gesamtausfälle waren durch Auffüllungen nur teilweise wieder zu decken.<sup>2218</sup> Trotz einer Höchstleistung der deutschen Rüstungsindustrie 1943, verfügten die sowjetischen Streitkräfte über ein schier unerschöpfliches Menschen- und Materialreservoir. Der Optimismus des Zeitzeugen, wonach die Deutschen den Dnjepr als Winterstellung halten würden, war insofern berechtigt, als dass Hitler das Nachrücken der gegnerischen Truppen durch einen „Verbrannte-Erde-Befehl“ erschwerte: alle Transportmittel waren entweder mit zu nehmen oder zu zerstören; Unterkünfte- und Deckungsmöglichkeiten in einer breiten Zone vor dem Dnjepr waren zu vernichten.<sup>2219</sup> Die mit Beginn der großen Rückzüge der Wehrmacht aus der Sowjetunion „seit 1943 großräumig praktizierte Taktik der ‚Ver-

<sup>2213</sup> Die Begriffe „Stellungsfrente“ oder „Stellungskrieg“ wurden von der Reichsführung gemieden, um nicht unangenehme Erinnerungen an den Stellungskampf im Ersten Weltkrieg aufkommen zu lassen.

<sup>2214</sup> Vgl. FpBf. v. Karl R., 28.11.41, in: Jasper: *Zweierlei*, S. 91: „Wir finden uns auch immer mehr mit dem Gedanken ab, den Winter in Russland zubringen zu müssen. Wir ärgern uns bloß, wenn wir jetzt in den Zeitungen von Mitte Oktober rum, die wir jetzt so allmählich bekommen, lesen, dass der Krieg endgültig entschieden sei und kein Widerstand mehr möglich usw. Die Wirklichkeit sieht etwas anders aus.“

<sup>2215</sup> Zum Sprachgebrauch im Dritten Reich: Klemperer: *LTI (= Lingua Tertii Imperii)*, S. 290f.

<sup>2216</sup> Es ist wohl davon auszugehen, dass die Soldaten mit zunehmender Fronterfahrung die wahre Bedeutung mancher verschleiender Ausdrücke kannten, jedoch über die eigentliche militärische (Nieder-)Lage des Deutschen Reiches bewusst in Unkenntnis gehalten wurden, wie auch Schüßler in: *Vorwärts, Kameraden*, S. 51, durchblicken ließ: „Weil im Norden von Rostow eine Frontlücke war und der Russe dort munter hineinmarschierte, mussten wir schleunigst die schöne Stadt verlassen und zurück. Das heißt dann im Wehrmachtsbericht ‚Frontbegradigung‘, und das macht sich mit den Buntstiften auf den Generalstabskarten ausgezeichnet. Wir erfahren nie die volle Wahrheit, die bleibt bei den Stäben hängen, wozu muss der Landser wissen, wohin es geht und warum das so ist?“ Vgl. Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 292.

<sup>2217</sup> Meier: *Es ist so kalt*, S. 290, erklärte aus damaliger Sicht in überzeugender Weise die Gründe für eine Frontrücknahme im Osten: „Wenn du fragst, wie weit wir noch im Osten zurückgehen, kann ich dir darauf nur sagen, dass nur solange ein Abschnitt gehalten wird, als es uns unter Berücksichtigung geringster Verluste unsererseits von strategischem Vorteil ist ...“ und vertraut im übrigen auf die Maßnahmen des Führers.

<sup>2218</sup> In Kriwoi Rog befand sich das Eisenbahn-, Nachschub- und Nachrichtenzentrum für die HGr Süd. Ailsby, S. 102f.

<sup>2219</sup> Gruchmann. *Zweiter Weltkrieg*, S. 241.

brannten Erde' gehörte zu denen für die deutsche Kriegführung im Osten charakteristischen Verhaltensformen.<sup>2220</sup>

Noch im Interview hatte Schweitzer das Bild des breiten Dnjepr-Stroms vor Augen:

„Da is mir als sehr interessant und eindrucksvoll in Erinnerung, was das für ein wahnsinniger Strom war, denn wir räumten ja, ich weiß gar nicht, welchen langen Abschnitt. Und das musste alles über einzelne wenige Übergänge gehen. Das heißt also, alle Truppen mussten immer trichterförmig über diese Brücken rüber. Und nich nur die Truppen, auch Russen, die flüchteten. Zivil[e]! Die flüchteten zum Teil, zum Teil wurden sie auch, na, waren ja die im Hinterland, waren ja Landwirtschaftsführer gewesen, so im Hintergrund, in der Etappe, und die trieben zum Teil das Vieh mit rüber. Waren also Herden von Kühen und von Schafen, ... und denn Zivilisten. Sowieso erst mal die ganzen rückwärtigen Dienste und Lazarette. Das musste ja alles vor den Truppen rüber, ja?! Das war also, auch so im Nachhinein, das hab ich damals nicht so bedacht, aber im Nachhinein muss man sagen, dass das ja auch eine enorme logistische Leistung war von den Generalstabsoffizieren, die für dieses verantwortlich waren. Es gab ja immer welche für die Taktik, für den Kampf und welche für die Logistik.“

Die von Schweitzer erwähnten Zivilisten waren in diesem Fall Flüchtlinge. Sie galten aber auch als arbeits- und wehrfähige Bevölkerung. Ein Teil dieser Flüchtlinge wurde, auch im Zuge von Hitlers Befehl, den Sowjets jedwede Unterstützung zu nehmen, von den Deutschen zwangsweise mit zurückgeführt.<sup>2221</sup>

Am 30. September 1944 standen alle deutschen Armeen im Bereich der HGr Süd hinter der Flussbarriere des Dnjepr<sup>2222</sup>.

### 5.3 Sowjetische „Menschenmassen“, deutsche Angst und „Tapferkeit“

Für das Kampfgeschehen und die Angriffe der Roten Armee im allgemeinen war das Auftreten russischer Infanteristen, „die immer wieder ungeschützt in riesiger Zahl gegen die gut gesicherten Linien der Deutschen anrannten,“<sup>2223</sup> ein wichtiges Charakteristikum. Die „Menschenverachtung und Unbarmherzigkeit“ mit der die Rotarmisten in den Kampf und Tod getrieben wurden, erklärt, neben anderen Faktoren, die hohen Verlustzahlen auf sowjetischer Seite.<sup>2224</sup> Der Befragte Müller wurde mehrfach Augenzeuge dieser Taktik:

„Wir haben ja da russische Angriffe erlebt, massenweise. Also wie in... Ach Gott! Wie in friderizianischen Zeiten, so dicht kamen die gelaufen. Die wurden niedermäht. Und 'ne Stunde später kamen neue. Die stiegen über die Leichenberge weg! Nur Massen! Massen, Massen! Da kamen, die letzten kamen manchmal ohne Jewehre, die haben die Jewehre von den Gefallenen aufgelesen. Also das war... Es ist schon ein komisches Gefühl, wenn man dann so sieht, wie tausende, hunderte, es ist schwer zu schätzen, plötzlich aus so 'ner Schneise dann rauskommen.“

<sup>2220</sup> DRZW 8 (Beitrag Wegner: Aporie), S. 256, 268.

<sup>2221</sup> Ebd.; zu den Zwangsevakuierungen in der Ukraine: Nolzen: „Verbrannte Erde“, S. 169.

<sup>2222</sup> Vgl. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen), S. 339

<sup>2223</sup> Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, S. 315.

<sup>2224</sup> Hoffmann: Angriffsvorbereitungen, S. 385f.

Ähnlich beschrieb dies ein deutscher Unteroffizier in einem Brief vom 15. März 1942:

„Wir haben hier in der vergangenen Woche einen Großangriff abwehren müssen, der mit riesigen russischen Truppen durchgeführt wurde, unterstützt von Panzern und Fliegern. Es war ein Ringen bis zur Messerspitze, immer neue Regimenter setzte der Russe ein, Welle auf Welle. Der erste Tag war der schlimmste, es ging von morgens 4 bis 14 Uhr ununterbrochen. Während dieser Zeit haben wir ungefähr 35 Tonnen Eisen herüber geschickt, und grausam war die Wirkung. Immer wieder rannten sie gegen unsere Stellungen, aber vergebens. Als dann deutsche Panzer und Stukas kamen, war die Lage entschieden.“<sup>2225</sup>

Den deutschen Soldaten erschien es unverständlich, weshalb die sowjetischen Kommandeure einen gescheiterten Angriff „trotzdem mit unglaublicher Hartnäckigkeit fortsetzten und wiederholten.“<sup>2226</sup> Dies wird anhand der beiden vorgenannten Aussagen sehr deutlich.

Der Befragte Schlotmann erinnerte sich auch daran, dass die Russen „Wodka dabei“ hatten und während des Angriffs „Hurray, Hurray, Hurray“ riefen. Ein anderer erklärte:

„Die Russen haben erstmal alles mobilisiert, was zu mobilisieren war. Dann haben die, aus ihrer großen Weite haben die immer nur Menschen zusammengetrommelt; die zum Teil sinnlos geopfert wurden. Die bekamen irgendwas Schießbares in die Hand, und dann bekamen die noch 'ne Buddel Wodka mit, und dann sind die marschiert. Die kamen in Wellen, zu Tausenden.“<sup>2227</sup>

An anderer Stelle hatte der Befragte Müller die Angriffstaktik der Roten Armee bereits als „saublöd“ abgestempelt. Der damalige Reserveoffiziersanwärter Asmussen beurteilte dies ähnlich: „Die griffen ja, es lässt sich nichts anders sagen, wie die Idioten an.“<sup>2228</sup>

Der Informant Esser schrieb in einem Brief am 4.3.1943 von den Kämpfen um Char'kov:

„Dann kamen einige Tage, an denen wir uns mit allen Kräften durch Gegenstöße der Unmasse der Russen erwehren mussten. Wir hatten ja auch Ausfälle, und der Russe kommt mit ungeheuren Menschenmengen. Alle Bauern aus den umliegenden Dörfern bekamen einfach eine Flinte in die Hand gedrückt und mussten mitlaufen. Und wenn es keine Soldaten sind, die Hauptsache ist, sie sind da und täuschen ungeheure Truppenmengen [vor]. Es hat noch nicht einmal jeder Russe ein Gewehr.“<sup>2229</sup>

Festzustellen bleibt, dass die Rotarmisten den Kampf noch unter Bedingungen fortsetzten, „bei denen Soldaten anderer Nationen vielleicht Boden aufgegeben hätten; dementsprechend hoch waren ihre Verluste.“<sup>2230</sup> Viele Angehörige der Sowjetarmee, die gegen die deutsche Abwehr anliefen, besaßen noch nicht einmal eine Ausbildung.

<sup>2225</sup> Buchbender/Sterz (Hg.): Das andere Gesicht, S. 94; Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, S. 315.

<sup>2226</sup> DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen), S. 204.

<sup>2227</sup> Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, S. 315 (Karl Piotrowski); vgl. ders.: Gestohlene Jahre, S. 527. Cartier: Zweiter Weltkrieg, Bd. 2, S. 696f.

<sup>2228</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 231.

<sup>2229</sup> FpBf Essers, 4.3.1943, an seinen Vater (Abschrift PrArIW).

<sup>2230</sup> Harrison: „Barbarossa“, S. 451. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Kursker Bogen), S. 204.

Es kam sogar vor, dass Rotarmisten von ihren Truppenführern während eines Einsatzes erschossen wurden.<sup>2231</sup> Der Historiker Liddell Hart kam zu dem Schluss:

„Solche nutzlosen Angriffe sind ein Erzübel aller Armeen. ... Aber es war natürlich noch schlimmer in der Roten Armee wegen der speziellen Verhältnisse im Sowjetsystem, der alten russischen Traditionen und der riesigen russischen Menschenreserven.“<sup>2232</sup>

Die Schlachtrufe der sowjetischen Infanteristen blieben jedoch nicht ohne Wirkung auf die Verteidiger, wie ein deutscher General festhielt: „Ein russischer Infanterieangriff war schon ein Furcht erregendes Schauspiel! In langen grauen Reihen kamen sie herangestampft, wilde Schreie ausstoßend, so dass die Verteidiger schon Nerven aus Stahl haben mussten.“<sup>2233</sup>

Müller schildert nachfolgend den Ablauf eines russischen Angriffs, bei dem er eine Verwundung erlitt und erlebte, dass seine Kameraden ihm das Leben retteten:

„... Nein, also ich hab, gerade dieses Beispiel, wo ich so mit den Massen dran denke, da waren wenig Panzer, weil das in dem Gelände gar nicht so ging. Aber am 10. September, da wurde ich verwundet, war auf'm Rückmarsch, war das schon, und da kriegte ich mit meinem Zug und einer Granatwerfergruppe, die führte der Fahnenjunker von K., ein Kamerad von mir, der immer mit mir zusammen war. Da kriegten wir den Auftrag, eine Stellung, so eine übersichtliche Höhe zu halten, und morgens um sechs, sieben oder wann, ich weiß es nicht mehr, dann uns abzusetzen und zurückkommen. Da sollte hinter [der?] Bereka eine Stellung bezogen werden. Wir waren also praktisch die Nachhut. Und wir wollten gerade abbauen, die Pferde standen im Hinterhang, die Fahrzeuge und alles, plötzlich kommen da die Iwans anmarschiert. Jede Menge Russen! Da sagt der von K.: ‚Mensch, die machen wir fertig, na klar. Rankommen lassen auf vier-, fünfhundert Meter,‘ und dann mit ’n paar MGs da reingefetzt, Granatwerfer rein, und das... die Pferde gingen drüben durch bei den Russen, ein Durcheinander und weg waren se. Na, ein Glück. Wir haben jeohlt vor Freude, vor Begeisterung. Na nun weg. ‚Da kommen ja schon wieder welche,‘ also noch mal das gleiche. Wieder an der gleichen Stelle, genau so saublöd liefen die ins offene Messer. Wieder abgewehrt. Und nun waren wir ja die großen Helden. Und denn kamen sie aber nachher so im Maisfeld an, und da hab ich meine Verwundung gekriegt. Und ich wäre sicherlich liegen geblieben, wenn der von K. mich nicht jeschnappt hätte, auf die Schulter genommen, und dann kam mein Melder U. Denn haben die mich beide weggetragen, auf Fahrzeuge geschmissen, dann im Galopp ab. Ich habe dem praktisch, habe gesagt: ‚Lasst mich liegen.‘ Es war ein Scheibenschießen nach uns. Nüsch jetroffen. Ich sage: ‚Haut Ihr ab, bringt Ihr Euch in Sicherheit!‘ ‚Nein!‘ Und dann hatten die nachher ’n Karabiner breit jenommen, ich habe die Arme über die Schultern gelegt, habe auf dem Karabiner gesessen, und dann sind die mit mir hinten auf den Wagen und dann im Galopp ab. Und jetzt kamen wir nach 15, 20 Kilometern zum Stab und ich meldete nun im Liegen so, was ich ... Und da kriegt’ ich nich ein Lob, da kriegt’ ich einen Anpffiff, der sich gewaschen hatte von meinem Kommandeur, Major Sch. ... Weil ich unnütz mich in Gefahr begeben hatte und nicht den Befehl, den ich hatte, ausgeführt habe. Er hatte Recht. Aber wir waren doch d i e Männer, nicht?! Natürlich, wenn er sagt: ‚Das Absetzen des Bataillons sichern (oder der Abteilung),‘ und dann bis zu einer bestimmten Zeit, und dann ist hinten alles fertig, und dann weg! Wir waren doch

<sup>2231</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 123: „Ein russischer Angriff. Sie kamen zu Hunderten über das freie Feld und gerieten in flankierendes MG-Feuer. Ein Offizier, hoch zu Roß, mitten unter ihnen, erschoss vom Pferd aus einen seiner Soldaten mit der Pistole.“

<sup>2232</sup> Hart: Geschichte des Zweiten Weltkrieges, Bd. 2, S. 609.

<sup>2233</sup> von Mellenthin: Panzerschlachten, S. 181.

mit diesen 30, 40 Mann, die wir waren, gegen tausende unterlegen. ... Irgendwie ist mal Schluss. Das geht 'ne gewisse Zeit, aber die Massen dann, die Massen erdrücken das. Da nützt der beste Panzer nichts, wenn sie von allen Seiten kommen. Sie können immer nur einen nach'm ander'n bekämpfen.“

Ohne wirklich in Bedrängnis gewesen zu sein, und unter Missachtung des Rückzugsbefehls seines Kommandeurs, hatte Müller mit seinem Kameraden und der Unterstützung einer Abteilung Granatwerfer, das MG-Feuer auf die herankommenden Rotarmisten eröffnet. Dieser aus heutiger Sicht unnötige Überraschungsangriff, der auch das bereits Angesprochene unterstreicht, wonach die sowjetischen Einheiten trotz ihrer grauenvollen Verluste, häufig immer wieder in neuen Wellen an derselben Stelle angriffen, löste auf deutscher Seite zwar Unverständnis,<sup>2234</sup> aber auch ein unbändiges Triumphgefühl aus, wie Müller beschrieb: „Wir haben jejholt vor Freude, vor Begeisterung,“ „und nun waren wir ja die großen Helden, ... d i e Männer!“ Ähnlich hatte es auch Gottschalk zu Beginn dieses Kapitels ausgedrückt, nachdem seine Einheit „erfolgreich“ angegriffen hatte: „Nun, da war'n wa natürlich wieder dicke da, die Infanteristen.“<sup>2235</sup> Müllers Erlebnis macht jedoch auch deutlich, dass die Deutschen nach mehreren Wellen sowjetischer Angriffe, dieser Masse schließlich weichen mussten. Die russische Taktik war sehr verlustreich, blieb aber am Ende nicht ohne Erfolg.<sup>2236</sup> Die Deutschen mussten sich rasch zurückziehen, Müller erlitt dabei sogar eine Verwundung und entkam nur mithilfe einiger mutiger Kameraden, die ihn trugen und so retteten. Am Ende wurde der Informant nicht wegen Tapferkeit gelobt, wie er erhoffte, sondern musste Vorhaltungen seines Vorgesetzten über sich ergehen lassen, da er das gesamte Bataillon durch seine zu späte Absetzung in Gefahr gebracht hatte. Deutlich wird, dass Müllers Einheit zunächst den Befehl ausführte, Personal und Material in eine sichere Stellung nach hinten zu bringen und von dort aus erneut anzugreifen. Müller ergriff jedoch die sich ihm plötzlich bietende Gelegenheit, den sich nähernden sowjetischen Gegner in einem Überraschungsschlag auszuschalten. Dabei

<sup>2234</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 153 - 155: „Wir haben ... vorgeführt bekommen, zu welcher Selbstaufopferung, wenn auch zu einer sinnlosen, man auf der anderen Seite fähig war, und wussten genau: sie würden wiederkommen – spätestens in der Nacht. ... Gegen Mitternacht kamen bei uns die Russen wieder. ... Im Morgengrauen kamen sie wieder. Sie hatten nichts dazugelernt. Alles wie gehabt, kein Umgehungsversuch, kein Ablenkungsmanöver, nur eine ziemlich starke Artillerievorbereitung, die wieder über uns hinwegging. ... Vor unserer Stellung die ganze Straße entlang nur Tote über Tote.“

<sup>2235</sup> Diese Stimmung war wohl zunächst, auch zu Beginn des Polenfeldzuges, innerhalb der Wehrmachtseinheiten weit verbreitet, vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 38f., berichtet aus den Septembertagen 1939: „Wir kamen uns ungeheuer wichtig vor, ein bisschen schon wie Helden auf Vorschuss, und waren neugierig auf das Kommende. ... Runde 20.000 Mann waren wir stark, und so fühlten wir uns auch.“ Von seiner Stimmung während seines ersten Heimaturlaubs nach einigen Monaten deutscher Besatzungszeit in Frankreich im Jahre 1940, vgl. Fischer, ebd., S. 83f.: „Heute meine ich, dass wir vor lauter Kraft nicht laufen konnten. So musste sich eine heimkehrende Olympia-Equipe fühlen, die nur Goldmedaillen nach Hause bringt.“

<sup>2236</sup> Messenger: Blitzkrieg, 277.

handelte er aus einem momentanen Überlegenheitsgefühl heraus, das die gegnerischen „Massen [bald] erdrück[t]en“, wie er hoffte. Ein Wort des Bedauerns für die von ihm mit MG-Garben niedergeschossenen und in großer Zahl getöteten Rotarmisten findet sich bei ihm, auch aus heutiger Perspektive, nicht. Schröter berichtet in seinen Erinnerungen „Held oder Mörder“, von einem ähnlich leichtsinnigen Unternehmen, bei der er ebenfalls eine Verwundung davontrug:

„War ich ein tapferer Soldat? Meine Antwort: Manches, was wie Tapferkeit aussah (und entsprechend einen Orden eintrug), war mehr oder weniger Leichtsinns. So etwa das Spähtruppenunternehmen in Tours a. d. Loire im Juni 1940, das mich fast das Leben gekostet hätte und mir ‚nur‘ eine Verwundung brachte. Wäre ich dabei umgekommen, hätte wohl jeder erfahrene Soldat gesagt: ‚Wie konnte er nur...‘ Also, was als Tapferkeit erkennbar wird, benötigt, um als solches definiert zu werden, eine gehörige Portion Glück.“<sup>2237</sup>

Einige Interviewpartner erwähnten ihre Auszeichnungen im Gespräch mit Stolz. Allein die unkritische Aufzählung der Orden, manchmal auch das Vorzeigen dieser Dekorationen, lassen darauf schließen, dass die Betroffenen auch nach dem Krieg noch den Eindruck hatten, etwas vermeintlich Verdienstvolles „geleistet“ zu haben. So erwähnte Ludwig seine Goldene Nahkampfspange, die ebenso wie das Ritterkreuz, eine nicht sehr häufig vergebene Auszeichnung war. Thomsen zählte seine Orden im Landserjargon auf und meinte: „Ich hatte Brustschmerzen und Halsschmerzen. ... Eiserne Kreuz und Ritterkreuz, die nannten wir ‚Brustschmerzen‘ und ‚Halsschmerzen‘.“ Während das Eiserne Kreuz, wie viele andere Auszeichnungen auch, in Brusthöhe angeheftet wurde, trugen Ritterkreuzträger ihren Orden in Kragenhöhe. Manche, wie z. B. Koschorrek, sahen die oft nach harten Kämpfen und Verlusten vergebenen Ehrenzeichen kritischer, wie er am 17.12.1943 in seinem Tagebuch notierte:

„Heute ist für einige von uns ein besonderer Tag. Weil wir immer schön unseren Kopf hingehalten haben und uns noch zu den Lebenden zählen dürfen, hat man uns mit dem EK II und der bronzenen Nahkampfspange dekoriert. ... Ich kann nicht leugnen, dass ich ein klein wenig stolz bin. Aber weniger über das EK II als darüber, dass ich jetzt auch äußerlich sichtbar zu der Gruppe der so genannten Frontschweine gehöre. Mit den Orden ist das so eine eigene Sache. Zuerst werden natürlich die Vorgesetzten dekoriert. Klar, wo käme man auch hin, wenn beispielsweise ein Landser das EK I bekommen würde und sein Zugführer noch nicht? Wo bliebe da der Respekt. ... Einer für alle, heißt es da, und der ‚Eine‘ ist immer der Chef und der Vorgesetzte. Wenn sie schon bedient sind, fällt auch für die anderen etwas ab. Wenn zum Beispiel mal ein gewöhnlicher Landser für das EK I vorgeschlagen wird, muss er seinen Kopf schon ganz schön dafür hingehalten haben.“<sup>2238</sup>

Fischer erklärte in seinen Erinnerungen, dass die Orden meist im Rahmen einer feierlichen Verleihung während des Morgenappells überreicht wurden. Er berichtete weiter, dass er zunächst „stolz wie ein Spanier“ gewesen sei, als er das EK I bekam, das selbst sein Chef noch nicht hatte, meinte aber: „Meine Einstellung zu diesem

<sup>2237</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 41.

<sup>2238</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 265f.

Stück Metall sollte sich später sehr ändern, aber das konnte ich mir jetzt auch beim besten Willen nicht vorstellen...“<sup>2239</sup> Auch Koschorrek merkte dazu kritisch an:

„Obwohl ich im Laufe der nächsten Monate mit noch höheren Orden dekoriert wurde, messe ich den militärischen Auszeichnungen keine allzu hohe Bedeutung bei. Denn sie waren immer auch vom Glück abhängig, und man würde die vielen tapferen Frontsoldaten ohne sichtbaren Brustschmuck – vor allem auch unsere toten Kameraden – herabsetzen, glaubte man nur den Auszeichnungen. Wie oft habe ich ... tapfere Soldaten erlebt, die mehrfach hohe Auszeichnungen verdient hätten, sie aber niemals erhielten, weil in den harten Kämpfen ihre Vorgesetzten ausgefallen waren, und wegen des ständigen Führungswechsels niemand ihre Tapferkeit bescheinigen konnte, oder vielleicht auch nicht wollte, um nämlich selbst die Lorbeeren einzuheimsen. Das war das Los der einfachen Landser, die letztlich immer von der Beurteilung ihrer Vorgesetzten abhängig waren.“<sup>2240</sup>

Besonders im Osten, wo deutsche Soldaten häufig das Gefühl hatten, einem furchterregenden und erbarmungslosen Gegner gegenüberzustehen, stellte sich die Frage nach „Angst im Krieg“: vor und während der Angriffe, Angst vor Gefangenschaft, vor Quälereien und vor dem Gegner an sich. Der Befragte Rothe erzählte von seiner Ankunft in der Ukraine, im Winter 1943, nachdem er eine ruhige Zeit als Sanitäter in einem Lazarett in Frankreich verbracht hatte:

„Ach, wir sind von Nikopol gekommen, wo wir den Hauptverbandsplatz..., da wo wir da weg mussten, da sind wir bis zum Stiefelrand im Modder jegangen, im Dreck. Wissen Sie, der russische Boden is so: wenn's trocken is und die Autos fahren rüber, is es wie 'ne Asphaltstraße. Und wenn's regnet, wenn's nass is, denn gehen Sie bis zu den Knien fast in dem schwarzen Dings. Und wir mussten... Nikopol wurde geräumt, über Nacht praktisch, und da mussten wir los. Die Flieger in der Luft, die haben uns beschossen. Sie haben jestanden, kein... Dann und wann mal 'n Baum. Und Sie haben jesehen, die Leuchtspur kam von oben runter. Sie konnten sich nicht hinlegen. Sie haben ja im Dreck gestanden. Sie haben bloß jeguckt, wo die hinjeht, ob Sie jetroffen werden oder nicht.“

Auf die Frage, ob er Angst vor Luftangriffen oder Angriffen im Allgemeinen gehabt habe, antwortete Rothe: „Ach, Angst hat man nicht! Die Angst kommt hinterher, wenn's vorbei is.“<sup>2241</sup> So erlebte dies auch Nikolaus Ratjens, wenn er am Flakgeschütz den anfliegenden Gegner bekämpfen sollte und bekannte, es sei einfacher, sich wehren zu können, als etwa im Luftschutzbunker hilflos und voller Todesangst abwarten zu müssen, ob man getroffen wird oder nicht.<sup>2242</sup> Die Aufregung, so Ratjens, gehe unter in der

<sup>2239</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 121.

<sup>2240</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 266.

<sup>2241</sup> Dazu auch Großmann: Granatsplitter, S. 109, kurz vor seiner Gefangennahme in einem Keller in den Niederlanden, in den die Amerikaner Handgranaten warfen: „Zum Denken war keine Zeit, zum Beten wäre es auch zu spät gewesen! Was einsetzte, war ein seelischer Mechanismus ohne Angstgefühle, der Instinkt eines Tieres, das in die Enge getrieben wird ...“ sowie Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 42: „Wenn die Gefahr ganz nah ist, wird man manchmal unglaublich ruhig. Die Angst schaltet ab, alles schaltet ab, und man sieht und empfindet den Kampf wie ein Außenstehender.“

<sup>2242</sup> Ähnlich erging es den deutschen Soldaten in der Normandie, als sie sich angesichts der schweren Luftangriffe und Schiffsgrenaten von See her ständig verborgen halten mussten und sich, aufgrund eigenen Munitionsmangels, aber auch der Gefahr, die Stellung zu verraten und dann erst recht mit schweren Kalibern eingedeckt zu werden, nicht wehren konnten. Vgl. Abschn. 3., 3.1 und 3.2 (Jabos).

Aktivität: „Du musst, du bist gefordert. Erst nach dem Angriff, wenn du wieder zur Besinnung kommst, kehrt die Angst zurück und mit ihr zugleich auch eine Erleichterung.“<sup>2243</sup>

Bruno Fichte berichtete zwar, dass er in dem Moment, in dem er dem Gegner Auge in Auge gegenüberstand, ruhig war, ergänzte jedoch, dass er als Hauptmann und Kompaniechef Angst hatte, wenn für den nächsten Tag ein Angriff befohlen worden war:

„Das Gefühl lässt sich nicht beschreiben, wenn du weißt, am Morgen um sechs Uhr sollst du angreifen. Vor dir ist ein Wald, und die Aufklärung hat dir gesagt, wo wahrscheinlich die Russen in Panzerabwehrnestern auf dich lauern. Und immer glaubte ich, diesmal kommst du nicht zurück. Nun gehst du mit dieser furchtbaren Angst auf die Panzer zu, um einzusteigen, und du weißt, die Männer stieren dich alle an: Was denkt der Alte, ist er optimistisch oder nicht? Da musst du ein Gesicht aufsetzen, das den Leuten hilft, dass sie es überhaupt noch einmal schaffen, loszufahren. Das kehrte immer wieder, über Monate und schließlich über Jahre. Vier Jahre allein in Russland. Mein Regiment hatte eine Gefechtsstärke von 1000 Mann. 1943 hatten wir schon 3600 Tote und ungefähr 15 000 Verwundete. Dreimal war das Regiment allein in dieser Zeit ums Leben gekommen. Da konnten wir uns ausrechnen, wie groß unsere Überlebenschance war. Ich habe nie geglaubt, dass ich durchkomme, aber wir haben nie über den Tod gesprochen. Du hättest nicht weitergekonnt.“<sup>2244</sup>

Nikolaus Ratjens erzählte von sich als 16jährigem Flakschützen, er habe bei englischen und amerikanischen Luftangriffen Angst gehabt, „und glaubte den älteren, teilweise gestandenen, fronterfahrenen Soldaten nicht, die so taten, als hätten sie keine Angst.“<sup>2245</sup> Anhand des Berichtes von Bruno Fichte wurde deutlich, dass auch die Einheitsführer in manchen Situationen Furcht beschlich. Sie mussten jedoch versuchen, sich solche Gefühle nicht anmerken zu lassen, um die eigenen Leute nicht noch mehr zu beunruhigen.

Auf die Frage, ob er Angst davor gehabt habe, halb ausgebildet wie er war, am Krieg teilzunehmen, antwortete Herr Esser: „Nein, nein, nee. Das war'n ja Millionen andere, denen es genauso ging wie mir, also was sollt' es?! Ja. Nein, also, das ... da hat man auch gar nich dran gedacht.“

Etwas anders erging es denen, die bereits den Winter 1941/42 an der Ostfront mitgemacht hatten. Golder, der 1942 mit seiner Einheit zur Auffrischung in die Heimat kam, wurde nach einer Neueinkleidung wieder in die Sowjetunion geschickt. Auf die Frage, wie seine Reaktion auf die Nachricht eines erneuten Einsatzes im Osten war, meinte der Befragte:

„Na, begeistert waren wir da net, aber, ich mein', man hat auch 'a g'wissenes Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Kameraden gehabt. Insofern, wir waren froh, dass wir zum gleichen Haufen gekommen sind.“

Häufig waren die Soldaten, wie beispielsweise Golder, auf regionaler Basis eingezo-

<sup>2243</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 295.

<sup>2244</sup> Fichte, in: ebd., S. 46.

<sup>2245</sup> Ratjens, in: ebd., S. 299f.

gen worden und dienten in Truppenteilen, die nach geographischen Gesichtspunkten zusammengestellt wurden. Die Wehrmachtsangehörigen konnten also erwarten,

„dass sie während ihrer gesamten Dienstzeit bei derselben Kompanie, demselben Bataillon oder Regiment und derselben Division bleiben und selbst nach Verwundung oder Erkrankung wieder dorthin zurückkehren würden.“<sup>2246</sup>

Dieses Vorgehen ermöglichte kameradschaftliche Bindungen zwischen den Angehörigen einer Einheit, und zwar unabhängig von der mehr abstrakten Loyalität gegenüber Staat und Nation (s. Abschn. 7.).

Verschiedenen Umständen verdankte der Angehörige der LSSAH, Esser, dass er während des gesamten Krieges insgesamt nur vier Wochen als Frontsoldat im Einsatz gewesen ist:

„Ja, und denn ging's also nach Russland. (Sprechpause) Und da hab ich dann... (Sprechpause) Jetzt lachen Sie mich nicht aus: ich habe also... Eigentlich war'n die vier Wochen, die ich da im Einsatz war, also bis zum Tod meines Panzerkommandanten, war'n so mit die einzigen Zeiten im ganzen Krieg, dass es sowas überhaupt gegeben hat, is heutzutage fast unverständlich, wo ich nun also wirklich, außer den drei Monaten in Ungarn dann, dem Tode ausgesetzt war, ich will mal so sagen. Denn später war ich also nur auf Lehrgängen und sonst was, oder im Lazarett. Als ich das zweite Mal nach Russland ging, im Jahr '43 im Oktober, November, oder war's schon Dezember? Nee, November war's wohl, da erkrankt' ich unterwegs an Gelbsucht. Denn hat mich der Regimentsarzt also gleich ins Lazarett eingewiesen. Und ich wollte ja wieder zur Truppe zurück, aber da war ein Oberarzt, der mich denn (lacht) nach Hause geschickt hat, und das [war] mein Glück, denn die Einheit, das Panzerregiment ‚Reich‘ is nachher in sehr, sehr schwere Kämpfe gekommen und das hätt' ich also bestimmt nicht überlebt.“

Deutlich wird anhand Essers Aussage, dass er nicht unbedingt erfreut darüber war, nur so kurze Zeit bei einem Fronteinsatz dabei gewesen zu sein. Sein Bedauern mag aber weniger mit dem Soldateneinsatz an sich zu tun gehabt haben, sondern mit der Kameradschaft und dem Zusammengehörigkeitsgefühl, die bei der Waffen-SS einen besonderen Stellenwert hatten. Andererseits ist er sich sicher, den Krieg nur überlebt zu haben, weil er die überwiegende Zeit des Krieges auf Lehrgängen, in Lazaretten und an weniger (lebens-)gefährlichen Schauplätzen, wie Ungarn 1944, verbracht hat. Trotz des kurzen Einsatzes erwarb der Informant Kriegsauszeichnungen:

„Ja, das [Panzerkampfabzeichen in Silber], das hab ich da [am 1. April '43] bekommen, weil wir ja in den vier Wochen da mehr als dreimal (lacht) gegen panzerbrechende Waffen gefahr'n sind. Das war also gar keine Frage! Wir war'n ja fast jeden oder wir war'n normalerweise jeden Tag im Einsatz, und dass auf der ander'n Seite nur Infanteristen lagen, das kam also kaum vor. Ja. Also, Panzer gegen Panzer ham wir komischerweise, hab ich komischerweise nur einmal erlebt, dass wir russische Panzer geseh'n haben, die wir auch beschossen haben. Aber sonst wars im Allgemeinen immer gegen Bodentruppen, und da wars vor allen Dingen eben die russische Pak, die uns sehr zugesetzt hat. ... Ich war Richtschütze. Da saß der Funker, da der Fahrer, hier der Richtschütze, da der Ladeschütze, da saß der Kommandant, fünf [waren wir].“

<sup>2246</sup> Bartov: „Von unten“ betrachtet, S. 329.

Im Interview erwähnte Esser auch, dass er einmal die Befehlsverweigerung eines hohen Offiziers, des kommandierenden Generals des II. SS-Pz.korps, General Hausser, erlebte, der seinen Einheiten befahl, die Stadt Char'kov zu räumen, obwohl der „Führer“ ihm dies nicht gestattet hatte:

„[Nach der Verlegung von Char'kov in die Ukraine], da ging's dann also ganz schön rund. Das war ja die letzte gewonnene Schlacht Hitlers, das heißt, nicht Hitlers, sondern überhaupt der deutschen Wehrmacht oder eine der letzten gewonnenen Schlachten, woll'n mal so ausdrücken. Und im Grunde genommen hab ich mein Leben dem Korpskommandeur zu verdanken, dem SS-Obergruppenführer Hausser. Er hatte ja den strikten Befehl, die Stadt Char'kov zu verteidigen, als sie schon von allen Seiten, beinah' von allen Seiten eingeschlossen war. Und er hat dann – entgegen dem Befehl – den Befehl zur Räumung gegeben, denn wenn wir da drin geblieben wär'n, ich gehörte ja mit dazu, die ‚Leibstandarte‘ war da also mit eingeschlossen, da wär'n wir nicht mehr raus gekommen. Das wär' also ein zweites Stalingrad geworden - das war *nach* Stalingrad - also ein zweites Stalingrad geworden und vielleicht, idiotisch, dass man so was sagt, vielleicht wäre der Krieg dann früher aus gewesen, wenn Stalin, das war ja Stalins Absicht, eben die Südfront des deutschen Heeres zu zerschlagen, indem er etwa bei Char'kov durchstieß, dann bis zur Krim, und alle Truppen, die dadrin war'n, dann eingesammelt hätte. ... Aber als diese Divisionen, die also Char'kov an sich verteidigen sollten, ‚Leibstandarte‘, ‚Reich‘ und ‚Großdeutschland‘ rauswar'n, da hatte der gute Hausser wieder genug Kräfte in der Hand, um – Manstein auch – um einen Gegenschlag zu führ'n, und das haben die Russen nicht mehr ausgehalten. Das ham wir ja auch damals gar nich mitgekriegt. Das hab ich erst später dann gelesen. ... Wir einfachen Soldaten, wir haben davon ja nichts gemerkt. Wir sind also dahin gefahr'n, wo es hieß: Jetzt wird also hier, von Merefa aus, ein Angriff gefahr'n oder sonst was, aber was sich so im Großen tat, das ham wir gar nich mitgekriegt. ... [Wir hatten] eben nich [das Gefühl, in einem Kessel zu sein]. Wir wussten nur: da sind die Russen, und da sind die Deutschen. Und da müssen wir jetzt hin. Und es kommt noch dazu, dass man als Panzermann ja auch 'n ganz anderes Gefühl hat als 'n Infanterist. Ein Infanterist steht ja dem Feind direkt gegenüber. Der Panzermann, der sitzt in seinem Panzer und hat hier, neben sich, seinen Kommandanten sitzen, und dann geht's los, nich. ‚Panzer Marsch‘ und, Gott, man hat eben Funkverbindung zu den ander'n Panzern und zu den ander'n Kompanien. Deswegen saß ja da vorne der Funker, aber von dem... das Weiße im Auge des Gegners seh'n, das hat man ja beim Panzermann nich. Deswegen gabs die Panzerkampfabzeichen... das Infanteriesturmabzeichen kriegte man für dreimal Sturmangriffe, bei denen man also das ‚Weiße im Auge des Feindes‘ sah, und die Panzerleute kriegten dann ihr Panzerkampfabzeichen in Silber, wenn sie dreimal gegen panzerbrechende Waffen gefahr'n sind - gegen ‚Pak‘ [oder] gegen andere Panzer.“

Die von der deutschen 6. Armee am 24.10.1941 eroberte zweitgrößte Stadt der Ukraine, Char'kov, konnte während der sowjetischen Winter- und Frühjahrsoffensiven 1941/42 von der 6. Armee und zwei deutschen Panzerarmeen verteidigt werden. Dabei gerieten 240.000 Kriegsgefangene in deutsche Hände. Nach der Katastrophe von Stalingrad zeichnete sich im Frühjahr 1943 bei Char'kov ein weiteres Desaster für die Wehrmacht ab. Die Rote Armee stieß über den Don und über den Donez vor und warf die Heeresgruppe Don zurück. Daraufhin ließ General Hausser die Stadt am 16.2. befehlswidrig räumen, um seine Truppen zu retten.<sup>2247</sup> Die bewegliche Kampfführung

<sup>2247</sup> Vgl. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen), S. 147.

Mansteins ermöglichte der 4. Pz.armee unter Hoth am 12.3., Charkov zunächst erneut einzunehmen. Die Stadt wurde dann, nach dem Scheitern des Unternehmens „Zitadelle“, im Rahmen einer sowjetischen Gegenoffensive, am 23.8.1943 endgültig befreit. Die siegreiche Offensive im Sommer 1943 hatte eindrucksvoll demonstriert, dass nun die sowjetischen Streitkräfte endgültig die Oberhand in einer jahrelangen Auseinandersetzung erlangt hatten.<sup>2248</sup> Auch Mühlig hatte bereits deutlich gemacht, dass Wehrmachtsangehörige, die zu Panzerdivisionen gehörten, sich in den oft ausgezeichneten deutschen Panzern noch relativ überlegen, zumindest jedoch gegnerischen Angriffen gewachsen fühlten (siehe u. a. Abschn. 3.). Aufgrund ihres den anderen Heeresteilen überlegenen Materials hatten die Panzerwaffen häufig dort noch Erfolge zu verzeichnen, wo die Infanterie schon nichts mehr ausrichten konnte (siehe 4.1, 4.8).

In der eher nüchternen Schilderung des Befragten werden die Umstände der Kämpfe weniger deutlich als in dessen Feldpostbriefen an seinen Vater. Darin offenbart sich, dass Essers Kompanie bei Angriffen regelrechte Verfolgungsjagden auf Rotarmisten durchführte. Am 4.3.1943 schrieb er an seinen Vater und berichtete von unmenschlichen Vorgehensweisen, die sich in einem ukrainischen Dorf abspielten:

„... Unser Panzer fuhr 20 m an der rechten Häuserreihe entlang. Hier sah ich zum ersten Mal das Weiße im Auge des Gegners. Auf kürzeste Entfernung schoss ich Infanteristen und 1 Panzerbüchse samt Bedienung zusammen. Dann musste die Front etwas zurück verlegt werden. ... Aus einer Ausgangsstellung heraus fuhren wir Angriffe gegen den Russen, bei denen wir jedes Mal eine Anzahl Pak und Schlitten vernichteten und bei denen jedes Mal gerade unser Panzer durch schneidiges Vorgehen die Entscheidung für uns herbeizwang. Diese Angriffe brachten O.M. das Eichenlaub, S.W. das Dt. Kreuz in Gold und Ritterkreuz. ... Hei, wie wir da die Russen gejagt haben. Auf 100, 50, ja 20 m habe ich mit KWK und MG dazwischen gehalten, unzählige Russen haben wir mit dem Panzer totgefahren, ganze Kolonnen aufgerieben. Die Boleros<sup>2249</sup> zogen ihre Kleider aus, um bloß besser laufen zu können. Schlitten, Kanonen, Pak, - alles ließen sie stehen und liegen.“<sup>2250</sup>

In einem weiteren Feldpostbrief vom 5.3.1943 an seinen Vater macht Esser deutlich, mit welcher Grausamkeit seine Kompanie im Raum Char'kov gegen einen Zug in Deckung liegender Infanteristen sowie gegen eine sowjetische Kolonne vorging, die sich gerade auf dem Rückzug befand:

<sup>2248</sup> Das Unternehmen „Zitadelle“ gilt als „größte Schlacht der Geschichte“. Die deutschen Verteidiger waren hoffnungslos unterlegen. Ebd., S. 190 – 198.

<sup>2249</sup> Der Befragte Esser ist der einzige, der Soldaten der Roten Armee als „Boleros“ bezeichnete. Denkbar ist, dass es in seiner Truppe üblich war, Rotarmisten aufgrund ihres kurzen braunen Uniformjacketts so zu titulieren. Besonders die Kleidung der ebenfalls in der Roten Armee kämpfenden Kosaken bestand aus einer kurzen Jacke ähnlich der ursprünglich zur Tracht des spanischen Toreros gehörenden Bolerojacke. Möglich ist, dass manche Wehrmachts- oder Waffen-SS-Angehörige Rotarmisten in Anspielung auf die trachtenähnliche Uniformjacke der Kosaken „Bolero“ nannten. Sebastian Haffner erwähnt in einem bisher unveröffentlichten Manuskript, dass er und seine Kameraden im Oktober 1933 „graue Uniformen von einem blusigen Schnitt [erhielten], wie sie im Weltkrieg die Russen getragen hatten.“ Abdr. in: Die Zeit Nr. 21 (16. Mai 2002), S. 13 – 16, hier: S. 13. Möglicherweise stammt die Bezeichnung „Bolero“ daher.

<sup>2250</sup> Briefabschrift Essers an seinen Vater v. 4.3.1943 (PrArIW).

„... So will ich Dir einige Einzelerlebnisse berichten. So fuhren wir z. B. mal einen Angriff mitten in die Russen hinein. Da sieht O.R. auf einmal links von uns eine russische Schützenreihe von etwa 20 bis 30 Mann hinter einer Bodenwelle in Deckung liegen. Sofort befiehlt er: ‚Links um!‘ und dann drüber weg. Da haben wir auf einen Schlag innerhalb weniger Sekunden den einen ganzen Zug Infanterie vernichtet. Beim selben Angriff stießen wir längs einer Strasse vor, die gerade von einer russischen Kolonne benutzt wurde, die sich auf dem Rückzug befand. Die Russen ließen alles stehen und liegen, um schneller weg zu kommen und rannten rechts und links ins Gelände. Manche versuchten auch noch, auf die Schlitten zu springen, um so schneller zu entkommen. Ein paar Schuss MG zwischen die Pferde und schon stand der Karren. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch ein paar Flintenweiter und Kommissare umgelegt. Ich habe einer genau Gesicht und Brust zerschossen, so dass nur ein blutiger Klumpen übrig blieb. Was einen aber schon gar nicht mehr aufregt. Ich habe schon tote Russen mit den grässlichsten Wunden und Verstümmelungen gesehen, ohne dass es mich im leisesten gerührt hätte. Den Boleros werden wir schon zeigen, was es heißt, auf Waffen-SS zu stoßen.“<sup>2251</sup>

In einem Begleitbrief an die Verfasserin vom 27.07.2002 relativierte der Befragte diese Grausamkeiten und schrieb:

„Es gibt manche Stellen in meinen Briefen, die eigentlich eines Gesprächs bedürfen. Zum Beispiel haben die Stellen, an denen ich berichtete, dass wir mit unserem Panzer eine ganze Reihe russischer Soldaten niedergewalzt haben, und die, an der ich berichtete, dass ich ein russisches ‚Flintenweib‘ zusammen geschossen habe, in mir Gefühle geweckt, die schwer zu beschreiben sind. Ich war damals, im Februar 1943, gerade 18 Jahre alt geworden, meine ersten Einsätze habe ich noch als Siebzehnjähriger – außer dem Kommandanten der Älteste im Panzer – gefahren. Auch meine Ansichten über den russischen Soldaten halten einem heutigen Überdenken nicht mehr stand.“<sup>2252</sup>

Ein echtes Bedauern über das brutale Verhalten gegenüber sowjetischen Soldaten und Zivilisten ist aus diesen Erklärungsversuchen nicht zu erkennen. Auch deutet der Befragte allenfalls an, heute überhaupt Gefühle gegenüber dem damaligen Vorgehen zu entwickeln, die ihn seinerzeit nicht „im leisesten gerührt“ hätten. Es bleibt bei diesen vagen Bemerkungen, wonach die heutigen Emotionen „schwer zu beschreiben sind“ und der Informant „über den russischen Soldaten“ inzwischen anders denke. Auch in Zusammenhang mit anderen Vorkommnissen, bei denen die Interviewerin nachfragte, unterzog sich dieser Zeitzeuge nicht der Mühe, sich wirklich kritisch mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Ein echtes Unrechtsbewusstsein in Bezug auf das Leid, das sowjetischen Soldaten und Zivilisten auch durch sein Zutun zugefügt wurde, sucht man bei diesem Befragten vergebens.

Sowjetischen Dokumenten zufolge sollen Angehörige mehrerer SS-Einheiten im Februar/März 1943 an der Erschießung und Folterung von Zivilisten und Kriegsgefangenen beteiligt gewesen sein.<sup>2253</sup>

Stand ein sowjetischer Angriff bevor, so gab es eindeutige Vorzeichen, so Bernecker:

<sup>2251</sup> Briefabschrift Essers an seinen Vater v. 5.3.1943 (PrArIW).

<sup>2252</sup> Brief Essers an die Verfasserin v. 27.7.2002 (PrArIW)

<sup>2253</sup> Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 112f.

„Die lahmen Enten kreisten zu Dutzenden am Himmel, klärten auf, machten Blitzaufnahmen. Zwei Tage lang schoss sich die russische Ari ein. ... Auf der anderen Seite der HKL gab es ‚heiße Nächte‘, die Iwans hatten Wodka empfangen und grölten in die Nacht.“<sup>2254</sup>

Als besonders beängstigend beschreiben diejenigen Zeitzeugen, die an der Front russische Großangriffe erlebt haben, die Vorbereitung durch einleitendes Trommelfeuer des Gegners. Gottschalk schilderte sowjetisches Trommelfeuer und die Todesängste, die deutsche Soldaten dabei ausstanden:

„Ja. Also am Vorabend haben wir, das ist am Dorfrand, ... ein ukrainisches Dorf eingenommen, ja? Und sind bis an diesen Dorfrand, da hieß es generell: ‚Stopp, eingraben!‘ Da haben wa, Paulchen und ich, uns eingebuddelt, MG schussbereit hingestellt - fertig. War alles schön. Ander'n Tag, um Punkt 12, beginnt der Russe ein Trommelfeuer bis um drei, von 12.00 Uhr Mittag bis Mittag um drei. Können Sie sich so was denken? Abschuss, Einschlag, Abschuss, Einschlag - nur noch - irre! Dort sind auch viele von uns gefallen. ... Im Kirchturm unseres Dorfes war unser Artilleriebeobachter. Das ganze Ding ist hoch geflogen, da hat man nüscht mehr geseh'n. ... Nee, weil wir annahmen, jetzt is hier Schluss, jetzt is erstmal Pause, und dann kam überraschend ... dieses Trommelfeuer, mit der anderen weisen Voraussicht, wenn das Feuer zu Ende ist, greifen die Russen an. Is ja immer so: erst Feuer und dann kommt die Infanterie. So - und da lagen wir. Und wie gesagt, viele Verluste, nichts zu trinken. So wie der Ziehbrunnen sich bewegte, kam 'n Volltreffer hin. Da lagen unsere Soldaten ringsherum tot. Ja, wissen Se, was war? Vor unser'm Stellung hier, na vielleicht rüber bis zu dem Haus (zeigt), unten in einer kleinen Senke, lag der russische Beobachter, so dicht. Der hat jeden Mann von uns geseh'n. So, und wissen Sie, was das Schlimmste noch war? Wenn wir diesen Abend wären weiter vorgestoßen, da hätten wir die ganze russische Artillerie gefangen, die waren nur 'n Kilometer von uns entfernt. Das konnten wir ja nicht wissen. Und das haben die ausgenutzt. Die haben sich freigeschossen, ihre Artillerie, und dann sind sie getürmt. Wir haben gelauert auf 'n Gegenangriff, kam gar niemand. Russen, alles weg! Aber wir hatten die Toten. ... So, und in dieser Todesangst, drei Stunden, da haben wir beide gedacht: ‚So jetzt is Ende.‘ Können Sie glauben! (spricht mit belegter Stimme) Ja, aber ein [Trommelfeuer], das kann sich kein Mensch vorstellen, was da... Häuser flogen, die Bretter und Balken, alles flog durch die Luft. Wir haben nur im Loch gelegen und geguckt, so, ob man schießen kann, ob jemand kommt, aber es kam ja keener. Wir haben uns, also wie gesagt, Kopf nach unten und weg!“

Besonders schlimm ist Trommelfeuer für diejenigen, die dies zum ersten Mal erleben. In der Regel dauerte eine solche Angriffsvorbereitung mit Granaten zwei bis drei Stunden. Frontunerfahrenen Soldaten konnte es passieren, dass sie diesem schweren Granatfeuer psychisch nicht gewachsen waren.<sup>2255</sup> Der damalige Soldat Hellmann erklärte: „Ich gebe zu, ich hab die Nerven verloren. Das war ja das erste Trommelfeuer in meinem Leben – das ist nicht so einfach.“<sup>2256</sup> Besonders verheerend

<sup>2254</sup> Bernecker: *Generation*, S. 267. Die Beschreibung grölender Rotarmisten erinnert an den Vorabend des 22. Juni, als deutsche Soldaten nahe des Grenzflusses Bug ebenfalls vor dem Angriff eine inszenierte „Sonnenwendfeier“ vortäuschen sollten (siehe die Ausführungen zu Beginn dieses Abschnitts).

<sup>2255</sup> Aber auch Kommandeure bis hin zu Armeeeoberbefehlshabern gingen in einigen Situationen akuter Bedrohung die Nerven durch, wie Fedor von Bock angesichts der verzweifelten Situation meldete, in der sich einige Armeen im Winter 1941 im Bereich der Heeresgruppe Mitte befanden. DRZW 4 (Beitrag Klink: Sowjetunion), S. 611.

<sup>2256</sup> Hellmann: *Ich war bestimmt kein Held*, S. 184.

wirkte sich ein solcher Angriff auf diejenigen aus, die die Flucht ergriffen, statt in Deckung zu gehen, wie Hellmann es erlebte: „Dann sind die aber verloren wegen der Splitterung. So eine Granate verschwindet ja nicht im Boden, sondern sie splittert auseinander ...“<sup>2257</sup> Auch im Westen erlebten die Soldaten am 6.6.1944 ein solches, dreistündiges Trommelfeuer, das vor allem von den großkalibrigen amerikanischen Schiffsgeschützen herrührte. Besonders Lützen wünschte sich in dieser Phase des Krieges lieber an die Ostfront (s. Abschn. 3., 3.1), obwohl ihm schweres Trommelfeuer auch dort widerfahren konnte, wie Gottschalks Bericht verdeutlicht.

Der Befragte Müller erklärte, dass sich der Soldat im besten Fall erst langsam an das Artilleriefeuer gewöhnen und dies für den Ernstfall zunächst geübt werden musste. Bei einer berittenen Einheit waren auch die Pferde darauf vorzubereiten:

„Das erste Artilleriefeuer, das ist ein Erlebnis natürlich, das vergisst man nicht. ... Und nun war das ja so: Absitzen vom Pferd und das Pferd am Zügel halten. ... Die Pferde, die waren eigentlich ... nicht so verrückt wie die Menschen [bei Angriffen]. Man dachte: ‚Mein Gott noch mal!‘ Na, ja, und da passierte nüscht weiter, und das wars also. Aber das Ganze hat sich vielleicht innerhalb von ’ner Viertelstunde abgespielt. ... Aber nun hat ja jeder Soldat, das muss man dazusagen, in der Ausbildung macht er so genannte Gewöhnungssprengungen mit. Da wird Sprengmunition hingelegt, auf die Erde, und im Abstand von drei, vier Metern, legen sich alle auf die Erde, Stahlhelm auf, Kopf runter, dann wird so ’ne Sprengpatrone gezündet, und dann: brrr, schüttelt sich alles, Dreck fliegt rum, und dann noch mal verdoppelt die Menge und so. Gewöhnungssprengen nennt man das. ... Das wird auch in der Bundeswehr so gemacht. Das ist ein wichtiger Teil der Ausbildung. ... Dass man sich an den Knall gewöhnt. Und wenn man liegt, geht der ganze Segen im Allgemeinen oben drüber. ... Es gibt ja nun verschiedene Arten von Zündern. Beim Aufschlagzünder, was das meiste ist, dann geht das alles nach oben weg. Wer also nicht steht, überlebt normalerweise. ... Ja, dieses Springen und Hinlegen, das war wichtig.“

Trotz dieser Übungen wird anhand Müllers Aussage klar, dass sich das so genannte „Gewöhnungssprengen“ von einem sowjetischen, dreistündigen Trommelfeuer unterschied. Dauer und Intensität der Granateinschläge sowie das Bewusstsein um die eigene Hilflosigkeit verursachten Todesängste. Eine Flucht aus dem vergleichsweise sicheren Deckungsloch kam dem sicheren Tod gleich. Nur diejenigen, die nervlich einem solchen Druck nicht mehr standhielten, wählten einen solchen Weg.

Ein weiteres Problem stellten an allen Fronten die Scharfschützen dar. Im Westen waren sie nicht minder gefährlich als im Osten (siehe 4., 4.1). Darauf angesprochen erzählte Müller: „Ja, das war ganz schlimm“, und berichtete von einem Leutnant seiner Batterie und anderen Kameraden, die durch russische Scharfschützen ums Leben gekommen sind. Müller erklärte, dass seine Einheit daraufhin als Vorsichtsmaßnahme nur noch Spähtrupps einsetzte, um die nähere Umgebung des Nachts zu erkunden:

„Mit dem Dunkelwerden ging man nach vorn, um nicht überrascht zu werden. Und da war ja die Sicht weg. Und wenns hell wurde, musste man genau so wieder

<sup>2257</sup> Ebd., S. 184f.

zurück, sonst wär' man von den Scharfschützen – gegenüber war Wald – erledigt worden.“

Die deutschen Verluste sollten dadurch so gering wie möglich gehalten werden. Trotzdem versuchten die Wehrmachtseinheiten immer wieder, tagsüber sowjetische Scharfschützen ausfindig zu machen, so der Befragte Günter Schröder:

„Ich habe tagelang manchmal am Donez gesucht: Siehste denn nicht mal einen irgendwo im Baum hängen?! ... Nee, nichts. Das war nun eine Waldkulissee. Und die hängen da drin. ... Ja, und nichts zu sehen. Und plötzlich fiel irgendwo ein Schuss, und da hatte es wieder einen erwischt. ... Ja, eigentlich [hatten wir] in diesen Monaten fast nur die Ausfälle durch Scharfschützen. Und die waren meistens tödlich.“

Hans J. Schröder erwähnt in diesem Zusammenhang, dass „sich in der UdSSR ein besonderer, für beide Seiten verlustreicher Scharfschützenkrieg“<sup>2258</sup> entwickelt habe, wobei Scharfschützen von Wehrmattsangehörigen meist als „regulär“ vor der Front kämpfende Soldaten eingestuft wurden, und Partisanen als hinter der Front agierende Kämpfer galten.<sup>2259</sup> Jeder Einsatz – auch der „regulärer feindlicher Soldaten – hinter der eigenen Front“<sup>2260</sup> wurde jedoch von deutschen Soldaten als irregulär verurteilt. Die hinter der Front liegende Zone wurde seitens der Wehrmacht als „Ruhe- und Schutzraum“ erfahren, so dass „konkrete Bedrohung durch feindliche Soldaten an der Front“ im Krieg die Wirklichkeit war, „Verunsicherung durch Orientierungs- und damit Wehrlosigkeit“<sup>2261</sup>, ausgelöst durch Partisanen hinter der Front, jedoch nicht. So galten Scharfschützen der Roten Armee, „sobald sie hinter der deutschen Frontlinie agierten,“<sup>2262</sup> sofort als Partisanen.<sup>2263</sup> Ein Problem bestand jedoch darin, dass es „keine klare Frontlinie [gab]“, sobald sich die „Truppen kämpfend in Bewegung [befanden], was die Nervosität und den Hang zur Kriminalisierung der feindlichen Kämpfer erheblich erhöhte,“ und zur „kompromisslosen Reaktion auf Widerstand hinter der Front führte.“<sup>2264</sup>

Aufgrund des mit zunehmender Kriegsdauer immer eklatanter werdenden Personalmangels bei Wehrmacht und Waffen-SS, musste die oberste Führung nun die Reihen der entbehrlichen Einheiten nach einsatzfähigen Soldaten auskämmen. Besonders Luftwaffeneinheiten wiesen aufgrund der immer weniger werdenden Einsätze und der hohen Verluste an Flugzeugen einen hohen Überschuss an (Boden-)Personal auf, so

<sup>2258</sup> Schröder: Erfahrungen von Mannschaftssoldaten, S. 314.

<sup>2259</sup> Jasper: Zweierlei, S. 283.

<sup>2260</sup> Ebd.

<sup>2261</sup> Ebd., S. 284.

<sup>2262</sup> Ebd.

<sup>2263</sup> Vgl. ders.: Radikalisierung, S. 353, wo Jasper ausführt, dass sich auch im Westen in der Wahrnehmung deutscher Soldaten der Unterschied zwischen Widerstandskämpfern, Kommandotruppen und Fallschirmjägern hinter den von der Wehrmachtsführung festgelegten Gebieten „Front“ und „Hinterland“ verwischte. Im Hinterland agierende Scharfschützen wurden wie Partisanen behandelt, auch wenn sie reguläre Soldaten waren.

<sup>2264</sup> Ders.: Zweierlei, S. 284.

dass sie in ihrem eigentlichen Einsatzbereich inzwischen überflüssig geworden war. Dose - Angehöriger einer solchen Einheit - berichtete, dass er 1944 zur Waffen-SS zwangsversetzt wurde:

„Der Arzt, Dr. B., hatte mich gv-Heimat geschrieben, das heißt garnisonsverwendungsfähig Heimat. Und ... daraufhin hat man mich ... nach Trier-Euren geschickt, in das Ersatz-Bataillon 12. Und da wurden wir nachher noch mal untersucht. Aber wie! Brauchtest noch nicht mal 'n Hemdkragen aufzumachen. Und da wurd' ich denn ,kv mit orthopädischen Schuhen'. Und: ‚Alles, was über 1,75 war, kommt zur SS, und die anderen kommen zu den Fallschirmjägern!‘ ... Ich traf denn welche vom Fliegerregiment 63, 'n paar Unteroffiziere kamen an. Ich sage: ‚Mensch, wat machst du denn hier?‘ ‚Ja, ich war doch bei der Bordschützensausbildung gewesen, und da bin [ich] ... jetzt – Bombenflieger sind nicht mehr, und das haben sie alles ab...‘ [Da] war ja diese Umstellung: alles auf Jagdflugzeuge, keine Kampfflugzeuge mehr, und dann haben sie die alle dahin [geschickt]. Wir kamen denn also da [hin] – abgelöste Flugzeugführer, die die goldene Frontflugspange hatten, waren dabei, und die also aufgrund von Verwundungen nicht mehr fliegen durften. Und – ja, was sollste machen? Kannst doch nicht sagen: ‚Nee, ich will nicht!‘ Dann hätten sie dich doch an die Wand [gestellt], dann hieß es doch: ‚Wehrkraftzersetzung‘, ‚Meuterei‘. An die Wand – weg warste! ... Ich habe also keinen einzigen erlebt, der gesagt hat: ‚Nein ich will nicht, mach' ich nicht!‘ ... Es haben sich alle in ihr Schicksal ergeben. ... Dann ging's nach Polen. ... SS-Truppenübungsplatz Heidelager hieß das, das war bei Debza. Und, ja, da kamen wa an und hatten Unterkünfte, wurden gut verpflegt. Das war also an meinem Geburtstag, gerade Pfingstsonntag. ... Wir liefen da rum, und denn hieß es: ‚Morgen empfängt Ihr Eure SS-Uniform, und denn wurden denn erst mal die Dienstgradabzeichen angenäht. Das dauerte ja auch 'n paar Tage. Das wurde ja da in dem KZ gemacht. Und dann, als wir die dann hatten, dann hieß es: ‚Morgen gebt Ihr Eure Luftwaffenuniformen ab.‘ Nach dem Luftwaffenoldbuch. Denn hatten wir inzwischen das SS-Soldbuch, die SS-Erkennungsmarke und allen Kram. Denn dauerte es 'n paar Tage noch wieder, und denn kamen wir denn wieder in Transport, dann ging es ab nach Deutschland, nach Berlin.“

Zunächst war die Kernidee des SS-Ordensgedankens, dass der Soldat der Waffen-SS ein Freiwilliger war, der bestimmten SS-Rassekriterien entsprechen musste.<sup>2265</sup> Mit der sich für Deutschland verschlechternden Kriegslage 1943/44 sah sich Himmler jedoch gezwungen, von seinen Elitovorstellungen abzurücken. Es wurden nun sowohl nicht SS-taugliche Freiwillige akzeptiert als auch die Reihen der Waffen-SS mit Eingezogenen aufgefüllt, die nicht freiwillig kamen.<sup>2266</sup> Doses Aussage lässt durchblicken, dass, außer ihm, noch viele weitere Angehörige der Luftwaffe, die nicht mehr flugtauglich oder aus anderen Gründen ohne Verwendung waren, zum Auffüllen der Waffen-SS herangezogen wurden. Ein bekanntes Beispiel ist auch der Schriftsteller Günter Grass. Er erhielt einen Einberufungsbefehl zum Militärdienst und nach der Ausbildung einen Marschbefehl zu einem Truppenübungsplatz der Waffen-SS, in deren Reihen er offenbar ungefragt integriert wurde.<sup>2267</sup>

Dose bestätigte zwar, dass ein Auswahlkriterium immer noch die Körpergröße war,

<sup>2265</sup> Vgl. Ailsby: Waffen-SS, S. 15.

<sup>2266</sup> Wegner: Waffen-SS, S. 110, 273.

<sup>2267</sup> Grass: Beim Häuten der Zwiebel, S. 123, 126.

allerdings waren nun nur noch 1,75 m als Mindestgröße vorgeschrieben.<sup>2268</sup> Auch in anderer Hinsicht wurden die strengen Vorschriften gelockert. So nahm die Waffen-SS inzwischen auch deutschstämmige Ausländer („Volksdeutsche“) auf. Die schleichende Zwangsrekrutierung hatte bereits 1942 begonnen. Schon in dieser Phase des Krieges bildeten die Formationen der Waffen-SS mehr und mehr „Feuerwehreinheiten“,<sup>2269</sup> die von Brennpunkt zu Brennpunkt eilten und dort eingeschlossenen oder stark in Bedrängnis geratenen Wehrmachtdivisionen zu Hilfe kamen.

Zu dem etwas unverständlichen Transport der Soldaten zur Einkleidung von Trier nach Debza, eine Strecke von immerhin etwa 2.500 Kilometern, und dem Rücktransport von dort nach Berlin meinte Dose: „Wenn die uns nach Berlin geschickt hätten und die Uniform in Berlin ausgetauscht hätten, dann wär' das genauso schnell gegangen, schneller gegangen, billiger gewesen.“ Dem Befragten fiel insgesamt auf, dass „die Hälfte der Wehrmacht immer auf Reisen war,“ und ihm die Gründe dafür wenig plausibel erschienen.

#### *Zusammenfassung:*

Innerhalb der Zeitzeugengruppe gibt es einige, für die Soldatsein, Ausbildung, aber besonders der 22. Juni 1941, mit dem für sie häufig der Krieg begann und damit die härteste Erfahrung, die wohl ein Mensch erleben kann, einen gravierenden persönlichen Einschnitt darstellte. Zu dieser Gruppe gehören zweifellos Becker und Schmid, die bereits ein Universitätsstudium aufgenommen bzw. schon abgeschlossen hatten (Schmid) und sich beruflich ganz anders orientiert hatten. Sie folgten ihren eigenen Interessen und beruflichen Ambitionen. Soldatsein und an einem Krieg teilzunehmen gehörten nicht dazu und rissen sie, mehr als andere, die den Kriegsdienst von vornherein als Pflicht am Vaterland verstanden, aus ihrem Alltag heraus.

Andere wiederum (u. a. Kalbus, Golder, Esser und Meyer) nahmen es eher als gegeben und unvermeidlich hin, ihr Vaterland bei Krieg und Bedrohung als Soldat zu verteidigen. Damals gab es vielfach die Überzeugung, dass „die Menschheit Krieg als Schicksal ertragen müsse“,<sup>2270</sup> so Jasper. Dennoch dürften wohl viele Menschen nicht die Einstellung Hitlers geteilt haben, dass die Deutschen „nichts zu verlieren“ hatten.<sup>2271</sup> Der Befragte Gärtner als aktives SPD-Mitglied sowie Ludwig lehnten Krieg und Dienst am Vaterland ab. Gärtner war der einzige, der als KZ-Häftling als „wehrunwürdig“ erklärt, später dann aber doch als Soldat eingezogen wurde und im Sanitäts-

<sup>2268</sup> Schneider: Waffen-SS, S. 100. Mindestgröße bei der Waffen-SS: 1,75 m, für die Waffen-SS-Division „Leibstandarte Adolf Hitler“ hatten die Anwärter jedoch mindestens 1,83 m groß zu sein. Weitere Bedingungen waren zunächst die Forderung nach einer Ahnentafel, keine Brillenträger sowie 23 Jahre als Höchstalter. Ebd., S. 18, 100.

<sup>2269</sup> Ebd., S. 108.

<sup>2270</sup> Jasper: Zweierlei, S. 41.

<sup>2271</sup> Jacobsen: Dokumente, S. 115 – 118, Nr. 7.

dienst an der Ostfront eingesetzt war. Ludwig wurde zunächst zwangsweise als Soldat in die Waffen-SS eingegliedert, erwies sich dann aber als genau so harter Kämpfer wie andere Soldaten der Waffen-SS, z. B. Esser, der als NaPoLa-Schüler bereits eine weltanschauliche Schulung durchlaufen hatte und entsprechend eingestellt war.

Deutlich wurde, dass die Wehrmachtsangehörigen erst am Vorabend des Angriffs an der Grenze zur Sowjetunion eine vage Ahnung beschlich von den ihnen bevorstehenden Ereignissen. Die Waffen- und Munitionsausgabe am 21. Juni 1944 erfolgte, ohne dass es zu einer offiziellen Bekanntgabe über deren Sinn und Zweck kam.

Zunächst wurde für viele der Befragten der „[Ost-]Krieg ... zum Synonym für Vormarsch.“<sup>2272</sup> Die ersten Wochen des Ostkrieges bestätigten die bisherige Erfolgsserie der deutschen Militärs, aber schon bald scheiterte das operative „Blitzkriegs“-Konzept. Schon die ersten Zusammenstöße mit Einheiten der Roten Armee offenbarten, dass nicht nur der Widerstand härter war als erwartet, sondern dass auch die Rotarmisten, deren Heimat von deutschen Armeen soeben überfallen worden war, „zu menschenverachtenden Kriegspraktiken fähig waren.“<sup>2273</sup>

Trotz gewaltiger Schlachten, riesigem Raumgewinn und hoher Gefangenenzahlen zog sich der Krieg in die Länge und nahm einen völlig anderen Verlauf als von den Generalstäben vorgesehen.<sup>2274</sup>

Die Bedingungen im Osten nach dem Überfall auf die Sowjetunion sind „mit dem Vorgehen während des Frankreichfeldzuges nicht mehr zu vergleichen[...]“, wie Rass besonders im Hinblick auf die „Brutalität sowohl gegenüber feindlichen Kombattanten als auch beim Umgang mit Kriegsgefangenen“<sup>2275</sup> herausarbeitete. Rass vertritt die Ansicht, dass es sich zumindest innerhalb der von ihm untersuchten Division weniger um einen „langsamen Prozess der Verrohung der Soldaten“ handelte, sondern vielmehr um ein „sich unmittelbar bei Beginn der Kämpfe schlagartig entfaltetes hohem Potential an Brutalität im Umgang mit dem Gegner.“<sup>2276</sup> Am Beispiel der Behandlung der Kriegsgefangenen im Westen, die auf Wehrmachtfahrzeugen in die Gefangenschaft „chauffiert“ und wie Wehrmachtssoldaten gepflegt wurden, wie Jasper veranschaulichte,<sup>2277</sup> und dagegen „die menschenverachtende Behandlung“<sup>2278</sup> der Kriegsgefangenen im Osten, die tagelang ohne Wasser und Verpflegung zu Fuß bei sengender Hitze unterwegs waren, wie etwa Landgraf beobachtete, verdeutlichen ansatzweise die unterschiedlichen Befehle der Wehrmacht-/NS-Führung für West und Ost.

<sup>2272</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 46.

<sup>2273</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 311.

<sup>2274</sup> Lakowski: Professionalismus, S. 149.

<sup>2275</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 312.

<sup>2276</sup> Ebd.

<sup>2277</sup> FpBf Herbert Eberling, 21.5.40, in: Jasper: Zweierlei, S. 277.

<sup>2278</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 312.

Die Abwertung der Sowjetrussen als „Untermenschen“ implizierte auch ihre Unfähigkeit zu kämpfen und eine der Wehrmacht ebenbürtige Streitmacht zu sein. Dennoch mussten nach und nach sowohl Wehrmachtssoldaten als auch die Wehrmachtsführung schon mehrere Wochen nach dem Angriff auf die Sowjetunion einräumen, dass der russische Gegner von den Deutschen unterschätzt worden ist.<sup>2279</sup>

Bereits im Dezember 1941 hatten die Deutschen die Initiative im Osten verloren, was für die Wehrmachtssoldaten auch eine Wende der Kriegserfahrung in einer bisher erfolgreichen Streitmacht bedeutete. Deutschland war nach der Wende vor Moskau nun nicht mehr der Angreifer, sondern wurde in die Rolle des Verteidigers gedrängt. Dennoch hatte der Krieg nun die „größtmöglichen Ausdehnungen [an]genommen“.<sup>2280</sup> was ebenfalls eine neue Erfahrung der Soldaten in diesem Krieg bedeutete. Neben der Sowjetunion trat eine weitere Großmacht in den Vordergrund, was die militärische Situation aus Sicht der Wehrmachtsführung nicht einfacher gestaltete:

„In noch größerem strategischem Maßstab garantierte der Kriegseintritt der USA das Ende von Deutschlands Initiative im ganzen Krieg und seine nochmalige zeiträumliche Ausdehnung mit definitiv unabsehbarem Ende. Russland, das hatten die Deutschen erfahren, konnte, wenn überhaupt, nur sehr mühsam besiegt oder zumindest in Schach gehalten werden, Englands Eroberung war noch unwahrscheinlicher, die Eroberung der USA war undenkbar. Damit ist jene neue Lage des Weltkrieges angesprochen, die bis Herbst 1943 den Rahmen für die Kriegserfahrung der Wehrmachtssoldaten abgeben sollte. Es gab nicht mehr, wie in der ersten Kriegsphase, mit dem europäisch begrenzten Osten oder Westen die Hoffnung, durch Siege einen greifbar nahen Frieden und damit eine Heimkehr zu erleben. Auf der anderen Seite bedrohten die Kriegsgegner in Ost und West das Reich noch nicht unmittelbar. Mit der unendlichen Ferne und Weite der USA und der UdSSR rückte [aber auch] der Zeitpunkt eines Friedens in unbestimmbare Ferne.“<sup>2281</sup>

---

<sup>2279</sup> So zeichnete der Chef des Generalstabs des Heeres, Halder, zwar nach außen hin für Lagebesprechungen ein Bild, das die Unterlegenheit der Roten Armee darstellte, um Hitler nicht zu verstimmen und die Moral der Truppe nicht zu untergraben. In seinem Tagebuch notierte er jedoch am 51. Tag des Angriffs auf die Sowjetunion, „dass der Koloss Russland unterschätzt worden sei und bei allen großen Verlusten immer wieder über Menschenreserven für behelfsmäßige Neuaufstellungen verfügen könne.“ Halder: KTB III, S. 170 (11.8.1941), zit. n. DRZW 4 (TB) (Beitrag Klink: Krieg gegen die Sowjetunion), S. 589f.

<sup>2280</sup> Jasper: Zweierlei, S. 253.

<sup>2281</sup> Ebd.

*„Sie hatten uns das Denken abgewöhnt, der Geist schien nicht mehr ausschlaggebend, sondern das Knarrenputzzeug. ... Sie bereiteten uns auf das Heldentum vor wie die Zirkuselefanten. ... Sämtlicher Kasernenschliff ist uns ... zuteil geworden, bis wir hart und rachsüchtig waren...“<sup>2282</sup>*

#### 5.4 Einstellung zum Gegner - „*Russland war doch nich unter Menschen!*“<sup>2283</sup>

Die Erfahrung mit Gegnern bzw. Feinden, die den deutschen „Soldaten mutmaßlich oder tatsächlich Widerstand entgegensetzten, ist in stärkerem Maße von Weltbildern und Vorurteilen“<sup>2284</sup> geprägt als die Erfahrung mit Land und Leuten, die im nachfolgenden Abschnitt dieser Studie geschildert wird. Sowohl in Feldpostbriefen als auch in den Aussagen der für diese Arbeit interviewten Akteure kam das Thema feindliche Soldaten mehrfach zur Sprache.

Das Russlandbild von konservativen Eliten in Staat und Heer des Dritten Reiches war geprägt von einem radikalen Antibolschewismus. Das in seinen Einstellungen vom preußischen Militär dominierte Offizierskorps der Wehrmacht sah im weiten Osten auf der einen Seiten einen „Raum archaischer, barbarischer Bedrohung“, der jedoch auf der anderen Seite „zu groß angelegten Eroberungsphantasien ein[lud]“<sup>2285</sup>. Die Abneigung gegen Russland wurde seit der bolschewistischen Revolution von 1917 erheblich verschärft, denn – aus Sicht der Offiziere – hatte der Verrat von Juden und Bolschewisten die Niederlage der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg mit verursacht. Unter dem Schlagwort „Jüdischer Bolschewismus“, der radikalen Antibolschewismus und radikalen Antisemitismus in sich vereinigte, sollten die Vertreter der traditionell konservativen deutschen Militärelite dem bevorstehenden Feldzug zustimmen.<sup>2286</sup>

Das Russlandbild führender deutscher Militärs war sowohl von traditionellen Klischees als auch von spezifisch nationalsozialistischen Komponenten geprägt. So galt die

<sup>2282</sup> Bernecker: Generation, S. 132.

<sup>2283</sup> Feststellung Ludwigs in Abschn. 5.1 zum Ost-West-Vergleich

<sup>2284</sup> Jasper: Zweierlei, S. 275.

<sup>2285</sup> Ebd., S. 72.

<sup>2286</sup> Ebd.; zur Verbindung der ideologischen und der machtpolitischen Motivation Hitlers auch Tauber: Planung, S. 160. Hitlers propagandistische Strategie bestand darin, sich jeweils auf „einen“ Feind zu konzentrieren, obwohl seine Gegner in Wahrheit sehr verschieden waren. Die westlichen Demokratien und die kommunistische Sowjetunion wurden mit der Behauptung vom „jüdischen Bolschewismus“ und dem „jüdischen Kapitalismus“ auf einen gemeinsamen Nenner gebracht, auf den sowohl die Soldaten als auch die Bevölkerung besser eingeschworen werden konnten. Zitelmann: „Lebensraum“-Motiv, S. 553f. Die Historiker Hillgruber und Jäckel wiesen bereits in den 60er Jahren nach, dass Hitler den Zweiten Weltkrieg keineswegs ‚planlos‘ entfesselte. Ueberschär: „Russland ist unser Indien“, S. 68, geht davon aus, dass Hitler die Zustimmung der nationalkonservativen Führungseliten Deutschlands nicht ursächlich aufgrund seiner programmatischen Schriften aus den 20er Jahren erwarb, sondern mit seinen Ideen „an die imperialen wirtschafts- und machtpolitischen Vorstellungen [anknüpfte], die den Zusammenbruch des Kaiserreichs im Jahre 1918 überdauert hatten.“

Sowjetunion einerseits als „tönerner Koloss“, den kräftige Stöße von außen schnell zum Einsturz bringen würden, andererseits herrschte eine alptraumartige Vorstellung vom ungeheuren Wachstum Russlands, dass in seinem „Drang nach Westen“ alles überrollen könnte, würde man diesem Unterfangen nicht Einhalt gebieten.<sup>2287</sup> Während es Hitler in erster Linie offiziell um einen „Lebensraumkrieg“ im Osten ging, ließ der Chef des Wehrmachtsführungsstabes unmittelbar nach Kriegsende, am 15. Mai 1945, verlauten, der Krieg sei 1941 notwendig gewesen, um die immer stärker werdende Sowjetunion zu stoppen.<sup>2288</sup> Eine solche, nachträgliche Aussage war wohl nicht nur eine Rechtfertigung für den Angriff, sondern auch dazu geeignet, die vor und nach dem 22. Juni 1941 kursierende Präventivkriegthese zu stützen, die einen Schlag gegen die immer weiter aufrüstende Rote Armee unumgänglich erscheinen ließ, bevor das Dritte Reich selbst Opfer eines Überfalls der sowjetischen Truppen werden würde. Es herrschte zudem weitgehende Übereinstimmung darüber, dass mit der Einnahme Moskaus als Schaltzentrale der russischen Regierung der wirtschaftliche, politische und geistige Mittelpunkt der Sowjetunion ausgeschaltet werde.<sup>2289</sup> Zur Erreichung dieses Ziels, einschließlich der Einnahme wichtiger Städte wie Char'kov und Leningrad, veranschlagte Generalmajor Marcks „zwischen 9 und 17 Wochen“.<sup>2290</sup> Die Sowjetunion sollte, wie zuvor Frankreich, innerhalb weniger Wochen in einem „Blitzkrieg“ besiegt werden.<sup>2291</sup> Der Angriff selbst wurde von den führenden Militärs im OKH hauptsächlich im Hinblick auf den operativen Ansatz diskutiert, der Einschätzung des Gegners jedoch kaum Bedeutung beigemessen. Über die Geringschätzung der sowjetischen Truppen herrschte weitgehend Einigkeit, die russische Führung galt als schwerfällig und unflexibel, die Infrastruktur als unzureichend, und die Rote Armee habe einen Modernisierungsrückstand, während die deutsche Seite operativ und technisch überlegen sei.<sup>2292</sup> Allerdings wurde dies selten offen ausgesprochen,

<sup>2287</sup> Hillgruber: *Russlandbild*, S. 167f.

<sup>2288</sup> Ebd., S. 168.

<sup>2289</sup> Hillgruber: *Russlandbild*, S. 171.

<sup>2290</sup> Ebd. Der Chef d. Generalstabes der 4. Armee, Blumentritt, rechnete hingegen nur mit harten Kämpfen in den ersten 8 – 14 Tagen und danach mit einem schnellen Sieg. Das Gros der Führung in den Generalstäben und Heeresgruppen ging, ähnlich wie Generalmajor Marcks, von 8 – 10 Wochen Feldzugsdauer aus. Auch britische und amerikanische Militärs und Politiker glaubten an ein deutsches Blitzkriegskonzept und einen Sieg der Wehrmacht innerhalb von max. 6 Wochen. Ebd., S. 178 – 180 und Kroener: „Blitzkrieg“, S. 134.

<sup>2291</sup> Schüler: *Ostfeldzug*, S. 205. Die Voraussetzung für einen „Blitzkrieg“ war, dass die Gegner nicht gleichwertig waren, denn einen gleichwertigen Gegner im „Blitzkrieg“ zu besiegen, sei unmöglich, so Kroener: „Blitzkrieg“, S. 133. Außerdem zwang die geopolitische Mittellage Deutschland ohnehin zu einem operativen Konzept kurzer Kriege. Ebd., S. 135.

<sup>2292</sup> Hillgruber: *Russlandbild*, S. 171, 176f. Die schnellen Siege im Westen hatten zu einem übersteigerten Kraftbewusstsein der deutschen militärischen Führung beigetragen, die sich zudem auch kulturell dem Slawentum überlegen fühlte. Mit dem militärischen Feindbild im Osten verband sich zudem „die Erwartung eines raschen Zusammenbruchs des Stalinischen Systems.“ Förster: „Barbarossa“, S. 632. Erwartet wurden „vernichtende Kesselschlachten“, nach denen Stalins Staat paralytisch sei und die Industrie zusammenbrechen

sondern eher stillschweigend vorausgesetzt.<sup>2293</sup> Die schwierigen Verhältnisse im Osten, bedingt durch den großen Raum, die schlechte Infrastruktur und das Klima, wurden zwar vom Chef des Wehrmachtsführungsstabes, Halder, angesprochen, dies blieb jedoch ohne Konsequenzen für die weitere Planung.

Aber es gab auch realistischere, mahnende Stimmen. Einige Oberbefehlshaber der Heeresgruppen zweifelten am Sinn des Ostfeldzuges bzw. an dessen Erfolg.<sup>2294</sup> Und der deutsche Botschafter in Moskau, der dieses Amt seit Herbst 1934 bekleidete und ein ausgezeichneter Kenner der Sowjetunion war, wies nicht nur auf die Stärke der russischen Armee hin, sondern auch auf den Patriotismus der dortigen Bevölkerung.<sup>2295</sup> In einer Denkschrift vom 10.10.1940 plädierte er für freundschaftliche Beziehungen zur Sowjetunion und unternahm danach noch weitere Versuche, um Hitler von seinem Plan, das Reich im Osten zu überfallen, abzubringen.<sup>2296</sup> Unter anderem wurde auf von Schulenburgs Drängen der russische Außenminister Molotov eingeladen. Es kam jedoch nicht zu den vom deutschen Botschafter gewünschten Friedensverhandlungen. Schulenburg erhielt im Februar 1941 keine Weisungen mehr für eine Fortsetzung des politischen Dialoges mit der Sowjetunion. Seine jahrelangen Friedensbemühungen waren vergebens gewesen.<sup>2297</sup>

Eine wirkliche Verschmelzung zwischen traditionell militärisch-preußischen und nationalsozialistischen Elementen des Russlandbildes fand bei den meisten führenden deutschen Militärs zunächst nicht statt. Für die Vorbereitung auf den Ostfeldzug hatten die genannten traditionellen Elemente des Russlandbildes eine größere Bedeutung. Erst ab Frühjahr 1941 überlagerte die nationalsozialistische Doktrin das konventionelle Russland-Bild einiger führender Militärs, während andere gemäßiger reagierten, was sich beispielsweise darin äußerte, dass sie die Ausführung verbrecherischer Befehle zu verhindern oder einzuschränken suchten.<sup>2298</sup>

Der Angriff auf die Sowjetunion verfolgte demnach nicht nur das Ziel, die Rote Armee militärisch zu besiegen, sondern es sollte gleichzeitig der erklärte ideologische Gegner

---

würde. Die deutsche „Generalität ging von einer für die deutsche Seite äußerst günstigen inneren Entwicklung der Sowjetunion aus.“ Tauber: Planung, S. 174.

<sup>2293</sup> General Marcks hielt es für möglich, dass die Sowjetunion zwar nach den Kampfhandlungen gegen Deutschland nicht mehr aktiv handeln könne, jedoch, gestützt auf Ressourcen in Asien, „auf unabsehbare Zeit im Kriegszustand verharren“ könne. In einer Studie Oberstleutnants v. Loßberg wurde die Geringschätzung des russischen Gegners offen zum Ausdruck gebracht. Hillgruber: Russlandbild, S. 171.

<sup>2294</sup> Ebd., S. 176f.

<sup>2295</sup> Wegner-Korfes: Botschafter von der Schulenburg, S. 195f., 199. Von der Schulenburg war der Überzeugung, dass Deutschland Russland niemals militärisch besiegen könne.

<sup>2296</sup> Ebd., S. 195f.

<sup>2297</sup> Ebd., S. 197. Von der Schulenburg glaubte, dass die von Deutschland benötigten Rohstoffe auch auf friedlichem Wege von der Sowjetunion zu bekommen waren. Vgl. Lakowski: Professionalismus, S. 154f.

<sup>2298</sup> Hillgruber: Russlandbild, S. 172 – 174.

vernichtet werden, wie u. a. der Historiker Christian Streit unterstrich:

„Der Krieg gegen die SU war ein Krieg der Weltanschauungen. Dabei wurden das bolschewistische System und das Judentum gleichgesetzt und die 'jüdisch-bolschewistische Intelligenz' zu beseitigen versucht. Diese Vorstellungen bilden den Hintergrund für die von Hitler für das Unternehmen 'Barbarossa' gegebenen Sonderbefehle, wie den 'Kommissarbefehl' und den so genannten Gerichtsbarkeitserlass.“<sup>2299</sup>

Die Gleichsetzung von Bolschewismus mit Judentum stellte keine Schöpfung Hitlers dar, sondern hatte ihre Wurzeln in der Vorstellungswelt der damaligen Zeit. In weiten Kreisen von NSDAP, SS, und der deutschen Bevölkerung fanden diese Ziele Rückhalt. Von Seiten der Wehrmachtsführung wurde die Vorstellung, dass der Krieg gegen die Sowjetunion unter anderen Prämissen geführt werden musste und deshalb auch andere Maßnahmen erforderte als ein „herkömmlicher“ Krieg, geteilt. Bereits die Planungen des Russlandfeldzuges beziehen diese Vorgaben mit ein und finden ihre Umsetzung zum Beispiel in der Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener. Die im Völkerrecht gebräuchlichen Gepflogenheiten, wie Haager Landkriegsordnung und Genfer Konvention, wurden von Hitler bereits im Vorwege des geplanten Ostfeldzuges außer Kraft gesetzt sowie Propagandamaterial und verbrecherische Befehle erstellt, die die Wahrnehmung der Wehrmachtssoldaten nach dem 22. Juni beeinflussen „und die Schwelle zur enthemmten Gewaltanwendung“ weit absenken sollten.<sup>2300</sup>

Mit welcher Haltung zum Gegner überquerten die für diese Arbeit interviewten deutschen Soldaten am 22. Juni 1941 unter anderem den Grenzfluss Bug in Richtung Sowjetunion? Verfestigte sich das auch von der Propaganda vorgefertigte Bild gegenüber den russischen Soldaten oder erfuhr es eine Revision? Wie erlebten Sie den Umgang mit Gefangenen und die Behandlung von Kommissaren?

Der Informant Schweitzer schildert nachfolgend einen russischen Angriff, hielt sich jedoch mit einer Bewertung zurück:

„Ja. Ich wollte gerade mal was von Kommissaren erzählen noch eben ein Wort. War das auch vor Feodosia? Ich glaube beinahe wohl. Wo ich auch... Ich war sehr häufig auf vorgeschobenem Beobachter, früher als Funker erst und später als Offizier. ... Da war ich aber noch ein Funker. Und lagen wir auf einem kleinen Hügel, auf einer Höhe, und mit 'n paar Infanteristen. Und dann ein Artilleriebeobachter noch mit dabei. Und das waren zwei Leute, die also mit lauten Rufen ... und Gesten und so weiter ihre Leute antrieben. Und die sind beide gefallen. Das waren vielleicht 30, 40 Leute, die da raus kamen. Das muss so 'n Trupp gewesen sein. Und dann griffen die Russen aus einem vorliegenden Maisfeld an. Die wollten unser'n Hügel... Wir waren auch nicht viele, wir waren drei, und der Artillerist auch, drei, sechs, und dann waren vielleicht noch eben so viele, 'ne kleine Gruppe von Infanteristen, 10 Leute oder was. Aber wir lagen eben in Löchern, und die kamen über die freie Fläche und da blieb nix... Die letzten haben nachher so gemacht [Hände hoch und sich ergeben]. Dann wars aus. Aber die Kommissare haben sich nicht ergeben. Das waren zwei Kommissare, ja?! So, das hab ich von denen

<sup>2299</sup> Streit: Keine Kameraden, S. 281.

<sup>2300</sup> Jasper: Zweierlei, S. 73.

erlebt, dass die also, dass die wirklich ihre Leute nach vorne gepeitscht haben.“

Deutlich wird, dass die so genannten „Kommissare“ ihre Soldaten forsch antrieben, obwohl diese sich auf freiem Feld ohne jegliche Deckungsmöglichkeit befanden und sich auch später nicht den Deutschen ergaben.<sup>2301</sup> Diese Beobachtung ist ein wichtiges Merkmal für das Kampfgeschehen in der Sowjetunion: „Russische Infanteristen, die immer wieder ungeschützt in riesiger Zahl gegen die gut gesicherten Linien der Deutschen anrannten.“<sup>2302</sup> Auch wenn der Zeitzeuge es nicht aussprach, so erfüllte es die Deutschen doch mit Unverständnis, dass russische Einheitsführer so mit ihren Untergebenen umgingen und diese zu tausenden opferten.<sup>2303</sup> Dazu auch Koschorrek:

„Wir erleben die unmenschliche Behandlung von sowjetischen Soldaten durch ihren Vorgesetzten so hautnah, dass wir für die armen Schweine reines Mitleid empfinden. ... Wir feuern bereits, wenn wir ihre Oberkörper sehen. ... Wer überlebt und in die Mulde zurückrutscht, wird von einer fürchterlichen Schimpfkanonade und lautem Gebrüll empfangen. Es hört sich so an, als würde ein Treiber eine Meute Hunde zum Zupacken anfeuern. Dann wiederholt sich immer wieder das gleiche: nach einer kurzen Pause und absoluter Stille zerreißt der grelle Ton einer Trillerpfeife die gespannte Lautlosigkeit. Wir wissen inzwischen was kommt, und sind bereit. Sie haben keine Chance. ... Und wieder beginnt das tobende Geschimpfe und nach einer Weile der Antritt mit der Trillerpfeife – und es bleiben immer mehr Tote vor uns liegen.“<sup>2304</sup>

Der Informant Müller glaubte, die Russen seien auch mehrheitlich angetrunken oder gar betrunken gewesen, zumindest hätten die Deutschen sie nachts hören können:

„... Und bei der russischen Truppe, es war ja so, dass man am Donez, wo der 'n paar Monate, der Krieg, da so in Stellungskrieg fast ausartete, wir ja hörten, was nachts vor allen Dingen, was sich da drüben abspielte: da wurde jesungen, und die waren betrunken sehr häufig. Das hörte man dann, wenn sie so laut sangen und grölten und... Während das ja bei uns eigentlich in der Stellung vorne nicht vorkam. Und wir hatten ja auch Stellungen, die dann besetzt waren. Ich hatte das Gefühl, drüben [bei den Russen] waren unheimlich viele Menschen eingesetzt.“

Den Soldaten der Roten Armee beschreibt Müller als unnachgiebigen Kämpfer und machte deutlich, dass dieser auch gelernt hatte, aus dem Hinterhalt zu agieren:

„Oh ... hart, hart, hart, hart, ganz hart. Wissen Sie, also die musste man, wenn sie hielten, dann musste man sie wirklich an Ort und Stelle also ‚erledigen‘. Die gaben nicht auf. Und wenn sie aufgaben, dann mussten Se aufpassen: plötzlich knallte es von hinten wieder. Ja, das hab ich 'n paar Mal erlebt.“<sup>2305</sup>

<sup>2301</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 231: „Die Politruks, ich konnte sie durchs Fernglas sehen, jagten die Leute mit gezogener Pistole in unser Feuer, und die letzten Reihen mussten die Gewehre der Gefallenen aufsammeln.“ Vgl. FpBf Fritz R., 4.4.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 278: „Unglaublich ist, wie wenig Rücksicht der Russe auf Verluste nimmt, obwohl wir manchmal den Eindruck haben, dass gar keine richtig ausgebildeten Soldaten ihm mehr zur Verfügung stehen, so sehr lassen sie sich ohne nötige Deckung abknallen.“

<sup>2302</sup> Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, S. 315.

<sup>2303</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 231: „Wenn ihr Angriff nun ganz offensichtlich abgeschlagen war, dann rannten die letzten, die wir noch nicht erwischt hatten, immer noch auf uns zu. Das hat mich erschüttert.“ Zum Thema „Kommissare“ siehe Abschn. 10.

<sup>2304</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 230f.

<sup>2305</sup> Vgl. ebd., S. 101: „Im Vorfeld blieb es eine Zeitlang ruhig, und ich glaubte in meiner Unerfahrenheit, dass alle Angreifer vor uns tot oder verwundet wären. Als ich mich aber

Weite und Größe Russlands wirkten auf viele Deutsche bereits bedrohlich, der Charakter und das Verhalten des zu erwartenden oder später tatsächlich angetroffenen Feindes schätzte ein Teil der Soldaten als „furchtbar feige und hinterlistig“<sup>2306</sup> ein. Bereits kurz vor Angriffsbeginn waren Merkblätter verteilt worden, die die deutschen Einheiten warnten: „... Sie stellen sich tot! Ihr müsst damit rechnen, dass Tote und Verwundete, die ihr beim Vorgehen antrefft, sich lediglich tot stellen, um euch auf nahe Entfernung oder von hinten unter Feuer zu nehmen. ... Hände hoch genügt nicht.“<sup>2307</sup> Es scheint, als habe Müller dieses Informationsblatt gekannt, jedenfalls bestätigt er die Aussagen darin und beschreibt aus eigener Erfahrung, dass der russische Soldat „an Ort und Stelle erledigt“ werden musste, damit die Deutschen nicht Gefahr liefen, selbst erschossen zu werden. Allerdings beruht Müllers Schilderung auf konkreten Situationen, in denen

„das angebliche Verhalten der Rotarmisten den Deutschen tatsächlich den Eindruck von Hinterhältigkeit vermitteln konnte: Sich ergebende feindliche Soldaten unter Beschuss ihrer Kameraden gefangen zu nehmen barg ein hohes Risiko. Die noch schießenden Rotarmisten nahmen auf das Leben ihrer sich ergebenden Kameraden keine Rücksicht und brachten die deutschen Soldaten geradezu in Versuchung, die Tötung sich ergebender Rotarmisten als die für die eigene Sicherheit beste Lösung zu betrachten.“<sup>2308</sup>

Trotz der Vorurteile und Feindbilder gab es aufgrund der seit dem 22. Juni 1941 gemachten Erfahrungen mit sowjetischen Soldaten auch andere, weniger einseitige Wahrnehmungen und Bewertungen. Die Einschätzung, wonach der Rotarmist ein nicht nur harter, sondern auch hartnäckig kämpfender Soldat war, findet sich in der Literatur sehr häufig, was deutsche Einheiten durchaus anerkennend vermerkten.<sup>2309</sup> Selbst ein langjähriger Soldat der Waffen-SS strafte das negative Feindbild Lügen,

---

etwas weiter aus dem Graben beuge, beginnt vor uns ein russisches MG zu rattern. ... Dann setzt noch ein zweites ... ein und beschießt unsere gesamte Stellung.“

<sup>2306</sup> So der Soldat Willy Pickert in einem Brief v. 24.6.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 69. Diese Einstellung war jedoch größtenteils der NS-Propaganda geschuldet, die „aus dem negativen Feindbild des minderwertigen Russen dessen Feigheit und Unfähigkeit zu nachhaltigem Widerstand suggerierte.“ Ebd., S. 194.

<sup>2307</sup> Ueberschär: Dokumente, S. 318, zit. n. Jasper. Zweierlei, S. 68;

<sup>2308</sup> Vgl. Hürter: Heinrici, S. 70, Nr. 24 (22.7.1941): „Dabei sind die Kämpfe alle besonders hinterlistig vom Russen geführt. Sie werfen sich in Kornfeldern hin, stellen sich tot und schießen dann von hinten auf unsere Leute. Die machen sie dann erbittert nieder.“ Auch Willy Pickert berichtete in einem Brief v. 24.6.41, ob aus eigenem Erleben oder Erzählen wird allerdings nicht deutlich: „Solange die Russen in den Bunkern sind, kämpfen sie sehr gut. Aber außerhalb derselben sind sie furchtbar feige und hinterlistig. Während die Vorderen zum Zeichen der Übergabe die Hände heben, fliegt von hinten noch eine Handgranate oder knallt noch einer ab.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 69; vgl. ders.: Radikalisierung, S. 35f.

<sup>2309</sup> Vgl. FpBf Karl R., 28.11.41: „Fast jeden Tag greifen wir an und wir haben es nicht leicht, denn die russische Abwehr ist sehr stark, auch wenn sie in den Zeitungen anders schreiben,“ sowie ders., 3.12.41 sowie Otto H., 15.11.41: „Wir sind zur Zeit immer noch am gleichen Ort, da es hier nicht weitergeht, da immer noch starker Widerstand geleistet wird und (ich weiß) nicht, wie die Heimatblättchen vom Zerfall der russischen Armee faseln können.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 193f., dort auch Anm. 253.

das die NS-Propaganda nach ihren Idealen von der Roten Armee gezeichnet hatte.<sup>2310</sup> Bei anderen wiederum gab es, aufgrund der „seit langem verfestigten Stereotypen über Russland“, auch noch die Überzeugung, dass die Sowjetsoldaten, als Folge ihrer negativen Charaktereigenschaften, eine derart fanatische Gegenwehr leisteten.<sup>2311</sup> Das Wechselspiel zwischen Unter- und Überschätzung, der Anerkennung für den Sowjetsoldaten einerseits, des Nichteingestehenwollens der eigenen Unterlegenheit andererseits, das bereits eingangs in Zusammenhang mit den führenden deutschen Militärs angesprochen wurde, spiegelt sich auch bei den deutschen Frontsoldaten wider, wie die Beiträge der Zeitzeugen offenbaren.<sup>2312</sup> Eine vermeintliche Wertschätzung des Rotarmisten wird von den Befragten schnell wieder relativiert. Die anfänglich von deutscher Seite her als wichtig erachtete ideologische Motivation der Kämpfe trat mehr in den Hintergrund. Übrig blieb das Rätsel und das Erstaunen über „die Kampfweise der Sowjetsoldaten und die Widerstandskraft Russlands“,<sup>2313</sup> die allerdings vielfach nicht nur mit soldatischer Tapferkeit, sondern auch mit „ideologischer Verhetzung und Hinterhältigkeit“<sup>2314</sup> als Ursachen erklärt wurden. Zumindest in der Anfangsphase des „Unternehmen Barbarossa“ fühlten sich die Wehrmachtssoldaten den Russen überlegen. Müller führte aus:

„Wir haben immer gesagt: ‚Wenn wir diese Menschenmengen hätten, und wenn wir nicht die Amerikaner im Rücken hätten...!‘ Das waren ja die vielen Divisionen, die da gebunden waren, in Frankreich, die fehlten da. Es hat ja manchmal Abschnitte gegeben, die waren 100 Meter breit. Da war kein Mann! Die konnte man [von deutscher Seite aus] zwar einsehen. Und nachts pendelten Patrouillen hin und her – Spähtrupps, um die Lücke zu schließen. ... Von wegen Überlegenheit und so – das hatte man schon. Wir sagten immer: ‚Ein Oberjefeiter von uns wiegt da drüben einen Offizier auf!‘, so ungefähr.“

Die abschließende Einschätzung Müllers von der eigenen Überlegenheit findet sich auch in der Auffassung führender deutscher Militärs,<sup>2315</sup> wie etwa bei General v. Kluge, der vom Stumpfsinn der Russen sprach oder bei General Blumentritt, der die „untere

<sup>2310</sup> Vgl. FpBf Herbert E., 21.7.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 194, der jedoch stark zwischen Sowjetbevölkerung und Roter Armee differenzierte: „Das Primitivste, was ich bisher gesehen habe. Die Weiber laufen fast grundsätzlich als schwangere Wesen umher, Figur undefinierbar, Gesicht hässlich, Haare ziemlich ungekämmt, barfuß. Die Männer, Stoppelrussen, sehen verkommen aus. Kinder in hellen Heerscharen. Eine riesengroße Ausnahme bildet die Sowjetarmee. Es erweckt den Eindruck, als stünden uns lauter stämmige Bauernburschen gegenüber mit teilweise intelligenten Gesichtern. Ihre Kampfweise entspricht der unseren (entre nous, ich weiß nicht, was in der Zeitung steht.)“

<sup>2311</sup> Jasper: Zweierlei, S. 73.

<sup>2312</sup> „Der Iwan ist hart und bestialisch, aber wir werden ihn schlagen.“ Herbert, 6.8.1943, in: Restloser Einsatz, S. 119.

<sup>2313</sup> Jasper: Zweierlei, S. 249.

<sup>2314</sup> Ebd.

<sup>2315</sup> Neben den eigenen Erfolgen seit Beginn des Zweiten Weltkrieges glaubten die meisten Militärs „an die „Überlegenheit der deutschen Soldaten auf jeder Führungsebene“. Tauber: Planung, S. 175.

Führung“ der Roten Armee als „schematisch, ohne Selbständigkeit und wenig wendig“ darstellte und – Müllers Ausführungen bestätigend - weiter ausführte:

„Wir sind ihm hierin weit überlegen! Unsere Unterführer packen kühn zu, ohne Angst vor Verantwortung. Die obere Führung war von jeher der unserigen unterlegen, weil sie zögernd, formal denkend und misstrauisch ist. Die heutigen, noch verbliebenen hohen Führer sind – mit wenigen Ausnahmen – noch weniger zu fürchten als die früheren, gut ausgebildeten kaiserlich-russischen Generale ... Wir wollen den Ruf und Nimbus der Unbesiegbarkeit nicht vergessen, der unserer Wehrmacht überall vorausgeht, und gerade auf die wenig ‚offensive‘ Mentalität der Russen besonders lähmend wirken wird!“<sup>2316</sup>

Ungeachtet der Siegeszuversicht, kalkulierte Blumentritt jedoch auch hier „harte Kämpfe“ mit ein und offenbarte so eine unterschwellige Besorgnis, die die meisten höheren deutschen Militärs ebenfalls teilten.<sup>2317</sup> Obwohl die hartnäckige sowjetische Gegenwehr zunächst keine durchschlagenden Erfolge gegen die Angriffe der Wehrmacht erzielte, erwies sie sich jedoch auch für die Deutschen in hohem Maße als verlustreich.<sup>2318</sup>

Bei den Russen waren die disziplinarischen Umstände anders als bei den Deutschen. Wodka war oft ein Hauptbestandteil der sowjetischen Verpflegung, die im Übrigen alles andere als ausreichend war. Dazu meinte der Informant Theisinger: „Haben Sie schon mal russische Kriegsgefangene..., was der im [Brot-]Beutel hatte? Zwei Hände voll Kleie und 'n bisschen Wasser, das war alles.“<sup>2319</sup> Becker ergänzte im gemeinsamen Gespräch: „[Und] Sonnenblumenkerne, Sonnenblumenkerne noch, nicht.“ Wolfgang Buff, ein an der Nordfront bei der Belagerung von Leningrad eingesetzter Soldat, berichtete von russischen Gefangenen, die in seiner Einheit als HIWIS arbeiteten: „Mit dem Hunger ist es bei ihnen besonders schlimm. Über einen Bissen Brot, den man ihnen gibt, geraten sie geradezu in Verzückung, entblößen den Kopf und bekreuzigen sich andächtig.“<sup>2320</sup> Während der Rückzugskämpfe in Rumänien jedoch, erlebte beispielsweise Koschorrek, dass die Rotarmisten in dem besetzten Land bereits Vorräte in ihren Besitz gebracht hatten:

„Die [von uns] erbeuteten Panjewagen sind bis obenhin gefüllt mit Lebensmitteln und Weinfässern. Die Sowjets leben bei ihrem Siegeszug wie die Herrgötter in Frankreich. Ihre Devise heißt: fressen, saufen und in tierischer Gier die rumänischen Frauen vergewaltigen.“<sup>2321</sup>

Der Informant Dietrich erlebte an Heiligabend 1941 einen sowjetischen Angriff, der unter Umständen dadurch motiviert war, dass die Rote-Armee-Führung glaubte, dass

<sup>2316</sup> Zit. n. Hillgruber: Russland-Bild, S. 178f.

<sup>2317</sup> Ebd., S. 179.

<sup>2318</sup> Jasper: Zweierlei, S. 249 sowie FpBf v. Peter Sch., 7.8.41, in: ebd.: „Im übrigen ist die Zukunft des ganzen Regiments ein Fragezeichen, da wir ziemlich aufgerieben sind.“

<sup>2319</sup> Vgl. Bentschen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 20: „Der Russe hatte auch nischt, die Soldaten hatten genau so einen Hunger wie wir.“

<sup>2320</sup> Buff: Kriegstagebuch Ost, S. 39.

<sup>2321</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 376.

die Deutschen an diesem Tag feiern würden:

„... Ein Weihnachten, ... da war 'ne Höhe, da kamen die oben runter, haben gedacht, wir überraschen die Deutschen. Dann sind die rumgezogen, zu Hunderten sind die von der Höhe runtergekommen auf unser Dorf zu. Und wir haben unten... kriegten Alarm: ‚Die Russen kommen!‘ ... Da haben wir mit der Pak dagestanden und MG. Dann hieß es: Ran kommen lassen, ran kommen lassen, ran lassen. Und dann waren die schon fast im Ort drin, dann haben wir dazwischen geballert. Mit MG und Pak und alles, was wir hatten. Und dann sind die umgekehrt... die noch konnten, aber alles stockhagelvoll. Die kamen runter: Hurray, Hurray, Hurray haben die geschrien. Und wenn die wieder rauf kamen, da oben standen die Kommissare, nich wahr, haben se die erschossen, also mussten se wieder runter. ... Ja, sicher [haben wir geschossen]. Ja, wir mussten uns ja wehren! ... Hunderte haben da gelegen, Hunderte! Von den eigenen [Leuten zum Teil erschossen]. Die kamen an hier, die waren doch wie die... alle voll! Hurray, die haben nur geschrien: Hurray, Hurray, Hurray. Nachher waren se wieder weg. Das war Weihnachten, das war Heiligabend.“

Auch Mühlig stellte im Gespräch fest: „Die waren rücksichtslos. Die schossen, wen sie kriegen konnten. ... Die Männer [bei uns] hatten mehr Angst.“

Schramm, der als Angehöriger einer Fallschirmtruppe auf Kriegsschauplätzen im Osten, Süden – darunter Kreta, Nordafrika und Italien - und Westen gewesen ist, kam im Verlauf des Gespräches auch auf die russische Kampfweise – im Vergleich zur amerikanischen - zu sprechen und bestätigte damit das von den anderen Informanten zuvor Gesagte:

„Wissen Sie, unsere Truppe [war] sehr gut [ausgebildet]! Wir haben alles gelernt, was zu lernen war. Mit 'm Bajonette auch zuzustechen haben wir gelernt. ... Bei der Invasion nicht mehr, da war der Distanzkampf. ... In Russland kamen sie ja in Wellen ran und besoffen, besoffen, voll mit Wodka bis zum Stehkragen. Und ... dann kamen erst diese ... wie nannten die sich noch? ... Wenn die Russen zurückgingen, wurden sie erschossen. ... Die hatten Schirmmützen auf. ... Kommissare! Die suchte ich! Da war doch der ‚Kommissarbefehl‘ von Hitler, die Kommissare bei Gefangennahme sofort erschießen, und die erschossen ja ihre eigenen Leute, wenn sie zurückgingen, und ich hab einmal gesehen, da griff so ein russisches Bataillon, Regiment oder wie auch immer, deutsche Frontabschnitte an, ich sah's von der Seite, die war'n nicht bei uns, sondern einmal weiter. Die lagen übereinander, die Toten, und da sind die noch rüber und weiter aufwärts. Hätte kein Deutscher gemacht. Wenn Sie überlegen, ich hab bei vielen Russen, auch bei Toten und bei Verwundeten und Gefangenen, gesehen, die hatten in ihrem Brotbeutel einen Fisch drin und 'n Stück ... trocken Brot, und in der Feldflasche hatten sie Wudki oder irgendwas anderes. Und bevor die angriffen, wurden die immer schön voll gemacht. ... [Die schickten] erst die Infanterie. Die kamen und liefen in ihr Unglück rein, voll rein. Ja, aber, wie gesagt, das haben wir beim Ami auch nicht erlebt. Wir haben uns einen furchtbaren Krieg gemacht, war 'n mörderischer Krieg.“

Die Angriffstaktik der Russen, „mit Masse“ aufzutreten, der hohe Alkoholkonsum und die z. T. schlechte Ausrüstung schienen die Deutschen in ihrer Überlegenheit zu bestätigen. Dose meinte jedoch dazu:

„Nee, dass Russen Untermenschen... ja, das hab ich also nie so mit Bewusstsein mitgekriegt. Ich hab das [aber] bei meinem Bruder gelesen, dass die da ‚tierisch‘

gelebt hätten, dass er das da geschildert hat.“<sup>2322</sup>

In den Aufzeichnungen von Doses Bruder aus dem Jahre 1941 heißt es aufgrund der Angaben mehrerer russischer Überläufer, die sich als sehr aussagewillig erwiesen:

„Ja, bei den Russen kann man was erleben. Man weiß ja nicht, was die so alles erzählen, aber im Großen und Ganzen sind die Russen ein tolles Volk. Sie kennen keine Kameradschaft, denn sonst würde der eine nicht den anderen verraten. Sie scheinen auch keine Lebensfreude zu haben, oder besser gesagt, sie bejahren nicht das Leben. Sie sind eben ein Stück ‚Vieh‘ in der Roten Armee oder eben ein Sowjetmensch. Und wenn es sein soll, dann knallt der eine auf den anderen und zwar mit Bewusstsein. Man kann eben viel bei ihnen erleben.“<sup>2323</sup>

Dennoch geht aus Wolf Doses Tagebucheinträgen klar hervor, dass auch er die Rotarmisten, ähnlich wie der Informant Müller, als hartnäckige Kämpfer erlebte,<sup>2324</sup> was aber, wie Dose ebenfalls andeutet, keine ebenbürtigen Menschen oder Soldaten aus ihnen machte, wie auch Müller durchblicken lässt:

„Und bei den Russen ist es so gewesen: die sind andere Menschen. Die können sich verteidigen – sehr, sehr lange! Besser als unsere Soldaten das konnten. ... Die Einstellung zum Leben ist eine andere auch. ... Wissen Sie, der Russe ist anders. Der lässt sich auf der Stelle totschiagen für ‚ne Sache.“

Auch die Wehrmacht trat für eine „Sache“ und für das „Vaterland“ ein, und an der Ostfront waren die deutschen Verluste ebenfalls sehr hoch, wenn auch die deutsche Angriffstechnik eine andere war. Die größten Verluste erlitt die Wehrmacht im Osten. Ihre Zahl beläuft sich auf 5.600.000 gegenüber 8.668.400 gefallenen Rotarmisten.<sup>2325</sup> Trotz der hohen Verluste, die die Wehrmachtstruppen der Roten Armee zufügten, blieb auf deutscher Seite das Gefühl, dass das „Menschmaterial“ der sowjetischen Truppen das der Deutschen weit übertraf,<sup>2326</sup> und gelegentlich findet sich auch die Befürchtung, gegen diese Masse auf Dauer zu unterliegen.<sup>2327</sup> Die hohen Verluste bei der Roten

<sup>2322</sup> Solcher Bezeichnungen bediente sich in der Regel auch die deutsche Propaganda. In einer Rede Hitlers am 11.12.1941 vor dem Reichstag begründet er den Stillstand und Rückzug im Osten damit, dass „die Bolschewisten zum größten Teil nur mit Tieren zu vergleichen [sind] ...“ Zit. in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 103.

<sup>2323</sup> Aus dem TB Olt. Wolf Helmuth Dose: 6.10.1941, S. 26. Vgl. FpBf Josef Z., 12.9.41, in: Jasper: Zweierlei, der während eines Gefangenentransportes erlebte, dass die Russen „auf Deutsch gesagt Gras wie Vieh [fressen]“, was ihn zu der Überzeugung brachte, „dass die Russen so tief in der Kultur stehen.“ Dass diese als Gefangene nach dem deutschen Angriff aufgrund von Ignoranz in Hungersnot, Krankheit, Elend und Leid lebten und sich daher so verhielten, wurde von den rigoroseren eingestellten deutschen Verantwortlichen nicht in einen Zusammenhang gebracht, sondern „als Beleg für ihre Kulturlosigkeit“ gewertet. Jasper: Zweierlei, S. 212.

<sup>2324</sup> Vgl. die Verlautbarungen des dt. Generals G. Blumentritt, Stabschef der 4. Armee: „Das Verhalten der russischen Truppen, selbst in den Anfangskämpfen, stand in einem auffallenden Kontrast zum Verhalten der Polen und westlichen Verbündeten bei der Niederlage. Sogar in der Einschließung setzten die Russen ihre hartnäckigen Kämpfe fort,“ zit. in: Chor'kov: Rote Armee. S. 436.

<sup>2325</sup> Harrison: „Barbarossa“, S. 443.

<sup>2326</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 177.

<sup>2327</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 127: „Was half es, wenn wir bei Wjasma und Smolensk sechs russische Armeen eingeschlossen hatten. Vor Wochen hatte der

Armee sind durchaus mit der verlustreichen Angriffstechnik zu erklären, wobei dahin gestellt bleiben soll, ob die Mentalität der sowjetischen Soldaten wirklich so war, dass diese „sich auf der Stelle totschiagen [lassen] für 'ne Sache,“<sup>2328</sup> wie Müller glaubte.<sup>2329</sup> Auf deutscher Seite wurde festgestellt, dass insbesondere russische Truppenkommissare hier einen wichtigen Faktor darstellten, „der den Kampfwert der gegnerischen Verbände determinierte“<sup>2330</sup>. Die sowjetischen Einheiten erwiesen sich vor allem dann als besonders kampfkraftig, „wenn [ein] energischer Kommissar vorhanden“<sup>2331</sup> war.

Bertold König erlebte das erste Halbjahr 1942 an der Ostfront „als eine Zeit der Siegesgewissheit,“<sup>2332</sup> entdeckte jedoch bei den Kameraden seiner Kompanie Brüche in deren Auffassung und im Verhalten.<sup>2333</sup> Einige der Männer in seiner Einheit hätten „die russischen Soldaten plötzlich als Menschen entdeckt, die wie sie selbst sind“ und meinten, man müsse den gefangenen Russen „mit Respekt begegnen.“ Andere wiederum hätten durchblicken lassen, bei der Gefangennahme von nur zwei oder drei Rotarmisten „kurzen Prozess“ mit ihnen zu machen.<sup>2334</sup>

Es bleibt festzuhalten, dass die deutsche Führung bereits im August 1941 zu der Auffassung gelangte, den sowjetischen Gegner unterschätzt zu haben.<sup>2335</sup> Ab November 1941 musste die Abt. Fremde Heere Ost das Feindbild gegenüber der Roten Armee immer wieder berichtigen. Dazu ist zu bemerken, dass die oberste deutsche Führung solchen Meldungen nicht das entsprechende Gewicht beimaß oder

„Völkische Beobachter“ gejubelt: ‚Timoschenkos letzte Reserven vernichtet!‘ Wo kamen die russischen Armeen nur immer wieder her?“

<sup>2328</sup> Zur vermeintlichen „asiatischen Gefühllosigkeit“ und der davon ausdrücklich abzuhebenden „Güte des deutschen Menschen“ vgl. Jasper: *Zweierlei*, S. 214.

<sup>2329</sup> Fischer: *Ohne die Gnade*, S. 129: „Die Sibirier wichen keinen Schritt. Sie starben, wo man sie hingestellt hatte.“ Den Rotarmisten blieb aber oft keine andere Wahl als nach vorn zu stürmen. In einem Eintag im KTB der Pz.Gr. 4. v. 22.7.1941 heißt es dazu: „Getrieben durch die Kommissare, kämpft der Gegner zäh und erbittert, lässt sich totschiagen,“ zit. n. Römer: *Kommissarbefehl*, S. 281, Anm. 406. Der damalige Maschinengewehrführer Asmussen hatte während seiner Kampfeinsätze eine andere Erfahrung gemacht und meinte: „Was die Russen machten, war für mich kein Heldenmut, sondern die Angst vor den Politruks, vor ihrem ganzen System. Es ist kein Wunder, dass sie zwanzig Millionen Mann verloren haben gegen eine wesentlich kleinere Truppe.“

<sup>2330</sup> Römer: *Kommissarbefehl*, S. 282.

<sup>2331</sup> Vgl. KTB I c der 198. Inf.Div. v. 18.6. – 31.10.1941, zit. n. ebd., S. 282, Anm. 410.

<sup>2332</sup> Die Kriegsergebnisse bis in den Herbst 1942 stimmten durchaus optimistisch, denn Japan führte den USA im Pazifik schwere Schläge zu, das Deutsche Afrikakorps war im Februar erneut zur Offensive gegen die Briten angetreten, und im Osten hatten die Russen bei Char'kov eine verheerende Niederlage erlitten. Die Wehrmacht selbst befand sich im Südabschnitt wieder auf dem Vormarsch und erlangte im Juli endgültig die Kontrolle über die Krim. Hinzu kamen die „nie da gewesenen“ Erfolge deutscher U-Boote und die Tatsache, dass „sich das amerikanische Rüstungspotential noch kaum bemerkbar machte.“ Jasper: *Zweierlei*, S. 103; Steinert: *Stimmung*, S. 303.

<sup>2333</sup> Vgl. FpBf v. Fritz N., 18.4.42, in: Jasper: *Zweierlei*, S. 103f. dessen Erwartungen an einen Sieg über die Russen verhalten optimistisch waren, ein Ende des Krieges und damit ein Wiedersehen bei guter Gesundheit aber „noch ziemlich lange dauern könne.“

<sup>2334</sup> König, in: *Schüddekopf: Im Kessel*, S. 141.

<sup>2335</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: *Operationsführung*), S. 589.

beimessen wollte. Sie ging davon aus, dass sich die schlechte Ausbildung und Ausstattung der Russen bald zeigen und deren Kräfte erschöpfen würden.<sup>2336</sup> Zudem erwarteten die Deutschen „den Kollaps des Sowjetstaates von innen, nachdem die ersten heftigen Schläge die Rote Armee schwer getroffen haben würden.“<sup>2337</sup> Der deutsche Landser jedoch, der sich von der Kampfkraft der Rotarmisten an der Ostfront tagtäglich überzeugen konnte, hatte sein Bild vom unterlegenen Gegner schnell revidiert. Dazu heißt es bei Schüddekopf:

„Der zähe Widerstand [der Rotarmisten] hatte offenbar größeren Teilen der deutschen ‚Frontkämpfer‘ nicht nur Respekt eingeflößt, sondern sie auch dazu gebracht, vom Rotarmisten als dem ‚guten Soldaten‘ zu sprechen. Ein Urteil, das auch die deutsche Presse aufgreifen sollte und alsbald von Joseph Goebbels mit der Anweisung verboten wurde, dass in der Kriegsberichterstattung ‚das Tapfere und Heldenhafte des deutschen Soldaten von der primitiven, animalischen Haltung der Bolschewisten‘ scharf zu trennen sei.“<sup>2338</sup>

Nach anfänglichem Überlegenheitsgefühl mussten die Deutschen sich nun in Acht nehmen, so Fischer, der berichtet, „dass sich die rote Luftflotte von den ersten Schlägen erholt [hatte] und nun ziemlich oft über uns mit Bomben und Bordwaffen [erschien].“<sup>2339</sup>

Nach dem zunächst zügig erfolgten deutschen Vormarsch stellte die Wehrmacht nun einen größeren Widerstand der Roten Armee fest, was nicht ohne Eindruck auf Fischer und seine Kameraden blieb:

„Die Sorglosigkeit und Neugier, mit der wir mehr oder weniger bisher in den Tag hinein gelebt hatten, schwand. Die ständige Ahnung von Gefahr wuchs. Wenn wir nachts die Rollbahn verließen und in einer Ortschaft unterzogen, wurden starke Sicherungen aufgestellt, aber fast immer gab es in der Dunkelheit Plänkeleien. Meistens waren es versprengte Rotarmisten, die ahnungslos auf unsere Sicherungen stießen, sie kämpften hart und ohne Rücksicht auf ihre Verluste. Das waren Zufallsgefechte. Was würde passieren, wenn sie einmal in einer gut geführten Offensive antraten?“<sup>2340</sup>

Im Vergleich zu Polen und zu Frankreich empfanden einige Soldaten die eigenen Verluste bereits nach fünf Wochen Kampf in der Sowjetunion als sehr hoch, wie beispielsweise Willy Pickert am 27. Juli 1941 in die Heimat schrieb: „Die Zahl der Verwundeten und während des Vormarsches Erkrankten soll sich mit den Gefallenen an die tausend belaufen. Gegenüber dem Frankreichfeldzug allerhand mehr.“<sup>2341</sup> Dieser Eindruck Pickerts täuscht jedoch, denn im gesamten Westfeldzug sind 1940 innerhalb von sechs Wochen Kampf, allein auf deutscher Seite 27.000 Soldaten gefallen, was die Härte der Kämpfe dort unterstreicht, die aber nach sechs Wochen in einen deutschen

<sup>2336</sup> Ebd., S. 676, 701.

<sup>2337</sup> Jasper: Zweierlei, S. 73f.; Hillgruber: Russland-Bild, S. 177f.

<sup>2338</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 32.

<sup>2339</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 106f.

<sup>2340</sup> Ebd.

<sup>2341</sup> FpBf Willy Pickert, 27.7.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 249.

Sieg mündeten.<sup>2342</sup> Allerdings steht gerade das subjektive Empfinden im Vordergrund dieser Arbeit, und Jasper gewann in den von ihm untersuchten Feldpostbriefen ebenfalls den Eindruck der Andersartigkeit der Kämpfe im Osten und stellte fest:

„Unter dem Aspekt der Kampfintensität und Kampfdauer wurde der Westfeldzug in der Erinnerung immer mehr zu einer ‚Urlaubsfahrt‘ und auch der Krieg in Polen bot unter diesem Aspekt keinen Vergleichsmaßstab mehr. Der ganz neue Krieg in einem anderen und weiteren Osten der Sowjetunion veränderte die Erfahrung mit dem Osten insgesamt.“<sup>2343</sup>

Auf die Frage, ob er besondere Bestimmungen oder Instruktionen mitbekommen habe, bevor es für ihn nach Russland ging, meinte der Befragte Schütte:

„Ach, wo, ach wo! Ach wo! Also von diesem Kommissarbefehl ham wir nie was gehört, ich wenigstens nicht, nie was gehört! Und wenn Sie da nachlesen, auch zum Beispiel bei Manstein: ‚Die verlorenen Siege!‘ Der hat diesen Befehl ja aufgehoben. Und des war ja der Süden. ... [Heeresgruppe] Don, ja, genau. Also, davon haben wir, von diesem Befehl haben wir nie was gehört. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass in russischer Gefangenschaft - russische Gefangene ham wir ja auch hin und wieder welche gehabt -, dass dem was passiert ist oder was. Die ham ma abgeliefert. Wir waren froh, wenn ma 's loshatten. Was wollten wa damit anfangen? Also, und was Frauen anbelangt, ham wir ja überhaupt keinen Kontakt gehabt.“

Der Informant Rothe teilte die Einschätzung Schüttes und erklärte, dass er sich den sowjetischen Soldaten und Zivilisten gegenüber eine friedfertige Einstellung bewahrte:

„Ja, [Kommissarbefehle und so etwas] das hab ich ja alles nicht erlebt. Gar nicht. [Der Russe], das war 'n Mensch, genau wie wir. ... Ja. ... Also ich sage immer wieder: ich bin in Frankreich jewesen, ich war in Holland, ich war in Belgien, ich war in Russland. Mit den Menschen, mit denen wir es zu tun hatten, die waren genau so wie wir. Die haben *uns* nich jehasst, wir haben *sie* nich jehasst. Und, ich weiß ja auch nicht, vielleicht war das der Jedanke: 's is Krieg, is Jefahr, und so weiter. Aber, dass direkt einer, auch wo ich in Kriegsgefangenschaft war, mich hat keiner anjespuckt und auch keiner ‚Mörder‘ zu mir jesagt. Auch die Zivilisten. Selbst die Rotarmisten nicht. ... Aber ich will nur... sagen: unsere soldatische Einstellung draußen war nicht die... Wir waren keine Politiker, verstehen Sie? Das ist 'n Unterschied. Wir haben das nich von der politischen Seite gesehen, wir haben die Russen nicht als Feinde gesehen, wir haben sie als Menschen gesehen. Es war Krieg! *Die* mussten, *wir* mussten!“

Ob die Russen mehrheitlich so von deutschen Soldaten gesehen wurden, dafür fehlen hier ausreichend Belege.<sup>2344</sup> Rothe als Sanitäter, der Menschen helfen wollte und von sich sagte, er könne keinen Hass empfinden, klingt glaubwürdig in dieser und auch in anderen Darstellungen. Viele andere Aussagen sind, besonders im Hinblick auf die

<sup>2342</sup> Vgl. Sontheimer: Hitlers Blitzkriege, S. 53 – 65, hier: S. 63, zu den Verlusten des Frankreichfeldzuges 1940: „Während etwa 30 000 Soldaten der Wehrmacht fallen, haben die Franzosen 90 000 Gefallene zu beklagen.“

<sup>2343</sup> Jasper: Zweierlei, S. 249.

<sup>2344</sup> Der Literatur ist zu entnehmen, dass deutsche Soldaten, je intensiver sie in Kampfsituationen verwickelt waren, „auf der anderen Seite nicht mehr Menschen, sondern nur noch den pauschalen Feind“ sahen. Vgl. Richter: Chance des Gewissens, S. 31, 34 sowie das Interview Hartmann, 7.3.1990, in: Restloser Einsatz, S. 128: „Ich flog aus Spaß am Fliegen und habe den Luftkampf mehr als Sport gesehen: entweder der andere oder ich. So einfach ist das. ... Als junger Mensch überdenkt man nicht, dass in der anderen Maschine auch ein Mensch sitzt; man sieht nur die feindliche Maschine und kämpft.“

sowjetische Zivilbevölkerung, ähnlich.<sup>2345</sup> Der damalige Kompanieführer, Ernst Priebatsch, war, trotz der anders lautenden deutschen Propaganda, ebenso wie Rothe, um ein differenziertes Urteil, auch in Bezug auf die Soldaten der Roten Armee, bemüht. Er erklärte seine damalige Einstellung:

„Was die Propaganda über die Russen erzählte, von ihrer Grausamkeit, von ihrer Bestialität, das hab ich nicht geglaubt. Es gab sicher Kommissare, die verrückt spielten, aber das waren einzelne und solche, die es auch bei den Deutschen gab. Parteimitglieder, die fanatisch waren, die ihre Macht zeigen wollten.“<sup>2346</sup>

Aber es gibt auch andere Beschreibungen, wie die nachfolgende des Befragten Buhr:

„Ja, also, [dass der Russe ein Untermensch ist], das hatte man uns ja derartig... Und es sind auch viele hässliche Sachen passiert, aber man kann nicht sagen: Was wir gemacht haben und die ander'n gemacht haben. Beide sind ‚Schweine‘ gewesen. Ja, sehen Sie, das ist uns eben damals doch so klar gemacht worden: Wenn wir nicht angegriffen hätten, hätten die uns angegriffen. Ja, die Truppe und die Offiziere, wir waren der Meinung, dass der Präventivkrieg notwendig gewesen ist. ...“

Buhr als Offizier, später auch als NSFO, wurde vermutlich viel stärker mit den Parolen vom „russischen Untermenschen“ konfrontiert als Schütte und Rothe. Der damalige Obergefreite, Bertold König, berichtete, dass sowohl russische Zivilisten als auch Soldaten bei nicht wenigen Kameraden seiner Einheit als ‚Untermenschen‘ galten. In der Etappe, in der er und auch Buhr sich vorwiegend befanden, war diese Art von Propaganda, „die diesen politischen Rassismus nährt, ... allgegenwärtig.“ Auch Filme habe es dort gegeben, wenn das Regiment in Ruhestellung lag.<sup>2347</sup> Ebenso wie bei den Kinofilmen im Reich, wurden auch an der Front, im Vorspann zu den Unterhaltungstreifen, entsprechende ideologisch aufbereitete Hetzkampagnen gegen die Bewohner der Sowjetunion gezeigt und so der Hass und die eigene Überlegenheit geschürt.

Buhrs Ausführungen nach zu schließen, hielt er eine Aufrechnung nicht für sinnvoll und stellte fest, dass auf beiden Seiten Schlimmes vorgekommen ist. Welche Untaten er genau meinte, ließ er unerwähnt. Der Informant sprach noch im Interview 1999 vom „Präventivkrieg“. Der Angriff auf die Sowjetunion wurde der Öffentlichkeit als notwendig „verkauft“, um einem nach Angaben der Obersten Führung drohenden Überfall Stalins zuvorzukommen. Dass Stalin wirklich vorhatte, in absehbarer Zeit seine Hegemonie gen Westen zu erweitern, ist bis heute nicht erwiesen (siehe dazu auch Abschn. 5.). So widersprach etwa der Zeitzeuge Golder, der den Überfall im Osten am

<sup>2345</sup> Der damalige Funker, Fritz Schreiber, zog als Stalingradüberlebender und nach mehrjähriger sowjetischer Kriegsgefangenschaft ebenfalls eine positive Bilanz und meinte: „Ich hab von den Russen nur Gutes erfahren. Sie haben mich gut behandelt. Sie waren human. Ich habe ein einziges Mal einen Tritt von einem Russen gekriegt. Ganz am Anfang war das, noch in der Fischbrigade. Ein Posten, ein mieser, wie es überall Miese gibt. Der Tritt hat mir [aber] ein Bandscheibenleiden eingebracht.“ In: Schüddekopf: Im Kessel, S. 61.

<sup>2346</sup> Priebatsch, in: ebd., S. 80.

<sup>2347</sup> König, in: ebd., S. 140.

22. Juni 1941 als Soldat der Wehrmacht erlebt hat, der Auffassung, dass die Russen den deutschen Angriff erwartet haben. Er sagte: „Auf der anderen Seite war es ja tatsächlich so: die [Russen] hatten wir in Unterhose aus den Betten geholt, beim Grenzübergang, ... an der vorderschten Front war nix, die waren total überrascht.“<sup>2348</sup> Auch die Forschung teilt die Präventivkriegthese ganz überwiegend nicht. Vielmehr geht der sowjetische Entschluss, auch im Frieden hohe Militärausgaben zu tätigen, auf das Jahr 1918 zurück, als nach der Russischen Revolution eine ständige Verteidigungsbereitschaft hergestellt werden sollte, um gegen möglicherweise angreifende Gegner der Revolution schnell intervenieren zu können.<sup>2349</sup> Die Sowjetunion war für einen Krieg gerüstet, jedoch bereitete sie sich nicht „auf einen bestimmten Krieg zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort“<sup>2350</sup> vor, sondern sicherte sich ganz allgemein gegen die Möglichkeit eines Krieges ab. So kann hier nicht von einer permanenten und sofortigen Gefechtsbereitschaft der Russen ausgegangen werden. Vielmehr war ihre Technik häufig schon veraltet, wenn sie in Serienproduktion ging.<sup>2351</sup> So berichtete Müller: „Die [Russen] hatten auch Maschinengewehre, aber noch alte, wasserjerkühlte, wie sie im Ersten Weltkrieg schon vorhanden waren.“ Dies trifft jedoch teilweise auch auf die Wehrmachtsausrüstung zu. Einige Informanten erklärten, dass sie ebenfalls wassergekühlte MGs aus dem Ersten Weltkrieg bedienen mussten, die bei Frost natürlich unbrauchbar wurden, weil das Wasser darin gefror. Da die Deutschen ganz auf den schnellen Sieg, den „Blitzkrieg“, setzten, konnte es dem Gegner mit Glück gelingen, der Wehrmacht einen Abnutzungskrieg aufzuzwingen, dem sie auf Dauer, vor allem angesichts der großen Räume und der schwierigen klimatischen Bedingungen, nicht gewachsen sein würde. Die Erfahrungen zu Beginn des Ostfeldzuges waren jedoch zunächst auf Seiten der Wehrmacht Erfolg versprechend. So beobachtete Dietrich, dass „die Russen ... ihre Leute abgeschlachtet [haben],“ und stellte fest: „Das is schlimm, [das ging da nur] mit Masse immer.“

Die Hinhaltenaktik, mit der deutsche Kräfte immer weiter in sowjetisches Territorium gelotst wurden, ermöglichte den Russen jedoch eine gewisse Konsolidierung. Die sowjetische Rüstungsindustrie beschleunigte das Herstellen und Heranführen von

---

<sup>2348</sup> Dazu gibt es eine Fülle von Aussagen deutscher Soldaten, die den Vormarsch von der ersten Stunde an erlebt haben, u. a.: Erlebnisbericht des Hamburgers Hugo Epskamp, Kemp.-Archiv (Sign. 6220/1 + 2): „Die Russen müssen von dem deutschen Einfall so überrascht gewesen sein, dass der erste Vorstoß der deutschen Truppen ohne großen Widerstand erfolgte. Wir fuhren durch Wilna und sahen keinerlei Spuren des begonnenen Krieges.“ Der Soldat Modersohn schrieb am 22.6.1941 in einem Brief von der Ostfront: „Anscheinend haben wir den Russen heute früh gewaltig überrascht. Denn es war ihm nicht einmal möglich, nennenswerten Widerstand zu leisten.“ Dollinger: Kain, wo ist..., S. 79.

<sup>2349</sup> Harrison: „Barbarossa“, S. 444.

<sup>2350</sup> Ebd.

<sup>2351</sup> Ebd., S. 445.

Nachschub. Als der neue russische Panzer, T 34, verstärkt eingesetzt wurde, veränderte sich auch die deutsche Einstellung zum sowjetischen Gegner. Dazu Dietrich:

„[Aber] T 34, als der T 34 rauskam, da waren wir ja ziemlich schockiert, denn... unsere ... wir hatten ja nun... die Panzer, die waren ja nicht so stark, unsere. Da, das war natürlich... da hatten sie Angst, [die Deutschen]. Da hatte man diese *Anklopfgeräte*, haben wir immer gesagt, *Heeresanklopfgerät*, die Pak da, die 3.7. Die kam doch gar nicht mehr durch [die Panzerung]. [Irgendwann], ja, da kriegten wir ja denn auch schon den größeren Panzer. Und zu Anfang ... die einzigste Waffe, die geholfen hat ... das ist [das] Sturmgeschütz. Sturmgeschütz war gut. Nur da hatten wir nicht so viele von. Wenn 'n T 34 war, wurde 'n Sturmgeschütz, das Sturmgeschütz angefordert, die haben die geknackt, jedenfalls haben se versucht.“

Zur Jahreswende 1941/42 wurde offenbar, dass die Wehrmacht den neuen sowjetischen Panzern mit veralteten und wirkungslosen Panzerabwehrwaffen, wie beispielsweise der Pak 3.7 gegenüber trat, deren Geschosse einfach von der gegnerischen Panzerung abprallten und so keinerlei Effekt hatten.<sup>2352</sup> Auch den deutschen Panzern vom Typ IV war der T 34 durchaus ebenbürtig, wie Esser im Interview erklärte, der zunächst einräumte: „Wir ham ja die Russen unterschätzt,“ bevor er dann auf die sowjetischen Panzer zu sprechen kam:

„Der T 34 war doch 'n Panzer, der jedem deutschen Panzer, der damals unterwegs war, überlegen war.<sup>2353</sup> ... „Panther“ und „Tiger“ kamen erst später. Dem Panzer IV war er, dem Panzer III sowieso ... mindestens ebenbürtig. Und ... was wir immer [sagten], wenn wir einen T 34 erbeutet hatten, und die wurden auf unserer Seite eingesetzt: ‚Der brauch' kein Benzin, der fährt auch mit Petroleum.‘“

Auch hier erscheint wieder das Stereotyp von der einfacheren und flexibleren sowjetischen Konstruktionsweise des Kriegsgerätes, die vor allem den klimatischen Gegebenheiten besser Rechnung trug, im Vergleich zur häufig komplizierten deutschen Technik, die im Ernstfall – etwa bei extremer Kälte – versagte, reparaturanfälliger war und spezielle Ersatzteile benötigte. Demgegenüber wurde dem sowjetischen Material nachgesagt, dass es nicht nur eine simplere Bauweise aufwies, sondern bei kleineren Ausfällen mit einfachsten Mitteln wieder einsatzbereit gemacht werden konnte.

Auf die Frage, ob es im Hinblick auf das Verhalten gegenüber der Zivilbevölkerung oder Soldaten der Roten Armee für deutsche Soldaten besondere Instruktionen gegeben habe, im Sinne des Hitlerschen Satzes: „Der Kommunist ist vorher kein Kamerad

<sup>2352</sup> Bartov: Von unten betrachtet, S. 327; Fischer: Ohne die Gnade, S. 129, über die Kämpfe vor Moskau im Herbst 1941: „Bei einer Nachbareinheit waren zum ersten Mal die Panzer vom Typ T34 im großen Verband aufgetreten. Unsere 3,7 Pak, mit dem Namen ‚Heeresanklopfgerät‘, war machtlos gegen den T34, und unsere Panzerkanonen hatten nur geringe Chancen, einen wirksamen Treffer anzubringen.“

<sup>2353</sup> Vgl. FpBf Karl R., 3.12.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 193: „Wir stoßen hier viel auf englische Panzer, die sind aber nicht so gefährlich wie die schweren russischen, die uns sowohl an Panzerung als auch besonders an Bewaffnung überlegen sind. Na ja, es genügt ja, wenn in der Zeitung steht, wir haben die besten Waffen der Welt.“

und nachher kein Kamerad“,<sup>2354</sup> antwortete Ludwig:

„Nein, also bei uns nicht. Also, bei mir nicht. Ich kann doch nicht für die anderen sprechen. Also, bei mir gab's in der Zeit, die wir vorbereitet wurden auf den sofortigen Einsatz, das wurde uns gesagt: ‚Bei Euch dauert das nur ein Vierteljahr. Deshalb beschränken wir uns auf das Allerwichtigste.‘ Das Allerwichtigste war, angefangen mit der Handgranate, mit dem Gewehr, mit der MP und mit dem MG, und dann zu welchem Truppenteil Ihr kommt. Könnte es noch der Granatwerfer sein usw. usf., das erfahrt Ihr dort. Ihr erfahrt dort auch dies und das. Eure Uniform muss so und so sein und bleiben, damit man Euch erkennt, damit sie ersetzbar ist usw. Dann: ‚Da Ihr gegen den Russen kommt, kriegt Ihr hier ein *Bonbon*. Das kommt hier in diese Tasche. Und wenn Ihr in Gefangenschaft geratet...‘ - Zyankali. Ja, wir kriegten [das mit auf den Weg]. ... Als wir nach Westen gingen, kriegten wir's abgenommen und da hatten's einige nicht. Und wenn wir in Ruhestand kamen, mussten wir das abgeben. Wehe, es hatte einer nicht mehr: ‚Wen haste denn damit ermordet?‘“

Die bereits in Kap. 4.1 angesprochene Hybris der Generalität, die Sowjetunion in einem kurzen Feldzug zu besiegen, setzte sich auf der unteren Ebene fort. Instruktionen im Hinblick auf das Verhalten gegenüber russischen Soldaten wurden hier, folgt man den Aussagen des Befragten, nicht gegeben. Lediglich in sowjetische Gefangenschaft zu geraten war gleichbedeutend mit Selbstmord. Es gehörte, besonders bei den Waffen-SS-Organisationen, zu den Ritualen, sich nie festnehmen zu lassen. Den westlichen Alliierten wurde ein humanerer Umgang mit Gefangenen unterstellt. Daher galt diese Prämisse dort nicht. Auch Jasper stellt dazu fest:

„Auf keinen Fall in russische Gefangenschaft geraten zu wollen, ist das Ergebnis der Kriegserfahrung im Osten. Der Schrecken des Krieges wurde oft als Schrecken des Kriegsschauplatzes und des Gegners empfunden, mit dem die Soldaten gerade konfrontiert waren.“<sup>2355</sup>

Auch der Befragte Richter, obwohl Angehöriger einer regulären Heeresstruppe, war, genau wie seine Kameraden, der Meinung, dass russische Gefangenschaft gleichbedeutend war mit Tod:

„Ja, Russland, da wusste man, also in russische Gefangenschaft zu geraten, das war gleich mit einem Umkommen. Wir haben also gewusst oder geahnt oder gedacht, dass man russische Gefangenschaft nicht überstehen würde. Aus welchem Grunde – ob die Russen nun jeden umbringen oder so... – also, man hat gesagt, in russische Gefangenschaft, da darf man nicht rein kommen.“

Golder dagegen äußerte sich zunächst über das Bild, das er von Russen hatte. Über die Gefangenschaft dachten er und seine Kameraden ähnlich wie Ludwig. Allerdings wurden Golder und Ludwig beide Augenzeugen verstümmelter deutscher Soldaten, wie nachfolgende Beispiele zeigen, was sie wohl in ihrem Beschluss bestärkt hat, auf keinen Fall in sowjetische Gefangenschaft zu gehen. Golder verdeutlichte seine

<sup>2354</sup> Aus einer Hitler-Rede vom 30.3.1941 vor den Befehlshabern und Stabschefs des Ostheeres: „Wir müssen von dem Standpunkt des soldatischen Kameradentums abrücken. Der Kommunist ist vorher kein Kamerad und nachher kein Kamerad. Es handelt sich um einen Vernichtungskampf.“ Zit. in: Streit: Keine Kameraden, S. 9.

<sup>2355</sup> Jasper: Zweierlei, S. 259.

damalige Einstellung:

„Der *Untermensch*. ... Die kleineren Russen, das sind Mongolen ... Man hat sie für gefährlicher gehalten, ... vom Aussehen her fremd. Wir hatten ja das Unglück: ein Bataillon von unserem 119-er Regiment ... die haben sie massakriert. Ich hatte dann im Lazarett, also bei der ... Kompanie, bei den 119-ern, da hatte ich einen Kameraden, der hatte ... Bajonettstiche und sich dann in ein Getreidefeld gerettet. Und den haben sie nicht mehr gefunden. Die anderen Leute haben sie alle umgebracht, massakriert. Und der wurde dann, nachdem die anderen nachkamen, die Deutschen, wurde er dann gerettet, kam zurück und nach Deutschland. Aber er hat gesagt, er da vorn hat das miterlebt, er hat ... dann die Leut'... Unmenschlich. Und des war für uns das Signal, nicht in Gefangenschaft zu gehen. Da hats immer geheißen: ‚Die letschte Kugel bleibt für einen selbst. Keine Gefangenschaft, keine.‘ Eine Patrouille haben sie auch abgefangen von uns, und denn haben wir den einen g'funde, der hat die Augen ausgestoche' gehabt. Der hatte so wunderschöne blaue Augen. Das ist schon barbarisch. Das hatte ich gehört. ... Ja, ja, der war bei uns, in unserer Einheit. ... Hass hatte ich eigentlich gar keine Sekunde, aber mehr Abwehrbereitschaft.“

Aufgrund ihres, im Vergleich zu den Russen, fremdartigen Aussehens wurden die Mongolen von den deutschen Soldaten mit besonderer Vorsicht betrachtet. Waren die europäischer aussehenden Kämpfer der Roten Armee in den Augen von Wehrmachtssoldaten bereits hinterhältig, so erfuhr diese Bewertung bei der Beschreibung der Mongolen noch eine Steigerung: „Ganz feige Gestalten sind die Mongolen.“<sup>2356</sup> Das Aufeinandertreffen von Vorverurteilungen, die deutsche Soldaten bereits mit in den Krieg brachten, sei es aufgrund von Verhaltensmaßregeln während der Ausbildung (beispielsweise durch die verschiedenen Dienstunterrichtsvorgaben von Reubert, s. dazu die Anmerkungen auf der nächsten Seite) oder Dienstvorschriften vor oder während des Russlandfeldzuges, und vermeintlicher Bestätigungen vor Ort, erklärt u. a., warum bei den „oft genug hinterrücks schießen[den]“ russischen Divisionen „mehrfach stark aufgeräumt [wurde], ohne Gnade.“<sup>2357</sup> Obwohl deutsche Soldaten sich laut Befehl nicht ergeben sollten und deshalb wahrscheinlich ebenfalls in den Augen russischer Soldaten „hinterrücks“ kämpften und sich bis zur letzten Patrone verteidigten, galten die Rotarmisten bei ähnlicher Kampfweise aus deutscher Sicht als kriminell.<sup>2358</sup> Entsprechend hart war das deutsche Vorgehen. Hier haben sicher bereits in den Kampf „mitgebrachte“ Vorurteile und Einstellungen von vornherein für ein rigoroses Durchgreifen gesorgt, während es im Westen „weder ein dem ‚jüdischen Bolschewismus‘ vergleichbares Schlagwort, noch eine Vernichtung von ideologischem und rassischem Feind in einem ‚kulturlosen Raum‘“ gegeben hat. Bei Jasper heißt es dazu:

„Nur die Akzeptanz der Vorstellung vom jüdischen Bolschewismus als tödlicher Bedrohung, der unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu vernichten war, kann erklären, warum die so hoch gehaltenen Prinzipien der soldatischen Ehre, die

<sup>2356</sup> FpBf. Willy Pickert, 24.6.41; vgl. FpBfe. Herbert E., 23.6.41, 3.7.41 sowie FpBf Siegfried Sch., 14.7.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 69, dort auch Anm. 144.

<sup>2357</sup> Hürter: Heinrici, S. 62f, Nr. 14 (23.6.1941).

<sup>2358</sup> Jasper: Zweierlei, S. 301.

niemals offiziell außer Kraft gesetzt wurden, missachtet wurden.“<sup>2359</sup>

Der Informant Dr. Bötcher erinnerte sich noch daran, dass in Stalingrad zu Jahresbeginn 1943 aus Berlin der Befehl gekommen sei, „wir sollten uns erschießen. Kein deutscher Soldat sollte in Gefangenschaft gehen. Die letzte Kugel behält er für sich,“<sup>2360</sup> so wie es auch Golder zuvor geäußert hat. Möglich ist, dass es nicht nur in Stalingrad, ähnliche Verlautbarungen gab, wonach sich Wehrmachtsangehörige nicht von Rotarmisten gefangen nehmen lassen sollten.<sup>2361</sup> Bei manch' einem deutschen Soldaten wurde durch solche Vorgaben der Hass auf den Gegner nur noch geschürt. Golder erklärte, dass dies bei ihm nicht der Fall gewesen sei, sondern die Ereignisse hätten zu einer erhöhten Vorsicht geführt und zu dem Entschluss, sich auf keinen Fall lebend dem Russen auszuliefern, falls eine Gefangennahme unmittelbar bevorstünde. Die beschriebenen Vorfälle und die Anordnungen aus Berlin führten, wie Bartov meint, zu einer Dämonisierung des Feindes und zu einer Verbreitung von Angst und Schrecken.<sup>2362</sup> Alles schien besser zu sein, den Tod eingeschlossen, „als in russische Hände zu fallen.“<sup>2363</sup> In der Tat kam es häufiger vor, dass deutschen Soldaten, die in sowjetische Gefangenschaft gerieten, nicht nur persönliche Wertgegenstände, Geld und Dokumente abgenommen wurden, sondern „dass Rotarmisten und Offiziere den Gegner nicht gefangen nahmen, sondern ihn an Ort und Stelle erschossen.“<sup>2364</sup> Die Angst war also nicht unberechtigt.<sup>2365</sup> Auch der damalige Stalingradkämpfer, Hans Horn, berichtete von Situationen großer Furcht: „... aber niemand soll fragen, was für Angst wir gehabt haben,“ und erklärte: „Die Angst vor den Russen wurde von allen Seiten geschürt, nicht nur von den Offizieren. Die Russen machen keine Gefangenen, die Russen sind Barbaren. Sie waren aber genauso arme Schweine wie wir“<sup>2366</sup>.

<sup>2359</sup> Ebd., S. 301.

<sup>2360</sup> Jakob Vogt (Dr. Bötcher), in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 257. Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 183: ‚Ich glaube, ich würde mir eine Kugel durch den Schädel jagen, bevor ich mich dem Iwan ergebe,‘ hörte ich jemand sagen.“

<sup>2361</sup> Vgl. Reubert: Schütze, S. 37, der in seinem Lehrbuch „Dienstunterricht im Heere. Ausgabe für den Schützen“ aus dem Jahre 1941 zum Verhalten von Wehrmachtssoldaten bei drohender Gefangenschaft den Kampf bis zum Tod empfiehlt: „Gefangen sein bringt harte Pein, drum ficht bis Dir das Auge bricht.“ Zit. in: Jasper: Zweierlei, S. 301.

<sup>2362</sup> Auch Gerüchte, die auf russischer Seite über deutsche und auf deutscher Seite über russische Soldaten kursierten, hatten eine fatale Wirkung. Walter, in: Schüddekopf: Krieg, S. 130.

<sup>2363</sup> Bartov: Von unten, S. 336.

<sup>2364</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Hoffmann: Kriegführung), S. 926.

<sup>2365</sup> Vgl. Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 292: „Der deutsche Soldat, hieß es immer wieder, ist ein Held, der nicht in russische Kriegsgefangenschaft geht und, wenn es zum Äussersten kommt, die letzte Kugel für sich selbst aufhebt, denn die Russen bringen einen sowieso um, das sind ‚schlimme, verlotterte Untermenschen‘. Überall wurde uns das eingeläut, in der Schule, im Kino, in den Zeitungen, im Radio, und wir haben es geglaubt.“

<sup>2366</sup> Horn, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 113. Vgl. Bentschen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 15: „Wo so 'n Geschoss eingeschlagen hat, da is so schnell kein Gras gewachsen. Und der Russe war genauso, der schoss wie wild fürs Vaterland. Wir hatten viele Tote und Verwundete. Es ging auf Sein oder Nichtsein, Leben oder Tod.“

Herr Rothe erinnerte sich an einen Vorfall, bei dem zwölf deutsche Soldaten, alle Angehörige seiner Sanitätseinheit, von Russen überfallen worden sind:

„Das ist ein Anblick gewesen, den möcht' ich Ihnen nicht sagen. Nein. Da sprech' ich nicht drüber, das ist... das wär' vielleicht wieder... das möcht' ich nicht. Denn es is ja so, die das getan haben, waren nicht d i e Rote Armee, das waren nicht d i e Russen. Das war vielleicht eine kleine Gruppe, war das, und die 's bei uns auch gegeben hat und das könnte, das könnte man verallgemeinern, und das möcht' ich nicht. Nein, aber ich sag' das auch nicht. ... Nein, aber denn soll 'n anderer so was erzählen, ich erzähl' das nich. ... Nein, is egal, Sie wissen ja, ich hab Ihnen gesagt, das war ein grausamer Anblick, und das genügt.“

Der Informant wollte im Gespräch nicht weiter ausführen, wie die deutschen Soldaten zugerichtet waren. Er beließ es bei Andeutungen. Auch war er während des gesamten Gespräches, so auch in dieser Aussage, sehr um Differenzierung bemüht, nicht um pauschale Verurteilung. Ihm war es wichtig, zu betonen, dass Gutes und Böses nahe beieinander liegen konnten, auch beim Gegner.<sup>2367</sup> Zu derartigen Vorkommnissen wie sie Rothe erlebt hat, meint der Historiker Bernd Förster:

„Zu einer Radikalisierung der Kriegführung im Operationsgebiet des Heeres führten zwei Gegebenheiten: die Erschießungen und/oder grausamen Verstümmelungen deutscher kriegsgefangener Soldaten durch sowjetische Truppen sowie Stalins Aufruf zum ‚Vaterländischen Krieg gegen den deutschen Faschismus‘ und zur ‚Entfaltung des Partisanenkrieges überall und allerorts‘<sup>2368</sup>.

Nach dem Auffinden verstümmelter Kameraden verübte auch die deutsche Seite oft Racheakte an gefangenen Rotarmisten.<sup>2369</sup> Ludwig berichtete von der SS-Leibstandarte „Adolf Hitler“, dass auch seine Kameraden und er selbst mehrfach Zeugen verstümmelter deutscher Soldaten geworden seien. Er erwähnte außerdem gefangene Kommissare, und dass er selbst zweimal kurzzeitig in Gefangenschaft geraten war, aber mit Glück jedes Mal entkommen konnte:

„Das haben wir ja erlebt, bei Poltawa, z. B., und im Kursker Bogen, als wir dann zurückgingen. Was haben wir dann - und wieder vor und wieder zurück - erlebt an Verstümmelungen! Vom Russen verstümmelt - unsere Soldaten! Also, ich hab's selbst gesehen, wie einem das Glied abgeschnitten war, wie ihm die Finger hinten rüber gebogen waren usw., aus 'm Keller, da haben sie sich so richtig an uns... ich weiß nicht ... gerächt. Wir haben sie ja nicht ermordet. Wir haben denn selbst noch nicht mal den Befehl, wie hieß er, den ‚Kommissarbefehl‘ befolgt. Den haben wir nicht befolgt, weil wir sehr schnell, wenn der Kommissar zum Regiment geführt werden konnte, feststellten, dass die uns so wertvoll sind, dass wir sie doch nicht erschießen. Die sind erstens wertvoll, dass man mit'm gewissen Druck aus ihnen 'ne ganze Menge rauskriegt. Das kann verlogener Kram sein, aber manchmal is so 'n Druck auch so, dass es gut ist. Und dann kann man die als Geisel benutzen. Oh, das wurde gemacht. Ich hab sogar mal einen selbst [gefangen genommen]... Das war 'n Oberst. ... Rein zufällig. Ja, ja. Ich hab ihn durch gekriegt bis dahin, [bis zum Regimentsstab]. Bis dahin is das schwer, überhaupt zu kommen. Glauben Sie doch ... das is auch so etwas, was man deutlich machen muss. Manchmal is die Entfernung von Front zu Front ein Haus entfernt. Und manchmal is es 20 Kilometer entfernt. Im Nebenhaus wohnen schon die Gegner. Und dann gibt es erst auf

<sup>2367</sup> Vgl. Leh: „Die andere Hälfte der Wahrheit“, S. 38.

<sup>2368</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Förster: Sicherung des Lebensraumes), S. 1232.

<sup>2369</sup> Ebd.

20 km... In der Zwischenzeit is, nicht der Reihenfolge nach, einfacher Mann, dann der Zug, die Kompanie, Bataillon, Regiment oder Division, nicht wahr. Das is so ein Gewirr: Auf einmal fahr ich ihm [dem Russen] da und da hinein. Das is mir doch zweimal passiert, wo ich in den Russen hineingefahren bin. ... Wie hab ich's geschafft, [da rauszukommen]? Das waren so die Zufälle. Indem ich [mich] da mit denen auseinandersetzte. Weil die mich da natürlich gleich ... 'n Dolmetscher holten se ran, nich, gleich ausfragen wollten: ‚Wie kommst du ...‘ usw. usf. Auf einmal krachte es fürchterlich, alles lag auf der Schnauze. Und ich bin weggelaufen. ... Granatangriff.“

Die Waffen-SS-Divisionen fielen auf fast allen Kriegsschauplätzen durch exzessive Härte auf. Entsprechend scheinen die Rotarmisten auf ihre Weise mit Angehörigen solcher Divisionen umgegangen zu sein, auch wenn solcherlei Handlungen dem Völkerrecht widersprachen. Hitler selbst hatte die Genfer Konvention und die Haager Landkriegsordnung für seinen „Ostkrieg“ mit dem Argument außer Kraft gesetzt, Stalin habe diese Richtlinien nicht unterzeichnet. Daher sehe er auch keinen Grund, sich daran zu halten. Aber auch deutsche Soldaten konnten an der Ostfront nicht mit Milde rechnen, zumal sie selbst keine Nachsicht mit dem Gegner übten und zudem die Angreifer waren. Dennoch ist kaum vorstellbar, dass – ausgerechnet in der Waffen-SS, und zudem in der „Leibstandarte ‚Adolf Hitler‘“ - mit Kommissaren glimpflich umgegangen wurde, zumal nach solch grausigen Vorfällen wie dem Verstümmeln von Kameraden. Glaubwürdig ist, dass die Kommissare zunächst verhört und ihnen – auch unter Folter -, Informationen abgepresst wurden. Was dann mit ihnen geschah, ließ Ludwig offen. Tatsache ist, dass Hitlers „Kommissarbefehl“ vom 6. Juni 1941 genaue Anordnungen enthielt, wie mit Kommissaren zu verfahren war: Da „mit einem Verhalten des Feindes nach den Grundsätzen der Menschlichkeit oder des Völkerrechts nicht zu rechnen“ war, was seiner Meinung nach insbesondere auf die politischen Kommissare zutraf, „sind [sie] daher, wenn im Kampf oder Widerstand ergriffen, grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen.“<sup>2370</sup> Dass der Informant selbst die Ausführung des berüchtigten Befehls nicht erlebt haben will, heißt nicht, dass nach dem Verhör nicht danach verfahren wurde.

Auf die Frage, ob er im Laufe des Ostfeldzuges oder vorher vom so genannten „Kommissarbefehl“ gehört habe, antwortete der Befragte Christian Ritter:

„Wir hatten keinen solchen Kommissar, mir nicht begegnet. ... Das war mir also auch neu. Das habe ich erst jetzt ... Das habe ich nicht erlebt, dass also irgend solche Weisungen da waren, und es ist sogar so gewesen, wir haben einmal eine ... in Russland waren die Wälder immer so schrecklich, weil da hockten also immer die Russen innen drin und waren sehr geschickte Kämpfer und machten das so aus 'm Hinterhalt und hatten da also einmal einen Trupp von einer Infanterieeinheit, und wir mussten dann abends, im Dunkeln, an diesen Fahrzeugen vorbei, wo die Leute also alle über den Wagen hingen, massakriert worden waren. Das hätte ja also eigentlich auslösen können, dass man sagte: ‚Naja, wenn Ihr das so macht, machen wir das auch so!‘ Aber das ist mir nicht bekannt. ... Wir

<sup>2370</sup> Hitlers „Kommissar-Befehl“ v. 6. Juni 1941, abgedr. in: Schneider: Waffen-SS, S. 112.

haben natürlich darüber geredet, da konnte man nicht dran vorbei gehen, da musste man drüber reden: ‚Hat das was zu bedeuten, wie sollen wir uns verhalten?‘ Und da haben wir uns gedacht, also Fairness, Ethik, das gehört zum Soldaten dazu, ... wir haben dann also eindeutig darüber geredet und das auch mit unseren Offizieren besprochen, man musste darüber reden. ... Das war also eine Batterie. ... Das konnte man nicht eindeutig [feststellen, sind das Rotarmisten oder Partisanen gewesen?] ... ich meine, die waren natürlich nicht mehr da. Wir vermuteten damals, die Russen zogen sich zurück und gingen da immer irgendwo in Position, wo sie eine gute Ausgangslage hatten und was machen konnten. Und das war auch unsere Schwierigkeit, und so bin ich auch verwundet worden. Wir marschierten sozusagen in das geräumte ... in die geräumte Landschaft, aber irgendwo saß da jemand, mit 'ner Kanone oder mit 'ner ... und so kriegten wir also dann... Ja, ich meine, das war wahrscheinlich doch nur von diesen Menschen, die da zusammen waren. Man muss sich ja klarmachen, dass, wenn man als 19-/20-jähriger 6000 km von zu Hause weg, sozusagen in den ... Tod marschiert, und das war ich, dann die Truppe ist sozusagen das Zuhause, das ist das, wo man sich noch irgendwie, in irgendeiner Form wärmen kann, und da kommt es dann auch dazu, dass man sich eben solche Fragen stellt und zwar auch ganz nüchtern: wie kann ich am ehesten überleben? Indem ich morde und massakriere, oder indem ich das nicht tue, sondern wie ein Soldat kämpfe?!“

Den teilweise vagen Andeutungen Ritters ist zu entnehmen, dass er mit seiner Einheit an grausam zugerichteten Wehrmichtsangehörigen vorbeikam, die entweder durch Soldaten der Roten Armee oder durch Partisanen getötet und anschließend verstümmelt worden sind. Im Gegensatz zu anderen Berichten, erklärte Ritter, dass es unmöglich war, *nicht* im Kameradenkreis über diesen und ähnliche Vorfälle zu berichten. Ritter, der sich als Leutnant im Krieg eine humanere Haltung gegenüber den Gegnern, aber auch gegenüber seinen Untergebenen bewahrt hat, waren Gefühle wie Hass und Rache, aber auch schikanöses Verhalten als Ausbilder vollkommen fremd. In der Beschreibung seines Verhaltens offenbart sich die im Zweiten Weltkrieg wenig angewandte „Tugend“ der Fairness, obwohl er Zeuge verstümmelter Deutscher geworden ist und es nahe gelegen hätte, sich dem Gegner gegenüber genauso zu verhalten, wie viele andere in dieser Arbeit berichteten. Dass Ritter sich angesichts des bis dahin Erlebten und der von ihm geschilderten Belastungen – 6000 km vorwiegend zu Pferde zurückzulegen, schwerste Kämpfe, wenig Schlaf, unzureichende Verpflegung, fernab von Geschwistern und Familie - als verantwortlicher junger Offizier einen derart hohen moralischen Anspruch erhalten konnte, überrascht. Anscheinend war es ihm möglich, auch andere Offiziere davon zu überzeugen, dass ein deutscher Truppenführer, trotz des Anblicks von Kriegsgräuel an Wehrmichtsangehörigen, nicht von bestimmten positiven Tugenden abweichen und sich daher nicht dazu hinreißen lassen durfte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Der „Kommissarbefehl“ vom 6. Juni 1941 sah, wie bereits erwähnt, vor, „alle politischen Kommissare der Roten Armee als Träger des bolschewistischen Kampfwillens nach ihrer Ergreifung sofort zu erschießen.“<sup>2371</sup> Die Anweisung betraf

<sup>2371</sup> Hausch/Friedrich: Partisanenkrieg, S. 235.

auch zivile Kommissare „jeder Art und Stellung“.<sup>2372</sup> Seine Ausführung durch die Truppe ist in der Literatur umstritten. Bekannt ist jedoch, dass dieser Befehl bei Teilen der Truppe und Offizieren auf Widerspruch stieß und bei einigen Einheiten von vornherein nicht ausgeführt wurde. Ritter hatte offenbar keine Kenntnis von einem solchen Befehl. Andere, für diese Arbeit Befragte (u. a. Becker) berichteten, dass ihre jeweiligen Kommandeure den Befehl absichtlich nicht ausführten, ihn sogar ablehnten. Dies verdeutlicht einerseits das mutige Handeln einiger höherer Offiziere, andererseits aber auch, dass es in vielen Situationen eine Wahlmöglichkeit gegeben hätte: es war den Truppenkommandeuren zwar befohlen worden, diesen und anderen Anweisungen Folge zu leisten. Die Ablehnung und Nicht-Durchführung des Befehls seitens der verantwortlichen Truppenführer blieb aber in der Regel ohne Folgen. Die Behauptung, dass die Nicht-Ausführung unter Strafe stand, trifft auch auf andere Anordnungen *nicht* zu. Dazu meint Jan Philipp Reemtsma: „Es sind nur sehr wenige Taten gewesen, deren Unterlassung mit dem Tode bedroht wurde. Die Desertion gewiss; nicht die Weigerung, Zivilisten zu erschießen.“<sup>2373</sup> Der Kommissarbefehl wurde Anfang Mai 1942 mit der Begründung – zunächst versuchsweise – aufgehoben, den feindlichen Widerstand nicht weiter zu provozieren und eingeschlossene sowjetische Truppen zur Kapitulation zu bewegen. Der Befehl wurde nach diesem Zeitpunkt nicht wieder in Kraft gesetzt.<sup>2374</sup> Möglich ist aber, dass politische Kommissare nach dieser Zeit weiterhin als „Feind Nr. 1“<sup>2375</sup> betrachtet und behandelt wurden, zumal sie in der Propaganda als „jüdische Menschenschinder“ dargestellt worden waren.<sup>2376</sup>

Der nach Hitlers Rede vom 6. Mai 1941 erstellte erste Entwurf für den „Kommissarbefehl“ wurde mit Vorschlägen der Heeresleitung ergänzt, die die Vorgaben Hitlers an Radikalität sogar noch übertrafen.<sup>2377</sup> Allerdings berichteten auch andere Interviewpartner, dass der „Kommissarbefehl“ in ihren Einheiten nie bekannt gemacht wurde. So sagte Thomsen im Interview: „Da hab ich nie was von gehört.“ Und auch Golder stellte fest: „Praktisch isch uns da auch nichts bekannt g’wese. Dass der Befehl existiert hat, das war mir bekannt, aber wir haben vielleicht zufällig keine gehabt, keine Kommissare.“ Der Erklärung Golders nach zu urteilen, ist ihm kein Fall bekannt geworden, wonach Kommissare von deutschen Einheiten nach ihrer Gefangennahme erschossen worden sind. Tatsache ist aber, dass die deutsche Seite in den politischen

<sup>2372</sup> Dessen: Kommissarbefehl, S. 547f.

<sup>2373</sup> Reemtsma: „Wie hätte ich mich verhalten?“, S. 23. Vgl. der vom ZDF-Magazin Frontal interviewte ehemalige Wehrmachtsangehörige Schommler, der den Befehl, eine jüdische Familie zu erschießen nicht ausführen mochte, sondern nur so getan hatte, als ob.

<sup>2374</sup> Dessen: Kommissarbefehl, S. 548; zum Kommissarbefehl vgl. DRZW 4 (Beitrag Förster: Unternehmen „Barbarossa“), S. 520 – 525; Römer: Kommissarbefehl.

<sup>2375</sup> DRZW 4 (Beitrag Förster: Unternehmen „Barbarossa“), S. 527.

<sup>2376</sup> Ebd., S. 528.

<sup>2377</sup> Römer: Kommissarbefehl, S. 75.

Kommissaren „die Korsettstangen und tragenden Säulen der sowjetischen Truppe“<sup>2378</sup> sah. Auf die Tätigkeit der Kommissare führte es die Wehrmachtsführung zurück, „dass der früh erwartete Zusammenbruch der Roten Armee ausgeblieben war“<sup>2379</sup>.

Auch der Informant Esser erklärte im Gespräch: „Ja, also der ‚Kommissarbefehl‘ hab ich erst nach’m Krieg erfahr’n, dass es so was gegeben hat!“ Esser gehörte einer Waffen-SS-Division an, die an der Ostfront ohnehin eine „eigene“ Kriegsgerichtsbarkeit ausübte und nach eigenen Gesetzen vorging. Er räumte nachfolgend deutsche Verbrechen an russischen Gefangenen ein, an denen er, seinen Angaben zufolge jedoch nicht beteiligt gewesen sein will:

„Und es gab natürlich auch unter deutschen Soldaten, das will ich gar nicht verheimlichen, Dinge, die eigentlich nich hätten passier’n dürfen! Aber das is immer so ’ne Sache: wir haben also mal so einen Nachtangriff gefahr’n. Und da ergaben sich also einige russische Soldaten. Die wussten also, es hat keinen Zweck mehr. Und die wurden dann von den nachfolgenden Infanteristen gleich umgebracht. Das hat’s gegeben. Das war nun in diesem Fall ’ne Heeresabteilung. Aber das spielt dabei keine Rolle. Wir fuhr’n ja weiter. ... Die Infanteristen war’n aufgesessen, also unsere Infanteristen, und wir fuhr’n ja weiter, wir hatten irgendein Ziel dahinten zu erreichen. Was hinter uns geschah, interessierte uns nur... Ja, die Schwierigkeit dabei war natürlich immer die, dass man, wenn man Gefangene nach hinten brachte – ich hab’s nich erlebt, aber ich kann’s mir vorstellen – is man erst mal für die Kompanie ’n Ausfall. Man is ja erst mal ’n paar Stunden hinten zurück. Und dann kommt immer wieder der Gedanke: es kann ja sein, dass die jetzt befreit werden, dann nehmen sie sich wieder ’ne Knarre, und denn schießen se wieder auf unsere Soldaten. Wissen Sie’s?! Kann alles passier’n. [Die wurden nach hinten gebracht], das ham wa dann später mal gehört. Ob’s nun stimmt, wag’ ich auch nicht zu behaupten, aber es wurde dann erzählt. Also, da is das und das passiert, und: ‚Diese Idioten! Warum haben die sich ergeben?! Die hätten also in ihren Löchern bleiben sollen und da wär’ nix passiert! Oder irgendwie so, nich.“

Bei der den Panzertruppen nachfolgenden Infanteristen kann es sich um Angehörige derselben Waffen-SS-Division gehandelt haben, die brutal und ohne zu zögern die Gefangenen nicht zurückführten, sondern an Ort und Stelle töteten. Der Informant, der es im Gespräch bei Andeutungen beließ, was alles hätte passieren können, wenn Kriegsgefangene tatsächlich zurückgeführt wurden, brachte im Krieg selbst jedoch seine Einstellung zum Gegner umso deutlicher zum Ausdruck. In einem Feldpostbrief, den er im Februar 1943, kurz nach Ankunft seiner Division, der 1. SS-Leibstandarte Adolf Hitler, im Raum Char’kov an seinen Vater schrieb, heißt es: „Es wird sicher sehr schmierig, denn bei Russens ist es aber auch wirklich nicht sauber.“ Von den Kämpfen um Char’kov, an denen er als Richtschütze in einem Panzer teilnahm, schrieb er: „Es war prima! Wie es ein Kämpfer- und Richtschützenherz erfreut! ... Schneidige Angriffe, die übrigens für das Panzersturmartabzeichen bald reichen.“<sup>2380</sup> Einige Tage später, am 24.2.1943, teilte er seinem Vater mit:

<sup>2378</sup> Ebd., S. 283.

<sup>2379</sup> Ebd.

<sup>2380</sup> FpBf Essers an seinen Vater, 16.2.1943 (PrArIW).

„Wir sind hier in einem Dorf untergezogen. Wir können uns das leisten, denn bei unserer Division ist der ‚Bolero‘, wie die Russen bei uns heißen, vorsichtig geworden und hält sich in respektvoller Entfernung. ... Die beiden bis jetzt gefahrenen Einsätze waren ... sehr erfolgreich. Jedesmal hatten wir den Bolero restlos zur Sau gemacht. Das erste Mal waren über 20 7,62 und 4,5 Pak, 30 Gespanne und etwa 200 Tote unsere Beute. Beim zweiten Mal, gestern, war es noch schöner, eine Division, ein Art.Rg. und 2 Inf.Rgter., die uns heute angreifen sollten, wurden zertrümmert ... eine Menge anderes Gerät und ein ganzer Haufen Tote blieben auf der Wahlstatt. Hei, wie die Russkis stiften gingen. ... Ja, der Krieg macht doch Spaß.“

In einem Brief vom 21.3.43 kam er auf seine damalige Einstellung den Rotarmisten gegenüber zu sprechen:

„Du willst ein Urteil über die Russen haben. Der russische Soldat im großen und ganzen ist schlecht. Du wirst erstaunt sein und Dich fragen: Ja, wie konnten denn usw.? Wenn Du aber wüsstest wie viel Russen noch herumtoben, dann würdest Du sagen: aha! In jedem Nest, durch das wir kamen, lebten noch mindestens 100 bis 300 Personen. Natürlich auch in jedem Dorf, das die Russen eroberten. Diese wurden nun alle zusammengetrieben, und – zum Teil unbewaffnet, - in den Kampf gejagt. Eine letzte Verzweiflungstat Stalins. Unsere mehr oder weniger tapferen Verbündeten ließen sich ins Bockshorn jagen und nahmen Reißaus. Der Nachschub der W.H. Divisionen wurde abgeschnitten. Sie zogen sich zurück. Schnelle russische Verbände, nicht motorisiert, sondern mit Schlitten und Pferdegespannen, denen keine Geländehindernisse gegenüberstanden, - im Winter gibt es hier so was nicht, - umfassten die deutschen Verbände, zersprengten sie, rieben sie durch ihre Überzahl an Menschen auf, und als wir ankamen, war statt der Front nur noch ein Loch da. Wir kamen gerade recht, um noch größeren Schaden bei Ch.[ar'kov] zu verhüten. ... Leider ist es so, dass der Russe im Winter an kein Gelände gebunden ist und wir mit unseren mot. Divisionen an die mehr oder weniger guten Strassen gebunden sind. Im Sommer wird das ganz anders. Da ist der Russe, der jetzt schon fast keine LKW und PKW außer den Beutefahrzeugen hat und verflucht knapper, als wir denken, mit Benzin daran ist, unsern schnellen Divisionen hoffnungslos unterlegen. ... Deine Frage nach den russischen Panzern: die Russen haben einen Panzer, und das ist der T 34, er ist unseren gebräuchlichen Panzern (Panzer 3 und 4) in Geschwindigkeit, Panzerung und Bauform (schräge Flächen) überlegen. Er hat dagegen 3 Nachteile.<sup>2381</sup> ... Neben diesem T 34, der in ziemlichen Mengen auftritt, hat der Russe noch den KW I (44 to, 1-7,62 KWK) und den KW II (Klim Woroschilow) (52 to, 1-15 cm Haubitze), die aber auf Grund der schlechten Erfahrungen nicht mehr gebaut werden. Dann noch amerikanische und englische Muster (Mark II und III), die aber selten auftreten und uns nicht allzu gefährlich werden können, da sie nicht sehr stark bewaffnet sind. Die russische Luftwaffe ist uns bisher überhaupt nicht gefährlich geworden. ... [Wir] haben doch nie mehr als 2 oder 3 Flugzeuge auf einem Haufen gesehen. Meistens sind es die berühmten Ratas, schnittige, gut aussehende Jäger. Unsere Luftwaffe unterstützt uns dagegen in hervorragender Weise. Oft fliegen gleich 20 bis 30 Stück gegen den Feind.“

Zu Beginn des Briefes an seinen Vater stellte Esser bereits fest: „Der russische Soldat im großen und ganzen ist schlecht.“ Dies war zur damaligen Zeit eine häufig anzutreffende Einschätzung der Rotarmisten seitens deutscher Streitkräfte, die auch dazu

<sup>2381</sup> Nachteile lt. Esser: keine guten Granaten für die 7,62 KWK (Kampfwagenkanone), sondern nur Sprenggeschosse, die deutsche Panzer nicht durchschlagen; keinen Kommandanten, nur einen Richtschützen, der zudem nur über ein begrenztes Sichtfeld verfügte und drittens einen immer schlechter werdenden Walzstahl, der die Panzerung des T34 „dünnere“ mache. Brief Essers, 21.3.1943 (PrArIW).

diente, die eigenen Kameraden, Kompanien und Divisionen als „pffiffig und tapfer“ hinzustellen, „während der Feind unweigerlich als Tölpel, Feigling oder ... degenerierter Untermensch dastand.“<sup>2382</sup>

Von der „Mentalität“ der kämpfenden Rotarmisten meinte Esser, dass diejenigen, die den Panzern der LSSAH gegenüberstanden, „in dem Augenblick, in dem sie uns sahen, stifteten gingen.“ Nach Ansicht dieses Befragten waren die russischen Kämpfer nicht sehr tapfer. Deutlich wird, dass Esser selbst dann noch ohne Pardon mit dem MG gegnerische Soldaten tötete, wenn diese sich ergeben wollten. Die Rote Armee hatte bereits 1941 amerikanische Waffenunterstützung erhalten. So tauchte an der Ostfront schon früh der General-Lee-Panzer vor den deutschen Linien auf.<sup>2383</sup> Auch amerikanische Verpflegung erhielt die Rote Armee, die deutsche Soldaten in aufgegebenen Bunkern fanden.<sup>2384</sup>

Von der Kampfweise der Russen wusste Ludwig zu berichten:

„Also die Russen sind... ja, Berserker, aber eben auch mit der Hinterrücksangst, ohne Bereitschaft aufzugeben. Brutaler, grausamer und durchhaltender, einfach durchhaltender. Was den russischen Soldaten von ihren Vorgesetzten zugemutet wurde, das war unglaublich, das hätten unsere auf Dauer nicht ausgehalten. In Kälte, ohne genügend Kleidung... Aber die Russen, denen wurde auch ... die wurden mehr gezwungen, noch viel mehr gezwungen als wir. ... Und zum Dothauen [hatten die 'n Spaten]. Ja, ich habs einmal erlebt, wie sie im Winter dann übers Feld gerast kamen, aber sie hatten schon weiße Hemden – gabs auch, dass sie ohne weiße Hemden kamen. Und wir lagen da und brauchten nur mit'm MG draufzuhalten. Aber da ging mir schon, der ganz neu dazugekommen ist, das war mein erster Schuss, mir ging da schon, diese 1:100.000, ich musste den Gurt nachführen und sah sie immer näherkommen. Es wurden zwar weniger, und mein Schütze, der traf auch gut, aber wenn der nicht getroffen hätte, dann wär' jetzt plötzlich der Russe dagewesen. Ich stell' mir das fast traumhaft vor, dann wär' ich hilflos gewesen. Aber ich hatte ja auch 'n Gewehr zum Draufhauen. Aber das war nicht [so] gekommen. Gott sei Dank hatten wir unseren Laden zusammen.“

Auf den großen Einfluss der Kommissare auf den hartnäckigen Widerstand der Rotarmisten wurde bereits hingewiesen. Ludwig bestätigte aber nicht nur das Bild vom verbissenen kämpfenden Russen, sondern auch das gesellschaftlich von der Propaganda vermittelte Feindbild, wonach Ostvölker angeblich einen „asiatisch-hinterhältigen“ Charakterzug innehaben. Dieses Sinnbild stand für das

„Bedrohliche aus dem Osten ..., [und] war ein hochsuggestives Mittel, sich und die Heimat der Rechtmäßigkeit des Einsatzes für das Vaterland zu versichern. Das Schreckliche, was man zu sehen erwartete, wurde für viele durch eine negativ vorgeprägte Erwartungshaltung gegenüber der Sowjetunion noch übertroffen.“<sup>2385</sup>

Seine Bemerkungen zur Kälte und ungenügenden Kleidung treffen aber eher auf die Deutschen zu als auf die Kämpfer der Roten Armee. Oft finden sich Aussagen

<sup>2382</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 277.

<sup>2383</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 233.

<sup>2384</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 300.

<sup>2385</sup> Stenzel: Das Russlandbild des 'kleinen Mannes', S. 135f.

deutscher Soldaten, wonach die Russen wesentlich bessere, den klimatischen Bedingungen angepasste Kleidung hatten als die deutschen Landser, die häufig erst zu Beginn des Jahres 1942, manches Mal auch erst 1943 über ausreichende Winterbekleidung verfügten und zwei Winter in eisiger Kälte mit Sommer- oder Übergangsausrüstung bewältigen mussten.<sup>2386</sup> Der Soldat Wolfgang Buff schrieb dazu: „Ihre [die russische] Kleidung ist nicht schlecht. Vor allem haben sie gute Pelzmützen und dauerhaftes Schuhzeug und warme Handschuhe.“<sup>2387</sup>

Im Vergleich zur sehr guten Ausstattung der SS-Leibstandarte „Adolf Hitler“ mögen die russischen Soldaten weniger gut bekleidet gewesen sein. Ansonsten besaßen sie aber ein wesentlich größeres Reservoir an Soldaten und Material und waren besser auf die Gegebenheiten eines langen Krieges vorbereitet. Für den Großteil des deutschen Heeres trifft dies jedoch nicht nur hinsichtlich der Bekleidung nicht zu.

In der Regel waren Situationen, in denen Deutsche russischen Soldaten von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, eine Möglichkeit, sich zumindest äußerlich ein Bild von Kämpfern der Roten Armee zu machen. Der damalige Wehrmachtsangehörige Günter Koschorrek beschreibt das erste Aufeinandertreffen so:

„Ich sehe zum erstenmal russische Soldaten aus der Nähe und betrachte sie neugierig. In ihren schmutzigbraunen Mänteln und den speckigen Kopfbedeckungen mit den langen Ohrenklappen sehen sie nicht gerade Vertrauen erweckend aus. Sie strömen nichts Gefährliches, eher [etwas] Fremdländisches aus. Einer scheint mongolischer Abstammung zu sein. Ihre Gesichter sind unrasiert und grau, mit unruhigen Augen. Ich spüre die Unsicherheit und die Ängstlichkeit in ihren Blicken. Wahrscheinlich würde ich mich in dieser Lage ähnlich fühlen. ... Die beiden Russen, ich schätze sie zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren, sind ganz faule Burschen, und ich muss sie öfter zur Arbeit anfeuern.“<sup>2388</sup>

Schütte gab ein anschauliches Bild von besiegten russischen Kämpfern, die er aus Neugier als Jugendlicher in einem Gefangenenlager nahe seines Heimortes in Augenschein genommen hatte:

„... Sie meinen, der Soldat als solcher? Ja, [die Parolen vom ‚russischen Untermenschen‘] kenn’ ich natürlich. Hat man ja alle in der Wochenschau und in Zeitschriften gehabt. Gleich, als die ersten, die ersten großen Schlachten war’n, bekamen wa [bei uns] ein Gefangenenlager, da waren die ersten Russen, da sind wir mit’m Fahrrad hingefahr’n. Wir wollten mal gefangene Russen seh’n. Natürlich haben die anders ausgesehen wie wir. Und ein gefangener, ein geschlagener Soldat sieht furchtbar aus. Ein geschla... nicht geschlagen, körperlich geschlagen, sondern ein Soldat, der einen Kampf verloren hat. Sie sehen’s ja, wie unsere Soldaten dann in die Gefangenschaft marschiert sind. Die Bilder haben Sie ja auch. Ja, wir haben ja ’ne andere Physiognomie als der Russe, der Slawe natürlich, das is ganz logisch. Ansonsten, als wir da rauskamen, haben wir nicht gemeint, wir kämpfen jetzt da gegen Untermenschen, nein! Nein, nein, nein, nein. [Und] wenn der deutsche Soldat geschlagen war, Sie seh’n die Bilder heute: nicht

<sup>2386</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 51, berichtet von sehr guten Filzstiefeln, wattierten Hosen und Jacken sowie von Tarnkleidung, über die viele Rotarmisten verfügten.

<sup>2387</sup> Buff: Vor Leningrad, S. 39; Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 110.

<sup>2388</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 45.

rasiert und eingefallen und zum Teil zerlumpt und da hängt 'a Knopf runter und da ... Ach, das ist doch furchtbar, das Lager. So sahen die Russen auch aus.“

Schütte beschrieb das Aussehen der russischen Soldaten im Gefangenenlager als typisch für einen Soldaten, dessen Volk eine herbe Niederlage erlitten hat. Er spricht aber auch vom fremden, slawischen Aussehen der Gefangenen. Inwiefern sein Bild das der offiziellen damaligen Propaganda war, oder er auch heute noch meint, manche Russen sehen ‚fremder‘ aus als Westeuropäer, ist schwer zu sagen. Vielleicht wollte er sich mit seinem Freund auch nur davon überzeugen, ob der „Bolschewist“ tatsächlich so fremdartig aussah wie es in Wochenschauen dargestellt wurde. In der Tat sehen besiegte Soldaten jedweder Nation als Gefangene oft gleich deprimiert aus, so dass die Rotarmisten hier keine Ausnahme bildeten.<sup>2389</sup> Und auch gegenüber den Gefangenen im Westen im Sommer 1940 sind herabwürdigende, rassistische Äußerungen deutscher Soldaten zu finden, wie Jasper u. a. anhand einer Passage aus einem Feldpostbrief verdeutlicht, in der der Soldat Otto Heubich berichtete: „Neger sind auch darunter, und teilweise schwere Verbrechertypen, alles kommt nach Mühlhausen ins große Sammellager.“<sup>2390</sup> Während im Westen die Kolonialtruppen der Franzosen die Aufmerksamkeiten deutscher Soldaten auf sich zogen, die diese Gefangenen in der Regel negativ beurteilten, war dies im Osten „bis in die Formulierungen hinein genauso, nur dass ‚Neger‘ durch ‚Asiaten‘ und ‚Schwarze‘ durch ‚Schlitzäugige‘ ersetzt wurden ...“<sup>2391</sup> Jasper erwähnte als entscheidenden Unterschied zum Westen den „deutlich elendere[n] Zustand, der den sowjetischen Kriegsgefangenen ... [häufig] auch noch zum Vorwurf gemacht wird.“<sup>2392</sup>

<sup>2389</sup> Vgl. Bernecker: *Generation*, S. 250f., der den Auftrag hatte, zwei Gefangene vom Bataillon seines Regiments abzuholen: „Die beiden Iwans lagen zusammengekauert und fröstelnd auf der Kellertreppe. ... Zwei stechende Augenpaare starrten mich verängstigt an, so als glaubten sie, wir wären das Erschießungskommando. ... Beide waren noch sehr jung, kahl geschoren und hatten blendend weiße Zähne, es waren die ersten Russen, die ich aus nächster Nähe sah. So sahen sie also aus, unsere Bezwinger, die uns täglich die Fersen versengten, sie hatten genauso Schiss wie wir!“ Vgl. Fischer: *Ohne die Gnade*, S. 63, über Soldaten der französischen Armee im Frühsommer 1940: „Lange Kolonnen niedergeschlagener und erschöpfter Gefangener kamen uns auf der Straße entgegen. Darunter auch Kolonialtruppen mit Farbigen, Algeriern und tiefschwarzen Senegalesen.“

<sup>2390</sup> FpBf Otto Heubich, 25.6.40, in: Jasper: *Zweierlei*, S. 276 sowie FpBf Alfons Freund, 22.6.40, in: ebd.: „Gestern sah ich einen Gefangenentransport von 13000 Soldaten, welche Franzosenschwarze waren. Die Schwarzen, das ist ein Sau-Volk, solche Kerle setzt man uns zur Wehr.“ Vgl. FpBf H., 2.6.40, in: ebd., Anm. 133: „Endlose Kolonnen französischer Gefangener ziehen an uns vorbei. Erstmals sehen wir Schwarze unter ihnen. Menschen aller Rassen haben die Alliierten aufgeboten, um unseren Vormarsch aufzuhalten. Gelbe, Schlitzäugige, völlig Schwarze. Auch den meisten Franzosen sieht man an, dass sie einer Völkermischung entstammen.“

<sup>2391</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 276f. sowie ebd. FpBf Josef Zinner, S. 2.8.41: „Da kann man allerhand Gesichter sehen. Russen, Mongolen, Asiaten und wie die kleinen Staaten alle heißen. Wenn man täglich zigtausend von diesen Gesichtern sieht und wie sie hausen, bekommt man ein klareres Bild vom viel gepriesenen Kommunismus.“

<sup>2392</sup> Ebd.

Wie Schütte, so erinnerte sich auch Schweitzer nachfolgend an das Propagandabild, das in den deutschen Wochenschauen vom russischen Kämpfer gezeigt wurde. In der Regel wählte man einen bestimmten Typus, meist einen asiatisch aussehenden Rotarmisten aus, um das vermeintliche Bild vom „Untermenschen“ zu verfestigen und so das Feindbild innerhalb der Bevölkerung aufrechtzuerhalten:

„Ja, sie [die Russen] hatten auch ja wohl ähnliche Befehle, dass das unbedingt gehalten werden musste. Und das haben sie auch getan also dann. Ich würde sagen, der Russe war ein, so als Soldat, ein sehr hart und tapfer kämpfender Soldat. ... Ja, das Propaganda[bild], da hat man natürlich in den Wochenschauen beispielsweise dann, wenn man die Gefangenen gezeigt hat, dann hat man ‚Typen‘ gezeigt. Ja, und dann asiatische Horden und die Unterschrift so ähnlich, und primitive Menschen und so, ja. ... Nein, das Bild des russischen Soldaten war das nicht, das kann ich nicht sagen. ... Und auch diese asiatischen Truppen waren immer dabei, die haben sehr tapfer gekämpft, während man bei dem Amerikaner oder Engländer sagen muss, ich will nicht sagen, dass er das nicht gemacht hat, aber er hatte einfach eine solche Überlegenheit. Es war wohl schon damals, dass sie, jetzt so im Nachhinein, eine ähnlich generelle Überlegung bei den Amerikanern, nicht unnötig Menschenleben aufs Spiel zu setzen, wenn ich das mit Material machen kann. So, ich denke jetzt an Kosovo oder was, wo also dann nur bombardiert wird und nichts weiter. Und so'n bisschen ist das vielleicht schon damals deren Prinzip gewesen. Ja, ja, und das war bei den Russen absolut nicht der Fall – auch bei uns nicht. Zumindestens ganz zu Anfang nicht. Da war noch so'n bisschen mehr die, ja, verrückte Vorstellung, man müsste das mit Hurrah und so unter großen Menschenverlusten dann oft machen und gab dann auch insbesondere... man erzählt das von der *Leibstandarte Adolf Hitler*, die zu Anfang da auch auf der Krim war, dass die sehr, sehr hohe Verluste hatten, weil die gar nicht gewartet haben, bis schwere Waffen kamen, sondern mit ihren eigenen Mitteln versucht haben, anzugreifen und es dann eben nicht geschafft haben.“

Dass der Russe ein „harter“ Kämpfer war, stellten die Wehrmachtstruppen schon sehr bald nach ihrem Angriff fest. Die Einschätzung, dass die Rotarmisten auch „tapfer“ waren, beruht sicher häufig erst auf einer nachträglichen oder inoffiziellen Beurteilung ehemaliger deutscher Landser,<sup>2393</sup> denn das damalige Bild des Gegners ließ eine solch' milde, respektvolle, fast bewundernde Einstellung zum sowjetischen Kämpfer nicht zu.<sup>2394</sup> Erstaunlich ist, dass die deutschen Soldaten, trotz der militärischen Rückschläge 1941, vielfach an der eigenen Überlegenheit festhielten. So berichtete Fritz Lichtenberg, der mit seiner Einheit nach der Niederlage vor Moskau, auch noch wochenlang in einem Kessel ausharren musste:

„Obwohl uns die Russen in diesem Winter den ersten schweren Schlag vor Moskau versetzt hatten und wir eben nach fünf Wochen voll furchtbarer Erfahrungen aus dem Kessel kamen, befanden wir uns immer noch in dieser Stimmung der Überlegenheit: und nun machen wir die mal fertig. ... Wir fühlten uns wie Jäger und dachten: Denen müssen wir's zeigen, die müssen weg!“<sup>2395</sup>

<sup>2393</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 147, berichtete allerdings bereits in einem Brief vom 26.6.1941 von „den sich tapfer wehrenden Russen.“

<sup>2394</sup> Desgleichen die sicherlich ebenfalls nachträgliche Bewertung bei Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 80: „Für mich sind die russischen Männer ganz ausgezeichnete, tapfere Soldaten gewesen.“

<sup>2395</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 111 – 113.

Schule, Hitlerjugend und NS-Propaganda hatten ihre Wirkung getan, und auch der spätestens nach dem „erfolgreichen“ Blitzkrieg im Westen entstandene Mythos von der Unbesiegbarkeit der deutschen Wehrmacht war sicher mitentscheidend für diese Siegesgewissheit. Vertrauen in die eigenen Waffen und ein Gefühl der Überlegenheit der deutschen Soldaten gegenüber dem ‚russischen Untermenschen‘, hielten eine Motivation aufrecht, die den einzelnen Rückschläge nur als notwendiges Übel auf der Straße des Sieges verbuchen ließ. Tatsächlich waren die Rotarmisten sowohl hinsichtlich ihrer personellen Kampfstärke als auch im Hinblick auf ihre Ausrüstung überlegen.<sup>2396</sup> Auch in den Meldungen aus dem Reich vom 22. Februar 1943 wird festgestellt, dass „die Kampfkraft des Feindes nicht richtig eingeschätzt wurde, ... und sehr viele Volksgenossen ... jetzt mehr denn je geneigt [seien], die militärische Stärke der Sowjetunion als unbegrenzt anzusehen.“<sup>2397</sup>

Koschorrek, der beim Anblick der ersten sowjetischen Soldaten während seines ersten Einsatzes an der Ostfront noch schockiert war, beschrieb danach seine Einstellung zum *getöteten* Gegner:

„Als wir zu den erschossenen Russen kommen, stellen wir fest, dass sie ihre Verwundeten mitgenommen haben. Zum ersten Mal sehe ich unsere toten Feinde vor mir. Sie liegen verstreut auf dem Schnee und manchmal auch dicht nebeneinander, so wie sie gerade von den Kugeln oder den Sprenggranaten getroffen wurden. Ihre Körper in den dicken Mänteln sind ausgestreckt oder gekrümmt. Auf dem weißen Schnee sind rote Blutlachen, die vom Frost erstarrt sind. Mein Inneres ist aufgewühlt, ich traue mich nicht, in ihre bleichen Gesichter zu sehen. Erst jetzt, wo ich die zerstörten Körper vor mir sehe, kommt mir die Bedeutung des Todes zum Bewusstsein. Als junger Mensch schiebt man diese Gedanken immer weit von sich. Hier kann man ihnen nicht ausweichen. ... Es sind unsere Feinde, aber auch sie sind aus Fleisch und Blut, wie wir. ... Und genauso wie sie jetzt hier liegen, könnten auch ich oder einige von uns hier tot und starr im eiskalten Schnee liegen. ... Bin ich zu weich, dass ich keinen Triumph über unsere toten Feinde spüre, die uns rücksichtslos zusammengeschossen hätten, wenn wir ihnen kämpferisch nicht überlegen gewesen wären. ... Ich glaube, dass der Anblick der ersten Toten bei uns Neuen ein Gefühl der Verwirrung, Angst und Hilflosigkeit ausgelöst hat.“<sup>2398</sup>

Dass es sich in Koschorreks Fall nicht nur darum handelte, dass die gefallenen Rotarmisten die ersten Toten überhaupt waren, die er in seinem Leben sah, verdeutlicht er zu einem späteren Zeitpunkt:

„An einer Stelle liegen soviel tote Russen übereinander, dass wir mühsam über sie hinwegsteigen müssen. Arme Teufel! Die meisten haben genauso junge Gesichter wie wir. Es waren unsere Feinde, und sie wollten uns töten. Jetzt können sie uns nicht mehr schaden, und sie liegen genauso stumm herum wie viele unserer

<sup>2396</sup> Vgl. Asmussen, in: ebd., S. 233, aus dem Kessel von Demjansk: „Technisch fühlten wir uns überlegen. ... [Aber] außer den beiden Jagdflugzeugen und den Transportmaschinen, die Verwundete ausflogen, hatten wir keine Luftunterstützung, es gab einfach nichts. Und auf jeden Mann von uns kamen drei Russen, auf jedes Artilleriegeschütz mindestens zwei auf der anderen Seite.“

<sup>2397</sup> Schütdeckopf: Im Kessel, S. 163.

<sup>2398</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 102f. (Notiz vom 24.11.1942).

Kameraden auf dem schneebedeckten Feld hinter uns. Sie unterscheiden sich von ihnen nur durch andere Uniformen ...<sup>2399</sup>

Im krassen Gegensatz zu Esser, war es Koschorrek möglich, Mitleid auch für die toten Rotarmisten zu empfinden. Er stellte für sich fest, dass tote Russen keine Feinde mehr waren und fand auch in deren jungen Gesichtern eine Parallele zu sich und seinen Kameraden. Im Tod sind alle gleich, bis auf die Uniform. Allerdings bemerkte Koschorrek, dass gefallene Rotarmisten von den Deutschen „nicht wie unsere Toten ... mit einem Holzkreuz auf dem Grab beerdigt werden, sondern, falls es die Zeit erlaubt, von unseren Trossleuten in ein großes Loch geworfen und verscharrt werden.“<sup>2400</sup> Aber auch Koschorrek erlebte, dass er gegen Hassgefühle auf sowjetische Scharfschützen ankämpfen musste, als mehrere seiner Kameraden diesen durch gezielte Kopfschüsse zum Opfer fielen: „In meinem Schrei nach Vergeltung stecken Empörung und Hass auf den Gegner, der mir vor wenigen Minuten einen guten Kameraden genommen hat.“<sup>2401</sup> Koschorrek erkannte, dass

„der Hass und der Drang nach Vergeltung mit zu den Triebfedern gehören, die den einfachen Landser bewegen, solange weiterzukämpfen, bis sein Gegner restlos vernichtet ist. Zweifellos eine Zwangsläufigkeit, einkalkuliert von all jenen, die über die Wirkung der Hasslawine während eines Krieges besser Bescheid wissen als der einfache Soldat.“<sup>2402</sup>

Koschorrek wusste, dass es im Krieg, „in einer grausamen und hasserfüllten Zeit“, schwierig war, sich seine persönlichen „Ideale bewahren zu können“ und sich nicht von Gefühlen wie Hass und Rache beherrschen zu lassen.<sup>2403</sup> Auch der Soldat Willy Fohrmann schrieb in einem Brief mit Blick auf die Heckenschützen von seiner „Wut über solche Hinterlist,“ die genau die Gefühle auslöste, die Koschorrek zuvor in einer ähnlichen Situation beschrieb. Fohrmann sprach allerdings offen aus, dass er und seine Kameraden nun zukünftig auch „kein Pardon mehr“ kennen würden.<sup>2404</sup>

Auf die Frage, ob es in seiner Einheit Überläufer oder HIWIS gegeben habe, antwortete Schweitzer:

„Ja! Hab ich mehrfach, mehrfach [erlebt]. Ich hab vorhin berichtet von der Zeit, wo wir als Infanteristen dort auf der Halbinsel Kerč gelegen hatten. Und wir hatten dort Leute abgelöst. Wir hatten unsere Werfer bei den Rumänen verloren, hab ich auch erzählt. Deswegen war unser Einsatz dort. ... Lagen also vor einer Stellung, die, na, mehrere Wochen im Winter dort gelegen hatte. Und als wir dann, aus diesen Gräben heraus, dann zum Angriff im Mai vorgingen, dann war das Feld vor uns übersät mit toten Russen, die immer wieder angegriffen hatten, im Winter, und die nun, im Frühling, ja, aufgedunsen, blau und so weiter, furchtbarer Leichengeruch in der Gegend... Die hatten also immer wieder angerannt, und dann kamen dort

---

<sup>2399</sup> Ebd., S. 273.

<sup>2400</sup> Ebd.

<sup>2401</sup> Ebd., S. 306.

<sup>2402</sup> Ebd., S. 307.

<sup>2403</sup> Ebd.

<sup>2404</sup> Fpbf. v. Willy Fohrmann v. 29.6.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 70.

die letzten Russen, die dann noch so da drin waren, die kamen so [mit erhobenen Händen] aus ihren Löchern raus.“

Es wird deutlich, dass es der Roten Armee während der anhaltenden Kämpfe unmöglich war, ihre eigenen Soldaten zu bestatten. Daher erfüllte ein unerträglicher Verwesungsgeruch die Luft – offenbar eine häufiger anzutreffende Situation für die deutschen Truppen. Der Panzergrenadier Großmann, der ebenfalls im Sommer 1942 auf der Krim eingesetzt war und mit anderen Kameraden eine Balka gegen russische Angriffe zu verteidigen hatte, äußerte sich ähnlich wie Schweitzer zu dem grausamen Anblick toter Rotarmisten, deren Körper in der Sonne verwesten und einen Übelkeit erregenden, süßlichen Geruch ausdünsteten.<sup>2405</sup> Nicht überall, so wird deutlich, fühlten sich deutsche Soldaten für die Bestattung des Gegners zuständig, zumal es die Zeit oder die Kämpfe auch häufig nicht zuließen.

In dem von Schweitzer beschriebenen Fall handelte es sich wohl eher um Gefangene, die sich ergeben *mussten* als um Überläufer, die bewusst den Weg zu einer Wehrmachttruppe gewählt hatten. Nachdem bei der Roten Armee bekannt geworden war, mit welchem Schicksal Gefangene und Überläufer in deutscher Hand zu rechnen hatten, waren Überläufer fast ganz ausgeblieben. Schon im März 1942 gab die deutsche Heeresführung daher Anweisung, Gefangene und Überläufer zukünftig besser zu behandeln, „um den feindlichen Widerstand zu schwächen und bessere Möglichkeiten zur Nachrichtengewinnung zu schaffen.“<sup>2406</sup> Manche Einheiten waren schon vorher zu einer humaneren Einstellung übergegangen und setzten gefangene oder übergelaufene Russen in den eigenen Reihen als Hilfwillige ein, wie nachfolgendes Beispiel zeigt. Bedeutung gewann die Erkenntnis aber erst im Laufe des Jahres 1942, als klar wurde, dass der Sieg auch im zweiten Anlauf nicht zu schaffen war.<sup>2407</sup> Schweitzer berichtete über hilfwillige Russen in seinen Reihen:

„HIWIS - ja, hatten wir auch. Das war, weiß ich nicht, ob das eine Mode war, die eigentlich gegen das Kriegsrecht oder die Gesetze verstößt. Es war oft so, dass Überläufer oder auch sonst Gefangene, nicht unbedingt gleich weitergeleitet wurden, sondern die wurden als HIWI verpflichtet, kriegten meist 'ne weiße Armbinde um, so haben wir das gemacht, kriegten 'ne weiße Armbinde um, kam 'n Stempel drauf, ... Adler drauf und so ähnlich, und dann waren sie HIWIS. Und dann arbeiteten sie bei der Küche. Wir hatten zwei HIWIS, die waren Schlosser, die arbeiteten in der, wir sagten, I-Staffel, Instandsetzungsstaffel. Und einen hatten wir, das war ein Volksdeutscher, Fritz, nannten wir ihn – Fjodor hieß er -, war

<sup>2405</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 52: „Die Julisonne in der kalkweißen Balka blendete die Augen, die Leichen im Gestrüpp verbreiteten den süßlichen Geruch von Verwesung. ... Ihre Leiber waren dick aufgetrieben und die Köpfe ballonartig aufgepusht. Stach man mit einem spitzen Halm zu, spritzte ein feiner Strahl von giftiger Flüssigkeit auf das ausgedorrte Gras. Der Leichengeruch machte uns speiübel. Schwärme von Fliegen, wurden sie aufgeschreckt, ließen sie sich sogleich wieder auf den Verwesenden nieder. Der Iwan muss keine Zeit mehr gehabt haben, seine Gefallenen zu begraben, oder wollte er sie uns überlassen?“

<sup>2406</sup> Streit: Keine Kameraden, S. 239.

<sup>2407</sup> Ebd.

Unterleutnant gewesen bei den Russen, den hab ich dort in dem Dorf am Kaukasus, Michajlovka, hab ich den als Dolmetscher gehabt. Da wurde mein Batt'riechef, als wir dort 14 Tage lagen, hab ich vorhin so erzählt, in so einem großen Dorf, ... und der hatte keine Lust, sowas zu machen und hat er zu mir gesagt: ‚Machen Sie das mal!‘ Da war ich auch Fahnenjunker. Und dann hab ich ... den Fritz als HIWI gehabt, als Dolmetscher gehabt, wollt' ich sagen, und hab dort als 'kleiner' 19jähriger den Ortskommandanten gespielt, in Michajlovka, mit ihm zusammen und auch die tollsten Sachen erlebt mit der Bevölkerung! Da kamen die Frauen, meistens waren das welche, die kamen dann an: ‚Kommandante!‘ hockten dann vor der Kommandantura, ein Haus wurde zur ‚Kommandantura‘ gemacht, und dann erzählten die mir alle ihre Sorgen. Vielfach wollten sie Passierscheine haben, damit sie sich bewegen durften. Kamen sie: ‚Mein Mann ist in Gefangenschaft und da, soll in dem Lager angeblich sein.‘ Da und da in Stawropol (?). Es war ihnen nicht erlaubt, dass sie überall rumziehen sollten, und [das] konnte man natürlich gar nicht kontrollieren. Und dann haben wir denen auch eifrig ihre Passierscheine gegeben.“

Im Laufe des Jahres 1942 drangen OKW und OKH in der Tat „auf eine Beschleunigung des Abtransportes der Gefangenen in das Reichsgebiet, um sie möglichst schnell zum Arbeitseinsatz in die Kriegswirtschaft zu bringen und um ihre Arbeitsfähigkeit nicht durch lange Kräfte zehrende Märsche zu beeinträchtigen.“<sup>2408</sup> Einerseits war es so, dass Gefangene oder Überläufer häufig immer noch schlecht behandelt und unzureichend ernährt wurden. Die zunächst entwürdigende Einstellung zu Beginn des Ostfeldzuges den Russen gegenüber ließ sich in den deutschen Köpfen nicht so schnell ändern. Zweitens war es, wie Schweitzer richtig einschätzte, nicht erwünscht, die Gefangenen lange in Sammellagern unterzubringen oder als Hiwis in Frontnähe einzusetzen, sondern sie wurden im Reichsgebiet dringend als Arbeitskräfte benötigt. Allein deshalb war das Interesse an der Erhaltung ihrer Gesundheit mit der Zeit gestiegen. Im Laufe des Jahres 1943 häuften sich Appelle und Befehle im Hinblick auf die Behandlung der Kriegsgefangenen und auf ihren erwünschten Abtransport ins Reichsgebiet. So heißt es in einem Befehl des AOK 2 vom 5. Mai 1943:

„Der Wert der Kgf. und [der] Erhaltung ihrer Arbeitskraft ist noch keineswegs jedem Einheitsführer und jedem Soldaten klar, sonst wäre es nicht möglich, dass die Kgf. zu persönlichen Dienstleistungen und sonstigen nebensächlichen Arbeiten zurückbehalten werden, die besser von Zivilpersonen besorgt werden.“<sup>2409</sup>

Bereits im Januar 1943 waren Richtlinien für den Einsatz von 50.000 sowjetischen Gefangenen im Ersatzheer vorausgegangen, die den Satz enthielten: „Jede Art von Quälerei und Grausamkeit ist des deutschen Soldaten unwürdig und hat zu unterbleiben.“<sup>2410</sup>

Dort, wo russische Gefangene oder Überläufer als HIWIS innerhalb der Wehrmacht Dienst taten und es aufgrund der gemeinsamen Arbeit zu persönlichen Kontakten kam, war die Beziehung zwischen Deutschen und Russen häufig fast freundschaftlich.

<sup>2408</sup> Ebd., S. 240

<sup>2409</sup> Zit. in Ebd., S 242.

<sup>2410</sup> Richtlinien des OKH vom 27. Januar 1943, zit. in ebd.

Dies erwähnten mehrere Zeitzeugen, und auch in der Literatur finden sich dafür viele Beispiele. So meinte der damalige Soldat, Ernst Röpke:

„Wir sind dann auf die Krim gekommen und lagen vor Sewastopol. Dort lebten hauptsächlich Tataren, die waren sehr deutschfreundlich und haben uns beigestanden. Zu dieser Zeit hatten wir auch schon russische Hiwis für bestimmte Arbeiten. Die waren prima in Ordnung, wie der Peter und Paul, mit solchen Muskeln, und sie sahen gut aus.“<sup>2411</sup>

Die an der Ostfront eingesetzten HIWIS wurden in der Regel gut behandelt und auch gepflegt. Heinrich Asmussen erinnerte sich: „Sie kriegten deutsche Verpflegung und Marketenderwaren und deutschen Wehrosold. Drüben hatten sie ein Sauleben.“<sup>2412</sup>

Der damalige Unteroffizier Wolfgang Buff schrieb über russische Gefangene:

„Drei russische Gefangene kommen jetzt jeden Tag von der Gefangenen-Sammelstelle, um in unserer Stellung zu arbeiten. Sie sind willig, anständig und geschickt, allerdings sehr langsam in der Arbeit. Wir haben von ihnen gelernt, wie man mitten im Schnee aus dürrer Holz und etwas Zigarettenpapier ein wärmendes Feuer entfacht. Sie kochen sich an solchen Feuerstellen mit Begier das Pferdefleisch, das sie irgendwo aufgetaut haben.“<sup>2413</sup>

Buff's Bericht zeugt von einem gewissen Entgegenkommen für die andere Kultur und nicht von deutscher Überheblichkeit. So lernte er von den Russen, mit einfachen Mitteln schnell ein Feuer entstehen zu lassen. Anerkennung für Soldaten der Roten Armee gab es oft auch für deren Geschicklichkeit im Bau von unterirdischen Bunkern, Unterständen und Stellungen.<sup>2414</sup> Dass andere Völker langsamer arbeiten als die Deutschen, wie es auch Buff sofort auffiel, ist ein Charakteristikum, das sich auch im Hinblick auf Franzosen und Italiener findet. Gerade gegenüber den Ostvölkern hatten die Deutschen jedoch wenig Verständnis für dieses Faktum, vor allem dann, wenn es in Außenkommandos, z. B. bei der Organisation Todt, um hohe Arbeitsleistung ging. Von den häufig schlecht ernährten Gefangenen war diese Leistung jedoch nicht ohne weiteres zu erbringen.<sup>2415</sup> Wolfgang Buff starb übrigens am 1. September 1942 vor Leningrad, als er im Verlauf schwerer Abwehrkämpfe trotz dringender Warnrufe seiner Ka-

<sup>2411</sup> Röpke, in: Schütdekopf: Krieg, S. 87.

<sup>2412</sup> Asmussen, in: ebd., S. 233, der aber auch verdeutlichte, dass die russischen Gefangenen nicht nur HIWIS hießen, „sondern sie waren für uns eine wirkliche Hilfe.“ Ebd., S. 243.

<sup>2413</sup> Buff: Vor Leningrad, S. 39.

<sup>2414</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 128: „Am Autobahnkreuz Gschatsk hatten die Russen gut getarnte und ausgedehnte Stellungen gebaut; Laufgräben, Bunker, Aufenthalts- und Lagerräume. Alles unter [der] Erde. Hier hatten russische Handwerker ihr Meisterstück gemacht. Die Tische und Bänke aus Birkenholz und beste Zimmermannsarbeit.“ Ebd., S. 124, berichtete über versprengte Rotarmisten, die sich den Deutschen ergeben hatten und dabei halfen, eine Brücke wieder instand zu setzen: „Sie stellten sich dabei sehr geschickt an, und ich hatte auch keine Bedenken, sie mit der Axt in der Hand arbeiten zu sehen.“

<sup>2415</sup> Streit: Keine Kameraden, S. 241.

meraden, einem schwer verwundeten russischen Soldaten Erste Hilfe leisten wollte.<sup>2416</sup>

Heinrich Alms, der zu einer der 6. Armee unterstellten Luftwaffenstaffel gehörte, und in der Schreibstube tätig war, schrieb am 25. Juli 1942 von der russischen Südfront mit dem geübten Blick des Landwirts: „... Hier ist ein ungeheuer fetter Boden, man braucht nicht zu düngen. Aber es war alles Kollektivwirtschaft bei den Russen, und das Land wurde nicht richtig ausgewertet.“<sup>2417</sup> Aus diesen Briefen spricht eine gewisse Überlegenheit, das Anlegen deutscher Maßstäbe und das Außerachtlassen geographischer Gegebenheiten, wie etwa die Weite des Landes und die daraus resultierende Unmöglichkeit, dieses bei der relativ geringen Bevölkerungsdichte so zu bewirtschaften, wie dies in Deutschland möglich war. Darüber hinaus spielten auch politische und organisatorische Faktoren eine Rolle sowie „weltanschaulich begründete Gestaltungsabsichten“ und „Herrschaftsausübung in den riesigen besetzten Gebieten“.<sup>2418</sup> Auch die „ideologisch eingefärbte Wahrnehmung“<sup>2419</sup> spielt hier noch eine Rolle, wenn Alms feststellt, dass in der Sowjetunion aufgrund der Kollektivwirtschaft „das Land nicht richtig ausgenutzt wurde.“ Bei Zeitzeugen, die das zweite Kriegsjahr im Osten verbrachten, trat die ideologische Komponente mehr und mehr in den Hintergrund, so Jasper, das Thema „Herrschaftsausübung im Besatzungsgebiet [war jedoch], bedingt durch den Kriegsverlauf, ... in den Quellen [u. a. im Sommer 1942] stärker repräsentiert,“<sup>2420</sup> besonders bei Zeitzeugen, die im Hinterland eingesetzt wurden, wie beispielsweise Alms.<sup>2421</sup> Sicherlich ist festzuhalten, dass die allgemeine Einstellung der Front- und der Besatzungssoldaten zur Arbeit in Deutschland eine andere war, die Bauern aber dort selbst im Krieg noch größere Freiheiten hatten als in der Sowjetunion, zumal die Deutschen ihr eigenes Land besaßen und somit sicher ein größeres Interesse an einem hohen Ertrag sowie eine eigene Verantwortlichkeit hatten.

Landgraf wurde Augenzeuge eines Gefangenentransportes, in denen russische Gefangene bei unerträglicher Hitze offensichtlich kaum oder gar nicht mit Wasser oder

<sup>2416</sup> Buff: Kriegstagebuch Ost, S. 5 (Vorwort seines Bruders, Joachim Buff).

<sup>2417</sup> FpBf Heinrich Alms, 25.7.1942 an seine Familie im Landkreis Celle (PrArIW). Ebenso Meier: Es ist so kalt, S. 152, FpBf, 31.8.1941: „... Arbeit gibt es [hier] genug, denn unendliche Flecken von gutem Boden liegen hier brach, und keiner kümmert sich darum.“ Vgl. TB Rescher, Heimat!, S. 56, ab 24.5.1942: „Nach viel Sand-, Wald- und Sumpfgebiet kamen in der Ukraine weite Flächen fruchtbarer, schwarzer Erde, leider nicht so sorgfältig beackert und bebaut wie bei uns; es mag auch an Maschinen gefehlt haben.“

<sup>2418</sup> Jasper: Zweierlei, S. 254.

<sup>2419</sup> Ebd.

<sup>2420</sup> Ebd.

<sup>2421</sup> Vgl. FpBf Emmerich P., 15.8.1942, in: ebd.: „Anstelle eines solchen armseligen Dorfes mit seinen verfallenen, windschiefen Holzbuden könnten reiche Bauernhöfe mit einem bedeutenden Viehbestand stehen. ... Europa könnte ein Schlaraffenland sein, wo Milch und Honig fließt, wenn dieses russische Land planmäßig und rationell bewirtschaftet würde. ... Heute verhungern sie und ihre Kinder. So aber ist dieses Volk, es denkt nur an den Augenblick. Was morgen sein wird, das tangiert sie nicht, auch wenn sie zu Grunde gehen.“

gar Lebensmitteln versorgt wurden:

„Na, Russen habe ich erlebt, ich sage das immer... ‚ich‘ is immer schlecht, aber ich habe, da war ich abkommandiert, dies erste Jahr, diese Kesselschlachten. Und wenn nu' Regimenter, also sagen wa mal, 100.000 oder 80.000 eingekesselt [waren]. So - jetzt eine Gluthitze! Und die Menschen, ... da hatten wir, wir war'n beritten und der Leutnant da, ich wollt' sagen, der konnt' überhaupt keene Karte lesen, oder was weiß ich. Die sollten nun zurück. Also, 50 Kilometer oder was. Und denn war da eingezeichnet auch: ‚Wasserstelle‘. Sagen wa mal Wasserstelle, wo die denn mal zum Trinken kamen. Das war ja bei 30 Grad und so. Aber ich weeiß nich, der kam mir nachher so vor, denn hatt' ich da noch 'n Kumpanen und ich sage: 'Du, Menschskinner, die Gefangenen nu' 'n zweiten Tag ohne Trinken und 'ne...' Ja? [Die haben wa] abgegeben, da war denn hinten 'n Divisionsstab. Aber, was der Russe an Kilometer anjibt, das sind in Wirklichkeit 10. Und wenn er da drei, vier Kilometer, denn müssen Se da 30 bis Magdeburg rechnen. So war das ... Also haben wa schon hier [gefragt]: ‚Skolka – [wie viel] Kilometer?' ‚Oooh, Leutnant, also det sind bloß 'n paar.' [Sagten] die Zivilisten. Also, [die Gefangenen], da wissen wir nich. Die kamen denn in'n Sammeltransport. Ob se nach Deutschland oder gleich oder so... Wir [sind] denn sofort wieder zusammengestellt, zurück zur Truppe.“

Bei Landgraf klingt an, dass in der Sowjetunion manches nicht so genau genommen wurde wie in Deutschland. Kilometerangaben und Distanzen unterschätzten die Einheimischen meist und gaben sie somit zu niedrig an. Dies mag mit der Weite des riesigen Territoriums zusammenhängen.<sup>2422</sup> Wie auch aus Heinrich Alms' Brief hervorging, korrelierte deutsche Genauigkeit mit fremdländischer Zwanglosigkeit. Manch ein deutscher Truppenführer, der für die Erreichung seines Ziels aufgrund unzuverlässiger Angaben der Einheimischen oder sowjetischen Kartenmaterials<sup>2423</sup> viel länger brauchte als gedacht, mag im Nachhinein über diese Fehlinformation verärgert gewesen sein.

Für den Abtransport der Gefangenen waren die von Landgraf beschriebenen Fußmärsche in großen Kolonnen, bei völlig unzureichender Versorgung, charakteristisch. Bereits diese Strapazen forderten unzählige Todesopfer unter den Rotarmisten.<sup>2424</sup>

Landgrafs Ausführungen ist jedoch zu entnehmen, dass er durchaus Mitleid mit den Gefangenen empfand, die „nu' 'n zweiten Tag ohne Trinken“ waren. Der vom Befragten erwähnte Marsch hat allem Anschein nach im Sommer 1941 stattgefunden, als den Deutschen das Schicksal der Rotarmisten noch gleichgültig war, weil Arbeitskräfte im Reich zu dem Zeitpunkt nicht so knapp waren wie ein Jahr später. Mit dem noch-

<sup>2422</sup> Aber auch die Deutschen verschätzten sich in der Sowjetunion in Bezug auf die Distanzen; vgl. TB Rescher ab 24.5.1942: „Verblüffend waren die Fehler, die beim Entfernungsschätzen jeder machte. Immer wurde zu kurz geschätzt. Das lag hauptsächlich an den weiten Flächen, wo man keine Zwischenanhaltepunkte hatte, auch an der klaren Luft. Sogar mit dem Entfernungsmesser war die Arbeit infolge des Flirrens der warmen Luftmassen schwierig.“ Heimat!, S. 57.

<sup>2423</sup> Vgl. Ebd., S. 89, 5.10.1942: „Die russischen Karten waren sehr unzuverlässig. Vier Stunden standen wir und warteten auf Wegweiser. Auf einem großen Umweg gelangen wir schließlich am Nachmittag kurz vor Einbruch der Dunkelheit in ein Dorf, wo wir übernachteten.“

<sup>2424</sup> Verbrechen der Wehrmacht (Ausstellungskatalog 2002), S. 218.

maligen rapiden Anstieg der sowjetischen Kriegsgefangenenzahlen im Herbst 1941 wurde der zuvor ausdrücklich verbotene Transport mit der Eisenbahn zwar erlaubt, es fehlte jedoch an Waggons. Der Eisenbahntransport erfolgte häufig in offenen Güterwagen, was erneut, besonders im Winter 1941/42, viele Todesopfer unter den Rotarmisten forderte.<sup>2425</sup> Auch dieses Verhalten erklärt sich aus dem Bild des kommunistischen „Untermenschen“, der weder vorher noch hinterher ein Kamerad war und daher keine menschenwürdige Behandlung verdiente.<sup>2426</sup> Und Mitleid mit den sowjetrussischen Gefangenen hatten wohl die wenigsten Deutschen zu der Zeit, wie beispielsweise anhand des nachfolgenden Briefauszuges Willy Fohrmanns deutlich wird:

„Unvergesslich wird mir der Zug der russischen Gefangenen bleiben. 20000 zogen an uns vorüber, ein Völkergemisch, bunt durcheinander gewürfelt, Barfuß, viele die Füße in Lumpen gewickelt. Der Tag war heiß. Nachts war ein Regen niedergegangen. Sobald eine Regenfütze auf der Straße glänzte, stürzten sie sich wie Tiere drüber her und tranken das Dreckwasser. 10 km fuhr ich auf einem LKW an dieser Kolonne entlang.“<sup>2427</sup>

Während die Rotarmisten in der Sommerhitze tagelang ohne Trinken und Verpflegung waren, bekam ein SS-Soldat im Sommer 1940 in Frankreich „die Wut“, darüber dass „die gefangenen gelben und schwarzen französischen Krieger noch in unseren Autos zurückbefördert werden.“<sup>2428</sup> Während „der Rassismus für die Kriegsgefangenen [im Westen] weniger gefährlich [wurde], ... war er [im Osten oft tödlich].“<sup>2429</sup> Die Schilderungen zum Elend russischer Kriegsgefangenen verdeutlichen jedoch,

„dass das Schicksal der Gefangenen wesentlich von den Richtlinien der deutschen Heeresführung zur Gefangenenbehandlung abhing und nicht so sehr von den rassistischen Feindbildern, die die Soldaten gegenüber den Gefangenen in West und Ost hatten.“<sup>2430</sup>

Die westalliierten Gefangenen von 1940 wurden von vielen deutschen Soldaten genauso verachtet wie die sowjetrussischen.<sup>2431</sup> Dennoch starben im Osten Millionen von Sowjetsoldaten aufgrund der viel schlechteren Behandlung, was darauf zurückzuführen ist, dass dort die meisten Gefangenen einer „befohlenen, organisatorisch und

<sup>2425</sup> Ebd.

<sup>2426</sup> So folgten den russischen Kriegsgefangenen, die wie „Arbeitstiere“ behandelt wurden, oft die mitleidigen Blicke deutscher Soldaten. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 709.

<sup>2427</sup> FpBf Willy Fohrmann, 15.8.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 277.

<sup>2428</sup> FpBf Herbert Eberling, 21.5.40, in: ebd.

<sup>2429</sup> Ebd.

<sup>2430</sup> Ebd. sowie Streit: Keine Kameraden, u. a. S. 187 und DRZW 9/2 (Beitrag Overmans: Kriegesgefangenenpolitik, u. a. S. 729 – 770 und S. 799 – 825.

<sup>2431</sup> FpBf Willy P., 9.7.40: „Die Gefangenen [im Westen] bekommen, was sie wollen. ... Unser Weg führte über Ligny. Wir hatten 12 Lastautos, welche immer voll waren von Franzosen, welche schlapp machten, trotzdem sie die letzten acht Tage überhaupt nichts zu tun hatten. ... Dabei hatten sie Feldküchenverpflegung, warmes Essen u.s.w. Überhaupt fühlen sie gar nicht, dass sie in Gefangenschaft sind. Die Verpflegung von ihnen ist fabelhaft. Ganz feines Weißbrot und außerdem können sie alles kaufen. Die essen Eier, Schokolade usw. ... Und sie gaben es ohne weiteres zu, wie schön sie es hätten. Da will keiner mehr etwas vom Krieg wissen.“ Zit. n. Jasper: Zweierlei, S. 277, Anm. 136.

strukturell herbeigeführten Misshandlung zum Opfer gefallen sind und nicht ideologisch motivierte Übergriffe einfacher Soldaten<sup>2432</sup> dieses Sterben herbeiführten. Aber der von der Heeresführung vorgegebene Handlungsrahmen „senkte die Hemmschwelle“ für Übergriffe und für „Eigenmächtigkeiten gegenüber den Gefangenen im Osten“, die im Westen so nicht vorkamen oder von denen zumindest nichts berichtet wurde.<sup>2433</sup>

In den von Jasper analysierten Feldpostbriefen äußern sich viele Briefeschreiber überhaupt nicht zu den russischen Soldaten. Diese werden auch nicht als „minderwertige Slawen“, und die UdSSR auch nicht als „Koloss auf tönernen Füßen“<sup>2434</sup> bezeichnet. Im Kampf hing die Erfahrung von verschiedenen Faktoren ab: „Von der Stärke des Widerstands, von der Situation, dem Geist der jeweiligen Einheit und individuellen Einstellungen.“<sup>2435</sup> Im Falle der Kriegsgefangenen kristallisieren sich jedoch zwischen Ost und West „rassistische Deutungsmuster“ bei deren Beurteilung heraus, „die im Osten auch in Gewalt gegenüber den Gefangenen umschlug, im Westen dagegen nicht“,<sup>2436</sup> so Jasper. Beispielsweise erklärte der Soldat Josef Zinner in einem Brief den Unterschied in der Bewachung Kriegsgefangener in West und Ost so: „So wie bei den Franzosen ist es nicht. Außer unserem Gewehr hatten wir noch eine andere Waffe, nämlich einen Knüppel. Der wird von den Russen mehr gefürchtet wie das Gewehr.“<sup>2437</sup> Derselbe Soldat war es auch, der ein Jahr später einen bissigen Schäferhund auf sowjetische Gefangene hetzte, um ihnen seine Macht vor Augen zu führen.<sup>2438</sup> Einer willkürlichen Vorgehensweise unter Ausübung brutalster Gewalt gegenüber den gefangenen Rotarmisten waren aufgrund der Heeresrichtlinien Tür und Tor geöffnet. Landgraf erklärte, dass sich das Bild, das er aus Propagandaschriften und Wochenschaun von den Russen gewonnen hatte, allmählich zugunsten einer realistischeren Einstellung wandelte:

„Nach und nach waren das genau Menschen und Soldaten wie wir. Man hat uns aber vorher was anderes einjeblet. Da sind kleene Broschüren da, von Rosenberg oder was, Menschskinder, nur wer blond da noch war, der war noch was, aber - alles Asiaten oder was, die werden... Na, die [Broschüren] hats denn ab und zu mal gegeben in der Ruhestellung. Nich so ständig, aber... Ja, jeglaubt aber so haben wa von Anfang an nich. Also ich hab keenen Kameraden, der jesagt hat... Menschskinner ich sage, lass den Jungen laufen. Ja, ich hab gesagt: ‚Mensch, hau ab!‘ [zu einem Russen]. Und der war auch weg denn.“

Den etwas verworrenen Erzählungen dieses Informanten, die für ihn während des gesamten Interviews charakteristisch waren, ist zu entnehmen, dass, wie zuvor erwähnt,

<sup>2432</sup> Ebd. sowie Hartmann: Massensterben, S. 120 und Jaraus: Sterben, S. 329f.

<sup>2433</sup> Jasper: Zweierlei, S. 278.

<sup>2434</sup> Ebd., S. 280.

<sup>2435</sup> Ebd.

<sup>2436</sup> Ebd., S. 280.

<sup>2437</sup> FpBf Josef Zinner, 2.8.41, in: ebd., S. 278.

<sup>2438</sup> Ders.: FpBf 14.8.42, in: ebd., S. 202, S. 278.

in Wochenschauen und Merkblättern bestimmte Typen, meist Asiaten mit fremdländischem Aussehen, den blonden „Germanen“ gegenübergestellt und als minderwertig, „mit hinterhältigsten und gemeinsten Mitteln kämpfen[d]“<sup>2439</sup> gebrandmarkt wurden.<sup>2440</sup> So stellte Landgraf aber, wie viele andere auch, im Laufe der Zeit fest: „Nach und nach waren das genau Menschen und Soldaten wie wir“<sup>2441</sup> und revidierte damit das Bild, das die NS-Propaganda sowohl vom russischen Kämpfer als auch von den Einheimischen im Osten gezeichnet hatte. Weiterhin hat er anscheinend einmal einen russischen Gefangenen fliehen lassen, ohne dass er dafür Gründe angibt. Manches Mal wussten deutsche Soldaten mit Gefangenen nichts anzufangen und setzten sie daher, wie berichtet, als Hilfwillige ein. Im Prinzip mussten diese aber, wie Schweitzer erwähnte, zum Regimentsstab gebracht werden, wo über ihr weiteres Schicksal entschieden wurde. Manch' einem war es lästig, den Gefangenen dorthin zu bringen, zumal der Stab sich oftmals viele Kilometer entfernt befand. So war es wohl in diesem Falle einfacher, den Rotarmisten wieder „laufen zu lassen“ als ihn da zu behalten. Auch die Sicherheitsvorkehrungen gegenüber den Gefangenen wurden manchmal gelockert, wenn es sich nur um ein oder zwei Personen handelte. So erhielt Bernecker von einem Kameraden zunächst den Tipp: „Gehe mit Abstand hinterher und entsichere deine Knarre,“ als er zwei Gefangene vom Bataillon abholen sollte. Außer Sichtweite von Vorgesetzten versuchte er, den Rotarmisten den Marsch zu erleichtern und berichtete: „Als wir alleine waren, hielten wir an und nahmen den Russen die Hände vom Kopf.“<sup>2442</sup> Jaraus, Theologe und Pädagoge, nahm aus seiner eher gemäßigeren Grundhaltung heraus, „sogar Konflikte mit Angehörigen der Verwaltung auf sich, um den Gefangenen denen er sich als Mensch verbunden fühlte, zu helfen.“<sup>2443</sup> Schüddekopf der zehn ehemalige Wehrmachtsangehörige, die den Kessel von Stalingrad überlebten, interviewt hat, fasst die Aussagen seiner Befragten im Hinblick auf kriegsgefangene Rotarmisten wie folgt zusammen:

<sup>2439</sup> Ueberschär: Dokumente, S. 318; zit. n. Jasper: Zweierlei, S. 68.

<sup>2440</sup> Es gab u. a. von der Abteilung Fremde Heere Ost, den Heeresgruppen, Armeen und Panzergruppen erarbeitete und mit dem Angriff am 22.6.1941 herausgegebene Merkblätter, die Überschriften trugen wie „Sieh' Dich vor!“ oder „Kennt ihr den Feind?“ DRZW 4 (TB), (Beitrag Förster: Unternehmen „Barbarossa“), S. 528.

<sup>2441</sup> Vgl. Jaraus: Sterben, S. 300 (30.8.41): „Und dass diese Menschen ihn [den Jammer] trotz aller Versuche des Bolschewismus, das menschliche Empfinden abzutöten, genauso empfinden wie wir, sieht man an ihren Gesichtern deutlich genug.“ Vgl. ebd., S. 331 (28.10.41): „Diese Menschen sind noch Menschen wie wir. Darum tut der Umgang mit ihnen gut und weckt Empfindungen und Gefühle, die zuletzt doch immer zu Dir und dem Kind zurückkehren.“

<sup>2442</sup> Bernecker: Generation, S. 250f.

<sup>2443</sup> Jasper: Zweierlei, S. 211; Jaraus: Sterben, S. 347 (02.12.41): „Gestern hatte ich mit dem neuen Inspektor eine lange Auseinandersetzung, um das Nötigste an Verpflegung für die Gefangenen herauszuholen, wenigstens nicht ganz ohne Erfolg. Er sagte mir unter anderem: „Auf solche Stellen gehören eben robuste Naturen, denen es nicht darauf ankommt, wenn einige hundert Gefangene sterben.“

„Ihr Bild von den russischen Kriegsgefangenen ist auf die Front beschränkt und meist auf den Zeitraum Winter 1941 bis Ende 1942, in dem es die großen in die Millionen gehenden Gefangenenzahlen aus dem Sommer 1941 nicht mehr gegeben hat. Erschießungen hat einer von ihnen im Winter 1941 erlebt. ... Die Kriegsgefangenen spielen für sie hauptsächlich die Rolle der Hiwis, der sogenannten Hilfwilligen, die von der Wehrmacht aus den Gefangenenlagern und unter der Zivilbevölkerung rekrutiert wurden. Dass sie ihren unbewaffneten Kriegsdienst ihrem absehbaren Schicksal in den deutschen Lagern und in der Hungerwirtschaft des Besatzungsregimes vorzogen, wird nicht erwähnt. Sie erscheinen in den unteren Dienstgraden eher als die ‚armen Kumpel‘. Gleichwohl ist das Schicksal der russischen Kriegsgefangenen, deren Lager man nicht mit eigenen Augen gesehen hat, bekannt. Es wird aber nicht – vier von den acht gerieten in langjährige russische Kriegsgefangenschaft – wie meist erwartet, mit dem eigenen Schicksal als Gefangener verglichen. Die Russen werden eher – ‚sie haben ja auch nichts gehabt‘ – in Schutz genommen, allgemein wie auch in ganz persönlichen Erinnerungen, in denen gerade russische Juden als Lagerkommandanten, denen man sein Leben verdanke, eine große Rolle spielen.“<sup>2444</sup>

Die nachfolgende Aussage, die aus dem Interview einer Gymnasialklasse mit dem, gemessen an seinen Abschüssen, „erfolgreichsten“ Jagdflieger, der je gelebt hat, Erich Hartmann (Jgg. 1922), stammt, macht deutlich, dass Welt erfahrenere Menschen oftmals eine differenziertere Einstellung zu anderen Völkern haben konnten, vor allem dann, wenn ihnen seitens der Eltern Toleranz vorgelebt wurde<sup>2445</sup>:

„Meine Eltern oder die Lehrer haben mich überhaupt nicht in Richtung eines Feindbildes geprägt. Ich habe ja auch nicht für die Nationalsozialisten gekämpft, sondern für mein Vaterland, das nun einmal Deutschland war und ist.“<sup>2446</sup>

Hartmann, dessen Vater als Landarzt mehrere Jahre mit seiner Familie in China gelebt hatte, war somit schon vor dem Krieg mit fremdländischen Kulturen und Sprachen (er lernte englisch und chinesisches) in Berührung gekommen.<sup>2447</sup> Für die meisten anderen deutschen Soldaten war der Kriegseinsatz jedoch der erste Kontakt mit anderen Nationen. Entsprechend lag ihren Beurteilungen ein anderer Maßstab zugrunde. Alles Fremde und Andersartige wurde ausschließlich an den Gegebenheiten in Deutschland gemessen und beurteilt, Deutschland von den Nationalsozialisten als vorbildlich dargestellt. Interkulturelle Begegnungen, Verschwisterungen mit europäischen oder ausereuropäischen Städten sowie Austauschmöglichkeiten von Schülern und Studenten wie sie heute selbstverständlich sind, gab es im isolierten Nazi-Deutschland nicht. Die Einstellung Hartmanns, wonach deutsche Soldaten für ihr Vaterland und nicht für die Nazi-Führung kämpfen wollten, findet sich bei vielen anderen Zeitzeugen ebenfalls.

<sup>2444</sup> Schüddekopf: Kessel, S. 26.

<sup>2445</sup> Auf den für diese Arbeit Befragten Buhr trifft diese Einstellung nicht zu. Er wuchs in Mittelamerika auf und fühlte sich offenbar in Bezug auf die Einheimischen als „weißer Señor“ und überlegener Deutscher. Möglich ist, dass sein Vater sich dort ebenso verhielt und ihm ein solches Verhalten vorgelebt hat. Allerdings war Buhr in Mittelamerika geboren worden, wohingegen Hartmann als Kind zunächst in Deutschland lebte und erst dann mit seinen Eltern mehrere Jahre in Asien verbrachte.

<sup>2446</sup> Restloser Einsatz, S. 128.

<sup>2447</sup> Ebd., S. 128, 130, 148.

Bei der Beurteilung des Gegners spielten aber zumeist „die Erwartung über die Kampfleistung und eine soldatisch definierte Vorstellung davon, was gute Soldaten ausmachte, eine große Rolle.“<sup>2448</sup> So wurden Engländer, die die deutschen Soldaten bereits in Norwegen 1940, auf Kreta 1941 sowie im Nordafrikafeldzug 1942 und vor allem im Ersten Weltkrieg erlebt hatten, als ausdauernd gute Kämpfer wahrgenommen, wohingegen Franzosen und Amerikaner als eher zurückhaltende Soldaten galten und Sowjetrussen erst im Laufe der Zeit als sich hartnäckig verteidigende Rotarmisten eingestuft wurden,<sup>2449</sup> was jedoch oftmals mit einer hinterhältigen Kampfweise und ihrer Andersartigkeit (mongolisches, asiatisches Aussehen) erklärt wurde, die der deutschen nicht ebenbürtig war.<sup>2450</sup>

#### *Zusammenfassung:*

Deutsche Soldaten waren selbst als Urheber und Ursache daran beteiligt, dass sie nach dem Angriff auf die Sowjetunion meinten, den „russischen Untermenschen“ vorzufinden. Zunächst durch Propaganda in Wochenschauen und Merkblättern für Soldaten auf dieses Bild festgelegt, verfestigte es sich bei den meisten zunächst vor Ort weiter. Der kämpfende Rotarmist war in ihren Augen zu Beginn des Unternehmens Barbarossa ein schlecht ausgerüsteter und unterernährter Infanterist, der gegen deutsches Artillerie- und Maschinengewehrfeuer vergebens anrannte. Bereits die Annahmen des Generalstabes beruhten anscheinend auf einer äußerst schmalen Informationsbasis.<sup>2451</sup> Es war weder auf Seiten der höheren militärischen Führung noch einfacher Landser, im Vorwege und zu Anfang des Ostfeldzuges, ein Bemühen oder Interesse zu erkennen gewesen, den russischen Gegner realistisch einschätzen zu wollen. Auf Generalstabsebene hatte dies sicher auch mit der Geringschätzung der Aufgabe zu tun, sich einer solchen Mühe überhaupt zu unterziehen.<sup>2452</sup> Eine ausgesprochen wirkungsvolle Feindbildpropaganda sollte vom deutsche Aggressionskrieg und den

<sup>2448</sup> Jasper: Zweierlei, S. 279.

<sup>2449</sup> Vgl. FpBf Hans Starz, 19.9.42, vor Stalingrad, in: Jasper: Zweierlei, S. 279: „Wie die Hunde Stalingrad verteidigen könnt ihr euch nicht vorstellen. Täglich wüten schwere Kämpfe, wobei unsere Kompanie immer kleiner wird. Es liegen jetzt nur noch 24 Mann vorne,“ sowie ders., FpBf 5.11.42, in: ebd.: „Wenn der Russe normale Truppen da hätte, wäre es schon lange so weit, aber er hat da seine Verbrecher und Strafkompagnien liegen, und die Hunde kämpfen wie die Löwen.“

<sup>2450</sup> Vgl. Hürter: Heinrici, S. 63, Nr. 15 (24.6.41), der allerdings bereits am dritten Tag des Ostfeldzuges widerwillig die Effizienz der Sowjetrussen im Kampf eingestand, dem jedoch eine Missbilligung der Kampfweise gegenüberstellte, mit der die Sowjetsoldaten diese Effizienz herbeiführten: „Wenn er [der Russe] zum Kampf gestellt wird, schlägt er sich aber sehr hart. Er ist ein viel besserer Soldat wie der Franzose. Außerordentlich zäh, verschlagen und hinterlistig. Manche Verluste entstehen dadurch, dass hinterrücks unsere Leute abgeschossen werden.“ Dazu auch: Jasper: Zweierlei, S. 279f.

<sup>2451</sup> Hillgruber: Russland-Bild, S. 171.

<sup>2452</sup> Ebd., S. 181.

Verteidigungslügen der deutschen Kriegspolitik ablenken.<sup>2453</sup> Warnungen der wenigen wirklichen deutschen Russland-Experten vor einem Angriffskrieg Deutschlands gegen die Sowjetunion (u. a. Köstrings und von Schulenburgs) wurden weder im Generalstab noch von Hitler ernst genommen. Der Ostfeldzug war vollkommen unzureichend geplant und durchdacht. Eine seriöse Planung hätte das „Unternehmen Barbarossa“ sofort in Frage gestellt.<sup>2454</sup> So trifft nicht nur Hitler, sondern auch die führenden Militärs, bei denen sich traditionelle Russlandvorstellungen später mit nationalsozialistischen Komponenten verbanden, „eine hohe Mitverantwortung für die am 22. Juni [1941] begonnene Katastrophe“.<sup>2455</sup>

Das Verhalten deutscher Soldaten wurde aber nicht nur durch Geringschätzung, sondern auch durch das der sowjetischen Soldaten und den Charakter der stalinistischen Diktatur geprägt – etwa durch Stalins Aufruf zum Partisanenkrieg -, der den Deutschen zudem nun auch eine „offizielle“ Handhabe gab, noch schärfer gegen Freischärler und Verdächtige vorzugehen und die bereits bestehenden Befehle noch radikaler umzusetzen.<sup>2456</sup> Die Deutschen fühlten sich, vor allem durch den ungeheuren Geländegewinn, im Sommer 1941 noch überlegen und unbesiegbar.

Auch die Zivilisten in den Ostgebieten lebten in einfacheren Verhältnissen als die Deutschen, was ihnen oftmals als primitiv ausgelegt wurde. Eine gewisse „Herrenmentalität“ und ein ausgeprägtes Überheblichkeitsdenken, wie im Falle des Befragten Buhr, waren zunächst sicher verbreitet.<sup>2457</sup> Wie Landgraf erklärte, änderte sich dieses Bild aber „nach und nach“. Die militärischen Erfolge der Roten Armee und der hartnäckige Widerstand, der von den vermeintlichen Untermenschen ausging, sorgten dafür, dass die Sowjetunion im Laufe des Ostfeldzuges zum Synonym für den „alles überrollenden Koloss“ wurde,<sup>2458</sup> weil es ihr nicht nur gelang, die Deutschen aufzuhalten, sondern sie entschieden zurückzuschlagen. Schon lange vor dem 6. Juni 1944, dem Beginn der Eröffnung der Zweiten Front in Frankreich, hatte die Wehrmacht an der Ostfront Terrain aufgeben und sich langsam in Richtung Westen

---

<sup>2453</sup> Wette: In Worte gefasst, S. 340. Wie einflussreich diese Feindbildpropaganda vor allem im Hinblick auf den „Präventivkrieg“ war, zeigen die Aussagen einiger Befragter lange nach dem Krieg, die immer noch – auch aufgrund einiger neuerer Forschungsarbeiten zum Thema Präventivkriegthese - glaubten, Deutschland wäre einem geplanten sowjetischen Angriff nur zuvorgekommen.

<sup>2454</sup> Tauber: Planung, S. 175; Leach: Strategy, S. 87.

<sup>2455</sup> Hillgruber: Russlandbild, S. 168.

<sup>2456</sup> Jasper: Zweierlei, S. 73.

<sup>2457</sup> Dies trifft, wie eingangs angesprochen, auch auf die deutsche Generalität zu, deren Überheblichkeit „sich in fataler Weise bereits bei der Planung des Unternehmens ‚Barbarossa‘ niederschlug.“ Entschlüsse des deutschen Militärs waren nicht zu Ende gedacht und wurden von Wunschdenken diktiert und nicht von einer rationalen Einschätzung des Feindes. Dazu gehört auch, dass die einmal getroffenen Entscheidungen kurzsichtig waren und keinen Raum für Alternativen oder Änderungen zuließen. Tauber: Planung, S. 175.

<sup>2458</sup> Hillgruber: Russlandbild, S. 181.

zurückziehen müssen. Mit der Zeit zollten deutsche Truppenangehörige daher den Rotarmisten und der sowjetischen Militärführung mehr Respekt. So kam auch Jasper bei der Untersuchung von Feldpostbriefen deutscher Soldaten zu dem Ergebnis:

„Die Geringschätzung der kämpferischen Qualitäten sowjetischer Soldaten wurde von Frontsoldaten nicht selten aufgrund von eigenen Erfahrungen zurückgewiesen, ... da sie buchstäblich am eigenen Leib erfuhren, wie sehr die [offiziellen deutschen] Berichte die Wirklichkeit verfehlten.“<sup>2459</sup>

Viele der Befragten gaben an, vom „Kommissarbefehl“ erst nach dem Krieg erfahren zu haben bzw. sagten aus, dass ihre Truppenkommandeure sich geweigert hätten, derlei Anordnungen auszuführen. Dennoch waren die Kommissare deutschen Frontführern von Anfang an ein „Dorn im Auge.“ Die Kommissare schafften es, ihre Leute immer wieder anzutreiben und leisteten damit einen erheblichen Beitrag zum militärischen Erfolg der Roten Armee. Umso mehr versuchte die deutsche Seite, diesen Faktor auszuschalten und die Widerstandskraft der Rotarmisten so zu schwächen.

Von Kriegsgefangenen und Überläufern wurde mehrfach berichtet, sie hätten – entgegen entsprechender Anordnungen des OKH – in frontnahen Einheiten Dienst getan und seien dort relativ anständig behandelt und gepflegt worden. Da, wo HIWIS allerdings in frontnahen deutschen Diensten standen, konnte sich häufig ein menschlicher Kontakt entwickeln. Die ehemaligen Rotarmisten wurden dann oft wie Kameraden behandelt, erhielten Verpflegung (auch Marketenderwaren), Ausstattung und Sold und erwiesen sich als hilfsbereit.

Es konnte jedoch auch vorkommen, dass die hohen deutschen Verluste, die in manchen Wehrmachtseinheiten gerade in den ersten Wochen des Ostfeldzuges auftraten, bei manchen Soldaten regelrechte Hassausbrüche auslösten, „denen viele Sowjetsoldaten zum Opfer fielen.“<sup>2460</sup> Noch schlimmer sah es bei den Gefangenentransporten aus, die in Richtung DuLag oder ins Reichsgebiet unterwegs waren, wie Landgraf beobachtete und Christian Streit in seiner Dissertation an vielen Stellen thematisiert. In den deutschen Lagern selbst herrschten dann unglaubliche und entwürdigende Zustände, Krankheiten und Seuchen breiteten sich aus, die im Laufe der Kriegsjahre Millionen sowjetischer Kriegsgefangenen dahinrafften.

Festzuhalten ist, dass die Befürchtungen, die mit einer russischen Gefangenschaft einhergingen, den Durchhaltewillen deutscher Soldaten stärkten. Auf sowjetischer Seite mag, aufgrund der dortigen, ähnlich lautenden Propaganda vom deutschen „Unmenschen“, ein vergleichbarer Effekt erzielt worden sein. Den Wehrmachtstruppen

<sup>2459</sup> Jasper: Zweierlei, S. 194f.

<sup>2460</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 279 sowie Neitzel: Abgehört, S. 248, Nr. 99, in denen General v. Schlieben aus den ersten Tagen des Ostfeldzuges von einem russischen Kriegsgefangenen bei Soldaten einer Wehrmachtbatterie berichtet: „Ich sage: ‚Was ist denn mit dem los hier?‘ „Na, den legen wir jetzt um.“ „Ich sage: ‚Warum denn?‘“ „Ja, der hat doch geschossen.“ „Ja, er ist doch Soldat, das ist doch sein gutes Recht, wenn er schießt.“

schlug ein unerwarteter Widerstand vonseiten der Roten Armee entgegen, und sowohl Stalins Staat als auch seine Armee waren in der Lage, anhaltenden Widerstand zu leisten und dem deutschen Heer schwere Verluste zuzufügen.<sup>2461</sup> Auch im Hinblick auf das numerische, aber auch qualitativ dem deutschen überlegenen, russischen Material, das sommers wie winters einwandfrei funktionierte und als geballte Kraft (stundenlanges „Trommelfeuer“, in großer Zahl auftretende T 34, *Ratas* und „Nähmaschinen“) eingesetzt wurde, machte deutschen Soldaten Angst. Mit der Zeit gelangten viele von ihnen auch zu der Überzeugung, dass die Strategie der gegen die deutschen Linien oft in riesiger Zahl anrennenden, zum Teil unbewaffneten Rotarmisten zwar sehr verlustreich, am Ende aber erfolgreich war. Das deutsche Material erwies sich nicht nur oft als ungeeignet, sondern vor allem als sehr begrenzt. Letzteres trifft auch auf die personelle Ausstattung zu. Die Rote Armee hatte diesbezüglich den längeren Atem und gewann den Abnutzungskrieg. Auch geschicktes, hinhaltendes Taktieren, wie etwa den deutschen Gegner zunächst in die „Höhle des Löwen“ zu locken, war zwar für die Rote Armee sehr verlustreich. Am Ende ging jedoch auch diese Taktik auf, da der sowjetischen Führung so genügend Zeit blieb, um Material und Personal heranzuschaffen und bereitzustellen. Weitere Faktoren, wie das raue Klima, das Einstellen der Grenzkämpfe gegen die Japaner, die hartnäckige Verteidigung durch die Rotarmisten, aber auch die Aktionen der Partisanen haben den Sieg gegen die Deutschen, deren Kräfte zudem noch an anderen Fronten gebunden waren, ermöglicht. Besonders nach dem Krieg wurde den meisten Befragten erst bewusst, dass sie den sowjetischen Gegner in fast jeder Hinsicht unterschätzt hatten. Aber auch während der Kämpfe wich das anfänglich vorhandene Überlegenheitsgefühl einer Hilflosigkeit gegenüber der mit Masse an Mensch und Material auftretenden Roten Armee.

5.5 Verhältnis und Einstellung zur Bevölkerung in den besetzten Ostgebieten:  
*„Man hatte damals durchaus einen Kontakt zu diesen Leuten und oft auch einen sehr freundlichen.“*

Im Hinblick auf die im Vorfeld des „Unternehmens Barbarossa“ an die Wehrmacht ausgegebenen Richtlinien zur Behandlung der Zivilbevölkerung stellt sich die Frage, wodurch das Verhalten der deutschen Soldaten gegenüber der Einwohner der Sowjetunion gekennzeichnet war. Die kämpfende deutsche Truppe war von der NS-Führung im Vorwege des Ostfeldzuges durch Befehle und Erlasse so abgesichert worden, dass sie Freiräume für die willkürliche Behandlung von Personen erhielt, „die

<sup>2461</sup> Ebd., S. 280.

außerhalb der ‚Volks- oder Wehrgemeinschaft‘ standen.“<sup>2462</sup>

Wehrmachtssoldaten traten nicht nur mit bestimmten Feindbildern in den Krieg gegen die Sowjetunion ein, sondern sie waren auch mit bestimmten Handlungsvorgaben in Bezug auf die Zivilbevölkerung ausgestattet worden.<sup>2463</sup> Dazu erklärte Thomsen:

„Fraternisierung war verboten. ... Wenn die Sehnsucht nach ‚ner Frau z. B. zu groß wurde, und es wurde gegen das Fraternisierungsverbot verstoßen, das hatte harte Konsequenzen. Oh ja!“

Auch der Befragte Müller erinnerte sich im Interview:

„Ins Soldbuch war eingeklebt, wie man sich im Lande zu verhalten hatte. Und in Frankreich war immer die Belehrung: ‚Haltet Abstand von den Frauen!‘ In Russland is das nie jesagt worden.<sup>2464</sup> Wissen Sie, da verging einem auch alles, wenn man das zum Teil gesehen hat. ... Die erste russische Frau, die ich jeseh'n habe... Wir hatten eingeladen, da hinterm Dnjepr, und marschierten durch ein langes Straßendorf durch. Und ... an den Häusern standen und saßen da Leute. Und ... da saß eine Frau, die hatte den Kopf einer zweiten, vielleicht wars die Tochter oder was, den Kopf, und hat die jelaust. Das war so der erste Eindruck! Und wer gesehen hat, wie sie jehaust haben, die Russen da, überall in Ostpreußen, das war schon...“

Im Soldbuch waren u. a. die „10 Gebote für die Kriegführung des deutschen Soldaten“ eingeklebt, die allerdings „zu Beginn des Ostfeldzuges durch Tagesbefehle und Verhaltensmaßregeln zum Umgang mit Rotarmisten konterkariert wurden.“<sup>2465</sup> Das Völkerrecht kam nicht zur Anwendung. Wenn sich deutsche Soldaten der Bevölkerung, gefangenen Rotarmisten oder Hiwis gegenüber, die in ihren eigenen Reihen eingesetzt waren, anständig verhielten, war dies ihre eigene Entscheidung. Offiziell vorgesehen war eine humane Behandlung der gegnerischen Soldaten oder auch der Zivilisten jedenfalls nicht.<sup>2466</sup> Die auch von Müller erwähnten offiziellen Vorgaben, die von der deutschen Führung in Form von „Richtlinien für das Verhalten der Truppe in der Sowjetunion“ herausgegeben, aber auch mittels Tagesbefehlen und Verhaltensmaßregeln während des Feldzuges ergänzt wurden, verdeutlichen, „dass es sich bei dem Feldzug im Osten um den ideologischsten aller Kriege handelte“<sup>2467</sup>, in dem sich Soldaten zweier Weltanschauungen auseinandersetzen würden. Der rückständige und für viele deutsche Soldaten auch abweisende Charakter der ländlich geprägten

<sup>2462</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 312; vgl. Römer: Kommissarbefehl, u. a. S. 75, 80f.; ders.: ‚Im alten Deutschland...‘, S. 53 – 99.

<sup>2463</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 310.

<sup>2464</sup> Die deutsche Führung unterstellte, dass besonders Französischen mit Geschlechtskrankheiten infiziert waren. Meinen: Wehrmacht und Prostitution, S. 10, 26, 37, 45.

<sup>2465</sup> Jasper: Zweierlei, S. 300.

<sup>2466</sup> Ebd.

<sup>2467</sup> Zellhuber: Unsere Verwaltung, S. 81. Im Osten bildete der „ideologisch und rassische Gegner“ eine Einheit, die auch das „Territorium umfasste, das als ‚Lebensraum‘ erobert werden sollte.“ Diese Einheit wurde mit dem Schlagwort „jüdischer Bolschewismus“ zusammen gefasst und bildete „die Basis für die ideologisch Vorbereitung der deutschen Soldaten vor dem Angriff auf die UdSSR. Es war der unbedingte Wille zum Sieg über einen zutiefst gehassten und gefürchteten Feind, der Normen des Völkerrechts und anständiges Verhalten verschob.“

Gebiete, mag dazu beigetragen haben, dass die Wehrmachtsangehörigen bei der ersten Berührung mit Russland Gefühle von Geringschätzung, bis hin zur Fremdenfeindlichkeit entwickelten.<sup>2468</sup> So versuchten die Wehrmachtseinheiten so spät wie möglich Quartier in den Häusern der Russen zu nehmen, trotz einsetzender Minustemperaturen bereits im Oktober 1941<sup>2469</sup>:

„Es ist schon 7.00 Uhr abends und schon liegen wir in unseren Zelten. Es ist im Freien draußen schon empfindlich kalt, Nachts hatten wir zweimal schon Reif. ... Wir leben ja furchtbar einfach und anspruchslos, und trotzdem fühlen wir uns regelrecht glücklich unter eignem Dache schlafen zu können. In die erbärmlichen Behausungen der Russen haben wir uns immer noch nicht reingetraut.“<sup>2470</sup>

Fast allen deutschen Soldaten fiel die Unterentwicklung der osteuropäischen Gebiete und Länder auf. Dazu schreibt der Historiker Jens Ebert:

„Das Gesehene entspricht in vielem den von der NS-Propaganda gezeichneten Bildern und der eingängigen Interpretation, die primitiven Lebensumstände der ohnehin minderwertigen Slawen seien allein von den seit 15 Jahren herrschenden Kommunisten zu verantworten.“<sup>2471</sup>

Die Frage nach den Gründen für die im Vergleich zu Mitteleuropa unterentwickelte Sowjetunion wurde von ihnen nicht gestellt. Allgemein ist, wie auch in Müllers Aussage, der Tenor vorherrschend, dass „die Russen“ in schmierigen Verhältnissen leben und allein deshalb ein näherer Kontakt mit ihnen besser unterblieb, wenn sich dies vermeiden ließ.<sup>2472</sup> Müller ist nicht der einzige, der beobachtete, dass Erwachsene die Köpfe ihrer Kinder oder Enkel nach Läusen durchforsteten.<sup>2473</sup> Mit dem fortschreitenden Winter waren deutsche Soldaten jedoch irgendwann gezwungen, in russischen Bauernhäusern einzukehren. Damit wurde es unumgänglich „einen genaueren Blick

<sup>2468</sup> Schulte: Wehrmacht und nationalsozialistische Besatzungspolitik, S. 168.

<sup>2469</sup> Jasper: Zweierlei, S. 262.

<sup>2470</sup> FpBf Fritz N., 28.9.41, in: Jasper: Zweierlei, S: 263 sowie ders., 18.7.41 in: ebd., Anm. 88: „Die Menschen leben hier in ganz trostlosen Holzhütten, arm, was arm heißt. Die Zigeuner bei uns hausen bestimmt menschlicher und hygienischer. Kilometerweit müssen wir nach Wasser für die Feldküche suchen, manche Brunnen sind vergiftet. Wir haben uns ein großes Zelt erbeutet, in dem wohnen Hauptfeldwebel Hermann, Soldat Jock und ich.“ Vgl. FpBf Wolfgang C., 18.3.41, in: ebd. mit einem Bericht aus Rumänien. „Unsere Soldaten haben immer wieder den Kopf geschüttelt über die vorgefundenen Wohnverhältnisse. ... Die Soldaten haben es zum großen Teil vorgezogen, im freien zu übernachten und sind daher bisher auch von Ungeziefer verschont geblieben.“

<sup>2471</sup> Ebert/Penkert: Briefe einer Rotkreuzschwester, S. 33. Schröder: Gestohl. Jahre, S. 376f.

<sup>2472</sup> Dazu auch Meier: Es ist so kalt, S. 138, der bereits in Polen fassungslos und voller Abscheu die dortige Lebensweise schrieb: „Es ist auf jeden Fall eine ganz wüste Gegend, deren Einwohner keine Deutschen sind und wie die Schweine ihr Dasein fristen. ... Ich muss dir andeutungsweise davon schreiben, weil ich selbst gestaunt habe, wie so etwas leben kann, was sich hier an Menschen befindet.“ Vgl. FpBf Peter Schwankert, 5.11.41, etwas neutraler und gemäßiger über die Bevölkerung in der Sowjetunion: „Ich glaube, keine Schilderung kann klar machen, in welcher Primitivität die Leutchen hier leben und dabei nicht mal was entbehren.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 278.

<sup>2473</sup> Vgl. FpBf Helmut Frisch, 6.2.42: „... Genügend Betrieb und Lärm macht auch die Kinderbande. Hin und wieder werden sie von den Alten am Kopf nach Läusen untersucht, was lebhaft an gewisse Szenen im Affenkäfig erinnert.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 264f.

auf die Menschen im Osten zu werfen.“<sup>2474</sup> Die Landser trafen dabei, „physisch und psychisch total erschöpft, auf eine ihnen völlig fremde Welt von Wohnverhältnissen und Sitten.“<sup>2475</sup> Für manche von ihnen waren diese Verhältnisse eine Belastung, „die das in vier Monaten Ostkrieg gefüllte Fass [der] Leidensfähigkeit zum Überlaufen brachte.“<sup>2476</sup> Die von Müller und Esser beschriebenen und von vielen anderen auch so empfundenen, „sehr befremdlichen Wohnverhältnisse der russischen Bevölkerung färbten zunächst stark auf die Beurteilung der Menschen ab.“<sup>2477</sup>

Zur Einstellung vieler deutscher Soldaten zur sowjetischen Zivilbevölkerung heißt es in Schröders „Gestohlene Jahre“:

„Bedenkt man zusätzlich, dass den Deutschen durch die nationalsozialistische Propaganda ‚das Bild des asiatischen *Untermenschen*‘ ... pausenlos eingehämmert wurde, so musste sich z. T. selbst bei denen, die mit der Nazi-Propaganda wenig im Sinn hatten, eine Voreingenommenheit gegenüber der Sowjetunion entwickeln, und zwar am Ende nicht nur in Bezug auf Einrichtungen und Zustände, sondern auch in Bezug auf die Landesbewohner.“<sup>2478</sup>

Müller fand sich also durch seine Beobachtungen im Land in seinen Vorurteilen bestätigt und versuchte sich in seinem Verhalten, von den Menschen abzugrenzen und auf Distanz zu gehen, wo immer das möglich war.<sup>2479</sup> Die für deutsche Verhältnisse in anderer Weise mit einem anderen Verständnis von Ordnung und Sauberkeit lebende polnische und sowjetische Bevölkerung wurde von den meisten deutschen Soldaten durchweg dafür verurteilt<sup>2480</sup> bzw. verantwortlich gemacht,<sup>2481</sup> wobei die Zustände in der Sowjetunion noch als Steigerung der Verhältnisse in Polen empfunden wurden.

<sup>2474</sup> Jasper: Zweierlei, S. 263.

<sup>2475</sup> Ebd.

<sup>2476</sup> Jasper: Zweierlei, S. 263. Vgl. FpBf Willy Pickert, 29.10.41, in: ebd.: „Es passt aber auch alles zusammen. Diese eintönige Landschaft, das geradezu unmögliche Volk der Russen, fast Halbwilde, die dreckigen Häuser, die unendliche Weite der Heimat usw. Dazu diese acht Monate mit den ungeheuren Opfern und Strapazen und vieles andere mehr.“

<sup>2477</sup> Ebd.

<sup>2478</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 376f. Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 264: „Dreck und unhygienische Lebensverhältnisse waren ... ein Abgrenzungskriterium, aus dem radikale Feindbilder abgeleitet wurden.“

<sup>2479</sup> Vgl. Gespräch Böll/Kopelew mit Bednarz im August 1979, in: Böll/Kopelew: Warum haben wir aufeinander geschossen?, S. 24: „Für viele, für die meisten, war der Anblick der Sowjetunion, sagen wir, die wirtschaftlichen, sozialen Zustände – soweit man die im Krieg überhaupt einigermaßen mitkriegt – aber du siehst ja ein Dorf, die schlechten Wohnungen – eine ungeheure Enttäuschung, verstehen Sie, das muss man auch wissen. Man muss es wissen, um den Anti-Kommunismus zu verstehen, der nach dem Krieg sehr stark war, der nicht nur Propaganda des Kalten Krieges war. Das Erlebnis der Sowjetunion, auch als Angehöriger der Armee, egal ob Nazi oder nicht, war nicht sehr ermutigend, war kein gutes Beispiel für den Sozialismus oder Kommunismus. Es waren ja nicht alles Idioten, diese deutschen Soldaten, sehen konnten sie ja, und sie konnten auch Schlüsse ziehen.“

<sup>2480</sup> Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 152: „... wer das nicht gesehen hat, wie diese Leute hier hausen, der glaubt es nicht und kann es sich nicht vorstellen. Schlimmer als in Polen findet man hier die Behausungen vor. Geschirr, Wäsche und sonstige Einrichtungsgegenstände kennt man hier kaum.“ Ders., S. 162: „Wie es hier in einem Russen-Quartier aussieht, davon machst du dir keinen Begriff.“

<sup>2481</sup> Jasper: Zweierlei, S. 263.

Der abstoßende Eindruck, den Land und Leute im sowjetischen „Arbeiterparadies“ auf viele deutsche Soldaten machte, wurde in den ersten Monaten des Russlandfeldzuges vielfach in Form von Spott und Ekel in Feldpostbriefen geäußert.<sup>2482</sup> Manchen dienten ihre Beobachtungen auch als Rechtfertigung für die ihrer Ansicht nach notwendige kriegerische Auseinandersetzung mit den Bolschewisten und für das brutale Vorgehen gegen die als den Deutschen nicht ebenbürtig betrachteten Slawen. Dabei wurde das „Schreckbild des asiatischen Russland“ ebenso von der Propaganda bemüht, wie die „These von der Verantwortung der Juden für die als grauenhaft wahrgenommenen Verhältnisse in der UdSSR“ und die aufgrund dieser Bedrohungen notwendige Rettung des christlichen Abendlandes.<sup>2483</sup> Es gab jedoch auch mitleidvolle Blicke auf die vorgefundenen, ärmlichen Bedingungen unter den beispielsweise auch ein Großteil der jüdischen Bevölkerung leben musste. So schrieb Erwin John, Angehöriger eines Baubataillons kurz nach dem Angriff auf die Sowjetunion in die Heimat:

„Trostlos, wie die Menschen hier hausen. Da ist es bei uns Gold dagegen. Wir machen gerade eine kleine Rast am Ortseingang, eben marschiert eine Kolonne Juden vorbei unter Aufsicht zum Straßenreinigungsdienst. Hier hat es mehr Juden wie andere.“<sup>2484</sup>

Deutlich wird, wie auch schon Landgraf aus Polen berichtete, dass die Bevölkerung, in diesem Fall sowjetrussische Juden, für die deutschen Besatzer Zwangsarbeit verrichten mussten.

Der zweifellos unterentwickelte Zustand großer Teile des besetzten Territoriums entbehrte landschaftlich und in Bezug auf die Bewohner jedoch für manchen trotzdem nicht einer gewisse Schönheit. Auf dem deutschen Vormarsch in die Sowjetunion schrieb der damalige Soldat Erich Kuby in einem Feldpostbrief vom 10. Juli 1941:

„Ein Kartoffelacker, gänzlich verwahrloste armselige Gehöfte mit ausgefransten Strohdächern. ... Die Hälfte des Dorfes ist verbrannt. ... Im Staub der Straßen wälzen sich die endlosen Prozessionen unserer Fahrzeuge vorwärts, vom Panzer bis zum Rad. ... Ich werde zum Gespött der Leute, weil ich mich manchmal nicht enthalten kann, auszurufen ‚schön‘ – was natürlich für Augen, die Schönheit nach Wasserspülung und Radio beurteilen, nicht sichtbar sein kann. ... Die kleinsten Kinder sind mir an Ausdruckskraft über, stumm geht man vorbei, und wie viel

<sup>2482</sup> Vgl. u. a. FpBf Willy Fohrmann., 14.7.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 248: „Interessante Bilder im eigentlichen Sowjetrussland: Armut, Vernachlässigung und Verkommenheit auf allen Dörfern. Ich habe Hütten gesehen, in denen in einem Raum eine Familie mit 4 Kindern, Hühnern und ein Schwein zusammen hausten. Das ist das Arbeiterparadies der Sowjets. Gott sei Dank, dass wir diesen Horden zugekommen sind. Sie hätten unsägliches Leid über uns gebracht.“

<sup>2483</sup> Jasper: Zweierlei, S. 217; vgl. ebd.: FpBf Emmerich Pangl, 3.5.42: „Könnt euch vorstellen, was aus Europa geworden wäre, wenn diese asiatischen Horden über uns gekommen wären. ... Wenn man Sowjetrussland näher sieht, dieses ungeheure Verbrechen an einem Volk, und die Welt mit Vernunft betrachtet, dann gibt es nur einen Gedanken, hier muss jeder deutsche Mensch mit allen seinen Kräften gegen die jüdische Pest ins Feld ziehen, ... wenn nicht die Pest unser schönes Deutschland und die ganze abendländische Kultur vernichten soll.“

<sup>2484</sup> FpBf Erwin John, 27.6.41, aus Russland, in: Jasper: Zweierlei, S. 288.

möchte man wissen. Der Winter wird ja lang genug werden, Russisch zu lernen.“<sup>2485</sup>

Der interessierte und unvoreingenommene Blick Kubys für Land, Leute und ihre Sprache offenbart eine ganz andere Seite der Sowjetunion.<sup>2486</sup> Sein Brief ist an eine ihm bekannte, in Deutschland lebende Russin gerichtet. In diesem bedauert er, nicht die Bekanntschaft zu ihr genutzt zu haben, um die russische Sprache zu erlernen.<sup>2487</sup> Die nahezu touristische Sichtweise Kubys, die zwar auch Kriegszerstörungen und das Elend der Bevölkerung wahrnimmt,<sup>2488</sup> sich jedoch den Blick für manche Idylle nicht verstellt,<sup>2489</sup> ist innerhalb der zum Sowjetkrieg vorliegenden deutschen Zeitzeugenberichte nicht so häufig anzutreffen.<sup>2490</sup> Eine weitere Ausnahme bildete Kubys, weil er die im Osten vorgefundenen ärmlichen Verhältnisse nicht in der herablassenden Art anderer deutscher Soldaten schilderte, sondern mitleidvoll.<sup>2491</sup> Im Brief vom 10. Juli 1941 teilte er der Russin auch seine Bedrückung über die im Vergleich zum Westen so anderen Lebensumstände mit, unter denen die sowjetische Landbevölkerung zu leiden hatte:

„Das ist ein ganz anderer Krieg als der französische, mir setzt er sehr zu, es kommt zutage, dass ich auf dem Lande aufgewachsen bin – ein zerstörter Bauernhof, die Not dieser Bauern greifen mich an und finden mich wehrlos.“<sup>2492</sup>

<sup>2485</sup> Kubys: Mein Krieg, S. 123.

<sup>2486</sup> Vgl. KTB Golder, Eintrag v. 29.7.1941, der mit seinem Bataillon auf der „Rollbahn Süd“ zu „einem ganz romantischen, rings von Bergen umschlossenen Dörflein [kam]. Auch Seen fehlten in den Tälern nicht. Eine Mutter ... verwöhnte uns mit – Honig. Im Garten gab's Kirschen.“ Am darauf folgenden Tag befanden sich seine Kameraden und er, „in einem ganz unter Bäumen versteckten Dörflein, [wir] genießen die herrliche Ruhe, nur mit Badehose bekleidet.“

<sup>2487</sup> Kubys: Mein Krieg, S. 123.

<sup>2488</sup> Ebd., S. 111f.; vgl. Parlach: Demidoff, S. 95, (TB, 31.5.1942): „Solange dieser Krieg dauert, wird keine deutsche Zeitung ihren verdummtten Lesern russische Männer, Frauen und Kinder so zeigen, wie ich sie heute – übrigens auf Veranlassung des Leutnants – aufgenommen habe. Wo bliebe die Propaganda vom russischen Untermenschen beim Anblick dieser stillen, in sich ruhenden Gesichter, dieser frei und sicher zwischen den Bäumen stehenden Gestalten, dieser in Rudeln vergnügt zusammenhockenden, blonden, stämmigen Lausbuben und dieser kleinen rundgesichtigen Mädchen mit den abstehenden Zöpfchen?“ Vgl. auch ders., S. 81f.

<sup>2489</sup> Ebd., S. 112: „Der Staub stört uns nicht, ein frischer Wind treibt ihn weg. Malerisch ist alles.“

<sup>2490</sup> Vgl. Großmann: Granatsplitter, S. 30f.: „Eine bisher unbekannte Neugierde begleitet mich auf dieser Fahrt. Ich bin darauf aus, überall etwas echt Russisches zu entdecken. Mein Deutschlehrer hatte mir einmal die Lektüre von M. Gorki empfohlen, und ich las mit 15 oder 16 Jahren seine ‚Kindheit‘ und ‚Mutter‘. Deshalb erscheint mir Russland als das Land Gorkis, und so will ich es sehen. Vielleicht macht es mich von dem nationalen Übermut gesund, der zurzeit in ganz Europa wie Sekt berauscht und überschäumt.“ Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 39: „Ich kenne kein anderes Land, das mich so fasziniert hat wie Russland.“ Vgl. Bernecker: Generation, S. 176 u. a., konnte der russischen Weite und Natur positive, idyllische Seiten abgewinnen.

<sup>2491</sup> Vgl. FpBf Otto H. (10.8.41), in Jasper: Zweierlei, S. 210: „Hoffentlich bringt uns dieser Monat den endgültigen Sieg über die Russen, die sich sehr tapfer zur Wehr setzen, trotzdem sie unter dem russisch-jüdischen System ein ziemlich trostloses Dasein führen, wenn man das reiche Land sieht, und die so arme Bevölkerung.“

<sup>2492</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 30f.

König erinnerte sich „an die ‚entsetzliche Armut der Russen‘, die er nur selten zu Gesicht bekam, daran, ‚wie toll ihre Schulen waren‘, und an die kleinen Milchgeschäfte, in denen er zusätzlich Butter, Milch und Quark kaufen kann.“<sup>2493</sup>

Während Kuby als einer von wenigen die Umgebung um sich herum bewusst wahrnahm, verhinderte der schnelle Vormarsch, aber auch das Desinteresse an der als geringschätzig eingestuften russischen Bevölkerung, Landschaft und Kultur bei den meisten anderen Wehrmachtssoldaten eine nähere Betrachtung der einzelnen Landstriche mit ihren Besonderheiten. Schröter, der 1989 zu einer Pilgerreise nach Belarusland aufbrach, erkannte kaum etwas wieder von der Landschaft, die er im Juni 1941 als Soldat durchquert hatte und erklärte dies mit dem „Eiltempo“ seiner Division. Er stellte fest: „Wir hatten kaum ‚Feindberührung‘. ... Es gab also entsprechend kaum Zeit, die Landschaft in sich aufzunehmen und als Bild der Erinnerung festzuhalten.“<sup>2494</sup> Dieser „Nebel blasser Vorstellungen“ verzog sich seinen Angaben zufolge erst 1988/89.<sup>2495</sup> Friedrich Lohstein, damals Leutnant innerhalb einer Panzerdivision, erinnerte sich daran, dass er bereits im Sommer 1942, auf dem Vormarsch an die Wolga, das erste Mal Asiaten erlebte und, zusammen mit seinen Kameraden, mit ihnen Freundschaft schloss. Er stellte fest: „Obwohl es fast keine sprachliche Verständigung zwischen uns gab, habe ich sehr gute Erfahrungen gemacht mit den Menschen dort und mit dem Leben, das sie führten.“<sup>2496</sup>

Auf die Frage, ob es verboten war, sich mit Russinnen einzulassen, meinte Buhr:

„Ja, und ob es verboten war! Ja, aber da hat kein Mensch sich drum gekümmert. ... Denn es ist ja nun lächerlich, Männer zu fragen, die monatelang da herumliefen und jede Frau sich schnappen konnten in irgend 'ner Form... Ja, wir haben ja immer in Zivilunterkünften [gewohnt].“

Es gibt jedoch auch Berichte ehemaliger Wehrmichtsangehöriger, die andere Einschätzungen gewonnen und bei russischen Frauen eher Zurückhaltung festgestellt haben.<sup>2497</sup> Sicher mag die Einquartierung in Zivilunterkünften über längere Zeit eher für Gelegenheiten gesorgt haben. Häufig handelte es sich aber nur um kurze Einquartierungen. Auch wenn russische Frauen auf manchen Wehrmichtsangehörigen anziehend gewirkt haben mögen,<sup>2498</sup> gab es von beiden Seiten oft nicht nur eine sprach-

<sup>2493</sup> König, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 139.

<sup>2494</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 88f. Der Informant machte sich jedoch auch bewusst, dass sich die Landstriche auch im Zuge der Kriegszerstörungen verändert hatte: „9 200 belorussische Dörfer haben wir Deutschen in Schutt und Asche gelegt.“

<sup>2495</sup> Ebd., S. 89.

<sup>2496</sup> Lohstein: in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 336.

<sup>2497</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 50: „Ich habe nie erlebt, dass sich russische Mädchen im Frontbereich mit einem von uns eingelassen hätten.“

<sup>2498</sup> Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 39 stellt fest: „Die russischen Mädchen hatten etwas Argloses, eine Natürlichkeit, die wir nicht kannten.“

liche, sondern auch eine ideologische<sup>2499</sup> und Vernunft gesteuerte<sup>2500</sup> Hemmschwelle. Im Falle Buhrs, von dem in diesem Abschnitt noch die Rede sein wird, scheint es diese Hemmschwelle nicht gegeben zu haben. Wie das „Schnappen“ einer Frau in „irgend 'ner Form“ konkret aussah, kann hier nur gemutmaßt werden. Buhr, der sich selbst als „Playboy von Hamburg“ titulierte, hatte, Fotos nach zu urteilen, von Haus aus eine große Portion Charme, gutes Aussehen, Intelligenz, Bildung und Redetalent mitbekommen. Seine große Statur und ein ausgeprägtes Überlegenheitsgefühl mögen ihm hier zusätzlich von „Vorteil“ gewesen sein, ebenso eine gewisse Oberflächlichkeit und Sorglosigkeit in vielen Dingen. In der heutigen Zeit würden manche sicher von „Macho-Allüren“ sprechen. Er selbst räumte, zumindest hinsichtlich des Verhaltens deutscher Soldaten im Osten an sich, eine gewisse „Herrenmentalität“ ein. Dem Recht des Stärkeren und Überlegeneren mögen in seinem Fall auch russische Frauen zum Opfer gefallen sein.

Auf die Frage, ob eine Truppe, die vom Westen an die Ostfront verlegt wurde, im Vorwege spezielle Vorkehrungen traf, antwortete der Befragte Esser:

„Nein, gar nicht, nein. Erstens mal hörte man ja einijes von den Unteroffizieren oder Offizieren, die nun schon in Russland im Einsatz gewesen sind. Aber sonst, dass da nun also groß ... Eine Sache hab ich allerdings im Sinn, und das muss ich immer wieder rausstreichen: Uns war es also bei schärfster Strafe verboten, uns mit russischen Frauen einzulassen. Ich vermute, dass dahinter die Theorie von der ‚Herrenmenschenrasse‘ stand. Aber wie auch immer – also, wer sich mit 'ner russischen Frau einließ, das war ganz schrecklich bei der SS. Das gabs nich. Ja, ja, ja. Uns wurde das einjeschärft: ein SS-Mann gibt sich nicht mit einer russischen Frau ab. Also Vergewaltigung von SS und so – wenn, dann heimlich und irgendwie, aber öffentlich durfte das überhaupt nicht passier'n und wurde also sofort bestraft und das wurde uns noch extra eingeschärft, bevor wir denn nach Russland gefahr'n sind (lacht).“

Auf eine ähnliche Frage, ob den Angehörigen der Waffen-SS-Division L.A.H. im Vorwege des Ostfeldzuges im Hinblick auf die russische Bevölkerung Verhaltensvorschriften gemacht worden seien, antwortete der Befragte Ludwig im Interview:

„Also, erst mal [durften wir] auf keinen Fall vergewaltigen. Das weg! Das schließt ja nicht aus, dass man sich liebesfähig einlassen darf. Aber immer vorsichtig sein. ... Wenn einer von uns geschlechtskrank wurde, kam er sofort in 'n Bau. Wehrkraftzersetzung. Selbst bei Tripper. Aber ich hab das nie erlebt - auch nie gehört. Bei uns ist das nicht gewesen, sag' ich mal so. Da kann man jetzt sagen: ‚Du bist ja 'n armes, kleines Früchtchen, hast du 'ne Ahnung!‘ wird der Nächste sagen.“

Während Ludwig, der zur selben Waffen-SS-Division gehörte wie Esser, der Meinung war, dass eine Liaison zu russischen Frauen unter gewissen Vorsichtsmaßnahmen

<sup>2499</sup> Vgl. Koschorrek, S. 244: „... wegen Spionagegefahr und Partisanenterror [war allgemein befohlen], keinen näheren Kontakt mit der Zivilbevölkerung aufzunehmen.“

<sup>2500</sup> Es fehlte – auch aus Zeitgründen - von vornherein die Perspektive für eine wirkliche Beziehung. Außerdem waren in Privatquartieren häufig mehrere Wehrmachtsangehörige gleichzeitig untergebracht, was die Möglichkeit sehr einschränkte, eine Privatsphäre zu schaffen. Auch die Darstellung der Bevölkerung als minderwertig mag deutsche Soldaten diesbezüglich zur Vorsicht angehalten haben.

möglich war, stellte Esser dies genau umgekehrt dar. Es sei bei „schärfster Strafe“ untersagt gewesen, sich „mit russischen Frauen einzulassen“.<sup>2501</sup> Die Bemerkung, dass Vergewaltigungen, „wenn, dann heimlich“, stattfanden, mutet befremdlich an. Möglich ist, dass solche Delikte innerhalb der Truppe unter den Tisch gekehrt und gar nicht erst als Straftat angesehen wurden.<sup>2502</sup> Das eigentliche Vergehen war demnach nicht der Vorfall an sich, sondern die Tatsache, dass ein Angehöriger der Waffen-SS sich mit einer russischen Frau „abgegeben“ hatte. Im Rahmen der Militärgerichtsbarkeit galten Sexualdelikte nicht als „primäre“ Vergehen.<sup>2503</sup> Dementsprechend wurden Sexualverbrechen zwar grundsätzlich verfolgt, sofern sie gemeldet worden waren. Vor allem aber im Krieg gegen die Sowjetunion herrschte diesbezüglich „von Beginn an der völkerrechtliche wie kriegsgerichtliche Ausnahmezustand.“ Übergriffe gegen die Zivilbevölkerung wurden mittels der „verbrecherischen Befehle“, insbesondere des Kriegsgerichtsbarkeitserlasses „Barbarossa“ vom 13. Mai 1941<sup>2504</sup> legitimiert.<sup>2505</sup> Deutsche Soldaten hatten im Falle begangener Sexualdelikte in den meisten Fällen nicht mit hohen Gefängnisstrafen zu rechnen – oft kamen sie sogar straffrei davon. Ludwig berichtete, dass er in Frankreich sehr gute Kontakte zur Bevölkerung unterhielt. Viele Soldaten, besonders Offiziere, hatten dort eine Beziehung zu einer Französin. In dieser Vielzahl wurden Verbindungen zu Frauen im sowjetischen Besatzungsgebiet aus verschiedenen Gründen nicht für möglich gehalten. Dem wider-

---

<sup>2501</sup> Vgl. FpBf Otto Heubich, 14.1.41, wo er seiner Frau in einem Gedicht über sein Baubataillon berichtet, mit dem er zu der Zeit in Polen eingesetzt war: „... Zwar Weiber gibt's genügend hier, doch wird man streng bestraft dafür.“

<sup>2502</sup> Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 195, über einen Vorfall in Frankreich, bei dem drei Soldaten einem Bauern begegneten, den sie „ohne jeden erkennbaren Anlass und ohne Vorwarnung ... in den Straßengraben“ geworfen hatten und weiter drangsalierten, der eine Ahnung vermittelt, wie es um die deutsche Gerichtsbarkeit bei Vergehen bestellt sein konnte: „Wie viele solche tätlichen Übergriffe es auf die Zivilisten in Nord- und Westeuropa gegeben hat, ist schwer zu sagen. Es heißt immer, dass selbst geringfügig wirkende Überschreitungen und Vergehen schwer geahndet wurden, in Wahrheit hing dies oft von den Kameraden und Vorgesetzten ab. Niemand mochte einen Kameraden anzeigen, und Vorgesetzte entschieden oft danach, was opportun schien, was auch Tewes: Besatzungszeit, S. 203, feststellte: „Die Veranlassung eines Kriegsgerichtsverfahrens, auch wegen des damit verbundenen Schreibkrams, blieb äußerst unbeliebt. Man versuchte, Vergehen möglichst unter der Hand zu regeln, beziehungsweise sogar zu vertuschen. Hierbei spielte die Art des Vergehens eine entscheidende Rolle.“ Mehr noch als für Nord- und Westeuropa galt ein solches Vorgehen sicher in Ost- und Südeuropa, wo der Bevölkerung von den Besatzungstruppen wenig Achtung entgegengebracht wurde.

<sup>2503</sup> Beck: Wehrmacht und sexuelle Gewalt, S. 327.

<sup>2504</sup> „Der Erlass über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit im Gebiet ‚Barbarossa‘ und über besondere Maßnahmen der Truppe vom 13.5.1941 sah u. a. vor, dass Straftaten feindlicher Zivilpersonen der Zuständigkeit der Kriegsgerichte entzogen wurden.“ Hausch/Friedrich, in: Die Soldaten der Wehrmacht, S. 234.

<sup>2505</sup> Beck: Wehrmacht und sexuelle Gewalt, S. 327.

sprechen jedoch die Aufzeichnungen des Hamburger Pfarrers Hennig.<sup>2506</sup> Ludwig erwähnte im Gespräch noch eine Besonderheit für Liebesverhältnisse im Osten:

„Also da waren noch 'n alter *Pan* und 'n bildhübsches junges Mädél und auch noch 'n Baby. Weiß ich nicht, von wem das... ob das von dem Mädél oder der Mutter stammte, aber es hätte auch von der Mutter stammen können. Ich hab das Mädél auch nicht altersmäßig einschätzen können, denn die machten sich natürlich immer extra alt. ... Nein, auch wegen der Vergewaltigungen. ... Also wir wurden sofort erschossen, wenn's bei uns passierte. ... Aber wie kommen denn diese 22.000 Deutsch-Ukrainer aus dieser Zeit dahin? Was is Vergewaltigung? Wo beginnt es, wo hört's auf? Ises nich schon eine, wenn einer kommt: ‚Hier, kriegst 'n Brot. Legst dich dafür hin.‘ So isses doch gewesen!“

Schröder geht in seiner Studie „Gestohlene Jahre“ u. a. der schwierigen Frage nach, „ob und wann ein bestimmtes Entgegenkommen, das Zivilisten gegenüber Besatzungssoldaten zeigen, als Kollaboration gedeutet werden kann“ und stellt anhand mehrerer Zeitzeugenaussagen fest, „wie schwierig oder gar unmöglich es oft genug ist, freiwilliges und erzwungenes Entgegenkommen voneinander zu unterscheiden.“<sup>2507</sup> Obwohl deutschen Soldaten strengstens untersagt war, Frauen in den Besatzungsgebieten Gewalt anzutun, kam dies trotzdem vor. So schreibt der Historiker Christoph Rass, dass in den ersten Monaten des Unternehmens ‚Barbarossa‘ „Eigentumsdelikte zum Nachteil der Zivilbevölkerung“ einen Höchststand erlebten „und ebenso wie schon während des Westfeldzuges ... die Zahl der Vergewaltigungen [wuchs].“<sup>2508</sup>

Koschorrek hielt am 16.12.1943 in einer Tagebuchnotiz fest:

„Schleiferunteroffizier H. ... soll sich immer dann, wenn die Truppe vorne im Einsatz war, an russischen Frauen vergriffen haben, die er unter dem Vorwand, sie für Arbeiten einzusetzen, ins Haus gelockt hat. Die Gebirgsjäger beschuldigten ihn, zwei jungen Russinnen, die bei ihnen arbeiteten, abends aufgelauert und sie in seinem Wagen brutal vergewaltigt zu haben. Ich traue es diesem Schwein durchaus zu. Obwohl H. es leugnete, sollte von höherer Stelle eine Untersuchung stattfinden. ... Die ... konnte aber nicht erfolgen, ... es heißt, ... dass er ... als vermisst gilt.“<sup>2509</sup>

Koschorrek stellte den besagten Unteroffizier als besonders „miesen Typen“ dar, der „gemein und verkommen“ und somit innerhalb der Kameraden, die er „bis zum Ende des Krieges“ kennen gelernt habe, eine Ausnahme gewesen sei.<sup>2510</sup>

Es entsteht der Eindruck, dass besonders bei den Angehörigen der Waffen-SS jegliche Form gewaltsamer Übergriffe auf Frauen aus Gründen der Rassenschande

<sup>2506</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 208, zitiert aus dem ihr vorliegenden, ungekürzten Originalmanuskript eine Passage Hennigs aus März 1944, in dem er über außereheliche Beziehungen von in Deutschland verheirateten Wehrmachtssoldaten zu Norwegerinnen schreibt: „Freilich, den Frauen in Deutschland wird die Frau hier oder in Russland – da hatten angeblich fast alle Männer eine, vom Hauptmann an bis zum Schützen, für Liebe, Essen und Wäschewaschen – verschwiegen.“ Zum Thema Liebesbeziehungen im Osten vgl. Rolf-Dieter Müller: Liebe im Vernichtungskrieg.

<sup>2507</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 375.

<sup>2508</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 316.

<sup>2509</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 265.

<sup>2510</sup> Ebd.

verboten war. Das gleiche galt für Liebesbeziehungen zu Russinnen. Dennoch offenbaren Ludwigs Andeutungen, dass es in manchen Fällen auch zu regelrechter sexueller Erpressung für ein Stück Brot kommen konnte.<sup>2511</sup> Darüber hinaus gab es häufig die so genannten „Bratkartoffelverhältnisse“. Dabei konnte es genügen, dass der Mann zusätzliche Lebensmittel beschaffte und die Frau zu kochen verstand.<sup>2512</sup> Es entstand im direkten Wortsinn also eine Beziehung, die auch wegen der Verpflegung sehr zusagte. Während einige Soldaten auch deshalb kein Interesse an einer Liaison mit einer russischen Frau hatten, weil sie wussten, dass eine solche Beziehung strengstens verboten war, hielten sich andere Wehrmachtsangehörige nicht an solche Vorschriften.<sup>2513</sup> Die Zahl der von deutschen Soldaten in den besetzten Gebieten gezeugten Kinder – allein Ludwig spricht von 22.000 Deutsch-Ukrainern – erlaubt keinerlei Aussage dazu, welcher Anteil der intimen Beziehungen gewaltsamer Natur war.<sup>2514</sup> Birgit Beck kommt in ihrer Monographie zu dem Schluss, dass von Wehrmachtssoldaten begangene sexuelle Straftaten zwar bestraft werden sollten, „aber nur in außergewöhnlichen Fällen mit dem höchsten dafür vorgesehenen Strafmaß.“<sup>2515</sup> Dies deutet auf eine Bagatellisierung von sexueller Gewalt hin, „wie sie auch innerhalb der Militärjustiz teilweise zum Tragen kam“. Zudem weist das Absinken der Verurteilungen aufgrund des Gerichtsbarkeitserlasses darauf hin, „dass im Vergleich zur Westfront im Krieg gegen die Sowjetunion mehr Fälle von sexueller Gewalt nicht gemeldet oder trotz einer Anzeige nicht gerichtlich verfolgt und mitunter geduldet wurden.“<sup>2516</sup> In der Sowjetunion galten, aufgrund der politischen wie militärischen Zielsetzungen sowie der Art der Kriegführung, von vornherein andere Voraussetzungen für die gerichtliche Verfolgung sexueller Straftaten, die das Auftreten von Sexualdelikten begünstigten.<sup>2517</sup> Die aus solchen und anderen „Verbindungen“

<sup>2511</sup> Der damalige Oberfeldwebel, Ernst Röpke, berichtete aus Griechenland: „Die Griechen selbst hatten nichts zu fressen, und wenn man denen eine Scheibe Brot gab, konnte man alles kriegen. Auch von einigen Frauen,“ in: Schüddekopf: Krieg, S. 89.

<sup>2512</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 395.

<sup>2513</sup> Auch im Deutschen Reich gab es solche Bekanntschaften. Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 248: „Zu den Freuden des Soldaten gehörten im Krieg von jeher die so genannten Bratkartoffelverhältnisse. Die Dame Irmgard wurde zwar nicht mein Verhältnis, aber nahrhaft war ihre Bekanntschaft schon. Das Mädchen war in der Nähe von Köln ausgebombt.“

<sup>2514</sup> Beck: Wehrmacht und sexuelle Gewalt, S. 334; Bernecker: Generation, S. 176f. berichtete von zwei Küchenhilfen, die beide ein Kind von deutschen Soldaten bekamen und sich offenbar deren Annäherungen nicht widersetzen konnten.

<sup>2515</sup> Beck: ebd., S. 334f.

<sup>2516</sup> Ebd. Der damalige Unteroffizier Bruno Fichte vermutete: „Viele [russische] Frauen hatten sicher unter den Soldaten zu leiden, ohne dass etwas davon bekannt wurde.“ Fichte erlebte u. a., dass sich ein junger Leutnant einem SS-Scharführer in den Weg gestellt hatte, der gerade einer jungen Russin Gewalt antun wollte. Bei dem Handgemenge löste sich ein Schuss, der SS-Mann starb. Dem Divisionskommandeur gelang es nur mit großer Mühe, die Juristen zur Einstellung des Verfahrens gegen den jungen Leutnant zu bewegen. In: Schüddekopf: Krieg, S. 39f.

<sup>2517</sup> Beck: Wehrmacht und sexuelle Gewalt, S. 335.

hervorgegangenen deutsch-sowjetischen Kinder und ihre Mütter erwartete jedenfalls ein ungewisses Schicksal, wie Bernecker richtig einschätzte.<sup>2518</sup>

Auf die Frage, ob Kontakte zur weiblichen sowjetischen Zivilbevölkerung offiziell verboten waren, meinte der Interviewpartner Dietrich:

„[War nicht verboten], nee. Och was. Haben wir nicht gehabt, hat sich auch keiner drum gekümmert. Da waren wir eigentlich immer ziemlich sorglos, muss ich sagen (lacht). Wenn man sich da mit einer eingelassen hat oder so.“

Entsprechende Verbote waren entweder nicht allen deutschen Soldaten bekannt gemacht worden oder aber, wie aus den Ausführungen Dietrichs zu entnehmen war, sie wurden nicht beachtet. Auch anhand Ludwigs Aussage wurde deutlich, dass den offiziell verkündeten Prinzipien von „Zucht und Ordnung“ ein rapider „Verfall der Sitten“ gegenüberstand. Bürgerliche Moralnormen begannen sich aus verschiedenen Ursachen aufzulösen. Bedingt durch die akute psychische und materielle Not, die auch den Alltag an der Front beherrschte, aber auch aufgrund eigener Bedürfnisse setzten sich viele deutsche Soldaten, auch an der Ostfront, über die offiziellen Verbote hinweg.<sup>2519</sup>

Ludwig meinte sogar, in der Ukraine „etwas menschlich bewirkt“ zu haben und berichtete von zwei jungen Frauen, die er kennengelernt hatte:

„Eine, die auch sehr weinte, als wir wieder gingen. ... Und die hat's fertig gekriegt, die war eine so gute Zeichnerin, ... Studentin in Char'kov, ... mich genau nachzuzeichnen – ohne Uniform. Und hat mich da in ein Sporthemd gesteckt. ... Die Uniform war ihr grässlich, das ist ganz klar. Aber die hat zu mir sofort einen menschlichen Kontakt gehabt.“

In den größeren Ortschaften in der Sowjetunion wurden sofort nach ihrer Besetzung Bordelle eingerichtet.<sup>2520</sup> Der Befragte Buhr berichtete, dass er die Aufgabe hatte, junge Frauen dafür „auszusuchen“:

„Nachher, in meiner letzten Dienststellung, hatte ich ja die sehr interessante Sache, dass ich für die Division ja für die Bordelle zuständig war. Die hatte ich zu bestücken und aufzu... sonst was. Wenn wir nun irgendwo in eine Stadt kamen oder in einen Ort kamen, der sehr abgelegen war, dann hieß es... in Makewka oder in ... Baku, nee, nicht Baku, in Baila oder so was, ist ein solches Institut einzurichten. Wir haben in... die Namen entfallen einem doch... in Dnjepropetrowsk, dann haben wir mit dem... dann mussten ja die Damen untersucht werden, die Mädchen untersucht werden, sie mussten auch aussortiert werden. Sie hatten die Wahl: sie konnten dort in ihrer Umgebung in der Heimat bleiben, dann mussten sie sich für die Bordelle zur Verfügung stellen oder sie wurden nach Deutschland in die Munitionsfabriken geschickt. Und bevor sie dahin kamen, mussten sie nun untersucht werden. Unser Oberstabsarzt, der Dr. S. und ich, hatten dann also die Ehre, da vierzig, fuffzig, sechzig Frauen auszusortieren und, ich kann's Ihnen doch ruhig erzählen, nicht? ... Hab ich festgestellt, von diesen russischen Mädchen oder Frauen im Alter, das war, glaube ich, von 18 bis

<sup>2518</sup> Bernecker: *Generation*, S. 178: „Ein Kriegskind, ein Halbweise, der niemals seinen Vater kennen wird. Ein armes Russenmädchel, dem von nun an Hände und Füße gefesselt waren, für das diese Untat zu 50 Prozent ein Todesurteil bedeutete, falls die Wehrmacht sie im Stich ließ.“

<sup>2519</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 395f.

<sup>2520</sup> Beck: *Wehrmacht und sexuelle Gewalt*, S. 115.

30 oder so was, haben wir im Lauf' von einer Woche in Kiew glaube ich 160, 180 auszusortieren gehabt und haben sie untersucht. Können Sie sich vorstellen – da sieht man, wie die Propaganda die Russen irgendwie schlecht gemacht haben – von diesen 600 Frauen waren knapp 450 jungfräulich; gesund: 580 so was. Und nur 20 oder 21 waren krank. Und wissen Sie, von wem die krank waren? Von deutschen Soldaten, die aus der Frankreichzeit 'n Tripper mitgebracht hatten. Und es wurde hier immer gesagt: Die russischen Frauen, und ooh... Es ist sehr viel Hässliches gewesen. Ja, die wurden aus den Einwohnerlisten aufgefordert... Ja, und dann wurde ihnen gesagt: Wollen Sie hier bleiben und eben in ein Bordell oder wollen Sie nach Deutschland in die Munitionsfabrik? Und das ist ... da sind viele scheußliche Sachen passiert. Ja, sie mussten ja also nun gesund sein, und wir wollten ja auch keine Gewalt anwenden oder sonst etwas. Dann haben wir gesagt... es musste eben nur die Zahl, die gebraucht wurde, musste aus... ich weiß es nicht mehr, das ist an sich nachher Sache der Organisation gewesen. Damit hatten wir nichts zu tun. Wir hatten nur eben die Menschenmasse zur Verfügung zu stellen, auszuwählen, ja. In Dnjempapetowsk, in kleineren Orten, kleinere Orte sind also eben Städte gewesen, so wie Osnabrück und... so klein auch wieder nicht. ... Ja, [die Wehrmacht] organisierte, und das musste auch laufend kontrolliert werden, ärztlich betreut werden und alles. Tja, das war der ganze Winter '54. Ja, auf'm Rückzug. An sich waren ja die ganzen Sachen zum Teil schon organisiert. ... Nein, es musste ja nun... die Voraussetzungen blieben ja immer die gleichen. Und gerade, es ist ja auch so gewesen, dass es sehr wichtig ist, dass diese Sache so geregelt ist, weil das sehr auf das... die Stimmung der Truppe ist.“

Die Ansicht des Befragten in seinem letzten Satz, „dass es sehr wichtig ist, dass diese Sache so geregelt ist, weil das ... [wichtig für] die Stimmung der Truppe ist,“ wurde so auch von Hitler selbst<sup>2521</sup> und vom OKH geteilt. Dessen Oberbefehlshaber, Walther v. Brauchitsch, betonte im Juli 1940, dass beim Aufenthalt deutscher Soldaten in den bislang besetzten Gebieten „auch die sexuelle Frage in all ihren Umständen und Folgerungen ernster Beachtung“ bedürfe.<sup>2522</sup> Die Bedürfnisse des Mannes auf dem Gebiet der Sexualität wurden als naturgegeben angesehen. Ihnen wurde, auch an der Front, mit der Einrichtung von Bordellen entsprochen.<sup>2523</sup> Besonders in der Sowjetunion wurden Kontakte zur Zivilbevölkerung streng kontrolliert und waren, wie unter anderem Müller oder Thomsen betonten, nicht erwünscht.<sup>2524</sup> Außerdem wurde gerade der Krieg an der Ostfront „mit besonderer Grausamkeit geführt, was den Graben zwischen Besatzern und russischen Zivilisten“<sup>2525</sup> noch vertiefte. Nicht genehmigte Bordelle zu betreten, war den Wehrmachtsangehörigen verboten. Solche Häuser wurden durch Streifen der Feldgendarmarie streng überwacht, „dort angetroffene Soldaten mussten zur Bestrafung gemeldet werden.“<sup>2526</sup> Damit wurde die „freie“, nicht von der Wehrmacht selbst organisierte Prostitution, eingedämmt. Alle diese

<sup>2521</sup> Im Jahre 1942 betonte Hitler während eines seiner Tischgespräche, man solle den Soldaten „eine gesunde Lebensfreude ermöglichen. Wenn der deutsche Mann als Soldat bereit sein solle, bedingungslos zu sterben, dann müsse er auch die Freiheit haben, bedingungslos zu lieben. Kampf und Liebe gehörten nun einmal zusammen.“ Zit. i. Beck, S. 105.

<sup>2522</sup> Zit. nach ebd. S. 107f.

<sup>2523</sup> Steinert: Hitlers Krieg, S. 425f.

<sup>2524</sup> Dazu auch Schröder: Gestohlene Jahre, S. 399.

<sup>2525</sup> Ebd. sowie Parlach: Demidoff, S. 97.

<sup>2526</sup> Seidler: Prostitution, S. 174.

Maßnahmen dienten dem Zweck, die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten zu verhindern.<sup>2527</sup> Dazu erläutert Seidler:

„Aufgrund der Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, in dem zwei Millionen Soldaten geschlechtskrank waren, zielten die Bemühungen der Wehrmachtsführungsstäbe darauf hin, die Sexualität der Soldaten zu lenken. Um die Gefahren der freien Prostitution zu verringern, wurden in allen Standorten der besetzten Gebiete wehrmachteigene Freudenhäuser eröffnet. 1942 verfügte die deutsche Wehrmacht über ein halbes tausend Wehrmachtsbordelle.“<sup>2528</sup>

Das OKH befahl am 20.3.1942 die Einrichtung von überwachten und ärztlich kontrollierten Bordellen auch in Russland, „um die Schlagkraft der Wehrmacht nicht zu beeinträchtigen.“<sup>2529</sup> In erster Linie ging es bei der Einrichtung von militäreigenen Bordellen jedoch darum, „die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten einzudämmen und die Entstehung homosexueller Beziehungen innerhalb der Armee zu verhindern.“<sup>2530</sup> Im Osten wurde bei der Einrichtung dieser Häuser zumeist zwangsweise vorgegangen. In der Aussage des Befragten Buhr, die die furchtbare Situation der jungen Russinnen auf groteske Weise verharmlost, indem er meinte: „Sie hatten die Wahl: sie konnten dort in ihrer Umgebung in der Heimat bleiben, dann mussten sie sich für die Bordelle zur Verfügung stellen, oder sie wurden nach Deutschland in die Munitionsfabriken geschickt.“ In Wirklichkeit war diese „Wahl“ in jeder Hinsicht ein Zwang.<sup>2531</sup> Außerdem verhielt es sich umgekehrt. In erster Linie sollten die Mädchen in Deutschland Zwangsarbeit verrichten.<sup>2532</sup> Bei Weigerung mussten sie in deutschen Wehrmachtbordellen an der Ostfront arbeiten. Dazu nochmals ein Zitat Seidlers:

„Jungen Frauen, die sich weigerten, dem Aufruf zum Arbeitseinsatz in Deutschland nachzukommen, wurde als Alternative der zeitweilige Dienst in einem Wehrmachtbordell anheim gestellt. Auch Jüdinnen wurde diese Alternative vorgeschlagen.“<sup>2533</sup>

Russische Zivilisten aus Char'kov berichteten von der Zwangsrekrutierung junger Mädchen. Gut aussehende Frauen, die sich vor den Arbeitsämtern angestellt hätten, seien von den Deutschen einfach herausgenommen worden, um zwangsweise als Prostituierte zu arbeiten.<sup>2534</sup> Auch kam es vor, dass die Rekrutierung sowjetischer

---

<sup>2527</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 402.

<sup>2528</sup> Seidler: Prostitution, S. 186.

<sup>2529</sup> Ebd., S. 138f., 145.

<sup>2530</sup> Beck: Wehrmacht und sexuelle Gewalt, S. 105.

<sup>2531</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 208, FpBf Emmerich Pangl, 18.6.42, der ebenfalls „die Beherrschung und Ausbeutung der örtlichen Bevölkerung ... immer als Wohltat, als Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse darstellte [sowie als] Zivilisierungsmission,“ unter Betonung der „Freiwilligkeit der Aktion“: „Vor einiger Zeit sind einige hundert Mädchen und Männer zur Arbeit in der Landwirtschaft und in Fabriken nach dem Reich abtransportiert worden. Selbstverständlich nur Freiwillige, es wird niemand gezwungen. Ich hab mit den Leuten noch vorher gesprochen, da frugen sie mich alles Mögliche, ob sie als Kriegsgefangene behandelt würden, ob sie im Transport etwas zu essen bekämen, ob sie in Deutschland eingesperrt werden etc.“

<sup>2532</sup> Vgl. Herbert: Fremdarbeiter.

<sup>2533</sup> Seidler: Prostitution, S. 154.

<sup>2534</sup> Werth: Russland im Krieg 1941 – 1945, S. 415.

ZwangsarbeiterInnen, die im Deutschen Reich eingesetzt werden sollten, zu regelrechten Sklavenjagden führte.<sup>2535</sup> In Buhrs Bericht wird auch offenbar, dass die russischen Frauen sich häufig bei deutschen Soldaten, die vorher im Westen waren, mit Geschlechtskrankheiten ansteckten, die im Ostheer weit weniger Ausfälle verursachten als bei den Besatzungstruppen im Westen.<sup>2536</sup> Die russischen Mädchen auszusuchen, bezeichnete Buhr im Gespräch als „interessante Sache“ und als „Ehre“. Seine voyeuristische Perspektive und seine Begehrlichkeit sind ihm anscheinend nie unangenehm gewesen und offenbaren keinerlei Kritik daran, welches entwürdigende Schicksal den von ihm „ausgesuchten“ Mädchen bevorstand. Insa Meinen ist in ihrer Dissertation „Wehrmacht und Prostitution im besetzten Frankreich“ der Ansicht, dass der Wehrmachtsanitätsdienst in dieser Hinsicht „regelrechte Zuhälterfunktionen“ übernahm.<sup>2537</sup> Jedoch geriet die Wehrmachtbürokratie in Bezug auf die Zwangsverpflichtung russischer und vor allem jüdischer Frauen in Konflikt mit den rassistischen Vorstellungen des Nationalsozialismus. Seidler stellt fest, dass Jüdinnen einerseits zum Dienst in Wehrmachtbordellen gezwungen worden seien bzw. dieser Dienst ihnen „anheim gestellt“ worden sei. Andererseits habe das OKH im März 1942 die Beschäftigung von Jüdinnen in solchen Häusern untersagt.<sup>2538</sup> Demgegenüber gab es, „durch die Realitäten gezwungen“, <sup>2539</sup> keine Einwände gegen russische Prostituierte oder solche anderer Nationen: „Der Geschlechtsverkehr im Bordell mit Polinnen, Russinnen, Griechinnen, Französinen und Jugoslawinnen wurde nicht als gesellschaftliche Beziehung betrachtet.“<sup>2540</sup> Weit über zwei Millionen Menschen wurden aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion nach Deutschland verbracht, wobei die Ukraine das größte Arbeitskräftereservoir stellte. Nur wenige waren freiwillig gegangen, der weit überwiegende Teil war zwangsweise ins Deutsche Reich deportiert worden<sup>2541</sup> und dort weiteren Diskriminierungen ausgesetzt. Der Befragte Buhr verdeutlichte, dass ein „Aufbringungssoll“ vorgegeben wurde, und es wichtig war, „nur die Zahl“ der geforderten Arbeitskraft zu erbringen.<sup>2542</sup> Das menschliche Schicksal interessierte dabei nicht, und auch nicht der Zwangscharakter der Anwerbemethoden, die Frauen nach Einwohnerdaten „vorzuladen“ und nach einer entwürdigenden Untersuchung zu entwürdigenden Diensten zu zwingen. Später, als sich die deutschen Behörden für eine gemäßigtere Gangart gegenüber der Bevölkerung entschieden, wurde versucht,

<sup>2535</sup> Ueberschär: „Russland ist unser Indien“, S. 75.

<sup>2536</sup> DRZW 5/1 (Beitrag Kroener: Die personellen Ressourcen), S. 882.

<sup>2537</sup> Meinen: Wehrmacht, S. 205.

<sup>2538</sup> Seidler: Prostitution, S. 154.

<sup>2539</sup> Ebd., S. 180.

<sup>2540</sup> Ebd.

<sup>2541</sup> Zellhuber: Unsere Verwaltung, S. 298f.; Raß: Menschenmaterial, S. 320; Hausch/Friedrich: Partisanenkrieg der Sowjetunion, S. 239f.

<sup>2542</sup> Vgl. Zellhuber: Unsere Verwaltung, S. 296.

bei der Anwerbung von Arbeiterinnen und Arbeitern aus dem Osten, stärker nach dem Prinzip der Freiwilligkeit zu verfahren.<sup>2543</sup> Buhr deutete an, es seien sehr viel „Hässliches“ und „scheußliche Sachen“ im Umgang mit der russischen Bevölkerung und insbesondere mit russischen Frauen passiert. Was darunter genau zu verstehen ist, wird von ihm nicht weiter ausgeführt. Mitgefühl für die jungen Frauen, die sich zwangsweise einer gynäkologischen Untersuchung durch deutsche Ärzte und ggf. noch anderer, ihnen unbekannter Anwesender deutscher Wehrmichtsangehöriger, unterziehen mussten, um dann zu ebenso entwürdigenden Diensten eingeteilt zu werden, ist Buhrs Schilderung nicht zu entnehmen. Er ist in gewisser Weise Mittäter und Zuschauer, der sich ganz offensichtlich am Anblick der vielen jungen Mädchen auf eine voyeuristische Weise erfreute, diese anscheinend nur als „Sexualobjekte“ betrachtete und seine Erlebnisse im Interview mitleidlos darstellte.

Im totalitären Deutschland des Zweiten Weltkrieges erfasste der Staat selbst den erotischen Bereich. Dazu meint Seidler: „Der Intimbereich des Soldaten wurde Teil des amtlichen Betreuungsprogramms.“<sup>2544</sup> Dietrich erinnerte sich, dass es für die Landser während seiner Besatzungszeit in Norwegen „extra Urlaub nach Oslo“ gab für einen Ausflug in die „Französische Gesandtschaft“. „Puff war das“, erklärte der Befragte und ergänzte:

„Nich, da waren nur Französinnen. Ja, vielleicht auch 'n paar Norwegerinnen dabei. Da gabs das wirklich mal. Da sind viele hingefahren, dann gabs da so 'ne Dauerwurst. Verpflegung, nicht wahr. Da oben kriegten Sie ja auch alles. Und denn hat man sich da... is man mit'm Zug dahin, einen Tag dageblieben und dann... Ja, wir sollten nicht mit den Norwegerinnen da... Ja, wegen Ansteckungsgefahr auch. Das war Russland, da waren sie vorsichtig geworden. Na ja, und da sowieso, die waren ja unter ärztlicher Aufsicht da. Anschließend gabs die berühmte Spritze. Och, fragen Sie nicht. Das ist aber 'n Spaß. Da vergeht einem alles (lacht). So 'ne Spritze, so, was weiß ich, was da drin war. Da is man gehüpft wie so'n Verrückter. Man sieht die Landser so schnell raus... schnell zur Toilette. ... Ja, das war die *französische Gesandtschaft*.“<sup>2545</sup>

Deutlich wird, dass die Sexualität in Richtung Wehrmacht-Bordell kanalisiert wurde, damit die Landser sich nicht ansteckten.<sup>2546</sup> Selbst der Bordellbesuch wurde von deutscher Seite her verwaltet.<sup>2547</sup> Dennoch gab es auch viele deutsch-norwegische Verhältnisse während der deutschen Besatzungszeit.<sup>2548</sup> Zwischenmenschliche Bezie-

<sup>2543</sup> Ebd., S. 296f.

<sup>2544</sup> Seidler: Prostitution, S. 187.

<sup>2545</sup> Vgl. dazu die Ausführungen bei Drolshagen: Der freundliche Feind, u. a. S. 110f. sowie in dies.: Nicht ungeschoren davonkommen, S. 92.

<sup>2546</sup> Von dem kleinen Ort in der Nähe von Prag berichtet Bernecker: Die geopfert Generation, S. 152: „In dem kleinen Kaff gab es nur zwei Möglichkeiten, um dem Landser die Zeit zu vertreiben: ein Kino und ein Soldatenpuff, von der Wehrmacht kontrolliert. ... Ein halbes Dutzend Soldaten hatten sich den Tripper [bei Straßenmädchen] geholt und lagen noch im Lazarett, als wir wieder von hier abzogen.“

<sup>2547</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 403.

<sup>2548</sup> Dazu u. a. C. Lenz: Nationale und Geschlechterordnung, S. 147 – 159.

hungen ließen sich eben nur zu einem gewissen Teil bürokratisieren und beherrschen. Das Bedürfnis, den äußeren Zwängen, die ein Bordellbesuch mit sich brachte, zu entkommen, einschließlich der von Dietrich als unangenehm erlebten „ärztlichen Aufsicht“<sup>2549</sup>, führten vielfach dazu, seine Gefühle, entgegen der Vorschriften und drohender Sanktionen „privat auszuleben“ und sein Liebesleben selbst zu organisieren.<sup>2550</sup> Festzuhalten bleibt, dass die Wehrmacht in den besetzten Ländern, und insbesondere in der Sowjetunion, ein streng durchorganisiertes Bordellsystem aufbaute, in dem nicht nur bestehende Häuser von der Wehrmacht übernommen wurden, „sondern neben den herkömmlichen Anstellungen auch unterschiedliche Formen von Zwangsprostitution existierten.“<sup>2551</sup> Besonders Buhrs Aussage offenbart, dass die Wehrmacht dabei ihre Funktion als Besatzungsmacht ausnutzte, um Frauen für ihre Zwecke skrupellos auszubeuten.<sup>2552</sup> Die Deportation der Bevölkerung bezog sich jedoch nicht nur auf Frauen, sondern auch auf Männer. Buhr sowie nachfolgend dem Soldaten Heubich kam aber nicht in den Sinn, die Verschleppung der Einheimischen als Unrecht oder gar als Verbrechen zu betrachten:

„Bei uns wird tatsächlich Zivil – Ukrainer – Männlein wie Weiblein – nach Deutschland verschickt. Wie es heißt, gibt es manche Träne von den zurückbleibenden. Wenn sie wirklich nach Deutschland kommen, kann es nur zu ihrem Vorteil sein.“<sup>2553</sup>

Dem Befragten Rothe war es während des Interviews ein besonderes Anliegen, den sehr guten Kontakt zu erwähnen, den seine Sanitätseinheit zur sowjetischen Bevölkerung aufgebaut hat. Während des Gesprächs leitete er selbst zu diesem Thema über:

„Aber wir können ja auch mal darüber sprechen, wie das mit der russischen Bevölkerung war. Und mit der russischen Bevölkerung haben wir einen Super-Kontakt gehabt. Das waren die Frauen. Die sind, wenns sein musste, mit den Kindern zu uns gekommen, haben um Hilfe gebeten, haben Hilfe bekommen. Und... Ja, also unsere Ärzte haben auch die versorgt. Es wurde bei uns keiner abgewiesen! Auch so, mit den Menschen, menschlich – wissen Sie, wie soll man sagen? Ich hab manchmal den Eindruck gehabt, wir waren gar nicht so ungerne gesehen. Verstehen Sie das? ... Sie müssen bedenken, dass die Menschen in einem System lebten... Und in Kriegsjefangenschaft hat mal jemand zu mir gesagt, ein Russe, unter vier Augen, der hat mal gesagt: Hitler war 'n böser Mensch, Stalin war 'n Verbrecher. ... Bitte, ich sag' nur, was der Russe gesagt hat.“

<sup>2549</sup> Bernecker: Generation, S. 152f.: „Mich ekelte dieser Rummel an. ... Hinter der Tür saß ein Sanitätsfeldwebel, er pfändete den Kunden die Soldbücher und händigte sie erst bei der Rückkehr wieder aus, nachdem die Befriedigten saniert waren, was meistens durch Pillen geschah.“ Bei der so genannten „Sanierung“ wurden aber auch chemische Mittel verwendet. Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 203.

<sup>2550</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 13, zu seinen deutschen Kameraden aus Frankreich: „Viele von ihnen kehrten vor den Freudenhäusern wieder um, denn sie scheuten die sanitären Einrichtungen, die einmal notwendig waren. Scham ist eine Schranke. Die sanitäre Prozedur mit dem beißenden Jodpinsel bedeutete eine Hürde, vor der viele kapitulierten.“

<sup>2551</sup> Beck: Wehrmacht und sexuelle Gewalt, S. 116.

<sup>2552</sup> Vgl. dazu der Film von Gaevert/Hilbert: Frauen als Beute, erstmals 2003 in der ARD ausgestrahlt und seit 2005 als DVD erhältlich (siehe Literaturverzeichnis).

<sup>2553</sup> FpBf Otto Heubich, 13.4.42 sowie Jacob Scheumann, 12.5.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 269, dort auch Anm. 106.

Die Aussage Rothes verdeutlicht seine Einstellung zu den Menschen, wie sie auch an vielen anderen Stellen bei ihm anklingt: sowohl in Frankreich als auch in der Sowjetunion war es sein Bestreben, als Sanitäter zu helfen. So ist es nicht verwunderlich, dass er zu der ukrainischen Bevölkerung einen „Super-Kontakt“ aufbauen konnte. Dabei nahm Rothe die äußerlichen Unterschiede und Umstände zwischen Ost und West deutlich wahr. Wie auch andere ehemalige Wehrmichtsangehörige, ist der Befragte der Meinung, dass die Deutschen in der Sowjetunion „gar nicht so ungern gesehen“ waren. Dies war zwar zu Anfang des Unternehmens „Barbarossa“ durchaus in einigen deutsch besetzten Regionen der Fall. Es ist möglich, dass der helfende Einsatz der Sanitätseinheit des Interviewpartners und sein eigenes Wirken zugunsten der Zivilbevölkerung zu dem sehr guten Verhältnis beigetragen haben, von dem er spricht. Jedoch hatten sich die deutschen kämpfenden und verwaltenden Einheiten schon bald die freundliche Gesinnung der Einheimischen verscherzt. So äußerte Ende Dezember 1942 der Abteilungsleiter im Generalbezirk Krim in einem Brief an Alfred Rosenberg, den Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, schonungslose Kritik am Umgang der deutschen Besatzungsverwaltung mit der einheimischen Bevölkerung:

„Die Gewinnung des Ostraumes ohne oder gar gegen seine Menschen ist unmöglich. Das war immer meine Überzeugung und ist sie heute noch. ... Wir haben der Ukraine bzw. den Ukrainern zu Beginn der Zivilverwaltung große Versprechen gemacht. Gehalten haben wir davon nur einen kleinen Bruchteil, und das nur zum Anfang. Seitdem hat sich immer brutaler eine Linie absoluter Auspowerung herausgebildet, die in ihren Methoden durchaus bolschewistische Kennzeichen trägt.“<sup>2554</sup>

Bei Bötcher, der als Arzt in einer Sanitätskompanie innerhalb der Heeresgruppe Süd eingesetzt war, kristallisierte sich in Bezug auf die einheimische Bevölkerung eine Einstellung heraus, die, nicht wie im Falle Rothes, von Humanität, sondern vorwiegend von Kalkül getragen war:

„Und wir mussten uns von vornherein... Da kamen ja auch Zivilisten zu uns, die Medikamente wollten. Die kann ich ja net rausschmeißen. Ja, und denen haben wir auch was gegeben, is ja klar. Man hat sie vielleicht warten lassen mal, aber man kann sich ja nicht mit der Bevölkerung verkrachen, wenn man ja was braucht nachher. Wir waren gottfroh, wenn mia in 'nem Städtchen waren, dass ma unsere Wäsche den Eingeborenen bringen konnten: ‚Wasch‘ mal unsere Wäsche!‘ Wenn die mein Putzer gewaschen hat, dann war sie halbsauber, und denn die Frauen da natürlich, denen hat man auch was gegeben. Also da musste man schon... man kann so sagen: die Truppe, die direkt kämpfende Truppe, die muss sich anständig aufführen, weil sie die Zivilisten braucht, zum Unterstützen, zum Was-kochen, Was-flicken und Waschen. Die muss sich anständig aufführen. Was hinterher nachher – wir sagten die Gelbvögel, also die gelbe... die Zahlmeister und was da drüber kommt, die hatten schon 'nen Koffer. Ich musste allen Dreck selber schleppen. Natürlich hatte ich 'nen Koffer, aber der war begrenzt. Die kamen schon mit dem Auto an oder mit Fahrzeugen. Die konnten sich schlecht aufführen. Da is man eher dazu verleitet, weil man ja nicht direkt in Kontakt kommt. Das kommt auf den einzelnen an: das ist 'n rabiater Kerl, [und der andere eben nicht].

<sup>2554</sup> Brief Homeyers an Rosenberg, 30.12.1942, zit. n. Zellhuber: „Unsere Verwaltung“, S. 1.

Ich war bei der Bodensee-Schwarzwald-Division, das sind gemütliche Leute. Wir waren froh, wenn wir Ruhe hatten. Das spielt 'ne Rolle.“

Aus Bötchers Aussage geht hervor, dass es, trotz der offiziellen Erlasse, ein Umdenken im Verhalten gegenüber der Bevölkerung gab. In der Praxis hatte sich die Absicht, „die Ressourcen der besetzten Gebiete zur Versorgung der deutschen Truppe im Osten und als erheblichen Beitrag zur Bedarfsdeckung des Reiches zu verwenden, als undurchführbar“<sup>2555</sup> erwiesen. Das Umdenken, das aufgrund der unerwarteten Dauer des Feldzuges, aber auch infolge der bereits abgeernteten Felder oder der Zerstörung von Vorräten durch die zurückweichende Sowjetarmee auf deutscher Seite stattfand, war jedoch in den höheren Rängen von Pragmatismus, und nicht etwa von humanitären Überlegungen geprägt.<sup>2556</sup> Auch bei Bötcher klingt diese Abgeklärtheit sehr deutlich an. Die kämpfende Truppe hatte sich hauptsächlich deshalb anständig aufzuführen, „weil sie die Zivilisten braucht.“<sup>2557</sup> Die einheimische Bevölkerung erschien den Deutschen als nicht ebenbürtig. Sie gehörte einem unterworfenen Land an, und hatte sich den Besatzungstruppen unterzuordnen.<sup>2558</sup> In der Verwundetenhierarchie, so Bötcher, nahm die sowjetische Zivilbevölkerung den untersten Rang ein. Der von ihm verwendete Begriff „Eingeborene“ verdeutlicht bereits, dass die ausschließliche Aufgabe der Zivilisten das der den Deutschen helfenden und für alle Arbeiten zur Verfügung stehenden Domestiken war. Es verwundert jedoch, dass der damalige deutsche Arzt seinen „Putzer“, der vermutlich Wehrmachtangehöriger war, als unsauber bezeichnete und deshalb seine Wäsche russischen Frauen zur Reinigung gab, mit deren Leistungen er offensichtlich zufriedener war. Bötcher erwähnte auch, dass er an die Russinnen als Gegenleistung für das Waschen auf deren Wunsch hin Tabletten ausgab. Er räumte ein:

„Auf dem Vormarsch sahen die Soldaten in den russischen Soldaten den Feind, der sie totschoß. Man war in Abwehr. Der Bevölkerung gegenüber war man distanziert. ... Was die Leute [bei uns] von den Russen hielten, war häufig von der Propaganda beeinflusst, und es gab den Kommissarbefehl.“<sup>2559</sup> Bei unserer Truppe wurden die Kommissare sofort ausgesondert. Aber dann kam man in die Dörfer und sah, wie die Russen ... lebten, ... und dann sah man: die sind ja wie unsere Bauern, die sind wie wir auch.“<sup>2560</sup>

Dennoch ist ein Überlegenheitsgefühl den Einheimischen gegenüber bei Bötcher in seinen mündlichen Ausführungen auszumachen, und er selbst war anscheinend auch

<sup>2555</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1171.

<sup>2556</sup> Ebd., S. 1172.

<sup>2557</sup> Vgl. FpBf Josef Brauer, 22.10.1941, in: Jasper: Zweierlei, S. 265.: „Da gibt es noch Zivilisten. Die Frauen krieg ich gleich dran, die müssen die Knöpfe annähen, Wasser anwärmen zum Waschen – und sie tun es gern.“

<sup>2558</sup> Ebert/Penkert: Brigitte Penkert. Briefe einer Rotkreuzschwester, S. 30 – 34, 37.

<sup>2559</sup> Der so genannte „Kommissarbefehl“ vom 6. Juni 1941 sah vor, alle politischen Kommissare der Roten Armee als Träger des bolschewistischen Kampfwillens nach ihrer Ergreifung sofort zu erschießen. Hausch/Friedrich: Partisanenkrieg, S. 235.

<sup>2560</sup> Jakob Vogt (hier: Dr. Bötcher), in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 242.

nicht immun gegen die von der NS-Propaganda verbreiteten Parolen im Hinblick auf die sowjetrussische Bevölkerung.

Der Befragte Schweitzer erinnerte sich an ein Erlebnis bei dem sich berittene Kosaken in den Dienst der Wehrmacht stellen wollten:

„Das ist vielleicht für Sie, für das Thema Bevölkerung und Umgang [interessant]. Eines Tages kamen ein paar Reiter an. Na, wie heißen die? Kosaken! Kleine, struppige Pferde, Pelzmützen auf, Mäntel, auch im Sommer, so wehende, irgendwas haben sie unter den Schultern, ... kamen an und meldeten sich und wollten also gegen den bösen Russen kämpfen, gegen den Feind, wollten den Deutschen helfen, ja?! Ja, ich konnte sie ja nicht einstellen. Was mach' ich damit? Wusst' ich nicht so richtig, was ich machen sollte. Da hab ich ihnen gesagt, da sollten sie mal warten. Vielleicht einen Schnaps gegeben, ich weiß es nicht, oder Zigaretten oder was, und da haben sie gewartet. Und da bin ich mit meinem, mit meinem HIWI Fritz zu meinem Oberleutnant gegangen und unterwegs sagte der Fritz zu mir: ‚Wär' doch ganz gut, wenn wir so 'n paar Polizisten im Dorfe hätten.‘ Da kämen immer jetzt wieder so gefangene Russen oder die sich versteckt hätten oder so was Ähnliches da. Wir hatten ja gar keine Übersicht, so ein großes Dorf. Also, das war 'ne Farce, dass ich da oder wir da eine Kommandantura hatten, aber es lagen noch 'n paar Rumänen mit in dem Dorf. Ja, gut: ‚Könnten wir doch vielleicht gebrauchen dafür?!‘ Joa, das hab ich dem Oberleutnant dann erzählt und da sagt er: ‚Ja, warum nicht?‘ Kriegten die eine Binde um. So harmlos sind wir mit den Leuten umgegangen, ja?! 'Ne Binde um, Stempel drauf, dann waren sie Polizisten. Ich kann [nicht] sagen, ob wir ihnen 'ne Pistole gegeben haben oder so was oder hatten sie vielleicht selber sogar, weiß ich nicht. Die machten sofort einen Dienstsitz irgendwo, in der Schule dort, glaub' ich, war das. Und machten auch Polizeiaufsicht. Die kamen ein paar Tage später zu mir und baten mich, in die Schule zu kommen. Und da saßen drei ganz verängstigte Russen, und die hatten zwei Pferde, so Panjewagen, voll mit russischen Bekleidungsachen. Da hat irgendwo, auf 'nem Gleis, noch 'n Zug gestanden, so 'n Wagen, mit russischen Uniformen und so was, daher. Und die hatten die sich aufgeladen. Tja, da hab ich also denen gesagt, das sei natürlich ganz wider die Regel, und das gehörte ja der deutschen Armee. Ich wusste gar nicht, ob das nach Kriegsrecht der deutschen Armee gehörte, aber... Und das wär' Sabotage. Das war ja für die Russen ganz schlimm. Wenn man sagte ‚Sabotage‘, dann hatten sie Angst, dann glaubten sie, sie würden erschossen. Gut, aber das Zeug wäre für uns nichts nütze und da würd' ich sie laufen lassen. Dann hab ich gesagt: ‚Abladen das Zeug, in die Schule,‘ hab sie weggeschickt, und die fuhren schleunigst mit ihrem Panjewagen weg. Dann hab ich dem Polizisten gesagt, er soll mir den Starosten holen, den Bürgermeister und hab gesagt: ‚Das müsst Ihr verteilen an die armen Leute im Dorf!‘ Haben sie gerne gemacht. Ob sie's selbst behalten haben oder weiß ich nicht, was sie damit gemacht haben. So. So was machten die also da, berichteten die mir.“

Der ständige Personalmangel machte es auf deutscher Seite notwendig, nicht nur umfangreiche Kontingente aus verbündeten Staaten, sondern auch Soldaten aus dem Kreis der sowjetischen Kriegsgefangenen und Angehörige der örtlichen Bevölkerung einzusetzen<sup>2561</sup>. Schweitzer erwähnte in diesem Zusammenhang den HIWI Fritz, der eigentlich Fjodor hieß, und den Kosakenverband, der als Dorfpolizei für Ordnung sorgen sollte. Die den Kosaken zugewiesene Aufgabe, sie sollten nach „gefangenen Russen“ oder nach solchen, „die sich versteckt hätten“ fahnden, könnte ein Hinweis auf rege Partisanentätigkeit in dem Gebiet sein. Die sich bildenden sowjetischen Parti-

<sup>2561</sup> Schulte: Wehrmacht und nationalsozialistische Besatzungspolitik, S. 169.

sanengruppen kontrollierten im Laufe der Zeit über 45 % des Hinterlandes.<sup>2562</sup>

Wie Jasper erklärt, waren „die zum ersten Mal für den Ostfeldzug 1941 konzipierten Sicherungsdivisionen ... so zugeschnitten, dass sie militärische Sicherungsaufgaben, polizeiliche Überwachung, Verwaltung und Kriegsgefangenenversorgung bewältigen sollten.“<sup>2563</sup> Jede Sicherungsdivision verfügte u. a. „über bis zu drei Feldkommandanturen mit 60 bis 80 Mann und bis zu zehn Ortskommandanturen mit 15 bis 40 Mann,“<sup>2564</sup> von denen Schweitzer offenbar vorübergehend eine Ortskommandantur leiten sollte. Diese waren „an den Nachschubstraßen wie Perlen auf einer Schnur in allen größeren und verkehrsmäßig bedeutenden Punkten errichtet [worden].“<sup>2565</sup> An diesen Verkehrsknotenpunkten befanden sich auch die Versorgungsstützpunkte der Wehrmacht, wie Benzinlager, Munition, Verpflegung, Lazarette, Werkstätten, Ersatzteillager, Nachschub- und Transportbataillon sowie Ordnungsdienste.<sup>2566</sup>

Deutlich wurde anhand Schweitzers Aussage auch, dass deutsche Wehrmachttruppenführer weder über die notwendigen Verwaltungs- noch über russische Sprach- und Landeskenntnisse verfügten und somit nur sehr bedingt für Besatzungs- und Verwaltungsaufgaben geeignet waren.<sup>2567</sup> Schweitzer dürfte dafür als junger Leutnant, der als VB bis dahin Befehle in der vordersten Frontlinie ausgeführt hatte, ebenfalls sehr unerfahren gewesen sein, sollte aber im Zweifel über Menschen Recht sprechen und eine gewisse Disziplin in dem Ort aufrechterhalten. Die Tatsache, dass die Sicherungsdivisionen für die Befriedung des rückwärtigen Raumes auf Frontoffiziere zurückgreifen mussten, verdeutlicht einerseits den eklatanten Personalmangel, spricht andererseits aber auch für das Ausmaß der Bedrohung durch Partisanen in einem riesigen, kaum zu verwaltenden Raum. Schweitzers Ausführungen nach zu urteilen, ließ er im Zweifel eher Milde walten und zeichnete sich nicht als „verbissener“ Dorfkommandant aus, der willkürlich den Richter spielte. Allerdings hatte er durchaus einen Sinn für die Ausübung einer gewissen Autorität. Besonders bei den Zivilisten, die von ihm der Sabotage bezichtigt wurden, bemerkte er deren Erschrecken und Angst vor Strafe. Der Sabotage angeklagt zu werden, war bei der sowjetischen Bevölkerung aus gutem Grund gefürchtet, da Zivilisten in besetzten Ländern in der Tat Gefahr liefen, für Vergehen, die von den Deutschen als „Sabotage“ eingestuft wurden, mit dem sofortigen Tode bestraft zu werden.<sup>2568</sup> Trotz der Not der Bevölkerung hatten sich die Komman-

<sup>2562</sup> Ebd.

<sup>2563</sup> Jasper: Zweierlei, S. 171. Dort erläutert Jasper ebenfalls die Zusammensetzung, Divisionsstärken und Aufgaben der Sicherungsdivisionen und weist darauf hin (S. 172), dass die den Sicherungsdivisionen unterstehenden Kommandanturen und Kriegsgefangenenlager „wesentliche Institutionen deutscher militärischer Besatzungsherrschaft“ darstellten.

<sup>2564</sup> Jasper: Zweierlei, S. 171; vgl. Pohl: Herrschaft, S. 106.

<sup>2565</sup> Jasper: ebd., S. 172; vgl. DRZW 4 (Beitrag Förster: Krieg), S. 1032.

<sup>2566</sup> Jasper: ebd., S. 173.

<sup>2567</sup> Vgl. Schulte: Wehrmacht und nationalsozialistische Besatzungspolitik, S. 169f.

<sup>2568</sup> Kohl: Ich wundere mich, dass ich noch lebe, S. 70.

danten „an der Priorität der Versorgung von Wehrmacht und Heimat“<sup>2569</sup> zu orientieren, wodurch ein bestimmtes Vorgehen gerechtfertigt und in vielen Fällen zweierlei Maß angelegt wurde.<sup>2570</sup> Was in Schweitzers Ausführungen nicht zur Sprache kommt, ist die Rolle der Ortskommandanturen „bei der Beschaffung von planmäßiger Versorgung aus dem Land ... wie auch der deutschen Wirtschaft durch Zuführung billiger Arbeitskräfte.“<sup>2571</sup> Die Kommandanten gerieten dadurch nicht selten in einen Zwiespalt, zumal sie „andererseits auch daran interessiert sein [mussten], durch eine ausreichende Ernährung der Bevölkerung vor Ort die Sicherheitslage zu stabilisieren und [ihr] Gebiet zu befrieden.“<sup>2572</sup> Jasper stellt zu den unterschiedlichen Interessen von Wehrmacht- und Wirtschaftsstäben sowie Sicherheitsorganen hinter der Front folgendes fest:

„Im Gegensatz zum Westen mit seiner vergleichsweise flächendeckenden Kontrolle eines von Sommer 1940 bis 1944 nicht akut umkämpften Kriegsschauplatzes, waren die Feld- und Ortskommandanturen im Osten in besonderer Weise mit der Einmischung von Wirtschaftsstäben oder der HSSPF konfrontiert. Das lag zum einen am viel höheren Gestaltungswillen dieser Institutionen im Osten und andererseits daran, dass die strukturell überforderten Besatzungseinrichtungen der Wehrmacht auf Hilfe und Zusammenarbeit mit den Wirtschaftsstäben und Sicherheitsorganen außerhalb der Wehrmacht angewiesen waren. Um Nachschubwege offen zu halten, mussten die Kommandanten auf die in den Sicherheitsdivisionen gemischten Verbände von Wehrmacht, Polizei und SS zurückgreifen. Die Sicherheit in einer besetzten Region hing auch davon ab, ob es gelang, den Menschen vor Ort ein Existenzminimum an Nahrung zu belassen. Die Wirtschaftsstäbe waren dagegen an der rücksichtslosen Ausbeutung sowohl von Wirtschaftsgütern und Nahrungsmittelreserven als auch an der Deportation von Zwangsarbeitern interessiert. So waren es in den Feld- und Ortskommandanturen in erster Linie die Themen Sicherung und Ausbeutung, die die Aufmerksamkeit der Akteure in diesem Tätigkeitsbereich auf sich zogen.“<sup>2573</sup>

Der Befragte Schweizer nannte die Situation, in die er als „Ortskommandant“ gesteckt war, zu Recht eine „Farce“. Als junger, 21-jähriger Offizier und Frontsoldat konnte er bei der Verwaltung eines Dorfes wohl eher nur improvisieren, wobei ihm die „Einstellung“ des Hilfwilligen, zumindest im Hinblick auf die Verständigung, aber auch hinsichtlich der moralischen Unterstützung in einer ihm fremden Position, eine Hilfe gewesen sein mag. Das Heranziehen von Teilen der Bevölkerung war zwar – auch aufgrund ihrer Sprach-, Orts- und Mentalitätskenntnisse –, dazu geeignet, personelle Lücken vorübergehend aufzufüllen. Jedoch mussten deren Tätigkeiten auch

<sup>2569</sup> Jasper: Zweierlei, S. 205.

<sup>2570</sup> Vgl. ebd., S. 207, Kommentar zu einem FpBf v. 22.9.42: „Rissen [deutsche] Soldaten Kartoffeln aus den Äckern oder Holz aus Häusern, um nicht zu hungern und zu frieren, so war das unerfreulich, aber verständlich, auch wenn die russischen Zivilisten dadurch im Winter zu Grunde gehen mussten. Versuchten die Zivilisten ihr Leben mit denselben Methoden zu retten - bei ihnen ging es um *verhungern* und *erfrieren* – war es durchaus denkbar, einige von ihnen zur Abschreckung aufzuhängen.“ Hier offenbart sich sehr deutlich der „Zusammenhang zwischen rücksichtsloser Selbstversorgung der Wehrmacht und dem Schicksal der Bevölkerung, dafür bezahlen zu müssen,“ so Jasper.

<sup>2571</sup> Ebd., S. 203.

<sup>2572</sup> Ebd., S. 204.

<sup>2573</sup> Jasper: Zweierlei, S. 173f.

kontrolliert und überwacht werden, wodurch sie nur eine eingeschränkte Hilfe darstellten.

Die Führungsspitze des OKW stand der Rekrutierung und Bewaffnung von Einheimischen skeptisch gegenüber, „vor allem weil ja im Zuge der Aktionen von ihnen auch ein rücksichtsloses Vorgehen gegen die eigene Bevölkerung verlangt werden musste.“<sup>2574</sup> Feld- und Ortskommandanturen setzten sich jedoch im Zweifel darüber hinweg. Besonders in den Gebieten, in denen die deutschen Einheiten freundlicher aufgenommen worden sind, wie etwa im Baltikum oder der Ukraine,

„waren schon früh aus Freiwilligen und Kriegsgefangenen Ordnungsdienst (OD), Selbstschutzeinheiten und Schutzmannschaften gebildet worden. Am 6. Oktober ermächtigte Wagner die Befehlshaber der rückwärtigen Heeresgebiete offiziell, im Einvernehmen mit den HSSPF<sup>2575</sup>, aus Kriegsgefangenen Kosakenhundredschaften aufzustellen.“<sup>2576</sup>

Der Einsatz dieser so genannten „Landeseigenen Verbände“ war nicht einheitlich geregelt. Einige Dienststellen beschäftigten die Einheimischen höchstens als Küchenpersonal, in anderen Regionen wurden ihnen wichtige Sicherungsaufgaben anvertraut oder sogar Brigaden unter russischer Führung aufgestellt. Dies hing von der Einstellung der lokalen militärischen Dienststellen ab.

Der Befragte Schweitzer erklärte, warum Wehrmachtsangehörige im Osten einen intensiveren Kontakt zur Bevölkerung bekamen als im Westen:

„Mit der Bevölkerung ist man in Russland viel mehr in Kontakt gekommen [als in Frankreich], weil man auch einfach in dem Winter gezwungen war, in die Häuser hinein zu müssen. ... Ja?! Und das war eigentlich immer nach einer gewissen, vielleicht Reserviertheit zu Anfang, das konnte dann und wann der Fall sein. Ich erinnere mich ... an dieses Michailowka, zum Beispiel, dass die Frau, bei der wir zu dritt oder viert in einem Hause lagen, zu Anfang sehr reserviert war und ihr Töchterchen auch immer vor uns versteckte und dann sehr bald merkte, dass sie sich wohl einigermaßen vernünftige Leute da ins Haus geholt hatte oder ihr reingelegt waren und dann sie sehr auftaute und uns auch mit Obst versorgte und so was.“

Der intensivere Kontakt, von dem Schweitzer spricht, hatte vor allen Dingen damit zu tun, dass alle deutschen Soldaten zu irgend einer Zeit im Osten bei sowjetischen Zivilisten einquartiert waren, und zwar nicht nur im Winter, aber in der kalten Jahreszeit über einen längeren Zeitraum. In Frankreich waren nur Offiziere oder auch Stäbe mit ihren Soldaten (z. B. Funker) in Privathäusern einquartiert, in der Sowjetunion *jeder* deutsche Soldat. Hinzu kommt, dass es in den sowjetischen Behausungen häufig nur ein oder zwei Zimmer gab und schon daher eine größere Nähe und Enge entstand. Daher konnten im Osten „keinerlei Umstände gemacht“ werden, da „die Räumlichkeiten dort „gar keine Wahl [ließen]“<sup>2577</sup> als sich mit den Einheimischen zu arrangieren.

<sup>2574</sup> Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 850.

<sup>2575</sup> HSSPF = Höhere SS- und Polizeiführer.

<sup>2576</sup> Richter: ebd.

<sup>2577</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 376 (Beleg 49, Fischer), in dem der Befragte erzählt, dass es in einem Quartier lediglich zwei Betten im selben Raum für die Frau des Hauses und ihre Tochter gegeben habe, so dass sich die beiden einquartierten Deutschen ein Bett

Auf die Frage, ob er mit der russischen Zivilbevölkerung in Kontakt gekommen war, antwortete Kalwait als einer von wenigen:

„Nein, nein, gar nich, gar nich! Ich meine, unterwegs, auf den Bahnhöfen, da erzählten Soldaten, die nun also schon mal in Russland waren, und die nun Urlaub hatten und wieder zurück, die sagten dann, also man kann, wenn man nach Russland kommt, denn soll man Feuersteine und Saccharin mitnehmen. Aber das war ja für uns zu spät. Vorher haben wir ja das nich gewusst. Und mit den Feuersteinen und Saccharin, das sind begehrte Tauschobjekte. Da kann man denn Eier oder sonst was eintauschen. Und da sah man denn auf den Bahnhöfen gelegentlich russische Mädchen oder auch junge Leute, junge Burschen, die versucht haben, mit den deutschen Soldaten nun irgendwas zu handeln. Aber sonst hatten wa keine Kontakte.“

Für einen friedlichen Umgang mit sowjetischen Zivilisten hatten deutsche Soldaten keine Vorbereitung erhalten. Die deutsche Führung schien davon auszugehen, dass die Landser benötigte Dinge von ihren Angehörigen aus der Heimat beziehen oder sich „aus dem Lande“ beschaffen würden. Auch in sprachlicher Hinsicht war keine Einweisung erfolgt, die Wehrmichtsangehörigen eine Verständigung erleichtert und auch ein gewisses Entgegenkommen gegenüber der Bevölkerung ermöglicht hätte.<sup>2578</sup>

Einige sind noch heute der Ansicht, dass die Deutschen das Land nur aufbauen wollten und als Befreier in die Ukraine gekommen sind, wie nachfolgend der Befragte Müller:

„Aber das zweite Erlebnis, das ich sagen wollte, war in der Ukraine, im Sommer: Mai/Juni/Juli '43. Da arbeiteten ja hinter der Front, bis drei, vier Kilometer an die Front manchmal ran, wurden ja die Felder bearbeitet. Beste Ernte! ... Guter Boden. Und da kamen Güterzüge mit deutschen Maschinen, neue Maschinen! Güterzüge mit Vieh: Kühe, Pferde, alles Mögliche, wurde aus der Landwirtschaft in Deutschland rausgeholt, um dieses Gebiet aufzubauen. Und die Menschen haben dort gearbeitet, sie waren... sie wurden natürlich, wie in 'ner Kolchose, kolonnenweise im Massenbetrieb... Einzelbauern gab's ja da nicht. ... Ja, und die haben ... fröhlich waren die und lustig, die haben gearbeitet, und als der Rückzug im August/September begann, da liefen die in Scharen mit zurück. blieb keiner zurück von denen. Ja, die hatten solche Angst vor dem Kommunismus und waren froh... die haben uns wirklich dort als Befreier begrüßt.“<sup>2579</sup>

teilten und die beiden Frauen das zweite, wobei sie über Nacht das Licht brennen ließen. In Frankreich oder auch im Sudetenland, wo in der Regel mehr Räumlichkeiten zur Verfügung standen, wäre ein solcher Umstand undenkbar gewesen, vgl. ebd., S. 362f. (Beleg 40, Gerlach), wo der deutsche Hauptmann klar stellte, dass ein Soldat seiner Kompanie nicht mit der Oma das Zimmer teilen könne, auch wenn sie in getrennten Betten schliefen.

<sup>2578</sup> In manchen Truppenteilen, wie beispielsweise der Luftwaffe, waren vor dem Ostfeldzug russisch-deutsche Wörterbücher ausgegeben worden. Ein solches Wörterbuch hatte beispielsweise der Gefreite Heinrich Alms, der in einer Schreibstube arbeitete, bei sich. Das Original befindet sich im Besitz der Verfasserin (PrArlW). Auch Golder berichtet in seinem KTB von der Verteilung russischer Wörterbücher in seinem Kradschützenbataillon.

<sup>2579</sup> Lohstein, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 336f., beschreibt zwar auch, dass seine Truppe in der Ukraine mit Blumen willkommen geheißen worden ist, bezeichnet dies jedoch als einen „psychologisch gefährlichen Moment, weil man dachte, ja, wir sind die Befreier, ja, der Hitler, der hat ja doch recht. Die wollen uns ja hier. Das ist die Erweiterung unseres Lebensraums nach Osten. Die jubeln ja, wenn wir kommen.“ Ihm ist jedoch heute bewusst, dass die Wehrmacht nicht als Befreier, sondern als Besatzungsarmee kam und auch, wie sehr die Bevölkerung unter diesem Krieg gelitten hat.

Wer den Ausführungen des Befragten, auch an anderer Stelle, folgt, könnte glauben, die Truppen der Wehrmacht seien in friedlicher und humanitärer Absicht in die Sowjetunion und somit auch in die Ukraine gekommen, von der Bevölkerung jubelnd empfangen worden und hätten das fruchtbare Gebiet, zusammen mit den arbeitswilligen und motivierten Zivilisten mit eigens dafür aus Deutschland herangeschafften Maschinen abgeerntet, um es später gerecht unter allen Beteiligten aufzuteilen. Beim Herannahen der sowjetischen Truppen hat es die Zivilbevölkerung dann, folgt man Müllers Angaben weiter, aus „Angst vor dem Kommunismus“ vorgezogen, mit den deutschen Einheiten vor den Rotarmisten zu flüchten. Letzteres ist allerdings möglich, denn viele Ukrainer empfanden die Herrschaft der Sowjets als Joch, die 1921 die für kurze Zeit unabhängige Ukraine besetzten und zur zweiten Sowjetrepublik erklärten. Die Landbesitzer waren 1921 enteignet, Teile der bis September 1939 zu Polen gehörenden Westukraine war seit dem 17. September 1939 von Truppen der Roten Armee besetzt worden. Ihre Bewohner hatten sich den sowjetischen, nach dem 22. Juni 1941 den deutschen Machthabern unterzuordnen. Ein Teil der polnischen Westukraine war am 1. September 1939 von deutschen Truppen besetzt worden. Die zunächst deutsch-freundlichen Ukrainer, von denen ein Teil mit den Deutschen zusammenarbeitete, mussten nach Rückkehr der sowjetischen Streitkräfte in der Tat um ihr Leben fürchten.

Zunächst hatte Hitler zu Beginn des Ostfeldzuges öffentlich verkündet, in Osteuropa keine Eroberungsziele zu verfolgen, sondern die Wehrmacht zur Befreiung Europas von den „jüdisch-bolschewistischen Machthabern“<sup>2580</sup> einzusetzen. Es überrascht, dass Müller, ähnlich wie Meyer, beide später hochrangige Offiziere der Bundeswehr, immer noch diese NS-Propaganda zitieren, und sich der historischen Forschung vollkommen verschließen sowie heute gesicherte Tatsachen nicht zur Kenntnis nehmen können oder wollen. Es verhielt sich vielmehr so, dass sich die deutsche Besatzungspolitik in dieser Region ukrainische nationale Strömungen für die eigenen Zwecke nutzbar machte. Den Zielen und Methoden der deutschen Sowjetunionpolitik stand

„eine Strategie des ukrainischen Nationalismus gegenüber, die den deutschen Plänen Vorschub leistete, weil sie sich von der Zusammenarbeit mit Deutschland als dem gemeinsamen Feind des Russischen Reiches die Verwirklichung der eigenen Selbstständigkeitsbestrebungen erhoffte.“<sup>2581</sup>

So ist die Tatsache, dass deutsche Truppen in der Westukraine als Befreier vom „roten Joch“ gefeiert wurden, u. a. damit erklärbar, dass diese Region im Jahr 1941 erst seit wenigen Jahren Teil der Sowjetunion war und vorher zu Polen gehört hatte.<sup>2582</sup> Die ukrainischen Vertreter gaben sich jedoch hinsichtlich einer

<sup>2580</sup> Hitlers Aufruf: „Soldaten der Ostfront!“, 22.6.1941, zit. Ueberschär: Dokumente, S. 265f.

<sup>2581</sup> Grelka: „Jüdischer Bolschewismus“, S. 177.

<sup>2582</sup> Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, in: Zwei Wege, S. 312.

vermeintlichen pro-ukrainischen Haltung der deutschen Machtelite Illusionen hin. In der Zusammenarbeit mit der auf Erfüllung wirtschaftlicher Kriegsziele angelegten deutschen Militärverwaltung sahen sie jedoch die einzige Hoffnung für den Aufbau eines ukrainischen Nationalstaates.

Entgegen Müllers Formulierung, die Wehrmacht habe „dieses Gebiet aufbauen“, wollen, ging es der NS-Führung darum, die deutsche Truppenverpflegung „aus dem Lande“<sup>2583</sup> sicherzustellen und darüber hinaus einen möglichst großen Teil der Ernte zur Versorgung der deutschen Bevölkerung ins Reich zu verbringen.<sup>2584</sup> Die Reichsführung ging von einer kurzfristigen Ausplünderung der Ressourcen über zu einer langfristigen Ausbeutung durch ihre Bewirtschaftung.<sup>2585</sup> Durch die Ernährung aus dem Lande sollte der deutsche Nachschub entlastet und die Vorräte in der Heimat geschont werden.<sup>2586</sup> Daher war die deutsche Seite auf die willige Mitwirkung der [sowjetischen] Bauern angewiesen.<sup>2587</sup> Dies brachte die Reichsführung in einen Zwiespalt: einerseits war sie davon ausgegangen, Deutschland aufgrund einer Hungerstrategie auf Kosten der Sowjetbevölkerung mit Ressourcen aus dem Osten versorgen zu können. Andererseits bedeutete die Einbringung der Ernte mithilfe der sowjetischen Zivilbevölkerung, dass diese die Arbeit nur mit einer Gegenleistung, etwa in Form einer Lebensmittelzuteilung, erbringen würde.<sup>2588</sup> Dies wiederum lief auf eine Kürzung der Rationen in der Heimat hinaus, die von Hitler kategorisch abgelehnt wurde. Die Stimmung innerhalb der deutschen Bevölkerung sollte auf keinen Fall einbrechen. Gleichzeitig sollte vermieden werden, dass Rückschläge an der Ostfront eingeräumt wurden, was mit der Ankündigung einer Lebensmittelkürzung wohl unvermeidbar gewesen wäre. Göring beschrieb die Rangfolge bei der Zuteilung der Lebensmittel wie folgt: „Zunächst kommt die *kämpfende* Truppe, dann die übrigen Truppen im *Feindesland* und dann die *Heimattruppe*. ... Dann wird die *deutsche* nichtmilitärische Bevölkerung versorgt. Erst dann kommt die *Bevölkerung in den besetzten Gebieten*.“<sup>2589</sup> In den besetzten Gebieten sollte auch nur diejenige Bevölkerung von den Deutschen mit ernährt werden, „die für uns arbeiten.“<sup>2590</sup>

Bei den „in Scharen“ den deutschen Rückzug begleitenden Zivilisten handelte es sich nicht nur um vor der Roten Armee Flüchtende, wie Müllers Aussage vielleicht suggerieren mag, sondern mitunter auch um Zwangsevakuierungen bzw. Zwangsverpflich-

<sup>2583</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1170.

<sup>2584</sup> Ebd., S. 1181.

<sup>2585</sup> Rass: Menschenmaterial, S. 315.

<sup>2586</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1168.

<sup>2587</sup> Ebd., S. 1172.

<sup>2588</sup> Ebd.

<sup>2589</sup> Ebd., S. 1175 (TB).

<sup>2590</sup> Ebd.

tungen der arbeitsfähigen Bevölkerung.<sup>2591</sup> Die Frauen wurden oft beim Tross eingesetzt. Es ist allerdings in manchen Fällen nicht immer zu sagen, ob sie sich freiwillig für den Dienst in der Wehrmacht gemeldet hatten oder zwangsrekrutiert worden sind.<sup>2592</sup> Auf die Verschlechterung der militärischen Lage reagierend, befahl der Reichskommissar in der Ukraine, Koch, seinen Gebietskommissaren östlich des Dnjepr, dafür Sorge zu tragen, „dass alle Häuser vernichtet, nicht ab zu transportierende Vorräte verbrannt sowie alle arbeitsfähigen Personen nach Westen deportiert werden sollten“.<sup>2593</sup> Der Historiker Norbert Müller schätzt, dass dem Vernichtungskrieg der Wehrmacht auf dem Rückzug aus der Ukraine 2,5 Millionen Gebäude zum Opfer fielen und mehr als zehn Millionen Menschen obdachlos geworden seien.<sup>2594</sup> Darüber hinaus wurden 145.000 männliche Ukrainer zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich deportiert und 155.000 „Volksdeutsche aus der Ukraine zurückgeführt“.<sup>2595</sup> Anzumerken ist, dass sich beim Niederbrennen der Dörfer die Bewohner häufig noch in ihren Häusern befanden und so ebenfalls in den Flammen umkamen.<sup>2596</sup> Von Plato kommt zu dem Schluss, dass die Angabe, die Deutschen seien – vor allem in der Ukraine – als Befreier begrüßt worden, deshalb vorherrschend ist, „weil es sich so gut eignet, den Angriff auf eine diktatorische Sowjetunion auch nach dem Kriege zu rechtfertigen.“<sup>2597</sup> Besonders im Bereich der Heeresgruppe Süd erfolgte im Süden ab 1944 der große Rückzug mit „Massenevakuierungen und der Taktik der verbrannten Erde.“<sup>2598</sup> In Essers nachfolgender Aussage kommt seine eher geringschätzige Haltung gegenüber den ukrainischen Zivilisten zum Ausdruck:

„Ja. Also, der Kontakt war natürlich immer sehr schwierig. Ich weiß noch, wir wurden also in Char'kov ausgeladen und war'n dann zunächst mal in Mireva, Vorort von Char'kov, wie gesagt, in Unterkunft. Und da ham wir die Russen, die russischen Bauern war'n ja noch da, und da ham wir denn da, mit denen zusammen, die war'n eben da, was sollte sein? Im Gegenteil – die ham uns ja sogar noch

<sup>2591</sup> Das Ziel Fritz Sauckels, der seit Februar 1942 zum „Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz“ für das Reich und alle von Deutschland besetzten Gebiete ernannt worden war, bestand darin, „eine möglichst hohe Zahl an Arbeitskräften aus den besetzten Ostgebieten für die deutsche (Rüstungs-)Industrie zu gewinnen.“ Zellhuber: Unsere Verwaltung, S. 293. Diese Verschleppungsmaßnahmen trieben viele Zivilisten, die sich bisher passiv verhalten hatten, in die Arme der Partisanenverbände.

<sup>2592</sup> Vgl. Bernecker, S. 176: „Es war üblich, dass bei den Kompanietrossen russische Frauen als Küchengehilfinnen tätig waren. ... Die Frauen zogen wie Zigeuner mit der Truppe nach rückwärts. Sie genossen Kost und Unterkunft. ... Sie waren eine Art Leibeigene der Wehrmacht. ... Was jedoch mit diesen unglücklichen Geschöpfen passierte, falls sie von Partisanen oder der Roten Armee kassiert wurden, kann man sich kaum ausmalen.“ Zellhuber, S. 296, sieht in der Verpflichtung russischen Hilfspersonals für die Wehrmacht „eine Herabsetzung der menschlichen Arbeitskraft zu einem reinen Wirtschaftsgut.“

<sup>2593</sup> Nolzen: Verbrannte Erde, S. 167; Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 308.

<sup>2594</sup> N. Müller: Wehrmacht und Okkupation, S. 260.

<sup>2595</sup> Nolzen: Verbrannte Erde, S. 169.

<sup>2596</sup> Kohl: Ich wundere mich, dass ich noch lebe, u. a. S. 66f.

<sup>2597</sup> v. Plato: Erfahrungen junger Soldaten, S. 18.

<sup>2598</sup> Jasper: Zweierlei, S. 269, Anm. 107.

(lacht), die ham uns ja sogar noch denn geholfen, 'n Huhn zu schlachten oder so was. Denn Verpflegung war nich nachgekommen, und wir mussten ja irgendwas essen. ... Das war nich üblich [dass keine Verpflegung kam], aber es kann passieren. - Und ... jetzt die große Politik – bloß mal nebenbei gesagt – wenn Hitler das ausgenutzt hätte, dass uns die Bevölkerung als Befreier begrüßt hat, dieser Idiot, möcht' ich sagen, der hätte also Russland ohne weiteres einstecken können. ... Ja, also folgendermaßen: zwei Sachen muss ich dazu sagen. Wir wurden ja denn abgeschleppt, nachdem unser Panzer abgeschossen worden war, und wurden dann zunächst mal abgestellt, weil der Weg in die Werkstatt war noch zu weit. Der Abschlepp'... musste sich irgendwohin begeben, und wir haben uns dann in dem nächstgelegenen Bauernhaus untergebracht. Hier stand der Panzer, da war 'n Bauernhaus und wir da rein. Und ich erinnere mich noch, dass die Tochter des Hauses also fanatisch gegen uns war. Man merkte das. Weil wir eben deutsche Soldaten war'n, und sie war eben Kommunistin! Sie war eben Bolschewistin! Das hat man richtig gemerkt. Ich meine, unterhalten konnte man sich nicht, wir konnten kein Russisch, die konnten kein Deutsch. Aber man hat das also ganz deutlich gemerkt, wie sie immer nur erhobenen Hauptes an uns vorbei ging, im Gegensatz zu ihrer Mutter und ihrem Vater, denen das völlig wurscht war, ob da deutsche Soldaten war'n oder nicht. Aber das war 'n hübsches Mädchen, und wir haben der natürlich gar nix getan! Von uns aus konnte sie ja machen, was sie wollte! Aber ich glaube, dass da mehr die Indoktrination dahinter steckte. Denn hab ich mal in Walki, auch ein Vor... aber 'n weit entfernter Ort vor Charkow, das war also, als wir abgeschossen war'n, wurden wir denn erst mal in Walki untergebracht, und da war ich bei einem russischen Gelehrten untergebracht, der also nun auch Deutsch konnte und deutsche Bücher im Schrank hatte, und so weiter – mit dem hab ich mich also lange unterhalten, und da hab ich dann also... damals natürlich noch nich so bewusst wie heute, das mitgekriegt, dass viele Russen, sehr viele Russen eben einfach darauf gewartet haben: hier kommen die Befreier! Denkstel!“

Esser schlug in seinen vorstehenden Ausführungen im Grunde vor, wie man die ukrainische Bevölkerung noch besser hätte für deutsche Zwecke einsetzen und ganz Russland hätte „einstecken“ können. Die deutschen Soldaten wurden zwar in manchen sowjetischen Gegenden, wie der Ukraine, tatsächlich anfänglich wie Befreier begrüßt. Dem Wunsch nach einer Loslösung der sowjetischen Minoritäten von der Moskauer Zentrale kam die deutsche Führung jedoch nicht nach.<sup>2599</sup> Auch ist fraglich, ob eine solche Politik wirklich zum Fall des sowjetischen Systems geführt hätte. Abgesehen davon, war die deutsche Seite ausschließlich an einer wirtschaftlichen Nutzbarmachung der Sowjetunion interessiert. Nach einer anfänglichen Hungerpolitik mit rücksichtsloser Ausbeutung der besetzten Ostgebiete, ging die deutsche Seite zu einer entgegen kommenderen Besatzungspolitik über. Damit wollte sie versuchen, den Krieg im Osten politisch für sich zu entscheiden, der allein militärisch nicht in der gewünschten Zeit zu gewinnen gewesen war.<sup>2600</sup> Es wäre verfehlt, für dieses Umdenken humanitäre Gründe anzunehmen. Schon die Ausdehnung der besetzten Gebiete und die begrenzte Anzahl von Deutschen im Hinterland geboten es, „die örtliche Bevölkerung im Interesse der Sicherheit der rückwärtigen Gebiete bei Stimmung<sup>2601</sup>“ zu halten. Dies hielt die deutsche Führung jedoch nicht davon ab, die

<sup>2599</sup> Zellhuber: Unsere Verwaltung, S. 10.

<sup>2600</sup> Ebd., S. 9.

<sup>2601</sup> Schulte: Wehrmacht und nationalsozialistische Besatzungspolitik, S. 171.

Freundlichkeit der „befreiten“ Zivilisten propagandistisch für die eigenen Zwecke auszuschlachten<sup>2602</sup>.

Die von Esser angedeutete Verpflegungsknappheit innerhalb der Wehrmacht konnte von der Truppe oft nur auf Kosten der russischen Zivilbevölkerung abgewendet werden, so Ludwig:

„Ja, ja. [Die Ukrainer gaben] grundsätzlich. Auch die Russen gaben uns. Ich habe keine Kuh genommen, keine Kuh geschlachtet, aber ich war froh, dass es Leute bei uns gab, die damit umgehen konnten. Und ich war auch mal froh, auf Charkow zu, als wir ein Spanferkel ‚organisierten‘. Da waren die Leute sehr unglücklich darüber, dass wir das nahmen. Und wir hatten keine Ahnung, was man damit macht und wie man's macht. Und da haben die uns geholfen, da haben wir alle davon gefressen.“

Auch andere Befragte, beispielsweise Dietrich, berichteten, dass es häufiger vorkam, dass Wehrmachtsangehörige requiriertes Vieh oder Geflügel mit den Zivilisten gemeinsam zubereiteten und aufaßen. Es wird jedoch oft nicht deutlich, ob es wirklich im Einzelfall notwendig war, den Einheimischen das Letzte wegzunehmen oder ob die deutschen Soldaten für Abwechslung auf dem Speiseplan sorgen wollten, wie einige andere nachfolgende Aussagen andeuten:

„Wir haben auch mal ein Schaf geschlachtet oder ein Schwein mitgenommen, uns Eier besorgt, und Hühner wurden auch requiriert. Eines Tages hatte die Küche zwei Schafe. Jeder kriegte ein reichliches Stück in sein Kochgeschirr.“<sup>2603</sup>

Ähnlich äußerte sich auch Buhr zum „Organisieren“ von Lebensmitteln:

„Ja, also Verpflegung und solche Sachen habe ich im ganzen Krieg nicht einmal ein Defizit gehabt. Wir haben uns unsere, neben unserer Normalkost, die wir ja also von der Wehrmacht bekamen, also ich weiß, ich hab damals bestimmt 'n Halbdutzend Schweine und Ziegen umgebracht. ... Ja, requiriert.“

Buhr ließ allerdings die Konsequenzen für die Zivilbevölkerung offen und erwähnte nicht, wie sich die Beschlagnahmung abgespielt hat.

Bernecker fasst die Einstellung damaliger Wehrmachtsangehöriger zusammen:

„Die Deutschen requirierten oder ‚organisierten‘. Es hieß: ‚Der deutsche Soldat bettelt nicht, er organisierte (klaute) alles, was er zu seiner Erhaltung und seinem Wohlergehen benötigte.“<sup>2604</sup>

Und auch Thomsen wurde etwas deutlicher als die anderen und erklärte ohne Umschweife, dass nicht nur Zwang hinter der Beschaffung von Verpflegung stand:

„... Wir hatten natürlich unser Leben auch 'n bisschen schöner machen wollen als mit der Zuteilung, wie die Rationen, die es gab, und denn haben wir schon mal das eine oder andere Tier, einen Hammel oder was das da war und eine Ziege schon uns selbst geschlachtet. Dann gab's 'n großes Wehgeschrei unter der Bevölkerung. Ohne Bezahlung, das durfte man, das gab's nicht ... In Frankreich war das was ganz anderes, aber wir haben dafür dann den russischen Frauen, das waren ja nur Frauen, Seife [gegeben], da haben wir auch gerne 'ne Ziege für gekriegt.

---

<sup>2602</sup> Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, S. 312.

<sup>2603</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 49.

<sup>2604</sup> Bernecker: Generation, S. 140.

Die Beziehungen waren an sich nicht schlecht. Die waren ja auch niemals lang, maximal zwei Tage. Das ging weiter, bis es eben vor Moskau zum Stillstand kam.“

Thomsens Bericht ist ein Beleg dafür, dass es auch Einheiten gab, die den russischen Frauen als „Bezahlung“ begehrte Tauschobjekte anboten. Hier handelte es sich um einen Kauf, der den Zivilisten einen Ausgleich brachte, den sie akzeptierten. Auch machte Thomsen klar, dass es in seiner Division üblich war, der Bevölkerung generell etwas im Tausch zu offerieren: „Ohne Bezahlung, ... das gabs nicht.“

Kuby berichtete aber auch, dass nicht alle deutschen Truppen sich bei der Requirierung von Materialien korrekt verhielten:

„Nach dem Bad im See zogen wir uns in den Bauernhof zurück ... und redeten noch lange mit dem Bauern – das ging zäh. Immerhin wurde klar, dass unsere Pioniere zur Reparatur einer Brücke einen Stapel Bretter von seinem Hof weggeholt haben, ohne ihm einen Quittungsschein dafür auszustellen, so dass ihm niemand den Schaden ersetzen werde. Darüber war er sehr traurig, und ich gab ihm zum Trost, im vollen Bewusstsein der Lächerlichkeit solchen Tuns, 100 Rubel (10.- Mark).“<sup>2605</sup>

Ludwig erwähnte den Neid anderer Wehrmachtstruppen auf die Waffen-SS-Division L.A.H. auch in Bezug auf die Beschaffung von Verpflegung, die anscheinend jedoch ohne einen Ausgleich für die Zivilisten erfolgte:

„Als ich noch nicht mal soweit war, da war ich erst drei Monate Soldat, August, September, Oktober, ja, November kann's gewesen sein, in diesem kalten Winter. Da - ehe sich die Front bildete - eh' wir dann ausgegraben haben. Als wir ausgegraben haben, das war 'ne schöne Zeit, da waren wir warm. Und noch genügend zu fressen hatten wa da. Das war überhaupt bei uns das mit Fressen, was am meisten uns Feindschaft einbrachte. Aber nicht die Feindschaft beim Feind, sondern beim Heer und bei denen, die wir ablösten oder von denen wir abgelöst wurden oder bei denen wir in der Nachbarschaft waren. Die hervorragende Verpflegung war die, dass wir losgingen und uns die Kühe rausholten und selbst schlachteten. Und die andern machten 's auch, aber erzählten niemand davon. Aber bei uns: ‚Seht mal da,‘ weil 's bei uns von oben her gesagt wurde. Wir haben ja gar keine andere Möglichkeit. Also holt 's raus. Und da haben wir natürlich der Bevölkerung sehr viel Schaden gemacht, das is ganz klar. Wenn wir 'n Hühnchen sahen, das war schnell weg.“

Bis auf den ebenfalls von Ludwig geschilderten Fall, in dem das requirierte Spanferkel gebraten und anschließend mit den ukrainischen Besitzern geteilt und gemeinsam gegessen wurde, machte die Einheit Ludwigs wenig Federlesens, wenn es um das „Organisieren“ von Nahrungsmitteln ging. Die LSSAH lebte, aufgrund der häufigen Wegnahme von Vieh bei der Bevölkerung, anscheinend sehr viel besser als manche Soldaten des Heeres, die hier wohl insgesamt nicht ganz so forsch agierten wie die Waffen-SS.<sup>2606</sup> Die Fleischportionen waren innerhalb der deutschen Feldküche nicht

<sup>2605</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 115 (TB, 2.7.1941).

<sup>2606</sup> Vgl. Jaraus: Sterben, S. 311f. (16.9.41), der im rückwärtigen Gebiet als Lagerpersonal eines Dulag eingesetzt war und die Ausbeutung Russlands durch seine Kameraden und andere Deutsche durchaus kritisch sah: „Es ist kaum zu glauben welche Vorteile sich manche zu verschaffen wissen auch in diesem armen Land noch. Kiloweise Butter, Honig, aber auch Zeltbahnen, Stiefelschäfte, aus denen Handschuhe angefertigt werden, Stiefel

immer ausreichend. Auch kam es vor, dass der Essenswagen, aufgrund schwerer Kämpfe, erst gar nicht zu einzelnen Truppen durchkam. So erlebte es auch Robert Dohr und schilderte die Situation seiner Einheit, mit der er sich als Unteroffizier im Spätherbst 1941 vor Moskau befand:

„Der Winter kam, und es wurde sehr, sehr kalt. Wir lagen in der Nähe der Stadt Kaluga an der Ugra, eingekesselt von den Russen. Die Straßen so unter Beschuss, dass niemand sich hindurch traute. Es kam kein Nachschub, keine Verpflegung, und wir hungerten. Mal kriegten wir 'ne Handvoll getrockneter Erbsen, die warfen wir in heißes Wasser, hat nicht mal gekocht, und haben sie so gegessen. Wir sind auch zur Zivilbevölkerung gegangen und haben gesagt, ‚Chleb, gebt das Brot raus!‘ Das hatten die gut versteckt, draußen im Schnee, aber manchmal haben wir es doch gefunden, und, wenn ein Huhn da war, oder ein Tier, das man essen konnte, haben wir's auch genommen. Das war gemein.“<sup>2607</sup>

Im Gegensatz zu Ludwig, der einer Waffen-SS-Einheit angehörte, die in vielerlei Hinsicht skrupelloser vorging und, wie zuvor auch Esser berichtete, ohne Umschweife und manchmal auch ohne erkennbare Notwendigkeit, den sowjetischen Zivilisten Vieh und Geflügel stahl, schilderte Dohr die Situation seiner Einheit als Notlage, die das Requirieren erforderlich machte, um das Überleben der eigenen Truppe zu sichern. Tatsache ist jedoch, dass, wie Ludwig und auch Dohr betonten, „der Bevölkerung sehr viel Schaden“ entstanden ist und es aus heutiger Sicht unmenschlich war, den Einheimischen im Winter ihre ohnehin bescheidenen Vorräte noch zu entwenden.

Anhand Thomsens Aussage offenbart sich noch ein weiterer eklatanter Unterschied zwischen den Ost- und West-Besatzungsmethoden. Während, wie ausführlich dargestellt, einige deutsche Einheiten im Westen in den Jahren 1943/44 zeitweise so ungenügend verpflegt wurden, dass sie mangelernährt waren und aus der Not heraus Vieh stahlen oder requirierten,<sup>2608</sup> wird deutlich, dass die Verhältnisse in den besetzten Ostgebieten anders lagen. Geflügel, Schweine, Lämmer und Kühe wurden bei der sowjetischen Bevölkerung in großer Anzahl beschlagnahmt, gestohlen oder im Tausch „abgenommen“, weil wesentlich mehr deutsche Truppen ungenügend verpflegt wurden. Dabei konnte es zwar auch vorkommen, dass Einheiten zusätzlich für

von toten Russen, die dann gelegentlich gegen gute Reitstiefel eingetauscht werden, usw. Wie sich das auf Dauer auswirken wird, weiß ich nicht. ... Wir haben bisher gelebt, weil wir uns immer neue Quellen erschließen konnten: erst 1940 Westeuropa, dann jetzt 1941 die Ukraine. Wir leben auf Kosten dieser Völker und saugen sie bis aufs letzte aus. Was soll dadurch anderes entstehen als Verbitterung und der Wunsch, diese Fremdherrschaft loszuwerden?“ Jarausich war sich jedoch darüber im klaren, dass auch er zuweilen vom „Tauschhandel unter ungleichen Bedingungen oder des glatten Raubes“ (Jasper: Zweierlei, S. 201) profitierte: „Gestern hat ein Kamerad wieder Eier und zwei Hähne mitgebracht. ... Auch wenn jetzt für uns keine Abendverpflegung aus der Heimat herankommt, sorgen wir schon für uns. Insofern profitiere ich manches [Mal] von den rücksichtslosen Kameraden.“ Ebd., S. 325 (12.10.41), zit. in: Jasper: Zweierlei, S. 201.

<sup>2607</sup> Dohr, in: Schüddekopf: Krieg, S. 149.

<sup>2608</sup> Als Ausnahme kann hier die erste Zeit des Westfeldzuges von Mai bis Juni 1940 gelten, als sich deutsche Einheiten durchaus in verlassenen Privathäusern mit Lebensmitteln bedienten und auch andere Gegenstände mitgehen ließen. Tewes: Besatzungszeit; siehe dazu auch Abschn. 2.2.

Abwechslung auf dem Speiseplan oder für eine Aufbesserung der verfügbaren Lebensmittel sorgen wollten. Im Westen kamen Beschlagnahmungen jedoch nur im Notfall vor. Ansonsten wurden Zukäufe bei Bauern oder in Geschäften und Gaststätten der Zivilbevölkerung *bezahlt*, auch wenn die Deutschen dies – zum Nachteil der Franzosen – zu einem sehr günstigen Umtauschkurs tun konnten. Im Osten war die Notwendigkeit, die Verpflegung aufbessern zu müssen, wesentlich häufiger gegeben als im Westen, wenn man die Masse der Soldaten, die logistischen Probleme der Wehrmacht aufgrund der zu überwindenden Strecken, der Kälte- und der Schlammpereoden, der oft kargen Bedingungen und der dünn besiedelten Gebiete vor Ort bedenkt, die nicht immer ein Zubrot ermöglichten. Zudem war der Osten seit Beginn des Feldzuges am 22. Juni 1941 ständiges Kampfgebiet, der Westen erst ab dem 6. Juni 1944. Der deutschen Führung war es ohne die Unterstützung der Zivilbevölkerung in der Sowjetunion kaum möglich, die Versorgung so vieler Einheiten zu gewährleisten. Und auch in Frankreich wäre die Verpflegung, die 1943/44 von einer Reihe von Interviewpartnern als „nicht gerade üppig“ angegeben wird, ohne die Möglichkeit der Zukäufe wohl auch unzureichend gewesen (siehe Abschn. 2.2). Im Westen verfügte die Truppe mit den „Reichskassenkreditscheinen“ jedoch über ein offizielles Zahlungsmittel, während im Osten nur „bezahlt“ werden konnte, wenn deutsche Soldaten Rubel oder geeignete Tauschobjekte besaßen und diese auch einsetzten. Ansonsten unterblieb ein Ausgleich.

Das Vorgehen deutscher Soldaten wurde insofern von der deutschen Führung gebilligt, als dass sie für den Osten von vornherein eine besonders rücksichtslose Besatzungspolitik durchsetzte. Während die Länder im Westen hauptsächlich „verwaltet wurden, sollte der Osten ‚geführt‘ und die deutschen Ansprüche dort notfalls mit brutalsten Mitteln behauptet werden.“<sup>2609</sup> Es wurde angeordnet, dass „einige Millionen Rinder und Schweine in Russland geschlachtet werden, da der Führer keine weitere Senkung der Fleischrationen im Reich wünsche.“<sup>2610</sup> Somit war eine radikale Hunger- und Ausbeutungsstrategie gegenüber der sowjetischen Bevölkerung von vornherein beabsichtigt. Jedoch erwecken Ludwigs, Essers und andere Aussagen den Eindruck, als hätten deutsche Kampfeinheiten die sowjetische Bevölkerung über den eigenen Bedarf hinaus geschädigt, ohne dass hierzu eine Notwendigkeit bestanden hätte. Diese Willkür gegenüber den Zivilisten ist insofern erwähnenswert, als dass etwa in Bezug auf die französische Landbevölkerung wesentlich mehr Rücksicht genommen wurde und diese in der Regel auch nicht ihr einziges Stück Vieh verlor. Außerdem waren die Bauern im Westen im Hinblick auf die Selbstversorgung in vielerlei Hinsicht wesentlich besser gestellt als die oft in ärmlichsten Verhältnissen

---

<sup>2609</sup> Umbreit: Strukturen deutscher Besatzungspolitik, S. 240.

<sup>2610</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1169.

lebende sowjetische Landbevölkerung, die auf keinerlei Reserven zurückgreifen konnte. Die Tatsache, dass die Truppe selbst mit den landeseigenen Vorräten in der Sowjetunion nicht sparsam genug umging und hierin oft nur einen Zusatz erblickte, der nach Belieben genutzt werden konnte, nahm der Oberbefehlshaber der 4. Armee, Gfm. v. Kluge, zum Anlass, um gegen die von ihm festgestellten Plünderungen und Verbrechen Kriegsgerichtsverfahren bis hin zur Todesstrafe anzudrohen.<sup>2611</sup>

Ein weiterer Unterschied zwischen Ost und West bestand darin, dass es für den Ostfeldzug eine offizielle Anweisung von oben gab, dass die Wehrmacht sich „aus dem Lande“ ernähren sollte, während die deutsche Führung in Frankreich davon ausging, dass die Lebensmittelversorgung kein Problem darstellen werde und Zukäufe daher nicht gestattet waren. Das Durchsetzen der von der deutschen Führung geplanten Hungerstrategie, mit der eine „vorauszusehende Hungersnot in großen Teilen der eroberten Gebiete“<sup>2612</sup> in Kauf genommen wurde, wich mit der Dauer des Krieges im Osten und dessen ungünstigem Verlauf für die Wehrmacht dem Bemühen um eine Verbesserung der Ernährungslage für die sowjetische Bevölkerung.<sup>2613</sup>

Im Prinzip hatte das Heer Wintervorräte für die vorgesehenen Besatzungstruppen im Osten zu bilden. Dazu war ein dichtes Netz von Bahn günstig gelegenen Vorratslagern zu schaffen. Auf diese Weise sollte die Besatzungsarmee weitgehend autark überwintern und von den schwierigen Transportverhältnissen unabhängig werden. Da der Krieg im Osten sich aber wesentlich länger hinzog als ursprünglich geplant und sich die logistischen Probleme der Wehrmacht im Laufe der Zeit immer mehr verschärften, sollte die Truppe sich bei den sowjetischen Zivilisten das Nötige beschaffen, ohne diese jedoch allzu sehr zu schädigen, wie es ursprünglich hieß.

Aufgrund der Einstellung, mit der manche deutsche Soldaten im Osten unterwegs waren, war es dort auch zu unschönen Vorkommnissen gekommen, die der Bevölkerung willkürlich Schaden zufügten. Der damalige Unteroffizier Bruno Fichte berichtete von einem Fall, in der die pure Lust am Töten im Vordergrund stand:

„Während des Vormarsches auf Warschau stoppten wir einmal an einer Kuhherde und mussten warten. In meiner Truppe hatte ich einen Gefreiten, einen Schlachter. ... Der nahm sein Gewehr und erschoss eine Kuh. Für nichts. Weil es ein so sinnloses Abschlachten war, herrschte große Empörung unter den Leuten. Sie waren wütend und entsetzt. Am Anfang war das in dieser Truppe drin. Im Laufe der Jahre stumpften die Gefühle ab, aber bis zum Schluss ist das Menschliche nie ganz verloren gegangen. Ein Rest war immer noch da“.<sup>2614</sup>

Außer dem Protest seitens der übrigen Kameraden scheint dieses Vorkommnis kein Nachspiel gehabt zu haben. Auch war der Krieg später so „normal“, dass gewisse

<sup>2611</sup> Ebd., S. 1176.

<sup>2612</sup> Ebd., S. 1170.

<sup>2613</sup> Ebd., S. 1187.

<sup>2614</sup> Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 32.

Begebenheiten nur noch zur Kenntnis genommen wurden und keinerlei Reaktionen oder gar Konsequenzen mehr zur Folge hatten. Das Beispiel zeigt auch die Willkür und die ungeahnte „Macht“, die den Deutschen im Osten zufiel sowie eine entrechtete Bevölkerung, die keine Möglichkeiten hatte, sich gegen diese Art von roher Gewalt zur Wehr zu setzen.

Die damalige DRK-Schwester Anneliese Kaut war zusammen mit zwei weiteren Sanitätshelfern in einem Privatquartier untergebracht worden. Dort erlebte sie am 30.11.1941 ein Beispiel deutscher „Besatzermentalität“:

„Die ukrainische Familie, die für uns das beste Zimmer geräumt hat, ist freundlich und hilfsbereit. Sie haben zwei wonnige Kinder. ... Bei der Wohnungsbesichtigung fällt mir auf, dass an der Wand eine Stickerei im Rahmen hängt. Mücke nimmt sie an sich, und auch Peter meint, dass sie das darf. Ich bin entsetzt! Wir haben dazu kein Recht, aber meine Vorhaltungen nutzen nichts. Sie meinen, das täten alle Besatzungen. ‚Damit gewinnen wir doch keine Freunde.‘ Die Leute sind so nett zu uns. Es bröckelt an meiner Sympathie für Mücke und auch für Peter.“<sup>2615</sup>

Aufgrund der Machtstellung der Deutschen erfuhren diese von den Zivilisten wenig Widerspruch.<sup>2616</sup> Es gab aber auch Vorfälle, die von den Vorgesetzten geahndet wurden. Ernst Priebatsch, damals Kompanieführer und mit seiner Einheit in der Nähe von Stalingrad eingesetzt, erinnerte sich daran, dass die Truppe schon vor der Einschließung hungerte. Dennoch war es ihm nicht recht, dass der Bevölkerung noch das Letzte weggenommen wurde, da die Menschen in dieser Gegend ebenfalls Hunger litten:

„In der Donsteppe hatte ich den Fall, dass einer meiner Soldaten eine Henne geklaut hatte. Die Frau kam weinend zu mir und beklagte sich. Es gab einen fürchterlichen Krach. Ich hab die ganze Kompanie versammelt, den Fall geschildert und der Mann wurde für drei Tage eingesperrt und er musste das Huhn, das schon geschlachtet war, bezahlen. Das war der einzige Übergriff, den ich erlebt habe.“<sup>2617</sup>

Auch Transportmittel wurden von den Wehrmachtseinheiten requiriert, was für die Bevölkerung besonders bitter war, wie Kurt Rescher beklagte:

„Für unsere Waffen usw. mussten Wagen oder Schlitten organisiert werden. Da im Dorf nichts zu holen war, mussten wir jedes armselige Panjerespann, das vorbeikam, requirieren, so Leid uns manchmal auch der Besitzer tat.“<sup>2618</sup>

Dem Befragten Theisinger, der in der Ukraine eingesetzt war, fiel besonders die Freundlichkeit der ukrainischen Bevölkerung auf. Er erinnerte sich auch an das Vertrauen, das seine Einheit den Zivilisten entgegenbrachte:

„Die Leute waren so, also man kann wirklich von einer slawischen Gastfreundschaft [sprechen]. ... Die haben 's Letzte hergegeben. Und wir waren auch da oben hier, wir haben bei denen geschlafen. Die hätten uns den Hals abschneiden oder was... haben sie nicht.“

<sup>2615</sup> Kaut: Eine von vielen (TB, 30.11.1941), S. 28.

<sup>2616</sup> Jasper: Zweierlei, S. 219.

<sup>2617</sup> Priebatsch, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 80.

<sup>2618</sup> Rescher: Heimat!, S. 88 (TB, ab 5.10.1942).

Anscheinend hatten sich der Befragte und seine Kameraden im Vertrauen auf die den deutschen Soldaten wohl gesonnenen Quartiersleute noch nicht einmal die Mühe gemacht, zum eigenen Schutz eine Wache aufzustellen.

In der Zeit nach dem ersten Winter in der Sowjetunion – vom Frühjahr 1942 bis Herbst 1943 – gewöhnten sich die deutschen Soldaten langsam an die Verhältnisse im Osten, mit „Wohnverhältnissen und Naturgewalten“<sup>2619</sup> hatten die Wehrmachtsangehörigen bereits ihre Erfahrungen gemacht:

„... die Lebenswelt der Frontstellung [im Osten] und der russischen Bauernkate brachte ... [zwar] einen unkomfortablen Alltag mit sich, aber diese Erfahrungsbedingungen verblassten in der Routine und Gewöhnung, die Monate und Jahre des Einsatzes im Osten nach sich zogen.“<sup>2620</sup>

Mehrfach berichtete auch der damalige Soldat Günter Koschorrek, der 1942/43 nahe Stalingrad eingesetzt war, von einem herzlichen Verhältnis zu ukrainischen Zivilisten, bei denen er einquartiert war. Unter anderem wohnte er mit seinen Kameraden in einem Haus, in dem eine russische Frau und ihre achtzehnjährige Tochter Katja lebten. Neben der „Wohltat, endlich wieder ein festes Dach über dem Kopf zu haben und uns zu reinigen“<sup>2621</sup>, entwickelte sich zu den Hausbewohnerinnen ein herzliches Verhältnis:

„Manchmal entstand zwischen uns Landsern und Katja sogar ein kleiner Flirt, bei dem sie sich köstlich amüsierte, wenn wir die russischen Worte falsch aussprachen oder sie versuchte, etwas in Deutsch zu sagen. Katja jedoch ernstlich zu bedrängen, daran dachte von uns niemand. In dieser Beziehung war sie für uns tabu. Und im Laufe der nächsten Tage und Wochen wurde Katja unser guter Engel. Es begann damit, dass wir einmal, als wir nass und durchgefroren aus dem Einsatz zurückkamen, unser Quartier bereits angenehm warm und blitzblank vorfanden. Sogar unser Strohlager war frisch aufgeschüttet. Danach machte es Katja immer wieder. Als Dank gaben wir ihr so manches Stück Schokolade, das wir als Marketenderware erhielten. Als sie uns einmal um ein paar Socken für ihre Mutter bat, bekam sie von uns gleich mehrere Paare und auch die Unterwäsche dazu. ... Aber wenn wir zum Einsatz mussten, wurde sie ernst, und oft sah ich Tränen in ihren Augen. Wann immer wir aufgesessen waren, kam sie zu unserem Wagen, um sich von uns zu verabschieden und uns so lange nachzuwinken, bis sie uns nicht mehr sehen konnte.“<sup>2622</sup>

Auch der Kompaniechef beschenkte Katja und ihre Mutter einmal mit einer Blechschachtel Schoka-Kola.<sup>2623</sup> Beide Frauen arbeiteten in der Feldküche für die Wehrmacht. Mit Unterbrechung durch Kampfeinsätze waren Koschorrek und seine Kameraden vom 19. November 1942 bis 3. Januar 1943<sup>2624</sup> in der ukrainischen Familie einquartiert. In Gesprächen, in denen ein HIWI als Dolmetscher fungierte, war zu erfahren, dass Katjas Vater schon 1941 im Krieg gegen die Deutschen gefallen war

<sup>2619</sup> Jasper: Zweierlei, S. 254.

<sup>2620</sup> Ebd., S. 256.

<sup>2621</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 238.

<sup>2622</sup> Ebd., S. 244f.

<sup>2623</sup> Ebd., S. 262.

<sup>2624</sup> Ebd., S. 315.

und sie auch glaubte, ihr ältester Bruder würde nicht zurückkommen<sup>2625</sup>. Koschorrek berichtete, dass es die junge Russin auch in den darauf folgenden Tagen „nie versäumte, uns vor dem Einsatz zu verabschieden<sup>2626</sup>.“ Als dann der plötzliche Befehl zum endgültigen Abmarsch kam, machte Katjas Mutter ihren „Gästen“ verständlich, „dass Katja viel weint und betet<sup>2627</sup>“, da inzwischen mehrere deutsche Kameraden nicht vom Einsatz zurückgekehrt waren. Beim Abschied „sehen wir Katja doch noch. Sie versucht, unserem Fahrzeug nachzulaufen..., schafft es aber nicht und bleibt stehen und winkt uns mit beiden Händen zum Abschied nach<sup>2628</sup>.“

Wenn auch das Verhältnis zwischen Deutschen und sowjetischen Zivilisten oft freundlich, aber nicht immer so innig war wie zuvor beschrieben, ist es doch bemerkenswert, wie im Laufe einer Einquartierung fast familiäre Bindungen entstehen konnten - und das trotz der Sprachbarriere, der von beiden Frauen durch deutsche Soldaten erlittenen persönlichen Verluste und des zuvor den Wehrmichtsangehörigen suggerierten Feindbildes vom Untermenschen. Dieses Phänomen führte im Falle des Befragten Schweitzer zu der Überlegung, wie solche guten Beziehungen zwischen erklärten Gegnern im Krieg eigentlich möglich waren:

„Erstaunlich ist ja in dieser Hinsicht, wie Menschen überhaupt solche Situationen überbrücken und damit fertig werden. Ich bin am Kaukasus, in Naltschik, in der Stadt, in einem Quartier gewesen, nach der Einnahme von Naltschik, ein paar Tage, und auf dem Wege nachher zur Kriegsschule wieder ein paar Tage. Und dort war ich mit einem Kameraden zusammen, der Sudetendeutscher war und Tschechisch konnte und auch infolgedessen Russisch sehr schnell und brauchbar. Und da waren wir bei einer Frau, deren Mann und deren Sohn russische Soldaten waren. Sie wusste ja nicht, wo die standen. Die konnten uns gegenüber stehen, konnten auch bei Moskau stehen, das weiß ich nicht, aber es war durchaus nicht unmöglich, dass wir aufeinander geschossen hatten, auf ihren Mann oder auf ihren Sohn. Und die war in einer ganz rührenden Weise zu uns freundlich, mütterlich beinah', ja? Wenn sie uns Tee machte, dann gab's keinen Zucker, dann hatte sie Bonbons. Dann wollt' ich mich waschen, machte sie mir einen großen, heißen Zuber mit heißem Wasser so. So in jeder Hinsicht. Und wie ich also noch wieder zurückkam von der Front, die weiter vorgerückt war, auf dem Wege nach Hause in die Heimat, hab ich da noch mal 'ne Nacht kampiert sozusagen, ja, also ausgesprochen wie eine Mutter mich umsorgt, ja? Obwohl ich ihr Feind, nicht nur im Politischen war, sondern ich war ein Soldat auf der Gegenseite ihres Mannes und ihres Sohnes. Das kann ein Mensch also wohl irgendwie. Der kann dann vielleicht diese ganze politische Situation ausklammern und sich auf das ganz persönliche Schicksal konzentrieren. Wo ich für sie vielleicht ein kleiner Junge war, nich wahr. Vielleicht war [ich] im ähnlichen Alter [wie ihr Sohn].“<sup>2629</sup>

Schweitzers Erlebnisse erinnern an die zuvor von Koschorrek geschilderten positiven Begebenheiten. Als „Türöffner“ hatten vielleicht auch die Sprachkenntnisse des sude-

<sup>2625</sup> Ebd., S. 289f.

<sup>2626</sup> Ebd., S. 287.

<sup>2627</sup> Ebd., S. 315.

<sup>2628</sup> Ebd.

<sup>2629</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 181: „... auffallend viele dieser fürsorglichen Familien [hatten] einen Sohn, der als Soldat gegen die Deutschen kämpfte oder sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befand.“ Vgl. Wilz: Wahrnehmung des Kriegsgegners, S. 95.

tendeutschen Kameraden gedient, die eine gewisse Vertrauensbasis zwischen den Deutschen und der Kaukasierin hergestellt haben könnten. Es ist auch davon auszugehen, dass Schweitzer und seine Kameraden sich entsprechend korrekt und freundlich verhalten haben, so dass die Zivilistin, wie Theisinger es zuvor schilderte, die deutschen Soldaten nach ein paar Tagen nicht mehr als Besatzer sah, sondern als Gäste. Entsprechend freundlich wurden diese behandelt und bewirtet. Drolshagen spricht „von echte[n] Gemeinschaften auf Zeit,“ in denen deutsche Soldaten oftmals „von ihren Quartiersfamilien geradezu verwöhnt worden“<sup>2630</sup> seien, wobei sich die Beschreibungen in Feldpostbriefen und später in den Erinnerungen „nicht nur in Nord- und Westeuropa“ glichen, sondern auch in Osteuropa Quartiersleute begannen, „sich gegenüber den oder dem beherbergten Soldaten elternhaft zu verhalten.“<sup>2631</sup>

In vielen Fällen trafen Wehrmichtsangehörige auf gutmütige und fürsorgliche Frauen. Golder, der, wie viele andere seiner Kameraden auch, im kalten Winter 1941/42 an der Ostfront unter der fehlenden Winterbekleidung litt, erlebte ebenfalls, dass eine russische Frau und später ein russischer Mann sich um sein Wohlergehen und das seiner Kameraden sorgte:

„Ich hatte keine Handschuhe. Und ich war immer so empfindlich an den Fingern. Und ich weiß noch, ich hab dann immer g’sucht bei toten Russen, ob die Handschuh’ haben, und im Kessel von Kiew, da lag da ’ne tote Kommissarin, die hatte blaue Handschuhe, aber lauter Löcher drin, und dann habe ich mir aber trotzdem die genommen. Das isch besser wie gar nichts. Und dann kam ich ins Quartier kurz vor Moskau, und da habe ich mich mit einer russischen Frau unterhalten, so mit Händen und Füßen, und sie hat mir Bilder gezeigt von ihrem Ehemann, der da wahrscheinlich nicht mehr lebte. Und ham’ ma’ uns da also ganz gut verstanden, und da lagen wir vielleicht zwei Stunden und dann ha’ ma’ Alarm gekriegt. Und sie hatte mir vorher gesagt, sie möchte mir die Handschuhe flicken, und wie der Alarm kam, war sie noch nicht fertig. Und dann is sie mir nachgerannt und hat mir im Laufen die Handschuhe weitergeflickt, bis wir draußen waren, aus ’m Haus. Das hat’s auch gegeben. So Sachen hat’s auch gegeben. ... [Mit den Franzosen], da hatten wir keinen solchen Kontakt. - Dann war ’n wir am Dnjepr, am Arbeiten ..., da war also ’n alter Mann und der hat uns ... so bekocht, und da war gerade wieder ’ne ruhige Zeit, des war so am Dnjepr, Riesenfluss vor uns, und da hatten wir Holz gemacht für die Wehrmacht. Und da haben wir auch des genossen, und der kannte die Deutschen, und da hatte sich rausgestellt, dass er im Ersten Weltkrieg in deutscher Gefangenschaft war. ... Ja, der war deutschfreundlich.“

Frau Summ war in der Ukraine als Lazarettchwester eingesetzt. Sie berichtete von einem herzlichen Verhältnis zu den einheimischen Reinigungskräften:

<sup>2630</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 180. So erinnerte sich einer ihrer Gesprächspartner an die Ukraine, wo er etwa ein viertel Jahr war: „Wir haben immer Quartier genommen bei Privatleuten, haben da sehr viele Leute kennen gelernt, Lehrer und Akademiker, feine Leute, sehr gastfreundliche Leute. Mütter haben wir gehabt, mit Töchtern, die uns wie die Söhne behandelt haben, die uns zu essen gegeben, uns gefüttert haben, bis wir nicht mehr konnten.“ Ebd., S. 180f.

<sup>2631</sup> Die Feldpostforschung des Zweiten Weltkrieges gelangte zu dem Ergebnis, dass ein solches „elternhaftes“ Verhalten der Quartiersfamilien nicht auf Nord- und Westeuropa beschränkt war. Wilz: Wahrnehmung des Kriegsgenegers, S. 18; Drolshagen: Feind, S. 181.

„Und mit unser'm Personal, wir hatten mit uns'ren Putzhilfen sehr, wirklich 'n sehr guten Kontakt auch, denn wir haben dene' auch, was von den Zimmern rauskam, mitgebe' noch. Des war ja verboten. Ja, Brot, was net berührt war grad', und auch vielleicht a'mol a' Essen von der Küche, ... [an die] Ukrainerinnen, ja. Das war ja streng verboten, aber das hat man dene' einfach abends mitgäbe', und die Mädels wurden, die hatten ja auch meischtens die Väter nimmer, die wurden von den Müttern am Hause abg'holt, das auch zerschosse' war, aber noch so 'n bissele 'n Dachvorsprung g'habt hat. Da stande' die mit der, das ware' die oft 13-, 14jährige Mädels, wo bei uns g'putzt und g'spült habe'. Die Tamara war 'n arg, arg nettes Mädels, die seh' ich heut' noch vor mir: die hatt' so dunkle Locke' g'habt und so a' liebes G'sichtel, und die hat ma' halt auch ma' in'n Arm g'nomme (leise). Das hat dene' auch gut 'tan. Ha, mit der Zeit hat ma' 'n bissele die Worte, die wichtig waret, des hat ma' g'lernt.“

Die 1941 gepredigten Grundsätze den „Slawen“ gegenüber, wonach „der Russe ... im Deutschen aus Jahrhunderte langer Erfahrung ein höheres Wesen [sieht]“ und zur Bevölkerung Abstand zu halten war, „scheinen im Besatzungsalltag nicht konsequent durchgehalten worden zu sein“, so auch Jasper in seiner Studie, in denen das Verhalten eines Ortskommandanten „sich nicht einfügen [will] in die hierarchische, von gefühlloser Überheblichkeit und Abgrenzung gekennzeichnete Absetzung des deutschen Herrenmenschen von der slawischen Dienstmagd“,<sup>2632</sup> wie es auch bei Frau Summ festzustellen ist.

In den mündlichen Schilderungen der ehemaligen DRK-Schwester, so auch in der vorstehenden, finden sich wenige negative Anspielungen und Vorbehalte gegen die ukrainische Bevölkerung oder die Zustände in der Sowjetunion. In ihren schriftlichen Erinnerungen, die zwischen 1993 und 1999 entstanden und in Auszügen in einem Buch erschienen sind,<sup>2633</sup> schreibt Erika Summ jedoch auch folgendes über das ukrainische Personal in ihrem Lazarett:

„Es waren gute Kräfte darunter, aber auch welche, die stahlen. Das musste scharf beobachtet werden, wenn eine neue kam, ob sie nicht als Partisanin eingeschleust war, um herauszufinden, von welchem Kampfabschnitt die Verwundeten kamen.“<sup>2634</sup>

Im Gespräch wie auch in ihrem Manuskript erwähnte sie jedoch einen als Friseur getarnten Partisan, der „lange Zeit ins Haus“ kam und über den sich alle gewundert hätten, „dass er nicht bei der Armee ist.“<sup>2635</sup> Warum Frau Summ im Interview eher dazu neigte, nicht von den im Lazarett vorgekommenen Diebstählen zu erzählen, ist wohl mit der Begrenztheit des Gesprächs zu erklären. Die Erlebnisse aus mehreren Kriegsjahren lassen sich nicht gänzlich in fünf Stunden erzählen. Im Gegensatz zu Summs Bericht, prägt manche zeitgenössische und nicht zur Veröffentlichung

<sup>2632</sup> Jasper: Zweierlei, S. 209, der sich in diesem Fall auf die „12 Gebote für den deutschen Verwaltungsbeamten in den besetzten Ostgebieten“ bezieht, die bei Jacobsen: Dokumente, S. 573 – 576, Nr. 191 (01.06.41) abgedruckt sind.

<sup>2633</sup> Panke-Kochinke/Schaidhammer-Placke: Frontschwwestern, Friedensengel, S. 204 - 209.

<sup>2634</sup> Ebd.

<sup>2635</sup> Ebd., S. 205f.

bestimmte Briefe und Tagebücher in Bezug auf die einheimische Bevölkerung und deren Lebensweise „ein pejorativer Grundton, in dem die zur Hilfe herangezogenen polnischen und russischen Frauen als ‚Weiber‘ erscheinen, denen gegenüber man von früh bis spät, ‚ermahnen, predigen, scharf werden‘<sup>2636</sup> müsse:

„Ich werde ... ein ekelhaftes Gefühl nicht los, wenn sie meine Waschschüssel und mein Bettzeug anfassen. Für uns ist bestimmt schon das Beste herausgesucht, aber es ist alles dreckig und elend, was hier rumläuft.“<sup>2637</sup>

Solche Äußerungen stehen im Gegensatz zu den gegen Ende des 20. Jahrhunderts verfassten Darstellungen. Darin stellen sowohl deutsches Krankenpersonal als auch Verwundete, die mit ukrainischen und russischen Pflegekräften in deutschen Frontlazaretten zusammenarbeiteten bzw. von ihnen betreut wurden, diesen im Nachhinein ein gutes Zeugnis aus.<sup>2638</sup> Hier offenbart sich nicht nur eine Diskrepanz zwischen zeitgenössischen Dokumenten und nachträglichen Erinnerungen. Auch die Grenzen der Oral History werden deutlich.

Der damalige Waffen-SS-Angehörige Esser hatte 1943 im Osten Einquartierungen bei der Zivilbevölkerung erlebt und berichtete davon:

„Und an diese Russen kann ich mich noch genau erinnern, an die ‚matka‘. An einem Tag, der is da auch irgendwo vermerkt, wurde uns nun also das EK II angehängt, weil mein Kommandant das Ritterkreuz bekommen hatte. Und das ham wir also am Abend denn gefeiert. Und ... unsere Wirtsleute, die ham denn schon immer geschaut, wenn wir uns da immer einen Steinhäger nach'm ander'n reinkippten. Hatte natürlich furchtbare Folgen (lacht). Aber die matka kam denn gleich und hat sauber gemacht und hat geseh'n, dass wir da auch wieder anständig... Also, wir haben da wirklich, wir haben wie zu Hause gewohnt! Das war also nich so, dass die nun... Da war die Verständigung ja nun noch schlechter, denn Russisch... wir konnten ja noch nich mal Russisch lesen. Und die sprachen ja auch kein Deutsch, aber es war ein nettes Verhältnis. Also, man hatte überhaupt nicht das Gefühl: ‚Das sind nun hier die Feinde, und die muss man nun...‘ Bloß nich, und Distanz... Ja, hab ich ja geschrieben, bei den Russen isses schmierig. Nun darf man nich vergessen... das war ja Kampfzone, nich, also, die mussten erst mal jeden Tag damit rechnen, dass entweder die Deutschen kamen oder dass die Russen wiederkamen oder was. Also irgendwie im Haus wirklich was tun oder für Sauberkeit achten oder so was... Das hab ich nachher da gemerkt, als wir denn in Reparatur war'n und wurden da abgestellt und haben da 'n paar Tage bei den Russen da gewohnt. Das war also tiptopp sauber da und so, und wurde auch so

<sup>2636</sup> Ebert/Penkert: Brigitte Penkert, S. 200; vgl. Morgenbrod/Merkenich: Rote Kreuz, S. 263.

<sup>2637</sup> Penkert: Briefe einer Rotkreuzschwester, S. 111.

<sup>2638</sup> Die DRK-Schwester Ursula Scheibe äußerte sich in ihren Erinnerungen von 1989 sehr lobend und respektvoll über russische Lazarethhelferinnen, ihre fachliche Ausbildung und ihre (kulturelle) Allgemeinbildung. Abdr. in: Panke-Kochinke/Schaidhammer-Placke: Frontschwester, Friedensengel, S. 199f. Vgl. Großmann: Granatsplitter, S. 61f., nach dem Abzug deutscher Truppen und der Auflösung des Frontlazaretts im Kampfraum Woronesch: „Vor dem Lazarett wartete schon der Sanka auf uns, und als mich die Sanis die Treppe herunter trugen, standen sie alle auf dem oberen Absatz; das gesamte russische Pflegepersonal, alle Schwestern, Helferinnen und auch die Frauen, die in der Küche arbeiteten. Mein Gott, ich sah sie weinen und winken, als ich in den Saniwagen hineingeschoben wurde. Abschied von Russland und von seinen Menschen. Ihre Rührung war echt, und auch ich musste würgen. Sie hatten sich an uns gewöhnt und hatten sich für uns aufgeopfert. Wer wird es ihnen einmal danken können? Ihr Schicksal war so ungewiss wie das unsere.“ Vgl. die Ausführungen in: Morgenbrod /Merkenich: Rote Kreuz, S. 263.

gehalten. ... Das war da so, das war die Ukraine, und, also... Da hat man sich auch gar nicht dran gestört. Ich meine, ich kenne nun 'n Bauernhof von meinen Großeltern, der ja nun tiptopp in Ordnung war. Und das war da vielleicht anders. Wie gesagt, das war'n nun alles Dinge, die einen gar nicht so berührten. ... Man hat viel mehr daran gedacht: ‚Mensch, der war auch mal da. Und dann is ... 'ne Granate in'n Turm und denn war'n se alle drei weg.‘ Solche Gedanken hat man ja gehabt.“

Wie in anderen Aussagen auch, erwies sich zunächst die Sprachbarriere als größtes Hindernis beim Umgang mit der sowjetischen Bevölkerung. Die deutsche Seite hatte kein Interesse daran gehabt, ihre Soldaten auch sprachlich auf den Ostfeldzug vorzubereiten. Nur vereinzelt waren deutsch-russische Wörterbücher verteilt worden, etwa an Soldaten in den Schreibstuben.

Das weit verbreitete Stereotyp, mit dem unterstrichen wurde, wie angeblich überlegen die Deutschen den Sowjets doch waren, war die Sauberkeit. Während in einem Feldpostbrief vom 16.2.1943 (s. dazu auch Abschn. 5.3) anklingt, dass es Esser sehr wohl störte, dass es bei den Russen „sicher sehr schmierig“ werden wird, relativierte der Befragte das Gesagte im Interview mit den Worten: „Da hat man sich auch gar nicht dran gestört.“ Man habe vielmehr den Verlusten der eigenen Kameraden hinterher getrauert. Es ist davon auszugehen, dass es manche Deutsche, so auch den Befragten, seinerzeit eben doch zunächst störte, dass in der Sowjetunion nicht die gleiche Ordnung und Hygiene anzutreffen waren, die sie aus der Heimat kannten. Das Thema Sauberkeit diente denn auch dazu, die sowjetischen Verhältnisse heranzuziehen, um den hohen deutschen Standard hervorzuheben<sup>2639</sup>. Wenn es doch einmal sauber war, so wurde das besonders erwähnt. Im Bericht eines deutschen Verwundeten heißt es dazu:

„Wahrhaftig, eine der Helferinnen schneidet uns das Fleisch klein, so etwas gibt es, und sie ist eine Frau mit saubereren Händen; auch das gibt es wieder. Bei den sowjetischen Frauen haben wir saubere Hände nie gesehen, und alles an ihnen war unbeschreiblich abgerissen und schmutzig. Meist trugen sie die Reste von zwei oder drei Kleidern übereinander.“<sup>2640</sup>

Ein Charakteristikum der gemeinhin nicht zur Veröffentlichung bestimmten Feldpostbriefe und anderer zeitgenössischer Berichte scheint „das Verschließen der Augen vor dem Alltag im eroberten Gebiet, vor den Menschen und ihren Lebensumständen“<sup>2641</sup> zu sein<sup>2642</sup>. Beim Vergleich mit späteren Interviewaussagen dieser Schreiber zu heute offenbart sich diese Diskrepanz. Die späteren schriftlichen und mündlichen Zeugnisse bekunden mehr Verständnis für die Einheimischen, und dass ihnen und ihrer damals

<sup>2639</sup> Vgl. Meier: Es ist so kalt im Russenlande, S. 335: „Man kann hinkommen, wo man will, Ordnung, Sauberkeit, System haben nur wir Deutschen, aber in allem, was man nehmen will!“

<sup>2640</sup> Blätter des DRK, 12/1941, zit. in: Ebert/Penkert: Brigitte Penkert, S. 37.

<sup>2641</sup> Ebd., Vorbemerkung von Jens Ebert in: ebd., S. 34.

<sup>2642</sup> Vgl. Morgenbrod/Merkenich: Rote Kreuz, S. 263f.

schwierigen Situation gegenüber ein Prozess des Nachdenkens stattgefunden hat.

In einem Brief vom 25. März 1943 ist vom Befragten Esser noch einiges mehr über die Zivilbevölkerung zu erfahren, etwa über die Religion oder ihre Einstellung zu Stalin:

„Religion ist Opium für das Volk. Hier hängt noch in jedem Haus, besonders dem des Kleinbürgers oder des Bauern das Heiligenbild, und jeder bekreuzigt sich hier noch, der russische Soldat, bevor er vor dem Panzer wegläuft oder sich gefangen geben will, wie der Zivilist, wenn ein 'Storch' oder eine Ju mal dicht über dem Boden wegbraust. Auch die Durchdringung vom Bolschewismus ist wenig zu spüren. Von den meisten Bauern und Bürgern, bei denen wir im Quartier lagen, habe ich das Gefühl, dass sie gar nicht wissen, wer Stalin ist. Damit komme ich zur Zivilbevölkerung. Wie gesagt, wir in Deutschland sind sicher mehr über den Bolschewismus und die UdSSR im Bilde als der Russe selbst. Auch in der Zivilbevölkerung spürst du nichts von fanatischem Hass. Wenn es den nämlich geben würde, würden wir nicht mehr leben, so sorglos, wie wir uns benehmen.“<sup>2643</sup>

Nachdem der Befragte zunächst in einem ersten Brief an seinen Vater am 16.2.1943 die unsauberen Verhältnisse in der Sowjetunion beklagt hat, gab er im Interview an, „wie zu Hause gewohnt,“ zu haben und berichtete von einem guten Verhältnis zwischen Waffen-SS-Soldaten und Zivilisten bei Einquartierungen. Dies muss jedoch kein Widerspruch sein, da die russischen Frauen zwar nicht die Sauberkeit herstellen konnten, die in vielen deutschen Häusern üblich war, die einquartierten Soldaten aber oft gutmütig aufnahmen und sie umsorgten, als seien sie Familienmitglieder. Diese Behandlung und auch die Gewöhnung an die landesüblichen Verhältnisse können die Einschätzung des Informanten erklären. In Bezug auf das von Esser erwähnte Trinkgelage, von dem er in einem Brief vom 28.3.1943 schrieb: „Gestern Abend haben wir uns also noch ordentlich besoffen! Aber wie! Kornblumenblau die ganze Besatzung,“<sup>2644</sup> wurde den Quartiersleuten einiges zugemutet. Hier offenbart sich eine Respekt- und Rücksichtslosigkeit gegenüber den Zivilisten, die die Folgen des „Besäufnisses“ stillschweigend zu beseitigen hatten. Auch hier trafen die meisten deutschen Soldaten auf eine gutmütige Bevölkerung, die – wie auch der Informant erwähnt –, nicht hasserfüllt eingestellt war. Deutlich wird auch, dass Esser und seine Kameraden sich nicht um die Belange der sie beherbergenden Zivilisten kümmerten, sondern ausschließlich mit ihren eigenen Dingen und Bedürfnissen befasst waren.

Die Bezeichnung „matka“ für die russische Frau mag zwar auf den ersten Blick nicht nur freundlich, sondern auch herablassend wirken<sup>2645</sup>, wird aber von den meisten Zeitzeugen so benutzt. Koschorrek erklärte in seinen Erinnerungen, warum eine Frau im mittleren Alter so genannt wurde: „Solche Frauen nennen wir immer Mattka, weil sie mit ihren Kopftüchern alle gleich und wie russische Mütter aussehen“<sup>2646</sup>.

<sup>2643</sup> FpBf Essers an seinen Vater, 25.3.1943 (PrArIW).

<sup>2644</sup> FpBf Essers an seinen Vater, 28.3.1943 (PrArIW).

<sup>2645</sup> Werth: Russland im Krieg, S. 364f.; Schröder: Gestohlene Jahre, S. 375.

<sup>2646</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 345.

Gefragt nach seiner Einstellung zur sowjetischen Bevölkerung, verdeutlichte der Informant Gottschalk seine Haltung auch in Abgrenzung von den Polen und meinte:

„[Vor den Russen], da ham wa schnell irgendwie 'ne Achtung habe ich empfunden. ... Ja, aber da hatte ich 'ne andere Einschätzung. Für uns war das Neuland. Polen war schon bekannt durch Propaganda. Früher, von den Eltern und so, da wusste man - ‚polnische Wirtschaft‘. Ja, aber [Russland], das ham wa ja nicht gekannt. Wir sind ja erst konfrontiert worden, als wir echt mit 'n Russen zusammen waren. ... Ja, sicher, Niveau: die Frauen lange Kittel bis unten hin, die Männer schlumpig mit ihrer Machorka im Mund und - soweit welche da waren, die war'n ja meistens nich da - und die Kinder [liefern] schmierig rum, na, wie man's halt heute so sieht. ... So hab ich's auch gefunden, ja. [Da hat man gedacht:] ‚Arme Luder.‘ Arme Schlucker, arme Schlucker. Ja, da muss man differenzieren. Also, wir waren in der Ukraine. Unser Weg ging über die Pripjatsümpfe, Mirgorod, Boltawa, Kiew. Im September ... wurde Kiew eingenommen, da lagen wir am Flughafen in Borisbol. Da wurde der Ring zugemacht. Ja, also zu Ukrainern hatten wir sofort einen tollen Kontakt. [Die waren] deutsch liebend, deutsch freundlich, so. Die ham uns ja teilweise - uns ja nicht -, aber es wurden deutsche Truppen sogar mit Blumen empfangen: ‚Ihr seid unsere Befreier.‘ ‚Ihr seid ja unsere Befreier, Ihr rettet uns vor'm Stalinismus‘ auf Deutsch gesagt.<sup>2647</sup> ... Naja, [und die Menschen selber]: wir haben ja keine Städte so gesehen, bis im Herbst in Mirgorod, das war im November '41, da war Kiew schon gefallen. Das war dann auch schon 'n größerer Ort, aber Bäckerei, Schlachtereier war in dem Ort, die Häuser relativ gut, zwar weiß getüncht, aber sauber alles. Also, da konnte man schon 'n besseren Eindruck haben. Also, man hatte auch schon 'n anderes Bild: Ukrainer sind eben Ukrainer, ... also, ich hab sie anders betrachtet wie die Russen.“

Gottschalk verdeutlichte, dass sich seine Vorurteile gegen die Polen, die auch von der Nazipropaganda geschürt wurden, vor Ort bestätigten.<sup>2648</sup> Auch hier ist die viel gerühmte deutsche Sauberkeit und Ordnung der Maßstab, nach denen die Fremden beurteilt wurden. Der Befragte ließ jedoch durchblicken, dass er in Bezug auf die sowjetrussische Bevölkerung vorher kein klares Bild hatte. Die Zivilisten dort machten anscheinend auf ihn jedoch zunächst keinen besseren Eindruck als die Polen, obwohl er von „Achtung vor den Russen“ sprach.<sup>2649</sup> Es könnte jedoch auch sein, dass Gottschalk hier, wie beispielsweise ein Soldat der Waffen-SS, zwischen Sowjetbevöl-

<sup>2647</sup> Vgl. Bentschen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 14: „Viele, grad die Alten, haben in die Hände geklatscht, haben uns begrüßt, wollten dir was bringen, wenn's auch nur ne Blume war. Die Alten, denen hat der Kommunismus nicht gefallen, tut er auch heut nicht. Die Jungen warn mehr nach Stalins Seite hin.“

<sup>2648</sup> Vgl. KTB von Hans Golder, der am Mittwoch, den 11.6.1941 notiert: „In der Nacht zum Donnerstag überschreite ich zum ersten Male in meinem Leben die Grenzen des Mutterlandes.“ Am 12.6. schreibt er: „Ich schlafe sozusagen in ein anderes Land hinüber,“ deren Häuser und Bewohner in krassem Unterschied zu den deutschen standen: „Heute morgen sehe ich keine winkenden Mädchen aus blitzsauberen Häusern mehr. Als ich erwache, sehe ich kleine Backsteinblocks mit einem Fenster, die sich später in immer ärmlicher werdende Bretterhütten verwandeln. Und nun sehe ich das vielgeschmähte Polen! Und ich muss sagen, es ist nichts übertrieben. Zerlumpfte verdreckte Wesen lungern am Bahndamm entlang, und die Kinder betteln um Brot und Zigaretten. Dies ist das einzig belebende Bild der Landschaft. Den Begriff 'arbeiten' scheint man hier nicht zu kennen.“ Wie unterschiedlich die Orte und ihre Menschen sein konnten, erlebte Golder am selben Tag, als sein Kradschützen-Bataillon im polnischen Pionki ausgeladen wurde, um dann die Fahrt nach Radom fortzusetzen, wo „man sogar halbwegs anständig gekleidete Polen [sieht] und sich [sehr] wundert!“

<sup>2649</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 615, Anm. 337.

kerung und Roter Armee unterschied, der die Zivilisten als „das Primitivste, was ich bisher gesehen habe,“ bezeichnete und die Männer als „Stoppelrussen“, die „sehr vollkommen aus[sehen]“ beschrieb, die „Sowjetarmee“ aber als „riesengroße Ausnahme“ davon abgrenzte, da „ihre Kampfweise ... der unseren entspricht“.<sup>2650</sup> Deutlich unterschied Gottschalk die Ukrainer von den russischen Zivilisten. Sein Urteil bemisst sich hier sowohl an der Aufgeschlossenheit der dortigen Bevölkerung als auch an der Deutschfreundlichkeit. Wehrmachtstruppen wurden zu Beginn des Feldzuges überwiegend freundlich aufgenommen und erlebten vielerorts sogar Gastfreundschaft.<sup>2651</sup> Die besondere Geschichte dieser nach Unabhängigkeit vom Stalinismus strebenden Region spielt sicher eine Rolle beim zunächst oft freudigen Empfang deutscher Truppen. Die Erwartungen der Bevölkerung an die Deutschen wurden jedoch nicht erfüllt.

Gottschalk erkannte schon rein äußerlich Unterschiede zwischen Russen und Ukrainern und vermittelte insgesamt den Eindruck, dass sich in der [West-]Ukraine Menschen und Gebäude in einem gepflegteren Zustand befanden als im übrigen Polen oder in der Sowjetunion. Auch andere Zeitzeugen, die 1941 für einige Wochen oder Monate in der Ukraine waren, sind wie Gottschalk der Meinung, auf eine deutschfreundliche Bevölkerung getroffen zu sein, die jedoch später, durch nachfolgende SS- oder SD-Truppen sowie Besatzungsmaßnahmen, von dieser Freundlichkeit abrückte. Fritz Schreiber erinnerte sich zunächst an die gute Stimmung in seiner Einheit Ende 1941 im Südabschnitt nach „unaufhörlichen Siegen“, weit entfernt von der sich zeitgleich ereignenden katastrophalen deutschen Niederlage vor Moskau:

„Man hatte schon das Gefühl, wir sind gute Soldaten. Und die Leute in der Ukraine waren uns ja freundlich gesinnt. Bis die braunen Herren kamen, anschließend. Damals hab ich das aber nicht gewusst, wir waren nirgendwo allzu lange.“<sup>2652</sup>

Gottschalk und Becker waren aber zunächst in dem zu Polen gehörenden Teil der Westukraine, deren Bewohner hauptsächlich Polen und Ukrainer waren, ein Teil davon jüdischen Glaubens. Es hat den Anschein, dass die dort lebenden Ukrainer einen anderen Eindruck von Sauberkeit hinterließen als die ebenfalls dort und im übrigen Land ansässige polnische Bevölkerung: „Beim Betreten der ukrainischen Wohnhäuser wundere ich mich über die Reinlichkeit derselben gegenüber den polnischen.“<sup>2653</sup> Golder hatte in seinem Tagebuch zuvor auch erwähnt, dass sein Bataillon noch 30 km von der Grenze zu Russland entfernt war (Eintrag vom 16.6.1941) und seit dem 12.6.1941 ein „vorläufiges Absteigequartier“ bezogen hatte, das er und seine Kameraden am 19.6. räumten. Dabei handelte es sich um ein

<sup>2650</sup> FpBf Herbert E., 21.7.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 194.

<sup>2651</sup> Auch Golder notiert am 29.6.1941 in seinem KTB (PrArIW): „Dann fahren wir weiter nach Rowno, einer großen Stadt, wo wir von den Ukrainern herzlich empfangen werden.“

<sup>2652</sup> Schreiber, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 47.

<sup>2653</sup> KTB Golder (Eintrag v. 4.7.1941), PrArIW.

„Judenviertel“ (Eintrag vom 13.6.1941). Er schreibt: „Der 'ewige Jude' leibt und lebt hier in vollster Wirklichkeit. Die Juden müssen arbeiten. Es ist zum Lachen, wie sie sich beim Grabenziehen anstellen, und nachmittags ziehen sie sich in ihre Häuser zurück, von denen sie sonst nicht weg zu bringen waren.“<sup>2654</sup> Es ist möglich, dass die jüdische Bevölkerung „nur“ deshalb zur Arbeit herangezogen worden ist, weil das Kradschützenbataillon Golders eher „zufällig“ Quartier in dem Viertel gemacht hat, und es auch Ukrainer oder Polen hätten sein können, die für die Deutschen Gräben hätten ziehen müssen. Antisemitische Andeutungen sind bei Golder jedoch nicht zu überhören und auch eine Art Spott darüber, dass die Juden solche Arbeiten nicht gewohnt und daher auch nicht besonders geübt darin waren. Sie wurden sofort nach Eintreffen der Deutschen von diesen zur Zwangsarbeit herangezogen. Andererseits konnte ein „kleiner Junge“, der vor Golders Fenster am selben Tag um ein Stückchen Brot bettelte und wahrscheinlich auch Kind jüdischer Eltern war, durchaus sein Herz erweichen: „Ich muss an mein Klausle denken, und ich bekomme Mitleid. Man darf nichts geben, sonst kommen sie alle immer wieder. Der Kleine bekam aber sein Brot.“<sup>2655</sup>

In einem Eintrag vom 18.6. wird deutlich, wie die Deutschen sich die Zeit vertrieben:

„Die ganze Kompanie handelt, ja, handelt mit Polen und sogar Juden um Eier. Eine Zigarre = ein Ei. So kommt alles unverhofft zu den begehrten Vitaminen. Heute haben wir den ganzen Nachmittag gebadet und Sport getrieben an großen Weihern. Ein Tag der Erholung vor schwerem Einsatz. ... Abends ein Fußballspiel. ... Zum Abschluss des Tages feiern wir noch den 21. Geburtstag unseres Leutnants A. Vier Flaschen Likör trinken wir auf ein glückliches Kämpfen und Wiederkehren.“<sup>2656</sup>

Im ersten Satz kommt zum Ausdruck, dass an ein Wunder grenzt, wie viele deutsche Soldaten sich zum Handeln mit den Polen abgab, „und sogar [mit] Juden“, wobei diese keinem Volk zugehörig schienen, sondern zwischen Polen, Ukrainern und „Juden“ unterschieden wurde, die in der NS-Zeit als „Rasse“ galten und nicht als dem jüdischen Glauben zugehörig, was ihre Zuordnung zu einem bestimmten Land ermöglicht hätte. So wurden sie überall als vermeintlich nirgendwo zugehörig ausgegrenzt.

Beim Vorrücken nach Süden „konnten wir manches Neue an Polen“ entdecken, notierte Golder am 21. Juni 1941: „In der Mitte des eigentlichen Landes tauchen Schlösser auf und die Städte werden sauberer. Schon Lubartow machte einen guten Eindruck, und in Lublin sah man sich beinahe an eine größere deutsche Stadt erinnert.“

Schlotmann, der nachfolgend von einer sehr familiären Verbindung zu seinen ukrainischen Quartiersleuten spricht, spürte hautnah, dass die Einheimischen sehr schockiert waren und vorsichtig wurden, wenn etwa vorher oder nachher Soldaten der Waffen-SS da gewesen waren:

<sup>2654</sup>Ebd., (Einträge vom 13. - 16.6.1941), PrArIW.

<sup>2655</sup>Ebd., (Eintrag vom 13./14.6.1941), PrArIW.

<sup>2656</sup>Ebd. (Einträge vom 18.6.1941), PrArIW.

„Ja, da war ich ja da, wo ich ja eben gerade sagte, bei Taganrog da, dieser Ort. Da waren wir bei einer ... russischen Familie. Und da haben wir so zusammen gelebt, als wenn's meine Eltern waren. Also wir hatten das aller-, allerbeste Verhältnis mit den Russen! Und überall, wo wir hinkamen, die Russen, die haben uns empfangen zum Teil als Befreier. Das hab ich selbst erlebt. Nur – wir mussten ja auch mal mit der Front zurück. Und dann trafen wir die gleichen Leute wieder: ‚Vogel hier: gut, - aber hier - nix gut!‘ Da waren die von der Waffen-SS da gewesen und haben da Kleinholz gemacht. Was heißt Kleinholz gemacht? Die haben die, was weiß ich, Schweine geklaut, die sie da haben, die wir mit denen zusammen geschlachtet haben. Wenn wir uns aus dem eigenen Volk, also von dem Land selbst ernähren müssen, und der Nachschub kam nicht nach, dann haben wir unser Essen geteilt mit den Russen. Das ist ganz klar. Wir haben auch bei den ersten Kämpfen um Stalingrad, das vergess' ich nie, da haben wir da in so 'ner Kate, wie man's nennt, wo die Russen da denn drin wohnen, da haben wir da 'n Mädchen gefunden, die war so um die 18, 17/18. Die hatte 'ne Oberschenkelverletzung, und da war der Brand drin. Und jetzt kommen wir da an, und die lag da und hatte keinen Verband, gar nix. Und wir haben da kurz gehabt, vielleicht 'ne Woche war das. Und da haben wir die mitgenommen zum Hauptverbandsplatz. Die ist da auch versorgt worden, alles, und auf einmal hieß es, da kam der wieder: Wir durften sie nicht wieder mit umnehmen. Da war irgendeiner, was weiß ich, was für einer, Offizier, ob das von der Einheit war, Waffen-SS, weiß ich nicht, unserer Einheit, unserem Korps war auch die Waffen-SS ‚Adolf Hitler‘, [die] SS-Panzerdivision ‚Adolf Hitler‘, die war unserem Korps angeschlossen. Und darum konnt' ich mir denken, dass die auch Verwundete da hatten und haben denn gesehen, dass Russen da behandelt wurden. Und das durfte nicht sein.“

Der Bericht Schlotmanns deckt sich mit den Angaben Ludwigs und Essers, beide Angehörige der Leibstandarte A. H. Bei Esser ist nur anhand seiner Feldpostbriefe davon auszugehen, dass mit dem Besitz der Bevölkerung nicht viel Federlesens gemacht und ohne Rücksicht auf die Einheimischen requiriert und gestohlen wurde. Briefe und Tagebuchaufzeichnungen eines in Nordnorwegen stationierten Hamburger Pfarrers, offenbaren jedoch, dass deutsche, aus dem Osten in den Norden verlegte Soldaten, von Ungeheuerlichkeiten ganz anderen Ausmaßes in Russland wussten bzw. diese erlebt oder auch selbst begangen hatten.<sup>2657</sup> Von einem innigen Verhältnis wie Schweitzer, Schlotmann, Dietrich, Koschorrek und Golder berichten, bei dem die jungen Soldaten fast wie eigene Söhne behandelt wurden und zusammen lebten, „als wenn's meine Eltern waren“, ist bei den beiden für diese Arbeit interviewten Waffen-

---

<sup>2657</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 196f.: „Mehrfach erwähnte er [der Hamburger Pfarrer Johannes Martin Hennig] bestürzt, dass Kameraden, die im Osten gewesen waren, Ungeheuerliches berichteten: ‚Es gibt kein Verbrechen, das wir da nicht begangen haben,‘ detaillierter könne er wegen der Zensur nicht werden. ‚Ich kann nicht schreiben, was die Kameraden da erlebten. Jedenfalls sind sie ausnahmslos der Meinung, dass wir den Sieg nicht verdient haben.‘ Im Januar 1945 war er so aufgebracht, dass er doch aufschrieb, was diese Kameraden über die bestialische Ermordung von Juden abseits der Vernichtungslager erzählten, diese Briefe schickte er aber nicht ab.“ Und Hennig war nicht der Einzige, „der von solchen Gesprächen berichtete. Ein anderer Soldat traf im April 1942 bei einer nächtlichen Bahnfahrt einen Norweger, der als Freiwilliger der Waffen-SS am Krieg gegen die Sowjetunion teilgenommen hatte. Er erzählte, was er dort erlebt hatte, der Deutsche gab das in seinem Tagebuch in direkter Rede wieder: ‚Ich habe die deutschen immer für ein hochintelligentes Volk gehalten. Jetzt habe ich erkennen müssen, dass dies ein Volk von Barbaren ist. Und dann die SS. Das sind Bestien, keine Menschen.‘ Zit. i. ebd., S. 197.

SS-Angehörigen nicht die Rede.<sup>2658</sup> Kuby jedenfalls bestätigt, dass das Zusammenleben deutscher Soldaten mit den Einheimischen im Südabschnitt der Ostfront in den letzten Monaten des Jahres 1943 zeitweise so „familiär“ geworden sei, dass Lander, „den Russen gleich, von früh bis abends“<sup>2659</sup> mit ihnen Kürbis- und Sonnenblumenkerne kauten.<sup>2660</sup> In solchen Momenten schien der Krieg vollständig vergessen.

Ludwig hatte zuvor offen eingeräumt, dass mit dem Besitz der Einheimischen willkürlich verfahren wurde und diesen dadurch großer Schaden entstand: „Die hervorragende Verpflegung war die, dass wir losgingen und uns die Kühe rausholten und selbst schlachteten. ... Wenn wir 'n Hühnchen sahen, das war schnell weg.“ Die Zivilbevölkerung hatte Furcht vor den Deutschen und konnte oft nicht zwischen Waffen-SS und Panzertruppe unterscheiden, so Friedrich Lohstein, damals Leutnant einer Pz.Div.:

„Die Zivilbevölkerung hatte Angst vor uns, vor unserer schwarzen Uniform, auf der ja auch noch ein Totenkopf war. Wir wurden immer wieder mit der SS verwechselt, und die Menschen wichen uns aus. Mit Recht. Fremde Soldaten so weit in ihrem Land, das muss furchtbar für sie gewesen sein. Nachdem sie aber merkten, dass wir auch Menschen waren, gruben sie ihre Gebetsmühlen aus und als wir das bestaunten und respektierten, wurden sie freundlich.“<sup>2661</sup>

Die Einheimischen wussten aber zwischen „normalen Soldaten und ‚Nazis‘ zu unterscheiden.“<sup>2662</sup> Und Schlotmann bestätigt dies in Ergänzung zum vorstehenden Bericht:

„Wir sind überall mit der russischen Bevölkerung hervorragend ausgekommen. Nur, wenn wir wirklich mal 'n paar Kilometer zurückkamen, und es waren welche von der Waffen-SS da gewesen, dann waren die Leute wie umgewandelt. Dass die uns nicht um den Hals gefallen sind, das war fast alles. Und die ihr Leid geklagt haben, wie sie da von Waffen-SS behandelt worden sind. Nicht nur von der... Ich will das auch gar nicht mal auf die Waffen-SS... Wie nannte man die denn noch? Die ‚Schmalspuraspiranten‘, haben wir immer gesagt. ... Das haben wir gar nicht gewusst, dass diese Truppe hinter uns war, die dann für Ruhe und Ordnung sorgen sollte, so ungefähr. Ich hatte ja mit dieser Gruppe auch überhaupt nix zu tun. Wir haben nur erfahren, wenn wir mal zurück mussten oder von Urlaubern, dass die das denn sagten, dass da so 'ne Truppe da besteht, die hinter der Front ‚aufräumt‘. ... Sicherheitsdienst!“

Der „normale Zivilist“ war gewillt, „für den „normalen Wehrmachtssoldaten“ Ausnahmen zu machen, bei der SS jedoch „hörte jedes Verständnis auf. [Waffen-]SS-Männer waren wirklich *der Feind*. Mit denen wollte, sollte und durfte niemand etwas zu tun haben.“<sup>2663</sup> Gottschalk relativierte im Gespräch seine zuvor gemachten Äußerungen mit dem Hinweis, dass er und seine Kameraden kaum Zeit oder Ruhe hatten, um sich eine tiefer gehende Meinung über die Bevölkerung zu bilden:

„Ja, viel Urteile konnten wir uns ja so als Infanterist nicht machen. Man is am Tag

<sup>2658</sup> Allerdings hatte Esser, Angehöriger einer Waffen-SS-Div., in diesem Abschn. berichtet, er und seine Kameraden hätten bei ukrainischen Wirtsleuten „wie zu Hause gelebt.“

<sup>2659</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 355, 357.

<sup>2660</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 374f. (Beleg 48, Fischer).

<sup>2661</sup> Lohstein, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 336.

<sup>2662</sup> Drolshagen: Feind, S. 184. Dies galt selbst für Angehörige des Widerstands.

<sup>2663</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 184.

marschiert, Angriff, Stopp, Einbuddeln, weiter. Da hat man nicht viel Fiesematentchen im Kopf gehabt, da ging's immer flotti weg. ... Ganz einfach: ich sagte ja vorhin, dass ich Fahrradmelder war. So, Auftrag vom Kompaniechef: ‚Drei Mann als Späher voraus per Fahrrad! Und wenn's geht, Zielort das und das. Kilometer so und soviel. Wenn Ihr dort seid - macht sofort Quartier!‘ Da sind wir praktisch schon als Quartiermacher dahin gekommen. Dann so Geheimtipps: ‚Passt auf, wo Schweine sind, Hühner sind, Eier.‘ So, und dann sind wir auch mal an einen Fluss gekommen, da gab's auch Fische. So, dann sind wir hin in dieses ukrainische Dorf meinetwegen, ja, und die jungen Frauen, Mädchen und Babučky, die liefen rum: ‚Soldat, Soldat, Soldat.‘ Haben wir aufgeteilt, die Gruppe Schulze dahin und da. War für uns der Fall gelaufen.“

Gottschalk schilderte das Zusammenleben zwischen deutschen Soldaten und ukrainischer Bevölkerung auf engstem Raum:

„Wir haben ja im Haus gewohnt, wir haben in den Häusern gewohnt. Naja, also die haben meistens auf'm Backofen gelegen (lacht). Da gab's ja diese riesigen Backöfen so in der Stube. Na, richtig steingemauerte Öfen, mit'm riesigen Ofenloch und oben 'ne Röhre, und da lagen die oben, das war schön warm da oben, nebenbei bemerkt (lacht). Na, da haben wir uns auch weiter nicht gekümmert. Da wurde alles, ... was zum Liegen war, beschlagnahmt. Da konnte jeder sich hinlegen, wo er wollte. Manchmal nur 'ne Nacht. Wir kamen abends um acht Uhr an, in der Nacht um drei, nur ein Beispiel, ging's schon wieder weiter. ... Also, so kann man das nicht sagen. ... Ja, wenn wir so viel Zeit hatten, um etwas zu [essen zu] machen, dann wurde das an Ort und Stelle gemacht. Da mussten die Frauen uns ja Schalen, Schüsseln usw. bringen. Wir hatten ja nix. Also, nehmen wir an, es war ein erfolgreiches Dîner, dann haben die Russen oder Ukrainer - ich sag' halt Russen - auch mitgegessen. Wir Deutschen war'n ja so ... wir ham ja gar nicht alles genommen oder verzehrt, und da hat man gesagt: ‚Esst mal.‘ Die haben sich auch gefreut im Stillen.“

Während bei Gottschalk deutlich wurde, dass deutsche Soldaten ohne viele Worte in die Privatquartiere strömten und alle Liegeplätze beschlagnahmten und auch sonst Ansprüche stellten, erscheint dies bei Schröter in der Erinnerung in milderem Licht:

„Eine meiner deutlichsten Erinnerungen an russische Dörfer, in denen ich als Soldat Quartier bezogen hatte, sind die Öfen in den Bauernhäusern. Was sage ich? Öfen? Das war, breit gemauert, Wärmequelle, Kochstelle und dann vor allem Bett und Lagerstätte für die ganze Familie. So manches Mal habe ich – weil das Haus nicht mehr bewohnt war oder weil die Bewohner uns den Ofenplatz eingeräumt hatten (auch das gab es) – auf einem solchen russischen Ofen geschlafen. Als ‚Preis‘ fürs Logis wurde ich oft von russischen Läusen gebissen.<sup>2664</sup> Ich habe stets mit wohligh-warmen Gefühlen an die russischen Öfen gedacht.“<sup>2665</sup>

Aus der Distanz heraus ist Schröter von der Einquartierung nur das Innere der Häuser mit den gemütlichen Öfen gegenwärtig. Gottschalks Schilderung, wonach es damals aber oft weniger idyllisch zuging und auf die Bevölkerung aus zeitlichen und logistischen Gründen wenig Rücksicht genommen werden konnte oder wurde, ist jedoch sehr realistisch. Die deutschen Soldaten befanden sich in permanenten Kampfsituationen und somit in ständiger Anspannung und hatten wenig Sinn für Äußerlich-

<sup>2664</sup> Andere berichteten, sie seien in russischen Quartieren von Wanzen heimgesucht worden. Meier: Es ist so kalt, S. 161. Vgl. Koschorrek, S. 238, der in einem Privatquartier außer Läuse auch eine große Anzahl Flöhe und Filzläuse bekämpfen musste.

<sup>2665</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 89.

keiten. Auch konnte jede Minute ein Abmarschbefehl eintreffen. Nach strapaziösen langen Märschen und schweren Gefechten kam es darauf an, so schnell wie möglich ein Quartier zu beziehen und auszuruhen. Nur dort, wo deutsche Soldaten über längere Zeit unterkamen, gab es ruhigere Phasen, in denen nähere Kontakte zur Zivilbevölkerung möglich waren, wie Fischer erinnerte:

„Zum ersten Mal lebten wir mit den Dorfbewohnern im selben Haus, im selben Raum. Die Familien schliefen nach altem Brauch auf dem gemauerten Ofen in der Allzweckstube. Wir hatten uns Holzgestelle gezimmert und schliefen zweistöckig. ... Hauptmann Engel verschonte uns vom Dienst. Wir hatten aber auch so genug zu tun, denn wir führten einen aussichtslosen Kampf gegen die Läuse, die niemanden verschonten. In meinem Kradpullover gab es keinen Quadratcentimeter, der nicht von ihnen bevölkert war. Unsere unfreiwillige Gastgeberin war eine typische Mamučka. Sie sah aus wie 70, dürfte aber mindestens 20 Jahre jünger gewesen sein. Sie ging den sechsbeinigen Partisanen zu Leibe: Unsere Uniformen wurden im Backofen entlaust, die Unterwäsche gekocht. Mamučka war ein Prachtstück und lud uns zu Kartoffelbrei in Kuchenform ein, der im Ofen eine goldbraune Farbe bekommen hatte. Dazu gab es saure Gurken. Wir revanchierten uns mit Essen aus der Feldküche und Schokolade aus den ersten eintreffenden Weihnachtspäckchen.“<sup>2666</sup>

Auch Fischer erlebte, wie zuvor bereits Koschorrek, dass nach einem längeren Zusammenleben zwischen deutschen Soldaten und ukrainischer Bevölkerung besonders den Frauen der Abschied von ihren „Gästen“ schwerfiel<sup>2667</sup>.

Zeitgenössische Aussagen zu russischen Quartieren sind zuweilen unverblümt. Sie konnten ihrer Unterkunft keinerlei positive Seiten abgewinnen. In einem Feldpostbrief wird zunächst ein russisches Bauernhaus von außen und innen beschrieben, dann jedoch offenbart der „deutsche“ Blick ein turbulentes Familienleben, das in dem einzigen Zimmer stattfindet und eher Befremden auslöst:

„Mit den Quartieren macht man hier auch so seine Erfahrungen. Es sind wie überall die bekannten, einfachen, strohgedeckten Blockhütten, wo das ganze Haus nur aus einer einzigen Stube besteht, die manchmal noch durch eine Bretterwand in zwei Räume geteilt ist. Die Scheune findet sich mit dem Wohnraum gleich unter demselben Dach. In dieser einen Stube spielt sich nun alles ab. ... Ich bin hier mit zwei Kameraden in einem Quartier, wo außerdem noch sieben Menschen hausen, nämlich der alte Russe mit seiner Frau, dann die Tochter, deren Mann natürlich Soldat ist, und noch die 4 Kinder im Alter von 2 – 7 Jahren. An Betrieb fehlt es also nicht. ... Das man sich gelegentlich auch mal in der Stube schnäuzt, so mit zwei Fingern, ist nichts Außergewöhnliches.“<sup>2668</sup>

Der Briefschreiber, Helmuth Frisch, führte auch noch an, dass die Kinder hin und wieder „von den Alten am Kopf nach Läusen untersucht“ wurden (vgl. die Anmerkung dazu zu Beginn dieses Abschnitts.).

Ein Phänomen, das mehrere Befragte erwähnten war, dass sie sich nach Einquartierungen in sowjetischen Privathäusern mit (Kleider-)Läusen infiziert hatten. Es wird auch von Helmuth Frisch berichtet, dass sich die Einheimischen nicht so sehr um

<sup>2666</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 141f.

<sup>2667</sup> Ebd., S. 143, berichtet, dass die Quartierswirtin beim Wegfahren der Deutschen weinte.

<sup>2668</sup> FpBf Helmuth Frisch, 6.2.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 263f.

ihren eigenen Ungezieferbefall kümmerten: „...Nach den Kleiderläusen sehen die Russen gar nicht, das sind sie anscheinend von Natur aus gewöhnt. Das ist bei ‚germanski Soldat‘ nicht der Fall.“<sup>2669</sup> Umso erstaunlicher ist es, dass sich die russische Quartierswirtin in diesem Fall der Plagegeister in Fischers Pullover annahm. Vielleicht bekam sie mit, wie lästig die Kleiderläuse dem deutschen Soldaten waren und versuchte, ihm das Leben etwas zu erleichtern, indem sie die Kleidung auskochte bzw. im Ofen so stark erhitzte, so dass diese abgetötet wurden.

Gottschalk führte aus, wie familiär die Beziehungen zu den Zivilisten sein konnten:

„... Also, ich hatte immer das Gefühl, also, wir kommen her, wir sind nun, woll'n wir sagen, 30 Kilometer marschiert, erstmal todmüde. Das Erste war, Babučka oder hier... 'ne Schale und Wasser, damit wir uns die Füße waschen konnten, das Gesicht, ausziehen schnell. Das war viel wichtiger als alles andere. Und das ham die Frauen gern gemacht. Und junge Mädchen. So, und jetzt möchte ich sagen, wir hatten dann den Kontakt mit den Leuten. Juli/August/September, also im September war ich auf Urlaub. Man war ja vier Wochen unterwegs, um überhaupt nach Hause zu kommen. Also, wir hatten dort so ein Verhältnis mit den... Donkosaken waren das schon, also das glaubt keiner. Unser Kommandeur hat alle vierzehn Tage ein großes Dorffest gemacht. Da war wie so 'ne Tanzfläche aufgebaut, und dann wurde Regimentskapelle gespielt, und dann haben die Leute getanzt, die Zivilisten. Alles. Alles kreuz und quer. Das interessierte überhaupt niemanden. Das hab ich dort erlebt. Also, das war 'n tolles Ding. Das war schon Dongebiet, Kosaken, Donkosaken ham wa halt gesagt. Und deutschfreundlich war'n se und sehr, sehr nett und herzlich. Und dort ham wa auch Eier gekriegt - ohne zu stehlen. Dort ham wa auch 'n Huhn gekriegt ohne zu stehlen. Das ham die von alleene schon mitgemacht. Und wenn wir Päckchen bekamen, dann ham wir mit den Leuten geteilt, also, wir ham den Kuchen gekriegt oder 'n Stück Speck oder Schinken, oder was die Soldaten so von zu Hause bekamen. Und da ham die sich ja wahnsinnig gefreut. Neben unserem Haus, das war, glaube ich, 'ne alte Schule, war so vom Schuldiener 'n Häuschen, ganz kleene. Und da war 'ne ältere Dame drin, die war so 'n bisschen behindert, aber dick war se. Und bei der ham wa jede Woche mit drei Mann gebadet. Da hat die uns 'ne schöne große Schüssel, also so 'n Bottich aus Holz zurechtgemacht, heißes Wasser und dann konnte jeder drin ... das war echt gut. Und der Fußboden, in der Ukraine ... ham wa vergessen zu erzählen: überall kein Holzboden, sondern nur Lehm Boden mit feinem Zuckersand, haben wir gesagt, bestreut. Ganz heller Sand. Das sah aus ... so hell wie hier, so sah der Fußboden aus, also da, wo ich rein ging. Und überall hing das Kreuzchen in der Ecke. Ja und Heiligenbilder, die Ikonen, alles da. Also, das ist mein Eindruck von der Ukraine.“

Es wurde anhand vorheriger Aussagen Gottschalks schon deutlich, dass auf dem Vormarsch andere Gesetze galten als dort, wo es Zeit und Gelegenheiten gab, mit sowjetischen Zivilisten über einen etwas längeren Zeitraum zusammen zu leben. Dann wurden oft die Lebensmittel aufgeteilt, wenn sie ausreichend vorhanden waren, u. a. auch der Inhalt von Päckchen aus der Heimat. Ermahnungen deutscher Dienststellen deuten, so der Historiker Müller, darauf hin, dass „der einfache Soldat vielerorts mehr Menschlichkeit zeigte als seine Vorgesetzten, und viele Russen ‚vorschriftswidrig‘ aus der Feldküche mit ernährt wurden ...“<sup>2670</sup> Ein solches Verhalten war jedoch offiziell un-

<sup>2669</sup> Ebd.

<sup>2670</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1188.

erwünscht, und so versuchte die Wehrmachtpropaganda, den Soldaten dahingehend zu beeinflussen, dass er „angesichts hungernder Frauen und Kinder hart“ blieb.<sup>2671</sup>

Meier, den einerseits zwar vor allem die Unsauberkeit der Bewohner und ihrer Behausungen abschreckte, berichtete andererseits aber auch von einem einvernehmlichen Miteinander mit seinen Quartierswirten im Oktober 1941 und von den unterschiedlichen Auffassungen von Sauberkeit zwischen Deutschen und Russen:

„Gestern Abend haben uns die Russen, bei denen wir einquartiert sind, ein Hühnchen spendiert, und wir waren ja sprachlos, wie das möglich sei! Obwohl es tadellos geschmeckt hat, so ist es doch ein komisches Gefühl, von weniger sauberen Leuten etwas vorgesetzt zu bekommen. ... An und für sich sind die russischen Bewohner recht verwundert über unsere Lebensweise. Waschen, Rasieren oder sonstige Körperpflege kennen die Leute hier kaum. Es ist nur schade, dass man sich mit ihnen nicht verständigen kann. ... Somit findet man keinen richtigen Kontakt, wie die Bewohner überhaupt eingestellt sind. Recht eigenartig, beinahe freundlich, benehmen sich dieselben zu einem Soldaten, was aber auch mehr Furcht vor Strafe als ehrliche Gastfreundschaft ist. Wir halten die Augen immer offen, denn man kann nie wissen...“<sup>2672</sup>

Bei näherem Kennenlernen erwiesen sich die Russen den Deutschen gegenüber als ausgesprochen gastfreundlich. Nicht nur die Tatsache, dass sie für die Wehrmachtsoldaten Geflügel aus ihrem eigenen Bestand zubereiteten, sondern auch, dass dieses schmackhaft war, überraschte und erstaunte Meier. Im Gegensatz zu anderen, konnte er sich jedoch auf die russische Freundlichkeit nur bedingt einlassen. Er blieb misstrauisch und glaubte, die Hausbewohner würden sich nur aus Angst in dieser Form anpassen, eine Einschätzung, die wohl auch nicht ganz unzutreffend ist. Dass deutsche Soldaten auf ein Leben in der Sowjetunion und auf die Verständigung mit der Bevölkerung in keiner Weise vorbereitet wurden, ist sowohl in diesem Abschnitt als auch in 4.4 schon angesprochen worden. Dies hätte das Zusammenleben erleichtert und den russischen Zivilisten, aber auch den deutschen Soldaten zum Vorteil gereicht. Allerdings hatte die NS-Führung keinerlei Interesse daran, das mithilfe der Propaganda im Laufe der Jahre aufgebaute Feindbild vom russischen Untermenschen so zu zerstören. Ihr musste daran gelegen sein, dass die deutschen Truppen den Gegner mit allen Mitteln bekämpfen. Und das gelang ihrer Meinung nach am ehesten, wenn es weder Verständnis noch Verständigung zwischen Deutschen und Sowjets gab.

Interessant ist auch der russische Blick auf die deutschen Soldaten. Ilja Ehrenburg beschreibt in seinen Memoiren, was eine Russin ihren Landsleuten von Wehrmachtsangehörigen erzählte, und wie manche Rotarmisten die Deutschen in Bezug auf Technik, Fortschritt und Kultur einschätzten:

„Wir hatten die Deutschen für kurze Zeit aus Afonino verjagt. Eine Bäuerin gab unseren Soldaten Wasser zu trinken und versuchte, ihnen ganz ernsthaft auseinanderzusetzen, dass weiterzukämpfen dumm sei. Die Deutschen seien die

---

<sup>2671</sup> Ebd., S. 1189.

<sup>2672</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 162 (FpBf, 29.10.1941).

Ordnungsliebe selber, sie seien auf Autos gekommen, jeder tiptopp angezogen, sogar die einfachen Landser bekämen eine Schokoladenration. Irgendjemand stieß einen Fluch aus. Es gab auch solche, die mitfühlend aufseufzten. ... Zu Kriegsbeginn kannten unsere Soldaten nicht nur keinen Hass, sie empfanden sogar eine gewisse Hochachtung vor den Deutschen, besonders vor ihrer materiellen Kultur. ... In den Wäschesäcken der Gefangenen fanden die Rotarmisten Bücher, Notizhefte und supermoderne Rasierapparate, in den Rocktaschen Fotos, ausgefallen gearbeitete Feuerzeuge und Füllfederhalter. ‚Das ist Zivilisation!‘ sagten hingerissen und traurig zugleich die Rotarmisten, Kolchosbauern aus der Gegend von Pensa und zeigten mir ein deutsches Feuerzeug, das die Form eines winzigen Revolvers hatte.“<sup>2673</sup>

Die Beschreibung erinnert an die Berichte deutscher Soldaten, als sie im Sommer 1944 die Modernität amerikanischer Waffen, die Fülle an Material und den Reichtum gefangener G.I.s bewunderten, der sie ihre eigene Unterlegenheit umso mehr spüren ließ (s. Abschn. 3., 3.1, 4.5, 4.9 und 6.).

Gefragt nach Kontakten zur Zivilbevölkerung und Einquartierungen war der Informant Lützens voll des Lobes über das Verhalten der Zivilisten:

„... Und den Dnjepr sind wir denn weiter rauf marschiert, oben rauf nach Kalinin, und das Dorf hieß Kirow, und da hieß es: ‚So, Winterquartier...‘ an der Wolga lang, am Wolgastaubecken und denn hieß es: ‚Hier werden wir einquartiert,‘ und das fror schon, da konnten wir nicht in die Erde rein. Da hatten wir ein Quartier, bei einer Russin und kriegten jeden Morgen so ‚ne große Pfanne Bratkartoffeln, und wir waren mit fünf Mann - jeder ‚n Bett, beste Lage war dat da, und dann schrieb ich nach Haus: ‚Wir werden hier Winterquartier machen.‘ Bestens [war das da], ja, bestens. Die alte Frau, die war da wohl so fünfzig, die hätte ich heute noch ‚n dickes Paket geschickt, und die hatte ‚ne Tochter, die konnte etwas Deutsch, die ging auf ‚ne deutsche Schule, und der Junge, der war noch ‚n paar Jahr jünger. Der Mann, der war Tischler von Beruf. ... Die [Frau] hat geweint, wie wir abzogen am 6. Dezember. Zwei Schwiegersöhne waren Soldat, die beiden Schwiegersöhne. ... Und die wollte lieber uns haben wie den Russen. Das muss man sich mal überlegen. - Ich kann nicht sagen, dass der Russe uns... also, dass die Bevölkerung, dat die uns nun so als Feind oder was soll ich sagen, ... ich würd' eher sagen als Befreiung.“

Lützens Dankbarkeit gegenüber der russischen Quartierswirtin mag auch zu einem Teil der schwierigen Situation geschuldet sein, in der sich seine und viele andere deutsche Divisionen an der Ostfront im Dezember 1941 befanden, wie Jasper sie schildert:

„Um durchgehende Frontlinien zu halten, fehlte den dezimierten Verbänden das Personal, ein permanenter Aufenthalt in Feldstellung war bei scharfem Frost kaum zu überleben und angesichts verschneiter Rollbahnen und defekter Lokomotiven wurden Versorgung und Möglichkeiten zum Aufwärmen die drängendsten Fragen. So igelten sich die Überlebenden in Dörfern und Versorgungsstützpunkten ein.“<sup>2674</sup>

Lützens Quartierbeschreibung erinnert fast an die eines Urlaubsdomizils: „Beste Lage“, „bestens war das da, ja, bestens“, „jeden Morgen ‚ne große Pfanne Bratkartoffel“

<sup>2673</sup> Ilja Ehrenburg: Memoiren, Bd. III, S. 13, 28f.

<sup>2674</sup> Jasper: Zweierlei, S. 96; DRZW 4 (Beitrag Klink: Sowjetunion), S. 627 sowie General Heinrici, der am 27.1.42 in verzweifelter Lage in sein Tagebuch schrieb: „... Die Sperrung der Straße bedeutet das Aufhören der Versorgung. Noch 2 Tage, und die Armee beginnt zu verhungern. ... Dabei sind wir eingekreist, anders kann man das nicht bezeichnen. Vom morgigen Tag wird es abhängen, ob wir frei kommen an der Rollbahn. Ich fürchte nicht.“ In: Hürter: Heinrici, S. 140f., Nr. 100 (27.1.42).

fel“. Seine Darstellung über das einvernehmliche, fast familiäre Verhältnis, das bei längeren Einquartierungen entstehen konnte, scheint fast ein Stereotyp der Aussagen dieses Kapitels zu sein. Auch Koschorrek, Ludwig und Großmann hatten zuvor berichtet, dass die Frauen beim Abzug der deutschen Soldaten ihre Tränen nicht verbergen konnten.<sup>2675</sup> Aus nachträglicher Sicht rückt der eine oder andere die damaligen Verhältnisse in ein ausschließlich positives Licht, wie nachfolgende Aussage belegt:

„Wir hatten eigentlich zu den Zivilisten ein wunderbares Verhältnis. Wir haben mit ihnen Quatsch gemacht, wir haben mit ihnen gesungen, das war für mich der Grund, ich wollte in Russland bleiben. Diese köstlichen Menschen, nur Phantasie und eben diese wahnsinnige Gastfreundschaft. Nach dem Krieg wollte ich in Russland bleiben, da siedeln.“<sup>2676</sup>

Neben Lützen, Schlotmann, Schweitzer und anderen konnte auch Dietrich nur Gutes über das Zusammenleben mit der Bevölkerung unter einem Dach berichten, wie nachfolgend deutlich wird. Lützen benutzt nicht das etwas herablassend klingende Wort „matka“, sondern die Bezeichnung „alte Frau“ für die fünfzigjährige Ukrainerin, was der Tatsache geschuldet sein mag, dass ihm diese als damals 20jähriger Soldat bereits „alt“ erschien. Auch schien es ihn mit Respekt zu erfüllen, dass die Zivilistin Angehörige hatte, die in der Roten Armee gegen die Wehrmacht kämpften, jedoch freundlich und mütterlich mit den bei ihr einquartierten deutschen Soldaten umging. Besonders hilfreich mag hier gewesen sein, dass ihre Tochter „etwas Deutsch“ konnte, da sie eine entsprechende Schule besuchte, was auf eine ohnehin bereits vorher vorhandene Deutschfreundlichkeit schließen könnte.

Jasper sieht bei der Unterbringung deutscher Soldaten in den Behausungen der Einheimischen „im Vergleich zum Leben in der Stellung Vorteile und den Kontakt mit der Zivilbevölkerung.“ Er führt dazu aus:

„Die Bequemlichkeiten der Unterbringung und die Regelmäßigkeit und Qualität der Verpflegung waren hinten, bei den Zivilisten, meist deutlich besser als vorne. Auch der Schutz vor der Witterung war weniger provisorisch als in den Unterständen und damit war das Maß der körperlichen Strapazen insgesamt deutlich geringer. Ging beim Wechsel von der Protzenstellung weiter nach vorne in die Feuerstellung die Bequemlichkeit der Privatquartiere verloren, so änderte sich die Bedrohungs-lage kaum.“<sup>2677</sup>

Ebenso wenig jedoch, wie zwischen Wehrmachtangehörigen und der Bevölkerung im Westen eine Fraternisierung stattgefunden hat, erlebten die Zivilisten in Polen oder in der Sowjetunion die deutschen Truppen auf Dauer als Befreier. Wenn auch die Bevölkerung der Ukraine und der baltischen Staaten besonders unter der sowjetischen Abhängigkeit gelitten hatte und zunächst ihre „Befreiung“ durch die Deutschen in

<sup>2675</sup> Vgl. FpBf Peter Sch., 23.11.41: „Als wir uns heute von unserer Quartiersfamilie verabschiedeten, hatte sie Tränen in den Augen und meinte: 'Sehr karasch germanski Soldat Hierbert (sehr gut deutsch Soldat ist Herbert!).“

<sup>2676</sup> Friedrich M., Jgg. 1921, zit. in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 123.

<sup>2677</sup> Jasper: Zweierlei, S. 165.

Erwartung besserer Verhältnisse begrüßt hatte, erwies sich die Präsenz der Wehrmacht mit zunehmender Besatzungsdauer als belastend. Der damalige deutsche Soldat Parlach, der in einer längeren Ruhephase die Möglichkeit hatte, Kontakt zur russischen Zivilbevölkerung aufzunehmen, schrieb in seinen Erinnerungen:

„Ich frage mich manchmal, wie die Demidoffer<sup>2678</sup> wirklich zu uns stehen. Ich glaube, die meisten von uns geben sich großen Illusionen hinsichtlich unserer ‚Beliebtheit‘ hin – nur deswegen, weil sie selten auf einen deutlichen Ausdruck des Hasses treffen. Wer die Vorteile der Gewalt genießt, kann sich nicht vorstellen, wie sie auf denjenigen wirkt, der sich ihr beugen muss. ... Die meisten Russen tragen Gleichgültigkeit gegen uns zur Schau.“<sup>2679</sup>

Dietrich erinnerte sich noch, wie er und seine Kameraden während der mehrmonatigen Einquartierung von ukrainischen Frauen geradezu bemuttert wurden:

„Heiligabend '41, da haben wa gelegen in ... ja, das war in 'ner Ukraine, bei Slawjensk. Ja, da haben wir im Winterquartier gelegen - bis zum Frühjahr, bis die nächste Offensive wieder losging. Da hab ich noch Bilder. Ach, Mensch, die haben uns bekocht, und die Russinnen, da haben wir mit Kosaken getanzt und gemacht, in den Häusern. ... Ich kann Ihnen ja die Bilder mal zeigen. Der [Kontakt] war gut. Kiew. Ukraine, da haben wir ja... die haben ja tatsächlich uns als Befreier gefeiert. Wie haben die uns gepflegt, schon auf'm Vormarsch! Die haben an den Straßen gestanden mit Körben mit Eiern und Milch, und die haben uns gefüttert, alles auf'm Vormarsch. Und wir denn noch 'n Ei, noch 'n Ei, alles Mögliche, alles Mögliche.“

Dietrich belegte seine Aussagen mit vielen Fotos, die einer seiner Kameraden im Winter 1941/42 aufgenommen hat. In der Tat hatte sich die ukrainische Bevölkerung eine Befreiung vom sowjetischen Joch erhofft und geglaubt, mit dem Auftauchen der Wehrmacht einer unabhängigen, besseren Zukunft entgegenzusehen.

---

<sup>2678</sup> Vermutlich in Anspielung an Anatole Demidoff (1813 – 1870), Prinz von San Prato, der im 19. Jh. als russischer Großindustrieller, Wissenschaftler und Förderer von Wissenschaft und Kunst eine berühmte und geachtete europäische Persönlichkeit war. Auch in Deutschland hatte er einen akademischen Preis bekommen. Er lebte lange in Paris und in Italien und führte Expeditionen in seiner Heimat durch.

<sup>2679</sup> Parlach: Demidoff, S. 97.



Ein Foto Dietrichs, das zeigt, wie er und seine Kameraden den Heiligen Abend 1941 im ukrainischen Privatquartier verbrachten: in der Mitte ein Bild Hitlers, davor ein improvisiertes Weihnachtsgesteck mit der Aufschrift: „1941 Weihnacht in Russland“ sowie der Inhalt zahlreicher Feldpostpäckchen aus der Heimat mit Brot, Kuchen, Schinken und Briefen der Angehörigen. Außerdem befinden sich drei (bereits geleerte) Sektflaschen auf dem Gabentisch, die wahrscheinlich aus Wehrmachtbeständen (Marke-Tender-Waren als Extrazuteilung zum Weihnachtsfest) stammen.

Foto: Nachlass Karl Dietrich

Der Befragte kam dann auf die Folgen dieser guten Verpflegung zu sprechen und darauf, dass die Quartiersleute bei der Verabreichung ihrer „Hausmittel“ aufpassen mussten, um nicht später zur Rechenschaft gezogen zu werden:

„Da habe ich noch so ein Erlebnis gehabt durch dieses dauernde, wenn Sie nur Milch trinken und was weiß ich, kriegt man natürlich auch wieder Durchfall, dann haben wir in einem Quartier gelegen. Davon habe ich sogar noch 'n Bild hier: ‚Matka‘, sooo 'ne Frau! Und jetzt hatte sie gemerkt, dass wir dauernd in die Büsche mussten da. Und dann sagt se: 'Komm' rein - gutes Mittel.' Wir rein, da hatten die ja alle noch Wassereimer vom Brunnen, da gab's ja keine Wasserleitung. Toiletten gab's ja auch nicht auf'm Land, aber bei denen war das ja nun gar nichts. Wir haben das erste Mal Toilette mit 'm Zug gesehen, in 'ner Fabrik, von einem Direktor in Slawjansk. Na, jedenfalls, was ich jetzt sagen wollte, da sagt die: Wir sollen reinkommen. Und jetzt war ihr Mann... Sie war so 'ne Frau [zeigt] und er war so ein Schmalen. Das ist ja oft so. Und da sagt se: 'Hier, trinken!' Da hat die uns Wodka... Ihr Mann musste vorweg trinken. Die war schon clever. Die hat sich gesagt: Mensch, wenn du denen jetzt was zu trinken gibst, und der geht davon dot oder was weiß ich, denn hätten se se an die Wand gestellt oder was. So, die schenkt denn so'n Wasserglas voll, so'n Wasserglas voll, aus der Flasche da, selbst gemacht, Wodka, 98%iger. Und der setzt das an, trinkt, er trinkt und trinkt, zeigt, das leere... Jetzt kam ich dran, auch dies Glas voll. Ich setze das auch so an. Ich dachte, ich werd' nicht wieder. Da ist die zum Wasser: ooch, ooch, rennt die zum Wassereimer hin: 'Trink, schnell trink, trink!' Das Wasser hinterher, nich. Und 'n nächsten Tag war unser Durchfall weg. Das war's. Und sie war froh, dass wir noch am Leben waren (lacht). [Sonst hätte man sie vielleicht zur Verantwortung gezogen und gefragt:] ‚Mit den Wehrmachtssoldaten, was habt Ihr gemacht?!‘ Aber wir haben nie im ganzen Russland, egal, wo wir waren, wir haben

nie irgendwelche Bedenken gehabt, dass die uns hätten mal vergiften können oder was, oder... von der Zivilbevölkerung. Nie! Gar nicht auf die Idee gekommen.“



„Hier is die Matka, wo ich vorhin erzählt habe ... in der Ukraine, wo die uns den Schnaps da gegeben hat hier. Hat sich in die Mitte hingestellt, freut sie sich ...“ Ukraine 1942 Foto: Nachlass Karl Dietrich

Es ist hier sehr schwer auseinander zu halten, wo freiwilliges Entgegenkommen der russischen Frau beginnt, und wo sie gezwungenermaßen deutschen Soldaten hilft, um nicht selbst in Schwierigkeiten zu geraten. Zunächst half sie den Deutschen, die die russische Kost und vermutlich auch die Rohmilch nicht vertragen konnten, mit einem alten „Hausmittel“, hochprozentigem Wodka, den ihr Mann verkostete, um zu beweisen, dass dieser angeblich unschädlich war. Vielleicht fühlte sie sich bereits schuldig daran, dass Dietrich und seine Kameraden nach ihrem Essen von Bauchkrämpfen geplagt wurden, denn es ist davon auszugehen, dass sie die Deutschen zwar nicht ausschließlich, aber doch zumindest *mitbekocht* hat. Panik stieg jedoch offensichtlich in ihr auf, als sie feststellte, dass ihre „Gäste“ derart hochprozentigen Alkohol nicht gewohnt waren, schon gar nicht ganze Wassergläser voll auf einmal. Auch da sorgte sie, im eigenen Interesse, für Abhilfe. Anhand Dietrichs vorstehender Ausführungen, aber auch der Berichte von Schweitzer und Schlotmann sowie Esser ist festzuhalten, dass die Frauen ausgesprochen fürsorglich und mütterlich mit deutschen Soldaten umgingen und diese, trotz ihrer eigenen Nöte sowie der ideologischen und sprachlichen Diskrepanz, freundlich bewirteten und betreuten.

Dietrich, der mit seiner Einheit längere Zeit bei der russischen Familie einquartiert war, führte seine Beobachtungen über die Einheimischen näher aus und zeigte Fotos:

„Wir haben mit der russischen Bevölkerung guten Kontakt gehabt. ... Die waren alle nett. Ich sage, die haben uns als Befreier... das is ja so gewesen: in Russland, die Frauen haben uns immer erzählt, wenn die Männer nicht da waren. Da ist kaum ein Mann gewesen. ... Irgendwie fand ich das komisch. ... Ukrainer... ach Gott, die waren ... bei den Häusern, die die hatten, die hatten doch Fußboden, das war Kuhscheiße. ... Hier, Matka wäscht. ... Sie steht da und wäscht da draußen. Hier is die Matka, wo ich vorhin erzählt habe, mit den... in der Ukraine, wo die uns den Schnaps da gegeben hat hier. Hat sich in die Mitte hingestellt, freut sie sich, dass sie... [mit auf's Photo kommt]. Hier is Matka [auch], siehste! Da haben wir im Quartier gelegen, das war bei Slawjansk. Da macht se gerade ihren Fußboden wieder heile. Da sehen Sie, da haben sie solche Schalen, so Holz. Da kommt Lehm rein und Kuhmist, Kuhscheiße, richtig die Kuhscheiße. Dann haben sie das durchgerührt und dann lag die 'n halben Tag lag die auf'n Knien und mit'm Brett den Fußboden schön wieder gemacht. Und wenn wir denn kamen, denn: Ooh, Schuhe sollten wir ausziehen, wir hatten doch alle Nägel unter den Schuhen. Dann war der immer gleich wieder kaputt. Und wenn wir da rum getanzt haben und so. Die haben das dann... na, is kaputt, haben sie wieder heile gemacht. Die sind lustig, die freuen sich doch, gucke! ... Doch, sauber [war es] an und für sich schon. Nur, wenn das gerade so gemacht war, dann stank das natürlich.“



Im Sommer 1942 in der Ukraine: „Hier is Matka [auch], siehste! Da haben wir im Quartier gelegen, das war bei Slawjansk. Da macht se gerade ihren Fußboden wieder heile.“

Foto: Nachlass Karl Dietrich

Die Geschichte des Zeitzeugen kommt zustande, da sie „als Kern etwas für den Erzähler Unalltägliches umschließt.“<sup>2680</sup> Im Mittelpunkt stehen Vorkommnisse, die Dietrich aufgrund der längeren Einquartierung und der freundlichen, familiären Atmosphäre sowie des friedlichen Miteinanders in sehr guter und nachhaltiger Erinnerung geblieben sind. Der Befragte legte Wert darauf, die Fröhlichkeit zu unterstreichen, die dazu führte, dass deutsche Soldaten mit der einheimischen Bevölkerung

<sup>2680</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 375.

in deren Häusern vergnügliche Tanzabende verbrachten, die Dietrichs Kamerad auch dazu nutzte, Zivilisten und deutsche Soldaten gemeinsam zu fotografieren.

Der Bericht des Informanten verdeutlicht auch, dass sich die allgemeinen Lebensbedingungen im Süden Russlands mit denen in West- und Nordeuropa nicht vergleichen lassen.<sup>2681</sup> Dass etwa die Unterkünfte der Einheimischen oft mit einfachsten Mitteln errichtet waren, beschrieb auch Anton Bentschen, als er 1941 zum ersten Mal in der Ukraine eingesetzt wurde:

„Manche Dörfer, da konntst' sagen, ja, war ein Dorf. Du hast aber auch Dörfer gehabt, das war bloß 'ne Waldecke, und die Bäume haben sie als Ecken genommen, den Lehm hoch geklatscht, und in den Dingern haben sie gehaust.“<sup>2682</sup>

Wie einige andere ehemalige deutsche Soldaten auch, entspricht es den wahren Begebenheiten, dass die ukrainische Bevölkerung die Wehrmachtseinheiten im Juni 1941 zunächst als Befreier begrüßte. Die Vorgeschichte dazu soll hier zum besseren Verständnis in groben Zügen dargestellt werden: Beim ‚Anschluss‘ Österreichs und seiner Emigrantenkolonie hatten die Deutschen „noch keine deutlicheren Vorstellungen darüber ..., wie man mit den Ukrainern umgehen wollte ...“.<sup>2683</sup> Das änderte sich jedoch Ende 1938, als Teile der Karpato-Ukraine mit Chust als Hauptstadt zum ersten autonomen Gebiet außerhalb der Sowjetunion,

„in der durch die Politik Stalins inzwischen die ukrainischen nationalen Träume im Terror der Erschießungen, der Deportationen und der Hungermassaker der Kollektivierung zerstoßen waren. Die Begeisterungswelle, die Adolf Hitler als dem ‚Retter des ukrainischen Volkes‘ aus europäischen und amerikanischen Emigrationszentren entgegen brandete, dürfte die deutschen Politiker veranlasst haben, sich mehr für die Dienste zu interessieren, die Ukrainer den Deutschen im geplanten Krieg zu leisten bereit wären. ... Joseph Roth, der den ukrainischen Nationalismus als ‚deutsches Patent‘ ansah, möchte schon Anfang 1939 in seinem Pariser Exil nicht annehmen, ‚dass Deutschland, auch in seiner Form als ‚Drittes Reich‘, die Beziehungen zu den polnischen Ukrainern abgebrochen hat.‘ Nicht nur zu den polnischen. Das deutsche politische Spiel war nicht undelikat. Während einerseits die Kontakte mit den Karpato-Ukrainern gepflegt wurden von Wien aus Radiopropaganda verbreitet wurde und sich deutsche Firmen für die neue Investitionsmöglichkeit interessierten, hatten deutsche Stellen Ungarn ihre Zustimmung zu anti ukrainischem Vorgehen signalisiert. Als sich im Zusammenhang mit der endgültigen Zerschlagung der Tschecho-Slowakei Mitte März 1939 die auf sich selbst gestellte Karpato-Ukraine und ihr Ministerpräsident, der Priester Avhustyn Volosyn (1874 – 1946), nochmals um deutschen Schutz gegen die beginnende ungarische Invasion bemühten, hielt sie das Auswärtige Amt so lange hin, bis die ungarischen Verbände die ‚Eintagsrepublik‘ besetzt hatten. Ähnlich wie die rumänische 1940 kannte die national ukrainische ‚Phantasie‘ keinen anderen Ausweg, als trotz zeitweiser Verstimmung über den Verrat die Zusammenarbeit mit dem nationalsozialistischen Deutschland fortzusetzen. Zwar waren etwa die ODVU-Nationalisten beleidigt, weil sie von dem ideologisch nahe stehenden Deutschland erwartet hatten, nur *eine* Politik zu betreiben, aber bald wurde der OUN klar, dass Deutschland immer noch der einzige Staat in Europa war, von dem Hilfe bei dem manisch verfolgten Ziel eines eigenen Nationalstaats zu

<sup>2681</sup> Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 162, Brief v. 29.10.1942.

<sup>2682</sup> Bentschen, in: Schüddelkopf: Krieg, S. 14.

<sup>2683</sup> Golczewski: Ukraine im Zweiten Weltkrieg, S. 242.

erwarten war. Um dieses Zieles willen waren die Exilpolitiker offenbar bereit, über Warnzeichen, die sie wohl erkannten, hinwegzusehen. ...

Aber wieder wurde der Traum von der Eigenstaatlichkeit durch deutsche übergeordnete Überlegungen, in die die Ukrainer keinen Einblick hatten, zunichte gemacht: Diesmal war es das geheime Zusatzprotokoll zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom 23. August 1939, in dem Ostgalizien der UdSSR zugesprochen wurde, Suśkos Legion musste sich über die Demarkationslinie in den deutsch besetzten Teil Polens zurückziehen.

Nach dem 17. September 1939 besetzten sowjetische Truppen die bis dahin polnischen westukrainischen Gebiete. Im Geheimen Zusatzprotokoll vom 28. September 1939 wurde bereits ein erster Bevölkerungsaustausch vereinbart, der die Übersiedlung von Ukrainern aus dem deutsch besetzten Gebiet in die Sowjet-Ukraine vorsah. Allerdings erfolgte diese Übersiedlung auf freiwilliger Basis, und die Zahl der Ukrainer, die in den sowjetischen Machtbereich übertraten, dürfte letztlich nicht groß gewesen sein. In der umgekehrten Richtung war dies anders.

Der Anschluss der westlichen Ukraine (Ostgaliziens/der Westukraine bis zum San und Wolhyniens) an die Sowjetunion hatte unter national ukrainischen Parolen stattgefunden, die jedoch kaum mehr besonders glaubhaft waren. Dennoch haben Angehörige aller Bevölkerungsgruppen (anfänglich sogar Polen, die meinten, die Sowjettruppen würden sich gegen die Deutschen wenden), die Rote Armee freudig begrüßt. OUN-Kampfgruppen versuchten sogleich, gegen Juden und Polen vorzugehen – es kam zu Plünderungen und Massakern, die nicht der Roten Armee anzulasten waren und die insbesondere deswegen signifikant sind, weil sie das national ukrainische Argument entkräften, die Massaker des Juni 1941 seien *ausschließlich* als Reaktion auf sowjetische Gräueltaten zu werten. Die Provisorische Sowjetische Verwaltung in Lemberg versuchte, den Eindruck aufrecht zu erhalten, es handle sich bei der sowjetischen Annexion um eine nationale Befreiungstat. ...

Während der sowjetisch besetzte Teil des ehemaligen Polen [im September 1939] gewaltsam der Union angepasst wurde, institutionalisierten auch die Deutschen ihre Herrschaft, wobei sie die im ehemaligen Polen verfolgten Ukrainer als Herrschaftsinstrumente missbrauchten. Die kompromisslos polenfeindliche Haltung der deutschen Nationalsozialisten legte eine Zusammenarbeit mit Angehörigen derjenigen Bevölkerungsgruppen nahe, die ähnlich wie viele Volksdeutsche, Hass auf die polnische Mehrheitsnation empfanden. Die nunmehr einsetzende Förderung der Ukrainer bei gleichzeitiger Verdrängung von Polen und Juden aus verantwortungsvollen Positionen im südöstlichen Teil des Generalgouvernements schien denjenigen Ukrainern recht zu geben, die trotz der jüngsten Rückschläge und Enttäuschungen weiter auf eine Zusammenarbeit mit den Deutschen gesetzt hatten.<sup>2684</sup>

Im polnischen Generalgouvernement drückten Vertreter des ukrainischen Hilfskomitees dem Generalgouverneur Hans Frank

„ihre Loyalität mit der deutschen Herrschaft aus und dankten für die Ermöglichung des ‚nationalen ukrainischen Lebens im Generalgouvernement. Frank würdigte die Zusammenarbeit und sagte weitergehende Unterstützung der Ukrainer auf kirchlichem und schulischem Gebiet zu. Außerdem sollten Rechtsprechung und Verwaltung im von Ukrainern bewohnten Gebiet in ukrainische Hände übergehen.“<sup>2685</sup>

Zusagen wurden nur zu einem Teil eingehalten, trotzdem kann dies „im osteuropäischen Rahmen [als] eine Art Meistbegünstigung“<sup>2686</sup> bezeichnet werden. Der

<sup>2684</sup> Ebd., S. 243 – 246.

<sup>2685</sup> Ebd., S. 246.

<sup>2686</sup> Ebd.

Ukrainische Hauptausschuss (Wohlfahrtssektor) entfaltete „bald eine wirtschaftliche und kulturelle Tätigkeit, die mit der seiner beiden Parallelorganisationen nicht zu vergleichen war.“ Die Einrichtung wurde „zu einer auch politischen Vertretung der Ukrainer ..., die trotz zahlreicher Rückschläge das Leben im GG erträglicher machte. ... Die Dienste, die der Leiter des Komitees – Kubijovyč – seinen Landsleuten geleistet hat,<sup>2687</sup> sind durchaus zu würdigen,“ aber

„ebenso wenig ist jedoch zu übersehen, dass die Nationalukrainer keine Bedenken hatten, die Hilfe der Nationalsozialisten in Anspruch zu nehmen, um sich gegenüber den stärker verfolgten Polen und den der Vernichtung ausgesetzten Juden durchzusetzen und partiell deren Positionen zu übernehmen. Dieses Grundscheema der Kollaborationsproblematik, bei dem die Deutschen den nationalen Gegensatz ausnutzten, um ihre eigene Herrschaft zu sichern, kann hier nur kurz angesprochen werden. ... Die größten Erfolge hatte Kubijovyč auf kirchlichem Gebiet zu verzeichnen, indem er dafür sorgte, dass eine kirchenrechtlich einwandfreie ukrainisch-orthodoxe Kirche ... dort entstand, wo in polnischer Zeit machtvolle Rekatholisierungsversuche der bis in die 1870er Jahre unierten Bevölkerung stattgefunden hatten. ... Ähnliche Ukrainisierungsbestrebungen hatten im Schulwesen Erfolg, wo im deutsch besetzten Gebiet aus den 1939 nur 18 ukrainischen und etwa 100 ultraquistischen (zweisprachigen) Schulen bis März 1941 929 ukrainische Volksschulen geworden waren. ... Um die Bedeutung dieses Ausbaus zu erfassen, der auch nach 1941 fortgesetzt wurde, muss man bedenken, dass zur gleichen Zeit das polnische Schulwesen in eben diesem Gebiet radikal abgebaut wurde.“<sup>2688</sup>

Jedoch gab es keine politische Tätigkeit der UNR-Ukrainer für die Deutschen in Polen. „Das gleiche galt für die anderen ukrainischen Parteien in Polen.“<sup>2689</sup>

Beide Gruppen, die OUN-M(eľnyk) und OUN-B(andra)

„waren Deutschland zu unterschiedlichen Zeiten nützlich. Von 1940 an wurden wieder Ukrainer durch die Wehrmacht unter der Ägide der Abwehr ausgebildet. Für die das Militär hochschätzenden ukrainischen Nationalisten war dies neben den Erfolgen der Kollaboration im GG ein weiterer Grund, Bedenken gegen eine Zusammenarbeit mit den Deutschen zurückzustellen. Der rassistischen Diffamierung der Ostslawen durch die Nationalsozialisten suchten sich die Nationalukrainer dadurch zu entziehen, dass sie die These aufstellten, die gegenwärtigen Ukrainer seien weder Slawen noch eine aus den durchziehenden Völkern entstandene, negativ besetzte ‚Mischrasse, sondern eine seit Jahrtausenden sesshafte, autochthone Bevölkerung.‘ ... Zwei vor allem aus OUN-B-Angehörigen gebildete ‚Legionen‘ ... wurden 1940 in Neuhammer in Schlesien (‘Nachtigall’, in Wehrmachtsuniformen, unter Roman Suchevyč) und in Saubersdorf bei Wiener Neustadt (‘Roland’, in Uniformen der Ukrainischen Galizischen Armee von 1918, unter Riko Jary) aufgestellt und 1941 beim Überfall auf die Sowjetunion in den Kampf eingeführt. ‚Roland‘ marschierte von Rumänien, ‚Nachtigall‘ von Polen aus in die Ukraine ein – von den Ukrainern als ‚Befreier‘ begrüßt. Parallel mit den bewaffneten Formationen entsandte die OUN sog. Marschgruppen ..., die die Ukrainer propagandistisch für die Nationalisten gewinnen und die Basis für eine staatliche Verwaltung legen sollten. ... Am 29. Juni 1941 marschierten die Legionäre von ‚Nachtigall‘ in Lemberg ein. Die Besetzung des Rathauses durch Ukrainer erweckte den Eindruck, die Deutschen würden nun endlich einer weitergehenden

<sup>2687</sup>Ebd., S. 247.

<sup>2688</sup>Ebd., S. 249.

<sup>2689</sup>Ebd.

ukrainischen Staatlichkeit zustimmen. Am 30. Juni 1941 abends erklärte daher eine aus OUN-B-Angehörigen gebildete Versammlung im Haus der Bildungsorganisation ‚Prosvita‘ am Ringplatz in Lemberg die ‚Wiederherstellung‘ eines selbständigen ukrainischen Staats ... unter dem Vorsitz des Präsidenten des kurz zuvor in Kraukau gebildeten (OUN-B-) Nationalkongresses und Stellvertreters Banderas Jaroslav Stećko.

Der unierte Lemberger Metropolit Septyckyj legitimierte den Staatsgründungsakt durch einen Hirtenbrief, der ebenso wie die Selbständigkeitserklärung über den Rundfunk verlesen wurde. Es ist nicht eindeutig klar, ob der Metropolit wusste, mit wem er sich auf die Aufforderung des ‚Nachtigall‘-Feldgeistlichen Ivan Hryn'och hin verband.

Hans Koch, damals deutscher Verbindungsoffizier zu ‚Nachtigall‘, später Direktor des Osteuropa-Instituts München, warnte die Ukrainer vor der Unabhängigkeitserklärung, die den deutschen Widerstand provozieren musste. Während sich die Wehrmachtsangehörigen jedoch nicht einmischten, wohl auch einer vorsichtigen Autonomie freundlich gegenüberstanden, wurde einige Tage später die SS aktiv: Angehörige einer Einsatzgruppe verhafteten in Lemberg am 9. Juli 1941 Stećko und die Mitglieder seiner Regierung; gleichzeitig wurden Bandera und andere OUN-B-Führer unter Hausarrest gestellt. Im September 1941 wurde die OUN-B-Spitze in das Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert, wo sie bis 1944 mit dem Status von Sonderhäftlingen blieb.<sup>2690</sup>

Festzuhalten ist, dass die westukrainische Bevölkerung in Polen unter der Abhängigkeit dort litt, und seit dem 17. September 1939 die Besetzung durch sowjetische Truppen zu erdulden hatte, wobei sie von den Sowjets unterdrückt, enteignet und kommunistisch wurde. Einen eigenen ukrainischen Staat „hat es im Lauf von Jahrhunderten nur für kurze historische Augenblicke gegeben. Zwischen Polen, Russland, Ungarn, Österreich und der Türkei gelegen, gehörte die Ukraine in wechselnder Gestalt zu den sie umgebenden Staaten, und diese haben sie sozial wie kulturell mitgeprägt.“<sup>2691</sup>

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges setzte sich die Ukraine aus Teilen zusammen, die ehemaliges Staatsgebiet der folgenden Staaten der Zwischenkriegszeit waren: der Tschechoslowakei, Rumäniens und Polens sowie zum Hauptteil der Sowjetunion.<sup>2692</sup> Entsprechend unterschiedlich entwickelte sich die Bevölkerung: die westlichen Gebiete hatten in der Zwischenkriegszeit nicht unter der Herrschaft der Sowjetunion gestanden, dort waren Parteien und Vereine gegründet worden, wobei der nationale ukrainische Charakter erhalten blieb. Ziel war die Gründung eines eigenen selbständigen Nationalstaates Ukraine. In den östlichen Gebieten, die den Großteil ausmachten, schien die Umsetzung dieses Ziels nicht möglich. In diesem Kontext muss auch der Wille zur Kollaboration der Ukrainer mit den Deutschen gesehen werden.<sup>2693</sup> Es handelte sich jedoch von vornherein um zwei ungleiche Partner, die permanent versuchten, „einander für die eigenen Ziele nutzbar zu machen. Sie täuschten

<sup>2690</sup> Ebd., S. 249 – 252.

<sup>2691</sup> Golczewski: Deutsche und Ukrainer 1914 – 1939 (Vorwort des Verlages, S. 2).

<sup>2692</sup> Böhme: Grenzland zwischen Mythos und Realität, S. 306 – 309.

<sup>2693</sup> Ebd. sowie Kappeler: Kleine Geschichte der Ukraine, S. 206.

einander – und suchten nach jedem Fehlschlag gleich wieder neue Kooperation. In der gemeinsamen Entfremdung von der Entente kristallisierte sich das Aufeinander-Verwiesen-Sein deutscher und ukrainischer politischer Kreise heraus. Und damit legte man die Grundlage, die im Zweiten Weltkrieg zu unheilvoller Mittäterschaft führte.“<sup>2694</sup>

Mit der deutschen Besatzung geriet dieses Gebiet dann in eine neue Abhängigkeit. Golczewski betont, dass der Zweite Weltkrieg „für die Ukrainer eminent wichtig [gewesen sei]; er und seine Folgen sollten für Jahrzehnte die ukrainische Realität und Traditionsbildung prägen. Als Täter und als Opfer waren Ukrainer an seinen moralisch verurteilungswürdigen Erscheinungen beteiligt.“<sup>2695</sup> Neben den bereits genannten, bewaffneten ukrainischen Truppen, die im deutsch-besetzten Polen ausgebildet worden waren und gemeinsam mit der Wehrmacht am 22. Juni 1941 in die bis dahin von Sowjeteinheiten besetzten Westukraine einmarschierten, dienten Ukrainer den Deutschen

„in Sicherungstruppen, Polizeiverbänden, als Hilfswillige in der Wehrmacht und als sog. SS-Schutzmannschaften. Mit den letzteren, denen der Schutz von Werken und militärischen Objekten, aber auch die Bewachung von Judenghettos und Konzentrationslagern oblag, verbindet sich das dunkelste Kapitel der deutsch-ukrainischen Kollaboration im Zweiten Weltkrieg.“<sup>2696</sup>

Die Beteiligung der Ukrainer an deutschen Verbrechen wurde von der NS-Führung nicht zum Anlass genommen, die Ukrainer dafür zu belohnen. Es erfolgte der Anschluss der Westukraine als Distrikt Galizien an das GG, Wolhynien und die zentrale Ostukraine bildeten ein Reichskommissariat Ukraine mit der Hauptstadt Rowno in Wolhynien. Der östlichste Teil mit Charkov wiederum „stand als Rückwärtiges Gebiet der Heeresgruppe Süd unter deutscher Militärverwaltung.“<sup>2697</sup> Die Karpato-Ukraine gehörte weiterhin zu Ungarn, und Rumänien wurde erlaubt, „sein Staatsgebiet um das Land zwischen Dnjestr und Südlichem Bug [zu erweitern] (Transnistrien).“<sup>2698</sup> Somit war der kurze Traum der Ukrainer, ein einheitliches ukrainisches Gebiet zu schaffen, nicht realisiert worden. Die Ukraine wurde auch nicht zu einer „gegen Russland gerichtete[n] Zusammenarbeit mit Deutschland“ geführt, sondern es

„setzte in den nunmehr zivil verwalteten Gebieten des RKU eine brutale Ausbeutungspolitik ein, die derjenigen in Polen nicht nachstand und die Bevölkerung, die zunächst die Deutschen als 'Befreier' begrüßt hatte, in die Reihen der verschiedenen Partisanenverbände drängte. Die unselige Vorstellung von der 'Kornkammer Ukraine' verleitete die Besatzungsmacht dazu, entgegen den Erwartungen der Bevölkerung, die Kollektivgüter nicht aufzulösen, weil sich über die landwirtschaftlichen Großbetriebe Ausbeutung leichter organisieren ließ.“<sup>2699</sup>

<sup>2694</sup> Golczewski: Deutsche und Ukrainer 1914 – 1939 (Umschlagtext auf der Buchrückseite).

<sup>2695</sup> Ebd., S. 241.

<sup>2696</sup> Ebd., S. 253.

<sup>2697</sup> Ebd.

<sup>2698</sup> Ebd.

<sup>2699</sup> Ebd., S. 253f.

Darüber hinaus kam es seitens der Deutschen zu „regelrechten Menschenjagden“ auf ukrainische Zivilisten, vergleichbar „mit denen der Sklavenjäger in Afrika, um genügend Ukrainer zur Arbeit nach Deutschland zu deportieren und die am 21. Sept. 1942 im RKU eingeführte Arbeitspflicht durchzusetzen.“<sup>2700</sup>

Heute steht die Ukraine erneut im Fokus einer Krise, die das Land durchzieht und tief spaltet. Die von Russland im April 2014 völkerrechtswidrig annektierte Krim und das ebenfalls fragwürdige Referendum in der Ostukraine am 10. Mai 2014 sind mitunter Folgen der wechselvollen Geschichte dieses Landes<sup>2701</sup> „vom Umfang Frankreichs“, das 1991 „zunächst vom Kommunismus Abschied genommen“,<sup>2702</sup> und den Weg nach Europa eingeschlagen hatte. Nun jedoch streben vor allem die östlichen Provinzen der Ukraine erneut einem auch militärisch wiedererstarkten Russland zu, von dem sie sich stabilere Verhältnisse, Arbeit und angemessenen Lohn versprechen.<sup>2703</sup>

Im Unterschied zu Dietrichs Ausführungen zu deutsch-russischen Vergnügungsabenden, war es im Vergleich dazu im Westen nicht gern gesehen, wenn deutsche Soldaten und französische Frauen oder Männer häusliche Tanzabende miteinander veranstalteten. Dies hatte einerseits mit der wesentlich geringeren Zahl an Einquartierungen dort zu tun (nur Offiziere und deren Ordonnanzen hatten in der Regel Anspruch auf ein Privatquartier) und auch mit der im Osten nur sehr eingeschränkt bestehenden Möglichkeit, Bars, Cafés und Gaststätten zu besuchen, und so für Abwechslung zu sorgen. Andererseits spielte aber auch die größere Distanz, die Franzosen und Deutschen zueinander wahrten, eine große Rolle. Auch waren die nationalstolzen Franzosen bemüht, Wehrmachtsangehörigen zwar mit Respekt zu begegnen, eine allzu große Nähe jedoch nicht zuzulassen. Die Bevölkerung sah in den Verhältnissen zwischen deutschen Soldaten und Französischen eine Art „Vaterlandsverrat“, der nach der Befreiung mit Selbstjustiz geahndet wurde. In der viel weitläufigeren Sowjetunion hingegen mussten deutsche Soldaten und Zivilisten bei Einquartierungen häufig sogar den einzigen Raum der kleinen Häuser miteinander teilen. So war es im Osten möglich, in Privatunterkünften, sozusagen im nicht-öffentlichen Raum, auch mal zu feiern, zu tanzen, gemeinsam zu essen und zu trinken; in Frankreich war dies jedoch höchstens für Offiziere aufs Essen oder Trinken bei den „Gastgebern“ be-

<sup>2700</sup>Ebd., S. 254. Es wurden in dieser Zeit mehr als 1 Million Ukrainer nach Deutschland verbracht. Erst 1943 gelangten die Deutschen zu einer anderen „humaneren“ Einstellung und wollten nun die Ukrainer als „Verbündete gegen den Bolschewismus“ gewinnen. Ebd.

<sup>2701</sup>Dazu in Kurzform Geyer: Vorwort zur Geschichte der Ukraine, S. 7f.

<sup>2702</sup>Ebd., S. 7.

<sup>2703</sup> Im Jahre 2014 haben prorussische Separatisten ebendiese Gebiete der bis dahin unabhängigen Ukraine in einen Krieg mit ungewissem Ausgang hineingezogen, nachdem zuvor die Halbinsel Krim von Russland völkerrechtswidrig annektiert worden war. Die Separatisten befinden sich im Osten des Landes auf dem Vormarsch. Vorübergehende, auch mit westlicher Unterstützung zwischen den Kontrahenten ausgehandelte Waffenruhen, vermochten an der Gesamtsituation bisher wenig zu ändern.

schränkt und im öffentlichen Raum nicht gern gesehen. Eine den politischen Beauftragten nach Abzug der Deutschen bekannt werdende „Kollaboration“ wurde jedoch im Osten eher „von oben“ geahndet, und nicht von der Zivilbevölkerung untereinander. Für viele deutschfreundliche Zivilistinnen und Zivilisten bedeutete das die Deportation in sibirische Lager mit jahrelanger Zwangsarbeit, und damit nicht selten den Tod.

Dietrich ergänzte im Interview, dass er der russischen Quartierswirtin auf dem Rückzug noch einmal begegnete:

„Auf'm Rückmarsch, ... da kam 'ne Russin... wir hatten ja alle diese Tücher hier oben, 'ne? Und da hingen ja so richtig Eiszapfen dran, von dem Rauch, und denn kommt 'ne Russin. Da haben wir in Quartier gelegen, im Winter, die kommt mittenmal und stürzt sich auf mich, nimmt Schnee und reibt meine Nase. ... Und ich hab erst gedacht: ‚Was will die denn?‘ ‚Ooh, Pan,‘ sagt sie, ‚Pan‘. Ja. Was meinen Sie, wie viele dabei gewesen sind, die haben ans Ohr gefasst, da hatten sie's in der Hand. Ja! Die [Nase] bricht ab wie so 'n Blatt, wenn Sie da nicht aufgepasst haben. ... Erst habe ich gedacht, [die will mich überfallen], ja, so ungefähr. Bis ich denn mitgekriegt hab, da[s] war die auf'm Quartier, die hatte mich wiedererkannt, trotzdem, dass man so verummelt war. ... Ja, auf'm Rückmarsch. Die sind ja mit uns mit, die Russen. Die gingen mit den Deutschen wieder zurück. Wegen der Front, die wollten nicht in russische Gefangenschaft oder was. Was denken Sie, was die da teilweise mit gemacht haben!“

Die Freundlichkeit der Russin, die ihm die „Nase gerettet“ hat, wie Dietrich glaubte, ist wohl auch auf den guten und freundschaftlichen Kontakt zurückzuführen, den Dietrich und seine Kameraden mit der Familie während des Winterquartiers aufgebaut hatten. Die Russin hätte dem Befragten nicht folgen und die Nase trockenreiben müssen, tat dies jedoch wohl aus Menschlichkeit und vielleicht auch aus der Freude heraus, ihre deutschen „Gäste“ noch einmal wieder zu treffen und etwas für sie tun zu können.<sup>2704</sup>

Eine ähnliche Begebenheit beschreibt ein Gewährsmann bei Schröder. Der Befragte kam völlig unterkühlt in einem russischen Quartier an und wurde von der Bewohnerin trocken gerieben und mit Milch versorgt.<sup>2705</sup> Auch Koschorrek schrieb in seinen Erinnerungen, dass er mit wunden Füßen und letzter Kraft in einem Haus auftauchte, die Russin nicht nur die Stiefel gesäubert, sondern auch die schmerzenden und blutenden Füße versorgt hatte, so dass es ihm bald besser ging<sup>2706</sup>. Die deutschen Soldaten trafen, wie von den Akteuren erwähnt, häufig auf eine gutmütige Bevölkerung. Allerdings befanden sich die Wehrmachtstruppen „allemaal in der Position des Stärkeren.“<sup>2707</sup> Sie konnten, wenn sie auf Ablehnung stießen, zu entsprechenden Druckmitteln greifen, so dass „die Freundlichkeit der Zivilisten ... immer wieder unter dem Zwang [stand], aus einer üblen Situation soweit wie möglich das Beste zu machen.“<sup>2708</sup>

<sup>2704</sup> Vgl. Leh: „Die andere Hälfte“, S. 32, „vom menschlichen Umgang unter Feinden. Wen man so verabschiedet, dem bringt man zumindest keinen Hass entgegen.“

<sup>2705</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 374f.

<sup>2706</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 352.

<sup>2707</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 375.

<sup>2708</sup> Ebd.

Einige Russinnen hatten aber auch bereits Erfahrungen mit anderen deutschen Soldaten gemacht, wie Koschorrek bei einer Unterbringung in einem Privathaus fest stellte:

„... Sie hat ein gutmütiges Gesicht, aber in ihren Augen erkennt man deutlich die Angst. ... Als sie uns dann abwechselnd anschaut, habe ich den Eindruck, dass sie uns taxiert und überlegt, in welche Kategorie Soldaten sie uns einzuordnen hat. In die, die einfach ihre Stärke ausspielen und sich das nehmen werden, worauf sie glauben, einen Anspruch zu haben, oder zu jenen, die auch im Krieg noch freundlich bleiben und abwarten, ob es ihnen gelingt, das Gewünschte freiwillig zu erhalten. Sie hat bestimmt ihre Erfahrung und weiß, dass sie zwar nicht um das Geben herumkommt, aber ihr zweifellos die letzteren lieber sind, weil sie dann nicht das Gefühl haben muss, es unter Zwang herausrücken zu müssen.“<sup>2709</sup>

Gottschalk merkte an, dass er und seine Kameraden so aufgetreten waren, wie es die Ukrainerin, der Koschorrek begegnet war, bereits häufiger erlebt zu haben schien:

„So, und jetzt kommt ja der Knackpunkt: Essen. Also, wenn die Küche nicht gleich hinterherkam, dann muss ich sagen, wurde mal 'n Schwein geklaut, wurde gleich geschlachtet und aufgegessen. Na, das wurde dann so offiziell auch gemacht. Ja ja, da hat man nicht lange gefragt. Wir war'n ja die Sieger, nicht? Da gab's nicht viel Theater. Ich seh' noch einmal: ein Hahn saß so schön auf'm Zaun und Leute liefen rum. Der nimmt die Knarre, peng und schoss 'n Hahn, 'n Gockel. Der wurde denn auch gleich fertig gemacht (lacht). Naja, die ham natürlich nicht Freude geschrien. Das ist klar. Die war'n nicht begeistert, aber dann kamen Befehle, dass wir das nicht machen sollen. Es wurde teilweise gemacht, nehmen wa an, wenn die Truppe lange nicht nachkam, dann hat man das schnell gemacht. Oder die Küche kam nicht rechtzeitig ran. Denn musste man sich ja mit was versorgen.“

Wie in Abschn. 5.5 ausführlich dargestellt wird, gab es eine Verlautbarung, nach der Plündern durch Wehrmachtssoldaten im Osten strengstens verboten war<sup>2710</sup>. Obwohl bereits vor dem Ostfeldzug seitens der deutschen Führung offiziell „eine volle Selbstverpflegung der Wehrmacht aus dem besetzten Ostgebiet<sup>2711</sup>“ zu erfolgen hatte, bestand „einerseits militärisches Interesse an ruhiger Bevölkerung, [und] andererseits wirtschaftliches Interesse von Wehrmacht und Heimat, dass nicht zuviel von einheimischer Bevölkerung verbraucht wird<sup>2712</sup>.“ Damit rückte die nationalsozialistische Führung von der ursprünglichen radikalen Hungerstrategie gegenüber der sowjetischen Bevölkerung ab. Die Truppe konnte zwar für den Eigenbedarf requirieren, wenn die Feldküchenverpflegung ausblieb oder völlig unzureichend war. Willkürliche Plünderungen oder die Wegnahme des letzten Stück Viehs oder Geflügel ohne eigene Notwendigkeit hatten jedoch zu unterbleiben. Dazu ist anzumerken, dass, aufgrund der offiziellen Bestimmungen, im Einzelfall nicht immer nachzuweisen war, ob es sich nun um Plünderung oder überlebensnotwendige Requirierung handelte (siehe 5.5.). Bei Hühnern und Schweinen bedienten sich die Wehrmachtsangehörigen häufiger. Der damalige Obergefreite Anton Bentschen widersprach dem zwar und meinte: „Wir durften keinen anfassen, keinem etwa 'ne Zigarette klauen oder ein Mädél überfallen.“

<sup>2709</sup> Ebd., S. 345, 347.

<sup>2710</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 315; Holthusen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 181.

<sup>2711</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1181.

<sup>2712</sup> Ebd., S. 1172.

Wenn die das feststellten, warst du gleich weg, biste gleich erschossen worden.“ Dazu ist anzumerken, dass dies wohl mancherorts die offizielle Anweisung für deutsche Soldaten war. Anhand dieser und anderer Ausführungen wird aber deutlich, dass die Realität anders aussah, und Soldaten auch bei Übergriffen gegen die Bevölkerung nicht sofort mit drakonischen Strafen zu rechnen hatten. Die Mitnahme von Vieh und Geflügel der Zivilisten geschah aus vielerlei Gründen, wobei es auch vorkam, wie Gottschalk berichtete, dass Schlachtvieh und Lebensmittel mit der ortsansässigen Bevölkerung geteilt wurden. Da auch von Seiten der deutschen Führung die Anweisung kam, sich aus dem Lande zu verpflegen, gab es kaum eine rechtliche Handhabe gegen die Besatzungstruppen.<sup>2713</sup>

Der Bevölkerung eines besetzten Landes blieb in der Regel in ihrem Verhalten gegenüber den Besatzern sehr wenig Spielraum. Dazu erzählte Buhr im Gespräch:

„Ach, die waren froh, wenn sie selber über die Runden kamen. Es war ja nicht so, dass die Russen... dass es denen besser ging. Also im Gegenteil. Wie man das seelisch verarbeitet, das ist natürlich... Ich hab' manchmal so einen Durchhänger, wo ich weiß, wo ich mir sage, die hast du ja recht schlecht behandelt, und... ja, nein, wenn wir da einquartiert waren. Also, schlecht behandelt hat man sie auf jeden Fall. Auf der anderen Seite hat man natürlich dann manchmal, wenn man irgendwelche Wünsche hatte oder so was, hat man sie dann ja auch wieder gut behandelt, je nachdem. Bist du lieb, bin ich auch lieb.“

Die berechnende Vorgehensweise, dass sich der deutsche Soldat nur aus dem Grund anständig aufzuführen hatte, weil er die Dienste der Zivilisten unter Umständen noch für seine Zwecke in Anspruch nehmen musste, fand sich auch bei Dr. Bötcher. Auf die Frage, ob er sein Verhalten und das seiner Kameraden als das von „Herrenmenschen“ einschätzen würde, antwortete Buhr:

„Aber nur! Ja. Und was meinen Sie: Herr Müller aus Berlin Neu-Kölln, der da Kohlschlepper war, dass der plötzlich auf 'n Tisch hauen und schreien konnte oder brüllen konnte: ‚Nun hau' ab und mach' Kaffee', und so was. Das haben die ausgenutzt, dass die mal was sagen konnten. ... Ja - zu den Frauen. ... Die Männer waren ja nicht da, die waren ja alle eingezogen. Das waren ja nur Frauen da, und alte Männer, die nicht mehr laufen konnten, die die Russen nicht mehr als Soldaten einsetzen konnten. Und alte Frauen.“<sup>2714</sup>

Der Historiker Christoph Rass berichtet in seiner Studie davon, dass sich bei deutschen Soldaten nicht nur in Gefechtshandlungen ein hohes Gewaltpotential entwickeln konnte, sondern auch gegenüber gefangenen Gegnern oder gegenüber der Zivilbevölkerung.<sup>2715</sup> Offiziell mit den entsprechenden Erlassen zur „Befriedung“ der eroberten

---

<sup>2713</sup> Vgl. Beck: Wehrmacht und sexuelle Gewalt, sowie die Ausführungen in diesem Abschnitt hinsichtlich der (Nicht-)Bestrafung von Übergriffen auf Frauen.

<sup>2714</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 268: „Befremden über die als rückständig und kulturlos empfundene Lebensweise rief [bei manchen] paternalistische Herrschaftsansprüche hervor und begründete die Berufung, die Menschen vor Ort zu erziehen.“

<sup>2715</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 317.

Gebiete ausgestattet,<sup>2716</sup> und nach den Erfahrungen eines sich immer mehr verschärfenden militärischen Widerstandes, wick bei der Verfolgung persönlicher Ziele oftmals der Respekt „vor der körperlichen und materiellen Unversehrtheit der ihrer Willkür ausgelieferten Zivilbevölkerung.“ Als Straf- und Antriebsmittel wurden in den besetzten Ostgebieten von deutscher Seite her sogar Prügel und Peitsche eingesetzt. Der Stellvertreter Rosenbergs in „Ostland“, Alfred Meyer, kritisierte in den von ihm herausgegebenen „Richtlinien über Menschenbehandlung!“, im April 1942, dieses mehr als harte Vorgehen gegenüber der einheimischen Bevölkerung als „eines Deutschen unwürdig“. <sup>2717</sup> Zudem verletze es das „Ehrgefühl der einheimischen Bevölkerung, das in dieser Hinsicht sogar von den Bolschewisten geachtet worden“ sei. Außerdem sei ein solches Auftreten bei der erwünschten Zusammenarbeit mit den Ostvölkern hinderlich. <sup>2718</sup> Als Reaktion auf das Scheitern der Strategie, die deutschen Ziele sowohl in der Kampfzone als auch in rückwärtigen Gebieten mit Brutalität zu erreichen, setzten im Jahr 1942 Wandlungsprozesse ein. <sup>2719</sup> Dennoch war es möglich, dass der einzelne seine „Herrenmenschenallüren“ gegenüber den von der NS-Führung zu „Untermenschen“ erklärten Russen, Weißrussen und Ukrainern auslebte, ohne dass er dafür Sanktionen zu befürchten gehabt hätte. <sup>2720</sup> Hinzu kommt, dass bei einigen Soldaten offensichtlich ein neues Machtgefühl entstanden war, das diese „nach der sonstigen Unterdrückungserfahrung in der Arbeiterklasse genossen“ <sup>2721</sup> und ausnutzten, <sup>2722</sup> wie Buhr zuvor bereits an einem Beispiel belegt hatte. Der damalige Leutnant Schröter schrieb in seinen Erinnerungen, dass er im Krieg einmal mit seinem Auto eine Russin angefahren hätte. Nach dem Vorfall fragte er sich lediglich wie „er“ heil aus der Situation heraus kommen konnte, da er als Offizier nicht am Steuer hätte sitzen dürfen. Ob der unterlassenen Hilfeleistung und seines eigenen egoistischen Verhaltens stellte er im Nachhinein beschämt fest: „So ein Schwein war ich! Aber in meinen Gedanken und Gefühlen warst du damals ja ‚nur eine Russin‘.“ <sup>2723</sup> In einigen Berichten wurden die „Wohn- und Lebensverhältnisse“ in der Sowjetunion mit denen von Tieren gleich

<sup>2716</sup> Inwieweit die deutschen Teilnehmer des Ostfeldzuges auch über Hitlers Äußerungen in: Hitlers Privatsekretär Martin Bormann im Juli 1942, zit. n. Heydecker/Leeb, S. 521: „Die Slawen sollen für uns arbeiten. Soweit wir sie nicht brauchen, mögen sie sterben. Impfzwang und deutsche Gesundheitsfürsorge sind daher überflüssig. Bildung ist gefährlich. Es genügt, wenn sie bis hundert zählen können. ... An Verpflegung bekommen sie nur das Notwendigste,“ Kenntnis besaßen, ist nicht bekannt. Dass die Bevölkerung Polens und der Sowjetunion den Deutschen als Arbeitskraft zur Verfügung zu stehen hatte und der Willkür der Besatzer ausgesetzt war, daran kann kein Zweifel bestehen.

<sup>2717</sup> Richtlinien über Menschenbehandlung! 9.4.1942, zit. n.: Zellhuber: Verwaltung, S. 196f.

<sup>2718</sup> Ebd.

<sup>2719</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 316.

<sup>2720</sup> Zellhuber: Unsere Verwaltung, S. 295.

<sup>2721</sup> v. Plato: Der Verlierer, S. 89.

<sup>2722</sup> Diese „Macht“ äußerte sich sowohl gegenüber der Bevölkerung in den besetzten Ländern als auch gegenüber den Untergebenen. Bernecker: Generation, S. 132.

<sup>2723</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 74f.

gestellt, die Unterkünfte als „stinkende Löcher, Hundehütten und Wanzenbuden“<sup>2724</sup> bezeichnet. Als Folge wurde den Einheimischen zunächst seitens deutscher Soldaten auch die Intelligenz abgesprochen, da sie das vorgefundene Elend als von der Bevölkerung selbst verschuldet begriffen<sup>2725</sup>:

„Nun lernen wir auch das Sowjetparadies kennen. Blumen bekommen wir schon lange nicht mehr. Dafür sehen wir Not und Elend, Dreck und Schmutz. Stell Dir folgendes Bild vor: In einem Raum 4 x 5 m eine Gruppe von meinen Leuten am Boden auf Heu, ich selbst auf dem Bett (Holzpritsche mit Heu), hinter dem Ofen zwei Frauen und auf dem Sims ein alter Mann. Ich habe kein Auge zubekommen. Es juckte am ganzen Körper. ... Schreiben ist hier so eine Art Wunder. Die Leute sind Analphabeten. Mein Grammophon, das ich gestern spielen ließ, war das Erstaunlichste, was ihnen bisher begegnet sein möchte. Sie suchten immer den Mann im Kasten, dessen Stimme sie hörten. Und solch ein Volk wollte unser kluges, stolzes deutsches Volk besiegen! Nein! Die Weltgeschichte müsste ihren Sinn verlieren.“<sup>2726</sup>

Drolshagen ist der Ansicht, dass die Uniform dem Besatzungssoldaten

„reale Macht über die Zivilisten [verlieh] – und das nicht nur, weil er als Soldat bewaffnet war. Er war auf der Seite jener, die die Gesetze machten und nach Gutdünken Recht sprachen. Daher konnte er die Besetzten allein durch sein Auftauchen verunsichern und ängstigen. Bei allen Uneinigigkeiten mit ihnen hatte er von vornherein die besseren Karten. Der Soldat in Uniform war die Besatzungsmacht, *ihr* galten die Blick und Gesten der Verachtung, die man ihm als Besatzer entgegenschleuderte, *ihr* galten die feindlichen Kugeln, Torpedos und Flakgeschütze, *ihr* galten Sabotage und Hinterhalte von Widerstandskämpfern.“<sup>2727</sup>

Wie zuvor u. a. von Ludwig, Esser und Gottschalk berichtet wurde, bedienten sich Waffen-SS- und Wehrmachtstruppen auf dem Vormarsch an Vieh und Geflügel, was nicht immer aus der Not heraus geschah. Dort jedoch, wo Einquartierungen stattfanden und nähere Kontakte zu Zivilisten entstanden, wurden Lebensmittel oftmals mit den Einheimischen geteilt, was Schlotmann zu folgendem Urteil führte:

„Die Frontruppe, von den Soldaten, also ich kann nur alles bestens berichten. Wir sind mit den Russen so toll ausgekommen. Wir haben keine Schwierigkeiten gehabt – überhaupt nicht. ... Wo wir da bei Taganrog lagen, da haben wir dann den ganzen Winter... Wie viele Monate waren das? Drei, vier Monate haben wir da gelegen. Ja, die [Russen] waren bei uns immer. ... Die haben ja auch die – wenn wir da abends zusammen saßen mit den Russen – da haben wir Unterhaltung auch gehabt. Wir haben zum Beispiel gemeinsam Sonnenblumenkerne geröstet, Semetschki. Da haben sie die ausgespuckt. Die konnten das besser als wir (lacht). Haben denn Sonnenblumenkerne gefressen. Oder gegessen – Entschuldigung (lacht). Ja, also, da konnten sehr viele... Wir haben in einigen Familien, wo junge Leute waren, sagen wir so Schulkinder, die konnten zum großen Teil konnten viele Deutsch. Von den Älteren natürlich nicht, aber wir haben uns... Heute weiß ich's nicht mehr. *Jaikas* waren Eier. ... Ich hab noch vorhin gesehen, da hab ich noch so'n Buch. (Blättert in seinen Unterlagen). Deutsch-Russisch, 'n Buch hab ich da auch noch irgendwo liegen. So'n Wörterbuch.“

<sup>2724</sup> Jasper: Zweierlei, S. 264.

<sup>2725</sup> Ebd.

<sup>2726</sup> FpBf Willy Fohrmann, 21.7.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 264.

<sup>2727</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 68.

wer spricht deutsch? wie heißt auf russisch?	кто говорит по-немецки? как (называется) по-русски?	kto gawarit pa_nemjezki? kak (nasuwajet-sja) pa_ruscki?	Abdichtung	набивка, прокладка	nabiwka, prokladka
ich bin du bist er, sie, es ist wir sind ihr seid sie sind	wird im Russischen meist nicht übersetzt, sondern nur durch das Fürwort mit anschließendem Haupt- oder Eigenschaftswort wiedergegeben, z. B.:		Abendbrot	ужин	ushin
ich bin satt (müde) = (russisch) „ich satt (müde)“	я сыт (устал)	ja ssujt (uss-tall)	abends	вечером	wjätšerom
ich habe du hast er, sie, es hat	я имею ты имеешь он, она, оно имеет	ja imjeju tuj imjejesch on, ana, ano imjejet	Abfahrt	отъезд	at-jesd
wir haben ihr habt sie haben	мы имеем вы имеете они имеют	muj imjejem wuj imjejetje ani imjejut	Abfälle	отбросы	atbrossuj
nach Lemberg	до Львова	do_Lwowa	Abflug	старт, вылет	ss-tart, wujljot
	<b>A</b>		Abfluß	сток	ss-tok
Aal	угорь	igor	abgeben	отдать	ad-datj
abbürsten	вычистить	wujtschiss-titj	abkochen	сварить	sswaritj
abdecken (Tisch)	убрать (со стола)	ubratj (ssa_ss-talla)	abladen	выгрузить	wujgrusitj
abdichten	набить, прокладывать	nabitj, prakla-dujwatj	Ablösung	смена	ssmjäna
			Abmarsch	отход	atchod
			Abnahme	приемка	prijomka
			Abordnung	делегация	delegazija
			Abort	уборная	ubornaja
			Absätze (Schuhe)	каблуки	kabluki
			abschleppen	оттащить	attaschtschitj
			abschneiden	перерезать	pererjäsatj
			Abschnitt	участок	utschass-tok
			Abteilung	дивизион	diwizion
			Abwehr	оборона	oborona
			Abwurfmeldung	вымпел, сброшенное донесение	wujmpjell, ssbrošennoje donessjenije
			Abzeichen	знак отличия	snak otlišchija
			Achse	ось	ossj
			Achselklappe	погоны	pagonuj
			Achselstück	погоны (офицерские)	pagonuj (offizerskije)
			Achtung	внимание	wnimanije
			Acker	пашня, поле	paschnja, polje
			Adjutant	адъютант	ad-jutant

Zwei Seiten aus dem deutsch-russischen Soldatenwörterbuch von 1941 „für Feldgebrauch und tägliches Leben“, mit dem sich die deutschen Soldaten im Osten verständlich machen sollten. PrArIW

Es gibt eine Reihe weiterer deutscher Soldaten die von einem guten Verhältnis zur Bevölkerung in der Sowjetunion berichteten,<sup>2728</sup> so auch der Informant Arnold Schmid:

„... Aber grundsätzlich möcht' ich sagen: die Russen haben mich bis zum Ende der Gefangen... also jetzt über ganz Russland, bin ich immer sehr ordentlich von Russen behandelt worden, nehme für mich aber in Anspruch, dass ich das gleiche auch getan habe. Ich kann nicht von den Frontsoldaten sprechen. Ich kann nur von der Zivilbevölkerung sprechen, Ukraine, muss ich sagen, die uns eigentlich immer sehr zugetan war. Und (lacht) wir haben auch nie dort was willkürlich weggenommen. Ich weiß noch, meine ersten drei Worte Russisch waren: ‚Haben Sie Eier zu verkaufen?‘ Ja, ich weiß jetzt nicht, was [ich ihnen dafür gab], aber die haben ja eigentlich alles gebraucht. Nadel und Faden und... Ja, doch, [sie lebten einfacher als wir zu Hause], aber komischerweise hab ich mich daran nicht gestört und entgegen der Beschreibung habe ich wed... Eine Erinnerung hab ich noch, wo die Familie oben auf'm Ofen schlief. Sonst hab ich kaum, also ich selber habe, ich möchte sogar sagen, kein anderes Haus gesehen, wo der Ofen zum Schlafen oben war. Die schliefen alle in eisernen Bettstellen oder auf'm Fußboden, auf dem Lehmboden. Da war oben [auf dem Ofen] 'ne große Liegefläche, wurde mit Stroh geheizt, damit er nicht zu heiß wurde, und dann haben die da oben alle nackt geschlafen. Ich erinnere mich noch, wie 'n vierjähriges Kind, 'n Junge wars, bei grimmiger Kälte, minus 20, 30 Grad raus, um die Ecke und seine Notdurft machte. Und gleich wieder rauf auf'n Ofen. ... Das war [unser] Durchgang[squartier], eine Nacht wohl.“

Hinsichtlich seines eigenen Verhaltens, aber auch das seiner Kameraden, gelangte Schmid zu dem Schluss:

„Ich habe [dort] keine Untat gesehen. Und ich habe, kann ruhig sagen, übertrieben, es war sogar immer zwischen Zivilisten und den Soldaten, ich sag'

<sup>2728</sup> Vgl. u. a. Lohstein, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 337: „Für ein, zwei Wochen lagen wir in diesem Dorf, wo unsere Panzer größer waren als die Hütten. Wir richteten uns dort ein und teilten, wenn wir konnten, auch das Brot mit den Alten und Kindern. Junge Männer wie wir gab es dort nicht.“

sogar übertrieben, ein herzliches Verhältnis. Ich kann das nicht anders beschreiben. ... Von meiner Person aus betrachtet – und die steht ja nur hier im Augenblick im Gespräch – kann ich nur behaupten, dass wir keine Gräueltaten nicht mal an... nicht mal gesehen haben, nicht mal geahnt haben, nicht mal im Gespräch erwähnt wurde, da ist das und das passiert. Nein!“

Golder berichtet in seinen Tagebuchaufzeichnungen von einem Vorgesetzten, der offenbar kein gutes Verhältnis zu den Zivilisten aufbauen konnte oder wollte, und von seinen eigenen Erfahrungen mit der (ukrainischen) Zivilbevölkerung:

„Unser früherer Zugführer, der blutjunge Leutnant A., wurde mit zwei weiteren Deutschen ermordet aufgefunden (wahrscheinlich von versprengten Soldaten). Schon immer hielt er sich Zivilisten gegenüber ganz zurück, ja ging auch gegen sie vor. Wir fragen uns, war das irgend eine dunkle Vorahnung? Sonst ist aber die Bevölkerung hier freundlich, mit den Mädchen wird gescherzt, und der Deutsche kann eben nicht anders als mitmachen. Besonders bei Nacht wird aber verschärft aufgepasst. 120 km südöstlich des Dnjepr liegen die großen deutschen Siedlungen, wo es Wein und Bier (welch ein Zauberwort) geben soll. Wir sprachen schon deutsche Flüchtlinge. Sonst befinden sich auch noch massenhaft [von den Sowjets] Vertriebene hier, die alle, Frauen und Kinder einschließlic, Schanzarbeiten am Dnjepr leisten mussten.<sup>2729</sup> ... Gestern hatten wir zwei Monate Krieg gegen die Sowjet-Union! Und an diesem denkwürdigen Tag kamen wir zum ersten Mal in ein vollständig deutsches Dorf! Adelsheim ist sein schöner Name, und seit 100 Jahren wurde dort deutsche Art gepflanzt. Im Nu hatte sich ein interessierter Kreis deutscher Soldaten um ein altes Mütterchen gebildet, die so viel von Not und Unglück der Deutschen unter russischer Herrschaft erzählen konnte. Unter sich tun die Einwohner des sauberen schönen Dörfchens ganz breit 'platt snacken'! Und dies nach 100 Jahren, nach drei Generationen! Zu Mittag gab es Speck, Eier, Kartoffeln, Mus und – Apfelküchlein. Wie daheim! Dann staunen wir über die schönen Zimmer der Häuser. Welch ein Unterschied gegenüber denen der Russen! Am See habe ich zweimal herrlich gebadet. Doch die Freude dauerte nur kurze Zeit. Noch am Nachmittag gings weiter. Zum ersten Male sahen wir den Dnjepr und liegen nun wieder in einem Russendorf. Links von uns starke Artillerie-Tätigkeit am Fluss.“<sup>2730</sup>

Die Beschreibungen eines deutschen Dorfes inmitten der Sowjetunion sind in dieser Form bei keinem weiteren Zeitzeugen so dokumentiert. Die deutschen Kolonisten, die sich zum großen Teil im 18. Jahrhundert in verschiedenen Gebieten Polens und der Sowjetunion angesiedelt hatten, bekamen während des Zweiten Weltkrieges, nachdem deutsche Truppen ihren Angriff am 22. Juni 1941 begonnen hatten, die ganze Härte des Sowjetsystems zu spüren:

„Von August 1941 bis März 1942 wurden die Angehörigen der deutschen Minderheit aus dem europäischen Teil des Landes nach Sibirien, Kasachstan und Mittelasien deportiert. Anschließend wurden die noch verbliebenen Männer, 1942 auch die Frauen ... in die so genannte Arbeitsarmee eingezogen. ... Wegen des schnellen Vormarsches der deutschen Truppen 1941 war man nicht fertig geworden, die Deutschen westlich des Dnjepr ins Hinterland zu deportieren (350000 Personen). Diese wurde 1943/44 in den Warthegau und von dort teilweise nach Deutschland umgesiedelt.“<sup>2731</sup>

Die von Golder und seinen Kameraden angetroffenen Deutschen dürfte später das

<sup>2729</sup> KTB Golder, Eintrag v. 21.8.1941 (PrArIW).

<sup>2730</sup> Ebd., Eintrag v. 23.8.1941.

<sup>2731</sup> Hertel: Russlanddeutsche - Volk auf der Wanderschaft, S. 7 – 30.

gleiche schwere Schicksal zuteil geworden sein wie den bereits im Zuge des Großen Stalinschen Terrors in den 30er Jahren und den nach 1945 in asiatische Arbeitslager Deportierten. Viele von ihnen überlebten den beschwerlichen Fußmarsch dorthin nicht, andere starben in den Arbeitslagern.

Der von Golder erwähnte Vorgesetzte, der sogar gegen die Zivilisten vorgegangen sein soll, schien offensichtlich von der NS-Propaganda und von der „weltanschaulichen Schulung“, die deutsche Offiziere während ihrer Ausbildung erhielten, derart beeinflusst zu sein, dass er in der Bevölkerung des Ostens Untermenschen sah. Wie beispielsweise bei Müller deutlich wurde, hielten sich manche deutsche Offiziere von Einheimischen fern, weil sie deren Häuser, Kleidung und möglichen Ungezieferbefall als abschreckend und die Zustände im Osten als unerträglich empfanden. Wie das Vorgehen des Vorgesetzten gegen die Zivilisten genau aussah, wurde von Golder nicht erwähnt, ist aber aufgrund anderer Zeitzeugenaussagen durchaus vorstellbar und lässt daher nichts Gutes vermuten.

Golder zeigte sich den Einheimischen gegenüber aufgeschlossen, zumal dann, wenn es sich um deutsche Aussiedler oder aber um deutschsprachige Russen oder Ukrainer handelte, mit denen eine Verständigung möglich war. Inzwischen lagen er und seine Kameraden bereits seit einer Woche in einem Ort nahe des Dnjepr bei Fedor Schmioucha, einem „prächtigen russischen Original“, der im Ersten Weltkrieg in deutscher Gefangenschaft gewesen war. „Wir hatten schöne Ruhetage,“ so Golder in seinem Tagebuch, die jedoch nach zehn Tagen ein Ende fanden. Das Dorf wurde von sowjetischen Salven unter Beschuss genommen, als Golder und seine Kameraden „gerade daran [waren] mit unserem guten Fedor Enten zu rupfen“<sup>2732</sup> und ungarische Truppen zur Ablösung eintrafen.

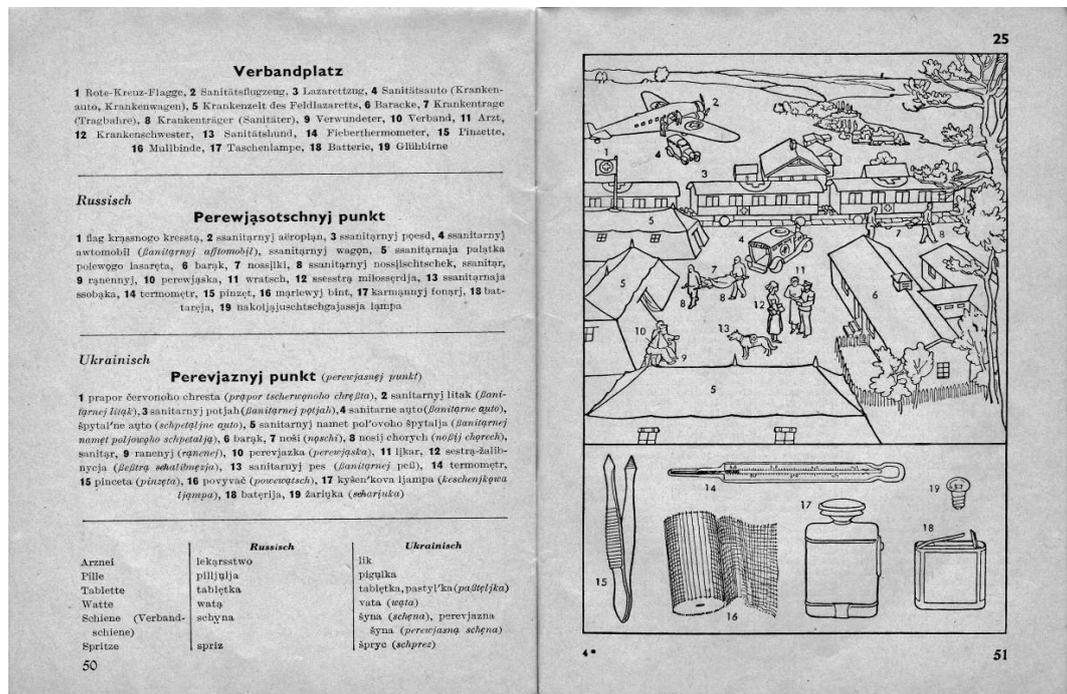
Schweitzer wusste im Gespräch im Hinblick auf Einquartierungen nur Positives im Umgang mit der Bevölkerung zu berichten und erwähnte einen weiteren Kontakt:

„Und Sie fragten eben: Wie war das denn mit den Leuten? ... Und da war ich, weil ich diese Ausbildung hatte, war ich Funker zunächst. Und diese Stabsbatt'rie, wo der Kommandeur sitzt und der Nachrichtenzug – die Funker, die Fernsprecher, und so weiter – die lagen in Privatquartieren, in kleinen Häuschen. Und wir lagen mit unserem Funktrupp – das ist der Fahrer, der Funktruppführer und zwei Funker – in so einem kleinen Häuschen. Das war 'ne kleine Kate, wie das alles dort so war. Da kommt man rein, da hat man 'nen kleinen Vorraum, und dann is es oft nur ein großer Raum, dies waren zwei. Und die Russen blieben im einen und wir gingen in den anderen. Das war so. Und man hatte damals durchaus einen Kontakt zu diesen Leuten und oft auch einen sehr freundlichen. Die Russen, es waren ja nur Frauen, die Männer waren ja weg, interessierten sich sehr und wollten immer Bilder sehen. Wenn man Fotografien dabei hatte: wie das Haus is und da drum rum: ‚Da domoi!‘ ‚Das is also die Mama und der Papa!‘ Man musste ja so anfangen. ... Ich habe im Laufe der Zeit [etwas Russisch] gelernt, ja. Wir hatten keine [Wörterbücher], die wir bekamen. ... Aber man lernt es natürlich so, zumindest die

---

<sup>2732</sup> KTB Golder, Eintrag v. 2.9.1941 (PrArIW).

Vokabeln, keine Grammatik, aber eben einfach die Wörter - man spricht dann ohne Grammatik.“<sup>2733</sup>



Zwei Seiten aus dem „Bilderduden für Soldaten, deutsch-russisch-ukrainisch“ von 1941, das Heinrich Alms bei sich führte, und das den Aufdruck trug: „Nur für den Gebrauch innerhalb der Wehrmacht“. PrArIW

Die Einstellung Schweitzers ist keine nachträgliche Beurteilung. Er hat seine Tagebuchaufzeichnungen aus dem Krieg in vier Bänden zusammengestellt. Auch dort findet sich eine ähnliche Beschreibung über diese Einquartierung. Sicher werden Schweitzer die Unterschiede zu seiner deutschen Heimat aufgefallen sein. Er schien jedoch zu denjenigen zu gehören, die sich bei Einquartierungen korrekt und höflich benahmen und, trotz der Sprachbarriere, durchaus gewillt waren, den Zivilistinnen einen Eindruck von seiner Familie zu vermitteln. Auch dieser Tatbestand führte zu einer besseren menschlichen Verständigung und schaffte eine Vertrauensbasis.

Schweitzer erwähnte in seiner vorstehenden Aussage auch, dass er oft einen sehr freundlichen Kontakt zu den Einheimischen aufbauen konnte, bei denen er sich einquartierte. Dabei schien dieses Interesse am „anderen“ in seinem Fall nicht so sehr von Überheblichkeit und Berechnung geleitet zu sein wie etwa bei der bereits genannten Einstellung Dr. Bötchers, der glaubte, sich mit den „Eingeborenen“ allein deshalb gut stellen zu müssen, weil man diese zum „Was-Kochen“ und „Was-Flicken“

<sup>2733</sup> Im deutsch-russische Soldatenwörterbuch von 1941 heißt es dazu auf der ersten Seite: „Der Krieg hat gezeigt, mit wie einfachen Mitteln sich der deutsche Soldat überall verständigen kann. Die richtigen Worte, ohne Rücksicht auf Grammatik nebeneinander gestellt, genügen fast immer.“ Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 283: „Am Abend war ich noch mit Paul Adam sowie mit Katja und ihrer Mutter zusammen. Wir lernten wieder russisch und amüsierten uns herrlich über unser Kauderwelsch.“

brauchte. In der Tat wurde ein Teil der ortsansässigen Bevölkerung „als Reservoir billiger Arbeitskräfte betrachtet“ und auch in Wehrmachtseinrichtungen im Osten beschäftigt. Hier konnten sie sich „ein Minimum an Lebensnotwendigkeiten ... erhoffen, ... die Frauen ‚durften‘ für die Deutschen kochen, putzen und Wäsche waschen.“<sup>2734</sup>

Aber auch bei Schweitzer klingt an, dass einquartierte Soldaten auf die Hilfe der russischen Frauen angewiesen waren: „Man wollte ja vielleicht auch mal Wäsche gewaschen haben von so 'ner Matka oder so was ähnliches. Das machten die auch.“ Im Hinblick auf Frauen hatten bereits Rothe und Korschorrek darauf hingewiesen, dass sich deutsche Soldaten – trotz Propaganda und Ideologie - durchaus in junge Russinnen verliebten. Schweitzer erwähnte das Beispiel eines Kameraden:

„... Der eine, einer unserer... war's der Fahrer, glaube ich, der fand also Gefallen an so 'ner hübschen Russin, und die kam immer zu uns. Und dann erwischten wir sie einmal, das stellte sich also raus, warum sie das tat, nich weil ihr der Gustav F. gut gefallen hatte wahrscheinlich, sondern sie wollte Nachrichten hören. Ja? Wir kamen irgendwie rein, und da lag sie vor unser'n Funkgeräten. 'N russischen Sender. Die Russen waren, als wir auf der Krim waren, ja im Jaila-Gebirge, hier in diesem Gebiet (zeigt auf der Karte): Das ist Sewastopol, hier ist Aluschtsa. Da ist Jalta, so, und hier is ja ein Gebirge, ja, hier an der Küste entlang. Das geht bis kurz vor Simferopol, Batschiserai, und da geht das hier so rein, in diesem Gebiet. Da hatten sich russische Truppen hingezogen und, ich weiß nicht, ob der Sender auch woanders herkam, Kaukasus oder wo. Sie wollte einen russischen Sender hören. Und das hat sie denn eben auch. Aber das haben wir natürlich dann nicht weiter gemacht. Ich weiß noch, der F. war sehr betroffen, aber war ja auch nicht weiter wichtig, konnt' sie ja ruhig mal hören. Aber das war so der Umgang mit der Bevölkerung.“

Die russische Zivilistin schien sich unbemerkt an die Funkgeräte gesetzt zu haben. Ob sie eine Partisanin war oder über entsprechende Verbindungen verfügte, erwähnte Schweitzer nicht. Anscheinend hatte ihre Neugier keine persönlichen Konsequenzen. Seitens der Wehrmachtsführungen waren Annäherungen zwischen deutschen Soldaten und Zivilistinnen in den besetzten Gebieten, besonders im Osten, nicht erwünscht. Militärische Belange und die Einhaltung der Disziplin hatten absolute Priorität. Gegenüber Nachlässigkeiten, wie beispielsweise Geräte unbeaufsichtigt zu lassen, gab es kein Pardon.<sup>2735</sup> In diesem Fall führte dies jedoch zu keinen Konsequenzen. Weder wurde die Zivilistin als Partisanenverdächtige verhaftet noch der zuständige deutsche Soldat - etwa wegen Verletzung der Geheimhaltungsvorschriften - gemeldet. Gravierender als der Vorfall an sich wog jedoch die menschliche Enttäuschung des deutschen Fahrers über das Verhalten der Russin. Auf die Frage, ob die Frauen auch die Wehrmachtssoldaten mit Lebensmitteln versorgen mussten, antwortete Schweitzer:

„Nein, wir hatten unsere Feldküche, und - im Gegenteil: manchmal gab man ihnen auch noch wohl was ab, wenn man hatte. Ich weiß das hier unten nachher, da

<sup>2734</sup> Jasper: Zweierlei, S. 207.

<sup>2735</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 79.

kommen wir vielleicht nachher noch mal drauf. ... Man hatte absolut seinen Umgang, man saß ja abends mit denen zusammen, ja? Man saß mit ihnen zusammen, und es kann auch sein, dass mal meinerwegen gemeinsam gegessen wurde. Dann hatten sie 'n Huhn, dann gab's 'n Pott voll Hühnersuppe, und dann aßen wir mit oder wir brachten das Brot dazu. Das passierte dann, das passierte durchaus, ja. Das war also absolut keine, keine feindliche Stimmung, das kann ... ich eigentlich nie sagen, wenn ich in Berührung gekommen bin mit der Bevölkerung.“

In vielen Gegenden der Sowjetunion wurden die Eindringlinge weder als Feinde betrachtet noch so behandelt. Wie aus zahlreichen Quellen hervorgeht, trat die einheimische Bevölkerung den Soldaten oftmals freundlich entgegen, so Schröder:

„In vielen Dörfern Litauens, Lettlands, der Westukraine usw. empfingen die Einwohner die Deutschen und erweckten manchmal alte Bräuche wie die Überreichung von Brot und Salz zu neuem Leben: eine Art von Folklore, die diese gewaltig bewaffneten Touristen-Invasoren beeindrucken sollte.“<sup>2736</sup>

Einen ähnlich freundlichen Empfang erlebte auch Christian Ritter in Bessarabien:

„Das war sehr interessant, also in Bessarabien, das ist der erste Teil, der gehörte früher zu Rumänien, und Hitler hatte mit Stalin ein Abkommen, und Bessarabien fiel an Russland. Deswegen kämpfte mit uns auch eine rumänische Division. Die wollten das wiedererobern. Und die Bevölkerung war dementsprechend auch deutschfreundlich. Wenn wir in ein Dorf kamen, dann waren zwar die jungen Männer, die kämpfen konnten, waren natürlich alle weg, aber die Frauen und die alten Männer begrüßten [uns], die Leute tragen da ja so weiße, lange Kittel und ( ) standen da an der Dorfstraße, alle kauten Sonnenblumkerne und dann kamen immer die beiden Dorfältesten mit Brot und Getränk, Brot und Salz, das sollte heißen: 'Wir sind friedlich, wir wollen Euch nichts Böses,' und manche kamen uns auch freundlich entgegen. Und die haben uns auch von ihrem Essen, von allem, was sie hatten, [abgegeben].“



Empfang der deutschen Wehrmacht mit Blumen durch die westukrainische Bevölkerung im Sommer 1941  
Foto: Privatarchiv Fritz Becker

<sup>2736</sup> Schröder: Erfahrung deutscher Mannschaftssoldaten, S. 312.

Schlotmann hatte bereits davon berichtet, dass er und seine Kameraden sich bei Einquartierungen zusammen mit den Gastgebern einen Spaß daraus machten, Sonnenblumenkerne zu essen und die Reste gekonnt auszuspucken. Sonnenblumen wurden sehr häufig angebaut, die Kerne gehörten zu den Grundnahrungsmitteln - auch der Rotarmisten (s. Abschn. 5.3, Aussage Becker). Er beschrieb:

„Also zum Beispiel die Sonnenblumenfelder, die waren ja riesige Felder. Wenn wir hier Rüben ernten, dann machen wir so große Mieten oder auch Kartoffelmieten, aber hauptsächlich auch Rüben. Und so waren da die Sonnenblumen aufgehäuft, nich?! Also 100 Meter oder noch mehr lang, hoch aufgetürmt, alles nur Sonnenblumenkerne! Aber die gingen ja im Laufe der Zeit auch kaputt dann. Ja, aber die haben sich mit ganz primitiven Mitteln, da haben die sich da das Leben gemacht. Das war eben, ich will nicht sagen Steinzeit, aber bei den kleineren Ortschaften, die hatten ja alle ihre Ziehbrunnen da. Und dann hatten die auch alle am Haus 'n kleinen Bunker, und da war das Eingemachte, Gemüse und so weiter da drin. Da konnt' man rein. Wie tief waren die? Waren nicht tief. Drei Meter vielleicht oder zwei Meter fuffzig. Und denn so 'n Gang da rein, und das war die Vorratskammer da für die dann.“

Die deutschfreundliche Bevölkerung wurde jedoch auch schnell mit den Nachteilen der deutschen Besetzung konfrontiert, vor allem, wenn sich berittene Einheiten bei ihnen einquartiert hatten, wie Christian Ritter im Gespräch erinnerte:

„... Die mochten nicht, wenn wir Pferdefutter haben wollten. Das war ... in Bessarabien sind die Häuser Stroh gedeckt und weiß gekalkt, und im Haus haben sie irgendwo einen Deckel, und da gehts nach unten in den Keller, aber dieser Keller ist natürlich nur ausgeschachtet, nicht ausgemauert, und da haben die ein oder zwei Säcke Korn oder so stehen, das ist nur Reserve für die Hühner... Naja, auch für Brot backen, für sich selbst natürlich auch. Und das mochten sie nicht gern, und das versteckten sie auch vor uns, und manchmal mussten wir's ihnen wegnehmen, unsere Pferde mussten auch fressen, und dann gab's natürlich auch mal Krach, aber das ging in der Regel so, dass die Frauen dann weh klagten. Also zum Ausdruck brachten: ‚Ihr nehmt uns unser Essen weg,‘ und wir hatten damals noch ein relativ gutes Gewissen, weil wir dachten: ‚Na ja, es ist kurz vor der Kornernte, das Korn steht überall schon, ist fast reif, die werden also gleich wieder ernten können,<sup>2737</sup> wir nehmen ihnen also nicht so das Allerletzte weg.‘ ... Ja, natürlich, man macht [sich seine Gedanken].“

Die vom Heer angeordnete „Verpflegung aus dem besetzten Gebiet“ bedeutete eine Rücksichtslosigkeit gegenüber der einheimischen Bevölkerung, „die selbst vor Saatgutbeständen nicht Halt machte und der Bevölkerung [oft] auch noch die letzte Kuh nahm.“<sup>2738</sup> Es kam im Dezember 1941 durch die weitere Verschlechterung der Verhältnisse sogar dazu, dass deutschen Truppenteilen im Raum Kalinin nichts anderes übrig blieb, „als das Stroh von den Dächern der besetzten Dörfer zum Füttern der Packpferde der Wehrmacht zu verwenden, die schon zwei Monate lang keinen Hafer mehr bekommen hatten“<sup>2739</sup>.“ Darüber hinaus berichtete Ritter von Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Trinkwasser auf dem Vormarsch:

<sup>2737</sup>Vgl. KTB Fritz Becker, Eintrag v. 23. - 28. Juli 1941: „Das Korn ist reif, und es ist schade, dass sich der Fahrzeugverkehr fast ausschließlich in den Kornfeldern abwickelt.“

<sup>2738</sup> Thoms: „Ernährung“, S. 219 sowie Abschn. 5.5.

<sup>2739</sup> Schulte: Wehrmacht und nationalsozialistische Besatzungspolitik, S. 171.

„Das Problem war das Wasser! Die Russen, wenn die sich zurückzogen, vergifteten die Brunnen oder [wollten es] mindestens unbrauchbar machen. Die schmissen dann 'n totes Tier rein ... Und, wenn wir auf dem Vormarsch waren, waren die Dörfer ja leer, da waren die Leute geflüchtet. Und [wir] kamen da an einen Brunnen und hatten schrecklichen Durst und wussten dann nicht, können wir 's trinken oder können wir 's nicht trinken? Das einfachste Verfahren war, dass man irgendjemanden traf, aus dem Dorf, und sagte: ‚Trink mal das Wasser!‘, denn der würde es ja nicht trinken, wenn es vergiftet war. Und das war also eine Möglichkeit, das dann rauszukriegen, und da wir das ja auch nicht ... wir konnten uns ja nicht verständigen, dann haben wir also Wasser geholt aus 'm Brunnen und haben gesagt ‚Trink!‘ Der hatte natürlich begriffen, worum es ging und dann machte er so [rieb sich den Bauch], und dann tranken wir auch. Also solche Probleme hat es da schon mit der Bevölkerung gegeben.“

Ähnliches erinnerte im Gespräch auch Dietrich:

„Die Brunnen waren auch vergiftet. Wir haben beim Vormarsch in der Kalmückensteppe, da haben wir kein Wasser gehabt, ... da waren ja Melonenfelder. ... 20 Kilometer – nur Melonen... Ja. Und da kam 'ne Ortschaft. Die Pferde mussten ja Wasser haben. Wir in den Brunnen geguckt. Was hatten die Russen gemacht? Die Leichen da reingeschmissen. Da waren die ganzen Leichen, lagen in dem Brunnen. ... Die Russen haben das gemacht, die abgehauen sind, zurück, auf'm Rück... vor uns stiften gegangen sind, weggelaufen sind.“

Fünf Wochen vor Angriffsbeginn war von der Abt. Fremde Heere Ost eine Reihe von Merkblättern und anderen Unterlagen über die Rote Armee herausgegeben worden. Eines dieser Merkblätter enthielt die direkt auf einen Hinweis Hitlers zurückgehende Möglichkeit der Anwendung der „Mittel der heimtückischen Kriegführung.“<sup>2740</sup> Darunter fielen die Vergiftung von Lebensmitteln und Brunnen, nächtliche Überfälle auf Wachtposten sowie die sadistische Behandlung Gefangener und Verwundeter.<sup>2741</sup> Nach diesen Beobachtungen und Erfahrungen waren die deutschen Einheiten jedenfalls vorsichtig geworden. Sie konnten sich nicht sicher sein, ob ein augenscheinlich intakter Brunnen auch für Mensch und Tier trinkbares Wasser enthielt. Es war – wie Ritter zuvor erwähnte – üblich, dass Einheimische gebeten wurden, eine Kostprobe zu nehmen, bevor die Einheiten der Wehrmacht ihre Pferde tränkten und sich selbst mit Trinkwasser versorgten<sup>2742</sup>. Die Einheimischen kannten jedoch auch eine Winterbevorratung mit Wasser, wie Dietrich beobachtete:

„Denn hatten die Russen aber ... wie wir da hingekommen sind, da haben wir gesagt: Menschenskinners, Quartier... Wir haben immer irgendwo geguckt, ob wir was zum Trinken kriegten und so. Das war so kalt. Im Sommer, wo es so heiß war, 40 Grad, [und jetzt] war so kalt, denn haben wir im Keller hatten se Stroh drauf liegen, und das weggemacht, nich wahr, das war alles Eis. Die haben ... im Sommer Wasser rein laufen lassen, im Winter is es gefroren, und das war der Vorrat.“

<sup>2740</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Klink: Militärische Konzeption), S. 325.

<sup>2741</sup> Ebd.

<sup>2742</sup> Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 32: „Gleich vor den ersten Stroh gedeckten Holzhäusern steht ein Brunnen. ... Die Vordersten stürzen zum Brunnen, um den Eimer herunterzulassen. ‚Halt!‘ ... Der Feldwebel sagt, dass das Wasser auch vergiftet sein könnte. Er geht auf die Häuser zu ... [und] kommt mit einem ärmlich aussehenden Russen aus dem Haus. ... Der Feldwebel weist mit der Hand auf das Wasser: ‚Trink, Ruski!‘ ... Da prustet er und schluckt Wasser, macht danach zwar ein überraschtes Gesicht, aber ohne ängstlichen Ausdruck oder Abwehr. Das Wasser ist also gut.“

Ja, da sind die wohl mit ausgekommen, nich. [Aber wir waren ohne Wasser], weil das vergiftet war. ... [Aber im Sommer], da hatten wir [sonst] noch reichlich, da haben wir die Russen noch mitverpflegt. ... Brot und alles, war ja alles da.“

Von der Verpflegung der Zivilisten durch Wehrmachteinheiten berichtete auch der damalige Bordfunker Thalheimer, der im Herbst 1942 in einem Lehmhaus in Tazinskaja lebte, das „die Leute, die eigentlich drin gewohnt haben, eine Frau, mehrere Kinder und ein älterer Mann“ allerdings für die deutschen Soldaten räumen müssen. Sie hatten sich im nahe gelegenen Stall einquartiert und diesen zuvor etwas hergerichtet. Thalheimer erinnerte sich: „Wir hatten ein gutes Verhältnis, weil von unserer Verpflegung immer etwas übrig blieb, und ich glaube, sie kriegten von der Kommandantur auch Geld.“<sup>2743</sup>

Auch Jasper stellte bei der Untersuchung von Feldpostbriefen fest, dass beispielsweise „die ausgebeuteten Dienstmädchen und Haushaltshilfen ... offensichtlich nicht nur ‚Gebrauchsobjekte zu sklavischen Dienstleistungen‘“ gewesen seien, sondern dass sich „im Laufe der Zeit zwischenmenschliche Beziehungen gebildet zu haben [schienen], die gar nicht zum nationalsozialistischen Herrenmenschenprogramm und den ... immer wieder an den Tag gelegten Herrenmenschenallüren passten.“<sup>2744</sup>

Die Berichte zeigen, dass es innerhalb der Wehrmachtstruppen auch humanes Verhalten geben konnte. So waren immer wieder Fälle anzutreffen, in denen deutsche Soldaten die Bevölkerung in den Städten und auf dem Lande mit Nahrungsmitteln versorgten.<sup>2745</sup> Solche mitfühlenden Handlungsweisen konnten so weit gehen, dass nicht nur das überzählige Brot an die Zivilbevölkerung verteilt wurde, sondern dass ganze Wehrmachttruppenteile, oft gegen den Willen vorgesetzter Stellen, in Eigeninitiative öffentliche Suppenküchen für die Bewohner von Ortschaften einrichteten.<sup>2746</sup>

Es gab jedoch auch häufig den Fall, dass die russische oder ukrainische Bevölkerung deutsche Soldaten mit verpflegte. Dazu schreibt Großmann in seinen Erinnerungen:

„Wir hatten in einem russischen Dorf Quartier bezogen. In der Nähe befand sich auch ein Bahnhof. ... Der Bahnhof lag in Trümmer. ... 3 Waggons waren völlig ausgebrannt, die übrigen waren von den Russen geplündert worden, ... ‚entleert‘, um uns zuvorzukommen! Das Mehl, die Fleisch-, Obst- und Gemüsekonserven wären sonst in unsere Hände geraten. ... Für uns war hier nichts mehr zu holen. Die Russen aber haben ein gutes Herz, auch für ihre Feinde! Sie ließen uns an ihrer Beute teilhaben, indem sie uns zu einem Festmahl am Abend einluden. ... Wir waren erstaunt als wir die englischen Aufschriften [an den Konserven] entzifferten. Die Nahrungsmittel waren amerikanischer Herkunft! So stießen wir mitten in Russland auf Amerika!“<sup>2747</sup>

Möglich ist, dass die Bevölkerung die Nahrungsmittel mit den deutschen Soldaten teilte, weil sie diese gefunden und so ein Zubrot hatte. Außerdem mussten die

<sup>2743</sup> Thalheimer, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 298.

<sup>2744</sup> Jasper: Zweierlei, S. 209.

<sup>2745</sup> Schulte: Wehrmacht und nationalsozialistische Besatzungspolitik, S. 171.

<sup>2746</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1188.

<sup>2747</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 40.

Zivilisten in der Angst leben, dass ihnen die Kostbarkeiten wieder beschlagnahmt werden könnten, weil solche Funde streng genommen der sowjetischen Armee zustanden. So kam es vor, dass beide Seiten gleichermaßen davon profitierten.

Dietrich erinnerte sich, in welcher Not sich die Bevölkerung besonders nach den Kriegswintern befand, und es trotzdem vorkam, dass sie das eigene Wenige noch mit den Deutschen teilte:

„Die Russen haben im Vormarsch, vom Sommer her, da waren ja unheimlich viel Pferde, die am Straßenrand gelegen haben, also alles das, was so durch Granatsplitter und was weiß ich, die tot waren. Dann kam der Winter, und dann war alles eingeschneit. Und jetzt, auf'm Rückmarsch wieder, da fing es an zu tauen. Da kamen diese Kadaver, die kamen [wieder zum Vorschein], wo Würmer drin rum krabbelten und so was, dann haben die sich da raus... haben die Russen das raus geschnitten wieder und haben gegessen. Die hatten auch nichts! Die haben mit uns teilweise haben die noch geteilt. Ja, [das haben wir] oft [erlebt]. Wenn wir kein Brot hatten, die haben manchmal noch Brot gehabt. Die haben immer... Wenn so'n Stück war (zeigt), das haben die geteilt. Oder genau, wenn die Zigaretten gedreht haben. Is erstaunlich. Ich sage ja, mit der Bevölkerung haben wir nie irgendwie was [Negatives erlebt].“

Ein gewisses Misstrauen blieb jedoch bei Deutschen und Russen bestehen. Ernst Röpke berichtete, er habe in einem russischen Dorf Rast gemacht und einen Fliederbeerbaum entdeckt. Nachdem er aus den Beeren eine Suppe gekocht hatte, bot er einer Russin und ihren Kindern davon an: „Sie sollten auch was mitessen, aber sie wollten nicht. Das war Gift. Die dachten ja auch, dass wir die Kinder mit der Zunge an den Tisch annageln.“<sup>2748</sup>

Auf beiden Seiten ist schwer zu sagen, ob es sich um eine reale Angst oder nur um Propaganda handelte, mithilfe derer der jeweilige Gegner dämonisiert werden sollte.

Dass sich die deutschen Besatzungssoldaten in der Regel nicht fragten, was ihre Anwesenheit an Unannehmlichkeiten für die Einheimischen mit sich brachte, wurde schon anhand der Besatzungszeit in Frankreich nachgewiesen (s. Abschn. 2., 2.1, und 2.3) und gilt auch für den Osten, wie Thalheimer belegt: „Ich hab mir aber keine Gedanken gemacht, dass sie [unseretwegen] aus ihrem Haus raus mussten.“<sup>2749</sup> Auch Schmid erlebte, dass Hausbewohner bei Einquartierungen in eine andere Unterkunft umziehen mussten:

„... Ich muss vielleicht noch einfügen: der Winter kam ja langsam. Wir mussten die Zelte aufgeben. In der Ortschaft – wir haben aber keine Russen aus den Häusern rausgeschmissen, mit Ausnahme: der vertretende Kompaniechef, der kriegte ein Haus. Da wurden die Russen aber in ein anderes umquartiert. Es war eine derartige Harmonie, vielleicht ist das auch wichtig.“

Schmid erinnerte sich an einen reibungslosen Ablauf und ein einvernehmliches Miteinander und auch Jasper kommt bei der Untersuchung von Feldpostbriefen zu einem ähnlichen Urteil:

<sup>2748</sup> Röpke, in: Schüddekopf: Krieg, S. 87.

<sup>2749</sup> Thalheimer, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 298.

„Besonders bei den Mannschaftsdienstgraden hat sich nach längerer Zeit des erzwungenen Zusammenlebens ein durchaus differenziertes Bild zu Gunsten der Menschen herausgebildet, die sie beherbergen. Die Tendenz, die Menschen und ihre ‚Defizite‘ für die unerfreulichen Zustände verantwortlich zu machen, nahm eher ab.“<sup>2750</sup>

Hinsichtlich der Einquartierungen muss man sich jedoch vorstellen, wie beengt die Bevölkerung zumeist wohnte, und dass die Räume gerade für sie selbst reichten, wie Schweitzer anschaulich berichtete:

„Das waren ganz einfache Hütten, Lehmhütten, mit, ja, in dem Haus waren's also zwei Zimmer, ich erinner' mich, nachher im Kaukasus sind wir häufiger dort in solchen gewesen, die hatten oft einen großen Raum, mit einem riesengroßen Ofen, auf dem sie im Winter auch lagen. Und dann war ein etwas größerer Tisch, meistens mit 'ner Bank an der Wand, und in einer Ecke immer 'ne Ikone oder so etwas Ähnliches und auch Blumen auf den Fenstern. Es war oft nett und sauber, aber ganz einfach. Und es waren ja auch allgemein Leute, die nur noch ihren Garten hatten und im Übrigen ja auf den auch damals schon zusammengefassten Kolchosen oder Sowchosen arbeiteten. LPGs, wie man das hier in der DDR dann genannt hatte.“

Bei Einquartierungen von höheren Offizieren und Mannschaften, stand den Offizieren eine separate Unterkunft zu, was die vorübergehende Umquartierung der russischen Hausbewohner in Schmid's Falle erklärt. Bertold König, der im Winter 1941 in eine Etappeneinheit kam, stand der Umquartierung von Zivilisten kritisch gegenüber, wenn er feststellt, „dass die Bauern aus ihren Häusern vertrieben werden, um Platz für die deutschen Soldaten zu machen ...“<sup>2751</sup>

Schmid war es sehr wichtig zu erwähnen, dass das Verhältnis zu den Zivilisten sehr gut war. Er deutet nachfolgend auch den „humanen“ Umgang deutscher Einheiten mit den frontnah eingesetzten HIWIS an, beobachtete allerdings auch, dass nicht alle Zivilisten und Hilfspwillige mit den Deutschen zurückgingen, wenn die Front näher rückte, wie zuvor Müller und Dietrich berichtet hatten. Manche waren bereits vorher geflüchtet und hatten dafür Vorkehrungen getroffen, die ihm erst im Nachhinein bewusst wurden:

„Und wir hatten ja Kriegsrussen, HIWIS, Helfer, und die bewegten sich bei uns frei. Die schaufelten bei uns den Boden. Und ich erzählte doch das mit dem großen Baumstamm, wo der den raushieft und 'n Brot haben wollte. Und da is mir nachher so der Gedanke gekommen: das war ja kurz, bevor die Zivilisten und die Russen weg gelaufen sind. Ob die das schon vorher ahnten oder sogar wussten und Proviant sammelten und daher das Brot haben wollten. Wir mussten ... mit anderen zu der Frontstellung. Da hab ich das erste Mal übrigens Schießen ... also dichter Schießen gehört. Da war mir auch immer sehr unwohl, weil ich das ja nicht kannte (lacht). Und wir fahren morgens zurück, wurden zurückgefahren, mit'm Mannschaftstransportwagen, wo so immer 18 Leute, glaub' ich, drauf saßen. Und da stieg von den Privathäusern, von den Russenhäusern, [den] Katen, Rauch in den Himmel. Und der war plötzlich weg. Und die Leute auch alle. ... [Ob die von Partisanen gewarnt worden sind,] ist eine Vermutung, die nich beweisbar is. Die Russen hatten bestimmt Kontakt und wussten, dass die Russen durchbrechen, die Armee durchbricht, und die eingekesselt werden. Um nicht Gefahr zu laufen, da in Gefechte verwickelt [zu werden], sind die alle noch, ... bevor der Kessel zu war,

<sup>2750</sup> Jasper: Zweierlei, S. 265.

<sup>2751</sup> König, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 139.

also jetzt Mitte November, raus. Da haben wir aber schon, Mitte November, haben wir schon unsere Bunker fertig gehabt. Das waren Erdbunker, und dazu musste ich ja Holz fahren, wo mir die Bremsen rissen von dem Wagen und ich in rasender Fahrt dann bergab und dann eine Böschung hoch[fuhr]. Und dann stand der Wagen so auf der Kippe.“

Schmids Beschreibungen beziehen sich auf das Jahr 1942, kurz vor der Einkesselung deutscher, rumänischer und italienischer Truppen in und um Stalingrad. Den Ausführungen des Befragten nach zu schließen, waren die Einheimischen über den bevorstehenden sowjetischen Großangriff durch Partisanen oder andere Informanten im Bilde, hatten ihre Häuser geräumt und waren geflohen. Diese Tatsache erinnert an die Vorkommnisse in der Normandie im Juni 1944, als die französische Zivilbevölkerung offenkundig auch von einem Großangriff erfahren und Schutzgräben ausgehoben hatte. In beiden Fällen blieb die deutsche Seite von den genauen Angriffsterminen und –orten erstaunlicherweise in Unkenntnis.

#### *Zusammenfassung:*

Eine herablassende Einstellung und ein Gefühl der Überlegenheit hinsichtlich der Einheimischen, denen deutsche Soldaten im Osten begegneten sowie über deren als „primitiv“ empfundenen Lebens- und Wohnverhältnisse, waren besonders zu Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion festzustellen. Dies hatte jedoch auch mit der ausschließlichen Konzentration der Wehrmachtseinheiten auf die Kämpfe und mit dem unaufhörlichen Vormarsch zu tun, der die Deutschen zunächst in Wahrnehmung und Verhalten nur an die Vernichtung des Gegners denken ließ. So blieben erst einmal weder Zeit noch Ruhe für eine intensivere Betrachtung von Land und Leuten.<sup>2752</sup>

Anhand der Zeitzeugenaussagen wird jedoch offenbar, dass – je länger der Krieg im Osten anhielt und je häufiger Einquartierungen in sowjetischen Privathäusern gang und gäbe waren –, es in der Regel zu einem einvernehmlichen Kontakt mit der Bevölkerung kommen konnte. Zwar stellten einige Befragte fest, dass besonders jüngere Hausbewohnerinnen manchmal eine gewisse ideologische Distanz zu den Deutschen wahrten und sich deshalb reserviert verhielten. Insgesamt ist jedoch festzuhalten, dass russische Frauen die Wehrmachtangehörigen nicht nur im Rahmen ihrer materiellen Möglichkeiten bewirteten, sondern ausgesprochen mütterlich und fürsorglich waren. Mehrere Informanten berichteten, dass ihre Quartierswirtinnen beim Abschied geweint hätten. Da die Wehrmachtangehörigen häufig das einzige vorhandene Zimmer mit den Zivilisten teilten, entstand eine Nähe, die menschliche Gesten von beiden Seiten ermöglichte. Dabei kam es häufiger zu gegenseitiger Versorgung und Hilfeleistungen sowie zu freundschaftlichen Kontakten, auch wenn dies die offizielle

---

<sup>2752</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 56.

russische Geschichtsschreibung gänzlich negiert<sup>2753</sup>, und auch die deutsche Seite heutzutage diese Sicht der Zeitzeugen zu wenig berücksichtigt.<sup>2754</sup>

Die menschlichen Kontakte zu Frauen, Kindern und älteren Männern – die Jüngeren befanden sich größtenteils an der Front, als Partisanen im Hinterland oder in deutscher Kriegsgefangenschaft – trugen dazu bei, dass die Einschätzung der Zivilisten als „Untermenschen“, in den Hintergrund rückte. In solchen Situationen konnte eine fast familiäre Atmosphäre zwischen deutschen Besatzungssoldaten und sowjetischer Bevölkerung entstehen. Wie sich das Verhältnis zu den Zivilisten gestaltete, hing oft vom einzelnen deutschen Soldaten und seinen Kameraden sowie auch von deren Vorgesetzten ab. Den Deutschen war es untersagt, die Einheimischen etwa mit Lebensmitteln zu versorgen. Dazu stellt jedoch der Historiker Rolf-Dieter Müller fest:

„Dass dennoch der einfache Soldat vielerorts mehr Menschlichkeit zeigte als seine Vorgesetzten und viele Russen ‚vorschriftswidrig‘ aus der Feldküche miternährt wurden, lassen die in diesem Zusammenhang wiederholt ausgesprochenen Verbote vermuten.“<sup>2755</sup>

Festzuhalten ist, dass die Zivilisten oft gutmütig, gastfreundlich und fürsorglich waren, auch wenn dies oftmals eine Form des geringsten Widerstandes darstellte. Da, wo sich der einzelne korrekt benahm, konnte eine familienähnliche Beziehung aufgebaut werden – wenn sich beispielsweise deutsche Soldaten länger dort in Quartier befanden. So gab es Wehrmachtsangehörige, die sich anpassten, mit den „Gastgebern“ lachten und tanzten, und solche, die die Zivilisten herumkommandierten und als Untermenschen und Dienstboten betrachteten. Zuweilen ist auch eine Kombination beider Verhaltensweisen bei denselben Soldaten anzutreffen.

Die freundlichen und zuweilen familiären Kontakte zwischen der Bevölkerung und deutschen Soldaten waren in der Ukraine aus den genannten Gründen sicher häufiger anzutreffen als in anderen Gebieten der Sowjetunion. Auch besonders im Falle der (Don-)Kosaken berichteten die Informanten in diesem Abschnitt nur Positives und von einem einvernehmlichen Miteinander. Aber auch Lützen erlebte im Winter 1941/42 nach dem Rückzug vor Moskau in seinem Winterquartier gastfreundliche Sowjetrussen. Zwei Zeitzeugen, Golder und Schweitzer, stellten fest, dass die Kontakte mit der Bevölkerung in der Ukraine freundlicher und herzlicher waren als in Frankreich. Dabei ist, wie bereits in diesem Abschnitt angedeutet, zu erwähnen, dass die deutschen Soldaten im Westen vielfach in Mannschaftsunterkünften (Bunkern und Baracken) lebten, so dass es dort nicht zu so vielen Zwangseinquartierungen kam wie in der

<sup>2753</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 25f.; Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, S. 312; Schneider: „Unternehmen Barbarossa“, S. 106f.

<sup>2754</sup> v. Plato: Erfahrungen, S. 18: „Anders als dies in den Bildern und natürlich in den Berichten von Russen, Polen, Jugoslawen usw. erscheint, sind Berichte über das Verhältnis zwischen deutschen Besatzern und osteuropäischen Besetzten überwiegend positiv.“

<sup>2755</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1189.

Sowjetunion. Auch verfügten die Franzosen in der Regel über mehr Räumlichkeiten, so dass im Interesse vieler Zivilisten ein eher distanzierendes Verhältnis aufrechterhalten werden konnte. Zudem war es nicht notwendig, dass Wehrmachtsangehörige im Westen bis Juni 1944 von der Bevölkerung mitversorgt werden mussten, wohingegen dies im Osten – auch aufgrund des oft fehlenden deutschen Nachschubs – von den Einheimischen verlangt werden musste.

Es bleibt dennoch festzuhalten, dass, trotz des von vielen Befragten als harmonisch erlebten Miteinanders,<sup>2756</sup> die Bevölkerung im Osten durch die deutsche Besatzung und den Krieg erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Auch wenn ein Großteil der Landser nicht bewusst beabsichtigte, den Zivilisten materiellen Schaden zuzufügen, war es oft notwendig, bei ihnen Lebensmittel, Hafer und Vieh zu requirieren. In manchen Fällen handelte es sich bei den Konfiszierungen jedoch um reinen Diebstahl, ohne dass dieser durch persönliche Not oder den Zwang zum Überleben gerechtfertigt gewesen wäre. Einige Interviewpartner erlebten jedoch die Tatsache, dass sie als Soldaten gezwungen waren, der Zivilbevölkerung das Letzte wegnehmen zu müssen, als schlimme Erfahrung und empfanden in solchen Momenten Mitleid mit den Einheimischen. Es entspricht sicherlich nicht den Tatsachen, den Kontakt deutscher Wehrmachtsangehöriger mit der Zivilbevölkerung im Osten nur mit den begangenen Kriegsverbrechen zu assoziieren. Die Besatzungszeit bzw. die Einquartierungen ausschließlich auf freundschaftliche und zuweilen familiäre Kontakte zu reduzieren und damit zu idealisieren, ohne die Kehrseiten des der Sowjetunion von deutscher Seite her auferlegten Angriffs- und Vernichtungskrieges gleichsam mit zu bedenken, würde die wahren Begebenheiten aber ebenfalls verfälschen. Denn die offiziellen Richtlinien über die Behandlung der Bevölkerung ermöglichten deutschen Soldaten in der Theorie, ein hohes Maß an Willkür walten zu lassen. Ein Fehlverhalten gegenüber der einheimischen Bevölkerung wurde selten geahndet.<sup>2757</sup> Es lag am Anstand des einzelnen und seiner Kameraden sowie der Vorgesetzten, den Zivilisten gegenüber in der Praxis menschlich und korrekt entgegenzutreten. Dabei kam beispielsweise bei Buhr, ansatzweise aber auch bei Esser, zum Ausdruck, dass einfache deutsche Männer im Osten durch ungeahnte Machtbefugnis dazu neigen konnten, den Zivilisten gegenüber ein Herrenmenschentum auszuleben, mit dem sie ihre als Arbeiter oft erfahrene eigene Unterdrückung und ihre vorhandenen Minderwertigkeitsgefühle auf Kosten der Einheimischen zu kompensieren versuchten. Die von der deutschen Führung legitimierte Entrechtung der Bevölkerung im Osten ließen solche Respektlosigkeiten und die Verletzung des Ehrgefühls der Zivilisten bedauerlicherweise zu. Dabei handelte es

<sup>2756</sup> Leh: „Die andere Hälfte der Wahrheit“, S. 33, spricht in diesem Zusammenhang von erlebter „Menschlichkeit in der subjektiven Einzelerfahrung.“

<sup>2757</sup> Zellhuber: Unsere Verwaltung, S. 204.

sich aber, angesichts der Deportation von Zwangsarbeitern, Juden und sowjetischen Kriegsgefangenen sowie blinder Vergeltungsmaßnahmen seitens der Wehrmacht, der Waffen-SS, der SS oder des SD nach Partisanenangriffen oder infolge verstümmelt aufgefundener Kameraden, noch um vergleichsweise harmlose Vorkommnisse.

Wie bitter die deutsche Besetzung für die Bevölkerung der Sowjetunion sein konnte, lässt sich, wie bereits am Beispiel des besetzten Frankreich deutlich wurde, eher aus Sicht der Betroffenen beurteilen. Deutschen Soldaten war oftmals nicht bewusst, wie schwierig die vier Jahre für die russischen Zivilisten gewesen sein müssen. Denn Tatsache ist, dass – trotz der zwischen Einheimischen und deutschen Soldaten entstandenen freundlichen Kontakte

„die Zivilisten in der Sowjetunion mit erheblichen Einschränkungen leben mussten, durch die Vernichtung ihrer Häuser obdachlos wurden und zuvor bereits Pferde, Gespanne, Teile der Ernte und Lebensmittelvorräte, also oft die gesamte Habe, an die Wehrmacht abgeben mussten und damit ihre Existenz verloren hatten.“<sup>2758</sup>

Große Teile der sowjetischen Bevölkerung traten deutschen Truppen nach zumeist anfänglicher Vorsicht oft gutmütig und gastfreundlich gegenüber. Dies ist jedoch von zwei Seiten aus zu betrachten, denn es handelte sich um *Zwangseinquartierungen*. Die Deutschen kamen nicht als Freunde, sondern als Feinde und Besatzer. Und die Beobachtungen eines Wehrmachtsangehörigen, wonach nicht nur die Deutschen, sondern auch die nach ihrem Rückzug anrückenden sowjetischen Einheiten mit Blumen begrüßt wurden, zeigt, dass die wehrlose Bevölkerung meist den Weg des geringsten Widerstands wählte.<sup>2759</sup>

Es ist aber ebenfalls festzustellen, dass einige von der deutschen Führung im Hinblick auf den Umgang mit der Bevölkerung ausgearbeitete Richtlinien oftmals wirkungslos blieben, da bei Einquartierungen die Zivilisten zu „Menschen“ wurden und das Feindbild seine Wirkung verlor. In den entsprechenden Berichten stellten die zuständigen Administrationen unter anderem fest, dass die Truppe hinsichtlich der angeordneten Entnahme von Lebensmitteln „aus dem Lande“ „offenbar eine größere Rücksicht gegenüber der Zivilbevölkerung übte, als es den Intentionen der obersten Führung entsprach.“<sup>2760</sup>

Die Äußerungen der Befragten offenbaren demnach, dass der deutschen Wehrmacht von Teilen der sowjetischen Bevölkerung anfangs Sympathien entgegengebracht wurden und längere Kontakte diese festigten. Den Sowjets wurde jedoch von deutscher Seite her ein Krieg aufgezwungen, in dem sowohl auf dem Vormarsch, während der Kämpfe, innerhalb von vier Jahren und besonders auf den Rückzügen, vielfach von deutschen Truppen, aber auch durch Angriffe der deutschen Luftwaffe Städte, Dörfer,

---

<sup>2758</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 25f.

<sup>2759</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 519, auch Anm. 75.

<sup>2760</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1171.

Häuser sowie die gesamte Infrastruktur („Verbrannte Erde“) zerstört worden sind. Die obdachlose Bevölkerung litt bittere Not, hatte mit den Folgen der deutschen Besatzung fertig zu werden, u. a. mit dem persönlichen wirtschaftlichen Ruin. In fast jeder Familie waren zudem Tote zu beklagen. Insgesamt waren allein an sowjetischer Bevölkerung 27 – 29 Millionen Menschen dem Krieg zum Opfer gefallen. Hinzu kamen Racheaktionen von Soldaten der Roten Armee an der eigenen Bevölkerung, die nach dem Rückzug der Deutschen unter anderem der Kollaboration mit dem Feind beschuldigt wurde<sup>2761</sup>. Die „Aufräumaktionen“ Stalins ab 1945 – viele deutschfreundliche und deutschstämmige Zivilisten wurden als Zwangsarbeiter nach Sibirien deportiert - kosteten weitere Menschen das Leben.

Es konnte nicht nur bei Einquartierungen, sondern auch dann, wenn Zivilisten, zumeist Frauen, als Küchenpersonal oder Putzhilfen, oder gefangene Rotarmisten als HIWIS auf sowjetischem Gebiet für die Wehrmacht arbeiteten, zu einem einvernehmlichen Miteinander kommen. Dieses Miteinander war bei manchen deutschen Soldaten jedoch auch von Befehl und Gehorsam geprägt, wie etwa Buhr erinnerte: die Russen wurden von diesen eher als Dienstboten der „Herrenmenschen“ und daher nicht sehr human behandelt. Aber es gab auch die nahezu familiären Kontakte, in denen vor allem jüngere deutsche Soldaten bei längeren Einquartierungen wie die eigenen Söhne behandelt und umsorgt wurden und der Abschied von ihnen den einheimischen Frauen schwer fiel.

Ebenfalls bleibt festzuhalten, dass die Bevölkerung deutschen Soldaten ohne Hass begegnete, obwohl in manchen Fällen bereits bekannt war, dass die Männer gefallen oder vermisst, vielleicht auch in deutsche Gefangenschaft gegangen waren. Die Bevölkerung passte sich an. Keiner der Befragten berichtete bei Einquartierungen über feindseliges Verhalten. Der einzige, der eine Art Hochmut erlebte, war Esser, als eine junge Russin während einer Einquartierung nichts mit den deutschen Truppen zu tun haben wollte und großlos an ihnen vorüberging.

Anhand zeitgenössischer Dokumente, beispielsweise von Feldpostbriefen (u. a. der DRK-Schwester Penkert sowie des Befragten Esser) ist oft jedoch eine eher abwertende bis ablehnende Haltung den Einheimischen gegenüber spürbar, während die mündlichen und schriftlichen Erinnerungen 60 Jahre später deutlich milder urteilen.

Im Hinblick auf die deutsche Besatzung in der Sowjetunion konnten sich bei Einquartierungen über längere Zeit zwar in manchen Fällen fast familiäre Kontakte entwik-

---

<sup>2761</sup> Vgl. Koschorrek, S. 363: „Im Dorf sahen wir wieder die grauenvollen Bilder der ermordeten russischen Bevölkerung. Verfluchter Krieg, der sich an Frauen und Kindern vergreift! ... Und jetzt, wo ihre eigenen Truppen in ihre Dörfer einzogen, war es für viele von ihnen gleichzeitig auch das Todesurteil. Der Hass auf die Menschen, die unter den Deutschen gelebt hatten, ist zur Raserei geworden. Der Dorn der Rachsucht sitzt ihnen so tief im Fleisch, dass sie beim Töten selbst vor den eigenen Leuten nicht mehr halt machen.“

keln. Trotzdem waren dies keine Begegnungen auf Augenhöhe, da von vornherein fest stand, wer Herr war und wer Diener. Allerdings belegen beispielsweise Dietrichs Schilderungen, dass er und seine Kameraden eine ältere Russin, die starken Läusebefall hatte, zwar „raus gejagt“ hätten (s. Abschn. 5.6). Es kam jedoch auch vor, dass sich Russinnen bei deutschen Soldaten über deren Schuhwerk beschwerten, das Abdrücke auf dem frisch hergerichteten Fußboden hinterließ und sie gebeten wurden, ihre Stiefel auszuziehen. Weitestgehend nahm die Bevölkerung das Verhalten deutscher Soldaten jedoch klaglos hin. So berichtet Dietrich auch, dass die Frauen die Böden wieder herrichteten oder auch Esser, dass nach einem Trinkgelage mit entsprechenden Folgen, die Hausbewohner kein Aufhebens davon machten. So hatte Dietrich auch erlebt, dass er nach Monaten wieder erkannt worden war und seine ehemalige Quartierswirtin ihm „die Nase [vor der Erfrierung] rettete“.

Die Freundlichkeit von Wehrmachtsangehörigen der Bevölkerung gegenüber dürfe nach Ansicht Schröders jedoch nicht überbewertet werden, der klarstellt:

„Sie war ein vorübergehendes und obendrein vieldeutiges Phänomen. Wieweit die Freude über das Hereinbrechen einer fremden Armee, der die Besiegten schutzlos ausgeliefert sind, tatsächlich echt ist, wieweit sich hinter der Freude Angst oder Berechnung verbergen, ist schwer abzuschätzen.“<sup>2762</sup>

Das Verhalten der deutschen Besatzer sorgte zudem „in kürzester Zeit dafür, dass die Sympathie für die Deutschen dahinschwand.“<sup>2763</sup> Auch kam es vor, dass dieselben deutschen Soldaten, die zu den Russen ein manchmal herzliches oder familiäres Verhältnis hatten, später unter Umständen auf Befehl deren Häuser nieder brennen mussten („verbrannte Erde“). Inwiefern es hier einen gewissen Entscheidungsspielraum des einzelnen gegeben hat und ob es Wehrmachtsangehörige gab, die davon auch Gebrauch gemacht haben, also sich weigerten, Häuser und Katen ihnen bekannter oder unbekannter Zivilisten anzuzünden, ist eine wohl nicht mehr zu klärende Frage. In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass Mannschaftsdienstgrade bei Befehlsverweigerung sehr schnell mit dem Kriegsgericht gedroht wurde, und ein solches Verhalten ebenso schnell als „Feigheit vor dem Feind“ von einem Militärgericht geahndet werden konnte. Allenfalls Offiziere hatten hier mehr Möglichkeiten, Divisionsbefehle unter Umständen aus Gewissensgründen oder anderen Motiven nicht auszuführen.

---

<sup>2762</sup> Schröder: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten, S. 312.

<sup>2763</sup> Ebd.

## 5.6 Nachschubprobleme und Hunger im Osten<sup>2764</sup> – „Man war froh, wenn man nur trocken Brot hatte.“

In seinem „Unterricht für die Generäle seiner Armee“ hatte schon Friedrich der Große 1819 seinen Heerführern folgende wichtige Erkenntnis mitgegeben: „Wenn man eine Armee bauen will, so muss man mit dem Bauche anfangen, denn dieser ist das Fundament davon.“<sup>2765</sup> Eine gesunde Soldatenkost als Voraussetzung für die Schlagkraft der Truppe war seit jeher von großer Bedeutung. Mit der zunehmenden Militarisierung der Gesellschaft „wurde der Soldat zur alles beherrschenden ideologischen Bezugsfigur, an ihr berauschte sich der Kult von Männlichkeit, Willensstärke, Leistungs- und Opferbereitschaft.“<sup>2766</sup> Und auch der Chef des Heeresamtes, Ziegelmayer, mahnte in einem Aufsatz, dass „Ernährung [genauso] wichtig [sei] wie Munition“<sup>2767</sup>. Für den Soldaten orientierten sich die Ernährungsnormen sowohl an denen für Schwerarbeiter, als auch an der für Sportler.<sup>2768</sup> Als zentrale Erkenntnis, u. a. der Erhebungen unter Sportlern, die während der Olympiade 1936 ausgewertet wurden, galt, dass der Verzehr tierischen Eiweißes, ergänzt durch große Mengen frischen Obstes und Gemüse die Ernährung des Soldaten bestimmen sollte.<sup>2769</sup> Damit sollte das Unterschreiten einer festgesetzten Grenze der Eiweißzufuhr „bei gleichzeitiger kalorischer Unterversorgung“, wie sie im Ersten Weltkrieg aufgetreten war und zur Hungerdystrophie („Ödemkrankheit“) geführt hatte, vermieden werden.<sup>2770</sup>

Die Wehrmacht war nach ihrem Auf- und Ausbau der größte Lagerhalter des Deutschen Reiches und beanspruchte „einen wachsenden Anteil der volkswirtschaftlich verfügbaren Lebensmittel für sich.“<sup>2771</sup> Die für die Soldaten vorrangig behandelten Bedürfnisse entschieden so auch über die Versorgungslage der Zivilbevölkerung. Als größter Konsument und Kunde wurden für die Wehrmacht spezielle Produkte, wie z. B. das Bratlingspulver (s. Abschn. 2.2) entwickelt. Nach der Neuorganisation der Verpflegung und der vor dem Zweiten Weltkrieg überarbeiteten Richtlinien wurde für jeden Soldaten im Kriegseinsatz ein Verpflegungssatz von 4.200 Kalorien (mit Zulagen, z. B. Marketenderwaren) errechnet.

Die Informanten wurden danach befragt, ob ihre Einheiten an der Ostfront ausreichend mit Lebensmitteln versorgt werden konnten oder kamen selbst auf dieses Thema zu sprechen. Außerdem wurden weitere Zeitzeugenaussagen anderer Studien hin-

<sup>2764</sup> Im Hinblick auf die Nahrungsmittelversorgung war es nicht ganz zu vermeiden, dass dieser Abschnitt Parallelen zum vorangehenden Kapitel über die Zivilbevölkerung aufweist.

<sup>2765</sup> Zit. n. Berges: Grundsätze für die Ernährung des Soldaten.

<sup>2766</sup> Thoms: „Ernährung ist so wichtig wie Munition“, S. 207.

<sup>2767</sup> Ziegelmayer: Die moderne Verpflegung der deutschen Wehrmacht, S. 99 – 107.

<sup>2768</sup> Thoms: „Ernährung ist so wichtig wie Munition“, S. 208.

<sup>2769</sup> Ebd.

<sup>2770</sup> Thoms: Die „Hunger-Generation“, S. 133 – 153.

<sup>2771</sup> Ders.: „Ernährung ist so wichtig wie Munition“, S. 208.

zugezogen.

Golder ist der einzige, der berichtet, dass seine Kompanie auf dem Vormarsch auf größere Lebensmittelbestände der Roten Armee getroffen ist. Nachdem seine Truppe bereits in Polen mit den Einheimischen ein Tauschgeschäft betrieben hatte, sah jeder zu, dass er auch nach dem Übertreten der sowjetischen Grenze nicht zu kurz kam. So erwähnt Golder in seinem KTB, dass „der 'Alte'<sup>2772</sup> eine frisch-fröhliche Saujagd [unternommen] und ... zwei Kapitale für die Feldküche [erlegt hatte].“<sup>2773</sup> Während Becker als Mitglied einer Vorausabteilung in den ersten Wochen ständig über Hunger klagte, stellte Golder im selben Zeitraum fest: „Wir leben gut. Vor ein paar Tagen teilten wir uns mit einer anderen Gruppe 1000 Eier. Da gabs Rührei mit Speck sowie rohe, ungekochte Eier. An Butter und Fleisch fehlt es auch nie. Wir hatten ein russisches Militärvorratslager erbeutet.“<sup>2774</sup> Ein anderes Mal heißt es bei Golder, dessen Kradschützenbataillon am 8.7.1941 bereits, ohne selbst bis dahin in ein Gefecht verwickelt worden zu sein, „in Reserve zurückgezogen“ wurde: „Nun liegen wir in einem Grenzdorf an der alten russisch-polnischen Grenze, und es geht uns fast zu gut. Gestern Abend gingen wir noch auf Gänsefang, und wir waren mit einem Dutzend für den Zug noch bescheiden. Am Abend wurden noch 7 Stück verzehrt.“<sup>2775</sup> Ob die Gänse von der Jagd stammen oder aber bei ukrainischen Zivilisten requiriert wurden, ist Golders Ausführungen nicht zu entnehmen.

Der damalige Gefreite Holthusen erklärte: „Das Essen war knapp. Nicht von Anfang an, aber im Herbst, im September schon. Da weichten die Wege auf, kein Laster kam mehr durch, nur Zugmaschinen mit Ketten.“ Es habe in seiner Einheit „Schweineschrot, ein gemahlenes Getreidegemisch von den Russen, mit Wasser angerührt“ als Pfannkuchen gegeben.<sup>2776</sup>

Neben dem für die deutschen Soldaten frustrierenden Hintergrund nicht endender Gewaltmärsche, der zunehmend unwirtlichen Witterungsbedingungen und des phasenweise erbitterten Widerstandes des sowjetischen Gegners, hatten die Wehrmachtsangehörigen sich mit den schnell verschlechternden Versorgungsbedingungen zu arrangieren. Der Befragte Thomsen erinnerte sich, dass Nahrungsmittel aber nur zeitweise nicht herangeschafft werden konnten: „Das Problem [mit der Verpflegung] war während der Schlammperiode. Die kam nicht ran. Das war das Hauptproblem. Nachher ist das besser geworden.“ Fehlende oder unschmackhafte Kost konnte schnell zu Unzufriedenheit und eingeschränkter Leistungsfähigkeit führen, aber auch wenn „Transport-

---

<sup>2772</sup> Meist inoffizielle Bezeichnung für den Kompanie- oder Batteriechef.

<sup>2773</sup> Ebd., Eintrag v. 29.6.1941 (PrArIW).

<sup>2774</sup> Ebd., Eintrag v. 4.7.1941 (PrArIW).

<sup>2775</sup> Ebd., Eintrag v. 8.7.1941.

<sup>2776</sup> Holthusen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 181.

probleme in die vorderste Gefahrenzone ... die Soldaten oft unregelmäßiger Versorgung und sporadischem Hunger aus[-setzen].<sup>2777</sup> Die Schwierigkeiten mit Witterung und Versorgung „prägten Einsatzbedingungen und Erfahrung der Soldaten.“<sup>2778</sup>

Es war von deutscher Seite her geplant gewesen, die Versorgungsgüter per Bahn möglichst weit nach vorn zu transportieren und sie dann von den Eisenbahnversorgungsbasen per Lastkraftwagen der Truppe zuzuführen. Zunächst bestand das Problem jedoch darin, die russischen Breitspurstrecken auf die engere deutsche Spurenweite umzuspuren, was einen erheblichen Zeitaufwand bedeutete. Letztendlich mussten jedoch die von der Roten Armee zuvor zerstörten Eisenbahnverkehrseinrichtungen unter erheblichem Zeitdruck zu einem Teil völlig neu gebaut werden. Die entstandenen Distanzen konnten allein von der motorisierten Nachschubführung nicht mehr überbrückt werden, so dass sich die deutschen Instandsetzungen auf einige wenige Hauptstrecken beschränkten. So blieb die Leistungsfähigkeit der Bahn hinter den Erwartungen und Anforderungen von Führung und Truppe zurück, und auch der motorisierte Transportraum war an seiner Leistungsgrenze.<sup>2779</sup>

Der Befragte Buhr erklärte in Bezug auf die deutsche Nahrungsmittelbeschaffung bei den Zivilisten:

„Na, das war wohl eines der schwierigsten Probleme überhaupt, was man... mit der Zivilbevölkerung machen konnte. Es sind ja auch... Schörner hat ja viele Leute erschießen lassen, die solche Sachen gemacht haben, [der Zivilbevölkerung etwas wegzunehmen, zum Beispiel]. ... Das war sehr Auslegungssache.“

Den Kampftruppen war durch Befehl verboten, sich auf eigene Faust Nahrungsmittel zu beschaffen, „da die auf dem zivilen Sektor requirierten Versorgungsgüter durch die Versorgungseinheiten einer zentralen Verteilung zugeführt werden sollten.“<sup>2780</sup> Es kam vor, dass die Feldgendarmarie an den Dorfeingängen Schilder aufgestellt hatte: „Wer plündert, wird erschossen!“<sup>2781</sup> Dennoch wurde es zur Regel, dass die vorrückenden Einheiten die Beschaffung von Versorgungsgütern zuließen. Individuelle Raubzüge von Wehrmatsangehörigen endeten jedoch nicht selten vor dem Divisionsgericht. Nach Prüfung wurden die Verfahren aber teilweise wieder eingestellt.<sup>2782</sup> Je nach Art der Vergehen, kam es tatsächlich auch vor, dass deutsche Soldaten zum Tode verurteilt wurden. Dies geschah beispielsweise im Falle eines deutschen Amtsgehilfen, der

<sup>2777</sup> Jasper: Zweierlei, S. 176.

<sup>2778</sup> Ebd.

<sup>2779</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 206 – 209.

<sup>2780</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 315.

<sup>2781</sup> Holthusen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 181. Wie Buhr erwähnte, war dies „sehr Auslegungssache“. Zwischen Plündern, Requirieren und „Organisieren“ verliefen die Übergänge fließend. Holthusen meinte zwar, „wir haben den Russen ... nie alles weggenommen,“ fügte jedoch hinzu: „Natürlich hast du mal Kartoffeln geklaut oder ein Huhn mitgenommen.“

<sup>2782</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 315, Anm. 58.

Einheimische mit der Waffe bedroht und dann beraubt hatte.<sup>2783</sup> Auch die Bereicherung an deutschen, für die Front bestimmten Lebensmitteln, war unter Todesstrafe verboten, wie anhand Lützens Aussage in diesem Abschnitt noch erläutert wird.

Die Beschaffung von Versorgungsgütern aus den Gebieten, die von den Wehrmachtsdivisionen auf dem Vormarsch durchzogen wurden, war bereits bei der Planung des „Unternehmens Barbarossa“ geregelt worden. Dabei war die deutsche Strategie so angelegt, dass die durch die langen Nachschubwege und die schlechte Infrastruktur befürchteten logistischen Probleme durch das Requirieren von Nachschub bei der Zivilbevölkerung ausgeglichen werden sollten.<sup>2784</sup> Dennoch berichtet etwa Koschorrek, dass auch das in seiner Einheit streng verboten gewesen sei.<sup>2785</sup> Vielleicht bedeutete dies, dass den Einheimischen als Gegenleistung zumindest ein Zahlungs- oder Tauschmittel angeboten werden sollte. Es ist aber davon auszugehen, dass lediglich *Plünderungen* und Diebstahl unter Strafe gestellt waren, da die Truppe ja die offizielle Anweisung hatte, sich auch aus dem Lande zu verpflegen, wenn die Situation dies erforderte, weil etwa die Feldküche nicht nachkam (s. Abschn. 5.4) oder die Wehrmachtverpflegung nicht ausreichte.<sup>2786</sup> Letzteres erlebte Gärtner:

„Ja, Verpflegung war also so, dass wir uns zum Teil selbst versorgt hatten. Wenn da so Bauernhöfe waren und noch irgendwie Tiere vorhanden waren... Waren denn welche, Landser, die das brachten und ich hatte da also auch vielfach, dass wir uns denn Fleisch gebrutzelt hatten, und so weiter, dass die uns da was brachten oder wenn 'n Pferd umgekommen is oder so was, dass man da sich ... oder dass man Pilze gesammelt hatte oder irgendwo, auf 'm verlass'nen Hof denn Honig fand und dann diese Waben Honig dann noch nahm und so weiter.“

Gottschalk erzählte im Interview, dass es in manchen Gebieten selbst bei den Zivilisten keine Möglichkeit mehr gab, Lebensmittel zu beschaffen:

„Versorgungsmäßig, mit Essensversorgung, also dort, in diesem Glasonovka, in dieser Gegend gabs aus 'n Häusern nüscht zu kriegen. War alles dot. War 'n wir nur angewiesen auf unsere Küche. Die kam mit 'm Schlitten kam die an, schnell ausgegeben, kehrt, weg! Das hat nicht lange gedauert. Jeder bekam 'n Stück Brot oder was es eben gab. Naja, war nich viel. ... Also das war 'ne schlimme Zeit. Ja, also, ich möcht' so sagen: diese Zeit war mit eine der schlimmsten Erfahrungen, die man gemacht hat.“

Was genau Gottschalk mit: „War alles dot,“ meinte, kann hier nur vermutet werden. Entweder waren auch die Bewohner bei den Kämpfen gestorben, geflohen und das Vieh bereits von den Vorausabteilungen benötigt und deshalb requiriert worden. Dass die deutschen Soldaten im Einsatz an der Ostfront häufig nicht nur gegen den Feind, sondern auch gegen ihren eigenen Hunger zu kämpfen hatten, ist ein Phänomen des

<sup>2783</sup> Zellhuber: Verwaltung, S. 203.

<sup>2784</sup> Rass: ‚Menschenmaterial‘, S. 314.

<sup>2785</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 262f. „... denn es ist streng verboten, im Dorf Hühner oder anderes zu requirieren.“

<sup>2786</sup> Ueberschär: „Russland ist unser Indien“, S. 70f.

Ostkrieges überhaupt. Es war eine Unmöglichkeit, Verpflegung für mehrere Millionen Soldaten einer weit überdehnten Front zuzuführen, dazu bei den schwierigen Wegeverhältnissen, des oft knappen Transportraumes, der auch für Munition und Ersatzteile gebraucht wurde sowie der eingeschränkten Leistungsfähigkeit der deutschen Züge einschließlich des sowjetischen Schienennetzes. Wegen des Vorrangs von Munitions- und Betriebsstoffzügen zur Unterstützung der Operationen bei gleichzeitig absinkender Leistungsfähigkeit des Transportwesens konnte die Verpflegung häufig nicht bedarfsgerecht zugeführt werden.<sup>2787</sup> Die laut Feldkochbuch von 1938 vorgegebenen Hinweise für die Zubereitung einer „schmackhaften, preiswerten und gesunden Kost“ unter „Verwendung frischen Gemüses zu jeder Mahlzeit und der Anreicherung der Kost durch das eiweißreiche Edelsonja“ waren unter den Bedingungen des Feldes kaum zu leisten. Weitere Vorgaben waren, den Soldaten

„eine kohlenhydratreiche Sättigungsbeilage [zuzubereiten] die mit verschiedenen Fleischsorten, Gewürzen und Beikost kombiniert und ... kräftig und abwechslungsreich gewürzt werden sollte, möglichst mit frischen Küchenkräutern und einheimischen Gewürzen.“<sup>2788</sup>

Der verstärkte Einsatz von Soja, wie etwa auch in dem von Neß für Frankreich erwähnten Bratlingspulver („Westwallbulette“), erklärt sich aus der von deutscher Seite her erkannten Notwendigkeit, „sich weitmöglichst aus eigener Scholle zu ernähren“<sup>2789</sup> und brachliegende Nahrungsquellen zu erschließen. Neben Sojabohnen wurden nun auch verstärkt Fisch, Blut, Hefe und Milch als billige Eiweißquellen verwendet.<sup>2790</sup> Was sich bereits in den Feldzügen gegen Polen und Frankreich angekündigt hatte, wurde im Osten zur traurigen Realität: „Weil vorrangig Munition transportiert wurde, blieb oft kein Platz mehr für den Verpflegungsnachschub.“<sup>2791</sup> Um den kostbaren Frachtraum zu sparen, gingen die verantwortlichen Stellen des Heeres verstärkt dazu über, Konserven statt frischer Nahrungsmittel zu verwenden. Um befürchtete Skorbutfälle oder Hypovitaminosen zu vermeiden, wurden natürliche Vitamin-C-Extrakte aus Pflanzen hergestellt und in Form von Drops an die Truppe verteilt.<sup>2792</sup>

Im Winter 1941 und in den Schlammperioden im Frühjahr und Herbst der darauf folgenden Jahre, verschlechterte sich die im Osten ohnehin angespannte Situation noch weiter. Im Verlauf der Kriegsjahre, vor allem auf den Rückzügen, wurden die Lebensmittel dann noch knapper. So gab es nur die Möglichkeit, sich aus dem Land zu verpflegen. Dabei ist es in manchen Fällen schwierig zu beurteilen, inwieweit die bei der Bevölkerung requirierten oder durch Vieh-Diebstahl beschafften Nahrungs-

<sup>2787</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1178.

<sup>2788</sup> Thoms: „Ernährung“, S. 211.

<sup>2789</sup> Ziegelmayer: Rohstofffragen der deutschen Volksernährung, S. VII, zit. n. ebd., S. 212.

<sup>2790</sup> Thoms: „Ernährung“, S. 212.

<sup>2791</sup> Ebd., S. 213.

<sup>2792</sup> Ebd., S. 216.

mittel nur der Aufbesserung oder Abwechslung zur von der Wehrmacht bereit gestellten Verpflegung bedeuteten, oder ob sie wirklich dem Überleben einzelner Einheiten dienten, ein Zweifel, den auch die nachfolgende Aussage nicht völlig ausräumt:

„Der Melder neben mir starrte gebannt durch sein Fernglas. Eine Kuh! In der Tat, eine friedlich grasende Kuh. ... Wir aber dachten ... an eine Bereicherung des Speiseplans. Die ewigen, eintönigen Wassersuppen, sie liefen schneller durch den Darm ab, als man in den Magen löffeln konnte. Das war eine günstige Gelegenheit, aus dieser verfluchten Balka herauszukommen, denn hier war nichts zu holen; keine Zigaretten und keine Schokolade; ... die verpestete Balka, in der wir in Deckung lagen, war ein tiefer Bodenriss, der zum Flusse hinunter sanft auslief. Über den Rand der engen Schlucht zischten die Granaten, und in unserem Rücken, oben am Horizont, graste noch immer friedlich die Kuh. Sie wurde das Angriffsziel unseres Dreimann-Spähtrupps. Der Gedanke an ein Essgeschirr voll frischer Kuhmilch trieb uns schnell voran, und bald hatten wir die Anhöhe erreicht.“<sup>2793</sup>

Die Deutschen hatten ihre Verpflegung noch gegen einen weiteren Gegner zu verteidigen. So berichtete Moll in einem Feldpostbrief vom Kubanbrückenkopf am 17.5.1943:

„Der Kampf gegen Mäuse und Ratten denen unsere Verpflegung ganz gut zu schmecken scheint, war bis jetzt erfolglos. Vom übrigen Ungeziefer will ich schweigen.“<sup>2794</sup>

Schütte war es wichtig zu betonen, dass es hinsichtlich der Verpflegung in seiner Einheit „keinen Unterschied“ zwischen Mannschaftsdienstgraden und Offizieren gab:

„Also, ... der Manstein [schreibt sogar], dass in seiner Heeresgruppe bis zum höchsten Stab das gleiche verteilt, das gleiche Essen ausgegeben wurde als vorne an der Front. Naja, [aber] die werden schon hin und wieder mal 'n Hähnchen gehabt haben, das da rumgelaufen is (lacht).“

Bei den Soldaten der Roten Armee und einigen deutschen Verbündeten sah dies nicht so gut aus. Neben den Russen wird auch von den Rumänen berichtet, dass Mannschaftsdienstgrade wesentlich schlechter verpflegt wurden als Offiziere (5.3 und 5.7).

Der damalige ROA und Maschinengewehrführer, Heinrich Asmussen berichtete:

„Unsere Verpflegung war in Ordnung, die Marketenderwaren klappten, die Feldpost klappte, es war ganz erstaunlich, wie sie das bewerkstelligten. Das hielt auch die gefangenen Russen, die als Hiwis arbeiteten, bei uns. ... Es gab natürlich auch Tage, an denen es so eisig kalt war, dass es der Verpflegungswagen nicht weit genug nach vorn schaffte. Dann ging es zu Fuß weiter, und hatten es die Essens-träger schließlich bis in unsere Stellung geschafft, dann war die Erbsensuppe oben gefroren.“<sup>2795</sup>

Die Zusatzverpflegung in Form von Marketenderwaren, die Asmussen und nachfolgend auch Müller erwähnten, bestand in der Regel aus Schnaps, Zigaretten oder Tabak, Schokolade oder Schoka-Kola und auch aus Schreibutensilien<sup>2796</sup>.

<sup>2793</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 52f.

<sup>2794</sup> FpBf v. „Moll“, 17.5.1943, in: Restloser Einsatz, S. 101.

<sup>2795</sup> Ebd., S. 234; vgl. Raun am 9.12.41 vor Moskau: „Das Essen, Wurst, Brot und Käse waren meist gefroren, so dass wir oft nichts essen konnten. Die Feldküche konnte oft nicht zu uns vorkommen – na, kurz und gut, es war oft sehr besch...“ in: Jasper: Zweierlei, S. 94.

<sup>2796</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 43.

Müller ergänzte Asmussens Bericht, wies aber noch auf eine andere Taktik hin, derer sich die Einheiten bedienten, um eine auch nur annähernd ausreichende Lebensmittelzuteilung zu erhalten:

„In Russland war es so: Wenn die rankam, die Verpflegung, in der Stellung, war sie gut, aber kalt. [Die] kam ja nur nachts immer rein in die Stellung. Da kam alles auf einen Schlag: da kam die Post, da kam die warme Kost, da kam die kalte Kost. Und dann musste man das also im [Deckungs]Loch [essen]. ... Ja, es kam genug ran. Nachher, später, wars so, meinetwegen für 150 Mann empfing die Kompanie [Verpflegung] und es waren 'n nächsten Tag bloß noch 130 da: Und denn gabs ja auch diese Großkampfverpflegung, Zusatzverpflegung, die wir oft hatten, in Form von Schoka-Kola, solche Schachteln Schokolade. ... Ja, und Starkbier und, Gott, alles mögliche. Das war aber dann für die Großkampftage. Da gabs so was extra. Aber das kam immer 'n paar Tage später an, da waren wieder 'n paar weg. Da wars mehr.“

Im Einsatz war es oft nicht möglich, warme Verpflegung zu empfangen. Abends gab es in der Regel Kaltverpflegung. Auf die Besonderheit bei der Abendverpflegung, die Müller erwähnte, kam auch Bernecker zu sprechen:

„Am Abend gab es keine warme Verpflegung, wir erhielten ‚Rabatzpäckchen‘. Die kleinen Pakete waren für die kämpfenden Männer gedacht, wenn sie ständig am Feind und in Bewegung waren und keine andere Nahrung erhalten konnten. Ich mochte sie gerne, da sie verhältnismäßig gute Sachen enthielten: Schokolade, Kekse, Trockenfrüchte und die wichtigen Zigaretten, die wir zur Beruhigung der Nerven brauchten. Öfters erhielten wir doppelte Ration, da wir für die Gefallenen, Vermissten oder Verwundeten des Tages die Rationen mit empfangen. Statt des täglichen Pumpernickels gab es Knäckebrot.“<sup>2797</sup>

Bernecker und auch Asmussen<sup>2798</sup> verdeutlichen, dass es, angesichts der knappen Verpflegung, allgemein üblich war, Verluste und Abgänge – Tote und Verwundete –, erst verspätet im Gefechtsbericht zu erwähnen, die Neuzugänge dort jedoch schon vorzeitig zu melden.<sup>2799</sup> Dadurch war die jeweilige Kompanie manchmal zahlenmäßig um ein Drittel verstärkt, so dass sie entsprechend mehr Verpflegung erhielt. Der Nachteil bei diesem Vorgehen bestand allerdings darin, dass die betreffenden Einheiten beim Stab für kampfkraftiger gehalten wurden als sie tatsächlich waren und daraufhin Kampfeinsätze erhielten, denen sie zahlenmäßig nicht genügen konnten oder einen viel zu großen Gebietsabschnitt verteidigen sollten, der dann nur mit den eigenen schwachen Kräften besetzt werden konnte.

Über die Verpflegung in der Nähe von Char'kov berichtete Esser am 16.2.1943:

„... Verpflegung geradezu bombig. Eben bruzzeln in und auf dem Herd 5 Täubchen für die Besatzung. Der ‚Pan‘ hat sie für uns zurechtgemacht. Wir kochen und braten. ... Außerdem haben wir Verpflegungslager ausgeräumt, die zerstört wurden oder werden sollten wegen des russischen Vormarsches. Es gab viel Schokolade.“<sup>2800</sup>

<sup>2797</sup> Bernecker: Generation, S. 248.

<sup>2798</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 242f.

<sup>2799</sup> Eisner berichtete im Gespräch, dass dieses Vorgehen besonders im Stalingrader Kessel, wo die Verpflegung von vornherein mehr als knapp war, gang und gäbe war.

<sup>2800</sup> FpBf Esser an seinen Vater, 16.2.1943 (PrArIW)

In einem Feldpostbrief vom 24.2.43 heißt es: „Ja, und mir geht es gut. Öfters haben wir unser Hähnchen im Topf, und mal gibt es Brat- mal Pellkartoffeln. Natürlich außer unserem Feldküchenessen.“<sup>2801</sup> Am 3.3.43 schrieb Esser: „An meinem Geburtstag war weiter nichts los, als dass wir einen anständigen Hühnerbraten hatten. Später, als der Tross etwas nach vorne kam, bekam ich vom Chef eine Buddel Schnaps. ... Die Verpflegung ist weiterhin sehr gut...“<sup>2802</sup>

Es kann davon ausgegangen werden, dass der Bevölkerung nicht immer nur aufgrund zwingender Notwendigkeit Vieh oder Geflügel weggenommen wurde (s. dazu Ludwig in Abschn. 5.4). Dass der Nachschub auf sich warten ließ, wird von Esser jedenfalls nicht berichtet. Die Besatzungstruppen waren strengstens angewiesen, von ihnen vorgefundene Vorräte genau zu erfassen und ins Reich zu melden. Selbst nicht benötigte Mengen sollten nach Deutschland abtransportiert werden, wobei Thoms dazu feststellt, dass „die Truppen ... sich über die ihnen zustehenden Mengen hinaus [bedienen],“ und es auch, wie bei Esser anklang, „wilde“ Requisitionen einzelner Truppenteile gab, „die ihre eigenen Sonderinteressen befriedigten.“<sup>2803</sup>

Die berüchtigte Schlammperiode erlaubte oft kein Durchkommen zur vordersten Front. In diesem Fall hatten die deutschen Soldaten kaum eine Wahl, wie der damalige Funker beschreibt. Zunächst wird jedoch bei seiner Schilderung über die anfängliche Verpflegungssituation offenkundig, dass die Wehrmachtsteile nicht einheitlich versorgt wurden, sondern die Luftwaffe als Waffengattung, im Hinblick auf Ausrüstung und Verpflegung, ähnlich privilegiert war, wie Esser und Ludwig es von den Panzerdivisionen der Waffen-SS berichtet haben.<sup>2804</sup> Bachhofer beschrieb die Lebensmittelsituation seiner Einheit im September 1941:

„Uns ging es auch immer gut. In den ersten zwei Monaten kam fast jede Woche eine Ju 52 mit frischem Bier und mit Wein für den Stab, zu dem wir ja gehörten. Es gab erstklassiges Essen und wir hatten immer zu rauchen, so viel, dass ich auch noch meinem Vater etwas nach Haus schicken konnte. Bei der Luftwaffe hatten wir Vorteile, auch wenn es den anderen gegenüber nicht richtig war.“<sup>2805</sup>

Bachhofer war bewusst, dass er im Hinblick auf die Zusatzverpflegung zweifach privilegiert war: als Angehöriger einer Luftwaffeneinheit und als Mitarbeiter im Stab. Der Überfluss, der es ihm erlaubte, auch noch Rauchwaren in die Heimat zu schicken, erzeugte in ihm jedoch ein gewisses Schuldbewusstsein gegenüber den Kameraden

<sup>2801</sup> FpBf Esser an seinen Vater, 24.2.1943 (PrArlW)

<sup>2802</sup> FpBf Esser an seinen Vater, 3.3.1943 (PrArlW)

<sup>2803</sup> Thoms: „Ernährung“, S. 220.

<sup>2804</sup> Theoretisch hatte die Heeresverwaltung für jeden Truppenteil eine eigene Ernährungszuteilung entwickelt. Angehörige der Luftwaffe sollten danach eine geringere Kalorienzufuhr und „leichtere“ Kost erhalten als Soldaten des Heeres, die an der Ostfront bei Schnee und Kälte im Einsatz waren und daher eine kalorien- und fettreiche Verpflegung benötigten. Ebd., S. 218.

<sup>2805</sup> Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 202.

bei den anderen Wehrmachtteilen, das sich jedoch auch erst nach dem Krieg eingestellt haben kann.

Mit dem Aufweichen der Wege nach starken Regenfällen im Oktober 1941 vor Moskau änderte sich jedoch die Lage abrupt. Bachhofer beschreibt:

„Der Nachschub kam nicht mehr, und auch das Essen fehlte. In einem Ort etwa hundert Kilometer vor Moskau mussten wir von der Bevölkerung leben, deren Kühe und Hühner geschlachtet wurden. Die Russen haben oft geheult, wenn wir ihnen die Kuh wegnahmen, aber machen konnten sie nichts, sie wären sonst erschossen worden. Wo es schwierig wurde, ist kurzer Prozess gemacht worden.“<sup>2806</sup>

Bachhofers Aussage verdeutlicht den Ernst der Lage für die Zivilbevölkerung. Bei Weigerung, Nahrungsmittel und Vieh herauszugeben, bestand für sie Lebensgefahr. Wovon sie lebten, wenn ihnen das letzte Stück Vieh genommen war, kann hier nur gemutmaßt werden. Sicher bedeutete das zumindest, dass diese Menschen in der Folgezeit selbst erhebliche Versorgungsprobleme hatten und Hunger litten. Die bestehende Anweisung, dass das Heer sich „sobald wie möglich ... restlos aus dem besetzten Gebiet“ verpflegen sollte, „um so die Verpflegungslage Europas zu erleichtern und die Verkehrswege zu entlasten“,<sup>2807</sup> kam daher sehr bald zur Anwendung.

Für die Bevölkerung hatte diese rücksichtslose Ausbeutung des Ostens verheerende Folgen.

Auch Ludwig bekannte im Interview, dass seine Division sich bei den Russen selbst bediente, „Kühe rausholte und selbst schlachtete. Und die andern machten auch, aber erzählten niemand davon“ (s. Abschn. 5.4).

In der Regel hatten die Soldaten auch eine Notration, deren Inhalt Asmussen erläutert:

„Knäckebrötchen und eine Fruchtessenz in Tüten, die vermischt man mit Schnee und hatte dann Marmelade, allerdings eine ziemlich kalte. Brauchten wir Wasser, nahmen wir den sauberen Schnee, erhitzten ihn im Essensgeschirr, und wenn's nichts anderes gab, wurde das Kommissbrötchen reingebrockt, das machte auch satt. Lag man allerdings im Bunker, gab's solche Probleme nicht.“<sup>2808</sup>

Anhand Asmussens Beschreibung wird offenkundig, dass Versorgungsschwierigkeiten besonders dann auftraten, wenn sich die Truppe in Bewegung befand, so dass die Feldküche oder die Essensträger nicht ohne weiteres folgen bzw. überhaupt nicht dort hingelangen konnten oder nach einem Stellungswechsel der genaue Standort nicht schnell genug zu ermitteln war. Die so genannte Eiserne Ration, von der Asmussen berichtet, durfte nur im Notfall aufgegessen werden, also nur dann, wenn längere Zeit keine Verpflegung durchgekommen war. In unregelmäßigen Abständen gab es sogar einen Appell, bei dem die Eisernen Rationen vorgezeigt werden mussten. Diejenigen, die sie nicht mehr besaßen, konnten mit drei Tagen verschärftem Arrest bestraft wer-

<sup>2806</sup> Ebd.

<sup>2807</sup> Zit. n. Verbrechen der Wehrmacht 2002, S. 290 (Ausstellungskatalog).

<sup>2808</sup> Asmussen, in: Schütdekopf: Krieg, S. 234.

den. Außerdem erfolgte ein Eintrag in die Personalakte der Betroffenen.<sup>2809</sup>

Auch sonst privilegierte Truppenteile waren angesichts der Witterungsbedingungen machtlos. Wie eingangs bereits von Gottschalk angesprochen, erinnerte sich auch Schütte, Angehöriger der Heeresdivision „Großdeutschland“, dass es bei Engpässen nicht immer möglich war, bei den Zivilisten etwas zu bekommen:

„Die Wehrmachtsverpflegung, *nur* die Wehrmachtsverpflegung, war nicht besonders gut. Jede Einheit hat versucht, irgendetwas zu requirieren. Es ist nicht immer gelungen natürlich. In der Zeit, in der die Front still gestanden ist, war vorne alles weg, klar. Da ist nichts mehr rum gelaufen. Aber wenn Sie dann irgendwie wo neu hinkamen, dann is scho' requiriert worden. Aber, wie gesagt, in Ostpreußen is immer abgekauft worden.“

Schütte macht deutlich, dass mit zunehmender Kriegsdauer die Wehrmachtverpflegung für sich genommen für die Versorgung der Soldaten nicht ausreichend war. Das berichteten bereits im Westen stationierte Zeitzeugen, (s. Kap. 2., 2.1), die jedoch vor dem 6.6.1944 in Frankreich Eier, Butter, Brot, Fleisch und anderes zukaufen konnten, eine Möglichkeit, die in der Sowjetunion vielfach nur sehr bedingt, und – wenn überhaupt - nur in großen Städten gegeben war. Wenn dann auch bei den Zivilisten keine Nahrungsmittel mehr vorhanden waren, blieb unweigerlich der Hunger. Thomsen erwähnte bereits in Kap. 5.4, dass korrekt auftretende deutsche Soldaten den Einheimischen ihre Ware bezahlten, wie Schütte es auch in Ostpreußen erlebte.<sup>2810</sup>

Zu betonen bleibt jedoch, dass seitens der Wehrmachtsführung von vornherein eine weitgehende Autarkie in der Truppenversorgung angestrebt wurde, um den Nachschub zu entlasten. Dieses „Leben aus dem Lande“ bedeutete, dass eine Rücksichtnahme auf die Belange der Zivilbevölkerung nicht vorgesehen war und die vorgefundenen Rohstoffe, Arbeitskräfte und auch Vorräte auszubeuten waren.<sup>2811</sup>

Man sollte meinen, dass es zumindest auf den Rückzügen für die Wehrmachtangehörigen kein Problem darstellte, sich in den zuvor eingerichteten Wehrmachtverpflegungslagern mit Nahrungsmitteln einzudecken. Dietrichs, Ludwigs und später auch Schweitzers Aussagen verdeutlichen jedoch, dass häufig das Gegenteil der Fall war. Dietrich erklärte dazu:

<sup>2809</sup> Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 41.

<sup>2810</sup> Rass: *„Menschenmaterial“*, S. 315, stellt in seiner Studie fest, dass deutsche Truppen der 253. I. D., die in Anspruch genommenen Güter bezahlten, solange sie sich auf dem Gebiet der baltischen Staaten befanden. Ausnahmen bildeten die Bestände der Roten Armee und jüdisches Eigentum, „das ohne Gegenleistung beschlagnahmt wurde.“ Nachdem sie jedoch sowjetisches Territorium überschritten hatten, habe sich das Verhalten der Truppen verändert, so dass vorgefundene Viehbestände, „nun zum Zielobjekt der Requirierungskommandos wurden.“ Wenn Zahlungen an die Viehbesitzer erfolgten, so geschah dies – wie auch in Frankreich - zu einem für die sowjetische Bevölkerung ungünstigen Umrechnungskurs in Reichskassenkreditscheinen. Es sei davon auszugehen, so Rass, dass die Gegenleistung nach der Beschlagnahmung von Vieh jedoch lediglich die Ausstellung einer Requirierungsbescheinigung gewesen sei.

<sup>2811</sup> Ebd., S. 324; vgl. DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: *Das Scheitern*), S. 1154, 1172.

„... Hier, von Tatsiskaja, was meinen Sie... auf 'm Rückmarsch, da haben die Verpflegungslager, unsere Verpflegungslager, [die waren] voll, hier, Häuser, voll, alles in die Luft gesprengt, und wir hatten nichts zu fressen! ... Ja, die Deutschen, die haben da mit der Pistole gestanden, da habe ich sogar 'n Bild hier, ... da stand der Oberzahlmeister, der das verwaltet hat, mit der Pistole in der Hand, und da durfte kein Landser... Und da sind wir bei gegangen, haben da rum gestochert und haben da noch was raus geholt. Man muss sich das mal vorstellen!“

In der ihm eigenen Art ließ Dietrich seiner Empörung noch im Gespräch freien Lauf. Koschorrek berichtete von einem ähnlichen Vorfall, bei dem der wachhabende Soldat des Lagers sogar erschossen wurde, weil er sich, trotz der herannahenden Sowjettruppen, weigerte, die Lebensmittel für die hungernden Wehrmachtseinheiten freizugeben<sup>2812</sup>. Für den Bereich der Heeresgruppe Süd hatte der Oberquartiermeister der 6. Armee 1942 vor einer Fortsetzung der Offensive bis zum Don gewarnt, „weil man dann in ein Gebiet gelangen würde, wo überhaupt nichts Essbares mehr zu erwarten sei und die schlechte Bahnverbindung einen Nachschub unmöglich mache.“<sup>2813</sup> Außerdem hatten die verbündeten ungarischen und rumänischen Truppen die wertvollen landwirtschaftlichen Überschussgebiete regelrecht geplündert, was die Ernährungslage für den Winter noch zusätzlich belastete.<sup>2814</sup> So war es der Wehrmacht auf den Rückzügen kaum möglich, ausreichend Lebensmittel für die Truppe zu beschaffen. Das gleichzeitige Ausbleiben eigener Versorgung durch Stockung im Verpflegungsnachschub und die Lieferung zu geringer Mengen mussten unweigerlich zur Krise führen.

Der Informant Ludwig wusste von einem Fall zu berichten, der sich ebenfalls auf dem Rückzug seiner Einheit zugetragen hat. Die Angehörigen seiner Waffen-SS-Division ließen sich nicht von dem das Lager verwaltenden Hauptmann abweisen und verliehen dem Wunsch nach Lebensmitteln mit Waffengewalt Nachdruck:

„Der Fourrier is ... im Range eines Feldwebels. Das ist ein Fourrier-Offizier... die die Lager füllten, dafür sorgten, dass die Verteilung richtig... und sonst dicke Bäuche hatten, immer rauchten, weil sie eben an der Quelle saßen, und, ja, wenns darauf ankam, zu spät die Lager frei stellten, das habe ich in Uman erlebt. Da war so viel, ein Riesenlager, und wir marschierten alle in Richtung Westen, und keiner war mehr richtig imstande, irgendwie als Soldat tätig zu sein. Und da stand da so 'n arschloch im Range eines Hauptmanns und verteidigte sein Lager, und da konnte er nichts dagegen tun, als dann andere Offiziere mit ihren Einheiten rein gingen, weil Hunger - Hunger kriegt alles fertig. Und indem ich sah, wie ein Leutnant auf den zu ... (schreit): ‚Wenn du jetzt nicht ad hoc ... ( ), schieß' ich dich über 'n Haufen. Mach dass du wegkommst!‘ Und da haut der dem mit der Pistole einen an 'n Kopp. Der taumelt zur Seite. Und noch eh' man sich's besah, war die ganze Meute da eingebrochen, in Uman. Bei so 'nem ganz starken Rückmarsch, und alles walzte durch den Matsch, und die Fahrzeuge waren schon längst weg. Das heißt, Fahrzeuge waren weg, auch das, was die Soldaten mitnehmen wollten, war weg, und sie hatten auch nichts mehr zu fressen und so. Und dann kommt da

<sup>2812</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 338.

<sup>2813</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1178.

<sup>2814</sup> Ebd.

so 'n Heini und sagt: ‚Nein, nein, nein, kann ich nich.‘ Und jeder weiß, hinter uns kommt der Russe, der kriegt dann alles.“

In ihrer Not durchsuchten deutsche Soldaten an der Ostfront nach tagelangen Verpflegungsausfällen sogar „die Schmutz starrenden Tragebeutel unserer toten Feinde vor den Stellungen nach Brot und Essbarem<sup>2815</sup>“. So manches Mal waren die Landser dabei überrascht und stellten fest: „Teilweise hatten sie in ihren Beuteln mehr deutsche Verpflegung, als wir zugeteilt bekamen<sup>2816</sup>.“ Auch deutsche Juno-Zigaretten wurden in den sowjetischen Tragebeuteln entdeckt. Eine deutsche Armbanduhr mit Namensgravur fand sich am Handgelenk eines Kommissars wieder<sup>2817</sup>.

Der Befragte Schweitzer versuchte, sich auf dem Rückzug, in einer schwierigen Situation, als es galt, für seine Einheit Essen zu beschaffen, äußerst korrekt zu verhalten:

„Für mich war noch so 'n nettes Erlebnis: Als wir hier vor dem Übergang standen, kamen dann Leute von mir, die dann natürlich gleich, so die alten Hasen, ausschwärmen: ‚Wo gibt's was?‘ Was zu gucken, Fahrzeuge von ander'n. Flugzeuge waren ja nicht beim Russen oder wenig, da jedenfalls nicht. Und Zivilbevölkerung und brüllende Kühe, und ich weiß nicht, was. Und so, wie denn so 'ne Kolonne hält, sind dann so 'n paar fixe Leute irgendwo unterwegs und gucken. Dann kamen die an: ‚Herr Leutnant, da is 'n Verpflegungslager. Da gibt's die schönsten und tollsten Sachen.‘ Cognac, Zigaretten - war wichtig - und so was nachher. Ja, und dann bin ich dann dahin. Und da war das ein Luftwaffenverpflegungslager, da stand so 'n ‚armer‘ Feldwebel mit seinen Leuten, wusste nicht, was er machen sollte, hatte keinen Befehl. Und ohne Befehl is das immer für Soldaten schwierig, das zu machen. Ja, und da hab ich gesagt: ‚Da werd' ich mal Ihnen 'n paar Fahrzeuge schicken und dann laden wir das mal voll!‘ ‚Nein, das darf ich nicht!‘ ‚Ja,‘ ich sage, ‚das is ja was! Morgen wird hier geschossen, morgen früh,‘ 24 Stunden später. Und ich sage: ‚Machen wir so: ich warte bis um 12.00 und dann lass' ich Ihnen [weiß ich nicht] zwei oder drei Zugmaschinen da,‘ oder so was, mit so 'nem alten Unteroffizier oder so ähnlich, ‚und dann laden wir die voll und ich schreib' Ihnen das auf.‘ Meldeblock rausgeholt und dann hab ich da drauf geschrieben, irgendwas, damit er 'n Zettel hatte, wenn er mal gefragt wurde. [Er] is sicherlich nicht gefragt worden, aber... war er froh, dass er also einen Befehl hatte von einem Offizier, dass er was abgegeben hat. Und tatsächlich: die kamen hinterher, die beiden, mit den Zugmaschinen, die schönsten Sachen (lacht), die nächsten Tage. ... Das [Lager] ist vermutlich vielleicht [hinterher] verbrannt worden oder is geplündert worden oder so ähnlich. Oder weiß ich nicht, wenn nachher dann die zurück gehenden Infanteristen kamen, die haben das natürlich noch mitgenommen.“

Ob das Gespräch angesichts der nachrückenden Russen und der hungernden Wehrmachtsoldaten wirklich in so ruhigen Bahnen verlief, wie vom Informanten Schweitzer geschildert, ist heute nicht mehr nachzuprüfen. Der Befragte fügte noch hinzu, dass die Auflösung des Lagers nicht geschehen war, da der Offizier keinen Befehl dazu gehabt hatte. Auch habe er sich darüber gewundert, dass dort ein Luftwaffenlager eingerichtet worden war, zumal sich gar kein Flugplatz in der Nähe befand.

Lützen hatte ein Erlebnis, bei dem ihm von einer Wehrmachteinheit ebenfalls die Ver-

---

<sup>2815</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 97.

<sup>2816</sup> Ebd.

<sup>2817</sup> Ebd., S. 106.

pflegung vorenthalten wurde, so dass er in seiner Not zum Dieb wurde:

„Drei Tage bin ich von unserer Kompanie weggekommen und lande bei einer anderen Einheit, melde ich mich beim Kompaniechef - das war 'n Hauptmann – ick säch: So und so. ‚Ich möchte Verpflegung haben.‘ ‚Ja, wie...?‘ Ich kriegte 'ne Antwort: ‚Wir haben auch nichts!‘ ... So, und denn denk' ich: ‚So, wenn Ihr so wollt, denn klau' ich.‘ Denn hab ich sieben Brote gestohlen, sieben Brote und denn noch welche Büchsen. Ich wusste ja noch, in diesen Fahrzeugen, da war meist so 'ne Plane drüber, und denn man reinlangen! (lacht) ... Aber er hätt' mich nie erwischt! [Sonst] an 'ne Wand! [Das hatt' ich denn] in 'ne Bockkasten. War so 'n kleines Fahrzeug. Das is nich größer wie der Tisch hier. Und da is 'n Bockkasten und da rein mit die ganzen Brote und auch die... So, nun kam ich denn nach bald drei Tagen wieder an bei der Kompanie. Und mein Kriegskamerad, der is ja auch dot jetzt, ... ick säch: ‚Martin,‘ jetzt haben wir wat zu essen.‘ ‚Wat?‘ ‚Jo,‘ säch ick, ‚sieben Brote. Eins hab ich aufgefressen,‘ säch ick. Denn man war froh, wenn man nur trocken Brot hatte. ... Jede Einheit hatte eine Reserve, hab ich nachher zu wis-sen gekriegt, für Vermisste. Die hätt' mir wat geben müssen! Man kann doch nicht einem sagen: ‚Ja, wir haben nix! Du kriegst nix!‘ Denn wenn er mir wat gegeben hätte, denn hätt' ich ja auch nich jestohl'n. ‚Wir haben auch nichts!‘ Raus war ich. ‚Nächste bitte!‘“

Der Befragte, der nach schweren Kämpfen versprengt und mehrere Tage herumgeirrt war, in denen er ohne Essen auskommen musste, wurde vom Kompaniechef der deutschen Einheit, bei der er schließlich nach längerem Suchen ankam, anscheinend brüsk abgefertigt und abgewiesen. In der ihm eigenen Art, versetzt mit plattdeutschen Worten, veranschaulichte Lützen, wie wütend es ihn machte, einfach wieder hungrig weggeschickt zu werden, und wie ungerecht dies von ihm empfunden wurde. Nachträgliche eigene Erkundigungen brachten dann zutage, dass der Hauptmann sich vorschriftswidrig verhalten hat. Auf Nachfrage, wie es ihm letztlich gelungen war, so viele Lebensmittel zu stehlen, ohne erwischt zu werden, erklärte der Informant: „Aber, die waren ja alle beschäftigt, ihre Pferde wegzukriegen, und so weiter.“ Anscheinend hatte Lützen auch Pferd und Wagen dabei, so dass er Brote und Konserven im so genannten Bockkasten verstecken und nach der Rückkehr zu seiner Einheit mit einem Kameraden, den er einweihete, teilen konnte. Wohlweislich behielt Lützen gegenüber seinen Vorgesetzten und den übrigen Soldaten seiner Einheit für sich, über welchen Vorrat er verfügte und wie er diesen beschafft hatte. Generell konnten Eigentumsdelikte sogar mit der Todesstrafe enden. Dazu stellt Zellhuber fest, dass fünf Angehörige der Deutschen Reichsbahn zum Tode verurteilt worden sind, weil sie Eisenbahnwagen mit Lebensmitteln, „die für die schwer ringende Front bestimmt waren, erbrochen und beraubt hatten.“<sup>2818</sup> Weniger schwer wiegende Fälle von Diebstahl, „unter Ausnutzung der Kriegsverhältnisse und Bereicherung an reichseigenem Gut“, wurden von deutschen Gerichten mit Zuchthausstrafen bis zu 10 Jahren bestraft.<sup>2819</sup> Häufig lag es auch im Ermessen der betreffenden Dienststelle, wie hoch die Strafe ausfiel. In Lützens Fall war die Entwendung der Lebensmittel nicht oder nicht sofort

<sup>2818</sup> Zellhuber: Verwaltung, S. 203.

<sup>2819</sup> Ebd.

aufgefallen. Dennoch hätte er eine Strafe zu erwarten gehabt, wenn jemand den Diebstahl bemerkt hätte.

Der Befragte Ewald Jost erinnerte sich in einem Telefonat mit der Verfasserin im Oktober 2010 an einen Vorteil, den die motorisierten Truppen gegenüber den Infanteristen hatten. Neben dem Privileg, nicht zu Fuß laufen zu müssen (s. Abschn. 5.6), verfügten Einheiten, die mit einem Kfz oder Lkw unterwegs waren, über die Möglichkeit einer Bevorratung, wie sie auch Lützen in seinem Bockkasten anlegte. Irgendwo fand sich in den Fahrzeugen meist ein Platz, in dem sich eine größere Lebensmittelreserve verstecken ließ, auf die bei Ausbleiben der Wehrmachtverpflegung oder ungenügender Zuteilung zurückgegriffen werden konnte. Einen solchen Vorrat konnte ein Infanterist weder zusätzlich tragen noch in seinem Marschgepäck unterbringen: dort befanden sich zumeist schon die „Eiserne Ration“, eine Gasmaske, eine Essensdose, eine Trinkflasche und einige persönliche Dinge und Utensilien, so dass für weitere Gegenstände kein Platz blieb.

Ein Aspekt, der in Zusammenhang mit dem Krieg an der Ostfront – neben dem Nachschub an Verpflegung, Munition, Ersatzteilen und Pferdefutter - ebenfalls wichtig ist und von den Zeitzeugen sehr oft thematisiert wurde, war die besonders im ersten Winter völlig unzureichende Bekleidung. Die meisten Soldaten verfügten bei den ersten Kälteeinbrüchen im Oktober/November 1941 nicht über die notwendige Ausstattung (siehe Abschn. 5.6).

Esser berichtete zwar, dass seine Waffen-SS-Division wattierte Uniformen hatte und somit gut ausgestattet war. Aber auch diese Bekleidung hatte ihre Tücken. Esser erklärte auch, warum Handschuhe für Panzersoldaten bei großer Kälte unerlässlich waren, der Panzer an sich jedoch im Winter Vorteile bot:

„Wir war'n von oben bis unten weiß eingekleidet, so 'ne Kombination. Und wenn man die an- und ausziehen wollte, musste immer jemand helfen. Alleine kam man da weder rein noch raus. Musste immer jemand hinten hochziehen und so. ... Und – weil Sie jetzt von Kälte sprachen, das war bei uns Panzerleuten natürlich 'ne schwierige Sache auf der einen Seite, denn man durfte beispielsweise nicht mit der bloßen Hand an den Panzer kommen. Da fror man sofort fest. Man musste also ständig Handschuhe tragen. ... Das war also gar nicht anders zu machen! Auf der anderen Seite hatte man natürlich das große Glück, dass 'n Panzer ja auch geheizt werden konnte. Also, wenn der Panzer fuhr, dann konnte man mit 'm Motor innen Wärme entwickeln. ... Mir hat die Kälte eben nur dann zugesetzt, wenn wir in Ruhe lagen, also draußen waren, also nicht an die Panzer konnten ohne Handschuhe. ... Panzerleute hatten den Vorteil, dass, wenn Angriffe gefahren wurden, sie auch abends dann irgendwo unterzogen. Die kamen also zurück in 'n Dorf. Bei der Panzerrei war das der große Vorteil vor den Infanteristen, die da immer vorne im Dreck lagen. ... Ich bin jeden Tag rasiert ins Gefecht gefahr'n. .... Leute, die vorne im Graben lagen, konnten sich nicht rasieren.“<sup>2820</sup>

<sup>2820</sup> Vgl. FpBf Josef B. (6.8.44), in: Jasper: Zweierlei, S. 165: „Seit gestern bin ich wieder in der Feuerstellung. Angenehmer ist wohl der Aufenthalt in der Protzenstellung. Man kann sich gründlich waschen, die Wäsche besorgen. Manches kann man wohl von Zivilisten einhandeln, an einem Tisch isst und schreibt sich's besser. Der nächtliche Schlaf ist meist

Dietrich verdeutlichte die Transportschwierigkeiten, die die Wehrmacht hatte, was u. a. die unzureichende Winterbekleidung erklärt:

„Doch, [Handschuhe] hatten wir. Es gab auch Wehrmachtshandschuhe schon. Aber das meiste von zu Hause, die selbst gestrickten. Ich hab Ihnen doch gesagt: das war's doch – die Ausrüstung war da. Aber die ist nicht nach vorne gekommen! (wird energisch) Ja, sicher. Nur, es hieß immer... kommt! Kommt! Es hieß alles immer: es kommt! Naja, aber denn ging mal die Bahn wieder nicht mehr. Wenn die Bahn da 2000 Kilometer fahren muss, bis da unten runter... Die Heeresverlade... Das musste ja abgeholt werden auch. Dann ging das mit den Lkws nicht, dann mussten die Pferde wieder ran. Und die Pferde mit ihren Panjewagen, nicht wahr, die konnten ja nicht so viel mitnehmen. Munition war auch [abzuholen].“

Besonders die Soldaten des ersten Kriegswinters 1941/42 waren auf Unterstützung aus der Heimat angewiesen. Da die deutsche Führung von einem „Blitzkrieg“ und einem „Blitzsieg“ im Osten ausging, waren keine Vorkehrungen für den Winter getroffen bzw. zugunsten der operativen Vorbereitung von „Barbarossa“ vernachlässigt worden. Zum ungebrochenen Widerstand der Roten Armee und der Erschöpfung der eigenen Angriffskraft ab Mitte Oktober 1941, kam die sich immer mehr zuspitzende Eisenbahntransportkrise und die daraus resultierende, vollkommen unzureichende Versorgungslage.<sup>2821</sup> Aus all diesen Faktoren ergab sich die Unmöglichkeit, den Nachschub und die Versorgung eines Millionenheeres von Soldaten einem 2000 km langen und über 1500 km tiefen Operationsgebiet zuzuführen. Der Kriegsschauplatz im Osten unterschied sich in geographischer, klimatischer und infrastruktureller Hinsicht grundlegend von mittel- und westeuropäischen Verhältnissen. Alle genannten Faktoren zusammen hatten negative Konsequenzen für die Schlagkraft der Wehrmacht.<sup>2822</sup>

Der damalige Soldat Schüßler schilderte die von der deutschen Propaganda verbreiteten Parolen vom bevorstehenden schnellen Sieg so:

„Langsam naht der russische Winter, über den niemand, selbst die alten Offizierskameraden aus dem ersten Weltkrieg, eine Äußerung vom Stapel lässt. Was heißt überhaupt Winter angesichts der in Kürze zu erwartenden Niederlage der ‚roten Untermenschen‘!? Unsere Propaganda läuft auf Hochtouren, demnach balgen wir uns nur noch mit den allerletzten Russen herum, nur noch ein paar Schüsse und die rote Armee ist erledigt: Vojna kaputt! Welcher Irrtum!“<sup>2823</sup>

Im Hinblick auf die Kälte wurden die Angehörigen in der Heimat gebeten, doch schnellstmöglich Winterbekleidung, Mützen, Handschuhe zu schicken.<sup>2824</sup> Die Wehrmacht war nicht in der Lage, ihre Soldaten ausreichend vor Kälte zu schützen und

---

ungestört.“

<sup>2821</sup> Schüßler: Ostfeldzug, S. 203f., 214.

<sup>2822</sup> Ebd., S. 206.

<sup>2823</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 44.

<sup>2824</sup> Vgl. Buff: Leningrad, S. 35f., FpBf, 7.12.1941, an seine Familie: „Ich schrieb neulich um Pulswärmer für die Füße. Macht sie doch bitte recht warm und lang, als eine Art Wadenstrümpfe. Macht auch bitte so etwas Ähnliches für Handpuls und Unterarm.“

schnell auf die Tatsache zu reagieren, dass die Truppen nicht nur den Winter im Osten verbringen, sondern auch noch weitere Divisionen für die anhaltenden Kämpfe nachgeschoben werden mussten, die ebenfalls auszustatten waren.<sup>2825</sup> Schüler stellt klar, dass

„die Angriffsoperationen des deutschen Ostheeres ... allerdings keineswegs primär als Folge des Kälteeinbruchs, sondern in erster Linie wegen des ungebrochenen sowjetischen Widerstandes, der völligen Erschöpfung der eigenen Angriffskraft und nicht zuletzt der ... Eisenbahntransportkrise ... und der daraus resultierenden, vollkommen unzureichenden Versorgungslage wegen zum Stillstand gekommen [waren].“<sup>2826</sup>

Frau Summ berichtete, dass die DRK-Schwester an der Südfront mit Hasenfell gefütterte Jacken aus dunklem Loden bekamen.<sup>2827</sup> Für sich selbst und für die Patienten habe sie jedoch zusätzlich Kleidung stricken müssen. Auch die Stricknadeln musste sie sich erst selbst anfertigen:

„Und Stricknadel hab i aus Schweißdräht' g'macht, ... da hat man halt a bissele aufpasse' müsse. Und manchmal hat ma auch a' blutiges Fingerle gehabt, da hat man a' Pfläscherle drum gmacht. ... Man hat's auch irgendwie, weil man einfach nicht mehr weiterkam, gell, man hat halt warte' müsse'. ... Ja, Pulswärmer [kamen mal von zu Haus'], ja. Aber mia Fraue' ham uns das selber g'strickt. [Mia waren] ... besser dran, ja. Und durch die Pelzjacken war'n wir ja auch wieder schön warm drin. ... Ach, unsere Mäntel hatten ja alle Kapuzen, ... man konnt' hier alles gut zumachen, mit so 'nem Riemen.“

Dass die Soldaten weniger gut dran waren, wurde Frau Summ bei der Einlieferung deutscher Soldaten ins frontnahe Lazarett bewusst:

„Ja, da war'n auch die Stoffe' zu dünn, bei dene' Soldaten! Des Tuch. War kein Wintermantel. Ganz, ganz selten mal, dass einer von dene' Offiziere später, von dene' Stabsärzte, mal 'n Mantel mit Pelz g'habt hat! Zum Teil in Polen, ich glaub', dass es in Polen war, da konnt' ma solche warme' Mäntel kaufe', außere' braunes Wildleder, also des war richtiges Lammfell. Und die ham sich drauf eing'stellt g'habt, dass die deutsche Wehrmacht, die Offiziere, sich des kaufe'. Also da hat's scho' welche gebe, die nachher 'n warme' Mantel hatten.“

Nicht jeder konnte oder wollte sich einen solchen Mantel leisten, da dieses Kleidungsstück im Kampf nicht tragbar war, wie Frau Summ erinnerte: „... die ware' ja auch zu schwer. Mit dene' hätten Sie ja net kämpfe' könne'. Das war doch a Lascht.“

Zwar verfügte die Wehrmacht über moderne Waffen. Aber auch diese benötigten einen erheblichen Nachschub an Munition, besonders das MG 42, so Schütte:

„Ja, also da muss man schon 'n bisschen Obacht geben: das MG 34 ... nee, MG 42, des war ja nun äußerst robust. Dafür wars ja auch bekannt, schnelle Schussfolge – hat auch Nachteile gehabt – wo wollten Sie die Munition herkriegen? ... Jeder von uns hat zwei so Kästen geschleppt, die haben Gewicht! Also so angenehm war

<sup>2825</sup> Vgl. DRZW 4 (TB), (Beitrag Müller: Das Scheitern), S. 1162f.

<sup>2826</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 214.

<sup>2827</sup> Die DRK-Schwester Anneliese Kaut: Eine von vielen, S. 27f., schrieb am 29.11.1941 in ihr Tagebuch: „Die mit großem Propagandaaufwand lange versprochene Winterbekleidung ist noch nicht eingetroffen. Ich habe kratzige russische, graue Wollstrümpfe an, meine Halbschnürschuhe und den ungefütteten schwarzen Lodenmantel über meinem blauweiß-gestreiften Rotkreuzfähnchen. Das schützt nicht genug vor dem bitteren Frost.“

des auch wieder nicht, aber es war robust im Vergleich zu dem... ich weiß nicht, wie das andere geheißen hat... Mit dem hab ich nichts mehr zu tun gehabt. Aber, auch der Karabiner, nee, da ham wir keine Schwierigkeiten gehabt. Wir hatten also da diese Kombi... diese Tarnbekleidung. ... Ja, 'n bisschen [gefüttert war die], ja, war so Winterbekleidung, doch, doch. Die war ganz ordentlich. Nur die Schuhe waren natürlich 'ne Katastrophe. Schuhe waren 'ne Katastrophe.“

Vom MG 42 berichtete auch der damalige Maschinengewehrführer Asmussen: „Damit konnte man ein Kornfeld mähen, und so war es, wenn sie angriffen.“<sup>2828</sup> Rotarmisten, die über eine freie Fläche einen Angriff in deutsches MG-Feuer liefen, wurden zu tausenden getötet. Ein solches Unterfangen war zum Scheitern verurteilt, es sei denn, den Deutschen ging nach mehreren Angriffswellen die Munition aus, wie Müller bereits berichtete (s. Abschn. 5., 5.1). Schütte wies zu Recht auf die Schwierigkeit hin, den für dieses MG erforderlichen Nachschub zu beschaffen. Im Falle Severlohs bestand das Problem am 6. Juni 1944 darin, das von ihm geführte MG 42 den ganzen Tag über mit der nötigen Munition zu versorgen (s. 3.1): es hatte eine Schussfolge von 1200/Min. Über das katastrophale Schuhwerk, das sich im Laufe der Kriegsjahre immer weiter verschlechterte, beklagte sich neben Schütte auch Dr. Bötcher (s. Abschn. 5.6).

Was deutsche Soldaten aber sehr regelmäßig bekamen, waren Zigaretten, so Schütte:

„Und dann, im Krieg, ... wenn man auch mal keine Verpflegung mehr bekommen hat, Zigaretten haben sie immer gebracht. Wir haben auch mal vom Flugzeug aus Verpflegung bekommen. ... Ja, [wir] war'n eingeschlossen, und es gab, zumindest haben sie uns gesagt, es gab aber auch keinen Nachschub mehr. Was haben Sie abgeworfen? Diese Notverpflegung – die war sehr gut: Schokolade, und... ich weiß nicht, was da noch alles drin war – und auf jeden Fall Zigaretten.“

Schütte gelangte zu dem Schluss, dass es durch die permanente Zigarettenzuteilung im Krieg bei vielen Soldaten zu einer ungesunden Abhängigkeit gekommen ist, wobei niemand dies mit dem Wort „ungesund“ oder „Gesundheit“ in Verbindung brachte:

„Wir waren ja so süchtig, weiß ich noch, da war ich auch nicht alleine, in der Gefangenschaft, in einem Bauernhof, hab ich mal ... so getrockneten Klee gerieben und in Papier... die *Prawda* war ja 'n richtiges Zigarettenpapier, und Klee geraucht, bloß, damit man was hatte – so süchtig war man. ... Und von Gesundheit ist damals überhaupt nicht gesprochen worden! Das Wort ‚gesund‘, also im Zusammenhang mit Rauchen – Gesundheit -, das kannte ich nicht. Es gab gar keine Filterzigaretten. Und, wie gesagt, man sagt, man hat eben da mal angefangen und dann 'ne zweite und dritte und so weiter, ... also man ist da so reingeschliddert in diese Raucherei, und plötzlich war man Raucher, man war drin, und niemand hat mia 's verboten.“

Den letzten Satz führte Schütte noch anhand eines persönlichen Erlebnisses aus:

„Man hat ja auch im Krieg, also bevor ich Soldat wurde, hat's ja Zigarettenmarken gegeben, Tabakmarken gegeben. Ja, natürlich. Und irgendwann war man ein Raucher. Und man durfte in der Öffentlichkeit überhaupt nicht rauchen. Nein, um Gottes willen! Erst ab 18 Jahren! Also, mit 18 Jahren, das weiß ich noch, zum Geburtstag hab ich ein silbernes Zigarettenetui bekommen, mit 'ner silbernen Zigarettenspitze, und da bin ich stolz rum marschiert.“

Schütte stellte im Interview fest, dass es selbst in der Zeit, in der seine Truppe einige

<sup>2828</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 231.

Tage lang in einem Kessel in Bessarabien eingeschlossen war, Zigaretten gab:

„Da haben sie uns mit Lebensmitteln versorgt. ... Aber ... wir haben damals auch festgestellt, was sie dem Landser unbedingt geben, is also Nikotin, Zigaretten. Weil er, glaub' ich, zufriedener ist, als wenn er hungern muss. ... Ich glaube, es hängt mit der Sucht zusammen. ... Der Körper verlangt einfach nach Nikotin, beim richtigen Raucher. Ein Nicht... ein gelegentlicher Raucher, der raucht heut' drei Zigaretten und morgen hört er wieder auf. Des kann ein Raucher nicht.“

Die Tagesration an Zigaretten betrug sechs Stück pro Mann.<sup>2829</sup> In Abschn. 5.7 wird thematisiert, dass die Sterblichkeit bei starken Rauchern im Krieg und besonders in der Gefangenschaft höher war als bei Nichtrauchern. Zur Gefährlichkeit des Rauchens im Krieg und der durch die Wehrmacht begünstigten Zigarettenabhängigkeit äußerte sich im Interview auch Rothe.

Schweitzer berichtet nachfolgend von den schwierigen Umständen, unter denen er Weihnachten 1941 in Sewastopol erlebte:

„... Dann haben wir da draußen ... auch sehr gefroren. Ich erinnere mich beispielsweise an Weihnachten hier, vor Sewastopol. ... Wir hatten also nur unsere normalen Mäntel und saßen in einem – an einer Stelle erinnere ich mich jetzt so daran – in einem Erdloch an einem Vorderhang und hatten 'nen Blick rüber bis in die Semenajer Bucht. Sewastopol hat so 'ne große Hafengebucht. Und konnten uns da auch gar nicht regen. Das ist natürlich einzusehen auch vom Gegner gewesen. Dieses Loch haben wir uns denn so weiter 'n bisschen ausgebuddelt, dass wir's auch zum Teil abgedeckt hatten. Und dann haben wir uns zum Teil so 'nen Blechkasten, da waren Handgranaten drin normalerweise, mitgenommen. Da haben wir uns Holz rein getan, sind mit dem Ding auf die B-Stelle gegangen und dann haben wir versucht, dort mit 'n bisschen Benzin und so weiter Feuer anzumachen. Dann hatten wir einen sehr ängstlichen Leutnant. Das war ein Schwabe, war ein sehr netter Mann, und das dampfte und qualmte dann manchmal 'n bisschen: ‚Puste Se,‘ sagte der immer, ‚puste Se, puste Se,‘ vergess' ich nie (lacht). Also, war lausig kalt und dann weiß ich auch noch, an einem Abend, war's der Heilige Abend, ich glaube es war der Heilige Abend: wir zogen uns am Abend zurück, konnten dort nüscht mehr sehen, gingen über den Hügel zurück und die Batt'rie stand dahinter, in Sichtdeckung. Und da hatten wir kein Loch und keinen Schutz. Alle anderen hatten sich ein Loch gegraben. Für uns hatte natürlich keiner eins gemacht. Und da der Boden gefroren war, war das auch 'ne Quälerei. Und dann fanden wir so 'n aus alten russischen Stellungen, so 'n Ding. Der war aber 'n Bunker, da waren Treffer draufgegangen, da waren dann die Balken durch, man konnte sich grad' so drunter durch wälzen.“

Ganz ähnlich beschreibt der damalige Soldat Schüssler seine Situation, ebenfalls um Weihnachten herum. Er beschwerte sich über die Notunterkünfte, in denen er und seine Kameraden einen Teil des Winters zubringen mussten:

„Nun liegen wir in Pokrowskoje am Mius, und der Winter ist da. Der Boden ist tief gefroren, und der Schnee liegt an manchen Stellen meterhoch. ... Weihnachten naht, und wir sitzen in Erdbunkern, die oft nur notdürftig abgedeckt sind. Holz gibt es in der Ukraine nicht, und wir können es nur aus den Dörfern holen. Wir haben vorerst keine Öfen, nur kleine Öfchen, meistens selbst gebastelt.“<sup>2830</sup>

Wenn es die Wehrmacht irgendwie organisieren konnte, gab es Weihnachten Zusatzverpflegung für die Landser, u. a. ein Weihnachtessen und Extrarationen an Marke-

<sup>2829</sup> Bernecker: Generation, S. 204.

<sup>2830</sup> Schüssler: Vorwärts, Kameraden, S. 51.

tenderwaren, wie Rum, ein so genanntes Frontkämpferpäckchen, Zigaretten und Gebäck.<sup>2831</sup> Außerdem verteilte der „Spieß“ an den Feiertagen die von den Angehörigen eingegangene Weihnachtspost. In den meisten Kompanien versuchten die Soldaten auch, einen Weihnachtsbaum, Schmuck und Kerzen zu organisieren. Auch dieses Fest diente der Wehrmachtsführung dazu, ihre Frontkämpfer bei Laune zu halten.

In Bezug auf die Verpflegung beklagte Schweitzer jedoch die Einseitigkeit und die Zufälligkeit der vorhandenen Lebensmittel:

„Und da, [vor Sewastopol], hatten wir auch nix zu essen, nur noch trocken Brot und trockene Marmelade, so Stangenmarmelade gabs da, war in der Zeit schlecht (lacht). Ja, die Verpflegung war auf der Krim den Winter über nich gut. 'Ne Zeitlang kriegten wir nur Nudeln ständig, weil irgendwo 'ne Nudelfabrik war, und (lacht) die Leute wurden also mit Nudeln dort versorgt. Und das war also dann so, dass es einem schon aus dem Hals hing, die Nudeln. Gabs dann mal mit Rosinen und mal mit Tomaten oder irgendwie so was und dazu diese eingelegten russischen Salzgurken und so was. Also aus dem Lande! Ja? Aus dem Lande. Aber es kamen dann, wie gesagt, irgendwann hier im Winter, dann Winterbekleidung in Form von Pelzwesten und Übermänteln, Ohrenschützern und solchen Dingen. ... Ja, [Erfrierungen], das kam vor. Das war [ja] der Wintereinsatz, [das] ... waren drei Jahre der Krieg. Hier war ich [von '41] bis - '44 war die Invasion - ja, bis '44. [Ab '44] waren wir in der Normandie, ja.“

Der damalige Soldat Bernecker beklagte die mangelnde bzw. das gänzliche Ausbleiben der Verpflegung hauptsächlich erst auf dem Rückzug, während der Kurlandschlachten im Frühjahr 1945. Er und seine Kameraden bekamen hauptsächlich Dörrgemüse, das im Landserjargon „Stacheldraht“ genannt wurde. Außerdem versorgten sie sich auf den kargen Feldern:

„Wenn es ruhig war, suchten wir die verlassenen Gehöfte auf und buddelten in der Erde, um eventuelle Kartoffel- oder Rübenmieten ausfindig zu machen. Sie wurden gekocht und aufgegessen, selbst wenn sie erfroren oder angefault waren.“<sup>2832</sup>

Je näher es der Heimat ging, desto mehr blieben die Landser in puncto Verpflegung auf sich selbst gestellt. In einem weiteren Tagebucheintrag Berneckers, vom 23.4.1945, heißt es: „Einen Korb voll erfrorener Kartoffeln gefunden, Frösche gefangen und ein Feiertagsabendessen zu Vaters Namenstag gemacht.“<sup>2833</sup> Aus seiner elsässischen Heimat war ihm das Essen von Fröschen wahrscheinlich nicht fremd, denn Bernecker berichtete, dass er als junger Bursche oft Frösche gefangen und diese dann gegrillt hätte. Trotz des Hungers, hatte sich außer Bernecker kein anderer deutscher Landser an eine solche Mahlzeit herangewagt. Kurz vor Kriegsende berichtete er am 7.5.1945 im Kurlandkessel: „Zu essen hatten wir so gut wie nichts mehr. Die vorgeschriebene ‚eiserne Portion‘ gab es in Kurland nicht mehr. Wir hatten sie längst aufgezehrt.“<sup>2834</sup> Während die Russen schon in Berlin einmarschiert waren, hatten die Divisionen, u. a.

<sup>2831</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 278.

<sup>2832</sup> Bernecker: Generation, S. 340.

<sup>2833</sup> Ebd., S. 342.

<sup>2834</sup> Ebd., S. 344.

die Berneckers, das Kurland zu halten, um dort russische Kräfte zu binden.

*Zusammenfassung:*

Die aus damaliger Sicht unerwartete Dauer des Feldzuges, aber auch die Schnelligkeit der Vorstöße in den nördlichen und mittleren Frontabschnitten, verschärften den Lebensmittelmangel in den meisten besetzten Gebieten der Sowjetunion. Aus demselben Grund wurde Winterbekleidung gar nicht oder zu spät nachgeschoben, so dass es besonders im ersten Kriegswinter mehr Ausfälle durch Erfrierungen als durch Feindeinwirkung gab (s. Abschn. 5.6). In einigen Truppenteilen begann der Hunger im Osten bereits im Herbst/Winter 1941, zumeist, da die Versorgungstruppen aufgrund der Witterungsbedingungen den kämpfenden Einheiten keine ausreichende Verpflegung zuführen konnten. Die schlechte Versorgungslage gefährdete jedoch die Operationsführung und musste auf Dauer zum Erlahmen der Offensivkraft führen.<sup>2835</sup>

In manchen Gebieten konnten sich die Soldaten aber nur schwer „aus dem Lande“ ernähren, da die verfügbaren Vorräte bereits ausgeplündert oder so spärlich vorhanden waren, dass sie zur Versorgung der Truppen nicht ausreichten wie im Bereich der 6. Armee ab Sommer 1942. Aber nicht nur die Versorgung mit Lebensmitteln war schwierig, sondern auch der Nachschub an Munition und Ersatzteilen lief phasenweise schleppend. Deutlich wurde, dass die Heeresverwaltung dem Munitionstransport Priorität einräumte, so dass für Nahrungsmittel nicht mehr genügend Platz blieb.<sup>2836</sup>

So ist es nicht verwunderlich, dass sich die Methoden der Nahrungsbeschaffung auf deutscher Seite radikalisierten. Bei der ohnehin in einfachsten Verhältnissen lebenden Zivilbevölkerung wurde, besonders auf dem Vormarsch, von Wehrmachtstruppen teilweise das Geflügel, Vieh und Getreide beschlagnahmt. Hühner, Gänse und Vieh einfach im Vorbeimarsch abzuschießen oder mitzunehmen, um ein Zubrot zu haben

---

<sup>2835</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 210.

<sup>2836</sup> Thoms: „Ernährung“, S. 213. Eine weitere Problematik ergab sich aus der frühzeitigen Umstellung der deutschen Rüstung auf die Belange von Luftwaffe und Kriegsmarine, die ebenfalls aus dem erwarteten „Blitzsieg“ im Osten resultierte. Es hatte daher keinen Rüstungshochlauf wie vor dem Frankreich-Feldzug gegeben, ein Konzept, das sich nun negativ beim Heer bemerkbar machte, da der Ostfeldzug und der Bedarf für die Armee nur für einen bestimmten Zeitraum berechnet und die Planung bei personellen und materiellen Reserven entsprechend gering waren. Es gab jedoch innerhalb des Generalstabes, vor allem von Halder, Kritik gegen die frühe Demobilisierung des Heeres und der Landstreitkräfte, von denen Hitler meinte, dass deren Aufgaben im Herbst 1940 bereits im Wesentlichen erfüllt waren. Eine gleich bleibende Versorgung für einen fortdauernden Konflikt wurde zunächst nicht angestrebt und die Planungen lediglich für einen begrenzten Produktionsausstoß ausgelegt. Die entsprechend diesem Blitzkriegskonzept nur partiell erfolgte Mobilisierung der Rüstungswirtschaft wurde aber nur bis 1941/42 so durchgehalten. Dennoch geriet das Feldheer aufgrund der nur begrenzten Vorplanungen bereits im Herbst/Winter 1941 in personelle und materielle Schwierigkeiten, die sich im Laufe des Krieges immer mehr verschärften. Kroener: „Blitzkrieg“, S. 134, 138f., 142, 144f.

oder auch aus purer Lust am Töten, verursachte den Einheimischen weiteren materiellen Schaden. Es fehlte ihnen zu Recht an Verständnis für dieses unnötige Vorgehen. Es gab jedoch Einheiten, die gezwungen waren, „aus dem Lande“ zu leben, da ihre eigenen Vorräte für Mensch und Tier nicht ausreichten.

Bei Einquartierungen ist jedoch oft festzustellen, dass deutsche Soldaten und sowjetische Quartiergeber ihre Vorräte miteinander teilten bzw. die Zivilisten Wehrmichtsangehörige mitversorgten oder auch umgekehrt (s. Abschn. 5.4).

Festzuhalten ist auch, dass das Thema Gesundheit im Hinblick auf eine vitaminreiche Ernährung im Krieg zwar theoretisch ein Anliegen der Heeresverwaltung gewesen ist, an der Ostfront aber nicht zu realisieren war. Da die Versorgung mit Frischgemüse und Obst nicht gegeben war, konnten den Soldaten höchstens getrocknete Hülsenfrüchte und Getreideprodukte angeboten werden, wobei der knappe Transportraum auch dies nicht in ausreichender Form zuließ. Vielmehr war die Ernährung teilweise schlecht, einseitig und zufällig. Ausgegeben oder „organisiert“ wurde das, was vor Ort gerade verfügbar war, z. B. Nudeln, wie Schweitzer von der Krim, und Müller aus Südfrankreich (Abschn. 2.2) berichten. Die tägliche Zigarettenzuteilung machte, so wurde anhand Schüttes Erfahrungen deutlich, aus manchem einen Raucher, der sonst vielleicht wenig oder gar nicht geraucht hätte. Dessen Überlebenschancen sanken mit der knapperen Lebensmittelzuteilung. Zigaretten konnten oft gegen Nahrungsmittel wie Zucker oder ein Stück Brot getauscht werden. Raucher hingegen gaben ihre karge Ration oft noch ab, um sich dafür mit zusätzlichen Zigaretten versorgen zu können. Die permanente Versorgung mit Rauchwaren erklärte sich Schütte in diesem Abschnitt damit, dass die Kämpfer „zufriedener“ waren bzw. damit ihre Nervosität im Einsatz besser bewältigen konnten.<sup>2837</sup> Thoms erwähnt in diesem Zusammenhang „die Rolle psychischer Momente, die für Stimmung, Einsatzbereitschaft und –fähigkeit eine immense Rolle spielten und auch zur Billigung von Alkohol und Tabak innerhalb des Heeres führten.“<sup>2838</sup> Zur Bewältigung von Nervosität in angespannten Situationen setzte die Heeresverwaltung eher auf Zigaretten und Marketenderwaren, die leicht zu konservieren waren und deren regelmäßige Zuteilung den psychischen Bedürfnissen deutscher Soldaten im Krieg Rechnung tragen sollten.

Auch ist festzuhalten, dass es eben doch nicht gelungen war, die Probleme mit der Ödemkrankheit aus dem Ersten Weltkrieg nicht zu wiederholen. Auch im Zweiten Weltkrieg und nach dessen Ende gab es tausende Hungerdystrophiker, denen weder genügend Eiweißkost noch ausreichend Kalorien, geschweige denn Vitamine durch

---

<sup>2837</sup> Severloh erwähnte in Abschn. 3. und 3.1 das Beispiel seines Vorgesetzten, der kurz vor der Landung der Schiffe am frühen Morgen des 6. Juni 1944 derart angespannt war, dass er als Nichtraucher in dieser Situation nach einer Zigarette verlangte.

<sup>2838</sup> Thoms: „Ernährung“, S. 217.

andere Lebensmittel zugeführt wurden. In dieser Hinsicht versagte die Heereslogistik, denn sie konnte die vor dem Krieg aufgestellte Vorgabe nicht realisieren und die deutschen Truppen – je länger die Kämpfe andauerten – eben doch nicht ausreichend ernähren. Mit der Zeit mussten die Verpflegungssätze immer weiter reduziert werden, was auch Wehrmachtssoldaten im Westen lange vor Beginn der Kämpfe zu spüren bekamen (s. Abschn. 2.2).

Die für den Ostfeldzug für die Wehrmacht angeordnete Verpflegung „aus dem Lande“ hatte zudem den Nachteil, dass bereits im Herbst 1941 „Kahlfraßzonen“ entstanden waren, und in manchen Gebieten „in einer Tiefe von 150 – 300 km ... Saatgut und Lebensmittel nicht mehr zur Verfügung [standen, da] alles Vorhandene ... bereits requiriert worden war.“<sup>2839</sup> Letztendlich ging die Rechnung der Heeresverwaltung, wonach der Ostfeldzug eine Aufbesserung der Ernährungsbilanz hatte bringen sollen, nicht auf. Mit zunehmender Kriegsdauer waren die deutschen Truppen doch auf eine Versorgung mit Lebensmitteln aus dem Reich angewiesen, was aufgrund der begrenzten Transportkapazitäten und der gesetzten Prioritäten (Munition ging vor), des wachsenden Brennstoffmangels und zerstörter Transportwege ein ständig sich verschärfendes Problem war. Die Eisenbahn als Hauptnachschrubträger war, auch angesichts der schnellen und weiträumigen Operationen, völlig überfordert, Versorgung und Nachschub dieser Situation anzupassen. Darüber hinaus mussten die per Schiene ankommenden Güter auch noch mit Lkws und anderen Fahrzeugen abgeholt und den Truppen zugeführt werden. So geriet die operative Entwicklung im Verlauf von Offensiven immer mehr in Abhängigkeit der Transportlage, die sich weiter verschlechterte. Die u. a. aus mangelnder Koordination zwischen operativen Absichten und transport- und versorgungstechnischen Möglichkeiten resultierende Nachschubkrise führte zu Zwangspausen bei geplanten größeren Angriffen und blieb während der gesamten Kriegsdauer im Osten bestehen.<sup>2840</sup>

Über Hunger durfte jedoch offiziell nicht gesprochen werden. Nur auf dem Papier galt der Grundumsatz des Soldaten noch als knapp gesichert. In Wirklichkeit hatten sich deren anfänglich hohen Verpflegungssätze längst den ohnehin kargen Zuteilungen der deutschen Zivilbevölkerung angepasst. Auch der Nachschub an Munition erlaubte 1945 statt Großangriffen oftmals nur noch „Einzelfeuer“.

---

<sup>2839</sup> Ebd., S. 220.

<sup>2840</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 211 – 219.

*„Antreten! Aufsitzen! Wieviel Hände und Füße werden heute wieder erfrieren, wie viele werden sich bis zum heutigen Abend nicht mehr aus dem Schnee erheben? Seltsam; dieses stumpfe Sterben ...“<sup>2841</sup>*

### 5.7 Strapazen - „Des kann man sich nicht vorstellen, was man da ausgehalten hat!“

Allgemein war innerhalb der deutschen Führung nach Abschluss der Vorbereitungen für „Barbarossa“ und dem Erfolg des deutschen Balkanfeldzuges im April 1941, ein Hyperoptimismus weit verbreitet, der zu einer Leichtfertigkeit im Hinblick auf logistische Aspekte, Fragen des Transport- und Versorgungswesens vor und nach dem Angriff auf die Sowjetunion führte.<sup>2842</sup> Im preußischen Generalstab herrschte ein Primat des operativen Denkens vor, das Feindbeurteilung und Logistik als vermeintlich zweitrangig oder gar drittrangig einstufte.<sup>2843</sup> So war auch Generaloberst Halder davon überzeugt, dass „der Triumph über die Sowjetunion ausschließlich eine Frage des richtigen operativen Ansatzes“ sei.<sup>2844</sup> Zudem wurde der Ostfeldzug als Blitzkrieg konzipiert, der innerhalb weniger Wochen siegreich beendet werden sollte.<sup>2845</sup> Vorkehrungen für einen längeren Feldzug oder gar für den Winter waren also, nach Ansicht der deutschen Führung, schon aus diesem Grunde nicht zu treffen, zumal die Wehrwirtschaft in Deutschland ohnehin nicht für einen jahrelangen Abnutzungskrieg konzipiert war.<sup>2846</sup>

Dem Abschnitt „Strapazen im Krieg“ kommt auch deshalb eine hohe Bedeutung zu, weil aus den Beschreibungen deutlich wird, welchen Qualen und Belastungen deutsche Soldaten, besonders im Osten, ausgesetzt waren. Da im Westen im Juni 1944 ein vergleichsweise kurzes, aber heftiges Kampfgeschehen einsetzte, wurden die strapaziösen Begleiterscheinungen in den Abschnitten 3., 3.1 (6. Juni 1944), 4, 4.1 (Kampfgeschehen nach dem 6. Juni) sowie 4.8 (Kampf um die Normandie bis Ende August 1944) integriert. Einige Aussagen aus dem Westen, die unmittelbar zum Thema gehören oder andere Aussagen ergänzen, sind in diesem Kapitel zur Veranschaulichung aufgeführt.

Einer der Zeitzeugen stellte im Verlauf des Interviews fest: „Der Krieg war nicht

<sup>2841</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 57.

<sup>2842</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 203.

<sup>2843</sup> Hillgruber: Russlandbild, S. 169.

<sup>2844</sup> Halder: KTB 2, S. 32f, S. 39, zit. n. ebd.; vgl. Schüler: Ostfeldzug, S. 205.

<sup>2845</sup> Von Hitler war ebenfalls vor „Barbarossa“ klar formuliert worden, dass Deutschland und die Wehrmacht vor der sozialdarwinistischen Alternative – entweder klarer Sieg oder restlose Vernichtung – standen. Sollten die Deutschen also nicht siegen, müsse das Volk eben untergehen. Förster: „Barbarossa“, S. 630.

<sup>2846</sup> Ebd. Die Wehrmacht hatte also mit den vorhandenen materiellen Kräften und nahezu ohne Reserveverbände auszukommen. Ebd., S. 633.

gesund“.<sup>2847</sup> Mangelnde oder völlig fehlende Hygiene, unzureichende und „zufällige“ Ernährung, Krankheiten, wie Malaria und Ruhr, sowie die Natur mit u. a. extremem Schlamm, Kälte und Nässe, das Ausbleiben des Nachschubs, unmenschlicher Hitze, Insektenplagen und extremem Frost mit häufigen Erfrierungen setzten der Truppe so zu, dass es allein hier, auch ohne Feindeinwirkung, bereits hohe Ausfälle gab.<sup>2848</sup> Die Lebensverhältnisse im Osten wurden sowohl von den Befragten als auch von Feldpostbriefschreibern im Krieg selbst „immer stärker als Ursache bis dahin nicht gekannter Strapazen thematisiert,“<sup>2849</sup> wie beispielsweise Müller im Abschn. 5.8 erklärt: „Schlimmer [als die Kampfhandlungen in Russland] war die Natur, die Malaria. Das war ja Malariagebiet - Mücken noch und noch!“ Hinzu kamen die Strapazen des Krieges an sich, wenn schwere Angriffe überlegener feindlicher Truppen erfolgten, auch bereits in den ersten Wochen des Ostfeldzuges:

„Die letzte Woche war für uns die schwerste bisher. Jeden Tag russisches Artilleriefeuer, jeden Tag Kampf und Wegnahme von russischen Dörfern, immer nur wenig oder gar kein Schlaf. Tagsüber unerträgliche Hitze, dazu Durst und Anstrengung, Verluste von lieben Kameraden, seelische Not.“<sup>2850</sup>

Unter schweren Verlusten hatte das Ostheer den Winter 1941/42 durchgestanden. Der Wehrmacht gelang es, die Front im Osten nach und nach wieder zu stabilisieren. Die Wochen und Monate zwischen Februar und Mai 1942 prägten sich den meisten Soldaten tief ein, „nicht nur als Zeit größter Entbehrungen und existentieller Gefahren, sondern als schier endloses Aushalten müssen in einer unerträglichen Situation.“<sup>2851</sup> Angesichts der Schilderungen wird einmal mehr deutlich, was auch Jasper feststellt: „Infanteristen trugen die Hauptlast der Kämpfe, stellten die Mehrheit der Soldaten und waren an der Front konzentriert. ... Die meisten Wehrmachtsangehörigen erfuhren den Krieg als Schützen in einer solchen Einheit.“<sup>2852</sup>

Schütte berichtete von seinem persönlichen katastrophalen Zustand im Frühjahr 1942:

„Ja, [in Russland], da kam dann das Tauwetter dazu. Das war das Schlimme! Wir sind also, wie mia da zurückmarschiert sind, nur im Schlamm marschiert - Durst gehabt! Man hat zwar einmal am Tag 'ne Feldflasche voll so Kaffee bekommen. Der war dann gefroren. Da hat man mit 'm Gewehrstock hat man's Eis

<sup>2847</sup> Vgl. Esser: „Nein, [der Krieg war nicht gesund] – gar kein Zweifel. Gesund war die Gefangenschaft.“ Der Befragte berichtete, dass es in dem italienischen Gefangenenlager unter den „zigtausenden von Gefangenen“ in Tarent „fast keine Krankheitsausfälle“ gegeben habe und führte das auf die Ernährung zurück.

<sup>2848</sup> Vgl. Bernecker: Generation, S. 200: „Mücken, Grundwasser (im Bunker) und Feind waren ein schlimmes Dreigestirn.“

<sup>2849</sup> Jasper: Zweierlei, S. 249.

<sup>2850</sup> Willy F., FpBf v. 3.8.1941, in: Jasper: Zweierlei, S. 75 sowie ebd., S. 167, FpBf v. Hans S., 24.05.42: „... im Morgengrauen ging der Kampf los, bewaffnet bis zu den Zähnen. ... Die Sonne brannte, und den ganzen Tag wurde die Stirn nicht trocken. Als dann nachts um 11 Uhr unsere Küche kam, wussten wir gar nicht, wie uns geschieht. Ja, zu Hause hätte ich gesagt, so was hält kein Mensch aus, überhaupt ich, solange nicht trinken.“

<sup>2851</sup> Jasper: Zweierlei, S. 99.

<sup>2852</sup> Ebd., S. 167, auch Anm. 146.

aufgeschlagen. Da hat man soviel Durst gehabt! Dann hat man im Gehen hat man sich gebückt und Schnee und so weiter zu sich genommen. Da war alles blutig plötzlich und alles verkrustet. Je länger das zurückging, desto schlimmer war's. Wir konnten uns ja nicht waschen, wir konnten nicht rasier'n. Wir konnten keine Wäsche wechseln. Das war jeden zweiten Tag war des dasselbe. Tagsüber is ja der Russe wieder nachgestoßen. Ja, der saß am nächsten Tag wieder so 500 Meter vor uns. Er war [aber] ruhiger. Er hat keinen Angriff gemacht, hin und wieder mal mit 'm MG geschossen. Das haben wir auch. Aber die Artillerie hat 'n ganzen Tag kein Trommelfeuer abgeschossen, aber so punktuell. Dadadada. Sie war'n immer aufgereggt und: ...Hoffentlich gehts nicht bei mir in 'n Graben rein! Und so weiter. Und da war'n sie zwei Tag' - und am nächsten Tag wieder das gleiche. Zum Glück war'n ja die Stellungen [da]. Sie brauchten nix, keine Stellung bauen. Ich hab's oft gesagt, der Russe hat uns in diesem Stadium eigentlich nichts getan. Wir wissen gar net, warum wir zurückgegangen sind. Ich kann Ihnen trotzdem sagen, warum wir zurückgegangen sind, aber [das] haben wir erst hinterher erfahren. Der Russe hat (sucht auf der Karte), ja, da sieht man's. Das Ziel des Russen war zum damaligen Zeitpunkt, das wussten wir natürlich alles nicht, von hier oben die ganze Südfront aufzurollen. Der wollte das alles einkesseln, und wenn ihm das gelungen wäre, dann wär' die ganze Ostfront zusammengebrochen. Des wussten wir nicht. Wahrscheinlich hat er deshalb auch hier nicht so stark angegriffen, denn er wollte gar nicht, dass wir zurückgeh'n. Er wollte, dass wir da bleiben, aber dass *die* zurückgehen, das wollte er. Also Strategie! Ist ihm aber nicht gelungen, weil mia eben doch zurückgegangen sind.“

Die Beschreibungen des Befragten Schütte machen deutlich, dass die Einwirkungen durch den Gegner auf dem Rückzug eher gering waren. Viel schlimmer wirkte sich die berüchtigte Schlammperiode nach dem extrem harten Winter 1941/42, aber auch nach anderen Wintern aus. Dennoch war die Angst davor, von russischer Artillerie getroffen zu werden, durchaus vorhanden. Hinzu kommt, dass die Flucht vor den Russen, aber auch das permanente Störfeuer bei den Soldaten ebenfalls Stress hervorriefen. Die ständige Gefahr und die Furcht davor, in einen Kessel zu geraten, wurden von Schütte ebenfalls angesprochen. Aus dieser Eile heraus erklärt sich die totale persönliche Vernachlässigung. Der fehlende Nachschub und das mühsame Vorkämpfen durch das schlammige Gelände trugen zur völligen Erschöpfung des Informanten bei. Wie auch andere Zeitzeugen erwähnten, war es für den einzelnen oftmals nicht erkennbar, warum die eigene Truppe sich auf einmal zurückziehen sollte. Schütte erfuhr erst später aus der Literatur, warum diese „Frontbegradigung“ erforderlich war. Er schilderte auch, dass er nach dem strapaziösen Rückzug erkrankte:

„Die ganze Front wurde [zurückgenommen], ja, ich hab ja net gewusst [warum]. Also, des hat angefangen da, am 9.3. - das weiß ich noch - und ging eben dann etappenweise zurück. Wie viel Tage weiß ich jetzt nicht mehr genau. Ich weiß schon den Endpunkt, weiß ich noch, aber wie viele es jetzt da waren, weiß ich nicht mehr genau. Und ich sag' noch mal: die Strapazen, die kann man nicht mehr beschreiben. Das war das Schlimme! Nicht die Feindeinwirkung! In diesem Stadium: der Schlamm, der Durst, der Hunger, verdreckt. ... [Läuse] damals noch nicht. In der Erde gab's noch keine Läuse. Wir waren in keinem Haus. Wir haben kein Haus mehr geseh'n. Wir konnten net irgendwo abends sagen: ‚Jetzt suchen wir uns 'n Quartier,‘ oder was. Wir sind immer in den Löchern gestanden. Das war dies Schlimme. Natürlich alles verdreckt gewesen und klamm und nass. Sie müssen sich vorstellen: bei jeder Gelegenheit sind Ihnen die Augen zugefallen.

Einmal war's so, dass ma da - wir haben uns ja immer auf die Führung verlassen, dass der Führer beinah' nimmer raus... oder unser Unteroffizier beinah' nimmer raus gefunden hat, auf die Rollbahn<sup>2853</sup>. ... Des weiß ich noch, da stand Oberst L., das war der Regimentskommandeur, und unser Unteroffizier, der meldet dem 'n Panzerspähwa... im Panzerschützenwagen, da sagt der: ‚Ach, das is ja gut, Herr Unteroffizier Sowieso, dass Sie da sind. Wir hatten Sie schon aufgegeben.‘ Da kriegen Sie natürlich schon 'n bisserl kalte Haut, wenn man sagt: ‚So schnell wird man aufgegeben.‘ Und einmal, als wir da zurück sind, aus'm Graben raus, is ein Schuss gefallen und das hat einen von uns getroffen – Kopfschuss! Das war ja nachts. Solche Fälle gibt's mal. Und dann konnt' mer den nich mitnehmen. Da hat's geheißt: ‚Tut die Uhr runter und die Erkennungsmarke runter und lasst den liegen!‘ Wo sollt' man den hintun?! ... Das war der erste Tote, ja. Ja, Momentan ist man da schon 'n bisschen schockiert, doch, doch. Aber man hat ja soviel um sich rum noch, mit sich selbst, diese Strapazen, die haben einen dermaßen mitgenommen. Ich sage immer wieder: des kann man sich nicht vorstellen, was man da ausgehalten hat! Nehmen Sie bloß mal, wie so 'n Toilettengang sich da abgespielt hat, in so 'nem Fall. Des g'hört alles mit dazu. ... [Krankheitsbedingte Ausfälle], das kam eigentlich erst später. Also, mir ist des aufgefallen oder ich hab's gemerkt, als ich dann aus diesen Strapazen rauskam. Das wurde dann noch viel schlimmer. Als ich dann durch eine Krankheit, also nicht durch eine Verletzung, ich hab so 'ne geschwollene Hand da bekommen. Das nennt sich Panaritium,<sup>2854</sup> des hab ich mir gemerkt und da hat man mich zurückgeschickt, und ich hab dann meine Einheit wieder gefunden, am Tross. Und da hat die Ruhe angefangen, und der Spieß hat sich sehr um mich gekümmert, weil ich ja von der Infanterie zurückkam. Und da hat's dann angefangen, dass ich vier-, fünfmal in der Nacht rausmusste. Da hat man gemerkt, die Blase ist nicht mehr in Ordnung. Aber es hat sich alles wieder... es hat sich alles wieder gegeben. ... Also, von da vorne, von Losawatka, der Rückzug bis Ribnica, der hat etwa zehn oder zwölf Tage gedauert. Während der Zeit kein Haus, kein Wasser, Essen - nur kalt -, Schlamm, nicht rasiert, nicht gewaschen. Da können Sie sich vorstellen, wie man ausgesehen hat. Das war nur immer das Schlimme. Des war ganz schlimm. - Schauen Sie, hier ging's ja noch. Die nächsten Stellungen, das war immer nachts, Sie konnten ja tagsüber sich net absetzen, da hätt' er Sie ja zusammengeschoßen, nicht. Nachts hieß es irgendwann mal, sagen wir mal, 8.00 Uhr: ‚Absetzen!‘ Dann sind Sie wieder da rausmarschiert zur Rollbahn. Das waren vielleicht schon eineinhalb, zwei Stunden. Dann hieß es: ‚Zurück!‘ Wieder 'ne Stunde – 15 oder 20 Kilometer oder wie viel, mit'm Lkw oder mit 'm Panzer. Zurück, dann sim'ma schon transportiert worden. Dann mussten Sie, wenn Sie da an diesem Punkt waren, wieder links oder rechts rein. Da mussten Sie Ihr Schützenloch graben. Und bis Sie des alles fertig haben, war die Morgendämmerung. Sie konnten ja kaum schlafen. Ja, also, der [Russe] hat immer geschossen. Kein Trommelfeuer, aber immer so Störfeuer, würd' ich sagen. Und wie wollen Sie denn da schlafen: da is 'ne Granate, da schlägt 'ne Granate ein, und dann hat die eigene Artillerie wieder über einen hinweg geschossen. Dann hat wieder 'n MG angefangen zu knattern oder man hat selbst geschossen mit'm MG, wenn man da drüben einen laufen hat seh'n.“

In aller Deutlichkeit wird vom Kommunikationspartner die ungeheure Belastung angesprochen, unter der seine Kameraden und er selbst als Infanteristen während des Rückzuges litten. Neben den physischen Qualen, wie Hunger, Durst, Schlafmangel, ständiger Unruhe durch gegnerisches Störfeuer oder eigene Abschüsse, der beginnenden Blasenentzündung<sup>2855</sup>, der eitrigen Handentzündung, dem Dreck, der Kälte

<sup>2853</sup> *Rollbahn* = Vormarschstraße der deutschen Wehrmacht im Osten.

<sup>2854</sup> Panaritium beschreibt eine eitrige Entzündung an den Fingern.

<sup>2855</sup> Diese schmerzhafteste Erkrankung war anscheinend an der Ostfront nichts Außergewöhnliches, wie Rescher: Heimat! S. 98, in einem Tagebucheintrag v. 22.12.1942 vermerkte:

und der Nässe,<sup>2856</sup> gab es die psychische, wie etwa die Angst davor, im Todesfall ebenso zwischen den gegnerischen Linien liegengelassen zu werden wie der vom Befragten erwähnte Gefallene, der zudem der erste Tote war, den Schütte sah. Außerdem beschrieb er sein Entsetzen darüber, bei Vermisstsein schnell von der eigenen Einheit ‚abgeschrieben‘ zu werden, ohne dass sich jemand um den Verbleib eines einzelnen oder einer kleineren Einheit kümmern konnte.<sup>2857</sup> Gewaltmärsche konnten nicht nur Angst und Verzweiflung, sondern auch existentielle Bedrohungen auslösen.<sup>2858</sup> Neben der Tatsache, ohne Schlaf und ohne Ruhe ständig auf der Flucht zu sein,<sup>2859</sup> spielte die körperliche Beanspruchung eine Rolle: bei ständiger Feindeinwirkung (Störfeuer) mussten jede Nacht Schützenlöcher als Deckung gegraben werden. All dies sorgte dafür, dass die Einheit immer weiter auszehrte und der einzelne der ständigen Anspannung nicht mehr gewachsen war, so dass Schütte schließlich völlig verwahrlost und verausgabt beim Tross seiner Einheit anlangte. Dort hatte er jedoch das Glück, auf einen verständnisvollen Spieß zu treffen, der den desolaten Zustand erkannte, in dem sich seine Soldaten befanden und für deren Erholung und Genesung sorgte. Dennoch entwickelte sich Russland immer mehr zum Albtraum:

„Nach der Schlacht war vor der Schlacht, und jede neue Schlacht war schwerer zu verkraften als die vorhergehende, weil man ausgeruhter und mit weniger schrecklichen Erfahrungen im Kopf in sie hineingegangen war. Unter diesen Bedingungen waren alle Opfer und Leiden sinnlos, weil sie sich nicht wie in Polen oder Frankreich mit einem gewonnenen Feldzug auszahlten.“<sup>2860</sup>

Von den Widrigkeiten des Winters 1941/42 und der im darauf folgenden Frühjahr einsetzenden Schlammperiode an der russischen Südfront berichtete auch Schweitzer:

„Und dann wurden wir als Infanteristen hier eingesetzt, in dieser Stelle, den gan-

„Blasenerkältung hatte wohl jeder. Einige hatten Fußfrostschäden und kamen zurück.“

<sup>2856</sup> Dazu auch FpBf Josef B. 13.9.1944, in: Jasper: Zweierlei, S. 176: „Ich war erst kürzlich eine Woche lang ohne Ablösung auf V. B. und habe mit dem verfluchten Schlamm, der Nässe und der Kälte viel mitgemacht. Die Gräben zw. Löcher sind meistens voll Wasser, und da auszuhalten, da gehört schon viel dazu.“

<sup>2857</sup> Jasper: Zweierlei, S. 94. Das beklemmende Gefühl, „einfach geopfert und verheizt zu werden, ... einsam zurückzubleiben und das Gefühl zu haben, in einer sich durch Tod auflösenden Gruppe dem eigenen Ende entgegen zu gehen, machte die Winterkrise zur unvergesslichen Erfahrung für diejenigen, die überlebten.“ Vgl. ders., S. 191, zu den Strapazen des Ostfeldzuges: „Die Überreizung der körperlichen und nervlichen Leistungsfähigkeit löste eine Form der Angst um das eigene Überleben aus, das sich von der Angst im Kampf unterschied. Im Kampf kam diese Angst aus dem Wissen und der Wahrnehmung tödlicher Bedrohung ... Bei den Strapazen litt der Körper in steigendem Maß unter Überbeanspruchung, bis die Soldaten das Gefühl überkam, den Belastungen nichts mehr entgegenzusetzen zu können.“

<sup>2858</sup> Jasper: Zweierlei, S. 190.

<sup>2859</sup> Vgl. Koschorrek, S. 342, nach mehrtägigem Marsch durch den Schlamm und wundgescheuerten Füßen: „Dann kam mir zum Bewusstsein, wozu ein Mensch imstande ist, wenn es um das blanke Leben geht. Am Tage litt ich wegen meiner Füße Höllenqualen und in der Nacht riss mich das Gebrüll der anstürmenden Russen aus dem totenähnlichen Schlaf. ... Er war uns mit seiner heranstürmenden Truppe ständig mit ‚Urrääh-Gebrüll‘ auf den Fersen und ließ uns keine Zeit zum Verschnaufen.“

<sup>2860</sup> Jasper: Zweierlei, S. 93.

zen Winter über. Und das war auch sehr, sehr schlecht. Hatten wir da schon unsere Übermäntel? Das weiß ich gar nicht mal. Das war auch nachher weniger kalt als furchtbar schlammig, weil dann diese Frühjahrsperiode kommt, mit einem wahnsinnigen Dreck, und es steht dann das Wasser in den Gräben. Das war ein kleines Grabensystem, was wir dann also besetzten. Und kleine Unterstände drin, aber alles nass und dreckig. ... Ah, [waschen und umziehen war] überhaupt nicht! Überhaupt nicht! Also am schlimmsten war das mal, das war aber später, als ich als junger Leutnant wieder raus kam, da waren wir hier oben, kann ich nachher zeigen, dass ich drei Wochen lang nicht aus den Stiefeln gekommen bin. ... Und wenn man dann nicht aus den Dingen rauskommt, die waren völlig kaputt, zerfressen, [die Füße]. Und das sind ja so Dinge, die man überhaupt, wenn man nicht aus den Klamotten kommt – tagelang und wochenlang -, und dann im Winter, und dann hat man noch Schwierigkeiten mit Durchfällen und solchen Dingen, hatten wir sehr stark hier in diesem Gebiet. Ruhrähnlich oder Ruhr, und dann haben Sie das, und dann sitzen Sie draußen, 10 Grad Kälte oder 20 Grad Kälte und dann haben Sie nur 'n Busch irgendwo oder 'n Loch oder wie oder was weiß ich. Das sieht auch entsprechend aus, alles! Das war also schon schrecklich!“

Als „Fußgänger“ hatten die Infanteristen gegenüber den motorisierten oder bespannten Einheiten häufig im wahrsten Sinne des Wortes das Nachsehen.<sup>2861</sup> Natürlich machten die extremen Witterungsbedingungen auch den motorisierten Truppen zu schaffen, sei es, dass sie im Schlamm stecken blieben oder die Fahrzeuge im Winter schwer in Gang zu bekommen waren. Ewald Jost, der einer solchen Truppe angehörte, erzählte der Verfasserin in einem Telefonat im Oktober 2010, dass er die Infanteristen damals bedauerte und erklärte: „Die mussten immer unseren Staub schlucken.“ Besonders in der so genannten Schlammperiode waren die Strapazen des einzelnen vor allem durch die Nässe groß. Hinzu kamen die in dieser Zeit knappe und einseitige Verpflegung und der ausbleibende Nachschub.<sup>2862</sup> Ein regulärer Briefwechsel mit der Heimat nicht zustande, so dass auch der Kontakt zu den Angehörigen vorübergehend abbrach (s. Abschn. 8.).

Der damalige Stalingradkämpfer Horn war immer wieder verwundert, „was der Mensch aushalten kann.“<sup>2863</sup> Er selbst hatte in einem Handgranatenkampf Splitter von einer neben ihm explodierenden Handgranate abbekommen, und „im Stiefel und Fußgelenk und im ganzen rechten Unterschenkel lauter Löcher.“<sup>2864</sup> Angesichts dieser und

<sup>2861</sup> FpBf Hans S., am 4.7.42, zu Marschstrapazen während der Sommeroffensive 1942, in: Jasper: Zweierlei, S. 190: „Am zweiten Tag mussten wir 50 km, am dritten Tag 20 km hinter dem Feind her. Da haben meine Füße auch nachgegeben und bluteten. Man glaubt selber kaum, daß man so etwas zu leisten vermag.“

<sup>2862</sup> FpBf Josef B., 10.10.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 176: „... die Kälte allein macht es nicht, aber Feuchtigkeit dafür. Wir können uns nichts Schöneres vorstellen als einen warmen Ofen, zivil nach Feierabend und gutes warmes Abendessen.“ Vgl. FpBf Fritz N., 18.4.42: „Allweil haben wir es, was Verpflegung betrifft, ausgezeichnet. ... Es wäre alles gut, wenn man von dem jetzigen ‚zuviel‘ etwas hätte, wenn es knapp wieder bei uns wird.“

<sup>2863</sup> Horn, in: Schüddekopf: Kessel, S. 118. Vgl. FpBf Hans S., 8.7.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 190, der es ganz ähnlich in Worte fasst: „Was müssen die Soldaten alles aushalten. Wir können zurzeit die Russen nicht erwischen und marschieren seit vier Tagen in Sonnenglut und Staub hinterher, ganz schwarzgebrannt und verschwitzt, wie Ihr euch denken könnt. Heute weinte wieder so ein Junger.“

<sup>2864</sup> Horn, in: Schüddekopf: Kessel, S. 118.

der Schilderungen Schüttes und Schweitzers stellt sich immer wieder die Frage, wie es kam, dass die deutschen Soldaten diesen Krieg, ohne sich aufzulehnen, über sich ergehen lassen und die unbeschreiblichen Zustände widerspruchslos ertragen haben. Auch hierfür gab Horn eine Begründung. Nach seiner Verwundung ging ihm folgendes durch den Kopf: „Man hat Angst gehabt vor den Russen, aber man hat auch Angst gehabt vor den Vorgesetzten. Bleibst du hier, hab ich gedacht oder ziehst du Leine?“ nachdem er dem Unteroffizier seine Verletzung gezeigt, dieser ihn jedoch weg geschickt habe. Zusammen mit einem anderen verwundeten Kameraden erwog er kurz, überzulaufen. Letzterer hatte sich ganz offensichtlich bereits vorgenommen, sich den Russen zu ergeben: „Der hatte ein Kommissbrot unter dem Arm und ich denke, der hatte den Drang überzulaufen. Ich hab ihn kurz darauf nicht mehr gesehen.“<sup>2865</sup> Wie bereits mehrfach erwähnt, blieb den deutschen Soldaten kaum eine Möglichkeit, sich dem Krieg zu entziehen, denn die meisten hatten Angst davor, in russischer Gefangenschaft ihr Leben zu verlieren, daher war die Zahl der Überläufer zunächst gering. Horn meinte im Nachhinein: „Die Russen haben keinen geschont. Niemand hat jeman- den geschont. Auch wir nicht. In einem solchen Krieg wie in Stalingrad schont keiner den anderen.“<sup>2866</sup>

Fritz Becker fügte im Jahre 2002 seinen Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1941/42 folgenden Kommentar zu seinen Erlebnissen im Osten<sup>2867</sup> hinzu:

„In keinem taktischen Planspiel, auch nicht auf der Waffenschule in Potsdam 1942, kamen die, jede militärische Operation von vorneherein infrage stellenden unzu- länglichen russischen Bedingungen zur Sprache. Trieben mich zu Anfang des Krieges noch so genannte soldatische Tugenden und ‚preußisches Pflichtbe- wusstsein‘, so stellten sich nach Stalingrad (Heeresgruppe ‚B‘, Kaukasus Heeres- gruppe ‚A‘) zunehmend Zweifel ein an der Bereitschaft, das eigene Leben für den politisch wie militärisch sinnlos gewordenen Schlammassel eines ‚Hasardeurs Hitler‘ einzusetzen. Nur ‚die verdamnte Pflicht‘<sup>2868</sup> hielt uns noch bei der Fahne. Nach meiner zweiten Verwundung, am Kaukasus [im August 1942], begrüßte ich daher die Pause, mit anderen Offiziers-Anwärtern, nach 15 Monaten Russlandfeld- zug zur Offiziersausbildung nach Potsdam-Krampnitz abkommandiert zu werden. Den Krieg hielten wir aber militärisch bereits für verloren.“<sup>2869</sup>

Wenn möglich, erhielt jede Einheit vorsorglich für drei bis vier Wochen so genannte „Schlammverpflegung“, wie Kurt Rescher erklärte:

„Dass diese gebraucht werden könnte, sah ich, als ich an einem Regentage versuchte, zum Divisions-Stab zu gelangen, wo ich bei Unteroffizier Roßberger im Juli einen zweiten Wäschebeutel hinterlegt hatte. Selbst auf der Rollbahn kamen dreiachsige Wagen kaum vorwärts und rutschten schnell an den Straßenrand, wo sie sich fest wühlten und nur durch Raupenschlepper wieder flott gemacht werden

<sup>2865</sup> Ebd.

<sup>2866</sup> Ebd.

<sup>2867</sup> Die Tagebuchaufzeichnungen sind in Abschn. 5.1 abgedruckt.

<sup>2868</sup> Herr Becker bezieht sich hier auf das gleichnamige Buch von Alexander Stahlberg.

<sup>2869</sup> Dennoch unternahm Fritz Becker im Januar 1945 mit zwei weiteren Offizieren einen Fluchtversuch aus dem Gefangenenlager Fort de la Motte Giron, der einen Schussbruch im Oberschenkel des rechten Beines und dessen lebenslanger Steifheit zur Folge hatte.

konnten. Ich hatte wohl noch nicht erwähnt, dass in unserem Abschnitt kaum Steine zu finden waren, für Landwirtschaft, Pferdehufe sowie unsere Stiefel ein Vorteil, jedoch konnte auch keine Straße befestigt werden und jeder Regen machte sie schmierig.“<sup>2870</sup>

Lützen, der im Verlauf des Interviews seiner Wut über die schlimmen Zustände, die an der Ostfront herrschten, häufiger Luft machte und die Dinge weniger gelassen nahm als etwa Schweitzer, wurde bei der Erinnerung an die damaligen hygienischen Zustände sehr ärgerlich: „Das [Waschen] war ja auch selten. Das war ja auch selten, Mensch!“ Frontsoldaten, wie Lützen, lebten die meiste Zeit „im Feld“, während der wärmeren Jahreszeiten „unter freiem Himmel, ohne Bett und Waschgelegenheiten“.<sup>2871</sup> Das von Schweitzer angesprochene Problem mit den Wehrmachtsstiefeln wird später noch anhand weiterer Aussagen thematisiert. Es ist nicht davon auszugehen, dass die deutsche politische Führung sich in irgendeiner Form darüber im Klaren war, was sie dem einzelnen Soldaten mit dem Angriff auf die Sowjetunion und seinen Konsequenzen zumutete. Menschenunwürdig lebten viele wochenlang in verdreckten, feuchten Gräben und Schützenlöchern,<sup>2872</sup> völlig vernachlässigt, ungewaschen, ohne Toiletten oder die Möglichkeit, eine Krankheit wie die Ruhr in irgendeiner Form auszuheilen. Rücksichtslos musste der einzelne sich den Zielen der Führung unterordnen, und die meisten taten dies, ohne aufzubegehren. Bei der Planung war davon ausgegangen worden, ein militärisch schlecht vorbereitetes Land im Blitzkriegverfahren besiegen zu können. Es war jedoch so, „dass die Strapazen, denen ein großer Teil der Soldaten im Russlandkrieg von Anfang an ausgesetzt war, ein besonderes Ausmaß hatten und nicht einfach als *kriegsüblich* angesehen werden können.“<sup>2873</sup>

Die unmenschlichen Bedingungen, wie sie Schütte 1944 erlebte, erlitt fast zur selben Zeit Michael Olmert, ebenfalls im Südabschnitt. Er schrieb an seine Frau:

„Leider ist es mir nicht möglich, auch so viel zu schreiben, denn wir sind in einer sehr miesen Stellung. Wir liegen den Russen nur 50 m entfernt gegenüber. Einen Bunker haben wir, in dem wir bestenfalls knien können. Er ist zwei Meter lang und zwei Meter breit. Während des Tages können wir ihn überhaupt nicht verlassen, da wir sonst vom Russen gesehen werden. Krachen tut es den ganzen Tag. Wasser kennen wir schon lange nicht mehr. Kannst Du Dir vorstellen, wie wir 6 in dem kleinen Bunker ausschauen. Nachts höchstens 2 Stunden Schlaf. Ich könnte im Stehen schlafen. Gesundheitlich geht es mir gut. ... [aber] vor Müdigkeit fallen mir

<sup>2870</sup> Rescher: Heimat!, S. 86.

<sup>2871</sup> Jasper: Zweierlei, S. 175.

<sup>2872</sup> Vgl. Bernecker: Generation, S. 242, der ähnliche Zustände während der Rückzugsphase an der Ostfront im Sommer 1944 beschrieb: „Problematischer war der Bunkerbau in sumpfigem, nassem Gelände, was häufig der Fall war. ... Wir hausten meistens in nassen, feuchten Erdlöchern, bei Regen, Schnee und Frost, aber keiner wurde krank, erst viele Jahre später kamen die Folgen.“

<sup>2873</sup> Schröder: Erfahrungen, S. 313; Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 150, am 20.8.1941: „Das ist so ein Krieg hier im Osten, man sollte es nicht für möglich halten, unter welchen Bedingungen der Soldat dieses Land der Russen bezwingt. Gähnende Weiten sind unter unsagbar schweren Gelände-, Sumpf- und Urwaldbedingungen zu bezwingen.“

die Augen zu.“<sup>2874</sup>

Auch im Osten erlebten deutsche Truppen nun die erdrückende Übermacht, permanente Angriffe und die eigene Schwäche, die an die Situation im Westen am und nach dem 6. Juni 1944 erinnert, als sich Wehrmachtssoldaten nur noch verstecken konnten, um nicht Gefahr zu laufen, gesehen und getroffen zu werden. Die Heeresführung war sehr genau über die aktuellen Lebensumstände ihrer Soldaten im Bilde und vermittelte in einem Bericht einen ungeschminkten Eindruck davon. Dieser den Nachrichten von Olmert, aber auch Schütte und anderen so präzise entsprechende Bericht erklärt u. a., warum die Frontsoldaten Abwehrerfolge<sup>2875</sup> gar nicht mehr zur Kenntnis nahmen:

„Durch pausenlosen, tagelangen Großkampf, ohne jede Unterkunftsmöglichkeit, hält die Truppe. Ohne jede Unterkunft ist die Truppe in der jetzigen Stellung mit zum Teil durch Kampf im Sumpf durchnässter, jetzt gefrorener Bekleidung, völlig übermüdet, körperlich überbeansprucht und am Ende ihrer körperlichen Kräfte angekommen. In der jetzigen Stellung ist dieselbe Truppe Tag und Nacht ohne jede Aufwärmöglichkeit im Freien. Die geringen Gefechtsstärken erlauben keine Ablösung. Das zum Teil überhöhende Feindfeuer verbietet bei Tage jede Bewegung...“<sup>2876</sup>

Zu den genannten Widrigkeiten an der Ostfront zählt auch die große Kälte, wie 1941 vor Moskau.<sup>2877</sup> Der Informant Gottschalk erzählte mit Humor, wie er versucht hatte, dem eisigen russischen Winter erfolgreich zu trotzen:

„Also, [in dem Winter 41/42] (lacht) wie soll ich sagen? Also, [da ging es mir] genauso beschissen wie allen anderen, mit dem Unterschied, dass ich nicht geraucht habe. Diese so genannte Heizschokolade, die wir bekamen, so 'ne Tafel (zeigt), so dick, man nannte das Heizschokolade, da hatte ich 'n ganzen Brotbeutel hinten voll, hab immer eingetauscht, die anderen kriegten meine Zigaretten und ich die Schokolade - hab auch welche nach Hause geschickt sogar. So - die hab ich nu' laufend gegessen ... Und dann hab ich - bei der Wache - es war ja so kalt: 40°, dass wir nur immer nur 'ne halbe Stunde im Loch stehen konnten. Also, 'ne halbe Stunde, das lief genau nach Uhr. Der Unteroffizier unten, nimm' wa an im Bunker oder im Haus, wenn wir waren, der musste immer den nächsten losschicken, so, der mich abgelöst hat, meinetwegen, der nahm sich die Zigarette und stellte sich in die Ecke und rauchte seine Pfeife. Aber Gottschalk - der hat die halbe Stunde nur immer getrampelt, immer gelaufen und die Schok'lade gegessen, also nüscht geraucht, und gar nix. ... [An Winterbekleidung hatten wir] gar nüscht. Nur diese so genannten Kopfschützer, diese grünen, die hat man sich unter den Stahlhelm gezogen, über die Ohren. Aber den [Stahlhelm] ham wa kaum noch aufgesetzt. ... Wir war'n schon so versiert, dass wir gar nicht mehr... Stahlhelm gar nicht mehr dran gedacht haben. Naja, Fäustlinge, Fingerhandschuhe, [die hatten wa schon]. Ja, die ham wa gekriegt und dann 'n grünen Schal, so 'n dickeren. Ja, aber so richtige schöne, dicke Wattekleidung wie die Russen, so was gab's nicht. Ich hatte mir hier aufgeschrieben: ‚Kalter Winter 41/42, minus 40°, südöstlich Charkow.‘“

<sup>2874</sup> FpBf v. Michael Olmert, 28.02.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 116.

<sup>2875</sup> Vgl. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Zurückweichen), S. 332f. Im Januar 1944 griff die Rote Armee mit 230 000 Soldaten an und hatte 56 000 Mann Verluste, ohne dass es ihr gelang, die Front zu durchbrechen. Die 2. Armee verlor etwas mehr als 4 000 Soldaten. Jasper: Zweierlei, S. 117.

<sup>2876</sup> KTB der 2. Armee, 15.01.44, zit. n. DRZW 8 (Beitrag: Frieser: Zurückweichen), S. 333.

<sup>2877</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 10, 171f.

Bereits bevor es zu Gefechten kam, forderte das russische Klima hohe Opfer an Menschen und Pferden.<sup>2878</sup> Besonders im Winter 1941/42 musste die Wehrmacht dann größere Ausfälle durch Erfrierungen und Krankheiten hinnehmen als Verluste durch Feindeinwirkungen.<sup>2879</sup> Dies war in erster Linie auf die völlig unzureichende Kleidung zurückzuführen.<sup>2880</sup> Häufig hatten die Soldaten, wie Gottschalk, zwar Kopfschützer und Handschuhe, aber wie er zu Recht beklagt, keine wattierten Mäntel und wattierte Mützen wie die Russen, ganz zu schweigen von wollener Unterwäsche.<sup>2881</sup> In rückwärtigen Lazaretten wurden Gerichtsmediziner sogar damit beauftragt zu überprüfen, „ob bei der einen oder anderen örtlichen Erfrierung der Tatbestand der Selbstverstümmelung erfüllt sein könnte.“<sup>2882</sup> Ärzte sollten die Truppe über Vorbeugungsmaßnahmen gegen Erfrierungen belehren. Der einzelne Soldat wurde dazu angehalten, selbstverantwortlich für seinen Wärmeschutz zu sorgen.<sup>2883</sup> Neben der Kleidung spielte auch die Ernährung eine wichtige Rolle. Mit dem Einsetzen der Schlammperiode geriet im Osten in allen Kriegsjahren der Nachschub ins Stocken. Das führte häufig zu monatelangem Mangel an Kartoffeln, Fett und Fleisch.<sup>2884</sup> Zur ausreichenden Wärmeproduktion bei fallenden Temperaturen wurde so die Kalorien- und Vitaminzufuhr gedrosselt statt heraufgesetzt, was die Gefahr von Erfrierungen erhöhte. Erschöpfung durch körperliche Anstrengungen, Kälte und Kämpfe setzten den Soldaten dabei außerdem stark zu.<sup>2885</sup>

<sup>2878</sup> Die Pferde hatten später besonders unter den strapaziösen Rückzügen zu leiden. Vgl. Bernecker: Generation, S. 221, zu den Erlebnissen im Sommer 1944: „Es folgten zwei ersehnte Ruhetage bei Zasa, die uns erlaubten, mal richtig durchzupennen und die abgerackerten Pferde zu versorgen und neu zu beschlagen. Die armen Tiere mussten ungläubliche Leistungen vollbringen, viele waren durch Fliegerbeschuss ausgefallen, sie lagen an den Straßenrändern mit aufgedunsenen Leibern. An den Fahrzeugen, wo normalerweise vier Pferde angespannt waren, hatten wir noch zwei zur Verfügung. ... Die treuen Vierbeiner taumelten manchmal wie Betrunkene, brachen vor Überanstrengung zusammen und starben genau wie wir Soldaten. Sie waren den verheerenden Splitterwirkungen ausgesetzt, denn sie konnten nicht wie wir in die Erde kriechen. Sie gingen im Schlamm unter und erhielten den Gnadenschuss. Sie verhungerten im Winter, wenn kein Futter mehr nachkam. Sie standen im Freien bei grimmiger Kälte und fielen im Feuer der Granaten oder verbrannten in den Stallungen.“

<sup>2879</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 128f.; Janessen, S. 67; Meier: Es ist so kalt, S. 177.

<sup>2880</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 143. „Immer noch war es erbärmlich kalt. So um 35 Grad. Hinter mir auf dem Wagen trampelten meine Männer mit den Füßen, um sich nicht die Knochen zu erfrieren. Dabei hatten sie sich in Fahrermäntel, Decken und was sie noch so auftreiben konnten, eingehüllt. Die weiten Fahrermäntel, die man über die normalen Mäntel anziehen konnte, waren außer ein paar Ohrenschützern, das einzige an zusätzlicher Winterbekleidung, was bis zu uns nach vorne gekommen war.“ Jasper: Zweierlei, S. 93.

<sup>2881</sup> Janessen, S. 66. Im Krieg war Wolle im Deutschen Reich knapp. Man verwendete statt dessen Reismolle.

<sup>2882</sup> Ebd. In der Roten Armee löste *jede* Erfrierung den Verdacht der Selbstschädigung aus.

<sup>2883</sup> Ebd.

<sup>2884</sup> Dazu auch Meier: Es ist so kalt, S. 10.

<sup>2885</sup> Meier erwähnte in einem Brief v. 27.1.1942, dass es manchen Rotarmisten in puncto Kälte nicht besser erging als den Wehrmachtssoldaten: „... die Russen frieren und erfrieren genauso und bald noch mehr als wir. Man sieht es täglich an den Gefangenen,

Bei Temperaturen von minus 40°, <sup>2886</sup> wie sie Gottschalk anführte, achtete in seiner Einheit zumindest der Unteroffizier - anscheinend wegen möglicher Erfrierungen - auf nur halbstündige Wachen mit pünktlicher Ablösung. Der Befragte sorgte durch Eintauschen von Zigaretten gegen Schokolade für eine erhöhte Aufnahme von Fett und Kalorien. Der ehemalige Sanitäter Rothe wies im Gespräch auf die schlechte Ernährung von Rauchern hin, besonders im Krieg. Nichtraucher hatten immer die Möglichkeit, die jedem Soldaten zustehende Zigarettenzuteilung gegen Esswaren einzutauschen. Ihre Situation verbesserte sich dadurch erheblich. Gottschalk wies auch darauf hin, dass Raucher dazu neigten, in Ruhe „in der Ecke“ ihre Zigarette zu rauchen. Er hingegen habe sich die halbe Stunde über durch Bewegung und Essen warm gehalten. Ähnlich äußerte sich Landgraf:

„Und ich bin der Meinung, dass eine nich gute Ernährung [Folgen hat]. ... Viele haben ja ... das sah'ste, die denn jeraucht haben ... Ich hab immer meine Rauchware... einjetauscht für 'n Esslöffel Zucker. Aber ich hab immer Abnehmer jehabt und so: ‚Jibste mir [die Zigaretten]?‘ Ja, ick sage, ‚haste noch deinen Zucker?‘ ‚Ach, Mensch, den hab ich doch [nich mehr].‘ ‚Nee,‘ ick sage, ‚ohne Zucker is hier nüscht zu machen.‘ Da war der Nächste schon, sagt er: ‚Du, ich habe noch den - hier in Papier – Zucker.‘ [Hab ich] immer jegessen. Sofort. Sofort. Den hab ich gleich [jegessen].“

Besonders in Stalingrad, von dem Landgraf hier berichtete, tauschten vor allem die Raucher ihre Essenszuteilung gegen Rauchwaren und waren, angesichts der ohnehin knappen Verpflegung, noch unterernährter als ihre Kameraden, was später ihre Überlebenschancen im Kessel bzw. danach in den russischen Kriegsgefangenenlagern noch weiter verringerte. Viele wurden schwerer krank als die Nichtraucher. Hellmann, der in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager als Brigadier eingeteilt war, bestätigte dies. Er versuchte besonders die jungen Mitgefangenen vom Rauchen abzubringen, damit diese ihr Brot nicht gegen Tabak eintauschten und so die Arbeit und die Gefangenschaft durchhalten konnten.<sup>2887</sup> Diejenigen, die in Gefangenschaft zu Nebenverdiensten kamen, hatten die Möglichkeit, den Hunger durch Lebensmittelzukaufe zu lindern. Die starken Raucher jedoch, gaben ihre Nebenverdienste zumeist für zusätzliche Rauchwaren aus.<sup>2888</sup>

---

die verlumpt und verhungert in unsere Hände gelangen,“ ebd., S. 177.

<sup>2886</sup> Meier erlebte mit 46 Grad unter Null am 3.1.1942 und minus 48 Grad am 18.1.1942 persönlich die kältesten Tage, in: ebd., S. 175f. Thomsen berichtet nachfolgend von - 52°, und Lützen schlug mit -56° C den Kälterekord aller für diese Arbeit Befragten sowie sämtlicher in der Literatur dazu gefundenen Angaben.

<sup>2887</sup> Hellmann, S. 213.

<sup>2888</sup> Vgl. Rescher: Heimat! TB, 18.3.1946, S. 216: „Die Sucht nach Tabak macht manche zum Dieb, manche schädigten ihre Gesundheit, indem sie sämtliche Kost verkauften, ... die Stimmung war oft gereizt, wenn Hunger im Magen quälte oder die Sucht nach einem Lungenzug.“ Sowie ebd., FpBf, 23.5.1948, S. 324f.: „Ich bin eben im Grunde ein armer Hund geblieben im Vergleich zu manchen anderen, die mehr Gelegenheit zu Nebenverdiensten hatten, habe aber auch wiederum mehr als viele, die stark geraucht haben.“

Thomsen, der 1941 auch den Angriff auf Moskau erlebte, berichtete von den Strapazen und der eisigen Kälte:

„Oh ja. Ich hatte Erfrierungen noch viele Jahre, wo ich zu Hause war. ... Wenn man in die Wärme kam, und es draußen kalt war, auch nach 'm Krieg war's in Deutschland kälter als jetzt, dann juckte das erbärmlich, ich hab dann [den], das war ja der ganz kalte Winter, ‚Gefrierfleischorden‘ bekommen. ‚Winterschlacht im Osten‘ hieß es offiziell, aber wir sagten ‚Gefrierfleischorden‘. Das war 'ne Medaille, die man... die hatte so schwarz-weiß-rot in Bändern und in der Mitte war 'n recht breiter weißer Streifen, der den Schnee da symbolisieren sollte. Das war denn meistens schon auf'm Rückzug. Man hat[te] die [Schlacht um Moskau ja] verloren. Im Januar begann der große Rückzug im... kann auch schon im Dezember gewesen sein. Ja, unsere Maschinengewehre funktionierten nicht mehr, aber die Krads, die wir hatten, die funktionierten ... Ja, und wir hatten Nebelwerfer. Ja, bei den Russen [funktionierte] auf jeden Fall alles. Ich bin, das weiß ich noch, das war mein Geburtstag, das war der 31. Dezember, ich war auch ausgebildet als... weil ich 'n Offizierslehrgang mitgemacht hatte, als Funker, als Strippenzieher. [Da] musste ich auf 'n Mast hinter die deutschen Linien, um 'ne Leitung anzuzapfen, und da sagte man mir später, dass in der Nacht 52° Kälte waren. Und da war ich gerade dabei, anzuzapfen und... da bin ich schnell runter, ganz schnell, ... und die Hände waren alle aufgerissen, die Handschuhe zerfetzt, der Mast war voller Eis. Das war schön heiß in dem Moment... Wir waren ein Zug, auf dem vorgeschobenen Posten, wir hatten eigentlich mehr Verluste durch Frost [als durch Feindeinwirkung]. ... Irgendwann mussten wir auch wieder vormarschieren, einen anderen Posten ablösen, und die kamen uns entgegen, alle sehr erfroren, es war stürmisch, und einer machte mich drauf aufmerksam, dass mir mein Halsschal, den habe ich mir über den Mund gezogen und über die Nase, ich hatte nicht gemerkt, dass der runtergerutscht war und da hatte ich natürlich den Rachen vereist. Und der machte mich drauf aufmerksam und rieb mir sogar freundlicherweise, vielleicht sah ich ihm noch zu sehr wie ein Kind aus, die Nase mit hartem Schnee ein... Sonst wär' sie wahrscheinlich weg gewesen. ... Ja, in dem Augenblick, als wir dann die Linien wieder erreicht hatten, unsere [Kameraden], die gingen weg wie warme Semmeln, ... aber, wie gesagt, mehr Ausfälle durch Frost und Gefrierbrand als durch feindliches Feuer.“

Auch im zweiten Kriegswinter 1942/43 hatten die Soldaten im Osten noch unter Erfrierungen zu leiden. Welche Körperteile von den Erfrierungen hauptsächlich betroffen waren, welchen Grades diese waren, und wie sie versorgt und ausgeheilt wurden, darüber machte Thomsen keine Angaben.<sup>2889</sup> Der deutsche Professor Hans Killian berichtete vom „erbarmungswürdigen Zustand“ deutscher Soldaten, die zu ihm ins Lazarett gebracht wurden: „Es sind kaum Verwundete darunter, alles Erfrierungen ... aus den letzten beiden Nächten. Siebzig bis achtzig Prozent Erfrierungen haben wir im Lazarett.“<sup>2890</sup> Der Chirurg erklärte, dass niemand im Frieden „Erfrierungen so schwerer Art gesehen“ habe, wobei es sich bei seinen Patienten zumeist noch nicht einmal um „frische Fälle“ handele.<sup>2891</sup> Er führte ergänzend an, dass er „schon aufgetaute Gliedmaßen mit ausgebildeten Erfrierungen in hochgradig geschwellenem Zustand“ zu sehen bekommen hatte. Die Erfrierungsblasen nässten, vereiterten häufig, und die Männer waren, seinem Eindruck nach, zu spät in die Behandlung gekom-

<sup>2889</sup> Im Abschn. 5.8 geht Rothe kurz auf Erfrierungsfälle und auf ihre Behandlung ein.

<sup>2890</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 72f.

<sup>2891</sup> Ebd., S. 73.

men.<sup>2892</sup> Die Zahl der Fußerfrierungen war mit neun von zehn Erfrierungen bei weitem die häufigste, bei der Hälfte der Soldaten betraf sie nur einen Fuß. An zweiter Stelle rangierten Erfrierungen der Hände, Ohren, Wangen und der Nase. Auf Nachfragen stellte sich heraus, dass die meisten Wehrmachtssoldaten bei russischen Angriffen in ihren Schneelöchern liegen geblieben waren und sich so schwerste Kälteschäden zugezogen hatten.<sup>2893</sup> Die Mehrzahl der deutschen Frontsoldaten hatte Erfrierungen 1. und 2. Grades, fünf bis zehn Prozent hatten sich Kälteschäden 3. Grades zugezogen.<sup>2894</sup> Im Winter 1942/43 erfroren sich 133.000 Soldaten die Zehen, 95.000 die Füße und über 2.300 sogar die Beine. 1,6 % aller Soldaten starben infolge von Erfrierungen. In der Regel wurden Erfrierungen binnen drei Monaten bei 40 Prozent der Betroffenen ausgeheilt, so dass diese erneut an der Front zum Einsatz kamen. Die anderen benötigten längere Zeit zur Ausheilung ihrer Verletzungen. 85 % aller Soldaten mit Erfrierungen kamen zu neuen Einsätzen an die Front, „wobei eine größere Kälteempfindlichkeit bei den meisten von ihnen zurückgeblieben war.“<sup>2895</sup> Es überrascht nicht, dass auf den Hauptverbandplätzen, auch im Januar 1943 noch „vorwiegend Erfrierungen“ auftraten, wie Rothe berichtete. Nach seinen Angaben betrug die Temperatur an der Mius-Front, nahe Millerowo, zu dem Zeitpunkt minus 41 Grad.

Als Lützen ab 1943 in der Normandie stationiert war, kam er mit einem Franzosen ins Gespräch und erzählte diesem von seinen Erfahrungen an der Ostfront:

„Ich hab ihm aber erzählt von Russland, wie das denn da ist, wie wir denn den Rückzug machten – '41 - alles verloren! Zu Weihnachten! Wir hatten nichts anzuziehen. Das, was ich jetzt anhatte, mehr hatte ich nicht [sehr erregt]. Bei 56° Kälte nur 'n dünnen Mantel. Ich hatte von dem Russen, hatte ich mir so 'n Stück abgeschnitten, vom russischen Mantel. Und den hatte ich mir hier um 'n Kopf gewickelt und dat Loch war so groß (zeigt). Ich hab getrampelt und ... 56° [minus]! Junge, das war kalt. Ich hab 'n Kriegskameraden gehabt ..., der sagte: ‚Peter weißte wat, ich komm' nicht nach Haus!‘ Und dann ging es drunter und drüber. Drei Tage vermisst von der Kompanie. Da haben sie mich gesucht. Ja, da kam ich bei 'ner anderen Einheit [an]. Aber das war eine Division, das war mein Glück!“

Der Kamerad, von dem Lützen eher zufällig berichtete, hatte offenbar große Todesangst. Die Meinung, im Krieg sterben zu müssen, war oft anzutreffen, deutete aber nicht auf ein Zukunftswissen hin, über das diejenigen möglicherweise verfügten. Zwischen Todeserwartung und dem tatsächlichen Tod musste es nicht notwendigerweise einen Zusammenhang geben. Derjenige, der solche Erwartungen hatte, konnte genauso überleben wie derjenige, der sich nie darüber Gedanken gemacht hatte.<sup>2896</sup> Ob die Angst von Lützens Kameraden mit der extremen Kälte und der schwierigen

---

<sup>2892</sup> Ebd., S. 74.

<sup>2893</sup> Ebd.

<sup>2894</sup> Ebd., S. 76.

<sup>2895</sup> Ebd.

<sup>2896</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 543.

Situation der Deutschen vor Moskau<sup>2897</sup> zu tun hatte, wurde vom Befragten nicht erwähnt. Tatsache ist, dass erst kurz vor Weihnachten, am 21.12.1941, ein Aufruf von Goebbels an die deutsche Bevölkerung erfolgte, für das Winterhilfswerk zu sammeln. General Guderian hatte sich, seinen Erinnerungen zufolge, am 20.12.1941 persönlich bei Hitler dafür eingesetzt, dass die völlig unzureichende Bekleidung der Soldaten an der Ostfront schnellstmöglich entscheidend zu verbessern sei.<sup>2898</sup> Seine Aussprache habe, so Guderian, am 21. Dezember 1941 Goebbels Aufruf zur Sammlung von Wintersachen zur Folge gehabt. Dies war jedoch für den Winterkrieg 1941/42 eindeutig zu spät.<sup>2899</sup> Auch löste dieser Appell bei der Bevölkerung Befremden aus, da Goebbels wenige Wochen vorher die Öffentlichkeit darüber informiert hatte, dass die Winterbekleidung für die Truppe bereits an den Zielbahnhöfen bereit liege.<sup>2900</sup> Die völlige Fehlplanung und Ignoranz der deutschen Führung ihren Soldaten gegenüber hatte zur Folge, dass die bis zum 20.1.1942 gemeldete Zahl an schweren und leichten Fällen von Erfrierungen offiziell bereits 50.000 betrug.<sup>2901</sup> Sie dürfte jedoch weit höher gelegen haben. Der Bevölkerung die Ausstattung der Truppe mit Winterbekleidung zu überlassen, die vielfach nicht die für Frontbedürfnisse geeigneten Dinge beschaffen konnte,<sup>2902</sup> wirkt aus heutiger Sicht unverantwortlich. Die Winterkrise 1941 bedeutete das Ende der „Friedensmäßigen Kriegswirtschaft“. Trotz des Aufrufs zur Sammlung für das Winterhilfswerk wagte es die deutsche Führung, im Gegensatz zur sowjetischen, zu diesem Zeitpunkt noch nicht, den Deutschen noch schwerere Lasten

<sup>2897</sup> Am 5.12.1941 erfolgte ein unerwarteter Gegenstoß der Roten Armee, der auf deutsche Verbände traf, deren Einheiten dezimiert, völlig unterversorgt sowie physisch und psychisch an einem Tiefpunkt angelangt waren und auf eine deutsche Führung, „die über die Ursachen der ‚gegenwärtigen Krise‘ und über die Maßnahmen zu ihrer Überwindung gespalten war, weil sie zunächst nicht wahrhaben wollte, dass das Gesetz des Handelns auf den Gegner übergegangen war.“ Förster: Barbarossa, S. 638; Jasper: Zweierlei, S. 93.

<sup>2898</sup> Guderian: Erinnerungen eines Soldaten, S. 137.

<sup>2899</sup> Von Hitler geförderte Machtkämpfe der militärischen Führungszentren hatten eine einheitliche Rüstungsplanung und –lenkung verhindert, wodurch das Ostheer „noch nicht einmal die als erforderlich angesehene Ausrüstung“ erhalten hatte. Hinzu kamen die Angst vor der Überbeanspruchung der Bevölkerung sowie eine eklatante Selbstüberschätzung der deutschen militärischen Eliten seit Sommer 1940. All dies sowie die Fehleinschätzung von Gegner und Terrain führten zu erheblichen Vernachlässigungen auf dem logistischen Sektor und wirkten s. zu Lasten der deutschen Soldaten aus. Kroener: Blitzkrieg, S. 145.

<sup>2900</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 429.

<sup>2901</sup> Fröhlich: Tagebücher Goebbels, Diktate 1941 – 1945, Bd. 2: S. 554: „Die Winterausrüstung ist eines der zentralen Probleme bei unseren Osttruppen. ... Man sucht mit allen Mitteln, die von mir verfolgten Pläne zu torpedieren. Ich treibe es deshalb sofort zu einer erneuten Führerentscheidung; der Führer bestimmt dann auch, dass die Sammlung augenblicklich angekündigt werden soll, und dass meine Rede über den Rundfunk am Abend stattzufinden habe. ... In diesem Bericht [eines Frontoffiziers] wird sehr darüber geklagt, dass immer noch keine Winterkleidung nach vorn gekommen sei. ... Abends halte ich über den Rundfunk eine Ansprache zur Woll- und Wintersachensammlung in der Heimat.“

<sup>2902</sup> Zum Teil wurde völlig unbrauchbare Kürschnerware, auch Damenmäntel, an die Front geschickt, die offenbar vorher von niemandem gesichtet und aussortiert, sondern wahllos weitergeschickt worden waren. Desgleichen wurde der kostbare Lufttransportraum u. a. mit Orden (EK I u. EK II) sowie Propagandaschriften verschwendet. Adam, S. 136, 219f.

aufzuerlegen.<sup>2903</sup> Stattdessen sollten die personellen und materiellen Ressourcen der besetzten Gebiete noch stärker genutzt werden.<sup>2904</sup>

Lützen verfügte, im Gegensatz zu Gottschalk, anscheinend noch nicht über einen Kopfschützer, so dass er sich bei gefallenen Russen mit dem Nötigsten ausstatten musste.<sup>2905</sup> Auch Koschorrek notierte etwa ein Jahr später, am 15.12.1942, außerhalb des Stalingrader Kessels in sein Tagebuch, dass sich die deutschen Soldaten immer noch mühsam Kleidungsstücke bei gefallenen Rotarmisten zusammensuchen mussten, um so nicht zu erfrieren:

„... [Mein Kamerad] Warias klopft seine Hände abwechselnd auf die Oberschenkel, Arme und Schultern. Er hat einen viel zu kurzen Wintermantel erwischt, und seine Beine stecken in ein paar zerschlissenen Filzstiefeln, die von einem Gefallenen stammen. Auch Grommel trägt gebrauchte Filzstiefel, und sein Mantel ist nur noch ein dünner Lappen. Er sagt aber, dass er darunter eine abgewetzte und wahrscheinlich auch verlauste Lammfellweste trägt, die einem anderen Landser bei der Anprobe in der Kolchose zu eng war. Auf dem Kopf trägt er eine russische Pelzmütze, die ihm einer von der Sturmgeschützbesatzung vermachte. Er sieht damit wie ein Russe aus, und einige Landser haben ihn schon als Iwan angesprochen. Mit meinem Tarnanzug bin ich da noch am besten dran. Trotzdem friere auch ich erbärmlich ...“<sup>2906</sup>

Ein Teil der Wehrmachtsangehörigen sah somit auch im zweiten Kriegswinter noch wie ihre Gegner aus. In ihrer Not mussten sie sich jedoch mit schon gebrauchten oder halb verschlissenen, zusammen gesuchten Sachen zufrieden geben. Dabei schien es sie wenig zu stören, dass die Ausrüstung von toten Russen stammte:

„Auch haben wir immer noch keine Winterbekleidung und uns deshalb alles angezogen, was zu finden ist. Jetzt trägt das stolze Heer, jedenfalls hier vorn, erbeutete Russenstiefel aus Filz, und Mützen, wattierte Hosen und Jacken. Die Sowjets sind dagegen recht gut für den Winter ausgerüstet, sie haben sogar Winteröl für ihre Waffenpflege und vor allem Tarnhemden, so dass wir sie nur sehr schwer beobachten können. Ihre Geschütze und Panzer sind weiß angestrichen, was wir nun schnell nachholen.“<sup>2907</sup>

Deutsche Truppenärzte berichteten aus dem im Winter 1941 im Zentrum des Geschehens stehenden Mittelabschnitt, dass „die Masse der Soldaten ... noch wie im Hochsommer bekleidet [war].“<sup>2908</sup> Im Vergleich zu den Russen, die zwar zunächst

<sup>2903</sup> Kroener: Blitzkrieg, S. 134. Die deutsche Bevölkerung erlebte dennoch sehr früh die Folgen der Kriegswirtschaft in Form von Rationierungen und Konsumverzicht.

<sup>2904</sup> Förster: „Barbarossa“, S. 639. Selbst in Norwegen wurde die Zivilbevölkerung unter Androhung eines hohen Bußgeldes aufgefordert, Wolldecken, Gummistiefel, Zelte, Rucksäcke, Anoraks und ähnliches für deutsche Soldaten im Osten abzugeben. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 233.

<sup>2905</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 110, berichtete, dass sich viele Soldaten seiner Einheit in der Not wie folgt behalfen: „Aber von oben angefangen hatte dann plötzlich der Leutnant Soundso einen Pelzmantel von einem toten Russen und ein anderer, der auch organisieren konnte, Filzstiefel. Wir froren ja alle furchtbar an den Füßen.“ Auch Lichtenberg gelang es, sich Filzstiefel zu „organisieren“. Er erklärte: „Und dann hatten wir zu zweit ein paar Filzstiefel, mit denen wir abwechselnd auf Wache gingen.“ Ebd.

<sup>2906</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 167f.

<sup>2907</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 51.

<sup>2908</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 64.

noch schlecht ausgerüstet waren, aber „wenigstens Winterkleidung“ hatten, „standen [wir] da in unserer Sommeruniform,“ stellte auch Lichtenberg fest, der südlich vor Moskau den Winter 1941/42 fünf Wochen im Kessel von Suchinischki erlebte.<sup>2909</sup>

Golder bestätigte die fehlende Ausstattung und auch, dass es privater Initiative, auch der eigenen Familie, überlassen wurde, die Soldaten winterfest einzukleiden:

„[An Kleidung hatte] ich so einen leichten Mantel, so für den Übergang vielleicht. Ja, für den Herbst. 'Ne Mütze' hatte ich von meiner Mutter, die hat mir 'n Päckchen hat die mir so 'n Dings geschickt, so Stoff, und den konnte ich da rummachen um die Nase. ... Meine Nase war sowieso immer frost gefährdet, die war immer rot.“

Ähnlich erging es Johann Holthusen, der nach einem Einsatz an der Ostfront 1941/42 „die Nase voll“ hatte und erklärte:

„Hätten sie mich noch mal da hingeschickt, ich wäre nie wiedergekommen. Ich hatte ein ganz schlechtes Gefühl, und außerdem konnte ich die Kälte nicht vertragen. Mir sterben die Finger sofort ab, und dann noch schießen, unmöglich. In den Hosen hatten wir Knöpfe, die konnten wir nicht aufkriegen. Wir mussten in die Hose pinkeln, so kalt war's in Russland.“<sup>2910</sup>

Auf die Frage, ob es im Winter 1941 in seiner Einheit Winterbekleidung gegeben habe, antwortete Schweitzer:

„Nein. Der war sehr hart, sehr schwierig, weil wir gar nix hatten – außer unseren Tuchmänteln, nich, diese ganz einfachen Tuchmäntel. Ja, das war hier unser 'Wintermantel'. Aber das war 'n ... ungefütterter Wollstoff, wir hatten keinerlei Winterausrüstung. Und wir kriegten dann hier, na, wie nannten die das denn? Der Goebbels hatte so 'ne Sammlung veranstaltet zu Hause, nach Wintersachen. Ja... war's vom Winterhilfswerk? Da gab's Pullover und ich hatte so 'ne Weste, so 'ne ärmellose, erbte... kriegte ich da. Jeder kriegte irgendwas, das war egal, so aus Karnickelfell, so was, ja? Und ... wir kriegten dann, jawoll, wir kriegten im Laufe des Winters hier dann auch so genannte Übermäntel. Das waren also auch Wollmäntel, aber die waren gefüttert, und die zog man über die anderen Mäntel noch oben drüber. Aber in der ersten Zeit war das also sehr, auch mit der Kälte, wengleich es hier nicht so kalt war wie dort oben natürlich, aber es geht eben auch hier ganz deutlich unter die minus 10, 20 Grad.“

Der Informant Schröder erinnerte sich an seine Wut auf die Führung über die fehlende Winterbekleidung und die Zustände im Winter 1941:

„Wir haben da eben auch alle gefroren. Man konnte nichts machen. Du kannst ja nich 'n ganzen Tag im Schnee bleiben, nachts auch noch. ... Eine Stunde war man draußen. Alles, was man hatte, angezogen und, und, und... Wie das war, zu der Zeit, das is ja auch völliger... Da waren diese Soldaten alle sauer, sauer. Da wird 'n Krieg angefangen und nachher – man kriegt nicht die Bekleidung dazu! Im Februar, im Februar [1942] is das raus gekommen. Wir haben die normale, was man also... man hat 'n langes Hemd, 'ne Unterhose, lang. Also, bei der größten Hitze hat man das auch, weil man hat ja nichts anderes [hatte], und ausziehen kann man das nicht, und im Winter also noch so 'nen leichten Pullover. Und dann 'n Mantel. Das is alles gewesen. Handschuhe haben wir gehabt, aber diese Handschuhe... Ja, die sind nach kurzer Zeit ... Also ich hab irgendwo, irgendwann mal Handschuhe gefunden, die waren so... Die standen steif hier, das war alles steif, ja? Also, was glauben Sie aber auch, in dem Winter, wie viele Leute da also Erfrierungen hatten: an der Nase, an den Ohren, an den Händen und an den

<sup>2909</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 110.

<sup>2910</sup> Holthusen, in ebd., S. 184f.

Füßen. Ich muss ehrlich sagen, ich hab natürlich dazu beigetragen, ich wollt' nich irgendwie so eine Erfrierung kriegen. Immer wieder dann [Hände] in die Taschen gesteckt. Auch Waffe dabei, da gehabt, musste man ja, und denn getrampelt. [Ich hatte keine Erfrierungen] - Gott sei Dank nicht. Also, ich hab mich dagegen gesträubt. Manche sind dann so lahm und ach, und... Vielleicht is das ja ganz gut, wenn... das ist auch gemacht worden, ich will das nicht behaupten, aber in einigen Fällen schien es so, dass die das also ruhig frieren lassen konnten, und dann konnten sie also weg, zurück, heimkommen. Naja, ich weiß nicht, ob sie so weit gekommen sind, [vielleicht nur bis zum nächsten Lazarett].“

Ähnlich wie Gottschalk, versuchte auch Schröder, durch Eigeninitiative dem Winter zu trotzen und aufzupassen, sich weder das Gesicht noch die Gliedmaßen zu erfrieren. Dass es tatsächlich so war, dass manche versuchten, dem Winter und damit auch dem Krieg zu entkommen, indem sie es auf Erfrierungen anlegten, ist zuvor bereits erwähnt worden. In den Lazaretten gab es dazu entsprechende Untersuchungen. Außerdem wurden Erfrierungen in der Regel in frontnahen Einrichtungen ausgeheilt, um die betreffenden Soldaten baldmöglichst wieder einsetzen zu können.

Die Bekleidungssituation variierte von Division zu Division. Während manche, wie Kurt Rescher, angaben, im Oktober 1942 für den Winter „tadellos ausgerüstet“ zu sein<sup>2911</sup>, hatte der erste Winter 1941 im Osten bei einigen zu Niedergeschlagenheit und Depression geführt.<sup>2912</sup> Ludwig berichtete von eigener Lustlosigkeit und von Krankheiten, die die Soldaten aufgrund der großen Kälte bekamen.

---

<sup>2911</sup> Rescher: Heimat! S. 88, TB ab 5.10.1942: „Es kamen für jeden Mann Filzstiefel, Winterpullover, gesteppte Zwischenanzüge, zweiseitige Tarnanzüge, Kopf- und Ohrenschützer, Überstrümpfe und anderes mehr, so dass man sich gar nicht vorstellen konnte, in diesen schönen und neuen Sachen zu frieren.“

<sup>2912</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 129f., schilderte die Situation seiner Einheit vor Moskau 1941: „Während wir uns in unseren dünnen Mäntelchen einen abfroren, hatten diese Burschen [der sibirischen Truppen] wattierte Uniformen, Filzstiefel und Pelzmützen, außerdem sonst noch einiges, was uns das Leben schwer machen konnte.“



Fritz Becker, völlig durchgefroren und dem eisigen Wind ausgesetzt, im kalten Winter 1941/42 in der Ukraine bei Rasdollowka am Donez, südlich von Char'kov, nur mit einem dünnen Sommermantel bekleidet. „Fast alle Fahrzeuge waren wegen der Kälte ausgefallen. ... Eigene Waffen, Geschützrohre und Gewehrläufe waren eingefroren, die Verschlüsse mussten aufgeheizt werden,“ so Fritz Becker in einem Brief v. 24.9.2014 an die Verfasserin. Foto: Privatarchiv Fritz Becker

Obwohl im Laufe der Zeit bei der Winterbekleidung nachgebessert wurde, kritisiert er nachfolgend das völlig unangemessene Schuhwerk, das besonders während des Ostfeldzuges mit seinen klimatischen Widrigkeiten zu Erfrierungen und, wie Schweitzer bereits hervorhob, zu weiteren Problemen führte:

„[Der Winter '41/'42 war] fürchterlich, fürchterlich. Das war eigentlich das, was, wo ich ja oft gedacht habe: ‚Warum willst du morgen eigentlich noch...‘ Oder nicht ‚morgen‘, sondern nachdem ich mich hinlegen konnte: ‚Warum willst du eigentlich wieder aufstehen?‘ Die [Stimmung] war so, so schlimm. Da lagen wir in der Sambeck-Stellung. Ja, der Winter war insofern furchtbar ... Wir haben schon die Posten auf die kürzeste Zeit - 20 Minuten - verkürzt. Und die Ablösung, denn Ablösung is immer gefährlich, dann bewegt sich was und natürlich in Schneehemden. Das is der so genannte Kriechposten. Man kriecht da in das Weiße hinein, das sind die so genannten Horchposten, um zu hören, is dort auf der anderen Seite was los, dass man nicht überrascht wird durch Überfälle. Vor allem in der Nacht nicht. ... [Wir hatten] nicht nur Schneehemden, sondern auch Schneehosen. Und wir lagen fest und zuerst war das natürlich auch nicht da, [die Winterbekleidung]. Ja, als der Schnee eben da war, [da bekamen wir sie]. [Es war insofern alles deprimierend], weil uns alles wehtat, ach! Von der Kälte her. Und eh' man sich richtig erholt hatte, dann hatte man die Bronchitis und den Schnupfen und die Grippe und die Erfrierungsteile: Nase, Ohren. ... Also, [einen Schutz fürs Gesicht hatten wir] zuerst nicht. Wir sind ja in dieser Zeit auch erst klug geworden. Und es war strengstens verboten, die Schuhe auszuziehen, weil man sie nicht wieder an gekriegt hätte. Aber mir taten die Füße so wahnsinnig weh. Außerdem hab ich irgendwann 'n Schlag dagegen gekriegt. Und die Schuhe waren sowieso keine Schuhe mehr, die waren so Pappdinger. Und da hab ich sie ausgezogen. Also [wir hatten] keine wärmenden Stiefel, nein, nein, nein. Das kam erst später. Ja, jedenfalls war's so, dass ich sie auszog. Und als ich dann wieder als Kriechposten raus musste, waren da so 'n paar Gummischuhe. Ich hab die angezogen, und die haben mir die Füße gerettet. Ja, weil ich ständig so arbeiten konnte (wird laut)! In den Stiefeln - die waren viel zu steif. Und dann hab ich das meiner Gruppe gesagt ... Die Stiefel wärmen auch nicht. Wir haben da drin ja keine Socken gehabt, sondern Fußlappen, und die Fußlappen an zu kriegen in solche viel zu engen Schuhe, das is, da haste Glück, wenn de' überhaupt rein kommst und dann sind die Zehen frei. Der Lappen sitzt dazwischen. Du musst ja nicht marschieren, das wär auch gar nicht gegangen. Das war so was Primitives. Das is mit normalen Überlegungen oder Verständnis oder Wissen überhaupt nicht zu begreifen. Manche Dinge sind auch gar nicht so zu schildern, dass sie echt ankommen können. Nein, ich kann manches nicht schildern. Ich kann manches auch nicht so schildern, wie ich - das weiß *ich* doch nur - wie ich's gerne übermitteln wollte.“

Noch zu Beginn des Winters 1941/42 trugen viele deutsche Soldaten dünne Drillhosen, zerrissene Unterwäsche und Fußlappen statt Socken, die den Vorderfuß frei ließen. Letzteres führte zunächst zu Erfrierungen der Zehen und später zur Unterkühlung der Füße. Besonders im ersten Kriegswinter stellte aber auch der herkömmliche deutsche Soldatenschuh, der so genannte „Knobelbecher“, eine große Schwäche dar, zumal er für die Verhältnisse im Osten völlig ungeeignet war.<sup>2913</sup> Hinzu kam, dass dieser Winter auch für russische Verhältnisse ungewöhnlich kalt war.<sup>2914</sup> Zu den Mängeln der deutschen Wehrmachtstiefel, die sich besonders im Russlandkrieg stark bemerkbar machten, erklärte Janessen:

„Keine gute Rolle im Winterkrieg von 1941 bis 1942 spielte der deutsche Soldatenschuh: der Knobelbecher. Er war den winterlichen Verhältnissen, wie sie in Russland üblich waren, nicht angemessen. ... Spätestens zu diesem Zeitpunkt stellte sich heraus, dass der Knobelbecher für einen Krieg im tiefsten Russland

<sup>2913</sup> Zum deutschen und russischen Schuhwerk äußerte sich auch Dr. Bötcher sehr kritisch.

<sup>2914</sup> Der Truppenarzt, Dr. Hermann Kerger, der die Kämpfe vor Moskau miterlebte, erwähnte Temperaturen von unter 45° C und meinte: „Wenn da ein leichter Windstoß blies, konnte man anhaben, was man wollte: Man kam sich vor wie nackt.“ Zit. in: Janessen, S. 71.

nicht konstruiert war. Nicht nur, dass die Knobelbecher nicht gefüttert waren und entsprechend viel Körperwärme durch sie abgegeben wurde, sie waren auch genagelt. Metall aber ist bekanntlich ein vorzüglicher Temperaturleiter, das heißt, auch auf diesem Wege wurde den Füßen Körperwärme entzogen. Da die Knobelbecher, um besser marschieren zu können, gut sitzen mussten, also nicht zu weit sein durften, war noch nicht einmal Platz in ihnen, um sich durch Hineinstopfen eines ‚Völkischen Beobachters‘ die Füße etwas wärmer zu halten. Abgesehen davon, dass im Winterkrieg auch die ‚Völkischen Beobachter‘ knapp wurden. Es kam vor, dass den Soldaten das Wasser in den Schaft hineinlief und gefror, so dass sie mit einem Ausguss des Stiefels aus Eis laufen mussten. Die Folgen kann man sich vorstellen. Rasch gingen die deutschen Soldaten deshalb dazu über, russischen Gefallenen die Filzstiefel auszuziehen, mit denen die Soldaten der Roten Armee für den Winterkrieg ausgestattet waren. ... Schnell haben Truppen-Kommandeure und Soldaten bemerkt, dass der beste Schuh der ist, der dem Schuhwerk der jeweils einheimischen Bevölkerung am nächsten kommt.“<sup>2915</sup>

Schütte beklagte sich im Nachhinein über das Problem mit dem Schuhwerk, das auch nicht besser wurde, als die „Knobelbecher“ längst verschwunden waren:

„Ja, Schuhe war ja Katastrophe, nicht. ... Die [Knobelbecher] gab's ja schon längst nicht mehr. [Wir hatten] einfache Schnürstiefelchen, bis zu den Knöcheln, dünne. Wissen Sie, ich hab schon oft gesagt, ... is ja alles ganz gut gelaufen, wollen ma da net hadern oder was – wer weiß, wenn ma den Krieg gewonnen hätten, was da alles gekommen wär' – aber die Schuhe, wenn ma gehabt hätten, die sie heute haben, ja, wir hätten ja, wie soll ich sagen, wir wär'n ja 100 Kilometer gelaufen, ... mit diesen schönen Sohlen heute und bei der Bundeswehr. Die Schuhe hätten wir gebraucht!“

Schütte deutete an, dass aufgrund der Materialknappheit im Reich die ursprünglichen, „Knobelbecher“ genannten Wehrmachtstiefel, durch einfachere Schuhe ersetzt worden sind. Er erklärte die Nachteile dieser Ersatzstiefel und beklagte, dass Wehrmachtssoldaten zu allem Übel noch nicht einmal Socken trugen:

„Die haben ja bis da rauf Leder gebraucht. Also, ich hab dann mal später, draußen an der Front, ‚Knobelbecher‘ mir organisiert. Da waren mal so 'n Haufen ‚Knobelbecher‘ rum gelegen, und da hab ich mir ein Paar raus geholt. Die war'n aber nicht gut, z. B., wenn Sie 'n Schuss, 'n Unterschenkelschuss bekommen haben. Dann mussten sie aufgeschnitten werden. Die konnten sie nicht mehr raus ziehen. ... Ja, [wir waren immer] patschnass und ... immer nasse Füße! Wir hatten ja keine Socken! Es gab ... Fußlappen – bei der Wehrmacht! Keine Socken! Ach, wo?! Fußlappen! Das mussten Sie auch lernen, wie man die einschlägt. Ja, Sie, ich bin ja '43 Soldat geworden. Wie's vorher war, weiß ich nicht. Ja, furchtbar.“

Der damalige Soldat Koschorrek berichtete aber auch von den Problemen, die er mit ganz neuen „Knobelbechern“ hatte. Nach einem Marsch durch tiefen Schlamm waren seine Hacken bald „so wund und blutig, dass ich nur unter großen Schmerzen dahin schlich und im Schlamm buchstäblich stecken blieb.“<sup>2916</sup> Diese erste „Stiefelgeneration“ war, wie viele kritisieren, für den Krieg im Osten von vornherein völlig ungeeignet. Koschorrek beklagte, dass seine Hacken nach einer weiteren Wegstrecke „nur noch rohes Fleisch waren.“<sup>2917</sup> In einem Privatquartier überließ ihm ein Zivilist, der erkannte,

<sup>2915</sup> Ebd., S. 64f.

<sup>2916</sup> Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 341.

<sup>2917</sup> Ebd., S. 342.

welche Qualen ihm die Wehrmachtstiefel bereiteten, seine eigenen Lederstiefel.<sup>2918</sup> Während die ersten Monate nach Angriff der Sowjetunion – von Juni bis November 1941 – noch mit der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Feldzuges im Osten einher gingen, galt es in der Zeit danach, zu überleben und standzuhalten. Dazu gehörte auch die Sorge um ein dem schweren Winter angemessenes Schuhwerk, wobei die deutschen Soldaten, wie Schütte vorstehend verdeutlichte, von Anfang an mit Fußlappen statt mit Socken Vorlieb nehmen und auch bei den Schuhen improvisieren mussten, wie Fritz Neuberger im Februar 1942 an seine Angehörigen schrieb:

„Gegen die Kälte hat man sich geschützt, so gut es eben ging. Am schlimmsten war's mit den Füßen. Wer keine Gelegenheit hatte, den Russen Filzstiefel abzunehmen, der wickelte sich sonst Lumpen, Felle oder Zeltbahn um die Schuhe. ... Während der letzten Zeit sind wir beinahe alle Tage marschiert und hatten auch harte Abwehrkämpfe zu bestehen.“<sup>2919</sup>

Bei Ludwig klang zuvor an, ähnlich wie bei Schütte, welche Schwierigkeiten es heutzutage bereitet, die damaligen Zustände so zu schildern, „dass sie echt ankommen können.“ Die nach 1945 Geborenen, die Krieg nie erlebt haben, sondern ihn nur aus Erzählungen ihrer Eltern, Großeltern und Urgroßeltern sowie aus Medienberichten und aus der Literatur kennen, stehen verständlicherweise vielfach vor der Unmöglichkeit, Situationen wie von Ludwig, Schütte und anderen erlebt, nachzuvollziehen.

Dass im Dezember 1941, als beispielsweise Lützen mit seiner Division im schweren Abwehrkampf gegen eine russische Gegenoffensive stand, der Krieg sich aufgrund der deutschen Kriegserklärung an die USA zum Weltkrieg ausgeweitet hatte, wurde von keinem der Befragten erwähnt. Der erste Kriegswinter in Russland entwickelte sich „noch anders und schrecklicher ...“, als die Soldaten ihn sich vorgestellt hatten,<sup>2920</sup> so Jasper, der zu dem Schluss kommt, dass „unter den Bedingungen eines Rückzuges bei strengem Winter und existentieller Bedrohung ... die ideologisch eingefärbte Wahrnehmung der feindlichen Soldaten unbedeutend [wurde].“<sup>2921</sup> In den Wintermonaten 1941 wurde Russland von den deutschen Streitkräften „als das Land erfahren, in dem ganze Armeen, ausgestattet mit den Mitteln des modernen Industriezeitalters, einfach an Hunger und Kälte zu Grunde gehen konnten,“ so dass die Wehrmachtssoldaten „ungläubig und fassungslos [hin]nahmen ...“, was nun als Bedrohung in den Bereich des Möglichen rückte.<sup>2922</sup>

Lohstein, damals Kommandant eines Panzers berichtete, dass er nach einigen Monaten Zusatzausbildung im Reich, im Januar 1942 wieder an die Ostfront zurück geschickt wurde. Inzwischen hatte sich die Stimmung innerhalb seiner Kameraden,

<sup>2918</sup> Ebd., S. 353. Auf diese Begebenheit wurde in Abschn. 5.5 hingewiesen.

<sup>2919</sup> FpBf Fritz Neuberger, 2.2.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 253.

<sup>2920</sup> Ebd., S. 251.

<sup>2921</sup> Ebd.

<sup>2922</sup> Ebd.

die die Niederlage vor Moskau erlebt hatten, sehr verschlechtert:

„Die Leute waren wütend, weil sie keine Winterausrüstung hatten und sich von ‚denen da oben‘ im Stich gelassen fühlten. Und sie waren verbittert. Sie hatten zurück gemusst und jetzt begriffen: so leicht geht das nicht. In der eisigen Kälte ging ja fast alles nur noch zu Fuß, die Panzer sprangen nur noch an, wenn man Feuer unter ihnen angemacht hatte, ohne sie anzuzünden.“<sup>2923</sup>

Wie Thomsen erlebte auch Schlotmann den ersten Kriegswinter im Osten mit und erhielt den so genannten *Gefrierfleischorden*.<sup>2924</sup> Vom Vormarsch nach Stalingrad im Sommer 1942<sup>2925</sup>, berichtete er ähnlich wie Schweitzer und Schütte, wie unwohl sich die Soldaten in Anbetracht fehlender Waschgelegenheiten und sanitäre Möglichkeiten fühlten. Außerdem machte ihnen ein neuer Gegner zu schaffen – Läuse:

„... Und, wo denn, das war der Winter, ‚Winterschlacht im Osten‘ nannten die das ja, da kriegten wir ja dieses Abzeichen da - die, die da gewesen waren. Das war natürlich ’n harter Winter insofern: wir hatten Sommerbekleidung an, und draußen waren 30, 40 Grad Kälte, nich. Und dann im Sommer die große Hitze da. Da hab ich meine ersten Melonen in der Kalmückensteppe in meinem Leben gesehen (lacht). Ja, ja, was da für hygienische Verhältnisse waren, das kann man auch gar nicht schildern. Das mach’ man gar nicht alles erzählen. Innen drin, die Toiletten, gab’s ja nicht. Draußen dann, dann sind wir irgendwohin, und der Haufen wurd’ ja immer höher. War ja alles Eis. Und dann haben wir oben auf ’m Eishaufen gegessen und nachher war’s natürlich schlecht. Aber... Ja, und die vielen Läuse dabei. Das sind alles so Begleiterscheinungen... Die [Läuse] haben wir immer denn geknackt. Wir haben gar nich getraut, frische Wäsche anzuziehen. Denn in der frischen Wäsche, da haben wir die meisten Läuse gefunden, also, wenn wir drei Wochen die Wäsche nicht gewechselt hatten, hatten wir keine Läuse (lacht).“

Die Strapazen, die Schlotmann vom Winter im Osten schildert, waren im sowjetischen Sommer nicht minder, allerdings war wohl die Hitze etwas leichter zu ertragen und verursachte weniger Ausfälle als die extreme Kälte bei unzureichender Bekleidung<sup>2926</sup>. Aber auch im Sommer gab es nach Regenfällen vollkommen aufgeweichte Straßen, die ein Fortkommen erschwerten, wie Becker in seinem Tagebuch notierte und auch Golder in seinen fast täglichen Aufzeichnungen am 29.7.1941 vermerkte: „In der Nacht regnete es ununterbrochen, und am Sonntagmorgen war der See ausgelaufen und die Brücke fortgeschwemmt. Es wurde Spätnachmittag, bis wir die Rollbahn

<sup>2923</sup> Lohstein, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 334.

<sup>2924</sup> Wie von Thomsen bereits kurz beschrieben, handelt es sich dabei um die Ostmedaille „Winterschlacht im Osten 41/42“ als „Anerkennung für Bewährung im Kampf vom 15.11.41 – 15.04.42 gegen den bolschewistischen Feind und den russischen Winter.“ Die an einem roten Band mit weiß-schwarz-roten Streifen befestigte Medaille wurde bis zum 15.10.1944 verliehen, wobei die rote Farbe das vergossene Blut, die schwarze die Trauer um die Gefallenen und weiß den Schnee symbolisierten. Janessen, S. 87; Buff: Vor Leningrad, S. 113 (FpBf v. 15.8.1942).

<sup>2925</sup> Dabei ist anzumerken, dass der Befragte das Pech hatte, nur deshalb mit den anderen Truppen im Stalingrader Kessel eingeschlossen zu werden, weil er auf dem Rückweg zu seiner Division seinen Angaben zufolge „falsch eingestiegen“ war. Während er und seine Kameraden aus dem westfälischen Münster für eine Panzernachrichtenabteilung der 16. Panzerdivision aus Münster vorgesehen waren, die allerdings inzwischen nach Norden abmarschiert war, wurden sie im Raum Stalingrad kurzerhand der 14. Pz.div. zugegliedert.

<sup>2926</sup> Vom Gang zum so genannten „Donnerbalken“ bei Eiseskälte, den Schütte und Schlotmann in diesem Abschnitt ansprechen, berichtete auch Dietrich.

wieder erreichten. Der Schlamm stand halbmeterhoch auf den Straßen.“<sup>2927</sup>



Winters wie sommers wurden die Soldaten von Läusen und anderem Ungeziefer geplagt, dem sie in Ruhephasen durch Absammeln versuchten, Herr zu werden. Golder (oben links) hat das Foto selbst beschriftet. Seine Kompanie befand sich zu dieser Zeit, seinen Angaben zufolge, im Mittelabschnitt bei Orel „im Stellungskrieg“. Das Foto wurde im Juli/August 1942 aufgenommen.

Foto: Hans Golder, PrArIW

Und es gab zu jeder Jahreszeit Ungeziefer, das die Soldaten heimsuchte.<sup>2928</sup> Alle Anstrengungen zur Beseitigung der Läuse waren letztlich vergebliche Mühe,<sup>2929</sup> wie Schramm in einem Schlotmann ähnlichen Bericht aus dem Norden erzählte:

„Dann kriegten wir Sonderurlaub, und dann ging irgendwie der Sommer vorbei und im Oktober '41, ... da belagerten wir Leningrad oben an der Newa, und da kriegten wir diesen furchtbar kalten Winter mit 40 bis 45° draußen. Es war an sich, es waren schon Fronterlebnisse, und nachts kamen die Russen mit ihren Panzern über die Newa, die hatte drei Meter dickes Eis usw., aber es ging dann gut, und

<sup>2927</sup> KTB Golder, Eintrag vom 29.7.1941 sowie vom 1.8.1941 in ebd.: „Wir fahren und fahren. Gestern haben wir den anderen Bug ... nahe bei Bessarabien (!) überschnitten. Ein Platzregen von einer Stunde verwandelte die Straßen wieder in Sümpfe wie nie zuvor. Wir müssen kilometerweit schwer schieben! ... Unsere Fahrzeuge sind stark mitgenommen, viele ausgefallen.“ (PrArIW).

<sup>2928</sup> Vgl. Fpbf v. „Moll“, 17.5.1943, am Kubanbrückenkopf: „Die Sonne brennt erbarmungslos auf das schattenlose Sumpfland. Wenn die Mittagshitze weg ist, versuchen die Schnaken, uns buchstäblich aufzufressen. 24 Stunden am Tage quaken die Frösche, so laut, dass sie nur manchmal von einer einschlagenden Granate übertönt werden.“ Restloser Einsatz, S. 101.

<sup>2929</sup> Schubler: Vorwärts, Kameraden, S. 73: „Die Läuse sind überhaupt ein Problem, mit dem wir andauernd zu kämpfen haben. Schon im Sommer marschierten sie in den Stiefeln und im Winter werden sie täglich in Masse ‚abgeschossen‘.“

ich erfror mir beide Füße dort. Leicht blau bin ich mit Angst ins Lazarett gegangen, aber es ist wieder weg, und seitdem leide ich unter kalten Füßen im Sommer und im Winter. Also Durchblutung ist da, aber es ist nicht so, wie es sein soll. Ja, es ist nicht mehr blau, also irgendwie das feeling ist da, die war 'n mal [erfroren]. Und ... wir hatten ja da oben vor Leningrad so furchtbar viele Kleiderläuse, sollte man mal erzählen, und da wir nun alle lange Unterhosen an hatten, da haben wir dann abends im Bunker gesessen bei Kerzenlicht, diese Hindenburglichter, diese runden, die kleinen, und dann haben wir immer so in den Nähten der Unterhose die Läuse geknackt. So mit den Händen haben wir sie dann auf den Ofen geworfen und dann ‚psch‘, dann sprangen die hoch, die platzten dann, weil das ‚ne glühende Platte war, und der Kamerad saß daneben, und hat auf ‚m Ofen sein Brot geröstet, und dann haben wir die Hemden ausgezogen, weil die voll waren, haben sie in Wasser getränkt und raus über Nacht, und die waren morgens steif gefroren. Und wie wir sie an hatten, liefen die wieder los, die Dinger. ... Die [Läuse] waren gar nicht gestorben. Also es war schlimm. ... Ja nun, es gab ja immerhin mal ‚ne Entlausung. Aber die waren doch recht rar. Und ich muss Ihnen sagen, man lebt damit, irgendwie lebt man damit, man nimmt das gar nicht mehr wahr, und die sind da. Und denn kratzt man sich mal und dann hat sich das. Ich weiß nur, ich hatte so ‚nen dicken Motorradpullover an, und die Läuse guckten dann durch ‚n Pulli durch mit ‚m Hintern nach draußen. Dann konnte man die so anfassen und raus ziehen. ... Aber Sie hatten nie Zeit, sich zu jucken. So und dann, wie gesagt, ‚41 dann bis etwa Januar, Februar, vielleicht Anfang März ‚42 haben wir Leningrad belagert. Und dafür sollte es damals diesen so genannten ‚Schweineorden‘ geben. Haben Sie da mal was von gehört? ... Das war ein extra gestifteter Orden für Soldaten, die Leningrad belagert hatten. Und uns fehlten zwei Tage für den *Schweineorden*, und deshalb haben wir ihn nicht gekriegt.“

Es ist heute schwer, sich ein Bild davon zu machen, „welche Belästigung, Beeinträchtigung und gesundheitliche Gefährdung es bedeutete, ständig von Läusen gequält zu werden.“<sup>2930</sup> Wenn auch der Schriftsteller und ehemalige Wehrmachtssoldat Heinrich Böll etwas übersteigert formulierte, „dass dieses demoralisierende Ungeziefer ... wesentlich dazu beigetragen [hat], dass wir den Krieg verloren,“<sup>2931</sup> so ist unbestritten, dass die Soldaten neben den anderen Strapazen auch noch diese Plage in Kauf zu nehmen hatten.<sup>2932</sup> Auch sie ist ein Stereotyp des Russlandkrieges und wird von fast allen Befragten thematisiert. Dietrich erinnerte sich:

„Ja, fast immer [haben wir draußen in Zelten übernachtet]! Im Winter sind wir meist... teils haben wir auch so geschlafen. Aber sonst sind wir in Quartieren gewesen. Was meinen Sie, wie viele... da kriegten Sie die Tür nicht auf, so viele Landser waren da drin, und denn die Russen noch dazwischen! Die hatten dann ihre Lehmöfen da, die krochen denn oben drauf, und wir haben denn irgendwo Platz gesucht, nicht wahr. ... Und wenn die warm wurden, wenn die rauskamen, die Russinnen, kam mal so ‚ne Russin, so ‚ne ältere, mittenmal – ooh - kamen die Läuse hier oben raus gekrabbelt. Überall kamen die Läuse raus gekrabbelt. So wie die warm werden, da werden die munter. Die kamen unten raus, und die kamen oben raus. Denn haben wir die rausgejagt. ... Alle [hatten wir Läuse]! Sicher! Wir

<sup>2930</sup> Schröder: Erfahrungen, S. 313.

<sup>2931</sup> Böll: Das Vermächtnis, S. 145.

<sup>2932</sup> Vgl. FpBf Hans S., 4.7.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 191, der zunächst die Überbeanspruchung während der Sommeroffensive im Osten 1942 beklagt, den trockenen Staub und die Mücken, um dann auf eine weitere Plage zu sprechen zu kommen: „Das alles wäre nicht das Schlimmste, wenn nur die Läuse nicht wären. Diese haben mich vielleicht hergerichtet. Wenn man todmüde ist und einige Stunden Ruhe hat, quälten mich die Biester, dass ich manchmal weinen möchte.“

hatten auch welche, aber denen kamen sie ja... Oh Gott, oh Gott, nee! Die haben Läuse gehabt, Junge, Junge, Junge! Was denken Sie, was wir für Läuse gehabt haben?! (Lacht) Wir sind über 'n Dnjepr, und dann kamen wir das erste Mal, dass wir in 'nen privaten... Vorher haben wir in Zelten geschlafen, und wenn man denn in 'ne Ortschaft kam, da wurde Privatquartier [gemacht]. Da waren extra welche, die für den Offizier Räume machten und dann kriegte man... mittenmal hatten wir diese Läuse weg. Und dann haben die Russen, die haben immer gesacht: ‚Ah, wir nix, nix Läuse, nix Läuse - Soldat!‘ Wir hätten die mitgebracht. Bei uns hat's keine Läuse gegeben. [Das einzige, was half, war die] Entlausung! Ja, die Läuse?! Ja, was meinen Sie! Wir haben Tausende von Läuse[n] gehabt! Wir haben manchmal in Benzin gewaschen, die Klamotten, aber das nützt nichts alles. Hier der B., ... der hat 'n Bügeleisen dabeigehabt, wenn wir mal Strom hatten, dann hat er die Läuse gebügelt (lacht). Hier in den Hosen, in den Umschlägen... Die kamen immer wieder. Denn war zwar 'n büschen weniger... Also schön isses nicht.“

Auch Schweitzer erlebte, dass Einquartierungen bei Zivilisten mit dem Nachteil assoziiert wurden, Läuse zu bekommen:

„... Zwischen Simferopol und Sewastopol liegt ein Ort, der heißt Bortschokrak, ... [da kamen wir bei Russen unter]. Hier unterwegs haben wir, ... während des Gefechtes, im Erdloch [gelebt] oder im Auto an einen Strohschober gefahren. Wenn man konnte, ging man im Winter in ein Haus hinein, zu den Russen, selbst, wenn man sich da Läuse holte, ja, die dann unvermeidlich waren so, aber... Ja, man war völlig verlaust, ... die wurde man nich wieder los, nein. ... Und wenn man irgendwie in einem Haus war, zog man sich seine Pullover aus und dann knackte man seine Läuse. Und da konnte man 50, 60 Stück, manche Leute knackten 100 Stück, wirklich wahr, das ist nicht übertrieben.“

Wie erwähnt, waren die Landser Meister der Improvisation. Da Entlausungen nur in Lazaretten und vor Urlauben<sup>2933</sup> durchgeführt wurden, mussten sie sich anderweitig behelfen, um die Läuse auszurotten.<sup>2934</sup> Dennoch wurden sie das und anderes Ungeziefer während des Krieges nie endgültig los.<sup>2935</sup> Der damalige Schirrmeister, Heinz Meier, schrieb im Frühjahr 1942 nach Hause:

„Einst hatten wir Läuse und neuerdings sind es Wanzen. Hm, du wirst die Nase schön rümpfen, aber glaube mir, man gewöhnt sich an alles. Das einzige ist eben nur, dass diese Käfer einem den Schlaf nicht gönnen. Sie lassen sich wie Luftlandetruppen herabfallen, um von dem köstlichen Nass in den Adern zu probieren. Wir stellen alles Mögliche an, um diese lästigen Blutsauger auszurotten. Und manche Nacht haben wir dabei sogar Spaß gehabt, da der eine oder andere mehr oder weniger empfindlich ist.“<sup>2936</sup>

Die oft total erschöpften Soldaten kamen so noch nicht einmal nachts zur Ruhe. Lützen machte deutlich, dass niemand eine Chance hatte, der Läuseplage im Osten zu entkommen:

<sup>2933</sup> Das bestätigte auch der Informant Esser im Interview: „Das war bei jedem Mal, wenn man auf Urlaub fuhr, dann musste man ja durch die Entlausungsstation durch.“

<sup>2934</sup> Manche Soldaten schauten sich von den Einheimischen ab, wie diese mit Läusen verfahren. Vgl. FpBf Helmuth Frisch, 25.4.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 266: „Mit Ungeziefer ist es bei mir augenblicklich nicht mehr so schlimm. Ich habe nämlich ein Rezept angewandt, das die Russen auch machen. Die verlausten Kleider werden nämlich einige Zeit in den Ofen gesteckt, sobald das Feuer ausgegangen ist, und in der Hitze geht alles kaputt.“

<sup>2935</sup> Bernecker: Generation, S. 149, zur Läuseplage: „... in Russland war das eine ganz normale Sache, jeder hatte welche.“ Vgl. Rescher: Heimat, TB, ab 5.10.1942, S. 86f.

<sup>2936</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 186.

„Ja, alle [hatten] Läuse - vollkommen, wie verrückt. 360 Stück habe ich hier bloß mal im Hemd abgesammelt. Wir kriegten Ersatz, die fingen an zu weinen. Ich sage: ‚Morgen habt Ihr die auch,‘ denn wir waren immer am Knacken hier, am Totmachen. Das kann man sich gar nicht vorstellen. Meine Stiefel waren festgewachsen in der Haut, und da waren Läuse drin. Wir hatten ja volle Klamotten an.“

Es gibt aber auch unter den für diese Arbeit Befragten den einen oder anderen, der sich von den Läusen nicht beeinträchtigen ließ und diese anscheinend als gegeben akzeptierte. Herr Gottschalk meinte dazu:

Ja, es kommt drauf an, wie sich der Mensch einstellt. Also mich haben die Läuse nicht gestört. ... Doch, wir ham sie schön zerdrückt immer, soweit man sie erwischen konnte (lacht), also ehrlich. ... Ja, [Entlausungsmittel] gab's auch 'ne Zeitlang, aber das konnte man nur, wenn wirklich mal vier Wochen Ruhe war, wo man dann richtig entlaust wurde. Und das gab's ja fast gar nicht.“

Einige Soldaten waren nicht in der Lage, sich so „einzustellen“ wie Gottschalk dies tat. Als die Witterung die deutschen Soldaten im Verlauf des Herbstes dazu zwang, sich in den Behausungen der Einheimischen einzuquartieren, bildete bei einigen „die durch die Anstrengung hervorgerufene Verzweiflung den Hintergrund der Kommentierung der Wohnverhältnisse im russischen Osten,<sup>2937</sup> so Jasper, der mehrere Briefe dazu fand, in der die Briefeschreiber nicht, wie die Befragten Lützen oder Schlotmann, dankbar für ein warmes Quartier mit Verpflegung waren, sondern nach fünf Monaten Ostfeldzug „Vorurteile über Russland und eine Kriegsrealität, die alle Erwartungen sprengte“<sup>2938</sup>, verinnerlicht hatten, die sie schier verzweifeln ließen:

„Ja dieses Russland ist schon ein elendes Land. Zufällig sitze ich hier in so einer verdammt ‚Wanzenbude‘ bei Kerzenlicht, um diesen Brief zu schreiben. ... Ich gehe ja nicht gerne in diese stinkenden Buden, aber leider muss man. Das unfreundliche Wetter zwingt einen dazu.“<sup>2939</sup>

Lützen erzählte, in welchem schlechtem Gesundheitszustand er sich befand, als er in ein Lazarett nach Warschau kam, wo er zunächst entlaust wurde:

„Ich bin raus gekommen, [aus Russland], mit Nierenentzündung. Die ganzen Hände waren, wenn man zudrückte, denn war da 'n Loch, alles Wasser, das regnete ja wochenlang. Und wir hatten denn ja erst 'n Bunker gebaut, mit so 'n bisschen Erde oben drüber, das regnete gleich durch und denn Zelte aufgebaut und denn Reisig unten und denn Zeltplane übergelegt, da lief das Wasser unter 'm Zelt durch.“

Lützens Bericht erinnert an Schüttes Erzählung zu Beginn des Abschnitts. Beide erlitten in der Schlammperiode schwere gesundheitliche Schäden, die viele Wochen der Ausheilung bedurften. Regenfälle hatten aus den ohnehin schlecht ausgebauten Straßen Schlammfelder gemacht, in denen alles stecken blieb. Dietrich zeigte während des Interviews Bilder vom Vormarsch und erklärte: „Ich bin alles zu Fuß gelaufen, den ganzen Feldzug. Ja, 2000 [km] und zurück – 4000. Alles zu Fuß.“<sup>2940</sup>

<sup>2937</sup> Jasper: Zweierlei, S. 250.

<sup>2938</sup> Ebd.

<sup>2939</sup> FpBf Erich N., 4.11.41, und weitere Feldpostbriefe in: ebd., S. 250, dort auch Anm. 52.

<sup>2940</sup> Vgl. dazu die nachfolgenden Aussagen, in denen diese Distanz ebenfalls genannt wird.



Eines der Fotos, die Dietrich im Interview zeigte: „So sahen die Straßen aus in Russland. Da haste... bis hier Schlamm. Die kennen doch keine Straßen. Da musste man die Schlaufen halten, damit man mit den Schuhen wieder raus kam überhaupt.“<sup>2941</sup> Foto: Nachlass Karl Dietrich

Auf die Frage, wie dies durch zu halten gewesen sei, bezog sich der Befragte hauptsächlich auf die Instandhaltung des Schuhwerks: „Wir hatten ja Schuhmacherei auch dabei. Da waren Landser, ... die besohlen einem die Schuhe.“

Außer für den Menschen, war der Ostfeldzug für die Pferde eine unglaubliche Qual. Mehrere Zeitzeugen haben die Strapazen der Tiere im Krieg angesprochen.<sup>2942</sup> Weiß meinte: „Die kann ich nur bedauern, die Pferde. Wie die da hin... wat die sich quälen mussten da, nee, die armen Pferde!“

Schlotmann erzählte von seinen Erlebnissen mit russischen Lasttieren:

„Wir waren ja Nachrichtentruppe, und vor uns war ja die Infanterie, und wir mussten nur immer die Verbindung aufrecht halten. Und weil da keine großen Gefechte waren, lag ja voll Schlamm [alles]... Ich musste einmal da zurückgehen, hatt' ich ein Panjepferdchen mit Klamotten da. Das Pferd, das kriegt' ich nicht mehr raus aus 'm Schlamm, das war hinge... ausgerutscht. Kriegt' ich nicht mehr hoch, und denn haben andere noch geholfen, die haben Stroh geholt. Die haben das Tier nich aus 'm Schlamm rausgekriegt, is verreckt da. Ja, was so an Schlamm war, das kann man sich gar nicht vorstellen. Die Straßen waren total unbefahrbar, [im Herbst und dann im Frühjahr wieder]. Ja, ja, das is klar.“

Oft wurden die aus dem deutschen Reich mitgebrachten Pferde durch einheimische Tiere ersetzt, weil letztere einerseits mit den Gegebenheiten besser zurechtkamen, die deutschen Pferde andererseits aus verschiedenen Gründen bald ausgefallen

<sup>2941</sup> Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 235, 237f. (TB, 2.11. und 7.11.1943).

<sup>2942</sup> Einige der in Stalingrad eingesetzten Informanten berichteten vom extremen Futtermangel bereits auf dem Vormarsch in die Stadt an der Wolga. An anderen Stellen beklagten Ritter und Severloh die extreme Belastung, denen die Pferde ausgesetzt waren.

waren. Wehrmacht- und Panjepferde waren jedoch genauso verwundbar wie Menschen auch, was ihren Bestand ebenfalls dezimierte und Ersatz aus dem Lande erforderte.

Dietrich zeigte während des Gesprächs auch Photos von Pferden:

„Das waren unsere beiden Pferde hier – Sixtus und Pauline. Das waren die einzigen, die den ganzen Krieg überstanden haben. Die haben wir auch wieder mitgebracht. ... Die waren in Stalingrad drin, und die sind auch mit raus gekommen. Der [Veterinär] hätte uns umgebracht, der hätte uns erschossen, wenn man die geschlachtet hätte (lacht). ... Nee, die mussten ja noch... die haben uns ja noch wieder zurückgebracht. Die haben den ganzen Rückzug mitgemacht. Die haben das überlebt! Haben die alles überstanden.<sup>2943</sup> ... Futter... Futterzuteilung gab's ja. [Im Kessel von Stalingrad], da haben wir die nicht mit drin gehabt, die Pferde nicht. Die haben wir in Woroschinograd gehabt. ... Die Pferde gingen immer vor. Da mussten wir die Pferde manchmal, die mussten wir noch raus heben, aus dem Matsch, weil die nicht rauskamen da. Die Pferde mussten geschont werden.“<sup>2944</sup>



„Sixtus“ und „Pauline“ mussten im Herbst 1942 aus dem Schlamm des Ostens gehoben werden. Im Gegensatz zu vielen anderen überlebten beide die Strapazen des Ostfeldzuges und wurden, laut Dietrich, wieder mit zurückgeführt. Foto: Nachlass Karl Dietrich

Pferde wurden in früheren Jahrhunderten primär als Last- und Zugtiere eingesetzt und bildeten im Laufe der Zeit innerhalb der Streitkräfte sogar eine eigene Waffengattung,

<sup>2943</sup> Dem Historiker am Bundesarchiv Thomas Menzel zufolge gab es „nach Ende des Krieges tatsächlich Pferde, die den gesamten Krieg über als Truppenpferd ‚gedient‘ hatten.“ [www.bundesarchiv.de/oeffentlichkeitsarbeit/bilder\\_dokumente/00943/index-12.html.de](http://www.bundesarchiv.de/oeffentlichkeitsarbeit/bilder_dokumente/00943/index-12.html.de)

<sup>2944</sup> Es wird berichtet, dass „in their daily relations with horses some men found their humanity again. While men were turning the enemy and themselves into animals, animals ... helped soldiers remember that they were human.“ Tempest: Muddy Horses, S. 217.

die Kavallerie.<sup>2945</sup> Darüber hinaus gab es Offizierspferde. Deutsche Offiziere waren in der Regel beritten, und es stand ihnen ab einem gewissen Dienstgrad, etwa als Batterie- oder Kompaniechef, ein Reittier zur Verfügung (s. Abschn. 7, Angaben Severlohs zu seinem Batteriechef).

Dass die Pferde geschont werden mussten, ist eine relative Aussage. Denn wenn man bedenkt, was diesen Tieren im Krieg zugemutet wurde, kann von Schonung keine Rede mehr sein.<sup>2946</sup> Dietrichs Ausführungen ist zu entnehmen, dass die Pferde sich nicht im Stalingrader Kessel befanden, weil Teile der Division vor der Schließung herausgezogen worden waren, denn im Kessel dienten Pferde zur Aufbesserung der kaum noch vorhandenen Verpflegung. Der Tierarzt und die Soldaten der Einheit mögen in diesem Fall außerdem ein besonders Verhältnis zu den beiden Tieren gehabt haben, zumal sich Dietrich auch noch an ihre Namen erinnerte.<sup>2947</sup> Vom Umgang mit den Pferden und von den eigenen Strapazen berichtete auch der Befragte Ritter:

„Ja, Hitze war sehr groß [in Russland], und wir machten ja einen gewaltigen Vormarsch, d. h. wir gingen jeden Tag bis zu 50 km vorwärts und dann - der Nachschub kam nicht nach, nur die Munition - die Pferde mussten aus dem Lande ernährt werden, und wenn wir abends todmüde irgendwo ankamen, dann [brauchten] wir erst Korn oder Gras für die Pferde, damit die Tiere was zu fressen hatten. Und dann waren wir mit 140 Pferden unterwegs, und da war dann nur ein Brunnen und jedes Pferd trank drei Eimer Wasser, und jeder Eimer Wasser musste aus 20 Meter Tiefe geholt werden, da verbrachte man also den wenigen Schlaf mit Pferdeversorgen. Nun brauchten wir Funker das nicht, da war ja der Pferdehalter da, der musste unsere vier Pferde versorgen, aber wir mussten ja nachts funken, da kamen die neuen Befehle, die Marschbefehle für den nächsten Tag, da wurde das ja erst verschlüsselt und dann mit dem Funkgerät gemeldet, und dann kriegte man also neue Befehle von dort, und die musste man wieder auflesen, entschlüsseln und dann dementsprechend den Offizieren durchgeben. Insofern haben wir also... ein Funker zu Pferde, der kriegt eigentlich fast gar keinen Schlaf. Ein Funker war ja... als junger Mann rechnet man mit dem Tod, aber nicht mit der Verwundung, ich jedenfalls hatte nicht damit gerechnet. Nein, aber das Lustige war dann eben jetzt, wenn wir am Tag marschierten, schliefen wir natürlich auf den Pferden ein, also, so todmüde waren wir. Und ein Pferd, das nicht mehr geritten wird, sondern das von alleine geht, das hat die Angewohnheit, an der Spitze gehen zu wollen, das geht also aus der Kolonne raus, eilt voran und wenn man dann aufwacht, manchmal wacht man auch nicht auf, dann ruft der Leutnant oder Oberleutnant, der Batteriechef, der ganz vorne reitet: ‚He!‘ Und der

<sup>2945</sup> Pöppinghege: Abgesattelt, S. 236, kommt nach eingehenden Untersuchungen jedoch zu dem Schluss, dass Pferde in Organisations- und Regimentsgeschichten, auch in solchen über Kavallerieeinheiten, allenfalls Beiwerk sind oder ganze Kavalleriegeschichten „fast komplett ohne Pferde“ geschrieben werden.

<sup>2946</sup> Vgl. Rescher: Heimat!, TB, 5.10.1942, S. 94: „Jeden Tag 50 km [zur Feldküche] war für die schlecht genährten Pferde zu viel. Die Luftlinie war zwar bedeutend kürzer, aber in Folge der Schluchten konnte nur die Rollbahn benutzt werden und diese war noch beschwerlich genug. Oft konnten die erschöpften Tiere nicht weiter ...“ Insgesamt wurden auf deutscher Seite in der Zeit von 1939 – 1945 ca. 2,7 - 2,8 Millionen Pferde eingesetzt. Schätzungen zufolge sind davon 1,8 Millionen Tiere umgekommen. Nissen: Das Pferd; vgl. Piekalkiewicz: Pferd und Reiter im Zweiten Weltkrieg, S. 8; Franze: Kriegskamerad Pferd.

<sup>2947</sup> Vgl. Pöppinghege: Abgesattelt, S. 237: „Auch Soldaten stellten immer wieder eine emotionale Beziehung zu ihrem ‚Kriegsgerät‘ her. ... Die Soldaten [vor allem die Reiter] betrachteten die Tiere als ‚Kameraden‘.“

holte dann das Pferd wieder zurück und das passierte dann drei- oder viermal am Tag. Also, so müde, das kann man sich gar nicht vorstellen, wie müde wir waren.“

Nach Ankunft in einem Quartier hatte zunächst die Versorgung der Pferde Vorrang, unabhängig davon, wie erschöpft, müde und hungrig ihre Reiter und die übrigen Soldaten waren.<sup>2948</sup> Der damalige Soldat Fischer erlebte ähnliches während der Abwehrkämpfe im Mittelabschnitt Anfang 1942:

„Richtig zur Ruhe kamen wir nicht. Ständig waren wir so übermüdet, dass wir im Stehen einschlafen konnten. Auf Posten war das doppelt gefährlich, einmal wegen der Russen und auch wegen der Erfrierungen.“<sup>2949</sup>

Solche Schlüsselerfahrungen des Ostfeldzuges haben sich auch dem ehemaligen Offizier Heinze eingeprägt. Als Infanterist, der alles zu Fuß zurücklegen musste, erlebte er die Weite des Landes intensiver als die motorisierten oder berittenen Verbände. Vom Winter 1941/42 bekam er zwar nur noch die letzten Ausläufer mit, empfand jedoch die gefürchtete Schlamperperiode und den Sommer '42 als katastrophal:

„Bis dahin [bis zur Beförderung zum Leutnant] musste man eine Frontbewährung machen, ich bin '41 Soldat geworden, bin im Februar '42 nach Russland rauf gekommen, habe die Winterkämpfe mitgemacht, dann die Schlacht bei Charkow, damit fing's an... Obwohl ich den ersten Winter noch nicht mal so sehr empfunden habe, da war ich ja noch frisch und kräftig, nur Februar und März, [da] hat uns vielmehr dann der Schlammdeck fürchterlich zugesetzt. [Als das] Tauwetter eingesetzt hat, wo Sie tagelang dann im Dreck stecken, usw. dann ist das also schon, und Sie sollen da 'nen Angriff laufen, und Sie können eigentlich gar nicht mehr ... Und dann bin ich bis nach Stalingrad - zu Fuß, zu Fuß! Also, meine Mutter hatte gesagt, wenn ich zum Bäcker ging oder was, das war so 300 Meter hin, da konnte ich nicht zu Fuß gehen, musste ich das Fahrrad nehmen - aber ich hab's Laufen gelernt! Das waren ja insgesamt, ich hatte ja nun gezählt, früher - den 2000. Russlandkilometer! Da hatte sich unsere Pionierkompanie etwas erlaubt, die hatten so einen wunderbaren Triumphbogen. Da stand dann drauf ‚2000 Kilometer‘. Also, auf dem Vormarsch - ja, na, da hat man sich hingelegt - wir konnten zu jeder Zeit pennen. Im Stehen, wenn's drauf ankam. Es kam nur noch hinzu, im Sommer '42 war es sehr heiß. ... Ja, deswegen habe ich ja auch Malaria gekriegt. Es war unheimlich heiß. Die Hitze war unmenschlich. Es war so, dass wir während des Vormarsches nicht mehr am Tage marschierten, sondern nur noch nachts. Nur noch nachts. Wir haben 'ne halbe Feldflasche [Wasser] pro Tag gekriegt. Ja, das war 'n großes Dilemma. Ich weiß, dass bei mir sich Kameraden dann nicht zurückgehalten haben, sondern angesetzt und aus, und dann den ganzen Tag gejamert haben und wollten von uns noch 'n Schluck abhaben. Aber 'ne halbe Flasche war auch sehr wenig bei der Hitze.“

Auf die Malaria, an der Heinze im Südabschnitt schwer erkrankte, wird im Abschn. 5.8 ausführlich eingegangen. Von einer solch knappen Wasserzuteilung, wie sie Heinze erwähnte, berichtete auch andere deutschen Soldaten an der Ostfront<sup>2950</sup> sowie aus

<sup>2948</sup> Dies beschrieb auch Bernecker: Generation, S. 154, der nach einer langen Wegstrecke zu Pferde auf Befehl zunächst die Tiere zu versorgen hatte.

<sup>2949</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 148.

<sup>2950</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 149, am 22.7.1941 an seine spätere Frau: „Ich bin noch frisch und munter, nur – viel Sonne und kein Wasser, aber wir müssen ja auch wieder in bessere Gegenden kommen.“ Vgl. FpBf H. Alms an seine Schwester Frieda v. 14.7.1942: „Wir haben eine Temperatur von 40 – 45 Grad durchschnittlich. Es soll hier aber noch heißer werden.“ Mit den Worten „Zu trinken hatten wir immer einigermaßen,“ formulierte er vor-

Nordafrika. Während dort häufig die Fahrer und Feldgendarme ein angenehmes Leben führen konnten, ging es den Fronttruppen erheblich schlechter. Der damalige Gefreite Holthusen hatte sich in Afrika nach einem Aufruf zur Feldgendarmerei gemeldet und es sich dort gut gehen lassen. Er stellte fest:

„Aber die Kollegen haben in der Wüste gelegen mit einem halben Liter Wasser pro Tag. Trinken, waschen, rasieren, einen halben Liter! Die haben gelitten in ihren Löchern, und wenn sie den Kopf hochkriegen, bekamen sie einen verplättet.“<sup>2951</sup>

Neben der Anopheles-Mücke, die die Malaria-Krankheit überträgt, gab es an der Ostfront auch harmlosere Insekten-Varianten, die jedoch ebenfalls zur Plage werden konnten. Dazu meinte Bernecker von seinem Einsatz an der Ostfront in Lettland 1944:

„Die warme Frühlingssonne lag schon einige Zeit über den Sümpfen und machte unheimliche Schwärme Stechmücken und Schnaken munter, die Menschen und Tiere schrecklich plagten. Wir hatten keine Fliegenschleier und fanden dadurch keinen Schlaf. Essen wurde unmöglich, die Biester stürzten sich zu Hunderten ins Kochgeschirr, wir mussten Feuer machen und mit grünen Zweigen Rauch erzeugen, um unseren Fraß zu verschlingen.“<sup>2952</sup>

Mit der Infanterie zu Fuß nach Osten vorzumarschieren und, wie Heinze, 2000 Kilometer zurückgelegt und dabei alle klimatischen Widrigkeiten überstanden zu haben, ist wohl heute für niemanden mehr vorstellbar.<sup>2953</sup> Aber auch damals gab es Soldaten, die – trotz der Zensur – ihrem Unmut Luft machten und in Briefen über ihre traurige Situation berichteten. Häufig waren die Wege schlecht, vor allem bei Tauwetter war kein Vorwärtsgang. Das Gefühl des „Unendlichen, des Nie-zum-Ziel-gelangen-Könnens“, wie es der Wehrmachtsangehörige Bernhard Ritter im Sommer 1941 nach Hause schrieb,<sup>2954</sup> und sich dennoch den Gewaltmärschen unterwerfen zu müssen, ist kaum nachvollziehbar. Trotz der sengenden Hitze gab es, Heines Ausführungen zufolge, nicht genügend Wasser. Hinzu kamen, wie auch bei Ritter sehr deutlich wurde, Erschöpfung und Müdigkeit, denn nicht selten waren die einzelnen noch mit schwerem Gepäck beladen. Die Kameraden anderer Heeresparteien empfanden zum Teil Mitgefühl mit ihren leidgeprüften Kameraden. Der Befragte Buhr meinte dazu rückblickend:

„Die Infanteristen sind ja nun die armen Schweine. Ich weiß, dass ich immer ein schlechtes Gewissen hatte, wenn ich mit den großen Zugmaschinen herumfuhr, und unten die armen Kerle laufen mussten. Aber wir waren ja eben eine Einsatzeinheit, Artillerieeinheit 600.“

Allgemein wurde die UdSSR von den deutschen Soldaten ironisch als „Sowjet-Paradies“ bezeichnet, in das man nach dem Urlaub zurückfuhr. So schrieb ein Soldat in

---

sichtig, dass die Wasserzuteilung wohl eher knapp bemessen war.

<sup>2951</sup> Holthusen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 188.

<sup>2952</sup> Bernecker: Generation, S. 182, S. 199.

<sup>2953</sup> In einem Rundbucheintrag vom 29.10.1942 schrieb einer der Kriegsteilnehmer seinen ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschülern sogar, dass er auf dem Vormarsch nach Osten bis an den Kuban „etwa 4000 km marschiert“ sei. Restloser Einsatz, S. 82. Eine Karte mit den entsprechenden Eintragungen „Mannes“ durch Europa in: ebd., S. 83.

<sup>2954</sup> Fuchs: Wer spricht von Siegen? S. 19 – 21.

seinem Urlaub einen Brief in das Rundbuch seines Abiturjahrgangs, in das die ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschüler während des Krieges Eintragungen in Briefform vornahmen:

„In wenigen Wochen werde ich wieder im ‚Paradies‘ sein. Ich müsste lügen, wollte ich sagen, ich ginge gern hinaus. Aber ich habe nun wieder gesehen, wie schön es zu Hause ist, und der Gedanke an die Heimat wird mir Halt sein und mich in dunklen Stunden aufrichten. Denn für unsere Heimat lohnt es sich, alles einzusetzen.“<sup>2955</sup>

Im dem genannten Rundbuch finden sich weitere, ironisch formulierte Eintragungen, die vom Rückkehr ins „Sowjet-Paradies“<sup>2956</sup> künden. Trotz der Strapazen, von denen darin die Rede ist, kommt - zumindest nach außen hin - immer wieder der uner-schütterliche Glaube an den deutschen Sieg zur Sprache, obwohl zwei der Freunde und Mitschüler schon gefallen waren:

„Wir waren damals vier Mann, im Januar 40, als wir Euch verließen und als Freiwillige einrückten. Zweie fehlen heute schon, unser Gorri und unser Blitzi. ... Sie waren meine besten Freunde. ... Bei Weißenburg erhielten wir unsere erste Feuertaufe und ich meine erste Verwundung. Es war mit die schönste Zeit in Frankreich damals. Tag und Nacht Posten stehen und zwischendurch schanzen. ... Am 19. Juni stürmten wir die Maginotlinie. Ein blitzschneller Vormarsch durch das Elsass folgte mit teilweise sehr harten Kämpfen und Gefechten, und dann ereilte uns der Waffenstillstand. Ich fuhr nach Paris zur Paradekompanie. Dort wurden wir geschliffen, dass ich nicht mehr wusste, war ich Männlein oder Weiblein, die Kniee waren so weich, dass ich sie öfters aus Versehen nach hinten statt nach vorne durchbog. ... Im Mai 41 zog ich dann ab nach dem gelobten Döberitz. Und kam zum allgemeinen Entsetzen als Lt. zurück. Eine schöne Reiterzeit folgte noch in Frankreich. Dann ging's ab nach Warschau und nun sitze ich in Gottes eigenem Land, im Sowjet-Paradies. Harte Kämpfe habe ich seither mitgemacht. Wir haben uns mit Panzern rum geschlagen und uns mit zahlloser Übermacht der Bolschewisten rum gepaukt. Daneben der nicht weniger erbitterte Kampf gegen Wanzen und Läuse und eine grimmige Kälte. Im Frühjahr erst, im Mai, eine kurze Ruhepause und dann ging's von neuem los. Ihr kennt ja bestimmt alle den Namen Rshew. Dort bin ich nicht weit davon. Das Sowjetparadies habe ich zur Genüge kennengelernt. Mein größter Wunsch ist heute, mal wieder in einem richtigen Bett schlafen und frische Wäsche auf dem Leib zu haben. Es ist der Wunsch jedes Einzelnen hier. Aber, was nicht ist, kann werden! Und es wird

<sup>2955</sup> Urlaubsbrief v. „Teddy“, 17.6.1943, in: Restloser Einsatz, S. 105.

<sup>2956</sup> Andere Frontsoldaten, die den Ostfeldzug mit allen Strapazen von Anfang an erlebt und den Winter überlebt hatten, taten sich mit ironischen Formulierungen schwer und sprachen offen aus, dass ihnen das „Heimweh zu schaffen mache“, und sie auf Ablösung hofften, „denn sonst müssten wir uns selbst aufgeben in diesem Drecksland.“ Fpbf Willy P., 9.2.42, zit. in: Jasper: Zweierlei, S. 100. Andere, die nach Überstehen aller Strapazen, mit dem Einsetzen der Schlammperiode im April und Mai 1942, als ihnen hauptsächlich Schmutz, Nässe und Nachschubschwierigkeiten zu schaffen machten, während sowjetische Angriffe und Temperaturen an Bedrohung nachließen, zum ersten Mal seit Monaten zur Besinnung kamen, sehnten sich nicht nur nach Ablösung, sondern vor allem nach Urlaub. Jasper: Zweierlei, S. 101. Selbst General Heinrici als Armeeoberbefehlshaber war nicht von solchen Sehnsüchten befreit, als er im Mai 1942 schrieb: „Ich bin und fühle mich richtig ehelnd und kaputt. Anfang Juni soll ich nun auf Urlaub gehen, um den 10. herum. Am liebsten täte ich es gleich. Ich bin so am Ende, so wenig befriedigt, so missmutig, so zerrieben zwischen dem Missverhältnis der Anforderungen von oben und den tatsächlichen Verhältnissen...“ Hürter: Heinrici, S. 163, Nr. 133 (12.5.42).

bestimmt. Der Iwan kriegt ja solche Dreschel! Und eines Tages wird auch er zusammenbrechen.“<sup>2957</sup>

Frankreich stellte „Adju“ nach dem deutschen Sieg im Sommer 1940, im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Soldaten, weniger als Schlaraffenland dar, sondern als Ort, wo ihn stattdessen Schleiferei und harte Ausbildung erwarteten. Zunächst hatte er nach einer leichten Verwundung dort jedoch anscheinend „mit die schönste Zeit in Frankreich“ verbracht. Im Gegensatz zu vielen anderen, die nach dem Waffenstillstand erst einmal einige Wochen in Ruhe lagen und der geplanten Landung in England entgegen sahen, erlebte „Adju“ diese Zeit als Schinderei. Im Osten erwarteten ihn dann schwere Kämpfe, in der er bereits im Sommer 1941, ganz im Gegensatz zur deutschen Propaganda“, die „Übermacht der Bolschewisten“ erlebte.<sup>2958</sup> „Adju“ selbst, der Briefschreiber, starb im Mai 1944 im Mittelabschnitt Ostfront.<sup>2959</sup>

Der ehemalige Offizier Kowalski berichtete aus Frankreich, dass junge, unerfahrene Soldaten von seinem Ritterkreuz und seinem Engagement beeindruckt waren und während der Kämpfe um die Normandie unbedingt in seiner Einheit mitkämpfen wollten. Er selbst habe jedoch dafür gesorgt, dass diese Jugendlichen ohne Fronterfahrung erst einmal andere Tätigkeiten übernahmen, bevor sie ins Gefecht gingen:

„Es bestand schon so beim Regiment, wenn ich da kam, mit meiner Dekoration, die jungen Burschen, die 18 waren, die haben immer schon gesagt: ‚Herr Oberfeldwebel, kann ich zu Ihrer Kompanie kommen?‘ Da habe ich gesagt: ‚Du kommst schon noch [an die Reihe].‘ Wenn die Jungs so ankamen, da hat der Kommandeur die immer erstmal, damit die sich erstmal an die Schießerei so ’n bisschen gewöhnen, der hat die da immer auf’m Regimentsgefechtsstand, da gibt’s ja immer was zu tun, mal ’n paar Gefangene wegzubringen ... damit die sich erstmal [gewöhnen]. Wenn Sie die sofort ins Gefecht schicken, da gehen denen die Nerven durch. Was meinen Sie, was es da Nervenzusammenbrüche gibt?! ... Ja, natürlich.“

Die besonderen Schwierigkeiten, die die Deutschen nach der Landung der Alliierten in der Normandie hatten, wurden im Abschn. 3. verdeutlicht. Auch erfahrene Kämpfer verzweifelten zum Teil an dem ungeheuren Materialeinsatz der Amerikaner. Heinze berichtete zum Beispiel von einem Kameraden, einem Ostfront erfahrenen Soldaten, der seine eigene Hilflosigkeit gegenüber der Überlegenheit der Alliierten nicht mehr ertragen konnte (vgl. Abschn. 6). Die Soldaten einer Kampftruppe waren ungeheuren Nervenbelastungen und einem erheblichen psychischen Stress ausgesetzt. Dies wurde auch in Müllers Aussagen deutlich. Besonders unmittelbar vor einem Angriff entstand häufig bei den Wehrmachtsangehörigen ein Gefühl schwer zu kontrollierender Angst, Angespanntheit und innerer Unruhe.<sup>2960</sup> Dazu heißt es bei H. J. Schröder:

<sup>2957</sup> Fpbf v. „Adju“ v. 21.9.1942 in der Nähe von Rshew. In: Restloser Einsatz, S. 79, 81.

<sup>2958</sup> Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 173, 165: „... sie werden bezwungen, und sei es bis zum letzten Russen.“

<sup>2959</sup> Rundbucheintrag v. Moll v. 14.10.1944, in: Restloser Einsatz, S. 147, 149.

<sup>2960</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 649.

„Abschuss- und Explosionsgeräusche, die nur als fernes Grollen zu hören sind, lassen einen fronterfahrenen Soldaten völlig unbeeindruckt, während sie den Neuling in Unruhe versetzen. Das Getöse, das sich im Verlauf eines gegnerischen Angriffs entwickelt, kann für die Verteidiger von nervenzerrüttender Wirkung sein, zugleich dient es denen, die einzelne Geräusche zu deuten und von anderen zu unterscheiden wissen, als einzige Orientierung, um auf bestimmte akute Gefahren angemessen reagieren zu können.“<sup>2961</sup>

Die Angst, die zur Vorsicht anhält, ist sicher ein normales Gefühl. Die Art allerdings, wie jemand auf extremen Stress reagiert, ist Typ bedingt. Wiederum wurde das Gefühl der Anspannung angesichts ungewohnter Situationen und tödlicher Gefahr besonders bei jungen Soldaten ohne Kampferfahrung, wie von Kowalski berichtet, übermächtig, so dass unkontrollierbare und vielleicht sogar unvernünftige Aktionen von solchen Schützen ausgehen konnten. Dies sollte durch ein langsames Gewöhnen an das Kampfgeschehen verhindert werden. Allerdings darf bezweifelt werden, dass dies in der Zeit, von der hier die Rede ist – Sommer 1944 – die Regel war. Gegen Kriegsende, als sogar noch die Jahrgänge 1926 und 1927 eingezogen wurden, bestand im Normalfall nicht die Möglichkeit, die jugendlichen Kriegsteilnehmer langsam an das Kriegsgeschehen zu gewöhnen.<sup>2962</sup> Nervenzerrüttungen nach einem Angriff konnten dazu führen, dass solche Soldaten apathisch und gleichgültig wurden und sich beim nächsten Kampf nicht mehr genug in Acht nahmen und deshalb umkamen.<sup>2963</sup>

Bei vielen Befragten wurde deutlich, in welcher Anspannung und Todesangst der einzelne lebte und hoffte, mit dem Leben davonzukommen. Der damalige Soldat Fischer sprach von einer riesigen Anspannung während des gesamten Ostfeldzuges und stellte dazu fest: „Unser sechster Sinn hatte sich über entwickelt“<sup>2964</sup>.“ In dieser Phase bildeten sich bei vielen Frontkämpfern Instinkte heraus, die ihnen halfen, bestimmte Dinge schneller wahrzunehmen und so eine größere Überlebenschance zu haben<sup>2965</sup>.

<sup>2961</sup> Ebd., S. 607.

<sup>2962</sup> So konnten die deutschen Divisionen beispielsweise im Sommer 1942, als die Wehrmacht zu ihrer Offensive an die Wolga aufbrach, oftmals nur mit unerfahrenen, ungeeigneten, zu jungen „Soldaten“ aufgefüllt werden, die die Massenverluste des vergangenen Jahres ersetzen sollten. Der damalige Soldat Starz berichtete im Juli 1942: „Was müssen die Soldaten alles aushalten. Wir können zur Zeit die Russen nicht erwischen und marschieren seit vier Tagen in Sonnenglut und Staub hinterher, ganz schwarzgebrannt und verschwitzt, wie Ihr euch denken könnt. Heute weinte wieder so ein Junger.“ FpBf v. Hans S., 8.7.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 105. Josef Brauer berichtete aus dem Mittelabschnitt, wo seine Division zwar ein etwas ruhigeres Leben hatte, aber auch viel zu junge Kameraden als Ersatz zugeteilt bekam: „Jetzt haben wir ja Rekruten. Na, wie die ersten Menschen. ... Eine ganze Menge wird erst noch 18 Jahre alt.“ FpBf v. Josef B., 17.10.42, in: ebd.

<sup>2963</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 542, Beleg 126 (Volkmann) sowie ferner Kardorff, S. 140, Eintrag v. 10.5.1944 über den Tod eines nahe stehenden Freundes: „Dieser Tod, ich habe ihn geahnt. Es gibt Menschen, die gezeichnet sind. ‚Sie ducken sich langsamer,‘ sagte einmal ein Soldat, ‚und ihre Todesahnungen schwächen den Lebenswillen.“

<sup>2964</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 114f. Dazu auch Abschn. 5.9 (Tod und Verlust).

<sup>2965</sup> Koschorrek, S. 277: „Als ich das Rauschen über mir höre, flitze ich wie ein Fuchs in meine Schlafröhre und höre gespannt auf die Geräusche über mir. Meine Ohren sind so gut geschult, dass ich jede Veränderung an der Front bereits mit dem Gehör wahrnehme.“

Der damalige Soldat Großmann schilderte die äußerste Angespanntheit während einer Feuerpause und des Wartens auf einen russischen Angriff in einer Balka-Schlucht:

„Hier schien die Zeit aufgehoben zu sein. Es existierte nur der Augenblick, und dieser füllte die ganze Balka bis zum Rande aus. Ich vergaß, was gestern war, was in der Schule war und was vorher war. ... Das Schweigen konnte man hier hören. ... Hier arbeiteten nur zwei Sinne: Sehen und Hören; man fühlte nichts. Man sah und hörte in sich hinein und sah und hörte hinaus. Alle Umriss gruben sich scharf ein, silhouettenhaft. Ein geknickter Grashalm, der sich langsam erhob, wurde genau registriert. ... Jede kleine Veränderung in der Balka, ich hätte sie sofort bemerken müssen. Manchmal wartete ich geradezu darauf, aber nichts geschah. ... Man sagt, der Russe bräche angeblich den Toten die Goldzähne aus.“<sup>2966</sup>

Als besonders zermürend bezeichnete Fischer in seinen Erinnerungen das Gefühl inmitten von Geschützeinschlägen zu liegen: „Da konnte man nur abwarten. Ein ekelhaftes Gefühl“<sup>2967</sup>. „Aufgrund der großen Strapazen und der hohen psychischen Belastung blieben Nervenzusammenbrüche an der Front nicht aus. Ludwig erlebte dies bei einem Kameraden, der später wegen „Feigheit vor dem Feind“ erschossen wurde:

„In Russland hab ich Erschießungen eines unserer Leute... ich erzählte Ihnen von der Stalinorgel. Da is einer von unserer Gruppe irregeworden. Und schreiend lief der in Richtung Heimat, in die falsche Richtung. Und den hat man dann festgenommen. Ob unsere Einheit ihn festgenommen hat oder nicht, ich hörte nur später, dass der arme Kerl (haut auf den Tisch) später erschossen worden ist wegen Truppeverlassen, weil man da nun wieder mal 'n Exempel statuieren wollte, musste.“

Auf den Einwand, dass dieser doch aber nervenkrank geworden sei und dafür nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnte, antwortete der Befragte sehr erregt:

„Wer fragt denn danach? (wird laut) Wer fragt denn danach? Und wenn der 'n Splitter irgendwo abgekriegt hätte oder sonst wo oder 'n Magenschuss gehabt hätte, der is in die falsche Richtung gelaufen, hat das Terrain, zu dem er gehörte, verlassen. So, das ist der eine Fall, aber ich kann den nicht beweisen, ich hab auch nur gehört, das sei mit ihm geschehen. Er ist nicht wieder zu mir zurückgekommen.“

Friedrich Lohstein berichtete von einem Kameraden zu Beginn des Russlandfeldzuges im Sommer 1941, während eines sowjetischen Angriffs:

„Die Russen schossen ganz präzise und bei mehreren Panzern, rechts und links von mir, schossen sie die Türme und damit den Kommandanten die Köpfe weg. Mitten in dem Angriff, den wir über freies Feld führten, hielt mein Panzer und mein Fahrer stieg weinend und schreiend aus.“<sup>2968</sup>

Der Panzerfahrer wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Lediglich der Aussage des Kommandeurs der Panzereinheit war es zu verdanken, dass der Fahrer mit einer geringen Strafe davonkam. Koschorrek berichtete von einem Kameraden, der es nicht fertig brachte, auf jemanden zu schießen, auch nicht auf den erbitterten russischen

<sup>2966</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 47.

<sup>2967</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 129f.

<sup>2968</sup> Lohstein, in: Schütdekopf: Im Kessel, S. 332.

Gegner.<sup>2969</sup> In solch einem Fall musste der Betroffene seine Angst verstecken, die ihm sonst schnell als Feigheit vor dem Feind ausgelegt werden konnte.<sup>2970</sup>

Auch Fischer, Angehöriger der 10. Panzerdivision, berichtete vom Vorstoß auf Moskau, der in Schlamm, Schnee und Eis endete, dass seine von den anderen Vortruppen abgeschnittene Einheit kurz vor dem nervlichen Zusammenbruch stand:

„Um die Verbindung nach Skirminowo herzustellen, fingen wir damit an, einen Knüppeldamm durch den Wald zu bauen. Bäume gab es ja genug. Sie mussten gefällt, in Dreimeter-Stücke gesägt und transportiert werden. Dann wurde Stück für Stück nebeneinander in den Schlamm gelegt. Links und rechts lange Baumstämme, die mir ihrer Unterlage verdrahtet wurden. Das klingt ganz einfach, war aber schwere Knochenarbeit. Wir waten im eiskalten Schlamm, der uns oben in die Stiefel hineinlief. Je länger der Knüppeldamm wurde, desto länger wurde auch der Weg, den wir die Baumstämme schleppen mussten. Nachts lagen wir zähneklappernd in einer Scheune. Aber nur, bis der unvermeidliche Nachtangriff kam und wir raus mussten. So ging das tagelang. Kein Fahrzeug mit Munition oder Verpflegung kam durch. Beides wurde knapp. Pro Tag gab es für meine 12 Mann und mich gerade ein Kommissbrot und eine dünne Suppe von der Feldküche. Als eines Tages das Brot auch noch nach Benzin schmeckte, waren meine Männer nahe am Durchdrehen. Am liebsten wollte auch ich noch zu spinnen anfangen, aber das konnte ich mir nicht leisten. Doch ich merkte, dass wir alle nicht weit vom Ende entfernt waren. Ich hatte Fieber, Schüttelfrost und Durchfall. Aber immer wieder raffte ich mich auf und ging zum Knüppeldamm.“<sup>2971</sup>

Nach schweren Kämpfen an der Ostfront seit dem 22. Juni 1941 kam Fischer immer wieder darauf zu sprechen, wie „ausgebrannt“ er selbst und auch die Männer der gesamten Kompanie im Frühjahr 1942 gewesen seien. Obwohl sie kurzzeitig aus der HKL herausgezogen und in die Gegend um Jelnja verlegt wurden, kamen sie nicht wirklich zur Ruhe, sondern sahen sich dort einem neuen Gegner gegenüber: den Partisanen, die in diesem Gebiet besonders aktiv waren.<sup>2972</sup>

#### *Zusammenfassung:*

Mit dem Angriff deutscher Truppen auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 begann der Zeitabschnitt, den man aus europäischer Sicht als den „bei weitem folgenreichsten“ Teil des Zweiten Weltkriegs ansehen muss.<sup>2973</sup> Bezogen auf Deutschland gilt in der Zeit von 1939 - 1945 der Russlandkrieg als „der Krieg überhaupt“.<sup>2974</sup> Dies bestätigen auch die Aussagen der Informanten dieses Kapitels. Um so erstaunlicher ist, dass - zumindest in der Anfangsphase des Ostfeldzuges - nicht der Angriff auf den russischen Gegner die Strapazen des Russlandkrieges ausmachten, sondern der Kampf

<sup>2969</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 118.

<sup>2970</sup> Ebd., S. 131. Es stellte sich später heraus, dass dieser Soldat es aus christlich-religiösen Gründen ablehnte, auf jemanden zu schießen. Ebd., S. 193.

<sup>2971</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 130 – 132.

<sup>2972</sup> Ebd., S. 175f.

<sup>2973</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 419.

<sup>2974</sup> Ebd.

gegen die Natur: extreme Kälte und Hitze, Schlamm und Tauwetter, Regen und Dreck, fehlende sanitäre Möglichkeiten und Waschgelegenheiten, Läuse, „Leben“ in feuchten Erdlöchern, mangelnder Schlaf und totale Erschöpfung, zu wenig Verpflegung und Trinkwasser, völlig unangemessene und unzureichende Bekleidung sowie ungeeignetes Schuhwerk. Allein das Klima forderte so hohe Opfer an Menschen und Pferden, dass die Ausfälle hier zeitweise größer waren als die Verluste durch Einwirkung des Gegners. In Zusammenhang mit dem Ostfeldzug von „Kriegsalltag“ zu sprechen, scheint angesichts der Extrembedingungen verfehlt und unangebracht. Der Abschnitt „Strapazen“ ist insofern von Bedeutung, als dass angesichts der menschenunwürdigen Belastungen deutlich wurde, wie hoch die Bereitschaft jedes einzelnen war, dies alles größtenteils als gegeben und notwendig hinzunehmen, auch wenn manch einer Strategien entwickelte, um sein Schicksal etwas zu mildern. Jasper weist darauf hin, dass „die strapaziösen Lebensverhältnisse im Feld ... in allen Fällen in Kriegsphasen zitiert [wurden], in denen die Briefschreiber keinen schweren Kämpfen ausgesetzt waren.“<sup>2975</sup> Jasper unterscheidet zudem die „fehlende Ruhe des Körpers“ bei den an den Kräften zehrenden körperlichen Strapazen und die „fehlende Ruhe im Kopf“, wenn es um die Furcht vor Partisanen ging, die allerdings „ihr Hauptbetätigungsfeld deutlich weiter hinter der Front im Hinterland hatten.“<sup>2976</sup>

Wie in anderen Abschnitten auch, verwunderte es die Zeitzeugen zum Teil selbst, dass sie diese und andere Strapazen zum großen Teil klaglos hingenommen haben oder zumindest im Interview den Eindruck erweckten, als hätten sie diese Umstände als zum Krieg dazugehörig akzeptiert. Menschen wurden an ihre persönlichen Grenzen geführt und waren am Rande der Belastbarkeit. Deutsche Soldaten bedienten sich bei toten Russen, um sich einzukleiden und notdürftig gegen Kälte zu schützen.

Es scheint, als wären die Menschen damals, besonders Soldaten, anders belastbar als heute. In einer an den Krieg gewöhnten, militärisch orientierten Gesellschaft wurde die Teilnahme am Kampf als notwendiges Opfer zur Erhaltung der „deutschen Heimat“ angesehen. Der Mensch fing beim Soldaten an, im und durch den Krieg sollte der häufig noch junge Erwachsene den Reifeprozess zum Mann erfahren. Dabei ist die anfängliche Begeisterung für das Soldatsein, der Wille, etwas zu erleben und von der Welt zu sehen sowie die Angst, nicht dabei gewesen zu sein, im Laufe der strapaziösen Kriegsjahre bei fast allen Befragten schnell einer Ernüchterung und Friedenssehnsucht sowie dem Wunsch nach einer baldigen Heimkehr gewichen.

---

<sup>2975</sup> Jasper: Zweierlei, S. 176.

<sup>2976</sup> Ebd., S. 193.

### 5.8 Das Verhältnis zu den verbündeten und fremdländischen Truppen

Außer der im Westen eingesetzten Russenbataillone (s. Abschn. 4.3) gab es an der *Ostfront* bereits seit 1941 sowjetische Kriegsgefangenen, die so genannten Hilfswilligen („HIWIS“), etwa 200.000 Mann, die zunächst für Aufgaben im Tross angeworben wurden.<sup>2977</sup> Die Wehrmachtsangehörigen nannten sie „Hiwis“, „Freiwillige“, „unsere Russen“ oder „unsere Iwans“.<sup>2978</sup> Bei den Hiwis handelte es sich entweder um „Überläufer“, also Angehörige der Roten Armee, die sich den Deutschen ergeben hatten oder um solche, die nach Einkesselungen oder bei Gefechten als Gefangene in die Hände der Wehrmacht geraten waren. Viele von ihnen traten „freiwillig“ in deutsche Dienste an der Front. Obwohl es nicht gestattet war, gefangene Rotarmisten in der kämpfenden Truppe zu behalten, wurde dies zur Unterstützung der deutschen Einheiten getan. Die Russen standen in der Regel nicht unter Bewaffnung, sondern verrichteten Küchendienste und arbeiteten als Munitions- oder Essensfahrer. Auch andere Verwendungen waren möglich, etwa die des Pferdepflegers.<sup>2979</sup> Erst später, ab Winter '41/'42, wurden sie auch zum Wachdienst, als Kampfeinheiten gegen Partisanen und schließlich sogar zum Frontdienst herangezogen.<sup>2980</sup> Ab 1943 lautete ihre offizielle Bezeichnung nicht mehr HIWIS, sondern nur noch „Freiwillige“.<sup>2981</sup> Die meisten Zeitzeugen, die an der Ostfront eingesetzt waren, wussten von HIWIS innerhalb ihrer Einheiten zu berichten. Darüber hinaus sollen auch die mit Deutschland verbündeten Rumänen und Italiener (bis 1944) Gegenstand dieses Abschnitts sein und aus Sicht deutscher Zeitzeugen das zuweilen schwierige Miteinander betrachtet werden.

Es stellte sich heraus, dass die Befragten in der Regel gut über den Einsatz von sowjetischen Hilfswilligen Bescheid wussten. Herr Gottschalk erzählte zunächst allgemein über deren Tätigkeiten innerhalb der deutschen Einheiten:

„... Und dann kam auch die Zeit der Hilfswilligen, der HIWIS, die man dann mit eingebaut hat in die ganze Armeegeschichte, und dann wurden solche Dinge, nehmen wa an, nach Glasonovka und so, da wurden diese HIWIS mit eingesetzt. Einmal waren sie wendiger, die Pferde waren schneller, und die Wagen, die Schlitten bequemer und leichter. Unsere schweren Dinger is doch alles Quatsch gewesen. Naja, und Waffenbeförderung [machten die]. ... Wenn sie da waren [die HIWIS], wars gut. Wir haben uns da keinen Kopf gemacht, also, oder irgendwie Hass gegen sie - gar nüscht. Ich kann nicht sagen, dass ich da Differenzen gehabt hätte. ... Naja, trauen darf man den Russen so und so nicht. ... Das waren russische Hilfswillige, die waren gefangen worden und wurden dann von den deutschen Offizieren oder wie gefragt: ‚Wollen Sie in der deutschen Armee dienen?‘ Sie konnten aber nicht als Soldaten dienen, [nur] als Hilfswillige. Und da

---

<sup>2977</sup> Zentner: Der Zweite Weltkrieg, S. 192f.

<sup>2978</sup> Fröhlich: Wlassow, S. 59.

<sup>2979</sup> Goldberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 69.

<sup>2980</sup> Zentner: Der Zweite Weltkrieg, S. 192f.

<sup>2981</sup> Fröhlich: Wlassow, S. 59.

haben sie halt Pferdegespanne gefahren, Munition geschleppt und lauter so 'n Zeug. Aber die waren unbewaffnet, sie hatten keine Waffen. Aber wenn sie gewollt hätten, hätten sie Waffen genug gehabt. ... [Ihr Einsatz in Frankreich], das ist ja dann schon wieder 'ne andere Sache. Wobei zum Schluss, im Kurland, und auch an anderen Frontteilen, gab es reguläre russische Truppen, die unter unserem Kommando mitgekämpft haben, ... war aber gefährlich. Während in Frankreich, da war ja diese Russengefahr nicht, weil das ja deutsch besetzt war.“

Trotz der Dienste für die Wehrmacht durch die HIWIS, die Gottschalk durchaus anerkennt, blieb – wie bei seiner Einstellung zu den Polen – ein großes Misstrauen gegenüber den Russen bestehen.<sup>2982</sup> Nach und nach mussten die kriegsgefangenen Hilfwilligen aber an das Reichsgebiet abgegeben werden und, innerhalb der Einheiten an der Ostfront, durch russische Zivilisten ersetzt werden. Entsprechende Anweisungen ergingen mehrmals an die deutschen Truppen.<sup>2983</sup>

Gottschalk führte weiter aus, wie er selbst mit Gefangenen umgegangen ist:

„Also, Gefangene, das Wort ‚Gefangene‘ ist auch interessant. Wir haben Gefangene gemacht. ... Nänä, Gefangene ... also ich selber habe keinen Russen angefasst. Das hab ich mir als Gebot gemacht. Is auch eine generelle... von der Genfer Konvention gibt es eine Sache in Bezug auf Gefangennehmen. Die war von Hitler außer Kraft gesetzt. Der Soldat hatte das Recht, alles zu tun, was er ... So, ich habs aber nich gemacht. Ich habe nie einen angefasst. Und ich hab aber gesehen, wie andere eben Soldaten anfassten - von meiner Einheit. Na ja, nehm' wa mal an, der kam so an. Und jetzt nehm' wa an, mein Kumpel M. is hin - der hatte ja bloß so 'nen grauen Beutel um - hat uff gemacht, rein geguckt. ... Die hatten ja nüscht. Die hatten ja bloß Sonnenblumenkerne, die hatten keine Uhr, gar nüscht. Aber wenn sie uns geschnappt haben, da haben sie rasiert: Uhren, Ringe. ... Es gab ja auch Situationen, ja, na, ja, durch die Hektik und Aufregung und so, dass mal der eine oder andere vielleicht doch mal die Hand ausgerutscht ist, überreagiert, aber ich sag ja, ich habe keinen - nie - angefasst. Nicht etwa, weil es mir hygienisch nicht gepasst hätte, aber schon das innere Gefühl sagte: ‚Was will der Mann?‘ Der hat weder was zu Essen noch zum Leben, er hat keine Waffe, gar nüscht. Was will ich von dem?! Da brauch ich ihn doch nicht anfassen. Verstehen Sie? Die [Gefangenen] wurden zurückgeführt. Wie soll ich das sagen? Da wurde ab und zu mal 'n Soldat abgestellt oder zwei oder drei, je nachdem, wie viel waren und 'n Stück begleitet und dann wurden sie schon übergeben ans Bataillon, Regiment usw. ... also so im direkten Gefecht nicht.“

Der deutsche Soldat hatte hinsichtlich der Behandlung russischer Kriegsgefangenen alle Rechte, wie anhand späterer Aussagen von Schweitzer und anderen sowie der erklärten Nichtbeachtung sämtlicher Konventionen durch die deutsche Führung in diesem Abschnitt noch erläutert wird.

<sup>2982</sup> Misstrauen und Verachtung gegenüber den Ostvölkern wurden seitens der deutschen Führung bewusst geschürt. Die deutsche Propaganda hatte im Vorwege des Unternehmens „Barbarossa“ programmatische Ziele gegenüber den Ostvölkern entwickelt, die Aufnahme im deutschen Offizierskorps fanden. Dabei ging es u. a. auch um den natürlichen Führungsanspruch der „germanisch-nordischen“ Rasse gegenüber anderen „minderwertigen Völkern“. Diese Einstellung wurde auch von Wehrmachtssoldaten unterer Dienstgrade bewusst oder unbewusst übernommen. Hillgruber: Das Russlandbild, S. 167 – 184; Rass: ‚Menschmaterial‘, S. 309 – 313.

<sup>2983</sup> Streit: Keine Kameraden, S. 243. Hitler hatte bereits im Oktober 1942 angeordnet, dass mehr Arbeitskräfte für die deutsche Rüstungsindustrie freizumachen seien. Zu Hiwis und Freiwilligenverbänden u. a.: Janessen, S. 120; Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 192f.

Der Wille Hitlers, das geltende Kriegsvölkerrecht bei der Behandlung sowjetischer Gefangener auszuschalten, wurde der Truppe zu keiner Zeit offiziell bekannt gegeben.<sup>2984</sup>

Also stammt Goldmanns Information wohl aus der Nachkriegsliteratur.

Dietrich erzählte von seinen Erfahrungen mit russischen Hilfswilligen:

„...Wir hatten [auch] HIWIS. Die Russen, die waren gut, die HIWIS. Die haben alles gemacht. Die haben auch schön anständig mit angefasst. Ohne Drohung, oder ohne, dass da einer hinter stand, mit der Pistole. Die waren... sicherlich, die wurden anständig behandelt, kriegten Verpflegung, und die waren froh, dass sie nicht beim Russen waren und kriegten da 'n ganzen Tag 'n Salzhering. – Schade, ich hab ja 'n Bild hier dabei, wo ich da die sechs Gefangenen gemacht habe. Mensch, die waren froh, die kamen raus da mitten mal. Da dachte ich auch erst, ich denke: Mensch, was machen die jetzt? Erschießen die dich? Ich war ganz alleine! Dann im Maisfeld da. ... Am Maisfeld waren die. Die haben sich gefreut. Die sind raus gekommen, aus 'm Maisfeld. Ich hatte zwar 'ne Pistole da, aber ich hab denen nichts getan. ‚Kommt raus!‘ Die hatten in 'ner Verpflegung, die kriegten ja ... die waren ja noch mieser in der Verpflegung [als wir]. ... Ja, Wodka haben sie sowieso immer viel gehabt. Die haben Salzhering, kriegten die als Tagesverpflegung. Salzhering – Tagesration. Wodka haben die viel... Ja, aber die waren da schon drauf aus, die waren froh, die kamen gleich so, kamen sie raus [mit erhobenen Händen]. ‚Nymetski, Nymetski - Soldat!‘ ... Die lachen sogar da drauf, die freuen sich. Und ich hab 'n Anschiss gekriegt, dass ich die sechs nicht habe laufen lassen, sondern hab die noch mitgebracht - von der Kompanie! ‚Was sollen wir mit den Leuten? Wir wissen schon nicht mehr, wo wir hin sollen!‘ Nee, ich hab sie dann mit zur Kompanie genommen, zu unserer Kompanie! Dann gingen die in Gefangenschaft. Ich weiß nicht, wo sie die dann hingebraht haben. Jedenfalls – für uns wars ja schon schwierig. Für jeden Gefangenen, den wir gemacht haben, der musste ja auch Essen haben, und was weiß ich. Die kriegten genauso die Verpflegung aus der Gulaschkanone wie wir auch. Von wegen, die kriegten nichts! Die kriegten genau so 'nen Schlag [Essen]!“

Es ist zu unterscheiden zwischen HIWIS und so genannten „Ostverbänden“ (oder: Osttruppen). Während die HIWIS sowjetische Kriegsgefangene waren, die verstreut innerhalb der deutschen Truppen ihre Hilfsdienste leisteten, handelte es sich bei den Ostverbänden um Einheiten in Kompanie- oder Bataillonsgröße, die als „Sicherungs- oder Kampfverbände“ zusammengefasst waren.<sup>2985</sup> Größere Verbände als Bataillone waren von Hitler nicht gestattet worden. Die Freiwilligenbataillone und -kompanien unterstanden zunächst deutschem Befehl, in zunehmendem Maß jedoch auch dem eigener Offiziere.

<sup>2984</sup> Streim: Das Völkerrecht und die sowjetischen Kriegsgefangenen, S. 303.

<sup>2985</sup> Fröhlich: Wlassow, S. 63.



Dietrich (ganz rechts im Bild) und ein Kamerad (links im Bild mit gezogener 08) mit sich ergebenden sowjetischen Kriegsgefangenen in der Ukraine 1942. Dietrichs Angaben zufolge bekamen gefangene Rotarmisten „genau die Verpflegung aus der Gulaschkanone wie wir auch.“

Foto: Nachlass Karl Dietrich

Lützen berichtete von einem Überläufer, der von den Deutschen wie ein Kamerad behandelt wurde:

„Und wir hatten einen in unserer Kompanie in Russland – Emil hieß er – der lief uns rüber bei Welikije Luki. Ganz alleine kam der so über die Pferde rüber hin zu uns (lacht). Und da sahen wir denn mal 'n Russen (lacht). Und denn, ja... Er blieb denn bei uns, das war ja anfangs. Welikije Luki is ja gleich zu Anfang gewesen in... Naja, und denn, mein Emil, der blieb denn bei uns. Und der ‚organisierte‘ denn auch für uns. Und denn, wenn denn mal... ja: ‚Du mitkommen!‘ Karabiner, und denn kamen wir bei den Russen rein, und denn machte er 'n Höllenlärm, und ran mit Kartoffskij und denn zitterten die armen Leute ja schon, und denn brachten die auch *klepper*,<sup>2986</sup> also Brot, und wat wir so kriegten. Und so hat er dat ‚organisiert‘. Aber ich möcht' mal wissen, der ist bestimmt notiert worden. Der is auch in seine Heimat nich zurückgekommen. Und da war einer von Wilhelmshaven, 'n Bauer. Und die beiden hatten schon abgemacht: Wenn der Krieg zu Ende is, denn wollt' er ihn mitnehmen, nach Wilhelmshaven. Der hat 'n großen Hof gehabt, da - da hätt' er den Emil mitgenommen.“

Das so genannte „Organisieren“ war an der Ostfront an der Tagesordnung. Der russischen Bevölkerung wurde weggenommen, was die Wehrmacht für ihren Bedarf gerade brauchte. Da die Truppenversorgung auf deutscher Seite zeitweise zum Erliegen kam, wurden die Einheiten angehalten, „sich aus dem Land zu versorgen“ (s. Abschn. 5.5 und 4.3). Auch Heinze berichtete, dass einige sowjetische Hilfwillige seiner Division den deutschen „Kameraden“ gern etwas, in seinem Fall grüne Gurken, aus den oft in der Erde gegrabenen Vorratskellern der Zivilisten „organisiert“ haben.

<sup>2986</sup> Gemeint ist *chleb*, das russische Wort für „Brot“.

Aber nicht nur die Russen, in diesem Falle der HIWI, setzten die eigenen Landsleute unter Druck und verbreiteten Angst und Schrecken, so dass diese ihre Lebensmittel aushändigen mussten. Auch Wehrmachtsangehörige „organisierten“ auf diese Art und Weise Nahrungsmittel und Bedarfsartikel, wobei „Organisieren“ sehr verharmlosend klingt. Lützens vorstehender Bericht greift eine Begebenheit aus dem Herbst 1941 bei Welikije Luki auf. Zu dieser Zeit wurden russische Kriegsgefangene in der Regel noch sehr schlecht behandelt und zumeist unter großen Strapazen in Gefangenenlager des Reichsgebietes überführt. Erst später, als ihre Gesunderhaltung im Interesse der deutschen Wirtschaft lag, besserte sich die Behandlung und Versorgung der gefangenen Rotarmisten. Der Befragte mutmaßte über das Schicksal Emils und glaubte, dass dieser seine Heimat nicht wieder gesehen hat. Denkbar ist jedoch, dass dieser nach seiner Gefangennahme an die Sowjetunion ausgeliefert worden ist und somit das traurige Los seiner Kameraden teilte, die Erschießung durch Soldaten der Roten Armee. Auch Müller blieb die Gutwilligkeit der HIWIS im Gedächtnis, wobei zu bedenken ist, dass ihnen, in Anbetracht der Alternativen, auch keine Wahlmöglichkeiten blieben:

„Jedenfalls waren das sehr stämmige Kerle, [die HIWIS] und sehr zuvorkommend und hilfsbereit und, ja, entgegenkommend. ... Die haben alles gemacht, was man ihnen andeutete. Das war natürlich mit der Verständigung schwierig. Aber keine Probleme. Die waren, heute würde man sagen, außerordentlich pflegeleicht.“

Viele HIWIS lebten sich in den deutschen Einheiten gut ein und verblieben dort bis zum Kriegsende. Andere wechselten später in die so genannten „Ostbataillone“ (s. Abschn. 4.3). Bei Verlegung einzelner Wehrmachttruppenteile, auch an die Westfront, nahmen die deutschen Einheiten ihre HIWIS einfach mit.

Herr Schütte berichtete über das Schicksal mehrerer HIWIS, die mit den Deutschen eingeschlossen waren und gemeinsam mit diesen in Gefangenschaft gerieten:

„Ja, wir hatten schon HIWIS. Wir hatten HIWIS, zwei Stück, glaub' ich, beim Tross, die haben da in der Küche gearbeitet, und ich hab HIWIS erlebt, ich bin ja dann, des war'n ja dann die schlimmen Tage, nach dem 20. April. Also bei Pillau, da war'n wir ja eingeschlossen, in dieser Deutschherrenburg Lockstedt. Da war'n HIWIS bei uns, mit eingeschlossen, und auch russische Frauen. Und als wir uns da ergeben haben, ich bin an dem Tag zweimal verwundet worden, unser Hauptmann, Hauptmann S., der is abgehau'n, der kam auch noch zu mir, sagt er: ‚Kannste mit, wir woll'n ausbrechen.‘ Sag' ich: ‚Geht nicht, ich hab 'n Schuss im Schenkel, im Unterschenkel. Ich kann nicht mehr laufen.‘ Und mit 'n paar, mit denen er laufen konnte, is er weg. Und dann hat der Russe einen deutschen Feldwebel zu uns rüber geschickt, und hat gesagt: ‚Kameraden! Ergibt Euch! Er richtet Flammenwerfer her und geballte Ladungen! Ihr werdet in dieser Burg [Lockstedt] ausgeräuchert. Ergibt Euch!‘ Und dann hats geheißen: ‚Wo is Hauptmann S.?‘ ‚Weg!‘ Und da ham ma uns ergeben. Und... die HIWIS, die dabei waren, die hat [d]er Russe an Ort und Stelle erschossen. ... An Ort und Stelle. Also, jeden einzelnen gefragt: ‚Du Russki?‘ und so weiter. Und das ham sie ja dann gemerkt. Und die HIWIS auf die Seite genommen, Genickschuss, weg. Ja, ja, also, was sie mit den Frauen gemacht haben, weiß ich nicht. Die haben geheult, geheult, geheult natürlich. Es haben ja auch Frauen in der Deutschen Wehrmacht gearbeitet, aber nicht gekämpft. Also, die HIWIS haben auch nicht gekämpft. Ich glaub', die

Vlasov-Armee, des war'n aber keine HIWIS. Die HIWIS war'n Freiwillige, die haben Küchendienst gemacht bei uns. Ja, so was, also reine Hilfsdienste gemacht. ... Soweit ich weiß, hat man HIWIS in den Lagern gefragt: ‚Wer ist bereit?‘ Und dann hat man die raus genommen, ... nicht alle, aber soviel man gebraucht hat, und die hat man dann in die Hilfsdienste eingegliedert und die hat man HIWIS genannt. Gekämpft ham die nicht. Die ham keine Waffe bekommen. Da unten, Serbien, bei den Serben glaub' ich, ja, als die Russen da unten rauf gekommen sind, über die Drau da, da glaub' ich war'n HIWIS eingesetzt. Da hab ich mal gelesen, dass ein Großteil sich selbst umgebracht hat.“<sup>2987</sup>

Von Frühjahr 1942 bis zum Frühjahr 1943 stieg die Zahl der freiwilligen russischen Helfer innerhalb der Wehrmacht von ca. 200.000 auf mehr als eine halbe Million an.<sup>2988</sup> Einschließlich der Ostverbände wird die Zahl aller in deutschen Diensten stehenden ehemaligen Sowjetkämpfer auf eine bis 1,5 Millionen Mann geschätzt.<sup>2989</sup> Die von Müller angedeutete „Hilfsbereitschaft“ der Freiwilligen rührte einerseits daher, dass sie nicht in die deutschen Kriegsgefangenenlager zurückgeschickt werden wollten, in denen unmenschliche Zustände herrschten. Sie wussten aber auch, dass ihnen bei einer Rückkehr in die Reihen der Roten Armee der Tod gewiss war und diesem „meist Misshandlungen vor angetretener Mannschaft vorausgehen würden.“<sup>2990</sup> Dietrich und andere Befragte berichteten an, dass die HIWIS innerhalb der Einheiten mitverpflegt wurden und als Arbeitskräfte in Bezug auf die Behandlung durch Wehrmachtsangehörige nichts auszustehen hatten. Auch damit ist ihre relative Zufriedenheit und Arbeitsbereitschaft zu erklären.

Das von Schütte geschilderte Beispiel war kein Einzelfall. Die Russen erschossen kriegsgefangene Rotarmisten in der Regel sofort. Stalin vertrat die Auffassung, dass ein russischer Soldat, der sich in Kriegsgefangenschaft begab oder in diese geriet, ein Verräter und deshalb bei seinem Auffinden sofort zu erschießen war.<sup>2991</sup>

Von dem von Müller erwähnten Truppen des Generals Vlasov berichtete der damalige Stalingradüberlebende und sowjetische Kriegsgefangene Johann Scheins:

„Andrej Wlassow, der als einer der fähigsten Kommandeure Stalins galt, war ein Jahr zuvor in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten und hatte im September 1942, als ein Sieg über die russischen Truppen in Stalingrad scheinbar bevorstand, ein Flugblatt unterschrieben, das die russischen Soldaten zum Überlaufen bewegen sollte und ihnen eine Freiwilligenarmee versprochen, mit der er das stalinistische System beseitigen wollte. Bisher allein für Propagandazwecke gebraucht, schien für Wlassow im Sommer 1943 sein Ziel näher zu rücken: eine

<sup>2987</sup> Vgl. Wenzel: So gingen die Kosaken durch die Hölle.

<sup>2988</sup> Fröhlich: Vlasov, S. 59.

<sup>2989</sup> Ebd., S. 63.

<sup>2990</sup> Ebd.

<sup>2991</sup> Nach sowjetischer Auffassung und nach sowjetischem Recht, stellte die bloße Kriegsgefangenschaft einen „Verrat an der Heimat“ dar, die in den meisten Fällen mit dem Tod bestraft wurde. Allgemein hieß es: „Ein Kämpfer der Roten Armee ergibt sich nicht,“ und: „... Den Verräter an der Heimat aber erwartet die höchste Strafe – die Erschießung.“ In: Hoffmann: Wlassow, S. 129 - 131.

russische Armee im Schulterschuss mit der Wehrmacht.“<sup>2992</sup>

Kriegsgefangene, die als HIWIS bei Deutschen an der Front Dienst taten oder in den sogenannten Ostverbänden zusammengefasst waren, wechselten später zu einem Großteil zur Wlassow-Division.<sup>2993</sup>

Im Hinblick auf die Mentalität der von ihr betreuten, verwundeten Wlassow-Soldaten schrieb die damalige Rotkreuzschwester, Elfriede Schade-Bartkowiak, am 15.1.1943 in ihr Tagebuch:

„Die russischen Freiwilligen aus der Wlassow-Armee sind durchweg stille, in sich gekehrte, beinahe stoische Männer, bescheiden und dankbar für jede Handreichung. Sie sehen so aus, als ob sie auf verlorenem Posten kämpfen und – wüssten das auch!“<sup>2994</sup>

Bei der Behandlung von Kriegsgefangenen befand sich das DRK in einem Konflikt

„zwischen dem Loyalitätsanspruch des Roten Kreuzes und den Direktiven von Wehrmacht und NS-Führung, denen zufolge den ausländischen Kriegsgefangenen nicht die ‚Betreuung zuteil werden muss, wie sie deutschen Soldaten gegenüber Pflicht ist.“<sup>2995</sup>

Mehrfach ist aus Zeitzeugenberichten überliefert, dass im Frontgebiet verwundeten oder kranken Rotarmisten – zumeist handelte es sich um die innerhalb der deutschen Truppen eingesetzten HIWIS -, besonders von DRK-Schwestern eine ähnliche Fürsorge zuteil wurde wie den Wehrmichtsangehörigen, auch wenn dies offiziell nicht erwünscht war.<sup>2996</sup>

In seiner etwas verworrenen Erzählweise berichtete neben Schütte auch Landgraf von der Erschießung russischer HIWIS durch die Rote Armee kurz vor Aufgabe Stalingrads Ende Januar 1943:

„Und da war auch ganz schlimm, ich weiß nicht, ob das jemand erlebt hat, also ich habe neben Paulus' Bunker jelegen, dass die HIWIS – ich bin 31. [Januar] mit Paulus in Jefangenschaft – und die HIWIS müssen se so 'n 25. oder 26. abjegeben haben, durch Verhandlung denn. Weil wir selbst nichts zu essen hatten, und da is denn ein Jeneral druff jekommen, Vlasov, wenn Ihr die alle los seid... Und da wollt' ich bloß sagen, also da war so 'ne Schneise, und die Schneise, wo die runtermarschierten, um die Ecke, Maschinengewehr und alle... Die Russen haben die eigenen Leute... aber hart, also... Und der eene HIWI, der hat sich hinjeschmissen und bei mir in die Schuh' und Stiefel... und hat jesagt: ‚Ich jeh' nich rüber!‘ Naja, denn waren von uns welche abkommandiert, und wir konnten ja keinen behalten. Das war ja alles Befehl, ja. Und die haben se alle ‚brrrrrrt!.“

Bei dem von Schütte aus dem Kurlandkessel 1945 und von Landgraf als Augenzeuge in Stalingrad verfolgten Geschehen handelte es sich jedoch nicht um Einzelfälle,

<sup>2992</sup> Scheins, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 219. Vgl. Hoffmann: Kriegführung, S. 904f.

<sup>2993</sup> Vgl. Fröhlich: Wlassow, S. 63 sowie Abschn. 4.3 in dieser Arbeit.

<sup>2994</sup> Schade-Bartkowiak: Sag' mir, wo die Blumen sind, S. 72.

<sup>2995</sup> Morgenbrod/Merkenich: Das Deutsche Rote Kreuz, S. 371.

<sup>2996</sup> Vgl. Schade-Bartkowiak sowie Bernecker, S. 283, der das deutsche Sanitätspersonal auf einem HVPI beobachtete: „Die verwundeten Russen versorgten sie genauso wie die eigenen Leute.“ Ähnlich äußerte sich auch Rothe, wohingegen Dr. Bötcher erklärte, dass Rotarmisten zwar auch versorgt wurden, jedoch erst als letzte an die Reihe kamen.

sondern um eine häufig im Falle der Übergabe gefangen genommener „Freiwilliger“ angewandten, brutalen Methode.<sup>2997</sup> Dies belegt auch nachfolgende Aussage des Soldaten Johann Scheins, der einen Vorfall aus Stalingrad schilderte:

„Von uns sind Offiziere rüber gegangen mit der weißen Fahne zum Russen. Die haben mit denen verhandelt, ob sie ihnen unsere HIWIS und Gefangenen über den Hügel schicken können. Die Russen wollten nicht. Da haben sie dann die Gefangenen belogen und gesagt: ‚Haut ab, ihr könnt über den Hügel gehen, nach Hause, die warten auf euch.‘ Und dann hat der Russe sie alle kaputt geschossen, wie sie über den Hügel gegangen sind.“<sup>2998</sup>

Der damalige Arzt, Friedrich Goldberg, erlebte auch kurz nach seiner Gefangennahme, dass die Russen ihre eigenen Landsleute erschossen, die als Kriegsgefangene im Dienste der Wehrmacht gestanden hatten.<sup>2999</sup> Stalin hatte im August 1942 noch einmal klar gestellt, was mit solchen Rotarmisten passieren würde.

Hellmann erinnerte sich an einen HIWI, der ihm an der Ostfront als Fahrer zugeteilt worden war und schnell die deutsche Sprache erlernt hatte. Dieser erzählte ihm von den Zuständen in deutschen Kriegsgefangenenlagern, und dass er sich aufgrund dessen freiwillig zum Dienst in der Wehrmacht gemeldet hatte, als diese Hilfswillige anwarb. Hellmann glaubte jedoch, dass „die HIWIS, die überlebt haben ... später von Stalin für mindestens zehn Jahre in den Gulag gesteckt“<sup>3000</sup> wurden.

Auch Schweitzer berichtete über russische Kriegsgefangene und darüber, dass einen seiner ehemaligen Kameraden noch heute das schlechte Gewissen plage, weil er meinte, gegen die Genfer Konvention verstoßen zu haben. Er las zunächst aus seinen Erinnerungen:

„Wie das Bild zeigt, hatten Wachtmeister O. und seine Funker zwei russischen Gefangenen die Funkgeräte aufgebürdet, [die wogen jeder 30 Kilo, das war etwas!] und die Gefangenen als Träger benutzt.“

Der Befragte erklärte:

„Dies war gegen die Richtlinien der Genfer Konvention, diese Behandlung von Gefangenen. Das durften sie eigentlich nicht, ja? Wenn man Gefangene nicht nach hinten schickt, sondern sagt: ‚Komm‘ her! Du kannst mir mal gleich weiterhelfen hier!‘ Um aus den damaligen Situationen des Krieges die Handlung vielleicht zu verstehen: Man weiß, dass das zu dieser Zeit, als das hier war, der feindliche Widerstand im Wesentlichen gebrochen war. Das hab ich so hingeschrieben. Das ist vielleicht nicht ganz sauber. Das ist ja das brennende Sewastopol, durch die die hier vorgehen. Da war kein Widerstand mehr, aber immerhin.“

Schweitzer las weiter aus seinen Aufzeichnungen vor: „Aber es hat meinen Freund Helmut R. bis in sein hohes Alter bedrückt, dass er dieser Maßnahme damals ohne Widerspruch zustimmte,“ und räumte ein:

<sup>2997</sup> Hoffmann: General Wlassow, S. 406.

<sup>2998</sup> Scheins, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 197.

<sup>2999</sup> Goldberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 69: „An mir vorbei prügeln sie die Russen hinter einen Schneezaun.“ Auf seine Nachfrage hieß es: „Das sind Angehörige der Wlassowarmee.“

<sup>3000</sup> Hellmann: Ich war bestimmt kein Held, S. 192.

„Damals habe ich mir und hätte mir dabei auch nichts gedacht. Ach, na ja, ich meine, es war schon für die 'ne Erleichterung. Dann musste er das Ding nicht schleppen, ja? Er konnt' es natürlich nur auf irgendeiner Transportstrecke machen. Wenn also irgendwie Widerstand kam und die gebraucht wurden, dann musst' er natürlich, muss er die wegschicken und musste die Dinger wieder selber nehmen. Aber man machte das, das kam vor. Da kann man heute sagen, das war nicht recht.“



Herr Schweitzer merkt zu diesem Foto in seinem KTB folgendes an: „Nachstehende Aufnahme wurde von Helmut R. während des letzten Angriffes auf Sewastopol gemacht und zeigt unseren VB beim Vorgehen durch die brennende Stadt. Von links: Wachtmeister Ortmann, Funker Palzer, russischer Gefangener mit Funkgerät auf dem Rücken, unbekannter Soldat, zweiter russischer Gefangener mit Funkgerät.“  
Foto: Carl Schweitzer, PrArIW



Helmut R. und Wachtmeister Ortmann als Vorgeschobene Beobachter. Diese Aufnahme, notierte Herr Schweitzer in seinem KTB, wurde am 1. Juli 1942, um 15.45 Uhr, nach Einnahme der Stadt Sewastopol am südl. Ufer der Swernaja-Bucht vom 2. Funker gemacht. Foto: C. Schweitzer, PrArIW

Der ehemalige Stabsarzt, Dr. Richard Müller, schrieb in seinem Bericht ebenfalls, dass den Hilfwilligen seiner Sanitätskompanie im Kaukasus besonders die schweren

Arbeiten aufgebürdet wurden.<sup>3001</sup>

Nicht nur an der Front, sondern besonders im Reichsgebiet, wo die meisten kriegsgefangenen Russen beschäftigt waren, wurden ihnen häufig die körperlich schwereren Arbeiten zugemutet.<sup>3002</sup> Nikolaus Ratjens erinnerte sich an den Einsatz der Russen in seiner schweren Flakbatterie in Berlin:

„Russische Kriegsgefangene schafften als Munitionskanoniere die Granaten zu den Geschützstellungen, entgegen allen Vereinbarungen der Haager Landkriegsordnung, von der ich ebenso wenig gehört hatte wie vom Umgang mit den gefangenen Russen an anderen Orten. Vierzig Russen arbeiteten in unserer Stellung, und ich hatte den Eindruck, dass sie sich ganz wohl fühlten. Wenn es zum Schwimmen ging, marschierten vorne die Soldaten, dann kamen wir Flakhelfer und hinter uns die Russen.“<sup>3003</sup>

Hitler hatte im Frühjahr und Frühsommer 1941 unmissverständlich deutlich gemacht, dass der Krieg gegen die Sowjetunion ein Vernichtungskrieg sei, in dem vom Standpunkt des Kameradentums abgerückt werden müsse.<sup>3004</sup> Er berief sich rechtlich auf den Nichtbeitritt der Sowjetunion zum Genfer Kriegsgefangenenabkommen<sup>3005</sup> und zur HLKO<sup>3006</sup> und teilte mit, dass „er sich wegen Lossagung der UdSSR von allen durch das Zarenreich abgeschlossenen Verträge“ an diese ebenfalls nicht gebunden fühle. Der Genfer Konvention waren außer der UdSSR auch andere Staaten, wie Finnland und Japan, nicht beigetreten. Jedoch hatten die genannten Staaten, auch die Sowjetunion, das Genfer „Abkommen zur Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken der Heere im Felde“ anerkannt<sup>3007</sup>.

Obwohl die UdSSR Hitler in einer am 17. Juli 1941 via Schweden überbrachten Verbalnote signalisierte, dass sie sich - unter der Bedingung der Gegenseitigkeit - an

---

<sup>3001</sup> „Die Hilfwilligen hatten es nicht leicht. Durch den Verwundetentransport mit den Baumstämmen und den Zeltplanen dazwischen bekamen sie fürchterliche Druckgeschwüre an den Schultern. Bei manchen lag das Schlüsselbein frei. Hie und da meinte einer der Gefangenen, er könne in seiner Anstrengung nachlassen. Dann wurde aber dafür gesorgt, dass er sich wieder besann. Ich habe aber nie Grausamkeiten unserer Leute gegen die Gefangenen erlebt.“ Abdr. in: Janessen, S. 120.

<sup>3002</sup> Auch der Bergmann Uriczek erinnerte sich im Interview daran, dass die besonders schwierigen und gefährlichen Arbeiten im Hüttenwerk von den russischen Kriegsgefangenen verrichtet worden sind. Von Plato: Der Verlierer, S. 31.

<sup>3003</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 294.

<sup>3004</sup> Streim: Das Völkerrecht und die sowjetischen Kriegsgefangenen, S. 293. Ebenso hatte der sowjetische Propagandaapparat damit begonnen, „eine Massenkampagne zu entfesseln, die von der Voraussetzung ausging, dass es sich bei dem deutschen Angriff nicht um einen Krieg im üblichen Sinne, sondern um einen kriminellen Akt handelte, die Soldaten der gegnerischen Armee somit nicht als reguläre Kombattanten, vielmehr als Verbrecher und Banditen anzusehen seien.“ DRZW 4 (TB), (Beitrag Hoffmann: Kriegführung), S. 922.

<sup>3005</sup> Das Genfer „Abkommen über die Behandlung von Kriegsgefangenen“ vom 27. Juli 1929 (Genfer Konvention) setzte die HLKO nicht außer Kraft, sondern ist als dessen Ergänzung zu verstehen, Streim: Völkerrecht, S. 292.

<sup>3006</sup> Haager Landkriegsordnung – Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges vom 18. Oktober 1908. In der Anlage zur HLKO wurden die Rechte und Pflichten der Kriegsgefangenen geregelt. Ebd.

<sup>3007</sup> Ebd., S. 292.

die Bestimmungen der HLKO halten wolle, womit die Kriegsgefangenen einen Anspruch auf eine menschenwürdigere Behandlung gehabt hätten, ließ sich der „Führer“ nicht darauf ein. Auch einem entsprechenden sowjetischen Gesuch vom 8. August 1941 wurde von deutscher Seite her nicht stattgegeben.

Das Genfer Kriegsgefangenenabkommen bestimmte jedoch ausdrücklich, dass die Parteien auch für den Fall an die Konvention gebunden waren, wenn einer der am Konflikt Beteiligten gar nicht Vertragspartner war.<sup>3008</sup>

HLKO und Genfer Konvention standen der Durchsetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung und der damit verbundenen Bekämpfung des Bolschewismus entgegen.<sup>3009</sup> Die Weigerung Deutschlands, der Sowjetunion entgegenzukommen, bedeutete aber eine Entrechtung der Kriegsgefangenen, mit denen fortan willkürlich verfahren werden konnte, wie auch Raß hervorhob:

„Bei den deutschen Verbänden wurden die Kriegsgefangenen häufig zu besonders gefährlichen Tätigkeiten herangezogen und entlasteten so die Wehrmachtssoldaten nicht nur in bezug auf Arbeitsleistung, sondern auch hinsichtlich ihrer Gefährdung.“<sup>3010</sup>

Die Anordnungen zur Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener wurden mit ideologischer Notwendigkeit begründet. Dem deutschen Soldaten stand, nach Hitlers Auffassung, im Rotarmisten nicht nur ein Soldat, sondern auch ein im Sinne des „völkerzerstörenden Bolschewismus geschulter Gegner“ gegenüber. Dadurch habe „der bolschewistische Soldat ... jede Behandlung als ehrenhafter Soldat verloren.“<sup>3011</sup>

Angesprochen auf Kontakte mit Einheiten *verbündeter* Armeen erinnerte sich Dietrich in erster Linie an die Rumänen:

„Die Rumänen waren ja nicht beliebt bei den Russen, [bei der Bevölkerung], weil die alles geklaut haben. Die Rumänen haben, wenn die in eine Ortschaft rein kamen, dann haben die Bettzeug, was sie jetzt... also mitgenommen [haben]... und unterwegs haben sie alles wieder weggeschmissen. Die [Russen] haben immer gesagt: ‚Rumänski Soldaten nix gut.‘“

Warum die rumänischen Soldaten aus russischen Privathäusern Bettzeug mitgenommen haben, das sie dann unterwegs wegwarfen, wie Dietrich beobachtete, geht aus dem Bericht nicht hervor. Ob dies ein Einzelfall war, den der Zeitzuge erlebte, und in

<sup>3008</sup> Ebd., S. 291.

<sup>3009</sup> Ebd., S. 296.

<sup>3010</sup> Raß: ‚Menschenmaterial‘, S. 312. Ähnlich auch bei Fischer: Ohne die Gnade, S. 136: „Ein paar Pioniere waren mit Minenräumen beschäftigt. Als Verstärkung hatten sie – nicht im Einklang mit dem Völkerrecht – ein paar Rotarmisten eingeteilt, die viereckigen Panzerminen zusammzutragen, damit man sie sprengen konnte.“ Vgl. Dohr, in: Schüddekopf: Krieg, S. 145: „Im Frühjahr 1941, als die Wehrmacht in Jugoslawien einmarschierte, haben wir von Österreich aus einen großen Brückenschlag über die Drau gemacht. ... Beim Bau dieser Pontonbrücke erlebte ich das erste Mal, was die Wehrmacht, was alle Soldaten mit ihren Gefangenen treiben. Während wir die Feinarbeit machten, mussten die Jugoslawen die Eisenbahnschienen und die schweren Brückenteile tragen, und bei den Unfällen, die es bei einem großen Brückenschlag fast immer gibt, sind einige auch umgekommen.“

<sup>3011</sup> Streim: Völkerrecht, S. 303.

welchem Zusammenhang er steht, wird ebenfalls nicht deutlich. Dass die Rumänen aufgrund ihres Verhaltens jedoch nicht nur bei den Russen unbeliebt waren, sondern auch in deutschen Einheiten auf Ablehnung stießen, zeigen später weitere Beispiele. Dietrich erinnerte sich an ein anderes Zusammentreffen mit diesen Verbündeten:

„Ja, die Rumänen, die haben uns auch nichts getan. Die hatten Respekt vor uns. Ich hab mal Quartier auf'm Rückzug gemacht, da saßen einige [Rumänen] im Haus, schön in der warmen Stube. Ich glaube, das war sogar 'n Oberst. Den habe ich raus geschucht. Der hat sich das gefallen lassen. Die hatten schon Angst, also das war schon – die Deutschen, das war... Respekt.“

Die Ausführungen Dietrichs verdeutlichen, dass die rumänischen Soldaten nicht als den deutschen Kämpfern gleichgestellt behandelt wurden. Das Vertrauen in sie hielt sich auf deutscher Seite in engen Grenzen.<sup>3012</sup> Trotz schlechterer Bedingungen in Bezug auf Ausrüstung und Versorgung, die von den Deutschen zwar zugesagt, aber nur in sehr geringem Maße geliefert worden war,<sup>3013</sup> legte die Wehrmachtsführung deutsche Maßstäbe an und erwartete, dass sich die Rumänen genauso kämpferisch zeigten wie sie selbst. Da die deutschen Versprechen jedoch nicht eingehalten wurden und sich die rumänischen Kommandeure zudem überwacht und häufig von deutschen Offizieren belehrt fühlten<sup>3014</sup>, blieben Friktionen, auch auf der Ebene einfacher Soldaten, nicht aus. Allgemein war das Verhältnis zwischen deutschen und rumänischen Soldaten wenig kameradschaftlich. Der Befehl der Heeresmission, ein „enges, gutes, kameradschaftliches Verhältnis“ zu den rumänischen Truppen und Stäben herzustellen und „abfällige Äußerungen“ gegenüber dem Verbündeten zu unterlassen, blieb weitgehend unbeachtet.<sup>3015</sup> Außerdem gelang es den Russen seit Oktober 1942 mittels geschickter Propaganda, die Haltung der rumänischen Verbände ihrem deutschen Bundesgenossen gegenüber negativ zu beeinflussen. Deutsche Gegenmaßnahmen und das Verbot, feindliche Sender abzuhören, blieben wirkungslos.<sup>3016</sup>

Dr. Bötcher war sogar überzeugt: „Die Rumänen hassten uns,“ und beschrieb, wie er die Verbündeten erlebte:

„Nein, [das war ein] ganz anderes System [als bei uns]. Die konnten sich freikaufen. Und die haben an die Russen vor der Gefangenschaft ihre Schuh' verkauft. Die liefen barfuß im Schnee rum, im Pelzmantel und Pelzmütze. Aber: bei der russischen Truppe waren ungeheuer viel [rumänische] Sträflinge, die aus 'm Gefängnis zur Armee gezwungen wurden. Die hatten ja gar kein Interesse dran. Die haben nachher, als man über die Wolga übersetzen konnte, die haben die

<sup>3012</sup> Vgl. Bernecker: *Generation*, S. 228: „... die Russen hatten mal wieder die schwache Stelle ausgemacht, um anzugreifen. Ähnlich schwache Punkte gab es gewöhnlich, wo rumänische oder ungarische Einheiten in Stellung lagen.“

<sup>3013</sup> Thalheimer, in: Schüddekopf: *Im Kessel*, S. 304, berichtete, dass er in Tatzinskaja rumänische Truppen zurückströmen sah, die nach dem Durchbruch der Russen in der Nacht zum 24. Dezember 1942 aus Richtung Stalingrad kommend geflohen waren. Ihm fiel auf: „... die hatten keine Chance, die waren viel zu schlecht bewaffnet.“

<sup>3014</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag Förster: *Entscheidungen der „Dreierpaktstaaten“*), S. 1051.

<sup>3015</sup> Kehrig, *Stalingrad*, S. 63.

<sup>3016</sup> Ebd.

Deutschen in die Wolga geschmissen, die Rumänen. Das haben die Russen gemerkt, die haben denn 'n paar Rumänen erschossen. *Die* haben sich schlecht benommen – die Russen *nicht*. ... Nein, sie kamen aus 'm Gefängnis. Denen hat man im Gefängnis gesagt: ‚Geh‘ zur Armee, und du bist frei!‘ Es ist eigenartig, die Rumänen hatten keine schweren Waffen. Als die [Russen] eingebrochen sind, mussten ja die deutschen Panzer, mussten hin zu denen. Und da sind sie stehen geblieben, hatten kein Benzin mehr und die Mäuse haben die Leitungen leer gefressen. Aber die Rumänen waren... *da* sind die Russen rein gekommen.“

Der Informant berichtete zunächst über eine Zeit, in der deutsche Stalingradkämpfer bereits in Gefangenschaft geraten waren und nun in Lager abtransportiert wurden. Offenbar haben sich die Rumänen für die hohen Verluste, die sie an der Seite der Wehrmacht erlitten, an den deutschen Soldaten gerächt, vielleicht auch an dem fehlenden Respekt ihnen gegenüber. Enorme personelle und materielle Verluste der Wehrmacht im Jahre 1941 und die für 1942 anvisierten operativen Ziele führten dazu, dass die deutsche Führung das militärische Potential ihrer Verbündeten stärker heranzog. Hitler drang dabei auch auf eine verstärkte Beteiligung Rumäniens am Sommerfeldzug 1942.<sup>3017</sup> Rumänien hatte bereits seit Beginn des „Unternehmens Barbarossa“ von allen Verbündeten das stärkste Kontingent gestellt.<sup>3018</sup> Der rumänische Diktator Antonescu, der vom deutschen Sieg über die Rote Armee fest überzeugt war, sagte massive Kräfte für die Ostfront zu. Besonders bei Stalingrad erlitten die Rumänen an der Seite der Deutschen höchste Verluste. Da die dort im November 1942 eingesetzten 3. und 4. rumänischen Armeen, die – im Vergleich zu den Deutschen – schlechter ausgerüstet, gepflegt und geführt wurden, dem Druck der russischen Truppen nicht standhalten konnten, wurden ihnen sowie der dort ebenfalls stationierten italienischen Armee die Schuld an der Einkesselung Stalingrads gegeben.<sup>3019</sup>

Es verhielt sich jedoch vielmehr so, dass die rumänischen Verbände ihre Frontabschnitte nur mit Hilfe der zugesagten deutschen Kräfte verteidigen konnten. Diese Kräfte wurden jedoch nicht zugeführt.<sup>3020</sup>

Zur Ausrüstung der Rumänen und zu seinen Erlebnissen mit diesen Verbündeten äußerte sich Landgraf so:

„Der Russe is durchjebrochen bei den Rumänen. ... Wir waren schon nicht gut ausgerüstet, aber *die* waren doch *noch* schwächer. ... Ich hatte in meinem Kampfstand drei Rumänen, 'ne Zeitlang; ich weiß nicht, zehn Tage oder was. Und zu der Zeit war noch einmal Kaltverpflegung, also Scheibe Brot. Die waren durch Verpflegungsbombe... Na, jedenfalls, ... auf jeder Schlafstätte wurde das hingelegt. Und das muss so geklappt haben, dat zwei oder drei Rumänen drinne waren, und

<sup>3017</sup> DRZW 4 (TB), (Beitrag: Förster: Entscheidungen), S. 1056.

<sup>3018</sup> Kehrig: Stalingrad, S. 45.

<sup>3019</sup> Eher harmlos wurde dies vom Befragten Bendixen (Pseudonym) ausgedrückt, der meinte: „So, und denn kam dieser Tag, als uns eröffnet wurde: Wir sind eingeschlossen. Der Russe ist am Don, hat den Kessel geschlossen, und zwar bei den Italienern und bei den Rumänen. Das war die weiche Stelle.“ Zit. n. Schröder: Alltag der Katastrophen, S. 173.

<sup>3020</sup> Kehrig: Stalingrad, S. 61.

unsere waren draußen. Wie die alle kamen: ‚Is denn noch keene Verpflegung da?‘ Ich sage: ‚Klar, liegt alles auf ’m Dings.‘ ‚Wo denn?‘ Dann anrufen, Melder, ich sage: ‚Hier, guck’ mal hin hier! Die Rumänen haben dat uffjefressen!‘ ... Dann is ein... is dat nu’ ’n Oberst oder was jewesen? Der kam dann mit dieser Reitpeitsche und hat ’ne halbe Stunde die Rumänen [geschlagen]. Und die können mächtig heulen – wie die Kinder! Wir alle und eener sagt[en]: ‚Der soll uffhör’n! Ich will jetzt auf meine Liege. Ich muss nachher wieder zum Posten!‘ Und was war der Endeffekt? Andere Nacht waren alle drei weg – mit Schneehemden. Und die haben’s geschafft. Vorne bei uns war vermint. Die müssen auch Glück jehabt haben – rüber nach ’n Russen! Und den Abend, da hat der mit Granatwerfer aber... Menschenskinder. Das kann so kurz vor Weihnachten gewesen sein. Na, war mit der Verpflegung knapp oder so. Na, gleich, wo es zu war, da war denn [knapp]. ... Wir haben die ganzen Pferde jeschlachtet, und die wurden alle, [im] Schulgebäude wurden alle dann also aufgehängt und Schinken... Aber die wurde als Reserve so lange [behalten], bis wa in Gefangenschaft kamen. Zu fressen haben wa nüscht jekriegt. Das Fleisch zum Kühlen war ja da, aber die haben ’s nicht ausgegeben, die Verpflegungsoffiziere von der Division. Die sind nachher, das Gebäude ist zusammengeschoßen, aber keiner hat’s zum Essen jekriegt.“

Bei Landgraf findet sich keine direkte Schuldzuweisung in Bezug auf die Rumänen. Dass die Russen aber dort einbrachen, hatte einerseits mit der Stärke des Angriffs zu tun, aber sicher auch mit der schon angesprochenen schlechten Ausrüstung und Ausbildung dieser Verbündeten, denen leichtfertige, aber nicht einzuhaltende Zusagen gemacht wurden.<sup>3021</sup> Angesprochen wurde vom Informanten ebenfalls die schlechte Führung der Rumänen. Kehrig wies bezüglich Herkunft und Erziehung auf die Heterogenität des Offizierskorps hin und stellte fest: „Verantwortungsbewusstsein und Fürsorge für die Truppe waren vielen rumänischen Offizieren fremd. ...“<sup>3022</sup> Im Herbst 1940 hatte man in Rumänien begonnen, ein Unteroffizierskorps nach deutschem Vorbild aufzubauen, jedoch fehlte zu Beginn des Russlandfeldzuges ein Bindeglied zwischen dem Offizier und dem einfachen Soldaten. Dies führte zu einer sozial und psychologisch tiefen Kluft zwischen ihnen, „die sich am auffälligsten bei der Truppenverpflegung zeigte.“<sup>3023</sup> Während es im Allgemeinen in der deutschen Verpflegung keinen Unterschied zwischen Offizieren und Mannschaftssoldaten gab oder geben sollte, wurde innerhalb der rumänischen Einheiten für die Offiziere wesentlich besseres Essen ausgegeben als für die einfachen Soldaten.<sup>3024</sup> Bei dem von Landgraf geschilderten Fall überrascht es nicht, dass die so gescholtenen, halb verhungerten und frierenden rumänischen Soldaten sich dazu entschlossen, zur Roten Armee überzulaufen - in der Annahme, dass eine Verschlechterung ihrer Situation kaum noch möglich war.<sup>3025</sup> Auch Johann Scheins erlebte eine solche Situation mit einigen seiner

<sup>3021</sup> Zur Ausrüstung der Rumänen, siehe ebd., S. 64.

<sup>3022</sup> Ebd., S. 62.

<sup>3023</sup> Ebd.

<sup>3024</sup> Röpke, in: Schüddekopf: Krieg, S. 92, bezeichnete das Essen, das die rumänischen Mannschaftsdienstgrade erhielten, als „Fraß“. Vgl. Kehrig: Stalingrad, S. 62.

<sup>3025</sup> Dies bezieht sich besonders auf die Einkesselung in Stalingrad. Neben den sonstigen Mängeln, fehlte es den Rumänen auch an geeignetem, winterauglichem Schuhwerk. Vogt (Dr. Bötcher) beschrieb: „Im Winter sind sie barfuß gelaufen. Und dann hieß es bei denen:

Kameraden, als er sich innerhalb des Stalingrader Kessels in einem Keller aufwärmen wollte, in dem nur Rumänen lagen, die sich den Russen ergeben wollten. Nachdem die Deutschen dort nicht bleiben wollten und den Keller verlassen hatten, stellten sie fest, dass „der Rumäne ... uns noch beklaut [hatte], Brot und 'ne Armbanduhr.“<sup>3026</sup>

Zur Soldatenführung der Rumänen äußerte sich auch der Befragte Theisinger:

„Die Rumänen hatten ja nun drei verschiedene Küchen: eine für die Mannschaften, für die Unteroffiziere und die Offiziere. Ich saß (?) mit so vielen (?) in Taganrog, da immer auf dem Friedhof (?), und da schlug auch so 'n Unteroffizier einen Mannschafts[soldaten]. Da bin ich noch dagegen und sage: ‚Sind Sie verrückt? Sie können doch den Mann nicht schlagen!‘ Aber das waren auch wie Menschen zweiter Klasse, also innerhalb von diesen Rumänen.“

Schläge der eigenen Soldaten waren offenbar bei diesem Verbündeten an der Tagesordnung, wie auch Landgrafs Bericht verdeutlichte. Der Befragte sprach jedoch auch die Missstände bei den Deutschen in puncto Versorgung an. So wurden, seinen Angaben zufolge, im Stalingrader Kessel Fleischbestände angelegt, die zu keiner Zeit an die deutschen Soldaten ausgegeben worden sind. Landgraf berichtete von einer einzigen Scheibe Brot an Tagesration, die aus einer der selten offen zur Verteilung gelangten, aus der Luft abgeworfenen Verpflegungsbomben stammte. Ansonsten gab es in vielen Einheiten im Stalingrader Kessel überhaupt keine Lebensmittelzuteilung mehr, wie auch Schlotmann im Gespräch erklärte. Es ist jedoch schwer vorstellbar, dass die hungernden deutschen Soldaten von irgendwo lagerndem Fleisch wussten, ohne dass sie sich dessen bemächtigt hätten. Dr. Bötcher berichtete, dass sich einige Landser aus Härteöl „Bonbons“ gemacht hätten, andere schnitten sich aus steif gefrorenen Pferdekadavern Fleischstücke heraus, während die Rumänen angefangen hätten, Leichenteile zu essen. Auch auf deutscher Seite sei dies vorgekommen, so Bötcher. Im Abschn. 5.6 war die Rede davon, dass Wehrmachtsangehörige Feldwebel oder Offiziere, die ihre Verpflegungslager nicht freigeben wollten, kurzerhand beiseite schoben, mit der Waffe bedroht und in Einzelfällen sogar erschossen hätten. Wären im Stalingrader Kessel, wo die Not unbeschreiblich war, Lebensmittelbestände gewesen, von denen die Landser wussten, hätte es für diese sicherlich – trotz verhängter Verbote - kein Halten gegeben. Sollte es sich tatsächlich so zugetragen haben, wie Landgraf erklärte, wäre es umso unverständlicher, dass trotz der sich abzeichnenden Niederlage in Stalingrad, deutsche Verpflegungsoffiziere sich nach wie vor weigerten, die Bestände für die bereits an Hunger sterbende Truppe freizugeben.

Schütte antwortete auf die Frage, ob er Rumänen als Kämpfer erlebt hat:

„Ja, also gekämpft - in der Form nicht, denn ich bin ja in dieser Nacht da in Tagul Frumus verwundet worden. Aber links neben uns, direkt im Anschluss, war ja 'ne rumänische Einheit. Und wie ich später gehört hab, ... hat der Russe das ja alles

---

Na ja, das sind zum Teil Zigeuner, die sind das gewöhnt.“ Schüddekopf: Kessel, S. 255.

<sup>3026</sup> Scheins, in: ebd., S. 205.

vorher auch mit Spähtruppen ausfindig gemacht oder durch Überläufer. Die Rumänen sind ja massenweise übergelaufen, dass er genau an der Stelle angegriffen hat, weil er gewusst hat: Hier komm' ich am leichtesten durch.“

Schweitzer schilderte seine Erfahrungen mit den rumänischen Verbündeten ähnlich:

„Mein Eindruck war der, dass die rumänische Infanterie, ja, die hatten keinen Einsatzwillen, ja?! Auf der Krim war eine Division, das war eine Gebirgsdivision, eine rumänische, und die galt als eine Elitedivision. Da bin ich aber gar nicht so sehr zusammen in Kontakt gekommen. Da waren wir immer bei deutschen Truppen unterstellt. Ich hab sie wohl gesehen in diesem Dorf Bortschokrak, von dem ich sprach, [da] lagen Rumänen beispielsweise. Aber mit Rumänen zusammengekommen bin ich nachher viel mehr unten am Kaukasus, auch bei Kertsch. ... Und die hielten einfach nicht. Wie die Panzer kamen, liefen die, ja? Die Rumänen hatten auch zwischen ihren Offizieren und den Mannschaften ein schlechtes Verhältnis. Sie wurden schlecht geführt. Sie hatten ein unterschiedliches Essen. Die rumänischen Offiziere waren Herren, waren untereinander sehr höflich und freundlich, auch zu deutschen Offizieren ausgesprochen zuvorkommend, aber zu ihren Mannschaften sehr barsch und, wie gesagt, unterschieden sich in Unterkünften, nicht wahr, wenn sie irgendwo waren, und Essen, und so weiter. Wir hatten das gleiche Essen. Das war alles das gleiche. Da gabs keine Unterschiede, nein. Das kann ich ein bisschen noch so unterstreichen... Oder das würd' ich vielleicht sagen: die rumänische Artillerie, die war, das haben wir immer den Eindruck gehabt, gut. Sie hatten gute Geschütze, das waren keine deutschen Geschütze, glaub' ich. Ich glaube, dass es französische waren oder tschechische. Sie hatten gute Geschütze und sie hatten auch gut ausgebildete Offiziere, die das Feuer leiteten. Die rumänische Artillerie war sehr gut - die Infanterie nicht so besonders.“

Auch Koschorrek erlebte, dass es zu Feindeinbrüchen innerhalb der rumänischen Stellungen kam, die die deutschen Truppen dann wieder unter großen Verlusten zu bereinigen hatten. Auch die Offiziere und deren Auftreten gegenüber Untergebenen empörten ihn, wie nachfolgend deutlich wird:

„... Unsere Abteilung wurde nach einem Feindeinbruch in die rumänischen Stellungen zu einem Gegenstoß eingesetzt. ... Der blutige Tribut, den wir für die Wiedererlangung der rumänischen Frontlinie zahlten, war erheblich. ... Wir wundern uns, dass die rumänischen Offiziere wie die Salonsoldaten geschmiegelt und gebügelt in ihre Stellungen einziehen. Als ich Gelegenheit habe, mich mit einem rumänischen Soldaten zu unterhalten, der aus dem Banat stammt und gut deutsch spricht, erfahre ich, dass ihre Offiziere oft des Nachts nach Jassy fahren, um sich mit Weibern zu amüsieren. Wir sehen in diesem undisziplinierten Verhalten mit einem Grund, warum die Rumänen bei jedem stärkeren Feindeinangriff ihre Gräben verlassen und stiftend gehen. Überhaupt müssen in ihrer Armee zwischen Offizieren und Mannschaften unbegreifliche Verhältnisse herrschen, die schon mehr an Sklavenhalterei und Leibeigenschaft erinnern. Wie oft schon habe ich beobachtet, dass Offiziere einfache Soldaten mit ihren Reitpeitschen schlugen oder mit Fußtritten traktierten. Ähnliches habe ich allerdings auch schon einmal bei den Ungarn erlebt. Einmal, als wir vor Jassy neben den Rumänen lagen, hörten wir nachts die Orgien der Offiziere hinter den Stellungen bis in die Gräben hinein. Als wir aus Jux, aber auch aus Ärger, einige Leuchtkugeln hochjagten und mit den Gewehren und ein paar Handgranaten Rabatz machten, rasten sie stinkbesoffen und noch halb angezogen zu ihren Stellungen, und wir lachten uns halbtot.“<sup>3027</sup>

<sup>3027</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 367f. (Tagebucheinträge 1. – 6.4. und 15.4.1943).



Von Golder selbst beschriftetes Foto, auf dem er selbst als Größter zu sehen ist (ohne Uniformjacke, hinten Mitte). Dazwischen die ungarischen Soldaten, ebenfalls in Wehrmachtuniform, die als Verbündete die Deutschen im Osten im Kampf unterstützen sollten. Foto: Hans Golder, PrArlW

Der Befragte Schweizer berichtete ebenfalls von einem Fall, in dem er die krasse Unterscheidung zwischen Mannschaften und Offizieren bei einer Begegnung zwischen einem rumänischen Offizier und einem Feldwebel der Wehrmacht erlebte:

„Ich habe einmal dort unten, nachher im Kaukasus, das war einer meiner ersten VB-Einsätze als Schießender, wo ich also nicht der Funker war, sondern, wo ich das Feuer leiten sollte. War ich auch noch ein Fahnenjunkerunteroffizier. Und da wurde ich zu einem deutschen Bataillon geschickt, ... welches sozusagen der Stoßkeil sein sollte zwischen rumänischen Truppen. Und das klappte nicht, weil die Rumänen über das Flussufer nicht überkamen. Das war der Bagan, breites Flussbett, mit einem nur geringen Wassergerinnsel dazwischen, aber viel Kiesbetten mit einzelnen Baumgruppen dazwischen und dann Steiufer an beiden Seiten. Wir hatten das andere Ufer erreicht und waren auch rauf gekommen und saßen dort, aber die Rumänen hingen hinterher, rechts zurück, und so kriegten wir aus der Flanke Feuer und das konnte also so nicht stehen bleiben. Und da mussten wir irgendwas machen. Dann schickte mich der deutsche Bataillonskommandeur zurück und gab mir einen... befahl einen Stoßtrupp von sich, einen Feldwebel mit ungefähr 30 Mann oder was, der war im Dienstrang höher als ich, ich war ja nur Fahnenjunker, war noch kein Fähnrich, und sagte bloß: ‚Versuchen Sie, zu dem rumänischen Regiment hinzukommen, was rechts von uns hängt und bewegen sie die, dass die nachkommen!‘ Und da sind wir auch hin und haben die auch gefunden. Die saßen also noch ziemlich zurück, in dem Bachbett, in so 'ner Buschgruppe da, der rumänische Oberst, und konnte nicht und so. Dann haben wir ihm aber erzählt, was wir alles machen konnten. Und da haben wir auch geblendet, zum Beispiel. Da haben wir also erst mit Sprenggranaten geschossen und dann, im letzten Moment, haben wir 'ne Nebelwand hingelegt und dann rein, ja?! Und so, das klappte also gut. Und da hat dieser rumänische Offizier mich als einen Offiziersanwärter schon wie einen Offizier behandelt - den Feldwebel nicht, aber mich wohl. Und das war so ganz typisch. Deswegen erzähl' ich das jetzt, weil man da merkte, das war also ... da war ich ihm, wenn ich auch ein ganz kleiner Springer war, war ich ihm gleich, aber mit Mannschaften gibt er sich nicht so ab. So – und also Kontakte waren, wenn sie bestanden, immer sehr, sehr freundschaftlich und

so. Aber im Ernstfalle konnte man auf die Rumänen nicht so allzu viel geben.“

Wenn es dieselbe Ebene betraf, besonders Offiziere untereinander, so begegneten sich deutsche und rumänische Soldaten „freundschaftlich“, so Schweitzer. Untergebene wurden bei den Rumänen jedoch wie Sklaven behandelt, und es herrschte eine strenge Hierarchie. Auffällig ist anhand Schweitzers Ausführungen jedoch, dass auch deutsche Mannschaftsdienstgrade von rumänischen Offizieren mit großer Herablassung und Ignoranz behandelt wurden. Der Informant führte noch ein anderes Beispiel an, als Deutsche und Rumänen in der Nähe von Kertsch, bei Arabat, Seite an Seite kämpften, und die Wehrmachtssoldaten mit ihren Zugmaschinen zum Munitionieren gefahren waren. Dies nutzten die Russen zu einem Angriff. Schweitzer beobachtete: „Die rumänische Infanterie hielt nicht, vorne. Die liefen weg.“

An ein besonders makabres Beispiel in Bezug auf die Rumänen erinnerte sich jedoch der Stalingradüberlebende Max Eisner. Nachdem der Kessel von den Deutschen immer weiter nach Osten auf Stalingrad zurückgenommen worden war, mussten die deutschen Soldaten ihre Stellungen aufgeben. Auch die Rumänen erhielten den Befehl: „Alles aufgeben, alles verbrennen, was zu verbrennen war und fertig machen zum Rückzug gen Osten!“ so Herr Eisner. Er erzählte, dass einige hungernde Rumänen am „Tag meines Jeburtstages - 15. Januar 1918, und das war 15. Januar 1943“, in einem Bunker im Stalingrader Kessel seinen Schäferhund geschlachtet hatten, als er von der Suche nach vermissten Kameraden zurück in die Unterkunft kam. Obwohl er seinen Worten zufolge, „wirklich Knast“ hatte, habe er von dem gebratenen Fleisch nichts essen können.

Bereits im Januar 1942 gelangte der deutsche Generalmajor Hauffe in einem Erfahrungsbericht über den Einsatz des rumänischen Heeres zu dem Urteil, dass ‚die Versorgung der an sich anspruchlosen Truppe‘ versagt habe. Diese Tatsache sei als Grund für viele ‚unerlaubte Requisitionen‘ anzusehen.<sup>3028</sup>

Kehrig schließt sich dem Urteil Hauffes an, wenn er feststellt: „Der rumänische Soldat entstammte in der Regel dem Bauernstand und war gutmütig, ausdauernd und anspruchslos.“<sup>3029</sup> Die katastrophale Versorgungslage, in der sich alle eingeschlossenen deutschen und verbündeten Truppen befand, schrieb jedoch andere Gesetze, wie Eisner und zuvor auch bereits Landgraf anhand des Verhaltens rumänischer Soldaten schilderten. Bis Mitte Januar 1943 hatten viele Einheiten schon seit Wochen kaum noch oder gar keine Verpflegung mehr erhalten. Skrupel im Hinblick auf das Abschlachten von Pferden und auch Hunden gab es nicht mehr. Eisner als „Besitzer“ des Tieres, sah das verständlicherweise, trotz ebensolchen Hungers, anders als die

<sup>3028</sup> Förster: Entscheidungen, S. 1054.

<sup>3029</sup> Kehrig: Stalingrad, S. 62.

rumänischen Soldaten.

Keiner der für diese Arbeit Befragten war auf die Rumänen gut zu sprechen. Gottschalk hatte auf diese Verbündeten noch im Interview große Wut, weil er, wie er sagte, im Herbst 1942 mit seiner Einheit in Marsch gesetzt wurde, um die „Scheiß-Rumänen aus dem Loch rauszuholen ..., weil die Russen die Rumänen ja fertig gemacht hatten dort.“ Er schloss weitere Erfahrungen mit den Rumänen an:

„Ja, ich seh' hier gerade rumänische 3. Armee und, ja, und wir haben die Rumänen aus Uschjakow befreit bzw. die Schweinepriester haben ja dort kapituliert. Und dann wurden wir eben reingeschmissen im November/Dezember [1942]. ... Wir ... haben die Rumänen und die Italiener dort ersetzt. Als wir wegen den Rumänen dahingejagt wurden, auf Deutsch gesagt, in Eilmärschen, da kamen wir ja eben bis nach Uschjakow, ... wo der Don-Bogen ... hier isses ... hier is Don, hier macht es den Bogen, und hier lagen wir. Donfront, hier steht's ja auch, Millerowo. Na, is egal, auf jeden Fall, als wir dahinmarschierten, da sind wir, wie gesagt, auch über riesige Felder marschiert und Schnee, Schnee. Auf einmal geht der eine Soldat weg, guckt, scharrt 'n Schnee weg: 'n Rumäne drin. Da haben sich die Rumänen einschneien lassen. Wissen Se, was das is? Die lagen in Löchern und oben war die Schneedecke dicht. Dann hatten sie irgendwie mit Feuer, ab und zu kam 'ne kleene ... 'n bisschen Rauch raus. Und das ganze Feld ... also wer das dann nicht mitgekriegt hat, der hat gar nicht gemerkt, dass da Menschen drinstecken. So haben die Rumänen gearbeitet! Und wir sind im Galopp über die drüber weg, bis nach Uschjakow. Und dort kamen wir hin, und da haben wir die russische Feldküche beim Kochen überrascht. Die waren noch beim Brutzeln, da waren die Deutschen schon da. Weil die Rumänen dort kapituliert haben. Und da war die Front offen. Das war im Dezember '42. Am 20. sind wir ja wieder rausgeflogen, nicht, da haben sie uns ja rausgefeuert. Wir sind so am 10./12. Dezember sind wir dort reingekommen in dieses Dorf. Und da haben wir die Russen noch beim Kochen erwischt. ... Und in der Zeit, wo wir die zehn Tage vielleicht dadrinlagen in Uschjakow, da gab unser Kommandeur [den] Befehl, also die toten Rumänen einzusammeln bzw. zu veranlassen, dass die beerdigt werden. Ich kann Ihnen sagen, das waren Kerle, ich bin ja nun auch schon groß, wie gesagt, [aber das waren] zwei Meter lange Riesen, große Menschen. Steif gefroren. Und ich bin auch selber dabei gewesen, mussten wir die Zivilisten aus den Häusern holen, aber mit MP. Die waren auf uns nicht gut zu sprechen. Die Weiber, die haben uns angeguckt, am liebsten hätten sie uns aufgefressen. Ja, also, den Eindruck dort hab ich... Tag und Nacht, dacht' ich: ‚Hier ist nichts zu machen.‘ Na, da haben wir dann die Frauen rausgeholt, immer zwei, drei Mann [von uns] in so 'n Haus rein, alles, was drin war, raus. Dann haben sie 'n Spaten in die Hand gedrückt gekriegt oder mussten sich selber 'ne Picke oder was mitbringen, war ja gefroren. Und dann haben die Frauen Gräber gemacht. Und wir standen mit der MP daneben und haben aufgepasst. Wissen Se, was ich dort gesehen hab? Da hatten se dann so 'n Loch fertig, ham se 'n Rumänen reingelegt. Jetzt war der Kopf noch 'n Ende hinten raus. Oder die Beine. Die Löcher [waren] zu klein. Wissen Sie, was die gemacht haben? Mit drei Mädchen sind sie auf die Toten drauf, so lange gehopst, bis se unten waren (sehr bewegt). Und da hab ich für mich gedacht: ‚Na, wenn du hier... wenn du hier unterkommst, dann [gibt's] keine Rettung.‘ Und bei dieser Tat haben die Frauen, ich sage Ihnen, die Augen blitzten wie Feuer, konnte man merken. Also, wenn sie könnten, würden sie die umbringen, die Deutschen. ... Uns - natürlich. ... Ja, also [was die genau dachten], das kann ich auch nicht sagen, aber auf jeden Fall war das 'ne ganz schlimme Aktion.“

Gottschalk packte nicht nur Wut auf die Rumänen, sondern, wie in der vorstehenden Ausführung deutlich wurde, verachtete er diese Verbündeten sogar. Dennoch erlebte er die „Beerdigung“ der rumänischen Soldaten durch ukrainische Frauen als Furcht er-

regendes und grauenvolles Erlebnis. Auch im Westen kam es vor, dass sich die Einheimischen weigerten, fremde Soldaten zu beerdigen. In Abschn. 4.6 wurde beispielsweise deutlich, dass Franzosen den von deutschen Soldaten gefundenen und bereits halb verwesenen Leichnam eines kanadischen Offiziers zunächst nicht begraben wollten. Andererseits kam es ebenfalls in der Normandie vor, wie Arp in Abschn. 4.6 berichtete, dass ein toter englischer Marinesoldat, der im Februar/März 1944 an der Küste der Normandie angeschwemmt worden war, bei dem es sich immerhin um einen „Feind“ handelte, von den Deutschen mit militärischen Ehren beigesetzt wurde. In der Ukraine kam hinzu, dass es sich angesichts der Witterung im Dezember um eine schwere Arbeit bei Eis und Schnee handelte. Keine der Frauen hatte ein Interesse daran, den hart gefrorenen Boden mühsam aufzugraben und ihnen unbekannte Tote zu bestatten. Zu fragen ist in diesem und anderen Fällen, warum die deutschen Soldaten ihnen nicht dabei geholfen oder zuvor ein Bestattungskommando zusammengestellt haben. Auch bestand die Möglichkeit der überirdischen Bestattung, wie Becker es anhand eines Fotos verdeutlichte (s. Abschn. 5.10).

Während die Meinung der Zeitzeugen in Bezug auf die russischen Ostvölker heterogen ist, findet sich, ähnlich wie gegenüber den Rumänen, in Bezug auf *italienische* Soldaten auch eine größtenteils geringschätzige Einstellung. Auf die Frage an den ehemaligen deutschen Afrika- und Italienkämpfer, Heiner Neumann, ob er in Tunesien auch Seite an Seite mit Italienern gekämpft habe, und wie seine Einstellung zu diesen Verbündeten sei, antwortete er:

„Oh, da darf ich nicht gefragt werden! Wir sahen mal in Palermo eine Wochenschau. Und da liefen italienische Bersaglieri<sup>3030</sup> mit den Hahnenfedern [auf dem Kopf], und die Italiener riefen alle: ‚Avanti! Avanti! Avanti!‘ Und wir riefen: ‚Ritorno! Ritorno! Ritorno!‘ ‚Tedesco Corsluti<sup>3031</sup>!‘ Ihr deutschen Teufel! Die waren also furchtbar ängstlich teilweise. ... Also, wir hatten da einen Soltoteniente als Verbindungsmann in Paccoco. Und dann wurde der Flugplatz bombardiert – direkt neben unserm Haus. Und denn kam der an und sagte: ‚O Camerado Neumann! Bombardemento! Bombardemento! Bombardemento!‘ Der war also vollkommen ‚weg!‘“

Respektvoll ergänzte Herr Neumann aber: „[In Afrika], da haben sie sich ganz – die Bersaglieri – sehr ordentlich geschlagen. Das waren die alten Truppen.“ Wie bei den Russen und Rumänen auch, scheinen die Italiener auf eine ausgeprägte Hierarchie innerhalb ihrer Truppe Wert gelegt zu haben, die sich u. a. in einer unterschiedlichen Verpflegung ausdrückte. „Das gab’s ja bei uns nicht. Da isst Offizier wie Mann aus der gleichen Feldküche ... Es durfte keiner was extra haben,“ kommentierte Neumann die deutschen Frontgepflogenheiten. Von den italienischen Verhältnissen berichtete er:

<sup>3030</sup> Bersaglieri = Infanterietruppen des italienischen Heeres.

<sup>3031</sup> Korrekt müsste dies auf Italienisch „Tedeschi cornuti“ heißen. Das Wort „cornuti“ bedeutet auch „Dreckskerl“, wird jedoch auch in Zusammenhang mit einem betrogenen Ehemann („gehört“) verwendet und ist eine sehr grobe Beleidigung.

„Erst wurden die Offiziere ... gepflegt, dann die Unteroffiziere, dann die Mannschaften!“ In puncto Lebensmittel brachten es die Italiener in den Augen der Wehrmachtsangehörigen aber auch sonst nicht zu großem Ruhm. An die Versorgung und Verpflegung im Afrikafeldzug, als deutsche Einheiten, aufgrund eigener Knappheit, auf italienische „Kost“ zurückgreifen mussten, hatte Herr Neumann keine gute Erinnerung:

„Wasser haben wir immer gehabt. Dafür wurde gesorgt. Verpflegung war manchmal knapp. Da gab es also italienische ... Dosen mit Rindfleisch, da stand ‚A. M.‘ drauf: ‚Alimentario militare‘. Und wir sagten dazu: ‚Angeschwemmter Matrose‘, weil das so ’n schlunziger Kram war (lacht). Und denn gabs den Tubenkäse.“<sup>3032</sup>

Die Italiener waren ebenso mit den Deutschen verbündet wie die Rumänen, aber von den Italienern ist ein unkameradschaftliches Verhalten gegenüber den Deutschen, wie dies von den Rumänen berichtet wurde, nicht bekannt. Allerdings schrieb die damalige DRK-Schwester Elfriede Schade-Bartkowiak, die in einem deutschen Lazarett an der Ostfront arbeitete, in einem Tagebucheintrag vom 15.01.1943:

„Einige, die aus einem italienischen Feldlazarett kommen, erzählen Schauermärchen von den dortigen Zuständen. Vor allem, dass für den einfachen Soldaten fast nichts, für die Offiziere aber alles getan werde.“<sup>3033</sup>

Aufgrund des Eindrucks, dass „die Stimmung zwischen den Waffenbrüdern der ‚Achse‘ mehr als schlecht“ sei, ergriff Schade-Bartkowiak im Lazarett bestimmte Maßnahmen: „Ich habe mir angewöhnt, die Italiener möglichst abgesondert zu legen, um Reibereien zu vermeiden“<sup>3034</sup>.

Von der Bekleidungssituation der Italiener wusste der Befragte Neumann zu berichten: „Die hatten ja auch nüscht anzuziehen. Wenn die neue Stiefel kriegten, gingen se erst mal hin und ‚verklappten‘ die.“

Kurt Rescher stellte in Italien im Sommer 1944 auch eine andere Arbeitsmoral der Italiener fest:

„Meinen italienischen Unteroffizier habe ich neulich mal mit auf Streife genommen, damit er wenigstens was macht. Ihm ist es schon zu viel, dass er früh um 6 mit aufstehen soll – um 7 ist er noch nicht fertig mit Toilette machen! Während der Dienstzeit geht er mit einem Roman unterm Arm spazieren. Das ist so üblich bei unseren Bundesgenossen, da kann man nichts machen.“<sup>3035</sup>

In einem Brief vom 16. Juli 1944 schrieb Rescher:

„Meinen ‚treuen‘ Mitarbeiter, den italienischen Unteroffizier bin ich los – er ist versetzt. Am letzten Vormittag habe ich ihn mal ein bisschen zur Arbeit eingespannt und ihm eine Schaufel in die Hand gedrückt, da war er so fertig, dass er mittags

<sup>3032</sup> Bei der „alimento militare“, in Initialien mit AM auf den Dosen gekennzeichnet, handelte es sich um eine „wenig schmackhafte, sehr trockene italienische Rindfleischkonserve mit erheblicher Knorpelbeimischung.“ Nachdem Thunfisch, Käse und Schweinefleisch ausblieben, musste die Wehrmacht auf die *alimento militare* des italienischen Verbündeten zurückgreifen, die „im Soldatenjargon manche verspöttelnde Auslegung“ erfuhr, wie sie auch in Neumanns vorstehenden Ausführungen anklingt. Valentin: Ärzte im Wüstenkrieg., S. 66.

<sup>3033</sup> Schade-Bartkowiak: Sag’ mir, wo die Blumen sind, S. 72.

<sup>3034</sup> Ebd.

<sup>3035</sup> Rescher: Heimat!, FpBf Rescher v. 12.7.1944 an seine Frau, S. 160.

durchgeschlafen und kein Essen angerührt hat! Und sonst schaffte er zwei Kochgeschirre!<sup>3036</sup>

Angesprochen auf italienische Truppen, die Seite an Seite mit deutschen Soldaten in der Heeresgruppe Süd in Russland kämpften, schimpfte auch Herr Gottschalk: „Hör'n Se auf mit den Italienern! ... Da könnt ich jetzt noch aus der Hose rutschen!“ Näher begründete er diese negative Haltung gegenüber den Italienern nicht. Der Zeitzeuge ließ aber durchblicken, dass die Deutschen nach dem russischen Angriff, der zum Stalingrader Kessel führte, die Lücke für die Italiener und Rumänen schließen mussten und bezeichnet die Italiener als „Itaker“, die er als „ganz große Pfeifen“ erlebte, „durch ihr Verhalten“, und weil ihnen „viele egal“ gewesen sei. Beide Verbündete wurden aufgrund mangelnder Kampfmoral für den Durchbruch der Roten Armee bei Stalingrad verantwortlich gemacht.

Müller vertrat, ohne die Italiener als Kämpfer erlebt zu haben, ihnen gegenüber eine ähnliche Haltung:

„Also das [mit der Niederlage in Afrika] haben wir im Sommer, vielleicht das erste Mal im Juli '43, da lagen wir bei Isjum, als diese Mussolini-Geschichte war, in dieser Zeit, da kamen vielleicht mal so Gedanken: ‚Naja, die verdammten Italiener! Da haben wir gesagt: ‚Mensch, auf die ist sowieso kein Verlass!‘ Das [mit den Rumänen] ist [noch] ein Kapitel für sich, was ich da erlebt habe.“

Die von Müller erwähnten Erlebnisse mit den Rumänen kamen jedoch im Laufe des Interviews nicht mehr zu Sprache. Allgemein wurde in der damaligen Zeit den verbündeten Südländern die Schuld für Niederlagen zugewiesen: „Viele Soldaten machen die Italiener für den Durchbruch der Russen im Süden verantwortlich. Auch bei den Rumänen gäbe es Schwachstellen ...<sup>3037</sup>“

Esser, der Mitte Februar 1943 mit der Panzerdivision Leibstandarte SS Adolf Hitler in Charkov ausgeladen worden ist, schrieb am 16.2., am 21.02. und am 4.3.1943 in Feldpostbriefen an seinen Vater:

„Die große Stadt, in der wir ausgeladen wurden, war schon schwer bedroht. Die Italiener zogen sich gerade zurück. Unserer Wehrmacht ging es nicht besser. Die Russen waren im Vorgehen. Da kamen wir. Schon ein paar Tage später befanden wir uns im Kampf<sup>3038</sup>. ... Unsere mehr oder weniger tapferen [italienischen] Verbündeten ließen sich ins Bockshorn jagen und nahmen Reißaus<sup>3039</sup>. ... Unsere Verbündeten und Teile des Heeres ließen sich natürlich ins Bockshorn jagen, und die Katastrophe war da!<sup>3040</sup>“

Jedoch hatten deutsche Soldaten anscheinend für die ärmlicheren Rumänen etwas mehr Verständnis, wie Schade-Bartkowiak bei einem Vergleich mit italienischen Soldaten in ihrem Tagebuch notierte:

<sup>3036</sup> Ebd., FpBf Rescher v. 16.7.1944, S. 165.

<sup>3037</sup> Schade-Bartkowiak: Sag' mir, wo die Blumen sind, S. 72.

<sup>3038</sup> Brief Esser, 16.2.1943 (PrArIW).

<sup>3039</sup> Brief Esser, 21.2.1943 (PrArIW).

<sup>3040</sup> Brief Esser, 4.3.1943 (PrArIW).

„... Während die Italiener als ‚Salonsoldaten‘ verschrien sind, arrogant und schlapp, gelten die Rumänen als ‚arme Schweine‘, die, dürftig ernährt und miserabel ausgerüstet, nicht anders können. Auch bei ihnen erfuhren die Offiziere eine Sonderbehandlung.“<sup>3041</sup>

Der Befragte Dietrich erhärtete den Eindruck, dass die Italiener bemüht waren, es sich auch im Krieg gut gehen zu lassen:

„Ja, und die Italiener, die haben in Woroschinograd, da sind wir noch hin, die hatten nur Weinfässer hinten auf ihren Fahrzeugen. ... Die Italiener, die waren gut ausgerüstet, so mit der Verpflegung. Die haben immer nur Wein [geladen]. Da sind wir hin, nicht wahr, und haben uns ein Kochgeschirr voll Wein haben wir dann geholt. Ja, an und für sich haben wir da nichts gehabt.“

Theisinger, der Italiener, Russen, Rumänen und Ungarn innerhalb der Wehrmacht erlebte, erinnerte sich daran, dass besonders die Italiener von den Deutschen nicht als gleichwertige Partner akzeptiert wurden und belegte anhand eines Beispiels mit der Einleitung: „Da gab’s auch ’n Lied zu der Zeit“, wie sich Wehrmachtsangehörige über die Verbündeten aus dem Süden lustig machten:

*„Mia san’ sich arme Italiano,  
mia spielen auf das Piano,  
mia handeln mit diese Figure’, Uhre’, Senure (?) (lacht).  
Ich glaube, mein Herz, das ist kranke,  
verwirrt sein meine Gedanke’,  
ich möcht’ daheimio, ich möchte heim.“*

Theisinger erklärte: „So war der von den deutschen Soldaten - der Italiener - eigentlich verspottet, weil er nicht den Kampfgeist hatte wie ein Deutscher.“ Aber auch auf die Armut der Italiener, deren schlechtere Ausrüstung und Verpflegung spielte das Lied an und bestätigte die Aussagen Neumanns, dass diese Verbündeten versuchten, sich mit Handel und Verkäufen ein kleines Zubrot zu verdienen.

Die Forschung kommt zu dem Ergebnis, dass die Italiener allgemein eine der deutschen Mentalität, die stark militaristisch geprägt war, entgegenstehende Haltung hatten, wie auch italienischen Feldpostbriefen zu entnehmen ist. Eine Kriegsbejahung war nicht vorhanden, stattdessen trat aus dem Geschriebenen eine z. T. offene Ablehnung des Krieges mit feindseligen Äußerungen gegen den italienischen Staat und seine Streitkräfte zutage.<sup>3042</sup> Diese Grundeinstellung mag erklären, warum die Italiener sich nicht besonders für den Krieg anstrebten, weder für ihre eigenen noch für Ziele unter deutschem Kommando. Das wiederum hatte die Folge, dass, wie Becker in einem Telefonat im Januar 2014 äußerte, die Deutschen „kein Vertrauen zu den südländischen Armeen hatten und keine guten Erfahrungen mit ihnen machten.“

<sup>3041</sup> Ebd.

<sup>3042</sup> della Volpe: „Werden wir es jemals schaffen, nach Italien heimzukehren?“, S.113 – 134.

*Zusammenfassung:*

Zu bedenken ist, dass rumänische, italienische und andere Verbündete sowie die in den „Osttruppen“ zusammen gefassten Ost völkischen, v. a. russische Verbände, nur sehr bedingt oder überhaupt nicht bereit waren, sich für die deutschen Kriegsziele zu engagieren. Dies gilt vor allem für die Zeit, als Deutschland militärische Einbußen hinnehmen musste und sich Niederlagen an allen Fronten abzuzeichnen begannen.

HIWIS, die für Deutsche frontnahen Dienst versahen, wurden von diesen einigermaßen gut behandelt und auch im Rahmen der eigenen Möglichkeiten mitverpflegt. Diese waren dafür bereit, sich für Wehrmachtssoldaten einzusetzen und im Falle auftretender Knappheit, bei ihren Landsleuten auch Lebensmittel zu „organisieren“.

Viele der für diese Arbeit Befragten gaben an, die sowjetischen HIWIS an der Ostfront als gute Kameraden erlebt zu haben, die die deutschen Truppen nach Kräften unterstützten. Trotzdem kam es häufiger vor, dass die Hilfswilligen für besonders gefährliche Arbeiten eingesetzt und damit geringschätzig behandelt wurden. Auch ein gewisses Misstrauen ihnen gegenüber blieb bei einem Großteil der Wehrmachtsangehörigen erhalten. Es ist jedoch fast erstaunlich, dass es, trotz des ausgeprägten Feindbildes, der erbitterten Kämpfe und der ideologischen Gegensätze möglich war, dass so viele sowjetische Gefangene an der Front und auch im Westen (4.3) in den deutschen Reihen eingesetzt wurden. In Bezug auf die Rotarmisten wird von Gutwilligkeit und Genügsamkeit berichtet. Angesichts der kargen Bedingungen, die sie als Soldaten gewohnt waren, aber auch der nicht vorhandenen Alternativen, erklärt sich zu einem Teil die Anpassung dieser Gefangenen. Dort, wo sie von deutschen Offizieren gut geführt und von Wehrmachtsangehörigen gut verpflegt und behandelt wurden, ist auch eine darüber hinausgehende Bereitschaft zum Einsatz für deutsche Kameraden festzustellen. In diesem Fall waren die HIWIS bereit, für deutsche Truppen zu „organisieren“, in Kämpfen deren Leben zu retten und sich im Dienst zu bewähren.

Kriegsgefangene Rotarmisten die in deutschen Diensten standen, wie die Wlassow-Division, galten als diszipliniert. Dies hing wohl auch damit zusammen, dass sie Angst hatten, in die deutschen Kriegsgefangenenlager oder zur Roten Armee zurückgeschickt zu werden, was in beiden Fällen mit dem Tod gleichzusetzen war.<sup>3043</sup> Den Rotarmisten war mit der Ankündigung Stalins, russische Soldaten, die sich in Feindeshand befanden, bei ihrer Rückkehr zu erschießen, auch die Möglichkeit verwehrt, in ihre eigenen Reihen zurück zu flüchten.

Erstaunlich bleibt der Befund, dass die sowjetischen „Untermenschen“ in den deutschen Reihen als HIWIS oder „Osttruppen“ vielfach zu Kameraden wurden, und das Feindbild verblasste.

<sup>3043</sup> Zum Schicksal General Vlasovs und zur Repatriierung gefangener Rotarmisten, s. 4.3.

Italienern und Rumänen wurden von den Befragten zumeist Durchhaltevermögen und Kampfgeist abgesprochen. Während sich das Verhältnis zu den Italienern eher auf abwertende Bemerkungen über ihre ungezwungene Lebensweise beschränkte, wurde im Hinblick auf die Rumänen eine ausgeprägte Deutschfeindlichkeit unterstellt, wie sie etwa Dr. Bötcher so zusammenfasste: „Die Rumänen hassten uns.“ Diese möglicherweise vorhandene antideutsche Stimmung mag zum einen mit den hohen Verlusten zu tun haben, die dieser Verbündete an der Ostfront erlitt, zum anderen auch mit der schlechten Ausrüstung und Führung, die immer mehr von ihnen in die russischen Reihen überlaufen ließen. Die von deutscher Seite her zugesagte Ausrüstung und Verpflegung blieb weit hinter den Versprechungen zurück. Es ist denkbar, dass ein Großteil der rumänischen Soldaten den Deutschen die Schuld für ihre Misere anlastete und sich, wann immer sich in der Gefangenschaft die Gelegenheit dazu ergab, für die erlittene Unbill rächte. Auch mag Neid darauf, dass die Wehrmachtsangehörigen besser geführt wurden, es bei Verwundung und Verpflegung keine so großen Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften gab und sie besser ausgerüstet waren, bei dem östlichen Verbündeten eine zusätzliche Rolle für die bereits im Krieg spürbare Feindseligkeit der Rumänen gespielt haben. Rumänische Offiziere traten gegenüber deutschen Offizieren jedoch im Allgemeinen höflich und respektvoll auf. Deutschen Mannschaftsdienstgraden begegneten sie jedoch, wie ihren eigenen Untergebenen auch, äußerst herablassend. Hinzuweisen ist jedoch auch darauf, dass wiederum „einfache“ deutsche Soldaten, auch Landser, sich dies nicht unbedingt gefallen ließen. So berichtete Dietrich, er habe einige Rumänen, darunter einen Oberst, einfach aus einem russischen Privatquartier „raus gescheucht“, der der Aufforderung sogar Folge leistete. Im Zweifel konnte ein deutscher unterer Dienstgrad „Herr“ über hoch gediente rumänische Offiziere sein und sich durch entsprechendes Auftreten einiges herausnehmen, ohne dass dies einen Widerspruch auslöste. Respekt, Angst und später auch Gefühle wie Unterlegenheit und Hass auf rumänischer und Verachtung, herablassendes Verhalten auf deutscher Seite prägten das Verhältnis zwischen diesen Verbündeten. Die Zustände innerhalb der rumänischen Armee, aber auch das Verhalten der deutschen Verantwortlichen in den genannten Aspekten (Herablassung gegenüber dem Verbündeten, Verachtung der militärischen Leistungen, fehlende Ausrüstung, Kleidung und Verpflegung, deutsche Niederlagen und Einkesselungen an der Ostfront, besonders in Stalingrad, denen auch viele Rumänen zum Opfer fielen, sind die Hauptursachen für den Wandel im deutsch-rumänischen Verhältnis.



Die DRK-Schwester Erika Summ im Lazarett von Shitomir im Jahre 1943 nach einer von einem Verwundeten angefertigten Bleistift-Zeichnung. Foto: Erika Summ, PrArIW

*„Hitler besuchte Kriegsverwundete nur ganz selten, betrat nie eine deutsche Stadt nach einem Bombenangriff und besichtigte übrigens auch nie ein Konzentrationslager. Es scheint, als habe er er befürchtet, die Folgen seiner eigenen Befehle nicht ertragen zu können.“<sup>3044</sup>*

#### 5.9 Kranken- und Verwundetenversorgung im Osten – *„Ein Sani soll helfen und sich nicht mit Gefühlen belasten.“<sup>3045</sup>*

Die Entscheidung über Sieg und Niederlage im Krieg war und ist nicht nur eine Frage der zur Verfügung stehenden Streitkräfte. Sie hängt auch von Motivation, Ideologie und Moral der kämpfenden Truppe ab, und nicht zuletzt von ihrem Gesundheitszustand. Erst nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich ein stärkeres Bewusstsein dafür, „dass hygienische und sanitäre Fragen sowie die Organisation der medizinischen Versorgung von elementarer Bedeutung für die Kriegführung“ und für den Ausgang von Kriegen an sich sind.<sup>3046</sup>

Dem Thema Kranken- und Verwundetenversorgung kommt schon insofern eine besondere Bedeutung zu, da fast jeder der für diese Arbeit befragten Zeitzeugen zu irgendeiner Zeit seines Soldatenlebens krank oder verwundet in einem Lazarett zubringen musste oder dort einen helfenden Beruf ausübte. Letzteres trifft auf Dr. Bötcher, Arp, Uhlmann, Gärtner, Rothe und Frau Summ zu. Ärzte, Schwestern und Sanitäter waren dabei in besonderer Weise gefährdet, selbst durch ihre Patienten infiziert zu werden. Von den Interviewpartnern waren lediglich Schmid, Arp und Uhlmann während ihrer Soldatenzeit weder krank noch verwundet. Alle anderen fanden sich mindestens einmal auf einem Hauptverbandsplatz oder in einem Feld-, Kriegs- oder Reservelazarett wieder, um ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

<sup>3044</sup> Janessen: *Arzt im Krieg*, S. 444 (Bildunterschrift).

<sup>3045</sup> Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 308.

<sup>3046</sup> Hulverscheidt: *Fiebrige Auseinandersetzungen*, S. 93.



Auch eine Schwester des Lazarettes wurde auf dem Soldatenfriedhof in Shitomir beerdigt. Martha Weller verstarb an Fleckfieber.

Foto: Erika Summ, PrArlW

In den Lazaretten der drei Wehrmachtteile und der Waffen-SS wurden während des Zweiten Weltkrieges insgesamt 52,4 Millionen Verwundete und Kranke betreut.<sup>3047</sup> Die Gründe für diese hohe Zahl lag bei der sich im Verlaufe des Krieges ständig steigenden Waffenwirkung, wurde „aber auch durch die Dimensionen des Krieges bestimmt, der während der unterschiedlichen Kriegsphasen zum Kampf sowohl in arktischen Bereichen als auch im Wüstenklima zwang.“<sup>3048</sup>

Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit der Frage, woran die ehemaligen Kriegsteilnehmer erkrankten und welche Verwundungen bei ihnen behandelt werden mussten. Wie erlebten sie die Zeit als Kranke oder Verwundete in den Lazaretten? Wie erging es den Helferinnen und Helfern, die jeden Tag mit dem Grauen des Krieges konfrontiert wurden, manchmal nicht mehr helfen konnten und an der Ostfront mit behelfsmäßigen und oft primitiven Einrichtungen zurechtkommen mussten? Welche besonderen Vorkommnisse sind ihnen aus dieser Zeit in Erinnerung geblieben?

Mit Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion und der Partisanenkämpfe in Südosteuropa trat eine grundlegende Änderung in der Verwundetenversorgung ein, die sich nun ausschließlich nach der taktischen Lage richtete. Vorrangig war nun der zeitige Abtransport ohne Rücksicht auf den Gesundheitszustand, um den Verwundeten und Kranken vor gegnerischen Zugriffen zu schützen.<sup>3049</sup> Der direkt an der HKL auf dem Truppenverbandsplatz eingesetzte Truppenarzt konnte sich in der Verteidigung, und bei stabiler Lage, ebenso auf dem Vormarsch, dem einzelnen Verwundeten oder Kranken einigermaßen widmen. Bei überraschenden Angriffen, die weitere Verwundete zur Folge hatten, bei Absetzbewegungen oder Rückmärschen reduzierte sich diese Möglichkeit auf ein Minimum.

Ein Großteil der DRK-Schwesterinnen und –Hilfsschwesterinnen wurde vor allem im rückwärtigen Truppengebiet und bei der Etappe eingesetzt. In Ausnahmefällen konnte der zuständige Armeearzt jedoch auch DRK-Personal für Feldlazarette und Hauptverbandsplätze unmittelbar an der Front oder in Frontnähe anfordern.<sup>3050</sup>

Die DRK-Schwester Erika Summ erzählte im Interview, dass sie als Ersatz für eine an Fleckfieber erkrankte Frontschwester an die Ostfront geschickt wurde. Sie habe nicht soviel OP-Erfahrung gehabt, aber „da draußen ganz schnell gelernt,“ erzählte sie. Sie gab zunächst eine Beschreibung des Lazaretts in der Ukraine, in dem sie tätig war:

„... Unser kleines Lazarett war ein Goldstück. Ha, ich glaub' scho', dass so... 90 oder 100 [Leute] etwa [hatten wir]. Also wir war'n net so groß... Hei ja, die war'n natürlich eng zusamme', aber das war schön, gegenüber dem große'

<sup>3047</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 11. Bei der genannten Zahl gilt es zu bedenken, dass viele Soldaten während der sechs Kriegsjahre mehrfach verwundet wurden bzw. erkrankten.

<sup>3048</sup> Ebd.

<sup>3049</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 49.

<sup>3050</sup> Morgenbrod/Merkenich: Das Deutsche Rote Kreuz, S. 254.

B-Lazarett. ... Da ware' schon kleinere Räume. ... 'N Nachttisch gab's nich, sondern so Melkstühle, so ... 'n Hocker, ja, mit vier Füßen, auch noch 'n Griff in der Mitte, dass man 's nachher wieder... man konnt' se g'schickt staple', beim Verladen nachher. Das war prima, doch. Und des war scho'... wir hatten scho' a bissele a vornehmeres Lazarett, tät' ich sage (lacht), doch (lacht). Und dann hat man Doppelfenster g'habt für 'n Winter. Ja, weil des doch Klinik war. Die wurden von außen dann angesetzt, das war schön. Ja. Und die großen Öfen, die ham ja immer zwei Zimmer geheizt. Und da hatten wir Hiwis, und die ham dann das Holz gebracht und ham den Ofen g'schürt, und wenn der, wenn die mal warm sind, dann kühle' die nimmer aus. Des war gut. Wir hatten 's schon besser wie die im A- und B-Lazarett. ... [Bei denen], des waren Schulsäle, das waren große Räume. Und da war 's denn mit der Heizung schon net so gut wie bei uns. Bei uns war ... ich tät' sage', bei uns war das die Perle, unser Lazarett! Ja, natürlich. Die Toiletten waret natürlich anders oder Duschen, da hat man auch... Des ging schnell, wenn 's so kalt war. Aber zwischendurch hat man... Wir hatten ja durch des, dass des a' Klinik war, wir hatten drei Badewannen. [Das hatten die anderen Lazarette] net so. Nein, das andere waren ja Schulen, gell? Das war schon 'n Luxus. ... Wir haben auch gebadet, ja. Da ham manchmal zwei Schwestern oder drei Schwestern miteinander badet, der Sani hat den Ofen gheizt, dass ma bade' konntet. Hei, ja. Da war'n ma net so empfindlich mehr. Des geht gar net. Wir hatten einfach ... das war wie so'n kleiner familiärer Betrieb. Ah ja, auch die Küchenschwester... [Konkurrenz untereinander gab's] wenig. Bei uns net, im Haus, nein.“

Es wird anhand Summs Ausführungen deutlich, dass es sich nicht nur um ein Kriegslazarett sondern um einen ganzen Lazarettkomplex handelte, der aus den Häusern A, B und C bestand.<sup>3051</sup> Von ihrem eigenen berichtete sie auch:

„Und wir hatten's natürlich am besten. Und andere war'n in großen Schulen. Das waren große Säle. In dem eine' ware' 98 Bette'. ... Ich weiß nicht, war das 'n Turnsaal oder was des war. Da kamen die Schwestern 'n ganzen Tag net raus, nur zum Essen, wenn jemand kam und hat sie abg'löst. Da waren zwei Schwestern 'a ganze Tag drin.“

Sie schätzte die relative Übersichtlichkeit im B-Lazarett, in dem sich insgesamt nur 100 Betten befanden. In den Feld- und Kriegslazaretten lag der Schwerpunkt auf der internistischen und chirurgischen Versorgung von Schwerverwundeten. Daher musste das gesamte Personal über spezielle Kenntnisse in der chirurgischen Versorgung von Kriegsverletzten, in der Seuchenpflege und anderer schwerer Verletzungen verfügen<sup>3052</sup>. Frau Summ erklärte, dass sie bereits während ihrer Ausbildung und späteren Arbeit in süddeutschen Krankenhäusern vorwiegend auf Stationen gearbeitet hatte, auf denen Männer internistisch und chirurgisch versorgt wurden. Sie war auf den Dienst an der Front daher fachlich sehr gut vorbereitet.

Guth erklärte, wie die Versorgung und der Transport eines verwundeten oder kranken Wehrmachtangehörigen vonstatten gingen:

„Im Frontbereich wurde nach der Selbsthilfe des Soldaten die erste und damit wichtigste medizinische Hilfe durch das Sanitätspersonal des Bataillons und die

<sup>3051</sup> Das Kriegslazarett war die wichtigste Sanitätseinrichtung der Armee und mit seiner Ausstattung in der Lage, ca. 500 Schwerkranke und –verwundete aufzunehmen. Phasenweise wurden mehrere Kriegslazarette zu so genannten Lazarettbasen zusammen gefasst und „zeitweilig auf eine Kapazität von 2500 Betten erweitert.“ Guth: Sanitätsdienst, S. 12.

<sup>3052</sup> Morgenbrod/Merkenich: Das Deutsche Rote Kreuz, S. 255.

Sanitätstruppen der Division geleistet. Der Truppenarzt des Bataillons bildete mit seinem Truppenverbandplatz die unterste Ebene ärztlicher Versorgung. Die Divisionen besaßen durchschnittlich zwei Sanitätskompanien, eine Krankenkraftwagenkompanie und ein Feldlazarett. Die Sanitätskompanien betrieben 4 bis 5 km hinter der Front in stetem Wechsel miteinander den Hauptverbandplatz. Zwei Chirurgenteams leisteten jede Art von dringender chirurgischer Hilfe mit dem Hauptziel, die Transportfähigkeit der Verwundeten herzustellen. Zwei Zahnärzte stellten im Hauptverbandplatz auch die zahnärztliche Versorgung sicher. Eine Feldapotheke hielt die notwendigen Medikamente bereit. Das Feldlazarett einer Division befand sich ca. 10 bis 15 km hinter der Front, hatte 200 Betten und ermöglichte in mehreren großen Operationsräumen und mit fachspezifischer Diagnostik und Therapie im Idealfall die gleiche Hilfe wie ein gutes Kreiskrankenhaus.<sup>3053</sup>

Es muss nicht besonders betont werden, dass für die Soldaten ein großer Unterschied zwischen Fronteinsätzen bei - 40° Grad und einem Lazarettaufenthalt bestand, auch wenn Krank- oder Verwundetsein, je nach Schweregrad, auch nicht immer leicht zu ertragen war. Die deutschen Frontlazarette, die, solange die Front hielt, permanent vor Ort waren und nicht, wie die Hauptverbandsplätze, schnell aufgebaut und wieder verlegt werden mussten, waren sauber, warm und boten regelmäßige Verpflegung aus der Lazarettküche.<sup>3054</sup> Das Feldlazarett bildete den Schwerpunkt der chirurgischen und medizinischen Behandlung im vorderen Frontbereich. Hier wurde dem Verwundeten eine fast friedensmäßige Fürsorge zuteil und hier waren erstmals Krankenschwestern anzutreffen, die in die Pflege Schwerverwundeter und Schwerkranker nicht nur ihr fachliches Können, sondern auch eine Art mütterliche Fürsorge einbrachten<sup>3055</sup>. Schwerer als sie selbst hätten es die Neuzugänge an Frontschwwestern, die so genannten „Etappenhasen“ gehabt, so Frau Summ. Das waren nach ihrer Beschreibung Schwwestern die aus einem „Schlaraffebebe“ in Frankreich mit „Sekt und was weiß ich, was se alles... Rotwein und Feschte gefeiert“ an die Ostfront verlegt worden sind und dort, wie die Befragte meinte, „einen Sprung ins kalte Wasser“ erlebten. Frau Summ erklärte, dass auch die zum Teil sehr jungen Krankenschwestern der Fürsorge durch ältere Schwwestern bedurft hätten. Unter den Schwwestern, die von Frankreich in den Osten verlegt wurden, waren aber auch zwei erfahrene Frauen:

„Ne sehr, sehr nette ältere war dabei, die Mutti Dora ham ma die nur genannt, ... aber die war wirklich lieb. Des war a' liebe Frau. Die hat sich vor alle' Dinge' um uns junge' Schwwestern a' bissel gekümmert auch noch. Und des war für uns einfach a' gestandene Frau. ... Doch, des war schön. Und eine Schwester Fine, Josefine, des waret einfach ältere Fraue' wie mia. Die Josefine, die war auch, ha,

<sup>3053</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 12f.

<sup>3054</sup> Großmann: Grantsplitter, S. 58f., S. 74: „An den Frontabschnitten sind Verwundungen etwas Alltägliches. Man schleppt die Hilflosen aus dem Feuer, man tut sein Möglichstes. In der Heimat aber wird man mit Nachsicht und Wohlwollen reichlich beschenkt und mit der Gunst für die anderen, die draußen in den Schützenlöchern liegen, mit belohnt.“

<sup>3055</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 66. Vgl. Fischer: „Ohne die Gnade“, S. 243: „Schwester Walburga hatte mich nun in ihre Obhut übernommen. ... Fürsorglich brachte sie mir noch eine Tasse heißen Tee und ein Schlafmittel. Diese kleine Rot-Kreuz-Schwester war sicher nicht viel älter als 20 Jahre, aber sie verbreitete eine durch Mütterlichkeit gemilderte Autorität um sich, dass man sich fragen musste, woher dieses Mädchen seine Kraft nahm.“

die war über 40 auch schon, gell? Und mia waret ja Mädele mit 21, 22. Ja, ebe', des war'n mütterliche Fraue'. Des tat uns gut und tat unsre Soldate' gut. Ja, natürlich, ja. Des war, doch des war schön. Und da ham ma auch, drei hän ma kriegt, die in Paris und Frankreich ware'. ... Weil durch unsere drei A, B und C, denn hat man die ganz selten getroffen. Ja, weil mia so weit ausenander waret.“

Die an der Westfront eingesetzten DRK-Schwwestern und –Helferinnen fanden in Belgien und Frankreich meist akzeptable hygienische Verhältnisse vor, so dass die Arbeit der Krankenpflege ähnlich wie in der Heimat vonstatten gehen konnte.<sup>3056</sup> An der Ostfront hatte das DRK-Personal unter ganz anderen Umständen zu arbeiten. Auf Hauptverbandsplätzen und in Feldlazaretten war der Krieg in Form von Artillerieeinschlägen, Geschützlärm, Heckenschützen und Luftangriffen unmittelbar zu spüren.<sup>3057</sup>

Von den Belastungen, denen das Personal ausgesetzt war, berichtete Erika Summ:

„Die [Ärzte] steh'n auch unter Druck. ... [Aber] dadurch, dass mia halt nur Chirurgie ware' und a' kleines Haus da obe', war des bei uns net so schlimm wie die große Häuser dann, wo dann vielleicht, ich weiß net, wie viel hundert Mann gleich wieder ausglade' worde' sind. Unser Haus hat ja insgesamt vielleicht nur so 100 Bette' g'habt. Und dadurch ham wir den Stress nicht so empfunde'. Im B-Lazarett, die ware' schon schlechter dran, ... weil ich war im Anfang ja auch im B unte'. Und da ham wa direkt nebe' dem, so drei Bette' hinterenander, und gleich nebe'dro' is a riesiger Saal gwe', und da ham mia natürlich nachts auch kei' Ruh' g'habt, denn da ham ja die gejamert und gestöhnt dadrin. Des war scho' schwieriger da unte'. Aber ich muss manchmal denke': ‚Wie ham ma denn das alles gmacht?‘ Wir mussten ja auch den ganzen Verbandsstoff wieder verarbeite'! ... Die Schiene wieder polschtere alle! ... Und man hat viel improvisiere' müsse. Und man hat des aber auch schnell glernt. ... Und zum Glück hatten wa Kernseife auch viel. Und des war halt doch mit des beschte Reinigungsmittel, ja. Kernseife. ... [Aber] das macht auch die Haut so kaputt, ja?“

Frau Summ erinnerte sich noch daran, dass sie oft Patienten mit schweren Verbrennungen versorgen musste, die in separaten Räumen untergebracht waren. Sie schilderte den Zustand und die Versorgung dieser Art Verletzten, vor allem von Soldaten, die aus Panzern gerettet wurden oder sich befreien konnten.

„Panzerverbrennungen waret schlimm! Des war schlimm! Die muschten ja mit'm Kopf zuerscht... Kopf, Hals und ... Unte' war 's wieder o.k., aber bis die raus war'n. ... Wenn was war, da konnt's auch sei', dass 'a mal nachts 'a Patient, der laufe' konnt', komme' is und hat g'klopft, ob er net 'ne Tablette oder was kriege kann.“

Diejenigen, die sich aus einem abgeschossenen Panzer retten konnten, hatten oft sehr schwere Verletzungen erlitten oder starben beim Verlassen des Panzers, wie auch Bernecker erinnerte: „Das schlimmste Risiko für die Panzerbesatzung war, dass sie lebend verbrannte, wenn ihr Panzer nach einem Abschuss in Brand geriet.“<sup>3058</sup>

Es gab unter den jungen Soldaten auch solche, die Heimweh hatten und weinten. Von einem dieser Patienten erzählte Frau Summ: „Der hat so oft g'weint. Das war halt 'a Kerle, Freiwilliger, gell. Ja. Den hab ich oft g'streichelt.“ Leise fügte sie hinzu: „Des

<sup>3056</sup> In Frankreich und Belgien fehlte anfänglich tageweise oft Wasser und Strom. Solche Mängel wurden jedoch bald wieder behoben. Morgenbrod/Merkenich: Rote Kreuz, S. 261.

<sup>3057</sup> Ebd., S. 261f.

<sup>3058</sup> Bernecker: Generation, S. 225.

hat einfach gut getan, für die Kerle. Und die ham dann auch wieder mit'gholfe. Sobald se 'n bissle konnten, sind se mit naus.“ Es wird deutlich, dass die Versorgung, nicht nur die gesundheitliche Fürsorge umfasste, sondern dass die Frontschwwestern auch Seel-sorge leisteten bis hin zum Mutter-Ersatz. Da Frau Summ sich in der Landwirtschaft auskannte, wurden auf dem Lazarettgrundstück Tomaten und Salat angepflanzt: „Da ham mia da unsere eigene Zusatzverpflegung g'macht.“ Diejenigen, die nicht so schwer verwundet oder auf dem Wege der Besserung waren, gingen den Schwestern zur Hand, wickelten Binden auf, halfen bei der Pflanzung oder verrichteten kleinere Tätigkeiten. Die Beschäftigung habe den Leuten gut getan, meinte die DRK-Schwester und stellte fest: „Ich kam auch gut mit den Leuten zurecht. Aber die ham auch Reschpekt gehabt vor mir, obwohl ich so jung war!“



Frau Summ initiierte die Anlage eines Lazarettgartens in Shitomir, in dem die Schwestern selbst Gemüse anbauten, um eine bessere Verpflegung der Verwundeten zu gewährleisten. In der Mitte Erika Summ, links und rechts von ihr gehfähige Verwundete, die bei der Arbeit halfen, Sommer 1943.  
Foto: Erika Summ, PrArlW

Wenn Neuzugänge eingeliefert worden waren, wurden diese zunächst entlaust und bekamen „gestreifte Anzüge.“ Von den Patienten sagte sie, dass „manche arg schlecht dran“ gewesen seien, vor allem „die junge' Bube', die sich freiwillig g'meldet habe', die vor lauter Begeisterung... Und dann nachher Arm ab, Bein ab! Und die Schmerzen dazu!“ Um das Leid zu lindern, behandelten die Schwestern die Verwundeten zuweilen unkonventioneller und menschlicher als die Ärzte. Ihre Erfahrungen und ihr Wissen gaben sie an noch unerfahrene, in Front- oder Kriegslazaretten eingesetzte Medizinstudenten weiter:

„Ach, und wir ham auch manchmal einfach mal was gespritzt, wenn 's auch nicht verordnet war! Wenn sie 's nicht mehr ausg'halten habet. Ja. Manchmal... Und wir hatten doch da so Unterärzte, das waren Mediziner, so im letzten... ja, also so acht... achtens, neuntes Semester scho', also noch sehr junge, unerfahrene, die dann bei uns Schwestern wieder g'fragt habe', ja, was genau... Ja. Grade der Doktor Th., die wurden ja alle als Doktor ang'sproche, war aber noch gar nicht soweit. Die haben immer bei uns Schwestern nachg'fragt. Und das war wirklich 'n schönes Verhältnis dann auch. Ja, weil die hatten einfach Zutraue' zu uns, weil wir einfach mehr Erfahrung hatten scho'.“

Es gab jedoch auch so genannte Stabsvisiten, in denen Ärzte mit „drei Sterne ... da aufgetreten [sind] wie... Die ham ja kontrolliert, ob welche sich da drücken, in den Lazarette', ob sie nicht schon wieder frontfähig sind.“ Frau Summ berichtete von solchen Stabsvisiten: „Da sim'ma froh gwe', wenn die wieder gange' sind. Ha, die hatten doch kei' Ahnung oder grad' bei den Verbrennungen, wie lang' des dauert, bis des heilt.“ Noch im Gespräch war sie über die Anordnung eines Arztes empört, der bei einer der schweren Panzer-Verbrennungen sagte: „Das bleibt jetzt offen!“ Sie erklärte, dass der Arzt so entschieden hätte, „damit Luft rankommt,“ beschrieb aber die Situation aus ihrer Sicht und der des Patienten:

„Der hatt' das ganze G'sicht verbrannt! Der Arme! ... Der hätt's ja net ausg'halte vor Schmerze'! Und wenn da 'n bissel Mull drüber... dick mit Lebertransalbe. Alles hat nach Lebertransalbe g'stunke, das ganze Haus! Fürchterlich! Aber das hat am beschte g'holfe! Ja, ja. Da hat man des wieder drauf g'macht, wo der drauße' war. Da hab i g'sagt: ‚Jetzt machen wir wieder einen Verband drum!‘ Jaaah. Wissen Se, manche Sachen haben mia Schwestern besser entschiede' wie... Und dann sah der nachher wieder so schön verbunde' aus. ... Und die Schmerzen waren weniger! Ja, weil die hatten ja meistens auch noch die Hände verbrannt, bis die aus de' Panzer rauskamen! Hei ja, das is schlimm!“

Während die Ärzte die militärisch vorgegebenen Forderungen nach einer raschestmöglichen Rückkehr erkrankter oder verwundeter Soldaten an die Front umsetzten, leisteten die Schwestern, neben ihrer eigentlichen Tätigkeit, auch humanitären Dienst an ihren Patienten und sahen nicht nur die Verletzung, sondern auch den Menschen. Die Fürsorge der Krankenschwestern wurde von den Verwundeten dankbar angenommen.<sup>3059</sup> Auch wird berichtet, dass die Schwestern hin und wieder statt einer Schmerztablette auch Placebos ausgeteilt hätten.<sup>3060</sup>

Bernecker bestätigte, dass Panzerbesatzungen nach einem Abschuss beim Verlassen des brennenden Fahrzeuges oft schwerste Brandverletzungen erlitten:

„In dieser Krankensammelstelle begegnete ich dem ärmsten aller Verwundeten, den ich je sah und dessen Anblick mir lange nicht aus dem Sinn ging. Es war ein verbrannter Panzerunteroffizier, der wie ein Kleinkind betreut werden musste. Durch den üppigen Verband glich sein Kopf einer weißen Kugel mit einer kleinen Öffnung vorne am Mund. Durch dieses winzige Loch schüttete man ihm ab und zu mittels einer langschnabeligen Teekanne Flüssigkeit ein. Er sah und hörte nichts, ein herzerreißender Anblick.“<sup>3061</sup>

<sup>3059</sup> Vgl. Panke-Kochinke/Schaidhammer-Placke: Frontschwestern und Friedensengel.

<sup>3060</sup> Frankfurter Rundschau kompakt, Ausgabe v. 23./24.10.2011.

<sup>3061</sup> Bernecker: Generation, S. 336.

Die Soldaten waren zuvor schon auf einem Truppen- und/oder Hauptverbandsplatz gewesen, bevor sie ins Feld- oder Kriegslazarett kamen. Guth erläutert die unterschiedlichen Versorgungseinrichtungen für Verwundete und Kranke: der Truppenverbandsplatz stellte die unterste Ebene ärztlicher Versorgung dar und befand sich unmittelbar in der Nähe der HKL. Der Hauptverbandsplatz, etwa vier bis fünf Kilometer hinter der Front diente dazu, die Transportfähigkeit der Patienten herzustellen, die dann in ein Feldlazarett (10 bis 15 km hinter der Front, 200 Betten und große OP-Räume) gebracht wurden, wo sie dann Hilfe wie in einem Krankenhaus erfuhren<sup>3062</sup>.

Das Kriegslazarett, in einem solchen arbeitete Frau Summ, „war die höchste und letzte Behandlungsebene im außerdeutschen Gebiet<sup>3063</sup>.“ Erst zum Schluss habe sie dann in einem Feldlazarett gearbeitet, so Summ. Dort sei die Entlausung dann zweitrangig gewesen, erklärt sie, denn „da hat ma ganz schnell versucht, dass man die Wunden versorgt. ... Und ebe' Schmerzmittel oder Schiene oder Gipse.“ Wichtig sei gewesen, „dass die Leut' wegkame'.“ Wo die Verwundeten oder Verletzten hingbracht wurden, habe man nicht gewusst: „Die ham halt die Lazarettzüge soweit g'leitet, wie's durchkamen.“ Guth erklärte, wie der Verwundetentransport im Idealfall organisiert war:

„Für den Abtransport von Verwundeten war in Vorbereitung auf einen ‚Bewegungskrieg‘ eine Abschubkette konzipiert worden, die vom ‚Verwundetennest‘ über den Truppen- zum Hauptverbandsplatz, von dort über das Feld- und Kriegslazarett schließlich zum Reservelazarett in der Heimat führte. Zur Erfüllung dieser Aufgabe waren Krankenkraftwagen entwickelt worden, die – in Formationen zusammengefasst – im Zusammenspiel mit Eisenbahnlazarettzügen, Leichtverwundetenzügen, Lazarettsschiffen, Schiffs- und Lufttransporten operierten.“<sup>3064</sup>

Außer der Kriegs üblichen Versorgung von Schusswunden und Sprengsplitterverletzungen sowie Fällen von Sepsis, hatten sich die DRK-Schwestern im Osten besonderen Herausforderungen zu stellen. Neben Erfrierungen traten Krankheiten und Seuchen wie Fleckfieber, Ruhr und Durchfälle auf,<sup>3065</sup> so Frau Summ. Auch Schussbrüche seien vorgekommen, mit schlimmen Zersplitterungen. Über ein Röntgengerät habe das „große Lazarett unte“ verfügt, so Summ. Die Patienten wurden zum Röntgen dorthin gebracht.

Mit Malariafällen habe sie kaum zu tun gehabt, so die Informantin, da sie als Schwester in der Chirurgie arbeitete, die sich in erster Linie mit der Versorgung und Behandlung von *Verwundungen* und *Verletzungen*, jedoch nicht mit Krankheiten beschäftigte. Chirurgen behandelten hauptsächlich Verletzungen an Gliedmaßen, wobei die Ausrüstung der Sanitätsdienste mit Feldröntgengeräten sowohl die Diagnostik als auch die Therapie erleichterten.

<sup>3062</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 12.

<sup>3063</sup> Ebd.

<sup>3064</sup> Ebd.

<sup>3065</sup> Allein an Fleckfieber verstarben im Osten 180 000 Wehrmatsangehörige. Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 274 f. sowie Leven: Fleckfieber, S. 127 – 133, hier: S. 131.

Frau Summ erzählte auf Nachfrage auch, dass es „mit Arzneimitteln und Verbandsmaterial ... da keine Schwierigkeiten“ gegeben habe. Auch seien sie und die anderen Schwestern mit den Soldaten sehr gut zurechtgekommen:

„Ja, man hat einfach mehr gebe' könne'. Also, ich vor alle' Dinge', ich bin einfach der Typ. Man hat auch ma' drunter g'habt, die bissel härter waret, aber ich hatt' von zu Hause aus sehr viel Liebe empfangen' und ich konnt' se auch weitergeben'.“

Auf die Frage, was Ärzte und Schwestern für an Fleckfieber erkrankte Patienten tun konnten, antwortete Frau Summ:

„Nicht viel [für] die meischte, weil die Temperatur ja 41 Grad erreicht habe'. Für Fleckfieber, das hat ma g'spritzt, aber, was glauben Sie, wie oft ich da... Ja, wir wurden, wir Schwestern, alle hier obe' [geimpft]. Ja, und des war schlimm, die Spritzerei. [In] mei' Buch, ... da steht die ganze Eintragungen noch drin. Ja, das musste ja immer wieder erneuert werde'.“

Die Inkubationszeit bei Fleckfieber betrug zwei bis drei Wochen. Eine Wiederherstellung der Erkrankten dauerte etwa vier Monate. Am meisten gefährdet, sich mit Fleckfieber anzustecken, waren Sanitäter, Ärzte, Schwestern und Entlausungspersonal.<sup>3066</sup> Die Vorbeugung bestand in der von Frau Summ genannten Wiederauffrischungs-Impfung sowie in der Entlausung. Trotzdem erkrankte immer wieder Sanitätspersonal an Fleckfieber. Die Befragte selbst war, wie erwähnt, als Ersatz für eine an dieser Infektion erkrankte Schwester an die Ostfront geschickt worden.

Angesprochen auf den Unterschied zwischen einem deutschen Lazarett in Russland und dem Krankenhaus in Marbach, in dem sie vorher tätig gewesen war, sagte die Zeitzeugin: „Hohoho, das war schon 'n Unterschied, mmh, das war schon anders!“ Sie bezog die Unterschiede hauptsächlich auf die improvisierte Desinfektion und die Wiederverwendung von Verbandsmaterial an der Ostfront:

„Mull hat man mit Sagrotan notdürftig desinfiziert. Normal hätt' man's wegschmeisse' müsse', aber des hat man uffg'wasche mit Sagrotan, dass man 's wieder verwende' konnt'. Naja, natürlich, wir hatten zum Schluss auch zum Schienewickel' bloß noch Papierbinden. Ja, [Mull] das war zu koschtbar! Den Mull hat man eben nur noch für die Wunden... und des Schienewickle', des konnt' man mit Papierbinden, des war so Krepppapier. Und da ham ma oft auch die Verwundeten mit eing'spannt oder zum Bindewickle', die wurden ja alle gewaschen. Und des war ganz was Billiges.“

Die bereits erwähnten Feldapotheken, die die Medikamente der Sanitätstruppe bereit halten sollten, mussten zuvor ihren Bedarf selbst von den Sanitätsmaterialausgabestellen der Armee abholen. Dazu meint Scholz in einem Aufsatz: „Dabei hat es nie Schwierigkeiten gegeben“<sup>3067</sup>.“ Tatsache ist jedoch, dass diese Vorräte nicht ausreichend waren, wie Frau Summ im Winter 1942/43 außerhalb des Kessels und auch Dr. Bötcher bereits auf dem Weg nach Stalingrad im Sommer 1942 feststellten. Worauf sich Scholz bei seiner Aussage bezieht, ist daher unklar. Es gab sowohl bei den

<sup>3066</sup> Janessen: *Arzt im Krieg*, S. 181.

<sup>3067</sup> Scholz: *Sanitätstaktik*, S. 128.

Sanitätskompanien ein Problem mit der Quantität als auch mit der Qualität, wie Frau Summ anhand des minderwertigen Verbandsmaterials verdeutlichte.<sup>3068</sup>

Nach weitestgehender Genesung, habe man die Verwundeten beschäftigt, wann immer dies möglich war, so Frau Summ:

„Ah natürlich, die war'n froh, wenn se... Natürlich, wenn sie irgendwie so was machen konnten! Ja. Oder im Garte', wo ma' da unsere' Garte' ang'pflanzt habe', da ham die alle mitg'holfe, die irgendwie einigermaßen konnten, natürlich! Ja, ma' hat die scho' 'n bisschen beschäftigt. Das war schön. Wir ham auch Freude g'habt so. Nein, net de' ganze' Tag bloß Träne' oder heule'. Das konnt' ma net. Und für mich gar net. Ich konnt' meine immer wieder ermuntern und wieder gut... Ja, ich konnt' viel aufbauen und immer wieder unterstützen.“

Es war üblich, Patienten, die schon auf dem Wege der Besserung waren, mit kleineren Aufgaben zu betrauen. Einerseits dienten diese Hilfsleistungen dazu, aufkommende Langeweile bei den Verwundeten mit einer sinnvollen Tätigkeit zu überbrücken<sup>3069</sup>, andererseits wurden die Patienten mit eingesetzt, weil es in den Lazaretten häufig auch an ausreichendem Personal fehlte.<sup>3070</sup> Dem Sanitätspersonal auf dem Hauptverbandsplatz wurde in der Regel mitgeteilt, wenn ein Angriff bevorstand. Es hieß, so Dr. Bötcher: „Um die und die Uhrzeit beginnt die Truppe den Angriff. Dann mussten wir aufnahmefähig sein.“<sup>3071</sup>

Frau Summ, die mit Frohsinn, Tatkraft und viel Einfühlungsvermögen versuchte, Not und Sorgen der (Schwerst-)Verwundeten und Sterbenden zu lindern, beschrieb in ihren Erinnerungen jedoch auch, mit welchen Belastungen sie, ihre Kolleginnen, aber auch das gesamte Sanitätspersonal des frontnahen Lazaretts in der Ukraine konfrontiert wurden:

„Die Luft in den [Kranken-]Sälen war zum Schneiden, eigentlich war es nicht zum Aushalten. Es roch nach Blut und Eiter. Alles mischte sich mit dem lauten Wehklagen der Verletzten und Verwundeten; sie hatten Schmerzen, die oft nicht gelindert werden konnten. Dieses Klagen, Schreien, Rufen und Jammern überlagerte alles. Damit musste jede Schwester allein fertig werden. Die Belastung ging manchmal bis an die Grenze dessen, was man ertragen konnte, und doch blieb kaum Zeit, darüber nachzudenken. Dort lagen so viele blutjunge Menschen, manche waren noch jünger als wir jüngsten Schwestern, sie waren verletzt, verstümmelt, zerschunden. Auch viele Familienväter lagen da, die uns ihre Sorgen und Ängste erzählten, die nicht aufhörten zu fragen, wann sie denn weiter zurück verlegt würden, wann es in Richtung Heimat ging. Tatsächlich kamen Fragen, auf die wir oft keine oder nur ungenügende Antworten wussten. Dennoch konnte ich mir mein fröhliches Wesen durch den Krieg hindurch retten, so manchem Verwundeten Mut machen und vielleicht auch ein Lächeln abringen, trotz großer Schmerzen und großem Leid. Einige Verwundete schrieben auch Gedichte oder Gedanken auf, die sie uns vorlasen oder schenkten.“<sup>3072</sup>

<sup>3068</sup> Zum Nachschubproblem bei den Sanitätsdiensten, vgl. Janessen: *Arzt im Krieg*, S. 517.

<sup>3069</sup> Meier: *Es ist so kalt*, S. 379.

<sup>3070</sup> Ebd., S. 392.

<sup>3071</sup> Jakob Vogt (Dr. Bötcher), in: *Schüddekopf: Im Kessel*, S. 240.

<sup>3072</sup> Schäfers Tochter, S. 125 - 127. Zwei der Gedichte hat Erika Summ aufbewahrt und ebd. veröffentlicht.

Herr Rothe beschrieb, wie es auf einem Hauptverbandsplatz an der Ostfront zuging, welche Aufgaben dort zu bewältigen waren und wie seine Einstellung zu seinen schwierigen Pflichten war:

„Es is ja so: wissen Sie, das begreifen die meisten nicht, können sie auch nicht nachvollziehen: wenn eine Infanteriekompanie vorangeht oder beschossen wird, denn werden sofort die Verwundeten abtransportiert, die anderen Gesunden gucken sich um: ‚Oh, Fritz is weg, Emil is weg,‘ und so weiter. *Sie* sind aber zurückgeblieben, ein gesunder Haufen. Ja? Wir sind nur selbst gesund. Alles, was zu uns kommt, is leicht verwundet, schwer verwundet oder im Sterben. Die werden bei uns versorgt. ... Schauen Sie mal, wir haben versorgt. Nun stellen Sie sich mal vor: die Bauchschüsse, die müssen alle in einer gewissen Zeit versorgt werden. Und wenn sie nich in der Zeit, es wurde ja operiert, auf 'm Hauptverbandsplatz, war ja richtig wie ein behelfsmäßiger OP, nich 'n OP, aber es war ja alles da. Wir hatten ja die Geräte da. In ... jeder kämpfenden Kompanie, ist ein Sanitätsdienstgrad und drei Krankenträger. Die retten die Verwundeten und bringen sie, schaffen sie zum Hauptverbandsplatz. Und das muss in ganz kurzer Zeit geschehen, weil das Leben abhängt. Und der Hauptverbandsplatz ist auch immer leicht hinter der Front gewesen. Und wenn diese Operation, bei Bauchschüssen, wenn die weit überschritten war, dann wurden die nicht angefasst. Da war immer ein Raum, in dem die ... sozusagen, die zum Tode verurteilt waren, lagen. ... Wissen Sie, *Sie* leben – da gibts kein Ertragen. Nun stel-len Sie sich mal vor, da liegen zehn Mann drin und stöhnen. *Sie* glauben, es wird Ihnen geholfen und *wir* wissen, sie sterben. Und so haben wir nur mit so damit zu tun. ... Das war im Osten. Und denn müssen Sie bedenken - die Umstände: Der Russe hat das Rote Kreuz nicht geachtet. ... [Der beschoss uns dann] natürlich.“

Rothe verdeutlichte, wie schwierig es für jemanden ist, der nicht dabei war, sich die Situation auf einem frontnahen Hauptverbandsplatz vorzustellen. Die zuvor auf dem Truppenverbandsplatz transportfähig vorbereiteten Verwundeten und Kranken erreichten mit Sanka, Pferdefuhrwerken oder als Gehfähige den HVP. Es galt, wie Rothe erläuterte, möglichst schnell - innerhalb der ersten sechs Stunden – zum HVP zu gelangen, damit eine chirurgische Versorgung innerhalb der „goldenen Zeit“ vorgenommen werden konnte.<sup>3073</sup> Aufgrund von Feindeinwirkung, ungünstiger Wegeverhältnisse oder schlechter Witterung konnte diese Vorgabe jedoch oft nicht eingehalten werden.

Der Blick der nicht verwundeten Soldaten und der Sanitäter war nach dem unverzüglich erfolgten Abtransport sofort wieder nach vorn gerichtet, wie Rothe mehrfach im Interview betonte. Wie auch Müller an anderer Stelle (s. Abschn. 5.9) berichtete, bestand für die Frontsoldaten aufgrund der Konzentration auf die eigenen Aufgaben und Pflichten weder die Möglichkeit noch die Zeit, sich um Verwundete zu kümmern. Dies war Aufgabe der Sanitätsdienste. Deren Sache war es jedoch auch, die Truppe so schnell wie möglich vom Anblick der Verwundeten zu befreien. Dr. Bötcher, der von sich sagte, er habe „viel, sehr viel Elend gesehen“, fügte jedoch hinzu: „Um damit fertig zu werden, um weiterarbeiten zu können, versucht man, dieses Elend von sich fernzuhalten. Das gelingt nur zum Teil.“<sup>3074</sup>

<sup>3073</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 52.

<sup>3074</sup> Jakob Vogt (Dr. Bötcher), in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 15f.

Ein besonderes Problem für Ärzte, Sanitäter und die Patienten selbst stellten, wie von Rothe erwähnt, Bauchschüsse dar. Sie kamen in den meisten Fällen einem Todesurteil gleich.<sup>3075</sup> Die Anatomie des Bauchraumes ist so beschaffen, dass bereits die Verletzung kleiner Gefäße zum Verblutungstod führen kann.<sup>3076</sup> Bauchschussverwundete, die nicht schnell genug vom Schlachtfeld geborgen und versorgt wurden, verbluteten häufig innerhalb kürzester Zeit. Ärzte empfanden in der Regel ein Grauen vor der Schwere dieser Verletzung und vor der Hoffnungslosigkeit der Prognose.<sup>3077</sup> Bauchschüsse wurden häufig wegen der manchmal äußerlich nur winzigen, sichtbaren Verletzungen nicht als solche erkannt, und es kam vor, dass derart Verwundete zunächst kaum Schmerzen oder Symptome hatten, ihr Zustand sich dann aber plötzlich verschlechterte.<sup>3078</sup> Deutsche Feldärzte schrieben Verwundete mit Bauchschüssen sehr häufig frühzeitig ab.<sup>3079</sup> Damalige Experten kritisierten, dass diese Verletzten oft zu spät operiert oder zu weit zurückgeschickt wurden, „so dass sie [erst] nach zwanzig oder mehr Stunden zur Erstversorgung kamen“,<sup>3080</sup> womit sich eine Operation erübrigte und die Patienten „nicht [mehr] angefasst“ wurden, wie Rothe schilderte. Bereits vor dem Russland-Krieg, der die vorhandenen Transportprobleme noch verschlimmerte, herrschte unter deutschen Feldärzten die Tendenz vor, „Bauchverwundete möglichst rasch ‚nach hinten‘ zu schicken, wobei sie dann oft im Niemandsland ärztlicher Fürsorge – auf dem Transport – verstarben oder sich ... ihr dann tatsächlich unabwendbares Schicksal entschied.“<sup>3081</sup> Hinzu kam, dass den meisten Chirurgen in den vorderen Frontabschnitten während des gesamten Krieges die Zeit fehlte, Bauchschussverletzte tatsächlich innerhalb von 12 Stunden nach ihrer Einlieferung zu operieren, da ein solcher Eingriff mindestens zwei- bis dreimal so viel Zeit in Anspruch nahm wie etwa eine Gliedmaßenamputation.<sup>3082</sup> Die „Richtlinien für die Versorgung Verwundeter in den vorderen Sanitäts-Einrichtungen“ gaben sogar vor, dass die Operationsreihenfolge sich nicht nur nach der Dringlichkeit zu richten habe, „sondern auch nach den zeitlichen Möglichkeiten“. Bei hohem Verwundeten-

<sup>3075</sup> Vgl. FpBf Otto H., 21.1.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 188: „Am schlimmsten sind die Verletzungen, die die Bauchhöhle betreffen und die Därme verletzen, meistens aussichtslos trotz aller Mittel, die zu Gebote stehen.“

<sup>3076</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 421.

<sup>3077</sup> Ebd., S. 429. Der spätere Apotheker und damalige Leutnant Heinze merkte dazu im Interview zu den Kämpfen in der Normandie an: „Viele lagen auch mit Bauchschuss. Und das ist das Schlimmste, was es gibt.“

<sup>3078</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 430.

<sup>3079</sup> Vgl. Eckart: Agonie, S. 110: „Viele Fälle, insbesondere Hirn- und Bauchschüsse, waren ohne jede Hoffnung: ‚Weiter, der nächste: Bauchschuss. Aussichtslos. Einen Verbandsfetzen auf die Einschussstelle und beiseite gelegt. Der nächste.‘“ Eingeschobenes Zitat nach Plivier: Stalingrad, S. 44f.

<sup>3080</sup> So der Königsberger Chirurg, Prof. Arthur Läwen, bereits im Jahr 1940, zit. in: Janessen: Arzt im Krieg, S. 424.

<sup>3081</sup> Ebd.

<sup>3082</sup> Ebd.

aufkommen „dürfen nicht einige wenige große Operationen, deren Erfolg fraglich ist, die Zeit für die operative Versorgung zahlreicher anderer, leichterer Verwundeter wegnehmen<sup>3083</sup>“, hieß es. Häufig starben Bauchschussverwundete trotz Operation, wenn z. B. vom Chirurgen aufgrund schlechter Lichtverhältnisse und in der Unruhe frontnaher Ereignisse eine kleinste Verletzung des Darms übersehen wurde.<sup>3084</sup> Die Gründlichkeit, mit der Bauchschusswunden untersucht, durchgesehen und behandelt werden sollten, war an vorderster Front nicht zu leisten. Daher wurde von vornherein, auch von oberster Stelle, den aussichtsreichsten Patienten Priorität bei der Operation eingeräumt, so dass dies für die anderen Schwerstverletzten meist das Todesurteil bedeutete. Festzuhalten bleibt, dass in der Kriegszeit etwa die Hälfte aller Bauchschussverletzten starb, ehe sie von einem Arzt angesehen wurden.<sup>3085</sup> Von denen, die einen Hauptverbandsplatz oder ein Lazarett erreichten, und bei denen eine Operation unternommen wurde, lag die Sterblichkeit beim deutschen Heer im Osten jedoch trotzdem noch zwischen sechzig und fast achtzig Prozent.<sup>3086</sup> Gegen die häufig nach Bauchschussoperationen auftretenden Wundinfektionen, gab es auf deutscher Seite noch kein Antibiotikum in Form von Penicillin.<sup>3087</sup> Infektionen wurden nur mit weniger wirksamen Sulfonamiden behandelt, so dass viele an den Wundinfektionen starben.<sup>3088</sup> Das Fazit ist, dass viele deutsche Soldaten mit einer fortschrittlicheren Methode, die es bereits gab, hätten gerettet werden können, auch Bauchverletzte.<sup>3089</sup> So aber verzeichnete das Heer immer noch eine Letalitätsrate wie im Ersten Weltkrieg.<sup>3090</sup>

<sup>3083</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 57.

<sup>3084</sup> Janessen, S. 425.

<sup>3085</sup> Ebd., S. 431.

<sup>3086</sup> Ebd., S. 431f. Die Sterblichkeit bei derart Verletzten, die den Sanitätsdienst erreichten, lag damit „immer noch in der Größenordnung der Sterblichkeit dieser Verwundeten im ersten Weltkrieg. Ein Fortschritt in der Bauchchirurgie vom ersten zum zweiten Weltkrieg war also nicht festzustellen.“ Im Vergleich dazu hatten US-Soldaten, die 1944/45 durch Bauchschüsse verwundet worden waren, eine wesentlich bessere Überlebenschance. Es starben unter den dort herrschenden, günstigeren Bedingungen nur 26 %. Bei deutschen derart Verwundeten verzeichneten die Ärzte eine wesentlich größere Schock-Bereitschaft, die sie auf wochenlange Strapazen bereits vor ihrer Verwundung zurückführten (u. a. auf lange Märsche, Kämpfe, Schlafmangel, Hitze, Staub, Durst, einseitige Ernährung, Durchfälle, Läuse, extreme Kälte). Die US-amerikanischen Soldaten führten anfangs im Sommer Krieg, und zwar in Italien und Frankreich, wo sie weniger extremen Witterungsbedingungen ausgesetzt waren als die Wehrmachtsangehörigen. Außerdem handelte es sich bei ihnen um relativ ausgeruhte und gut ernährte Soldaten, die sich zudem auf ihr überlegenes Kriegsmaterial, vor allem auf die Luftunterstützung verlassen konnten. Ebd.

<sup>3087</sup> Vgl. Guth: Sanitätsdienst, S. 20: „Antibiotika standen nicht zur Verfügung; auf diesem Gebiet war die Forschung in Deutschland einen anderen Weg gegangen (Sulfonamidtherapie).“

<sup>3088</sup> Goldberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 62. Der Ausgang der Operation, der so genannten Laparotomie, hing auch von der Zeitspanne seit der Verwundung, der Zahl betroffener Bauchorgane und dem Ausmaß einer u. U. bereits vorhandenen oder einsetzenden Infektion ab. Waren mehrere Organe betroffen, verlängerte sich nicht nur die OP-Dauer. Auch die Infektionsgefahr stieg um ein Vielfaches. Fischer: Notchirurgie, S. 62.

<sup>3089</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 462. Zu Bauchschussverletzten ebd., S. 457 – 462.

<sup>3090</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 20.

Dr. Bötcher erklärte die hohe Zahl von Bauchschüssen: „Bauchverletzungen waren häufig, denn von vorn gesehen ist der Bauchraum die größte Fläche, der fängt am meisten auf.“<sup>3091</sup> Die sofortige und endgültige Bauchoperation konnte vielen Verwundeten das Leben retten, weil sie die Blutung zum Stillstand brachte und die Infektionsgefahr beseitigte. Ein baldiger, postoperativer Abtransport wurde meist auch gut überstanden.<sup>3092</sup>

Unter Landsern kursierte die Parole, „vor einem Angriff nichts mehr zu essen,“ so Koschorrek:

„Bei einem Bauchschuss mit leerem Magen und Därmen soll die Chance, durchzukommen, weit größer sein als umgekehrt. Niemand wusste genau, ob es stimmt, aber es klang plausibel. Viele Landser, unter ihnen auch ich, hielten sich daran.“<sup>3093</sup>

Einige Interviewpartner berichteten von der großen Angst, nicht nur verwundet, sondern unversorgt liegen gelassen zu werden<sup>3094</sup>, so auch Gottschalk:

„Die Gefechte wurden dann insofern schlimm, weil, wenn man verwundet worden wäre ... oder in Gefangenschaft und man liegt dann draußen, bei den Temperaturen, dann konnte man von vornherein sagen: ‚Also, hier brauchst du dich nicht mehr bewegen, is Schluss!‘ Also, davor hatte man Angst. Na, ich sage das mal so global. Nehm’ wa an, man is zehn, fuffzehn Meter von jemandem weg und jetzt kriegt man einen Schuss verpasst. So - jetzt kannst nicht schreien, gar nüscht. ... Da laufen hundert Leute vorbei, die seh’n den Mann gar nicht. Und wenn sie ihn seh’n, is schon vorbei. Ja? So möcht’ ich das mal darstellen. Natürlich, wenn ich im Ort bin oder im Gefecht selber und: ‚Hilfe, Sani! Hilfe! Helft!‘... Und dann keine Pferde, keine Schlitten, wie wollte man im kalten Winter... also das war aber echt sauer.“

Die Befragten Gottschalk, Müller und andere erlebten mehrfach Situationen, in denen der Verwundete auf das Sanitätspersonal warten musste, weil die Kameraden auf dem Vormarsch keine Möglichkeit oder keine Zeit hatten, sich um den Betroffenen zu kümmern:

„Und dann sind wir weiter, und dann kamen wir dann durch so ’n Gebüsch. Und da lag ’n Feldweibel von der 10. Kompanie - ich war bei der 12. - der hatte ’ne MG-Salve in ’n Arsch gekriegt, auf Deutsch gesagt. Der lag da: ‚Kameraden, helft, helft, helft.‘ Wir sind weiter. Da gibts kein Hin... dafür sind die Sanitäter verantwortlich, doch nicht der Angriffssoldat. ... Ja, wens ganz schlimm ist, aber der hat ja nur ’n paar Dinger da... (lacht) War ’n Heimatschuss für ihn.“

Die von Gottschalk geschilderte Begebenheit bezieht sich auf die ersten Tage des „Unternehmens Barbarossa“ Ende Juni 1941. Den Ausführungen des Befragten ist durchaus eine gewisse Schadenfreude gegenüber dem an misslicher Stelle verwundeten höheren Dienstgrad zu entnehmen, den er offenbar persönlich kannte. Vielleicht war der Vorgesetzte auch nicht gerade durch vorbildliches Verhalten seinen Soldaten gegenüber aufgefallen. Der von ihm verwendete Begriff „Heimatschuss“ darf nicht

<sup>3091</sup> Jakob Vogt (Dr. Bötcher), in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 240.

<sup>3092</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 62.

<sup>3093</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 272f.

<sup>3094</sup> Dazu auch Schütte in Abschn. 5.6. und weitere Befragte in Abschn. 5.9.

darüber hinwegtäuschen, dass auch dieser „so gut und schnell behandelt werden [sollte], dass er wieder zur Fronttauglichkeit führt“<sup>3095</sup>.“ Außerdem wurden weniger schwere Verwundungen zum Leidwesen der Betroffenen auch frontnah ausgeheilt, wie andere Befragte mitteilten.

Auch Ludwig erklärte im Gespräch, dass es dem einzelnen während eines Angriffs nicht möglich war, sich um verwundete Kameraden zu kümmern:

„Ich, der ich den Befehl habe: ‚Räumt die Häuser!‘ ... muss ... da hinein, wo ich nicht weiß, wer is dahinter. Und wenn da rechts neben mir und links neben mir meine so genannten Kameraden aufschreien, kann ich denen nicht helfen, sondern da muss ich mir helfen. Da muss ich sehen: Wie komm’ ich um die Ecke und jene Ecke und erschieße erst den?“

Die nachfolgenden Schilderungen offenbaren, dass eine Verlegung ins Heimatlazarett für die Betroffenen oft eine Art Kuraufenthalt darstellte und eine Ausheilung an der Front daher äußerst unbeliebt war. So berichtete Großmann in seinen Erinnerungen nach seiner Verlegung in ein Heimatlazarett in Berlin-Neukölln:

„Die Tage haben wieder ihre Namen und wir leben nach einem Kalender. ... Kaum zu glauben, das Zimmerthermometer zeigt 21 Grad. Noch vor drei Wochen verbissen sich 38 Grad Kälte unter der einzigen Decke, die scharf nach Pferdeschweiß roch. Und heute liege ich auf weißem Leinen und nicht auf einem Schneefeld. Drei Jahre habe ich mich in meinen Mantel eingerollt, das warme Daunebett entschädigt mich jetzt. ... Heute habe ich neuen Gips bekommen. In Kursk schiente man mir das Bein notdürftig mit dem Stück einer Dachrinne. In Warschau fraßen die Läuse unter dem Gips.<sup>3096</sup> Hier darf ich vielleicht bald aufstehen. ... Ich wundere mich, dass man sich so viel Mühe mit uns macht. ... Man bleibt stehen und fragt nach der Art der Verwundung, das tut wohl. Man wird gewaschen, gebettet, behandelt, man ist wieder irgendwer, heraus gespült aus der namenlosen Masse.“<sup>3097</sup>

Es ergibt sich ein starker Kontrast, vor allem für die Ostkämpfer, zwischen dem Frontsoldatenleben mit Strapazen, wie Läusen, Hunger, Hitze, Kälte, Schlammperioden, Krankheiten, primitiven Unterkünften, Grabenkämpfen, Granatfeuer mit permanenter Gefahr für Leib und Leben, und dem fast kurmäßigen Aufenthalt mit organisiertem Unterhaltungsprogramm, Familienanschluss und reichhaltiger Verpflegung in der Heimat, wie besonders Reschers nachfolgende Ausführungen belegen. Der an der Ostfront Verwundete schrieb am 23. Januar 1943 in sein Tagebuch, die Unterschiede von Front und Heimat seien so eklatant, dass er zunächst Schwierigkeiten bei der Eingewöhnung hatte:

„Wir kamen ... nach dem Teillazarett Ridorf auf ein nettes Zimmer, wo wir gleich mit einem leckeren Sonntagsessen empfangen wurden ... (ein lang entbehrter Genuss) ... ‚Mutti Wagner‘ spendierte dann noch Bohnenkaffee, Rotwein und Zigaretten. ... Nach dem Empfang frischer Wäsche fühlten wir uns wie neu geboren und die weiß bezogenen Betten wagten wir gar nicht zu benutzen,

<sup>3095</sup> Riedesser: Ethische Dimensionen, S. 210.

<sup>3096</sup> Vgl. Bentschen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 17: „Sie haben den [Bein-]Gips aufgeschnitten. Läuse! Es waren Läuse, die hatten die Wade rein blutig gebissen.“

<sup>3097</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 67f.

schliefen merkwürdigerweise die ersten Nächte auch gar nicht besonders. Das alles gab sich aber bald, und die Front mit Dreck, Kälte, Tod, Ungeziefer, Strapazen usw. lag wie ein böser Traum hinter uns.<sup>3098</sup>

Zunächst machte sich, neben der ungewohnt angenehmen Umgebung, auch so etwas wie ein schlechtes Gewissen gegenüber den weiterkämpfenden Kameraden an der Front breit: „Oft genug wanderten natürlich die Gedanken zurück zu den Kameraden, die ihren Rückzug fortsetzten mussten ohne Mühe und Rast.“<sup>3099</sup>

In der Heimat empfanden die Verwundeten und Kranken auch, dass sie für lange Entbehrtes entschädigt wurden. Rescher resümierte:

„Im Lazarett war die Betreuung wirklich vorbildlich. Jeden Monat kommt die NSV<sup>3100</sup> mit den bekannten Tüten. Dabei gab es oft wertvolle Bücher. ... Freitags war regelmäßig Kinobesuch und oft fanden Sonderveranstaltungen statt.“<sup>3101</sup>

In diese Zeit fiel auch ein besonderer Besuch in die Nähe von Bad Bevensen, den Rescher in einem Brief vom 10. Februar 1943 ankündigte: „Am Sonntag fahren alle Lazarettinsassen übers Land zum Kaffee und gutem Essen beim Bauern; das ist eine allmonatliche Einrichtung.“<sup>3102</sup> Von den Erlebnissen dort berichtete er seiner Frau in seinem Brief vom 15. Februar 1943:

„Wir sind in der kleinen Stadt Bevensen wirklich ganz groß aufgenommen und bewirtet worden. Früh gegen 9 Uhr, als der Zug einfuhr, spielte ein Trommler- und Pfeiferkorps der HJ, und Pimpfe und Jungmädels sangen. Alsdann wurden wir auf die einzelnen Familien verteilt zu einem oder zweien. Von jedem Hause war jemand da und nahm seine Soldaten in Empfang. Helmut Nestler und ich kamen zu einem kleinen Bauern, der 7 (sieben!) Kinder hat, von 3 bis 16 Jahren. Trotzdem wurden wir sehr ordentlich aufgenommen und bewirtet. Gleich gab es Frühstück (wie zu Hause) mit Schinken, Eiern und Wurst. Mittags war der Hunger nicht sehr groß, aber die Suppe mit Eierstich, Salzkartoffeln mit Schoten und Karotten sowie Rippchen und Pudding mit Erdbeeren hat trotzdem geschmeckt. Die Hauptveranstaltung war von 15 Uhr ab in einem großen Saal, wo alle Verwundeten (150) mit ihren Quartierswirten an langen Tafeln Platz fanden. Eine Marinekapelle spielte, die üblichen Ansprachen folgten und dann brachten Gesangsverein, Turnerinnen und eine Schülerkapelle in buntem Wechsel viele, zum Teil sehr nette, Darbietungen. Zwischendurch gab es Kaffee und prima Kuchen in rauen Mengen. Zum Schluss wurden belegte Brot gereicht und jedem noch Abendbrot mitgegeben. Vorher war noch eine Verlosung von Büchern, Spielen, Zigaretten usw. Also, alles in allem sehr schön und jeder stieg gegen 20 Uhr hoch befriedigt in den Zug, wohin wir von unseren netten Gastgebern noch begleitet wurden.“<sup>3103</sup>

Bevölkerung und NS-Organisationen leisteten in der Rekonvaleszenzphase durch ihre moralische Unterstützung einen aktiven Beitrag und beteiligten sich indirekt am

<sup>3098</sup> Rescher: Heimat!, TB, 23.1.1943, S. 116.

<sup>3099</sup> Ebd.; vgl. Brief v. Manne, in: Restloser Einsatz, S. 85: „Ich wünsche nun euch zu Hause viel Glück und Euch an der Front, dass es Euch auch bald so gut geht wie mir und ihr wieder daheim in einem ordentlichen Bett schlafen könnt.“

<sup>3100</sup> NSV – NS-Volkswohlfahrt. Sie organisierte auch das Winterhilfswerk und die Kinderlandverschickung.

<sup>3101</sup> Rescher: Heimat! TB, 23.1.1943, S. 116.

<sup>3102</sup> Bf. v. K. Rescher v. 10.2.1943, in: ebd., S. 120f.

<sup>3103</sup> Bf. v. 15.2.1943, in: ebd., S. 121f.

Genesungsprozess des einzelnen. Sie hielten es für ihre Pflicht, verwundete Frontkämpfer fürstlich zu bewirten und auch sonst bei Laune zu halten. Auch damit wurden diese wieder fronttauglich. Die Ablenkung mit Urlaubsatmosphäre sorgte für Erholung vom harten Frontleben und vorübergehendes Vergessen des Erlebten. Ähnlich verhielt es sich bei manchem während des Heimaturlaubes (s. Abschn. 9).

Bereits während des Transportes ins Reich, beim Anblick deutscher Landschaft und Sauberkeit, überkamen manche Soldaten Glücksgefühle, wie Wolfgang Daser aus einem Heimatlazarett in einem Brief an seine ehemaligen Mitschüler Ende 1941 schrieb:

„Als ich mit meinen verwundeten Kameraden die Grenze nach Ostpreußen hinein überfuhr, da sangen wir plötzlich: O Deutschland hoch in Ehren. Diese blühenden Auen, diese deutschen Männer, Frauen und Kinder, diese sauberen Häuser und Bauernhöfe. Wie ist unser Deutschland schön. Noch nie habe ich dies so stark empfunden. Die Heimat empfing mich und meinen Kameraden mit ihrer ganzen Liebe und Fürsorge. Die ersten Lazarettwochen in Deutschland kamen uns wie ein Traum vor. Zuviel Elend hatten wir in Russland gesehen um gleich das Schöne fassen zu können.“<sup>3104</sup>

Der kaum zu beschreibende Kontrast zwischen dem Frontleben in der Sowjetunion, das den einzelnen Soldaten zum Mitglied einer „namenlosen“ Masse mit Kälte, Dreck, fehlender Hygiene, mangelnder Ernährung und fehlender Geborgenheit verdammt und der Schönheit der blühenden deutschen Landschaft, den sauberen Menschen, gepflegten Häusern und Höfen und fürsorglicher, persönlicher Behandlung im Lazarett trug sofort zur Stimmungsaufhellung der Verwundeten bei.

Es gab jedoch Beratende Ärzte, die der nationalsozialistischen Ideologie gegenüber besonders aufgeschlossen waren. Sie lehnten an höherer Stelle einen derartigen „Schlendrian“ genesender Frontsoldaten ab und monierten, dass eine solche Einstellung „in der Zeit des totalen Krieges“ nicht tolerierbar sei. Einer von ihnen, Prof. Gutzeit, notierte in einem Bericht: „Die Kranken lungern herum und spielen Karten, besuchen benachbarte Kinos.“ Er stellte eine „Verweichlichung der Kranken, Absinken der militärischen Haltung, Beschwerdefreudigkeit“ fest und empfahl „statt des täglichen Ausgangs ... einen gemeinsamen Ausmarsch mit frischem Gesang ... insbesondere Kampflieder.“<sup>3105</sup>

Bernecker ertrug die schweren Kämpfe und ihre Begleiterscheinungen nur bis November 1944. Er erwähnte auch die Umstände seines Transportes und teilte seine Beobachtungen auf dem HVPI mit:

„Am 2. November gab es bei mir einen Kurzschluss, ich erlitt einen Nervenzusammenbruch, war auf einmal weg und ‚lag in den Binsen‘. Mit einem Panjewägelchen fuhr man mich mit Verwundeten zum HVP. Dort herrschte Hochbetrieb, so dass den Ärzten keine Zeit blieb, sich um Kranke zu kümmern. Auf dem Haupt-

---

<sup>3104</sup> Brief von Wolfgang Daser v. 10.11.1941, in: Restloser Einsatz, S. 51.

<sup>3105</sup> Zit. in: Leven: Quellen zur Geschichte des Sanitätswesens, S. 29.

verbandssplatz sammelte sich das Elend, hier erhielten die Verwundeten die erste Notversorgung von den Ärzten, die Tag und Nacht auf den Beinen waren, wenn eine Schlacht im Gange war. Er lag so nah wie möglich hinter dem Kampfgeschehen. Hier trafen die Verletzten, falls sie noch laufen konnten, zu Fuß ein, wurden in einer Zeltplane hingeschleppt oder mit Panjewagen, Schlitten und Sankas hingefahren, wenn ein Gefährt vorhanden war. Meistens hatte der Truppenarzt vorne die erste Hilfe geleistet, notdürftigen Verband angelegt und eine Morphiumspritze verabreicht, um die Schmerzen zu lindern. Dem Verwundeten wurde ein Etikett mit roter Umrandung am Waffenrock befestigt, es enthielt die Informationen des Arztes. Bei schlechter Jahreszeit war der HVP in einem Haus oder Kellerraum untergebracht. Es roch nach Karbol und Schweiß. Hier lagen sie, die armen Tröpfe, in einer Decke oder auf Stroh, sofern vorhanden. Sie wimmerten, fluchten, bis sie an die Reihe kamen, hatten Fieber und schrien vor höllischen Schmerzen. Die Sterbenden schob man zur Seite, bis sie erlöst waren. Erstes Gebot bei den Verletzten: Verbluten, Gasbrand, Infektion und Tetanus vermeiden. Bei Venenverletzungen wurde ein Druckverband angelegt, bei Arterienverletzung zwischen Wunde und Herz abgebunden. Den Lungenverletzten legte der Arzt einen luftdichten Verband an zum Atmen. So rasch wie möglich beförderte man die Verwundeten nach hinten in ein Feldlazarett. Viele starben unterwegs. Was das Sanitätspersonal auf den HVPs leistete, grenzte manchmal ans Unmögliche. Sie arbeiteten oft unter Beschuss. Sie sahen den Tod in vielerlei Gestalt, an ihrer Kompetenz, ihrem Einsatz und ihrer Aufopferung hing so manches Menschenleben, das gerettet werden konnte. ... Persönlich glaube ich, dass die Leistungen dieser Männer nie genug gewürdigt und anerkannt wurden. Sie waren wirklich Helden, aber davon sprach kein Wehrmachtsbericht. Die Propaganda sprach nur von Siegen, aber in diesen Schlachthäusern gab es bekanntlich nur Besiegte.<sup>3106</sup>

Nachdem ihm ein Etikett mit grünem Rand am Knopfloch befestigt worden war, wurde Bernecker per Sanka nach Frauenburg ins Ortslazarett gebracht, wo sich sein Zustand bereits etwas besserte:

„Je mehr es nach rückwärts ging, je mehr beruhigten sich meine Nerven und der schaukelnde Geländewagen ließ mich sanft einschlummern. Endlich mal wieder meine verlausten Klamotten vom Leibe haben und in einem weißen Bett ruhen können! Dass man mir soviel Beachtung schenkte, damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Das hier war eine andere Welt, hier wurde man wieder Mensch und als solcher behandelt.“<sup>3107</sup>

Diejenigen, die per Sanka als Leichtverwundete in ein Lazarett hinter der Front kamen, genossen diese Aufenthalte, wie Bernecker nachfolgend ausführt:

„Die leichten Fälle standen in der Reihe wie beim Essenfassen. ... ‚Ab nach hinten‘, das bedeutete für mich Lazarettaufenthalt mit allem Komfort: Entlausung, warme Stube und Klo, weiße Betten, warmes Essen, Schlaf, Waschgelegenheit, elektrisches Licht, Marketenderwaren, saubere Wäsche, andere Menschen und ... ein lächelndes Frauengesicht. Lauter Dinge, die wir armen Frontschweine lange Zeit entbehren mussten. Diesen zweiten Lazarettaufenthalt konnte ich mit allen möglichen Schikanen auf 49 Tage ausdehnen, ich war ja in dieser Hinsicht kein Anfänger mehr.“<sup>3108</sup>

Bernecker hatte in diesem Fall nicht nur kräftig nachgeholfen, um der Hauptkampflinie zu entkommen – er war mehrfach aus einer Höhe von 1,50 auf eisglatten Boden

<sup>3106</sup> Ebd., S. 283.

<sup>3107</sup> Ebd., S. 284.

<sup>3108</sup> Bernecker: Generation, S. 332.

gesprungen, um sich „einen Knöchel oder ein Bein zu brechen“<sup>3109</sup>. Es gelang ihm auch, die als Erholung empfundene Zeit im Lazarett mittels nächtlicher Märsche durch die Eiseskälte, die er als Kirchgänge tarnte und durch Manipulation des Fieberthermometers zu verlängern, um nicht sofort wieder an die Ostfront zurückgeschickt zu werden.<sup>3110</sup>

Zwischen Lazarett und Fronteinsatz kamen die Patienten üblicherweise in die Gensendenabteilung des Feldlazarettes, „wo meistens ein achttägiger Genesungsaufenthalt in einer Krankensammelstelle [anstand].“ Bernecker schrieb über diese Zeit: „Die Männer waren alle froh, dass ihnen noch eine kurze Frist verblieb, bevor sie wieder in Dreck und Kälte lagen.“<sup>3111</sup>

Koschorrek, der viele Monate unter widrigsten Bedingungen und ohne feste Unterkunft an der Ostfront zugebracht hatte, bevor er verwundet wurde, staunte am 2. Weihnachtstag 1942 in einem Lazarettzug „über die Reichhaltigkeit der Gaben,“ und stellte fest: „Alles Dinge, die wir schon monatelang entbehren müssen. Auch Zigaretten sind reichlich dabei.“<sup>3112</sup> Dennoch war ihm bewusst, dass eine Verwundung „im Grunde nichts weiter [bietet] als eine Verschnaufpause zwischen den Fronteinsätzen.“<sup>3113</sup>

Deutsche Militärärzte, das Sanitätspersonal, aber auch der gesamte Apparat des Deutschen Roten Kreuzes haben während des Krieges unter widrigsten Umständen – das gilt besonders für die Ostfront – viel Leid lindern helfen. Aber die Rolle der Ärzte im Zweiten Weltkrieg und auch in anderen kriegerischen Auseinandersetzungen, war zwiespältig: „Mit der ‚Revolution der deutschen Medizin‘ ist die Verantwortung des Mediziners für den ‚Volkskörper‘ über das gesundheitliche Schicksal des einzelnen gestellt worden.“ Ärzte machten sich zum Teil zum Instrument des Staates, dann wurde „dieser einzelne Mensch völlig benutzt im Interesse der Gemeinschaft,“ so Dr. Bötcher (Jakob Vogt),<sup>3114</sup> der zu folgendem Schluss gelangte:

„Die Medizin hat ihm die Menschen, ihre Leiden und Hoffnungen, nicht aber die Politik und die Gesellschaft näher gebracht, deren autoritärer Gemeinschaftssinn so wenig widerspiegelt von der individuellen Beziehung zwischen Arzt und Patient.“<sup>3115</sup>

Auch einige Soldaten stellten sich manchmal Fragen nach dem Sinn der ärztlichen Kunst im Krieg:

<sup>3109</sup> Ebd., S. 331.

<sup>3110</sup> Ebd., S. 333. Bernecker bekam aber nicht nur eine Angina mit hohem Fieber, sondern wurde auch nach seiner Heimkehr ins Elsass jedes Jahr von dieser Krankheit heimgesucht.

<sup>3111</sup> Ebd., S. 335.

<sup>3112</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 181.

<sup>3113</sup> Ebd., S. 183.

<sup>3114</sup> Jakob Vogt (Dr. Bötcher), in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 234f.

<sup>3115</sup> Ebd., S. 234.

„Wer mag wohl der Arzt gewesen sein, der mich im Feldlazarett von Kastnoje im Januar operiert hat? Ich möchte ihm gern danken und sagen, dass ich wieder laufen kann. Die Ärzte haben Unmenschliches geleistet und unter primitivsten Bedingungen gearbeitet. Aber sie machen uns nicht gesund, sondern nur wieder einsatzbereit, denn der Krieg geht weiter. Indem sie uns helfen, leisten sie dem Krieg Vorschub und schaffen noch größere Wunden. Mein Cousin ist nach Genesung von einem Oberschenkelschuss im Kaukasus gefallen. Mein Onkel wurde nach der Entlassung aus einem Lazarett von einer Granate zerrissen.“<sup>3116</sup>

Der HVP wurde von einer Sanitätskompanie eingerichtet und verfügte über einen erfahrenen Chirurgen sowie einen chirurgisch ausgebildeten Arzt. Obwohl hier die erste und oft auch endgültige fachchirurgische Behandlung eines Verwundeten vorgenommen wurde,<sup>3117</sup> erklärte Dr. Bötcher, warum auf einem HVP keine größeren chirurgischen Eingriffe erfolgen durften:

„Für die große Operationstätigkeit waren wir nicht da. Einige Kilometer weiter vorn hatte der Truppenarzt Erste Hilfe geleistet und den Verwundeten einen Verband angelegt. Wir machten den Verband ab, schauten, ob wir die Verwundung sanieren konnten, und dann kamen die Verletzten sofort weiter, manchmal zehn, manchmal zwanzig Kilometer auf Pferdefuhrwerken nach hinten zur nächsten Verladestation. Wie weit, das hing davon ab, wo es Wasser gab. Wasser braucht man überall, wo medizinische Hilfe geleistet werden soll.“<sup>3118</sup>

Noteingriffe wurden auf dem HVP nur vorgenommen, um den Weitertransport des Verwundeten zum Feldlazarett sicherzustellen. Die wichtigste Aufgabe des auf dem HVP eingesetzten Sanitätspersonals bestand darin, aus einer Vielzahl eingelieferter Verwundeter „sofort die Operationsdringlichkeit des einzelnen zu erkennen und so die größtmögliche Überlebenschance zu bieten.“<sup>3119</sup> Für die übrigen Verwundeten konnten sich dadurch erhebliche Behandlungsverzögerungen ergeben. Es galt, die Front schnell von Verwundeten zu entlasten und die vorderen Sanitätseinrichtungen stets aufnahmebereit und beweglich zu halten. Jeder Verwundete hatte – zumindest theoretisch - Anspruch auf bestmöglichen und schnellsten Abtransport und baldige endgültige Versorgung.<sup>3120</sup>

Das deutsche Sanitätswesen war auf den Krieg im Osten nur sehr bedingt vorbereitet. Es stellte sich heraus, „dass die mit Pferden bespannte Sanitätskompanie für den Bewegungskrieg denkbar ungeeignet war, weil sie den schnellen Truppen nicht folgen konnte und so selten zum Einsatz kam.“<sup>3121</sup> Lediglich die Panzertruppe hatte entsprechende Vorkehrungen getroffen, damit ihr gesamter Sanitätsdienst mit den schnellen Truppen Schritt halten konnte. Auch dauerte der Abtransport der Verwundeten mit Pferdefuhrwerken erheblich länger als der mit Sanitätskraftwagen. Den Westalliierten war diese Form des Transportes vollkommen fremd. Sie verfügten ausschließlich über

<sup>3116</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 75.

<sup>3117</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 55.

<sup>3118</sup> Jakob Vogt (Dr. Bötcher), in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 240.

<sup>3119</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 55f.

<sup>3120</sup> Ebd., S. 61.

<sup>3121</sup> Guth: Der Sanitätsdienst der Wehrmacht, S. 15f.

Sanitätsfahrzeuge. Auch ihre Geschütze wurden nicht – wie auf deutscher Seite bis Kriegsende vielfach üblich – mit Pferden, sondern mithilfe von Fahrzeugen bewegt. Die deutsche Seite befand sich auch diesbezüglich noch auf dem Stand des Ersten Weltkrieges.<sup>3122</sup> Durch gegnerische Einwirkung auf die Straßen „im Rücken der kämpfenden Truppe“ stiegen diese Schwierigkeiten besonders in Russland erheblich an.<sup>3123</sup> Zu dem Umstand, dass im Osten russische Angriffe auf deutsche Lazarette geflogen wurden, erklärte Rothe:

„Wir waren 'ne Pferde bespannte Division. Unsere Wagen waren im Winter weiß gestrichen und nachher, im Frühjahr, haben wir Tarnfarbe bekommen. Und Rot-Kreuz haben sie nicht ‚gesehen‘. Der Russe hat ja drauf geschossen! Für den war es ja 'ne Zielscheibe. ... Das wurde [sogar] weggelassen, weil 's keinen Sinn hatte. Das ist denn doch zu sehen: das Rote Kreuz auf weißem Grund.“

So wie Rothe erlebten viele andere die schwierigen Zustände im Osten. Der Arzt Dr. Heinz Brandt spricht nachfolgend für viele Betroffene:

„In Russland habe ich keine Rotkreuzbinde getragen, denn wir wurden wie jede andere Kriegseinheit beschossen – auch aus dem Hinterhalt. Wir hatten sogar den Eindruck, dass das Rote Kreuz ein besonders beliebtes Ziel für die russischen Schützen gewesen ist. ... Auch unsere Fahrzeuge waren in Russland mit dem heeresüblichen Tarnanstrich versehen. Darauf war zwar ohne weißen Grund ein rotes Kreuz aufgemalt, doch diente das lediglich zur Kennzeichnung für die eigene Truppe, um den Ort der medizinischen Hilfeleistung zu markieren.“<sup>3124</sup>

Am 14.1.1942 trug die DRK-Schwester Anneliese Kaut in ihr Tagebuch ein: „Russische Flugzeuge bombardieren uns. ... Schon längst haben wir die Rotkreuzzeichen überall abgemacht. Sie dienen den Russen als Zielscheibe.“<sup>3125</sup> Massive Bombardierungen hatten sogar zur Folge, dass Lazarette komplett verlegt werden mussten.<sup>3126</sup> Russische Ärzte beklagten, dass auch deutsche Flugzeuge gezielt russische Lazarette, die mit dem Roten Kreuz gekennzeichnet waren, beschossen haben sollen. Nachfragen in Gesprächen mit den russischen Interviewpartnern ergaben aber, dass solche Angriffe „als gezielte Maßnahme gegen eine Sanitätseinrichtung keineswegs immer klar erkennbar sind,“ und einige der russischen Ärzte im Interview einräumten, nicht selbst Zeugen solcher Vorfälle gewesen zu sein, sondern nur „davon gehört“ zu haben.<sup>3127</sup> Fliegerangriffe auf Lazaretteinheiten kamen an allen Fronten und bei allen Krieg führenden Parteien vor, auch im Westen (s. Abschn. 6). Bei Verwundetentransporten im Osten mussten die Betroffenen jedoch häufig mit der Waffe in der

<sup>3122</sup> Ebd., S. 20.

<sup>3123</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 53.

<sup>3124</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 529.

<sup>3125</sup> Kaut: Eine von vielen, S. 45.

<sup>3126</sup> Vgl. ebd. S. 46f., 21.1.1942: „Wir müssen woanders hin. Die russischen Flieger greifen wieder an. Sie bomben alles kaputt. Die meisten Patienten sind entlassen oder verlegt.“ Am 24.1. heißt es: „... die Russenflieger [kommen] wieder und werfen Bomben. Plötzlich fällt mir ganz langsam die Wand entgegen.“ Das Lazarett wurde am 25.1.1942 verlegt.

<sup>3127</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 527.

Hand vor gegnerischen Angriffen, besonders von Partisanen, geschützt werden.<sup>3128</sup>

Herr Rothe berichtete von einer grausigen Begebenheit bei der Verlegung des Verbandsplatzes seiner Kompanie von Ivanovka nach Krasnikut/Krasnyj Luč an der Mius-Front. Er erzählte, dass die Truppe im Januar 1943 in der Ukraine angekommen war und der Zwischenfall sich im Februar ereignet habe und leitet ihn, wie so oft bei anderen Gelegenheiten auch, mit den Worten ein:

„Ja, und das können Sie sich nicht vorstellen. Ich sage, was ich jetzt Ihnen erzähl'... Sie hörens, aber nachvollziehen können Sie 's sowieso nicht. Das kann keiner nachvollziehen. Wir hatten 'n Hauptverbandplatz in... der Ort hieß Ivanovka. Und, na ja, denn gings weiter zurück. Und ... der Ort hieß Krasnikut, das war vor Krasnyj Luč. Und die halbe Kompanie war schon vorgezogen. Die lag schon da. Und wir kamen von Ivanovka drauf zu, kamen über 'n Hügel. Und da war der Schusswechsel im Gang zwischen unserer halben Kompanie. ... Wir [wurden] nachts überfallen, von einer russischen Truppe. ... Und da sind gefallen der Stabsarzt, Dr. K., ich habs hier auch aufgeschrieben und der Oberarzt, Dr. Z., ein Kamerad und noch mehrere verwundet. Und – das war 'n langgestrecktes Dorf. Die waren von hier (zeigt) eingedrungen, an dieser Seite lag die Veterinärkompanie. Die haben zwölf Tote gehabt. Und der Dienstgrad, den hatten wir gerade abgestellt, der hatte sie versorgt. Die haben in einem Zimmer gelegen. Und was da hinterher, wie 's da ausjesehen hat, darüber möcht' ich nicht sprechen. Der Dienstgrad und auch die Verwundeten, die da gelegen haben, haben nicht mehr gelebt, aber über den Zustand möcht' ich nicht sprechen. ... Nein, so schlimm... [die waren so zugerichtet], das können Sie sich nicht vorstellen!“

Rothe ergänzte, dass die Einheit zur „Selbstverteidigung ein MG 42 und auch jeder 'n Karabiner“ gehabt habe.<sup>3129</sup> Wahrscheinlich ist aber, dass die Voraustruppe der Kompanie die Waffen aufgrund des Überraschungsangriffs nicht einsetzen konnte und keine Gelegenheit hatte, sich gegen die wohl auch in Überzahl auftretenden Russen zu wehren. Offenbar hatte sich, neben einigen Ärzten und dem Sanitäter, bereits ein Teil der Verwundeten aus Ivanovka auf dem neuen Verbandsplatz befunden, die bei dem Überfall ebenfalls getötet und anscheinend verstümmelt worden sind. Über den grausigen Anblick, der sich Rothe und den anderen Ärzten und Sanitätern bot, schwieg der Befragte. Wie er später hinzufügte, wolle er nicht pauschalisieren und den Eindruck erwecken, dass diese Form der Angriffe bei den Russen an der Tagesordnung war:

„Da sprech' ich nicht drüber, ... das möcht' ich nicht. Denn es is ja so, die das getan haben, waren nicht *die* Rote Armee, das waren nicht *die* Russen. Das war vielleicht eine kleine Gruppe, ... die 's bei uns auch gegeben hat und das könnte, das könnte man verallgemeinern, und das möcht' ich nicht. ... Sie wissen ja, ich hab Ihnen gesagt, das war ein grausamer Anblick, und das genügt.“

Was die Angreifer bewogen hat, die deutschen Gegner nicht nur zu töten, sondern an ihnen noch weitere Grausamkeiten zu verüben, ist wohl heute nicht mehr eindeutig zu klären und liegt im Bereich der Vermutung. Völkerrechtsverletzungen wie diese wurden im OKW von einer eigenen Abteilung untersucht und dokumentiert.

<sup>3128</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 55.

<sup>3129</sup> Besonders im Osten waren die Sanitätskompanien wohl auch deshalb waffentechnisch ausgerüstet, weil sie keine humanitäre Rücksichtnahme in Bezug auf ihren Sanitätseinsatz zu erwarten hatten.

Tatsächlichen oder angeblichen Übergriffen, auch auf deutsche Sanitätseinrichtungen, wurde sehr gewissenhaft nachgegangen. Das gleiche galt für die Leichname verstümmelter deutscher Soldaten, die von Gerichtsmedizinern untersucht wurden, um herauszufinden, „ob die Verstümmelungen noch zu Lebzeiten der Soldaten oder an den bereits Toten vorgenommen worden sind ...“<sup>3130</sup>

Durch solcherlei Vorfälle und andere Einwirkungen wurde Rothes Einheit erheblich dezimiert. Zwei Stabsärzte, die gleichzeitig in direkter Folge Kompaniechefs waren, starben bei russischen Luftangriffen auf deutsche Lazarette. Er bilanziert, dass die Kompanie in Frankreich und nach dem Transport an die Mius-Front am 3. Januar 1943 aus 180 Kameraden bestanden hätte. Im August 1944 seien von der ursprünglichen Truppe „keine 20 [mehr]“ da gewesen. Die Einheit sei jedoch mit Älteren, auch Ärzten, „meistens 39-, 40jährige“ aus der Heimat aufgefüllt worden, so der Informant.

Von seiner Aufgabe als Sanitäter im Osten erzählte Rothe, man habe eben in dem Milieu gelebt, war eingebunden, jung und ausgelastet, jeder mit seiner eigenen Aufgabe beschäftigt. Er sei auf dem Hauptverbandsplatz mit der Erstversorgung betraut gewesen. Transportfähige „wurden gleich rückwärts verlegt ins Feldlazarett.“

Zunächst war Rothe jedoch seit 1941 als Sanitäter in Frankreich eingesetzt gewesen. Er berichtete über diese Zeit und auch über die Unterschiede zwischen dem Sanitätsdienst im Westen und im Osten:

„Als Soldat kamen wir, also wir haben abgelöst eine Division, die kam in den Raum Leningrad. Und der zuvor die Röntgenabteilung gemacht hat, der hat mich eingewiesen, nur drei Stunden. Das ging ganz schnell. Die wurden verladen, wir waren da. Und wir haben übernommen OP, Labor und so weiter. ... Und wir hatten eine sehr gute drogistische Ausbildung. Die Drogistenfachschole für ganz Ostpommern war in Kösslin. Da waren wir jede Woche einmal, und wir wurden ausgebildet in Farben, Photo, Kosmetik und natürlich ... Gesundheitspflege ... Und – ja, und jetzt die Röntgensachen hab ich natürlich... ich habe in der Schule auch gelernt Blutkreislauf und dies und jenes. Und da hab ich 's gesehen. Und ich will Ihnen sagen, ich habe Spaß dran oder nicht Spaß dran gehabt, [sondern] das hat mich interessiert. Wenn irgendwie ein besonderer Fall war, kam der Pathologe aus Rouen, und ich bin denn mit rein gegangen und hab zugeguckt und hab noch gesehen, wie der Mensch aufgeschnitten wurde. Das brauchte ich nicht, das hab ich so gemacht, aus eigenem Interesse. ... Naja, das kann nicht jeder. Man muss Motivation haben. Ich meine, wo ich [in] Stettin zur Schule war, da waren manchmal so 'ne Kerle, die kamen in 'n OP, da lag einer, dem wurde der Bauch aufgeschnitten, die sind gekippt. ... Ich nicht, ich kann alles. Mir macht das nichts aus. ... Ich seh' das als: dem Menschen wird geholfen. Nich wir [Sanitäter] töten den Menschen, sondern wir helfen dem Menschen.“

Die abschließenden Ausführungen offenbaren den zuvor bereits angedeuteten Widerspruch, in dem sich Ärzte, Krankenschwestern und Sanitäter befanden: dem zwischen ärztlicher Tätigkeit und der Wiederherstellung des Verwundeten für einen erneuten Fronteinsatz. Die politisch-historischen Ereignisse nahmen keine Rücksicht auf derar-

<sup>3130</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 529.

tige Widersprüche, und die ersten militärisch gegliederten Sanitätseinheiten Ende des 19. Jhs. wurden damals als Fortschritt der Humanität betrachtet. Bis dahin waren verwundete Soldaten auf Schlachtfeldern praktisch unversorgt geblieben.<sup>3131</sup> Rothe thematisierte diese Schwierigkeiten nicht. Stattdessen sei er froh gewesen, dass er damals eine gute Spezialausbildung zum Drogisten und Sanitäter erhalten und entsprechend vielen Menschen helfen konnte, ohne selbst am Gesehenen zu verzweifeln. Im Interview zeigte Rothe Nüchternheit im Umgang mit Verwundeten. Dieser Nüchternheit verdankte er, dass er nicht nur Verwundete und Kranke versorgen, sondern auch im OP assistieren und hospitieren konnte. Für ihn stellte der Sanitätsdienst eine humanitäre Verpflichtung dar. Dem Pathologen bei seiner Arbeit zuzusehen, entsprang in Rothes Fall nicht einem voyeuristischen Interesse, sondern dem Wunsch, mehr über das Funktionieren des Wesens „Mensch“ zu erfahren. Er gleicht hier dem Wissenschaftler, der zu neuen Erkenntnissen gelangt. Aber nicht nur Männer waren diesem Beruf nicht immer gewachsen, wie Rothe von Kameraden berichtete. Schade-Bartkowiak beschrieb drei unterschiedliche „Helfertypen“, darunter eine Kollegin:

„Sowas wie sie passt eigentlich nicht hierher, in diese raue Männerwelt. ... Da sind die Mädels im Frieden in ein Mutterhaus eingetreten, mit viel Idealismus und Nächstenliebe beladen, wollten pflegen, ... und nun finden sie sich wieder in den Turbulenzen eines Krieges, der sie ängstigt und ihnen körperlich und seelisch zu viel abverlangt.“<sup>3132</sup>

Die zweite Kategorie schilderte sie als „geladen mit Energie und Lebenslust, ausgestattet mit einer gesegneten Wurschtigkeit, flink und widerstandsfähig und völlig unbelastet von Gefühlen jeglicher Art.“<sup>3133</sup> In die dritte Gruppe ordnet sie die „perfekte Schwester“ ein: „Es sind die aktiven, meist älteren Semester. Sie bekleiden die Ränge der Stations-, Operations- und Oberschwestern. Ihre Zahl ist nicht allzu groß.“<sup>3134</sup> Dennoch notierte Schade am 31.1.1943, dass auch erfahrenere Kolleginnen den Kriegswirren nicht immer standhalten konnten:

„Von dem Transport der zehn älteren Mutterhausschwestern ... waren nur noch drei da. Die anderen mussten wieder zurückgeschickt werden, weil sie physisch und psychisch d e m hier nicht gewachsen waren.“<sup>3135</sup>

Von sich selbst sagte sie: „Ich habe viel zu viel Gefühl, um ungerührt zu bleiben,“<sup>3136</sup>

<sup>3131</sup> Vgl. Janessen: *Arzt im Krieg*, S. 18f., zum Problem von Menschen in helfenden Berufen, im Krieg: „Sollen sie sich jeder Einbindung in militärische Operationen verweigern? Oder sollen sie im Gegenteil zu den Kriegen hingehen, gewissermaßen als letzte Rettungsanker der Menschlichkeit inmitten von Zerstörung und Hass? Wer stellt sich in all den Kriegen dem angstvollen oder flehenden Blick der Verwundeten, die an der Schwelle zum Tode stehen, und gibt Hoffnung, wenn nicht die Ärzte? Doch muss ein Arzt nicht verzweifeln angesichts des täglichen Elendes, das ihn im Krieg umgibt?“

<sup>3132</sup> Schade-Bartkowiak: *Sag' mir, wo die Blumen sind*, S. 77f.

<sup>3133</sup> Ebd., S. 78.

<sup>3134</sup> Ebd.

<sup>3135</sup> Ebd., S. 79.

<sup>3136</sup> Ebd.

hielt aber den Belastungen an der Ostfront stand. Auch Frau Summ empfand Mitleid mit ihren Patienten: „... Da hat man schon mit g'litte', gell, die junge' Mensche' oder die Familienväter, des war halt auch schwierig [für die].“ Rothe, der von sich sagte, „immer nach vorne zu schauen“, war das Gefühl der Rührung im Einsatz fremd. Aus seinen Ausführungen spricht jedoch keine Gefühlskälte, sondern ein gewisser Selbstschutz, der ihn vor Mitleid und psychischen Belastungen bewahrte und ihm erlaubte, seinen Beruf weiter souverän auszuüben.<sup>3137</sup>

Angesprochen auf die Unterschiede zwischen einem Lazarett in Russland und in Frankreich reagierte Rothe etwas aufgebracht und meinte:

„Ach nein, das ist doch kein Vergleich! Kann man nicht vergleichen. Da [in Frankreich] haben wir einen OP gehabt, da haben wir ein Labor gehabt. Da wurde gearbeitet wie in einer Klinik. ... Und in Russland, da haben wir doch heut' in diesem Dorf gearbeitet, da, das war doch alles behelfsmäßig. Alles improvisiert. Da hat 's doch keinen OP und nichts gegeben. Da wurde alles... Wissen Sie, da wurden Blutübertragungen gemacht so... Ich hab Blutgruppe Null, als Beispiel. Wir waren auf'm Rückzug, [da] mussten ja auch die Verwundeten versorgt werden. Da war 'n Verwundeter, Schwerverwundeter, der brauchte Blut. Und wir waren registriert. Wir haben nur Blut gespendet, wenn es unbedingt nötig sein musste. ... So, und da war einer, der hatte 'ne komische Blutgruppe. Ich hab Blutgruppe Null. Dann musste ich, da kam eine Pferdekanüle, hätt' ich bald gesagt, kam rein, das Blut lief raus wie aus der Wasserleitung, natürlich kleiner, in einen Emailletpf, halben Litertopf, da kommt denn so Zitronenverbindung rein, damit das nicht gerinnt, und der hats dann gleich eingespritzt bekommen, und es ging weiter. Also nicht, dass ich 'ne halbe Stunde gelegen habe, sondern ich hab 'n halben Liter Blut gegeben und denn, das war alles auf 'n... Das können Sie sich ja gar nicht vorstellen.“

Die von Rothe beschriebene Methode der Bluttransfusion gehörte innerhalb der Wehrmacht zu den „fortschrittlicheren“, denn in der Regel wurde das Blut direkt vom Spender in die Vene des Verwundeten übertragen. Hinsichtlich der Bluttransfusionen spricht Janessen aber von eklatantem Versagen seitens des deutschen Sanitätswesens. Obwohl es bereits Blutkonserven gegeben habe, seien diese in Frontnähe im Krieg gegen Russland nicht zum Einsatz gelangt. Dies hing offenbar mit der Transport- und Temperaturempfindlichkeit von Konservenblut zusammen. Aufgrund der begrenzten Haltbarkeit konnte ein Masseneinsatz wegen des oft wochenlangen Weges von Spenderblut in die vordersten Frontlinien nicht erfolgen.<sup>3138</sup> Bei den Sanitätsdiensten der Roten Armee sah das ganz aus. Dort verfügte man über einen Vorrat an Blutkonserven, was die Blut-Direkt- oder Indirektübertragung wie Rothe sie beschrieb, entsprechend selten werden ließ. In der Wehrmacht war es üblich, gesunde Soldaten, aber auch Leichtverwundete und Angehörige der Sanitätsdienste als Spender heranzuziehen. An Freiwilligen mangelte es nicht, und die Blutgruppe war sowohl auf der Erkennungsmarke jedes Soldaten als auch in seinem Soldbuch

<sup>3137</sup> Vgl. Bamm: Unsichtbare Flagge, S. 41.

<sup>3138</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 457.

eingetragen.<sup>3139</sup> Dennoch bleibt festzuhalten, dass die in deutschen Sanitätsdiensten „übliche Form der direkten Blutübertragung im Vergleich mit der Transfusion von Blutkonserven der russischen und auch der westalliierten Sanitätsdienste altmodisch war und Blut deshalb auch nie in ausreichender Menge zur Verfügung stand.“<sup>3140</sup> Die in der Wehrmacht angewandte Direktübertragung hatte, außer der Umständlichkeit gegenüber dem Anlegen einer Blutkonserve einen weiteren großen Nachteil: Krankheitserreger aus dem Blut des Empfängers konnten auf den Spender übertragen werden.<sup>3141</sup> Janessen kommt zu dem Schluss: „Auf dem Gebiet der Bluttransfusion hat das Sanitätswesen der deutschen Wehrmacht unter großen Menschenverlusten eine Schlacht verloren,“ und meint, dass viele deutsche Soldaten hätten gerettet werden können, „wenn gleich bei Einlieferung auf dem Hauptverbandplatz großzügig Blut transfundiert worden wäre,“<sup>3142</sup> wobei die Sanitätsoffiziere das Recht hatten, jeden Wehrmachtsangehörigen als Blutspender heranzuziehen.<sup>3143</sup> Es gab auch die Möglichkeit, Blutersatzflüssigkeiten (z. B. Tutofusin) zu verwenden<sup>3144</sup>. Wahrscheinlich standen diese an der Ostfront jedoch ebenfalls nicht in großen Mengen oder überhaupt nicht zur Verfügung.

Es wird deutlich, dass Rothe die Verwundeten als Sanitäter in Frankreich unter Friedensbedingungen „voll versorgen“ konnte, während er in Russland die Erstversorgung gleich hinter der Front unter erschwerten und völlig unzureichenden Bedingungen durchführen musste (dazu auch Rothes Ausführungen in Abschn. 6). Häufig wurde bei Verwundetentransporten im Osten ebenfalls improvisiert: Der Abtransport erfolgte nicht immer in Sanitätskraftwagen, sondern auch mittels einfacher Lkws<sup>3145</sup>, oder es wurden sogar Pferdefuhrwerke eingesetzt, wie das folgende Foto zeigt:

---

<sup>3139</sup> Ebd., S. 459.

<sup>3140</sup> Janessen: *Arzt im Krieg*, S. 459f. In Stalingrad gab es kurze Zeit nach der Einschließung bereits keine Blutspender mehr, weil die in Frage kommenden Spender schon zu geschwächt waren. Daher wurde verschiedentlich Blut von gerade Verstorbenen direkt auf die Verwundeten übertragen.

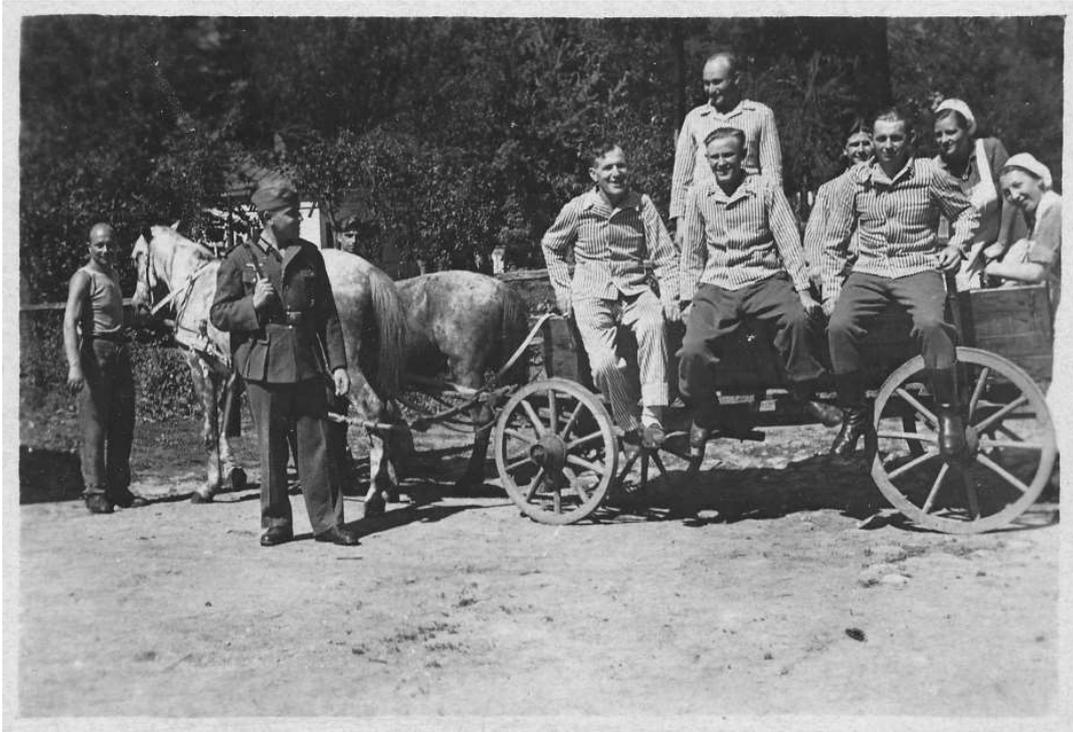
<sup>3141</sup> Ebd., S. 460.

<sup>3142</sup> Ebd., S. 462.

<sup>3143</sup> Guth: *Sanitätsdienst*, S. 20.

<sup>3144</sup> Ebd.

<sup>3145</sup> Gurn: *Einsatz von Sanitätskraftfahrzeugen*, S. 119.



Der Pferdepfleger, Adam – ein Zivilist – beim Verwundetentransport im ukrainischen Shitomir im Sommer 1943. Hinten auf dem Bild, Erika Summ (Zweite von rechts). Vorne die abzutransportierenden offenbar leichter Verwundeten. Der Pferdepfleger Adam hat, Frau Summ zufolge, „viel zur Auflockerung des oft bedrückenden Lazarettalltags beigetragen.“ Foto: Erika Summ, PrArlW

Transportfähige Verwundete wurden in ein Feldlazarett oder in die Heimat verlegt, während die Verwundeten in Frankreich bis zu ihrer völligen Genesung in demselben Lazarett bleiben konnten.<sup>3146</sup> Rothe ergänzte:

„Und wir haben nur gehabt, wo ich schon gesagt hab, die Schwerverwundeten, die nicht transportfähig waren, und wo man wusste, sie... die denn da... da ... war denn immer 'n Heldenfriedhof, die denn da auf den Heldenfriedhof kamen. Ja, der Arzt hat operiert, und die haben denn gelegen, bis sie transportfähig waren.“

Den Vergleich zwischen Frankreich und Russland führte der Informant noch weiter aus und meinte: „Na, da [in Frankreich] hatten wir die Geräte, so wie in der Klinik. ... Und hier [in Russland] war alles improvisiert.“ Den Unterschied beschrieb er „wie Tag und Nacht.“ Jede Aktion an der Ostfront habe immer unter „Gefahr“ durchgeführt werden müssen. Unterwegs habe es ständig „Fliegerbeschuss“ gegeben. Wie viele ande-

<sup>3146</sup> Während der Kämpfe im Westen kam es aber im Sommer 1944 ebenfalls zur behelfsmäßigen Einrichtung von Verwundetensammelstellen. Unter ständigem alliierter Beschuss war es kaum möglich, die Verwundeten zu versorgen oder abzutransportieren. Vgl. Großmann: Granatsplitter, S. 106: „Auf dem Rückweg zum Gefechtsstand kam ich bei der Verwundetensammelstelle vorbei, die behelfsmäßig eingerichtet war; ein Notlager unter einem zerschossenen Dach. Es handelte sich durchwegs um Schwerverwundete, die für mich ein Problem darstellten, da wir sie unmöglich mitnehmen konnten. ... Ich zweifelte an ihrem Durchkommen; Bauch- und Kopfschüsse. ... Auch Amerikaner befanden sich unter den Schwerverwundeten; sie waren nicht mehr ansprechbar und rangen mit dem Tode. Ich befahl 2 Sanitätern, alle Verwundeten in den Keller zu schaffen und bat sie, bei den Verwundeten zu bleiben. ... Die beiden Sanis sollten sich um die Kameraden kümmern, sie notdürftig versorgen und dem Ami übergeben, damit sie schnellstens in ein Lazarett eingeliefert werden könnten.“

re Zeitzeugen fügte er an: „Aber das is Krieg gewesen.“ Den Nachschub bezeichnete er als „geregelt“, man sei auch „nicht immer direkt auf 'm Rückzug“ gewesen, sondern sei an der Mius-Front, in Krasnyj Luč, ein halbes Jahr eingesetzt gewesen, so dass eine gewisse Regelmäßigkeit eingetreten sei. Trotzdem sagte er einschränkend:

„Wissen Sie, Sie sind im Einsatz. Das ist doch nicht so, als wenn Sie hier im Betrieb 'n Acht-Stunden-Tag haben! ... Das is Krieg! Wissen Sie, im Krieg, da is es alles anders als in Greifswald in der Klinik oder [als] in Frankreich in der Klinik. ... Wir haben [Verbandsmaterial] gehabt. Der Nachschub kam. Wir haben keine Schwierigkeiten mit dem Nachschub jehabt. Ob das Spritzen waren – Sie wissen ja, Tetanus-spritzen – oder ob das Schienen waren, wurde ja jeschient und so weiter oder Verbandsstoffe. Also ich hab nicht einmal erlebt, da ... Ja, [Verpflegung] haben wir auch jehabt. Ja. Also mit dem Nachschub hat 's jeklappt, verpflegungsmäßig, ... ja, das Problem war hauptsächlich, wo ich jesagt habe, in diesem Gebiet vor Stalingrad, wo 's minus 41 [Grad] war. Und trotzdem, ich weiß ja auch nicht, wie das möglich ist, wir haben gehabt warme Mäntel, wir hatten Stiefel, über die Stiefel hatten wir noch Filzstiefel oder Strohtiefel und so weiter. ... [Ich hab keine jehabt]. [Kleidung] haben wir auch jekriegt. Ich weiß auch nicht, wie das alles so schnell anjekommen ist. Das war ja auch nicht meine Aufgabe. Aber es war da. ... Trotzdem hat 's natürlich Erfrierungen gegeben. Es gibt Erfrierungen ersten, zweiten und dritten Grades. Naja, auf jeden Fall, doch, da waren viele ... bei drei, zum Beispiel, isses so gewesen, das ist passiert, das merken Sie nicht, da fasst einer ans Ohr und hat 's Ohr in der Hand, fasst an die Nase und hat die Nase in der Hand. Das spüren Sie nicht – bei dieser Kälte. Das ist ja nicht so wie hier. Das ist eine ganz trockene Kälte. Der Schnee flimmert, und Sie merken das nicht. Sie spüren das überhaupt nicht, die Erfrierungen, das spüren Sie erst, wenn Sie ins Warme kommen oder wenn Sie irgendwie, wie ich schon sagte, an dem... In dem Moment nicht, wo Sie die Erfrierung haben, [ist das nicht schmerzhaft], ... aber hinterher ja. Wenn Sie 's [abgefrorene Ohr] sofort in den Mund nehmen, können Sie's annähen. ... [Bei uns kam das] selten [vor]. Die kommen ja denn gleich nach hinten, wissen Se? Die werden ja gleich... Wir waren ja nur die Erstversorgung.“

Auf die Bemerkung der Interviewerin, was er erzähle, sei aber für einen heutigen Zuhörer „ziemlich schrecklich“, und wie er selbst dies denn erlebt habe, antwortete Rothe in seiner nüchternen Art: „Was heißt schrecklich? Wenn Sie vorne sind, gibt 's kein Wort ‚schrecklich‘. ... Ich hab keine Empfindung da. Sie haben da keine Empfindung. Gefühle und Empfindungen gibt 's da nicht.“ Die Aussagen von Rothe und nachfolgend auch von Summ, aber auch der von Verwundung oder Krankheit im Krieg betroffenen Interviewpartner, verdeutlichen, dass die Versorgung Schwerverletzter und Kranker an der Front alles andere als einfach war. Dazu schrieb der damalige Medizinstudent Walter, der nach einem halbjährigen Frankreichseinsatz seit November 1941 im strengen russischen Winter an der Ostfront Dienst tat, in das Rundbuch:

„Ihr alle habt es ja auch erlebt, der eine längere, der andere kürzere Zeit; und Ihr habt auch alle wohl in der Zwischenzeit die ‚Sanis‘ mehr schätzen gelernt; die Waffenfarbe, die in der Heimat mehr oder weniger belächelt wird. Wie mancher Infanterist sagte – als wir ihn herausholten – ihr habt doch noch einen schwereren Dienst als wir.“<sup>3147</sup>

Rothe berichtete, dass es in der Sanitäterschaft an der Ostfront auch solche gab, die

<sup>3147</sup> Rundbucheintrag v. Walter (2), 14.4.1943 in: Restloser Einsatz, S. 97.

im OP assistierten. Auf dem HVP fanden jedoch, wie erwähnt, nur Notoperationen statt. In der Regel wurden größere Operationen erst im Feldlazarett durchgeführt und die Verwundeten nach der Erstversorgung vom HVP dorthin transportiert.

Ohnehin bereits Verwundete konnten sich Erfrierungen auch während des Transportes ins Lazarett zuziehen. Einen solchen Fall, der dem Rothes sehr ähnelt, schilderte die DRK-Schwester Anneliese Kaut in einem Tagebucheintrag vom 11.1.1942 von der russischen Südfront:

„Wir scheinen Frontgebiet zu sein. Die Eingelieferten kommen nicht mehr aus Feldlazaretten oder von Hauptverbandplätzen, sondern ganz frisch vom Kampfplatz. Am schlimmsten sind die Verwundeten dran, die im Schlitten transportiert werden müssen. Sie kriegen fast alle Erfrierungen. Einer hält sein abgefrorenes Ohr in der Hand, es bricht einfach ab. Er spürt gar nichts. Die Schmerzen kommen erst beim Auftauen in warmen Räumen. Entsetzlich.“<sup>3148</sup>

Es kam häufiger vor, dass auch frisch Verwundete, die zuvor noch keine Erstversorgung erhalten hatten, im Lazarett aufgenommen werden mussten, etwa nach Fliegerangriffen in der unmittelbaren Umgebung oder nach Partisanenüberfällen. Das Feldlazarett, das bis 1943 zu jeder Division gehörte, befand sich mindestens 25 – 30 Kilometer hinter der vordersten Linie und war in festen Gebäuden eingerichtet. Es bot 200 – 300 Schwerverwundeten Unterkunft, Behandlung und Pflege. Hier konnten die chirurgischen Eingriffe vorgenommen werden, die – wie auch Bötcher erklärte - auf dem HVP nicht möglich waren. Notwendige sterile Operationen sowie die Unfallchirurgie konnten nach friedensmäßigen Grundsätzen zur Ausführung kommen.<sup>3149</sup> Diejenigen, die im Lazarett nicht ausgeheilt werden konnten, wurden zum Weitertransport in die Kriegslazarette vorbereitet.

Neben den Krankenkraftwagen (Sankas), die das Haupttransportmittel beim Abtransport Verwundeter darstellten, setzten die Deutschen im Osten außer den bereits genannten behelfsmäßigen Lkw auch Panjewagen und Schlitten ein. Nicht nur wurde durch die längere Transportdauer der Zeitpunkt erster chirurgischer Wundversorgung verzögert. Der oft stundenlange Transport bereitete Schmerzen und zehrte an den Kräften der Betroffenen. Aber auch die Sankas waren oft nur unzureichend beheizbar. Zusätzlich bestand die Gefahr einer Kohlenmonoxidvergiftung,<sup>3150</sup> und, wie von Kaut angesprochen, von Transportschäden in Form von Erfrierungen und Unterkühlung. Erfrierungen waren ein Stereotyp an der Ostfront. Auch im Lazarett, in dem Frau Summ als Schwester arbeitete, wurden Erfrierungen behandelt:

„Viele [hatten Erfrierungen]! Weil die ja im Matsch ware', und dann der Frost dazu. Wir haben viele noch amputiert, die ganzen... ah ja, die ganzen Zehen zum Teil, bis Mittelfuß weg! Das hatt' ma, also Erfrierungen hatte ma' viel. Manchmal [waren] bloß noch die Zehennägele dran. Waret scho' schlechte Sachen dann, grade

---

<sup>3148</sup> Kaut: Eine von vielen, S. 45. Am 19.1.1942, S. 46, berichtete sie von 58° C Kälte.

<sup>3149</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 67, 70.

<sup>3150</sup> Ebd., S. 48, 52.

der Matschkrieg. Und auf den hat ja der Russe g'wartet, damals! ... [Erfrierungen gabs] immer, immer wieder, ja. Und dann war oft auch die Bekleidung zu wenig. ... Und auch, wie die dann kame', und vor alle' Dinge, damals, in dem streng'e Winter, die viele Erfrierunge' damals, wo von dort [Stalingrad] kamen, wo die in die Stiefel beinah' eing'frore' sind, bis ma die Leut' dann wieder versorgt... Das hat halt furchtbar g'stunke! Dann hat man mal vorsorglich bloß zwei Zehe abg'nomme, und nachher hat man halt doch de' Vorfuß abnehme' müsse'.

In Abschn. 4.4 wurde bereits angesprochen, dass die Verbandsplätze mancherorts mit massenhaft auftretenden Erfrierungen aller Grade und anschließenden Komplikationen mehr belastet waren als mit der Versorgung der Verwundeten.<sup>3151</sup> Sowohl in Bezug auf die später in diesem Abschnitt beschriebene, an der Ostfront häufig auftretende Ruhr-Erkrankung als auch im Hinblick auf die massenhaften Erfrierungen bei der deutschen Truppe, ist eine Manipulation der Zahlen feststellbar, die das wirkliche Ausmaß der Zustände verschleiern sollte.<sup>3152</sup>

Die Frage, ob die vielen Amputationen, von denen Frau Summ sprach, wirklich erforderlich waren, oder ob es Alternativen gegeben hätte, um die Gliedmaßen zu erhalten, stellte sich auch der elsässische Soldat Bernecker und meinte:

„Es war bekannt, dass in den Feldlazaretten die Ärzte bei großem Andrang leicht amputierten. Das war viel einfacher und weniger zeitraubend, als lange komplizierte Flickereien. Leider wurden zu oft die Verwundeten zu spät eingeliefert und hatten schon Gasbrand.“<sup>3153</sup>

Auf die Frage, wie Erfrierungen behandelt wurden, erklärte Rothe: „Na, die [Erfrierungen hatten], haben weiter nichts als 'n trockenen Verband rumgekriegt und kamen weg. Sofort nach hinten, nich.“ Bei ihm ist – auch im Vergleich zu Summ –, immer wieder erstaunlich, wie er den Gedanken an die Gefahr verdrängte und jeden Verwundeten mit einer realistischen Einstellung und Nüchternheit versorgte:

„Wir haben [im Lazarett in Russland] gewusst, dass wir keinen Schutz haben. Da denkt man nich. Ich hab 's Ihnen ja schon mal jesagt: Wir haben keine Gefühle gehabt oder sonst was. Nich, die armen Menschen, die da lagen, haben einem vielleicht Leid getan. Für uns waren sie ein Verwundeter, waren sie einer, der versorgt werden musste. Ich kann ja nicht mit jedem Mitgefühl haben oder mit jedem... So was kann ja nicht sein. Da geht man ja bei den Gefühlen kaputt.“

Nicht nur Rothe erging es als Sanitäter so, sondern es ist auch ein Phänomen des Krieges im Allgemeinen, dass der Soldat nicht häufig zum Nachdenken kam. Andererseits trat besonders bei den Sanitätern anscheinend mit der Zeit auch eine Art Nüchternheit ein, die es ihnen ermöglichte, ihren Frontdienst überhaupt auszuführen,

<sup>3151</sup> Fischer: Der deutsche Sanitätsdienst 1921 – 1945, Bd. 2, S. 768 – 775.

<sup>3152</sup> Leven: Quellen zur Geschichte des Sanitätswesens, S. 26f.

<sup>3153</sup> Bernecker: Generation, S. 179. Goldberg, in: Schüddekopf, Krieg, S. 63, erinnerte sich auch daran, dass bei Infektionen auch deshalb häufig amputiert werden musste, „weil es keine Antibiotika gab,“ und daran, dass die Männer bei Amputationen nicht gefragt wurden: „Es wurde ihnen klargemacht, wenn nicht amputiert wird und die Infektion geht weiter, dann bist du weg. Mit einem Bein aber kann man leben.“ Einer seiner Kollegen „amputierte immer sofort, um ganz sicherzugehen.“ Viele dieser Amputationen seien „völlig überflüssig gewesen.“

wie Koschorrek bei einem Sanitäter seiner Kompanie erlebte:

„Ich stelle fest, dass der Sani seit Fritz Koschinskis Bauchschuss bedeutend härter geworden war. Wie schnell sich doch ein Mensch an das viele Blut und die bleichen Gesichter gewöhnen kann. Damals machte er noch einen verstörten und zittrigen Eindruck und war bleich wie der Tod, als er zu uns nach vorne kam. Jetzt zittern ihm nicht einmal mehr die Hände, und er benimmt sich, als würde ihn das alles nicht berühren. Oder täusche ich mich? Versteht er, es gut zu verbergen? Dann macht er es ausgezeichnet. Und es ist gut so. Ein Sani soll helfen und sich nicht mit Gefühlen belasten.“<sup>3154</sup>

Lichtenberg, der während eines Infanterieangriffs an der Ostfront zwar Angst verspürte, beschrieb, wie es ihm gelang, solche Gefühle zu verdrängen: „Aber man denkt im Grunde nicht viel, es ist Krieg, man ist dazwischen, und die anderen laufen auch.“<sup>3155</sup>

In welchem Zustand sich Soldaten mit Erfrierungen befanden, schilderte Dietrich, der versuchte einigen von ihnen zu helfen:

„[Und es] erfroren auch [viele]. Wir haben welche von der Höhe runtergeholt, die wussten noch nicht mal, das war Nachschub, die hatten noch nie Leute gesehen im Schneehemd. Ich hab mein Schneehemd übergezogen und hab immer gerufen: ‚Hierher! Hierher!‘ weil der Russe da immer hinschoss, da oben. ‚Hierher, hierher!‘ Da haben die auf uns geschossen. Dann haben wir die reingeholt. ... Die waren über Nacht ... gekommen, hatten sich in 'n Schnee gelegt. Da hatten wir 40 Grad Kälte. Können Sie sich ja vorstellen! Dann haben wir die runtergeholt von der... und haben sie bei uns in die Dings... ja, wieder aufgetaut. Da sind die rein, die haben... bbbbbb (bibbert), so haben die gezittert. Ja, wissen Sie, was da passiert ist? Die haben wir reingeholt, und dann fingen die an zu schreien. Da haben wir denen die Klamotten runtergerissen, die Hose, nicht wahr? Bis hierhin (zeigt) braun. Bein abgesägt! Dritten Grades! Naja, mit 'm Sanitäter oder 'nem Arzt oder was! Und denn ohne große Betäubung! Es gab ja keine Betäubungsmittel. Kriegt sie einen vor 'n Kopp, mit 'm Kolben. Ja, da waren sie betäubt. Und denn wurde abgesägt, und denn abgebunden und fertig. Und denn kamen sie ins Lazarett. ... Ja, Lazarett gab 's schon noch, aber das lag denn weiter zurück. ... Ja, Erstversorgung [machten wir da], sicherlich. Verband rum, soweit es ging. Beide ab, die Beine, Mensch. Sogar der junge Bengel. Die haben geschrien, haben gejammert. Wenn das jetzt auftaut! Wir haben zwar versucht, mit Schnee, haben gerieben und gemacht, aber das nützte nichts, das war schon dritten Grades, das war zuviel. Viele, wenn man 's gemerkt hat... Ich hab ja meine Füße auch mal, da bin ich denn beigegangen mit Schnee, und denn war das wieder gut. Genau wie mit meiner Nase! Ja, die waren so kaputt, ermüdet, und denn über 40 Grad Kälte. Die haben sich hingelegt, in 'n Schnee, die sind zusammengebrochen, nicht wahr, und wenn Sie da 'n paar Stunden liegen, zwei Stunden, drei, das langt ja schon. Das war ja Nachschub. Die waren ja frisch gekommen, aus Deutschland [oder] aus Belgien, glaube ich, die waren erst ausgebildet.“

Deutlich wird, wie wenig jüngere ostfrontunerfahrene Soldaten auf die unwirtlichen Witterungsbedingungen im russischen Winter vorbereitet worden waren. Offenbar hatte ihnen auch vor Ort niemand Anweisungen dafür gegeben, wie sie mit der Kälte am besten zurechtkamen und welche Vorkehrungen zu treffen waren, wenn sie längere Zeit draußen verbringen mussten. Mit Schneehemden waren sie nicht ausgestattet worden und verfügten offenbar auch nicht über angemessene Bekleidung. Die bereits

<sup>3154</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 308.

<sup>3155</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 109.

erwähnten, für den Winterkrieg vollkommen ungeeigneten Wehrmachtsstiefel und –  
schuhe (s. Abschn. 5.6) taten ihr übriges dazu, dass Füße, Unterschenkel und Beine  
erfroren. Aufgrund der Beinamputationen war der Krieg für die von Dietrich vor noch  
Schlimmerem bewahrten Kameraden zwar schnell vorbei. Was für ein beschwerliches,  
eingeschränktes Leben stand diesen jungen Männern jedoch bevor!

Wie wichtig der Truppenarzt innerhalb der Kompanie war, und welche Stütze er für die  
Truppe war, erklärt nachfolgend Bernecker:

„Mit oder ohne Fronterfahrung war er stets vorne und holte jeden schreienden  
Verletzten aus dem Feuer oder ließ ihn von seinen Sanis herausholen. Er  
versorgte sie ordnungsgemäß und setzte sich in jeder Lage durch. Das gab uns  
wieder einen moralischen Halt, wir wussten, dass wir im Ernstfalle versorgt werden  
würden, wenn wir Verletzungen erlitten. Der Dienstgrad spielte dabei überhaupt  
keine Rolle, hier war Mut und Selbständigkeit Trumpf.“<sup>3156</sup>

Der Arzt, Friedrich Goldberg, vermittelte einen Eindruck von den schweren  
Verletzungen, die er in einem großen Kriegslazarett in Polen zu behandeln hatte:

„Ich hatte allein dreihundert Patienten zu versorgen, das war soviel wie sonst ein  
ganzes Lazarett. ... In dem ganzen Komplex lagen zu den Zeiten, wo an der Front  
schwere Kämpfe waren, drei- bis viertausend Verwundete und Kranke. Es waren  
viele Schwerstverletzte darunter, die nur noch die halbe Schädeldecke hatten,  
denen beide Beine fehlten oder die keine Arme mehr hatten. Es gab Männer,  
denen war der Kiefer weg geschossen worden, anderen hatten Granatsplitter das  
ganze Gesicht zerfetzt, und es gab Verbrannte, denen hing die Haut in Fetzen  
herunter. Da ist nichts, was diese Kriegswalze einem Menschen nicht antun  
könnte. Die Phantasie reicht dazu nicht aus.“<sup>3157</sup>

Anhand Goldbergs Ausführungen werden der eklatante Ärztemangel 1944/45 und die  
Härte der Kämpfe deutlich, mit denen deutsche Soldaten versuchten, den Einmarsch  
der Roten Armee ins Reichsgebiet so lange wie möglich zu verhindern. Für die Ver-  
wundeten bedeutete dies, dass sie nach weitestgehender Wiederherstellung schnell  
wieder in den Einsatz kamen, um die hohen Verluste auszugleichen, wie Schüssler  
erinnerte:

„Zahlreiche Soldaten sind mehrfach verwundet, viele mit Gebrechen versehen, mit  
denen sie früher untauglich erklärt worden wären. Jetzt ist jeder recht, der den  
Parteistaat noch stützt, und die Durchhaltebefehle häufen sich und Vergehen  
werden immer grausamer bestraft.“<sup>3158</sup>

Ärzte gerieten im Krieg „in Konflikt mit militärischen Erfordernissen, die durch allge-  
meine taktische und strategische Überlegungen bestimmt sind, in denen das Schick-  
sal eines Einzelnen keine Rolle spielt.“<sup>3159</sup> Bernecker erlebte dies ähnlich:

„Auf Desertieren, Feigheit vor dem Feinde und Selbstverstümmelung stand die To-  
desstrafe. Der Kommandeur der HG Kurland, Generaloberst Schörner, ließ un-

<sup>3156</sup> Ebd., S. 323.

<sup>3157</sup> Goldberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 63.

<sup>3158</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 77.

<sup>3159</sup> Neumann: „Arzttum“, S. 1. Zur ambivalenten Tätigkeit des Militärarztes vgl. Riedesser:  
Ethische Dimensionen, S. 209 – 224.

barmherzig jeden erschießen, der ertappt wurde. Er führte die Befehle Hitlers genau durch. Uns wurde jeden Monat die Namensliste der Erschossenen zwecks Abschreckung bekannt gegeben. Der überall gefürchtete General säuberte hinten in der Etappe und in den Spitälern; alles, was laufen konnte, musste nach vorne, um zu kämpfen, selbst Leichtverwundete, deren Wunden noch nicht verheilt waren. Die Ärzte hatten strenge Anweisungen, ein glatter Armdurchschuss ohne Knochenverletzung z. B. brachte maximal drei Wochen Lazarettaufenthalt ein, dann gab es zwei Pflästerchen und ab ging es zur kämpfenden Einheit, die Wunde eiterte noch lange.“<sup>3160</sup>

Auch eine Entlassung aus der Wehrmacht aufgrund von Krankheit oder Verwundung war gegen Kriegsende sehr viel schwerer durchzusetzen. Ebenso hatten persönliche Schicksalsschläge vor den Belangen des Krieges zurückzustehen. Lützen, der im Frühsommer mit einer schweren Nierenentzündung aus Russland in die Heimat kam und dessen Eltern innerhalb eines Vierteljahres - am 14. Oktober und 22. Dezember 1942 – beide verstarben, wurde zur Bewirtschaftung seines Hofes ein Verwalter zugeteilt, damit er seinen Kriegsdienst weiter leisten konnte.

Bernecker beobachtete als Patient das Geschehen in einem Ortslazarett. Da er „nur“ einen Nervenzusammenbruch hatte, kümmerten sich die Ärzte zunächst um die Schwerverletzten:

„Ein süßer Geruch von Äther lag in der Luft. Bei diesem Betrieb hatten die Ärzte keine Zeit, Kranke meiner Art zu versorgen. Draußen spuckten die Sankas unaufhörlich Tragbahnen mit zerfetzten Körpern aus. Die Korridore im Keller und im Erdgeschoss standen voller Bahnen mit röchelnden oder schreienden Landsern. Ich hielt Ausschau nach bekannten Gesichtern, manche waren fahlgelb, blass, schmutzig und blutverschmiert oder nass vom Weinen, Brechreiz würgte mir im Hals. Ihre Hände waren schon wie Wachs und unter den schwarzen Fingernägeln saß noch der Dreck der Erde, in der sie sich festgekrallt hatten vor Angst und Schmerz. Sie sprachen verwirrt oder bettelten um Zigaretten, schrien nach Wasser und wir durften ihnen keins zu trinken geben. Sie kramten aus den Taschen Briefe oder Fotos heraus. Dann diese entsetzten flehenden Augen, die einen anstarrten als sähen sie schon in eine andere Welt. Sie dachten an die vielen Grabhügel mit Birkenkreuzen, die sie gesehen hatten, es war noch viel Platz in der russischen Erde! In diesen Stätten des Grauens erfolgte die Hauptversorgung mit Ausnahme spezieller komplizierter Fälle wie z. B. Kopfschüssen. Durchschnittlich waren vier Ärzte operativ tätig. Für sie hatte der Tag ebenfalls 24 Stunden. Man ging methodisch vor, um noch größeres Unheil zu verhüten. Zuerst schaute man sich die Verwundeten an, dann wurde aussortiert: Nach Schwere der Verletzung. Nach Dringlichkeit der Versorgung. Nach Aussichtslosigkeit. Den Aussichtslosen konnte höchstens der Divisionspfarrer noch tröstende Worte spenden, und dies kann noch als eine Gabe Gottes angesehen werden, denn die vielen, die draußen im Feld kripperten ohne Pfarrer und Arzt, hatten oft nicht einmal einen Kumpel bei sich, der ihre letzten Worte für die Angehörigen angehört hätte, der ihnen das Sterben hätte erleichtern können, ihnen die Augen zugeedrückt und die Erkennungsmarke abgebrochen hätte.“<sup>3161</sup>

Dr. Bötcher erinnerte sich an viele Fälle von Schwerstverletzten und präziserte, nach welcher Priorität diese versorgt und operiert wurden:

„Am schlimmsten waren die Verletzungen durch die Stalinorgel, die haben wir am

<sup>3160</sup> Bernecker: Generation, S. 275.

<sup>3161</sup> Ebd., S. 284.

meisten gefürchtet. Ein Durchschuss von der Gewehrkugel ist glatt, ein Metallsplitter von einer Granate reißt Fetzen. Wir waren ein Hauptverbandsplatz, kein Übernachtungsinstitut, und die ärztliche Versorgung war genormt. Wenn einer einen glatten Durchschuss und einen Verband hatte, wurde er von uns nur weiter verfrachtet. Ich ging jede Stunde durch die bei einem schweren Angriff sich immer wieder neu füllenden Reihen der Verwundeten, um zu unterscheiden: Wen mussten wir sofort dran nehmen und wo hatte es noch Zeit. Ein Hirnverletzter, der zwar furchtbar aussah, musste bis abends auf den Abtransport warten. Mit dem, was auf dem Hauptverbandsplatz vorhanden war, konnte man ihm nicht sehr viel helfen. Er kam weit nach hinten und wurde dort operiert. War da aber einer mit einem Bauchschuss, den musste ich sofort raus nehmen und als nächsten auf den Operationstisch bringen oder sogar eine laufende Operation unterbrechen, denn bei Bauchschüssen dringen Erde und Fetzen der Kleidung mit den Splintern in den Bauchraum. Die Infektionsgefahr ist sehr groß. Penicillin gab es noch nicht. Man musste alles tun, was man ohne Medikamente tun konnte: die Wunde ausräumen, nachoperieren. ... Jemand mit einem Durchschuss am Bein, der nicht blutete, den konnte man lassen, aber war eine Arterie durchschossen, musste operiert werden. Das spielte eine große Rolle.“<sup>3162</sup>

Dass Penicillin auf deutscher Seite erst nach dem Krieg zur Verfügung stand, kostete viele deutsche Soldaten, die an ihrer eigentlichen Verwundung sonst vielleicht nicht gestorben wären, aufgrund auftretender Infektionen das Leben. In den USA gelangte das bereits 1942 entwickelte Penicillin noch während des Nordafrikafeldzuges 1943 im US-amerikanischen Sanitätsdienst zur Anwendung. Während der Kämpfe in Sizilien 1943 erhielten amerikanische Verwundete Einblasungen von Penicillin-Sulfanilamid-Puder im vorderen Bereich. Die endgültige chirurgische Behandlung mit Verabreichung von Penicillin erfolgte dann bei Ankunft der Verwundeten in den Basislazaretten – Tripolis oder Sousse - und wurde drei bis 12 Tage nach der Verwundung durchgeführt. Die Anwendung von Penicillin trug zu einer erheblichen Senkung der Letalität bei.<sup>3163</sup> Sie kam auch britischen Soldaten zugute.

Ritter überlebte in der Ukraine einen Kopfschuss, der zu Komplikationen führte:

„[In Russland waren wir] bespannte Artillerie. Und ich bin das auch die ganze Zeit im Kriege geblieben, ich war nachher Nachrichtenoffizier. Also, bis zu meiner Verwundung bin ich vielleicht ungefähr gut 1000 km geritten. Der Russlandfeldzug begann im Sommer. Und ich wurde im Herbst verwundet. Ende August wurde ich verwundet. Ich hatte Kopfschuss, ich war also an und für sich nicht lebensgefährlich [verletzt], aber es war eine komplizierte Angelegenheit, und auf diese Art und Weise bin ich dann relativ lange in Deutschland gewesen, bis ich wieder rauskam.“

Ritter berichtete im Interview von seinem Abtransport als Verwundeter und von seiner sehr langwierigen Genesung der beschriebenen schweren Gesichtsverletzung, die er sich im Südabschnitt zugezogen hatte:

„... Ich hatte also eine schwere Kiefferverwundung, wurde mit Flugzeug, mit der Ju 52 ... von Balta [transportiert], das liegt noch in der Ukraine. Wir hatten den Dnjepr überschritten und die Bahnlinie durchbrochen und ich kam dann nach Jalta und bald nach Balta ins Lazarett, und die Kopfschüsse, die wurden alle mit Flugzeugen weggefliegen, die konnte man gar nicht behalten, und so kam ich dann nach Bukarest. Und da wurde mir der Splitter rausoperiert und ich hatte dann ganz

<sup>3162</sup> Vogt (Dr. Bötcher), in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 239f.

<sup>3163</sup> Fischer: Der deutsche Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1780.

hohes Fieber, und es ging mir eine Zeitlang ziemlich schlecht, und dann kriegte ich Kieferschienen, das ist ganz was Schönes, kann ich Ihnen nicht empfehlen, man kann dann nur noch flüssig leben, und der Mund wird einem zugebunden und mit 'm Schlauch schlürft man sein Essen so rein und dann wurden wir auf ein Lazarettsschiff verladen und sind die Donau aufwärts gestiegen. Ich kam dann wieder ins Lazarett, und dort wurde das also weiterbehandelt und schließlich entließ man mich, und ich ging also nach Verden zurück, in die Ersatzabteilung, zu meinem alten Regiment, und die haben erstmal Genesungsurlaub gegeben. Und als der Genesungsurlaub, der war drei Wochen, als der zu Ende war - das war nicht gut verheilt, also wurde das noch mal gemacht und auf diese Art und Weise dauerte das noch mal wieder drei Monate.“

Ritter bestätigte in seinem Bericht über seine schwere Verwundung die Angaben von Bötcher und anderen Ärzte, wonach Kopfschüsse erst einmal transportiert werden konnten und auch mussten, weil auf dem HVP keine Möglichkeit für derart komplizierte Eingriffe war. Es ist jedoch davon auszugehen, dass auf dem HVP oder im Feldlazarett eine erste kieferorthopädische Notversorgung (wahrscheinlich Schienung) erfolgt war, die wichtiger war als die frühzeitige chirurgische Wundversorgung, wie Fischer in einem Aufsatz erklärt:

„Bei Schussverletzungen von Gesicht, Kiefer und Hals erfolgten nach endgültiger Blutstillung und sparsamer Wundexzision eine Reposition der Frakturen sowie Situationsnähte der Weichteile. Auch ein primärer Wundverschluss konnte möglich sein. Vordringlich war die Herstellung und Erhaltung freier Atemwege.“<sup>3164</sup>

Die längere Ruhephase, die nach der OP erforderlich war – ein Rückzug, der ja auch das relativ frontnah gelegene Feldlazarett der Division betraf, hätte für die frisch operierten Betroffenen fatale Konsequenzen gehabt – war nur in einem Kriegs- oder Heimatlazarett gegeben. Die Einrichtung einer Sanitätsflugbereitschaft, die den Transport in ein weiter entferntes Krankenhaus, das unter weitgehend friedensmäßigen Bedingungen operieren konnte, gewährleistete, gehörte zu den wichtigsten Neuerungen im Sanitätswesen. Sie bestand aus fünf bis sechs Flugzeugen vom Typ Junker 52 (JU-S 52), die je zwölf auf Tragen liegende und vier sitzende Verwundete zugleich transportieren konnte. Als Zubringerflugzeuge von der Front zum Flugplatz wurden je vier Flugzeuge vom Typ „Fieseler Storch“ in der Sanitätsflugbereitschaft eingesetzt, die je zwei Verwundete aufnehmen konnten.<sup>3165</sup> Außerdem wurden zur Rückführung Verwundeter Lufttransportverbände eingesetzt. Diese transportierten per Flugzeug vier Fünftel aller Verwundeten.<sup>3166</sup> In Ritters Fall erfolgte nach der Notversorgung und der Herstellung der Transportfähigkeit der Weitertransport per Sanitätsflugzeug in ein Kriegslazarett in Rumänien. Erst dort wurde die endgültige OP durchgeführt, der eine Ruhephase folgte. Aufgrund auftretender Komplikationen betrug die Zeit zwischen Verwundung und Genesung in Ritters Fall etwa eineinhalb Jahre. Diese lange Phase

<sup>3164</sup> Fischer: Notfallchirurgie, S. 62.

<sup>3165</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 14.

<sup>3166</sup> Dierich: Sanitätswesen der Luftwaffe, S. 299 - 307.

der Rekonvaleszenz vom Spätsommer 1941 bis Frühjahr 1943 ersparte ihm jedoch nicht nur die harten Kämpfe in dieser Phase, sondern auch die witterungsbedingten Strapazen im Osten, wie etwa den harten Winter 1941/42. Zum Zeitpunkt seiner Verwundung, hatte Ritter seinen Angaben zufolge, bereits 1000 km zu Pferde in die Ukraine zurückgelegt, was die Strapazen offenbart, die Soldaten im Osten erlebten. Schweitzer erzählte von einer Beinverwundung, die aber nicht in einem Feld- oder Heimatlazarett, sondern in Frontnähe versorgt und ausgeheilt wurde:

„Also, ich fiel aus, und war nix mehr und war aber nur 'ne leichte Fleischwunde. Und ich kam auch nicht ins Lazarett. Unser Arzt war sehr gescheit. Der hatte hinten weiter, in einem Dorf, selbst so 'n kleines Lazarettchen aufgemacht. In so 'nem etwas größeren Haus, da hatten wir, weiß ich nicht, 12, 14 Verwundete, ... so leichte Fälle. Denn, wenn Sie weg waren, dann waren Sie von der Truppe weg. Wenn Sie erst mal im Kriegslazarett waren oder Feldlazarett und Kriegslazarett, dann gingen Sie auf dem Weg über den Ersatztruppenteil. Für die Leute war das sehr angenehm. Die wollten eigentlich gerne mit so 'nem Heimatschuss nach Hause, nich wahr?! ... [Meine Verwundung] [war] nich so schlimm. Der Knochen heil geblieben, bloß 'n Durchschuss oder so ähnlich, und 14 Tage im Bett, das war natürlich... [Und nach dem Ausheilen der Verwundung dachte man]: Und dann nach Hause! Dann gab's zumindestens erst mal drei Wochen Urlaub und so, ja? Das machte so unser nicht. Der hielt also die Leute bei der Truppe, und ich war denn da 14 Tage da hinten, inendienstfähig, und hab beim Tross Kartoffeln geschält oder irgend so was Ähnliches gemacht.“

Auch bei Erfrierungen war es üblich, die Betroffenen nicht ins Reichsgebiet zu schicken, sondern möglichst in der Nähe der kämpfenden Truppe zu versorgen, so dass 85 % aller Soldaten mit Erfrierungen nach der Ausheilung wieder an die Front kamen.<sup>3167</sup> Ludwig berichtete, dass er sich Erfrierungen und eine Lungenentzündung zugezogen und „kleinere Verwundungen“ erlitten hatte, u. a. einen Schädelbasisbruch. Auch bei dieser nicht gerade kleinen und bei Nicht-Behandlung sehr gefährlichen Verletzung, habe er „weitermachen können“, so der Befragte: „Das war auf, die haben mich verbunden und erst später hat man festgestellt, das war ein Schädelbasisbruch. Ich hätte still liegen müssen. Das macht man heute bei 'ner kleinen Gehirnerschütterung schon.“ Abgesehen davon, dass bereits eine Gehirnerschütterung keine Kleinigkeit ist und dabei die Gefahr von Hirnblutungen und Folgeschäden besteht, hat in Ludwigs schwerwiegenderem Fall zunächst überhaupt keine nähere Untersuchung stattgefunden. Vielleicht hatte der Betroffene selbst angedeutet, noch kampffähig zu sein, war daher nur notversorgt worden und meldete sich erst später mit Beschwerden, die dann abgeklärt wurden. Lützen, der mit einer schweren Nierenentzündung von Russland mit dem Lazarettzug nach Warschau kam, erzählte vom behandelnden Arzt, dass dieser nach Begutachtung des Patienten meinte: „Tja, Sie können ja wohl bald wieder zurück.“ Ein anderer Arzt erkundigte sich am nächsten Tag bei Lützen:

<sup>3167</sup> Janessen: *Arzt im Krieg*, S. 76. Weitere Berichte zu Erfrierungen und ihrer Behandlung vgl. Abschn. 5, 5.1, 5.5 und 5.6.

„Können Sie die Fahrt nach Deutschland sitzend machen?“ Nachdem der Befragte dies bejaht hat, und der erste Arzt davon Kenntnis bekam, meinte er: „Dann haben Sie aber Glück gehabt!“ Wie so oft, hing die Entscheidung von der Einstellung des jeweils behandelnden Arztes ab, wie auch Schweitzer zuvor verdeutlichte.<sup>3168</sup>

Dass Sanitäter nicht nur im ‚sicheren‘ Lazarett Dienst taten, sondern auch direkt an der Hauptkampflinie Verwundete bergen mussten, hat Gärtner erlebt, der dabei selbst zwei Verwundungen davontrug:

„Und dann [wurde ich] vor Leningrad eingesetzt – zuerst an vorderster Front, was also nicht so angenehm war, ... und der Arztbunker, der hatte also grad einige Tage vorher einen Volltreffer bekommen, so dass sie also Sanitäter brauchten. ... Ja, [nun war ich] Sanitäter, aber an vorderster Front, während die ander'n in Deckung waren, man jetzt die Verwundeten mit Bauchschuss oder was das war, jetzt ranholen und versorgen musste, was also nicht so angenehm war. Das war aber, glaube ich, nur ... verhältnismäßig 'ne kurze Zeit, vierzehn Tage oder was, und dann kam ich zum Truppenverbandsplatz und hatte da also dann dort die Verwundeten zu versorgen und hatte da aber auch, während dieser Zeit, also [selbst] zwei Verwundungen.“

Im Gegensatz zu den Sanitätseinheiten der Roten Armee waren in der Wehrmacht Ärzte frontnah eingesetzt, so dass sie auch Verwundete vom Gefechtsfeld zurückbrachten. In der Regel erfüllten diese gefährliche Aufgabe jedoch Sanitäter oder die Kameraden des Verwundeten.<sup>3169</sup> Der wie Gärtner ebenfalls bei Leningrad eingesetzte Medizin-Student Heinz Brandt erklärte, dass der Truppenverbandsplatz „nur etwa fünfzig bis sechzig Meter hinter der vordersten Linie lag.“<sup>3170</sup> Er selbst habe mehrfach Verwundete aus diesem Bereich herausgeholt, um sie auf dem Hauptverbandsplatz zu versorgen. Der Truppenverbandsplatz war also kein „Ort geruhssamer ärztlicher Tätigkeit“<sup>3171</sup>, sondern befand sich in der Nähe der HKL und somit im Bereich gegnerischer Waffentätigkeit. Es galt, die Verwundeten so schnell wie möglich zu versorgen und, bei Vorrücken der Einheit, den nachfolgenden Verbandsplatzgruppen einer Sanitäts-Kompanie zu übergeben. Bei Absetzbewegungen bestand diese günstige Möglichkeit allerdings nicht. In diesem Fall war rasch eine Transportfähigkeit der Betroffenen herzustellen. Auf Nachfrage erklärte Gärtner, bei seinen beiden Verwundungen handelte es sich um zwei Granatsplitter am Auge und im Rücken. Ob diese Verletzungen im Feld- oder Heimatlazarett ausgeheilt wurden, erzählte Gärtner nicht.

Die meisten Soldaten hatten, neben der eigentlichen Verletzung, auch mit Läusen zu

<sup>3168</sup> Bamm, selbst Arzt im Krieg, schreibt von der „Gleichgültigkeit der obersten Führung gegen das Leben der Soldaten,“ die die Kriegsarzte anwies, verwundete oder kranke Soldaten so schnell wie möglich wieder als „Front tauglich“ zu ihren Einheiten zurückzuschicken. Ders.: Unsichtbare Flagge, S. 281.

<sup>3169</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 59.

<sup>3170</sup> Ebd., S. 58.

<sup>3171</sup> Fischer: Die Notchirurgie, S. 49.

kämpfen, die sich unter Gipsen und Verbänden tummelten.<sup>3172</sup> Sie verunreinigten Wunden und lösten einen Juckreiz aus, dem kaum jemand Herr wurde. Rothe erinnerte sich, dass zur Wundheilung Maden eingesetzt wurden:

„Na, ich hab in der Verwundung die Läuse wohl weniger, aber Fleischmaden, die weißen Maden! Und ich hatte auch die Verwundung, war so 'n großet Loch. Und da waren die weißen Fleischmaden drin. Und die reinigen ja die Wunde. Können Sie sich das vorstellen, so weiße Fleisch...? Haben Sie das schon gesehen, so weiße Fleischma...? Und die krabbeln denn so schön. Das juckt denn so 'n bisschen, aber die fressen den Eiter weg.“

Diese bereits in den Napoleonischen Kriegen bewährte und heute erneut angewandte Behandlungsmethode<sup>3173</sup> kam auch durch amerikanische Militärärzte im Zweiten Weltkrieg bei vereiterten Wunden zum Einsatz. Beim Eingipsen einer Extremität wurden Fliegenlarven auf die vereiterten Wunden gebracht und später durch ein Gipsfenster mit der Pinzette entfernt, wenn sie sich mit Eiter voll gefressen und damit die Wunde gereinigt hatten. Die Verwundeten litten allerdings unter dem Juckreiz den die Maden hervorriefen.<sup>3174</sup>

Müller erlebte, dass er nach einer Steckschussverletzung am Fuß zum Hauptverbandplatz gebracht wurde, auf dem „Hochbetrieb“ herrschte: „Verwundete kamen von allen Seiten.“ Er sei bereits fast an der Reihe gewesen, als ein Arzt aus einem zum Operationssaal umfunktionierten Panjehaus kam: „Arme hoch gestreift, Gummischürze um, einen Eimer in der Hand, und da hing ein Arm raus.“ Der Informant war offenbar zwischenzeitlich bewusstlos geworden, nach der Erstversorgung auf dem HVP mit einem Lkw zum Bahnhof nach Losowaja gefahren und in einen Güterzug gelegt worden, in dem sich etwas Stroh befand. Er schilderte seine Situation:

„Und da wurden wir wie die Heringe rein jelegt. Und der Zug sollte abfahren, und da erschienen 'n paar russische Panzer am Bahnhof und beschossen noch den Zug. Und endlich fuhr er los! Ich weiß es noch wie heute: man lag also hilflos drin, ich hatte an einen Wehrmachtpullover, das Hemd drunter, und unten nichts! Verbundenes Bein! Und denn fuhr der Zug, und denn sind wir fünf Tage ... gefahren, bis nach Krakau. Da war ein Kriegslazarett mit Entlausungsanstalt. Da kamen wir hin. Diese fünf Tage waren aber gekennzeichnet dadurch, dass wir andauernd angeschossen wurden unterwegs von Partisanen, im Polnischen drin, also weit zurück, nicht nur in Frontnähe. Und da flog die Strecke mal in die Luft. Und neben mir lag ein Stabsarzt, der hatte einen Bauchschuss, der starb. ... Den halben Tag lag der da. Und denn hielten wir mal, und denn mussten die Leichtverwundeten, die also nur am Arm was hatten, die mussten raus, musste Verpflegung geholt werden, Trinken, und die haben dafür jesorgt, dass der [Tote] rausgenommen wurde. Das war 'ne ganz schlimme Sache.“

<sup>3172</sup> Vgl. Bernecker: Generation, S. 336: „Die armen Tröpfe mit den Gipsverbänden an den Armen und Beinen waren zu bedauern, da sich zwischen Haut und Gips die Läuse einnisteten und ihnen unglaubliche Plagen bereiteten.“ Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 185.

<sup>3173</sup> Dieses Verfahren wurde wieder entdeckt und wird heute in der Wundbehandlung eingesetzt. Hierfür kommen aber nur speziell in Labors gezüchtete, sterile Maden in Frage, und keine Therapien im Selbstversuch.

<sup>3174</sup> Fischer: Der deutsche Sanitätsdienst, Bd. 3, Teil C, S. 1789.

Im Gegensatz zum fachgerecht ausgerüsteten Lazarettzug, der Wagen für sitzende Leicht- und liegende Schwerverwundete sowie weitere Waggons für Küche, Vorräte und Gepäck sowie Abteil- oder Schlafwagen für das Sanitätspersonal mit sich führte, war der behelfsmäßige Lazarettzug in der Regel ein ganz normaler Personenzug.<sup>3175</sup>

Im Verlauf späterer Kriegsjahre wurden Verwundete dann nur noch in Güterzügen transportiert, in denen sich, wie Müller zuvor berichtete, weder Sitzmöglichkeiten noch Fenster befanden, sondern die Betroffenen auf Stroh lagen. Von der Wehrlosigkeit, aber auch der Todesangst, der man als liegend transportierter Verwundeter in einem Lazarettzug bei einem russischen Angriff ausgeliefert war, schrieb auch der damalige Panzergrenadier Großmann aus eigenem Erleben. In seinem Fall handelte es sich um einen Angriff russischer Flugzeuge, deren Bomben jedoch den Zug nicht direkt trafen, sondern in unmittelbarer Nähe einschlugen. Der Luftdruck der Detonationswelle war daher erheblich zu spüren und drohte den Waggon aus den Gleisen zu heben. Einschläge von Bombensplintern durchdrangen die Wagenwände, die Fahrt konnte jedoch nach Abdrehen des Flugzeuges fortgesetzt werden.<sup>3176</sup>

Soldaten, die in Lazarette verlegt wurden oder auf Heimaturlaub fuhren, wurden bei ihrer Ankunft entlaust. Dies stellte die einzige Möglichkeit dar, das Ungeziefer – zumindest vorübergehend – los zu werden. Für Verwundete, die wie Müller einen Verband oder einen Gips trugen, wurden Läuse, wie zuvor angedeutet, zu einem zusätzlichen Problem. Von seinem Zustand bei seiner Ankunft in Polen erzählte Müller:

„In Krakau wurden wir dann entlaust, kamen unter die Dusche, Verbände aufge... Und da war bei mir der ganze Verband, war voller Läuse. Grauenvoll – die Läuse! Wir hatten ja auch vorher schon in der Stellung hatten wir Läuse, jede Menge! ... Ja, vor allen Dingen hatte man sie hier und hatte sie hier überall. Mein Kommandeur kam mal zu mir ins Loch gesprungen, er wollte nun wissen: Was ist da? Da habe ich ihm meine Meldung gemacht, alles erklärt. Und dann ging er, nahm das Fernglas, lag vor mir, dann guckt' ich. Da sah ich, der hatte auch eine hier oben krabbeln. Das beruhigt einen, der genauso... Da war keiner vor jefeit.“<sup>3177</sup>

Auf die Frage, was man an der Front gegen Läuse tun konnte, antwortete Müller: „Gar nichts. ... Damals gab's nichts.“ Läuse mussten einzeln mit den Fingern abgesammelt werden. Von der Läuseplage blieb im Russlandkrieg kein Frontsoldat verschont.<sup>3178</sup> Aber auch in Frankreich traten vereinzelt Fälle auf, wie Dose und auch Paulsen

<sup>3175</sup> Abbildungen beider Züge in: Fischer: Notchirurgie, S. 70, 71.

<sup>3176</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 62f.

<sup>3177</sup> Dr. Richard Müller, Stabsarzt m Kaukasus berichtete über seinen dortigen Einsatz im August 1942: „Sehr lästig war die Verlausung. Die Soldaten und auch wir Ärzte waren völlig verlaust. Entlausungsanlagen hatten wir nicht. Manchmal konnte man an der Uniform gar nicht mehr den Stoff von den Kleiderläusen unterscheiden, so dicht hingen sie daran,“ zit. in: Janessen: Arzt im Krieg, S. 122.

<sup>3178</sup> Vgl. die damalige Frontschwester Schade-Bartkowiak, S. 112: „Läuse und anderes Kleinvieh gehören im Osten ja fast zum festen Bestandteil der Häuser, wie bei uns Gänse und Hühner.“ Als bei ihrer Oberschwester Kopfläuse auftraten, wurden diese mit einer Öllösung namens „Cuprex“ erfolgreich bekämpft.

berichteten (s. Abschn. 6).

Heinz Schröder beschreibt seine Erfahrungen mit Läusen so: „Sie zerbissen die Haut und fraßen sich in die Wunden und hielten den Schlaf fern.“<sup>3179</sup> Die Verwundeten in den Lazaretten versuchten verzweifelt, der Plage Herr zu werden. Erst gegen Ende des Krieges gab es sowohl eine Läusesalbe als auch ein Läusepulver, beides jedoch nur mit sehr mäßigem Erfolg.<sup>3180</sup> In russischen Gefangenenlagern grassierten später Fleckfielerepidemien, die durch infektiösen Läusekot übertragen wurden und unter den deutschen Soldaten zehntausende Opfer forderten.<sup>3181</sup> Guth berichtet jedoch auch von Fleckfielerepidemien während des Ostfeldzuges, die durch die während der Rückzugskämpfe katastrophalen hygienischen Verhältnisse und der dadurch auftretenden Verlausung der Truppe im Winter auftraten.<sup>3182</sup> Tatsache ist, dass Läuse für Leiden, Beeinträchtigungen und Belästigung sorgten. Auch traten sie nicht nur im Krieg gegen die Sowjetunion auf, sondern sind typisch „für den Krieg schlechthin.“<sup>3183</sup> Dazu äußerte Theisinger:

„Natürlich war Stalingrad auch 'n schlimmes... die Läuse und die Sandflöhe. Die Sandflöhe, die sprangen ja so vom Sand rauf bis un... Die hatten die Angewohnheit, sich unter die Zehennägel, Eier zu legen und das fing alles zu eiern an, man hatte ja auch kein Wasser zum Trinken. Es gab ja pro Tag einen Liter vielleicht zum Trinken. Und zum Waschen war überhaupt nichts mehr. Wenn man sich schon mal der Läuse entledigen wollte, dann hat man eben die Unterwäsche in Benzin gewaschen. Das war natürlich auch nicht so angenehm.“

Die Läuse- und Insektenplage verdeutlicht, dass die Soldaten im Krieg nicht nur dem militärischen Gegner gegenüberstanden, sondern darüber hinaus einen Kampf gegen die Natur zu bestehen hatten.<sup>3184</sup> Im Osten waren die Deutschen neben den Strapazen durch Transporte, Märsche, extremer Hitze, Kälte, Nässe, Schlamm und Läusen aber auch einer Reihe schwerer Erkrankungen ausgesetzt, wie etwa Hepatitis in verschiedenen Formen<sup>3185</sup> sowie Malaria. Vorwiegend in Südrussland, aber auch in Afrika

<sup>3179</sup> Schröder: Stalingrad. „... bis zur letzten Patrone“, S. 218.

<sup>3180</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 435.

<sup>3181</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 186. Das Wäsche-Imprägniermittel „Lauset“ und Entlausungsanlagen zur Vorbeugung und Bekämpfung von Fleckfieber gab es in den Kriegsgefangenenlagern nicht. Ebd., S. 183.

<sup>3182</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 19.

<sup>3183</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 433.

<sup>3184</sup> Bernecker: Die geopfert Generation, S. 199: „... Wir lagen schon zwei Tage in Ruhe am Rande großer Seen und Sümpfe. Unsere Feinde waren die Millionen von Stechmücken und Fliegen, die uns die Ruhe vermasselten. Wir hatten immer noch keine Mückenschleier erhalten und waren der Verzweiflung nahe. Essen und Schlafen war fast unmöglich.“ Zu den Läusen heißt es bei Bernecker, S. 200: „Wir konnten nicht einmal den Oberkörper entblößen, um unsere kleinen Partisanen zu knacken, die bei dem warmen Wetter ebenfalls aktiv wurden...“ Zum Thema Läuse s. auch Abschn. 5.7 und Janessen, S. 120.

<sup>3185</sup> Hepatitis A wird durch Trinkwasser oder Nahrungsmittel übertragen. Sie tritt entweder „klinisch stumm“ – ohne Symptome als anikterische Hepatitis auf oder geht mit einer Gelbsucht (Ikterus) einher, einer Gelbfärbung der Haut, die zuerst an der Augenbindehaut ersichtlich wird. Die gefährlicheren Hepatitis-Typen B und C werden durch Körperflüssigkeit übertragen und können zu Leberversagen oder zum Leberkarzinom führen. Leyen-

bestand die Gefahr, an Malaria zu erkranken. Müller erklärte im Gespräch:

„Schlimmer [als die Kämpfe im Osten] war die Natur, die Malaria. Das war ja Malaria-gebiet - Mücken noch und noch! ... Ich habe auch Malaria gehabt, ja. ... Wir wurden in Frankreich schon vorbereitet, kriegten Atebrin-Tabletten, die sollten wir zur Prophylaxe nehmen. Die Dinger schmeckten so widerlich, da habe ich auch immer so [gemacht] [gleich wieder ausgespuckt und weggeworfen] (lacht). Das hat sich natürlich gerächt. Ich habe noch einije Jahre nach 'm Krieg, das wurde immer wenijer, immer wenijer, darunter zu leiden gehabt. ... Wenn Sie Malaria hatten, das war böse. Sie hatten ja einen Tag um den anderen oder manchmal hatten Sie auch zwei Tage Ruhe und dann wieder Schüttelfrost, Fieber. ... Ich kriegte es dann im Lazarett, ... im September/Okttober [1943] lag ich hier in Deutschland. Da hatte ich 'n Steckschuss im linken Fuß. Und dann kriegt' ich plötzlich Fieber. Und dann wussten die Ärzte erst gar nicht, was los war – bis sie dann entdeckten: Malaria! Und dann kriegen Sie eben jede Menge Spritzen. ... Und dann war wieder 'n paar Monate Ruhe, und dann kam wieder mal so ein Schub.“

Mit der Ausbreitung des Krieges nach Süd-, Südosteuropa, in die Sowjetunion und nach Nordafrika, trat Malaria ab 1941/42 als „neue Krankheit ... in den Vordergrund.“<sup>3186</sup> Der Arzt, Dr. Werner Gerlach, erkrankte selbst Ende des Frühjahrs 1943 in einem Gefangenenlager an Malaria und erlitt dazu einen Ruhr-Rückfall. Er schrieb: „Mit den geringen gelieferten Mengen ‚Atebrin‘ und Chinin konnten wir der Malaria nur vorübergehend Herr werden, so dass in späteren Zeiten oft Rückfälle auftraten.“<sup>3187</sup>

Die regelmäßige Einnahme von Atebrin und Plasmochin<sup>3188</sup> war damals die einzige Möglichkeit, Malaria vorzubeugen. Deutsche Soldaten, Krankenschwestern und Zivile, die in Afrika und an der Ostfront eingesetzt werden sollten, erhielten das Medikament als Prophylaxe. Die Rotkreuzschwester Anneliese Kaut notierte zu ‚Atebrin‘: „Das Zeug schmeckt scheußlich, scheint aber zu helfen, selbst bei erfolgter Ansteckung.“<sup>3189</sup> Frau Summ erinnerte sich, dass die Schwestern „unter Aufsicht von der Oberschweschter“ beim Mittagessen ihre Malariatablette bekommen haben, „und dann hat's g'heiße': ‚In 'n Mund und schlucke!‘“ Müller konnte sich offenbar nicht dazu durchringen, die Tabletten zu nehmen und unterschätzte wohl auch die Gefahr einer Malaria-Ansteckung und die Folgen dieser Krankheit.

Dagegen entschied Kalbus für sich selbst, die Prophylaxe durchzuführen:

„Wir bekamen ... immer hier gegen Malaria Atebrin - Chinin und Atebrin. ... Ja, [schmeckte] bitter, ganz bitter. ... Ja, [wegwerfen], das ham auch welche gemacht, aber ich hab's denn schon genommen. ... Kalmückensteppe und ... überall in den Flussniederungen, da gab's ja auch viele Mücken. ... Das wusste man schon, dass die Malaria-Krankheit durch Fliegen, ... Mücken übertragen wird. Ich glaube, die Tse-Tse-Fliege, nich?! Aber ob ich das im Einzelnen schon so genau gewusst habe, das weiß ich nicht. ... Ja. Und in Italien später, da bekamen zum Beispiel Offiziere, die bekamen Mückengitter. Die konnte man über 's Bett rüberspannen. Also aus so einem grünen Gaze, also 'n kleines Gerüst dadrin, und denn lag man unter

decker/Klapp: Deutsche Hepatitisforschung im Zweiten Weltkrieg, S. 261 – 293; Valentin: Ärzte im Wüstenkrieg, S. 62 – 65; [www.medizin-netz.de/Umfassende](http://www.medizin-netz.de/Umfassende) Berichte/Hepatitis.

<sup>3186</sup> Nach einem Bericht von Dr. Günter Diez, zit. in: Janessen: Arzt im Krieg, S. 130.

<sup>3187</sup> Zit. in: Janessen: Arzt im Krieg, S. 209.

<sup>3188</sup> Vondra: Malaria, S. 109.

<sup>3189</sup> Kaut: Eine von vielen, S. 72.

so einem Mückengitter. ... Teilweise [war das] auch [Malariagebiet], ja, ja. Naja, die hatten früher mal, als die Pontinischen Sümpfe unter Mussolini noch nicht trockengelegt waren ..., bei Rom, da gab es Sümpfe und, na ja, alle, die nach Italien kamen, die kamen natürlich auch in Flussniederungen. ... In den Städten [kam es] weniger [vor], ... aber wo Niederungen sind, Flussniederungen und Sümpfe, ja.“

Der Befragte Schramm glaubte im Nachhinein, er habe sich bei seinem Einsatz im nordafrikanischen Tobruk Malaria zugezogen. Die Krankheit brach bei ihm nach dem Rückzug der Deutschen aus Afrika in Süditalien aus:

„Ich war wohl schon infiziert mit Malaria, aber der Ausbruch war noch nicht da und kriege den Befehl, ich soll einen Kranken und einen Verwundeten ins Lazarett fahren, einer mit Malaria und einer war verwundet, und ich fahr' die beiden weg, mit'm Lastwagen, und es ist ganz kurz, ich wach' wieder auf, da lieg' ich neben ihm. Da hatte ich auch Malaria. ... Das muss in Süditalien gewesen sein.“

Er habe aber „gelbe ... Malariapillen ... vorher auch gekriegt, ... jeden Morgen [gab es] in Afrika eine Pille.“ Bei Schramm brach die Krankheit aber trotz der Prophylaxe aus:

„So, und dann habe ich von Italien weiter nach oben nichts mehr gesehen, sondern kriegte dann meinen Malariaanfall und kam nach Rimini ins Lazarett. Und da kriegte ich die ersten Spritzen und jeden Tag 'n Liter Rotwein mit fünf, sechs Eigelb reingeschlagen, ja, ob das nun gut war, weiß ich nicht. Ja, aber man hats gemacht und es hat scheinbar doch geholfen, auf jeden Fall, und dann diese ganzen Malariapillen, diese ollen gelben Dinger mussten wir da schlucken, haufenweise, und dann wurde ich in einen Lazarettzug verfrachtet, und dann über Bologna, Triest, rauf nach Drachenbrunn, nach Elsass-Lothringen. Und das war eine schöne Zeit, denn da war ja die Invasion noch nicht, und da war tiefster Frieden.“

Aus seinem Soldbuch geht hervor, dass er sich im November 1943 in dem elsässischen Lazarett befand. Er habe „bestimmt zehn Wolldecken“ über sich gehabt und trotzdem gefroren, so Schramm. Auch nach dem Krieg habe er „zehn Jahre, jeden Mai“ mit „über 40 [Grad Fieber]“ und Schüttelfrost im Bett gelegen. Seine Frau, die dem Interview beiwohnte, meinte, dass sich die Anfälle noch länger als zehn Jahre hingezogen hätten.

Bei bestimmten Krankheiten war es üblich, den Patienten eine Art Eierwein, bestehend aus Eigelb und Rotwein zur Stärkung zu verabreichen. Nicht nur bei Malaria wurde dies offenbar so gehandhabt, denn Frau Summ berichtete im Gespräch, dass auch die Schwerverwundeten Rotwein bekamen:

„Ja, und dann hatt' ma Eier ein'tauscht. Die Ukrainerinnen haben Eier bracht' und dann hat ma' dene' Verwundete' Eierwein g'macht. Und den hat die Schwester Emma wunderbar g'schlage, und des war was Herrliches. Zur Kräftigung. Ja, natürlich, des war a' Nahrungsmittel.“

Malaria mit Hilfe der genannten Medikamente zu überstehen, war möglich. Das Problem lag darin, dass einmal Erkrankte häufig Rückfälle erlitten. Die Anzahl derjenigen, die neun und mehr dieser Rezidive überstehen konnten, war jedoch gering.<sup>3190</sup> Die Rezidivhäufigkeit war bei der Malaria tertiana wesentlich höher als bei der tropicana. Sowohl das Auftreten der Krankheit als auch die Rezidive schwächten die Kampfkraft

<sup>3190</sup> Vondra: Malaria, S. 109.

der Truppe erheblich. Obwohl die Malaria so häufig auftrat, hatte sich die deutsche Seite bei der Einigung auf eine einheitliche Therapie schwer getan, zumal alle Therapien gegen Rezidiverkrankungen wirkungslos geblieben waren.<sup>3191</sup> So wurden zunächst vier wirksame Strategien verfolgt: Malariaphylaxe mit der täglichen Gabe von Atebrin, eine Früherkennung der Krankheit mittels sogenannter Malarialehrtrupps, eine einheitliche Malariabehandlung mit Atebrin-Plasmochin Kombi-nationstherapie, und hygienische Maßnahmen, wie Mücken sichere Unterkünfte<sup>3192</sup>. Das Problem der Malariarezidive blieb jedoch bis Kriegsende ungelöst, da die vorgeschriebene Atebrin-Plasmochin-Kur zur Vermeidung nicht ausreichte.<sup>3193</sup>

Die Feuchtigkeit in manchen Sowjetregionen konnte dem Körper auch in anderer Hinsicht erheblich zusetzen, wie Gottschalk erlebte:

„Naja, also Kopanka, Andreevka, zwei Divisionen lagen drin und dann kam das Frühjahr [1942], so, Frühjahr: im März, glaube ich, März oder April, Ende April, wurde ich krank, also wir lagen unten am Fluss, viel Wasser, feucht. Da bekam ich so 'ne Art Rippenfellentzündung. ... Und da wurde ich weggebracht und kam nach Charkow ins Lazarett. Und dort habe ich das erste Mal in meinem Leben unter einem Bogen gelegen, ne, also am Bauch und dann den Lichtbogen über. Aber vorher hatte der Arzt mir diese Noppendinger, wie heißt denn das? Die Schröpfgläser, 'n ganzen Rücken voll, aufgesetzt. Und dann den Lichtbogen drüber dann. ... Das hat mir natürlich gut getan. Oooh, stundenlang kann man da liegen. Ich hatte vorher aber Fieber. Also, so 'ne Art Rippenfellentzündung. Ob es nun 'ne echte war, weiß ich heute noch nicht. Aber muss ja was gewesen sein. Naja, nun das habe ich 'ne Zeitlang mitgemacht. Ich habe sogar 'n Bild. Ich hab mich am Roten Platz dort fotografieren lassen in Charkow (lacht).“

Während die Lazarette in Frankreich, zumindest bis zum 6. Juni 1944, deutschen Krankenhäusern glichen, aber auch rückwärtige Krankenhäuser in größeren russischen Städten einen gewissen Standard erreichten, kam es beim Verwundeten-Rücktransport im Osten zuweilen vor, dass schwer verwundete deutsche Soldaten unter widrigen Bedingungen in provisorisch errichtete Lazarette transportiert werden mussten. Anton Bentschen, der bei den Kämpfen auf der Krim im Jahre 1941 eine schwere Oberschenkel- und Augenverletzung davontrug, als sein Geschütz einen Volltreffer erhielt, berichtete von einem anderthalbtägigen Rücktransport im Viehwaggon ohne jegliche Verpflegung. Nachdem die Lazarette in Brest-Litowsk und Posen keinen Platz hatten, wurde er schließlich im schlesischen Goldberg ausgeladen. Das Lazarett war notdürftig in einer Schule untergebracht, und Bentschen erinnerte sich:

„Ich dacht', wo sind wir hier, Kisten mit Brettern drauf, auf denen lagen die Landser einer neben dem anderen, alles ganz primitiv. Fünfzig bis sechzig Mann in einem Zimmer.“

Mit zunehmenden deutschen Verlusten und dem Stocken des Vormarsches an allen Frontabschnitten Ende 1941 im Osten,

<sup>3191</sup> Ebd., S. 110.

<sup>3192</sup> Ebd., S. 110 – 112.

<sup>3193</sup> Ebd., S. 115, 124.

„wirkten sich die durch große Entfernungen, den herbstlichen Schlamm und den dann folgenden Winter mit Schnee und bis zu -52° C reichenden Kältegraden erschwerten Transportverhältnisse nicht zuletzt auch äußerst nachteilig auf die Leistungsfähigkeit der Sanitätsdienste aus.“<sup>3194</sup>

Hinzu kam der wachsende Widerstand der Roten Armee, besonders seit der Jahreswende 1941/42, der die Zahl der Verwundeten, darunter auffallend viele Schwerverletzte, deutlich anstieg ließ, so dass auch deren angemessene Versorgung sowie der Abtransport in die rückwärtigen Gebiete und ins Reich immer schwieriger wurden. Neben dem Wintereinbruch bereitete den Deutschen die zunehmende Partisanentätigkeit Probleme. Mit Beginn der sowjetischen Offensiven gingen dann viele der vordersten Sanitätseinrichtungen, Truppen-, Hauptverbandsplätze und Feldlazarette im Zuge der Absetzbewegungen verloren.<sup>3195</sup>

Eine weitere Krankheit mit unterschiedlichen Verlaufsformen trat seit 1942 immer häufiger auf. Der Arzt Dr. Richard Müller teilte in seinem Kaukasus-Bericht vom Sommer desselben Jahres mit, er könne sich an keine wesentliche Infektions-Krankheit damals erinnern: „Allenfalls gab es Leberentzündungen.“ Erst später habe er gehört, „dass damals viele Soldaten im Kaukasus an einer Hepatitis gestorben seien.“<sup>3196</sup> Die Krankheit beschränkte sich nicht auf die Region des Kaukasus, sondern trat auch an anderen Frontabschnitten auf. Mühlig erinnerte sich an seine schwere Erkrankung:

„Auf Sizilien bekam ich meine Hepatitis C und lag vier Monate im Krankenhaus, im Lazarett. [Und] ich hab im linken Fuß, in der Ferse, drei Granatsplitter, im rechten Knie zwei. ... In Afrika hab ich nicht so viel abgekriegt. Also mein Wagen hatte allein 16 Durchschüsse, bevor er 'n Volltreffer kriegte. Aber da war ich nicht drin, Gott sei Dank!“

Ob Mühlig die Krankheit erst in Italien bekam oder sie sich schon während des Afrikafeldzuges zugezogen hatte und diese erst auf Sizilien ausbrach, schien er nicht genau zu wissen. Diese gefährlichste Form der Gelbsucht, an deren Folgen der Zeitzeuge bis ins hohe Alter litt, geht häufig mit Leberversagen und Leberkarzinomen einher. Bei einer Hepatitis C führen die Viren oft, wie bei Mühlig der Fall, zur chronischen Hepatitis C mit rasch fortschreitendem Verlauf. Dagegen nehmen sich die von ihm ebenfalls erwähnten Granatsplitter harmlos aus. Wie es dem Interviewpartner gelungen ist, bei den 16maligen Einschüssen und dem späteren Volltreffer nie in seinem Fahrzeug gewesen zu sein, ließ er offen. Tatsache ist, dass Mühlig sehr schwer an Hepatitis C erkrankte und die Krankheit offenbar nie ausgeheilt werden konnte.

Eine andere Form der Hepatitis, wahrscheinlich Typ „A“, zogen sich Esser, Weiß und Dose zu. Esser berichtete, dass er bei seiner Rückversetzung an die Ostfront von einem nicht bestandenen Offizierslehrgang im Güterwagen zehn Tage Richtung

<sup>3194</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 18.

<sup>3195</sup> Ebd.

<sup>3196</sup> Zit. in: Janessen: Arzt im Krieg, S. 122.

Ukraine transportiert wurde. Über die Verpflegung sagte er:

„Und nur immer das gegessen, was man auf 'm Bahnhof, wo der Zug also nun tagelang stand, grade so erwischen konnte und so was. ... Unterwegs wurde ja deswegen auch immer angehalten. Da wurden wa auf'n Abstellgleis geschoben, und in den Bahnhöfen gab's denn immer irgendwelche Feldküchen oder was und dann hat man da sich eben so 'n bisschen verpflegt, aber ... [ja, ausgehungert], das war man, und das hat dann zur Folge gehabt, dass ich, wenn der Zug hielt, raus gesprungen bin, in den nächsten Bauernhof gelaufen bin und gefragt habe, ob die irgendwas zu essen hatten, nich. Die hatten auch was zu essen. Ob das nun also biotechnisch so klar und rein war, kann ich heut' nich sagen. Jedenfalls, als wir in Kirowograd ankamen, und ich dann da aufgestellt wurde, da hat der Kompaniechef gleich gesagt, also: ‚Ab ins Lazarett!‘ Ich war quittegelb.“

Aus heutiger Sicht ist es kaum nachvollziehbar, welchen Bedingungen die Soldaten im Krieg in jeder Hinsicht ausgesetzt waren. Unregelmäßige, von Bakterien befallene Verpflegung, Transport in kalten, zugigen Güterwagen und daraus resultierende Krankheiten wurden von ihnen aber als unabänderlich hingenommen.

Der Informant Kramer war in der Heimat erkrankt und erzählte, dass ihm während eines Aufenthaltes in Berlin übel gewesen sei. Im katholischen Krankenhaus habe der Arzt, der sich für die Krankheit interessierte, gesagt, es handele sich um „Überfliegen“:

„Das war nicht am Ende des Krieges, da war ich in Brandenburg-Briest, auf der Fluglehrerschule. Und da hatten wir die W 34 als Schulungsmaschine. Und die W 34 - da war vormittags eine Schicht geflogen, und dann wurde se aufgetankt, und dann kam die nächste Schicht dran. Und wenn die Maschine in 'ner Sonne stand, die war aufgetankt, frisch aufgetankt, und denn in der Sonne, da war in der Maschine ein Benzingeruch, der nicht auszuhalten war. Und ich war soweit, ich konnte nichts mehr essen. Und dieser Benzingeruch, der hat sich wahrscheinlich auf 'n Darm gelegt.“

Neben Malaria, Hepatitis und Fleckfieber gehörte die Ruhr im Osten zu den häufigeren Erkrankungen. Der Befragte Dietrich erzählte:

„[Als wir die Ruhr hatten, in Stalingrad], da haben wir Kohle, Kohle, Kohle gegessen.<sup>3197</sup> Und als wir keine Kohle mehr hatten, haben wir von die Pferde, hatten wir noch Kohle. Die kriegten ja auch Kohle. Das waren so Riesendinger. Da haben wir gedacht, was bei den Pferden hilft, das hilft bei uns auch. Das ist so 'ne Kohle, ... es gibt doch diese Kohletabletten, so schwarze da, die man lutschen muss. ... Ich weiß gar nicht mehr, ob das überhaupt gewirkt hat, jedenfalls... das war denn wieder weg. Nur Blut!“

Im Südschnitt der Ostfront war die Ruhr unter den deutschen Soldaten mittlerweile weit verbreitet.<sup>3198</sup> Frau Summ erklärte, dass man Ruhr mit „Kohletabletten und Schwarztee“ behandelte und fügte hinzu: „Und getrocknetes, also geröschtetes Brot bekamen die dann auch. Ja, und auch oft bloß Haferschleim, bloß mit Wasser, kei’

<sup>3197</sup> Der Arzt, Dr. Werner Gerlach, bilanzierte das Jahr 1943 in einem Gefangenenlager in Orel: „Gegen die Ruhr blieb uns in erster Linie die zerstößene Holzkohle,“ zit. in: Janessen: *Arzt im Krieg*, S. 209.

<sup>3198</sup> Dohr berichtete von seiner Truppe, die sich seit Sommer in Stalingrad befand, in: Schüddekopf: *Krieg*, S. 154: „Meine Kompanie hatte sich langsam aufgelöst. Achtunddreißig von vielleicht hundertzwanzig Mann kämpften noch, die anderen waren tot, verwundet oder hatten die Ruhr. Die Scheißerei hatten wir mittlerweile alle.“

Milch und nix, kei' Fett dran.“ Die wie Dietrich ebenfalls an Ruhr erkrankte DRK-Schwester Anneliese Kaut schrieb am 19.11.1942 in ihr Tagebuch:

„Nach kaum drei Wochen Dienst muss ich mich schon wieder ins Bett legen mit einer Flexner Ruhr, einer Infektion, die hier umgeht. Ich mache eine böse Zeit durch. ... Nur mit strengstens gehaltener Diät, Reisschleim und Kohle werde ich schnell wieder auf die Beine kommen.“<sup>3199</sup>

Obwohl die Zahl der Ruhr-Erkrankungen von 1941 bis 1942 innerhalb der Wehrmacht nahezu konstant geblieben ist, gab es unter den Erkrankten wesentlich mehr tödliche Krankheitsverläufe. Das galt auch für andere Infektionen, wie Diphtherie oder Typhus.<sup>3200</sup> Dass innerhalb der Wehrmacht überhaupt so viele Fälle von Typhus auftraten, ist insofern unverständlich, als dass es bereits eine Prophylaxe mit einem entsprechenden Serum gab.<sup>3201</sup> Untersuchungen in der 6. Armee ergaben, dass dort weder die russische Zivilbevölkerung noch das extreme Klima im Osten für den Anstieg der Todesfälle bei Ruhr verantwortlich waren. Der Beratende Pathologe kam daher zu folgendem Ergebnis:

„Es bleibt ... nur die Annahme einer verminderten Widerstandsfähigkeit der Truppe selbst infolge langer Dauer einseitiger meist Suppenernährung ... [sowie] seelischer und körperlicher Belastungen. ... Einen wesentlichen Faktor für die gegenüber 1941 feststellbare Minderung des Allgemeinzustandes sehen die leitenden Sanitäts-Offiziere fast einhellig in den schlechten Ernährungsbedingungen besonders infolge mangelnder Zusatzkost aus dem Lande, insbesondere auch in der ungünstigen Auswirkung der Freigabe der Selbstschlachtung, für Zahl und Schwere der Magen-Darm-Störungen.“<sup>3202</sup>

Suppenkost über lange Dauer sowie eine oft zu beanstandende Brotqualität verstärkten den ungünstigen Einfluss auf die Gesundheit der Soldaten. Die Untersuchung bezieht sich auf die Zeit von Juli bis Oktober 1942, fand also vor der Einkesselung Stalingrads statt. Der Befragte Dietrich gehörte zur 6. Armee, entging jedoch mit Glück durch Heimaturlaub der Einkesselung. Insgesamt erkrankten immerhin zwei Drittel der Truppe an Ruhr. Die Krankheit war nur durch die danach erlangte Immunität in den Griff zu bekommen. Die Berichte der Divisionsärzte, die so genannten „IVb-Berichte“ vermieden es, die epidemische Ausbreitung von Seuchen offen anzusprechen. Besonders bei der zu Beginn des Unternehmens „Barbarossa“ im Sommer 1941 bei bis zu 50 Prozent der Iststärke der deutschen Truppen auftretenden Durchfälle wurde selbst bei hochfieberhaften Durchfallerkrankungen mit Blutstühlen nur „Ruhrverdacht“ notiert<sup>3203</sup>. Diese Tendenz zur Verschleierung ergab sich u. a. daraus, dass die Diag-

<sup>3199</sup> Kaut: Eine von vielen, S. 113.

<sup>3200</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 131. Fälle von Typhus gab es jedoch auch vereinzelt an anderen Frontabschnitten. So erzählte der damalige Funker Vincent Bachhofer, dass er sich nach der Überwinterung in einem Privatquartier der Russen 1941/42 über Läuse mit Typhus angesteckt hatte. In: Schüddekopf: Krieg, S. 204.

<sup>3201</sup> Guth: Der Sanitätsdienst, S. 18.

<sup>3202</sup> Zit. in Janessen, S. 133.

<sup>3203</sup> Leven: Quellen zur Geschichte des Sanitätswesens, S. 26.

nose Ruhr auf die Truppenführung „einen sehr deprimierenden Eindruck zu machen [pfl egte],“ weshalb viele Sanitätsoffiziere „bis zum äußersten an der Diagnose unspezifische Durchfälle“ festhielten, so ein Beratender Hygieniker<sup>3204</sup>. Außerdem war die Ruhr meldepflichtig, weshalb sie häufig unter der allgemeinen Diagnose Darmkrankheiten aufgeführt war und das Ausmaß so nicht offenkundig wurde. Ruhrähnliche Erkrankungen waren schon zu Zeiten der Kreuzfahrer aufgetreten und galten seit jeher als Heereskrankheit. Besonders in Verbindung mit einem bereits geschwächten Immunsystem verliefen sie aber auch noch in Neuzeit und Moderne sehr oft tödlich.<sup>3205</sup> Über die Versorgung von Soldaten der Roten Armee machten nur wenige Befragte Angaben: Rothe und die DRK-Schwester Schade-Bartkowiak berichteten, dass verwundete sowjetische Soldaten von ihnen genauso versorgt wurden wie die Deutschen (s. Abschn. 5.7.)<sup>3206</sup>. Dies deckt sich auch mit den Beobachtungen des damaligen Soldaten Bernecker<sup>3207</sup>. Dr. Bötcher erklärte dass in Stalingrad auch russische Verwundete zu behandeln waren, diese jedoch „immer zuletzt“ an die Reihe gekommen seien. Die für diese Arbeit interviewte DRK-Schwester Summ gab an, dass ihr kein einziger Fall eines verwundeten Rotarmisten bekannt geworden sei, der in einem der drei großen Lazarette behandelt worden ist.

Wie eingangs erwähnt, war der Informant Schmid einer der wenigen, der – trotz insgesamt mehrjähriger Einsätze an Ost- und Westfront – nie verwundet auf einem HVP oder in einem Lazarett als Patient gewesen ist:

„Glücklicherweise kann ich heute sagen: nie in Berührung gekommen mit Verwundeten oder Verletzten. ... Ich bin komplett, mit Ausnahme der Stiefel, wieder zurückge... (lacht). ... Ich hatte mir die ganzen Fußsohlen blutig gelaufen.“

Schmid hatte das Glück, vorwiegend hinter der HKL, beim Tross oder in der Schreibstube eingesetzt worden zu sein, so dass ihm direkte gegnerische Angriffe und Feindberührung größtenteils erspart blieben. Die letzte Bemerkung seiner Aussage bezieht sich auf die Gefangenschaft. Bei der Gefangennahme wurde Müller aufgefordert, seine Stiefel einem russischen Soldaten zu überlassen. Dies hatte zur Folge, dass er den Marsch ins Gefangenenlager zu Fuß antreten musste.

In der letzten Phase des Krieges, während der Abwehr- und Rückzugskämpfe 1944/45 in Italien und im Westen, besonders aber nach dem Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront, war die Zahl der deutschen Toten und Verwundeten größer als in den vorangegangenen Kriegsjahren zusammen. Die sich zuspitzenden Versorgungs- und Transportprobleme wirkten sich nachteilig auf die Überlebens-

<sup>3204</sup> Zit. in: ebd.

<sup>3205</sup> Wagner: Seuchen der Kreuzzüge, S. 152.

<sup>3206</sup> Schade-Bartkowiak: Sag' mir, wo die Blumen sind, S. 72.

<sup>3207</sup> Bernecker: Generation, S. 283, beobachtete deutsches Sanitätspersonal auf einem HVP: „Die verwundeten Russen versorgten sie genauso wie die eigenen Leute.“

chancen der Verwundeten aus, von denen viele noch auf dem Schlachtfeld oder während des Transportes starben.<sup>3208</sup>

### *Zusammenfassung:*

Die meisten Befragten haben zu irgend einer Zeit im Krieg, besonders an der Ostfront, ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt, manche von ihnen kamen mehrmals mit schweren Krankheiten oder Verwundungen in Lazarette, einige von ihnen wurden sogar dauerhaft geschädigt.

Offenbar gab es seitens der Verwundeten wenig Klage oder Lamentieren über die eigene Situation. Krankheiten wie Malaria, Hepatitis oder Fleckfieber traten auf, wurden nach den damaligen Möglichkeiten behandelt und der betroffene Soldat nach der Genesung erneut in den Einsatz geschickt. Es wurde erwartet, dass der einzelne Opfer brachte und neben den Verwundungen und Krankheiten auch die Läuseplage als kriegsgegeben hinnahm und sich mit diesen Widrigkeiten arrangierte.

Nicht nur das Sanitätspersonal - auch die übrigen Frontsoldaten lebten nach dem Motto: „Carpe diem“, und versuchten, nur den Tag an sich zu leben und nach vorn statt zurück zu sehen (dazu auch Abschn. 4.4).

Erfrierungen wurden zum Teil sogar in frontnahen Feldlazaretten ausgeheilt (Schweitzer und Lützen<sup>3209</sup>, Abschn. 4.1)<sup>3210</sup>. Dies geschah wohl zum einen, um die einzelnen schnell wieder einsetzen zu können, zum anderen hatte es aber auch mit der Geheimhaltung zu tun: die Heimat sollte nicht wissen, wie viele Ausfälle dieser Art der Winterkrieg im Osten wirklich forderte, und welche dramatischen Ausmaße, besonders zur Jahreswende 1941/42, der Krieg im Hinblick auf den Mangel an Bekleidung und die Kälte inzwischen angenommen hatte. Hierin und auch hinsichtlich der Forderungen an den einzelnen, sich den Kriegszielen bedingungslos unterzuordnen, offenbart sich die Gleichgültigkeit der obersten Führung gegenüber dem Leben der Soldaten.

Hinsichtlich der Versorgung und Behandlung der Verwundeten wurde ebenfalls deutlich, dass das deutsche Sanitätswesen im Vergleich zum russischen, besonders

---

<sup>3208</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 20.

<sup>3209</sup> Lützen teilte dazu im Gespräch über seinen Einsatz in der Sowjetunion mit: „Ich war im Mittelabschnitt vor Moskau, 80 km vor Moskau. ... Ja, [den harten Winter], das habe ich miterlebt, '41/'42. ... Ja, [ich hatte Erfrierungen, kam aber] da nicht gleich [raus]. Die heilten die ja denn alle aus, in der Kompanie, denn kam ich wieder nach vorne hin. Das nennt sich so Feldlazarett, und da wurden wir dann verarztet, und wie wir dann gesund waren, da ging es wieder ab nach vorne, vorne drin, als MG-Schütze.“

<sup>3210</sup> Vgl. Fischer: Notchirurgie, S. 70.

jedoch zum angloamerikanischen<sup>3211</sup>, rückständig und altmodisch war.<sup>3212</sup> Viele deutsche Soldaten hätten durch das Vorhandensein an Blutkonserven oder, im Falle einer Bauchschussverwundung, mittels sofortiger Operation und fortschrittlicheren Methoden, die es auf dem Gebiet der Bluttransfusion und der Behandlung von Bauchverletzten bereits gab, gerettet werden können<sup>3213</sup>. Stattdessen musste im Osten häufig improvisiert und – trotz des unermüdlichen Einsatzes des Sanitätspersonals – aus Zeitmangel oder Überforderung viele Verwundete aufgegeben werden. Nicht zuletzt bestand bei gehäuft auftretenden schweren Erkrankungen und Erfrierungen seitens der Heeressanitätsinspektion die Tendenz, deren Tragweite zu verschleiern, um die Moral der Truppe nicht zu untergraben und die deutsche Bevölkerung nicht zu beunruhigen. Besonders die Beratenden Ärzte bei der Heeressanitätsinspektion stellten sich in den Dienst der nationalsozialistischen Ideologie.

Der Ostfeldzug stellte an das Sanitätspersonal besonders hohe Anforderungen. Theoretisch war zwar die Hierarchie der Verwundetenversorgung festgelegt: Truppenverbandsplatz (Erstversorgung), Hauptverbandsplatz (Weiterversorgung, Herstellung der Transportfähigkeit), Feldlazarett (Arbeit wie im Krankenhaus, ca. 5 – 10 km hinter der Front), Kriegslazarett (nicht in Frontnähe, Weiterbehandlung und Ausheilung). Die Kriegswirren erforderten es jedoch häufig,

„dass vorübergehend das Feldlazarett als Hauptverbandplatz, Ortslazarett oder nach Art einer Krankensammelstelle eingesetzt werden musste, was für die ärztliche Tätigkeit jedes Mal eine den Verhältnissen angepasste Umstellung bedeutete.“<sup>3214</sup>

<sup>3211</sup> Im Westen landete, zusammen mit den Landungstruppen am 6. Juni 1944, auch ein Blutbanklastwagen. Selbst abgeschnittene Einheiten bekamen Blut- und Plasmakonserven, entweder unter der Eskorte eines Sherman-Panzers od. verschossen in Spezialgranaten bzw. abgeworfen am Fallschirm. In England standen weitere Halbliter-Vollblut-Konserven bereit. Je nach Anforderung wurden 500 bis 1.500 Stück täglich in das Kampfgebiet in der Normandie nachgeliefert. Fischer: Sanitätsdienst, Bd. 3, S. 1779f.

<sup>3212</sup> Hier ist zunächst die materielle und personelle „Überlegenheit der Alliierten auf nahezu allen Gebieten der Kriegführung“, so auch im Sanitätswesen zu nennen. In diesem Zusammenhang kann festgehalten werden, dass sich die Verwundetenversorgung bei den westlichen Gegnern „in dem Maße [besserte], in dem sich die deutsche Verwundetenversorgung verschlechterte“, bevor sie gegen Kriegsende völlig zusammenbrach. Roth (Vorwort), S. 8. Aber auch Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund verhinderte den Austausch von Informationen und Fortschritten zwischen dem Deutschen Reich und der Gesundheitsorganisation des Völkerbundes (die in Genf ansässige League of Nations Health Organization, LNHO). Die LNHO „war die erste weltweit agierende Organisation, die sich mit einem weiten Spektrum von Gesundheitsthemen befasste.“ Der häufige Gedankenaustausch und die Kooperation deutscher Experten mit Kollegen aus anderen Ländern unterblieb nun. Es gab lediglich einen rudimentären Informationsfluss insoweit, „wie in Genf und in Berlin Interesse an den Arbeiten der jeweils anderen Seite bestand.“ Medizinische Fortschritte und verbesserte Methoden in der Kranken- und Verwundetenversorgung gelangten nur spärlich von Genf nach Berlin, zumal die britische Seite als größter Geldgeber des Völkerbundes und Kriegsgegner Deutschlands nur solche Informationen aus Genf preisgab, die als „unbedenkliche Daten“ eingestuft wurden. Borowy: Freundschaft, Feindschaft, S. 32 – 35.

<sup>3213</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 457, 462.

<sup>3214</sup> Ebd., S. 69f.

Außerdem wurde der Kriegsverletzte den Verbandsplätzen unter ganz anderen Bedingungen zugeführt wie der Friedensverletzte. Körperliche Anstrengungen und Entbehren sowie der oft schwierige Transport, hatten häufig bereits beim Eintreffen zu einer völligen Erschöpfung des Verwundeten geführt. Hinzu kam die Schockwirkung, in der sich jeder Kriegsverletzte befand. Im Zustand des schweren Schocks zu operieren, war alles andere als ratsam.<sup>3215</sup> Auch bei leichter Verletzten war so die Prognose von vornherein ungünstiger als bei entsprechenden Patienten im Frieden. Der Erschöpfungszustand machte die Betroffenen wesentlich anfälliger gegen Wundinfektionen.<sup>3216</sup>

Neben Verwundungen, Verletzungen und Erfrierungen und der anderen bereits genannten Krankheiten, traten Typhus, Wolhynisches Fieber und Diphtherie auf, die ebenfalls einen tödlichen Verlauf nehmen konnten. Diese Krankheiten erforderten eine besondere Medikation und oftmals wochenlange Fürsorge, so dass die Lazarette und das Krankenpersonal an die Grenzen ihrer Belastbarkeit geführt wurden, wohingegen im Westen bis zum 6. Juni 1944 unter fast friedensähnlichen Bedingungen gearbeitet werden konnte (s. Abschn. 2.8).

Am Beispiel von Frau Summ wird nicht nur die aufopfernde und unermüdliche Pflege des Sanitätspersonals den Kranken und Verwundeten gegenüber deutlich. Sie und andere Schwestern kümmerten sich auch um die psychische Situation der Soldaten, waren Mutter-Ersatz, Seelsorgerin, Gesprächspartnerin und Krankenschwestern zugleich. Die Helferinnen und Helfer empfanden ihre tragische Rolle im Krieg nicht als solche. Sie sahen auch keinen Widerspruch darin, dass sie hauptsächlich die Schattenseiten ihres Berufes erlebten, und, während sie Verwundete versorgten, auf dem Schlachtfeld sinnlos neue Opfer entstanden, die ihnen dann wiederum zur Versorgung gebracht wurden. Sie sahen ihren Dienst im Krieg als Hilfe und Möglichkeit der Fürsorge für den einzelnen an, was besonders bei Rothe deutlich wurde.

In vielerlei Hinsicht entsprach die Ausrüstung deutscher Sanitätsdienste nicht den damaligen Möglichkeiten. Insgesamt gesehen war der deutsche Sanitätsdienst im Zweiten Weltkrieg – auch bedingt durch die Anzahl der Kriegsschauplätze, auf denen er eingesetzt wurde und mit zunehmender Kriegsdauer – nicht viel fortschrittlicher als der im Ersten Weltkrieg.<sup>3217</sup> Dennoch haben Sanitäter und Ärzte, das wird in diesem Abschnitt, aber auch in Kap. 2.8, 4.6 und 5.7 deutlich, in oft extremen Situationen außergewöhnliche Leistungen bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit erbracht. Dabei ist

<sup>3215</sup> Hier erfolgte zunächst einmal die Bekämpfung des Schocks mittels Infusion, Schmerzmitteln, Maßnahmen zur Blutstillung sowie ggf. der Gabe von Seren gegen Tetanus oder Gasbrand und andere operationsvorbereitende Schritte. Fischer: Notchirurgie, S. 60.

<sup>3216</sup> Ebd., S. 59.

<sup>3217</sup> Guth: Sanitätsdienst, S. 20f.

jedoch zu berücksichtigen, dass besonders bei den Ärzten „das humanitäre Interesse am Individuum Soldat nachgeordnet war gegenüber primär militärischen Zielen“<sup>3218</sup>. „Auch das Krankenpersonal stand im Dienste des Krieges und hatte die Aufgabe, durch schnelle Wiederherstellung, dem Heer die Genesenen zurückzuführen. Ärzte waren somit nicht nur Helfer der Soldaten, „sondern auch Helfershelfer der militärischen Führungen zur Erreichung der jeweiligen Kriegsziele ...“<sup>3219</sup> Die Forschung ist zu dem Ergebnis gekommen, dass sich „das Sanitätswesen in der Regel dem militärischen Primat bereitwillig untergeordnet hat.“<sup>3220</sup>

Die Feldchirurgie vom Truppenverbandplatz bis zum Feldlazarett diente der Rettung von Gesundheit und Leben. Sie musste oft unter erschwerten Bedingungen und starker Abweichung von Friedensverhältnissen durchgeführt werden<sup>3221</sup>. Verwundete, die häufig bereits bei der Einlieferung körperlich und seelisch belastet waren, aber auch die Helfer wurden dadurch, und aufgrund der zusätzlichen Einwirkung gegnerischer Waffen, ungewöhnlich beansprucht<sup>3222</sup>. Besonders die Verwundeten mussten in dieser schwierigen Situation einen starken Durchhaltewillen beweisen.

Die wohltuende Versorgung im Heimatlazarett war – je nach Schwere der Verwundung oder Krankheit –, in vielen Fällen fast mit einem Urlaub gleichzusetzen, der erst einmal alle erlebten Schrecken vergessen ließ, für Abwechslung und Unterhaltung sorgte, reichhaltige Verpflegung, Fürsorge und Aufmerksamkeit sowie lange Entbehrtes beinhaltete. Die Soldaten wurden durch die ärztliche Behandlung, aber auch durch den kurähnlichen Aufenthalt, den die Zeit im Lazarett und der anschließende Genesungsurlaub annehmen konnten, moralisch aufgerichtet und so für einen neuen Einsatz wiederhergestellt. Dazu trugen Einladungen der Bevölkerung, z. B. von Bauern aus der Umgebung ebenso bei wie Aufmärsche und Darbietungen von HJ und BDM. Im Heimatlazarett, aber auch im Genesungsurlaub wurden die Betroffenen so physisch und psychisch wieder für die Fortsetzung des Krieges stabilisiert.

Der Kranken- und Verwundetenversorgung im Zweiten Weltkrieg kommt also eine hohe moralische Bedeutung für das Durchhalten der Soldaten zu.

Festzustellen ist, dass Verwundete, Ärzte und Helfer ihre jeweilige Situation als unabänderlich hinnahmen.<sup>3223</sup> Diejenigen, die sich im Lazarett befanden, stellten sich damals selten die Frage, warum sie im Krieg ihre Gesundheit opferten, Schmerzen

---

<sup>3218</sup> Riedesser: Ethische Dimensionen, S. 210.

<sup>3219</sup> Ebd., S. 211.

<sup>3220</sup> Neumann: „Arztum“, S. 1.

<sup>3221</sup> Fischer: Notchirurgie, S. 75.

<sup>3222</sup> Ebd.

<sup>3223</sup> Dies galt besonders für die Verwundeten, so Janessen: Arzt im Krieg, u. a. S. 71, 78.

erleiden mussten, im Osten häufig unter primitiven Bedingungen versorgt wurden, um dann erneut an die Front entlassen zu werden und wieder Opfer für das Vaterland zu bringen und ihre vermeintliche Pflicht zu tun. Sich diesem System zu entziehen, war äußerst schwierig, denn auf die Gesundheit des einzelnen wurde im Einsatz wenig Rücksicht genommen. Ärzte und Sanitätspersonal erhielten die Aufgabe, die Patienten so schnell es ging wieder fronttauglich zu machen. Diejenigen Soldaten, die es geschafft hatten, in ein Heimatlazarett verlegt zu werden, fanden dort in der Regel beste Bedingungen und optimale Fürsorge durch das Krankenpersonal vor. Außerdem stand ihnen nach ihrer Ausheilung Genesungs- und oft sogar zusätzlich noch Heimaturlaub zu. Diese Wehrmattsangehörigen konnten sich für einige Zeit vom Frontleben erholen. Lützens Beispiel zeigt, dass die Einweisung in ein Heimatlazarett davon abhing, welcher Arzt die Diagnose stellte. Dabei konnte der Betroffene Glück oder Pech haben. Zu vermuten ist, dass diejenigen, die frontnah ausgeheilt wurden, schneller wieder in den Einsatz gelangten, ohne dass ihnen die erforderliche Erholungszeit gewährt worden ist.

*„Wieder war der Frühling gekommen. Aber der Wind, der aus dem Osten über die Steppe wehte, hatte den Duft der Ferne verloren. Die Wolga war wieder weit. An ihren Ufern moderten die Gebeine von Tausenden tapferer Männer, die ihr Leben in gutem Glauben dahin gegeben hatten. Die Steppe war ein großes Grab geworden. Der Frühling schmückte es mit verschwenderischer Schönheit.“<sup>3224</sup>*

#### 5.10 Umgang mit Tod und Verlust: *„Suchen Sie mal Jahrgang '24! Die sind alle da geblieben.“<sup>3225</sup>*

Das Thema „Tod und Verlust“ ist eng verknüpft mit dem Gefühl der Angst, verwundet, womöglich sogar zum Kriegsversehrten zu werden oder zu sterben. Gerade der Krieg bedeutete „die gesteigerte Gefahr für jeden einzelnen, physisch vernichtet zu werden.“<sup>3226</sup> Besonders Soldaten lebten in diesen Zeiten „in einer Atmosphäre von Angst, Erschöpfung und Ungewissheit“<sup>3227</sup>, so Jasper, der festhält: „Die unerwartete Plötzlichkeit existentiell bedrohlicher Widerfahrnisse gibt der Erfahrung des Krieges ihren ganz

<sup>3224</sup> Bamm: Die unsichtbare Flagge, S. 195.

<sup>3225</sup> Schröder: Kasernenzeit, S. 73. Vgl. Bernecker: Generation, S. 210: „Vor der Abfahrt [an die Ostfront, im Juli 1944] erfuhr ich noch, dass der Seppel gefallen war, der vierte meiner Klasse, und der Monat Juli sollte noch zwei weitere Klassenkameraden hinwegraffen, sechs auf 16, die eingezogen worden waren, und der Krieg war noch lange nicht zu Ende. Das war schon ein hoher Tribut für den Jahrgang 1924, die Zwanzigjährigen“, und ebd., S. 264: „Die provisorische Bilanz des Jahrgangs 1924 sah verheerend aus.“

<sup>3226</sup> DRZW 1 (Beitrag Wette: Voraussetzungen), S. 26.

<sup>3227</sup> Jasper: Zweierlei, S. 38.

eigenen Charakter.“<sup>3228</sup> So war der Blick jedes einzelnen auf eine ungewisse Zukunft gerichtet, die es mit sich bringen konnte, den Tod und Verlust von Kameraden, Geschwistern und Eltern durch kriegsbedingte Einwirkungen ertragen zu müssen und einen adäquaten Umgang mit diesen Gefühlen zu finden. Und es stellt sich die Frage, wie die Befragten Tod und Verluste von ihnen nahe stehenden Menschen, auch die von Kameraden verkrafteten und wie sie damit umgingen? Wurde der Tod im Krieg zur Gewohnheit, weil es in fast jeder deutschen Familie mindestens einen Toten zu beklagen gab, der im Zuge von Luftangriffen in der Heimat, in Vernichtungslagern oder an der Front umgekommen war? Wurde der Tod an der Front zur Normalität, weil er dort alltäglich war? Was empfanden die damaligen deutschen Soldaten gegenüber dem Gegner, wenn dieser ihnen ihre besten Freunde und Kameraden genommen hatte?

In der heutigen Gesellschaft wird das Thema „Tod“ oft verdrängt. Jüngere Menschen kommen damit wenig in Berührung. Die Beschäftigung mit „Tod“ wird einzelnen Professionen, wie dem Bestatter, dem Pastor oder dem Arzt überlassen, damit sich die Menschen selbst nicht damit auseinandersetzen müssen.<sup>3229</sup> Es scheint, als gehöre für die meisten der Tod nicht zum Leben. Im Zweiten Weltkrieg sah dies jedoch aus verschiedenen Gründen anders aus. Im Laufe der Kriegsjahre füllten sich die Zeitungen zunehmend mit Traueranzeigen. Die Todesanzeigen mit dem Eisernen Kreuz erschienen ab Spätsommer 1941 nicht mehr nur spalten-, sondern gleich seitenweise, und das Tag für Tag.<sup>3230</sup> Fast jede Familie wurde von der Nachricht heimgesucht, dass ein nahe stehender Mensch gefallen oder verstorben war,<sup>3231</sup> ein Phänomen, das „in einem verstörenden Kontrast“ zum „Propagandaton in den Medien und [den] ewig neuen Siegesmeldungen des OKW standen.“<sup>3232</sup> Besonders die Soldaten erlebten, dass Brüder, Väter, Freunde und Kameraden fielen. Sie sahen schwerste, tödliche Verwundungen, abgetrennte Gliedmaßen, offene Bauchwunden, aus denen die Därme hingen, blutende Kopfwunden und vieles mehr. Dies blieb zwar den Angehörigen in der Heimat weitestgehend erspart. Trotzdem waren beide Seiten, Hinterbliebene in der Heimat und Frontsoldaten, durch den Krieg und die damit einhergehenden persönlichen Verluste gezwungen, sich mit dem Thema Tod bzw. „Überlebenskampf im Krieg“<sup>3233</sup> zu befassen. Der damalige Soldat Brauer sprach den seiner Meinung nach bestehenden Zusammenhang zwischen dem andersartigen Krieg im Osten, seiner Brutalität und der Überlegenheit der Roten Armee mit den vie-

---

<sup>3228</sup> Ebd.

<sup>3229</sup> Überbringen einer Todesnachricht, S. 15.

<sup>3230</sup> Boberach: Meldungen, S. 174.

<sup>3231</sup> Jasper: Zweierlei, S. 76f.

<sup>3232</sup> Ebd., S. 77.

<sup>3233</sup> Ebd., S. 34.

len zu beklagenden gefallenen deutschen Soldaten offen an:

„Es geht hart zu und ich glaube, die früheren Kriege stehen an Brutalität weit zurück.<sup>3234</sup> ... Du schreibst, dass die Zeitungen voller Todesanzeigen sind. Das ist kein Wunder. Bedenke, was die Russen für Massen sowohl an Material als auch an Menschen eingesetzt haben. Der Krieg lässt sich nicht mit anderen vergleichen. Ich rechne, noch selbst ein Bild davon zu bekommen.“<sup>3235</sup>

„Kriegserfahrung – das war für viele in der Sowjetunion zum ersten Mal im Zweiten Weltkrieg tägliche Kampferfahrung und pausenloses ‚am Feind stehen‘, wochenlang, monatelang“, so Jasper.<sup>3236</sup> Und Alfred Jodl schrieb am 19.7.1941 an Halders Chefsekretärin Luise von Benda: „Jetzt erst erfährt die Wehrmacht, was Krieg ist,“<sup>3237</sup> und der SD berichtete am 4.8.1941: „Bei vielen Volksgenossen macht sich die Empfindung von der Grausamkeit dieses Krieges und des Krieges überhaupt breit.“<sup>3238</sup> Den größten Schock löste in der Regel die erste Konfrontation mit dem Tod aus. Jasper stellt dazu fest: „Hatten sie Erschöpfung, Müdigkeit, Blasen an den Füßen, das Leiden unter Nässe und Kälte schon in der Ausbildung kennen gelernt, so traf sie die Erfahrung mit dem Töten der feindlichen Soldaten und dem Sterben der eigenen Kameraden im Fronteinsatz zum ersten Mal.“<sup>3239</sup> Darüber hinaus war es leichter, „die körperliche Vorbereitung zur ‚Kriegsfertigkeit‘ einzuüben als die seelische, die auch die mentale Fähigkeit vermitteln sollte, trotz erschreckender Erlebnisse wie Tod und Verwundung von Kameraden, weiterzukämpfen und zu töten.“<sup>3240</sup> Die noch nicht im Fronteinsatz stehenden jüngeren Menschen in der Heimat erfuhren von den vielen Gefallenen zunächst oft „nur“ aus der Zeitung, was dem damals 16jährigen Jungvolkführer Heinrich Asmussen einen heftigen Schock versetzte:

„In Flensburg wurde uns sehr bald klar, was der Zweite Weltkrieg bedeutete. Die 30. Division, die Schleswig-Holstein-Division, wurde in Eilmärschen nach Piatek in Polen geworfen, wo sie einige Tage nach Kriegsbeginn ungeheure Verluste hatte. In unserer Zeitung standen plötzlich drei Seiten lang Gefallenenanzeigen. Das war der erste Schlag, den man kriegte. Es waren ja auch Bekannte dabei.“<sup>3241</sup>

Der damalige Schüler und Flakgeschütze, Nikolaus Ratjens, erlebte ebenfalls im Alter von 16 Jahren hautnah, was Krieg wirklich bedeutete. Als bei einer Übung mit scharfer Munition an einem neuen Flakgeschütz im Frühjahr 1944 fast die gesamte Besatzung und auch einige kriegsgefangene Russen ums Leben kamen und Ratjens die Überreste seiner Kameraden fand, geriet sein Bild vom Krieg ins Wanken:

„Es sah furchtbar aus. Alles voller Blut, abgerissene Beine und Arme. Vom Ladekanonier ... gab es nur noch den Unterleib. Wo das andere war, weiß ich nicht. Da

<sup>3234</sup> FpBf Josef Brauer v. 25.7.41, in: ebd., S. 67.

<sup>3235</sup> Ders., FpBf v. 11.8.41, in: ebd. sowie Boberach: Meldungen, S. 174.

<sup>3236</sup> Jasper: Zweierlei, S. 76.

<sup>3237</sup> Wilhelm: Rassenpolitik, S. 23.

<sup>3238</sup> Boberach: Meldungen, S. 169.

<sup>3239</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 138f.

<sup>3240</sup> Ebd.

<sup>3241</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 226; Ratjens, in: ebd., S. 292.

war ich sechzehn Jahre alt und hatte zuvor noch nie einen Toten gesehen. Die Mischung aus Abenteuerlust und Angst verwandelte sich an dem Tag in Tod und abgerissene Glieder, in etwas, das furchtbar konkret war und doch unbegreiflich blieb.“<sup>3242</sup>

Ebenso wie bei Asmussen, setzte bei Ratjens nach diesem Ereignis Ernüchterung ein. Der Krieg verlor sein idealistisches Gesicht.<sup>3243</sup> In der Regel waren deutsche Soldaten während ihrer Heimatausbildung jedoch noch nicht mit Tod und Verwundung konfrontiert worden. Derlei konnte auf Truppenübungsplätzen nicht eingeübt werden, da es dort weder Feinde noch durch tödliche Geschosse verwundete Kameraden gab.<sup>3244</sup>

Auch Friedrich Lohstein erlebte dies so nach dem „ersten Abend im Feuer der russischen Artillerie“, unmittelbar nach dem Angriff auf die Sowjetunion.<sup>3245</sup> Allerdings verging die Angst beim eigenen Einsatz. Er beschrieb: „Immer, wenn ich aktiv mithandeln konnte, dann kam ein sportliches Wollen: wir sind besser, wir können das besser.“<sup>3246</sup> Solcherlei Einstellung, die bereits in der Hitlerjugend eingeübt worden war, und als deren Ergebnis sich eine eigene Form deutschen Selbstbewusstseins herausgebildet hatte, „bewährte“ sich nun im Ernstfall. Auch „das mechanische Ausführen von Handgriffen“, das im Einsatz angesichts zu erwartender nervlicher Belastung „ohne Denktätigkeit“ funktionieren musste, wurde „drillmäßig“ geschult, so dass sich die Soldaten in jeder noch so angespannten Situation verteidigen konnten.<sup>3247</sup> Sinn und Zweck des Tötens sollten im Kampf dann nicht mehr hinterfragt werden, „weil sich der Soldat im Gefecht ganz aufs Funktionieren konzentrierte.“<sup>3248</sup> Der Soldat als Mensch war völlig uninteressant, es zählte nur der „Kampferfolg“, und dass er als Teil seiner Einheit funktionierte, in und für die er bereit war, „unter Lebensgefahr zu töten.“<sup>3249</sup>

Golder erinnerte sich im Gespräch, wie tief der Schock saß über den ersten Kameraden, der beim Vormarsch 1941 während eines Meldeganges vermutlich durch russische Scharfschützen tödlich getroffen wurde:

G: „Man muss sage’, die russischen Jagdflieger haben uns auch ganz schön... da hatten wir die ersten Toten. Das war also schon... so *Ratas*, die kamen sehr tief runter. Also, wir lagen mal in so ’nem Kartoffelfeld ... Die haben uns net g’sehe. Wir lagen unter die Kartoffelstauden. Das heißt: ‚Volle Deckung!’ Wenn ein Flieger kommt, da kann ich nicht viel machen. ... Ja, da haben wir das Glück gehabt. Allerdings war das bei uns so: auf dem Lastwagen war ... ein Maschinengewehr, und so ein Stab, und da geht einer drauf, und der hat auch immer auf die Flugzeu-

<sup>3242</sup> Ratjens, in: ebd., S. 297.

<sup>3243</sup> Vgl. Großmann: Granatsplitter, S. 72: „... in den Balkas roch es nach Leichen und in der Steppe stanken die aufgetriebenen Pferdekadaver.“

<sup>3244</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 139.

<sup>3245</sup> Lohstein, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 332.

<sup>3246</sup> Ebd.

<sup>3247</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 139; Altrichter: Wesen, S. 201.

<sup>3248</sup> Ebd.; vgl. Bröckling: Schlachtfeldforschung, S. 81: „Die Frage nach den Hintergründen des Krieges erschien den Soldaten unwirklich im Vergleich zu den täglichen Existenznöten.“

<sup>3249</sup> Jasper: Zweierlei, S. 140. Zur Ich-Zerstörung in der Militärausbildung siehe Schröder: Kasernenzeit, S. 126.

ge geschossen und... Das war ein Obergefreiter, der den Frankreich-Feldzug mitgemacht hatte. Und der wurde selbst getroffen. Das war unser erster Toter.“

I: „Wie ging man damit um?“

G: „Na, wir waren dann schon ziemlich geschockt. Das war ein sehr lieber Kerl, und wir haben den mögen und bei dem erschten Einsatz bei Sokolow, das war des Dorf, wo ma eing'nommen haben, da war'n mia noch zu dritt im PKW drin. Und das war der Fahrer, der Unteroffizier, der Melder und ich. Der Melder hieß Bauer, das weiß ich noch. Und des war'n ganz ruhiger und lieber Mann. Der war auch schon in Frankreich gewesen, ... aber als Melder war er eingesetzt. Und der Kompaniegefechtsstand, der war vielleicht einen Kilometer hinter der Frontlinie, und er musste damals diese Meldungen holen und Befehle hin- und hertragen. Und wie er da unterwegs war, hat er eine verirrte Kugel... hat ihn da ins Herz getroffen. Und, wo wir dann rauskamen, aus dem Tal, war der Platz neben mir leer. Das habe ich auch ganz schwer verkraftet.“

Weitere Beispiele aus Feldpostbriefen belegen, dass es anderen Soldaten ähnlich erging wie Golder.<sup>3250</sup> Der Gefreite Brohm etwa schrieb in einem Feldpostbrief an die Schwester seines beim Betreten kalten Wassers an Herzschlag verstorbenen Freundes und Kameraden Heinrich Alms, wie schwer es ihm falle, den Tod seines Freundes zu verkraften, mit dem er gemeinsam die Arbeit im Geschäftszimmer erledigt hatte. Mit dem leeren Platz ab 9.8.1942 am Schreibtisch gegenüber wurde ihm dieser Verlust besonders vor Augen geführt, zumal beide nicht nur Kameradschaft, sondern auch eine jahrelange Freundschaft verband. Alms und Brohm waren seit 1939 als Soldaten in derselben Fliegerstaffel gewesen und hatten u. a. bereits in Frankreich gemeinsam ihren Militärdienst geleistet. Daher wog ein solcher Todesfall besonders schwer. Außerdem hatte Brohm bereits einen Bruder im Krieg verloren. Er selbst gilt seit dem 1.1.1943 im Stalingrader Kessel als vermisst.<sup>3251</sup>

---

<sup>3250</sup> Vgl. FpBf Karl B., 20.7.1944: „Es berührt mich innerlich zutiefst, und seelisch habe ich dann immer hart zu schaffen, wenn man sich noch gut mit einem Kameraden unterhalten hat, und die nächste halbe Stunde siehst Du nur noch Fleischfetzen von ihm, als wenn er nie gewesen wäre, oder jene Kameraden, die schwer verwundet vor dir liegen in der großen Lache eigenen Blutes und dich mit flehenden Augen um Hilfe bitten, weil sie meistens nicht mehr sprechen können oder ihnen die Schmerzen ihre Sprache nehmen. Das ist furchtbar und nimmt einen immer stark mit. ... Als junge Menschen sind wir ausgezogen, als alte Männer kommen wir wieder. Man möchte die Lust am und zum Leben verlieren.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 187.

<sup>3251</sup> FpBf v. Gerhard Brohm, 21.9.1942 an Frieda Alms (PrArIW).



Fritz Becker im Frühjahr 1941 in Frankreich.



Fritz Becker am 1. Dezember 1942 nach  
eineinhalb Jahren Krieg im Osten.

„Als junge Menschen sind wir ausgezogen, als alte Männer kommen wir wieder.“ (s. Anm.)

Die DRK-Schwester Elfriede Schade-Bartkowiak berichtete in ihren Erinnerungen von ihrem Dienst in einem Lazarett in der Sowjetunion und von ihrer ersten schockierenden Begegnung mit dem Tod:

„Im Röntgenraum lagen drei Sterbende. Ihre provisorischen Lager hatte man neben dem ewig tropfenden Wasserhahn aufgestellt. Unheimliches Gerät stand herum und ließ mich im Dunkeln darüber stolpern. Die Finsternis war erfüllt von rasselnden Atemzügen. Ich wollte nicht dorthin gehen müssen! Ich hatte doch noch nie im Leben einen Sterbenden gesehen. ... In jeder der kommenden Nächte starben sie. Fast alle, die ich abends im Röntgenzimmer vorfand, dazu noch andere aus den Stuben. Ich musste dann immer die Sanitäter wecken und den Arzt zur Beglaubigung, musste die Fieberkurven und die Habseligkeiten im Geschäftszimmer abgeben und die Eintragungen in das Stationsbuch machen. ... Hatte uns daheim denn einer gesagt, wie das ist hier draußen? ... Und ich schämte mich. Ich schämte mich, weil ich Angst hatte.“<sup>3252</sup>

Der erste tote Kamerad, dessen Sterben der Soldat häufig sogar hautnah miterlebte, war häufig auch der erste Tote überhaupt, den jüngere Soldaten und das Sanitätspersonal in ihrem Leben sahen.<sup>3253</sup> Ein solches Erlebnis beschrieb auch der damalige Unteroffizier Bruno Fichte, dessen Kamerad unmittelbar neben ihm zu Beginn des Polenfeldzuges starb:

„Am Abend igelten wir uns ein und wurden in der Früh von den Polen angegriffen.

<sup>3252</sup> Schade-Bartkowiak: Sag' mir, wo die Blumen sind, S. 26.

<sup>3253</sup> Bei Janessen: Ärzte im Krieg, S. 37, heißt es von einem deutschen Soldaten: „Das hat mich sehr berührt. Ich war damals erst 21 Jahre alt.“

Neben mir war mein Freund, Ernst Lenz, ein lieber Kerl, zwei Jahre jünger als ich. Er träumte davon, einmal ein Mädchen zu haben. Nichts beschäftigte ihn mehr, er hatte noch nie eines gehabt. Er lag rechts neben mir, ein ganz kleines Stück weiter vorn, und wir schossen blind in die Gegend hinein. Ich hörte ein Aufpatschen, etwas traf mein Gesicht und lief daran hinunter. Nach einiger Zeit zogen wir uns zurück, und ich zerrte den Freund, von dem ich nur wusste, dass er getroffen war, zwischen den Panzer. Und dann sah ich, sein Kopf war gespalten, und was mich getroffen hatte und auf meinem Gesicht und meiner Uniform klebte, war sein Gehirn. Das war der erste große Schock.<sup>3254</sup>

Als besonders tragisch empfand Fichte wohl auch den Umstand, dass es sich nicht nur um einen Kameraden handelte, den er auch als Freund schätzen gelernt hatte, sondern auch um einen jungen Menschen, der vom Leben noch nichts gehabt hatte, dem noch nicht einmal die Liebe zu einem Mädchen vergönnt gewesen war. Das Mitgefühl über die Umstände und den frühen Tod des Freundes, über dessen kaum gelebtes Leben und die Lücke, die er hinterließ, sind nachvollziehbar. In Friedenszeiten bekommen Menschen die Verstorbenen nicht unbedingt zu Gesicht. Im Krieg jedoch hatten sich die Soldaten auch an den Anblick Schwerstverletzter und Sterbender zu gewöhnen, die vor ihren Augen ablebten<sup>3255</sup> sowie an Tote, von denen oft nur noch Einzelteile vorhanden waren:

„Ich habe mich schon etwas an den Anblick von Toten gewöhnt. Aber was ich hier sehe, ist ein völlig neues und erschreckendes Erlebnis. Die hier liegen sind keine normalen Toten mit einem Einschuss oder einem herausgerissenen Stück aus ihrem Körper. Das sind nur einzelne Stücke Fleisch von Armen, Beinen und Rumpf und von einem Kopf, an dem noch der verbeulte Stahlhelm hängt. Es sind die Reste der Männer von der 8.8-Flak und der Vierling, die beide, von den T 34 Volltreffer erhielten, in die Luft gesprengt und zerrissen wurden. Ich fühle mich miserabel, als wir über die Leichenteile stolpern.“<sup>3256</sup>

Fichte erklärte, wie er mit dieser und ähnlichen Situationen umging, um daran nicht kaputt zu gehen: „Da begann das große Verdrängen, ohne das keiner eine Überlebenschance gehabt hätte.“<sup>3257</sup> Eine solche Einstellung hatte auch der Befragte Rothe, der als Sanitäter zunächst in Frankreich und später im Osten eingesetzt worden war. Er erlebte den Angriff der Alliierten auf das französische Dieppe 1942 (s. Abschn. 2.4) und erzählte, wie er das Erlebnis für sich verarbeitet hat und, ähnlich wie Müller (s. Abschn. 5.8) erläuterte, wie der Nicht-Betroffene mit Tod und Verlusten und dem Schicksal der anderen umging:

„Wie das war? Wir waren glücklich, das war mittags vorbei! Ich will Ihnen nur sagen, das ist im Kriege so: der nicht betroffen ist, freut sich, dass er nicht betroffen ist. Und der betroffen wurde, für den beginnt 'n anderes Leben. Verstehen Sie? Das Leben verändert sich bei dem. Ob Sie 'n Bein verloren haben, ob sie verwundet sind, dies oder jenes. Für diese Menschen beginnt ein anderes

<sup>3254</sup> Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 31.

<sup>3255</sup> Die DRK-Schwester Lisbeth Ascher: Pflege als Begegnung, S. 26, notierte am 18.11.1941 nach ihrer ersten Konfrontation mit dem Tod: „Eben muss ich einem jungen Soldaten die Augen zudrücken, er ist tot. ... Ich bin sehr ernst, habe Tränen in den Augen.“

<sup>3256</sup> Koschorrek: Die Zeit der Dornen, S. 149.

<sup>3257</sup> Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 31.

Leben, ja? In dem Moment. Aber Sie, da liegen fünf Verwundete, und Sie sind gesund, und da stehen noch fünf Verwundete. Sie sagen: ‚Gott sei Dank, ich bin ja...‘ Und in ’ner Stunde haben Sie nicht mehr... Die werden abtransportiert. In der Stunde denken Sie gar nicht mehr daran, dass die verwundet wurden. Sie wissen wohl noch: ‚Ach guck‘, der arme Emil ist auch weg, ist auch nicht mehr da,‘ oder so weiter, aber die Gedanken gehen nach vorne, verstehen Sie? Wenn Sie würden bloß nachtrauern oder das würde noch nachwirken, das ist belastend. Das ist doch so, als wenn Sie - mein Gott, Sie müssen durch - als wenn Sie in ’n Alpen einen großen Tunnel haben. Sie können nicht nach rechts oder links gucken, Sie müssen nach vorne, Sie wollen wieder ans Licht. So sieht das aus! Natürlich, man denkt nur nach vorn, man denkt in dem Moment [an nichts anderes].“

Auch im Umgang mit Tod und Verlusten blieb Rothe realistisch und glaubte, am besten helfen zu können, indem er sich um den nächsten Verwundeten kümmerte, anstatt „nachzutruern“. Es half offenbar, sich eine gewisse Nüchternheit dem eigenen und dem fremden Tod gegenüber zuzulegen.<sup>3258</sup> Und auch Janessen stellt dazu fest:

„Diese Plötzlichkeit des Sterbens in einer scheinbar friedlichen Runde ist ein Charakteristikum des Krieges. Es gibt nur zwei Möglichkeiten auf solch eine Situation zu reagieren: Sich irgendwo zu verkriechen und sich angstschlotternd nicht mehr blicken zu lassen - in den meisten Kriegen ein völlig indiskutables Verhaltensmuster – oder sich eine gewisse Gleichgültigkeit dem eigenen und fremden Tod gegenüber zuzulegen. Dies ist in der Regel geschehen. Eine große Zahl der Verhaltensweisen von Soldaten, aber auch von Zivilisten im Krieg ist aufgrund dieser Überlegung besser zu verstehen als allein durch den simplen Vergleich mit unserer Jetztzeit.“<sup>3259</sup>

Auch Feldgeistliche, wie Helmut Jasper, wurden in den Lazaretten fast täglich mit Tod und Verlusten konfrontiert. Jasper nahm in einer Kriegslazarettabteilung hinter der Front jedoch nicht so sehr das Kriegsgeschehen, als seine tödlichen Folgen wahr<sup>3260</sup>:

„12 – 15 Uhr. Am Bett von Eugen Oelschläger. Ein vom Tode Gezeichneter ... Wie gern will dieser junge Kriegsfreiwillige leben. ... 18 – 20 Uhr: wieder beim Sterbenden, wie waren die Kräfte verfallen. 19.30 Uhr: Der gute Kamerad hat ausgekämpft und überwunden – ich segne ihn ein mit dem Segen der Kirche.“<sup>3261</sup>

Diesem Bericht Jaspers vom ersten Schwerverwundeten, den er im August 1941 bis zu dessen Tod begleitete, folgten viele weitere, die ihn zu dem Fazit brachten: „Wie furchtbar – das Sterben.“<sup>3262</sup> Seine seelsorgerische Tätigkeit führte Jasper bald an die Grenzen seiner Belastbarkeit (siehe nachfolgendes Kapitel: Glaube und Gebet).

Bruno Fichte, damals Hauptmann einer Kompanie im Mittelabschnitt, hat erlebt,

<sup>3258</sup> Drastischer in der Beurteilung bei Fritz N., FpBf v. 8.6.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 104: „Der Mensch als persönliches Einzelwesen ist bei uns im Grunde genommen nicht viel wert. Selbst wenn der beste Kamerad fällt, denkt man ein paar Tage darüber nach und wird innerlich seelisch vorübergehend geschüttelt. Aber bald darauf ist alles wie vorher auch und alles wird vergessen, ja muss vergessen werden, denn sonst würde man vor geistiger Umnachtung verrückt.“ Fritz N. erlebte fast täglich zermürbende Fesselungsangriffe der Russen im Bereich der Heeresgruppe Mitte. Vgl. DRZW 6 (Beitrag Wegner: UdSSR), S. 906 – 911. Allein im August 1942 verlor die Wehrmacht in der Sommerschlacht bei Rshew täglich 1000 Mann.

<sup>3259</sup> Janessen: Arzt im Krieg, S. 140.

<sup>3260</sup> Jasper: Zweierlei, S. 77.

<sup>3261</sup> Jasper: TB, 2.8.41, zit. n. ebd.

<sup>3262</sup> Ebd.

„wie Leute es plötzlich nicht mehr ertragen konnten, wenn einer von ihnen verwundet draußen lag und nicht geholt werden konnte. Dann legten sie sich auf den Bauch und robbten und krochen durch den Kugelhagel, um den zurückzuholen. Oft genug war er schon tot.“<sup>3263</sup>

Der damalige Soldat Fischer erlebte eine ähnliche Situation im Hinblick auf russische Gefallene. Er beklagte die „russische Sturheit und Menschenverachtung“, die ihm immer wieder bei der russischen Angriffstaktik begegnete. Ohne ihre Gefallenen zu bergen, griffen die sowjetischen Soldaten in immer neuen Wellen die deutschen Stellungen an.<sup>3264</sup> Die vielen Leichen um ihn herum erschreckten ihn: „Der ständige Anblick der Toten, die zum Teil übereinander lagen, war kaum noch zu ertragen. Gott sei Dank lagen die Temperaturen bei 20 Grad unter Null.“<sup>3265</sup> Andererseits war es so kaum möglich, die Toten während der Angriffe zurück zu holen und in der tief gefrorenen Erde zu bestatten. Das konnte nur danach geschehen, manchmal blieben die Toten aber auch an Ort und Stelle liegen. Auf deutscher Seite verhielt es sich nach Kampfhandlungen allerdings zuweilen ähnlich, wie Fichte feststellte:

„Als es stockdunkel war, bekamen wir Befehl, uns zurückzuziehen. Die Toten blieben liegen, und von den Verwundeten schleppten wir zurück, wen wir zurückschleppen konnten. Niemand konnte in diesem Feuer das Gelände nach den anderen absuchen, viele blieben liegen.“<sup>3266</sup>

Ein grausames Erlebnis im Umgang mit toten Einheimischen und Rotarmisten hatte Bentschen. Er war im Spätsommer 1942 nach Stalingrad gekommen und beschreibt, was sich auf der Flucht aus der Stadt und dem Absetzen seiner Einheit ereignete:

„Wir sind raus mit unsere Geschütze, kannst sagen nur über Tote und Leichen gefahren. Mein Gott, Frauen, Kinder, Greise, Soldaten, russische Soldaten. Kreuz und quer sind sie gelegen, und wir sind darüber weg gewitschert. Es hat manchmal geklatscht. Viele waren ja auch noch nicht tot, da hat keiner mehr hingeguckt. Konnte ja auch nicht. Bist Du Gottes Sohn, so hilf dir selber.“<sup>3267</sup>

Vielfach stellten der Transport und die Versorgung der Verwundeten ein großes Problem dar, besonders im Winter. Fritz Lichtenberg erlebte zunächst die Situation seiner verletzten Kameraden mit, bevor er selbst verwundet wurde:

„Es ging zurück in unentwegten Märschen, Tag und Nacht, drei Tage lang bis zur völligen Erschöpfung. Das größte Problem waren die Verwundeten. Ohne Unterkünfte über Nacht, ohne richtige medizinische Versorgung waren sie von vornherein zum Tod verurteilt. Auf ihren Panjeschlitten liegend sind sie fast alle während des Marschs erfroren oder an ihren Verletzungen zugrunde gegangen. Am Tag waren es um die fünfzehn und in der Nacht um die fünfundzwanzig Grad unter Null.“<sup>3268</sup>

Aufgrund nicht heilender Wunden nach einer Splitterverletzung am Bein und hohem Fieber bat Lichtenberg darum, nicht in einen Verwundetentransport gesteckt zu

<sup>3263</sup> Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 46.

<sup>3264</sup> Zur äußerst verlustreichen russischen Angriffstaktik, vgl. Abschn. 5., 5.1, und 5.3.

<sup>3265</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 157.

<sup>3266</sup> Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 33.

<sup>3267</sup> Anton Bentschen, in: ders., S. 18f.

<sup>3268</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 111.

werden und erklärte: „Ich hatte ja erlebt, was mit den Verwundeten auf dem Rückzug geschah, ohne dass jemand helfen konnte.“<sup>3269</sup>

Der Befragte Ludwig berichtete im Gespräch von mehreren Begebenheiten, die ihn direkt mit dem Tod konfrontierten: zunächst einmal erlebte er den Tod hautnah im Lazarett. Er erzählte zunächst, wie er versuchte, junge Soldaten während der Ausbildung mental auf ihren möglichen Tod oder auf den Umgang mit dem Verlust der anderen vorzubereiten. Als nächstes kam er auf die Ohnmacht der Ärzte auf einem Hauptverbandsplatz zu sprechen. Danach erzählte er vom Umgang mit dem Tod seines ältesten Bruders, der an der Ostfront gefallen war und dessen Feldgrab er 1942 besuchen konnte. Schließlich erklärte er, wie sich Schwerverwundete im Angesicht des Todes tatsächlich auf dem Schlachtfeld verhielten und mit ihrem Schicksal umgingen:

„Also das ist mal so gewesen: Da konnte man später wieder, bei Auffrischung, wenn man dann vorne vor Neulinge gestellt wurde, und dann sagt [man denen]: ‚Nur um eins‘, habe ich allen gesagt, ‚bitt‘ ich Euch sehr. Bleibt mit dem Herzen draußen. Wisst Ihr was das heißt? Nicht traurig sein, wenn Euer bester Mann kaputt geht. Bleibt auch mit dem Herzen draußen, wenn Ihr einen abgekriegt habt (klopft auf den Tisch). Schreit nicht nach Mama! Die kommt nicht.‘ Und das war sehr oft: ‚Maama!‘ ‚Sani‘, - und ‚Mama‘, wenn ‚s ganz schlimm war. Also, ich hab erlebt, wie ich selbst, im Verbandsplatz, das is noch kein Lazarett, liegen se, und da hat man überlegt: Wen nehmen wir zuerst? Bei wem lohnt’s überhaupt noch? Dann kommen die Sanis und holen dann die Früchtchen raus und legen se irgendwo auf ‚ne Plane und ‚n paar Ärzte, die sternhagel besoffen sind und sich nur noch mit Cognac und mit Kaffee munter halten, weil sie ständig dabei sind, in diesem Modder rumzuarbeiten. Ich hab’s ‚ne Zeitlang leider miterleben müssen, aber da lag ich da mitten dazwischen, und da ging, na, wahrscheinlich ‚n Oberarzt – Stabsärzte gab’s ja schon gar nicht mehr, und das andere waren halbstudierte Leute – gingen die da durch und dann lag einer ‚n paar Leute neben mir... der war aufgerissen, irgendwas, und da ging der Arzt so vorbei, da schrie der auf einmal los: ‚Du Arsch, versuch ‚s doch wenigstens mal!‘ Und zwei Minuten später war er tot. ... Mensch, das war ... Zustände! (weint und schluchzt) Das geht an mir heute schon nicht mehr vorbei (spricht mit tränen erstickter Stimme - weint). Da war kein Arzt gleichgültig... überhaupt keiner. Nur sie waren nicht mehr imstande, die hatten ja keine Hilfsmittel, um Beine wieder dranzukriegen oder Brüche in Ordnung zu kriegen. ... Sie hatten ja keine Hilfsmittel und waren verzweifelt (weint). Ich hab doch dreimal solche abgekriegt, dass ich nicht nach Hause geschickt wurde. Was macht man mit denen? Die sind ja nun mal zum Verbandsplatz gekommen, die Sanis waren doch auch unterbesetzt. So schnell kann man die nicht nachschieben, wie man ohnehin einen Kanonier nicht nachschieben kann, einen Panzerfahrer schnell ... diese Spezialitäten doch nicht, und die Auffrischungen. Da wurde ich auch gefragt: ‚Wieso braucht Ihr so viele Auffrischungen? Holt se doch ran, vom Ersatzhaufen!‘ Kinder, das wäre doch von vornherein in ‚n Bach zu schmeißen, obwohl sie noch gar nicht schwimmen können. ... Und so geht ‚s doch auch bei den Ärzten! Noch v i e l schlimmer war’s bei den Veterinärärzten. ... Da hatte ein Bataillon einen einzigen Veterinärarzt, ... ein Bataillon hat ungefähr ... 2.000 Leute und vielleicht 200 Pferde.“

Auf die Frage nach den Unterschieden zum Westen, wo Ludwig im Sommer 1944 eingesetzt war, antwortete er:

„Ja, im Westen war’s eben schnell aus, ... ja, es war manchmal völlig hoffnungslos, aber man war auch im Westen lange nicht so sich selbst überlassen, wie das in

<sup>3269</sup> Ebd., S. 112.

Russland sehr häufig der Fall war. In Russland war es so – es soll bitte nicht verallgemeinernd klingen – war es so, so furchtbar zufällig manches. Auch meine einzelnen Erlebnisse, die sind so eigenartig, dass ich sie jetzt mal erzähle: Also, mein älterer Bruder ist gefallen, ... indem er mit seinen 72ern auf Charkow zugegangen ist, und zwar – wir haben damals eine Karte gekriegt, für mich war das ja schon ganz wichtig – da war ich noch im Ersatzhaufen, als ich das kriegte. Nein, da war ich schon an der Front, als ich das gekriegt habe, bei Petrapawolowka, is ja jetzt auch Wurscht, da is er gefallen, und der Kompanieführer, der hat das Bild auch noch machen lassen, und da sind zwölf Leute oder elf Leute gefallen, und darunter auch der Gefreite Friedrich Wilhelm Ludwig. So, und das war noch richtig mit schönen Grabkreuzen da oben drauf, der Helm, und so weiter. Gut, in Federovka, bei Petrapawlowka, gut, jetzt, ein Jahr später, fast genau, es fehlte nur noch ein halber Monat, geht unser SS-Korps wieder auf Charkow zu, weil das ja zwischendurch gefallen war, fast zur gleichen Zeit, Jahreszeit, und ich war gerade so schön dabei, und auf einmal kam mein Kompanieführer rein und sagte: ‚Spinne, passen Sie mal auf: wir müssen mal Ziel fahren,‘ d. h. Kradmelder, ‚wie das bestückt ist,‘ und so weiter, und legt eine Maßstab... ganz großer Maßstab, ganz kleiner Maßstab, vor auf den Tisch, und da sagte ich: ‚Petrapawolowka, sag‘ mal...‘, und ich hatte das Bild. Ich krieg‘ das raus und sag‘, und lese das, und ganz genauso geschrieben, in Russland, das is ganz genauso geschrieben, sagt‘ ich: ‚Gucken Sie mal her, genau dort is mein Bruder gefallen, vor einem Jahr. Hier steht...‘ ‚Ja, da sind Sie ja der Richtige! Kommen Se! Den suchen wir auf, auf dieser Fahrt. Da werden wir auch schon einiges entdecken.‘ ... Und ich fahre tatsächlich dann mit einigen Leuten los, und der Kompanieführer kommt gerade mit und wir fahren da in diesen Ort. Und da hab ich vor dem Grab meines Bruders gestanden. Man muss sich das mal vorstellen! Wenn ich das jemand‘ erzähl‘: ‚Du spinnst‘, nich?! Das war natürlich kein Kreuz mehr und kein Hügel mehr, aber das waren zwölf so kleine Buckeln, und ‚ne Russin hab ich gefragt: ‚Sag‘ mal, is vor‘m Jahr hier nich ‚ne Granate...?‘ ‚Ja, viele Granaten!‘ ‚Und einer, den [die] als Volltreffer da gefunden [haben]?‘ ‚Ja, hier sind Soldaten drin!‘ Ich sage: ‚Welches is es?‘ Naja... Wissen Sie, und ich erzähle meinen Leuten: ‚Lasst das Herz draußen!‘ Aber dieses Herz draußen lassen, das bringt gewissen Schutz. Man kann entschieden sein.“

Ludwig nahm im Hinblick auf den Umgang mit Tod und Verlusten eine ähnliche Haltung ein wie Rothe: Das Herz draußen lassen, sich nicht von Momentaufnahmen, und Situationen, die nicht zu ändern waren, allzu sehr und allzu lange beeindruckt zu lassen und „immer nach vorn“ zu schauen, um selbst nicht zu verzweifeln.

Welche Folgen eine Kampfhandlung hatte, „wie sie das eigene Überleben entschied und welchen Platz sie im eigenen Lebensweg haben sollte, darüber wurden sich die Soldaten erst nach dem Ende des Kampfes bewusst, wenn die Gefahr vorüber war.“<sup>3270</sup> Dass dies manchmal ein sehr schweres Unterfangen war, erlebte der Feldwebel Willy Pickert. Nach einem schweren Angriff, den er selbst heil überstanden hatte, reagierte er nicht etwa erleichtert, sondern ergriffen von Trauer und Schmerz, die ihm nach dem mit voller Wucht erlebten Kampf bewusst wurden und heftige Gefühle über die unwiederbringlichen Verluste auslösten, die er seiner Verlobten mitteilte:

„Du kannst Dir kaum vorstellen liebe Emmy, wenn man diesen und jenen zurückbringt, inzwischen kommt die Nachricht, dass der und der gefallen sei, der eine und andere stirbt dann, bis man ihn zum Arzt bringt, und dann kann man Gräber schaufeln, das tut bitter weh.“<sup>3271</sup>

<sup>3270</sup> Ebd., S. 186.

<sup>3271</sup> FpBf Willy P., 25.9.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 186.

Pickert, der allerdings nicht an vorderster Front eingesetzt war, erfuhr als Feldwebel, der auch für den inneren Zusammenhalt seiner Kompanie, Verpflegung und Unterkunft verantwortlich war, die Ausmaße des Krieges wohl daher intensiver. Außerdem hatte er auch die Benachrichtigung der Angehörigen zu übernehmen, die ihm nicht selten erschütternde Briefe zurückschrieben.<sup>3272</sup> Hier ergibt sich ein anderes Erleben von Frontsoldaten und weiter rückwärtig eingesetzten Männern. Erstere und auch Sanitäter, die tagtäglich mit Tod und Schwerverwundeten zu tun hatten, mussten „nach vorn“ schauen, um weiter zu funktionieren und nicht an dem Gesehenen kaputt zu gehen. In vorderster Front war auch die Anspannung höher, der „Stress“, wie es Müller in diesem Abschnitt ausdrückt. In dem Bewusstsein, der Kamerad würde schnell gefunden und von den zuständigen Sanitätern und Ärzten versorgt, ging es weiter nach vorn. Mit dem räumlichen Abstand zur Front trat die Bedeutung der Verwundeten für alle Beteiligten (Ärzte, Sanitäter, Helfer) dann stärker in den Vordergrund.

Bernecker, dem Tod nicht fremd war, beschrieb den ihn erschütternden Anblick des ersten toten Kameraden und dessen würdelose „Beerdigung“ an der Front:

„Unsere Kompanie musste erstmals Männer zur Front abstellen, um die Verluste zu ersetzen. Wir hatten die ersten Verwundeten und den ersten Gefallenen, den baumlangen Obergefreiten Lustig vom 4. Zug. Er war einer unserer Ausbilder in Jugoslawien, ein wankelmütiger Kerl, aus dem wir nie klug wurden. ... Ein Verpflegungsfahrer hatte die Leiche zurückgebracht. Nun lag er da, in eine Zeltplane gewickelt, aus der noch Blut floss. Der Bepperl und ein alter Gefreiter begruben ihn am Waldesrand. Ich war unfähig, mir dieses simple Zeremoniell mit anzusehen, auch den Lustig wollte ich mir nicht mehr anschauen. Als Knabe war ich jahrelang Messdiener und hatte hunderten von Beerdigungen beigewohnt, so manch einem hielt ich bei Wind und Regen den Kessel mit Weihwasser am Grabe. Dass man aber einen Menschen so sang- und klanglos in die Erde verscharrte, wollte mir nicht in den Kopf. Dies beschäftigte mich eine Woche lang und ich kam nicht darüber hinweg, dass er nun nicht mehr unter uns war. Das Sterben war an der Front Gewohnheitssache, wie alles andere und ich musste mir noch viel Schlimmeres ansehen und an Scheußlicheres gewöhnen. Jeder Soldat bleibt nur durch tausend Zufälle am Leben und jeder Soldat glaubt und vertraut dem Zufall. So zimmerte ich aus einem 8 cm starken Birkenstämmchen mein erstes Kreuz und drückte das schwere grüne Holz in den weichen Erdhügel, so als drücke man einen Stempel auf, den Stempel des Todes, mit Hakenkreuz und Adler, der an dem grauen Stahlhelm aufleuchtete, welchen ich über das Kreuz stülpte. So werden in Russland Helden beerdigt, dachte ich mir, als ich mich vor dem frischen Grab verneigte.“<sup>3273</sup>

Der aus dem Elsass stammende „Volksdeutsche“ Bernecker wurde im November 1944 im Kurlandkessel einer Alarmkompanie zugeteilt. Es erwartete ihn dort eine neue, schreckliche Aufgabe:

„Am nächsten Morgen mussten wir mit diesem zusammengewürfelten Haufen zu einem Soldatenfriedhof, um zu arbeiten. Wir hoben Gräber aus und bestatteten Gefallene. Eine grausame Arbeit, denn die Toten sahen nicht gut aus, von manchen gab es nur noch eine halbe Zeltplane voll Körperperften. Wenn möglich wurden sogar die Zeltplanen wiedergewonnen, denn es mangelte in Kurland an allem.

<sup>3272</sup> Ebd.

<sup>3273</sup> Bernecker: Generation, S. 178f.

Bei strengem Frost wurden Löcher in den Boden gesprengt, die Körper deckten wir mit Tannenreisig ab. Müde trotteten die dürren treuen Panjegäulchen durch den Schnee und brachten die makabren Ladungen auf großen Schlitten herbei. Da schaute ein Fuß ohne Stiefel hervor, dort eine blasse verkrampfte Hand, die ganzen Bündel in einer steifgefrorenen blutigen Zeltplane verstaut. Es läutete keine Glocke und keine Ehrensalue krachte, auch das Lied vom guten Kameraden ertönte nicht. Für dieses Zeremoniell waren keine Leute mehr verfügbar. Manchmal kam der Pfarrer und sprach ein kurzes Gebet, doch selbst er stand unter Zeitdruck. Die Grabhügel mehrten sich, und es war noch viel Platz für die nächsten. Dennoch hatten diese Gefallenen ein Grab auf einem Soldatenfriedhof, das in den Wehrmachtsarchiven registriert war. Die anderen, die im Bewegungskampf oder auf dem Rückzug fielen, blieben einfach liegen. Als wir am Abend unsere miese Arbeit einstellten, zogen reife Nebel über die Grabhügel, die sie gespenstisch umhüllten. Der Schnee in Russland roch nach Leichen, und er wurde zum Leichentuch vieler, die draußen in der Einöde starben.<sup>3274</sup>

Der Historiker Stephen Fritz schreibt dazu, dass das Leben im Krieg durch unverwechselbare Merkmale gekennzeichnet sei, angefangen mit der

„ständigen Befürchtung, verstümmelt oder getötet zu werden, bis zur fortwährenden Verarbeitung von Leid und Zerstörung. Es ist ein Leben ohne Sicherheit und Ruhe, ohne Seelenfrieden und ohne stabile Verhältnisse. Jeder Tag steht im Zeichen neuer Ungewissheit. ... Im Krieg tritt also zwangsläufig eine unterschwellige Intensität der Empfindungenzutage, die das Leben in Friedenszeiten nicht kennt.“<sup>3275</sup>

Permanenter Stress, Anspannung und Angst setzten dem einzelnen erheblich zu, so dass Ludwig einräumte: „Manchmal ging's nicht, [im Krieg das Herz draußen zu lassen]. Das haben Sie ja jetzt eben sogar schon gemerkt. Nach so langer Zeit!“<sup>3276</sup> So beschrieb es auch Fischer in seinen Erinnerungen. Nach einem russischen MG-Angriff erlebte er, wie einer seiner Kameraden tödlich getroffen neben ihm starb:

„Ich ließ mich in den Schneegraben fallen. Direkt vor mir hatte ich das Gesicht von Schmidt. Er blutete aus dem Mund, röchelte noch einmal und starb. Seine Augen hatten mich dabei ratlos angesehen, und ich erlebte das erste Mal wie das ‚Auge bricht‘ und ins Unendliche schaut. ... Ich war wieder einmal an einem Punkt, an dem ich nicht wusste, wie es weitergehen sollte. ... Das Erleben, ‚dem Tod ins Auge geschaut‘ zu haben – nicht dem eigenen – hatte mich erschüttert und ich kam mir vor, als hätte ich unberechtigt einen sehr intimen Vorgang beobachtet. Ich war deprimiert. Dazu die ständige Übermüdung, außerdem die ewige Plage mit den Läusen.“<sup>3277</sup>

Bernecker stellte angesichts der Verwundeten und Kranken, die der Krieg schuf, fest: „Auf den Hauptverbandsplätzen und in den Lazaretten gab es ohnehin nur Besieg-

<sup>3274</sup> Ebd., S. 295f. Vgl. Jasper, TB, 21./22.12.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 94: „Ach – wie kümmerlich werden unsere ‚Helden‘ beigesetzt! Nur ins Leichentuch gewickelt – Massengrab zu 7 Mann – furchtbar!“

<sup>3275</sup> Fritz: Frontsoldaten, S. 17f.

<sup>3276</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 121f.: „In der Erinnerung scheint es so, als ob sich solche Erlebnisse auf einer ganz anderen Bewusstseinssebene abspielen, die außerhalb der Realität liegt. Das trifft manchmal auf ganze Zeitabschnitte zu, von denen nur noch Empfindungen haften geblieben sind, das Zeitgefühl und die Abläufe des Geschehens sind weitgehend ausgelöscht.“

<sup>3277</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 159.

te.<sup>3278</sup> Ähnlich wie zuvor Ludwig beschreibt Bernecker die Reaktion Schwerstverwundeter: „Sie weinten still und schrien nach der Mutter. Sie krallten sich mit letzter Kraft an das Koppel des Kumpels und baten darum, mitgenommen zu werden.“<sup>3279</sup>

Es gab im Krieg die so genannte „stolze Trauer“: Der Schmerz um einen Angehörigen wurde nicht öffentlich zur Schau getragen, sondern still hingenommen und mit sich selbst abgemacht. Victor Klemperer kommentierte diese Haltung kritisch:

„<Leid und *stolze Trauer*> der Hinterbleibenden sollen Trost suchen in einer <höheren Ethik des Krieges>. Schon haben manche Familien <drei und mehr Söhne für das Reich geopfert ... einige verloren ihre ganze männliche Nachkommenschaft. > (Früher hieß es immer: geringe Verluste!!!).“<sup>3280</sup>

„Stolze Trauer“ galt im Nationalsozialismus als patriotisch, Gefallenenanzeigen wurden häufig mit dem Ausdruck des Stolzes unterzeichnet.<sup>3281</sup> Die DRK-Schwester Schade-Bartkowiak erklärte dieses Phänomen:

„Die Ideologie der ‚Stolzen Trauer‘ ging um. Sie ließ manchen Vater den Kopf höher tragen und ließ ihn das eigene Grauen vor den Schlachtfeldern von Verdun und Douaumont vergessen. Sie ließ Mütter tränen- und klaglos durch die Straßen gehen – nur im Verborgenen erlaubten sie sich zu weinen. Sie brachte immer wieder ganze Abiturklassen dazu, sich freiwillig zu stellen. Und mich brachte sie dazu, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie ich das Andenken an den Panzermann besser ehren könnte als hier an der Heimatfront. So fand ich mich denn bald darauf in der Schwesternschule des Roten Kreuzes in Weimar wieder ...“<sup>3282</sup>

Im Laufe des Krieges waren in der Tat fast alle Familien von Verlusten betroffen. Die SPD-Politikerin Annemarie Renger (1919 – 2009) etwa schrieb, dass sie bei Kriegsende ihren Mann, zwei Brüder und viele Freunde verloren hatte.<sup>3283</sup> Nach dem Umgang mit dem Tod ihres Mannes 1944 gefragt, antwortete sie: „Ich und sein Tod? Der Tod im Krieg war doch massenhaft, nichts Besonderes, und nicht unerwartet.“<sup>3284</sup> So wie sie, dachten viele.<sup>3285</sup> Da der Tod in dieser Zeit ein kollektives Erlebnis war, nahmen sich viele nicht das Recht zur persönlichen Klage über das eigene Schicksal heraus.<sup>3286</sup> Wohl aber fand bei manchen ein Nachdenken über den Tod statt. Der ehemalige Gymnasiast „Teddy“ nahm am 11.2.1942 während seines Heimaturlaubs

<sup>3278</sup> Bernecker: Generation, S. 172.

<sup>3279</sup> Ebd.

<sup>3280</sup> Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen, Bd. VI – 1943, S. 11 (9.1.1943). Kritische Anmerkungen zur „stolzen Trauer“ finden sich auch in Klemperer: LTI, S. 156f.

<sup>3281</sup> Klemperer: LTI, S. 157.

<sup>3282</sup> Schade-Bartkowiak, S. 12. Vgl. Neß, Abschn. 5. und 5.1, der sich nach dem Tod seines Vaters erneut zum Kriegsdienst meldete, „meinen Vater irgendwie rächen,“ obwohl er als einziger Sohn eines Gefallenen vom Dienst an der Front befreit worden war.

<sup>3283</sup> Renger: Politisches Leben, S. 64.

<sup>3284</sup> Dies.: Fasziniert von Politik, S. 18.

<sup>3285</sup> Johann Holthusen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 185: „Von zu Hause wusste ich, der und der ist gefallen. Das war mal eine Sensation gewesen, als der erste in der Zeitung stand. Nachher waren die Seiten voll, kein Mensch fragte mehr danach.“

<sup>3286</sup> „Vorbildliche weibliche Trauer ist ... nicht anklagend und belastend, stellte den Krieg nicht als unmenschlich in Frage, sondern zeigt sich verhalten. ... Diese Trauer um den ‚Helden‘ ist, wie bereits während des Weltkriegs gefordert, keine aufdringlich ostentative, sondern ‚lautlos‘, also stille Trauer.“ Schilling: „Kriegshelden“, S. 312.

dazu einen Eintrag in das Rundbuch der ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschüler des Abiturjahrgangs 1940 an der Adolf-Hitler-Schule in Sindelfingen vor:

„Man denkt über so vieles nach, wenn man bereit ist, seinen Fuß in das Gebiet zwischen Leben und Tod, in den Krieg zu setzen. Man sucht, sich von all dem Staub und Schmutz zu befreien, um rein und ohne Zagen vor das Antlitz des Allmächtigen zu treten. Denn ich glaube, das tun wir alle, wenn uns das Schicksal an die Front ruft.“<sup>3287</sup>

Der Kriegseinsatz wurde von „Teddy“ als eine Art christliche Prüfung erlebt, die Leben oder Tod bedeuten konnte. Deutlich wird, dass er sich auf diese innerlich wie auf eine Beichte vorbereitete und versuchte, mit sich im Reinen zu sein. In keinem anderen Zeugnis wird das Soldatsein so direkt mit dem Gang vor den Schöpfer in Zusammenhang gebracht.

Die nachfolgenden Neujahrsgedanken 1941/42 stehen für die traurigen Erfahrungen im Krieg Verfolgter und Inhaftierter:

„In traurigem Schweigen versammeln wir uns und in traurigem Schweigen wünschen wir einander, dass wir durchhalten, überleben, und in der Lage sein möchten, von all dem zu erzählen.“<sup>3288</sup>

Sie stammen aus der Feder Viktor Klemperers, der diese Gedanken stellvertretend für viele Juden niederschrieb, deren Erfahrungen und Hoffnungen sich im selben Krieg aus anderen Gründen von denen deutscher Soldaten und dem Rest der Bevölkerung unterschieden.<sup>3289</sup>

Der Informant Ritter setzte sich offen mit seinem Tod auseinander und traf in einem Tagebucheintrag vom 15.06.1940 bereits Verfügungen für diesen Fall:

„Ein so großer Krieg geht nicht ohne Gefallene. ... Hier in der Heimat, hier, wo man die weinenden Mütter, Frauen und Bräute sieht, die an den Gräbern stehen, herrscht der große Schmerz. Doch größer als der Schmerz sollte der Stolz sein. Ich wünsche mir, wenn es einmal so sein soll, eine Mutter, eine Freundin, die an meinem Grabe steht, vom Trauerschleier umweht. Doch er soll nicht den Blick hinabdrücken, soll nicht die Schmerzenstränen verbergen (die geweint). Sie sind versiegt. Der Stolz um den Gefallenen hat den Schmerz überwunden. Ich wünsche mir einen Menschen am Grab, der aufrecht steht, den Blick in die Unendlichkeit des Himmels verloren: Ein stilles Gedenken, ein Erkennen und Ehren des Opfers, das ist mir genug. Lasst die Tränen, lasst den Schmerz, das Leben geht weiter!“<sup>3290</sup>

In einem Brief offenbarte Ritter am 9.4.1941 seine Gedanken über den Tod:

„Meine lieben Eltern!  
Niemand weiß, ob für mich in den kommenden Tagen eine Kugel bestimmt ist, und so will ich denn die Worte sagen, die vorm Tode gesagt werden müssen. Ihr wisst, dass mir das Soldatenleben nicht liegt, dass es mir zu eng und zu kleinlich ist, dass ich mehr Freiheit zum Leben brauche. Doch habe ich darüber nie den großen Sinn meines Soldatseins verloren. Wenn ich fallen sollte, so tue ich das in vollem Bewusstsein für mein Land und Volk. Sein großer Geist hat mir so viel geschenkt, dass mein eigenes Opfer mir selbstverständlich erscheint. Ich habe keine Angst vor dem Tode. ... Ihr sollt nicht weinen und klagen! Seid dem Tod zu groß, seid

<sup>3287</sup> Brief v. „Teddy“, 11.2.1942, in: Restloser Einsatz, S. 63.

<sup>3288</sup> Zit. n. Friedländer: Juden, S. 709f.

<sup>3289</sup> Jasper: Zweierlei, S. 98.

<sup>3290</sup> Ritter: Erkundungen I, S. 32 (PrArIW).

ernst und stolz! Bringt Euer Opfer ohne Tränen! Das Leben geht seinen Weg auch ohne mich.“<sup>3291</sup>

Ob Ritter tatsächlich keine Angst vor dem Tod hatte oder nur seine Angehörigen auf den Ernstfall vorbereiten und ihnen dafür Trost spenden wollte, geht aus den Briefen nicht eindeutig hervor.<sup>3292</sup> Aus seinem Umgang mit dem Tod spricht zwar Gelassenheit und die realistische Einstellung, dass ein Soldat jeden Tag damit rechnen musste, den Krieg nicht zu überleben. Jedoch führte anscheinend die Konfrontation mit dem Tod von Kameraden bei Ritter zur „Antizipation des eigenen Todes in der Phantasie.“<sup>3293</sup> Während das Gros der Gefallenen sein Leben „für Führer und Vaterland“ gab, wurde Hitler vom Informanten nicht erwähnt. Der imaginäre Tod für „Land und Volk“, von dem Ritter sich wünschte, dass seine Angehörigen ihn „ernst und stolz“ tragen sollen, wirkt männlich-heldenhaft überhöht und passt somit in die Zeit.<sup>3294</sup> Nach dem Beginn des Russland-Feldzuges gingen Artikel durch die Presse „in denen die allzu weicherzige oder fassungslose Trauer um einen auf dem Felde der Ehre Gefallenen als unwürdig ... und staatsfeindlich bezeichnet wurde.“<sup>3295</sup> Ritter schrieb seinen Brief zwar vor dem Angriff auf die Sowjetunion; die Meinung, dass der Mensch und sein Weiterkämpfen für Deutschland „größer“ zu sein haben als seine Trauer um einen verlorenen Menschen, tritt jedoch aus ihm bereits deutlich hervor und war in diesen Zeiten allgemein verbreitet. Jasper spricht vom „Denkprinzip der Opferbereitschaft des Einzelnen für die Gemeinschaft“, in dem „Treue, Ehre und Kameradschaft ... in den Dienst von Rasse, Volk und Volksgemeinschaft gestellt“<sup>3296</sup> wurde. Während der Soldatendienst in der Weimarer Republik freiwillig geleistet wurde<sup>3297</sup> und

<sup>3291</sup> Ebd., S. 61.

<sup>3292</sup> Ob den Soldaten und jüngeren Offizieren wie Ritter und Hoevel (s. Anm. weiter unten), nahe gelegt wurde, die Angehörigen auf den Todesfall ihrer Söhne vorzubereiten, geht aus den Informationen nicht hervor. Hoevel schrieb in einem Brief an seine Angehörigen: „Ich will ... Euch zeigen, dass ich schon seit Monaten vollkommen vorbereitet bin und Euch zum Trost auch schon seit langem mit unserem Herrgott eins. – Das soll euch ein Trost sein! 8. XI. 42 Auf Wiedersehen! Euer Fritz“. Abdr. in: Restloser Einsatz, S. 136.

<sup>3293</sup> Berger/Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, S. 108, 159.

<sup>3294</sup> Vgl. FpBf Fritz Hoevel, Jgg. 1922, den dieser am 8.11.1942 für den Todesfall an seine Angehörigen richtete: „Nun ist also die Nachricht zu Euch gedrungen, dass ich unserem lieben Ernst-August nachgefolgt bin. – Es wird Euch bestimmt sehr traurig stimmen, doch bitte ich Euch, diesen Verlust der Geschwisterkette mit stolzer Trauer zu ertragen. ... Tröstend für alle, ... die Söhne im Feld lassen mussten, ist ja der Gedanke: Sie fielen für eine Idee, für ein Volk, für uns! Da hilft kein Wehklagen, sondern nur ein verbissenes Weiterkämpfen. ... So wünsche ich Euch allen den Sieg, den zu erleben es uns nicht mehr vergönnt war, um aufzubauen, was während dem Kriege zerfiel.“ Hoevel wurde am 16.12.1942 getötet. Abdr. in: Restloser Einsatz, S. 136.

<sup>3295</sup> Klemperer: LTI, S. 155.

<sup>3296</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 148.

<sup>3297</sup> Der Befragte Kramer erklärte im Interview, dass man sich bei der Reichswehr bewerben musste, da es keine Wehrpflicht gab. Aufgrund der Beschränkung auf ein 100.000 Mann starkes Heer laut Versailler Vertrag konnte nicht jeder Bewerber berücksichtigt werden. Kramer wurde aufgrund seiner schwächlichen Kondition erst nach seiner zweiten Bewerbung 1935 als Rekrut angenommen. Inzwischen war vom NS-Regime die allgemeine

Soldatentugenden als Basis der Berufspflicht galten, stellten dieselben Werte nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten und der Wiedereinführung der Wehrpflicht, ein absolutes „Muss“ aller Deutschen gegenüber der „Volksgemeinschaft“ dar.<sup>3298</sup>

Auch andere waren der Auffassung, dass die Deutschen für das Vaterland Opfer zu bringen hatten und der Krieg nun einmal mit Tod einherging, auch wenn dies die eigene Familie betraf.<sup>3299</sup> In einem Brief vom 3.9.1942 schrieb Hermann Alms an seinen Onkel Heinrich Alms zum Tod von dessen Sohn:

„... aber Ib. Onkel, es ist nicht zu ändern, man muss eben in diesem gewaltigen Ringen stark sein und den Helm fester binden. Ja, lieber Onkel, du hast nun das größte Opfer gebracht, was du hattest für den Sieg und die Erhaltung unserer Heimat, dieses wird dich wieder stark machen um den Schmerz zu überwinden.“<sup>3300</sup>

Der Verlust des Sohnes wurde als Opfer für den Sieg und „die Erhaltung unserer Heimat“ relativiert und musste nach Meinung vieler im Krieg in Kauf genommen und erbracht werden.<sup>3301</sup> Der „Heldentod“ war für die Zeitgenossen eine „bewundernswerte Leistung“, seine Verehrung erfuhr in der Zeit des Nationalsozialismus ihren letzten Höhepunkt.<sup>3302</sup> Neben „Rassenbewusstsein, Gehorsam, Loyalität zu Führer und Vaterland“ wurde bereits in der NS-Jugendarbeit darauf hingearbeitet, den zukünftigen Soldaten den „Glauben an die Notwendigkeit uneingeschränkter Selbstaufopferung“<sup>3303</sup> zu vermitteln. Hitler war der Auffassung, „von allen Deutschen den Einsatz, letztendlich das Opfer ihres Lebens verlangen zu können, da er ja auch bereit wäre, ein solches Opfer zu bringen.“<sup>3304</sup>

Nachfolgend ein Bericht, wie ihn wohl viele Angehörige in dieser Zeit erhielten:

---

Wehrpflicht eingeführt worden. Damit wurde der traditionelle Rahmen beseitigt, in dem sich vorher Soldatenpflichten und Soldatentugenden einpassten. Jetzt wurden alle Soldaten auf Hitler und die NS-Weltanschauung vereidigt. Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 149, dort auch Anm. 67 zu Reemtsma: Frankfurt, S. 148, der die Loyalitätsbindung deutscher Soldaten auf dem Niveau von Eiden ansiedelt, die bis dahin nur für Verbrecherbanden galten.

<sup>3298</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 148f.

<sup>3299</sup> Vgl. u. a. Rescher: Heimat!, S. 168, FpBf Reschers an seine Frau v. 12.8.1944: „Der Tod hält Ernte unter der Blüte der Völker – ich meine die männliche Jugend. ... Viele, auch aus unserer Familie, sind schon in fremder Erde begraben. Sie haben das Höchste gegeben für ihr Volk. Es muss jeder dazu breit sein, auch ich bin es ...“ Vgl. FpBf Willy Fohrmann, 12.10.1941, in: Jasper Zweierlei, S. 76, S. 222: „... ich bin auf alles gefasst. Den Schlusskampf will ich durchstehen, wie die anderen. Und wenn es doch sein sollte, dann will ich nicht klagen, und Du darfst es auch nicht.“

<sup>3300</sup> Bf. v. Hermann Alms, Ummern (Kr. Gifhorn), 3.9.1942, aus dem Kurort Herzberg (PrAr).

<sup>3301</sup> Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 197, aus: „Wie du schreibst, ist euer Junior-Chef auch im Osten gefallen. Ja, das war ein harter Schlag für die Angehörigen, aber der Kampf um Deutschlands Sein oder Nichtsein fordert seine Opfer und darin liegt ja auch der Sinn deutschen Heldentums. Nur mit solchen Gedanken können die Angehörigen und auch die junge Frau solches unfassbare Leid ertragen.“

<sup>3302</sup> Schilling: „Kriegshelden“, S. 15.

<sup>3303</sup> Peter D. Stachura: Das Dritte Reich und die Jugenderziehung, S. 234.

<sup>3304</sup> Jasper: Zweierlei, S. 41; Jacobsen: Dokumente, S. 122, Nr. 10.

Nahaufklärungsstaffel 2.(H)/41

O.U., den 2.9.1942.

Bericht über die Beisetzung des Gefr. Heinrich A l m s .

Am 9.8.1942 abends warteten wir auf die Rückkehr unseres Kameraden Heinrich Alms, der sich am gleichen Tage abmeldete, um in das Dorf Froloff mitzufahren. Um 19.00 Uhr kam der Kraftfahrer ohne den Gefreiten Alms zurück. Er sagte aus, daß er sich zum Baden abgemeldet hat und nicht wieder zurückgekehrt ist. Durch die eintretende Dunkelheit mußte der Kraftfahrer die Rückfahrt antreten.

Der Staffelkapitän, Herr Hauptmann Sauer, setzte sofort ein Suchkommando in Marsch, das ohne Erfolg zurückkehrte. Nach drei Tagen wurde erneut ein Suchkommando eingeteilt, das den Gefreiten Alms tot am Ufer liegend auffand. Nach Angaben des Truppenarztes ist Alms durch Herzschlag ertrunken.

Er wurde in Froloff in der Nähe des Feldflugplatzes am 13.8.1942 aufgebahrt. Der schlichte Holzsarg mit der Reichskriegsfähige und dem Stahlhelm stand neben der Grabstelle eines Kameraden von unserer Gruppe, umgeben von jungen Kiefernbaumen. Ein Doppelposten hielt die Ehrenwache.

Am Abend des 13. August sammelte sich die Staffel an der Feiertätte. Ein Ehrenzug hatte gegenüber des Sarges Aufstellung genommen. Der Staffelkapitän, Herr Hauptmann Sauer, hielt eine soldatische kurze Ansprache und nahm Abschied von einem seiner Besten. Sein unermüdlicher Einsatzwille und seine Genauigkeit in sämtlichen befohlenen Arbeiten waren vorbildlich und sollen für die Staffel weiterhin Vorbild sein. Beliebt bei Kameraden, geschätzt von seinen Vorgesetzten, ist Heinrich Alms von uns gegangen. Wir werden ihn nicht vergessen. Dann krachten drei Ehrensalven. Der Sarg wurde unter präsentiertem Gewehr in die Gruft gesenkt. Ein schlichtes Holzkreuz umgeben von herrlichen Blumen zeigt an, wo die letzte Ruhestätte unseres Heinrich Alms ist.

Der Bericht wurde, zusammen mit Fotos vom Grab, am 3.9.1942 vom Staffelkapitän, Hptm. Sauer, an Alms' Angehörigen geschickt. (PrArIW) Ob die Todesursache so zutreffend ist, kann nicht ermittelt werden. Sollte Alms Opfer eines Überfalls oder Partisanenangriffs geworden sein, so wurden solche Informationen vor den Angehörigen in der Regel geheim gehalten. Die Staffel ging im Winter 1942/43 „in Stalingrad verloren“. Die meisten der Soldaten gelten bis heute als im Kessel vermisst. PrArIW

Über die Notwendigkeit des soldatischen Opfers schrieb Wolfgang Daser im November 1941 während eines Lazarettaufenthaltes in das gemeinsame Kriegsrundbuch des Abiturjahrgangs 1940. Außer der „toten Feinde, Blut, Trümmer, noch rauchende Ruinen, tote Pferde“ auf der Vormarschstraße im Juni/Juli 1941 in der Sowjetunion beschäftigte ihn der Anblick der toten Deutschen:

„... zurückgelassenes Material des Gegners – und gefallene Kameraden! – jung wie ich, die das Leben noch nicht voll genossen. Sie liegen bleich umher. Die verzerrten Gesichter sind vom Staub der Landstraße bedeckt. Morgen vielleicht wird noch ein mit Waldblumen geschmücktes Grab und ein durchlöcherter Stahlhelm von ihnen zeugen. Aber ihr Opfer musste sein, wenn wir täglich sehen wie phantastisch dieser Gegner gerüstet war.“<sup>3305</sup>

<sup>3305</sup> Rundbucheintrag v. Wolfgang Daser, 10.11.1941, in: Restloser Einsatz, S. 49.

Anlässlich seiner Ernennung zum Fähnrich stellte sich Wolfgang Daser in dem vorgenannten Brief die Frage: „Ich kann nicht sagen ob es meine letzte Beförderung sein wird. Gegen das Schicksal kann niemand an. Ich habe zu viele Gräber gesehen, um undankbar und unzufrieden zu sein. Denn ich lebe und habe meine Pflicht erfüllt.“<sup>3306</sup>

Nach dem Tod eines Kameraden an der Ostfront schrieb sein bester Freund folgende Zeilen, die Aufschluss geben über den Umgang vieler anderer mit Tod im Krieg:

„Dein Tod war für mich so etwas Gewaltiges, dass ich mich scheute darüber etwas zu schreiben. Wie sollte ich auch, der ich noch in der Heimat lebte und noch nichts wirklich Schweres mitgemacht hatte, das Verständnis und Einfühlungsvermögen aufbringen für das Opfer und die seelische Kraft und Grösse, die Du draussen im Kampf gezeigt hattest. ... Auch ich habe jetzt etwas vom Krieg erlebt und glaube, dadurch reifer geworden zu sein und erst jetzt die Berechtigung zu haben, diese Zeilen zu schreiben. Du und all die Kameraden, Ihr gabt Euer Leben, Euer Letztes für die Idee und den Bestand des ewigen Deutschlands. Euer Sterben ist uns Verpflichtung: Verpflichtung zum Leben und zum restlosen, verzehrenden Einsatz für Deutschland. ... Ich und wir alle geben Euch das Gelöbnis, das fast eine Selbstverständlichkeit ist: ‚Solange uns Gott einen Atemzug gibt, gilt unsere heisse Liebe und rastlose Arbeit *Deutschland!* Wir werden unsere letzten Kräfte anspannen, um das zu schaffen, für was Ihr alles opfertet: Das große, gesicherte Deutsche Reich, in dem frohe Menschen in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen können. Damit hoffen wir, die Pflicht zu erfüllen, die Ihr Gefallenen uns auferlegt habt ...“<sup>3307</sup>



Nebenstehend die Grabstelle von H. Alms im August 1942. Dazu schrieb einer seine Kameraden: „Das Grab wird ja auch immer von der Kriegsgräberfürsorge betreut und Heinrich wird bestimmt nach dem Kriege auf einem großen Heldenfriedhof

beigesetzt.“<sup>3308</sup> Tatsache ist, dass die meisten deutschen Soldatengräber beim Rückzug der Wehrmacht von den nachfolgenden sowjetischen Truppen zerstört wurden. Nach 1990 hat die Kriegsgräberfürsorge im Osten intensiv gearbeitet, um die Gefallenen zu finden, zu bergen und auf großen Sammelfriedhöfen zu bestatten, auf denen die Namen in Granitblöcke eingraviert sind. Die sterblichen Überreste von Alms gehörten nicht dazu. 1942 hatte er seine Ruhestätte nahe Frolov gefunden, die im Krieg vermutlich zerstört wurde und inzwischen überbaut sein kann.  
Foto: PrArIW

<sup>3306</sup> Ebd., S. 51.

<sup>3307</sup> Anonymer Eintrag, oh. Datum (etwa Frühjahr 1943), in: Restloser Einsatz, S. 145.

<sup>3308</sup> FpBf Gerhard Brohms an Frieda Alms v. 21.9.1942.



Beisetzung von im Lazarett Verstorbenen und Gefallenen von der nahen Front auf dem Soldatenfriedhof in Shitomir 1943. Frau Summ und andere Lazarettwestern (Bildmitte) wohnten der Beerdigung bei. Der Kommandeur richtete noch einige Worte an die Versammelten. Foto: E. Summ



Nach der Ansprache erfolgte die Beisetzung auf dem Lazarettfriedhof in Shitomir 1943 mit der Reichskriegsflagge auf den Särgen und der Ehrenbezeugung durch die Kampfeinheit des Verstorbenen. Foto: Erika Summ, PrArIW



Nach der Ansprache, der Beisetzung und dem Schließen der Gräber erfolgte der Ehrensallut, und die Militärkapelle ließ ein Abschiedslied erklingen (zumeist: „Ich hatt' einen Kameraden...“). Foto E. Summ

In einem anderen Brief schrieb der Soldat Hans am 21.7.1942 während seines Heimaturlaubs an seine ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschüler in einem ähnlichen Tenor in das Kriegsrundbuch:

„Hinter uns liegen viele Gräber! Eben haben wir zwei neue bereitet. Darin liegen unsere Kameraden. Wir haben ihnen einfache Kreuze aus Holz gegeben. Vielleicht auch noch einen guten, schweren Feldstein gesetzt. Die Worte, die wir darauf schrieben, sind mechanisch u. nicht von uns. Die müssen da stehen. Eines aber ja, in einem liegt unsere Grabpredigt. Es müsste mit Blut geschrieben sein, oder mit der Waffe eingekerbt: ‚Gefallen! Das dröhnt, wühlt auf, tost. Kein Chaos! ... Ein Befehl! Nicht nur ein Wort! Ein Sturm der einen umzuwerfen droht. Er wirft uns nicht um, denn wir sind schwer u. stark geworden. Er macht uns noch stärker ... Aber wir müssen nun wohl langsam umschnallen und an die Gewehre gehen!‘ Wir haben noch viel vor uns. Werden auch nicht alle dort ankommen, wohin wir wollen. Aber wir wollen nie aufgeben; nie! Und wenn wir immer weniger werden. Ja, das wollen wir!“<sup>3309</sup>

Während bei diesem Briefschreiber die Siegeszuversicht, trotz der hohen Verluste innerhalb der Kompanie, darunter gute Kameraden, ungebrochen schien, gab es andere, wie etwa Koschorrek, die erschüttert auf den Tod reagierten:

„Unsere Schwadron soll sieben Tote und einundzwanzig Verwundete haben. Unter ihnen sind auch Willi Krause und der junge Panzergrenadier Hanke. ... Zwei weitere Verwundete kommen noch hinzu, die erst einige Tage bei uns waren. Die Granatwerfergruppe soll vier Verwundete haben. Ganz schlimm soll es die 2. Schwadron erwischt haben. Sie soll nur noch aus neunzehn Mann bestehen und neben vielen Verwundeten allein zwölf Tote zu beklagen haben. Ein schlimmer Tag, der nicht spurlos an uns vorbeigeht. Er dämpfte alle überheblichen Gefühle in mir, die

<sup>3309</sup> Rundbucheintrag v. Hans, 21.7.1942, in: ebd., S. 77.

man nach einem erfolgreichen Kampf manchmal als stolzer Sieger empfindet und ließ mich an unseren hohen Tribut denken, den wir dafür gezahlt haben.“<sup>3310</sup>

Kleinere „Siege“ einzelner Truppenteile wurden mit der Zeit von den Deutschen unter immer höheren Verlusten erkämpft. Trotz des Erfolges empfanden einige Soldaten, wie hier Koschorrek, dies als Rückschlag, der – zumindest vorübergehend - die Stimmung des einzelnen negativ beeinflusste und den Sinn des Krieges in Frage stellte. Angst (vor dem Tod) war für viele Soldaten ein ständiger Begleiter. Manche taten sich im Gespräch schwer, offen auszusprechen, dass sie Angst hatten, oder sie haben tatsächlich keine Angst empfunden. Andere wiederum meinten, dass diejenigen, die behaupten, im Krieg nie Angst gehabt zu haben, nicht die Wahrheit sagen.<sup>3311</sup> Müller erkannte diesbezüglich einen Unterschied im Verhalten von Zivilisten und Soldaten. Während erstere sich häufig bei Luftbombardements sehr ängstlich zeigten, verbargen Frontsoldaten ihre Angst oder empfanden sie infolge der enormen Anspannung erst im Nachhinein oder überhaupt nicht, so Müller:

„Von den Russen, auch in den Heimatgebieten, wenn da Luftangriffe waren, die Leute saßen im Keller und verängstigt, es brannte - da und dort war was kaputt. An der Front hat man das als gegeben hingenommen. ‚Mein Gott! Da hat 's den Müller erwischt! Weiter!‘ Gar keine Zeit zum Nachdenken. [Man war] ganz stark anjesspannt, im Stress.“

Deutschen Soldaten war eine solche Einstellung auch in der Ausbildung vermittelt worden. In den entsprechenden Richtlinien heißt es:

„Die beste Kameradschaft gedeiht im Rahmen der Pflichten des Soldaten und findet auch hier ihre Grenzen. So z. B. ist es im Felde nicht angängig, sich in läppischer Weise um Verwundete zu kümmern und darüber die anderen Pflichten zu vergessen oder zu vernachlässigen. Kameradschaft zeigt sich in Verträglichkeit und Hilfsbereitschaft in erlaubten Dingen.“<sup>3312</sup>

Die Kameradschaft fand dort ihre Grenzen, wo ein Soldat ausfiel, die anderen Kameraden der Einheit jedoch weiterkämpfen mussten. Sie vertrauten darauf, dass die Sanitäter hier die erforderliche Hilfe leisten und den Verwundeten für den Weitertransport ins Lazarett stabilisieren würden. Nur dann, wenn es Zeit und Situation zuließen, konnten sie sich seiner bis zum Eintreffen des Sanitäters annehmen.<sup>3313</sup> Im Kampf durften Mut und Tapferkeit nicht durch Kameradschaft eingeschränkt werden.<sup>3314</sup>

Ähnlich wie Müller, berichtete auch Heinze etwas verständnislos von der ängstlichen Reaktion deutscher Zivilisten, vor allem von Frauen und Kindern, die er während seines Heimaturlaubs bei einem Luftangriff in einem Bunker erlebte (s. Abschn. 9.).

<sup>3310</sup> Koschorrek: Die Zeit der Dornen, S. 274.

<sup>3311</sup> Dieser Ansicht war im Gespräch u. a. der Informant Simeth. Viele andere machten Angaben dazu, in bestimmten Situationen Angst gehabt zu haben.

<sup>3312</sup> Reibert: Schütze, S. 42f., zit. in: Jasper: Zweierlei, S. 147.

<sup>3313</sup> Über den möglichen Konflikt zwischen Einsatz und Kameradschaft, zitiert Jasper: Zweierlei, S. 147, aus Uhlands berühmtem Lied vom guten Kameraden: „... will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lad, kann Dir die Hand nicht geben...“.

<sup>3314</sup> Jasper: Zweierlei, S. 147.

In Abschn. 5.8 wurde bereits deutlich, dass der Frontsoldat sich bei Vormärschen oder Rückzügen nicht um Tote und Verwundete kümmern konnte. Die Fronttruppen zogen vorüber, ohne etwas tun zu können oder weiter über den Betroffenen nachzudenken. Dazu erklärte ein von Schröder Befragter, der sich auf dem Rückzug befand:

„Aber denn, als der Rückzug begann und man überall die *Toten* so gesehen hat – und hier waren die Därme raus, und dem fehlte 'n Arm, und Sie – der hat gejammert, und ‚Kamerad, hilf‘ – und Sie konnten nicht helfen, weil nix da war zum Helfen. Also Sie mussten weitergehen.“<sup>3315</sup>

Die Verwundeten wurden zurückgelassen und später vom nachrückenden Sanitätspersonal der Truppe versorgt. Die Toten wurden, wenn es der Frontverlauf zuließ, von anderen, nachfolgenden Kameraden oder dafür zuständigen Einheiten beerdigt. Nicht immer gab es die Möglichkeit, die Gefallenen auf einem Soldatenfriedhof zu bestatten, so dass sie an Ort und Stelle liegen blieben. Die meisten deutschen Soldatenfriedhöfe in der Sowjetunion oder auch Einzelgräber in kleineren Ortschaften wurden zudem von der Roten Armee zerstört. Erst nach 1990 konnte der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge seine Arbeit im Osten aufnehmen und sich auf die Suche nach ehemaligen Soldatenfriedhöfen und –gräbern begeben. Inzwischen sind sehr viele Friedhöfe im Osten als Mahnmale für den Frieden und Orte zum Trauern für die Angehörigen angelegt und die Gefallenen auf diese Ruheorte umgebettet worden. Der größte Friedhof, Solugubowka, wurde im Raum St. Petersburg geschaffen, auf dem 68.000 Gefallene ihre letzte Ruhestätte fanden. Ihre Namen wurden auf weißen Marmorstelen eingraviert.

Der Befragte Mühlig zeigte sich mehrmals im Interview erschüttert über die großen Verluste innerhalb der deutschen, aber auch der alliierten Reihen: „Was haben wir [in der Normandie] für Verluste auch an Kameraden gehabt! ... [An das Sterben von Kameraden] da gewöhnt man sich nicht dran“, so Mühlig. Ähnlich fiel auch die Antwort Kowalskis auf die Frage nach dem Umgang mit Tod und Verlust aus:

„Daran gewöhnen Sie sich nicht, aber ... man hat also, psychologisch ist das: es gibt Leute, die sind ängstlich, die werden dabei ängstlich, und das ist das Schlimmste, was passieren kann. [Aber das] können Sie nicht ausschließen. Die machen dann unberechenbare Sachen, teilweise, und gehen dabei zugrunde. Und denn gibts welche, die sind 'n bisschen optimistischer und sagen sich: ‚Du musst da durch.‘ Und zu denen zähle ich mich. Ich hab immer gesagt: ‚Durch,‘ nicht?! Und es hat ganz gut geklappt.“

Je mehr Kameraden ihren Kriegseinsatz mit dem Leben bezahlten, desto mehr gewann bei einigen Soldaten, wie vorstehend Kowalski, aber auch bei Fritz N., der Wunsch die Oberhand, dass Strapazen und Entbehrungen in Kauf genommen werden konnten, wenn man nur gesund nach Hause zurückkäme. Fritz N. berichtete jedoch von einem gewissen persönlichen Abstumpfungsprozess:

<sup>3315</sup> Schröder: Gestohlene Jahre (Beleg 166, Weber), S. 638.

„Still denkt man an Kameraden, denen ein schlimmeres Los beschieden war oder ihren Einsatz mit dem Leben bezahlten. Der einzelne Mensch wird und kann nicht mehr bewertet werden. Lakonisch nimmt man die Meldungen entgegen, heute sind so und so viele gefallen oder verwundet worden. Am anderen Tag türmen sich neue Ereignisse auf, und die alten können kaum noch beachtet werden. Je länger der Krieg geht, umso brutaler und tierischer wird er. ... Wir können nur hoffen, dass die große Schlacht zu unseren Gunsten ausläuft und wir bei den Überlebenden vielleicht sein dürfen.“<sup>3316</sup>

Bei Fritz N. sind zwar die Nachwirkungen des Erlebten noch spürbar, aber, ähnlich wie Rothe, war sein Blick gleichzeitig nach vorne gerichtet, auf die Zukunft und die Hoffnung, trotz der für Deutschland im Sommer/Herbst 1944 düstere Lage, den Krieg heil zu überstehen.<sup>3317</sup> Golder, der sich ebenfalls angesichts gefallener Kameraden mit seinem eigenen Schicksal beschäftigte, war sehr viel zuversichtlicher als Fritz N., allerdings hatte der Krieg für ihn erst vier Wochen zuvor begonnen, und es liegen drei Jahre zwischen beiden Betrachtungen:

„Ich habe viel nachgedacht in Stunden, in denen die russische Artillerie auf unsere Löcher trommelte und glaube, dass das Leben jedes Soldaten in Gottes Hand steht. Ich glaube, dass der Tod Bestimmung ist. Die Besten und Gereiften sind gefallen. Ich aber glaube fest, dass ich die Heimat wiedersehen werde.“<sup>3318</sup>

Bernecker, der an einem deutschen Angriff zur „Frontbegrädigung“ 1944 in Lettland teilnahm, bei dem 175 Wehrmachtsangehörige den Tod fanden, und der Regimentskommandeur nach geglückter Aktion das Ritterkreuz erhielt, beklagte vor allem das Verschweigen der Verluste in den Wehrmachtberichten: „Das O.K.W. gibt bekannt, im Nordabschnitt der Ostfront fanden kleinere Frontbegrädigungen unter geringen eigenen Verlusten statt,“<sup>3319</sup> und stellte richtig:

„Das Volk aber beklagte 175 Tote und Vermisste, noch mehr Verwundete, über hundert Kriegswitwen und noch mehr Kriegswaisen. Auf der Feindseite war die Bilanz genau so katastrophal. Warum? Wozu? Für was? Für ein Ritterkreuz? Ein Ritterkreuz für 175 Birkenkreuze!“<sup>3320</sup>

Ob einige der Verluste häufig mit dem Ehrgeiz eines Generals oder höheren Offiziers einhergingen, ist schwer zu belegen, zumal die unteren Dienstgrade die strategische Gesamtlage meist nicht übersehen und daher oft auch nicht beurteilen konnten, ob ein Angriff wirklich erforderlich war oder nicht.<sup>3321</sup> Verständlich ist jedoch, dass unter schweren Verlusten erkämpfte Auszeichnungen zunächst den höchsten Offizieren einer Division, die häufig nicht an vorderster Linie gekämpft und ihr Leben riskiert hat-

<sup>3316</sup> FpBf v. Fritz N., 7.8.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 127.

<sup>3317</sup> Ebd.

<sup>3318</sup> KTB Golder, Eintrag vom 17.7.1941 (PrArIW).

<sup>3319</sup> Bernecker: Generation, S. 171.

<sup>3320</sup> Ebd. sowie FpBf v. Willy P., 10.2.43, in: Jasper: Zweierlei, S. 106: „... Unser Herr General hat es nun doch fertig gebracht uns nochmals dem herrlichen Osten zuzuführen. Du kannst Dir denken, wie alles flucht und wettet. Überfall hört man es, dass es nur deshalb geschieht, damit er endlich zum Ritterkreuz komme. Ja, da müssen eben diverse Tausend mitmachen, wenn einer will. Er wird ja am wenigsten davon spüren.“

<sup>3321</sup> Jasper: Zweierlei, S. 107.

ten, Orden für „Erfolge“ an der Front überreicht wurden. Dem einzelnen, der den Tod seiner Kameraden noch vor Augen und selbst härteste Kämpfe erlebt hatte, mochte es zynisch und sinnlos vorkommen, dass sich am Ende ein vergleichsweise Unbeteiligter mit Auszeichnungen schmückte und es zudem in den offiziellen Berichten der Wehrmacht hieß, es seien lediglich „kleinere Frontbegradigungen unter geringen eigenen Verluste“ zu vermelden, während die Betroffenen dies ganz anders erlebt hatten. Es lohnt den Blick auf den Umgang mit Verlusten auf Seiten der deutschen Führung. Heinrich Severloh hatte bereits in Bezug auf die Radiosender Calais und London festgestellt, dass die Alliierten ihre Verluste ehrlicher zugaben als die Deutschen (Abschn. 3. – 3.2). Manch ein Soldat wunderte sich seinerzeit über die offizielle deutsche Berichterstattung nach schweren Gefechten.<sup>3322</sup> Dazu meinte der damalige Oberfeldwebel Ernst Röpke nach einem schweren russischen Luftangriff:

„Wir lagen in einer vorgeschobenen Stellung, ... als drei russische Flugzeuge, dicke Dinger, aus Westen kamen, wo man sie nicht erwartete. Wir dachten erst, das sind Deutsche. ... Und dann warfen sie die Bomben direkt auf unsere Stellung. Überall Tote. In unserem Quartier gab's damals ein Radio. In den Nachrichten hörten wir, was wir alles erobert hatten, und dabei hatte unser Bataillon an diesem Tag zweihundert Tote. Da machten wir uns schon Gedanken: Wie ist das überhaupt möglich, im Radio lauter Siegesmeldungen und bei uns so viele Tote? Und wir wussten auch von Stalingrad und dass es nicht mehr so rosig aussah. Es hieß dann aber doch, der Adolf macht das schon. Man war Soldat.“<sup>3323</sup>

Die NS-Propaganda hatte einen erheblichen Anteil an der Aufrechterhaltung der deutschen Truppenmoral im Krieg. Den Soldaten wurde wohl auch vermittelt, dass die „Weltgeschichte ... mit Blut und Tränen jeschrieben [wird],“ Worte, die ein Divisionspfarrer in der Kompanie des Befragten Weiß bei der Beerdigung eines Kameraden sprach, während der Sarg in der Erde versenkt wurde, und die ihm „in Erinnerung noch jeblieden“ sind und die er wiederholte: „Weltgeschichte wird eben mit Blut und Tränen jeschrieben,“ so als sei Krieg in den Augen des Pfarrers unumgänglich.<sup>3324</sup>

Der Umgang mit Trauer wurde auf eine besonders harte Probe gestellt, wenn einer der besten Schulfreunde fiel. An den Rundbucheinträgen der Abiturklasse 1940 wird deutlich, wie einschneidend es war, einen Brief von der Front zurückzuerhalten. So schrieb „Moll“ am 14. Oktober 1944 in das Rundbuch:

„Liebe Kameraden! Ein Brief, den ich Anfang Mai an Adju schrieb, kam mit der Aufschrift zurück: Gefallen für Großdeutschland. Das war alles, und kaum ist mir jemals etwas schwerer gefallen, als diese drei Worte zu überwinden. Wenn Kameraden fallen, mit denen man Monate, Jahre zusammen im Feld war, man wird traurig, es bedrückt. Wenn Schulfreunde fallen, verschwindet ein Stück eigenes

<sup>3322</sup> Vgl. Siegfried Lenz: Ich zum Beispiel, S. 122: „An den Fronten hatten sie sich anscheinend tot gesiegt, immer häufiger wurden Sondermeldungen, Ruhmestaten, Heldengesänge [angestimmt], unablässig brachten wir der gegnerischen Welt Niederlagen bei, und wo immer sich ein Stalingrad ereignete, ging es zu unseren Gunsten aus.“

<sup>3323</sup> Ernst Röpke, in: Schüddekopf: Krieg, S. 90.

<sup>3324</sup> Vgl. Jaraus: Sterben, S. 328f. (23.10.41): „Nun haben wir äußerlich Ordnung. Aber sie ist mit Blut und Tränen erkauf.“

Leben. Unzertrennlich war unsere Freundschaft und unzertrennlich wird sie bleiben. Ich denke an die ersten Tage des Jahres 1940. Mit welcher Begeisterung kamen wir vier, Adju, Blitzi, Gorri und ich mit unseren Einberufungsbefehlen am ersten Schultag zum Schlossberg hoch. Endlich war unser sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen, wir durften Soldat werden. ... Jahre sind vorüber gegangen, eine endlose Zeit im Osten, und drei sind gefallen, treu sich selbst und treu ihrem Eid. Einer im Süden, einer in der Mitte und einer im Norden. Manchmal schleicht es mich an, fast, als ob mein Leben unberechtigt sei, doch dann wächst darüber die Pflicht und die Verpflichtung.“

Nach Erfüllung des „sehnlichsten Wunsches“, Soldat zu werden, trat nach eigenem Erleben und nach den Verlusten im Freundeskreis Ernüchterung über das wahre Gesicht des Kriegeszutage. In einem Interview vom 7.3.1990 mit dem Jagdflieger Erich Hartmann, Jgg. 1922, der ebenfalls zu der Abiturklasse gehörte, erzählte dieser von seinem Umgang mit gefallen Kameraden:

„Wir Jagdflieger waren nicht sensibel und haben das Beste daraus gemacht. Wenn ein Kamerad vom Feindflug nicht zurückkam, dann ging's abends nicht trocken zu. Sie verstehen? Wir haben viel getrunken, um drüber wegzukommen.“<sup>3325</sup>

Manch einer vertraute seinem Tagebuch seine Gedanken zu Tod und Verlust an, so auch der damalige Artillerist Koschorrek, der am 4. Dezember 1942 in der Nähe von Stalingrad notierte:

„Sie haben uns in der Kaserne beigebracht, wie man die Waffen bedient und einsetzt, um Feinde zu töten. Und man hat uns gelehrt, stolz darauf zu sein, für Führer, Volk und Vaterland zu kämpfen, und wenn es sein muss, auch zu sterben. Aber niemand hat uns gesagt, was alles noch vor dem Tod kommen kann. Und dass Tod nicht gleich Tod ist, sondern dass es da große Unterschiede gibt. Bereits in den wenigen Tagen unserer Einsätze hier haben wir viele schreckliche Schreie unserer verwundeten Feinde gehört, und konnten erahnen, wie entsetzlich das Sterben sein muss, wenn man auf der kalten Erde liegt und niemand da ist, der einem beisteht. Mit Schauern haben wir daran gedacht, dass auch wir so daliegen könnten und niemand da ist, der einmal hilft. Das hat man uns nicht gesagt, und man hat uns auch nicht gelehrt, wie man die Angst überwinden kann, wenn sie einen wie ein reißendes Tier überfällt und mächtiger wird, als der Drang nach Ruhm und Ehre. Damit muss ein Soldat selbst fertig werden, wird man ihm sagen. Vor allem aber muss er verstehen, seine Angst zu verbergen, so dass es die anderen nicht merken, sonst könnte man die Angst für Feigheit halten<sup>3326</sup>, was im Extremfall auch zu einer Bestrafung wegen ‚Feigheit vor dem Feind‘ ausgelegt werden konnte.“<sup>3327</sup>

Seelische Überforderung, die zu Handlungsunfähigkeit führte, wurde im Nationalsozialismus als „unentschuldbares Versagen“ und somit als Feigheit angesehen.<sup>3328</sup>

Als absolutes Extrem, sowohl in Afrika, in Italien als auch in der Normandie, bezeichnete der Befragte Mühlig „die Jabos, die [alliierte] Luftwaffe,“ und ergänzte:

<sup>3325</sup> Interview v. 7.3.1990 mit Erich Hartmann, in: Restloser Einsatz, S. 130.

<sup>3326</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 130f.

<sup>3327</sup> Ebd., S. 180; vgl. Reibert: Schütze, S. 38, zit. in: Jasper: Zweierlei, S. 146: „Es ist nicht schimpflich, wenn der Selbsterhaltungstrieb dem Körper das äußere Zeichen der Furcht und Angst aufdrückt, aber an Feigheit grenzt es, wenn sich dieses Gefühl auf den Geist überträgt und damit den Menschen handlungsunfähig macht.“

<sup>3328</sup> Jasper: Zweierlei, S. 146. „Feigheit“ wurde in der Wehrmacht mit dem Tod bestraft.

„Aber ich hab auch auf Sizilien mit'm Blick auf's Mittelmeer furchtbare große Luftkämpfe gesehen – Schlachten! Und denn kam wieder einer senkrecht runter, und da sagten wir: ‚Tja, heut' Abend weint wieder 'ne Mutter!‘ ... Deutsche und Engländer, Alliierte! Wir haben immer erst... also der Tote, der hatte keine kalten Füße mehr, der hatte keinen Durscht mehr, keinen Hunger mehr und keine Angst mehr. ... Wer keine Angst hat, der gibt an! Und der erste Blick war denn immer: ‚Aber die armen Angehörigen! Frau, Kinder, Mutter!‘“

Koschorrek, der beim Anblick seiner toten Kameraden zunächst über seinen eigenen Tod nachdachte: „Mich schaudert, wenn ich daran denke, dass auch ich hier in meinem Blut liegen könnte,“ tröstete sich mit den Gedanken: „Aber wer tot ist, denkt nicht mehr. Tote wissen nicht, was in einem Überlebenden vorgeht,“ und reagierte damit ähnlich wie Mühlig. Andererseits blieben Kameraden, Freunde und Familienangehörige mit ihren Gefühlen allein zurück. Für sie war es ein schwacher Trost, dass der Tote nun seiner Sorgen und der Strapazen des Frontlebens ledig war, zu groß war der erlittene Verlust, die Tragik des Todes und die Lücke, die der einzelne hinterließ. Mühligs Mitgefühl galt aber nicht nur den gefallenen Kameraden, sondern auch den Angehörigen - auch denen der Gegner, mit denen er sich in der Trauer solidarisierte. Dem damaligen Flieger, Jörg Zink, ging beim Anblick von abgeschossenen Fliegern ähnliches durch den Kopf. Er schreibt in seinen Erinnerungen:

„Und welchen Sinn hatte es, den Mädchen und Frauen drüben in England oder Amerika ihre Männer und Freunde wegzuschießen? Was überhaupt mochten es für Menschen sein, die wir als unsere Feinde bezeichneten? Woher sollte ich die nötige ‚Feindschaft‘ nehmen etwa gegenüber jenem Amerikaner, der mich abschoss?“<sup>3329</sup>

Auch Theisinger hatte, wie Mühlig und Zink, die Angehörigen im Blick, die den Verlust verkraften mussten, besonders die Eltern, und meinte:

„Sie verlieren... Sie ziehen die Kinder groß, ja, und ab 'nem gewissen Alter... auf einmal is das ein Schock: ‚Der ist gefallen!‘ Das können sie gar nicht verkraften, die Eltern, und das, was ja noch viel schlimmer war: Den es betroffen hat, der hat ja nichts mehr... der weiß nichts mehr, aber für die Nachkommen [war das furchtbar].“

Dem Informanten Dose ging die Frage nach dem einzigen Bruder, der in Russland gefallen war, auch nach 60 Jahren sehr nahe. Er erzählte, dass er in Frankreich die traurige Nachricht erhielt:

„Ich war ja auch grad' 19, als wir da in Berre l'Etang war'n, und [ich] denn da die Nachricht kriegte, dass mein Bruder fiel... gefallen sei. ... Im März '43 sind wir da hingekommen, und ... am 6. Juni kriegt' ich Nachricht, dass mein Bruder gefallen war, und dann konnt' ich aber gleich in Urlaub fahr'n.“

Die Frage, wie es seiner Mutter und ihm selbst nach dem Tod des Bruders ergangen ist, ließ Herr Dose unbeantwortet – zu stark waren die Erinnerungen an diesen großen Verlust, zu nahe die Tränen bei dem Zeitzeugen. In Frankreich war es 1943 noch möglich, in einem solchen Fall sofort in Urlaub zu fahren. Doses Vater war bereits

<sup>3329</sup> Zink: Sieh' nach den Sternen, S. 112.

1928 verstorben, so dass seine Familie nur noch aus seiner Mutter und ihm selbst bestand – in Kriegszeiten kein Einzelschicksal.

Auf die Frage, ob die Verluste einer Einheit in den Kämpfen sofort spürbar waren, antwortete der Befragte Golder:

„Das habe ich ja gewusst, wenn bloß noch 50 Leut' da sind. Das war mir klar, dass die anderen ... entweder tot oder in Gefangenschaft sind. Aber man wusste ja nie, wer eigentlich jetzt tot war, und wer in Gefangenschaft gekommen war. Ich hab immer denkt, die meischen sind in Gefangenschaft komme'.“

Für Golder hatte die Vorstellung, dass die Kameraden in Gefangenschaft gekommen waren, etwas Tröstliches, an dem er sich festhalten konnte. Besonders schwierig war es jedoch für die nach einem schweren Angriff Übriggebliebenen, trotzdem weiterzukämpfen, wie Koschorrek erinnerte:

„Obwohl wir nach zwei Tagen wieder etwas zu Essen bekommen, fühle ich mich hundsmiserabel. Oder soll ich es Feigheit nennen? Was erwartet man noch alles von einem Soldaten, der gerade durch die Glut der Hölle gegangen ist und mit ansehen musste, wie fast alle seine guten Freunde und Kameraden elend darin umgekommen sind? Dass er etwa deren Tod einfach als schicksalhafter Soldatenlos hinnimmt und ohne zu zögern weiterkämpft, wie zuvor?“<sup>3330</sup>

Schütte fiel auf, dass die Verluste je nach Waffengattung unterschiedlich hoch waren:

„Wir, Heeresflak, hatten ja nicht so viel Menschenverluste wie eben die Infanterie. Bei der Infanterie war natürlich schlimm. Wenn Sie des lesen, dass da Kompanien oft nur noch zehn Leute waren. ... Aber bei der Heeresflak war der Ausfall nicht so groß.“

Der Befragte Fritz Becker schilderte, wie Kameraden, die einen Verwundeten retten wollten, selbst in große Gefahr gerieten und ums Leben kamen. Er äußerte im Interview auch seine Verwunderung darüber, dass er und andere im Krieg so wenig Angst empfunden hätten:

„Aber dann war es eben so, was ich hier noch zeigen wollte, das war dann hier, zum Beispiel, von der Vorausabteilung ein Tag, wo wir dann hier die Kameraden verloren haben. Das war an einem Tag hier. Da war also eine... da sind mehrere hier, die nur deswegen umgekommen sind, weil er den ander'n retten wollte, und der Scharfschütze hat das irgendwie geseh'n, hat den dann sofort abgeknallt. ... Und die schossen die laufend ab hier, nich wahr. Und natürlich, der eine Feldwebel, der hat dann 'n Bauchschuss bekommen, und der hat dann noch sich selbst dann auch noch 'n Schuss in 'n Mund gegeben da, nich. Aber das war 'ne ganz schlimme Sache. Und das war'n dann die Resultate bei der Vorausabteilung, die wir so hatten da. Ja, ja. Ja, man is in diesem Alter natürlich ohnehin so, dass man... Wenn ich mir das heute überlege, ich kann das kaum noch ermessen, dass man da nicht mehr Angst gehabt hat damals. Das is ja alles... Das is ja eine Kreatur, die da irgendwie dann ihr Leben riskiert, so was dann, nicht. Aber das hat man damals so nicht empfunden. Das war einfach so...“

Schon der Vormarsch 1942 wurde von Becker als Ereignis erlebt, das er nur aufgrund der eigenen Jugend und Akzeptanz der Situation so überstehen konnte: der Verlust von Kameraden durch Scharfschützen, die Selbsttötung des schwer verwundeten Feldwebels und das heutige Unverständnis über die im Krieg nicht empfundene Angst.

---

<sup>3330</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 165.

Herr Jost, der bei dem Gespräch ebenfalls anwesend war, ergänzte aus seiner Sicht: „Das musste beiseite geschoben werden, die Angst.“ Angesichts der im Verlauf des Ostfeldzuges als übermächtig empfundenen Angriffe der Roten Armee ging es vielen deutschen Soldaten weniger um die Erreichung von Zielen, sondern nur noch ums eigene Überleben.<sup>3331</sup>

Das Problem der russischen Scharfschützen, das Becker ansprach, wurde auch von einigen anderen Informanten erwähnt und verdeutlicht die Ohnmacht und Hilflosigkeit der angreifenden Deutschen, besonders der Vorausabteilungen, gegenüber diesem unsichtbaren Feind, der sich zumeist im Baum versteckt hielt und von dort aus agierte, ohne selbst schnell ausfindig gemacht werden zu können. Scharfschützen sorgten für hohe Verluste innerhalb der Wehrmacht.<sup>3332</sup> Dies war zumeist ein großer Schock für diejenigen, die ihre eigenen Kameraden durch Kopfschuss gerichtet vorfanden. Russische Scharfschützen und deren Munition wurden von den Wehrmachtssoldaten daher besonders gehasst. Sie zielten auf den Kopf deutscher Soldaten und verwendeten Explosivgeschosse, die zwar einen normalen Einschuss hinterließen, dann aber im Körper noch explodierten. So entstanden faustgroße Wunden, die meist tödlich waren.<sup>3333</sup>

Die von Becker und von vielen anderen ehemaligen Soldaten getroffene Aussage über ihre damals nicht empfundene Angst ist für heutige Zeitgenossen in der Tat schwer nachzuvollziehen. Dass sich nicht nur der Befragte Becker Gedanken über die im Krieg fehlenden Gefühle machte, zeigt dieselbe von Janessen aufgeworfene Frage:

„Es wäre eine eigene Betrachtung wert, warum die Soldaten an der Front nicht mehr Angst hatten. Half die Uniform, die viele andere auch trugen, die Angst in den Griff zu bekommen? Es wird von deutschen Soldaten berichtet, die sich in Badehosen am Strand der Krim tummelten. Als sie von Tieffliegern angegriffen wurden, kamen sie sich plötzlich *nackt* vor. ... Die Uniform [muss] eine unbewusste Illusion des Schutzes vermittelt haben. ... Für einige Soldaten schien es einen merkwürdigen psychologischen Mechanismus gegeben zu haben, mit der ständigen Existenzbedrohung fertig zu werden. Mehrere Ärzte haben in den Gesprächen für dieses Buch von Schlüsselerlebnissen berichtet, die ihnen eine nicht rationale Überzeugung vermittelten, dass ihnen nichts passieren werde.“<sup>3334</sup>

Die hohen Verluste von Kameraden führten bei vielen zu eigenen Überlegungen über das Sterben.<sup>3335</sup> Der Stalingradüberlebende Theisinger erklärte seine damalige Einstellung zu Tod und Verlust:

<sup>3331</sup> Jasper: Zweierlei, S. 93.

<sup>3332</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 278: „Die russischen Scharfschützen schießen mit Explosivmunition, die im Fleisch immer ein großes Loch reißt.“

<sup>3333</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 311.

<sup>3334</sup> Janessen: Ärzte im Krieg, S. 493.

<sup>3335</sup> FpBf v. Willy F., 3.8.1941, in: Jasper: Zweierlei, S. 75: „Mein Zug hat nur noch die halbe Stärke seit Beginn des Krieges. Vor 14 Tagen ist ein neuer Kompanieführer zu uns gekommen. Er ist bereits wieder verwundet, unmittelbar neben mir ist die Granate eingeschlagen. Ich bin heil davon gekommen, den Stahlhelm hat es mir abgeschlagen, sonst nichts. Manchmal kommt mir der Gedanke, wann es mich wohl treffen könnte.“

„Sicher, man wurde schon gleichgültig, weil man sich ausrechnete, nach der Zahl der Verwundeten: ‚Irgendwann kommst du dran,‘ nicht? Gucken Sie, wir hatten, glaube ich, das war die 71. Infanteriedivision, da hat man so ’ne Kompanie als Begleitschutz für die 8,8-Kanone, die gegen Infanteristen und alles kämpft. Am 15. Oktober war’n von diesen 180 Mann Kriegsstärke, Kompaniestärke, noch 7 Mann da gewesen. Da konnten Sie ausrechnen, was da... [Die waren] gefallen [oder] verwundet. Wir wurden da zwar immer wieder aufgefrischt dann. Aber das waren meist junge Soldaten, und die hatten ja überhaupt keine Erfahrung. Die wussten nicht, wann sie sich mal hinlegen [müssen].“

In manchen Fällen führte das Leiden unter der Dauer des Feldzuges zu dem Bewusstsein, dass „mit einem Schlag alles aus sein kann“.<sup>3336</sup> Angesichts des Dahinsterbens der Kameraden, kamen zwangsläufig Gedanken an den eigenen Tod, aber auch Gefühle wie Hilflosigkeit und Überforderung wurden manchmal sogar in Feldpostbriefen an die Heimat offenbar, ohne, dass auf die Sorgen der Angehörigen immer Rücksicht genommen werden konnte.<sup>3337</sup> Das tägliche Erleben von Strapazen und Tod führte zum Hochrechnen der Überlebenswahrscheinlichkeiten. Es hieß: „Wann“, nicht „ob“!<sup>3338</sup> Ganz ähnlich empfand dies Koschorrek: „Unsere Ausfälle werden immer größer, und langsam kann sich jeder von uns ausrechnen, wann er selbst dran ist.“<sup>3339</sup> Jasper stellt fest: „Für die Zeitgenossen stand die Kriegserfahrung unter der Leitfrage, ob sie den Krieg überleben, die Reflexion über Gründe, Ziele und Berechtigung dieses Krieges waren nicht belanglos, aber der Überlebensfrage untergeordnet.“<sup>3340</sup> Angesichts der Dauer des Feldzuges wurde der Wunsch nach einem Ende der schweren Kämpfe bei allen Soldaten immer größer.<sup>3341</sup> So wie Theisinger, beschrieb auch Bruno Fichte das Dilemma mit den Neuen: „Die Jungen, die zum ersten Mal aus der Heimat an die Front kamen, überlebten häufig nur ein paar Tage.“<sup>3342</sup>

Fichte schilderte seine Reaktion auf die ständigen Verluste:

„Zwischen den Einbrüchen und Rückzügen gab es auch Pausen, einige Tage, an denen man das Glück hatte zu wissen: Wahrscheinlich stirbst du heute nicht. Man war einsam. Die Freunde waren schnell tot. Nur einer blieb immer, den konnte ich in meiner rechten Jackentasche fühlen. Ich konnte mit ihm zusammen Schluss machen. Das hat mich am Leben erhalten: zu wissen, du kannst deine Pistole benutzen, wenn du den Wahnsinn nicht länger erträgst.“<sup>3343</sup>

<sup>3336</sup> FbBf v. Fritz N. v. 30.3.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 100.

<sup>3337</sup> Ebd.

<sup>3338</sup> Jasper: Zweierlei, S. 76. Jasper stellte in Feldpostbriefen überlebender Soldaten nach dem Verlust von deren Kameraden fest: „Sie hatten nichts falsch gemacht und waren trotzdem gefallen und dasselbe konnte einem jederzeit selbst auch passieren.“ Ebd., S. 188.

<sup>3339</sup> Koschorrek, S. 283. Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 535; Jasper: Zweierlei, S. 75.

<sup>3340</sup> Jasper, ebd., S. 34.

<sup>3341</sup> Ebd., S. 76.

<sup>3342</sup> Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 50. Koschorrek, S. 286: „Weil die Neuen, wie auch wir einst, beweisen wollen, dass sie nicht feige sind, verhielten sie sich vor allem in den Abwehrkämpfen oft sträflich leichtsinnig. Die meisten wurden deshalb auch schon bei ihrem ersten Einsatz verwundet oder gar getötet. Hatten sie aber eine gewisse Zeit überstanden, wurden sie vorsichtiger und blieben uns für länger erhalten.“

<sup>3343</sup> Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 50.

Koschorrek beschlich sogar ein schlechtes Gewissen, nachdem zwei seiner Kameraden im Deckungsloch durch Kopfschüsse starben „und ausgerechnet ich bleibe am Leben, wo ich doch weit mehr aus dem Loch beobachtet habe als sie.“<sup>3344</sup> Neben Trauer und Schmerz spürte er jedoch auch „die Angst um mein eigenes Leben noch bewusster.“<sup>3345</sup> Vielen war bewusst: „Krieg ist Kampf und der Tod ist seine überwältigende Erfahrung.“<sup>3346</sup>



Gefallene Kameraden der Einheit Fritz Beckers im Winter 1942. Die Besonderheit der Gräber liegt darin, dass die Toten, aufgrund des hart gefrorenen Bodens, oberirdisch unter Steinen bestattet werden mussten. Foto: Privatarchiv Fritz Becker

Bei Soldaten, die über längere Zeit an der Ostfront eingesetzt und an schweren Gefechten beteiligt gewesen waren, kam es vor, dass bei ihnen aufgrund der ständigen Strapazen und der permanenten Konfrontation mit Tod und Verlust ein Abstumpfungsprozess, eine Gleichgültigkeit gegenüber dem Sterben, wie sie auch Theisinger zuvor erwähnte, eingesetzt hatte. Bruno Fichte beschreibt seine Beobachtungen nach den schweren Abwehrkämpfen um Kursk:

„Die Russen griffen tagsüber an Stellen an, die sie als schwach erkannt hatten. Sie durchbrachen die Front, und wir mussten zurück, und das lief fast immer gleich ab. Unsere Panzer fuhren zurück hinter die deutsche Linie, blieben stehen und sicherten die zurückgehenden Soldaten. Häufig genug aber hatten wir keine Panzer mehr, der Mangel an Material wurde immer größer, es fehlte an allem, selbst an Nahrungsmitteln. Wir begannen zu hungern. Zugleich wuchsen die Erschöpfung und Gleichgültigkeit, fast jeder Tag bedeutete neue Verwundete und Tote. Als ich nachts in einen Bunker kam, den meine Einheit als Gefechtsstand markiert hatte,

<sup>3344</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 312.

<sup>3345</sup> Ebd.

<sup>3346</sup> Jasper: Zweierlei, S. 34; Schröder: Gestohlene Jahre, S. 624; Latzel: Töten, S. 329.

lagen dort schlafend die Männer der Melderstaffel. Sie hatten sich die Toten, die sie in dem Bunker gefunden hatten, zurechtgelegt als Kopfkissen. Sie empfanden nichts mehr dabei, sich eine Leiche als Kopfkissen zu nehmen, obwohl sie alle liebenswerte Jungs waren.“<sup>3347</sup>

Theisinger sowie nachfolgend Heinze haben massenhaftes Sterben mit angesehen. Nichtbeteiligten sind die Dimensionen der Gewalt, die dazu führten, dass von einer vollständigen Kompanie nach fünfwöchigem Kampf nur „sieben Mann“ (im Falle Heinzes) übrig waren, kaum verständlich zu erklären und lassen sich aus den Angaben nur erahnen.<sup>3348</sup> Bereits nach zehn Monaten Ostfeldzug hatte die Wehrmacht „immense personelle und materielle Verluste erlitten, die sie nicht mehr ausgleichen konnte.“ Zudem hatten sich „die Streitkräfte des Dritten Reiches im Osten festgebissen,“ wodurch „Deutschland in erheblichem Maß Aktionsfähigkeit eingebüßt [hatte].“<sup>3349</sup>

Heinze schilderte im Interview ein Erlebnis aus Frankreich, das ihn bis heute bewegt:

„Unser Bataillonskommandeur und sein Adjutant waren in der Zwischenzeit mal in einer besonderen Situation einfach verloren gegangen – Artillerieüberfall. Wir haben aber von beiden nichts mehr gefunden. Ich kann das bis heute nicht begreifen, denn normalerweise, wenn ein Volltreffer kam - irgendwelche Überreste haben wir immer gefunden. Von beiden haben wir nichts gefunden, die waren weg. Nichts. Ich habe also Namen, immer schon gefragt, nachgefragt, nichts. ... [Ob die noch vermisst sind], das weiß ich nicht, das weiß ich eben nicht, aber in dieser Zeit, in diesen Tagen, wir haben das ganze Gelände Meter für Meter abgesucht, wir haben nichts mehr von den beiden gefunden. Ob da die Untergrundbewegung in der Nähe war oder was und die geschnappt hat, das glaube ich nicht. Aber ich habe so etwas nie wieder erlebt, wenn ein Volltreffer kam, also selbst dann haben wir irgendwelche Uniformfetzen oder was immer gefunden, von beiden nichts. Wir kriegten dann einen neuen Hauptmann, der zu dieser Einheit vorher gehörte, die also seit 1940, glaube ich, in Frankreich gelegen hat, als Reserveoffizier-Schulmeister, der nun in dieser Zeit so 'n Bataillon führen sollte. Dazu war er eigentlich nicht in der Lage, der war überfordert, war auch so 40, 45 [Jahre] schon, aber noch nie im Einsatz gewesen, und dann, in dieser Situation ... - wir nannten uns dann Kampfgruppe L. Das war der Schulmeister. Und wie wir schon zerschlagen waren, ich hatte von meiner Kompanie am 6. [Juni], ich bin mit 120 Mann angetreten und ... das war eine vollzählige Kompanie. Wir waren damals vollzählig. Nach wenigen Tagen hatte ich, ... ja, vor St. Lô hatte ich noch einen Unteroffizier und sieben Mann. Und hier, am 13.7., haben wir dann noch 20, 30 gehabt, aber... [die anderen waren] gefallen, vermisst oder verwundet. Dann haben wir am 13.7., kurz vorher muss das wohl mit G., so hieß der Hauptmann, der erste Bataillonskommandeur, der war dann vermisst, und L. übernahm das dann, und wie wir dann am 13.7., das war schon in der Nähe von St. Lô, lagen, dann wurden wir herausgezogen und dachten schon: ‚Aha, jetzt kommen wir ein Stückchen zurück und werden wieder neu aufgefüllt, usw.‘ Aber nichts. Unser Regimentskommandeur blieb Regimentskommandeur, und wir wurden wieder Regimentsreserve. Eine neue Division, die vorher in der Bretagne gelegen hatte, die kam also auch jetzt 'rein, auch Leute, die noch nie im Einsatz waren.“

<sup>3347</sup> Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 49. Vgl. Röpke, in: ebd., S. 87: „An der Straße lagen die toten Russen. Dann hat man sich daneben gesetzt und was gegessen. So war das im Krieg. Elend hat man genug gesehen.“

<sup>3348</sup> Vgl. ebd., S. 49f.: „Wir hatten längst aufgehört, die Wochen, Tage oder gar Stunden wahrzunehmen. Gezählt wurde nur noch, wie viele wir abends noch waren.“

<sup>3349</sup> Jasper: Zweierlei, S. 101.

In der Tat ist verwunderlich, dass die beiden Offiziere, die Heinze erwähnte, gänzlich ohne Spuren zu hinterlassen, nach dem Angriff verschwunden blieben. Dennoch kam dies häufiger vor. Horn berichtete von einem Vorstoß der Russen auf einen Verwundetentransport im Don-Gebiet, den er begleiten sollte: „Als der Angriff vorbei war, haben wir von den Verwundeten nichts mehr gefunden. Es gab sie nicht mehr.“<sup>3350</sup> Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge berichtet immer wieder, dass es für Angehörige vermisster Soldaten viel schwieriger sei, mit dem Urteil „vermisst“ und mit der Ungewissheit über das Schicksal des Bruders, Sohnes oder Ehemannes zu leben als zu erfahren, dass er wirklich verstorben und auf einem Friedhof ein Grab gefunden hat. So erging es offensichtlich auch Heinze. Das zum Teil jahrelange Warten auf eine Nachricht erwies sich letzten Endes als zermürender als das Leben mit der Endgültigkeit vom Tod des Angehörigen oder Nahestehenden.<sup>3351</sup>

Heinzes Beschreibung des Kompanieführers, der kein aktiver Soldat war, sondern als Reserve zugeführt wurde, deckt sich mit denen Kramers (s. Abschn. 7. und 6.). Vielfach waren diese Reserve-Offiziere Kampf-Einsätze nicht mehr gewohnt und darauf, in Anbetracht der Kürze der Zeit, vor allem gegen Kriegsende auch nicht mehr genügend vorbereitet worden. Wie bei Kramer deutlich wurde, hatten manche dieser Kommandeure eine „zivile“, wenig verantwortungsbewusste Einstellung, wollten ihr Leben nicht (mehr) riskieren und waren bestrebt, den Krieg unversehrt zu überstehen. Diese Haltung konnte zu Nachteilen für die gesamte Einheit führen.

Wie schon angesprochen, wurden – je länger der Krieg dauerte - auch viele unerfahrene Soldaten jüngerer Jahrgänge als Ersatz in den Einsatz geschickt. Dazu erklärte Schlotmann:

- I: „Beim Vormarsch, da hatten Sie auch gesagt, Sie haben sich da aus'm Land ernährt und wie ging das dann weiter? Dann gingen Sie auf Stalingrad zu und...“  
Schlot: „Wie gesagt, das ist ja alles ins Stocken geraten und wir haben auch erlebt, wenn Nachschub kam, für die Infanterie, die Waffen-SS kriegte Nachschub, die Wehrmacht kriegte Nachschub. Das waren zum größten Teil Freiwillige. Die von der Waffen-SS, die Freiwilligen, die hab ich mal nach 'm Alter gefragt. Die waren

<sup>3350</sup> Horn, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 111.

<sup>3351</sup> Vgl. Weiß im Interview über seinen in der Normandie gefallenen Vorgesetzten: „Mein Leutnant ist da jefallen, und ich hab schon mal nachgefragt, das kann mir keener sagen, wo der geblieben ist ... Man kann ja noch mal nachfragen beim Volksbund.“ „Kriegsgefangenenpost – gebührenfrei“ – einen Umschlag mit diesem heutzutage eher ungewöhnlichen Stempelaufdruck erhielt eine ältere Dame aus einem kleinen Ort bei Hamburg nicht etwa Ende der 40er Jahre, sondern am 31.7.2002. (Hamburger Abendblatt, 31.7.2002, S. 3). Nach 57 Jahren der Ungewissheit wurde ihr, seitens der Deutschen Dienststelle in Berlin, mitgeteilt, dass die sterblichen Überreste ihres Vaters von der Kriegsgräberfürsorge geborgen und auf einen Soldatenfriedhof umgebettet worden sind. Ein Kriegsschicksal, dass nach mehr als einem halben Jahrhundert endlich geklärt werden konnte. Auch der ehemalige Bundeskanzler Gerhard Schröder sowie der ehemalige DFB-Vorsitzende Theo Zwanziger erhielten vor kurzem Gewissheit über das Schicksal ihrer Väter. Die Kriegsgräberfürsorge hat beide Gräber gefunden, die sterblichen Überreste auf einen deutschen Friedhof umgebettet und die Söhne benachrichtigt, so dass diese nun die letzte Ruhestätte aufsuchen konnten.

zum Teil 16 Jahre alt! Und wenn die meinetwegen, ich sag' jetzt mal irgendwie 'ne Zahl, 30 Jungs da hinbrachten, zur Front, dann brachten die abends 30 Tote wieder zurück.<sup>3352</sup> Und das sind alles Leute, die nicht in Erfahrung, Kriegserfahrung, waren. Wenn irgendwo mal 'ne Kugel pfeift, denn laufen se weg, kriegen Rückenschuss, was weiß ich was! Statt sich, wenn ein Feuerüberfall war, sich zu ducken und warten, bis es vorbei is und dann mal gucken: Was ist denn jetzt?! Und dann haben die die Fronterfahrung! Und wir haben auch immer erlebt, wenn auch aus uns'rer Kompanie, wenn da einer aus'm Urlaub zurückkam, und hatte die ersten drei oder fünf Tage überstanden, dann war's gut. Aber die meisten sind schon drei, vier Tage später gefallen, weil die eben drei Wochen zu Hause gewesen waren oder vier Wochen und kriegten plötzlich jetzt Angst. Wenn man aber immer in diesem Angstzustand [ist], dann flacht man... das flacht ab, das flacht ab! Es ist ganz traurig oder grausam, wenn man das erzählt: Kriegt 'n Panzer von uns 'n Volltreffer, ja, und jetzt müssen die Leute da raus. Jetzt holen Sie mal 'n Kopf raus und holen Sie mal 'n Oberkörper raus, wo der hohl is! Das machen Se mal! Wenn Se das 20mal gemacht haben, denn is man abgestumpft.“

I: „Kam so was [oft] vor?“

S: „Ja, sicher! Selbstverständlich kam das vor! Nicht nur einmal! Aber wenn die Russen angegriffen haben mit ‚Hurray‘ oder was weiß ich alles, denn unsere Geschütze, Vierlings-Flak und die haben dazwischen gehalten, denn waren da 'n paar tausend Tote. Beerdigen Sie die mal! N' paar tausend... vielleicht 'n paar hundert Tote muss man sagen. Ich will das nicht übertreiben. Die sind denn auf'n Haufen gemacht worden, Benzin drüber und angesteckt. Ja, was wollen Sie damit machen, mit den Toten? Ja. Das ist... Krieg ist ganz was Furchtbares! Wenn man's nicht erlebt hat, das kann man bald nicht schildern, kann man das.“

Während Kowalski und Mühlig übereinstimmend angaben, sich nicht an Tod im Krieg gewöhnt zu haben, erzählte Schlotmann, ähnlich wie Müller und Rothe, dass ein gewisses Gefühl der Abstumpfung eintrat, wenn man zu oft mit Tod und Verlust konfrontiert wurde. Dazu meinte der Arzt, Dr. Kuno Wahl, der auf einem Hauptverbandplatz arbeitete, in einem Bericht:

„Ohne Gemütsbewegung sieht man das alles, man handelt nur noch mechanisch. Es gibt eine Erlebnisgrenze, die auch die stärkste Seele nicht überschreiten und erfassen kann, so dass sie einfach ‚abschaltet‘.“

Von dem Durcheinander nach russischen Angriffen erzählte er:

„Glücklich, wer noch gesunde Beine am Leibe hat; zu Fuß kommt man am besten durch. Wieder bleibt eine große Zahl von Verwundeten und unbestatteten Toten zurück. Viele der zurückbleibenden Kameraden bemerken von allem nichts. Sie schlafen einem ungewissen, sicher sehr schweren Schicksal entgegen. Andere betteln und schreien: ‚Kameraden, nehmt uns mit!‘ Man hat für diese Bedauernswerten nicht einmal mehr ein Wort des Trostes, das doch nur scheinheilig wäre.“<sup>3353</sup>

Bernecker beobachtete auf russischer Seite eine ähnliche Situation: „Auf der anderen Seite war es genau das Gleiche. Der Iwan litt ebenso, schrie auf in Schmerz und Todesangst und starb still.“<sup>3354</sup>

Der damalige Unteroffizier Bruno Fichte vermittelte einen Eindruck vom Vormarsch,

<sup>3352</sup> FpBf Hans S., 11.7.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 189: „Unsere Kompanie wurde vor vier Tagen frisch aufgefüllt und beim ersten Einsatz wieder schwer angeschlagen. Ich kann einfach nicht begreifen, heute noch so frisch und munter und morgen tot.“

<sup>3353</sup> Bericht in ebd., S. 230.

<sup>3354</sup> Bernecker: Generation, S. 170.

der für Auge und Nase deutlich in Form von Tod und Vernichtung erfassbar war:

„Wir fuhren und fuhren und fuhren, hatten keine Vorstellung von unserem Kampfauftrag und sahen entsetzlich viele Tote und zerfetzte Pferde auf den Straßen. In der Luft, es war sehr heiß, war ein den Atem nehmender Verwesungsgestank. Immer an Kreuzungen hat es wahre Menschenmassaker gegeben. Die Polen haben der eigenen Propaganda geglaubt, unsere Panzer seien aus Pappe. Ihre Kavallerie ritt manchmal mit eingelegter Lanze gegen die Panzer an. Sie waren ungeheuer mutig, aber sie hatten gar keine Chance.“<sup>3355</sup>

Auch Fichte war sich im Nachhinein über den darüber langsam einsetzenden Abstumpfungsprozess im Klaren und beschrieb weiter: „Diese Menschenzerstückelung war jeden Tag. Aber man glaubte nicht, dass man selbst tötete. Man dachte, es sei die Maschinerie, die man bediente.“<sup>3356</sup> Der damalige Reserveoffiziersanwärter Robert Dohr hatte für sich eine Möglichkeit gefunden, den Anblick von Toten zu vermeiden. Er berichtete, dass er nach der Eroberung eines Bunkers die sowjetische Besatzung tot vorfand und stellte fest: „Ich hab mir die Toten bewusst nicht genau angesehen, auch später nicht meine Kameraden, die fielen.“<sup>3357</sup>

Der Informant Esser antwortete auf die Frage der Interviewerin, ob er gern Soldat gewesen sei und kam dabei von selbst auf das Thema „Tod“ zu sprechen:

„Ja, das is 'ne schwierige Frage, ob man gern [Soldat war], man war ja erst mal im Krieg sowieso verpflichtet, Soldat zu sein. Da gab's ja zunächst mal gar nichts drumrum. Und zu Hause war man natürlich schon 'n bisschen gern Soldat (lacht), aber an der Front, ich weiß nicht, also... Wenn man da so seine Kameraden so liegen sah mit Kopfschuss und und ... Nee, gerne bin ich's sicherlich nich gewesen. Naja, also beeindruckt hat mich ja vor allen Dingen, als mein Kommandant gefallen is. Den hat's ja 'n Kopf abgerissen, und dann fiel er auf einmal nach vorne um, und ich hab da bloß geguckt. ... Ich saß auch drin, [im Panzer], und die Granate ging so 'n Stückchen zu hoch. Wenn sie 'n Stückchen tiefer gewesen wäre, wär' se direkt in'n Turm reingegangen, und dann hätten also weder der Ladeschütze noch der Richtschütze noch der Kommandant überlebt. ... Können Sie sich 'n Panzer IV ungefähr vorstellen? Also, da is ja ... der Turm, und auf dem Turm is die Kommandantenkuppel. Die ... gestattet also dem Kommandanten eine Rundschau überall hin, und diese Kommandantenkuppel hat die Granate weggerissen. Mein Kommandant war 'n phantastischer Mensch! Der is am 7. März 1943 gefallen. ... [Wie der bestattet wurde], das hab ich gar nich mehr mitbekriegt. Der wurde ja abgeholt und wir fuhr'n dann gleich weiter. Aber ich weiß nich, wo... So sehr gekümmert darum ham wir uns eigentlich auch nich. Wenn's möglich war, hat man die ja [zusammen] beerdigt, hat sogar noch 'n Holzkreuz aufs Grab gesetzt, wenns ging. ... Ja, und das is natürlich für mich das erschütterndste Erlebnis gewesen.“

Bei Esser wird, wie bei vielen anderen auch, deutlich, dass nach dem ersten Schock über den Tod des geschätzten Panzerkommandeurs, der Krieg den einzelnen sofort wieder forderte. Das Herausholen des Toten aus dem zerstörten Panzer übernahmen die Kameraden, um alles Weitere kümmerten sich andere, denn dies war nicht mehr Aufgabe des Frontkämpfers, sondern der Bestattungskommandos. Bezeichnend ist,

<sup>3355</sup> Fichte, in: Schütdekopf: Krieg, S. 31.

<sup>3356</sup> Ebd., S. 32.

<sup>3357</sup> Dohr, in: ebd., S. 148.

dass der Informant sich noch an das genaue Sterbedatum seines vorgesetzten Offiziers erinnerte. Die Tragik des Todes, den er hautnah miterlebte und der Umstand, dass es sich um einen seiner Kameraden handelte, treffen hier zusammen.

Wie Esser, so berichtete auch Ritter, dass er während eines Genesungsurlaubs gern Soldat war, weil dies das Umfeld beeindruckte:

„Ich empfand die Einmaligkeit des Urlaubs und lebte die Tage mit offener Seele. Zugleich präsentierte ich mich aber auch *gern* als heimgekommener Frontsoldat bei Nachbarn und Freunden, auch in die Schule ging ich, und der Schulleiter rief ad hoc alle Schüler in der Aula zusammen.“<sup>3358</sup>

Nach einem russischen Luftangriff im Sommer 1944 auf der „Rollbahn“, wo deutsche Truppen zu Fuß unterwegs waren, beschrieb Bernecker eine Situation, in der es zwar möglich war, eigenen verwundeten Kameraden zu helfen, der Anblick der bereits Gefallenen ihn jedoch zutiefst schockierte:

„Es folgte auf der Straße ein Chaos und Geschrei der verwundeten Menschen und Tiere. Es roch nach Pulver und Schwefel, um die Blutlachen schwärmten die Fliegen. Wir halfen den unbekanntem Landsern so gut es ging, bis die Sanis anrückten und die Verwundeten notdürftig versorgten. Sie lagen da, die armen Hunde, mit zerrissenen Bäuchen und Gliedern, so geschockt und verschüchtert, dass sie nicht laut zu schreien wagten und nur leise nach ihrer Mutter wimmerten. Die Rache der Welt hat sich hier entladen und der Tod tanzte sein Ballett und ließ seine Sense schwirren. Auf den blassen Steckrübensgesichtern der Toten lag in den gehetzten herauspringenden Augen ein Glanz wie bei einem tollwütigen Fuchs. So manches spitze Gesicht hatte die entsetzliche Ausdruckslosigkeit eines gestorbenen Kindes. Ich schaute verängstigt zum Himmel auf, ob die Todesvögel nicht noch einmal zurückkamen, dann hieß es nichts wie weg von diesem Haufen Elend. Ich trottete weiter in der Hoffnung, dass die Hölle nicht nochmals losbrechen würde, meine Gedanken waren stumpf, sie gingen nach Hause und ich hatte Angst vor dem Kommenden.“<sup>3359</sup>

Der Informant Schütte erzählte zunächst, wie er zum ersten Mal mit Tod im Krieg konfrontiert wurde. Ähnlich wie Schlotmann, erlebte er jedoch im Laufe seiner Einsätze, dass das Sterben an der Front für ihn nichts Ungewöhnliches mehr war; er berichtete aber auch über den tragischen Tod eines Freundes:

I: „Aber Sie haben ja gesagt, als man so diesen ersten Toten da sah, wo... der auf einmal den Kopfschuss bekam, nachts, in dem Schlamm, da haben Sie ja...“

Schü: „Das war Zufall.“

I: „Genau, das war Zufall. Aber da haben Sie ja auch gesagt: ‚Und nun? Warum nehmen wir den jetzt nicht mit?‘ Also, im ersten Moment, da war man eigentlich noch, wo man das erste Mal damit konfrontiert wurde...“

Schü: „Ja, momentan war das schon so: ‚Warum nehmen wir den nicht mit?‘ Aber da hat man sofort überlegt: Wo sollt’ man den mitnehmen? Wohin denn?“

I: „Ja, aber ich mein’, da haben Sie gesagt, das war erst mal schon ’n ganz schöner Schock, dass man das erste Mal mit so was konfrontiert ist.“

Schü: „Ja, vielleicht auch, weil der Zufall da war. Da fallen drei, vier Schüsse plötzlich, irgendwo her, man wusste gar nicht, woher, und trifft den [Kameraden] durch Zufall. [Aber] das ist... das wird zur Routine, [der Tod]. Ich war... ich war ganz gut

<sup>3358</sup> Ritter: Erkundungen I, S. 80.

<sup>3359</sup> Bernecker: Generation, S. 227.

beieinander, und ich glaube, es ist zum Teil darauf zurückzuführen, dass ich ja psychisch keine Probleme hatte. Ja, da war ich nicht alleine. Das hängt vielleicht mit der allgemeinen Konstitution zusammen, ich weiß es nicht. Heute würde man sagen Gene oder ich weiß es nicht (lacht). Ich konnte davon ausgehen, dass meine Eltern – mein Elternhaus in Ordnung ist, in Niederbayern, obwohl mein Vater, weil er Parteigenosse war, auch eingesperrt worden ist, aber das wusste ich ja damals alles nicht, aber hinterher hab ich mir da schon Gedanken gemacht, dass ich mir gesagt hab, ich glaub, vor allen Dingen sind Leute betroffen – Ältere, Familienväter, die vor allen Dingen nicht wussten: Wie steht das um ihre Familie, um die Kinder und um ihre Frauen? ... Also in der Heimat, da könnt' ich Ihnen 'ne Geschichte erzählen: einer, wie gesagt, meiner engsten Kameraden – wir war'n ja zu viert – der D., der noch lebt, und sein Kamerad, der Sch.-Willi, die beiden war'n auf der Reichsfinanzschule in P., am Wörthersee, und wurden von dort aus eingezogen als Soldat. Wir war'n immer zusammen. Und der kam aus V. ... Und da war auch 'ne Verbindung da, zwischen meinem Vater, der war beim Finanzamt, und dessen Eltern in V. Hin und wieder haben sich die getroffen und mal über die Söhne sich unterhalten. Und der Willi is in dieser Nacht – ich bin vom 1. auf 2. verwundet worden, kam zurück, bevor das Trommelfeuer angefangen hat – und anschließend hat der Willi da einen Schuss rein bekommen. Den haben sie in der Früh' zu uns, zum Tross transportiert mit so einer Wunde da, war im direkten Geschoss da rein, war tot! Und da haben sie mich geholt, ich soll ihn identifizier'n. Und des hab ich natürlich sofort nach Hause geschrieben, hab aber natürlich auch geschrieben: ‚Sagt mal nichts den Eltern! Die kriegen ja offiziell Mitteilung!‘ Und dann hat mir mein Vater hinterher mal erzählt: da kamen die Eltern zu ihm ins Finanzamt und haben gesagt: ‚Wir hören schon so lange nichts mehr von unser'm Sohn. Wie schaut denn des bei Ihnen aus? Wir haben Bedenken,‘ und so weiter. Mein Vater hat sie also beruhigt und gesagt: ‚Naja, im Krieg ist es auch so: manchmal geht etwas verlor'n und manchmal sind sie eingeschlossen und da kann nichts transportiert werden. So hin und wieder kriegen wir scho' was. Sie werden ja auch was kriegen.‘ Er wusste ja schon, dass der Willi nicht mehr lebt. Und dann haben die natürlich offiziell die Mitteilung bekommen.“

I: „Das war schrecklich für die Eltern. - Haben Sie Geschwister gehabt?“

Schü: „Ich hab nur 'ne Schwester. Ich hab auch in der Verwandtschaft niemand, keinen, der gefallen ist. Kameraden natürlich jede Menge. Von der Schule, wenn ich heut' nach G. fahr', wir sind noch zu dritt! Ja, sind viele gefallen, ja, natürlich.“

Nachdem Schütte einen gewissen Abstumpfungsprozess beim Anblick toter oder sterbender Kameraden erlebte, fiel einer seiner engsten Freunde, der zudem zu seiner Einheit gehörte. Welche Gefühle oder Gedanken ihn bewegten, als er seinen Kameraden identifizieren musste, teilte Schütte nicht mit. Dass er das Vorkommnis sofort seinen Eltern schrieb, verdeutlicht, wie sehr es ihn bewegte und aufwühlte. Trotzdem fühlte er sich nicht berufen, von sich aus die ihm persönlich bekannten Eltern des Gefallenen zu informieren. Auch der Vater des Befragten tröstete die Angehörigen mit Ausflüchten und traute sich anscheinend nicht, den besorgten Eltern die traurige Mitteilung zu überbringen. Aus Sicht des Zeitzeugen und seines Vaters ist es verständlich, dass sie die Benachrichtigung den offiziellen, zuständigen Stellen überließen. Es ist schwierig zu beurteilen, welche Vorgehensweise die bessere war. Sicher wären die Eltern des Gefallenen für persönliche Worte von Bekannten dankbar gewesen, anstatt einen vom Kompaniechef verfassten Brief oder sogar einen Brief ihres Sohnes mit der Aufschrift „gefallen für Großdeutschland“ zurückzuerhalten.

Schütte ließ offen, ob er den Eltern nach der offiziellen Mitteilung durch die Wehrmacht noch etwas Tröstendes in Bezug auf deren Sohn sagen konnte.

Über seinen Umgang mit Tod und Verlusten berichtete der damalige Soldat, Johann Scheins, der im Juli 1942 in Tazinskaja, zweihundert Kilometer von Stalingrad entfernt eingesetzt war:

„Die vielen Toten, die von uns und die von den Russen, haben kaum noch Empfindungen geweckt. Wir waren ja praktisch keine Menschen mehr, wir haben nicht mehr gedacht, nur gehorcht. Als Soldat darfst du nicht denken. Wenn du denkst, gehst du kaputt.“<sup>3360</sup>

Vincent Bachhofer veranschaulichte an zwei Beispielen seiner Kameraden rückblickend, wie der Krieg Familien dezimierte oder auch auslöschte. Einen seiner Kameraden mit Lungendurchschuss trug Bachhofer etwa drei Kilometer zu seiner Truppe. Als sie dort ankamen, war der Verwundete schon tot:

„Wir mussten weiter, und es war alles gefroren. Im Dorf auf einem Friedhof haben wir ihn unter Steinen begraben. Mehr konnten wir nicht tun. Später schickte ich seiner Mutter die Uhr. Da war sein einziger Bruder schon gefallen und der Vater bei einem Bombenangriff in Köln umgekommen. Die Mutter schlug sich allein als Köchin durch. Das war das Ende der Familie, und das hab ich nicht nur einmal erlebt. Der Fahrer des Schützenpanzers hatte seine Familie in Pforzheim. Dort sind sie bei einem Bombenangriff alle getötet worden. Später fiel auch er, und dann war keiner mehr da, der Krieg hatte sie alle ausgelöscht. Das waren große Tragödien, aber man hat nicht weiter daran denken können, der Krieg ließ einem keine Zeit.“<sup>3361</sup>

Bachhofer erklärte, dass „je länger der Rückzug dauerte, um so gleichgültiger wurde man und hat nur noch gedacht, ich will so schnell wie möglich heim.“<sup>3362</sup>

Die optimistischeren Soldaten, die in mehreren Kriegsjahren bereits vielfach mit Tod und Verwundung, auch der eigenen, konfrontiert worden waren, versuchten in diesen Situationen, trotz aller Widrigkeiten, in denen sie gerade stecken mochten,<sup>3363</sup> nach vorn zu schauen und den Krieg zu überleben.

Der eine oder andere entwickelte angesichts permanenter Angespanntheit und eigener Angriffe mit hohen Verlusten einen gewissen Galgenhumor. Bernecker berichtete von einem Offizier, der vor einem Angriff an der Ostfront zynisch seine Befehle gab: „Los Leute, fertig machen zum Heldentod! Schnaps, Handgranaten, T-Minen und MG-Kästen verteilen.“<sup>3364</sup>

<sup>3360</sup> Scheins, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 187.

<sup>3361</sup> Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 213.

<sup>3362</sup> Ebd., S. 214.

<sup>3363</sup> FpBf v. Michael O., 12.2.44: „Viele meiner Kameraden sind gefallen und verwundet. Mein Kompaniechef ist seit dem Tag meiner Verwundung vermisst. Wir liegen jetzt mitten in den Sümpfen, zum Teil stehen wir sogar im Wasser. Wir haben ... Gummistiefel erhalten. Der Winter hat auch wieder richtig eingesetzt. Es schneit unaufhörlich. Dazu ist hier der Russe noch sehr angriffslustig. Nun ja, es wird schon wieder anders werden. Man muss es eben hinnehmen, wie es kommt. Die Hauptsache ist, man hat Schwein und kommt durch, was ich von mir bestimmt hoffe.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 116.

<sup>3364</sup> Bernecker: Generation, S. 170.

Ludwig betonte, dass das Sterben auf dem Schlachtfeld meist nicht zu überhören war und den anderen Kameraden, die nicht helfen konnten, erheblich zusetzte:

„Selbst wenn ein Nachbarpanzer abgeschossen wird und die natürlich aussteigen und sie werden ja abgeschossen in der Nähe des Feindes und dann können sie, wenn sie aussteigen mit MG usw. abgeschossen werden. Das is klar, dann purzeln sie eben runter. Oder sie sind durch den Abschuss schon im Panzer so verwundet, dass nur wenig Lebensmöglichkeit noch is. Die haben wir nicht rüberholen können (ist sehr erregt). Und wenn wir 20 Meter daneben standen. Dieses ‚HILFE!‘ Und dies Geschrei, dieses wahnsinnige ‚Mein Leben geht jetzt weg,‘ das äußert jeder! Keiner ist still dabei. Das is einfach... Sowas is nich zu beschreiben.“

Der Befragte schilderte eine solche Situation nach dem Angriff mit einer Stalinorgel:

„Und dann das Geschrei um einen herum. Und alles so Fleischberge, kaum noch erkenntlich als Menschen, andere gerade mal so eben getroffen und gleich so weg gesackt. Andere mit Gliedern... laufen se weg: ‚Sani, Sani!‘<sup>3365</sup> (schreit) Wie die Kinder! Das ist das Furchtbare des Frontsoldaten. Und weshalb hatte Hitler seinen Generälen vom Divisionskommandeur an, das waren da noch nicht mal mehr Generäle, verboten, in ein Lazarett oder in einen Verbandsplatz zu gehen? Warum?! ... Die werden sofort eingeschränkt in der Befehlsgebung. Ich hab erlebt... Die sehen doch gar nichts (wird laut). Der General sieht nichts, der sieht nachher nur die verbundenen Leute. Und da auch nur seine verbundenen wichtigsten Leute. Ja, natürlich. Sonst geht's nicht weiter. ... Ja, immerzu [kamen neue Leute] Sehen Sie mal, ich habe hier nur angestrichen: ein-, zwei-, drei-, viermal sind wir in Ruhe gekommen. Was heißt denn Ruhe? Als wir verlegt wurden nach Oberitalien, beim Badoglio-Putsch, war ich auch dabei. Das war kurios. Da hat man bei uns endlich mal einige Leute in Urlaub schicken können, denn das hab ich ja den ganzen Krieg nicht erlebt. Ich hab keinen gehabt. Es gab mal Urlaub, vor allem für solche, die heiraten wollen, die Familien hatten, Kinder bekamen.“

Hitler hatte nicht nur seine Generäle und Kommandeure angewiesen, möglichst kein Lazarett aufzusuchen, sondern vermied auch selbst Besuche bei Verwundeten.<sup>3366</sup>

Dazu schrieb Bernecker:

„Wenn nur der braune Mann mit dem akkurat gescheitelten Haar und dem schwarzen Schnurrbärtchen sich hier einmal seine stolze, dahinsterbende Armee ansehen würde. Aber er saß in seiner Wolfsschanze und plante neue Misere mit Phantomdivisionen, die nur noch auf dem Papier existierten, oder er verteilte Ritterkreuze, während hier der Tod über die Schlachtfelder ritt und Birkenkreuze verlieh.“

Obwohl die Briefeschreiberinnen und –schreiber in der Heimat bestrebt waren, die an der Front eingesetzten Familienmitglieder nicht zu beunruhigen, war es manchmal erforderlich, ihnen dennoch den Tod eines nächsten Angehörigen mitzuteilen. Wer eine schlechte Nachricht von zu Hause erhielt, zog sich zurück, um den Verlust erst einmal für sich allein zu verarbeiten, so Frau Summ:

„Feldposcht war wichtig! Oder wenn 'n Päckle kam! Das war ganz, ganz wichtig. ... Und da isch manchmal, beim Poschtaustelle', a' Schwester stillschweigend aufg'schtande und isch rausgange', weil se schlechte Nachricht von daheim g'habt

<sup>3365</sup> Vgl. Bernecker, S. 171: „Ich hatte sie gesehen, sie hielten sich die Hände auf die durchlöchernten Bäuche. ... Sie flehten nach Wasser und durften nicht trinken, sie verbluteten ... fluchten nach dem Sani.“

<sup>3366</sup> Janessen: Ärzte im Krieg, S. 444 (Bildunterschrift).

hat, dass der Bruder oder der Verlobte g'falle' isch. ... Sobald eine aufg'schtande' is, hat man g'wußt, da is irgendwas zu Hause passiert!"

Während heutzutage Todesnachrichten persönlich überbracht werden,<sup>3367</sup> war dies im Krieg nicht möglich. Angehörige erhielten solche Mitteilungen in der Regel schriftlich, sei es durch einen Vorgesetzten, zu dessen Aufgaben dies gehörte, oder durch die eigene Familie, die dem an der Front stehenden Soldaten vom Tod seines Bruders, Vaters, Freundes oder Verwandten in Kenntnis setzte. Stellte ein Feldpostbrief oder –päckchen ein Lebenszeichen dar, und bedeutete der Erhalt eine große Freude, was für Angehörige und Frontkämpfer gleichermaßen wichtig war,<sup>3368</sup> verhielt es sich mit den „eiskalten vorgedruckten Blättern, ... die von Amts wegen kamen, ... oder jene, die der Ortsgruppenleiter oder Bürgermeister persönlich überbrachte“,<sup>3369</sup> ganz anders. Solche Mitteilungen enthielten in der Regel Hiobsbotschaften und verkündeten „Gefallen für Großdeutschland“. Bernecker merkte an, dass diese Schreckensnachrichten nur noch durch die Rücksendung der persönlichen Gegenstände des Verstorbenen zu überbieten waren und erklärte:

„Noch trauriger die kleinen ärmlichen Paketchen, von den Kompaniespießen abgesandt, mit den letzten Habseligkeiten, einer Uhr, einem Ring ... einer Brieftasche, dem Nachlass des gefallenen Sohnes oder Ehemannes, nebst einem persönlichen Schreiben von der Kompanie: ‚Es tut mir aufrichtig leid, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihr Sohn am ... in... bei... durch... den Heldentod starb.‘“<sup>3370</sup>

Die Betroffenen mussten allein mit ihrer Trauer und einer außergewöhnlichen seelischen Belastung fertig werden. Psychologische Betreuung, wie sie heute bereits beim Überbringen der Nachricht möglich ist, stand nicht zur Verfügung. Allenfalls konnte ein Seelsorger aufgesucht werden. Angesichts der vielen Trauernden war der Umgang mit Tod und Verlust ein anderer als heute. Die meisten glaubten, wie Renger andeutete, sie hätten, angesichts der vielen Familien, die ein solcher Schicksalsschlag im Krieg ereilte, nicht das Recht, ihre Trauer nach außen hin zu zeigen, sondern meinten, sie „still“ ertragen zu müssen. Hinzu kam, dass die Angehörigen an der Front gefallener oder im Lazarett verstorbener Soldaten sich nicht um die Bestattung kümmern mussten. Ein Abschiednehmen war in den meisten Fällen nicht möglich. Einen Ort der Trauer gab es somit nur, wenn eine private Trauerfeier in der Heimat stattfand oder auf dem Familiengrab(stein) der Name des Verstorbenen verzeichnet und seiner so gedacht werden konnte. Diese Form der Trauer, in der sowohl die Abschiednahme als auch eine Beisetzung fehlte, war für die Angehörigen besonders belastend. Häufig

<sup>3367</sup> Überbringen einer Todesnachricht, S. 25 – 76.

<sup>3368</sup> Vgl. Rescher: Heimat!, S. 24, FpBf, 16.9.1938: „Man freut sich immer ungemein, wenn man in der Fremde Post aus der Heimat erhält,“ vgl. ebd., FpBf, 22.9.1938: „Gestern Mittag erhielt ich Deine lieben Zeilen – es ist jedes Mal ein eigenartiges Gefühl freudiger Spannung, wenn ich von Dir Post erwarte und erhalte.“

<sup>3369</sup> Bernecker: Die geopfert Generation, S. 179f.

<sup>3370</sup> Ebd., S. 180.

war es nach dem Krieg gar nicht oder erst sehr spät möglich, das Soldatengrab zu besuchen. Im Falle nicht mehr auffindbarer, zerstörter oder unterirdischer Gräber, die nach 1945 überbaut worden sind, entfiel auch diese späte Möglichkeit des Abschiednehmens. Am schwierigsten, so wurde bereits angedeutet, ließ sich mit dem Urteil „vermisst“ leben. Hier war oder ist das Schicksal des Angehörigen vollkommen ungeklärt, die Umstände des vermuteten Todes bleiben unter Umständen für immer im Dunkeln. In diesem Fall ist nie eine offizielle Todesnachricht seitens des Kompaniechefs oder der Kriegsgräberfürsorge an die betroffenen Familien ergangen.<sup>3371</sup>

Im Hinblick auf die Konfrontation mit dem Gegner und das Erleben von Tod im Kampf berichtete der damalige ROA und Maschinengewehrführer Heinrich Asmussen:

„Wenn man im Kampf nicht direkt auf den Gegner trifft, empfindet man wenig. Die Nahkämpfe, ich habe welche mitgemacht, sind widerlich. Die Russen, die armen Schweine, hatten alle das Bajonett aufgepflanzt. ... Wir hatten einen Militärspaten ... Mit dem Spaten brauchte man nur einmal gegen den Lauf zu schlagen, das Gewehr flog ihm zur Seite, und weil er nun zustach, stand er wehrlos vor einem. Wir haben versucht, sie gefangen zu nehmen, aber wenn sie sich wehrten, dann wurde geschossen.“<sup>3372</sup>

Schröter offenbarte im Hinblick auf das Töten des Gegners eine ähnliche Haltung. Als er das erste Mal auf polnische Soldaten zielte, hatte er nicht das Gefühl auf Polen zu schießen, sondern auf „Feinde“! Schröter fragte sich später, anlässlich der Vorbereitung auf eine Pilgerfahrt in die Sowjetunion: „Wie konnte es sein, dass sich in einer solchen Situation das christliche Gewissen nicht regte? Hatte ich nicht das fünfte Gebot mit seinem unausweichlichen Imperativ gelernt: ‚Du sollst nicht töten!‘“<sup>3373</sup>

Es gibt auch deutsche Soldaten, denen es heute noch zu schaffen macht, einen Russen getötet zu haben, vor allem, von Angesicht zu Angesicht. Lohstein erklärte, dass es einen Unterschied bedeutete, ob man demjenigen wirklich gegenüberstand oder ob man mit der Panzerkanone einen nicht sichtbaren Gegner abschoss:

„Ich selber habe im Krieg bewusst, ihn vor mir sehend, nur einen Menschen getötet. ... Wir standen abwartend in Gefechtsposition auf einem Feld. ... Das Getreide war zu Hocken aufgestellt und manche von ihnen brannten. ... Und plötzlich kam mit erhobenen Händen ein Russe heraus, lichterloh brennend, sein Gesicht sah schon ganz grausam aus. Ich habe meinen Richtschützen gesagt: schießen. Es lässt mich nicht los, dass ich gesehen habe, wie durch meinen Befehl ein Mensch getötet wurde. Ich habe ja mehr als einen Panzer mit meinen Panzergeschützen getroffen und dabei sind Menschen gestorben. Aber ich habe sie nicht sterben sehen. Man musste eigentlich sicher sein, man hat getötet, und doch ist es in der Erinnerung etwas ganz anderes.“<sup>3374</sup>

<sup>3371</sup> Die Kriegsgräberfürsorge hat in den letzten Jahrzehnten tausende deutscher Soldatengräber und eine große Anzahl inzwischen überwachsener Soldatenfriedhöfe (seit 1990 besonders im Osten) ausfindig gemacht. Dort, wo die Toten noch einen Teil ihrer Erkennungsmarken tragen, ist es möglich, die Angehörigen zu informieren und zum Teil mehr als 70 Jahre später Schicksale aufzuklären.

<sup>3372</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 232.

<sup>3373</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 68.

<sup>3374</sup> Lohstein, in: Schüddekopf: Krieg, S. 339.

Fischer beschrieb seine Gedanken über Tod und den Anblick von Toten kurz vor Kriegsende so:

„Es war Mitte April 1945. Zum ersten Mal genoss ich das Vergnügen, für meine Einheit Spitze zu fahren, wenn es nach hinten geht. Mit einem amerikanischen Beutejeep aus der Ardennenoffensive und zwei Krädern startete ich. Ein beruhigendes Gefühl, einmal nicht der sprichwörtlich letzte zu sein, den die Hunde beißen. Die Fahrt zum Spreewald führte über Römerstadt und das Riesengebirge. Dort lag in den höheren Lagen noch Schnee, es war ungemütlich kalt und windig. In einer menschenleeren Gegend lagen im Straßengraben Tote. Manchmal zu zweit, manchmal einzeln. Sie trugen graue Kleidung mit braunen Streifen. Nur ein kurzer Seitenblick. Wir fuhren weiter, hielten nicht an. Warum auch? Wir kamen aus einem Inferno, in dem der Anblick von Toten alltäglich war. Wir hatten uns mit dem Gedanken abgefunden, dass wir selbst jederzeit einer von ihnen sein konnten. Einen kurzen Augenblick dachte man an Zuchthäusler. Warum sollten Strafgefangene in einer Zeit, in der unschuldige tote Zivilisten, Frauen und Kinder an der Tagesordnung waren, unsterblich sein! Woher sollten wir wissen, dass hier Menschen gemordet wurden – nur weil sie anders waren und dachten. Auch die Veränderungen, die in den Jahren bei mir vorgegangen waren, wurden mir nicht bewusst. Beim Anblick der ersten toten polnischen Soldaten 1939 hatte ich mir noch Fragen gestellt...“<sup>3375</sup>

Mehrfach ist anhand der Zeitzeugenaussagen, so auch hier bei Fischer, festzustellen, dass der Krieg einen Abstumpfungsprozess in Gang setzte, der dem einzelnen ermöglichte, nach vorn zu sehen und den Tod mit der Zeit als Kriegs gegeben hinzunehmen. Fischer versicherte jedoch, dass er die von ihm im Straßengraben gesehene Strafgefangenen erst nach dem Krieg als Opfer des Rassenwahns erkannte, ihren Tod aber zunächst ebenfalls als Kriegs gegeben einstufte. Anscheinend war es möglich, wieder ein normaleres Verhältnis zum Tod zu entwickeln, sobald der einzelne dem Krieg mit seinen Schrecken entkommen war. Bei Fischer wurde deutlich, dass dies während der Kämpfe in vorderster Front nicht möglich war. Er und viele andere, die sich mit Tod und Verlust im Krieg arrangieren mussten, entwickelten mit der Zeit eine Überlebens- und Selbstschutzstrategie, um allzu tiefes Nachdenken zu vermeiden. Nach dem Krieg holte viele die Erinnerung an das Verdrängte jedoch wieder ein. So schrieb Rothe der Verfasserin am 21.10.1998:

„Wie grausam der Krieg ist, kann niemand nachvollziehen. Als San.-Dienstgrad auf dem HVPI. musste ich das Leid, die Schmerzen, den Tod von vielen jungen Menschen erleben. In Nikopol kamen als Nachschub für die Infanterie zwanzig blutjunge Kameraden mit dem HJ-Wimpel am Stab. Abends wurden sie zur Truppe gebracht. Am nächsten Tag waren wenige am Leben. Einige lagen bei uns verwundet, andere waren gefallen. Wir zogen [weiter] gen Osten, die Kp. = 180 Kameraden, am Dnestr, im Aug. '44, waren vom Stamm kaum 20 Kameraden, etwa 8 – 10 Ärzte waren gefallen, u. a. der Div.Arzt Prof. Dr. W. Richter.“<sup>3376</sup>

<sup>3375</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 256.

<sup>3376</sup> Brief Rothes v. 21.10.1998 (PrArIW).

*Zusammenfassung:*

Junge Menschen im Krieg wurden früher und intensiver als gewöhnlich mit dem Thema Verlust, Trauer und Tod konfrontiert als im Frieden. Festzustellen ist, dass besonders die erste Begegnung mit Gefallenen – gleich, ob es sich um Freund oder Feind handelte –, ein einschneidender, schwer zu verkraftender Moment war. So wurde der tote Gegner auf einmal wieder zu einem Menschen „aus Fleisch und Blut, wie wir.“<sup>3377</sup>

Der erste Kriegskamerad, der fiel, löste in der Regel bei den Zeitzeugen einen tiefen Schock aus. Die Meinungen, ob der Tod im Krieg für den einzelnen zur Gewohnheit werden kann oder nicht sind geteilt: während Mühlig und Kowalski davon überzeugt sind, dass das Sterben von Kameraden für sie nie zur Routine geworden ist, erlebten andere (etwa Schütte, Schlotmann, Fischer) diesbezüglich einen gewissen Abstumpfungsprozess, der den Tod vieler als kriegsbedingt und daher in dieser Zeit als „normal“ erscheinen ließ.<sup>3378</sup> Besonders Soldaten, die an vorderster Front eingesetzt waren und ständig um ihr eigenes Überleben kämpfen mussten, hatten sich hier eine nüchternere Einstellung zulegen müssen als diejenigen Kameraden, die beim Tross oder im rückwärtigen Divisionsgebiet Dienst taten.

Anders verhielt es sich mit dem Verlust von Angehörigen (Dose) und von besonders nahe stehenden Kameraden oder Freunden durch Kriegseinwirkung, wie es Esser, Schütte und Golder erlebten. Hier wurde das Leid nicht mehr als Kollektivum erlebt, sondern individuell erfahren. Abgesehen von Dose, dessen einziger Bruder 1943 an der Ostfront fiel, und bei dem Schock und Tragik über den erlittenen Verlust bis ins hohe Alter nachwirkten, entsteht bei den Aussagen der anderen Befragten der Eindruck, dass es keine Möglichkeit des Verarbeitens von Verlusten gab, da der Krieg das nächste Ziel unerbittlich vorgab und der Blick daher nach vorn, auf den nächsten Einsatz, gerichtet werden musste. Diese bei manchen anzutreffende, „unmenschliche Verdrängungsleistung“<sup>3379</sup>, mit der allein die Belastungen ausgehalten werden konnten, trat bei Rothe besonders deutlich zutage (siehe auch Kap. 5.8). Einige berichteten in diesem Zusammenhang von einer derart großen Anspannung, dass dieses Gefühl alle anderen dominierte und verdrängte (Bsp. Müller). Sie als Frontsoldaten in permanenter Bedrohungssituation mögen sich den von Schröder formulierten Grundsatz: „Mit jedem Kampf besteht die Möglichkeit, dass derjenige, der an ihm teilnimmt, zu Tode kommt“<sup>3380</sup>, zu eigen gemacht haben.

Junge Männer, häufig mit zu kurzer Ausbildung und ohne Fronterfahrung, traten an

<sup>3377</sup> Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 103.

<sup>3378</sup> Drolshagen: *Der freundliche Feind*, S. 78, stellt jedoch auch fest, dass das Thema Tod und Töten in Kriegstagebüchern und Feldpostbriefen deutscher Soldaten wenig thematisiert wird, obwohl dies ein zentraler Aspekt des Soldatseins ist.

<sup>3379</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 104.

<sup>3380</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 540.

die Stelle der Toten und Verwundeten und gerieten „in einen Kreislauf, der in den kommenden Jahren immer schneller und schneller“<sup>3381</sup> wurde und immer mehr und jüngere Jahrgänge das Leben kostete.

Der Tod und der Umgang damit waren bei vielen der ehemaligen Soldaten präsent. Angesichts gefallener Kameraden, Freunde und Familienmitglieder stellten sich die meisten selbst zu irgendeinem Zeitpunkt im Krieg oder im Lazarett die Frage nach ihrer eigenen Lebenserwartung. Es ist festzustellen, dass unmittelbar nach dem Kampf oftmals nicht die Tatsache, einen schweren Angriff überlebt zu haben, im Vordergrund statt, sondern verknüpft war „mit der Erinnerung und dem Wissen, dass [Kameraden], Freunde und Bekannte kein Glück gehabt hatten.“ Es war damals jedoch nicht üblich, seine Trauer nach außen zu tragen oder überhaupt über eigene Gefühle zu sprechen. Dennoch wurden manchmal auch unmittelbare Erfahrungen „mit dem Sensenmann, der durch die eigenen Reihen ging und dort tiefe Lücken riss,“<sup>3382</sup> auch in Feldpostbriefen – ohne Rücksicht auf die Sorgen der Angehörigen oder die Zensur – mitgeteilt: „[Es] gesellte sich zu unseren Reihen der unerbittliche Kamerad Tod.“<sup>3383</sup> Eine seelsorgerische Betreuung, wie sie heute zur Verfügung steht, gab es allenfalls durch einen Heeresgeistlichen. Viele dürften jedoch davor zurückgeschreckt sein, sich diesem mit ihren Nöten anzuvertrauen, um nicht als feige oder verweicht dazustehen.

Für das Vaterland den „Heldentod“ zu sterben, ist heute für Nachgeborene schockierend und befremdend. Für damalige Wehrmachtsangehörige stellte es eine „bewundernswerte Leistung“ dar, im Krieg für das Vaterland durch außergewöhnliche Taten ein „Held“ zu werden oder auch den „Heldentod“ zu sterben.<sup>3384</sup> Der Krieg wurde „als Kampf ums Dasein“ begriffen, in manchen Briefen, z. B. von Ritter, finden sich in pathetischen Worten Opferrhetorik und Pflichtbewusstsein,<sup>3385</sup> letzteres wird auch den Angehörigen für den Ernstfall an die Hand gegeben, die den Verlust ihres Sohnes einem größeren Ganzen, dem zu erringenden Sieg Deutschlands, unterordnen und darin Trost und Kraft finden sollten.

Der Tod von Kameraden und Freunden, der vor allem in der Heimat damals mit „stolzer Trauer“ getragen wurde, konnte auch bedeuten, „den Helm fester [zu] binden“, und eine jetzt-erst-recht-Haltung des Nicht-Aufgebens auslösen, wie anhand einiger Beispiele (u. a. der DRK-Schwester Schade-Bartkowiak und Neß) belegt wurde. Daher

<sup>3381</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 293.

<sup>3382</sup> Jasper: Zweierlei, S. 58f.

<sup>3383</sup> Fpb. von Willy P. v. 21.6.40, in: Jasper: Zweierlei, S. 58.

<sup>3384</sup> Schilling: „Kriegshelden“, S. 16. Lützen nannte im Interview den U-Boot-Kommandanten Prien („Held von Scapa Flow“) einen Kriegshelden, und Schütte erklärte, dass der Luftwaffenpilot, Freiherr v. Moreau, für ihn und seine Schulkameraden „ein kleiner Herrgott“ gewesen sei.

<sup>3385</sup> Jasper: Zweierlei, S. 42.

fühlten sich manche durch den Verlust eines nahe stehenden Menschen zum Kriegsdienst geradezu aufgefordert, damit das Opfer eines Angehörigen oder Freundes „nicht umsonst“ erbracht worden ist. Viele waren sich darüber im klaren, dass nicht alle Soldaten es schaffen würden, zu überleben, sich der Einsatz für die Heimat aber dennoch lohne. Die Gefallenen galten als Helden, waren aber auch notwendige Opfer, damit „Deutschland lebe“, sie waren den Hinterbliebenen und Überlebenden Verpflichtung zum Weiterkämpfen.

Der Krieg kannte kein Erbarmen, nicht einmal gegenüber Toten und Verwundeten: letztere blieben liegen und konnten nur hoffen, rechtzeitig oder überhaupt gefunden zu werden. Und oft genug war es nicht möglich, die Gefallenen würdig zu bestatten. Das Beispiel von Bentschen in diesem Abschnitt verdeutlichte, dass deutsche Truppen bei eiligen Absetzbewegungen – aus welchen Gründen auch immer – einfach über Tote und Verwundete hinweg fuhren. Es wurde von deutschen Soldaten berichtet, die eine Leiche als Kopfkissen benutzten. Im Laufe der Zeit setzte bei vielen, angesichts der Grausamkeiten des Erlebten, der Strapazen und der schweren Kämpfe im Hinblick auf den Tod ein Abstumpfungsprozess ein, der als Verrohung bezeichnet werden kann.

Bei allen Zeitzeugen wurde deutlich, dass die Trauer über den Verlust von Kameraden höchstens eine Momentaufnahme darstellte, und es angesichts der Kriegserfordernisse und in Anbetracht der von einem Soldaten in der damaligen Zeit verlangten Tugenden auch nicht erwünscht war, sich solchen Gefühlen hinzugeben. Innerhalb der Zeitzeugengruppe ist Ritter der einzige, der sich, auch in Feldpostbriefen an seine Eltern, mit dem *eigenen* Tod intensiver beschäftigte. Dies kann daher rühren, dass das Sterben um ihn herum ihn seine eigene Existenzbedrohung spüren ließ. In der Literatur finden sich Beispiele weiterer ehemaliger Wehrmachtsangehöriger, die sich im oder nach dem Krieg mit diesem Thema auseinandergesetzt haben.<sup>3386</sup> Erst viel später, im Rentenalter, fanden bei ihnen rückblickend Reflexionen zum Tod statt, meist im Zusammenhang mit dem Glück, den Krieg überlebt zu haben.<sup>3387</sup> Auch das Interesse am Schicksal ehemaliger Kameraden erwachte oft erst zu diesem Zeitpunkt: Einige der Befragten stellten Nachforschungen nach heute noch vermissten oder gefallenen Kameraden an (Bsp. Heinze und Arp, der sich im Interview nach Möglichkeiten der Gräbersuche erkundigte). In den Wirren des Krieges selbst und in den unmittelbaren Nachkriegsjahren wurden solche Gedanken angesichts anderer Erfordernisse von den meisten aber verdrängt. Trotzdem beschäftigen ungeklärte Schicksale von Kameraden oder Angehörigen die Zurückgebliebenen, wie erwähnt, unter Umständen ein

<sup>3386</sup> Vgl. u. a. die Feldpostbriefe in: ebd., S. 41f.

<sup>3387</sup> Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 286: „Aber auch alte Fronthasen waren nicht vor dem Tod gefeit, denn über allem steht der Wille einer höheren Macht, die wir so hartnäckig als unser ‚Glück‘ bezeichnen.“

Leben lang und verlangen nach endgültiger Klärung. Der Verlust des geliebten Partners oder naher Angehöriger als tragische Folge des Krieges stellte nicht selten „die Katastrophe [der] persönlichen Kriegserfahrung“<sup>3388</sup> für viele dar.

Für Erika Summ, die als „Mädchen vom Lande“ kaum Perspektiven hatte, und für die die Ausbildung zur Rotkreuzschwester der Traumberuf schlechthin war, entwickelte sich ihr unverhoffter Einsatz an der Ostfront zum Albtraum. Die Bilder, die sie, aber auch der Sanitäter Richard Rothe vor den Augen von Zuhörern und Lesern entstehen lassen, wenn sie von Sterbenden und Schwerstverwundeten berichten, von den Operationen unter Beschuss, vom Lazarett auf der Flucht und vom „Kriegsalltag“, vermitteln uns Nachgeborenen einen Eindruck von ihrer schweren Last. Umso bewundernswerter war es, dass besonders Summ den Betroffenen, trotz der eigenen traurigen Pflicht, tagtäglich „direkt hinter der Front Verwundete zu behandeln oder den Schwerstgetroffenen unter ihnen beim Sterben zu helfen,“<sup>3389</sup> mit Fröhlichkeit und Lebensmut begegnete und ihnen, wo immer möglich beistand. Diese für einen jungen Menschen, der zum ersten Mal mit dem ganzen Elend eines Krieges konfrontiert wird, selbst kaum erwachsen war, Heimweh hatte und Mitleid mit den jungen Verwundeten empfand, kolossale Aufgabe zu bewältigen, und den sterbenden Patienten dabei auch noch Zuspruch zu schenken und ihren Sorgen zuzuhören, erforderte die ganze Kraft der jungen Schwester Erika Summ, die sie, wie sie selbst im Gespräch erklärte, dank eines liebevollen Elternhauses aufzubringen in der Lage war.

Angesichts zunehmend gefährlicher werdender Einsätze ist das Thema Umgang mit Tod und Verlusten für heutige Soldatinnen und Soldaten sowie für deren Angehörige erneut von besonderer Aktualität.

---

<sup>3388</sup> Jasper: Zweierlei, S. 256.

<sup>3389</sup> Schäfers Tochter (Umschlagseite hinten).

*„Unsere Gebete waren sinnlos geworden, wenn der Ami, der Tommy, die Franzosen und die Polen oder Inder mit einer Übermacht gegen uns anrannten. Ihre Waffen sprachen eine andere Sprache als der Feldgeistliche in seiner Sonntagspredigt. Vielleicht hat mich der Krieg noch zu wenig gestraft, um glauben zu können. Gäbe es einen Gott, dann gäbe es diesen unseligen Krieg nicht!“<sup>3390</sup>*

#### 5.11 Glaube und Gebet im Krieg - „'N Herrjott jibts nich mehr...“

Bis 1933 befanden sich die deutschen Kirchen in einer verfassungsrechtlich privilegierten Stellung. Mit Beginn der Nazi-Diktatur aber wurden sie an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Dazu heißt es: „Der Nationalsozialismus profitierte von den antidemokratischen und nationalistischen Stimmungen des Protestantismus in der Niedergangphase der Weimarer Republik.“<sup>3391</sup> Einige Landeskirchen verfügten bereits über nationalsozialistische Pfarrerguppen. Die Zahl der NS-Sympathisanten unter den aktiven evangelischen Christen schätzten zeitgenössische Beobachter im Jahre 1932 auf etwa ein Drittel.<sup>3392</sup>

Die katholische Kirche hingegen reagierte auf den Anstieg der NSDAP deutlich zurückhaltender. In Hessen wurde eingetragenen Mitgliedern der katholischen Kirche „die Zugehörigkeit zu dieser Partei für unerlaubt erklärt, weil Teile des offiziellen Programms derselben, so wie sie heute lauten und wie sie ohne Umdeutung verstanden werden müssen, Irrlehren enthalten.“<sup>3393</sup>

Da Hitler erkannte, dass sein Weg zur Macht nicht an den Kirchen vorbeiführte, leitete die NSDAP 1930/31 einen religionspolitischen Kurswechsel ein. Das am 20. Juli 1933 zwischen dem Deutschen Reich und dem Heiligen Stuhl unterzeichnete Reichskonkordat sicherte der Kirche zwar Rechte und Freiheiten gegenüber staatlichen Eingriffen zu, enthielt jedoch auch Vorschriften, die einen Widerstand gegen das NS-Regime erschwerten und absolute Loyalität voraussetzten.<sup>3394</sup> Im privaten Kreis hatte Hitler vor und nach der Machtübernahme immer wieder angekündigt, „mit Stumpf und Stiel, mit allen seinen Wurzeln und Fasern das Christentum in Deutschland auszurotten.“<sup>3395</sup> Christentum und nationalsozialistische „Weltanschauung“ waren nach Meinung des „Führers“ unvereinbar. Infolgedessen begann 1933, trotz mehrerer Abspra-

<sup>3390</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 100 (TB, Sommer 1944, Rückzug von Monte Cassino bei einem improvisierten Feldgottesdienst). Der Ökumenische Rat der Kirchen erklärte: „Krieg darf nach dem Willen Gottes nicht sein.“ Zit. n. Schröter: Held oder Mörder, S. 96.

<sup>3391</sup> Nowak: Kirchen und Religion, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, S. 188.

<sup>3392</sup> Ebd.

<sup>3393</sup> Vereinbarungen der Fuldaer Bischofskonferenz vom 17.8.1931, zit. in ebd.

<sup>3394</sup> Kreuter: Reichskonkordat, S. 678f.

<sup>3395</sup> Zit. n. Denzler/Fabricius: Kirchen im Dritten Reich, S. 13.

chen mit beiden Konfessionen, ein mehr oder weniger verdeckter Kirchenkampf.<sup>3396</sup>

Während sich die evangelischen Kirchenführer 1933 zu einer Deutschen Evangelischen Kirche (Reichskirche) zusammenschlossen, erwies sich die katholische Kirche als schwierigerer Gegenüber, der sich unitarischen Absichten und dem Konzept der Gleichschaltung widersetzte. Da die meisten Gläubigen der kirchlichen Führung folgten, „konnte sich im katholischen Bevölkerungsteil Deutschlands ein Kernbereich der nationalsozialistischen Weltanschauung nicht durchsetzen.“<sup>3397</sup> Die sich innerhalb beider Kirchen bildende Oppositionsbewegung ließ die nationalsozialistische Kirchenpolitik scheitern. Dies gilt besonders für die katholische Kirche und war ein wesentliches Ergebnis ihres Beharrungswillens. Dennoch bedeutete der Kampf der Kirche um ihre Selbstbewahrung nicht, dass sie ihre Loyalität gegenüber dem Regime generell aufkündigte. Nach dem Angriff auf Polen hatte die Kirchenleitung den Nationalsozialisten ihre Zustimmung zugesichert.<sup>3398</sup> Und Hitler selbst hatte zu Beginn des Zweiten Weltkrieges einen „Burgfrieden“ verkündet. Die Kirchenfrage sollte nach dem gewonnenen Krieg neu geregelt werden.<sup>3399</sup> Trotzdem führte Hitler „unter dem Vorwand kriegsbedingter Maßnahmen, seine Unterdrückung der Kirchen fort.“<sup>3400</sup> Ab 1942/43, angesichts der immer schwieriger werdenden deutschen Kriegssituation, verzeichneten die Kirchen aber bereits wieder einen steigenden Zulauf.<sup>3401</sup>

Becker und Gottschalk berichteten übereinstimmend und unabhängig voneinander, dass sie am 21. Juni 1941, unmittelbar vor Beginn des „Unternehmens Barbarossa“ bzw. in Beckers Falle ein paar Tage vor dem Angriff, in einer kirchlichen Zeremonie gesegnet wurden. Soweit bekannt, waren beide Informanten zu dem Zeitpunkt Mitglied der evangelischen Kirche. Ob die Segnung nur innerhalb dieser Konfession stattfand, wurde nicht deutlich. In der Literatur wird die Beteiligung der Kirche am NS-Regime, besonders der evangelischen, folgendermaßen erklärt: „In den Kirchen versuchte man, die Spannungen der zurückliegenden Jahre durch nationale Solidarität mit dem Vaterland hinter sich zu lassen.“<sup>3402</sup> In sämtlichen Kirchen gab es einen Teil der Geistlichen, die sich rückhaltlos hinter die Staatsführung stellten, ein größerer Teil

<sup>3396</sup> Restloser Einsatz, S. 98.

<sup>3397</sup> Gotto/Hockerts/Reppen: Nationalsozialist. Herausforderung - kirchliche Antwort, S. 661.

<sup>3398</sup> Missalla: „Wer glaubt, kann besser sterben.“ Domradio-Interview, v. 28.8.2009, S. 1.

<sup>3399</sup> Nicolaisen: Kirchenkampf, S. 544f.

<sup>3400</sup> Boyens, S. 678.

<sup>3401</sup> Nowak: Kirchen und Religion, S. 198.

<sup>3402</sup> Ebd., S. 197. Wenige Tage nach dem Überfall auf die Sowjetunion schickte der Geistliche Vertrauensrat der Deutschen Evangelischen Kirche am 30. Juni 1941 ein Telegramm an Hitler, in dem diesen „in diesen hinreißend bewegenden Stunden aufs Neue die unwandelbare Treue und Einsatzbereitschaft der gesamten evangelischen Christenheit des Reiches“ versichert wird. Darin werden der Bolschewismus als „Todfeind aller Ordnung und aller abendländisch-christlichen Kultur“ und die britische Politik als „Helfershelfer“ der Sowjetunion gebrandmarkt. Abgedr. in Schröter: Held oder Mörder, S. 18.

jedoch hielt an den Interessen und Grundsätzen der eigenen Kirche fest.<sup>3403</sup> Der Friedensforscher und emeritierte Professor, Heinrich Missalla, selbst Kriegsteilnehmer, äußerte in einem Interview über die teils unrühmliche Rolle der Kirche im Zweiten Weltkrieg, dass gerade der Krieg gegen die Sowjetunion von den Geistlichen „ehrlich überzeugt als Verteidigung gegen den ‚atheistischen Bolschewismus‘, der die Weltreligion anstrebt,“<sup>3404</sup> gerechtfertigt wurde.

Herr Gottschalk erzählte, dass die Truppe am 21. Juni 1941 in der Nähe eines Waldhains von einem Geistlichen für den nächsten Tag, dem Angriff auf die Sowjetunion, den kirchlichen Segen erhielt. Nachdem der Bataillonskommandeur eine kurze Ansprache gehalten hatte, wurden die Angehörigen des Bataillons aufgefordert, sich hinzuknien zum Gebet, den „Helm vor die Brust“, um die Segnung des Pastors entgegenzunehmen (s. auch Abschn. 5., 5.2, 5.2). Der Zeitzeuge ergänzte:

„Na, das so genannte ‚Feldgesangbuch‘, das hat man vorne in der Brusttasche, hier drin gehabt. Das gabs, das ham wa gekriegt. ... Nein, also nur den Abend, wo wir gesegnet wurden, dann war Schluss [mit Feldgottesdienst], gabs nüscht mehr.“

Ähnlich erlebte es Heinrich Missalla, der 1944 eingezogen wurde und meinte: „In Dänemark und Frankreich habe ich keinen einzigen Militärfarrer zu Gesicht bekommen. Erst 1945 in der Kriegsgefangenschaft bin ich einem begegnet. Und so ging es Millionen Soldaten in dieser Riesenarmee.“<sup>3405</sup> Die Geistlichen der Deutschen Evangelischen Kirche hatten auf Anregung ihres Präsidenten, Dr. Werner, im April 1938 als Geburtstagsgeschenk für Hitler den Eid auf den „Führer“ geleistet. Trotz langer Beratungen und mancher Gegenargumente sah sich die Leitung der Bekennenden Kirche nicht in der Lage, den Eid abzulehnen.<sup>3406</sup> Der sich in der katholischen und der evangelischen Kirche bildende Widerstand war, von Ausnahmen abgesehen, eher passiver, defensiver Natur.<sup>3407</sup> Während die protestantischen „Deutschen Christen“ um Reichsbischof Müller die Nationalsozialisten aktiv unterstützten, formierte sich dagegen 1934 die Bewegung der „Bekennenden Kirche“ um Pastor Niemöller; eine Reihe von Geistlichen beider Konfessionen setzte sich zwar auch individuell gegen die Angriffe auf Religion und Menschlichkeit zur Wehr. Die Kirche als Institution aber schwieg.<sup>3408</sup>

In den Messen wurde für einen schnellen Sieg der deutschen Truppen gebetet. Die

<sup>3403</sup> Nowak: Kirchen und Religion, S. 197.

<sup>3404</sup> Missalla: „Wer glaubt, kann besser sterben.“ S. 1.

<sup>3405</sup> Ebd., S. 2.

<sup>3406</sup> Boyens: Kirchenkampf und Ökumene, S. 678.

<sup>3407</sup> Ebd., S. 637; vgl. Gotto u. a.: Nationalsozialistische Herausforderung S. 667. In Zusammenhang mit aktivem politischem Widerstand ist u. a. das Beispiel Dietrich Bonhoeffers zu nennen, ebenfalls Angehöriger der Bekennenden (evangelischen) Kirche, Theologe und als Widerstandskämpfer Mitglied des Abwehr-Kreises um Admiral Canaris. Für Bonhoeffer war Hitler der „Antichrist“. Seinen Widerstand bezahlte Bonhoeffer mit dem Leben.

<sup>3408</sup> Restloser Einsatz, S. 98.

Mehrheit der deutschen Bischöfe hielt den Krieg für gerecht. Sie „mahnten die Gläubigen zu Pflichterfüllung, Tapferkeit und Opferbereitschaft.“<sup>3409</sup> Auf die entsprechende Frage nach dieser Bejahung des Krieges seitens der Kirchenvertreter antwortete Missalla, dass „auch die Bischöfe und Pfarrer ... Menschen ihres Volkes und ihrer Zeit“, und dass „Patriotismus und Gehorsam ... schlichtweg selbstverständliche Tugenden“<sup>3410</sup> für den damaligen Klerus gewesen seien. Entsprechend „lagen Protest oder Widerstand gegen die Führung völlig außerhalb des Denkrahmens dieser Männer.“<sup>3411</sup> Zweifel werden bei dem einen oder anderen Frontgeistlichen im Laufe der Zeit und der Erlebnisse – besonders nach der Kenntnis von Kriegsverbrechen – aber wohl aufgekommen sein, wie beispielsweise im Falle des Feldgeistlichen Helmut Jasper, von dem nachfolgend noch die Rede sein wird. Jasper empörte sich mehrfach über das Schicksal deportierter Juden und appellierte im kleinen Kreis an das Gewissen jedes einzelnen.<sup>3412</sup>

Das nationalsozialistische Regime hatte sich seit Mitte der dreißiger Jahre zum Ziel gesetzt, „die organisatorischen Wirkungsmöglichkeiten der Kirche jenseits der reinen Seelsorge auszuschalten,“<sup>3413</sup> und damit eine Trennung von Kirche und Gesellschaft zu erreichen. Dies erklärt vielleicht, warum Gottschalk, der vom 22. Juni 1941 an mehrere Jahre an der Ostfront eingesetzt war, keinen weiteren Feldgottesdienst erlebte. Die Heeresgeistlichen bildeten innerhalb der Stäbe eigene Dienststellen, ihr Wirkungskreis trat jedoch über die unmittelbare seelsorgerliche Betreuung von Verwundeten, Sterbenden und Angehörigen der Gefallenen nicht hinaus. Nicht alle Offiziere und Wehrmachtstellen duldeten darüber hinaus so genannte „Kasernenabendstunden“, Vorträge und Musikveranstaltungen.<sup>3414</sup> Die Gottesdienste am 21. Juni 1941 dienten wohl auch eher als Mittel zur Stärkung der militärischen Kampfkraft und waren eine von wenigen Möglichkeiten der Kirchen, vor Beginn des Ostkrieges einen Großteil ihrer Gläubigen noch einmal zu erreichen. Die Kirche übersah unter Umständen zu diesem Zeitpunkt noch nicht in vollem Ausmaße, dass sie sich so zum Verbündeten des Nazi-Regimes und seiner Angriffsziele machte und von der NS-Führung am Vorabend des Großangriffs für deren Ziele instrumentalisiert wurde.<sup>3415</sup>

Von der Wehrmachtsführung geduldet wurde die traditionelle Militärseelsorge, in der

<sup>3409</sup> Missalla: „Wer glaubt, kann besser sterben.“ S. 1.

<sup>3410</sup> Ebd.

<sup>3411</sup> Ebd.

<sup>3412</sup> Jasper, TB, 29.7.41, 24.9.41, 2.10.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 78f.

<sup>3413</sup> Gotto u. a.: Nationalsozialistische Herausforderung, S. 659.

<sup>3414</sup> Nowak: Kirchen und Religion, S. 197.

<sup>3415</sup> Zum Krieg gegen die Sowjetunion schwieg jedoch auch die katholische Kirche nicht: In einer Denkschrift des deutschen Episkopats an die Reichsregierung v. 10.12.1941 heißt es: „Mit Genugtuung verfolgen wir den Kampf gegen die Macht des Bolschewismus, vor dem wir deutschen Bischöfe ... die Katholiken Deutschlands gewarnt haben.“ Zit. n. Klee/Dressen: „Gott mit uns“, S. 41.

„jungen Männern in der Extremsituation an der Front“ beigestanden werden konnte und die Auffassung bestand: „Wer gläubig ist, kann besser sterben und geht mutiger in den Tod,“<sup>3416</sup> so der Theologe und Friedensforscher Missalla.

Der Informant Becker erzählte, wie er einen Gottesdienst erlebte:

„Ja, ja, und sagen wir mal denen, die den Kopf und den Geist haben, das 'n bisschen nachzuvollzieh'n, was überhaupt Glaube is, ... das darf kein billiges Daherschwätzen sein. Wir haben zum Beispiel vor dem Russlandfeldzug, da wurden wir... hatten wir einen Feldgottesdienst in Deba, am Truppenübungsplatz Deba und, ich glaube, ich zeigt' es eben dem Herrn Theisinger schon. Da waren also, ... da war ein Prediger, da waren drei LEV 18 aufgestellt, das waren diese Haubitzen da, für die Artillerie, und die Divisionskapelle war da. Da wurde also ein herrlicher Gottesdienst abgehalten, also unmittelbar vor dem Einmarsch nach Russland, also am 21. war der Einmarsch, Juni, und das waren vielleicht drei, vier Tage vorher, nicht. Da war also ein Feldgottesdienst. Und, na ja, da war also alles dabei, mit Helm ab, Gebet, und so weiter, das war also alles feierlich mit Gesängen und so weiter auch. Ja, also, da kam natürlich schon was auf, damals, dass eine neue Phase für das Leben des einzelnen jetzt wahrscheinlich bevorsteht. ... Ja, doch, doch. Bei uns, das war inoffiziell war das bekannt geworden. Ich sagt 's Ihnen eben schon: die Karten, die ich eben gezeigt habe, hier, die wurden ja schon zwei Tage vorher wurden ja ausgegeben. Und wir hatten auch schon... inoffiziell wurde es bekannt, dass wir in den nächsten Tagen über die Grenze nach Russland gehen würden. Also, bis zum Kompanietrupp, nicht wahr, wurde die Sache bekannt. Die Mannschaften wussten das noch nicht, ja? Aber es war uns dann schon bekannt, so dass wir dann, was den Gottesdienst anging, also da wussten wir schon hier, dass das was and'res jetzt, das was and'res jetzt auf uns zukäme. Es hat sich ja nun jeder in dieser Lage, die war ja nun nicht einfach, und ich meine, was auf einen jungen Menschen zukommt, wenn er in den Krieg muss, was er eigentlich gar nicht wollte in seinem Leben, dass er in den Krieg muss, ja, muss sein Studium, meinetwegen so wie ich, unterbrechen und so weiter, und auf einmal kommt so was auf einen zu, dann sucht man sich ja Felder, im Geistigen, Felder, entweder Religion oder Philosophie oder auch in anderen Feldern, wo man ein Feld hat, wo man mit sich alleine ins Klare kommen kann da.“

Becker erlebte den Gottesdienst vor Beginn des Ostkrieges als Zäsur und den Beginn von etwas Neuem. Im Vergleich zu anderen war ihm und auch anderen „inoffiziell“ bekannt geworden, dass der Krieg gegen die Sowjetunion unmittelbar bevorstand. Wie schon an anderer Stelle berichtet (5.1), erlebte der Informant bereits das Soldatsein als etwas, das er „eigentlich gar nicht wollte“. Angedeutet wurde von ihm auch, dass er einen geistigen Ersatz für das zwangsweise unterbrochene Studium suchte und Religion sowie Philosophie für ihn wichtig wurden, um sich in einem völlig neuen Umfeld – dem Krieg - zurechtzufinden. Der feierliche Rahmen, in dem der Gottesdienst stattfand, und die Segnung der Soldaten aufgrund des bevorstehenden Ostfeldzuges, erinnern an die Vorbereitung eines Kreuzzuges im Mittelalter.

Ähnlich wie Becker, der in geistiger Betätigung ein Hilfsmittel fand, um Gefühle, Gedankengänge und innere Kämpfe zu verarbeiten, beschrieb auch der damalige Soldat Moll sein Bedürfnis, das an der Ostfront Erlebte zu bewältigen. In einem Rundbucheintrag vom 17. Mai 1943 – er hatte das Rundbuch mit an den Kuban-

<sup>3416</sup> Missalla: „Wer glaubt, kann besser sterben.“ S. 1.

brückenkopf genommen – schrieb er an seine ehemaligen Klassenkameraden:

„Man wird ernster, muss sich durchringen, eine klare Haltung zu den Dingen des Lebens einzunehmen, d. h. man muss, um im Felde überhaupt bestehen zu können, einen Glauben haben. Viele wählen den einfachen Weg, sie werden christlich, und was sie mit dieser Religion nicht fassen können, ist für sie Befehl des Führers oder des Volkes! – Und ich behaupte, dass gerade heute die Zeit gekommen ist, in der man sich zu den neuen Glaubensrichtungen durchzufechten hat, das ist kein Befehl, das ist Verpflichtung! ...„Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!“<sup>3417</sup>

Asmussen, der nach einem Steckschuss in ein von Nonnen geführtes Lazarett an der niederländischen Grenze verlegt worden war, nahm in der kleinen Kapelle des Klosters an einer katholischen Messe statt. Von seinen Kameraden berichtete er:

„In meiner Division waren alle Protestanten, niemand hatte das Bedürfnis nach geistlichem Beistand. Feldgeistliche habe ich nie gesehen. Kleine Seelentröster hatte dieser oder jener dabei, Bücher, wie der ‚Cornet‘ von Rilke.“<sup>3418</sup>

Anscheinend war es auch andernorts üblich, vor einem bedeutenden Angriff noch einen Gottesdienst abzuhalten. Wie er dies in Stalingrad erlebte, beschrieb Jakob Vogt (Dr. Bötcher):

„Manchmal war morgens Gottesdienst. Wir hatten zwei Geistliche, einen katholischen und einen protestantischen, die mit den Soldaten zu Gott beteten. Und wenig später hieß es: ‚Antreten,‘ und es kam der Befehl zum Angriff und die Leute sollten losziehen, Russen totschießen. Was war das für eine Religion, die die Geistlichen verkündeten!“<sup>3419</sup>

Auf die Frage, ob der Glaube für ihn im Krieg eine Rolle gespielt habe, antwortete der Informant Rothe, der mit 19 Jahren eingezogen und erst neun Jahre später - mit 28 Jahren - nach Krieg und Gefangenschaft wieder heimkehrte:

„Ja, wissen Sie, wenn ich Ihnen... wenn Sie nun so konkret fragen, denn würde ich sagen, meine Eltern waren christlich, ich bin als Christ erzogen worden. Ich habe im Krieg und auch, wenn ich auf der Pritsche gelegen hab, denn hab ich sehr oft die Hände gefaltet und habe jebetet um Kraft und Verstand, weil ich der Meinung bin, der Verstand ist sehr wichtig, weil manche, die den Verstand verloren haben, haben ihr Leben gelassen, weil sie den Verstand verloren haben, weil sie etwas getan haben, wo se von vornherein wussten, dass sie... dass es ihr Untergang ist. Ja, und die Kraft – ja, ich muss die Kraft haben, den Glauben an das Morgen. Ich darf nicht sehen, dass ich da auf Pritsche liege, und die Läuse auf mir rumkrabbeln, sondern ich muss den Glauben haben, dass nach dieser Zeit eine andere Zeit kommt. Wenn sie nicht kommt, dann hab ich Pech gehabt, aber ich muss... Sie glauben gar nicht, was einem das Kraft gibt! Ich weiß ja nicht, Sie können denken, was Sie wollen und mögen Ihre Einstellung haben, aber ich habe immer den Glauben gehabt, ich hab ihn zu hängen da, den Spruch: ‚Und wenn du denkst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her!‘ Dass du es noch einmal wieder erzwingst und so weiter. ... Ja, [eine] vollkommen positive Lebenseinstellung braucht man.“

Für Rothe waren der Glaube und das häufige Gebet wichtig und Kraft spendend. Seine Lebenseinstellung, auch in schwierigen Zeiten nicht aufzugeben, sondern nach

<sup>3417</sup> Rundbucheintrag v. Moll, 17.5.1943, in: Restloser Einsatz, S. 99, 101.

<sup>3418</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 237. Becker hatte in der Ukraine 1941 eine „Faust“-Ausgabe bei sich, aus deren Lektüre er Kraft schöpfte.

<sup>3419</sup> Jakob Vogt (Dr. Bötcher), in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 246.

vorn zu blicken, führte er u. a. auf seine christliche Erziehung zurück.<sup>3420</sup>

Die Frage, ob ihm der Glaube im Krieg geholfen hätte, beantwortete Arp so:

„Oh ja. Ich glaube... Vielleicht der Glaube so punktuell nicht, aber im Ganzen. Also, sagen wir so: ich nenn' das jetzt mal wie 'ne Brücke oder, ja, so etwa. Die ganze Einstellung. ... Ja, [Feldgottesdienst gab es] auch. Da ging sogar der Oberst, der war auch katholisch, der ging mit. Auch schon in Iserlohn, ich bin in Iserlohn ausgebildet worden. Auch da bin ich... Ich hab immer gemerkt, je ehrlicher und offener man ist, umso besser kommt man durch. Ja, ich bin immer 'n bisschen robust. Nein, nicht nur das! Man darf auch ruhig gewitzt sein. ... Ja, [Feldgottesdienst war] einmal. Sonst sind wir in Bayeux in den Dom gegangen. [Da war] auch für Franzosen. Ja, ja, sonntags. Da hatten wir auch frei, durften wir... Das war in Bayeux selbstverständlich, als wir im Lazarett dort waren, aber nachher auch in Sully, das ist 'n paar Kilometer, drei Kilometer... Man geht die Straße, die nach Cherbourg führt und dann, nach drei Kilometern, rechts rein. Da is 'n Schloss gewesen, da war der [Dom].“

Arps Ausführungen zufolge nahm er regelmäßig an den Sonntags-Gottesdiensten teil. Während seiner Ausbildung in der Heimat war es offenbar eine Selbstverständlichkeit für ihn als Katholik – das bezog sich auch auf den höchsten Vorgesetzten – am Gottesdienst teilzunehmen. Ob die kirchliche Feier in der Normandie mit den Franzosen zusammen begangen wurde, wird nicht deutlich. Der Befragte ließ ebenfalls durchblicken, dass die „ganze [christliche] Einstellung“ ihm geholfen habe, auch schwere Zeiten, wie den Krieg, zu überstehen. Dies berichtete auch der damalige Funker, Vincent Bachhofer, der meinte, er habe soviel Glück gehabt, weil seine Mutter „Tag und Nacht für mich gebetet [hat],“ und fügte hinzu:

„Wenn ich selber in starke Bedrängnis gekommen bin, hab ich auch gebetet. Und wenn ich nachts in Gefahr oder allein war und nicht schlafen konnte, dann waren die Gedanken bei meiner kleinen Schwester, die schon mit acht Jahren gestorben ist. Sie war nie vergrämt, nie beleidigt. Ich hab oft zu ihr gesagt, ‚Lisa, kannst du mir helfen!?' Und es hat immer geklappt.“<sup>3421</sup>

Auch für Johann Scheins war und ist das Gebet wichtig. Er erklärte:

„Ich hab viel gebetet. Ich bete heute noch viel. Für mich allein! Im Krieg und in der Gefangenschaft hab ich gebetet, dass wir nach Hause kommen, dass der Herrgott den Menschen mal helfen soll, dass sie Einsicht kriegen, und ob er bekloppt wäre, dass er dem allen zuguckt.“<sup>3422</sup>

Scheins stellte sich die Frage nach dem Sinn des Krieges oder auch von Naturkatastrophen, Armut und Hunger, die sich viele Menschen in schwierigen Situationen stellen, und auf die es keine schlüssige Antwort gibt.<sup>3423</sup> Auf dem Koppelschloss, das deutsche Soldaten im Krieg trugen, stand: „Gott mit uns.“<sup>3424</sup> Der damalige Soldat

<sup>3420</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 888 (Beleg 246, Nagel): „Auch meine Eltern, auch gläubig gewesen. Das Gebet hat schon viel ausgemacht da.“

<sup>3421</sup> Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 216.

<sup>3422</sup> Scheins, in: ebd.: Im Kessel, S. 230.

<sup>3423</sup> Vgl. die Ausführungen des damaligen Bordschützen und späteren Theologen Jörg Zink am Ende dieses Abschnitts.

<sup>3424</sup> Schröder: Held oder Mörder, S. 18, 20; Fischer: Ohne die Gnade, S. 288. Bei der Waffen-SS lautete der Leitsatz: „Unsere Ehre heißt Treue.“ Schneider: Waffen-SS, S. 38.

Schröter fragte sich im Nachhinein ebenfalls: „Was war das für ein ‚Gott‘, an den auch ich damals fest glaubte? Von dem ich wusste, dass meine Eltern zu ihm um Bewahrung und gesunde Heimkehr ihrer drei Soldaten-Söhne beteten?“<sup>3425</sup>

Ludwig, der in einem christlichen Elternhaus aufwuchs, erklärte, wie er als gläubiger Christ im Krieg mit Gewalt umging und den Einsatz bei der Waffen-SS überstand:

„Ich werde oft gefragt: ‚Sag mal, du als Christ, und du hast das Schlimmste da erlebt, auch wie um dich herum alles rumgeschrien hat, usw. und alles zerfetzt da rumlag und immer wieder in deiner Kradmeldestaffel ... [Ich antwortete]: ‚Ja, ich will dir was sagen: Beten, beten, ja. Aber immer erst danach - nie vorher. Nie vorher, dass ich darum bitte.‘ Ja, man kann ... hätte nur bitten können: ‚Erspar‘ es mir, dass ich wieder in furchtbare Angelegenheiten komme!‘ ... Aber [es geschah] immer wieder [insgesamt 16mal], ja. Aber ich habe höchstens gedankt, gedankt, dass ich ... dass ich's überstanden habe - weiß ich nicht, sondern, dass ich unverletzt bin. Diese Vorstellung, so wie ich 's ja nun 1000fach erlebt habe, das ist wirklich nicht übertrieben, dass Leute von uns liegen bleiben mussten, [gefallen sind], dass sie sonst auch so lagen, dass sie von unseren eigenen Panzern noch überfahren wurden oder sonst irgend etwas - solche Furchtbarkeiten, die man dann sieht, wenn man Panzerfahrer ist, oder wenn man oben mal kurz 'n Blick raustut. Ich war lange Zeit Panzerfahrer...“

Bernecker fing bei seinem ersten großen Einsatz als Infanterist auf dem Rückzug im Kurland 1944 während eines schweren russischen Angriffs zu beten an:

„Ich versuchte, mit dem Stahlhelm und den Händen ein Loch zu graben, um wenigstens den Kopf in Sicherheit zu bringen. Ich machte mich klein, wünschte mir, noch kleiner zu sein und betete den Rosenkranz, den weißen Rosenkranz von meiner ersten Kommunion, den mir beim Abschied die Mutter in die Brusttasche gesteckt hatte: ‚Lass‘ nicht alles aus sein, lieber Gott,‘ flehte ich.“<sup>3426</sup>

Ähnlich beschrieb dies Koschorrek, der mit seinem Kameraden während eines sowjetischen Panzerangriffes in einem Erdbunker saß und von Panik erfasst wurde, weil er damit rechnen musste, umzukommen. Er schilderte seine Todesangst, und gab an, dass er in dieser Situation anfang zu beten:

„Grausame Minuten beginnen, in denen wir nichts anderes tun können als warten. Warten auf den Tod? ... So können wir nur hoffen und beten, dass der Tod an uns vorübergehen möge. Als ich höre, dass Swina begonnen hat, laut sein Gebet zu sprechen, spüre auch ich das Bedürfnis, meine innere Spannung und Furcht vor dem Kommenden durch ein Gebet zu vermindern. Seit meiner Kindheit habe ich es nicht mehr getan, weil ich glaubte, stark genug zu sein, um auf die Hilfe eines imaginären höheren Wesens verzichten zu können. Jetzt, im Angesicht des Todes, und in der kläglichen Angst um mein noch nicht gelebtes Leben, fallen mir die längst vergessenen Worte früherer Gebete wieder ein. ... Ich bete stumm und ohne die Lippen zu bewegen. Aber es ist das Bekenntnis aus Angst und Bestürzung, das ich mit dem flehenden Wunsch verbinde, uns vor schwerer Verwundung oder einem grausamen Tod zu bewahren.“<sup>3427</sup>

Koschorrek stellte nach dem Gebet eine Besserung seines Gemütszustandes fest: „Obwohl sich an unserer Situation nichts geändert hat, spüre ich nach dem Gebet eine

<sup>3425</sup> Schröter: Held oder Mörder, S 18.

<sup>3426</sup> Bernecker: Generation, S. 235.

<sup>3427</sup> Koschorrek, S. 145.

innere Ruhe und Zuversicht, die ich mit Worten nicht gut beschreiben kann.“<sup>3428</sup> Dass ein Gebet jedoch nicht vor dem Tod feite, stellte der damalige Artillerist am Beispiel eines guten Kameraden fest.<sup>3429</sup>

Gebete oder sogar christliche Glaubensinhalte meldeten sich bei einigen in Situationen großer Gefahr zu Wort, wie Schröter 1989, unmittelbar vor einer Reise nach Weißrussland (Belarus), erinnerte. Während des Polenkrieges, 1939, waren der Richtung Westen ziehenden Einheit Schröters polnische Soldaten auf den Fersen, die mit Geschützen angriffen:

„Ich sehe mich in einem Schützenloch hocken; während die Granaten um uns her detonierten, hatte ich vor allem Angst. Als ‚christlicher‘ Soldat zog ich mein kleines Neues Testament aus der Tasche und begann, in den Psalmen zu lesen – als seien diese uralten Gebete ein Zauber gegen Tod und böse Geister.“<sup>3430</sup>

Schröter ergänzte, dass er im Krieg, aber auch sonst fast „täglich die Losungen der Brüdergemeinde und den für den Tag vorgegebenen Bibelabschnitt gelesen“ habe. Sinn seines Betens sei gewesen, „nicht verwundet oder gar getötet [zu] werden.“<sup>3431</sup>

Wenn es brenzlich wurde, besannen sich auch andere Soldaten auf die Bibel. Fischer erinnerte sich:

„Ein Divisionsbefehl definiert den Begriff ‚Verteidigung‘, entgegen der Dienstvorschrift, die eine flexible[re] Kampfführung zulässt, als das Aushalten in der Stellung bis zur letzten Patrone. Wenn ich mich an diesen Divisionsbefehl halte, wird von uns hier bestimmt niemand überleben. ... ‚Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden...‘ Wer hat das zu wem gesagt? Keine Ahnung, aber der Ausspruch geht mir im Kopf herum. Jedenfalls steht er so irgendwo im Neuen Testament. Es wird wirklich bald Abend werden und das Wort ‚Testament‘ bekommt plötzlich eine ganz neue Bedeutung. Und wenn ‚der Tag sich geneigt hat‘, werden sie kommen, unaufhaltsam kommen. Es wird meine Stunde sein, die Stunde, auf die ich mich seit Monaten vorbereitet habe.“<sup>3432</sup>

Und Gotthard Heinrici, General an der Ostfront bei der von massiven Flankenangriffen der Roten Armee gefährdeten Heeresgruppe Mitte, rief Gott in scheinbar aussichtsloser Lage, „bedrängt durch die nackte Existenzangst“<sup>3433</sup>, kurz vor Weihnachten und auch an Heiligabend mit den Worten an: „Ich will aber den Herr schaun, er wird mich hören. Er hat uns gestern im letzten Augenblick geholfen, als kein Ausweg mehr erkennbar war. Ich kann nur alles ihm empfehlen. Mit unserer Macht ist nichts mehr getan.“<sup>3434</sup> In der Weihnachtszeit wurde der Existenzkampf, den viele Einheiten über die Feiertage 1941/42 führten, als besonders bitter empfunden, und die eigene Familie in dieser Zeit schmerzlich vermisst.

<sup>3428</sup> Ebd.

<sup>3429</sup> Ebd., S. 157.

<sup>3430</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 69f.

<sup>3431</sup> Ebd., S. 70.

<sup>3432</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 12.

<sup>3433</sup> Jasper: Zweierlei, S. 95.

<sup>3434</sup> Hürter: Heinrici, S. 133, Nr. 89 (22.12.41); S. 135, Nr. 91 (24.12.41); S. 140, Nr. 98 (21.1.41).

Der Informant Theisinger kam während des Interviews auf einen SS-Angehörigen zu sprechen und äußerte sich erstaunt über dessen Reaktion im Angesicht seiner tödlichen Verwundung:

„Gucken Sie mal an, jetzt machen wir mal einen Sprung auf die SS. Ich hab das selbst erlebt: die SS is ja alle aus der Kirche ausgetreten, ob sie katholisch war oder evangelisch. Also die haben keinem Herrgott gedankt. Ich sah in Stalingrad einen SS-Mann, der hatte einen Bauchdurchschuss. Die Därme hat er so auf der Hand gehabt. Das war der Todeskandidat. Damals gab's ja noch kein Penicillin und nix. Da hat er gerufen: ‚Herrgott, Mutter, hilf mir!‘ ... Bauchschuss, wo die Därme raushängen, das war ja ... Bakterien, das gab ja kein Penicillin, das war ein Todeskandidat. Aber da hat dieser Mann, der aus der Kirche ausgetreten ist, hat sich plötzlich erinnert, dass es einen Herrgott gibt und: ‚Mutter hilf mir,‘ nicht?! Ich seh' den heute noch stehen so, mit dem Bauchschuss und die Därme da raus. ... Ja, es gab ja überall Pfarrer [in den Divisionen]. Gott, weil man ein gläubiger Mensch war und so von Kind auf erzogen ist, da ist das auch drin, das hat die Mutter oder der Vater hat einem das beigebracht. Hitler wollte natürlich die Kirche ausschalten. ... Ja, [aber] der Glaube hilft, ja, ja.“

Aus Sicht des Zeitzeugen ist es verständlich, dass er sich über die Reaktion des schwer verwundeten SS-Mannes gewundert hat, der im Angesicht seines Todes ausgerechnet Gott um Hilfe und Rettung anrief. Die SS hatte nach ihrem Entstehen ein eigenes Glaubensbekenntnis entwickelt, sie glaubte an ein höheres Wesen (von ihr als „der Uralte“ oder „Altvater“ bezeichnet), an Deutschland „... und an den Führer Adolf Hitler, den Er uns gesandt hat“,<sup>3435</sup> neigte jedoch einer „Menschheitsreligion“ zu, wie sie von Hitler vorgegeben wurde. Für Hitler war der christliche Glaube jüdisch und daher schwach. Seinen Vertrauten gegenüber hatte er seinen Wunsch nach Ausrottung des deutschen Christentums durchblicken lassen.<sup>3436</sup> SS-Weltanschauung und christlicher Glaube wurden als unvereinbar angesehen. Dies bedeutete jedoch nicht, dass alle Mitglieder der SS tatsächlich ohne Konfession und ohne Glauben waren. Der „nationalsozialistische Gott“ war jedoch ein anderer als jener der christlichen Lehre. Er war „parteiisch, hart und grausam.“<sup>3437</sup> Die SS verstand sich als eigene religiöse Bewegung: „Die Weltanschauung der Schutzstaffel war im wesentlichen eine Synthese aus germanischem Heidentum, Re-Interpretation des Alten Testaments und okkulten und rituellen Elementen.“<sup>3438</sup> SS-Angehörigen wurde daher nahe gelegt, bei der Heirat auf einen Geistlichen zu verzichten. Der Ausschluss der Kirche bezog sich auch auf Kindesgeburten oder Beerdigungen. Auch eine Weihnachtsfeier gab es in SS-Kreisen nicht. Stattdessen wurde am letzten Tag des Jahres das so genannte „Jul-Fest“ begangen.<sup>3439</sup> Dennoch erhielt zunächst ein Großteil der SS-Männer zumindest nominell ihre Mitgliedschaft in den bestehenden Kirchen aufrecht. Es gelang dem

<sup>3435</sup> Steiner: Über das Glaubensbekenntnis der SS, S. 206.

<sup>3436</sup> Ebd., S. 210.

<sup>3437</sup> Ebd., S. 215.

<sup>3438</sup> Ebd.

<sup>3439</sup> Ebd., S. 218.

Reichsführer SS Himmler jedoch, viele SS-Angehörige ihrer Kirche zu entfremden und sich dem nationalsozialistischen Bekenntnis „gottgläubig“<sup>3440</sup> zuzuwenden. Eine nominelle Mitgliedschaft zu einer traditionellen religiösen Gemeinschaft wurde jedoch weiterhin geduldet. Beförderungen zum Offizier hingen jedoch häufig davon ab, ob der Betreffende aus seiner Kirche ausgetreten war oder nicht.<sup>3441</sup> Das SS-Glaubensbekenntnis war außerdem geprägt von der Überzeugung der rassistischen Überlegenheit. Dadurch, dass ein Teil der SS-Angehörigen die nominelle Mitgliedschaft in der evangelischen oder katholischen Kirche nicht aufgegeben hatte,<sup>3442</sup> könnte sich die Reaktion des SS-Mannes erklären, sich in tiefster Not auf seine konfessionellen Wurzeln zu besinnen. Ein ähnliches Beispiel eines schwer Bauchschussverletzten, dessen Wunsch es war, im Angesicht des Todes noch ein Gebet zu sprechen, findet sich im Bericht eines an der Ostfront eingesetzten Medizinstudenten:

„Der Ort, in dem wir vor Leningrad lagen, hieß Wolchowstroj. Wir hatten eine ganze Reihe Verwundeter, die wir aber nur nachts abtransportieren konnten. Tagsüber ging es nicht, weil der Russe den Transportweg einsehen konnte und unsere Krankenträger und Sanitätsfahrzeuge unter Dauerbeschuss nahm. Und dort bekam ich einen etwa vierzigjährigen Mann mit einem schweren Bauchschuss in meinen Unterstand gebracht. Hoffnungslos! Der Bauch war aufgeplatzt, die Därme lagen frei. ... Der Mann lag in einem Unterstand, den die Russen gebaut hatten. ... Natürlich habe ich ihm Morphium gegeben, mehrere Spritzen sogar. Bei hoffnungslosen Bauchschüssen hat man Morphium auch einmal höher als üblich dosiert. Und plötzlich sagte dieser Mann zu mir: ‚Wissen Sie, ich bin ostpreussischer Landarbeiter. Ich habe fünf Kinder. Aber ich habe lange nicht mehr gebetet. Könnten Sie mit mir das Vaterunser sprechen?‘ Wir beteten laut miteinander. In diesem Augenblick habe ich bemerkt, wie schädlich die oberflächliche religiöse Erziehung, die wir während der Nazizeit genossen hatten, gewesen ist.“<sup>3443</sup>

Es wird deutlich, dass Ärzte und auch Frontkrankenschwestern anstelle der wenigen Geistlichen auch seelsorgerische Aufgaben wahrnahmen. Auch befanden sie sich an Ort und Stelle und in direktem Kontakt mit dem Verwundeten. Frau Summ erzählte:

„Ja, man hat schon, wenn der Wunsch da war, hat man mit ihnen [mit den Soldaten] gebetet. Ja, ja. Das hat man dann sehr oft gemacht, hat sie einfach in 'n Arm g'nommen und hat auch mit ihnen gebetet. Und wenn's gewünscht worde' is im Zimmer, hat man auch so 'ne Art Abendsege' noch g'habt. ... Ich hab des [Feldgesangbuch] noch. 'N kleines Büchlein, 'n kleines Feldgesangbuch, und dann hat man auch mal mit dene' g'sunge'. Oder [an] Weihnachten.“

An Weihnachten war es häufig üblich, dass ein Gottesdienst für die deutschen Soldaten abgehalten wurde. In Frankreich, in dem bis Juni 1944 keine Kämpfe stattfanden und mancherorts fast friedensmäßige Zustände herrschten, waren

<sup>3440</sup> „Gottgläubig: Am 26.11.1936 durch Runderlass des Reichsinnenministers eingeführte religiöse Identifikationsformel für Personen, die weder einer Religions- oder Weltanschauungsgemeinschaft angehören noch sich als glaubenslos bezeichnen wollten,“ Def. n. Nicolaisen: Deutsche Christen, S. 493.

<sup>3441</sup> Ebd., S. 221.

<sup>3442</sup> Vgl. Tabelle in ebd., S. 223.

<sup>3443</sup> Bericht des späteren Oberarztes, Dr. Heinz Brandt, von seinem Fronteinsatz 1941 vor Leningrad. Abdr. in: Janessen, S. 57 – 59.

Gottesdienste aber wohl auch eher durchzuführen als an der weiträumigen Ostfront.

Gockel berichtete aus der Normandie:

„Der Weihnachtsgottesdienst [war 1943 in der Dorfkirche von Colleville]. [Das war] nur für die Deutschen.<sup>3444</sup> Das waren deutsche Divisionsgeistliche. Wir hatten vorher auch schon oder nachher, auf WN 61 auch Feldgottesdienst gehabt. Und im Oktober hatten wir mal Gottesdienst im Hotel-Casino in Vierville. [Da war] nur ein Teil [von uns dabei], 'ne bestimmte Truppe musste immer dableiben.“

Gockel, der einem katholischen Elternhaus entstammt, nahm jede Gelegenheit zum Gottesdienst wahr. Das gleiche galt für Schlotmann, ebenfalls katholischer Konfession, der sich sogar vollkommen geschwächt und hungrig im Stalingrader Kessel zum Weihnachtsgottesdienst 1942 begab und mehrere Kilometer Fußmarsch auf sich nahm (siehe dazu seine weiteren Ausführungen in diesem Abschnitt).

Der ebenfalls in einem katholischen Elternhaus und in einem Seminar aufgewachsene Befragte Schütte berichtete, dass er im Krieg nie einen Gottesdienst erlebte:

I: „... Gebet im Krieg oder so Glauben im Krieg – hilft einem das?“

Schü: „Wir haben, ich bin ja katholisch erzogen natürlich, ich bin auch im Seminar gewesen, bei den Salesianern. Salesianer ist auch 'n Orden, gegründet von Don Bosco, in Turin, hat sich um Jugendliche angenommen, und der hat auch in Deutschland Seminare [gegeben]. Da war ich nicht in der Schule, Schule war staatlich, aber wir war'n in Unterkunft, wir haben studiert, gegessen, geschlafen, gebetet, im Seminar. Also nicht zu vergleichen... keine Klosterschule! Wohl gemerkt. Also da is man natürlich katholisch erzogen worden, aber ich muss Ihnen ehrlich sagen, ich sag's ganz offen: Man hat da draußen dann, im Krieg, nicht mehr allzu viel da teilgenommen. Wir haben auch kein... ich hab nie einen Gottesdienst draußen erlebt. Den hab ich nie erlebt! Ich weiß gar nicht, ob 's in der Division... Es hat sicher in der Division Feldgeistliche gegeben. Hat's wahrscheinlich in jeder Division. Ich hab nie einen gesehen. Ich hab auch nie einen Gottesdienst erlebt. Nee, nee. Und man hat auch, wenn ich jetzt mich nehme, man hat auch nicht in einer Situation angefangen, plötzlich zu beten.“

Anhand von Schüttes Aussage wird deutlich, dass in manchen Divisionen die Heeresgeistlichen nicht in Erscheinung traten, obwohl es in fast allen Truppenteilen solche gab. Dieter Beese kommt in einem Aufsatz zu dem Ergebnis, dass allein das Feldheer 2.900.000 Soldaten umfasste, nicht mitgerechnet Ersatzheer und Marine.<sup>3445</sup> Dieser Zahl standen 148 aktive und 428 auf Kriegsdauer beamtete, „außerplanmäßige“<sup>3446</sup> evangelische Kriegspfarrer gegenüber sowie dieselbe Zahl noch einmal auf katholischer Seite, „dann wird deutlich in welchen Größenordnungen man sich

<sup>3444</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 190, erwähnt, dass es den deutschen Soldaten zum Jahresende 1940 aufgrund eines Befehls der 192. I. D. verboten wurde, französische Gottesdienste zu besuchen. Ob dies für ganz Frankreich und alle anderen besetzten Gebiete galt, ist nur zu vermuten.

<sup>3445</sup> Ausgenommen war die deutsche Luftwaffe. Dort gab es, aufgrund der ablehnenden Haltung des Reichsministers der Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe gegenüber der Militärseelsorge, keine Planstellen für Wehrmachtsggeistliche. Sinderhauf: Katholische Wehrmachtseelsorge im Krieg, S. 265 – 292.

<sup>3446</sup> Vgl. ebd.

bewegt,<sup>3447</sup> so Beese. Angesichts dieser personellen Unterbesetzung verwundert es nicht, dass vielen Soldaten die Existenz der Wehrmachtseelsorge nahezu verborgen geblieben ist. Hinzu kam, dass seit Oktober 1942, nach einem Verbot von Neuernennungen von Kriegspfarrern, keine weiteren Militärgeistlichen mehr eingestellt wurden.

Eine ganze Reihe Geistlicher übte in Lazaretten eine seelsorgerische Tätigkeit aus. Diese Militärgeistlichen waren aufgrund von ordentlichen Planstellen einzelnen Divisionen und Feldlazaretten zugeordnet.<sup>3448</sup> Dort wurden sie oft mit der Verzweiflung der Verwundeten und Sterbenden konfrontiert und gelangten an die Grenzen ihrer Belastbarkeit, wie beispielsweise Helmut Jasper: „Die Zahl der Verwundeten steigt ständig! 700 – 800 – 900. ... Täglich, stündlich dieses Sterben.“<sup>3449</sup> Darüber hinaus gab es katholische und evangelische Geistliche, die als Soldaten in den Krieg eingezogen wurden, dort aber keine seelsorgerische Tätigkeit ausübten. Sie brauchten keinen Dienst an der Waffe zu tun, sondern arbeiteten als Krankenträger an der Front, Sanitäter auf HVPen, Operationshelfer im Lazarett, Apothekergehilfen, Nachlassoffiziere.<sup>3450</sup>

Bernecker erwähnte den Besuch eines Pfarrers kurz vor der vierten Kurlandschlacht im Januar 1945:

„Er stand stets unter Zeitdruck, doch kümmerte er sich sehr um die Verletzten, spendete den Sterbenden Trost und sorgte, dass sie womöglich wenigstens eine bescheidene Ruhestätte erhielten.“<sup>3451</sup>

Geistliche erhielten aufgrund ihrer Tätigkeit „einen tiefen und nicht selten erschreckenden Einblick in das Erleben und Empfinden von Soldaten im Kampf.“<sup>3452</sup> Die Pfarrer hatten vielfältige Dienste zu versehen: neben Gottesdiensten – vom großen Feldgottesdienst bis zur improvisierten Andacht in Krankenstuben – waren sie bei Beerdigungen und Trauerfeiern sowie als Einzelseelsorger und Sterbebeistand tätig. Die Begleitung zum Tode Verurteilter fiel ihnen ebenso zu wie Seelsorge an Verwundeten sowie manchmal die Erledigung der schriftlichen Korrespondenz an Angehörige und Hinterbliebene. Außerdem statteten sie Offizieren und Mannschaften immer wie-

<sup>3447</sup> Beese: Kirche im Krieg, S. 487. Der Theologe Heinrich Missalla setzt die Zahl etwas höher an: „Im ganzen Krieg waren gerade einmal 650 katholische und ebenso viele protestantische Militärfarrer hauptamtlich im Einsatz.“ Domradio-Interview, S. 1f.

<sup>3448</sup> Sinderhauf: Katholische Wehrmachtseelsorge, S. 265 – 292.

<sup>3449</sup> Jasper: Zweierlei, S. 79. Vgl. Leonhard: Leid, S. 30: „Ein Kriegspfarrer von einem Feldlazarett ist eingeliefert worden. Er ist mit den Nerven fertig, er hat in kurzer Zeit 1500 Menschen beerdigen müssen.“

<sup>3450</sup> Dazu u. a. Brandt/Kath. Militärbischofsamt (Hg.): Priester in Uniform; dies. (Hg.): Christen im Krieg; Beese (Hg.): Seelsorger in Uniform; Kath. Militärbischofsamt (Hg.): Mensch, was wollt ihr denen sagen? Ernst Tewes: Seelsorger bei den Soldaten.

<sup>3451</sup> Bernecker: Generation, S. 324.

<sup>3452</sup> Jasper. Zweierlei, S. 78: TB Helmut Jasper, 26.8.1941: „Gefr. Mentzel: rechtes Bein zerschmettert – links drei Granatsplitter, Hüfte zerschlagen – Kopf verletzt; über brennenden Zaun geklettert, weiter gerobbt auf allen Dreien – liegen geblieben ...“

der Besuche ab.<sup>3453</sup> Jasper, der mit der Kriegslazarettabteilung, für die er als Feldgeistlicher tätig war, im August 1941 von Minsk nach Mogilew verlegt und in einem Gebäudekomplex untergebracht wurde, in dem, neben 24 anderen Pfarrern beider Konfession, auch Landeschützen, ein Polizeibataillon und das Einsatzkommando 8 einquartiert waren. Neben dem im Lazarett immer fortlaufenden Sterben bekam er mit, wie das Einsatzkommando 8 „alle Juden aus der ländlichen Umgebung Mogilews“ zusammen trieb und berichtete von Gefängnisräumungen, deren meist ebenfalls jüdische Insassen „vor die Stadt transportiert und erschossen [wurden]“.<sup>3454</sup> Er versuchte, in seinen Gottesdiensten an ein „nie versagendes Gewissen“ deutscher Soldaten zu appellieren und führte eine Reihe von persönlichen Gesprächen mit Kollegen und Offizieren, in denen diese sich, wie er, über das grauenhafte Schicksal, das den Juden widerfuhr, empörten und bewusst die Möglichkeit zur Aussprache suchten.<sup>3455</sup>

Obwohl katholisch erzogen, konnte beispielsweise der Informant Schütte aus Mangel an Gelegenheit, seinen Glauben im Krieg nicht ausüben. Auch das Gebet verlor für ihn in dieser Zeit an Bedeutung. Ob er dadurch einen wichtigen Bestandteil seines vorherigen Lebens vermisste, ließ der Befragte offen. Schlotmann, Gockel – der vor allem am 6. Juni 1944, aber auch bei anderen Gelegenheiten betete -, sowie Gregor Hauptmann, die alle katholisch erzogen worden waren, halfen Gebet und Glauben im Krieg. Der damalige Wehrmachtangehörige Hauptmann betete auch während seiner Kriegsgefangenschaft und meinte: „Und wenn wir zu der Arbeit gingen, habe ich immer still für mich gebetet. Das hat mir geholfen, auch vorher schon, im Krieg.“<sup>3456</sup>

Bertold König erging es ähnlich wie Schlotmann. Außer dem, was er auf dem Leib trug, besaß er nur noch einen Rosenkranz, den er auch benutzte:

„Ich habe gebetet, dass ich gerettet werden möchte aus dem Verderben, dass Gott ein Ende macht mit dem Krieg und mit denen, die ihn befohlen hatten. Ich denke, jeder hat da gebetet ...“<sup>3457</sup>

Tatsache bleibt, dass die Kirche im Krieg, besonders an der Ostfront, kaum in Erscheinung treten konnte und Feldgottesdienste, außer zu Weihnachten, die Ausnahme bildeten. Von einem Weihnachtsgottesdienst in Stalingrad, der für ihn – angesichts der hoffnungslosen Lage im Kessel – von besonderer Bedeutung war, berichtete der Zeitzeuge Schlotmann:

S: „... Ich hab zum Beispiel auch noch 'n Erlebnis: Meine persönliche Einstellung zu dem... meine Familie da. Heiligabend hab ich Geburtstag. Und an diesem Heiligabend wurde eine Messe gelesen, in einer Scheune. Ich kann heut' nicht mehr sagen, wo das war genau. Da bin ich aber sehr lange gelaufen. Ich weiß nicht, das muss weitaus mehr als ein Kilometer gewesen sein, durch Schneewände, die wir

<sup>3453</sup> Beese: Kirche im Krieg, S. 487.

<sup>3454</sup> Jasper, TB, 29.7.41, 24.9.41, 2.10.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 78f.

<sup>3455</sup> Ebd., S. 79.

<sup>3456</sup> Hauptmann: in: Schüddekopf, Krieg, S. 268.

<sup>3457</sup> König, in: ders.: Im Kessel, S. 153.

uns gemacht hatten, als Schutz, und sind denn zu diesem Gottesdienst hin, konnte man dran teilnehmen. Und da hab ich den Priester bewundert: bei der riesigen Kälte, nicht geheizt, gar nichts. Diese Scheune, die war zu, aber nicht geheizt eben, und dass der denn Teelichter anfasste, dass der nicht dran kleben blieb – von der Kälte her. Und dass der mit blanken Händen da 'ne Messe da gehalten hatte. Das konnt' ich erst gar nicht begreifen. Das war für mich natürlich wieder 'n Erlebnis und eine Stärkung innerlich: ‚Ich komm' hier raus! Gottvertrauen eben.“

I: „Gab's da was extra, so zu Weihnachten, irgendwas?“

S: „Nee. Wenn 'ne Nähmaschine nicht kam, nichts. Was soll's da geben? Gab's ja nichts. Gar nix. Diese sächsische Einheit war ja zum größten Teil, ich weiß jetzt den Prozentsatz nicht, will mal sagen 80 % evangelisch und die konnten gar nicht begreifen, dass wir, dass ich, ich bin alleine dahingegangen, trotz der schwierigen Lage, von wegen Essen... nix im Bauch, und denn noch diesen Weg da, dass man sich die Mühe antut, die Last, die Belastung für den Körper, dass man da hingehen konnte! Für mich war das, wie soll ich sagen, 'ne Anstrengung, die mir gut tat. Weil man eben den Glauben hatte!“

Für Schlotmann mag eine zusätzliche Motivation gewesen sein, dass der 24.12.1942 nicht nur Heiligabend, sondern auch sein Geburtstag war, für beides schuf er sich selbst eine Art feierlichen Rahmen. Die Stimmung in der Scheune mag ihn zudem an die Bibelbeschreibungen vom Stall von Bethlehem erinnert haben. Auch bedeutete der Marsch zur Kirche für ihn, trotz Kälte, Anstrengung und Hunger, eine Abwechslung von den eigenen trostlosen Gedanken und denen seiner Kameraden in der engen Unterkunft. In manchen Truppenteilen in Stalingrad war es gelungen, für Weihnachten ein paar spärliche Essensreste aufzusparen, um sie in den Einheiten zu verteilen. Bei Schlotmann wird deutlich, dass es solcherlei Annehmlichkeiten für ihn und seine Kameraden nicht mehr gab, ihm jedoch der Gottesdienst und die beeindruckende Disziplin des Heeresgeistlichen Kraft gaben. Seine Mühe, sich trotz des Hungers und der Strapazen auf den Weg gemacht zu haben, hatte sich für ihn persönlich gelohnt. Seine etwas sarkastische Antwort, dass die deutschen Soldaten zu dem Zeitpunkt im Stalingrader Kessel nur noch die russischen Flieger, die so genannte *Nähmaschine* erwarteten, und die Verbesserung ihrer Lage durch die deutsche Führung aussichtslos geworden war, offenbart den Grad der Hoffnungslosigkeit der eingeschlossenen Truppen bereits zu diesem Zeitpunkt, Weihnachten 1942. Ein Beispiel für den Zustand, in dem sich ein Großteil der eingeschlossenen Einheiten in Stalingrad zu der Zeit befand, und wie unwichtig der Glaube in dieser Situation war, gab Dr. Bötcher:

„... Ich meine, wir hatten ja 'n Heeresgeistlichen oder zwei bei jeder Division, die kamen alle Woche mal her, wenn's bei uns noch was zu essen gab und bei ihnen nicht mehr. Aber die Leute fangen nichts mit an, mit denen... Natürlich [kamen die nur wegen Essen], warum sonst?! Wegen der Verwundeten? Können doch auch nichts machen. Was wollen Sie denen sagen? Wenn da 'n Defätist drunter ist? ... Ach, [Trostworte und so etwas], das wollte man gar net hören, man hatte was ganz anderes da... ‚Ich hab kein Wasser zum Waschen, komm' nicht mehr zur Toilette, nichts zu essen, nix zu trinken.' Und denn eben dann um sich Genossen, die auch alle ... Wenn die in Pitomnik waren und kamen wieder zurück - hoffnungslos, die Leute. Die lagen da, lähmend, trostlos.“

In der trostlosen Situation, wie Bötcher sie schilderte, in der die Soldaten durch den anhaltenden Hunger und die Kälte zum Teil bereits in Apathie verfallen waren, hatte auch die Seelsorge ihren Sinn eingebüßt. In dieser Phase bestand keine Möglichkeit mehr, die Betroffenen mit Gottes Wort zu erreichen. Wie Bötcher deutlich herausstellte, kamen die Geistlichen auch nicht in erster Linie, um den Hungernden und Kranken Beistand zu leisten, sondern weil sie sich eine Aufbesserung ihrer eigenen kargen Lebensmittelration erhofften. Am schlimmsten, so wird deutlich, traf es diejenigen Soldaten, die am Feldflughafen Pitomnik versucht hatten, aus den ankommenden Flugzeugen Lebensmittel zu ergattern oder gar ausgeflogen zu werden und in beiden Fällen eine große Enttäuschung erlebt hatten, weil sie mit leeren Händen und demselben Hunger zurückkehren mussten.

Dass der Glaube bei vielen Soldaten im Krieg mehr und mehr an Bedeutung verlor, hing – neben den fehlenden Möglichkeiten und dem von oben gelenkten Desinteresse vieler Kommandeure - wohl auch mit dem Krieg an sich zusammen.<sup>3458</sup> Die nachfolgende Aussage verdeutlicht, dass die schlimmen Erlebnisse auch nach dem Krieg fortwirken und manchem den Glauben nehmen konnten:

„Wissen Sie, meine Eltern sind evangelisch, ich bin auch evangelisch. ... Aber durch 'n Krieg und alles das, irgendwie sind wir nun so'n bisch'n verhärtet, wollen nicht mehr glauben da dran, weil wir zuviel Elend gesehen haben einfach. Glauben wir eigentlich nicht mehr dran, dass es 'n Gott so in diesem Sinne geben kann, der *lenken* kann.“<sup>3459</sup>

Angesichts von Kriegen, Naturkatastrophen und grassierenden Epidemien wird zu allen Zeiten immer wieder die rhetorische Frage erhoben, warum Gott dies zulasse. Landgraf ging noch einen Schritt weiter. Er verlor beim Auflösen des Stalingrader Kessels und beim Abtransport als Gefangener seinen Glauben. Viele seiner geschwächten Kameraden, die die Ruhr hatten oder bekamen, weil sie vor lauter Durst Schnee aßen, starben in den ersten Tagen der Gefangenschaft. Mehrfach wurden die Gefangenen abends in einer Kirche eingeschlossen. Landgraf berichtete:

„Und da, von der Kirche, da war das Schlimme: jeden Tag sind soundsoviel hocken geblieben, die waren weg. Und die Kirche mussten wa denn immer sauber machen. Wenn der Weitertransport kam, kam ein Lkw und alle Tote, wer noch konnte, mussteste rauf schmeißen und denn jings wieder [weiter].“

Er habe in dieser Situation für sich selbst festgestellt: „Einen Herrjott jibt's nich mehr...“ Angesichts der nicht zu schildernden Zustände und Strapazen im Kessel, die Landgraf erlebt hatte und dessen, was er in der gerade begonnenen Gefangenschaft, die er weitere Jahre über sich ergehen lassen musste, gesehen hatte, wurde „Gott“ nicht

<sup>3458</sup> In vielen militärischen Verbänden, vor allem in den moderneren, wie der Luftwaffe, stieg die Zahl derjenigen ohne Seelsorger im Laufe des Zweiten Weltkriegs an. Nowak: Kirchen und Religion, S. 197. Während des Krieges übernahm die Heeres- und Marineseelsorge auch die der Luftwaffe. Beese: Kirche im Krieg, S. 487.

<sup>3459</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 637 (Beleg 166, Weber).

mehr zum Verantwortlichen für die Schrecken des Krieges erklärt, dem der Befragte nicht mehr vertrauen konnte und dessen Vorhandensein gänzlich negiert.

Auch Fischer, der von sich sagte, dass er „keineswegs von daheim christlich geprägt“ gewesen sei, stellte sich im und nach dem Krieg Fragen nach dem Warum:

„Aber nun suchte ich nach einem, der hinter allem steckte. Es musste doch Regeln geben, nach denen sich das alles abspielte! Ich glaubte nicht an eine ausgleichende Gerechtigkeit mit einer akkuraten Buchführung für jeden einzelnen. Aber im Zusammenleben der Menschen musste es doch einen Ausgleich für Gut und Böse geben. Wenn ‚Böses Böses muss gebären‘, musste doch Gutes auch Gutes gebären können. Es kam also darauf an, dafür zu sorgen, dass das Gute eine Chance bekam. So einfach war das. Aber wie erreichte man das? Ganz bestimmt keine Überlegungen, die zum erstenmal angestellt wurden und keine neuen Erkenntnisse. Doch was dachte man, wenn jede Minute die letzte sein konnte?“<sup>3460</sup>

Bei Jörg Zink, in Frankreich stationierter Bordfunker und später Theologe, lösten die Kriegsergebnisse in Frankreich 1944 eine tiefgreifende Reflexion über das Vorhandensein und den Willen Gottes aus:

„Und Gott? Wenn ich ernsthaft über Gott nachdenken wollte, so konnte ich ihn mir nicht selig vorstellen irgendwo ‚überm Sternenzelt‘. Trug zuletzt nicht Gott selbst die Verantwortung für die Menschen, die er geschaffen hatte, auch die Gewalttäter, die Lügner, die Verbrecher, die Tyrannen und die Massenmörder? Kommt nicht auch alles Schreckliche von Gott, aus dem Abgrund, aus dem Schatten Gottes? Aus einem dunklen, unerforschbaren Willen? Was war denn ein Hitler Gott gegenüber, wenn er nicht sein Werkzeug war? Und wer trägt denn hier auf dieser Erde die Schuld, wenn zuletzt doch von Gott verschuldet ist, was geschieht? Die dunkle Erfahrung [des Krieges] schuf in mir das Bild eines bösen, aber eines dunklen, eines abgründigen Gottes.“<sup>3461</sup>

Der überzeugte Christ Jörg Zink erlebte neben der „Allmacht Gottes eine seltsame Ohnmacht desselben Gottes“ und neben „seiner allumfassenden Liebe auch seine entsetzliche Destruktivität.“<sup>3462</sup> Der Theologe kommt zu dem Schluss: „Es gibt keinen ‚lieben Gott‘, dem das Böse, das Schreckliche, das Leidvolle, das Rätselhafte fremd wären ...“<sup>3463</sup> Gerade im Krieg stellten sich manche die Frage nach der Natur eines Gottes, der eine solche „menschliche Finsternis“, wie den Krieg zuließ. Zink selbst habe „diesem Gott [jedoch] nicht entrinnen [können] in die Absage, in die Gottlosigkeit.“<sup>3464</sup> Diese Frage nach dem Sinn eines nicht nachvollziehbaren Todes erhebt sich jedoch auch manchmal in Friedenszeiten. Joachim Gauck bekannte in seinen Erinnerungen, dass er sich als Theologe in schwierigen Situation eingestand:

„Ich bleibe stehen vor Dir, Gott, und vor euch, ihr Trauernden, obwohl ich überfordert bin, Mir, uns bleibt der Sinn des Geschehenen verborgen. Doch, obwohl der Glaube eigentlich unvernünftig ist, erkläre ich mir die Welt leichter *mit* Gott als *ohne* Gott.“<sup>3465</sup>

<sup>3460</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 135.

<sup>3461</sup> Zink: Sieh' nach den Sternen, S. 114f.

<sup>3462</sup> Ebd., S. 115.

<sup>3463</sup> Ebd., S. 115f.

<sup>3464</sup> Ebd., S. 117.

*Zusammenfassung:*

Die Kürze des Kapitels offenbart bereits, dass Glaube und Gebet im Krieg für viele Befragte keine allzu große Rolle gespielt haben.<sup>3466</sup> Über die Gründe dafür können hier nur vorsichtige Mutmaßungen erfolgen. Fest steht, dass die nationalsozialistische Führung in der Kirche, besonders in der katholischen, ein Haupthindernis gegen die Durchsetzung ihrer Ziele sah. Daher beabsichtigte sie die Vernichtung der Kirche.<sup>3467</sup> Im Vergleich zu anderen Widerstandsträgern waren die Organisationen der Kirchen jedoch nicht zerschlagen worden. Die Gläubigen konnten weiterhin an ihrer Konfession festhalten, auch wenn ihnen – aufgrund der wenigen zur Verfügung stehenden Geistlichen - im Krieg kaum ein Forum zur Ausübung in Form von Feldgottesdiensten oder Aufsuchen eines Seelsorgers in persönlichen Angelegenheiten gegeben wurde. Auch aus diesem Grund, dem Zurückdrängen des kirchlichen Einflusses aus der nationalsozialistischen Zielsetzung, blieb im Krieg wenig Raum für die Beschäftigung mit „Glaube und Gebet“. Dies betont auch der Theologe Heinrich Missalla und erklärt: „Der Einfluss der Kirchen auf die Soldaten darf ohnehin nicht überschätzt werden.“<sup>3468</sup> Immer mehr junge Offiziere, die stark von der NS-Ideologie beeinflusst waren, rückten nach und behinderten die Arbeit der Militärfarrer, so Missalla.<sup>3469</sup> So wurde versucht, die Militärseelsorge „auszuhungern“, in dem Stellen einfach nicht neu besetzt wurden, „oder Frontpfarrer ... keinen Kontakt zu Angehörigen von Gefallenen aufnehmen [durften], denen sie im Tod beigestanden hatten.“<sup>3470</sup>

Bei den Befragten katholischer Konfession wird jedoch, in Übereinstimmung mit der allgemeinen Haltung der katholischen Kirche gegenüber dem Nationalsozialismus, deutlich, dass sie mehr als die evangelischen Gläubigen in ihrer Religion und der kirchlichen Organisation verwurzelt waren (Schlotmann, Gockel, Arp, Zink).

Im Angesicht des Todes erinnerte sich so mancher an Gott und sprach ein Gebet, das ihn vor Schlimmerem bewahren sollte oder flehte um sein Überleben. Einige Informanten erklärten, dass der Glaube bzw. das Gebet ihnen im Krieg sehr geholfen habe. Die sehr religiös erzogenen Männer unter den Befragten beteten auch dann, wenn sie sich nicht in gefährlichen Situationen befanden. Der christliche Glaube diene diesen Soldaten dazu, für die Bewahrung des irdischen Lebens oder für den Eingang in den Himmel zu beten. Bei ihnen wurde der Glaube auch im Krieg gelebt, unabhängig

<sup>3465</sup> Gauck: Winter im Sommer, S. 118. Vgl. Jasper: TB, 13.8.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 78: „Ein verwundeter Leutnant, seelisch aus dem Gleichgewicht, verzweifelt – dass der Herrgott so etwas zulässt, wozu, wofür das alles ...?“

<sup>3466</sup> In den Aussagen einiger Befragter wurde das Glück, den Krieg überlebt zu haben, in Zusammenhang mit einer „Gottesfügung“ gebracht.

<sup>3467</sup> Gotto u. a.: Nationalsozialistische Herausforderung, S. 667.

<sup>3468</sup> Missalla: „Wer glaubt, kann besser sterben,“ S. 1f.

<sup>3469</sup> Ebd., S. 1.

<sup>3470</sup> Ebd.

davon, ob ein Seelsorger zur Verfügung stand oder nicht. Ihre Religiosität drückte sich auch darin aus, dass sie jede Gelegenheit zu Gottesdiensten wahrnahmen. Besonders deutlich wurde dies bei Schlotmann, dessen überwiegend evangelisch geprägten Kameraden nicht verstehen konnten, weshalb er sich, angesichts der allgemeinen Unterernährung und Erschöpfung aller Soldaten im Stalingrader Kessel, auf den beschwerlichen, kilometerlangen Marsch durch Schnee und Kälte machte, nur um dem Weihnachts-Gottesdienst beizuwohnen. Am Ende ging der Befragte gestärkt aus diesem hervor.<sup>3471</sup>

Um hier zu generalisierenderen Aussagen über die Religiosität von Wehrmachtangehörigen im Zweiten Weltkrieg gelangen zu können, wäre eine wesentlich größere Zahl an Informanten erforderlich. Hans Joachim Schröder gelangt innerhalb seines Samples, ebenso wie Albrecht Lehmann, bei der Erforschung der Erfahrungen in der Kriegsgefangenschaft, jedoch auch zu der Beobachtung, dass die Bedeutung religiöser Orientierung für die Kriegserfahrung gering war.<sup>3472</sup>

---

<sup>3471</sup> Schlotmann überstand die folgenden Wochen, in denen er hauptsächlich von Schneewasser lebte. Er hatte Glück und wurde am 22.1.1943 aus dem Kessel ausgeflogen.

<sup>3472</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 889 sowie Albrecht Lehmann: *Erzählen im Gefangenenlager*, S. 1 – 17; ders.: *Gefangenschaft und Heimkehr*.

## SECHSTER TEIL: Kriegserfahrungen in Ost und West

6. Im Osten Krieg – im Westen „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“? –  
*„Ganz selten hörte ich etwas vom Krieg...“*

In den Reihen der deutschen Streitkräfte war aus mehreren Gründen offenbar die Ansicht weit verbreitet, dass sich viele Angehörige kampfkraftiger Divisionen im Westen ein recht lockeres Leben leisteten (s. Abschn. 2.1, 2.2 und 2.3), während im Osten gelitten und gestorben wurde. Dies veranlasste das OKW, gegenzusteuern und bis zur Division hinunter mitteilen zu lassen, dass nach wie vor der größte Teil aller einsatzfähigen Divisionen im Osten kämpfte. Die im Westen stehenden Verbände erfüllten allein durch ihre Präsenz wichtige strategische Aufgaben und kämen für einen Einsatz an der Ostfront ohnehin nicht in Frage, da es sich um Truppen bestehend aus Stellungen-Divisionen oder aus Volksdeutschen und landeseigenen Freiwilligen handele und die Aufstellung der Einheiten noch nicht abgeschlossen sei.<sup>3473</sup> Das OKW stellte nach eingehender Prüfung zudem fest, dass im Westen das Mindestmaß an Kräften sogar unterschritten sei und die Kräfte zur Abwehr einer erwarteten größeren Invasion im Frühjahr 1944 noch nicht ausreichend waren.<sup>3474</sup>

In den Abschnitten 2.4 und 2.5 wurde bereits deutlich, dass die deutschen Abwehrvorbereitungen seit Ende 1943 im Hinblick auf eine sich für das Jahr 1944 abzeichnende Landung alliierter Truppen an einer nordfranzösischen Küste intensiviert werden mussten, um Aussicht auf Erfolg zu haben. Hitler erließ für den Westen sogar eine entsprechende Weisung und reagierte damit auf eine 49seitige Denkschrift des Oberbefehlshabers im Westen, General v. Rundstedt, der sich angesichts eines bevorstehenden gegnerischen Angriffs energisch gegen die weitere Abgabe seiner Truppen an die Ostfront ausgesprochen hatte und zudem die Aufstellung einer operativen Reserve von neun Panzer- und Panzergrenadierdivisionen verlangte.<sup>3475</sup> Hitler, der spätestens im Frühjahr mit einem angloamerikanischen Großangriff rechnete, schrieb in seiner Weisung, dass er eine Schwächung des Westens „zu Gunsten anderer Schauplätze“ nicht mehr verantworten könne. Hiermit stärkte er auch dem Ob.West den Rücken, der ständig dagegen ankämpfen musste, dass die im Osten in schwere Kämpfe verwickelte Truppe neidvoll zum Westen sah und davon sprach, dass dort „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“ herrsche.<sup>3476</sup>

<sup>3473</sup> KTB OKW, Bd. 4/I, S. 110 – 115; DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung), S. 499.

<sup>3474</sup> KTB OKW, Bd. 4/I, S. 114.

<sup>3475</sup> Ose: Entscheidung, S. 31. Der Ob.West, der bis dahin permanent Personal und Material an den Osten abgegeben und im Austausch dafür nur abgekämpfte Divisionen von dort erhalten hatte, beschwerte sich nun offen in seiner Denkschrift bei Hitler.

<sup>3476</sup> Zit. bei Ose: Entscheidung, S. 35. Vgl. Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 45, der berichtete, dass Frankreich als „Traumland der Landser“ galt und Gespräche über eine mögliche Verlegung in den Westen die Landser „richtig lebendig“ machte: „... man sieht sich wieder sauber angezogen und in geordneten Verhältnissen, ein Mädchen im Arm ...“

Die Technik (auch die Ausrüstung und Versorgung der Angloamerikaner) und damit auch das Kampfgeschehen (einschließlich der Behandlung der Gefangenen) unterschieden sich, aus Sicht der Interviewpartner, im Westen im Positiven wie im Negativen vom Krieg an der Ostfront. Häufig stellten die Russland erfahrenen Zeugen selbst entsprechende Vergleiche an. Die Unterschiede können hier aufgrund weniger vorhandener schriftlicher Quellen und Darstellungen größtenteils nur skizziert und anhand von Zeugenaussagen belegt werden. Dennoch erscheint ein Vergleich, aufgrund zahlreicher Hinweise und Äußerungen der ehemaligen Wehrmachtsangehörigen zu diesem Aspekt sinnvoll, um den Krieg im Westen und im Osten vorstellbarer zu machen. Aber auch die psychologische Wirkung der angloamerikanischen Kampfweise auf die deutschen Soldaten soll in diesem Abschnitt verdeutlicht werden.

In diesem Kapitel werden vor allem diejenigen Zeitzeugen zu Wort kommen, die sowohl im Osten als auch im Westen eingesetzt worden sind und somit über eine direkte Vergleichsmöglichkeit zwischen beiden Kriegsschauplätzen verfügten. Darüber hinaus wurden jedoch auch die ausschließlich an der Ostfront eingesetzten Interviewpartner um Auskunft darüber gebeten, ob es in ihren Bereichen phasenweise Ruheperioden gab oder ob sie sich ständig in angespannten Situationen und Einsätzen befanden, die eine Erholung nicht zuließen.

#### 6.1 Kriegsschauplätze in West und Ost im Vergleich – *„Die russischen Weiten werden einen anderen Krieg bringen als in Frankreich...“*<sup>3477</sup>

Bereits im Jahre 1940 konnte es vorkommen, dass deutsche Soldaten angesichts des bevorstehenden Krieges im Westen ein mulmiges Gefühl beschlich. Dazu meinte der damalige Unteroffizier Bruno Fichte nach einer schweren, zunächst nicht heilenden Bauchschussverwundung, die er im Polenfeldzug erlitten hatte:

„Ich war erst einmal raus aus dem Krieg und musste später nicht am Frankreichfeldzug teilnehmen. Ein bisschen hatte ich das Gefühl, gegen Frankreich kämpfen zu müssen, ist schlimmer als gegen den Osten zu ziehen.“<sup>3478</sup>

Frankreich galt bei deutschen Soldaten als Angstgegner. Niemand erwartete, das Land in einem schnellen Feldzug militärisch niederwerfen zu können. Hinzu kamen die Erfahrungen und Berichte der Väter aus dem Ersten Weltkrieg. Beides sowie auch die deutsche Propaganda vom „sowjetischen Untermenschen“, dessen militärische Kräfte als schwach eingeschätzt wurden, mag dazu beigetragen haben, dass Fichte im Hinblick auf den westlichen Gegner ein ungutes Gefühl hatte. Auch in Frankreich wurden bis zum Waffenstillstand im Juni 1940 härteste Kämpfe geführt, und „grausige Bilder“

<sup>3477</sup> ... und ein ‚Vorn‘ gibt’s dort sicherlich so gut wie gar nicht.“ Edith Kuby-Schumacher in einem Brief v. 22.06.1941 an ihren Mann, in: Kuby: Mein Krieg, S. 107f.

<sup>3478</sup> Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 34.

zogen an den deutschen Soldaten vorbei, nachdem „die Stukas ... alles, aber auch restlos alles, kurz und klein geschlagen“ hatten, und „aus den ausgebrannten Tanks ... teilweise noch die Überreste der Leichen heraus[hingen],“ die Rede von „erschossenen Pferden“ ist, von „verdurstetem Vieh“, das „alle viere von sich [streckt]“ und von „infamem Verwesungsgestank,“ der den „aufgedunsenen Körpern [entströmt].“<sup>3479</sup> In der Wahrnehmung des Einzelnen, vor allem bei Soldaten, die noch keine Vergleichsmaßstäbe zu anderen Kriegsschauplätzen und den Polenfeldzug 1939 nicht miterlebt hatten, rief das Kriegsgeschehen im Westen einen „überwältigenden Eindruck des Schreckens hervor“, der aus heutiger Sicht wohl eher mit den Kämpfen im Osten assoziiert wird als mit dem gemeinhin in freundlicherem Licht erscheinenden Westen.<sup>3480</sup>

Nachdem Frankreich wider Erwarten „in nicht ganz sieben Wochen ... ‚so oder so‘ erledigt“<sup>3481</sup> war, beschlich den weit voraus denkenden späteren Schriftsteller Erich Kuby am 18.06.1940 eine Vorahnung: „Für uns wird eine Zeit beginnen, die viel unangenehmer sein wird als die bisherige.“<sup>3482</sup> Kuby meinte damit eine erwartete Verlegung an einen anderen Kriegsschauplatz. Andere wiederum hatten die Hoffnung, „dass der Konflikt hier ruhig vorübergeht,“<sup>3483</sup> und vielleicht sogar bald wieder Frieden herrschen könne. Ein weiterer Kriegsschauplatz mit lang anhaltenden Kämpfen, etwa in der Sowjetunion, war zu der Zeit für die meisten deutschen Soldaten wohl nicht ohne weiteres vorstellbar. Es gab Soldaten, die sich seit Ende des Polenfeldzuges Ende September 1939 ebenfalls den Krieg vorbei wünschten, da von ihnen zunächst keine weiteren Fronteinsätze erwartet wurden und sie als Soldaten monatelang nur Exerzierdienst abzuleisten hatten. Einer dieser Wehrmichtsangehörigen beklagte Anfang 1940 diesen „Stumpfsinn bis zur geistigen Verblödung!“ und hoffte im Namen seiner ebenso denkenden Kameraden „dass auch dieser verdammte Krieg sein womöglich baldiges Ende finden möge,“<sup>3484</sup> da Soldaten, die nicht kämpften besser als Zivilisten in Betrieben arbeiten sollten „als hier seit 9 Monaten abwechselnd umherzuziehen.“<sup>3485</sup> In der Tat empfanden später vor allem die Besatzungssoldaten, die sich vorwiegend aus älteren Familienvätern rekrutierten, ihren Dienst häufig eher als unbefriedigend, auch wenn sie in Frankreich, im Vergleich zu Polen oder der Sowjetunion, viele Vorteile hatten. Jasper stellt dazu fest: „Der fortgesetzte Krieg und die deutsche Kontinentalherrschaft verlangten von vielen einen immer längeren

<sup>3479</sup> FpBf Rudolf Fricke, 23.5.40, in Frankreich, in: Jasper: Zweierlei, S. 236, vgl. Abschn. 2.

<sup>3480</sup> Jasper: Zweierlei, S. 236.

<sup>3481</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 47.

<sup>3482</sup> Ebd.

<sup>3483</sup> Jasper: Zweierlei, S. 43.

<sup>3484</sup> FpBfe, Willy Pickert, 18.4./20.4.1940 in: Jasper: Zweierlei, S. 48.

<sup>3485</sup> Ebd. sowie vgl.: „Aber wiederum halten wir Frontkämpfer die Kasernenluft nicht lange aus.“ FpBfe, Josef Brauer, 12.11.1939, 10.2.1940, in: ebd., S. 49.

Verzicht auf ihr gewohntes Leben.“<sup>3486</sup>

Der Interviewpartner Kalbus wurde im Januar 1943 aus Stalingrad ausgeflogen. Sein nächster Einsatzort war jedoch nicht Frankreich, sondern Italien. Da er selbst einen Vergleich zwischen der Sowjetunion und Italien herstellte, sollen seine Eindrücke hier ebenfalls den Kontrast zwischen beiden Schauplätzen verdeutlichen:

„In Italien bin ich [auch] gewesen - ein gutes Jahr - von Ostern 1944 bis Anfang Mai '45. Italien war ein, so wie ich's empfunden habe, ein Kulturland. In Russland, da hab ich also nur die Rollbahnen kennen gelernt, also da, wo's immer geradeaus ging. Ich bin ja eigentlich erst mal mit'm Zug gefahr'n, an den Unterlauf des Don. Und dann bin ich zu der Kampftruppe gekommen. Und die is querfeldein, also, nich auf Straßen, querfeldein gerollt. Also, was ich in Russland gesehen habe, das war'n nur Dörfer mit Lehmhütten, mit kleinen Häusern und so. Und in Italien hab ich ein Kulturland kennen gelernt, obgleich ich zwar in der Nähe von Neapel war, und in der Nähe von Rom, aber beide nich gesehen, weil wir da nicht hinein durften. Das waren ‚offene Städte‘, da durften wir nich rein als Soldaten. Und alte Städte mit alten Kirchen. Da sind wir rein, da war auch Italien noch verbündetes Land. Wir haben in Privatquartieren gewohnt. Die [Italiener] waren nett zu uns. Und da waren wir teilweise Gäste, also ..., die waren nett. Und nur nachher, als es denn umschwenkte... aber die eigentliche Bevölkerung, die is eigentlich auch nicht feindlich zu uns gewesen, sondern das waren dann diese Partisaneneinheiten oder so, vor denen wir Angst hatten, nich. Die [Gefahr] war immer da.“

Dass die Sowjetunion von den meisten deutschen Soldaten als unterentwickelt und unsauber angesehen wurde, ist bereits in Abschn. 5. – 5.4 zum Ausdruck gekommen. Die Weitläufigkeit des Reichen und die streckenweise Eintönigkeit der Landschaft mit kleinen, häufig aus Lehmhütten bestehenden Dörfern, haben diesen Eindruck sicherlich noch verstärkt. Die von Kalbus empfundene „Kulturlosigkeit“ im Osten, gingen zunächst auf historisch bedingte Kulturvorstellungen zurück, zu der dann im Zweiten Weltkrieg die rassistische Komponente angefügt wurde. Europa, insbesondere Deutschland, müsse „sich als Kultureinheit der Massen von Einheitsmenschen aus Ost und West erwehren“,<sup>3487</sup> und der „bildungsbürgerliche Wehrmachtsoffizier“<sup>3488</sup> Willy Fohrmann, hatte diese Einstellung anscheinend ebenfalls verinnerlicht und übertrug sie auf die Bevölkerung der Ukraine:

„Ich habe in der Ukraine bisher die Erfahrung gemacht, dass der Bolschewismus die Menschen körperlich wie seelisch-geistig zu ‚grauen‘ Menschen bildete. Der Sowjetmensch ist der graue Mensch. Treffend ist der Ausdruck, den ich in der Zeitung ‚Das Reich‘ zum ersten Mal las. Grau ist Alter, verlebtes Sein, ist Einförmigkeit und Einfarbigkeit, ist Masse.“<sup>3489</sup>

Der von 1941 bis 1945 fast ausschließlich an der Ostfront eingesetzte Soldat Heinz Meier beklagte auch, vor allem beim Vergleich mit der deutschen Heimat, das Fehlen jeglicher kultureller Abwechslung und schrieb am 24.2.1942 an seine spätere Frau:

„Das Kollegium war auch bei dir zu Gast, mit so eminenter Garderobe! Ja, das ist

<sup>3486</sup> Jasper: Zweierlei, S. 244.

<sup>3487</sup> Pickler: Tischgespräche, S. 49, zit. n. Jasper: Zweierlei, S. 299.

<sup>3488</sup> Jasper: Zweierlei, S. 299, Anm. 232.

<sup>3489</sup> FpBf Willy Fohrmann, 26.8.41, in: ebd.

es vielleicht, was einem hier fehlt, die Umgebung - man sieht immer nur zerlumpte Gestalten und verlauste Buden!<sup>3490</sup>

Fischer, der zuvor im Westen eingesetzt worden war, beurteilte dies ähnlich:

„Trotzdem hatte dieser Feldzug wenig Ähnlichkeit mit dem gegen Frankreich. Wir fühlten uns wie in eine fremde Welt versetzt. Die Dörfer wirkten trist, die Bevölkerung war ärmlich, der russische Soldat unheimlich, und fast allgegenwärtig war ein Geruch von diesem russischen Benzin, das stark nach Petroleum roch.“<sup>3491</sup>

Der damalige Leutnant Willy Fohrmann hatte zuvor bereits in einem Brief an seine Braut seine persönliche, ideologisch motivierte Freund-Feind-Konstruktion dargelegt, die aus seiner Sicht die Unterschiede zu anderen Kriegen sowie den tiefen Graben zwischen Sowjetrussen und Deutschen offenbarte:

„Und es wird mir immer klarer, dass unser Kampf nicht den Sinn früherer Kriege hat, den der Eroberung und Machtgewinnung: Hier stehen Ordnung gegen Zerfall, Kultur gegen Barbarei, Seele und Geist gegen Materie, Persönlichkeit gegen Masse, im letzten Grund – Gott gegen den Teufel. So ist dieser Kampf – weil er die Gesetze der Natur – und diese sind göttlichen Herkommens, verteidigt, ein wahrhaft heiliger Krieg.“<sup>3492</sup>

Eine solche Einstellung schaltete das Gewissen aus, da dieses nur „an christlich-traditionelle Wertvorstellungen von Sittlichkeit und Soldatentum gebunden war,“ der Krieg im Osten jedoch ein „nach Naturgesetzen geführter Vernichtungskampf der Rassen“ war, der zudem Gottes Segen erhalten hatte und jenseits „des Sinnes früherer Kriege“ lag, wodurch jegliche Gewaltanwendung, sogar Völkermord „gegen den Teufel“ legitimiert wurde.<sup>3493</sup> Jasper verdeutlicht in seiner Studie, dass jedoch auch die deutschen Soldaten, die im Sommer 1940 im Westen gekämpft haben, von den Schrecken des Krieges eingeholt wurden und dies auch so in Briefen zum Ausdruck brachten. Die „gegenwärtige oder jüngst zurückliegende Bedrohung und die mit ihr einhergehende Angst,“ so Jasper, sei jedoch „immer die bedeutungsvollste, weil sie noch lebendig vor Augen stand, während der Schleier der Erinnerung über Abstraktion die Farbigkeit oder die Emotionen vergangener Wahrnehmung verblassen ließ.“<sup>3494</sup> So stellte Jasper bei Willy Fohrmann, der bereits im Westfeldzug in einer Angriffsdivision gekämpft hatte, fest, dass „der Beginn des Ostfeldzuges die Erinnerung an die Schrecken der Kriegserfahrung aus dem Westen zu überschreiben [schien]“.<sup>3495</sup> So berichtete Willy Fohrmann am 3.7.41 aus der Sowjetunion:

„Du wirst die Meldung im Rundfunk gehört haben, dass unsere Panzer bei Zloczow 150 russische Panzer außer Gefecht setzten. Wenige Stunden später stießen wir auf dieser Straße nach Zloczow nach. Die Straße ist ein Bild des grauenvollsten

<sup>3490</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 178.

<sup>3491</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 103.

<sup>3492</sup> Willy F., FpBf v. 18.8.1941, in: Jasper: Zweierlei, S. 82.

<sup>3493</sup> Vgl. Aussage Gottschalks in Abschn. 5., der berichtete, dass ein Pastor den Soldaten am Morgen des 22.6.1941 Gottes Segen mit auf den Weg in den Krieg gegeben hatte.

<sup>3494</sup> Jasper: Zweierlei, S. 237.

<sup>3495</sup> Ebd., S. 236f.

Rückzuges. Rechts und links liegen die Kolosse von 30 – 50 to. Unübersehbare Beute, Menschenleiber, verstümmelt und breit gefahren, verkohlte Leichen. So etwas gab es in Frankreich nicht zu sehen.<sup>3496</sup>

Aber auch im Westen, so wurde im Abschn. 2. und zu Beginn des vorliegenden Kapitels deutlich, gab es Beschreibungen von zerschossenen Panzerkolonnen, Leichen und verendetem Vieh. Das Grauen der Bilder hing somit nicht vom Kriegsschauplatz ab, auch wenn Willy Fohrmann als in vordersten Linien Kämpfender, im Westen daher nicht in dieser Intensität konfrontiert war wie die nachrückenden deutschen Truppen. Schlotmanns und Rudolf Frickes Beobachtungen in Frankreich 1940 verdeutlichen jedoch die Härte der Kämpfe dort mit allen ihren Begleiterscheinungen.

Willy Fohrmann, der immerhin den Rang eines Leutnants bekleidete, fiel der Wechsel vom Westen in den Osten schwer, so, als ahnte er bereits die Schwere der Aufgaben und die vollkommen andere Lebenswelt. Im Spätfrühjahr 1941 ließ er wehmütig die schöne Landschaft an sich vorüberziehen:

„Frankreich ist für mich eine schöne Erinnerung. Ich sah noch einmal vom Zuge aus die Silhouette der Weltstadt Paris. Über blühende Obstgärten hinweg schaute ich zum Sacré Cœur und zum Eiffelturm. Vorbei! Vielleicht war dieses Erlebnis ein Abschied für immer von Frankreich.“<sup>3497</sup>

Den neuen Lebensraum im Osten, den Willy Fohrmann nun erwartete, nahm er dann allein aufgrund seiner Größe als bedrohlich wahr. Nur sechs Wochen nach seiner Abreise aus Frankreich schrieb Fohrmann aus der Sowjetunion an die Heimat:

„Die Landschaft hier ist ein großer Raum, und alles, - der Mensch und die Dinge, die er schafft, seine Hütten und Wege, seine Kirchen und Häuser, scheinen so winzig klein – ich sehe oft das Bild eines Riesen, der in seiner Hand die Menschen und Dörfer wie ein Spielzeug hält. Ich war heute abend wieder auf dem Pferde draußen. Ich habe es noch nie erlebt, dass eine Landschaft weh tun kann, aber die Weite des Raumes hier, die großen Wälder, das Meer der grünen Felder, die unheimliche Stille, sie wirken wie ein Alp. Ich bin mit dem Pferd gejagt, weg aus dem Reich des Riesen, der mit unsichtbarer, unheimlicher Gewalt nach dem Herzen packte.“<sup>3498</sup>

Obwohl es auch im Osten zu der Zeit in der Gegend grünte, in der sich Fohrmann befand und die Stille, „die Weite des Raumes, die großen Wälder, das Meer der grünen Felder,“ und der Ausflug zu Pferde an sich sehr idyllisch klingen und dieser Anblick andere Soldaten vielleicht erfreut hätte, erschrak Fohrmann geradezu darüber, obwohl der Angriff gegen die Sowjetunion noch gar nicht erfolgt war und er den Schrecken des Krieges im Osten allenfalls in Polen und später im Westen auch gegen Frankreich erlebt hatte. Vielleicht beschlich ihn beim Anblick der Weiten auch eine ungewisse Vorahnung, ein unbewusster Respekt vor der Aufgabe, eventuell gegen dieses als bedrohlich wahrgenommene Russland Krieg führen zu müssen. Das

<sup>3496</sup> FpBf Willy Fohrmann, 3.7.41, in: ebd., S. 237.

<sup>3497</sup> Ders., 28.4.41, in: ebd., S. 244.

<sup>3498</sup> FpBf Willy Fohrmann, 8.6.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 245.

knappe Jahr, das Fohrmann in Frankreich verbracht hatte, hatte sicher eine gewisse Ruhe mit sich gebracht, eine Art Normalität geschaffen, den Besuch von Cafés, Bars und anderen Annehmlichkeiten mit sich gebracht, das Kennenlernen von Land und Leuten, das Gewöhnen an idyllische Landschaften und einen geregelten Soldatentag. Diese Beschaulichkeit, aber auch Überschaubarkeit stand für ihn in starkem Kontrast zu der von ihm als menschenleer empfundenen Weite des unübersehbaren Raumes und einer Angst vor dem, was ihn „weit im Osten“ hinter „der Grenze unseres Vaterlandes“<sup>3499</sup> an Neuem, noch nicht klar Erkennbarem und vielleicht über einen längeren Zeitraum mit schweren Kämpfen erwarten würde, die sich auch nach außerhalb Europas ausdehnen und eine ungewisse Zukunft bedeuten konnten. Am Vorabend des deutschen Überfalls gegen die Sowjetunion weitete sich der Blick deutscher Soldaten „in der unsicheren Erwartung einer Ausdehnung des Krieges; im Osten nach Russland und im Westen nach Amerika“<sup>3500</sup> (siehe dazu auch Abschn. 5., 5.1), was bedeuten konnte, dass ein baldiges Kriegsende nicht abzusehen war und die im Sommer 1940 noch weit verbreitete Siegeszuversicht erst einmal abschwächte.

Die Bedrohlichkeit, die vom Osten auszugehen schien im Vergleich zu der Berechenbarkeit der Verhältnisse und Lebensräume im Westen, ist auch bei anderen Briefeschreibern sehr präsent. Bei Kuby, dessen Erwartung eines im Vergleich zu Frankreich anderen Krieges allein aufgrund der „russischen Weiten“, die in der Überschrift dieses Abschnitts zum Ausdruck kam, klingt dies vergleichsweise neutral. Bei anderen Soldaten schwingt eine Angst mit, die vielfach im Zusammenhang mit der Natur im Osten steht, die nach außen hin eine trügerische Idylle auszustrahlen, gleichsam aber durch die Grenzenlosigkeit des Raumes etwas Unbekanntes, Dunkles zu verbergen scheint:

„Die Natur hat ihr weißes Winterkleid angezogen und die großen Wälder erscheinen im Raureif ganz romantisch. Jedoch in der unheimlichen Weite des Raumes, der Stille des Waldes, liegt ein Geheimnis, eine drohende Gefahr, die daran erinnert, was geschähe, wenn man in dieser Gegend allein sein muss oder gar die Nacht zubringen muss. ... Wie werden wir dieses heilige Fest begehen? Das wird eine Kriegsweihnacht im wahrsten Sinne des Wortes.“<sup>3501</sup>

Mehrere andere Briefeschreiber drückten ihre Wahrnehmung und Erfahrung auf dem östlichen Kriegsschauplatz ganz ähnlich aus:

„Die Landschaft ist ganz verschneit und manchmal ist so schöner Wald, dass ich hier mit Dir spazieren gehen möchte. Wenn ich aber dann wieder an Russland denke, vergeht mir das Spazieren gehen.“<sup>3502</sup>

Die von „Blitzkriegen verwöhnt[en]“<sup>3503</sup> deutschen Soldaten beschlich die Ahnung, sowohl den Winter und damit auch Weihnachten 1941 in Russland verbringen zu

<sup>3499</sup> Ders. am 2.5.41, in: ebd.

<sup>3500</sup> Jasper: Zweierlei, S. 245.

<sup>3501</sup> FpBf Fritz N., 27.11.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 250.

<sup>3502</sup> FpBf Herbert E., 19.10.41, in: ebd.

müssen, aber auch, dass dieser Feldzug nicht in absehbarer Zeit siegreich zu beenden war. Damit „gewann der russische Osten im Laufe des Herbstes 1941, sowohl räumlich als auch zeitlich, im Vergleich zu allen bisherigen Ost-West-Erfahrungen schwer einzuschätzende Unbestimmtheit und Grenzenlosigkeit,<sup>3504</sup> wie Jasper anhand der von ihm ausgewählten Feldpostbriefe feststellte.<sup>3505</sup> Die Erfahrungen mit der Natur auf dem östlichen Kriegsschauplatz glichen denen der Kämpfe dort, die sich ebenfalls endlos hinzuziehen schienen und ganz anders geführt wurden als im Westen. Die Länge der Front, das unerschöpflich scheinende Menschenreservoir der Sowjetunion, die immer und überall zu erwartenden Rotarmisten an der Front und Partisanen in den rückwärtigeren Räumen, die Fremdheit der Sprache, der Menschen und ihres Aussehens, die erwartete Hinterhältigkeit der Kämpfer, die überall, auch in den Wäldern zu lauern schienen, die Extreme, die von Mensch und Natur auf diesem Kriegsschauplatz auszugehen schienen, überstieg die schlimmsten Vorstellungen:

„Heute bin ich eine Stunde ganz allein durch einen Wald spazieren gegangen. Wunderbarer Raureif liegt überall. Beinahe dachte ich, zu Hause zu sein! Ein friedliches Bild. Wie anders dagegen 8 km vor, wo ich gestern war. Ein Massengrab von 116 Infanteristen und im kleinen Umkreis 420 Russen. Es ist nur ein Traumbild. Nachher glaubt man nicht mehr daran.“<sup>3506</sup>

Die manchmal traumhaft anmutende, friedliche Kulisse, verwandelte sich ein paar Kilometer weiter in eine Bühne, auf der sich Dramen abspielten, die den Betroffenen, der die wenige Freizeit gerade noch zu einem ruhigen Winterspaziergang genutzt hatte, auf schreckliche Weise wieder in die Realität zurückholten.

Dem späteren Schriftsteller Erich Kuby fielen kurz nach Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion in Litauen zwei Unterschiede zum Westen 1940 auf:

„Vor Seta sahen wir Flüchtlinge aus der zerstörten Stadt. In einem so dünn besiedelten Bauernland kann das Flüchtlingselend niemals die Formen annehmen, die es in Frankreich hatte. ... [D]er [Unteroffizier] ist sichtlich enttäuscht, dass hier zwar vielleicht Milch und Honig, aber keine Damenstrümpfe und Schuhe ‚fließen‘ wie in Frankreich, und dass die Politik verbietet, in diesen Randstaaten wie ein Feind aufzutreten.“<sup>3507</sup>

In Frankreich hatte mit dem Angriff der Deutschen ein Flüchtlingsstrom eingesetzt, der mehrere Millionen Franzosen zur Flucht in südlichere Regionen trieb. Solche dramatischen Szenen konnten die Wehrmachtsangehörigen im Osten jedoch zeitweise auch

<sup>3503</sup> Dies stellte Willy Fohrmann in einem FpBf am 11.09.41, aber auch bereits zuvor in Briefen vom 24.7.41 sowie 26.8.41 fest. In: ebd.

<sup>3504</sup> Jasper: Zweierlei, S. 250.

<sup>3505</sup> Vgl. der o. g. FpBf v. Willy Fohrmann v. 11.9.41: „Jeder Tag offenbart uns die Weite des Landes, und man möchte glauben, er sei ohne Begrenzung. Man sucht nach anderen Räumen, diese Ebenen, Höhen und Täler zu vergleichen – mit dem Bilde unserer europäischen Flächen reicht man nicht aus, denn Russland ist wie ein Erdteil, man möchte sagen, fast so groß wie der Himmel und das Meer.“ In: ebd.

<sup>3506</sup> FpBf Peter Sch., 23.11.41, in: ebd.

<sup>3507</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 112 (Brief v. 25.6.1941).

beobachten, wobei der Anblick der Betroffenen im Westen wie im Osten häufig das Mitleid deutscher Soldaten erregte. So schrieb Hans Starz über seine Erfahrungen mit Flüchtlingen im Raum Stalingrad:

„Wenn ich immer zur Kompanie fahre, werde ich auf dem Rückweg von Flüchtlingen aus Stalingrad angebettelt, diese aufsitzen zu lassen. ... Bevor ich zu meinem Tross kam, musste ich diese auf freiem Feld abladen. Auch eine alte Frau war dabei. Es war kalt und hat geregnet. Die Leute machen was mit. Die Frau hat mich gebeten, das kleine Kind (3/4 Jahr) doch mit in mein Loch zu nehmen, was aber doch nicht geht.“<sup>3508</sup>

Auch bei anderen Soldaten erregten der Anblick und die Not von Flüchtlingen im Osten mehrheitlich Mitgefühl, aber keine Verachtung oder Ablehnung. Hans Starz berichtete über seine Erfahrungen mit Flüchtlingen im Westen im Sommer 1944 ganz ähnlich wie aus dem Osten: „Flüchtlingseleid im Osten oder im Westen schien für ihn kein Kriterium für unterschiedliche Erfahrungen zu sein.“<sup>3509</sup> Zu Flüchtlingserfahrungen deutscher Soldaten in Ost und West stellt Jasper fest:

„Die Reaktion anderer Kriegsteilnehmer auf Flüchtlinge im Westen war ganz ähnlich, nur dass das Thema hier eine größere Rolle spielte und das Mitleid mit den Betroffenen eindeutiger im Vordergrund stand.“<sup>3510</sup>

Besonders für die Zeit des Westfeldzuges und unmittelbar danach, im Frühsommer 1940, liegen seitens deutscher Soldaten eine ganz Reihe Berichte zu französischen Flüchtlingen vor, die den mitleidigen Blick, Andeutungen des Bedauerns und manchmal sogar ein ausgeprägtes Einfühlungsvermögen offenbaren:

„Einige [französische] Mütter drücken ihre Babies fest an ihren warmen Körper, als wollten sie sagen: Das gehört mir, das gebe ich nicht her! Angst steht auf ihren Gesichtern, Furcht vor der Zukunft, weil sie nicht wissen, was morgen wird. ... So zieht das Volk zurück in Städte, Dörfer. Stumm, niedergeschlagen, verbissen und des Stolzes beraubt. Mir kommen schlimme Gedanken bei all diesem Leid. Wenn es meiner Frau oder Kindern so ergangen wäre, ich weiß nicht, ob ich das ertragen könnte.“<sup>3511</sup>

In Bezug auf den Vormarsch im Osten an sich bemerkte Kuby - im Vergleich zum Westen - eine Veränderung:

„Durch die Motorisierung der ganzen Division ... hat sich für uns die Art der Kriegführung verändert. In Frankreich hatten wir das Gefühl der Leichtfüßigkeit gegenüber der marschierenden Infanterie, die wir nach Belieben und Befehl überholten. Hier bewegen wir uns langsam in geschlossenen Kolonnen vorwärts.“<sup>3512</sup>

Der Kriegsdienst an sich gestaltete sich im Osten zeitweise unruhiger, wie Kuby feststellte:

„Ich hatte nachtsüber Dienst, das war in Frankreich immer die Zeit zu den stillsten

<sup>3508</sup> FpBf Hans Starz 19.10.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 269.

<sup>3509</sup> Ders., FpBf 21.6.44, in: ebd.

<sup>3510</sup> Ebd.

<sup>3511</sup> FpBf Hemmich, 19.6.40, in: Jasper: Zweierlei, S. 270, dort auch Anm. 109 und 110. Weitere Schilderungen über französische Flüchtlingsschicksale in Abschn. 2 dieser Studie.

<sup>3512</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 114.

Briefen, aber hier fügt es sich nicht. Man könnte glauben, die Herren telefonierten auch deshalb nachts miteinander, weil sie sich vor diesem Land fürchten.“<sup>3513</sup>

Wenn diese Einschätzung Kubys über seine Vorgesetzten zutraf, so war der damalige Leutnant Fohrmann nicht der einzige, der die Weiten der Sowjetunion als bedrohlich wahrnahm. Nach Beginn der Kämpfe war es aber nicht nur der im Vergleich zu Polen oder Frankreich „grenzenlose Raum“ im Osten, den die Soldaten betreten hatten. Der östliche Raum war vor allem durch Vorurteile, aber auch Realitäten, „durch Geschichte und Kultur deutlich weiter von allem entfernt, was sie bisher erfahren hatten.“<sup>3514</sup> Es erwartete die Deutschen ein Kampf gegen „den totalitären Weltanschauungsfeind des Sowjetbolschewismus“ in einem Land, das „schon seit dem 19. Jahrhundert als asiatisch im negativen Sinne beschrieben worden“ war, und dessen Volk „vereinzelt nicht zur weißen Rasse gerechnet“ wurde, wie Jasper charakterisiert, der zudem feststellt, dass „sehr alte Vorstellungen vom barbarischen, despotischen Russland ... so in einer völkischen Germanisierungsbewegung gegen den Panslawismus gewendet“<sup>3515</sup> wurden. Die bolschewistische Revolution von 1917 hatte dann „das Schreckbild Russland neben [einem] kulturellen, sittlichen und historischen [nun auch] einen politisch-ideologisch abschreckenden Charakterzug“ erworben, der auf deutscher Seite Angst und Hass erzeugte. Der dann von der NS-Führung entfesselte Kolonial- und Rassekrieg ließ „in seinem Charakter alle bisherige Kriegführung hinter sich“ und schloss bei der „Art der Bewertung von Menschen und Verhältnissen an Erfahrungen in Polen an“,<sup>3516</sup> wozu, zumindest in den ersten Wochen des Feldzuges, auch Siegeszuversicht und Überlegenheitsgefühl der deutschen Soldaten gehörten.<sup>3517</sup>

Der Stalingradüberlebende Bertold König empfand seinen Einsatz in Italien, ähnlich wie Kalbus, „im Vergleich zu seinen Erfahrungen in Stalingrad [als] das bessere Los.“<sup>3518</sup> Zugute kam ihm dabei, dass es ihm gelang, „aus den wenig bedrohlichen Splittern im Rücken einen Lungensteckschuss zu machen“<sup>3519</sup>, der ihm einige Monate Dienst in einer Kommandantur bescherte und in dieser Zeit den Fronteinsatz ersparte. Rothe stellte im Interview einen ausführlichen Vergleich zwischen Frankreich und Russland an. Als ausgebildeter Drogist und späterer Sanitäter stellte er häufig die unterschiedlichen Bedingungen auf dem Gesundheitssektor in Ost und West gegenüber:

„Wissen Sie, wir wollen mal so sagen: was dabei der Unterschied is, is das Niveau und die Kultur. Ja, na ja, das Äußere, und so weiter. Da [im Osten] der

<sup>3513</sup> Ebd., S. 115.

<sup>3514</sup> Jasper: Zweierlei, S. 247.

<sup>3515</sup> Ebd.

<sup>3516</sup> Ebd., S. 248.

<sup>3517</sup> Ebd.

<sup>3518</sup> König, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 163.

<sup>3519</sup> Ebd.

Dreckstiebel, da [im Westen] jeputzte Schuhe, da den... das Essen vom Teller, am Tisch. Da... und so weiter. Dieses Ganze, was drum herum is, und da [in Frankreich] 'n anständigen OP, wo gearbeitet wird, wo hinterher sterilisiert wird, wo die gut versorgt werden. Hier, wo das alles im... und so weiter. Das ist ein ganz gewaltiger Unterschied. ... Nein, [das] kann man ja gar nicht [vergleichen]. Na, weil man dauernd in Bewegung war, [konnte man nicht die gleichen Verhältnisse herstellen wie in Frankreich]. Ja, an der Mius... Moment mal, wir sind an 'n Mius im Dings jekommen. Und, na ja, die ganze Zeit hat ja gedauert vom 3. Januar [1943]... sind wir noch vor Stalingrad gewesen und am nächsten... im August waren wir... Können Sie mal nachschauen, wie viel Kilometer das sind, was das für eine Entfernung is – von der Wolga oben fast bis nach Pomenien. ... Ja, 'n halbes Jahr mögen wir gar nicht... is das vielleicht gar nich jewesen. ... Ja, natürlich waren die [Bedingungen dann] besser. ... Ja, natürlich, selbstverständlich [war's dann sauberer]. Erstmal die Arbeit für den Arzt, die Räume für die Kranken, für die Verwundeten, das ist doch logisch. Da konnte man das alles sauberer machen, [wenn man länger an einem Ort blieb]. ... Nein, [aber in Frankreich], da waren ja die Krankenzimmer mit Betten und Nachttisch. ... [Ein Verbandsplatz in Russland], das wurde sofort eingerichtet, in Häusern, in Panje-Häusern wurde das eingerichtet. Die wurden... ich weiß auch nicht, ich hab da keinen Einblick drin, ich war nie dabei. Wahrscheinlich wurden denn Häuser geräumt, dass da die Menschen raus mussten. Also bei so 'nem Kommando bin ich nicht jewesen, das kann ich nicht beurteilen. Auf jeden Fall: die Krankenzimmer, die waren denn in Häusern, da war kein Zivilist mit drin. In Russland sind ja nur diese kleinen Häuser. Das ist denn auf den Kolchosen. Die müssen jeräumt worden sein. ... Aber man kann das ja sauberhalten. Aber das ist doch logisch, das ist normal. Das wurde jemacht, [aber das war] nicht so wie in Frankreich. ... Ach, nein, nein, nein. Naja, die Geräte wurden sterilisiert, das kann ja gar nicht anders sein. Die Geräte waren ja da, 'n Apparat, auf Spiritus, wo das gemacht wurde mit einem, na, Chrom... Naja, das wurde auch da [im Osten] gemacht, aber auch... Da hatten wir auch so 'nen Behälter aus Chrom. ... Soundso lange musste das denn, mussten die Zangen und musste dadrin liegen. Und das wurde denn alles... Ja, ich hab das empfunden [in Frankreich] als vollkommen friedensmäßig, das, was da [1942 in Dieppe] sich abgespielt hat, is... dafür is es Krieg jewesen. Das sind Einwirkungen, mit denen man rechnen musste. Aber die nicht jede Stunde kamen und jede Minute, sondern es fielen nicht jede Nacht Bomben. Wenn Bomben fielen, wenn Flieger kamen, war Alarm. Aber das war ja nicht jede Nacht. Ja, in Russland mussten wir immer in... Da gab's keine Warnung. Wissen Sie, es gab ja keine Frontlinie. Sondern es is so gewesen, speziell, wo wir vom Winter '43... Es war unheimliches Schneetreiben, Wind, hab ich erlebt. Wir sind gezogen gen Westen. Parallel zu uns zogen die Russen gegen Westen. Wir konnten uns durch Schneetreiben konnten wir sehen und denn wurde gesagt: ‚Das sind da Russen.‘ Wir sind in ein Dorf gekommen, da waren die Russen schon drin [gewesen] und [waren] schon weiter zum Westen gezogen. Wir waren praktisch hinter den Russen. Das sind Tatsachen. Es hat keine geschlossene Linie gegeben. Naja, in Russland, da gab's kein [Front-]Theater, da gab's nich so was. Da war man praktisch immer Soldat und immer im... Und die Verwundeten mussten versorgt werden den ganzen Tag. Da war man praktisch Tag und Nacht und immer [im Einsatz]. Wissen Sie, das sind so 'ne Sachen, da gibt es keinen festen Zeitplan. Das is alles, wie's verlangt wird. Einen festen Zeitplan – so was gibt's da gar nich. ... Ja, natürlich, [gab es mal] Ruhephasen. Man hat Ruhephasen, wenn man Ruhe braucht, wenn die Zeit da ist. Aber es ist nicht... kein Plan. ... Naja, was heißt 'n paar Tage? Wir waren immer... Wenn man da im Krieg ist, ist man immer [da], wenn man gebraucht wird. Da gibt es nicht hier von wegen 8-Stunden-Tag. Wenn's sein muss [auch nachts], natürlich. Ja, natürlich, [aber in Frankreich] das is 'ne ganz [andere Situation gewesen]. Frankreich war besetzt, und es waren mal so, wenn die R-Boote rein kamen, wenn mal 'n Luftangriff war. Ansonsten war's ein fast normales Leben. Mensch, da gab's Bordells, da gingen die Landser hin. Da war Zeit! Da war 'n ganz anderes Leben. Da hat's eine Normalität fast gehabt. ... Und entscheidend ist

immer, wie jeder es subjektiv erlebt hat. Verstehen Sie? Es gibt welche [unter den deutschen Soldaten] die haben die Zeit, auch da, [in Russland], ganz gut verlebt.“

Anhand von Rothes Aussage kann folgendes zusammenfassend festgehalten werden: in Frankreich war für Sanitäter ein Arbeiten unter (fast) friedensmäßigen Bedingungen möglich. Während der Zeitzeuge dort, in Dieppe, in einem für damalige Verhältnisse modernen und voll ausgerüsteten Lazarett arbeiten konnte, in dem sich die nötigen Gerätschaften an Ort und Stelle befanden, musste in Russland alles per Fahrzeug und Pferd über hunderte von Kilometern transportiert und dann behelfsmäßig in den kleinen Panje-Häusern aufgebaut werden, um Kranke oder Verwundete behandeln zu können. Häufig mussten Ärzte und Sanitäter improvisieren.<sup>3520</sup> Darüber hinaus gab es bei manchen Soldaten

„die Furcht, sich mit dem ganzen Potenzial der Armee in der unübersehbaren Weite des Raumes zu verlieren,<sup>3521</sup> ein Gefühl, das sich im Westen nie einstellte. Die Straßenverhältnisse erhöhten die Strapazen, aber auch die Gefahr. Wo im Westen ein Sanka einen Verwundeten ins nächste Lazarett oder Kreiskrankenhaus fahren konnte, standen im Osten oft nur Sandpisten und Pferdefuhrwerke zur Verfügung.“<sup>3522</sup>

Unter solchen Umständen waren bestimmte schwere Verwundungen, die im Westen durch schnelle Operation und Behandlung das Überleben sichern konnten, im Osten meist das Todesurteil des Betroffenen.<sup>3523</sup> Die „völlig neue Qualität der Kämpfe, die im Unterschied zu aller bisherigen Erfahrung permanent, intensiv, verlustreich und ohne Ende‘ geführt werden mussten,<sup>3524</sup> wirkten sich entsprechend beim Sanitätspersonal aus. Die DRK-Schwester Anneliese Kaut schrieb während ihres Einsatzes in einem Lazarett an der russischen Südfront dazu am 17.11.1941 in ihr Tagebuch:

„Jetzt gibt es in rauen Mengen Arbeit, weil an der Front heftige Kämpfe toben. Für 500 Patienten mache ich die notwendigen Laboruntersuchungen ganz allein. ... Morgens um 8 Uhr beginnt der Dienst. Bei durchgehender Arbeit ohne Mittagspause kann ich um 17 Uhr fertig sein. Ich muss alles selbst einrichten und die Geräte besorgen. Oft fehlen die notwendigsten Dinge. Da muss ich mir zu helfen wissen. ... Zu den einzelnen Stationen sind oft weite Wege zurückzulegen, weil die ukrainischen Häuser so weit auseinander liegen. Ursprünglich war dies auch kein Krankenhaus sondern eine Siedlung. Die Kranken und Verwundeten sind alle verlaust.“<sup>3525</sup>

Auf Hauptverbandsplätzen, auf denen Rothe vorwiegend tätig war, wurde auch in primitiven oder zerschossenen Notunterkünften ohne jede Infrastruktur gearbeitet. Stren-

<sup>3520</sup> Vgl. Scholz: Sanitätstaktik des Heeres, S. 129: „Man darf auch ohne weiteres davon sprechen, dass für den Feldzug in Russland weder die Menschen noch das Gerät genügend vorbereitet waren ...“

<sup>3521</sup> Vgl. Hürter: Heinrici, S. 65, Nr. 18 (6.7.41): „Herrgott ist das ein finsternes Land nördlich der Pripjetsümpfe, Wald, überall Wald, dazwischen kilometerbreite Sumpfstrecken, wo man bis in die Knie im Modder versinkt. Bloß von oben sieht die Sache besser aus. Bin gestern im [Fieseler] Storch meine Marschkolonnen abgeflogen.“

<sup>3522</sup> Jasper: Zweierlei, S. 274.

<sup>3523</sup> Ebd. Vgl. dazu den Abschn. zu Kranken- und Verwundetenversorgung in dieser Studie.

<sup>3524</sup> Ebd., S. 247.

<sup>3525</sup> Kaut: Eine von vielen, S. 26.

ge Wintertemperaturen mit - 45 Grad strapazierten Personal und Patienten gleichermaßen. Seuchen – Cholera, Diphtherie und Fleckfieber - breiteten sich hier schnell aus:

„Anders als im schnell eroberten Westen Europas bedeuteten die jahrelangen Gefechte im Osten zunächst ein stetes Nachziehen der Lazarette weiter ostwärts. Spätestens nach der Niederlage der deutschen Truppen vor Stalingrad wurde die Situation immer hektischer: Innerhalb kürzester Zeit gerieten Lazarette in den unmittelbaren Frontbereich, die Zeltstädte mussten oft binnen weniger Stunden ab- und an anderem Ort wieder aufgebaut werden.“<sup>3526</sup>

Von der Beleuchtung berichtete Rothe nichts, jedoch ist vorstellbar, dass auch hier, die Lichtverhältnisse im Osten berücksichtigend - im Winter trat in der Regel bereits gegen 15.00 Uhr die Dunkelheit ein -, nur bei sehr ungenügendem Licht gearbeitet werden konnte. Während in Frankreich zwischen 1940 und 1944 gelegentlich feindliche Angriffe aus der Luft oder durch nächtliche Kommandos per Boot erfolgten, die in ihrer Intensität berechenbarer waren und – in Bezug auf die Luftangriffe – vorzeitig geortet und somit angekündigt werden konnten, mussten die deutschen Soldaten in der Sowjetunion ständig wachsam sein. In Frankreich hatten die Landser ein gewisses Maß an Freizeit zu ihrer Verfügung. Bis auf sporadische Luftangriffe, war der Krieg nur hin und wieder zu spüren, während die Soldaten im Osten weniger Gelegenheit hatten, zur Ruhe zu kommen. Auch fehlte hier das gemäßigte Klima, die Möglichkeit der Einkäufe und der Abwechslung, wie sie in Frankreich in Cafés, Kinos, Theatern oder beim Einkaufen auf Bauernhöfen gegeben war<sup>3527</sup>. Dennoch muss hier einschränkend folgendes gesagt werden: die meisten der 1939 nahe der französischen Grenze zur Sicherung des Westwalls stationierten Wehrmichtsangehörigen<sup>3528</sup> sowie der nach dem Frankreichfeldzug 1940 im Westen verbliebenen deutschen Soldaten wurden im Laufe des Herbstes 1940 von dort abgezogen und dann in den harten Kämpfen an der Ostfront eingesetzt. An den Atlantikküsten blieb nur eine sehr schwache Besetzung zurück, von denen die meisten auch damit rechnen mussten, irgendwann an andere Fronten verlegt zu werden. Andere waren zuvor bereits im Osten gewesen, hatten also die Härte des Krieges schon zu spüren bekommen und befanden sich als Wiedergenesene ab 1942 nur aufgrund schwerer Krankheit oder Verwundung in Frankreich, da ihre Ostverwendungsfähigkeit nicht mehr gegeben war. Außerdem wurden die küstennah stationierten Soldaten, und das waren die meisten

<sup>3526</sup> Morgenbrod/Merkenich: Das Deutsche Rote Kreuz, S. 262.

<sup>3527</sup> Vgl. Rescher: Heimat!, S. 55, TB ab 17.1.1942: „Es stand nun fest, dass unsere Division nach dem Osten kommen sollte und alles wurde getan, um fix und fertig zu werden, denn dass es in Russland nichts zu kaufen und auch sonst nichts zu holen gab, hatte sich herumgesprochen. ... Die schöne Gegend war uns bei dem fast ständig guten Wetter doch lieb geworden, auch mit der Bevölkerung standen wir uns im Gegensatz zu früheren Einquartierungen gut.“

<sup>3528</sup> Diese mussten sich von der deutschen Zivilbevölkerung zuweilen als „Kdf-Krieger“ oder „Bunkerschläfer“ titulieren lassen, die einen „Krieg in Schlaf und Schatten“ führten, während ihre Kameraden im Polenfeldzug kämpften. Vgl. Steinert: Stimmung, S. 110.

der in Frankreich eingesetzten Wehrmachtsangehörigen, spätestens seit November 1943 durch die von Hitler geforderte Verstärkung des „Atlantikwalls“, neben der Ausbildung zu schwerer körperlicher Arbeit sowie zu zusätzlichen Wachdiensten herangezogen. Auch die Erwartung einer alliierten Landung erhöhte die Anspannung. Es wurde vermehrt mit kleineren oder größeren Kommandounternehmen an den nordfranzösischen Küsten sowie mit Tieffliegerangriffen auf Städte, Bahnlinien und Küstenbefestigungen gerechnet. Neben der Mehrarbeit mussten rund um die Uhr zusätzliche Streifendienste von den Soldaten übernommen werden, außerdem gab es vermehrt Alarmübungen, auch nächtliche, die im Vorwege der Landung am 6. Juni 1944 zu einer Übermüdung der ohnehin strapazierten Truppe führten. Es wurde zwar noch kein Krieg im eigentlichen Sinne geführt, der „normale“ Tagesdienst war jedoch bei vielen Soldaten einem Tag- und Nachteinsatz mit wenigen Ruhephasen gewichen, wie die Aussagen dieses Kapitels belegen.

An der Ostfront konnte es zeitweise vorkommen, dass ein Arzt, zuständig für die Erstversorgung der Verwundeten, nur wenig Dienst tun musste. Von seinem Einsatz als Arzt im Frühjahr 1942 berichtete Friedrich Goldberg:

„Ich hatte, trotz der häufigen Gefechte, nicht viel zu tun und fühlte mich manchmal völlig überflüssig, aber es musste jemand da sein, der verantwortlich war, auch für die Sanitätsdienstgrade, deren Vorgesetzter ich war. Wenn nichts los war, musste ich eine Rundreise machen durch alle Abteilungen, die zum Einsatz kommen konnten.“<sup>3529</sup>

Bei einem anderen Einsatz, in Polen, arbeitete Goldberg in einem Kriegslazarett, wo rund um die Uhr Dienst getan werden musste. Das Phänomen, keinen geregelten Alltags mehr zu haben, beklagte auch Meier in einem Brief von der Ostfront am 24.2.42:

„Sonntag – welche Bedeutung hatte doch in guten Zeiten des Friedens dieser Tag! Brachte er doch jedes Mal nach vergangener Woche Arbeit die beliebte Abwechslung. Heute, wo man tief im Feindesland steht, merkt man nichts davon.“<sup>3530</sup>

Ludwig schilderte im Interview die Gleichgültigkeit, die er im Osten bei den Russen u. a. in Bezug auf Sauberkeit und Hygiene während des Krieges feststellte:

„Dinge passierten da, die denen dort überhaupt nicht mehr aufgefallen sind, sondern die ganz selbstverständlich waren, dass zum Beispiel die Kohlen über'n Bahnsteig weggeschüttet werden. Alle Leute gehen durch. Dann ist aber das Dach, hat 'n Loch und is schon reingepladdert. Da läuft die schwarze Soße daher. Und dann kommt man zum Lokus. Papier – das kennen die nicht, sondern... Und das andere, das musste man wahrscheinlich mit zwei Fingern machen oder sonst wie. Und all' so was. Das war Russland.“<sup>3531</sup> Und das war nicht nur Russland in die-

<sup>3529</sup> Goldberg, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 62.

<sup>3530</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 181.

<sup>3531</sup> Vgl. FpBf Helmuth Frisch, 24.4.42, in: Jasper: Zweierlei, S: 265f.: „Die Leute sind aber sonst ganz anständig und freundlich, nur dumm, stumpfsinnig und vor allem dreckig grosenteils, dass es gar keinen Ausdruck dafür gibt. Beispielsweise habe ich in dem ganzen Ort noch keinen Locus von den Russen gesehen. Entweder gehen sie in den Stall oder ... in die freie Natur rings um das Haus herum. Auch der Gebrauch von Papier zu solchen Zwecken ist in Russland vollständig unbekannt.“

sem Vergleich. Da waren gar keine Kohlen auf 'm Bahnsteig, und Bahnsteige haben wir auch gar nicht mehr gesehen, aber da waren die Schienen auch schon nicht mehr brauchbar, in Russland. Das war der Unterschied. Und der Unterschied war auch der, dass sie gar keine Klos hatten... und all' solche Dinge, die völlig der Zivilisation entgegenstanden. Und wir waren nun mal komischerweise, also wirklich komischerweise, so komisch erzogene Leute, dass wir selbst als Soldaten es noch gerne hatten, dass wir nicht ohne Unterhose rumlaufen mochten, weil uns das sonst zu dreckig geworden wäre. Und so was. Also insgesamt, die insgesamt Befindlichkeit, und wenn man's nun jetzt noch meint, vom Soldatischen her, beim Engländer weiß ich, worauf ich stoße. Beim Russen weiß ich das noch gar nicht. ... Der kann ausweichen und einen dann hinterrücks erschlagen. Und das sag' ich nicht so daher, weil's mir ja nicht passiert ist. Aber ich weiß es, dass es passiert ist. Und selbst uns is es so passiert. Oder: das ist ganz schlimm gewesen, dass wir natürlich dann glaubten, wenn irgendwo eine Ruhezeit ist, wir in die Quartiere der Russen gehen, dass eines Tages ... die Leute nicht wieder rauskamen. Da sind sie über Nacht ermordet worden. Das wäre uns im Westen nie passiert.“

Auch Kurt Rescher, der bis Anfang Mai 1942 in Nordfrankreich stationiert gewesen ist und nun in einem russischen Dorf ankam, war bei der Aussicht auf ein Privatquartier – vor allem hinsichtlich der Hygiene - nicht gerade wohl zumute. Er schrieb in sein Tagebuch: „Wir sahen die Sowjetherrlichkeit aus nächster Nähe, und es war uns etwas unbehaglich zumute bei dem Gedanken, hier hausen zu müssen.“<sup>3532</sup>

Aber auch französische Städte hinterließen bei deutschen Soldaten nicht immer einen einladenden Eindruck. Der damalige Bordfunker Martin Kramer empfand die Stadt Bordeaux, in der er mit einem Beauftragten des Reichsluftministeriums einen kurzen Aufenthalt hatte, als ausgesprochen schmutzig:

„Ich weiß, in Bordeaux... sind wir [mit dem Flugzeug] gelandet, und denn sind wir auch eine Nacht geblieben. Aber so ein Drecksnest! Von jedem Haus kam eine Wasserrinne auf'n Trottoir, war 'n Brett rüber, und wenn man da nachts auf'n Brett auftritt: gügügü, die Ratten! Wir sind da mal im Kino gewesen mit unser'm [Mann] vom RLM, und da kamen wir spät nach Hause, sind wir über'n Marktplatz gegangen – und die Ratten! Da sag' ich: ‚In Bordeaux möcht' ich nicht begraben sein!‘“

Die unhygienischen Zustände, die Kramer in Bordeaux auffielen und abschreckten, wecken Erinnerungen ans Mittelalter: verdreckte Trottoirs, keine Kanalisation, Rattenplage, Unrat auf den Straßen und Wegen, keine befestigten Fahrbahnen.

Heinze empfand die französische Hauptstadt, in der er einige Tage Aufenthalt hatte, bevor er in die Normandie abfuhr, vom Zug aus ebenfalls als wenig attraktiv:

„Als wir am nächsten Morgen durch die grauen Vorstädte in die Normandie hinausfahren, habe ich mich gefragt, warum kam ein Textdichter auf die Idee zu sagen: ‚Paris, du bist die schönste Stadt der Welt?‘ Zu seiner Entlastung kann ich nur sagen: er hatte Paris sicherlich unter anderen Umständen kennen gelernt als wir, Anfang Dezember 1943.“<sup>3533</sup>

Auch andere deutsche Soldaten nahmen den Westen nicht unbedingt als sauber wahr: „In Frankreich war es oft schmutzig und dreckig ...“.<sup>3534</sup> Im Osten empfanden sie

<sup>3532</sup> Rescher: Heimat!, TB, ab 24.5.1942, S. 56.

<sup>3533</sup> Hans Heinze: Erinnerungen, PrArIW.

<sup>3534</sup> FpBf Erwin J., 25.6.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 264.

es „aber [als] noch schlimmer“,<sup>3535</sup> was jedoch dort dazu führte, dass sie auch die Einheimischen als minderwertig ansahen, was im Westen nicht der Fall war, wo die unhygienischen Verhältnisse unabhängig blieben von der Beurteilung der Franzosen, die von ihnen deshalb nicht als minderwertig betrachtet wurden. In dem hier in der Anmerkung auf der vorgehenden Seite genannte Brief von Helmuth Frisch jedoch wusste dieser zu trennen zwischen der Unsauberkeit der Menschen und ihrem Charakter, den er als „sonst ganz anständig und freundlich, nur dumm und stumpfsinnig“ beschrieb.<sup>3536</sup> Einen eklatanten Unterschied zwischen Ost und West bildete auch die Armut der Menschen in Polen und in der Sowjetunion. Ein Soldat berichtete aus weißrussischen Städten, die wenig zerstört waren und aus Bauerndörfern in dem dünn besiedelten Gebiet im Oktober 1941 nach Hause: „... wenn ihr mal die hiesigen Zustände sehen würdet, nicht das geringste Meckern über Marken, Punkte und Karten käme mehr über eure Lippen, denn die hier haben nichts, einfach gar nichts.“<sup>3537</sup> Die stoische Hinnahme der gegebenen Verhältnisse wurde von den Deutschen, wie zuvor erwähnt, oft als Dummheit oder Stumpfsinnigkeit der Bewohner gedeutet. Das gleiche gilt für die Art und Weise, wie manche Rotarmisten sich, nach Meinung eines Zeitzeugen „auf der Stelle totschiessen [lassen] für 'ne Sache“, weil „die Einstellung zum Leben ... eine andere [ist].“ Auch als „saublöde“ oder „idiotische“ Angriffsweise betrachteten einige Zeitzeugen (u. a. Müller, Asmussen in Abschn. 5., 5.1) die Taktik der Rotarmisten, immer wieder mit Masse gegen die deutschen Truppen anzurennen. Der eine oder andere hatte jedoch auch Mitleid mit der polnischen und sowjetischen Bevölkerung, ohne allerdings zu berücksichtigen, dass der Eroberungskrieg der Wehrmacht die Armut des Ostens noch verschärfte. So schrieb der Soldat Hans Starz im Mai 1942 an die Heimat von bettelnden Kindern:

„Man sieht in dem Paradies ein Elend und eine Misswirtschaft, die man gesehen haben muss. Die kleinen Kinder, die hier nicht selten sind, tun mir manchmal selber leid, und ich hab auch von meinem Essen, dass ich ja selbst benötige, etwas abgegeben und was haben sie da für eine Freude.“<sup>3538</sup>

Auch wenn die Verhältnisse in der Sowjetunion oder auch in Polen neben der Dummheit und Stumpfheit dem bolschewistischen System und der Misswirtschaft im Osten zugeschrieben wurden, konnte es „in der konkreten Konfrontation mit den Auswirkungen dieser Armut“<sup>3539</sup> zu menschlichen Gesten und Empfindungen auf Seiten deutscher Soldaten kommen. Statt mit Ekel oder Ablehnung reagierten Wehrmachtsangehörige, vor allem Mannschaftsdienstgrade, mit Mitleid. Die Einheimischen wurden „als

<sup>3535</sup> Ebd.

<sup>3536</sup> FpBf Helmuth Frisch, 24.4.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 265f.

<sup>3537</sup> FpBf Herbert E., 30.10.41, ders. auch 21.7.41, in: ebd., S. 266.

<sup>3538</sup> FpBf Hans Starz, 15.5.42, in: ebd., S. 266.

<sup>3539</sup> Ebd., S. 266.

Opfer der Verhältnisse betrachtet<sup>3540</sup>, ihre Not wurde wahrgenommen, aber auch ihre Freundlichkeit und die Beobachtungen und Erfahrungen in Feldpostbriefen geschildert.<sup>3541</sup> Nicht für alle Frontsoldaten ist typisch, dass sie die schwierige Situation der Bevölkerung in den besetzten Gebieten überhaupt wahrnahmen. Und auch das aus der Not entstandene Verhalten bettelnder Kinder wurde nicht immer dem Krieg oder auch der Misswirtschaft und den politischen Verhältnissen zugeschrieben, sondern von einigen nur angeprangert und verurteilt, wie etwa von Leutnant Willy Fohrmann:

„Interessante Bilder im eigentlichen Sowjetrußland: Armut, Vernachlässigung und Verkommenheit auf allen Dörfern. ... Gott sei Dank, dass wir diesen Horden zuvorgekommen sind. Sie hätten unsägliches Leid über uns gebracht.“<sup>3542</sup>

Rothe, der zuvor, im Vergleich zu Rußland, von friedensmäßigen Bedingungen in Frankreich berichtet hat, gab einen Einblick in seinen Tagesablauf, aus dem deutlich wird, dass er lange vor der Landung, besonders im Jahre 1942, in der Hafenstadt Dieppe häufig auch nachts im Einsatz war:

„... In Frankreich ... hatten wir jeder unsere Aufgabe. Und ich habe als ‚Drogist-Foto‘ gearbeitet, gelernt und musste die Photoabteilung... die Röntgenabteilung übernehmen. Und ich ... wurde eingewiesen, Röntgenabteilung und habe in Frankreich, im Lazarett, die Röntgenabteilung gemacht. ... Ja, na, das is ’n Irrtum, [dass in Frankreich nichts zu tun war.] Dieppe is ’n Hafen. Und in den Hafen, das war der Hafen für die 6. R-Boot-Flottille. Und wenn die einlief, die hatten immer Verwundete an Bord. Ich habs selbst gesehen, ich hatte mal frei, hab am Hafen gestanden, und da kam in der Ferne, wie eine Perlenkette, kamen die R-Boote an, und in der Luft die Spitfires, und die haben Vierlings-Flak. Und denn hats ’n mächtiges Gefecht gegeben. Und wenn sie denn an Land das sehen, das is so, als wenn Sie im Kino sitzen. Verstehen Sie? Und ich hab denn dabei beobachtet, wie zwei Spitfire abgeschossen wurden. Und die liefen bei uns ein, und das wird alles gemeldet. Denn standen von uns die Krankenwagen am Hafen und inzwischen wurden im OP noch ein oder zwei zusätzliche OP-Tische aufgebaut, und denn wurde nich an einem OP-Tisch gearbeitet, denn wurde an mehreren gearbeitet. Außerdem – nachts kamen ja die Bomber. Die, denken Sie, die Franzosen, die haben auch gewusst, wo die Kasernen sind und wo das Militär liegt. Und die haben die Bomben abgeworfen, da waren auch Verwundete. ... Aber das is doch die Spionage, mein Gott. Die hatten doch... Ach natürlich, die haben doch gewusst, wo die Soldaten liegen. Naja, die haben die Ziele gewusst, so wie jetzt die Amerikaner wissen ja auch da unten die Ziele. ... R-Boot. Räumboote. Das waren schmale, lange Boote, wie so ’n Kanu, aber natürlich größer. ... Minenräumer waren noch wieder andere. ... Ja, das waren schmale, lange Boote, schnittige Boote waren das, wenn die einliefen. [Und die wurden] natürlich beharkt, von den Spitfires hauptsächlich. ... Ja, Splitter [hatten die], Einschüsse und so weiter. ... Ich hab nur jesehen, die sind ins Meer jestürzt, die zwei Spitfire, die ich selbst gesehen hab. ... Was da sich dann abgespielt hat, weiß ich nicht. ... Das weiß man nicht, [ob die ertrunken sind.] Da hats wahrscheinlich die Schleudersitze noch nich jegeben. Ich weiß es nicht.“

<sup>3540</sup> Ebd.

<sup>3541</sup> FpBf Josef B., 13.7.41: „Die Leute sind hier sehr freundlich, obwohl sie Not leiden. Bitte Brot! Kann man immerzu hören oder in ihren Gesichtern ablesen.“

<sup>3542</sup> FpBf Willy Fohrmann, 14.7.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 267.

Rothe verdeutlichte in seiner Aussage, dass Luftangriffe auf deutsche Räumboote<sup>3543</sup> häufiger vorkamen. Mit dem Klischee, dass in Frankreich „Badebetrieb“ herrschte, räumte der Informant ganz energisch auf. Auch im Westen gab es – aufgrund solcher Angriffe - nicht immer geregelte Arbeitszeiten, und es herrschte nicht immer Frieden. Besonders deutsche Militäreinrichtungen in französischen Hafenstädten wurden ins Visier englischer Bomber genommen. Den Alliierten waren die strategischen Ziele durch Luftaufklärung und Spionage bekannt (vgl. 2.4, Angriffe auf Dieppe/St. Nazaire). Einige Frontsoldaten, die im Osten vom ersten Tag an im Einsatz waren und immer in vorderster Kampflinie standen, beklagten die wenige Ruhezeit. So schrieb Fritz Neuberger nach fünfmonatigem, pausenlosen Einsatz am 21.11.1941: „Der Krieg im Osten dauert nun eben zu lange für uns. Seit dem 22. Juni waren uns wenig Ruhetage gegönnt!“<sup>3544</sup>

Wenn es doch mal im Krieg Wochen des Nichtstuns gab, konnten diese jedoch auch für diejenigen unangenehm werden, die unbedingt wieder innerhalb ihrer Einheit an der Front eingesetzt werden wollten. Meier, der nach einem Lehrgang in der Heimat mit anschließendem Urlaub im August 1944 zurück an die Ostfront fuhr, berichtete von mehreren Wochen „Rumliegendei“, die er auf der Suche nach seiner alten Einheit verbrachte. Über den Verbleib seiner Kompanie war zunächst nichts in Erfahrung zu bringen, Meier wurde dann einer anderen Truppe zugeteilt. Die Zeit dazwischen empfand der damalige Schirrmeister nicht als willkommene Ruhepause, sondern als unangenehm. Er fühlte sich „wie ein arbeitsloser ‚Stempelbruder‘“, den die Ungewissheit über seinen endgültigen Standort plagte. Aufgrund des Fehlens einer Adresse und einer Feldpostnummer beklagte er auch, dass ihm keine Post zugestellt wurde.<sup>3545</sup> Ein anderer, im Sanitätsdienst eingesetzter, damaliger Medizinstudent wurde im Jahre 1941 nach sechswöchiger Ausbildung nach Frankreich versetzt. Er hatte das Glück, dort bei warmem Wetter an der Westküste eine angenehme Zeit zu verbringen:

„Es war ein herrlicher Sommer an der Atlantikküste. Wir leben im wahrsten Sinne des Wortes wie Gott in Frankreich. Tagsüber war ich mit noch zwei anderen Medizinstudenten im Operationssaal tätig u. abends gings raus an den Strand von Vannes, St. Nazaire, La Baule, Le Poligneu! Ein starkes halbes Jahr dauerte diese Herrlichkeit in Nordwestfrankreich. Wohl war in Vannes unser Ortslazarett, doch damals wurde noch nicht so sehr Benzin gespart und so sind wir mit unseren ‚Sankas‘ überall herum gekommen.“<sup>3546</sup>

Das sommerliche Wetter, die Stationierung an der ruhigen Atlantikküste, die Tatsache, dass in Frankreich vielerorts keinerlei Kämpfe oder Luftangriffe stattfanden und der daraus resultierende wenige, unter friedensmäßigen Bedingungen zu erledigende

<sup>3543</sup> Bei den R-Booten (Räumbooten) handelte es sich um Kriegsschiffe, deren Hauptaufgabe die Beseitigung von Seeminen war.

<sup>3544</sup> Zit. n. Jasper: Zweierlei, S. 92.

<sup>3545</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 326 – 345.

<sup>3546</sup> Rundbucheintrag v. Walter Plenefisch v. 14.4.1943, in: Restloser Einsatz, S. 95.

Dienst, die Urlaubsatmosphäre – viele Franzosen verbringen dort im Juli/August ihre Ferien – sowie die Freiheit und Ausgeruhtheit, abends an den Strand gehen zu können und ein Fahrzeug zur Verfügung zu haben, um andere Urlaubsorte zu erkunden, suggerieren die Beurteilung, wie „Gott in Frankreich“ gelebt zu haben. Dass so viele günstige Bedingungen gleichzeitig über längere Zeit zusammentrafen, war aber die Ausnahme, denn über kurz oder lang änderten sich zumeist die Einsatzorte, und auch in (Süd-)Frankreich waren die Bedingungen im Winter nicht mehr so ideal (vgl. Müller). Auch die 1940 im Mai/Juni nach stoßenden oder nicht mehr kämpfenden deutschen Einheiten fanden zunächst für kurze Zeit eine Art Schlaraffenland vor: es gab kaum noch Kämpfe, nach dem 18. Juni 1940 überhaupt keine mehr, die Geschäfte waren noch voller Waren, der Umtauschkurs für die Deutschen sehr günstig, und es herrschte angenehme Frühsommerwitterung.<sup>3547</sup>

In Abschn. 2.2 erwies sich die Konfrontation mit dem Inhalt und Wahrheitsgehalt vom „Leben wie Gott in Frankreich“ jedoch als den Zuständen nicht angemessen. Müller und Dose, die beide eine Zeitlang in Südfrankreich stationiert waren und diese Zeit auch als „Leben wie Gott in Frankreich“ bezeichnet hatten, erwähnten die vergleichsweise schlechte Verpflegung dort (siehe auch Müllers Aussage in Abschn. 2.2). In beiden Fällen wie auch in der Aussage des Medizinstudenten, bezogen sich die Angaben auf angenehme klimatische Bedingungen und die Abwesenheit von Kampfhandlungen. Das Paradies sieht anders aus, zumal sich die Soldaten dort nicht im Urlaub befanden, sondern regulären Dienst zu versehen hatten. Angesichts der Tatsache, dass das übrige Leben besonders im Hinblick auf die Versorgung mit Nahrungsmitteln eher karg verlief, entsprach die Parole vom „Leben wie Gott in Frankreich“ nicht den tatsächlichen Zuständen vor Ort.<sup>3548</sup> Die Aussage wurde von Soldaten sowohl in Feldpostbriefen als auch viel später noch im Interview gern verwendet, um kurz und prägnant mitzuteilen, dass es einem in Frankreich (oder anderswo) gut ergangen war. Unter der Parole konnte sich wohl jeder etwas vorstellen - nur suggerierte sie ein paradiesisches Leben, das in Wirklichkeit nicht stattfand.

Dem Befragten Rothe fiel auf, dass sich französische, aber auch deutsche Frauen von Äußerlichkeiten wie Marine- oder Fliegeruniformen beeindrucken ließen, und er sich als Heeressoldat im Westen dadurch benachteiligt fühlte:

„Wissen Sie, das ist doch so: Wenn Sie in Rouen oder in Dieppe oder in Deutschland in einem Lokal saßen, an Ihrer Seite ein hübsches Mädchen, Sie haben sich unterhalten, die Tür ging auf. Da kamen drei Flieger rein oder drei Marine... Dann war das Mädchen weg von Ihnen. Wir waren doch nur die dritte

<sup>3547</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 52. In: Restloser Einsatz, S. 87f., schrieb der Soldat Otto am 20.11.1942, dass er die Kämpfe an der Westfront 1940 „schwerer als nach Russland herein“ empfunden hatte, danach jedoch einige Wochen „wie ein Herrgott in Frankreich“ gelebt habe.

<sup>3548</sup> Vgl. Tewes: Besatzungszeit, S. 387f.

Klasse. ... Ja, ehrlich, Sie können mirs glauben. Ob Panzer... ich habe das mal erlebt in Rouen, ... im Soldatenheim, und da kamen rein... Fallschirmjäger! Die hatten im Stiefel die Pistolen drin. Wir saßen auch mit zwei Mann da, 'ne kleine Französin am Tisch. Wo die rein kamen, die stand auf. Die ging weg. Wir waren immer die dritte Klasse. Und das kam in Russland nicht so zum Bewusstsein, da gabs das nicht. Aber in Frankreich... Oder in Dieppe, wenn wir da ausgehen konnten, und die R-Boote liefen ein und man saß da Moulin... in so 'nem netten Lokal, wurde nett bedient, und so weiter. Und wenn dann diese jungen Burschen, die waren ja meistens bei der Marine, die rein kamen, so Freiwillige, 17, 18 Jahre, flotte Jungs! Was meinen Sie, die Mädchen - wie die Fliegen am Dings zu denen. Da hat uns keiner mehr anjaguckt. Aber in Russland waren wir alle gleich. Da gab's auch nette Mädchen. Och, wenn wir 'n Hauptverbandsplatz hatten im Ort, das möcht' ich nicht sagen. 'N kleines hübsches Mädchen hat sich da denn auch sehen lassen. ... [Panzerleute gabs da] meistens nicht. Die Panzer waren nicht überall. Die Flieger auch nicht. Da gabs keinen Vergleich. Und Sie können mir glauben, es gibt in Russland auch hübsche Mädchen. Und die waren uns ... sehr zugetan. ... Sie haben immer gesagt, 'der deutsche Mann achtet eine Frau, is auch zärtlich zu ihr,' ... Der russische Mann, das bezieht sich natürlich, will ich mal sagen, Ausnahmen gibts hier [auch], und der russische Mann, der is wie 'n... für den ist die Frau ein Jebrauchsobjekt. ... Schauen Sie, in Russland hab ich doch erlebt, dass die Männer... Wir hatten auf 'ner Kolchose, hatten 'n Hauptverbandplatz, also ich hab gedacht, das kann nicht wahr sein. Da standen zwei Frauen, die haben 'n Strohbündel jehabt, haben das Haus mit Kalk abjedingst, und zwei Männer standen am Zaun, 'ne Buddel Schnaps in der Hand und haben sich unterhalten. ... Im Großen und Ganzen ist doch der deutsche Mann zur Frau 'n bisschen anders.“

Auf die Frage nach Unterschieden zwischen den Kämpfen im Osten und im Westen, die der Zeitzuge Golder an beiden Fronten erlebte, meinte der Befragte:

„Ja, das war 'n totaler Unterschied. Erschtens waren wir militärisch überlegen in Russland... und zweitens waren die Amis uns überlegen. Die ganzen Alliierten waren uns überlegen. Schon allein von der Luftwaffe her. Das war ja die Hauptentscheidung, die Luftwaffe. Ja, da hab ich mir denkt, wenn die Invasion kommt, da geht ein Artilleriegeschütz los auf die Anstürmenden. Da war gar nichts die erste Zeit! Bis die angefangen' zu schieße' ham! ... Da hat's geheißt', die hätte' nicht genug Munition. Da habe ich gesagt, erst sind die vier Jahre hier im Land und habe' keine Munitionslager! Das kann ich mir net vorstellen. Ich glaube, dass die teilweise damit gewartet haben zu schießen, weil sie sonst sofort die Schiffsgeschütze geleitet hätten. Ab und zu kamen a'mal a' paar Schüsse', ... ja, mit MG, aber mit Artillerie. Artillerie meine ich, nur Artillerie. Deutsche Artillerie war schon da, aber dann hat's g'heiße g'habt, die hätten nicht genug Munition. Nur auf den Strand, dass eben bei der Anlandung, dass unsere Geschütze und unsere Artillerie da auch schön hineinschießt, aber da war net viel. ... Des hat mich gewundert, dass von hinten nicht mehr Artillerie eingesetzt war.“

Dass die deutschen Streitkräfte im Osten militärisch überlegen gewesen seien, dachten zunächst wohl viele. Trotz der anfänglich enormen Raumgewinne und zunächst hochwertigerem Material war die Wehrmacht im Osten jedoch „mit einem keineswegs zerschlagenen Gegner konfrontiert, der ganz andere Personal-, Material- und Raumreserven zur Verfügung hatte als Deutschland selbst.“<sup>3549</sup> Die Rote Armee wurde jedoch zunächst vielfach unterschätzt. Überlegen war sie dem deutschen Reich aber in jedem Fall bei längerer Kriegsdauer. Die Alliierten nutzten die Gelegenheit zum

<sup>3549</sup> Jasper: Zweierlei, S. 101f.

Aufbau gewaltiger Luftstreitkräfte und berieten, zusammen mit den Amerikanern (seit dem 11.12.1941 im Krieg), „die noch ein ganz anderes Potential an Menschen und Kriegsmaterial“<sup>3550</sup> zur Verfügung hatten als die Russen - und darauf bezieht sich wohl Golders Bemerkung von der Überlegenheit der Amerikaner -, wo das in Russland gebundene Reich am verwundbarsten war. Die deutschen Streitkräfte im Osten hatten eine „nicht wieder gut zu machende Schwächung ... vor allem durch den Verlust kampferprobter Verbände“ erfahren und sahen sich jetzt einer „Vervielfachung des Kräftepotentials der Gegner aus Ost und West“<sup>3551</sup> gegenüber.

Golders Aussage ähnelt der Lützens (Abschn. 3., 3.1), der ebenfalls davon ausgegangen war, dass die deutsche Kriegsmarine sich am Landtag zunächst mit den gegnerischen Schiffen auseinandersetzen würde. Außerdem gab es die Erwartung, dass die eigene Artillerie wesentlich stärker in die Kämpfe eingreifen würde. Der deutschen Abwehr fehlte es jedoch an Tiefenstaffelung, so dass die Wehrmacht den alliierten Soldaten nach deren Überwindung der Vorstrandhinder-nisse und der unmittelbaren Küstenabwehr durch MG- und Artilleriebeschuss kaum noch etwas entgegenzusetzen hatte. Die über mehrere hundert Kilometer heranzuführenden deutschen Panzer hätten nur am Landtag selbst ihre volle Wirkung entfalten können. Sie trafen jedoch erst Tage später ein, oft nur vereinzelt, so dass ein geschlossener Panzerangriff nicht mehr möglich war (s. Abschn. 3., 3.1, 4., 4.8). Genährt wurde die Hoffnung deutscher Soldaten, besonders derer, die von der Ostfront nach Frankreich verlegt wurden, von der Erfahrung der eigenen militärischen Überlegenheit gegen die Rote Armee in der Anfangsphase des Russlandfeldzuges.

Ludwig wog im Gespräch die Unterschiede der Kämpfe in Ost und West ab:

„Im Westen ... hatten wir Leute gegenüber, gegen die wir sportlich hätten antreten können. Die [Russen dagegen] kämpften, ohne dass sie wussten, wie. ... Wir konnten doch nicht von vornherein wissen, dass sie nun daraus gar nichts machen, gar nichts, dass sie schlapp waren, in dem Moment, wo wir so schwach waren. Das ist mir im Westen nicht so passiert. Außerdem: das ist nun auch ein schlechter Vergleich. Im Westen waren ja, wenns hoch kam, also als Gegner der Amerikaner, Engländer und Kanadier 3 ½ Monate, und dem Russen gegenüber 3 ½ Jahre. Dieses hier war eine Schlacht, im Westen eine Schlacht. Eine Schlacht mit ganz, ganz wenig Berührung des Feindes. In Russland waren viele Schlächtereien, viele auch Ausweichmanöver, weil man sich sagte: es ist besser, wir kommen heile davon, als [dass] wir nun unbedingt dies kleine Flüsschen noch nehmen müssen. Sowas gab's...“

Es ist nicht mehr genau zu klären, zu welchem Zeitpunkt und an welchem Ort die Division Ludwigs und andere Truppenteile der Deutschen im Osten „schwach waren“, und sich auch die sowjetischen Truppen in einer Konsolidierungsphase befanden und daher nicht mit voller Stärke angriffen. Es ist wohl die Schlacht um die Stadt Char'kov im

---

<sup>3550</sup> Ebd., S. 102.

<sup>3551</sup> Ebd.

August 1943 gemeint, letztere war militärisch nicht zu halten, wobei eine Räumung von Hitler nur zögerlich gestattet wurde. Am 22. August wurde sie – nach Erlaubnis durch von Manstein – von den Deutschen aufgegeben. Die Russen besetzten Char'kov am nächsten Tag. Zu dem „Erfolg“ der Sowjettruppen heißt es bei Frieser jedoch:

„Gemessen an den hochgesteckten Erwartungen gegenüber einem kräftemäßig so krass unterlegenen Gegner fiel das Ergebnis recht bescheiden aus. Es war den 13 angreifenden sowjetischen Armeen nicht gelungen, die beiden deutschen Armeen zu zerschlagen, geschweige denn die Voraussetzungen für die anschließend geplante Vernichtung des Südflügels von Mansteins Heeresgruppe zu schaffen.“<sup>3552</sup>

Der sowjetische Sieg war zudem mit hohen personellen und materiellen Verlusten errungen worden.<sup>3553</sup> Jasper fügt hinzu, dass

„in der zweiten Jahreshälfte 1941 ... der Eindruck, dass Juden die außereuropäische Bedrohung des Dritten Reiches aus den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion vorantrieben, einen neuen Stellenwert in der Kriegsdeutung der NS-Gesellschaft erreicht [hatte].“<sup>3554</sup>

Die „Kaufmannaffäre“<sup>3555</sup> im Westen wurde „mit großem Nachdruck propagandistisch beschworen, im Osten wurde der offensiv geführte Vernichtungskrieg gegen den ‚jüdischen Bolschewismus‘ als Verteidigungskrieg gedeutet.“ Der nachfolgende Feldpostbrief von Willy Fohrmann entstand, als dessen Division im August 1941 im Südbereich der Ostfront in Ruhestellung lag und mit der Ermordung von Juden konfrontiert wurde.<sup>3556</sup> Fohrmann machte sich Gedanken über den Sinn des Krieges im Osten:

„Und es wird mir immer klarer, dass unser Kampf nicht den Sinn früherer Kriege hat, den der Eroberung und Machtgewinnung: Hier stehen Ordnung gegen Zerfall, Kultur gegen Barbarei, Seele und Geist gegen Materie, Persönlichkeit gegen Masse, im letzten Grunde – Gott gegen den Teufel. So ist dieser Kampf – weil er die Gesetze der Natur – und diese sind göttlichen Herkommens, verteidigt, ein wahrhaft heiliger Krieg.“<sup>3557</sup>

Es ist möglich, dass Fohrmann bei den von ihm beschriebenen Feinden keinen Unterschied zwischen Juden oder Bolschewisten machte und diese „als untrennbare Einheit betrachtet[e]“,<sup>3558</sup> zumal er keine eindeutige Zuordnung vornimmt. Einige Tage später

<sup>3552</sup> DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen), S. 198.

<sup>3553</sup> Ebd., S. 198f.

<sup>3554</sup> Jasper: Zweierlei, S. 289f.

<sup>3555</sup> Friedländer: Juden, S. 587f., zit. in: Jasper: ebd., S. 290, Anm. 189: „Ein jüdischer Publizist namens Kaufmann hatte im Falle eines siegreichen Krieges der USA gegen das Dritte Reich die durchgehende Sterilisierung der deutschen Bevölkerung vorgeschlagen, um das nicht pazifizierbare deutsche Volk mittelfristig biologisch verschwinden zu lassen. Nur ein US-Magazin druckte seine Überlegungen unter der Überschrift ‚Ein armseliger Vorschlag‘ ab, die These fand also so gut wie keinen Widerhall in den Medien und der Gesellschaft der USA. Die deutsche Propaganda münzte den Vorfall zu einem gesellschaftlichen Konsens in den Vereinigten Staaten um. Seit dem 24. Juli 1941 zog der ‚Völkische Beobachter‘ die Affäre Kaufmann hoch unter Schlagzeilen wie ‚Das Kriegsziel Roosevelts und der Juden: Völlige Ausrottung des deutschen Volkes‘. Ein SD-Bericht vom 31.07.41 betont die große Resonanz auf diese Berichterstattung.“

<sup>3556</sup> Jasper: Zweierlei, S. 290.

<sup>3557</sup> FpBf Willy Fohrmann, 18.8.41, in: ebd.

<sup>3558</sup> Ebd.

jedoch wurde Fohrmann insofern deutlicher, als dass er den „Vernichtungscharakter des Krieges und der Herrschaftspolitik der Deutschen“<sup>3559</sup> im Osten betonte:

„Wir fragen nach dem Kriegsziel für uns in Russland. Das kann nur sein: Die völlige Vernichtung des Bolschewismus. Und die erreicht man nicht mit der Eroberung eines Gebietes, sondern allein durch die völlige Zerstörung der Machtmittel der bolschewistischen Idee. Diese Machtmittel sind vor allem die Rüstung, die heereswichtigen Industrien und die ausgebildeten Menschenmassen.“<sup>3560</sup>

So klar wie Fohrmann hatten wohl nicht alle Soldaten das Kriegsziel im Osten vor Augen. Während Kampf nach Clausewitz „ein Abmessen psychischer und physischer Kräfte“<sup>3561</sup> war, hatte Fohrmann einen religiösen Kampf zwischen Gut und Böse im Blick, in dem es nicht mehr darum ging, „einen Feind durch Überlegenheit nur niederzuwerfen“<sup>3562</sup>, sondern sowohl den Staat als auch die Ideologie des Gegners im Osten zu vernichten.<sup>3563</sup> Während Frankreich als Machtstaat nicht wieder erstarken sollte, die französische Gesellschaft jedoch „in einem, wenn auch verstümmelten Staatsgebilde weiterleben durfte, wurde im Osten „die völlige Zerschlagung der Staaten“<sup>3564</sup> vorgenommen bzw. geplant. Jasper gelangt zu dem Schluss, dass damit „im Osten aus Sicht der Nationalsozialisten ein in die Zukunft weisender Krieg statt[and],“<sup>3565</sup> während im Westen Frankreich als eine Art „Satellit“ des deutschen Reiches fungieren sollte. Von Vernichtung waren zunächst in erster Linie die Juden betroffen, „die aus allen Teilen des von Deutschland besetzten Europa“<sup>3566</sup> in den Todesfabriken auf polnischem Territorium umkamen. Aber auch die geplante und durchgeführte Unterwerfung und Dezimierung der Beherrschten im Osten sprengten bereits das Ausmaß der jüngeren historischen Erfahrung.<sup>3567</sup> Hinzu kam jedoch noch der Vernichtungsgedanke, der im Krieg des Dritten Reiches unterschiedliche Reichweiten und Auswirkungen hatte:

„Für die Juden bedeutete er totale physische Vernichtung, für die Slawen, die in den als Lebensraum entworfenen Gebieten im Osten lebten, Vernichtung von Staat und Gesellschaft und für die Kulturvölker des Westens Vernichtung der eigenen Machtgrundlage und Unabhängigkeit.“<sup>3568</sup>

Im Westen, so wurde bereits mehrfach erwähnt, konnten die deutschen Truppen im Falle ihrer Gefangennahme mit einer faireren Behandlung rechnen als dies im Osten zu erwarten war, was Ludwig wohl mit dem Wort „sportlich“ verdeutlichen wollte. Außerdem schonten die westalliierten Truppen – im Gegensatz zu den sowjetischen –

<sup>3559</sup> Ebd.

<sup>3560</sup> FpBf Willy Fohrmann, 26.8.41, in: ebd.

<sup>3561</sup> Ebd.

<sup>3562</sup> Ebd., S. 290f.

<sup>3563</sup> Ebd., S. 291.

<sup>3564</sup> Ebd.

<sup>3565</sup> Ebd.

<sup>3566</sup> Ebd.

<sup>3567</sup> Ebd.

<sup>3568</sup> Ebd.

ihr Personal und setzten zunächst ihre voll mechanisierte Ausrüstung ein, bevor ihre Soldaten zum Einsatz kamen. Dadurch gab es dort kaum Mann-gegen-Mann-Kämpfe. Ludwig erwähnte als weitere Unterschiede zwischen den Kämpfen im Westen und im Osten die Weite des Raumes in der Sowjetunion, die Länge der Front, die dort zeitweilig völlig überdehnt und somit für die Deutschen kaum in dieser Form auf Dauer zu halten war. Außerdem kam er auf die zeitliche Begrenzung der Auseinandersetzung im Westen zu sprechen. In Frankreich fanden die Kämpfe im Juni 1944, vor allem in der Anfangsphase, zunächst auf sehr engem Raum statt. Während die Wehrmacht im Osten eher Gelände aufgeben konnte, war dies im Westen gegen einen täglich sich von See her verstärkenden Gegner mit dem Risiko eines Verlustes der Schlacht um Frankreich und damit mit einer unmittelbaren Bedrohung des Deutschen Reiches verbunden.<sup>3569</sup> Präzisiert werden muss hier, dass im Vordergrund dieser Arbeit nicht allein die Schlacht um die Normandie steht, sondern die gesamte Besatzungszeit von Mai 1940 bis Ende August 1944 einschließlich der Kämpfe. Im Osten betrifft das einen vergleichbaren Zeitraum: von Juni 1941 bis Frühjahr 1945. Besonders in Erinnerung geblieben ist auch anderen die Kampfweise der Rotarmisten gegenüber der der Angloamerikaner und Kanadier im Westen. Dazu erklärte Dietrich:

„Ja, im Osten war Mann gegen Mann. Und im Westen, da war Bomben gegen Menschen. ... Ja, Artillerie oder so was. Denn da kann man ja nichts gegen machen, wenn die die Bomben da runterschütten. Was wollen Sie dagegen machen?“

Dietrichs Aussage zielt besonders auf die Wirkung der alliierten Luftwaffe ab. Auf die erdrückende Luftüberlegenheit der *Air Force* im Westen wurde im Abschn. 4.2 bereits hingewiesen und darauf, dass im Osten eine solche Dominanz bis 1944 nicht gegeben war. Aber auch in den Erdkämpfen zeigten sich, außer der Feuerleitung durch Artilleriebeobachter, Unterschiede in der Angriffsführung und v. a. im Umgang mit westalliierten Soldaten. Im Gegensatz zu der russischen Kampfweise, z. B. dem Auftreten von sowjetischen Infanteristen, „die immer wieder ungeschützt in riesiger Zahl gegen die ... Linien der Deutschen anrannten“,<sup>3570</sup> „haben die Amerikaner ja alles nur durch Material gemacht, die haben nichts riskiert,“ so der Zeitzeuge Heinze.<sup>3571</sup> In der Tat ist der ökonomische Einsatz mit dem ihnen anvertrauten Personal und Material besonders für amerikanische Befehlshaber charakteristisch.<sup>3572</sup> Von den Kämpfen Ende 1944 um Aachen berichtete der damalige Soldat Großmann:

<sup>3569</sup> Ose: Entscheidung, S. 21f.

<sup>3570</sup> Schröder: Erfahrungen, S. 315. Tausende von Rotarmisten wurden bei diesen Masseneinsätzen geopfert. Die Zahl der Kriegstote in der Sowjetunion (27 – 28 Mio.) legt u. a. auch hierüber Zeugnis ab.

<sup>3571</sup> Vgl. ders.: Gestohlene Jahre, S. 621: „Der geradezu unbegrenzte Vorrat an Waffen und Munition erlaubte es den Amerikanern, mit ihrem ‚Menschenmaterial‘ schonend umzugehen.“

<sup>3572</sup> DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen), S. 205.

„Der Krieg also im eigenen Lande – schon dieser Gedanke allein erschien uns unerträglich. ... Wir kennen die Taktik des Ami. Er greift erst dann an, wenn unsere Stellungen nieder getrommelt und jeder Widerstand erloschen ist. Er kann sich diesen Luxus leisten, denn er braucht nicht mit Munition zu sparen. Aber er spart Menschen!“<sup>3573</sup>

Kennzeichnend für die alliierte Kampfweise war das vorsichtige, abwartende Verhalten, bis die Lage der Deutschen eindeutig geklärt und unter Kontrolle gebracht war.<sup>3574</sup>

Der französische Historiker Jean Quellien gibt als Erklärung, warum die Alliierten so vorgingen an, dass der deutsche Infanterist aufgrund seiner Kampf- und Kriegserfahrung den amerikanischen und britischen Soldaten im Nahkampf überlegen gewesen sei. Deshalb war die alliierte Führung bestrebt, Kämpfe Mann gegen Mann zu vermeiden.<sup>3575</sup> Außerdem waren besonders englischen Generälen, die im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten, noch die verlustreichen Grabenkämpfe in Erinnerung, in denen hunderttausende angreifende Infanteristen auf beiden Seiten dahin gemetzelt wurden. Um derartige Verluste zu vermeiden, wurde bei den Kämpfen um die Normandie ein deutsch besetztes Gebiet zunächst mit Material bereinigt, und erst dann alliierte Truppen hinterhergeschickt. Diese Bereinigung wurde in einem Zusammenspiel mit alliierter Luftwaffe und großkalibriger Schiffsartillerie vorbereitet, die seit der Landung vor der Küste der Normandie verblieben war und sehr effektiv in die Kämpfe eingriff, was allerdings, zum Leidwesen der Zivilisten, auch riesige Zerstörungen in den Ortschaften hervorrief (s. Abschn. 4.7). Selbst bei deutschen ‚Russlandveteranen‘ löste die Kampfweise der Engländer und Amerikaner ein Gefühl von Hilflosigkeit und Demoralisierung aus. So berichtete Heinze von einem älteren Kameraden, Offizier wie er selbst, jedoch Jgg. 1918, und somit vier Jahre älter, den er nach Abklingen eines amerikanischen Angriffs an seinem Deckungsloch aufsuchte und begrüßte:

„Da fing er an zu weinen ... Denk' ich: ‚Mensch, dieser ‚alte‘ Soldat hier...‘ Ich sag': ‚Was ist denn los?‘ Da sagte er: ‚Ich halt' das nicht mehr aus!‘ Die Amerikaner bombardierten uns ja laufend und, ohne dass normalerweise was passierte, musste er ja dauernd Leute abschreiben, also die Verletzten und die [die] fielen dann dabei. [Er meinte:] ‚Wenn sie denn wenigstens kommen würden, dann hätten wir die Gelegenheit, uns zu wehren.‘ Aber [es war] so, dass man im Loch [saß] und wartete und wartete, bis was passierte.“

Jasper spricht in diesem Zusammenhang vom „traumatischen Erleben eigener Wehrlosigkeit, was in der Tatsache begründet lag, dass die ganz überwiegende Mehrheit aller an der Front gefallenen Soldaten, gegnerischen Fernwaffen ‚zum Opfer‘ fiel.“<sup>3576</sup>

Diese Situation, in der Krieg „nicht geführt, sondern erlitten“ wurde, wird ebenfalls von Schröder erörtert und soll hier mit einigen weiteren Augenzeugenberichten ergänzt bzw. bestätigt werden: „Die Amis, ... die kommen nicht. Die sparen jeden Mann. Die

<sup>3573</sup> Großmann : Granatsplitter, S. 104f.

<sup>3574</sup> Ebd., S. 105.

<sup>3575</sup> Quellien: Victimes Civiles, S. 71.

<sup>3576</sup> Jasper: Zweierlei, S. 185.

trommeln solange, bis sich hier nichts mehr rührt.“<sup>3577</sup> Ein anderer Befragter schilderte dies so:

„Der Ami hat 'n Feld, was er erobern wollte, entweder erst mit Flugzeugen bearbeitet oder mit ungeheurer Artillerievorbereitung oder mit Panzern. Da war aber noch lange von der Infanterie nix zu sehen. Während es bei uns genau umgekehrt war.“<sup>3578</sup>

Die Alliierten zwangen den Deutschen ihre Materialüberlegenheit regelrecht auf und raubten ihnen jegliche Initiative. „Wir haben uns praktisch immer nur gewehrt, wenn wir richtig angegriffen wurden,“ beschrieb Heinze die Situation der deutschen Infanteristen. Jasper, der in seiner Studie auch auf die unterschiedlichen Kriegserfahrungen deutscher Frontsoldaten, je nach deren Einsatzorten und den damit verbundenen Bedrohungen eingeht, stellte dazu fest: „... Beschuss mussten die Soldaten hilflos über sich ergehen lassen, ohne sich wehren zu können, was psychisch schwer durchzustehen war.“<sup>3579</sup> Das Diktat der Gegenseite war unerbittlich, und es gab keine andere Möglichkeit als sich ihm zu unterwerfen. Die Amerikaner verfügten über eine nahezu selbsttätig arbeitende Technik. Eine unmittelbare Feindberührung, wie an der Ostfront, blieb die Ausnahme. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch die Sowjetunion über immense Materialvorräte verfügte und der Wehrmacht diesbezüglich im sechsten Kriegsjahr ebenfalls überlegen war.<sup>3580</sup> Dennoch gingen die Rotarmisten wesentlich schonungsloser mit ihren Soldaten um als etwa die Amerikaner, und es kam eben auch noch zu direktem Feindkontakt. Mit Munition mussten sie aber, im Gegensatz zu den Deutschen, auch nicht sparsam umgehen.<sup>3581</sup> Der Rundbucheintrag von „Moll“, der am 17. Mai 1943 am Kubanbrückenkopf über seine Situation im Südabschnitt der Ostfront berichtete, ähnelt den vorgenannten Schilderungen Heinzes und Schröders aus dem Westen:

„Es ist auch grausam, man sitzt da manchmal wochenlang in seinem Loch und tut nichts, überhaupt nichts als warten, bis die Russen kommen oder der Krieg ausgeht. Man ist zu faul oder zu stur, um zu denken, man hat keine Lust zum Schreiben und an die hoch tragenden Gedanken, die uns früher fast dauernd be-

<sup>3577</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 621.

<sup>3578</sup> Ebd., Anm. 362. Großmann: Granatsplitter, S. 108: „Bevor er [der Amerikaner] sich für einen Angriff entschloss, hatte er erst unsere Stellungen sturmreif geschossen und kam erst, wenn sich kein Leben mehr rührte. Genau so war es.“

<sup>3579</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 156.

<sup>3580</sup> Zu den im Rahmen der sowjetischen Gegenoffensiven im Sommer 1943 (Char'kov, Orel, Kursk) auf russischer Seite angetretenen Kräften vgl. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen), S. 173: „Die Truppenmassen der Roten Armee überboten alles, was jemals in der Kriegsgeschichte auf einem Schlachtfeld konzentriert worden war.“ Vgl. Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 202.

<sup>3581</sup> Vgl. Rescher: Heimat! TB 5.10.1942, S. 93: „... unsere schwere Pak, die dicht hinter uns stand, schoss nicht, weil angeblich ihre Munition zu ‚kostbar‘ sei. Dies war typisch für die kommende Zeit: Immer kam der Iwan mit viel Menschen und Material und sparte nicht mit Munition, während wir oft gute Gelegenheiten aus Munitionsmangel vorbeigehen ließen.“

schäftigt haben, wagt man überhaupt nicht mehr zu denken.“<sup>3582</sup>

Auch an der Ostfront war die Initiative inzwischen auf die Rote Armee übergegangen, und dem deutschen Landser blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten und lediglich auf die sowjetischen Angriffe zu reagieren. Auch hier sorgte das Diktat der Gegenseite dafür, dass größere deutsche Aktionen von nun an die Ausnahme blieben. Der damalige Soldat Fischer schreibt in seinen Erinnerungen über diese Veränderung:

„Was war nur aus der Roten Armee, die ich vor drei Jahren kennen gelernt hatte, geworden! Sie trat mit einer riesigen materiellen Überlegenheit an und hatte auch zu siegen gelernt in den letzten zwei Jahren. Auf unserer Seite sah das jetzt anders aus. Kaum eine Kampfereinheit hatte noch ihre volle Gefechtsstärke. Benzin und Munition waren äußerst knapp und die Siegesaussichten waren auf Null gesunken, wenn man ehrlich war. Gekämpft wurde nur noch um das Überleben und aus dem Gefühl heraus, dass man der Zivilbevölkerung das Schlimmste ersparen musste. Die Flüchtlingstrecks und die Berichte von Flüchtlingen über die Rote Armee trugen dazu bei.“<sup>3583</sup>

Damit näherte sich gegen Kriegsende die militärische Unterlegenheit der Deutschen im Osten der im Westen immer weiter an.

Wie Moll zuvor verdeutlichte, hatte auf deutscher Seite ein Abstumpfungsprozess selbst bei denjenigen eingesetzt, die als Abiturienten „Denken“ und die Auseinandersetzung mit schwierigeren Sachverhalten gelernt hatten. Auch bei ihnen sind geistiger Abbau, Lustlosigkeit und Apathie festzustellen.

Lützen, Heinze und Thomsen, alle drei ‚Russlandveteranen‘, erlebten in Frankreich 1944 zum ersten Mal Trommelfeuer.<sup>3584</sup> Dabei überrascht besonders Lützens Fazit:

„Frontbewährung heißt, wenn ich an der Front bin ein Jahr oder ein halbes Jahr, dann habe ich Frontbewährung und dann weiß ich, wie es läuft. ... Der Rommel, der hat ja auch geschrieben, in dem Buch, also die Ostkämpfer, die da waren, die waren müde.<sup>3585</sup> Wir waren ja auch müde, wir hatten ja auch keine Lust mehr, groß wat zu machen. Wir waren ja müde. Aber das war... wenn ich Russland vergleiche mit Frankreich, denn würde ich doch lieber in Russland sein, als den Tag in der Normandie, wie das losging. Da haben wir mehr Feuer gekriegt wie in ganz Russland. Denn das war ja ... Das kann sich keiner ... muss man sich vorstellen, da war ein Schlag bei einem Schlag, so, als wenn einer hier mit ‘m Hammer so auf ‘n Tisch haut mit drei, vier Mann, so waren die Einschläge da. Ständig. Drei Stunden! Von Viertel nach drei bis Viertel nach sechs [Uhr morgens], ununterbrochen!“

<sup>3582</sup> Rundbucheintrag 17.5.1943 v. „Moll“, in: Restloser Einsatz, S. 101.

<sup>3583</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 255.

<sup>3584</sup> Vgl. Beschreibung v. Siegfried Sch., fast zeitgleich im Osten: FpBf v. 18.8.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 126: „... Bei uns war (?) Schwerpunkt, zuerst war ein Trommelfeuer von 3 ½ Std., dann greift er [der Russe] an, mit Panzern und ununterbrochen mit Schlachtfliegern.“

<sup>3585</sup> Vgl. Ruge: Rommel, S. 276, der Rommel mehr als ein halbes Jahr vor der Landung fast täglich bei seinen Küsteninspektionen begleitete und auch bei Gesprächen und Lagebesprechungen mit höheren Offizieren anwesend war, findet sich keine solche Aussage. Nach dem 6.6.1944 merkte Rommel in seinen „Betrachtungen zur Lage“ vom 3.7.1944 lediglich an, dass „die in der Normandie befindlichen Besatzungskräfte ... zu schwach, [und] zum Teil stark überaltert [waren] – z. B. 709. Division durchschnittlich 36“ und auch materielle Ausrüstung und Bevorratung an Munition völlig unzureichend gewesen seien.

Während die „Ostkämpfer“ nach Krankheit oder Verwundung froh waren, nach Frankreich geschickt zu werden - Lützen sagte dazu an späterer Stelle in diesem Abschnitt, er habe sich „auch mal erholen“ wollen -, änderte sich diese Einschätzung in der Nacht vom 5./6. Juni 1944. Schockiert erlebte er die Gewalt der alliierten (Schiffs-)Artillerie und der permanenten Luftangriffe. Ein einziger Tag reichte aus, um sich wieder an die Ostfront zu wünschen, so unbeschreiblich waren die Wucht der Angreifer, die Erkenntnis der alliierten Übermacht und das Gefühl der eigenen Unterlegenheit. Ähnlich beschrieb auch Arp den einzigen Tag, an dem er als Soldat überhaupt Krieg erlebte: „Ja, [aber allein, den 6. Juni zu erleben], das hat gereicht!“ Und auch Thomsen erzählte von den gewaltigen Feuerschlägen der Gegner:

„In Frankreich habe ich zum ersten Mal das richtige Trommelfeuer erlebt. Also so ein... so etwas [hatte ich vorher noch] nicht [erlebt]. Ja. Das war schon ungeheuerlich, in der Weise habe ichs nicht erfahren in Russland. Da wurden wir von ‚Stalinorgeln‘ beschossen. Was da psychologisch viel ausgemacht hatte, war dieses Heulen. ... Ja, sehr stark, genauso wie bei unseren Nebelwerfern, die heulten ja genauso.“

Auch Schweitzer, der erst nach dem 6. Juni 1944 in das nordfranzösische Kampfgebiet gekommen war, meinte, dass die Wucht der westalliierten Angriffe mit denen der Roten Armee nicht zu vergleichen war:

„Ich habe, wie gesagt, erst die Front an der Normandie erreicht einige Tage danach. Da waren die schon bis Caen vorgestoßen. Sie haben noch mit schwerer Artillerie geschossen von dort. ... Das hab ich in dieser einen Stellung, wo ich das eben mal erzählte, da hab ich das eigentlich erlebt, dass wir unter solchen Beschuss gekommen waren. Da waren vorher lange Zeit die Dinger oben, überflogen, und die hatten die Stellung ganz genau herausbekommen. ... Ja, ich hab eben schon angedeutet, dass es unser Eindruck, als wir nach Frankreich kamen, sofort war, wir haben einen so schweren Beschuss wohl in unserer ganzen Zeit in Russland nicht erlebt. Nicht?! Es gab einzelne Fälle: wenn man meinetwegen vor ... der schweren Artillerie, Schiffsartillerie auf der Krim war, bei Sewastopol, oder ich erinnere mich an den Angriff ... dies Unternehmen ‚Zitadelle‘, wo wir einen kleinen Brückenkopf am Dnjepr hatten, am Donez, nee, Donez ist das, aus dem heraus wir den Angriff führen sollten. Und ich wurde als Vorgeschobener Beobachter da hingeschickt, zu der Infanterie, mit meinen Funkern. Das war ein kleines Brückenköpflein.“

Alliierte Artilleriebeobachter machten deutsche Stellungen aus der Luft ausfindig, die dann mit schwerer Artillerie angegriffen wurden. Zu sehen war, wie immer, niemand. Der beobachtende Pilot gab von oben ggf. noch einmal neue Entfernungen oder Trefffer bekannt und half somit dabei, den Angriff und die Treffsicherheit der Angloamerikaner zu präzisieren. Die Angriffe von See her, die Schweitzer offensichtlich beschrieb – die alliierte Schiffsartillerie konnte bis zu 30 km landeinwärts schießen – hat es im Osten nicht gegeben. Die großkalibrigen Schiffsgeschütze, die die ohnehin überlegene westalliierte Luftwaffe sowie die Bodentruppen in den ersten Wochen hilfreich unterstützten, waren bei den Deutschen gefürchtet. Ihre Granaten rissen regelrechte Krater in die Landschaft mit verheerenden Folgen für die Verteidiger. Alle drei bestens

zusammenwirkenden angloamerikanischen Armeebereiche – Luftwaffe, Marine und Bodentruppen – sorgten dafür, dass die militärische Situation von den Wehrmachttruppen schnell als erdrückend und für die deutsche Seite als aussichtslos empfunden wurde.

Ähnlich wie Lützen und Schweitzer drückte es auch Müller aus, der jedoch selbst die Landung am 6. Juni 1944 nicht miterlebte, sondern zu der Zeit bereits auf dem Weg an die Ostfront war:

„Ich will Ihnen ehrlich sagen: Als ich dann mitkriegte, es geht nach Osten, das war mir lieber als nach Westen. Was man von der Invasionsfront hörte, ... das war schlimmer. Also, ich weiß noch, ich war zufällig wieder mit meinem Kameraden von K. zusammen. Ich hatte eine schwere Kompanie in einem Infanterieregiment, und der hatte im Nachbarregiment die schwere Kompanie mit Infanteriegeschützen und Granatwerfern, schweren Maschinenjeweuren, und – wissen Sie, na ja, wieder gegen den Iwan, das kennen wir ja. Also lieber Artilleriefeuer als Fliegerangriffe! So war unsere Einstellung! Wenn ich da [in Russland] eingegraben bin, dann... ist Zufall dann!“

Müllers Aussage bezog sich vor allem auf die alliierten Luftangriffe und das permanente Überfliegen der Stellungen durch angloamerikanische Jagdbomber, die jede Bewegung am Boden registrierten und sofort das Feuer eröffneten (s. Abschn. 4.2). Im Deckungsloch war in der Tat ein größerer Schutz geboten. Allenfalls drohte Gefahr von russischen oder im Westen von alliierten Panzern, die versuchen konnten, die Deckungslöcher einzudrücken. Der Wunsch Müllers, lieber in Russland als in Frankreich zu sein, ist insofern erstaunlich, als dass dort die Deutschen mehr Angst vor Gefangenschaft hatten als im Westen, und der Russe ein sehr harter Kämpfer war. Der Kampf im Osten barg jedoch mancherorts noch die Möglichkeit, sich weniger hilflos vorzukommen und sich verteidigen zu können. Jasper weist im Zusammenhang mit dem persönlichen Erleben der Kriegsteilnehmer darauf hin, dass „sich erst im Abstand und im Vergleich“ die Erkenntnis herauskristallisiert, dass vorherige Erlebnisse, beispielsweise die oft als schrecklich empfundene Kriegserfahrung im Osten „mit den 1944 aktuellen Schrecken des Krieges im Westen“<sup>3586</sup> überschrieben wurden. Dies verdeutlicht er am Beispiel eines 1942 vor Stalingrad und 1944 in der Normandie eingesetzten Gefreiten, der zunächst über die Zustände in Stalingrad noch vor der Schließung des Kessels berichtet:

„Stalingrad kann man als Hölle bezeichnen. Vor einigen Tagen ging die Kompanie in Stellung, und heute sind schon wieder viele davon gefallen. Unser Chef, ein 23jähriger Leutnant, ein sehr guter Mann, ist kaum nach Russland gekommen und schon tot.“<sup>3587</sup>

<sup>3586</sup> Jasper: Zweierlei, S. 237.

<sup>3587</sup> FpBf Hans Starz, 3.11.42 sowie ders. am 5.11.42, in: ebd.: „Als ich Munition mit hinausfuhr, gleich sechs Mann Ausfall, und vorgestern wurde die Kompanie schon wieder abgelöst, da von 45, die nach vorne gingen, nur noch 15 Landser da sind. Hoffentlich fällt, bevor ich wieder in die Stellung muss, Stalingrad.“

Als er im April und Mai 1944 in Frankreich stationiert war, hatte er „diese Erfahrungen vor Stalingrad“ immer noch als unübertroffene Verdichtung von Kriegserfahrung in seiner Erinnerung“ bewahrt, so dass er „diesen Krieg von anderer Qualität dem Kriegsschauplatz im Osten zu[ordnete].“<sup>3588</sup> Im Westen hingegen erwartete er, dass die Kämpfe, die Gegner „und die Verhältnisse in Frankreich weit weniger schlimm sein würden als im Osten,“<sup>3589</sup> so dass er kurz vor Beginn der Invasion noch das Klischee vom „Badebetrieb und Winterschlaf“ im Westen in einem Brief an die Heimat aufrecht erhielt:

„Die alten Frankreich-Soldaten, d. h., die schon lange hier liegen, haben ja keine Ahnung von den Leistungen ihrer Kameraden an der Ostfront. Selbst wenn hier ein Kriegsschauplatz werden sollte, so ist es bei weitem nicht so wie im Osten.“<sup>3590</sup>

Mit dieser Einschätzung lag der damalige Gefreite Starz auf einer Linie mit deutschen Generälen, die noch nie gegen einen westlichen Gegner gekämpft hatten und diesen daher unterschätzten. Starz wurde während der dann folgenden Invasionskämpfe, die er auf der Halbinsel Cotentin in der Normandie erlebte, von seinen Vorurteilen eingeholt, als amerikanische Angriffe „seine Division vom ersten Tag an mit voller Wucht trafen“ und diese neuen Erfahrungen „den Horror des Krieges vom Kriegsschauplatz Russland“<sup>3591</sup> nun auf den Kriegsschauplatz Frankreich verlagerten:

„Die schöne Normandie ist heute eine Hölle für die Landser, und Materialschlachten finden hier statt, an die Stalingrad nicht hin kann. Und wir Übriggebliebenen können uns nicht erklären, wo das hin soll. Deshalb muss man mit allem rechnen.“<sup>3592</sup>

Einen Tag nach der Landung der Alliierten schrieb Anneliese Eberling ihrem Mann Herbert einen Brief an die Ostfront, der Ausdruck der „lang gehegte[n] und propagandistisch gepflegte[n] Siegeserwartung“ ist und in dem zum anderen die „Erleichterung darüber, dass die zur Qual gewordene Ungewissheit der letzten Monate nun endlich vorüber“<sup>3593</sup> ist, ausgesprochen wird:

„Es ist einem wirklich ein Stein vom Herzen gefallen, dass es nun endlich losgeht im Westen. Ich glaube, diese Sauhunde kriegen ordentlich die Jacke voll. Hoffentlich bleibt ihr nun im Osten. Man ist ja nun auf jeden Tag gespannt, wenn's nur nicht zu lange dauert.“<sup>3594</sup>

Im Gegensatz zu anderen Bewertungen der alliierten Landung, ist Anneliese Eberling anscheinend bewusst, was die Invasion „für die Soldaten vor Ort bedeutete“,<sup>3595</sup> so dass sie sich wünschte, dass ihr Mann möglichst an der Ostfront bleiben möge, ähnlich wie Müller es zuvor ausgedrückt hatte: „Als ich dann mitkriegte, es geht nach

<sup>3588</sup> Jasper: Zweierlei, S. 237.

<sup>3589</sup> Ebd.

<sup>3590</sup> FpBf Hans Starz, 16.05.44 aus Frankreich, in: ebd. S. 238.

<sup>3591</sup> Ebd..

<sup>3592</sup> FpBf Hans Starz, 15.6.44 aus Frankreich, in: ebd.

<sup>3593</sup> Ebd., S. 258.

<sup>3594</sup> FpBf Anneliese Eberling, 7.6.44, in: ebd.

<sup>3595</sup> Ebd.

Osten, das war mir lieber als nach Westen. Was man von der Invasionsfront hörte, ... das war schlimmer. ... Also lieber Artilleriefeuer als Fliegerangriffe.“ Diese Wünsche sind insofern bemerkenswert, als dass „weder Rasseideologie noch die seit drei Jahren andauernde harte Kriegserfahrung ... im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion ... etwas daran ändern [konnten] dass sie mit der Invasion den Osten als den ‚besseren‘ Kriegsschauplatz wahrnahm[en].“<sup>3596</sup>

Müller erzählte nachfolgend von seiner Zeit im südfranzösischen Marseille, wo er seit Herbst 1942 stationiert war und im Frühjahr 1944 in den Osten verlegt wurde:

„... im Oktober ... kam die Division [von Russland] nach Frankreich, [wir] sollten wieder aufgefrischt werden alles, kam Alarm. Dann sind wir überraschend nach Lyon, Richtung Avignon verladen und sind dann nach Marseille reinmarschiert, beritten, und haben das dort mit dem Hafen zum Teil besetzt. Das ging aber reibungslos, da fiel kaum ein Schuss – nur, wenn einer mal das Gewehr fallen ließ, aus Versehen. Und es wurde frühmorgens [in Marseille], wurd' es hell, und ich sah plötzlich vor mir, an einem Steilhang unten, die Küste, das Mittelmeer. Das war das erste Mal, dass ich überhaupt das Meer gesehen habe. Ja, das war ein Ereignis! Und Weihnachten hatten wir Schnee in Marseille! ... Was ganz Ungewöhnliches, ja, ja. Und in der Nacht zum Neujahrwechsel, Silvesterabend, wurden wir alarmiert, da wurde eine Landung befürchtet von den Amerikanern und Briten, und wir mussten westlich Marseille an der Küste einen Abschnitt sichern. Und ich weiß, unsere Gefechtsfahrzeuge – das war ja alles bespannt – kamen die Küstenstraßen nicht hoch, weil es Glatteis war. Und wir hatten scharfe Schraubstollen in die Hufeisen eingedreht, wo die Pferde... die schafften nicht. ... Fahrzeuge, die von vier Pferden gezogen wurden, da haben wir zehn [Pferde] vorgespannt, die lagen nur auf der Nase. Da haben wir Decken hingelegt, auf die Straße, damit die Pferde immer wieder auf die Beine kamen. Ja, und da haben wir dann Küstenschutz, wir haben Ausbildung betrieben, bis dann, ich ging noch mal zu einem Lehrgang, und dann war das Gerät wieder erneuert. Die Pferde kamen teilweise aus den Lazaretten wieder, neue Waffen, neue Maschinengewehre kriegten wir.“

Die Besetzung Südfrankreichs durch deutsche Truppen, die Müller beschrieb, fand im November 1942 statt. Zuvor waren alliierte Truppen in Nordafrika gelandet, und die deutsche Seite befürchtete weitere angloamerikanische Landungen auch in Südfrankreich. Müller erwähnte nicht ohne Stolz, dass seine Einheit „beritten“ in Marseille einmarschierte. Pferde wurden bis in die jüngste Geschichte hinein militärisch genutzt „und verliehen ihren Reitern die Aura des Besonderen und, im wahrsten Wortsinne, des Erhöhten.“<sup>3597</sup> Abgesehen vom erstmaligen Anblick des Mittelmeeres, erlebte der Informant in Marseille die Beschwerlichkeiten des Winters, die besonders den Pferden seiner Einheit zu schaffen machten.<sup>3598</sup> Abgesehen von diesen Umständen, war es Müller, wie zuvor schon angedeutet, aber auch aus anderen Gründen recht, dass er mit seinem Divisionsverband wieder vom Westen in den Osten geschickt wurde:

„Wissen Sie, es war so: wir haben ja lange Übungen gemacht, Marschübungen,

<sup>3596</sup> Ebd.

<sup>3597</sup> Pöppinghege: Abgesattelt! S. 235.

<sup>3598</sup> In diesem Abschn. und in 3.1, 4.1, 4.8 wird immer wieder die Rückständigkeit der deutschen Technik deutlich: Geschütze und Fahrzeuge wurden noch, wie im Ersten Weltkrieg, mit Pferden bewegt, während die Westalliierten längst auf Kfz umgestellt hatten.

damit alles in Kondition war, Vormarsch wieder, Vormarsch nach Stalingrad, nicht. Und große Übungen im Regiments-, im Divisionsverband, Märsche von 60, 70 Kilometer pro Tag, und dann in diesem [südfranzösischen] bergigen Gelände. Das war also hart, das war 'ne harte Zeit. ... Ja, und ich muss sagen, wir waren eigentlich alle so 'n bisschen froh, dass diese Schinderei aufhörte, [als es hieß, wir sollten nach Russland]. ‚Dann ham wir’s wieder besser,‘ so redet der Landser. ... [Wir sollten nach Russland], ja, natürlich, woandershin ging’s ja gar nicht. Es kam ja nur Afrika in Frage, das war zu Ende oder noch nicht zu Ende, aber das zeichnete sich ab. Das konnte nur Russland sein! ... Nein, nein, wissen Sie, komischerweise hat man sich da als junger Mensch gar nicht so viele Gedanken gemacht. Ich weiß nur, dass [mein Schwager] Albert, wir lagen in so einem Haus, haben wir ja zusammenjehohnt, zu mir sagte: ‚Mein Onkel Paul [das war 'n Arzt, den ich auch kannte], der ist als Arzt auch in Stalingrad, kommt der ooch nicht raus,‘ so ungefähr nicht. ‚Wer weiß, ob er noch lebt,‘ so haben wir... das war das einzige. Wir waren ja so in Anspruch genommen ... durch übermäßig viel Dienst. Das ging ja, also, man kam nicht zu Verstand, eigentlich. ... Beim Ersatzheer in Deutschland war sonntags kein Dienst. Aber sonnabends war voll Dienst, auch beim Ersatzheer, und in Frankreich gab’s da keinen Unterschied, als Besatzungstruppe. Ja, da war ewig... es war [anstrengend] ... (lacht).“

Müllers Ausführungen entschärfen das Klischee vom „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“. Einem Leben wie „Gott in Frankreich“, sofern diese Aussage eines relativen Paradieses überhaupt auf irgendeinen Ort im Krieg anwendbar ist, entsprechen die Darstellungen des Informanten jedoch nicht. Müller berichtete, dass er und seine Kameraden sogar froh waren, in Richtung Ostfront abmarschieren zu können, da dort, so die Hoffnung, die „Schinderei“ und die langen Märsche aufhören würden. Er ging sogar davon aus, dass er es dort „besser“ haben würde und erwähnte eine weitere Begebenheit, die deutlich macht, dass die Kälte den Deutschen auch in Frankreich erheblich zusetzen konnte und es warme Unterkünfte im Winter nicht gab:

„... ein Erlebnis, als ich bestraft werden sollte: wir waren waschen, kalt. Es war kalt, und es gab ja keinen warmen Fußboden. Wir lagen ja auf der Erde, in den Häusern. Wir haben jefroren, in die Woll... eingewickelt. Und – da vorne is 'n Bad, stellte ich fest. Wir brauchten mit der Straßenbahn nur drei Stationen zu fahren. Und da haben wir den Oberleutnant H. ... gefragt, ob wir nicht da hingehen können zum mal Duschen und so. ‚Nein,‘ hat der jesagt, ‚hier wird jeblieben!‘ Es waren irgendwelche Dinge da angesetzt, und wir waren zeitig fertig, und da sagt der von K., der mit mir zusammen war: ‚Mensch, du, der is nich da, der H., komm’ wir schwirren ab!‘ Also, wir haben uns in die Straßenbahn jeschwungen und sind kaum oben. Auf einmal sagt der K.: ‚Dreh’ dich mal um, wer da is!‘ Da stand der Oberleutnant H. am Perron, sah uns, verzog keine Miene. Wir stiegen aus, haben geduscht, und es war wunderbar, nach vielen, vielen Wochen mal unter fließendem Wasser zu stehen. Am nächsten Morgen, es war also ein Sonntag, das weiß ich noch, war der damalige Heldengedenktag. Das muss im März gewesen sein. Und H. kam, und sagte: ‚Ich habe veranlasst, dass Sie abgelöst werden, beide, vom Lehrgang!‘ Von K.: ‚Was?!‘ ‚Sie melden sich nachher beim Kommandeur!‘ Und da trat der Stab und einige Teile, die wir da in der Nähe lagen, mussten antreten, da war 'ne kurze Gedenkansprache. Da hat der alte Sch., den ich auch hier wieder als meinen alten Kommandeur wieder getroffen habe, nach 'm Krieg, als der hier als Lehrer war, in Wunstorf, hielt eine kurze Ansprache und gedachte der vielen Toten von Rshew und, und, und. Und dann: ‚Abrücken! Und SIE kommen dahin, hinstellen, melden!‘ Und es kam nicht der Kommandeur, es kam der Oberleutnant van S., der Adjutant. Hat 'n Monokel eingeklemmt und sagte: ‚Na, Ihr beiden, was habt Ihr denn da gemacht?‘ Guckte sich um und sagte: ‚Das kommt mir nicht noch mal vor, sonst gibt’s wirklich viel Ärger. Ab!‘ Und dann war

das vergessen (lacht). Und wir haben uns also gefreut, und der H. ging 'n paar Tage später ins Lazarett und man sagte, er hätte sich also angesteckt. Da haben wir uns die Hände jerieben. ... Aber ich weiß, dann ging der Dienst wieder rund. Es lagen ja Teile in Stellung, als Posten am Mittelmeer, ... [wir auch], ja, sicher. Und die wurden versorgt, da musste Verpflegung hingebracht werden, die mussten abgelöst werden. Es war immer Betrieb. Und wenn mal einer frei hatte, sechs, sieben Stunden, die hat er genutzt zum Schlafen, Pferde in Ordnung halten, Geschirr, die Waffen in Ordnung halten. [Aber] ... es wurde nicht geschossen, [es war kein Frontbetrieb]. Es war kein Feind da, ja. Ja, das war ja in der Silvesternacht. Da hatte man... da befürchtete man so was. ... Nee, wissen Sie, an dieser... an der Steilküste, die da war, [in der Bucht von La Rédonne] gab's nur wenige Stellen, wo man hätte landen können, solche kleinen Buchten waren das. Und die waren natürlich richtig besetzt mit mindestens einem Zug, und da war Feuer... da wurde auch mal scharf geschossen, wo das Sperrfeuer liegen sollte und dergleichen. Ja, ja, das war schon vorbereitet, aber wenn eine Landung stattgefunden hätte, dann höchstens so Kommandounternehmen oder so was da. Man gewöhnt sich da. Also, die erste Nacht ist komisch, die zweite Nacht auch noch, dann hat man sich dran gewöhnt. Und – wissen Sie, wenn rechts und links einer dabei ist... Ja. Das Gefühl... ich will nicht sagen, dass ich keine Angst gehabt hätte, das weiß ich nicht. Ich habe jedenfalls gar keine Zeit eigentlich dazu gehabt. Vor allen Dingen, wenn man dann schon in der Verantwortung steht und 'ne Gruppe führt nachher. Dann fühlt man sich verantwortlich für die anderen.“

Deutlich wird, dass die Unterkunft in Südfrankreich – Übernachten auf blankem Steinfußboden, nur mit einer Woldecke ausgestattet und die hygienischen Zustände – wochenlang keine Möglichkeit zum Duschen – die Landser nicht gerade zum Verweilen in Frankreich einluden. Obwohl Müller 1942 mit seiner Division am Mittelmeer eingesetzt war, froren die Soldaten. Abgesehen von der Kälte, die in den Wintermonaten auch in Südfrankreich hereinbrechen kann, ist in dieser Zeit auch mit heftigen Regenfällen zu rechnen, die Temperaturen können Minusgrade erreichen, Schnee- und Graupelschauer sind möglich.<sup>3599</sup> Ab November bläst ein kräftiger Mistral, so dass es in den unbeheizten Unterkünften nachts empfindlich kalt geworden sein dürfte.<sup>3600</sup> Umso unverständlicher ist es, dass Müller und seinem Kameraden nicht gestattet wurde, ein öffentliches Bad aufzusuchen, um sich nach längerer Zeit einmal wieder duschen und aufwärmen zu können, zumal dienstlich nichts mehr anlag. Auch andere Soldaten erlebten in Frankreich harte Ausbildung, karge Freizeit und strenge Disziplin, die Kontakte mit Land und Leuten kaum zuließen.<sup>3601</sup> Manches Mal sind die oftmals kleinlichen Entscheidungen vorgesetzter Offiziere jedoch nicht recht nachzuvollziehen,

<sup>3599</sup> Aber auch in anderen Regionen Frankreichs konnte es strenge Winter geben. Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 90, von seinem Einsatz in der Nähe von Dijon 1940/41: „Es war ein bitterkalter Winter. Dienst wurde kleingeschrieben, wir saßen lieber in Ofennähe.“

<sup>3600</sup> Es gab aber auch deutsche Soldaten, die die Monate, die sie in Südfrankreich verbracht hatten, später als ihre „schönste Soldatenzeit“ bezeichneten. Bei Tewes: Besatzungszeit, S. 360, schrieb dies ein Wehrmachtsangehöriger, der sich von Frühjahr bis Herbst 1943 dort aufgehalten hat, also wesentlich angenehmere Witterungsbedingungen vorfand und zudem in einem kleinen Hotel untergebracht war, wo er einen freundlichen und familiären Kontakt zu den französischen Wirtsleuten aufbaute. Auch Dose gehört zu denjenigen, die ihre Besatzungszeit in Südfrankreich als äußerst angenehm erlebten.

<sup>3601</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 357.

zumal es im Sommer an der Ostfront wegen der großen Hitze gang und gäbe war, dass deutsche Soldaten dort zum Baden gingen, wenn die Möglichkeit dazu bestand, und der Dienst dies zuließ, oder ihnen auch gestattet wurde, die Uniformjacke ab zu legen.<sup>3602</sup> An anderer Stelle hatte der Befragte im Interview bereits darauf hingewiesen, wie streng, kleinlich und teilweise auch ungerecht es in seiner Kompanie zuzuging. In diesem Fall hatten beide Soldaten das Glück, bei der anstehenden Bestrafung auf einen menschlich urteilenden Offizier zu treffen und mit einer Ermahnung davon zu kommen.

Schadenfreude stellte sich bei Müller und seinem Kameraden ein, als der so korrekte und strenge Vorgesetzte sich selbst eine Unkorrektheit hatte zuschulden kommen lassen und, so das Gerücht, mit einer Geschlechtskrankheit ins Lazarett eingeliefert wurde. Offenkundig wird hier die Diskrepanz zwischen dem hohen Maßstab, den manche Offiziere bei den anderen anlegten und dem eigenen unmoralischen Verhalten. Letzteres gab, auch innerhalb der deutschen Bevölkerung, immer wieder Anlass zur Klage.<sup>3603</sup>

Der Informant veranschaulichte in seinen Ausführungen auch, dass, obwohl zu der Zeit in Südfrankreich keine Kämpfe stattfanden, dennoch innerhalb seiner Einheit reger Betrieb herrschte. Freistunden wurden fast ausschließlich zum Schlafen genutzt, da sich bei den Soldaten durch Gewaltmärsche, Wachdienste und anstrengende Arbeiten – vor allem auf eine intensive Pferdepflege wurde großer Wert gelegt – Defizite aufgebaut hatten. Obwohl Müller mit seiner Einheit an der Mittelmeerküste eingesetzt war, machte sich, seinen Angaben zufolge, keine südländische Gelassenheit bei den Deutschen bemerkbar (vgl. dazu die Ausführungen Doses in Abschn. 2., 2.1, der sich allerdings bei großer Hitze in Südfrankreich aufhielt und einer Luftwaffeneinheit angehörte). Zum Jahreswechsel 1942/43 erwarteten die Deutschen sogar eine alliierte Landung an der französischen Mittelmeerküste, so dass die Buchten verstärkt mit deutschen Wachposten besetzt wurden. Tag- und Nachtdienste standen an, und Müller machte kein Hehl aus dem mulmigen Gefühl, das ihn bei seinen ersten Wachdiensten am Mittelmeer zunächst beschlich. Auch hier, in Südfrankreich, bildete bei einem Angriff von See her die Küste die Hauptkampflinie, so dass die Gefahr unmittelbar von dort drohte. Eine gewisse Sicherheit gaben die anwesenden Kameraden, die ebenfalls als Wachposten eingeteilt waren. In der Regel handelte es sich mindestens um Doppelposten. Die vom Befragten angesprochenen Kommandounternehmen einzelner englischer Boote gab es nicht nur an der Atlantik-,

<sup>3602</sup> Vgl. FpBf Heinrich Alms, 3.8.1942, nahe Kalač an die Heimat: „Die Temperatur ist noch immer um 45 – 50 Grad. ... Wir [tragen] von unserem Tropenanzug nur die kurze Hose.“

<sup>3603</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 398; Boberach: Meldungen aus dem Reich 1938 – 1945, Bd. 15, S. 5992; Bd. 16, S. 6438ff.; Wöss: Hunde, wollt ihr ewig leben?, S. 31 – 37.

sondern auch an der Mittelmeerküste. Hier wurden ebenso Erkundungen durchgeführt, die Erkenntnisse über die Einsatzstärke der Deutschen, Bewaffnung, Geschützstärken, Boden-Beschaffenheit der Küste liefern und eventuell deutsche Gefangene sowie Einsatzpläne, Verschlüsselungsmaschinen und Kartenmaterial zur Befragung bzw. Auswertung in ihren Besitz bringen sollten. Der letzte Raid im Jahre 1942 fand in der Nacht vom 10./11. Dezember im Hafen von Bordeaux statt, wo vier größere deutsche Frachter und noch ein weiterer kleinerer von einem englischen Kommandounternehmen, das allerdings selbst größte Verluste erlitt, versenkt wurden.<sup>3604</sup> Die unangenehmen Befürchtungen Müllers waren nicht unbegründet, denn am 8. November 1942 waren die Alliierten „von der deutschen Aufklärung unentdeckt und daher für die deutsche Führung völlig überraschend“<sup>3605</sup> in Nordafrika (Marokko und Algerien) gelandet. Die daraufhin sofort erfolgte Besetzung Südfrankreichs durch deutsche Truppen entsprach der Nervosität der deutschen Führung, vor allem Hitlers, der nun meinte, es sei immer und überall mit größeren amphibischen Operationen zu rechnen. Ein Übersetzen alliierter Truppen nach Südfrankreich oder Italien wurde jederzeit für möglich gehalten. Auch den deutschen Soldaten war diese Gefahr, die sich durch die geglückte alliierte Landung in Nordafrika abzeichnete, bekannt gemacht worden.<sup>3606</sup> Seit dem 8. November 1942 war daher nicht nur der Süden Frankreichs von deutschen Einheiten besetzt, sondern diese Truppen dort in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt worden.

Auch der damalige Soldat Fischer hat die Zeit in Frankreich nicht in bester Erinnerung und berichtete von harter Pionierausbildung auf dem größten französischen Truppenübungsplatz, Mourmelon, im Oktober 1940:

„Ein kleiner öder Ort mit ein paar Kneipen, einem Militärbordell und ungezählten Kasernenbaracken. Dazu mieses Herbstwetter und strapaziöse Verbandsübungen. Das Übungsziel: ‚Zusammenwirken aller Waffen‘. Das hieß im Klartext, alles verläuft gefechtsmäßig und so kriegsnah wie möglich. So wurde es dann auch, und das gleich für Wochen. Die Panzerangriffe pflügte an den in den Schützenlöchern geduckten Infanteristen bedrohlich nahe vorbei. ... Zum Abschluss der Übungen bekam mein Zug den Auftrag, ein Stoßtruppunternehmen vorzuführen. Alles kriegsmäßig versteht sich, und mit scharfem Schuss. ... Erst ein Jahr später sollte ich erfahren, wie nahe ich bei diesem Unternehmen dem Heldentod gewesen war. ... Im Dezember konnten wir dem Schlamm, Regen, Schnee und Glatteis auf dem Truppenübungsplatz den Rücken kehren.“<sup>3607</sup>

Koschorrek gelangte zu einem ähnlichen Urteil und bilanzierte seine Zeit in Frankreich so: „Dennoch können wir nicht sagen, dass wir von dem so gerühmten Herrgottsleben in Frankreich viel verspürt haben.“<sup>3608</sup> Als Außenstehender sollte man meinen,

<sup>3604</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 48

<sup>3605</sup> Ebd., S. 47.

<sup>3606</sup> Die eigentliche Landung in Südfrankreich erfolgte erst am 15. August 1944, mehr als zwei Monate nach dem D-Day unter dem Decknamen „Operation Anvill“.

<sup>3607</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 87 – 89.

<sup>3608</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 204. Vgl. Koschorreks Ausführungen in 2.2.

dass Wehrmachtsangehörige eine gewisse Abneigung gegen eine mögliche Stationierung an der Ostfront entwickelt hatten, sei es aus eigener Erfahrung mit dem russischen Winter und den unangenehmen Begleiterscheinungen wie Läusen, Erfrierungen, extremer Kälte, unzureichender Kleidung und Verpflegung und dem Tauwetter im Frühjahr, das die russische Landschaft in eine einzige Schlammwüste verwandelte, was wiederum durchnässte Bekleidung, Kälte und fehlende Waschgelegenheit bedeutete. Oder sei es in Bezug auf die zu erwartenden harten Kämpfe, die heißen Sommer, die häufig eintönige, karge Landschaft, die einfachen Behausungen der Russen, die fehlende Verständigung und die fremde Ideologie. Auch andere Soldaten begrüßten ihre Verlegung von West nach Ost, wie das nachfolgende Beispiel eines SS-Untersturmführers zeigt. Dieser schrieb auf der Fahrt von Frankreich, wo die 14. gepanzerte Kompanie der LSSAH bis Anfang 1943 stationiert war, nach Char'kov, nicht von einem mulmigen Gefühl, dass es wieder in den Osten ging, sondern fast von gespannter Erwartung auf den nächsten Angriff, der Deutschland zum Endsieg führen sollte:

„Russland ist nun erreicht. Uns packt beinahe ein heimatliches Gefühl. Woher mag das kommen? Aus dem ewigen Drang nach Osten? Oder weil hier hoher Schnee liegt? Oder weil hier das Leben wieder Kampf ist? Das ist es. Der Westen war zu bürgerlich. Das Leben war zu satt. Hier fordert es wieder den Mann.<sup>3609</sup> ... Hoffentlich ist der Winter bald vorüber damit die Schlacht beginnen kann.“<sup>3610</sup>

Diese Beschreibung mag auch mit der besonderen Ausbildung und weltanschaulichen Schulung von Angehörigen der Waffen-SS zusammenhängen. Der Befragte Heinze jedoch, der als Infanterist 2000 km zu Fuß durch die sowjetischen Weiten marschiert war, Hunger, Durst und Kälte sowie Stalingrad schwer krank überstanden hatte, war 1943 froh über seinen Abtransport nach Frankreich gewesen.<sup>3611</sup> Das gleiche gilt für Lützen. Bei letzterem wandelte sich jedoch die Abneigung gegen den Osten durch den schweren Angriff am 6. Juni 1944 in den Wunsch, „doch lieber in Russland zu sein, als den Tach in der Normandie.“ Es ist kaum vorstellbar, was deutsche Soldaten, die sich am D-Day am Landstrand befanden und später in den Kampf um die Normandie involviert waren, bei diesen Angriffen erlebten. Müller, der bereits zu Beginn des Jahres 1943 an die Ostfront verlegt worden und darüber, wie berichtet, eher froh war, wurde in dieser Einstellung bestärkt, als er im Juni 1944 von den schweren Invasionskämpfen hörte. Im Osten rechnete er sich mehr Überlebenschancen aus als im Westen. Bei Müller und anderen Befragten findet sich aber immer wieder die Feststellung, dass man sich „als junger Mensch gar nicht so viele Gedanken gemacht [habe],“ weil die

<sup>3609</sup> Agte: Peiper, S. 73: TB SS-Untersturmführer Erhard Gührs v. 5.2.43.

<sup>3610</sup> Ebd.: Aufzeichnungen v. 6.2.1943.

<sup>3611</sup> Vgl. Fischer: Ohne die Gnade, S. 192: „Wir rätselten, wohin die Reise gehen würden. Insgeheim hofften alle, dass es nicht an die Ostfront ging, und ebenso insgeheim fürchteten wir alle, dass dies doch der Fall sein würde.“ Holthusen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 184: „Von Russland hatte ich die Nase voll. Hätten sie mich noch mal da hingeschickt, ich wäre nie wiedergekommen.“

Soldaten in der Regel „so in Anspruch genommen [waren] ... durch übermäßig viel Dienst.“ Dies wurde sowohl von Wehrmachtsangehörigen aus dem Osten als auch aus dem Westen berichtet.

Auch auf Familienangehörige, die in Stalingrad eingekesselt waren und auf das Hitler-Attentat am 20. Juli 1944 verwendeten die Soldaten in der Regel nur wenige Gedanken, zu angespannt und anstrengend war die eigene Situation und der Kampf ums eigene Überleben. Gerade im Hinblick auf Stalingrad, aber auch auf den 6. Juni 1944 ist immer wieder festzustellen, dass die Aussage des Befragten Uhlmann zutrifft, wonach die deutsche Führung und die Generalität „den Ernst der Lage nicht erkannt [haben].“ Besonders über die eigentliche Situation der Einkesselten von Stalingrad und über das Ausmaß der Tragödie wurde nach außen hin wenig bekannt. So konnte sich niemand wirklich vorstellen, auch nicht die höhere Generalität an anderen Frontabschnitten, was diese Einkesselung wirklich für die Eingeschlossenen bedeutete. Dies wird auch anhand der zahllosen Fehllieferungen deutlich, die völlig am Bedarf der hungernden und frierenden Wehrmachtsangehörigen sowie deren Verbündeten (Rumänen und Italiener) vorbei geplant wurde. So äußerte Müllers Schwager seinerzeit nur die vage Vermutung, dass sein Onkel wohl keine Möglichkeit haben würde, dem Kessel zu entkommen. Weitergehende Konsequenzen wurden aus den genannten Gründen (fehlende Information über die wirkliche Situation der Eingeschlossenen und eigene Angespanntheit) nicht gezogen, so dass am Ende, als der Untergang der 6. Armee bekannt wurde, nicht nur die Angehörigen völlig schockiert reagierten.

Auch in Nordfrankreich, gab es, wie in den Abschn. 2. – 2.8 berichtet, harten und anstrengenden Tag- und Nachtdienst, der sich zu Beginn des Jahres 1944 von Woche zu Woche intensivierte. Gockel beschrieb die unterschiedlichen, von ihm versehenen Dienste seit Anfang 1944:

„Ich hatte Fliegerwache, da musste ich mich ja ... konzentrieren. ... Ja, die [Flieger] kamen ja oft durchs Hinterland, das wars ja eben. Die kamen manchmal dicht über der Wasserfläche an. ... Je nachdem, wie der Wind kommt, die kamen ja so schnell, oder sie kommen vom Binnenland rüber, gehen dann bis aufs Wasser runter und drehen wieder.“

Franz Gockel erklärte, dass es „über eineinhalb tausend Meter [Höhe]“ keinen Zweck gehabt habe, die Flugzeuge zu beschießen. Im Übrigen handelte es sich um ein weitestgehend aussichtsloses Unterfangen, wie Gockel anhand eines Beispiels bereits in Abschn. 2.5 erläutert hat. Er erzählte im Interview, dass dennoch wiederholt alliierte Flieger beschossen worden waren, „besonders beschädigte ...“, die aus Deutschland kamen.“ Die meisten Flieger und die großen Bomberverbände seien bei Tage gekommen und in Richtung Reich weitergeflogen, so Gockel. Hier war ein MG-Angriff sinnlos. Der Informant beschrieb die in seinem Verteidigungsabschnitt an der nord-

französischen Küste vorhandenen Verteidigungsanlagen und Unterkünfte:

„Ja, innerhalb weniger Tage kam dann die Organisation Todt, und wir bauten dann bei uns einen Mannschaftsbunker. ... Und die Organisation Todt baute Mannschaftsbunker für etwa 20 Mann, hatte dann noch wieder für einen zweiten Bunker, für die andere Beobachtungsstelle ausgeschachtet, der wurde aber nicht mehr angefangen, der wurde nicht fertig. Und dann haben sie zwei Tobruk-Stände noch gebaut, für Granatwerfer und Maschinengewehr, mit zwei Kasematten für tschechische 7,5 cm-Beutegeschütze. Und diese Kasematten, die wurden vier Wochen vor der Invasion fertig gestellt, da kamen die Geschütze da rein. ... Ja, da waren etwa zweieinhalb Meter dicke Betondecken. ... [Der Mannschaftsbunker war] nicht so dick, aber auch vielleicht etwa das gleiche und dann war noch mal ein Meter Erde drüber. Mittleres Kaliber hätte er abgehalten, aber nicht die schweren Kaliber. ... Wir hatten vorher, bevor der Mannschaftsbunker fertig war, zu Rommels Zeiten, in einer Holzbaracke geschlafen, die stand noch auf der Seeseite: ... ein paar Schuss von den Granaten und es wär' nichts mehr davon da. Und die beiden Beutegeschütze, die wir da hatten, die standen auch auf der Seeseite, auf einer Plattform, mit einem Tarnnetz drüber und sonst keinerlei Splitterschutz – gar nichts. Das war nur mein Maschinengewehr, [das einen Splitterschutz aus Holz hatte]. ... Und zum Strand hin hatten die dann drei Schießscharten, jede Schießscharte war etwa einen Meter lang. Und die Schießscharten lagen dann, weil das Gelände 'n bisschen abfiel, dicht über dem Gelände. ... Die haben uns sofort erkannt. ... Ja, die Igel wurden, [nachdem Rommel da war], fix und fertig angeliefert, Tschechenigel. ... Und dann gab es auch noch ‚belgische Tore‘. Das waren Stahltores, die wurden mit Pferden auch auf den Strand gezogen. Die hatten oben auch die Stahlspitze, die Hindernisse für Landungsboote bei Flut darstellen. Aber wir haben vorwiegend bei uns Baumstämme in den Strand gesetzt. ‚Rommelspargel‘ - und da kamen dann Tellerminen drauf, aber nicht auf den Stamm, soviel hatten wir nun auch nicht. Die wurden aufgebunden mit Draht, und die Baumstämme wurden so tief in den Sand eingelassen, dass die bei Hochflut unter Wasser waren. ... Für Fallschirmspringer oder Lastensegler, das war der ‚Rommelspargel‘ auf dem Land, im Hinterland. Und an der Küste diese ‚Rommelspargel‘ waren für die Boote, für die Landungsboote.“

Neben der Fliegerwache waren die für den Westen bezeichnenden „Rommelspargel“ von den Soldaten zu setzen. Gockel verdeutlichte, dass er bis kurz vor der Landung in einer einfachen Holzbaracke untergebracht war und erst im Verlauf des Frühjahrs mit dem Bau von Bunkern durch die Organisation Todt begonnen wurde. Trotz der vielen Maßnahmen, wunderte er sich darüber, dass seine Einheit nur mit tschechischen Beutegeschützen kleinerer Kaliber ausgerüstet wurde und die Schießscharten schnell ausfindig zu machen waren. Auch die Kasematten boten, angesichts der schweren Kaliber, die dann am 6. Juni 1944 von den Alliierten eingesetzt wurden keinen ausreichend Schutz für die Geschützbedienungen.

Die „Rommelspargel“ wurden, wie in Abschn. 2.6 berichtet, mithilfe von französischen Bauern und zum Teil auch der Feuerwehr gesetzt. Einen Großteil der Arbeit leisteten die deutschen Soldaten selbst. Die mit sehr viel Erfindungsgeist und Kreativität sowie naturwissenschaftlicher Kenntnisse erdachte „Menagerie“ Rommels, die so phantasievolle Namen wie „spanischer Reiter“, „belgische Tore“, „Tschechenigel“ und „Rommelspargel“ trugen, war in ihrer Art einzigartig. Am Ende stellte diese „schwere Maloche“, wie der Interviewpartner Gockel die anstrengenden Schanzarbeiten und das mühe-

volle Setzen der Rommelspargel in Abschn. 2.5 und 2.6 bezeichnet hat, zwar eine gewisse visuelle Beruhigung für alle Beteiligten auf deutscher Seite dar. Die Vorstrandhindernisse schreckten aber weder die Alliierten von ihrem geplanten Unternehmen ab noch bedeuteten sie am D-Day selbst eine ernsthafte Bedrohung für die Schiffe. Die Angloamerikaner hatten, nach Erkennen der Verteidigungsanlagen durch ihre Luftaufklärung, effiziente Gegenmaßnahmen als Vorbereitung für den 6. Juni 1944 getroffen. Die meisten Hindernisse wurden schon im Vorwege der Landung zerstört oder aus dem Weg geräumt.

Gockel ergänzte zu seinem anstrengenden Tag- und Nachtdienst im Frühjahr 1944:

„Ja, [wenn wir Wache standen, dann] entweder am MG, wir hatten zwei Wachen am MG und dann noch zwei Wachen, die mit dem Karabiner da waren. Wo der Weg von Colleville runterkommt, da war ein so genannter ‚Spanischer Reiter‘. ‚Spanischer Reiter‘ heißt, das sind Holzkreuze, Querverbindungen, die sind mit Stacheldraht umwickelt, die kann man an die Seite ziehen. Und abends wurde das zugemacht, mit einem Draht eben, so dass kein Fahrzeug auf die Schnelle da durchkommen konnte. ... Ja, jeden Abend [wurde das zugemacht], das war in dieser Höhe, so ein Meter. ... Die [Minen] haben wir in den Weg von unserem Stützpunkt nach Colleville am Ausgang Stützpunkt oder Widerstandsnest, da waren in dem Weg einige kleine Vertiefungen, da passte eine Tellermine rein und auf diese Tellermine kam eine Betonplatte, und man sah die Tellerminen nicht, nur die Betonplatten. Und wenn sie nachts gekommen wären, hätten sie die nicht gesehen und bei einem bestimmten Druck, wenn einer drüber lief, ging die nicht hoch. Da musste schon ein Fahrzeug drüber fahren und dann explodierte diese... Dies war unmittelbar an dem ‚spanischen Reiter‘ und wir standen da auch in der Nähe und dann hatten wir in den letzten 8 - 14 Tagen Doppelposten. Vorher hat immer nur einer da gestanden. Im Bereich des ‚spanischen Reiters‘, da war ein ‚spanischer Reiter‘ an der Küste, 120 Meter zurück, wo der Weg nach Colleville anfangt, und wenn man am Ausgang 3 km oder 4 km, je nach dem, in welcher Richtung, Streife ging, da ging man regelrecht Streife mit zwei Mann. Ja, meistens zu dritt. Je nach dem, wie viele Leute da waren. ... [Aber] langweilig [war das] nicht, ... man musste sehen, dass man auf dem Weg blieb, es gab ja Bereiche, in denen links und rechts des Streifens auch Minen lagen. ... Am 18. Mai habe ich geschrieben: ‚Habe in letzter Zeit sehr wenig Zeit zum Schreiben. Wir sind hier in Erwartung der kommenden Dinge. Wir hoffen, dass es gut geht. Augenblicklich ist die so genannte Ruhe vor dem Sturm. Seit einigen Tagen lässt sich kaum ein Flugzeug sehen.‘ Das war am 18. Mai [1944]. Und denn nachher wurde es wieder stärker. ... Wir hatten Wache oder Streifegehen, [jede Nacht], etwas immer. Durchschlafen konnte man nicht. Und wir mussten immer in Uniform schlafen, ... das konnte dann auch das Drillichzeug sein. ... Ja, das ist dünn und Arbeitskleidung, ja, graugrün. ... Die Stiefel durften wir ausziehen. [Und die Schanzarbeiten] haben wir am anderen Morgen wieder weitergemacht.“

Ein weiterer Unterschied zwischen Ost- und Westfront ist, dass es diese Art der defensiven, starren Verteidigungsanlagen, die u. a. Rommel gegen die Alliierten ersonnen hatte, an der Ostfront nicht gegeben hat. Die Strandhindernisse im Westen waren aus der Überlegung entstanden, die gesamte Atlantikküste gegen einen von See her landenden Gegner verteidigungsbereit zu halten und aus der Möglichkeit, die Schiffe bereits vor dem Anlanden alliierter Soldaten zu beschädigen und so viele gegnerische Kräfte wie möglich im Vorwege zu vernichten. Die deutschen Soldaten

sollten dann mithilfe von Geschützen und MGs sowie mit Karabinern die noch übrig gebliebenen Alliierten am Landen hindern. Wie in den Abschn. 2.4 – 2.6 und in den Ausführungen des Befragten Gockel deutlich wurde, stellte die Küste, nach Rommels Konzeption, die HKL dar. Die enorme Armierung der Küste mit Vorstrand- und Strandhindernissen sowie Minengürteln entsprang außerdem dem Gedanken, die Alliierten zunächst so lange wie möglich im Wasser und am Strand aufzuhalten, bis deutsche Panzerdivisionen und Verstärkungen herangeführt worden waren. Insgesamt gesehen, stellten die Vorstrandhindernisse und die so genannten Rommelspargel eine vorher noch nie da gewesene Verteidigungslinie dar, mit der der drohenden amphibischen Operation der Alliierten begegnet werden sollte.

In Erwartung eines alliierten Großangriffs wurde von den Soldaten immer mehr Dienst verlangt, wie Gockel deutlich machte: Tagsüber waren die Wehrmachtsangehörigen an der Küste zu Schanzarbeiten eingeteilt. Darüber hinaus waren jeden Tag und jede Nacht Wach-, Streifendienste und Fliegerwachen abzuleisten. Auch die Ausbildung lief weiter. In der Nacht kam es darüber hinaus häufig noch zu Alarmübungen. Ein Großteil der deutschen Truppe war am 6. Juni 1944 völlig übermüdet.

Herr Neß erinnerte sich an die letzte Zeit vor der „Invasion“. Er als Koch hatte hauptsächlich die Aufgabe, die Einheit mit Essen zu versorgen. Seine Kameraden dagegen hatten anstrengende Tag- und Nachtdienste zu versehen:

„Aber die vorne an der Küste lagen, die hatten manchmal Nachtübungen, damit sie immer auf dem Laufenden sind. Geschützexerzieren, damit das also alles klappt. Das war alles bewacht, jede Straße war bewacht, jede Brücke.“

Je näher die der deutschen Führung bekannten Landetage (im Mai 1944: 5.5 und 6.5.; im Juni: 5.6., 6.6. und 8.6.) rückten, desto mehr Soldaten wurden für zusätzliche Dienste eingeteilt. Brücken, Straßen, Geschütze und Kasematten wurden rund um die Uhr zumindest mit Doppelposten bewacht.

Noch dürftiger als bei Unterkunft und Verpflegung sah es in puncto militärischer Ausstattung aus. Die von Gockel angesprochene unzureichende und zum Teil auch veraltete Bewaffnung monierte im Interview auch Golder, der erklärte:

„Ich hab mir glei' denkt: ‚Jetzt bin ich bei 'nem verlorenen Haufen.‘ Wir hatten ja keine Fahrzeuge, wir waren unbeweglich. Die Bestückung war ja nicht schlecht, aber vorne, wo ich ankam, da war da ja fascht nix, also da hab ich mir denkt, des isch 'n verlorener Haufen.“

Golders Ausführungen beziehen sich auf die fehlende Beweglichkeit der so genannten bodenständigen Divisionen (s. Abschn. 2.4) und deren Ausrüstung mit als minderwertig beurteilten Beutegeschützen. Für den Informanten, der im Osten 1941 erlebte, dass seine Truppe an Bewaffnung und Fahrzeugen „immer das Modernschte“ hatte, war die mangelhafte Ausrüstung, aber auch der fehlende Ausbau der Küstenverteidigung in Frankreich wohl auch deshalb eine Überraschung, weil er aus

Russland eine erheblich bessere Ausstattung gewohnt war. Allerdings war auch an der Ostfront eine homogene Bewaffnung nicht immer die Regel.<sup>3612</sup>

Gefragt nach seinem Tagesablauf als Soldat in der Normandie, antwortete Siemers:

„... Minen habe ma scho auch verlegen müsse. Ja, [und] Nachtausbildung, immer Nachtausbildung, das war so in der Woche einmal drin, gut einmal. Ja, [und] Wache stehen immer, jeden zweiten Tag. Des war' vier Stunden, ... die Nacht war praktisch verhaut - da war'n die Offiziere, die ham in so Häusergruppen haben sie sich schön bewachen lassen von den Landsern. Da hoabe ma immer drum gehen müssen, um das Haus, habe ma des beschützen müssen. Mia habe' uns natürlich g'scheit geärgert. ... Jo, langweilig [war uns] scho'. Und die Pferde, die habe ma auch bewachen müssen. ... Ja, mir hoabe dann, ... den Stollen baut und dann, ... wie die Invasion oa'gonge is, do bin i beim Stollenbau doabeig'wese do'. ... Mit dem Zimmermann hob i immer diese Dinger g'baut, das war'n so Türstücke alles, Pfosten. Des war so breit wie des Zimmer do. So breite Pfosten, da ist a Zapfen und a Schlitz g'wesen, mia ... ham die Stöcke g'macht und dann ham ma immer groaben, durch groaben und die Erde 'nausgefoahr'n. Der Stollen, der is weit eini gangen in den Berg. ... Ja, [ich war] Pionier [und] ich hab a Schnellfeuerg'wehr g'habt. Des war was Besonderes. ... Ja, ja, damit haben wir schon so mit schießen können. Mia haben immer alle Wochen haben wir auf den Schießstand hin müssen und haben da schießen lernen müssen. Die Munition, die habe ma mitg'nomme auf den Schießstand, und wenn man schlecht geschosse' hat, dann [hat] man die heimtragen müssen, die Munition. ... Ja, da war öfter Alarm, des stimmt... Mia habe selber in St. Paul, in dem Dorf, da ham wir jeder, in dem Haus, wo ma einquartiert waren, hoabe mia Gräben baue' müsse, zick-zack, ... da si' ma' dann aussig'rennt, das war oft eine Nocht. ... Vorher schon. [Bombeneinschläge] ham ma schon oft g'hört, aber so schlimm war des net. ... [Aber in Frankreich] das war scho [wie] im Krieg. Weil ma hat do an der Küste Häuser wegsprengen müsse, das Land dann, das ist schon totaler Krieg is des. Ja, ja, das ist totaler Krieg.“

Anhand Siemers Aussage wird deutlich, dass in seiner Einheit vor dem 6. Juni 1944 alles andere als „Badebetrieb“ herrschte. Als Pionier hatte er die Aufgabe, Minen in Küstennähe zu verlegen und jeden zweiten Tag vier Stunden Nachtwache zu stehen. Außerdem fand einmal pro Woche eine Nachtausbildung statt. Ähnlich wie Gockel, konnten auch die Pioniere nachts nicht mehr durchschlafen. Darüber hinaus ärgerte Siemers besonders, dass er nachts auch deshalb um seinen Schlaf gebracht wurde, weil er die Unterkünfte der Offiziere bewachen musste und ihn wohl das Gefühl störte, der Untergebene zu sein und hinnehmen zu müssen, dass höhere Dienstgrade auch mehr Privilegien genossen, wie z. B. auszuschlafen. Tagsüber stand, neben Schießübungen, dann wieder schwere Arbeit an. Ein Stollen war auszuschachten und Gräben mussten ausgehoben werden. Außerdem wurden an der Küste gelegene Häuser gesprengt, die die Sicht versperrten oder aber auch den Alliierten bei der Anlandung Schutz bieten konnten. Die Bewohner waren zuvor in andere Häuser umquartiert worden. Der Befragte machte deutlich, dass er sich, im Frühjahr 1944, aufgrund der

<sup>3612</sup> So unterhielt sich Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 275f., mit seinen Kameraden „oft darüber, wie unterschiedlich die deutschen Divisionen ausgerüstet waren,“ und glaubte: „Ohne angemessene Unterstützung durch ausreichend schwere Waffen und moderne Panzerabwehr ist der Frontsoldat vorne nichts weiter als Kanonenfutter.“ Er war „deshalb heilfroh, einer Einheit anzugehören, die über eine dem Feind ebenbürtige Ausrüstung verfügte.“

deutschen Vorbereitungen auf einen alliierten Großangriff, der angloamerikanischen Luftangriffe und der häufigen nächtlichen Alarme, die die Soldaten nicht zur Ruhe kommen ließen, nicht wie im Frieden, sondern wie im „totalen Krieg“ fühlte.

Für Neuankömmlinge in der Normandie, die vorher an der Ostfront waren, begann, je nachdem, wann sie im Westen eintrafen, zunächst eine erträgliche Zeit. Dazu meinte der Befragte Golder, der den Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 und den ersten harten Kriegswinter im Osten erlebt hat und bereits Anfang 1943 in den Westen kam: „Mia sind gwese' ... in der Normandie, wie eine neue Welt.“ Müller berichtete ähnliches von älteren Kameraden seiner Einheit:

„Ja, die anderen waren ja teilweise Jahrgang '18, '19, wesentlich älter [als ich]. Und die hatten ihren ersten Kriegswinter in Russland mitgemacht. Die empfanden das also wunderbar in Frankreich. Leben wie der liebe Gott in Frankreich, Erholung.“

Im Großen und Ganzen waren diejenigen, die im Osten harte Kämpfe erlebt hatten, verständlicherweise froh, diesen Strapazen endlich entfliehen zu können. Wie Müller verdeutlichte, waren besonders die „älteren“ Soldaten, die 1942 jedoch auch erst 24 Jahre zählten, wenn sie zu den Jahrgängen 18/19 gehörten, aber vielleicht bereits seit 1938 innerhalb der Wehrmacht eingesetzt waren, glücklich, nach den Strapazen mehrerer Feldzüge, besonders im Osten, eine ruhigere Zeit in beschaulicheren Gefilden verbringen zu können. So ging Anfang April 1942 für Willy P., Jgg. '14, ein Traum in Erfüllung, „an den er sich den ganzen Winter über so verzweifelt geklammert hatte“<sup>3613</sup>:

„Als erstes: Russland liegt hinter uns!!! Am 07.04.42 fuhren wir von Orel weg und waren fünf Tage auf der Bahn, um am 12.04. in Baarn/Holland zu landen. Ich kann Dir nur sagen, einfach herrlich. Die Fahrt selbst war gut, zumal ich als Spieß im Personenwagen fuhr. Und unser Städtchen, einfach herrlich. Ich kann es gar nicht glauben und meine, im Märchenbuch zu leben. Holland gilt ja an und für sich als das reinlichste Land der Welt, und es ist auch unglaublich schön. Eine Sauberkeit, die fast nicht zu beschreiben ist. Es sind ja fast nur Villen von Geschäftsgrößen aus Amsterdam usw., aber immer hin, einfach feudal. Das zum Gegenstück zu Russland.“<sup>3614</sup>

Willy Pickert wurde 1936 zu einem zweijährigen Wehrdienst eingezogen. Kaum entlassen, musste er im Juli und August 1938 schon wieder einrücken. Er erlebte bereits die Mobilmachung im August 1939 als „Fronteinsatz“ und war bei allen danach folgenden Angriffen als Soldat im Osten dabei.<sup>3615</sup> Wie vielen anderen auch, fielen ihm nach dreijährigem Kriegseinsatz besonders die Sauberkeit und die gepflegten Häuser im Westen auf. Heimaturlauber berichteten dies ebenfalls fast jedes Mal, wenn sie auf Urlaub in Deutschland waren. Als Spieß wurde Pickert zudem das Privileg zuteil, im Personenwagen mitfahren zu dürfen. In Baarn selbst hatte er Anspruch auf ein Privatquartier, worüber er jedoch nichts schreibt. Im Gegensatz zu Rothe, der mit

<sup>3613</sup> Jasper: Zweierlei, S. 101.

<sup>3614</sup> FpBf v. Willy P. v. 15.4.42, in: ebd.

<sup>3615</sup> Jasper: Zweierlei, S. 39f.

seiner Einheit im Januar 1943 vom Westen in den eiskalten Osten abfuhr, wo ihn als Sanitäter schwere Kämpfe, Schneetreiben und Schwerstverwundete erwarteten, wobei ihn die Fahrt an die Ostfront schon zutiefst deprimierte, hatte Pickert das große Glück, den umgekehrten Weg zu nehmen und die Strapazen hinter sich zu lassen. Während Pickert im Westen in US-Gefangenschaft geriet und diese sehr wahrscheinlich überstanden hat<sup>3616</sup>, erwartete Rothe eine mehrjährige Gefangenschaft in sowjetischen Lagern, aus denen er 1948 nach überstandenen Ruhr- und Fleckfieberkrankheiten völlig unterernährt und krank als entkräfteter, ausgezehrter Dystrophiker zurückkehrte. Erst nach einem weiteren Jahr in der Heimat war er langsam auf dem Weg der Besserung.

Lützen, der ebenfalls zu Beginn des Jahres 1943 in die Normandie kam und auch den ersten Kriegswinter 1941/42 im Osten erlebt hatte, verglich:

„Und denn bin ich nach Frankreich gekommen und das war an sich auch, wenn ich nach Russland..., dass wir da noch ein besseres Leben hatten. Hier, das war natürlich auch hart, da war auch noch viel Glück, denn mein Schwiegervater, von der ersten Frau, der war am nächsten Morgen gleich hier gewesen und hat gesagt zu ihr: ‚Weißt du was, entweder tot oder er ist in Gefangenschaft.‘ Und das war ja [in Frankreich] auch nicht viel besser, Mensch, wir sind da ja nur mit acht Mann praktisch raus gekommen. ... Also, wir sind mit acht Mann raus gekommen, da war Gockel mit dabei und der Oberfeldwebel. Ja, und das ist ja auch nicht viel, nicht?“

Im Jahre 1944 waren die Kriegserfahrungen deutscher Soldaten in West und Ost durchaus vergleichbar. Auf beiden Seiten überwog der Eindruck des „Überranntwerdens“, denn deutsche Verbände in Russland und Frankreich wurden in einem nie gekannten Ausmaß zwischen Juni und August 1944 zerschlagen.<sup>3617</sup> „Extreme Angst, Anstrengungen und die Ungewissheit“<sup>3618</sup> darüber, ob es möglich sein würde, diese Hölle zu überleben waren ebenso die Folge wie die permanente Konfrontation „mit Tod, Verwundung oder Vermisstenmeldungen von bekannten Gesichtern.“<sup>3619</sup> Auf beiden Kriegsschauplätzen brachen ganze Heeresgruppen zusammen, die sich anschließend bis dicht an die Reichsgrenze zurückzogen.<sup>3620</sup> Bei der Gefangenschaft gab es aber Unterschiede: „Im Westen war sie denkbar, im Osten eher nicht.“<sup>3621</sup>

Dabei hatte es für die Ostkämpfer wie Lützen und Golder, die den strapaziösen Ostfeldzug im Herbst sowie den Winter 1941/42 und den Sommer 1942 im Osten zwar mit einigen Erfrierungen und Erkrankungen, aber nach deren Ausheilung und ihrer Verlegung in den Westen weitestgehend heil überstanden hatten, nach einer Verschnaufpause ausgesehen. Kämpfe, Strapazen und Bedrohungen, wie viele sie

<sup>3616</sup> Ebd., S. 137.

<sup>3617</sup> Ebd., S. 126f.

<sup>3618</sup> Ebd., S. 127.

<sup>3619</sup> Ebd.

<sup>3620</sup> Ebd.

<sup>3621</sup> Ebd.

phasenweise im Osten erlebt hatten, schienen überwunden. Zunächst hatten Golder und Lützen mit dem Jahr 1943 noch eine etwas ruhigere Zeit angetroffen.<sup>3622</sup> Erst später, Anfang 1944, wurde das Leben in Frankreich sehr viel beschwerlicher.<sup>3623</sup> Der 6. Juni 1944 jedoch hinterließ bei diesem Interviewpartner den bereits erwähnten Eindruck, dass „[Frankreich] auch nicht viel besser [war]“ als der Osten. Die hohen Verluste seiner Batterie und der von ihm als katastrophaler Einschnitt empfundene Großangriff der Alliierten kehrten den Eindruck vom anfänglich „besseren Leben“ um, so dass er sich sogar wieder an die Ostfront wünschte als „den Tach in der Normandie“ erleben zu müssen. Bevor die schwere körperliche Arbeit am Strand und die Tag- und Nachtdienste sich intensivierten, hatte Lützen zunächst aber die Gelegenheit, in der Normandie ein wenig zu „leben“:

„Wie ich hinkam zur Kompanie, da war 'ne Kantine, da bei Bayeux und denn wir denn da rein. Wir hatten ja so eine Briefmarktasche mit Brot und Geld. Das waren die Reichskriegsmarkscheine. Die kriegten wir ja bloß noch ausbezahlt, und die galten auch in Frankreich. Ich weiß gar nicht, 1.500 Mark habe ich wohl im Beutel gehabt. ... Ja, die ganze Frontzulage, da kriegten wir den doppelten Wehrsold als hier in Deutschland, an der Front.<sup>3624</sup> Und dann kostete eine Flasche Cognac, glaube ich, 10 Mark 50. Und ich sag' gleich zu dem Wirt: ‚Komm her, gleich zwei Flaschen auf den Tisch!‘ Und da waren diese beiden Oberfeldwebel P., und auch der Sch., die waren beide da, und die sollten für uns, dass wir kamen, sollten die nach Russland. Und dann sagten die: ‚Ja, das wär' doch besser,‘ sagt der Sch. zu mir, ‚wenn die wieder nach Russland gehen, die das kannten.‘ Ick säch: ‚Ich will mich auch mal erholen!‘ Aber die kriegten das geschafft, die blieben da, und denn kamen andere weg. Die sind ja beide gefallen. Der P. ist ja nachher noch bei Holland, da hatte er einen Panzer knacken wollen, hat er nicht aufgepasst.“

In Abschn. 2.2 wurde bereits erwähnt, dass gleich nach Beginn des Westfeldzuges an die deutschen Soldaten Reichskreditkassenscheine ausgegeben worden sind, die die Rolle einer Hilfswährung übernahmen.<sup>3625</sup> Für die Franzosen war vom Deutschen Reich ein sie benachteiligender Wechselkurs von 1 RM = 20 Francs festgesetzt wor-

<sup>3622</sup> Aber auch ruhigere Zeiten konnten auf Dauer zermürend sein, wie Böll im November 1940 in Frankreich notierte: „Wir warten immer auf irgendetwas, auf Versetzung, Einsatz, Urlaub, auf die Erfüllung oder Dementierung irgendeines Gerüchts, und wenn nicht auf eines von diesen Dingen, so warten wir doch letztlich immer auf unsere Entlassung.“ Böll: Briefe aus dem Krieg (06.11.1940).

<sup>3623</sup> Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 87f., berichtet von Zeitzeugen, die ebenfalls von der Ostfront zurückkamen, aber nach Norwegen versetzt wurden. Sie erlebten dort eher eine Art Urlaub. Einer der Befragten habe dort „Bücher gelesen“, er tat dort nichts, „was mit Krieg zu tun hatte,“ so der Befragte, „wie im Frieden. Wir wussten gar nicht, was wir tun sollten, sind spazieren gegangen. ... Wache schieben. Ein bisschen rumexerziert, endlos Kanonen putzen, Kanone bewachen, auch wenn weit und breit kein Mensch ist. Die Geräte in Ordnung halten, die Zimmer in Ordnung halten. Außengelände in Ordnung halten. Klamotten sauber halten, das Ganze in Ordnung halten. Schnee schippen. Wache gehen musste man natürlich abwechselnd. ... Mehrere Leute immer auf dem Ausguck. Wenn es ging, hat man geschlafen.“

<sup>3624</sup> Zu erwähnen ist, dass die Frontzulage für Soldaten in Norwegen und Frankreich von Sommer 1940 bis 6. Juni 1944 (in Norwegen bis 1945) wegfiel, da hier keine Kämpfe stattfanden. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 29.

<sup>3625</sup> Jäckel: Frankreich, S. 93.

den, so dass die Einkäufe für Wehrmachtsangehörige in Frankreich ausgesprochen günstig waren.<sup>3626</sup> Es ist möglich, dass Lützen außerdem noch seinen Russlandsold bei sich hatte, da sich im Osten in der Regel nur wenige Gelegenheiten zum Geldausgeben boten. Der ungünstige Wechselkurs verbilligte auch den französischen Alkohol, so dass sich deutsche Soldaten in den Gaststätten großzügig bewirten lassen konnten.

Lützen verdeutlichte, dass er zu den von der Ostfront in den Westen verlegten Wehrmachtsangehörigen gehörte. Hierbei handelte es sich zumeist um abgekämpfte, kranke und verwundete deutsche Soldaten, die zunächst in Lazaretten behandelt worden waren und danach Genesungsurlaub in der Heimat erhalten hatten. Von dort aus kamen sie, je nach Bedarf der Truppe oder ihrer weiteren Verwendungsfähigkeit, häufig in den Westen. Um die Ostfront nicht zu schwächen, wurden im Austausch dafür deutsche Divisionen vom Westen in den Osten verlegt. Müller und Rothe berichteten beispielsweise, dass sie Anfang 1943 mit ihren Einheiten vom Westen an die russische Südfront geschickt wurden. Arp erwähnte im Interview, dass „der große Austausch“ von Frankreich nach Russland hauptsächlich 1943 stattfand:

„Da wurde 'ne neue Einheit aufgestellt. 'Ne ganze Division. Und da wurden Teile von uns abgestellt. Aber vorher nicht. Also, die wurden bei uns weggeholt und kamen dorthin, [an die Ostfront].“

Wie es den von Lützen erwähnten beiden Oberfeldwebeln später gelang, sich um die geplante, ihnen bereits bekannte Verlegung ihrer Kompanie oder Division zu „drücken“, wusste der Befragte nicht zu sagen. Ihrer von Lützen zitierten Einstellung zum Osten nach zu schließen, hatten sie in Frankreich bis dahin eine erträgliche Zeit verbracht und hegten keinerlei Ambitionen, daran etwas zu verändern. Die Tatsache, dass sie es irgendwie schafften, im Westen zu bleiben, rettete ihnen jedoch nicht das Leben. Der Krieg wurde auch in Frankreich unerbittlich, der Oberfeldwebel P. erhielt bereits am 6. Juni 1944 eine schwere Verwundung und fiel dann im Kampf um die Niederlande. Lützens Aussage zufolge, starb auch der andere Feldwebel während der Kämpfe im Westen. Weiß erinnerte sich daran, dass Offiziere und höhere Dienstgrade sich besonders in Frankreich mehr Rechte herausnehmen konnten als die Landser:

„Hitler, der hat ja jewettert da über die, die im Westen war'n, die Soldaten, Offiziere und Offizierskorps. ... Na, weil die et da leichter hatten. Einije haben dat richtig ausgelebt. ... Wir war'n ja bloß an der Küste da, wir konnten nüscht ausleben.“

Während die so genannten Mannschaftsdienstgrade vorwiegend in küstennahen Behausungen untergebracht waren, hatten Offiziere Anspruch auf ein französisches Privatquartier. Während der einfache Soldat durch schwere Schanzarbeiten und viele Wachdienste völlig übermüdet war, genossen einige Offiziere im Westen, wie auch

<sup>3626</sup> Umbreit: Deutsche Herrschaft, S. 38; Jäckel: Frankreich, S. 93.

Severloh in Bezug auf sich selbst, seinen Chef und andere verdeutlichte, manche Annehmlichkeit (s. Abschn. 7.). Auch Lützen gab an, dass der Leutnant seines Stützpunktes sich häufig bei seiner französischen Freundin aufhielt und auch in der Nacht zum 6. Juni 1944 abwesend war. Gockel berichtete dasselbe von einem Oberleutnant:

„Der [Oberleutnant C.] war am Invasionstag auch nicht da, der hatte eine französische Freundin auch, der soll nachher bei Caen gefallen sein, der hat da irgendwo im ‚Bau‘ gesteckt. Er hatte nachts das WN verlassen und am anderen Tag wurde festgestellt, er war nicht da, weil er bei der Freundin war.“

Es ist nicht ausgeschlossen, dass es sich hier um dieselbe Person handelt, von der auch Lützen sprach, denn beide befanden sich auf demselben Stützpunkt.

Der Informant Arp bezeichnete seinen Vorgesetzten als „Quartalssäufer“ (3., 3.1), der ebenfalls am D-Day nie zu sprechen war. Dasselbe berichtete Severloh von dem Major seiner Abteilung (3., 3.1), und Ritter erlebte seinen Kompaniechef als „Lebemann“, der im Ernstfall immer krank war.

Nicht nur die Lebensumstände sorgten im Westen dafür, dass deutsche Soldaten in Frankreich in ihrer dienstfreien Zeit Einkäufe tätigen, in Bars sitzen und – in größeren Städten – auch ins Theater oder ins Kino gehen konnten, sondern auch das, im Vergleich zum Osten, milde Klima. Mensch und Tier hatten diesbezüglich nicht allzu sehr zu leiden.<sup>3627</sup> Der Befragte Weiß erinnerte sich:

„Ja, wir hatten ja ooch 'n paar Pferde da, ... in Frankreich. Die gingen den ganzen Winter über wie die Kühe auf die Weide. Frankreich is keen Vergleich zu Russland. Das Äußere schon, dat Janze, is kein Vergleich. Und die Kriegführung is ja auch anders jewesen.“

Für die deutschen Soldaten bedeutete dies, dass die Pferde wenig zusätzliches Futter und auch keine aufwändigen Unterstände gegen die Kälte benötigten. Auch Lützen beobachtete aus der Perspektive des Landwirtes:

„Ja, die hatten ja die Kühe im Winter gar nicht drin. Das is ja nicht so 'ne Landwirtschaft wie hier. Es gibt ja gar keinen Winter. Die haben so'n büschen Dach über, und da laufen die Kühe rein und fertig is dat. Und die hatten ja auch nicht so 'ne Massen, die hatten vielleicht sieben Kühe hatten die.“

Uhlmann, der als Kradmelder in der gesamten Normandie umhergefahren ist, bestätigte diese Beobachtungen:

„... Da herrscht gar kein Winter. Da is das Vieh Sommer und Winter draußen, und ich kann mich gut erinnern, dass da mal ein oder zwei Grad Kälte waren, und da überwintern ja viele Vögel.“

Umso mehr stellt sich die Frage, wie deutsche Soldaten, die einige Zeit in Frankreich stationiert gewesen waren, es verkrafteten, wenn plötzlich ein Gestellungsbefehl für

---

<sup>3627</sup> Müller berichtete zuvor jedoch von nicht beheizten Unterkünften in Südfrankreich, in denen die Soldaten auf dem blanken Fußboden schliefen. Und Dose erfror sich beim Wachestehen an der nordfranzösischen Küste sogar die Füße (s. Abschn. 2.8).

die Ostfront eintraf. Rothe, der ein Einviertel Jahre als Sanitäter in Frankreich eingesetzt war, beschrieb seine Gefühle so:

„Wie das war?! Wir wurden [in] Woroschilowgrad ausgeladen - und eine Kälte! Ein Schneetreiben! Und – ach! Fragen Sie nicht nach Liebe! Und denn nur, nich... dann gings nur gen Osten. Und denn... wir hatten einen Stabsarzt, der nachher als Erster auch jefallen is. ... Das Wichtigste für den waren die Pferde. Und wenn wir denn im Dunkeln in einem Dorf ankamen, mussten Quartier machen, denn standen wir in der Kälte auf [der] Straße. Zuerst musste für die Pferde Quartier gemacht werden. Und wenn die Pferde Quartier hatten, denn durfte für uns Quartier gemacht werden. Und das ging - also fragen Sie nicht! Das war... tagsüber nur marschiert, marschiert. Und ein Schneetreiben, eine Kälte. Und denn kaputt, und denn stehen Sie auf der Straße und warten, dass die Tiere da erst mal in 'nen Stall kommen. Ja. Stellen Sie sich mal vor: nachher minus 41 Grad, aber da fragt doch keiner nach! Ich habs Ihnen ja schon oft gesagt: man lebte in einer... da konnt' keiner irgendwie 'n anderen Weg gehen. ... Ja, wir haben uns abgefunden, weil die Situation das erforderte. Ja, [wir] alle! Ich will Ihnen mal was sagen: das hat auch Menschen jegeben, die nicht damit einverstanden waren, die versucht haben, sich abzusetzen. Aber hinten stand die Feldgendarmerie, die hat sie an die Wand gestellt. Das haben wir jewusst. Haben Sie schon mal den Ausdruck gehört ‚Feldgendarmerie‘? ... Ja. Sehen Sie, und das war... die waren brutal... Also, waren wir praktisch, Gott, ich will nicht sagen Zwangsjacke, aber wir waren doch, nich, wir haben unsere Pflicht getan. Und es kam nicht der Gedanke, auszubrechen, weil wir ja wussten, das ist unmöglich. Na, sagen Sie mal, das ist gar kein Vergleich [Frankreich und Russland]!“

Die von Rothe angesprochene deprimierte Verfassung, in der sich er selbst und auch andere Kameraden während der Fahrt in den Osten befanden, ist nachvollziehbar. Seine Division verlegte vom gemäßigten französischen Klima und einem relativ geregelten Leben in einem unter fast friedensmäßigen Bedingungen arbeitenden Wehrmacht-Krankenhaus in die Kälte Russlands an der hart umkämpften Ostfront im Januar 1943. In der kältesten Jahreszeit, in der es in der Sowjetunion oft schon zwischen 14.00 und 15.00 Uhr dunkel wird, dorthin zu kommen und die zu erwartenden schweren Kämpfe, die im Westen erst im Juni 1944 einsetzten, stellten in jeder Hinsicht eine persönliche Verschlechterung für diese Soldaten dar. Als Angehöriger einer Sanitätskompanie hatte sich der Informant auf Schwerstverwundete einzustellen, auf improvisierte Verhältnisse mit schlechter Beleuchtung und nur bedingt für die Krankenversorgung geeignete Behausungen sowie auf Fälle mit schweren Erfrierungen. Bei diesen Erwartungen und der im Osten zu der Zeit herrschenden extremen Kälte verwundert es nicht, dass der einzelne diesen Weg nur sehr schweren Herzens angetreten war.

Von einer ähnlich gedrückten Stimmung berichtete auch Großmann, der mit seiner Einheit 1942 vom französischen Arcachon aus an die Ostfront verlegt wurde:

„Eine Fahrt des Schweigens. Kein Lied, kein geöffnetes Fenster, kein Winken, keine zerschellenden Bierflaschen, nur dieses verdammte Schweigen, das in den Abteilen hockt und nicht zu vertreiben ist. ... Die Abteile sind vollgepfercht mit Menschen, aber jeder ist sehr mit sich selber beschäftigt. Einige fahren die Strecke zum zweiten Male; sie haben den ersten Kriegswinter in Russland hinter sich. ... Jeder spürt es; wir haben noch einen Fahrgast bei uns. Unsichtbar sitzt er zwischen uns, hockt unter den Holzbänken, hängt im Gepäcknetz, obzwar

nirgends mehr Platz für ihn zu sein scheint. Ein seltsamer Fahrgast, der sogar eine Sprache hat, ... die man besser fühlen als hören kann. Es ist jenes unbeschreibbare Grauen, das uns auf der Fahrt an die Ostfront begleitet.“<sup>3628</sup>

Zu Beginn dieses Abschnitts hatte der Interviewpartner Rothe bereits die Unterschiede zwischen der Arbeitsweise von Ärzten und Sanitätern in Frankreich und der Sowjetunion dargestellt. In seiner letzten Aussage machte er klar, dass er und seine Kameraden als Soldaten im Krieg in dieser Phase keine Möglichkeit sahen, Einfluss auf ihr Schicksal zu nehmen. In der Tat stellte die Feldgendarmerie einen ernst zu nehmenden Faktor dar. Wehrmatsangehörige, die mit dem Gedanken spielten, sich abzusetzen, konnten in diesem Fall nicht mit nachsichtigem Verhalten seitens der Feldgendarmerie rechnen. Wer keinen entsprechenden Einsatzbefehl, Urlaubsschein oder Verwundetenzettel besaß, musste bei seiner Truppe bleiben. Ansonsten drohte eine Anklage wegen Desertion, die in der Regel einem Todesurteil gleichkam. Einige Soldaten, wie Dietrich und Schlotmann, nutzten einen geringen Spielraum, um sich unerlaubt von der Truppe zu entfernen bzw. zu einer anderen Division versetzen zu lassen. In Dietrichs Fall handelte es sich jedoch um eine ohnehin schwierige Situation in der Nähe von Stalingrad. Viele Einheiten wurden dort, angesichts der chaotischen Zustände während der Kesselschließung, versprengt oder flüchteten vor den angreifenden Rotarmisten. Auch Lützen machte, wie Schlotmann, einfach falsche Angaben, um in die Heimat zu gelangen.<sup>3629</sup> Versprengte Soldaten hatten sich jedoch in so genannten Auffangstellungen zu melden. Ihre Angaben wurden – im Rahmen der Möglichkeiten – überprüft. Außerdem gehörte eine gehörige Portion Mut dazu, in einem diktatorisch angelegten System, diese kleinen Spielräume auch zu nutzen. Bei den erfahreneren Soldaten, zu denen alle drei Informanten gehörten, waren der Überlebenswille sowie der Wunsch, nicht noch einmal in der Sowjetunion eingesetzt und dort in Kesseln eingeschlossen zu werden, besonders ausgeprägt. Vor allem bei diesen Kämpfern ist die Tendenz zum „Durchlavieren“ zu beobachten. Andere versuchten, mit Hilfe von Selbstverstümmelung zumindest vorübergehend in einem Lazarett den Härten des Krieges zu entkommen. Wehrmatsärzte hatten die Pflicht, die entsprechenden Verdachtsfälle unverzüglich zu melden. Der damalige Soldat Koschorrek berichtete von zwei Kameraden, die im Verdacht standen, „vor die Gewehrmündung ein Stück Kommissbrot zu halten, um keine Spuren von Versengung oder Pulverschmauch zu hinterlassen“<sup>3630</sup>. „Den deutschen Soldaten war bekannt, dass sie in diesem Fall vor ein Kriegsgericht gestellt würden, und Koschorrek stellte fest: „Sie müssen mit der Todesstrafe durch Erschießen rechnen.“<sup>3631</sup>

<sup>3628</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 29f.

<sup>3629</sup> Die genauen Ereignisse können hier aus Platzgründen nicht weiter ausgeführt werden.

<sup>3630</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 165.

<sup>3631</sup> Ebd.

Bei der Suche nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten bleibt zu fragen, was die alliierte Kampfweise von der russischen unterschied. Diesbezüglich wurden Vergleiche häufig auch selbst von den Informanten angeregt oder auf Nachfrage im Gespräch erarbeitet. Schweitzer, der die Kämpfe im Osten und im Westen erlebt hat, meinte dazu:

„Es war also sicher so, dass der Materialeinsatz [im Westen] ein größerer war. Hatte man mehr Angst vor dem Russen? Man hatte vielleicht bei dem Russen mehr Unsicherheit oder Angst, in Gefangenschaft zu kommen. Das war also beim Engländer ... konnte man damit rechnen, ... dass man dann überlebte. Beim Russen wusste man das nicht, ob einen nicht der erste Soldat, dem man begegnete, dortschießt. Und wir haben auch in Frankreich an unseren Sanitätsfahrzeugen das Rote Kreuz geführt, weißes Schild mit rotem Kreuz, in Russland nicht. Das wurde übermalt, denn das hätten die nur benutzt, um drauf zu schießen. Ja?! Mit den Flugzeugen. ... Ich wollte grad' sagen: ich habe es erlebt, dass die das auch leider in Frankreich gemacht haben, als ich rausgefahren bin, mit 'm Sanka, aus diesem Kessel. Bis nach Rouen haben die mich dann gefahren, sind wir unterwegs von englischen oder amerikanischen *Jabos* angegriffen worden, was ein besonders scheußliches Gefühl ist, wenn man verwundet irgendwo liegt. ... Es ist sicher nicht auszuschließen, dass es gemacht worden is, [dass im Sanka auch Munition transportiert wurde], aber an und für sich musste man da schon sehr darauf achten. ... Kennen Sie das Buch von Peter Bamm? ... ‚Die unsichtbare Flagge‘. Er meinte die Flagge der Menschlichkeit damit und schildert seine Erlebnisse und war auf der Krim und auch im Kaukasus und so. ... Und der legt darauf großen ... spricht auch davon, dass also so Leute, Kampftruppen dann gesagt haben: ‚Wenn Euer Sanka kommt, soll er mal Munition mitbringen!‘ Nich, so! Ja?! Kann man auch verstehen. Sitzt der Kompaniechef vorne und sagt: ‚Wenn du wiederkommst, dann bring' mal Munition mit!‘“

Der Eindruck des Befragten im Hinblick auf den „größeren Materialeinsatz“ täuschte nicht. Täglich ging in der Normandie die Bombenlast aus bis zu 11.000 alliierten Flugzeugen auf deutsche Soldaten nieder.<sup>3632</sup> Flächenbombardements mit 2.000 Maschinen, wie beim Angriff auf Caen, ebneten den Alliierten den weiteren Weg durch deutsche Panzerriegel.<sup>3633</sup> Hinzu kamen (Schiffs-)Artillerieangriffe mit schwersten Kalibern. Ob – wie im Falle Schweitzers und auch Thomsens<sup>3634</sup> geschehen, der gegnerische Pilot den Sanka nicht sofort als solchen erkannt hatte oder, aufgrund der Munitionstransporte in Sanitätskraftwagen die generelle Anweisung ausgegeben wurde, nun auch auf Fahrzeuge mit Rotem Kreuz zu schießen, konnte mithilfe der Literatur nicht abschließend geklärt werden. Vorstellbar ist das von Schweitzer und auch Thomsen beschriebene Gefühl der Hilflosigkeit und wohl auch der (Todes-) Angst, wenn man als ohnehin Verwundeter noch einen Luftangriff über sich ergehen lassen und mit dem Schlimmsten rechnen musste.

In dem vom Interviewpartner erwähnten Buch von Peter Bamm „Die unsichtbare Flagge“, findet sich lediglich der Hinweis darauf, dass wegen Mangels an Transportmög-

<sup>3632</sup> Ose: Entscheidung, S. 115; DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 554.

<sup>3633</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 551.

<sup>3634</sup> Auch Thomsen hatte im Interview erzählt, dass er verletzt in einem Lazarettbus liegend, von alliierten Flugzeugen beschossen worden ist. Einige seiner verwundeten Kameraden hatten dabei den Tod gefunden. Der amerikanische Pilot entschuldigte sich durch Flügelwackeln, weil er wohl das Rote Kreuz zu spät erkannt hatte.

lichkeiten auch andere Fahrzeuge, wie z. B. Lkws, für den Abtransport verwundeter Soldaten benutzt werden mussten, die sonst auch zum Zwecke des Munitionstransportes eingesetzt wurden.<sup>3635</sup> Solche Kraftfahrzeuge waren häufig Ziele der russischen Luftwaffe. Während Thomsen im Gespräch schilderte, dass der amerikanische Pilot sich für sein Versehen entschuldigte, gab es ein solches Verhalten sowjetischer Piloten im Osten aus verschiedenen Gründen nicht. Fischer veranschaulichte die Unterschiede zwischen West und Ost im Hinblick auf Fairness und Brutalität:

„Eine Woche Vormarsch war nun ins Land gegangen. Da hatten wir unseren ersten Toten. Es war der Gefreite Gerold. Hauptmann Engel hatte ihn noch spät abends mit der Tagesmeldung zum Bataillonsstab geschickt. Gerold fuhr mit seinem Solokrad los und kam nicht beim Bataillon an. Am Morgen fanden wir ihn in einem Waldstück an der Rollbahn. Zehn Meter neben der Straße hatte Gerold sein Grab ausheben müssen, neben dem er mit einem Genickschuss getötet wurde. In der nächsten Zeit häuften sich Vorkommnisse dieser Art. Hier wurden Verwundete von Sowjets verstümmelt oder erschlagen, andernorts ein Sanitätswagen angegriffen. Der Krieg bekam ein anderes Gesicht. Vorbei die Zeit, in der sich der Gegner wegen eines Missverständnisses entschuldigte, wie in Calais. Dort hatten auch britische Soldaten einen Verwundeten von uns versorgt und zu einem Platz getragen, wo wir ihn abholen konnten. Hier war nichts mehr von Ritterlichkeit zu spüren. Um so mehr von unerbittlichem Hass. Zugegeben, wir hatten uns kaum ernsthafte Gedanken darüber gemacht, welche Gefühle der sowjetische Soldat uns gegenüber haben mochte. Wir hielten es einfach für selbstverständlich, dass im Krieg bestimmte Spielregeln eingehalten werden mussten und waren anfangs auch davon überzeugt, dass man sich auf uns'erer Seite danach richtete. Ich hatte es nicht realisiert, dass der sowjetische Soldat der Überzeugung sein musste, von uns, seinen ‚Verbündeten‘, heimtückisch überfallen worden zu sein. Die Eskalation der Grausamkeiten hatte begonnen.“<sup>3636</sup>

Das Gefühl der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins war in Frankreich im Zuge der Kämpfe um die Normandie bei den deutschen Soldaten vorherrschend. Der Informant Schweitzer schilderte in einem Ost-West-Vergleich diesbezüglich seine Eindrücke:

„... Ja, also in Frankreich war es so, ... dass man also tatsächlich das Gefühl hatte, man wird an den Boden gedrückt, ja? Das hatte man in Russland nicht so. Und Sie dürfen sich das auch nicht so vorstellen, dass man nun den ganzen Tag immer in hartem Beschuss gelegen hat. Das war nicht so! Passen Sie auf, jetzt will ich Ihnen mal (steht auf und holt Unterlagen)... Und da hab ich ein paar Bilder drin, und da kann man das vielleicht mal sagen (blättert). Ja, das zum Beispiel, is ein Bild aus der Feuerstellung vor Sewastopol. Das war im Einsatz. Das war eine Situation – ich hab das hier geschrieben – da war die Infanterie vorgerückt so weit, dass wir nicht mehr schießen konnten, wir hatten ja auch nur 'ne begrenzte Schussentfernung, und wir damit rechnen mussten, dass wir demnächst Stellungswechsel zu machen hatten und nachzurücken hatten. Und da hat der Batt'rieoffizier hier seine Werferführer und seine Zugführer zusammengeholt. Das sind, ja, Zugführer, das bin ich, Werferführer auch, und Zugführer. Das war also... da steht der rum, da hat's nicht geschossen. Das runzelte vorne, war fünf Kilometer weiter. Wir hörten den sich entfernenden Gefechtslärm. Konnte sein, dass da mal 'n Flugzeug gekommen wär', aber, nein, da waren wir Deutschen oben. Da brauchten wir nicht... Da haben wir da ganz gemütlich rumgestanden. [Aber] es war Krieg. ... So, in diesen Sachen ist man natürlich jetzt tagelang rumgelaufen, ohne sich zu waschen. Ich hatte mir später angewöhnt, dass ich eine russische Gasmasken-

<sup>3635</sup> Bamm: Unsichtbare Flagge, S. 219, 229.

<sup>3636</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 103f.

tasche hatte, und in der hatt' ich immer 'n zweites Hemd und 'n Paar Strümpfe und 'ne Unterhose und so was, dass man sich mal irgendwo was and'res anziehen konnte. ... Da musste man sich immer mit den alten Sachen be... Das war unser Werfer. Das ist auch in so einer Stellung, wo es ruhig ist. ... Ja, Pausen, natürlich gabs das. Das ist diese 7,62-Kanone, die russische. Das ist zum Beispiel so 'n Bild aus so 'ner Grabenstellung: Sommer, heiß, auch ruhiger, 'n ruhiger Augenblick. Man ist zwar da drin, weil man nicht weiß - jeden Augenblick kann eine Granate ein-schlagen und so. Der war immer so 'n bisschen vorsichtig (zeigt), der hatte immer 'n Stahlhelm auf, die anderen nicht. Nur, um das mal so zu kennzeichnen. ... Das is mein Freund R., der saß da in so 'nem Deckungsloch, das man sich denn halt so gebuddelt hat.“

Anhand von Fotos aus dem Sommer 1942 verdeutlichte Schweitzer im Gespräch seine Situation und die der Werfer-Batterie allgemein, der er angehörte. Im Mai 1942 war die HGr Süd erneut zur Eroberung der Festung Sewastopol angetreten. Die gesamte Krim, bis auf Sewastopol und die Halbinsel Kerč, waren bis November 1941 von den Deutschen besetzt worden. Kerč fiel erst im nächsten Frühjahr, am 15. Mai 1942, in deutsche Hand.<sup>3637</sup> Die Eroberung von Sewastopol gestaltete sich jedoch schwieriger und langwieriger. Die Werferbatterie des Zeitzeugen konnte aber nur bei bestimmten Zielentfernungen eingesetzt werden, musste bis dahin jedoch in permanenter Bereitschaft bleiben. Zwischen den Einsätzen, so ist Schweitzers Bericht zu entnehmen, gab es sowohl längere Pausen als auch ruhige Tage, in denen die Soldaten allerdings in Grabenstellungen und Deckungslöchern hausen mussten. Insbesondere Deckungslöcher galten als guter Schutz gegen Bombenangriffe.<sup>3638</sup> Waschgelegenheiten gab es kaum, was der Befragte offensichtlich als äußerst unangenehm erlebte.<sup>3639</sup> Auch an anderer Stelle berichtete der Informant, dass letzteres ihn auf Dauer sehr störte, so dass er sich damit behelf, eine erbeutete russische Gasmaskentasche für Wechselwäsche zu benutzen. Als beruhigend – zumindest tagsüber – empfand die Batterie den Blick zum Himmel trotz gelegentlicher Luftangriffe. Da es sich um eine Offensive handelte, wurde ein Fliegerkorps der Luftwaffe zur Heeresunterstützung eingesetzt. Dennoch wird deutlich, dass der Zeitzeuge und seine Kameraden auch in ruhigeren Zeiten vor Granateinschlägen auf der Hut sein und deshalb in ihren Deckungslöchern Schutz suchen mussten. Eigene Angriffe verrieten immer auch die eigene Stellung, so dass mit sofortigen heftigen Gegenschlägen zu rechnen war. Ähnlich gestaltete sich die Situation im Westen vor dem 6. Juni 1944. Auch wenn keine größeren Kämpfe stattfanden, war in Küstennähe, aber auch an Verkehrsknotenpunkten und in der Nähe von Brücken mit plötzlichen alliierten Luftangriffen zu rechnen.

<sup>3637</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 187.

<sup>3638</sup> Gottschalk erklärte im Interview, dass Offiziere entsprechende Anweisungen zum Ausheben solcher Erdlöcher gegeben haben: „Die sagten: ‚Buddelt Euch schön ein. Wenn die Flieger kommen, die Russen, die können ruhig draufschmeißen, da passiert gar nichts!‘

<sup>3639</sup> Vgl. Großmann: Granatsplitter, S. 34f.: „Wann werde ich mein Hemd wechseln? In den nächsten Wochen nicht.“

Seinen Angaben zufolge, befand sich Schweitzer dann vom 8. Juni 1944 bis zum 18. August 1944 in Frankreich. Seine Batterie hatte am 6. Juni den Marschbefehl in die Normandie bekommen und traf erst zwei Tage später im Kampfgebiet ein. Am 19. August 1944 schloss sich der Kessel von Falaise um die deutschen Normandiearmeen und leitete das Ende der Schlacht um die Normandie ein. Schweitzer gelang es, dem sich schließenden Kessel von Falaise rechtzeitig zu entkommen. Er erinnerte sich daran, dass seine Artillerieeinheit Anfang Juni, nach dem Marsch von Bois-de-Boulogne in einen Bereitstellungsraum, einem Wald, in der Nähe der Front untergezogen war. Mit einem befreundeten Kameraden, der den Nachrichtenzug führte, erkundete er die Situation und beschreibt nachfolgend seine Eindrücke:

„[Da] sind wir so vorgegangen, an den Waldrand, und haben uns das angeschaut. Und ich weiß noch, wie wir eigentlich, ohne dass wir viel gesagt haben, beide so der Meinung waren: ‚Na, das ist ja ein ziemlicher Zauber,‘ so nannten wir das dann. Man hatte ja immer ein... leicht als junger Mann und junger Soldat, sagen wir mal, schnell ein großes Wort bei der Hand, um auch vielleicht selber so seine... na, Angst oder seine Bedenken zu zerstreuen und 'n starken Mann zu spielen. Das ist ja 'ne ziemlich typisch männliche Eigenschaft. Und so, wir wussten beide: So was war uns noch nicht so sehr begegnet. Ich will nich sagen nie. Also der Materialeinsatz war in Frankreich enorm. Die Alliierten hatten absolute Lufthoheit. Sie haben mit schwerster Feuervorbereitung jedem Angriff das vorausgestellt. Wenn dann noch Widerstand war, haben sie aufgehört und haben noch mal losgelegt, ja? Bis also da kaum noch Widerstand war. ... Und infolgedessen hat man auch einen Angriff, wie man das in Russland gesehen hat, dass die [Infanteristen] gekommen sind, hab ich nicht gesehen.“

Sichtbar war der Gegner hauptsächlich für diejenigen deutschen Soldaten geworden, die am 6. Juni 1944 vorne am Landestrand gewesen sind und in den ersten Tagen nach der Landung um das Halten der Widerstandsnester gekämpft haben. In den Wochen danach bestand die alliierte Kriegführung darin, Artillerieangriffe vorzutragen, deren Präzision vor allem durch die alliierten Artilleriebeobachter aus der Luft sichergestellt wurde. Aber auch mit Panzerangriffen auf Fahrzeugkolonnen oder auf einzelne deutsche Fahrzeuge war zu rechnen, wobei die Panzer auch hier oft von den Deutschen vorher gar nicht bemerkt worden sind. Schweitzer erinnerte sich an einen solchen Angriff, bei dem er schwer verwundet und nur mit großem Glück von seinen Kameraden gerettet werden konnte:

„Vielleicht ist das ein Beispiel mit meiner Verwundung, meiner letzten dort. Wir ... hatten einen Stellungswechsel befohlen bekommen und waren am Tage, weil wir gar nicht fahren konnten am Tag, mit der Einheit... Mit einzelnen Fahrzeugen, das konnte man schon riskieren. ... Ich habe Rommel 'n paar Tage vorher noch gesehen, in Frankreich, auf'm Gefechtsstand unseres Regimentes. ... Und dann kam am Nachmittag, war noch hell, der Befehl, dass wir einen Raum zugewiesen hatten, in dem wir unsere Feuerstellung zu beziehen hatten. Und dann rief der Kommandeur mich zu sich. Ich war also der Adjutant. Sie wissen, dass so 'n Abteilungskommandeur 'n Adjutanten hatte, 'n Ordonnanzoffizier und 'n Nachrichtenoffizier und so weiter. Das ist ein kleiner Stab. Und der erzählte mir das von dem Befehl, und der Nachrichtenoffizier, das war mein Freund O., der Zeichner hier, und wir fuhren alle drei los, 'n kleinen Volkswagen, diesen Kübelwagen. Und

unterwegs fällt mir auf, dass es schießt. Einschläge spritzen da zur Seite. Und die Soldaten liegen im Straßengraben, alle Stahlhelm auf. Also war irgendwie, na, das hab ich im Fahren nicht gemerkt, aber das fiel mir auf, dass die da alle ‚Sprung auf, Marsch, Marsch‘, und so eben in Deckung waren und dass das also schoss, links und rechts. So, und da denk’ ich, wo fährt denn der Kerl hin. Der Kommandeur, der fuhr im ersten Wagen. Ich hol’ mal mein Kartenbrett raus – Kartenbretter hatten wir - und gucke das nach, will das nachgucken, wo will denn der, fährt denn der hin? Und in dem Augenblick wirds dunkel, ja? Da hat unser Wagen ’n Treffer gekriegt und, weiß ich noch so genau, also das war ’n Ruck, und ich hatte das Gefühl, als ob ich, ... fa... wie so eine Kugel gerollt, irgendwie so ins Unendliche fliege. Und ich weiß ganz genau, dass ich gedacht hab: ‚So ist es also, wenn man tot ist.‘ Na, das vergess’ ich nie. ... Wir waren in die vorgestoßenen amerikanischen Panzer rein gefahren. Die hatten also noch am Nachmittag einen Vorstoß gemacht, und waren schon da, wo wir hinsollten. Ja? Und das war ’n unübersichtliches Gelände, so in der Normandie, mit Wegen, so mit den Hecken an der Seite. Mit Obstbäumen dann, diesen Knicks würde man in Schleswig-Holstein sagen ... Und da haben die uns wohl gesehen und haben uns natürlich beschossen. Und das war ein Schuss, der muss ganz kurz hinter meinen Wagen gegangen sein. Ich hatte hinten drin noch einen Unteroffizier sitzen. Der war tot. Mein Fahrer war mit Splitter im Rücken verwundet und ich hab ihn in ’nen Fuß gekriegt, hatte so einen Splitter hier hinten drin, ... so ’n Ding wie mein kleiner Finger.“

Die Erwähnung Rommels erscheint in der Aussage zunächst zusammenhanglos, bekommt jedoch eine Parallele bei der Schilderung des Unfalls: auch Rommel verunglückte später, am 17. Juli 1944, durch den Angriff eines Jagdbombers, bei einem Autounfall in der Normandie.<sup>3640</sup> Mangels Informationen waren die drei Offiziere, unter anderem Schweitzer, in einen Raum gefahren, in dem der Gegner bereits in Stellung gegangen war.<sup>3641</sup> Ob die Meldung darüber den Kommandeur aufgrund der vielfach zerstörten Telefonverbindungen nicht erreicht hatte, oder die Deutschen selbst von dem schnellen Vorstoß der alliierten Truppen überrascht worden sind, mag dahingestellt bleiben.<sup>3642</sup> Schweitzer ergänzte zu seiner Situation und der der anderen Soldaten in den beiden übrigen Fahrzeugen unmittelbar nach dem Panzerangriff, dass im dritten Wagen der mit ihm befreundete Leutnant saß und sich um seinen verwundeten Fahrer kümmerte. Der Kommandeur, der im ersten Wagen gesessen hatte, war rechtzeitig abgebogen und hatte weiterfahren können. Schweitzer selbst lag nach seinem Sturz unentdeckt und in akuter Lebensgefahr unter seinem Kfz:

„... Und das [Fahrzeug] fing an zu brennen. Das merkte ich an der Hitze. Ich konnte gar nix sehen. Ich hatte einen Bluterguss im Auge und hab mehrere Tage oder ungefähr drei Wochen lang nichts gesehen. Und lag unter dem Fahrzeug und hatte die eine Hand frei, und hab dann also so irgendwie mit dem Hand[rücken] an den Wagen gekloppt, da oben, und dann hörte ich, wie

<sup>3640</sup> Ose: Entscheidung, S. 186. Der Generalfeldmarschall erlitt dabei sehr schwere Verletzungen, unter anderem einen Schädelbruch.

<sup>3641</sup> Von Kluge beklagte, dass deutsche Truppen auf das sich sehr schnell wandelnde Kampfgeschehen nicht angemessen reagierten und Befehle und Weisungen oft erst sehr spät eintrafen. So mag es auch in diesem Fall gewesen sein. Ose: Entscheidung, S. 169.

<sup>3642</sup> Auch Gfm. Kluge, der sich vom 16./17.8.1944 im Raum Falaise bei der Truppe im noch nicht geschlossenen Kessel aufhielt, war aufgrund fehlender Funkverbindungen zwölf Stunden lang nicht zu erreichen. Görlitz, S. 196. Darüber hinaus gab es Spekulationen, dass v. Kluge Kontakt zu den Alliierten aufgenommen habe.

jemand im Graben sagte: ‚Mensch, da liegt noch einer!‘ Dann haben sie mich da weggezogen und haben mich dann zum Lazarett, zum Verbandsplatz gefahren.“

Nach heftigen Artillerie- oder Panzerangriffen, deren Geschosse in unmittelbarer Nähe einschlugen, kam es den Betroffenen häufig so vor, als wären sie durch die Wucht der Einschläge nicht mehr am Leben.<sup>3643</sup> Ein anderer Soldat beschrieb in einem Brief vom 10. November 1941 eine ähnliche Situation von der Ostfront:

„Der 21. Juli war ein Kampf, heißer Tag. ... Gegen 10 Uhr sauste es plötzlich ganz kurz heran. Instinktiv lag ich in Sekundenschnelle flach. Ein ohrenbetäubendes Krachen um mich. Ich fühlte einen leichten Schlag irgendwo am Körper. Langsam wurde die Welt um mich schwarz. Wie irrsinnig schwirrten meine Gedanken – verwundet? – sollte das mein Ende sein? Ein Bild sah ich, meine Mutter; - dann versank alles. Stunndend wachte ich auf, ich lebte also noch.“<sup>3644</sup>

Die Art des von Schweitzer erlebten Angriffs bezeichnet dieser als „typisch“ für die alliierte Kriegführung im Westen:

„Ich hab nix gesehen von dem Kerl. Ich hab da keine Panzer gesehen, und Infanterie schon gar nicht. Ich hab überhaupt keine Angreifenden oder keine Infanteristen gesehen, keine englischen oder amerikanischen, in [ganz] Frankreich nicht.“

Die geschilderten Erlebnisse ereigneten sich innerhalb des sich gerade bildenden Kessels von Falaise, denn der Zeitzeuge erklärte, er sei am nächsten Tag, also am 18. August 1944, verwundet „aus dem sich schließenden Kessel“ herausgefahren worden. Zunächst verlief die Schließung des Kessels sehr zögerlich. Da jedoch die Alliierten durch ULTRA von der deutschen Absicht erfahren hatten, nach Osten, über die Orne, auszubrechen, gab Montgomery am 16. August den Befehl, den Ring um die deutschen Normandie-Armeen zu schließen,<sup>3645</sup> wobei die Schließung von Norden her sehr langsam erfolgte. Für die Deutschen begann nun ein Wettlauf mit der Zeit. Gfm. v. Kluge hatte bereits am 13. August den Rückzug der deutschen Truppen nach Nordosten, zunächst über die Orne, dann über die Seine, eingeleitet.<sup>3646</sup> Am 19. des Monats hatten die Alliierten den Ring um die Wehrmachtstruppen geschlossen. Etwa 100.000 deutsche Soldaten waren nun eingeschlossen.<sup>3647</sup> Den Kessel von Falaise jedoch mit Stalingrad vergleichen zu wollen, wie es in der französischen Literatur teilweise getan wird,<sup>3648</sup> entbehrt jedoch jeder Grundlage und verharmlost die wirkliche Situation und das verheerende Ausmaß der Strapazen, das die hungernden,

<sup>3643</sup> So auch Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 34: „Es knallte, und ich wurde von den Füßen gerissen. ... Ein Bauchschuss. Ich sah mich neben mir stehen und hörte mich zu mir selbst sagen: Dein Leben lang hast du dich gefragt, was mal aus dir wird. Jetzt weißt du's. Dann begannen die Schmerzen, ich fühlte, wie mein Bewusstsein wegging, und mein letzter Gedanke war: Ich hätte doch so gerne einen Sohn gehabt.“

<sup>3644</sup> Bf. v. Wolfgang Daser v. 10.11.1941, in: Restloser Einsatz, S. 49.

<sup>3645</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 560.

<sup>3646</sup> Ebd.

<sup>3647</sup> Ose: Entscheidung, S. 255; DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 561.

<sup>3648</sup> Vgl. u. a. Florentin: Stalingrad en Normandie.

frierenden und sterbenden Eingeschlossenen im Osten erleiden mussten.

Am 19./20. August gelang es, den östlich des Kessels stehenden deutschen Verbänden und Einheiten der eingeschlossenen 7. Armee, in den nächsten beiden Tagen einen schmalen Korridor nach Osten zu erkämpfen. Bis dahin wurden die auf engem Raum zusammengedrängten deutschen Kräfte „erbarmungslos von der gegnerischen Luftwaffe zusammengeschossen.“<sup>3649</sup> Es galt nun, den Korridor offen zu halten und so viele Verbände wie möglich zu retten. Etwa 35.000 bis 40.000 Wehrmachtsangehörigen gelang es, unter Zurücklassung schwerer Waffen und des Großteils ihrer Ausrüstung, dem Kessel von Falaise zu entkommen.<sup>3650</sup>

Das Ausbruchsgefecht war, militärisch gesehen, ein Kuriosum, da ihm zum großen Teil völlig der Gefechtscharakter fehlte. Die Ausbrechenden schlichen sich förmlich am Gegner vorbei, in Ermangelung jeglicher Artillerie- oder Panzermunition. Am 21. August 1944 war kein Entkommen mehr möglich. Der Kessel war für 10.000 deutsche Soldaten zum Grab geworden. Die etwa 40.000 Überlebenden wurden von den Amerikanern gefangen genommen.<sup>3651</sup> Nicht nur für Schweitzer war einige Tage zuvor der Kampf zu Ende gegangen. Auch für seine Einheit endete mit dem Fall von Falaise die Schlacht um die Normandie. Die verbliebenen deutschen Verbände traten den Rückzug in Richtung Deutsches Reich an. Paris wurde am 25. August 1944 von alliierten Truppen befreit. Der Kampf um Nordfrankreich war entschieden. Am 15. August 1944 waren angloamerikanische Verbände auch in Südfrankreich gelandet und kämpften gegen die Wehrmachtstruppen, um die Befreiung ganz Frankreichs zu beschleunigen. Schweitzer selbst hatte den schweren Panzerangriff nicht nur am eigenen Leib erlebt, sondern mehrfach großes Glück gehabt und überlebt, weil seine Klopfzeichen unter dem brennenden Fahrzeug von Kameraden gehört wurden und er gerettet werden konnte. Zudem stellte sich seine Verletzung auch nicht als lebensgefährlich heraus.

Im direkten Vergleich dazu schilderte Schweitzer anhand eines Beispiels den Angriff auf die Festung Sewastopol im Sommer 1942:

„Das war im Osten ganz anders [als im Westen]. Wollen mal so sagen: Fang' ich mal in Sewastopol an. Da hatten wir eigentlich eine überlegene, zumindest bei dem Sommerangriff, bei dem Winterangriff nicht, ... das war sehr mäßig, da konnten wir auch nichts machen, aber bei dem Sommerangriff hatte man viel, auch massiert hingebacht, an schweren Waffen. Artillerie, schwere Artillerie. Die stand ja dort vor Sewastopol, zum Beispiel dieses ganz große Dora-Geschütz mit 80 Zentimeter Kaliber.<sup>3652</sup> ... Auf 'm Eisenbahngeschütz. Das stand bei Bachčisaraj,

<sup>3649</sup> Ose: Entscheidung, S. 255.

<sup>3650</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 561. Auch alle Stäbe, bis auf diejenigen des LXXXIV. A.K. und der 84. Inf.Div. entkamen ebenfalls dem Kessel.

<sup>3651</sup> Carell: Sie kommen, S. 289.

<sup>3652</sup> Das schwerste deutsche Geschütz, „Dora“, hatte das Ausmaß eines mehrstöckigen Hauses. Die Reichweite betrug max. 54 km. Um dieses Geschütz an- und abtransportieren, aufstellen und bedienen zu können, war ein enormer logistischer Aufwand vonnöten. So beschäftigte der Aufbau von „Dora“ über fünf Wochen mehr als 4.000 Soldaten

und schoss von Bachčisaraj auf die Forts, mit der Festung. Und auch Flugzeuge waren da. Dort hatten wir die Luftüberlegenheit, bei Tage zumindest. Bei Nacht allerdings dann die Russen. Die hatten so kleine, alte Maschinen. Wir nannten sie immer die *Nähmaschinen*. Offene Dinger waren das, ja. Und man wusste immer, wenn sie schmeißen, dann drosselten die den Motor. ... Ja, die stellten das Ding ab oder drosselten das. Und wir haben immer gesagt: ‚Jetzt schaufelt er gleich,‘ nicht wahr, ‚die Bomben runter.‘ Das waren immer kleine Dinger, aber immerhin, sie waren sehr unangenehm. Und die kreisten in sehr niedriger Höhe am dunklen Himmel, waren nicht zu sehen. ... Wenn man eine [Flak] hatte, ja, [dann konnte man etwas unternehmen]. Ja? Aber der musste sie auch sehen. Und das konnte man nur [mit entsprechenden Scheinwerfern], ... [und] das war selten, denn die wurden ja, diese Dinger, Flakscheinwerfer und auch Flak, die wurden zusammengezogen an Punkten, wo man also verteidigen musste. ... In dem normalen Frontabschnitt waren keine Scheinwerfer, nein. Manchmal schossen die mit 'm Maschinengewehr, und dann konnte man das sehen, weil sie dann Mündungsfeuer hatten und: ‚Da is er,‘ ja? Und wenn man das dann sah, dann konnte man manchmal noch 'n Schatten sehen und hat man noch versucht, da mit'm Maschinengewehr zu schießen oder so was, aber die waren sehr, sehr unangenehm.“

Die sowjetische Luftüberlegenheit war auch schon vorher bei bestimmten Kämpfen zutage getreten, beispielsweise beim Angriff auf die Halbinsel Krim.<sup>3653</sup> Aber, so meinte auch der Befragte Müller: „Zu der Zeit [war] ja [die Deutsche Luftwaffe] noch [präsent]. ... Erst ... '45, im Januar, an der Weichsel, bei Warschau, da wurde das anders.“ Der Arzt Peter Bamm schrieb ergänzend dazu in seinen Erinnerungen, dass „die russische Luftwaffe erst gegen Ende des Krieges wirklich gefährlich“ wurde.<sup>3654</sup>

Einschränkend dazu bestätigte er aber auch Schweitzers Beobachtungen:

„... die Russen ließen fast jede Nacht über der Landschaft einen alten, müden Vogel kreisen, der von Zeit zu Zeit irgendwo eine kleine Bombe abwarf. Die Männer nannten diesen Nachtflieger ‚die Nähmaschine‘.“<sup>3655</sup>

Im Mittelabschnitt der Ostfront, der im Sommer 1944 den Schwerpunkt der Kämpfe bildete, herrschte zeitweise allerdings eine deutliche russische Überlegenheit. Bernecker zitiert einen Kameraden, der die Situation so zusammenfasst:

„Hier ist die Lage beschissen, der Iwan jagt uns wie die Hasen, heute sind es 30 Tage, dass wir auf Achse sind und es vergeht kein Tag, wo wir nicht von den Fliegern beaast werden, bald können wir uns nur noch nachts bewegen.“<sup>3656</sup>

---

am Einsatzort, da zudem eigens neue Bahngleise verlegt werden mussten. Auch die zwischen 6,79 m und 8,26 m lange und pro Stück mehrere tausend Kilo schwere Geschützmunition erforderte zusätzliche der ohnehin äußerst knappen deutschen Transportkapazitäten. Vgl. DRZW 6 (Beitrag Wegner: Sowjetunion 1942/43, S. 851 Taube: Eisenbahngeschütz „Dora“; ders.: Steilfeuer-Geschütze 1914 – 1945; Ford: Geheimwaffen.

<sup>3653</sup> Klink: Operationsführung, 610.

<sup>3654</sup> Bamm: Unsichtbare Flagge, S. 38, vgl. Schüßler: Vorwärts, S. 77, über die Kämpfe im Osten, 6. Kriegsjahr: „Schon lange haben wir keine Luftherrschaft mehr, Melder und Fahrer, die von hinten kommen, erzählen von den Luftangriffen, auch auf Einzelfahrzeuge.“

<sup>3655</sup> Ebd. Außer „Nähmaschine“ wurde dieses russische Flugzeug von den deutschen Landsern auch „Der eiserne Gustav“, „U.V.D.“ wegen seines regelmäßigen Auftretens, und aufgrund seiner Langsamkeit „Die lahme Ente“ genannt. Der Pilot der Po-2 hatte oft „zwei Bomben bei sich oder er warf Eisenstücke.“ Bernecker: Generation, S. 216.

<sup>3656</sup> Bernecker: Generation, S. 217.

Diese Beschreibung erinnert an die schweren Kämpfe in der Normandie, die von permanenten Jabo-Angriffen begleitet wurden. Am 22. Juni 1944 jährte sich zum dritten Mal der Tag, an dem die Sowjetunion von deutschen Truppen überfallen worden war, und an eben diesem „symbolträchtigen Tag trat die Rote Armee zu ihrer bisher gewaltigsten Offensive an.“<sup>3657</sup> In einem Großangriff auf die Verbände der HGr Mitte, gelang es den sowjetischen Truppen in kürzester Zeit, die deutschen Frontlinien zu durchbrechen und eine Vielzahl deutscher Kräfte einzukesseln. Es begann ein permanenter und strapaziöser Rückzug nach Westen, wobei die Rote Armee und Partisanen, die inzwischen auf allen größeren Straßen unterwegs waren, Jagd auf die größtenteils versprengten, orientierungslosen deutschen Soldaten<sup>3658</sup> machten, die oftmals bei ihrer Gefangennahme getötet wurden.<sup>3659</sup> Im europäischen und deutschen Geschichtsbewusstsein tritt die Bedeutung dieser Ereignisse durch die Konzentration auf die Geschehnisse im Westen vom Juni 1944 in den Hintergrund.<sup>3660</sup> In der zeitgenössischen Erfahrung verhielt sich dies jedoch genau umgekehrt.<sup>3661</sup> Sowohl in der Normandie als auch in weiten Teilen des Ostens, „wo die Rote Armee bis Warschau vorstieß“, brachen die deutschen Fronten zwischen Juni und August 1944 zusammen. Diese Monate waren „geprägt durch die Erfahrung des Kampfes“<sup>3662</sup>, bis die Fronten im Laufe des Herbstes zum Stillstand kamen und „sich auf oder in relativer Nähe zu deutschem Boden befanden.“<sup>3663</sup> Die Soldaten reagierten unterschiedlich auf die deutschen Niederlagen im Spätsommer 1944. Es gab zwar Zweifel, zuweilen auch Resignation oder Schicksalsergebenheit, je nach Lage in Ost und West, aber keineswegs Hoffnungslosigkeit, wie Jasper anhand der von ihm untersuchten Feldpostbriefe feststellt. Allerdings beschäftigten sich deutsche Soldaten, vor allem „nach dem definitiven Ende der letzten deutschen Offensive im Westen“<sup>3664</sup> jetzt häufiger mit der Frage nach ihrem Schicksal in Gefangenschaft. Aber „entgegen aller Hoffnung der Alliierten“ löste sich die Wehrmacht „nicht durch Demoralisierung auf ..., wie Teile des kaiserlichen Heeres von 1918“, sondern „es gab noch eine weitgehende Konzentration auf das Standhalten und wenig Überlegungen zur Zukunft unter der Herrschaft des einen oder anderen Kriegsgegners.“<sup>3665</sup>

<sup>3657</sup> Jasper: Zweierlei, S. 125; vgl. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Zusammenbruch), S. 545–554.

<sup>3658</sup> FpBf, Siegfried Sch., 30.6. u. 7.7.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 126: „... Wir gehen zurück. Es waren harte, schwere Kämpfe.“ „Wir ziehen mit dem Troß. Wo unsere Division ist, wissen wir nicht.“

<sup>3659</sup> Jasper: Zweierlei, S. 125f.; vgl. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Zusammenbruch), S. 555.

<sup>3660</sup> Wegner: Schatten, S. 118.

<sup>3661</sup> Jasper: Zweierlei, S. 125, Anm. 417: „Das Geschehen an der Ostfront [1944] überlagerte ab Ende Juni die Meldungen von der Invasionsfront, die nicht mehr die höchste Priorität in der Aufmerksamkeit vieler Deutscher hatten.“ Vgl. Steinert: Stimmung, S. 466.

<sup>3662</sup> Jasper: Zweierlei, S. 258.

<sup>3663</sup> Ebd.

<sup>3664</sup> Ebd., S. 259.

<sup>3665</sup> Ebd., S. 258.

Der von Schweitzer erwähnte und bei der deutschen Führung in hohem Ansehen stehende Oberst Werner Mölders war mit dem Jagdschutz für die angreifenden deutschen Divisionen betraut.<sup>3666</sup> Bei dieser vom Zeitzeugen beschriebenen, im Oktober 1941 stattfindenden Operation, wurden die deutschen Angreifer in harte und verlustreiche Kämpfe verwickelt. Die bereits von den Deutschen im November 1941 eroberte Halbinsel Kerč musste im Winter 1941/42 immer wieder gegen russische Angriffe verteidigt werden. Nach der Landung der Roten Armee in Kerč-Stadt zogen sich die deutschen Truppen zunächst von dort zurück. Um eine Flankenbedrohung der für den Sommer 1942 geplanten deutschen Offensive im Süden auszuschalten, musste Kerč unbedingt von Wehrmachtseinheiten wieder eingenommen werden. Dies gelang der 11. Armee im Mai 1942 unter Generaloberst v. Manstein. Nach weiteren wochenlangen schweren Kämpfen und enormem deutschen Artillerieeinsatz erfolgte am 1. Juli 1942 die von Schweitzer erwähnte Eroberung von Sewastopol. Dies war unter anderem mithilfe des schwersten Geschützes des Zweiten Weltkrieges, „Dora“, gelungen.<sup>3667</sup> Aber auch Luftwaffenverbände waren zu diesem Einsatz auf der Krim konzentriert worden und unterstützten den Angriff durch schwere Bombardements. Wie Schweitzer richtig erinnerte, wurden die deutschen Maschinen unmittelbar nach Beendigung dieses Unternehmens abgezogen,<sup>3668</sup> so dass größere Luftwaffenverbände auf der Halbinsel Kerč in den Wintermonaten nicht mehr zur Verfügung standen. Die Einschätzung des Zeitzeugen ist zutreffend, wonach die deutsche Luftwaffe dort, wo sie in großer Truppenstärke eingesetzt wurde, in der Regel die Luftherrschaft behaupten konnte. Da sich der Kriegsschauplatz im Osten im Sommer 1942 einem Trichter gleich aufweitete, und mehrere Operationen von Hitler nicht nacheinander, sondern gleichzeitig angeordnet worden waren, konnte die Luftwaffe nur am jeweiligen Brennpunkt eingesetzt werden. Da Ende 1942/43 außerdem gleich zwei große Kessel – Stalingrad und Demjansk – aus der Luft versorgt werden mussten, standen für die Krim kaum Maschinen zur Verfügung. Gleiches galt für deutsche Flak-Einheiten. Auch sie waren verstärkt nur noch auf Schlüsselsektoren präsent. Zu dieser Zeit hatte die Luftwaffe, außer der Zersplitterung ihrer Kräfte, nicht nur starke Verluste zu verzeichnen. Sie litt auch mehr und mehr unter Versorgungs- und Nachschubproblemen, es fehlte zudem an Ersatzteilen, Wartungseinrichtungen und Luftbasen.<sup>3669</sup>

Schweitzer hat die von den deutschen Landsern etwas scherzhaft als „Nähmaschinen“ bezeichneten veralteten russischen Flugzeuge zwar als „sehr, sehr unangenehm“ in Erinnerung. Jedoch waren sie in der Regel durch das typische Fluggeräusch auch

<sup>3666</sup> DRZW 4 (Beitrag Klink: Operationsführung), S. 610.

<sup>3667</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 187.

<sup>3668</sup> Diese Verbände verlegten in den Bereich der 6. Armee, in: Percy E. Schramm/Helmuth Greiner (Hg.): KTB des OKW, 1942, Bd. I, S. 49.

<sup>3669</sup> Pimlott: Luftwaffe, S. 105f.

nachts gut wahrzunehmen. Auch der Zeitpunkt für den Abwurf der improvisierten Bomben dieser Maschinen wurde von den deutschen Soldaten zumeist im voraus erkannt, da die „Nähmaschinen“ den Motor vorher drosselten, um von Hand die Bombe aus einer Seitenluke abwerfen zu können. Durch die Abwesenheit deutscher Jäger über der nächtlichen Krim war auf deutscher Seite jedoch trotzdem erhöhte Wachsamkeit erforderlich, da die Maschinen erst sehr spät zu hören waren und sich zudem in niedriger Flughöhe befanden, also ihre Last unter Umständen schnell abwerfen und nur beschossen werden konnten, wenn sie mit einem Maschinengewehr ausgestattet waren bzw. daraus geschossen hatten. Schweitzers Bericht und den nachfolgenden Ausführungen ist zu entnehmen, dass die deutschen Soldaten besonders nachts, bei Abwesenheit von Flak und Luftwaffe, den gegnerischen Luftangriffen schutzlos ausgesetzt waren, und die Truppe wegen der erhöhten Wachsamkeit nicht zur Ruhe kam. Dies berichtete auch Gottschalk, der beim Abwurf der „Bomben“ aus den russischen Flugzeugen noch eine besondere Beobachtung machte:

„Dann gab's die so genannte ‚Nähmaschine‘, die auch im Raum Stalingrad, bei uns im großen Donbogen kam. Das war ein ganz blöder Doppeldecker, 'n ganz gewöhnliches Flugzeug, und wissen Sie, mit was beladen? Mit Kochtöpfen, mit Geschirr, mit Nägeln, mit allem Mist, was man zusammengesammelt hat. Und der flog so niedrig, ich hab das bei Mondschein... konnte man direkt oben gucken. Und dann hat er, wenn er gemerkt hat, dass da Leute sind, das Zeug runterfallen lassen. Na, bloß mal global 'n Beispiel. Die haben jeden Mist auf uns runtergeworfen. Ja, die hatten ja nüscht. Und die Maschine flog so langsam. Wir haben gesagt, jetzt kommt die ‚Nähmaschine‘. Da haben wir schon die Ohren gespitzt, man hat sie ja schon gehört. Und dann natürlich, wenn sie dicht dran... jede Menge Dampf von hinten, MG ... Flak war ja nicht immer bei uns. Nur MG. Als Begleiter ja, da gabs ja extra 'n Pak-Zug, da waren drei Geschütze. Das war ein Zug. Der wurde zugeteilt, sonst hatten wir keine. ... [Panzer] wurden auch zugeteilt, wenn was los war, sonst auch nicht. Das mussten wir alleene machen.“

Bei der „Nähmaschine“ handelte es sich um eine Po-2, benannt nach dem sowjetischen Konstrukteur Nikolai N. Polikarpow. Sie ist das langlebigste von Polikarpow konstruierte Verbindungsflugzeug: es wurde noch bis 1952 in etwa 20.000 Exemplaren hergestellt. Ihren Namen auf deutscher Seite verdankt die Po-2 dem charakteristischen Surren ihres 110 PS 5-Zylinder Sternmotors.<sup>3670</sup> Anhand Ludwigs nachfolgender Aussage wird deutlich, dass die „Nähmaschine“ von manchen deutschen Soldaten aber eher belächelt und nicht als ernsthafte Bedrohung angesehen wurde:

„In Russland [waren] kaum mal [Jabos], in Russland kam die *Nähmaschine*, so sagten wir. Ja, die kamen immer so, wenns dämmrig wurde. Und was das eigentlich sollte -, wir haben uns nur amüsiert: ‚Ach so, die Nähmaschine ist wieder da‘. Und den Sinn haben wir nie herausgefunden. So ungefähr: ‚Fühlt Euch man nich so sicher, wir sind auch noch da.‘ ... Uns haben sie, soviel ich weiß, nie einen Schaden getan, sonst hätten wir schon aufgepasst. Bei uns hieß es nur: ‚Licht aus!‘ Die hatten sicherlich in der Hauptsache einen Beobachtungsauftrag. Aber

<sup>3670</sup> Zentner: Zweiter Weltkrieg, S. 435.

schön wärs gewesen, wir hätten da so ein oder zwei Flugzeuge gehabt, die mal kurz die runtergeholt hätten. Daran sahen wir, wie ärmlich wir alle waren. ... Och, schon 1942 in Russland war das schon ärmlich, was da an Flugzeugen war. [Aber] wir wussten, wir haben die stärkste Luftwaffe der Welt, fertig! Und, wenn wir Angriffe fuhren oder Vorbereitungen machten, da gabs dann früher, in Polen und in Frankreich, die *Stukas*. Das hatte unglaubliche Wirkung. Das hab ich nur einmal erlebt, nur einmal in Rostov erlebt! Leider erst später, als wir nich gleich ordentlich weiterkamen. In... 1943, in Char'kov, schon gar nicht mehr. Da hatten wir keine mehr, da hatten wir nur noch 'ne große Fresse.“

In der Tat war es der 1. Panzerarmee, der die „Leibstandarte SS-Adolf Hitler“ im November/ Dezember 1941 unterstellt war,<sup>3671</sup> nur mit Hilfe der Luftwaffe gelungen, die am Don, nahe des Asovschen Meers, gelegene Stadt Rostov zu erobern. Aus Nachschub- und Wettergründen war der Angriff auf Rostov mehrfach ins Stocken geraten. Drei Tage nach dem erneuten Vorstoß gegen die Stadt wurde die Lage an der Ostflanke der 1. Panzerarmee derart bedrohlich, dass das V. Fliegerkorps der Luftflotte 4, „trotz leichten Schneefalls und einer Wolkenuntergrenze von 150 m“ die Ortschaft selbst, den Eisenbahnverkehr und Ausladungen in der Tiefe des Raumes vor der 1. Panzerarmee mit Jagd- und Stuka-Kräften angriff.<sup>3672</sup> Wie Ritter an anderer Stelle ebenfalls berichtete, wurde den Panzerverbänden von der Luftwaffe „der Weg frei gemacht“, sobald sich eine Armee in der Krise befand. Mit dieser Luftunterstützung gelang es der 1. Panzerarmee, Rostov am 21. November 1941 einzunehmen. Allerdings musste die Stadt schon am 27. November aufgrund starker Feindkräfte wieder geräumt und die Front hinter den Mius zurückgenommen werden.<sup>3673</sup> Der Verlust von Rostov bedeutete den ersten schweren Rückschlag der deutschen Kriegführung im Osten. Zu den von Ludwig erwähnten *Stukas* ist allerdings anzumerken, dass deren „unglaubliche Wirkung“ vielfach durch einen psychologischen Effekt - das laute Heulgeräusch – hervorgerufen wurde. Beim Angriff im Westen im Sommer 1940 erzielte etwa die Ju 87 kaum direkte Treffer.<sup>3674</sup> Gegnerische Bevölkerung und Truppen wurden jedoch beim Anflug der Sturzkampfbomber in Angst und Schrecken versetzt.<sup>3675</sup> Abgesehen von den von manchem deutschen Soldaten eher „belächelten“ Angriffen

<sup>3671</sup> Tessin: Verbände und Truppen, Bd. 14, S. 151 – 153.

<sup>3672</sup> DRZW 4 (Beitrag Boog: Die Luftwaffe), S. 756.

<sup>3673</sup> Ebd., S. 756f.

<sup>3674</sup> Frieser: Blitzkrieglegende, S. 197; Neitzel: Zum strategischen Misserfolg, S. 177.

<sup>3675</sup> Vgl. Schröter: Held oder Mörder, S. 22, der sich bei einem Besuch des Minsker Museums zum „Großen Vaterländischen Krieg“ im August 1989 fragte: „Darf ich denn hier schon umherlaufen wie ein sorgloser Tourist? Vor einer Wand mit einer riesigen Fotomontage bleibe ich stehen: Da rast ein deutscher Sturzkampfbomber („Stuka“) geradewegs auf mich zu. Ich meine, erinnernd sein Furcht erregendes Heulen zu hören. Im unteren Teil der Montage ein halboffener Unterstand: sechs Kinderköpfe, sechs zu Tode erschrockene Kindergesichter. Zwölf angsterfüllte Kinderaugen schauen mich an. Wie haben wir einst das todbringende Geheul der *Stukas* begrüßt! Inbegriff der deutschen Unbesiegbarkeit! ... Ich kann meine Augen nicht von diesen Kinderaugen losreißen. Wie mit einem Bann zwingen sie mich, stehen zu bleiben: ‚Nein, an euch hab‘ ich damals nicht gedacht! Dass es euch überhaupt gab...“

der „Nähmaschinen“, war die sowjetische Luftwaffe jedoch nicht zu unterschätzen. Der Tieffliegerangriff eines Feldwebels im Osten einige Wochen nach dem Angriff auf die Sowjetunion, wird von diesem kurz nach dem Erlebnis in einem Brief an seine Verlobte völlig anders geschildert. Es ist möglich, dass er auch deshalb ein so erschütterndes Dokument ist, weil der Betroffene einen solchen Angriff zum ersten Mal in dieser Intensität erlebt hat:

„Auf unserem ganzen Vormarsch wurden wir noch nicht einmal von Fliegern angegriffen und auf einmal, gegen 16 Uhr kam eine Staffel (9 Stück) Bomber und griff uns im Tiefflug zweimal an. Du machst Dir keinen Begriff, was das heißt. An Deckung gibt es nur Korn und Kartoffelfelder. ... Wir glaubten eine Ewigkeit sei es gewesen, bis sie endlich einmal abdrehten. ... Als sie endlich abdrehten sahen wir erst, wie toll die Kerls gewütet hatten. Die 9. Kompanie hat 4 Tote, 16 Schwer- und zwei Leichtverwundete, die 10. Kompanie 2 Tote, 6 Schwerverwundete, die 12. Kompanie 1 Toten und 4 Schwerverwundete. ... Leider sind die Dinge so, dass unbedingt noch welche ihr Leben lassen müssen (Schwerverwundete). Außerdem war die fremde Fahrkolonne arg getroffen worden. Zwei Mann hatte es so furchtbar erwischt, dass das Gehirn in Batzen am Wagen hing. Von der 12. Kompanie lebt noch einer, dessen Augen völlig heraushängen, und so gäb es noch dessen mehr. Die Toten beerdigten wir gleich an Ort und Stelle. Die Verwundeten wurden dann zurück geschafft, und wir hauten ab in den nächsten Wald, ca. 1500 Meter weg, wo wir jetzt noch sind. ... Soeben erzählt mir Anderl, dass bei unserer früheren Kompanie (12.) wieder zwei Mann an den Verletzungen gestorben sind. Für den einen mit der Augenverletzung ist es besser so, denn er wäre ja nur blind und schwachsinnig geworden. Du kannst Dir denken, dass es so heute ziemlich still bei uns ist und überall der traurige Fall besprochen wird.“<sup>3676</sup>

Jasper stellt anhand der vorgenannten Schilderung fest, dass die meisten Kampferlebnisse in Feldpostbriefen so beschrieben werden, dass sich die Betroffenen zunächst auf ihr eigenes Überleben in der akuten Gefahr konzentrierten, bevor sie unmittelbar nach dem Kampf Tod und Verwundung thematisierten. In der anschließenden Phase „kamen den Soldaten die Bedeutung des Geschehens noch nicht rational, aber mit emotionaler Wucht zu Bewusstsein,“ so dass diese Phase in den meisten Darstellungen „von Kampf, Verwundung, Tod und Leid“ geprägt sei.<sup>3677</sup>

Bei der von Ludwig zuvor angesprochenen russischen Gegenoffensive im Raum Belgorod – Char'kov im August 1943 – war die deutsche Luftflotte 4 mit nur 796 einsatzbereiten Flugzeugen in der Tat unterlegen. Vor allem jedoch wurde sie nicht nur zur Abwehr der sowjetischen Gegenoffensive bei Char'kov eingesetzt, sondern musste am gesamten Frontabschnitt „der Heeresgruppen Süd und A am Donec und Mius bis zum Kuban-Brückenkopf am Schwarzen Meer intervenieren.“<sup>3678</sup> Der Luftflotte 4 standen auf sowjetischer Seite in den genannten Abschnitten gleich fünf Luftarmeen gegenüber. Diese Kämpfe erlebte Ludwig jedoch nicht mit, da seine Division im Juli 1943 aus dem Raum Belgorod in Richtung Oberitalien abgezogen wurde.<sup>3679</sup> Im

<sup>3676</sup> FpBf Willy P., 27.7.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 177.

<sup>3677</sup> Ebd., S. 178.

<sup>3678</sup> DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen), S. 192.

<sup>3679</sup> Vgl. Tessin: Verbände und Truppen, Bd. 2, S. 74f.

Vergleich zu den Kämpfen der Leibstandarte Adolf Hitler im November/Dezember 1941 nahe Rostov, in der die Luftunterstützung zwar vorhanden war, die Luftflotte 4 jedoch nicht nur die 4. Panzerarmee, sondern insgesamt vier Armeen beim Vorwärtsgang helfen, gleichzeitig die sowjetischen Fliegerverbände und den Eisenbahnnachschubverkehr bekämpfen und die Ölzufuhr aus dem Kaukasus abschneiden sowie die sowjetische Schwarzmeerflotte ausschalten sollte, gestaltete sich der Einsatz der deutschen Luftwaffe im Jahre 1943 noch schwieriger. Die von Anbeginn des Ostfeldzuges 1941 mit zu vielen Aufgaben und Fronten völlig überlasteten deutschen Fliegerverbände hatten zudem im Sommer 1943, als alliierte Truppen in Italien landeten, und somit das Deutsche Reich den befürchtete Zweifrontenkrieg<sup>3680</sup> führen musste, auch diesen Kriegsschauplatz zu bedienen.<sup>3681</sup> Die Luftwaffe wurde infolgedessen von den deutschen Soldaten, darin ähneln sich die Aussagen, schmerzlich vermisst und das Unverständnis über die Abwesenheit deutscher Fliegerverbände beklagt.<sup>3682</sup> Daran wird deutlich, wie wenig den Wehrmichtsangehörigen die Gesamtlage, auch an den anderen Frontabschnitten, vertraut war,<sup>3683</sup> und wie hilflos die Truppen bei fehlender Luftunterstützung den starken Feindkräften gegenüberstanden.

Herr Schweitzer kam am Ende des nachfolgenden Berichtes über die Situation seiner Werfer-Abteilung beim Angriff auf die Festung Sewastopol im Sommer 1942 auch auf die sowjetische Luftwaffe zu sprechen:

„Ich erinnere mich an Sewastopol im Sommer, dass wir bei dem Angriff nachts in die Stellung gefahren waren, da muss die Batterie eingerichtet werden, in eine bestimmte Richtung und so Grundrichtung, von der aus man dann seine Kommandos geben kann. Und das geht nicht ohne Licht ab in der Nacht. Da muss man 'n kleines Lichtzeichen geben, weil die vom Richtkreis angerichtet werden müssen. Und das war ganz, ganz schwierig, weil die immer oben drüber rum sausten, ja? Und da kriegte mans natürlich doch fertig, aber in einer Nacht dort mussten wir nachts feuern und da das Raketen waren, hatten die einen langen Lichtschweif, die Raketen. Die brannten so ungefähr 400 Meter und das war natürlich zu sehen, ganz deutlich von oben, wo die Batterie stand. Und unser Batterieoffizier, der hatte das also verzögert, weil da: babababababababab, die da oben rumsausten. Und dann gingen sie weg, merkte man, verlor sich, und dann hat er feuern lassen. Und

<sup>3680</sup> Im Übrigen gehen heutige Forschungen dahin, dass das Deutsche Reich bereits *während* der Auseinandersetzung mit der Sowjetunion „einen Mehrfrontenkrieg zu Wasser, in der Luft sowie auch zu Lande“ führte. DRZW 8 (Beitrag Wegner: Abgrund), S. 1213.

<sup>3681</sup> Zur selben Zeit, als bei Kursk „die größte Land-Luft-Schlacht der Geschichte“ stattfand, verlor die deutsche Luftwaffe in Italien und an der so genannten „Heimatfront“ „ein Mehrfaches der gleichzeitig an der Ostfront abgeschossenen Maschinen.“ Ebd., S. 1214.

<sup>3682</sup> In dem Bericht eines NSFO, der die Front im Abschnitt der 91. LL-Div. zwischen dem 15. und 18. Juni 1944 bereiste, heißt es: „Der deutsche Soldat fragt, wo bleibt unsere Luftwaffe, wenn wirklich auf dem Kriegsschauplatz des Westens um die letzte Entscheidung gerungen wird. Er muss feststellen, dass die eigene Truppe starke Ausfälle hat ...“ Jasper: Radikalisierung, S. 357; ders: Zweierlei, S. 195.

<sup>3683</sup> Vgl. Drolshagen: Feind, S. 31: „... jeder der vielen Millionen Menschen, die in den großen Krieg hineingeschleudert wurden [erlebte] diesen nur an der Stelle, wo er sich jeweils befand. Das war ein winziger Ausschnitt. Was zur gleichen Zeit und anderswo, vielleicht nur wenige hundert Meter, passierte, konnte keiner wissen. Später fügten Historiker zahllose solcher Stücke zusammen und rekonstruierten den Verlauf des Zweiten Weltkrieges.“

die drehten natürlich sofort um! Drehten sofort um und schmissen uns ihre Phosphorbomben in die Stellung. Und bei diesem, wo ich jetzt daran denke, trafen sie die Munition eines Werfers, die dann hochging und so ähnlich. Das war also auch für uns 'n Verlust. Und mir hatten sie meine Klamotten zerschmissen. Ich hatte mich, war Sommer, ich hatte mich in so 'n Loch gelegt, wir buddelten uns so schmale Löcher und manchmal legten wir oben unsere Kartuschen drauf von den Raketen. Die waren so 1,20 m breit und füllten die mit Sand. Dann hatte man 'n kleinen Splitterschutz, ja? Und da hatt' ich meine Stiefel und meine Hose oder weiß ich nicht, hatt' ich neben die Jacke oder neben das Loch gelegt, oben an den Rand. Und die waren kaputt, waren verbrannt (lacht). Stand ich morgens in Hemd und Hose buchstäblich da. Aber da haben andere Leute geholfen und so. Die Flugzeuge - nachts waren sie da.<sup>3684</sup> Am Tage eigentlich weniger, zum Teil auch, ja, später auf der Krim nicht so sehr. Sie kamen dann, ja, bei der Kerč-Geschichte kamen sie rüber vom Kaukasus. Da hatten sie ihre Flugzeuge wohl, die russischen *Rata*. Das war so 'n kleiner dicker Jäger. ... Von unseren Messerschmidt, war damals eine Staffel Messerschmidt [da]. Zu Anfang war auf der Krim der Mölders, aber der verunglückte ja dann. Die Maschine stürzte ja ab, mit der er nach Hause fliegen wollte.<sup>3685</sup> Die hatten mit diesen *Ratas* Schwierigkeiten, weil die sehr wendig waren. Unsere, die Me's, waren, obwohl sie für heutige Vorstellungen ja auch langsam sind mit 400 Stundenkilometern oder was, waren sie aber mindestens doppelt so schnell wie die russischen. Aber die russischen waren sehr viel wendiger. Wenn die da angesaust kamen, machten die 'n kleinen Knick, und die andere sauste dran vorbei. Der *Rata*-Fritze, der hatte schon wieder auf uns geschossen mit seinem Maschinengewehr. Die betätigten sich also als, na, als Schlachtfieger, so kann man sagen. Die griffen also von der Luft aus unten die Stellungen an.“

Wie Schweitzer richtig einschätzte, war die Vernichtung deutscher Munition ein großer Verlust, zumal die Beschaffung von Munitionsnachschub, besonders auf der Krim, ein schwieriges Problem darstellte. Über zwei nicht sehr leistungsfähige Bahnstrecken, deren eine bereits am Dnjepr endete, von wo alle Güter mittels Fähren oder Schlitten (im Winter) mühsam über den Fluss geschaffen werden mussten, war eine gesamte Armee mit Munition, Gerät, Betriebsstoff, Verpflegung usw. zu versorgen, ein Riesenaufwand im Hinblick auf die ohnehin angespannte Versorgungslage im Osten.<sup>3686</sup>

Deutlich wird anhand von Schweitzers Aussage auch, dass die deutsche Luftwaffe im Sommer 1942 zunächst noch dominierte, im Winter 1942/43 die Luftunterstützung für die deutschen Truppen auf der Krim jedoch merklich weniger wurde. Wenn aber doch einmal an der Ostfront deutsche Jäger auftauchten, beobachtete Müller, „dann war der Himmel abgefegt.“ Er begründete das damit, dass „die russischen Maschinen ... ja eben doch sehr unterlegen“ gewesen seien, wohingegen im Westen die alliierte Luftwaffe „ja in derartigen Massen [auftrat]“ und von vornherein allein zahlenmäßig den Deutschen „überlegen“ war.

Während in der Literatur von der „unbestrittenen deutschen Lufthoheit im Schwarz-

<sup>3684</sup> So auch Müller: „Na, die [Flugzeuge] kamen nachts. Die hab ich im Mondschein manchmal gesehen. ... Die warfen Bombern runter [und] schossen mit 'm MG runter.“

<sup>3685</sup> Lt. Enzyklopädie des Nationalsozialismus, S. 863, starb Werner Mölders am 22.11.1941 in der Nähe von Breslau bei einem Flugzeugabsturz.

<sup>3686</sup> DRZW 6 (Beitrag Wegner: Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43), S. 851.

meergebiet im Sommer 1942“ die Rede ist,<sup>3687</sup> erlebte beispielsweise Schweitzer vor allem nachts die Gefahr, die von der ständigen Präsenz der russischen „Ratas“ – bei Abwesenheit deutscher Luftwaffen- und Flak-Einheiten – ausging, die Stellungen anhand von Mündungsfeuer und Raketenabschüssen gezielt lokalisierten und angriffen. Die unter dem Spitznamen „Rata“<sup>3688</sup> bekannt gewordene und von den Russen eingesetzte, ebenfalls von Polikarpow konstruierte P. I-16, war bei den deutschen Soldaten gefürchtet und flößte ihnen wesentlich mehr Respekt ein als die „Nähmaschine“ (Po-2). Das robuste Jagdflugzeug mit einziehbarem Fahrwerk, das im Winter auf Kufen startete, konnte bis zu drei 82-mm-Raketen RS-82 unter jeder Tragfläche mit sich führen.<sup>3689</sup> Insgesamt gesehen waren die P. I-16-Maschinen zwar der deutschen Me 109 technisch sowie in puncto Geschwindigkeit unterlegen<sup>3690</sup> und drehten bei Auftauchen größerer deutscher Verbände ab. Jedoch konzentrierten sich die deutschen Kräfte, wie Schweitzer ebenfalls deutlich machte, auf eine Luftwaffenunterstützung tagsüber. Die russischen *Rata*-Jagdflugzeuge griffen, ebenso wie die Po-2 (‘Nähmaschine’), jedoch vorwiegend nachts gezielt deutsche Stellungen an, ohne dass sie auf nennenswerte Gegenwehr stießen. Bei Golder heißt es dazu am 15.8.1941: „Die russische Luftwaffe beherrscht hier den Luftraum. Die Bomber griffen unter Jagdschutz die Nachschubstraßen an, und die Ratas greifen selbst in den Erdkampf ein.“<sup>3691</sup> Neben den erwähnten Raketen, beschossen die P. I-16-Maschinen die Wehrmachtstellungen außerdem mit ihren Bordwaffen (2x20 mm-Kanonen sowie 2x7,62-mm-MG). Auch der Interviewpartner Gottschalk erinnerte sich an diese russischen Maschinen und meinte:

„Die Russen kamen mit der so genannten *Rata*, *Rata*-Maschine. Na, das war eine kurzflügelige Maschine, 'ne kurz gedrungene, hier kurz und hier kurz, aber unwahrscheinlich gefährlich. Die kam im Tiefflug an.“<sup>3692</sup>

Anhand der Frühsommeroffensive 1943 im Osten bei Kursk schilderte Schweitzer die unterschiedliche Kampfweise zwischen Ost und West und ging ebenfalls auf die immer stärker werdende russische Luftwaffe ein:

„Und auch nachher, bei dem Unternehmen ‚*Zitadelle*‘, und auf dem gesamten Rückzug in dem Sommer '43, da waren die Russen mit der Luftwaffe oft sehr viel stärker da als wir und griffen an, auch unsere Stellungen und Nachschubstraßen oder überhaupt die Straßen, auf denen sich das bewegte. Waren ja auch immer die Rollbahnen. Aber nicht zu vergleichen mit den Amerikanern. Und ... die

<sup>3687</sup> Ebd.

<sup>3688</sup> Den spanischen Beinamen „Rata“ (Ratte) erhielt sie im spanischen Bürgerkrieg wegen ihrer kurzen, gedrungenen Form.

<sup>3689</sup> Zentner: Der Zweite Weltkrieg, S. 435.

<sup>3690</sup> Die Höchstgeschwindigkeit der 1942 in Dienst gestellten Me Bf 109G betrug 690 km/h; die He 111 hatte eine Höchstgeschwindigkeit von 405 km/h und die Polikarpow I-16 konnte bis zu 525 km/h erreichen. Murray: Der Luftkrieg, S. 131 u. 137; Nowarra/Kens: Die deutschen Flugzeuge 1933 – 1945, S. 411 – 477; Zentner: Der Zweite Weltkrieg, S. 435.

<sup>3691</sup> KTB Golder, Eintrag vom 15.8.1941 (PrArIW).

<sup>3692</sup> Dazu auch die Beschreibung von Bamm, S. 278.

Kampfesweise war eben eine ganz andere: der Russe griff auch wirklich mit Menschen an, manchmal auch mit Menschenmassen, ja? Erlebt [habe ich] auch, ... [wie] die Russen Leute ohne Waffen nach vorne trieben. Die sollten sich ein Gewehr von einem Gefallenen holen, wenn da eins lag, so ungefähr. Ja? Das war auch '43, so hab ich das erlebt in den Zeiten also nach der ‚Zitadelle‘, nach dem Unternehmen ‚Zitadelle‘ und dem Rückzug, der dann sich abspielte, da stießen die Russen oft sehr heftig ... mit, ja, mit viel Menschen [nach?]. Das waren häufig oder mehrfach... jedenfalls waren durchaus unbewaffnete Leute dabei. Und sie hatten dann Leute rekrutiert aus den Gebieten, die wir zurückgelassen hatten, auf dem Rückzug, die haben sie ohne große Umstände sofort von dort aus eingegliedert in ihre Verbände und haben sie mit vorgehen lassen, wenn auch nicht vielleicht ganz vorne, vielleicht in der zweiten, dritten Reihe. Das war ja nicht sehr wirkungsvoll, wenn die keine Waffen hatten oder wenig Waffen hatten, aber der Eindruck war der, dass es sehr viele waren. ... Und dann war ja auch nicht jede Einheit gleich standhaft, und wenn die da so in großen Mengen da ankamen, dann sind die... manche abgehauen. Psychologisch auch. ... Ja, auch die Deutschen, ... auch die Deutschen durchaus. Ich habe auch erlebt, dass dann die eigene Infanterie ‚stiften ging‘ bei so ’nem Angriff und habe selber mich – an einer Stelle weiß ich das – bemühen müssen, dass ich sie aufgehalten habe. Einmal weiß ich, mit Hilfe eines Feldwebels der Infanterie und mit Pistole in der Hand sozusagen, dass ich gesagt habe: ‚Kinder, jetzt los hier!‘ Damit wir auch noch unsere Fahrzeuge rauskriegen, und unsere Werfer die nicht stehen lassen mussten. ... Und sie haben ausgesprochen hart verteidigt. Das kann ich also im Besonderen, wenn ich das jetzt so schildere, in Gedanken an Sewastopol machen. Das war zum Teil ein Ringen und ein Kämpfen um jeden kleinen Erdbunker, ja? Die haben also ganz hart sich verteidigt.“

Beim Vergleich des Kräftepotentials zwischen sowjetischen und deutschen Angriffsstärken beim Unternehmen „Zitadelle“ am Kursker Bogen im Sommer 1943 ist festzustellen, dass die deutschen Luftstreitkräfte mit einer etwa zweieinhalbfachen sowjetischen Luftüberlegenheit konfrontiert waren.<sup>3693</sup> Trotz der russischen Luftangriffe nicht nur auf deutsche Stellungen, sondern auch auf Nachschubwege und andere Ziele, wurden die Bombardierungen und die Präsenz der russischen Luftwaffe vom Informaten aber nicht als so erdrückend empfunden wie im Westen. Dort war die Dichte der Luftstreitkräfte viel höher, Engländer und Amerikaner konzentrierten sich auf die relativ überschaubare Normandie, ein im Vergleich zur Ostfront relativ kleiner Kriegsschauplatz mit kurzen Versorgungswegen für die Flugzeuge. Bereits unmittelbar nach dem 6. Juni 1944 standen den alliierten Luftstreitkräften zahlreiche frontnahe Flugplätze in der Normandie selbst zur Verfügung, wodurch weite Anflugwege von England - und somit Zeit und Flugbenzin - eingespart werden konnten. Die Deutsche Luftwaffe kämpfte nun sowohl an der West- als auch an der Ostfront auf verlorenem Posten und hatte zudem die Heimatluftverteidigung sicherzustellen. Dennoch hob sich die Kampfmoral der deutschen Soldaten beim Anblick deutscher Flugzeuge.<sup>3694</sup> Ein großer Unterschied blieb auch im 6. Kriegsjahr, dass die Rotarmisten, trotz ihres verstärkten Luftwaffeneinsatzes, nach wie vor in großer Zahl als Infanteristen gegen

<sup>3693</sup> DRZW 8 (Beitrag Frieser: Die Schlacht im Kursker Bogen), S. 97.

<sup>3694</sup> Ose: Entscheidung, S. 182.

deutsche Stellungen anrannten, wie Schweitzer verdeutlichte.<sup>3695</sup> Während im Westen zunächst die alliierte Luftwaffe, gefolgt von Artillerie und Panzern zum Einsatz kam, schienen die angloamerikanischen Soldaten für die Deutschen häufig unsichtbar zu sein. Dennoch konnten auch die in großer Zahl zum Teil unbewaffnet anstürmenden sowjetischen Infanteristen eine demoralisierende Wirkung auf Wehrmachtseinheiten ausüben, wie vom Zeitzeugen berichtet wurde. Aus verschiedenen anderen Berichten geht ebenfalls hervor, dass die höchst verlustreiche Angriffstaktik der Sowjets nicht immer erfolglos geblieben ist.<sup>3696</sup> Hohe eigene Verluste wurden von der Rote-Armee-Führung dabei ohne weiteres in Kauf genommen.<sup>3697</sup> Neben Schweitzer benutzten auch andere Zeitzeugen (z. B. Müller) den Begriff „Härte“ zur Kennzeichnung der Kämpfe in Russland. Das vom Informanten gezeichnete Bild von deutschen Infanteristen, die vor den in großen Wellen anrückenden Rotarmisten auf dem Rückzug flüchteten, verdeutlicht das Gefühl von Angst und Unterlegenheit bei einigen Verbänden auf deutscher Seite.<sup>3698</sup> Offenbar reagierten die flüchtenden Wehrmachtssoldaten noch nicht einmal mehr auf Befehle, so dass der Befragte die Soldaten sogar mit der Waffe bedrohte, um die Bergung der Fahrzeuge sicherzustellen.<sup>3699</sup> In der Tat trat die Rote Armee nach dem Scheitern der deutschen Offensive „Zitadelle“ bei Kursk ab Sommer 1943 die Rückeroberung der von den Deutschen besetzten Gebiete an. Bei der anschließenden „Schlacht um den Dnjepr“ kam auf breiter Front eine gewaltige sowjetische Übermacht, auch an Infanterie,<sup>3700</sup> zum Einsatz, von der Schweitzer, angesichts der Reaktionen deutscher Soldaten, die beim Anblick dieser „Dampfwalze“ alles stehen- und liegen ließen, einen Eindruck vermittelte.<sup>3701</sup>

---

<sup>3695</sup> Dazu führt Harrison: „Barbarossa“, S. 451, aus, dass die sowjetische Führung, im Vergleich zu den Angloamerikanern, bereit war, die Rotarmisten noch unter Bedingungen einzusetzen, unter denen Soldaten anderer Nationen Boden aufgegeben hätten. Dieser rücksichtslose Einsatz an Mensch und an Material, aber auch die Unerfahrenheit der sowjetischen Soldaten bei der Bedienung von modernem Kriegsgerät, besonders in der Anfangsphase des deutsch-sowjetischen Krieges, erkläre die hohen Verluste auf Seiten der Roten Armee.

<sup>3696</sup> Vgl. Schröder: Erfahrungen, S. 314; Steinhoff: Deutsche im Zweiten Weltkrieg, S. 211.

<sup>3697</sup> DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen) S. 84.

<sup>3698</sup> Die russischen Frontverbände bei Kursk verfügten, im Vergleich zu den deutschen, über eine 2,8fache personelle Überlegenheit. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht), S. 96.

<sup>3699</sup> Dazu auch Großmann: Granatsplitter, S. 70f.: „Von unserer Zimmerbelegschaft sind es zwei, die alle Aufmerksamkeit auf sich lenken: [unter ihnen] ein österreichischer Gebirgsjäger ... Bei dem panikartigen Rückzug vor wenigen Wochen in Russland hätte ihn ein LKW beinahe überfahren. Er erzählt, dass die Offiziere machtlos waren und dass die Zurückflutenden nur noch mit der Pistole aufgehalten werden konnten.“ Koschorrek, S. 165: „Man erzählt sich, dass Vorgesetzte bereits mit Waffengewalt drohen mussten ...“

<sup>3700</sup> In der Hauptstoßrichtung Südwest sollten 2 633 000 Soldaten der Roten Armee eingesetzt werden. Vgl. Zahlen in DRZW 8 (Beitrag Frieser: Der Rückschlag), S. 344.

<sup>3701</sup> In Bezug auf die sowjetische Übermacht ist aus militärhistorischer Sicht schwer nachvollziehbar, warum das sowjetische Oberkommando „nicht versuchte, große Teile der Heeresgruppe Süd einzuschließen, sondern wieder einmal auf breiter Front mit der üblichen Dampfwalzenmethode angriff.“ Zitat in ebd.

Der Informant Ritter, der bis 1943 als Leutnant bei einer Flak-Einheit in der Ukraine eingesetzt war und ab dem 7. Juni 1944 die Invasionskämpfe erlebte, kam zu einer ähnlichen Beurteilung der unterschiedlichen Kampfweise im Osten und im Westen:

„Ja, wenn man die Kämpfe im Osten und im Westen miteinander vergleicht, dann ist der Westkrieg eben ein sehr viel industrialisierter Krieg gewesen, während in Russland wirklich noch der Mensch auf den Menschen geschossen hat. Im Westen hat jeder immer nur ein Instrument bedient, das tötete, häufig sah er gar nicht, was er mit seiner Artillerie bewirkte. Er sah nicht, wo der Feind war. Hier im Westen haben wohl überall unsere toten Kameraden gelegen, die toten Amerikaner und Engländer - also das Endergebnis dieser Kriegsmaschine. Wir selbst haben eigentlich nicht gesehen, wie der Krieg geführt [wird], sondern wir haben das theoretisch gemacht, einer hat gefunkt und hat Feuerkommandos gegeben, ein anderer hat eine Kanone bedient und die gepflegt, damit sie auch immer funktioniert. Da knallts ja wenigstens noch mal, aber trotzdem, da wo das hinfliegt, das kann er nicht sehen. ... Das war natürlich da, [im Osten] auch schon so. Die Russen hatten sehr gute Kanonen. Ja, das war schon so, aber das war eben im Westen durch die Kombination von Flugzeug, das ist so eine neue Form von Artillerie, wie dann mit Kanonen ... geschossen wird und mit Bomben... Aber die Amerikaner und Engländer haben das ja sozusagen weiterentwickelt. Die haben die eigentlichen Jagdbomber... die waren eben beides, die konnten mit Kanonen schießen und Bomben werfen. Und die Deutschen, die warfen eben die drei Bomben, die sie bei sich hatten und heulten da so runter. Das war psychologisch natürlich 'ne große Wirkung. Für uns auch jedes Mal, denn, wenn wir sahen, dass unsere deutschen Flugzeuge da vorne also irgendwas angriffen, dann wussten wir: ‚Aha, da wird also jetzt für uns der Weg freigemacht. Da werden wir jetzt durchkommen.‘ Ja, aber in Russland hat sich das alles noch mehr verteilt. ... Ja, die Luftüberlegenheit [in Frankreich] war ein Wahnsinn, aber andererseits war es eben so, man hatte so wahnsinnig viel zu tun, man hatte so viel Verantwortung und man wollte ja möglichst, dass die Leute nicht in eine [Situation] hineingerieten, das die gefährdete. Und dann konnte man Tag und Nacht also im Grunde nicht schlafen, musste immer wieder darüber nachdenken: ‚Wie mache ich das bloß, dass das gut geht?‘“

Da die Alliierten der Operation „Overlord“ Priorität eingeräumt hatten, konnten sie den Hauptteil ihres militärischen Potentials im Westen konzentrieren. Ebenso verhielt es sich bei den sowjetischen Armeen, die ihre Truppen jedoch an einer mehrere tausend Kilometer langen und völlig überdehnten Front, von Leningrad bis zum Kaukasus, einsetzen mussten. Wie der Zeitzeuge zutreffend anmerkte, hat sich an der Ostfront „alles noch mehr verteilt“. Es bestanden lange Zeit weiträumige Operationsmöglichkeiten für Panzer- und Luftsätze. Auch der Informant Meyer führte bei seinem Vergleich die Weite des russischen Frontgebietes in seinen Ausführungen als einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Westen und dem Osten an. Die von Ritter erwähnte psychologische Wirkung von herunterheulenden Flugzeugen, gemeint sind sicher die Sturzkampfbomber, konnte seit 1943 nicht mehr erzielt werden. Der StuKa Ju 87 war außer Dienst gestellt worden. Diese langsame und veraltete Maschine war den schnellen gegnerischen Abfangjägern nicht mehr gewachsen, und ein adäquates Nachfolgemodell nicht vorhanden.<sup>3702</sup> Nachdem die deutsche Luftwaffe zu Beginn des Krieges eigenständig Offensiven gegen Städte flog, wurde sie als

<sup>3702</sup> Pimlott, S. 110. Neitzel: Zum strategischen Misserfolg, S. 180f., Anm. 51.

nächstes nur noch zur Heeresunterstützung eingesetzt. Während es der Luftwaffe im Ersten Weltkrieg gelungen war, mit den Westalliierten, wenn auch nicht quantitativ, so doch technologisch Schritt zu halten, erreichte sie dieses Ziel im Zweiten Weltkrieg nicht mehr.<sup>3703</sup> Sönke Neitzel führt dies auf die einseitige Ausrichtung der Luftwaffe auf die taktische Heeresunterstützung zurück.<sup>3704</sup> Durch die im Vergleich zu den Westalliierten andere deutsche Prioritätensetzung, die den Kampf gegen Industrie- und Versorgungsanlagen des Gegners vernachlässigte, wurden kaum Kampfeinsätze gegen strategische Ziele im russischen Hinterland geflogen. Beispielsweise wurde die Verlagerung der russischen Industrie aus den von den Deutschen bedrohten Gebieten nach Osten infolge der begrenzten Ausrichtung der Luftwaffe überhaupt nicht zur Kenntnis genommen oder etwa durch eigene Luftangriffe verhindert.<sup>3705</sup> Im Jahre 1943 war es dann der Luftwaffe nur noch möglich, dem Heer an absoluten Brennpunkten zu helfen. Später war auch dies nur noch partiell durchführbar, da zu viele Kriegsschauplätze Treibstoff-, Personal- und Materialkapazitäten erforderten, die auf deutscher Seite nicht mehr vorhanden waren. Im Westen 1944 schließlich stießen die wenigen Flugzeuge, die sich dort befanden, noch nicht einmal mehr bis zum Kampfraum vor und fielen so vollkommen als Heeresunterstützung aus. So schrieb Ritter am 25. Juli 1944 während der Invasionskämpfe, nachdem seine Batterie nach einem Luftangriff mit 2.000 alliierten Bombern einen schweren Schock erlitten hatte, in sein Tagebuch: „Wer konnte auf die Dauer gegen eine solche Überlegenheit standhalten? Ein deutsches Flugzeug hatten wir seit Beginn der Invasion nicht mehr gesehen.“<sup>3706</sup> Wie gefährlich es auch für die Bevölkerung der Normandie sein konnte, sich weiterhin innerhalb der Kampfzone aufzuhalten, schilderte der Obergefreite Starz, Angehöriger der 91. LL-Div., nach einem von ihm beobachteten Luftangriff auf einen Bauernhof:

„Es ist wirklich furchtbar, wie es da zugeht. Das Vieh und das Geflügel liegt umher, welches vom Luftdruck getötet wurde. Nebenan sind scheinbar die Leute begraben, und unter den Trümmern sitzen unsere Russen, die Schnaps gefunden haben und singen, so gut sie können: ‚Es geht alles vorüber‘. Ja, wenn es einmal vorüber wäre oder die Menschheit Vernunft annehmen würde. Ich selber komme gar nicht mit bei dem Durcheinander und diesem grausamen Krieg. Im Osten machte ich mir weniger daraus, aber in Frankreich will es mir gar nicht einleuchten. Das einzig Schöne ist hier, dass es genug zu essen und zu trinken gibt. Das Sauwetter hält immer noch an und setzt uns sehr zu. Doch den Krieg hemmt es nicht, nur, dass die verdammten Flieger nicht so stark sind. Auch ist jetzt endlich Flak da, und da haben die Amerikaner es doch nicht ganz als Sport zu betrachten, mit ihrer Fliegerei, wie während der ersten Wochen der Invasion. Das war einfach schrecklich, man durfte sich bei Tage überhaupt nicht blicken lassen, sonst konnte man sicher sein, dass sie auf einen zustürzen.“<sup>3707</sup>

<sup>3703</sup> Neitzel: Zum strategischen Misserfolg, S. 167 – 192.

<sup>3704</sup> Ebd., S. 180.

<sup>3705</sup> Ebd.

<sup>3706</sup> Ritter: Erkundungen, S. 132 (PrArIW).

<sup>3707</sup> FpBf Hans Starz v. 10.7.1944, in: Jasper: Radikalisierung, S. 358f.

Starz zeigte sich entsetzt über das Schicksal der Bauernfamilie. Beim Vergleich mit den Verhältnissen an der Ostfront hatte ihn Vergleichbares offenbar weniger berührt.<sup>3708</sup> Erwähnenswert war ihm auch, dass die „Kameraden“ vom Ostbataillon sich inmitten des Krieges fröhlich singend mit Beuteschnaps zuprosteten und von der Zerstörung um sie herum vollkommen unbeeindruckt blieben. Als Trost empfand Starz offenbar, dass es, zu dem anhaltend schlechten Wetter, nicht auch noch Probleme mit der Verpflegung gab. Wie so oft in den Berichten aus dieser Zeit, thematisiert auch Starz die unerträgliche Gefahr, die von den alliierten Luftangriffen her drohte und die Deutschen zur Unbeweglichkeit und Hilflosigkeit verdammt.

Bereits vor der Invasion waren von den Alliierten Flughäfen, Verkehrsknotenpunkte und deutsche Abwehrstellungen in Frankreich beschossen worden. Von Beginn der Invasion an war die alliierte Luftwaffe die stärkste Stütze für die anlandenden Truppen. Die verheerende Wirkung der angloamerikanischen Luftangriffe „war oft so stark, dass die zum Angriff angetretenen Verbände ihre Panzer regelrecht ausgraben bzw. die in Trichter gefallenen oder umgestürzten Panzer wieder aufrichten mussten.“<sup>3709</sup> Eine solch erdrückende Luftüberlegenheit gab es im Osten nicht. Im Westen machten den deutschen Truppen auch die Artilleriebeobachter zu schaffen. Die Piloten hatten die Aufgabe, deutsche Verbände ausfindig zu machen und die alliierten Heerestruppen über Stärke, Distanz sowie Ziel- und Treffgenauigkeit zu informieren. In der unübersichtlichen Normandie verfügten die Westalliierten durch dieses Zusammenspiel von Luft- und Bodentruppen über eine zusätzliche Möglichkeit, um sich während der Kampfhandlungen einen Überblick über die Zahl und Bewaffnung der angetretenen deutschen Einheiten zu verschaffen und das Feuer aus der Luft präzise zu leiten.

Die alliierte Luftwaffe hatte in der Normandie keine deutsche Präsenz zu befürchten.<sup>3710</sup> Im 6. Kriegsjahr, 1944, verfügten die Westalliierten und die Sowjetunion über einen enormen materiellen Vorsprung, wohingegen die deutsche Prioritätensetzung zugunsten der Bedürfnisse des Heeres – wegen der Begrenztheit an Rohstoffquellen und aufgrund des Luftkrieges über dem Reich – Marine und Luftwaffe bei der Rüstung entsprechend benachteiligten.<sup>3711</sup> Auf britischer, amerikanischer und sowjetischer Seite war dem Aufbau von Luftwaffenstreitkräften großes Gewicht beigemessen worden. Auch die Sowjetunion hatte in Bezug auf ihre Luftwaffe enorme Rüstungsanstrengungen unternommen.

<sup>3708</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 359.

<sup>3709</sup> Ob. West I a Nr. 356/44 vom 9.6.1944, ebd., Bl. 86, zit. in: Ose, S. 115, Anm. 57.

<sup>3710</sup> Quellen: La Normandie, S. 144f. Dort heißt es, dass alliierte Flak-Soldaten sich untereinander über die Abwesenheit der Deutschen Luftwaffe amüsierten: „Wenn Ihr ein weißes Flugzeug seht, ist das ein amerikanisches; ein schwarzes ist die RAF [Royal Air Force]. Wenn man nichts sieht, ist das die [Deutsche] Luftwaffe.“

<sup>3711</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 532)

Trotz dieser prekären, aussichtslosen Situation, mit der die kämpfende deutsche Truppe in der Normandie konfrontiert war, erwähnte Ritter, dass seine Sorge in erster Linie den Soldaten seines Artillerieregimentes galt und für weiterreichende Gedanken keine Zeit blieb. Ritter war Batterieführer, steckte voll in der Verantwortung um seine Truppe und musste den eigentlichen Batteriechef sowie zeitweise auch den Spieß während der schweren Kämpfe ersetzen und so in Personalunion gleich drei Führungsstellen ausfüllen. Es ist nicht nur verwunderlich, dass weder der Hauptfeldwebel noch der Hauptmann in dieser Krisensituation Verantwortung für ihre Batterie übernahmen, sondern auch, dass kein Ersatz für sie gestellt wurde. Bereits vor der Invasion, am 26.5.1944, hatte Ritter in einem Brief aus Paris<sup>3712</sup> an seine Eltern beklagt, dass er seit einem Monat, und schon ständig unter Feindeinwirkung, zwei Offiziersstellen auszufüllen hatte:

„In allen tausend kleinen und großen Dingen innerhalb des Befehlsbereiches gilt es möglichst den gründlichsten, aber dann auch den schwersten Weg zu gehen. Nur so kann ich vor dem Verantwortungsgefühl den 160 Männern und dem Millionenkapital an Fahrzeugen und Gerät gegenüber bestehen. Diese ständige Spannung lässt mir Tag und Nacht keine Ruhe. ... Der Chef geht nach der Malaria auf Erholungsurlaub. So trete ich das vierte Mal mit meinen Urlaubsansprüchen zurück.“<sup>3713</sup>

Als knapp 23jähriger Leutnant hatte Ritter die monatelange, kräftezehrende Verantwortung über eine gesamte Batterie allein zu tragen.<sup>3714</sup> Am 8.6.1944, zwei Tage nach dem alliierten Angriff auf die Normandie, äußerte er in einem Brief an seine Eltern die Befürchtung: „Chef und Hauptwachtmeister werden wohl erst den Haufen wieder übernehmen, wenn der Krieg hier aus ist.“<sup>3715</sup> Das Phänomen des fehlenden Personalnachschiebs verschärfte sich im Laufe der Kämpfe. Bis zum 23. Juli 1944 betrug die Verluste bei der kämpfenden Truppe im Westen 116.863 Soldaten, für die nur 18.076 Mann als Ersatz kamen.<sup>3716</sup> Deutlich wird anhand von Ritters Aussage, dass es in Paris bereits Ende Mai 1944 ständig alliierte Luftangriffe gab und es für ihn eine große Herausforderung sein musste, Mann und Material vor diesen Angriffen zu schützen. Nach dem 6.6.1944 wurde die Aufgabe für den Zeitzeugen noch ungleich größer. Unter ständiger Lufteinwirkung musste die Batterie nun über hunderte Kilometer an die Front geführt werden (s. Abschn. 3., 3.1).

Neß pflichtete den Ausführungen Ritters bei und gab Beispiele für die ausgefeilte

---

<sup>3712</sup> Die Angabe des Ortes war in Feldpostbriefen strengstens verboten. Da der Brief von Ritter selbst abgeschrieben wurde, ist davon auszugehen, dass die Ortsangabe „Paris, 26. V. 1944“ so auch im Originalbrief auftaucht.

<sup>3713</sup> Bf. Ritters, 26.5.1944 an seine Mutter, Abdr. in: ders.: Erkundungen, S. 123 (PrAr).

<sup>3714</sup> Vgl. Jasper: Radikalisierung, S. 358, der feststellt, dass in manchen Abschnitten der Normandie Mitte Juni ein Stellungskrieg stattfand, in dem „körperliche Dauerstrapazen gegenüber Angst oder Ungewissheit eine größere Bedeutung“ erhielten.

<sup>3715</sup> Bf. Ritters, 26.5.1944 an seine Mutter, Abdr. in: ders.: Erkundungen, S. 123 (PrAr).

<sup>3716</sup> Ose: Entscheidung, S. 183.

Technik, mit der die Alliierten ihren Angriff vorbereitet hatten:

„In der Normandie war das schlimm. Als erfahrene Russland[kämpfer], die lange in Russland waren... da, ja, da wusste man, die Front, der Russe ist da oder nicht, das wusste man schon. Man hatte auch Partisanen im Rücken. [Aber] die kamen mit so einer Macht an, die Amerikaner. Die Amerikaner brauchten ja keine Schützengräben - die kamen mit so Baggern an, da mit der Schaufel, und warfen sich ran, und Flammenwerferpanzer und Bresch( )panzer [für] die Gräben, und die alles räumten, da Minen räumten.“

Auf alliierter Seite war an alles gedacht und die Landung jahrelang minutiös vorbereitet worden. Sogar die Beseitigung von Hecken und Minen in der Normandie erfolgte mittels speziell dafür konstruierter Räumpanzer. Die von Sir Percy Hobart seit März 1943 aufgrund seiner außerordentlichen Erfindungsgabe entwickelten Spezialpanzer sollten am Tag der Landung in der Lage sein, mit jeder deutschen Befestigungsanlage fertig zu werden, ohne an Kampf- oder Angriffskraft einzubüßen.<sup>3717</sup> Da durch Luftaufnahmen an einem der Landestrände bei Luc-sur-Mer unter der Hochwasserlinie tückischer weicher Ton festgestellt wurde, entwickelte Major General Hobart auf Befehl von Churchill einen Spezial-Panzer, genannt „Bobbin“, der unter den Ketten eine Matte wie einen Teppich ausrollen und so über die Tonstrecken hinweg fahren konnte.<sup>3718</sup> Darüber hinaus entstanden nach den Ideen Hobarts Flammenwerferpanzer sowie Panzer, die vorne mit einer Schneidevorrichtung ausgestattet waren, um die normanischen Hecken, die den alliierten Truppen hinderlich waren, den Deutschen aber Schutz boten, abzumähen.<sup>3719</sup> Die von Neß erwähnten so genannten „Krabben“ waren Panzer mit langen Stahlarmen, die den Boden nach Minen absuchten, die sie zur Explosion brachten und so der eigenen Truppe den Weg ebneten.<sup>3720</sup>

Die Erfindungsgabe Hobarts, Hindernisse mittels kurioser Technik zu überwinden oder zu beseitigen erinnert an die Erwin Rommels, dessen Ideenreichtum die ungewöhnlichen Strandhindernisse auf deutscher Seite entsprangen, die große Teile der Atlantikküste überzogen (s. Abschn. 2.4 – 2.6).

Der damalige Hauptmann Meyer versuchte im Gespräch, angesichts der Einstellungen hoher Generäle, die während der Invasionskämpfe vom Osten in den Westen versetzt wurden und noch nie gegen westalliierte Verbände gekämpft hatten, Unterschiede zwischen Ost- und Westfront zu verdeutlichen:

„[Generale, die von Russland nach Frankreich kamen], die wurden sehr schnell umgestimmt. Nicht nur die, sondern auch Choltitz, der spätere, der Paris übergeben hat. Der kam eben vom Osten und ging also mit Vorstellungen nach Frankreich, die er also binnen ein paar Tagen revidieren musste. ... Also erstmal war in Russland ja sehr viel mehr Raum. Zweitens waren die Russen, taktisch gesehen, nicht so flexibel. Da ging es immer mit Masse, mit unheimlich vielen Panzern, und dann hatten sie unheimlich viele Geschütze, aber was doch fehlte,

<sup>3717</sup> Piekalkiewicz: Invasion, S. 58.

<sup>3718</sup> Ebd., S. 65.

<sup>3719</sup> Quellen: La Normandie, S. 42f.; Piekalkiewicz : Invasion, S. 182.

<sup>3720</sup> Quellen, ebd.

war die Luftwaffe. Wir haben also im Osten mindestens bis Mitte '44 eine Luftparität gehabt. Wir hatten ... nicht, dass irgendwo ein Schwerpunkt gebildet werden konnte, in dem der eine dominierte, aber im Prinzip spielte die Luftwaffe keine Rolle. Dann [spielten] die Nachrichtenverbindungen im Osten eine andere Rolle als hier. Im Osten, da haben wir gefunkt bis dort hinaus und die Russen haben auch gefunkt, und kein Mensch hat irgendwie mal meines Wissens versucht, den anderen zu stören, die Verbindungen waren da. Im Westen war es ganz anders. Da war diese wahnsinnige Luftwaffe.“

Meyers Ausführungen ist zu entnehmen, dass es bei deutschen Soldaten im Osten bis 1944 noch Hoffnung auf „Sieg, Frieden und Heimkehr“<sup>3721</sup> gab, was wohl auch bei den Kameraden im Westen bis zum Vortag der alliierten Landung überwiegend der Fall war. Die Luftparität, von der Meyer berichtet und die im Osten vorhandene Möglichkeit, einen Funkkontakt ohne Störung aufrechtzuerhalten, vermittelten ihm den Eindruck gleichwertiger Gegner, so dass der Krieg für Deutschland noch nicht verloren schien. Nachdem er im Frühjahr 1944 in Frankreich eingesetzt war und ab 6. Juni dort „diese wahnsinnige Luftwaffe“ erlebt hatte, wurde ihm die Überlegenheit der Alliierten deutlich vor Augen geführt.

Die während der Schlacht um die Normandie insgesamt eingesetzten drei Oberbefehlshaber im Westen (v. Rundstedt, v. Kluge und Model), die bis dahin ausschließlich Befehlshaber an der Ostfront gewesen waren und im Kampf gegen Angloamerikaner keine Erfahrungen besaßen, traten zum Teil mit völlig falschen Annahmen in den Krieg gegen die Westmächte ein.<sup>3722</sup> Von Kluge, ein brillanter Rhetoriker und derjenige, der „am längsten den Oberbefehl über eine in Kämpfe verwickelte Heeresgruppe innehatte,“<sup>3723</sup> monierte bei seinem Antritt im Westen am 3. Juli 1944,

<sup>3721</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 307, der dies anhand seiner analysierten Briefserien herausarbeitete, aber auch zu bedenken gab, dass diese Haltung „den Nachgeborenen unter Berücksichtigung der sich seit 1941 verschlechternden und ab 1943 hoffnungslosen Kriegslage unverständlich erscheinen [mag].“ Er erklärt dieses Unverständnis mit „dem Wissen um den Kriegsausgang“, von dem aus analysiert werde, „dass dem Dritten Reich alle Voraussetzungen fehlten, den Krieg zu gewinnen.“

<sup>3722</sup> Auch der im Frühjahr 1944 zur neu aufgestellten 91. LL-Div. in die Normandie versetzte Obergefreite Hans Starz, der seit 1942 als Infanterist bei Frontverbänden in Russland eingesetzt war, blickte zunächst geringschätzig auf die Verbände im Westen, von denen manche schon länger, viele aber oftmals Ende 1943 aus Rekruten und Genesenden bestanden, „nach Alter und Herkunft uneinheitlich und hastig ausgebildet“ waren und deren Kampfwert kritisch eingeschätzt wurde: „Die alten Frankreich-Soldaten, d. h., die schon lange hier liegen, haben ja keine Ahnung von den Leistungen ihrer Kameraden an der Ostfront. Selbst wenn hier ein Kriegsschauplatz werden sollte, so ist es bei Weitem nicht so wie im Osten.“ FpBf Starz v. 16.5.1944, in: Jasper: Radikalisierung, S. 355f. Nach der Landung der Alliierten ab 6. Juni 1944 wurden seine Hoffnungen auf eine „vergleichsweise harmlose Westfront“ jedoch bitter enttäuscht. In einem Bf. v. 15.6.1944 schreibt Starz: „Die schöne Normandie ist heute eine Hölle für die Landser, und Materialschlachten finden hier statt, an die Stalingrad nicht hin kann. Und wir Übriggebliebenen können uns nicht erklären, wo das hin soll. Deshalb muss man mit allem rechnen.“ In einem weiteren Bf. v. 1.7.1944 beschreibt Starz die Situation seiner Kompanie: „Es geht ja drunter und drüber, wie ich es selbst auf dem Rückzug in Russland nicht erlebt habe.“ Jasper: Radikalisierung, S. 356f.

<sup>3723</sup> Ose: Entscheidung, S. 166.

dass die bisherige Führung in Frankreich zu viel kostbare Zeit verstreichen lassen habe, ohne effektive Gegenmaßnahmen zu ergreifen.<sup>3724</sup> Als v. Kluge von St. Germain in die Normandie aufbrach, machte er jedoch sofort Bekanntschaft mit der Effizienz der alliierten Luftwaffe. Sein Wagen wurde beschossen, mehrfach war er gezwungen, das Fahrzeug zu verlassen und im Straßengraben Deckung zu suchen. Letztendlich erreichte er nur auf Umwegen und mit erheblicher Zeitverzögerung seinen Zielort.<sup>3725</sup> Nach seinem ersten Besuch an der Normandiefrent war v. Kluges Arroganz und das alte Ost-West-Vorurteil, dass man doch „nur“ gegen die Engländer kämpfen, einer Hochachtung vor den Leistungen gewichen, die „vom einfachen Mann bis zum Generalfeldmarschall bisher erbracht worden waren.“<sup>3726</sup> Kluge, der wie Rundstedt freies Führen gewohnt war und dies zeitweise an der Ostfront auch hatte verwirklichen können, musste seine operativen Fähigkeiten nun auf das Stopfen von Löchern in der Front und „taktische Flickarbeit“ beschränken.<sup>3727</sup> Er hatte innerhalb der ersten Woche als Oberbefehlshaber im Westen erkannt, dass seine Truppen den Alliierten aufgrund deren Material- und Luftüberlegenheit unterliegen mussten, wenn keine grundlegenden Änderungen erfolgen würden. Diese Erkenntnis schmerzte den Generalfeldmarschall vor allem deshalb, weil er mit der Überzeugung in den Westen gekommen war, die Alliierten noch vom Festland vertreiben zu können. Und deutsche Soldaten im Osten waren auch nach der alliierten Landung noch zuversichtlich, die Angloamerikaner besiegen und damit den Krieg kurzzeitig beenden zu können, wie Herbert Eberling, der am 6.6.44 an seine Frau schrieb:

„Alle Welt ist nun gespannt auf den weiteren Verlauf der Invasion. Als ich heute Mittag im Rundfunk die erste Meldung hörte, war ich ehrlich erfreut, denn durch diese Maßnahme scheinen wir dem Kriegsende doch wieder ein beträchtliches Stück näher zu rücken.“<sup>3728</sup>

Die Tatsache, dass im Westen in kürzester Zeit Verbände zerschlagen wurden, wie etwa der Obergefreite Starz dies bei der 91. Luftlandedivision erlebte, dies ihm aber

<sup>3724</sup> Dazu erklärt Jasper: Zweierlei, S. 124f. im Anschluss an das Zitat eines Angehörigen der 2. Pz.Div., der im Zuge der schweren Kämpfe in der Normandie bereits am 15.6.44 einen Abschiedsbrief nach Hause schrieb: „Diese Kriegserfahrung aus Kampferlebnissen stand in scharfem Kontrast zur Kriegserfahrung derjenigen, die sich ihr Bild des Geschehens aus propagandistischen Meldungen und eigenen Erwartungen zusammenreimten, ohne mit der Realität der Kämpfe konfrontiert und durch sie bedroht worden zu sein.“ Auch Hitler und die Armeeführung waren in den ersten Tagen nach der Landung fast euphorisch. DRZW 8 (Beitrag Frieser: Zusammenbruch), S. 497. Jedoch, und das wird in dieser Studie anhand vieler Zeitzeugenaussagen deutlich, hatten sie weder die Invasion selbst noch die harten Kämpfe einschließlich der übermächtigen, omnipräsenten alliierten Luftwaffe erlebt. Die Euphorie wich allerdings mit jedem Tag, den die schweren Kämpfe weiter anhielten und der Inhalt der Meldungen besorgniserregender wurde. DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 638; Steinert: Stimmung, S. 463.

<sup>3725</sup> Ose: Entscheidung, S. 168f.

<sup>3726</sup> Zit. in: ebd., S. 169.

<sup>3727</sup> Ebd., S. 181.

<sup>3728</sup> FpBf Herbert Eberling, 6.6.44, Jasper: Zweierlei, S. 257.

im Osten in zwei Jahren so nie begegnet war, führte bereits kurz nach Beginn der Invasion zu „Unsicherheit und Orientierungslosigkeit“.<sup>3729</sup> Jasper erklärt dazu: „Die gegnerische Überlegenheit, die Gefahr für die eigene Person und der rasante Zusammenbruch der gewohnten Strukturen waren die Bezugspunkte, die das Erleben der Invasion schlimmer machten als die Einsätze im Osten.“<sup>3730</sup>

Nachdem Kluge weder die Angloamerikaner aus Frankreich verdrängen noch den Ausbruch der Amerikaner bei Avranches und damit den Übergang zum Bewegungskrieg hatte verhindern können, löste ihn Hitler von seinem Kommando ab und ersetzte ihn durch Gfm. Model. Dieser hatte sich ebenfalls an der Ostfront ausgezeichnet, das Loch in der Heeresgruppe Mitte schließen und den russischen Vormarsch dort vorübergehend zum Stehen bringen können.<sup>3731</sup> Hitler hielt ihn für denjenigen, der das Blatt im Westen, ebenso wie es ihm an der Ostfront gelungen war, noch einmal wenden konnte.<sup>3732</sup> Model musste sich jedoch, ebenso wie seine Vorgänger, erst mit den Erscheinungen des Kriegsbildes im Westen vertraut machen, die sich erheblich von denen im Osten unterschieden.<sup>3733</sup> Der barsche Ton, mit dem er so erfahrenen Generälen wie Speidel und Blumentritt in Frankreich mit der Frage entgegentrat, was diese denn bisher überhaupt getan und ob sie die ganze Zeit geschlafen hätten,<sup>3734</sup> wich binnen kürzester Zeit einer Ernüchterung.<sup>3735</sup> Nachdem Model falsch instruiert in den Westen gekommen war und gemeint hatte, es komme lediglich darauf an, hier „aufzuräumen und eine starke Zügelführung“ zu ergreifen, so dass unter „seiner Führung“ nun endlich etwas getan und alles anders würde, wandelte sich seine Einschätzung zu den Kämpfen in Frankreich rasch und grundlegend.<sup>3736</sup> Innerhalb von zehn Wochen hatten die Alliierten von den ursprünglich im Westen stationierten 58 deutschen Divisionen bereits 40 zerschlagen. Eine spürbare Entlastung war durch die wenigen als Ersatz zugeführten Kräfte nicht zu verzeichnen gewesen. Das Tempo der Lageentwicklung ließ weder Model noch v. Kluge oder Rundstedt Raum für längerfristige Dispositionen. Auch Model musste sich damit abfinden, dass er mit den wenigen deutschen Kräften sowie dürftigem Material- und Verpflegungsnachschub bei gleichzeitiger erdrückender alliierter Luftüberlegenheit kaum etwas ausrichten konnte.

<sup>3729</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 357.

<sup>3730</sup> Ebd.

<sup>3731</sup> Ludewig: Stationen eines Soldatenschicksals, S. 69.

<sup>3732</sup> Görlitz: Model, S. 192.

<sup>3733</sup> Ose: Entscheidung, S. 258.

<sup>3734</sup> Görlitz, S. 197.

<sup>3735</sup> Ebenso wie v. Kluge war Model mit einer vorgefassten Meinung nach Frankreich gekommen. In einer „flüchtigen“ Lageeinweisung im FHQ, in der Hitler seine Stäbe als „Sauladen“ diffamiert hatte, war Model zwar die personelle Problematik aus Führersicht bewusst gemacht worden, nicht aber die grundsätzlich anderen Kampfbedingungen im Westen. Ludewig: Stationen eines Soldatenschicksals, S. 73.

<sup>3736</sup> Ebd.

Heinze erinnerte sich an seine Einstellung gegenüber der deutschen Führung und an die seiner Kameraden. Er gab einen Eindruck von den oft in der Normandie in wehrloser Position verharrenden Wehrmachtseinheiten und der im Vergleich dazu grotesken, realitätsfernen Parolen, die das Propagandaministerium herausgab:

„... Die Stellung musste ja gehalten werden. Und da war etwa zur gleichen Zeit, da hatte ich einen Funktrupp bei mir in der Nähe, und die hatten ja auch Möglichkeiten, Radio zu hören oder was, und - wie es der Zufall wollte - aber wir hörten jedenfalls eine Durchhalterede von Goebbels, und ich hab diese Worte nie vergessen, denn wir lagen so im Dreck und dachten, jeden Augenblick, jetzt erhaschts uns, und da redete der, brüllte der Mann: ‚Und im Kampf um Mensch und Material wird schließlich und endlich der Mensch doch die Oberhand behalten.‘ Und wir sagten alle: ‚Du verdammtes Arschloch‘, so wütend waren wir. Und so war das auch. Wir konnten nichts machen, wir haben Situationen erlebt... Normalerweise haben wir immer nur auf Schüsse der Amerikaner, wenn wir die Stellung erkannt hatten, geantwortet. Und das war auch schon gefährlich, denn die wollten nur wissen, wo wir saßen und dann ‚bom‘. Und was man nicht vergessen darf, hatte ich vorhin schon mal erwähnt: die Luftüberlegenheit, die war frustrierend. ... Die haben Beobachtungsflyer geschickt, die flogen ganz sauber und kurz über unsere Stellungen hinweg, dauernd. Und wir konnten uns am Tag oft nicht rühren, wir konnten nicht aus den Löchern raus, wir durften uns nicht bewegen, denn die beobachteten sofort, hatten Verbindungen zu ihrer Ari und dann gings los.“

Die abstrakte Deutung der Vorgänge und Verhältnisse an der Front durch das NS-Propaganda-Ministerium stellte sich für die Frontsoldaten als „abgehobene Verleugnung der Realität“<sup>3737</sup> dar, wie auch aus Heinzes Bericht hervorgeht, der Goebbels Rede als Verhöhnung der Akteure an der Front auffasste, die am eigenen Leib erfuhren, wie verfehlt und lügnerisch solche Kommentare angesichts der Situation der Deutschen im Westen war. Heinzes damalige Reaktion zeigt jedoch auch, dass viele Frontsoldaten inzwischen die Schönfärberei der NS-Propaganda durchschaut hatten, die mit der wirklichen Lage der Soldaten überhaupt nicht in Einklang zu bringen war.<sup>3738</sup>

Der von Hitler für die Ostfront ausgegebene „Haltebefehl“, wonach „kein Fuß breit Boden“ preisgegeben werden durfte, galt selbstverständlich auch im Westen. Sehr zum Missfallen seiner Generäle erging sich der „Führer“ gerade in aussichtslosen Situationen immer mehr in Halteparolen.<sup>3739</sup> Am 6. Juni 1944 wies Hitler die Soldaten im Westen auf die historische Bedeutung der Kämpfe in der Normandie hin und stellte klar: „Hier gibt es kein Ausweichen und Operieren, hier gilt es zu stehen, zu halten oder zu sterben.“<sup>3740</sup> Auch Gfm. v. Kluge hatte in einer Führerbesprechung im Westen

<sup>3737</sup> Jasper: Zweierlei, S. 194.

<sup>3738</sup> Vgl. FpBf Ludwig D., 31.10.44, in: Jasper: Zweierlei, S. 195: „Durch die letzten Ereignisse bin ich zu der Ansicht gekommen, dass der Krieg für uns verloren ist und wir gegenüber den Amerikanern und Russen nichts mehr zu melden haben. Das ganze Gerede von angeblich neuen Waffen und kurz bevorstehendem Sieg ist nur Propaganda, damit noch ausgehalten wird. Also die müssen uns doch für ganz blöd halten.“

<sup>3739</sup> DRZW 8 (Beitrag Frieser: Schlacht im Kursker Bogen), S. 197, zitiert Oberleutnant i. G. Graf Kielmannsegg vom 13.8.1943: „Heute mal wieder der typische Führerbefehl, der mich vor Wut rot sehen lässt: Charkow ist unter allen Umständen zu halten!“

<sup>3740</sup> Zit. in: DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 545.

am 21. Juli 1944 versichert: „Es wird gehalten, und wenn kein Aushilfsmittel unsere Lage grundsätzlich verbessert, muss anständig gestorben werden,<sup>3741</sup> und teilte dies Hitler in einem Brief mit. Derartige Durchhalteparolen, die auch den deutschen Soldaten im Wehrmachtbericht bekannt gemacht wurden, brachten diese in schweren Kämpfen stehenden Beteiligten jedoch noch mehr gegen die deutsche Führung auf, wie Hans Heinze in seiner vorstehenden Aussage feststellte. Der Befragte berichtete auch, dass die Soldaten seines Zuges ihn als Vorgesetzten angesichts der tief fliegenden amerikanischen Artilleriebeobachter dann doch einmal dazu überredet hatten, ein solches Flugzeug mit dem MG zu beschießen:

„Und da waren wir schon in der Nähe von Saint-Jean-de-Sévigny, und ... irgendwie haben [wir] da unsere Stellungen gehalten, 'n Bach war da und Straße, das nur nebenbei. Und da waren unsere Leute und sagten: ‚Mensch, wenn die so tief kommen, jetzt halten wir doch mal drauf mit unseren MG's.‘ Die waren wirklich greifbar. Aber ich sagte: ‚Jungs, das sind ja keine Selbstmörder, das hat ja was auf sich, wenn die so tief fliegen.‘ Na ja, dann hatten sie mich doch mal überredet, dann machte man das so: man stellte die MG's in einem Dreieck auf und dann gabs besondere Aufsätze für 'n MG für Fliegerabwehr, da wurde immer 'n bisschen vorgehalten damit, und da konnten wir sehen, wir hatten noch mit Leuchtpurmunition geschossen, wir hatten das Flugzeug x-mal getroffen, aber die hatten unten eine Bodenplatte, da konnte man immer sehen, wie die Schüsse rauf gingen und wieder weg, und dann stellte es sich noch mal auf die Nase, ging noch mal über unsere Köpfe weg und innerhalb von Minuten, da kam dann von drüben ‚der Segen‘, Artilleriefeuer. Unsere Jungs, die haben das dann nie wieder gesagt. Wir haben es auch nie wieder versucht. Wir haben uns praktisch immer nur gewehrt, wenn wir richtig angegriffen wurden. Wir waren immer in den Hecken, immer in den Hecken. ... Das mit den abgebrannten [Hecken] war kurz vor St Lô.“

Die Gefahr, beim Beschuss eines Tieffligers selbst entdeckt zu werden, war für die deutschen Soldaten im ersten Augenblick anscheinend leichter zu ertragen als zur permanenten Wehrlosigkeit verdammt zu sein. Die Erfahrung, die sie im Juli 1944 jedoch machten, lehrte, dass es erstens aussichtslos war, diese Flugzeuge zu beschießen – sie verfügten über eine verstärkte Panzerung. Zweitens blieb die Antwort des Gegners nicht aus, wie Heinze richtig prophezeit hatte: die Stellung der Deutschen wurde erkannt und geriet ihrerseits unter starken Beschuss, ohne dass die Wehrmachtssoldaten irgendetwas hatten ausrichten können. Aber auch von der Ostfront finden sich diesbezüglich ganz ähnliche Beschreibungen:

„Sieh dir doch mal den frechen Iwan an, wie die da vorne rumtanzen. Los! Jagen wir doch mal einen Gurt hinüber. ‚Nein‘, sage ich bestimmt. ... Er weiß doch inzwischen, dass es in dieser Situation nichts einbringt, höchstens dass sie auf uns aufmerksam werden und uns noch mehr beharken.“<sup>3742</sup>

Oft befanden sich deutsche Truppen derart in der Defensive, dass sie tagsüber nur von Hecke zu Hecke schleichen konnten, immer darauf bedacht, nicht entdeckt zu werden, wie auch Schröder beklagte:

<sup>3741</sup> Lagebeurteilung Kluges an Hitler v. 21.7.1944, Abdruck in: Ose: Entscheidung, S. 336.

<sup>3742</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 302.

„'44 bin ich ja erst noch hier, in Frankreich gewesen. ... Also, ja, ich würde sagen, das is hier, [in Frankreich] schlimmer gewesen. Na ja, ich meine also... Ich weiß nicht, also, ich hab keinen Soldaten mal, auch ich selber nich, als ich noch Soldat war, hab ich nicht gejamert, weil ich irgendwann mal kein Essen gekriegt habe. Das musste man einfach hinnehmen. Und man war sich sicher, dass die Leute, die also die Verpflegung bringen sollen, es bestimmt gemacht haben, gemacht hätten, wenn sie könnten. Ja? ... Sonst kann man da mit Sicherheit rechnen, dass man abends seine Verpflegung kriegt. ... Na ja, also die Masse wars, die da war. Wo man sich selber nicht mehr helfen kann. Stellen Sie sich mal vor: wenn wir hier runter gefahren sind – 24 Flugzeuge haben wir in der Luft gehabt, die mit Bord... irgendwas, was Sie sehen... Die Panzerspitze, da sind die rum gefahren wie Bienen um ihren Stall. Da war kein Rühren drin. Was sich rührte und zu sehen ist, beschossen sie dort. Und wer nicht dann irgendwie irgendetwas, wo man sich, hinter 'nen Baumstamm oder so, setzen kann, ja, da war er hin!“

Hunger im Krieg war nicht allein ein Phänomen der Ostfront. Bereits Monate vor dem 6. Juni 1944 gab es in Nordfrankreich deutsche Einheiten, die nur ungenügend mit Lebensmitteln versorgt wurden (s. Abschn. 2.2). Mit Beginn der Kampfhandlungen in der Normandie verschärfte sich die Verpflegungssituation drastisch. Eine regelmäßige Versorgung gab es nicht mehr. Aufgrund der Gefahr, aus der Luft entdeckt zu werden, konnten die Feldküchen ohnehin keine warmen Mahlzeiten mehr zubereiten. Die deutschen Soldaten waren immer mehr auf die Einheimischen angewiesen, versorgten sich in verlassenen Häusern und Höfen oder baten die Bevölkerung um Essbares (s. Abschn. 4.5). Deutlich wird anhand Schröders Aussage, dass auch die deutschen Panzerdivisionen sich ständig im Verborgenen halten mussten, um nicht von der alliierten Luftwaffe entdeckt und zusammengeschossen zu werden. Diese stärkste deutsche „Waffe“ kam zwar in den Kämpfen um Caen und St. Lô zum Einsatz, ging jedoch auch nach einigen Wochen völlig dezimiert aus diesen hervor.

Im Laufe des Sommers hatte sich bei den deutschen Soldaten nicht nur die Siegeszuversicht gelegt, sondern es war deutlich spürbar, dass sich die Wehrmachtstruppen nicht nur in der Position des Verteidigers, sondern des Unterlegenen befanden. Während im Osten der Kampf bis zur letzten Patrone weniger in Frage stand, und die letzte Kugel sogar für den Wehrmachtsangehörigen selbst bleiben sollte, überlegte so mancher deutsche Soldat im Westen, wie er sich am besten in amerikanische Gefangenschaft retten konnte.<sup>3743</sup> Im Westen wie im Osten galt die Prämisse, keinen Fußbreit Bodens preiszugeben gleichermaßen, aber im Westen war die Furcht vor der Gefangenschaft weniger groß, und sie nahm mit zunehmender Aussichtslosigkeit eines für Hitler-Deutschland siegreichen Kriegsendes immer mehr ab. So stellte Hans Starz am 17.7.44, nach sechs Wochen härtester Verteidigung seiner Division fest:

„Es ist hart anzusehen und mitzumachen in dem verdammten Krieg. An den Sieg noch zu glauben ist schon sehr zweifelhaft, denn die USA fassen immer mehr Fuß. Mit der Gefangenschaft ist es auch so eine Sache.“<sup>3744</sup>

<sup>3743</sup> Jasper: Zweierlei, S. 302.

<sup>3744</sup> FpBf Hans Starz, 17.7.1944, in: ebd.

Die zermürbenden Kämpfe hatten beim Stalingradüberlebenden die Kampfmoral derart untergraben, dass er als Alternative zum Tod die Gefangenschaft als letzten Ausweg sah. An einen Sieg deutscher Truppen im Westen war angesichts der Übermacht nicht mehr zu denken. Die militärische Lage erschien aussichtslos. Nicht der Ostkrieg hatte Starz zu dieser Einstellung geführt, sondern die bedrückende Situation im Westen, die auch von den permanenten Luftangriffen herrührte, in der die Deutschen sich tagsüber nur verstecken konnten, um ihre Stellung nicht preiszugeben und so einen direkten Beschuss zu riskieren:

„Bei uns schaukeln sich die Flieger tüchtig, und die Artillerie schießt seit gestern wie toll, und von uns ist halt keiner zu sehen. Wie gut war es dagegen im Osten, wo unsere den ganzen Tag die Luftherrschaft hatten und es vorwärts ging. Heute sind die Landser teilnahmslos und kriegsmüde.“<sup>3745</sup>

Wie Meyer zuvor bereits berichtet hatte, bestand im Osten um dieselbe Zeit nicht der Eindruck, dass die Luftüberlegenheit dort so erdrückend war wie dies im Westen der Fall war. Kriegsmüde und „moralisch“ zermürbt waren die Landser zwar auch 1944 an der Ostfront. Dort zogen manche jedoch den Tod im Kampf vor statt ihn in sowjetischer Gefangenschaft zu finden: „Also, ehe ich nach Russland zur Zwangsarbeit muss, möchte ich doch lieber fallen, dann hätte wenigstens diese Scheiße ein Ende.“<sup>3746</sup> Dies schrieb Ludwig Deimer aus der Kurlandschlacht, wo er zur selben Zeit eingesetzt war wie Starz im Westen. Beide lebten in zwei Welten und kämpften auf Kriegsschauplätzen, „deren Unterschiede auf sehr verschiedenen Erfahrungen und Erwartungen der Soldaten beruhten.“<sup>3747</sup>

Es war im Krieg strengstens verboten, Tagebücher zu führen oder in irgendeiner Form ein persönliches schriftliches Statement zum täglichen Kriegsgeschehen abzugeben. Viele Soldaten, darunter einige für diese Arbeit befragten Zeitzegen, fertigten dennoch Aufzeichnungen oder kleinere Notizen von den Frontereignissen an. Zu ihnen gehörte Heinze. Er notierte seit seiner Verlegung nach Frankreich Ende 1943 das Tagesgeschehen in einem kleinen Notizbuch, aus dem er im Interview einige Sätze zitierte und kommentierte:

„Wir durften auch keine Tagebücher führen. Ich habe nur ganz kurz in diesen Tagen immer mal was rein geschrieben, damit ich das wusste, aber auch mehr, was vor der Invasion passiert war, so 'n bisschen die Stimmung. Im Januar war das hier, glaube ich, schreibe ich, am 13. Januar [1944]: ‚Ein Monat ist schon wieder vorüber, das neue Jahr ist angebrochen und unsere Baracken stehen.‘ Wir hatten vorher nur in der Scheune geschlafen. Da hatten wir Baracken aufgestellt, die sind gerade Weihnachten abgeladen worden. Es regnete dauernd - war fürchterlich. ‚Ein Matsch wie in Russland, aber ein sicherer.‘ Bis März/April waren wir in Le Mesnil. Da waren Baracken aufgestellt, nicht. Dann waren wir in dem Château, was ich schon mal erzählt hatte und dann vorne in den Stellungen usw. Also da: ‚Hier ist alles voller Erwartung [im Januar] auf den bevorstehenden Angriff, aber

<sup>3745</sup> FpBf Hans Starz, 23.7.1944, in: ebd.

<sup>3746</sup> FpBf Ludwig Deimer, 4.9.44, in: ebd., S. 302f.

<sup>3747</sup> Ebd.

ich glaube nicht daran, denn sie werden bestimmt die Jacke voll bekommen. Mit den Franzosen kann man ganz gut auskommen.' Am 15.2 - wir sind dann umgezogen von les Ifs, das war in le Mesnil, wo ich dann erzählte nach Ste.-Honorine-de-Ducy, das war schon etwas nördlicher, wo wir dann in dem Château gelegen haben. ... [Am] 16.5. - immer noch: ‚Wir erwarten die Invasion, alle sind gespannt. Rommel-Besuch.‘ Also am 16.[05.1944] war er hier. Ja ja. – ‚Bau der Vorstrandhindernisse, Sturmflut schwemmt sie wieder weg.‘ Kam das auch noch hinzu.“

Es wird deutlich, dass für die seit Ende 1943 verstärkt nach Nordfrankreich transportierten deutschen Soldaten zunächst keine festen Unterkünfte bereitstanden, so dass sie erst einmal provisorisch bei Bauern in Scheunen und eilig aufgestellten Baracken unterkommen mussten. Die klimatischen Bedingungen zum Jahreswechsel 1943/44 waren dergestalt, dass der Informant sich an die Ostfront erinnert fühlte, mit dem Unterschied, dass in der Normandie zu der Zeit noch keine Kampfhandlungen stattfanden, so dass der Aspekt der Gefahr wegfiel. Die anschließende Unterbringung in einem Château mutet zwar auf den ersten Blick feudal an. Es ist aber davon auszugehen, dass ein derart großes Gebäude in den Wintermonaten nicht unbedingt gut beheizbar war. Zudem beklagte Heinze, dass seine Kompanie in dieser Zeit nur sehr ungenügend gepflegt wurde, so dass er sich gezwungen sah, mit einigen Kameraden eine Kuh zu stehlen und schlachten zu lassen, um vor allem die jüngeren, in der Ausbildung befindlichen Soldaten ausreichend mit Fleisch versorgen zu können (s. Abschn. 3., 3.1). Das Phänomen des Hungers gab es also auch zeitweise im Westen bei einigen Divisionen. Die Situation im Osten war jedoch, allein aufgrund der Dauer des Feldzuges, aber auch aufgrund der klimatischen Gegebenheiten eine extremere. Jasper stellt dazu fest: „Zu verhungern oder zu erfrieren, das waren Risiken, die den Krieg im Osten seit Dezember 1941 fundamental vom Krieg im Westen und von aller deutschen Kriegserfahrung seit 1812 unterschieden,<sup>3748</sup> und vergleicht diese Situation mit den Sorgen von Höhlenmenschen in prähistorischer Zeit, deren einziges Ziel es war, „über den Winter [zu] kommen und nicht [zu] verhungern.“<sup>3749</sup>

Neben der Siegeszuversicht, von der Heinze noch im Januar 1944 berichtete, gab es auch Rückschläge: einige der bereits mühevoll und in schwerer Arbeit errichteten Vorstrandhindernisse (s. Abschn. 2.4) mussten nach einer Sturmflut wieder neu aufgestellt und verankert werden.

Neben Ritter, Heinze und Becker trug, trotz des offiziellen Verbotes, ein Tagebuch zu führen, auch Gockel einige seiner Erlebnisse in einem Notizbuch zusammen:

„Dann hatte ich aus dem Terminkalender, in dem ich jeden Tag Notizen gemacht habe, das hatte ich 'n paar Mal geschrieben, und da schreib' ich hier wieder: ‚In meinen Kalender schreibe ich täglich einige Notizen. Vater fragt, ob dies nicht zu Schwierigkeiten führen könnte.‘ Ich hatte den Kalender mal neben mir liegen, als der Oberleutnant kam. Der sah ihn sich an und sagte, dass ich das auch leid wür-

<sup>3748</sup> Jasper: Zweierlei, S. 252.

<sup>3749</sup> Ebd.

de, wenn ich mal länger Soldat wäre. Aber das war 'n ganz patenter, das war Oberleutnant C.“

Allerdings erwähnte Gockel zuvor, dass der besagte Oberleutnant am Invasionstag in einer Arrestzelle saß, weil aufgefallen war, dass er die Nächte häufig bei seiner französischen Freundin zubrachte anstatt auf seinem Stützpunkt zu sein. Der Offizier soll, so Gockel, später bei den Kämpfen um Caen gefallen sein.

Der Befragte Uhlmann berichtete von den Kämpfen gegen die Engländer, dass diese in der Nähe seines Stützpunktes stark beschossen wurden und hohe Verluste hinnehmen mussten, während die Deutschen zunächst aus bestimmten Gründen kaum Treffer abbekamen. Uhlmann erwähnte auch eine weitere Besonderheit der Kämpfe dort:

„Ich war auf der B-Stelle, hab das erlebt, unsere Einschläge, das war grausam. Zusehen, wie die da hingemetzelt werden. Mit Scherenfernrohr. Is nich schön. Und wir haben dann immer hierüber geschossen, aber wir kriegten Antwort von Engländern. Die Einschläge gingen immer links von uns. Das kommt daher, der Höhenzug, der war hier so aus 'm Einschnitt, das war 'ne Obstplantage. Und die Schallmessungen beim Engländer sind dann dadurch, durch diesen Einschnitt, schlecht gewesen. Die haben immer links von uns getroffen. Direkten Kontakt haben wir bekommen, als wir die gesehen haben, ... 5 km gegenüber waren die. ... Das war denn kurz vor 'm Rückzug. Die Tage kann man da gar nicht sagen. Aber jedenfalls, wir haben geschossen, aber da kam Antwort, die immer danebging. Aber direkt haben wir bekommen, als wir sie gesehen haben. ... Da haben sie uns gesehen, haben unser Mündungsfeuer gesehen, da kriegten wir Dunst. Das haben wir zwei Tage ausgehalten, und wir waren 'ne gute Truppe, obwohl das alles verloren war. ... Aber wir haben [die] zwei Tage mit ganz wenigen Verwundeten überstanden. ... Der Engländer machte Feierabend, ... und denn ging bei uns das Arbeiten los, denn haben wir die Stellungen wieder in Ordnung gebracht. ... Ja, da konnte man die Uhr nach stellen. Der machte Feierabend, Schluss.“

Im Gegensatz zur Ostfront gab es im Westen zwar selten einen Kampf Mann-gegen-Mann. Jedoch wurde Uhlmann auf der Beobachtungsstelle seiner Einheit in diesem Fall Augenzeuge dessen, was deutsche Artillerie unter den Engländern anrichtete. Als Sanitäter erfasste ihn Mitleid und Grauen zugleich. In der Regel bekamen Artilleristen jedoch nicht mit, welche Verluste der Gegner durch die Treffer erlitt.

Der damalige Fallschirmjäger Schramm traf während der Kämpfe nur auf amerikanische Soldaten und bestätigte Uhlmanns Eindrücke von nächtlichen Kampfpausen auch bei den Amerikanern:

„[Engländer und Amerikaner, die] war'n beide auch brutal. Der Ami war brutaler. Denn beim Ami waren wir die ‚fucking Jerrys‘, das sagte jeder zweite Ami, und die ‚krauts‘ war'n wir. Die Amis wurden auch furchtbar böse auf uns. Das habe ich nachher gemerkt, in der Gefangenschaft.<sup>3750</sup> ... Ich habe während der ganzen Invasionszeit nie gegen einen Engländer, sondern nur mit Amerikanern zu tun gehabt. Also beim Ami konnten Sie drauf warten, der kam morgens um vier, wenns hell wurde. ... [Aber nachts], nein, da war totale... wie bei uns auch, wir war'n dann glücklich und zufrieden, wenn wir 'n paar Stunden uns aufs Ohr legen konnten. Das haben wir auch gemacht, so gut es ging. ... Nein, nachts war ja nichts, kamen

<sup>3750</sup> Vgl. Rescher: Heimat!, S. 196, dem auffiel, dass Russen, aber auch Amerikaner sich in der Gefangenschaft deutschen Soldaten gegenüber brutaler verhielten als die Engländer. Vgl. Abschn. 4.9.

mal Granatwerfer oder so. Fiel mal 'n Schüsschen, aber an sich, wir war'n mitunter, das war noch auf der Invasionsfront, aber irgendwo, ich weiß nicht mehr wo, da lagen wir so dicht am Amerikaner, dass wir sie sprechen hören konnten, und wir haben Musik gehört von denen, da war nur 'ne Wiese zwischen, und wir haben sie sprechen gehört, und wir haben die Motoren gehört von deren Lastwagen. Wir hatten ja nichts, wir hatten nur uns selbst und den Mut. [Und] da kam kein Nachschub [für uns]. ... Ja, nun, die [Amerikaner] konnten das ja auch machen mit den Power, wo die mit ankamen.“

Gefragt nach den Gefühlen und Gedanken angesichts der Übermacht mit so wenigen noch vorhandenen Verteidigungsmöglichkeiten, kam auch Paulsen, wie Schramm ebenfalls Angehöriger des 6. Fallschirmjägerregiments, auf die Angewohnheit der Amerikaner zu sprechen, nachts Kampfpausen einzulegen:

„Ja, ich weiß auch nicht, was für Gefühle man dabei hatte, da ging es nur da drum, wie kommst du hier ... raus. Ja, das hat man dann nachher doch festgestellt und hat gesagt: '... Du läufst da hin wie ein Anfänger, und da ballern sie dir die Schiffsgranaten noch vor die Nase.' Das stimmt schon. Da ist dann also nicht mehr groß was zutage getreten an Enthusiasmus und Siegeswillen usw. Da hats nur eins gegeben: Überleben. [Wir waren aber] nicht demoralisiert, das kann man ... das ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck, aber man könnte sagen, also schlimmer kanns gar nicht werden... ... [Aber] nachts trat Ruhe rein. Nur wenn jetzt, sagen wir mal, von irgendwoher die Amerikaner dann doch noch mal auf Achse waren, oder von uns waren noch welche unterwegs, und die trafen aufeinander, dann... ... Die [Amerikaner] wurden immer mehr, auf gut deutsch gesagt, und wir werden immer weniger. Und Nachschub kam keiner. ... Ich hab wenigstens keinen gesehen. Wenn man vielleicht irgendwo anders stationiert gewesen wäre, näher an einer größeren Ortschaft, dann wär' das vielleicht etwas anders gewesen. Aber hier, da in diesem Urwaldgebiet, hätte ich bald gesagt...“

Anhand der Aussagen von Paulsen, Schramm und nachfolgend auch Kowalski wird deutlich, dass die Truppen der angloamerikanischen Gegner sich ständig verstärkten. Mehrmals täglich kamen an der Normandieküste weitere alliierte Soldaten mit Waffen und Ausrüstung auf Schiffen an und wurden gegen die sich immer mehr ausdünnenden deutschen Einheiten eingesetzt. Kowalski, Kompanieführer im 6. FJR, fiel besonders die schwache Besetzung der Deutschen nach den ersten Kampf Tagen auf:

„Unserem Regiment stand immer eine amerikanische Division gegenüber. Das sind drei Regimenter und Einheiten. Und vollständig, neu alles. Und nach paar Tagen gingen die weg, und da kam 'ne andere, damit die sich wieder mal 'n bisschen von der Schießerei erholen konnten. Jaja, aber die haben ungern ... die Briten, die haben ihre *tea time*. Und die Amerikaner, ja, die ... haben nachts ungern was gemacht.“

Heinze, Angehöriger der 352. I.D., konnte im Gespräch anhand seiner Aufzeichnungen sowohl den Kampfverlauf als auch Zeit und Ort der Kämpfe zurückverfolgen:

„Das geht anhand dieser Zettel, da können wir genau nach verfolgen ... Das war also Colleville, Mandeville, kann man genau verfolgen, genau die Richtung. Jeden Tag [waren Kämpfe]. Nachts nicht. Die Amerikaner haben den Krieg meistens morgens um 9.00 Uhr wieder angefangen - bis in den Abend hinein, dann war Schluss. Die Kompanie war dann aufgelöst. Unser Adjutant von der Kampfgruppe Logis und wir, mussten ja dann immer abends Meldungen zum Regiment schicken, Gefallenenmeldungen und Munition und Nahrung und was wir haben wollten. Da hatte ich mir da irgendwo so eine Farm ausgesucht, da konnte ich am Tisch sitzen und schreiben usw. ... Aber um 9.00 Uhr musste ich im Loch sein,

denn Punkt 9.00 Uhr fing das wieder an. Von den Engländern haben wir nichts gesehen, die waren weiter rechts von uns.“

Der damalige Hauptmann Meyer, der die Kämpfe bei Caen erlebte, widersprach jedoch den vorstehenden Aussagen, wonach der Krieg ausschließlich bei Tag geführt wurde und meinte lachend: „Das Artilleriefeuer hörte überhaupt nie auf. Tag und Nacht.“ In diesem Abschnitt kämpften mehrere deutsche Panzerdivisionen seit dem 6. Juni 1944 pausenlos gegen alliierte Truppen, die dort unbedingt einen Durchbruch in Richtung Süden erkämpfen wollten. Die Stadt sollte nach angloamerikanischer Planung bereits am D-Day selbst genommen werden. Das Vorhaben gelang jedoch erst sechs Wochen später unter Einsatz schwerster Waffen, u. a. wurde ein Bombentepich gelegt, um die deutschen Divisionen aufzubrechen. Caen stellte einen Knotenpunkt dar, den die Alliierten unbedingt sprengen wollten, um zum Bewegungskrieg überzugehen, was die Deutschen jedoch aus demselben Grund verhindern wollten. Für die alliierte Führung stellte sich immer mehr das Zeitproblem, wenn sie hinter den Vorgaben zurückblieb. Aus dieser Zielsetzung heraus kam es zu verbissenen Kämpfen in diesem Gebiet, was erklärt, warum es dort keine nächtlichen Kampfpausen gab. Nachdem Paulsen im Interview auf die Frage, wie er am 6. Juni 1944 auf den alliierten Angriff reagiert habe, angab, zunächst noch zuversichtlich gewesen zu sein, erzählt er, wie er und seine Kameraden am 6. und 7. Juni sehr schnell von der Realität der alliierten Stärke eingeholt wurden:

„Ja, ich würde das eher so ausdrücken: es war [am Morgen des 6. Juni] eine Haltung da, von der man sagte: ‚Nun endlich kommen wir hier raus und nun passiert was!‘ Ob das sich zum Guten oder zum Bösen entwickelt, das hat man natürlich nicht erwartet, aber auch nicht sich durch den Kopf gehen lassen. Man war ja immer noch fest überzeugt: Wir können das hier schaffen. ... Wir waren immer relativ weit von der Küste entfernt. Und das, was wir dann mitbekamen, das waren also die Reste dieses Beschusses [der alliierten Schiffsartillerie]. ... Die [Amerikaner] hatten sich da [schon festgesetzt]. ... Und das war ja dann das Schlimme, und dann kamen die Panzer dazu und deswegen kamen wir in Ste.-Mère-Eglise nicht weiter. Ja. Die hatten schon ihre Panzer dort, bis dahin vorgeedrückt und vorgetrieben, und das war das Schlimme, das war die Nacht vorher oder den Abend vorher, da sahen wir noch da unsere Panzer wunderbar verpackt, ... unsere eigenen. ... Ich glaub', das war sogar 'ne SS-Einheit. ... Und die lagen da noch wunderbar schön herrlich und in Freuden, und wir kamen schon an und waren nass bis auf die Klamotten und müde und hungrig, auf gut deutsch gesagt, und verkrochen uns da auch noch die Nacht und brachten da die Nacht über zu. ... Wir hatten nur unsere Maschinengewehre, unsere restliche Munition, die wir uns noch um den Hals gehängt hatten, und wir hatten ja auch kleine Geschütze, ... in unserer Kompanie waren so drei, ... da gingen aber zwei Drittel der Ladung ging nach hinten raus und ein Drittel trieb die Granate raus. Das waren so kleine... das waren Geschütze, die man eingepackt hat in einen Behälter, in einen Absprengbehälter und hat sie abgeworfen, die konnte man ziehen. Ja, auf kleinen Rädern, auf Lafetten. ... Wie nannte sich das denn? ... Wir haben sie irgendwie albern genannt. Veraltet auch, ... da musste man immer Deckung nehmen, auch nach hinten, nicht nur nach vorne. Aber die konnten Sie ja gar nicht mitnehmen. Wie wollten Sie die ziehen? Leicht waren sie nicht. Aber die wurden auf so kleinen Ballonrädern wurden die gezogen. [Aber] wie kriegen Sie die durchs

Wasser durch? Und dann [kämpften wir am Ende nur] mit Faust- oder Handfeuerwaffen.“

Bei einigen Befehlshabern auf deutscher Seite, vor allem aber bei Hitler selbst, war eine ähnliche Einstellung zu finden, wie sie Paulsen beschrieb: Die Invasion bot die Hoffnung, den Kriegsverlauf zugunsten des Reiches zu beeinflussen.<sup>3751</sup> Sie war von den Alliierten lange vorbereitet und von den Deutschen im Westen erwartet worden, auch wenn Hitler am Morgen des 6. Juni 1944 und auch in den Tagen danach noch nicht davon überzeugt war, dass dieser Angriff wirklich *die* Invasion war.<sup>3752</sup> Für Soldaten, wie Paulsen, nahm mit diesem Tag das angespannte Warten ein Ende. Auch die persönlichen Umstände (Leben im Erdloch, Läuseplage, kaum Waschgelegenheiten, dürftige Verpflegung) mögen in seinem Fall den Wunsch nach einer Befreiung aus dieser Situation gestärkt haben. Seinen Worten ist deutlich zu entnehmen, dass er sich über eine positive oder negative militärische Wendung des Reiches in dieser Zeit keine Gedanken machte. Offiziellen Meldungen zufolge, hatte auch die deutsche Bevölkerung die Invasion „mit dem Gefühl einer großen Erleichterung begrüßt“.<sup>3753</sup>

Bei der von Paulsen erwähnten SS-Division könnte es sich um die 17. SS-Panzergranadierdivision gehandelt haben. Diese wurde mit ersten Teilen erst ab 10.6. eingesetzt,<sup>3754</sup> da auch sie aus rückwärtigem Gebiet in mehrtägigem Marsch herangeführt werden musste. Das 6. Fallschirmjägerregiment wurde am 11.6. der 17. SS-Panzergranadierdivision „Götz von Berlichingen“ unterstellt.<sup>3755</sup> Paulsens Beschreibung des Geschützes erinnert an die von Neß (s. Abschn. 2.5), in dessen Einheit sich ein russisches Beutegeschütz befand, das im Landserjargon „Ratsch-Bum“ genannt wurde. So wie Paulsen es darstellt, bestand nicht nur Gefahr für die Geschützbedienung, da ein Teil der Ladung auch nach hinten verschossen wurde. Aus demselben Grund war das Geschütz auch sehr ineffizient. Deutlich wurde auch, dass die Amerikaner innerhalb kürzester Zeit auch deshalb die Oberhand gewannen, weil die Deutschen ihre schweren Geschütze nicht durch die von ihnen angelegten Überschwemmungsgebiete transportieren konnten und zurücklassen mussten. Letztendlich blieben einem Teil der Truppe nach wenigen Tagen nur noch Handfeuerwaffen zur Verteidigung. Aber auch in anderer Hinsicht wurde den Deutschen die alliierte Übermacht erst richtig bewusst, wie Golder erinnerte:

„Mit dem Anblick der Schiffe, ja, bis zu den Lebensmitteln. Des war so überwältigend, friedensmäßig praktisch. Was die an Material hatten! Wie die

<sup>3751</sup> Auch erfahrene Frontsoldaten begrüßten die Meldungen von der Invasion als Auftakt zum Entscheidungskampf. Dollinger: Kain, S. 256, darin: FpBf v. Hptm. F. Rohden an seine Frau Ingeborg, 16.6.1944; DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 488.

<sup>3752</sup> Ose: Entscheidung, S. 128. Vgl. Abschn. 3. und 3.1.

<sup>3753</sup> Vgl. RW 4/v. 352, Nachrichten des OKW, 22.6.1944, zit. n. Ose, S. 194f.

<sup>3754</sup> Ebd., S. 123.

<sup>3755</sup> Carell: Sie kommen, S. 147.

ausgestattet waren! Die Ausstattung war toll, in jeder Hinsicht! Das waren die reichen Leute damals. Wir haben Sachen gesehen, die haben wir schon jahrelang nicht mehr gesehen, z. B. Kernseife, da gabs bei uns diese mit dem Sand, Sandseife. Und da hat man sich noch g'schnitten.“

Ähnliches wird beispielsweise auch von Soldaten der Roten Armee berichtet, wenn sie Wehrmattsangehörige gefangen nahmen. Die Ausstattung deutscher Soldaten war in der Regel moderner als die russische. So stellte etwa Anton Bentschen nach seiner Gefangennahme fest: „Alles haben sie uns weggenommen, das Kochgeschirr, den Löffel, an der anderen Seite hatten wir 'ne Gabel dran, das war für die Russen was Neues.“<sup>3756</sup> Ebenso berichtete das Ehepaar Weiß im Interview, dass die sowjetischen Besatzungssoldaten in der DDR in den 50er Jahren überrascht gewesen seien, als sie bei den Deutschen feststellten, dass „Licht aus Decke“ kam und „Wasser aus Wand“. Fließendes Wasser und Elektrizität waren zu der Zeit in der Sowjetunion noch ein seltener Luxus, den die meisten vorher noch nie erlebt hatten.

Auch andere Soldaten, wie Arp, waren von der Masse der anlandenden Truppen und der schier unerschöpflichen Materialfülle überrascht und erschrocken zugleich:

„Ja. Wer da, an dem ersten Tag, da war und am zweiten Tag, der wusste, das ist kein... wie Ablenkung! Die Masse! Das kann man sich gar nicht vorstellen! Jedenfalls, wir haben dann am zweiten Tag, am Mittwoch, die [Verwundeten] weiter versorgt. Und am Nachmi... an dem Mittwoch kamen dann auch die De-Gaulle-Truppen, die waren ja gefürchtet. Da hieß es: ‚Alles in der Kirche bleiben!‘ ... Und dann haben se die Verwundeten weggeschafft und am Schluss uns Sanis, die Sanis. Und zwar auf Fahrzeugen, Amphibienfahrzeugen. Da mussten wir drauf, ... fuhren dann runter an den Strand, und als ich das gesehen habe: Panzer standen, neue Panzer, Hunderte! Benzinfässer! Also alles war da. Das war da bei Asnelles da. ... Dann lagen, ooch, massenweis' die Fässer mit Benzin oder Brennstoff und noch sonst – alles, was man so braucht, am Strand. Der ganze Strand war voll. Da hab ich gesagt: ‚Wenn das schon hier so be...‘ An einer Stelle! Und erst recht, als wir dann nach England fuhren, und fuhren dann von Nordengland bis rauf nach Schottland. Jeder Sportplatz, jeder freie Platz, stand voll Panzer! Alles neu! Kleine Panzer, große, die schweren! Ich hab gesagt: ‚Wie kann man da nur dagegen ankommen?!‘“

Während die Deutschen ihre Kräfte an mehreren Fronten in einem Abnutzungskrieg verschlissen hatten und materiell in vielerlei Hinsicht auf das Niveau des Ersten Weltkrieges zurückgefallen waren, lief die Rüstungsindustrie der Amerikaner in dieser Zeit auf Hochtouren. Die Sowjets hatten zwar eine ähnliche Anstrengung unternommen, befanden sich aber bereits seit Juni 1941 mit den Deutschen in ihrem eigenen Land im Krieg. Die Stärke der Roten Armee wuchs daher erst nach und nach. Die Amerikaner hatten fast genauso lange fast nur aufgerüstet. Im Gegensatz zur Sowjetunion fand der Krieg nicht auf amerikanischem Territorium statt. So war es den USA möglich, fast ihre gesamte Kriegsproduktion auf die Eröffnung der Zweiten Front auszurichten. Sie kamen am 6. Juni 1944 und in den Wochen danach nun mit ihrem gesamten Personal- und Materialreservoir auf einmal an, dem die Deutschen im 6. Kriegsjahr

<sup>3756</sup> Bentschen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 21.

lediglich einige Panzerdivisionen, Geschütze und schnell zusammenschrumpfende Truppen entgegensetzen hatten. Im modernen Krieg des 20. Jahrhunderts, in dem sich Millionenheere im Feld gegenüber standen, kam Produktionskapazitäten, Personalreserven und Logistik eine viel größere Bedeutung zu als der Operationskunst.<sup>3757</sup>

Was konnten also die deutschen Soldaten angesichts solcher Übermacht und der offiziellen Anordnung, jeden Fußbreit Boden zu halten und zu verteidigen, in dieser Situation noch ausrichten? Golder meinte dazu im Gespräch, dass seine Kameraden und er selbst zunächst noch positiv gestimmt gewesen seien:

„... Ja, ich hab nicht gedacht, wir werden unbedingt mit [den Amerikanern] fertig, aber ich hab gedacht, jetzt wird erscht a'mal abgewehrt, solange' dies irgendwie geht. Ob wir da siegen, soweit habe ich nicht gedacht. Dass man die wieder ganz ins Wasser wirft...“

Dagegen befand sich der Fallschirmjäger Schramm nach einigen Tagen schwerer Kämpfe bereits an einem persönlichen Tiefpunkt:

„[Bald konnte ich] den ganzen Rummel nicht mehr sehen und nicht mehr hören, die Fliegerangriffe jeden Tag. Und du bist doch immer nur von Baum zu Baum gelaufen und von Bunker zu Bunker. Und hast nur gesehen: ‚Safe your life first.‘ Rette dich, wie immer du kannst, steck' den Kopf in den Sand, leg' den Hintern auf den Fußboden und die Hacken runter, damit dir ja nichts passiert. ... [Aber] wissen Sie, wir war'n noch jung, Mensch, wir waren drahtig und wir waren erzogen. Da waren wir wirklich obenauf. Ich meine, ich hab zum Teil doch mal so 'n bisschen schlapp gemacht, aber du fängst dich ja immer wieder, die Kameraden rissen dich ja mit. ... [Dass die Kompanie immer kleiner wurde], das sind Dinge, die Sie beobachten, die Sie gar nicht wahrnehmen, ... sondern es war tatsächlich nur so, heute sind wir hier, und wo sind wir morgen? Nich, immer gleich 'n Kilometer zurück. Ja. Und wo kriegen wir was zu futtern her. 'N Soldat hat immer Hunger. ... Ja, nun [Munition], aber das hatten wir an sich, aber der Soldat guckt ja immer, na, z. T. negativ und sagt sich: ‚Mensch, heute bin ich in Ste.-Marie-du-Mont und morgen bin ich schon 10 km zurück, weil der Ami so furchtbar drückt.‘ Das ist frustrierend. ... Und diese Jagdbomber - den ganzen Tag war'n die über uns, den ganzen Tag. Du konntest nur kriechen wie so 'n Wurm. ... [Und die Anspannung], das registrieren Sie gar nicht mehr, weil Sie an Ihr Leben denken müssen. Hier denken Sie nur an Ihr Leben. Und Sie sind glücklich, wenn Sie irgendwo in Ruhe 'ne Zigarette paffen konnten, die sechs, die wir jeden Tag kriegten.<sup>3758</sup> Ja, wir war'n ja, ich meine, das beziehe ich jetzt auf die Fallschirmjägererei, wir war'n ja so getrimmt: ‚Friss Vogel oder stirb!‘“

Schramm verdeutlichte, dass die Ausbildung zum Fallschirmjäger eine große Rolle für das Durchhalten in aussichtsloser Lage gespielt hatte, auch die Kameradschaft trug ihren Teil dazu bei. Dennoch ist die deprimierte Stimmung, von der Schramm berichtete, verständlich, zumal das 6. FJR seit dem Morgengrauen des 6. Juni in schweren Abwehrkämpfen stand und sich hartnäckig gegen einen sehr viel stärkeren und besser ausgerüsteten Gegner verteidigen musste, zum Teil ohne Verstärkung von

<sup>3757</sup> Jasper: Zweierlei, S. 153; vgl. Clausewitz: VK, S. 355.

<sup>3758</sup> Vgl. FpBf Josef B. (17.10.44), der schreibt, dass er als Artillerist nun „wie die Infanterie im Graben eingesetzt“ sei und, neben einer „Grabenzulage, statt 7 Zigaretten ... 9“, auch eine bessere Verpflegung erhalte als „bei uns in der Feuerstellung.“ Jasper: Zweierlei, S. 165.

außen. Die ständige Präsenz der alliierten Luftwaffe tat ihr Übriges, Frustration, Hilflosigkeit und das Gefühl der Unterlegenheit auf deutscher Seite zu verstärken. Ähnlich erlebte dies auch der Obergefreite Hans Starz, der im Juli 1944 schrieb:

„Die USA-Fallschirmtruppen sind mitten in unsere Stellungen abgesprungen. Das war vielleicht eine Nacht, die ich euch zu gerne mündlich schildern würde. Tags darauf kamen die Lastensegler wie ein Rabenschwarm<sup>3759</sup>, und dann ging der Krieg so richtig los, wie er bis heute anhält. Der Gefangenschaft war ich auch schon sehr nahe. Nach 14tägigem Einsatz kam ich dann zum Tross und baute diesen mit auf, denn nach wenigen Tagen hatten wir alles verloren. Wir hatten weiter nichts als das, was wir am Leibe hatten.“<sup>3760</sup>

In einem anderen Brief beschwerte sich Starz über die Läuseplage, von denen die nun unter freiem Himmel lebenden deutschen Soldaten jetzt auch im Westen heimgesucht wurden, denn in der Regel werden Läuse vor allem mit der Ostfront assoziiert. Aber auch in Frankreich konnten Wehrmachtsangehörige davon befallen werden. Während die Verhältnisse für deutsche, küstennah stationierte und untergebrachte deutsche Soldaten vor der alliierten Landung in puncto Hygiene bereits schwierig waren, verschlechterte sich die Situation der Wehrmachtsangehörigen nach dem 6. Juni 1944 immer weiter. Es hatte nicht nur ein chaotischer Rückzug unter widrigen Witterungsbedingungen begonnen, sondern auch die Kämpfe setzten den Deutschen erheblich zu, so dass Starz, der mehrere Jahre an der Ostfront eingesetzt gewesen war, seinem Ärger in einem Brief vom 1.7.1944 Luft machte:

„Seit Tagen ein Sauwetter und kein Schutz dagegen, da wir doch alles verloren haben. Die Kompanie liegt seit dem 6.6. im Einsatz, und die Landser sind vollkommen fertig. Was da zusammen geschimpft wird, ist nicht mehr schön. ... Erschiessen wollte mich die SS auch schon wieder, weil ich ihnen nicht beim Ausreißen geholfen habe. Die ersten Läuse habe ich auch heute festgestellt. Es ist tatsächlich ein Jammer in diesem elenden Krieg, und noch kein Ende abzusehen.“<sup>3761</sup>

Dose wusste noch, dass er erst mit den Kampfhandlungen ab Juni 1944 von dem Ungeziefer heimgesucht wurde:

„Massenhaft [Läuse hatten wir]! ... Sagen wir, in Friedenszeiten, in Frankreich, haben wir keine Läuse gehabt. Ich hab die Läuse erst gekriegt in der Normandie. ... Erstmal, weil man sich nicht gewaschen hat und dann – wir waren ja mal in französischen Häusern, wenn die verlassen waren und dann kann man sie sich auch aufgesammelt haben. ... Ja, also auf jeden Fall, Läuse hatten wa, und dann saßen wa da und knackten die, nich.“

Auch die deutschen Fallschirmjäger in der Normandie mussten bis zum Landtag in Erdlöchern leben und bekamen schon im Frühjahr 1944 durch mangelnde Hygiene Kleiderläuse. Dazu meinte der Befragte Paulsen:

„Die anderen [Kameraden] lagen ja auch nicht viel besser. Die haben ja alle so gehaust. ... Naja, und dann in New York kamen wir runter und wurden entlaust. ... Die [Läuse] hatten wir vorher schon. ... Wir hatten Läuse. ... Du konntest [dich]

<sup>3759</sup> Vgl. BA-MA, RH 20-7/135, Tagesmeldungen der 7. Armee: „Laufende Nachlandungen von Luftlandekräften zwischen Ste.-Marie-du-Mont und Carentan.“

<sup>3760</sup> FpBf v. 7.7.1944, in: Jasper: Radikalisierung, S. 358.

<sup>3761</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 358.

doch fast nicht waschen. Wir hatten Läuse. Unter'm Koppel, da fings dann an zu jucken. Und im Schritt genauso. Das ist ja da der Platz, wo sie sich am liebsten verkrochen haben. Und Gott sei Dank bin ich die dort in England im amerikanischen Lazarett losgeworden. Die Läuse waren schon in England im Lazarett geblieben. ... Und nun kann ich Ihnen mal weitererzählen: in New York wurden wir noch mal entlaust. ... [Und] wissen Sie, die Erkenntnis [der alliierten Übermacht] kam mir, als ich dann am Strand lag, in einem Zelt im Lazarett: ich konnte rausgucken und sah dann die Landungsboote, die da lagen. Und sah das auch, was an Land geschafft worden war. Da habe ich gedacht: ‚Na, wenn das man gut geht...‘ Ich habs wohl verdrängt, ich bin wohl bei der Meinung geblieben, ob das wohl gut geht.“

Kuby erlebte schon während der Kämpfe 1940 in Frankreich, dass oft nicht der Kriegseinsatz an sich die eigentliche Schwierigkeit darstellte, sondern die Begleiterscheinungen und Strapazen, denen der einzelne an der Front ausgesetzt war:

„Das Unangenehme ist ja nicht, dass man dann und wann in Gefahr kommt. Unangenehm ist, mit nassem Zeug irgendwo in einem nassen Graben liegen zu müssen, unangenehm ist, sich nicht waschen zu können, unangenehm sind 30- und 40-km-Märsche.“<sup>3762</sup>

Herr Paulsen räumte ein, dass er „bis zum gewissen Grade vielleicht“ noch Vertrauen in die Kräfte der Wehrmacht besaß, was anhand seiner Aussage deutlich wird. Zweifel kamen ihm jedoch angesichts der von den Alliierten nach Frankreich zugeführten Mengen an Mensch und Material, von denen er sich am nordfranzösischen Landstrand überzeugen konnte. Er ergänzte seine Aussage:

„Ja, vielleicht ist das auch gar nicht so ausgeprägt, vielleicht habe ich da schon gewusst, das geht nicht gut. Es sah [am Normandiestrand so] aus, als wenn Sie im Hamburger Hafen dahinten bei den Containerschiffen sind. ... [Die hatten] alles. Alles. Und, wie gesagt, es fing ja schon an mit der Verpflegung, mit dem Ganzen, mit den hygienischen Umständen, die hatten da Duschen, haben Zelte aufgestellt. Das konnten Sie [da] schon sehen.“

Dazu schreibt der Historiker Andreas Kunz:

„Der Anblick der gegnerischen Überlegenheit an Material, mit dem die deutschen Soldaten im Augenblick ihrer Gefangennahme konfrontiert wurden, gehörte oft zu den prägendsten und desillusionierendsten Eindrücken des ganzen Krieges.“<sup>3763</sup>

Gockel fiel kurz nach seiner Gefangennahme in der Normandie ebenfalls der Reichtum der Amerikaner auf: „Da hat mich einmal gewundert, dass da auf einmal Apfelsinen da waren. Die hatten wir vorher als Soldaten nie gesehen. Kistenweise wurden Apfelsinen an die Landser verteilt.“

Paulsen kam mit einer Verletzung an der Hüfte am 7. Juni 1944 in ein deutsches Lazarett, das bereits am 8. Juni an die Amerikaner übergeben wurde. Die Verwundeten wurden per Schiff nach England transportiert und kamen dort erneut ins Lazarett, bevor es weiter in die USA ging. Schon bei der Einschiffung in Nordfrankreich wurden ihm und anderen Überlegenheit sowie Reichtum und Wohlstand der

<sup>3762</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 45f.

<sup>3763</sup> Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 204.

Amerikaner bewusst.<sup>3764</sup> Aber auch während der knapp dreiwöchigen Überfahrt von Liverpool nach New York, nach zwölfitägigem Lazarettaufenthalt, erlebte er den krassen Unterschied:

„Erstmal auf der Überfahrt, da wars typisch amerikanisch zu essen und die sanitären Verhältnisse sehr gut, im Vergleich zu unseren, das muss man ja auch immer mit berücksichtigen.“

Aber auch im Vergleich zur Roten Armee fiel den deutschen Soldaten die eigene Ärmlichkeit auf. Ein Gefühl sowjetischer Übermacht beschlich kurz nach seiner Gefangennahme im Kurlandkessel am 8. Mai 1945 den damaligen Soldaten Bernecker. Auf seinem Marsch in die Gefangenschaft sah er Unmengen an russischem Material, das allerdings zu einem großen Teil amerikanischen Ursprungs war:

„Wir sahen die ersten Stalinorgeln auf amerikanische GMC montiert und Unmengen Panzer, Geschütze und Fahrzeuge, die zu unserer Vernichtung bereitstanden. Angesichts dieses riesigen Arsenal an schweren Waffen konnten wir erst die ganze Bedeutung der raschen Kapitulation ermessen und uns ein Bild machen von dem vielen Kriegsmaterial, welches den Sowjets von den Amerikanern geliefert worden war.“<sup>3765</sup>

Nicht nur in die Normandie wurden Unmengen an Personal und Material geschafft, die seit geraumer Zeit in England lagerten und nach der Eroberung von Cherbourg auch direkt aus den USA nach Nordfrankreich gelangten, sondern die Amerikaner belieferten bereits seit 1941 auch die Rote Armee mit Waffen, Munition und Verpflegung (s. Abschn. 5., 5.1).

Auch Golder konnte sich in der Normandie bei einem amerikanischen, getöteten Fallschirmspringer vom Reichtum der gegnerischen Soldaten überzeugen:

„Dann isch beim P., isch ja der eine Flieger mit 'm Fallschirm runtergegangen. Und da haben wir auch dann in der Feuerpause dem seine Habseligkeiten untersucht: Also genaueschte Karten, und zwar auf Leinen aufgezogen, alles wasserfescht, und seine eiserne Ration und Ausweis, und Geld hat der dabei gehabt, französisches Geld und Kaugummi und Zigaretten und Bilder und private Sachen, Bilder von seiner Frau und seinen Kindern und von seiner Familie. Das haben wir gefunden, in seinem Beutel. Das hat mir sehr leid getan. Da war des kein Feind mehr. Man hatte ja auch die Bilder g'sehen, da hat er einem schon leid getan.“

## 6.2 Ruhephasen in Russland im Vergleich zum Westen

Die landläufige Meinung, wonach es den deutschen Soldaten an der Ostfront immer nur schlecht ergangen sei und sie ständig in Kämpfe verwickelt waren, wies Becker im Gespräch vehement zurück:

<sup>3764</sup> Vgl. Beschreibungen deutscher Soldaten über die Briten. Nach seiner Gefangennahme schrieb Rescher: Heimat! S. 190, TB, 2.5.1945: „Wir sind am meisten beeindruckt von dem scheinbar unerschöpflichen Fahrzeugreichtum der Briten. Wie arm waren wir doch da mit unseren teilweise von Ochsen gezogenen ‚landesüblichen‘ Vehikeln.“

<sup>3765</sup> Bernecker: Generation, S. 362.

„Ach was, das sind alles Klischees! ... Also wer heut' den Held spielen will noch, hinterher noch den Helden spielen will, der macht sich oft selbst was vor. Die vielen Leute, die sagen: ‚Uns ist es dreckig gegangen.‘ Und: ‚Noch niemals isses so schlimm gewesen wie damals in Russland‘. Das stimmt nur zum Teil. ... Stalingrad muss man ausschließen. Um Gottes willen! Das war keine Allgemeinlage, Stalingrad! Aber ich meine, es kam vor, dass wir einfach nach vorne marschierten dann, und dass wir einen schönen Tag hatten da. Wir mussten eben nur dann abends absichern, ja, dass wir uns da sicherten gegenüber Partisanen und sonst was. Aber an dem Tag war nichts Weiteres geschehen. Das gabs also auch. Wir spielten abends Skat dann. Ja, [und] tagsüber, wenn wir eben nicht fahren konnten, dann abends nur in eine Kate dann vor allem dann im Winter dann, wenn wir in Katen untergebracht waren, da musste man die Unterkunft eben schützen, absichern abends. Dann hatten wir aber an sich, wir machten dann technischen Dienst, und so weiter, was dann vorkam, am Tag über. Abends hatten wir in der Kate, sofern wir eben keine Wache schieben mussten, gegenüber der Kompanie, hatten wir dann die Möglichkeiten, uns... ja, da spielten wir Skat. Das hab ich oft gespielt mit dem Hamburger ... Hauptmann H. ... Mit dem hab ich immer Skat gespielt dann in... bei Isjum, unten im Donez-Becken dann abends. Unter ander'm. Den ander'n ging es ähnlich so. Wir haben doch zum Beispiel mal 'n Schwein geschlachtet, das wir zwischendurch mal ‚fanden‘. Ja, was uns ab und zu mal zugelaufen war. Ja. (lacht) Oder auch mal 'ne Gans. Ich will nur sagen, das waren so diese Dinge, wo nicht nur dauernd geschossen wurde. Das gabs also auch.“

Auch unmittelbar nach dem Angriff auf die Sowjetunion gab es für manche Soldaten keine Feindberührung, wie Kuby aus Litauen berichtete:

„Wir fahren doch weiter. Hier sind die Bauern wieder fleißig am Winken. Man denkt kaum an Krieg, die Russen ziehen sich zurück, eine gekonnte, saubere Sache.“<sup>3766</sup>

Sofern eine Stellung von deutschen Truppen über längere Zeit bezogen bzw. gehalten wurde, gab es, auch nach Auskunft des Informanten Schröder, schon die Möglichkeit, hin und wieder „durchzuatmen“. Auf die Frage der Interviewerin, ob es möglich war, im Osten wenigstens manchmal genügend Schlaf zu bekommen und Ruhepausen einzulegen, antwortete der Zeitzeuge Schweitzer:

„Na ja, das ist unterschiedlich. In Russland war das ja so, dass man längere Zeit 'n Stellungskrieg hatte. Die hatten ihre [Stellungen] da, und wir auch. Aber dann gings nachher dann irgendwann mal wieder groß los, und ich meine dann, als ich als Offizier schon draußen war, da war das ja schon 'n einziger Rückzug hier.“

Schweitzer verdeutlicht, dass sich die Front in manchen Phasen nicht bewegte, sondern auch im Stellungskrieg erstarrt war. Soldaten, die sich nicht unmittelbar an vorderster Front oder im weiteren Operationsgebiet aufhielten, mussten mit einer anderen Gefahr rechnen, die an der HKL nicht gegeben war, und zwar mit Angriffen oder Überfällen von Partisanen.<sup>3767</sup>

Während der Rückzüge, so wird deutlich, gab es kaum eine Möglichkeit für Verschnaufpausen, da die russischen Truppen den deutschen Einheiten in der Regel dicht auf den Fersen waren. In den Jahren zuvor jedoch war es vielen deutschen Soldaten – je nach Einsatzort, Verwendung und Angriffsplanungen – an der Ostfront hin

<sup>3766</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 113 (TB, 26.6.1941).

<sup>3767</sup> Jasper: Zweierlei, S. 191.

und wieder möglich, einige Tage Kampfpause einzulegen. Allerdings berichtete Schröder auch von Rückzugsetappen, die phasenweise ohne Feindberührung verliefen:

„Ja, zum Beispiel diesen Rückmarsch, den ich hier im Osten erlebt habe von der Mitte an, ... das war ein Rückmarsch über mehr als 100 Kilometer. Und – da konnten wir unbehelligt jede Nacht 30 Kilometer zurücklegen, ohne dass wir einen Russen da gesehen haben, '43. ... Und ich meine, hier auch bei dieser Division, kann man den Leuten also nicht... die konnten... die waren nicht mehr dieses Tempo, wer nicht gut zu laufen war, der konnte das gar nicht mithalten. ... Wir waren ja nicht motorisiert. ... Die haben eine Nacht das gemacht, nachher waren sie schlapp und kriegten... Und am dritten Tag waren sie völlig alle, wenn sie keine Verpflegung mehr gekriegt haben.“

Auch ohne Feindberührung waren die kilometerlangen Rückzugsmärsche mit Gepäck und Waffen vor allem für jüngere Infanteriesoldaten strapaziös. Diese waren, im Vergleich zu den motorisierten Truppen, in dieser Situation im Nachteil. Für alle Beteiligten erwies es sich jedoch als Vorteil, wenn zu den Kräfte zehrenden Märschen nicht auch noch Angriffe durch sowjetische Truppen erfolgten.

Bernecker berichtete ebenfalls davon, dass es beim Rückzug seiner Truppe im Juli 1944 kleinere Verschnaufpausen gab:

„Wir hatten ab und zu einen Tag Ruhe, dann fuhren wir nachts Verpflegung oder Munition nach vorne durch sumpfiges Gelände, und es gab erneut Stellungswechsel. Sie beharkten uns ständig mit Artillerie und bei klarem Wetter mit Fliegerangriffen, dazu kamen vereinzelt immer wieder Panzerdurchbrüche, ... von oben stießen die Schlachtflieger wie Aasgeier herunter auf alles, was da auf der Erde kroch, denn sie beherrschten den gesamten Luftraum.“<sup>3768</sup>

Die Beschreibungen der sowjetischen Luftwaffe erinnern an die der alliierten Jagdbomber im Westen, die zur selben Zeit ihre Last über den deutschen Stellungen abwarfen und – wie mehrfach beschrieben – ebenfalls ständig über den Wehrmachtsköpfen kreisten, um jede Bewegung zu erfassen und dann das Feuer zu eröffnen.

An anderer Stelle schrieb Bernecker vom Sommer 1944: „Unsere Einheit hielt einen Brückenkopf auf der Ostseite der Düna, das verschaffte uns vier Ruhetage.“<sup>3769</sup> Und selbst während der Rückzugsphase aus dem Kurland im August/September 1944 gab es die Möglichkeit zur vorübergehenden „Erholung“, so Bernecker:

„Es folgte eine 14tägige Ruhepause, die uns Gelegenheit bot, endlich wieder schlafen und einigermaßen unter normalen Verhältnissen (an der Ostfront) leben zu können, das heißt nicht die ganze Zeit gejagt zu werden wie das Wild, nicht ständig unter Beschuss und nicht immer unter Druck zu sein wie ein angeheizter Dampfkessel. Wieder einmal etwas Körperpflege vornehmen, sich rasieren und Wäsche waschen zu können, Klamotten und Schuhwerk zu pflegen oder auszutauschen. Ich konnte auch ein Lebenszeichen nach Hause senden, meine damaligen Briefe hatten stets eine gemeinsame Einleitung: ‚Ich weiß nicht, ob Dich dieser Brief noch erreicht‘ oder ‚Ich weiß nicht, ob dieser Brief noch durchkommt.“<sup>3770</sup>

<sup>3768</sup> Bernecker: Generation, S. 221.

<sup>3769</sup> Ebd., S. 225.

<sup>3770</sup> Ebd., S. 240f.

Bernecker berichtete an anderer Stelle, dass manche Ruhetage auch zu Erkundungen des Geländes und Meldegängen zur HKL dienten.<sup>3771</sup> Hin und wieder war es sogar möglich, sich für kurze Zeit im rückwärtigen Gebiet aufzufrischen, wo es Sauna, Entlausung und Anfang September 1944 sogar eine Kinovorstellung gab. Bernecker ließ sich jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Möglichkeit zur Auffrischung seitens der Wehrmachtsführung einen bestimmten Zweck erfüllen sollte: „... einen Monat zuvor sah es aus, als wollten die Russen uns bis nach Berlin jagen, nun suchte die Wehrmacht unsere Moral zu heben.“<sup>3772</sup>

Der Arzt, Peter Bamm, der an der Südfront auf der Krim in einem Lazarett Dienst tat, erwähnte, dass er dort im Sommer – wahrscheinlich 1942 – phasenweise eine Art Sommerurlaub verbrachte. Dies erschließt sich aus mehreren Abschnitten seiner Erinnerungen. Dort heißt es etwa: „Wir hatten Zeit,“ und leben in einer „Oase des Friedens.“<sup>3773</sup> An anderer Stelle schrieb er von der „Faulheit des Tuns,“ die in „nur schlafen und essen“<sup>3774</sup> bestand. Bamm berichtete auch, dass die soldatische „Grußpflicht am Strand“ innerhalb seiner Einheit „abgeschafft“ worden war und schilderte fast idyllische Zustände aus einem Fischerdorf am Asowschen Meer, unmittelbar am Strand, wo sich „ein friedlicher sommerlicher Alltag [entwickelte].“<sup>3775</sup>

Der damalige Soldat Schüßler berichtete aus dem Mittelabschnitt 1943 vom Regimentsstab, der allerdings nicht ganz vorn an der HKL lag:

„Mit der Truppe gibt man sich jetzt wirkliche Mühe, wie ich es in den nächsten Tagen beobachten kann. Die Leute werden regelmäßig aus den Stellungen nach hinten verbracht, können baden, ausruhen und auch mal zum Fronttheater. Seit dem Vormarsch in den vergangenen Jahren hat sich vieles geändert, so dass ich mich umstellen muss. Jetzt ist ausreichend gute Winterkleidung vorhanden, und die Landser sehen wieder vernünftig angezogen aus.“<sup>3776</sup>

Im Mittelabschnitt verlief das Leben 1942 für viele deutsche Soldaten erheblich ruhiger, während die Wehrmacht im Südabschnitt zu ihrer Sommeroffensive aufgebroschen und erheblichen Strapazen ausgesetzt war, deren Höhepunkt die Schlacht um Stalingrad 1942/43 sein sollte, in der ganze Armeen zugrunde gingen.<sup>3777</sup>

Meier schrieb in einem Feldpostbrief an seine Frau: „Unmittelbar in Frontnähe bin ich noch lange nicht. Hier ist tiefster Friede, man hört nicht mal das Schießen der Artillerie.“<sup>3778</sup> Und Koschorrek berichtete von einer Ablösung nach 10tägiger Teilnahme an Kämpfen vom 19. – 29.12.1943:

<sup>3771</sup> Ebd., S. 241.

<sup>3772</sup> Ebd., S. 242.

<sup>3773</sup> Bamm: Die unsichtbare Flagge, S. 65f.

<sup>3774</sup> Ebd., S. 74.

<sup>3775</sup> Ebd., S. 209.

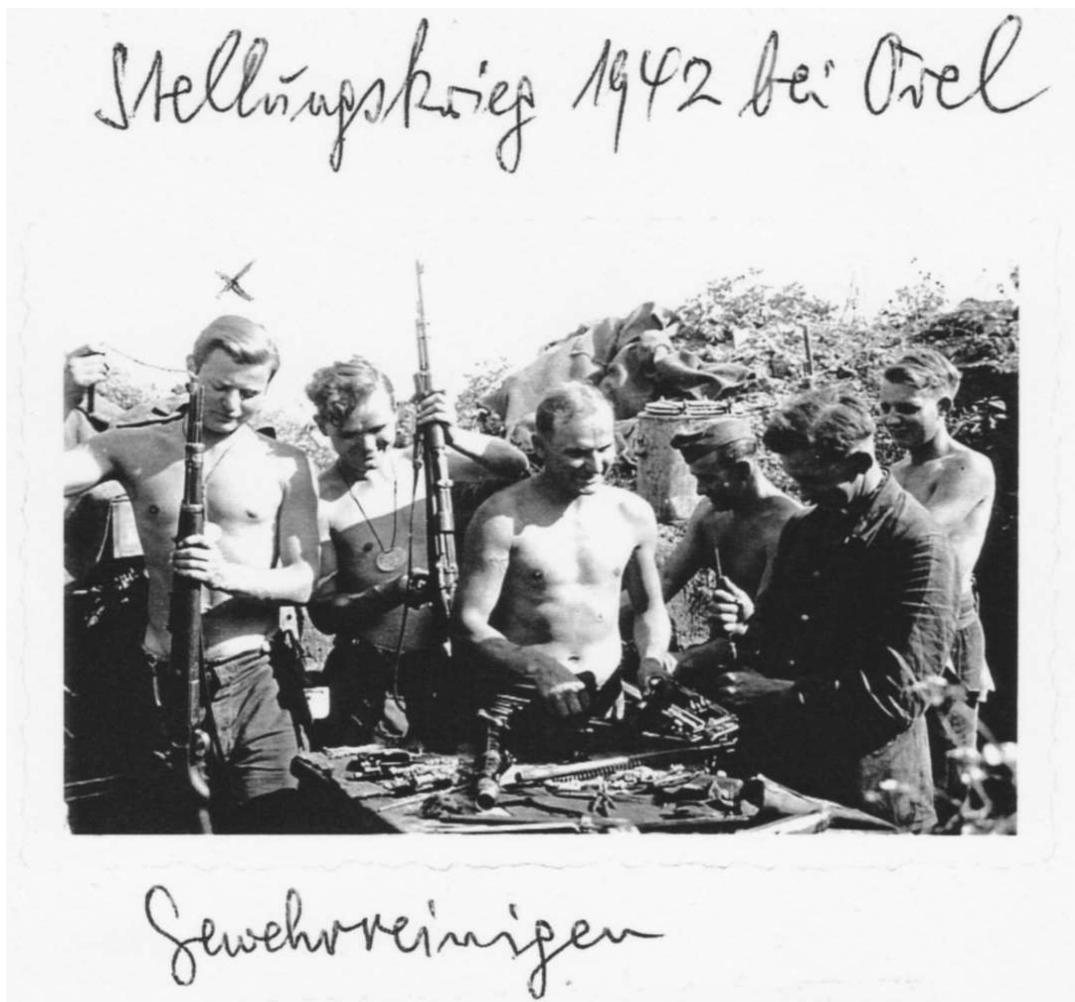
<sup>3776</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 62.

<sup>3777</sup> Vgl. DRZW 6 (Beitrag Wegner: UdSSR), S. 1062f.

<sup>3778</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 352f. (FpBf, 2.10.1944).

„Noch vor dem Morgengrauen werden wir von den alten Stellungstruppen abgelöst. Sie besetzen wieder die Löcher an der HKL, aus denen sie bei dem russischen Großangriff vertrieben wurden. Wir sind heilfroh, endlich wieder in die Quartiere zu kommen und uns wieder halbwegs menschlich zu machen. Wer uns an den Gesichtern erkennen will, muss schon genau hinsehen, weil sie alle einheitlich mit dichten Bartstoppeln bewachsen sind und vor Dreck geradezu starren. Es ist erstaunlich, wie schnell sich die Stimmung gewandelt hat. Seitdem wir auf den Fahrzeugen sitzen und uns den Quartieren nähern, werden schon wieder Witze gemacht, und jeder spricht davon, was er zuerst machen wird, wenn er wieder daheim im Quartier ist.“<sup>3779</sup>

Nachdem Koschorrek und seine Kameraden zunächst einen Erholungstag hatten, begannen jedoch am darauf folgenden Tag (30. Dezember) wieder einige Aktivitäten im Quartier: „Wir waren ständig beschäftigt mit Waffenreinigen, Klamottensäubern, Munitionsempfang und mit den Umstellungen und Neueinteilungen der Restgruppen.“<sup>3780</sup>



Von Golder (Erster von links) beschriftetes Foto, das ihn und seine Kameraden während einer mehrwöchigen Ruhephase im Sommer 1941 beim Waffenreinigen zeigt. Foto: Hans Golder, PrArIW

<sup>3779</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 282 (Eintrag v. 29.12.1943).

<sup>3780</sup> Ebd., S. 283.

Allerdings hing die Dauer der Erholungszeit einer Einheit von der Situation an der HKL ab. Am 31.12.1943 notierte Koschorrek, dass ein Unteroffizier seiner Einheit mitteilte, sich bereit zu halten,

„weil jederzeit der Befehl zum Aufsitzen kommen kann. ... Er selbst rechnet jederzeit mit unserem Einsatz. Es würde aber von der Frontsituation und von den Befehlen der Stäbe abhängen. ... Bereits eine Stunde später kommt der Einsatzbefehl.“<sup>3781</sup>

Koschorrek gehörte zu einer Alarmeinheit und wusste um sein relatives „Privileg“:

„... inzwischen wissen wir, wie gut wir es als Alarmeinheit im Vergleich zu den Stellungstruppen haben. Sie hausen bereits seit Wochen und Monaten in den dreckigen Erdlöchern hier an der HKL. Weil der Frost in diesem Jahr spät einsetzte, waren ihre Löcher teilweise bis über die Knöchel verschlammt. Und wenn die Sowjets sie mit ihren Panzern überrollten, hatten sie nicht einmal mehr die Chance, schnell genug aus dem zähen Schlamm herauszukommen und sich zu retten. Wie oft haben wir schon auf sie geflucht, wenn wir wieder mal zum Einsatz mussten, weil der Feind in der HKL ihre Stellungen durchbrochen hatte. Als wir aber erkannten, mit welcher unzulänglichen Waffen und mit welcher geringer Unterstützung von schweren Waffen vor allem die Infanterie ihre Stellungen halten musste, hatten wir nur noch Mitleid mit den armen Teufeln.“<sup>3782</sup>

Auch Müller deutete an anderer Stelle an, dass die eigentlichen Truppen, die keiner Spezial- oder Alarmeinheit angehörten, wochen- und monatelang im Dreck lagen, bis sie entweder verwundet waren und in ein Lazarett kamen oder aber im Einsatz gefallen waren: „Eher kam man ja nicht raus,“ so Müller (s. dazu auch Abschn. 5. - 5.2).

Ludwig erlebte als Angehöriger der SS-Panzerdivision Leibstandarte Adolf Hitler seinen Angaben zufolge nur selten Ruhepausen. Dies lag daran, dass seine Division, ähnlich wie die Schweitzers, immer an Brennpunkten eingesetzt wurde. War die Situation an dieser Stelle bereinigt, wurde die Truppe sofort an einen anderen Schauplatz verlegt, um dort weiteren Einheiten den Weg freizukämpfen. Dennoch erinnerte er sich daran, dass seine Division doch einmal eine längere Kampfpause einlegen konnte:

„[Wir hatten einmal 10 Tage Ruhe]. ... Baden [gingen wir] nicht, sondern da wurde schnell 'ne Sauna zurecht gebaut und denn musste jeder rein da. War fürchterlich anstrengend, Sauna mag ich seither nicht mehr. Ja, doch, das gab's. [Aber] so einfach rum liegen, nee, das gab's nicht. Dienst [gab's] dazwischen schon. Da mussten wir unsere Fahrzeuge völlig in Ordnung bringen. [Aber es war] kein Kampf, das meint' ich eben. Also, [wie man in Frankreich in die Cafés ging], das haben wir leider nie erlebt.“

---

<sup>3781</sup> Ebd., S. 287.

<sup>3782</sup> Ebd., S. 275f.



1942 Ostfront - Mittelabschnitt  
bei Orel, südwestlich von Moskau  
vor dem Unterstand, als es mal Ruhe gab

*gegenüber die russische Stellung*

Von Golder (oben links, am Rand der Grabenstellung) beschriftetes Foto: „Als es mal Ruhe gab.“  
Foto: Hans Golder, PrArIW



Golder (in der Mitte hinten stehend) und seine Kameraden im Mittelabschnitt der Ostfront – in  
Ruhestellung - im Sommer 1942.  
Foto: Hans Golder, PrArIW



Golder mit seinen Kameraden um einen Kanonenofen herum versammelt, im Hintergrund trocknende Wäsche auf einer Behelfswäscheleine, Orel (Mittelabschnitt), im Sommer 1942.  
Foto: Hans Golder, PrArIW

Deutlich wird anhand Ludwigs Aussage, dass auch während der Freizeit das Militär immer präsent war. In ruhigeren Phasen hatten die Soldaten ihre Waffen und Ausrüstung in Ordnung zu halten. Auch in Frankreich war dies der Fall. Dort wurde der relative Frieden vor dem 6. Juni jedoch häufig durch Luftangriffe gestört, während an der Ostfront meist permanentes Geschützfeuer zu hören war. An beiden Schauplätzen, in Frankreich besonders ab Herbst 1943, war erhöhte Wachsamkeit erforderlich, Angriffe waren jederzeit möglich. In Frankreich war mit Fliegerangriffen nicht nur auf deutsche Einrichtungen, sondern auch auf Einzelpersonen zu rechnen, wie Arp in Abschn. 4.2 beschrieb. Gockel wies zudem drauf hin, dass Tiefflieger sehr schnell übers Wasser kamen und oft erst im letzten Moment von den deutschen Fliegerwachen bemerkt wurden. Paulsen berichtete aus der Normandie:

„[Vor dem 6. Juni war das für mich] nicht als Friedenszeit in dem Sinne, aber auf jeden Fall... wir waren froh, dass wir nicht belästigt wurden. Wir konnten nachts schlafen, wir mussten natürlich Wache schieben, [und die hygienischen Verhältnisse], die waren natürlich nicht so schön.“

Ludwig veranschaulichte in seinem Bericht auch, dass sich Ruhephasen im Osten von denen im Westen unterschieden. In der Normandie, wie auch im übrigen Frankreich, gab es selbst in kleineren Orten ein Café-Bar, in das die Soldaten in ihrer Freizeit einkehren konnten. In der Sowjetunion waren solche Lokalitäten wohl allenfalls in größeren Orten zu finden, in die deutsche Soldaten selten und dann meist auch nur für kurze Zeit, kamen. War eine deutsche Einheit jedoch für ein paar Wochen an der Ostfront in der Nähe größerer Städte stationiert, war es sogar möglich, in den Genuss

von Kultur zu kommen. Dazu schrieb Meier in einem Brief vom 25.7.1943:

„Heute Nachmittag war ich in einer Variété-Vorstellung, die ganz in unserer Nähe stattfand und von einer Frontbühne gestaltet wurde. Es waren zwei schöne Stunden, in deren Verlauf es allerlei zu lachen und zu sehen gab. ... Na, und ganz nett getanzt haben die sechs Damen auch. ... Viel zu lachen gab es über den Komiker ... Also, du siehst, ... dass es bei uns längst nicht nur nach Front aussieht und man auch mal etwas Unterhaltung hat. Auch die Gelegenheit zum Kino-Besuch ist jetzt besser. Fast regelmäßig kann man jede Woche einen neuen Film sehen.“<sup>3783</sup>

Auch waren im Osten wie im Westen so genannte Frontbelustigungstruppen anzutreffen. Severloh, Meißner und Siemers, berichteten dass im Mai 1944, kurz vor der Landung der Alliierten, eine solche Wandertruppe in der Normandie für Unterhaltung und Abwechslung bei den deutschen Besatzungssoldaten sorgte.<sup>3784</sup>

Festzustellen ist, dass es – abseits der HKL – ruhigere Abschnitte gab, allerdings nicht im Sinne der eigentlichen, rückwärtig gelegenen Etappen. Auch bargen Stellungskrieg oder die Tatsache, irgendwo einige Tage offiziell „in Ruhe“ zu liegen, trotzdem Ungewissheiten und bedeuteten nicht automatisch, sich auch wirklich entspannen zu können. Jasper stellte in seiner Studie fest: „Überraschungen traten selten an vorderster Front auf. Im frontnahen Gebiet, wo die Soldaten im Vergleich zur Front mit Ruhe und Sicherheit rechneten, verbreiteten sie Ungewissheit. Bei aller Angst war die Gefahr an der Front zwar belastend, aber nicht überraschend.“<sup>3785</sup> Auch ging in manchen Einheiten das Gerücht um, dass deutsche Soldaten in den Wäldern „geschnappt werden“,<sup>3786</sup> und in so in die gefürchtete sowjetische Gefangenschaft gerieten.

Nicht alle Soldaten fühlten sich wohl, wenn sie wochen-, oder mitunter monatelang tatenlos an der Ostfront in Verteidigungsbereitschaft festlagen. Während es in der Etappe Programme zur Truppenbetreuung gab, war dies an der Front selten möglich, so Schröter:

„In dieser Situation ging es für einige (wenige) von uns auch ums geistige Überleben. Innerhalb unserer Division fanden wir uns aus verschiedenen Einheiten zu fünft zu einem kleinen Freundeskreis zusammen. Wenn irgend möglich, trafen wir uns Sonntag für Sonntag zu einem Bibelgespräch, einem Gottesdienst oder einer Abendmahlsfeier.“<sup>3787</sup>

Auf einem im Divisionsbereich aufgefundenen tragbaren Klavier organisierte Schröter kleine „Klavier-Konzerte“, die sogar in Erdbunkern und Gefechtsständen stattfanden.

Ein anderer, Lichtenberg, erlebte nach drei Jahren Kriegseinsatz im Frühjahr 1943 zum ersten Mal Truppenbetreuung, als seine Division „ein Stück weit ab vom Krieg“ in einem sowjetischen Dorf zur Auffrischung lag. Er erlebte, dass der Rennfahrer Hans Stuck die Truppe besuchte und von seinen Siegen für die Auto Union erzählte. Auch

<sup>3783</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 259.

<sup>3784</sup> Siehe Abschn. 2.6.

<sup>3785</sup> Jasper: Zweierlei, S. 192.

<sup>3786</sup> FpBf Hans S., 17.6.42, in: ebd., S. 193.

<sup>3787</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 47.

ein Wandertheater mit deutschen Schauspielern trat auf, und es bestand die Möglichkeit, zu einem Orchesterabend in eine der rückwärtigen Städte zu fahren. Ähnlich wie zuvor Schröter, versuchte auch Lichtenberg, sich selbst geistig auf dem Laufenden zu halten. Er trug einen Gedichtband von Heinrich Heine<sup>3788</sup> bei sich und besorgte sich über die Feldbücherei Werke der norwegischen Schriftsteller Ibsen und Hamsun. Von der übrigen Freizeit hinter der Front berichtet Lichtenberg:

„Man schrieb Briefe und brachte seine Kleidung in Ordnung, denn dafür gab es sonst kaum Gelegenheit. Manchmal kriegten wir auch eine Flasche Schnaps oder Tee mit Rum, und sofort wurde über das Thema eins gesprochen: Mädchen ...“<sup>3789</sup>

An der Ostfront wechselten sich zum Teil auch die Extreme ab, wie etwa Golder es erlebte und notierte:

„Eine unermesslich lange Zeit scheint mir zwischen den letzten und den jetzigen Zeilen zu liegen.<sup>3790</sup> Eine Zeit von 1000 Gefahren, die ganze Welt bekam ein anderes Gesicht. Sechs Tage lang kämpfte unser Bataillon zusammen mit einem Bataillon der Leibstandarte SS gegen die Leibgarde Stalins in Stärke von 2 – 3 Divisionen. Sechs Tage lang Stellungskrieg um Sokolow in der Gegend von Shitomir. Panzer und schwere Artillerie jagte der Russe gegen unsere dünnen Linien. ... Am Abend des 14. Juli wurde unsere Gruppe auf den Schwerpunkt des feindlichen Angriffs vorgeworfen. Wir lagen 20 Stunden im schwersten Feuer zweier Geschütze, die sich seit fünf Tagen genau auf diesen Punkt eingeschossen hatten. Als wir aus unseren Höhlenlöchern nach einem noch folgenden Wolkenbruch abgelöst wurden, sahen wir furchtbar aus. Mit Dreck überzogen gingen wir zurück.“

Am Tag nach diesen Ereignissen befand sich Golder in einer ganz anderen Situation:

„Wir liegen 10 km nördlich Shitomir in Ruhe. Ich habe den ganzen Tag gewaschen, gereinigt, geputzt und geflickt und fühle mich nun einigermaßen wieder als kultivierter Mensch. Welch ein krasser Unterschied – Grammophonmusik, dazu Sockenflicken, alles still – und die Tage zuvor ein Aufruhr der Elemente.“<sup>3791</sup>

Ein anderes Mal, 10 Tage später, lag Golder mit seinen Kameraden zwei Tage lang bei strömendem Regen und stärkstem Artilleriefeuer nur weniger Meter von einer B-Stelle der Kompanieartillerie entfernt, wo er Gelegenheit bekam, „einen gut geführten Beobachtungsstellenbetrieb aus unseren Löchern mit anzuhören.“<sup>3792</sup> In dieser Situation wurde er von ganz anderen Vorkommnissen überrascht: „Am zweiten Tage bekamen wir plötzlich massenhaft Post, und ich las im stärksten Artilleriefeuer die Sportnachrichten aus der Heimat. Auch hier sogar hat sich Lesen als gute Ablenkung bewährt.“<sup>3793</sup> An anderer Stelle berichtete Golder, dass er sich mit seinen Kameraden

„in einem ganz unter Bäumen versteckten Dörflein [befand]; genießen die herrliche Ruhe, nur mit Badehose bekleidet. Plötzlich – M. G.-Salven! Russische Jäger! Und

<sup>3788</sup> Die Schriften Heinrich Heines gehörten während der NS-Zeit zur verbotenen Lektüre.

<sup>3789</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 117.

<sup>3790</sup> Der letzte Eintrag Golders datierte vom 10.7.1941, der nächste vom 16.7.1941.

<sup>3791</sup> KTB Golder, Eintrag v. 17.7.1941 (PrArIW).

<sup>3792</sup> Ebd., Eintrag v. 25.7.1941 (PrArIW).

<sup>3793</sup> Ebd. (PrArIW).

da – Bomben krachen – 30 Meter entfernt, und die Splitter fliegen. Nun ist (vorläufig?) wieder Ruhe. - Die Post ist da!!<sup>3794</sup>

Auch in dieser Hinsicht – der oft als drastisch empfundenen Wechsel zwischen schwersten Kämpfen und plötzlichen Ruhephasen oder „angenehmen“ Ablenkungen (Baden, Postempfang) und plötzlichen Luftangriffen - von einem Tag auf den anderen aber auch mit extremen [Witterungs-]Unterschieden<sup>3795</sup> – waren die Bedingungen im Osten anders als im Westen. In Frankreich war es seit dem 6. Juni 1944 kaum möglich gewesen, die deutschen Soldaten schnell abzulösen und in Ruhestellungen zu bringen. Dort herrschte neben Material- auch Personal- und Verpflegungs Knappheit, Nachschub gab es kaum, so dass sich jeder einzelne dort oftmals monatelang, und länger als üblich, in schwersten Kämpfen zu verteidigen hatte.

Aber auch im Osten, so wird in dieser Studie klar, kam es für jeden einzelnen sehr darauf an, welchen Posten er im Krieg innehatte. Müller hatte in einem anderen Abschnitt berichtet, dass er als Infanterist nur hinter die deutschen Linien gelangen konnte, wenn er „tot oder verwundet“ war. In der übrigen Zeit hatte er wochen- und monatelang zu kämpfen und auszuharren: „Vorher kam man ja nicht raus,“ so Müller. Eine weitere Möglichkeit war der Heimaturlaub.

Frau Summ berichtete bereits in Abschn. 6., dass auch Patienten, denen es bereits etwas besser ging, gegen Langeweile, aber auch zur Entlastung des Personals mit kleineren Aufgaben beschäftigt wurden. Diese Abwechslung trug nicht nur zur Aufmunterung bei, sondern auch zur schnelleren Gesundung, meinte Frau Summ, die sich auch an „schöne“ Dinge an der Ostfront erinnert:

„Oder wo ma mol alle, Ärzte gegen Schweschtern, Schneeballschlacht g'macht habe', die Patiente' habe' zu'guckt. Das war... ja, natürlich, das war doch schön. Sogar die, die wo bloß ein' Arm g'hätt hän, hän a bissel Schnee z'samme'g'scharrt! Des war doch... Also, manchmal denk' ich, es war a' harte Zeit, aber es war auch Freude dabei! Das is doch was wert. ... Wenn man Schneeballschlacht g'macht hat oder wo die Soldate' den Birkenzaun bei uns aufg'stellt habe', da war ich auch dabei, da hab ich auch 'n Hammer in de' Hand g'nomme und hab druffklopft. Das war nachher schön. Da hatten wir so 'ne schöne' helle' Birkezaun drum rum und des... die Ding' aufg'füllt g'habt, die Bombe'grube und Gras eing'sät, das war doch wunderbar. Also... des sag' ich einfach so, das war so - wenn's auch im Krieg war!“

Auch Koschorrek schrieb, dass die Soldaten im Winter jede Freizeitgelegenheit nutzten, die sich ihnen bot:

„Wir waschen unsere Oberkörper mit frischem Schnee und machen anschließend eine Schneeballschlacht. ... Es ist alles erstaunlich ruhig. Von der Front kommt nur ab und zu ein lauter Abschuss oder Einschlag. Nur das übliche Störfeuer. Seit gestern befindet sich im Dorf eine Gruppe, die der Truppe Filme vorführt. ... Heute ist unser Zug dran. Als wir von der Kinovorführung ins Quartier zurückkommen, riecht es verführerisch. Katja und die Matka überraschen uns mit einer russischen

<sup>3794</sup> Ebd., Eintrag v. 29.7.1941 (PrArIW).

<sup>3795</sup> Ebd., Eintrag vom 15.7.1941: „Nun geht es schon wieder Hunderte von Kilometern nach Süden, unaufhaltsam. Gestern Staub und Hitze, heute Regen und Schlamm. Alles träumt von der schönen Heimat.“

Bortschschnuppe. ... Schmeckt hervorragend. ... die Suppe ist für uns eine große Abwechslung und wirklich köstlich.<sup>3796</sup>

Es kam, je nach Verwendung, häufiger vor, dass eine Truppe einige Wochen unmittelbar an der HKL lag, dann aber für ein paar Tage zur Auffrischung hinter der Front in Privatquartieren untergebracht wurde.<sup>3797</sup> Koschorreks Beitrag offenbart, dass die Soldaten in dieser Phase offenbar guter Dinge waren und kaum etwas vom Geschehen an der Front mitbekamen. Zur Aufmunterung trug auch das Erscheinen einer deutschen Frontbelustigungstruppe bei sowie die angenehme Atmosphäre bei den ukrainischen Frauen, die, aufgrund des guten Verhältnisses zwischen den Bewohnern und den dort einquartierten Soldaten, sogar eine traditionelle Suppe für alle gekocht hatten. Der mit Sauerkraut, Tomaten und Fleisch oder Wurst hergestellte Bortschscheintopf enthielt längere Zeit von den Wehrmichtsangehörigen entbehrte Zutaten.<sup>3798</sup> Die Soldaten wussten jedoch nie, wie lange solche Annehmlichkeiten andauerten. Wenn es die militärische Situation erforderte, wurden sie sofort wieder zur kämpfenden Truppe beordert. So notierte Koschorrek bereits am folgenden Tag, dem 19. Dezember:

„Mit der Ruhe ist es vorbei. Gleich nach dem Wecken hat vorne an der Front ein schweres Trommelfeuer eingesetzt, das sich immer mehr verstärkt. ... gleich darauf wurde ‚Alarm‘ gegeben. ... Dieser Einsatz sollte einer unserer schwersten sein, mit sehr vielen Toten und Verwundeten.“<sup>3799</sup>

Der Wechsel zwischen Kampf und Ruhepausen ereignete sich in Koschorreks Alarmeinheit manchmal alle paar Tage. Am 18. April 1944 notierte er: „Heute Nacht wurden wir nach zwei Tagen Stellungskampf wieder abgelöst und zogen in unsere Quartiere ein.“<sup>3800</sup> Der Zusatz: „Die Ruhe haben wir uns mehr als verdient, denn es waren wieder harte Kampftage mit einigen Verlusten,“ verdeutlicht, dass mit der Zeit die Strapazen und das permanente Kampfgeschehen mit Toten und Verwundeten nicht mehr so schnell am einzelnen vorübergingen, denn am 25. April schrieb Koschorrek: „Auch bei mir macht sich die Härte des Krieges bemerkbar. Die ständige psychische Anspannung – da verlangen die Nerven einfach nach längeren Erholungsphasen.“<sup>3801</sup> Koschorrek erwähnte ein psychisches Tief, das er trotz kurzer Ruhetage und der Auszeichnung mit zwei Orden nicht überwinden konnte. Die nervenaufreibenden Kämpfe forderten vom Körper ihren Tribut. Erst später wurde ihm bewusst, dass

„dieser Zustand so etwas wie die Vorahnung auf ein bevorstehendes schlimmes Ereignis war. Sowie es eingetreten war, fühlte ich mich wieder normal. Im Rück-

<sup>3796</sup> Koschorrek: Zeiter der Dornen, S. 267 (Eintrag v. 18.12.1943).

<sup>3797</sup> Vgl. ebd., S. 235 (Notiz, 5.11.1943): „Nach zwei Tagen Verschnaufpause geht es wieder in die Bereitstellung einer größeren Ortschaft.“

<sup>3798</sup> Traditionell wird eine Bortschschnuppe u. a. mit Roter Beete, Weißkohl, Karotten und Kartoffeln sowie Fleisch und Gewürzen hergestellt.

<sup>3799</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 268.

<sup>3800</sup> Ebd., S. 368.

<sup>3801</sup> Ebd., S. 369.

blick sehe ich, dass diese innere Spannung immer vor einer Verwundung auftrat.“<sup>3802</sup>

Dennoch hatten auch Müller und Ritter, beide im Krieg Leutnante und somit vorgesetzte Offiziere eines Zuges oder einer Kompanie, bereits die hohe nervliche Anspannung als verantwortlicher Soldat im Krieg erlebt, - ohne dass ihnen eine Verwundung bevorstand. Koschorrek belegt aber an seiner Person, dass manche Menschen sich auch nach harten Kämpfen, Strapazen und schlimmsten Erlebnissen wieder einigermaßen regenerieren konnten. Am 28. April berichtete er von einer Kampfpause aus einem von sowjetischen Truppen besetzten Dorf in Rumänien:

„Es wirkt alles ruhig, fast beschaulich. ... Ich döse ein wenig schläfrig auf dem Rand der Stellung. ... Alle Landser in der Stellung genießen die Sonne und die ruhevolle Trägheit während dieser Verschnaufpause im brutalen Krieg. Kein Schuss zerreißt die klare Luft. Nur ab und zu zeigt uns lautes, besoffenes Gegröle ..., dass der Iwan in dem Dorf ist.“<sup>3803</sup>

Für die Spezialeinheit, zu der Schweitzer gehörte, gab es selten Ruhephasen. Sie wurde sofort am nächsten Brennpunkt eingesetzt, wie der Informant erinnerte:

„Ich war bei der Nebeltruppe. ... Nee, [hinter der Front], das waren wir eben sehr selten. Das war eher 'ne Ausnahmezeit. Man kam dann woandershin. Wir wurden dann verschiedenen Divisionen unterstellt. Zu Anfang waren wir hier bei der 11. Armee. Und als die dann hier weggezogen wurde, hier blieben nur gewisse Teile, Manstein kam mit den Hauptgeschichten nach Leningrad oben rauf, aber da gingen wir nicht mit als Heerestruppe, sondern wir wurden... blieben Heeresgruppe Süd, hier unten, und wurden dann, ich weiß nicht mehr, welcher Armee oder Korps unterstellt, die dann hier bei Rostov den Angriff auf den Kaukasus machte.“

An anderer Stelle in diesem Abschnitt berichtete Schweitzer jedoch auch von „wunderschönen Sommerferien“ an der Front, in der Nähe von Sewastopol, in denen er häufiger baden gehen und sich ausruhen konnte.

Danach gefragt, ob im Westen „Badebetrieb und Winterschlaf“ herrschten und im Osten um die Entscheidung gekämpft wurde, antwortete der Informant Max Eisner, der 1940 auch als Soldat in Frankreich stationiert und später, seit Juni 1941 in der Sowjetunion, u. a. in Stalingrad eingesetzt wurde:

„Ja, kann man nicht so sagen. Es gab also auch im Ostfeldzug ganze Etappen, wo es relativ ruhig war. ... Also, es gab schon ruhige Etappen. Aber die ruhigsten Etappen war'n eben solche, wie ich vorhin sagte, wenn der Winter da war, dann war'n die Kämpfer praktisch einjefror'n oder eingeschlafen oder im Sumpf versackt, das betraf die Russen so wie uns... Die [Russen] auch, ja, ja, die staken auch fest. Da war also Winterruhe gewissermaßen. Es war'n Kämpfe, aber keene Vorwärtsbewegung, keene Rückwärtsbewegung. ... Das waren einfach gewisse Stellungskämpfe.“

Wie bereits in vorherigen Abschnitten erwähnt, blieb den deutschen Truppen nichts anderes übrig als in russischen Privatunterkünften ihr Winterquartier zu beziehen, was – sehr zur Freude der Landser –, einige Wochen, manchmal auch einige Monate lang,

<sup>3802</sup> Ebd., S. 370.

<sup>3803</sup> Ebd., S. 372.

eine gewisse Ruhe- und Erholungszeit bedeuten konnte.

Je nachdem, welchen Posten ein Soldat inne hatte und zu welcher Waffengattung er gehörte, konnte es an der Front für den Betreffenden phasenweise ruhiger zugehen.

Müller führte dazu ein Beispiel an:

„Mit dem Dunkelwerden ging man nach vorn [an den Donez], um nicht überrascht zu werden. Und da war ja die Sicht weg. Und wenns hell wurde, musste man genau so wieder zurück, denn sonst wär' man von den Scharfschützen – gegenüber war Wald – erledigt worden. ... Ich habe einen Spähtrupp führen müssen, durch den Donez durch. Und einen hab ich – zu Fuß... Und einen Spähtrupp hab ich mitgemacht, fast zwei Tage, etwas weiter südlich sind wir mit den Pferden durch den Donez, den hat Leunant N. geführt – und dann wieder zurück, ohne dabei entdeckt zu werden. ... Wir haben da also einen – monatelang – einen schönen Krieg gehabt, wo nicht viel los war, außer diesem Spähtrupp [und] kleine Angriffe mal rüber, Manöver. Aber schlimmer war die Natur, die Malaria.“

Obwohl Müller auch als Spähtruppführer und Beobachter in brenzlige Situationen kam – die Hauptbedrohung stellten die Scharfschützen dar -, erlebte er diese Zeit offenbar als erträglich. In Nahkämpfe wurde er in dieser Phase nicht verwickelt. Er deutete aber an, dass ihm ein anderer „Feind“ zu schaffen machte. In Abschn. 5.8 hatte er erzählt, dass er die Malariaphylaxe, die an die Einheiten ausgeteilt worden war, nicht eingenommen hatte. Dies rächte sich nun. Schwere Anfälle, noch nach dem Krieg, waren die Folge. Die Krankheit wurde von vielen Soldaten unterschätzt, die die entsprechenden Tabletten zuvor achtlos weggeworfen hatten und dann schwer erkrankten.

Einen Ausnahmefall innerhalb der für diese Arbeit befragten Zeitzeugengruppe stellt sicher der Informant Schmid dar. Er hatte den Vorzug, bereits in der Heimat als Soldat zum Fahrer ausgebildet worden zu sein. Als er im August 1942 mit einem Marschbefehl zur 6. Armee ins Doneggebiet geschickt wurde, konnte er im rückwärtigen Gebiet eine Aus-bildung als Krafftfahrer anschließen, ohne jemals direkt an der Front eingesetzt zu werden. Im Herbst 1942 wurde Schmid dann als Fahrer bei der Nachrichtenabteilung der 384. I. D. verpflichtet. Auf die Frage, welche Aufgaben er an der Ostfront gehabt habe, antwortete der Befragte erstaunlicherweise:

„[Ich musste] gar nichts machen. Gar nichts (lacht). Ich hab den... völlig verbummelt, den ganzen Krieg über. ... Ich war immer so 'ne Randfigur. Einmal war ich Einzelgänger und bin an sich kein Kontaktmensch, war – wohl durch meine ganze Entwicklung – immer gerne alleine für mich.“

Eine ähnliche Persönlichkeit war der Hamburger Otto Walter, geb. 1916. Auch er gab an, „nie auch nur eine Schramme abgekriegt zu haben“ und bezeichnete sich als „Unsoldat“<sup>3804</sup> und „Einzelgänger“.<sup>3805</sup> Aus diesem Grund mied er die Zugehörigkeit zur

<sup>3804</sup> O. Walter, in: Schüddekopf: Krieg, S. 125. Was er unter „Unsoldat“ verstand, erklärte er etwas später, S. 129. Er habe zwar Ehrgeiz und Vaterlandsliebe besessen und sich deshalb für die Offizierslaufbahn beworben, meinte aber: „Ich war viel zuwenig Soldat, aber gerade im Krieg gelten geringere Maßstäbe. Ich gab mir Mühe, doch ich glaubte nicht, dass ich in den Augen der Wehrmacht ein guter Offizier war.“

<sup>3805</sup> Ebd., S. 125f.

Hitlerjugend so lange als möglich, war dann aber doch erleichtert, weil plötzlich „eine kleine Gemeinschaft um mich herum [bestand],“ und das Allein- und Ausgeschlossen sein ein Ende gefunden hatte.<sup>3806</sup> Walter kam, wie später Schmid, nach der Ausbildung „auf die Schreibstube,<sup>3807</sup> und blieb dort, bis er kurz vor dem Krieg mit der Sowjetunion zur Kriegsschule nach Göppingen geschickt wurde. Im September 1941 versah er „Dienst als Küstenwache“ auf der Krim, da dort mit einem Angriff der Russen von See her gerechnet wurde.<sup>3808</sup>

Der Befragte Schmid hatte jedoch auch während seiner Soldatenzeit im Zweiten Weltkrieg das große Glück, nahezu ausschließlich in der so genannten Etappe<sup>3809</sup> eingesetzt worden zu sein. Er erläutert seine wenigen Aufgaben in der Schreibstube und als Fahrer einer Versorgungseinheit an der Ostfront:

„Ja, also die Arbeit (lacht), [in Russland – Kisljakov], Schreibstube sagte ich, [der] Einfachheit halber, in der Werkstatt, die war so gering, dass ich am Tage maximal zehn, aber wahrscheinlich nur drei Bestellungen schreiben brauchte. Und die andere Zeit hab ich vor der Schreibmaschine gesessen und hab 10-Finger-System geübt. Wir hatten eine eigene Werkstatt auf dem Kasernengelände. Da waren Mechaniker beschäftigt. Und die brauchten ja, wenn 'n Auto kaputt war, was ziemlich schnell ging bei der Fahrschule, 'n neuen Reifen oder irgendwas. Und das musste ich aufschreiben - genau, was es war. Und dann kams zum Werkmeister, und der machte seinen ‚Friedrich-Wilhelm‘ drunter, und dann ging er zur Ausgabe, die auch von Soldaten verwaltet war, und dann kriegte er das Stück gegen... es waren drei, drei Zettel immer notwendig.“

Schmids Ausführungen ist zu entnehmen, dass seine Hauptaufgabe in dem Zeltlager nahe der Ortschaft Kisljakov im rückwärtigen Divisionsgebiet tagsüber darin bestand, einige wenige Bestellungen auszufüllen, etwa für benötigte Ersatzteile. Die überwiegende Zeit nutzte er jedoch für sich selbst und vervollkommnete seine Schreibmaschinenkenntnisse. So vermittelte er wohl auch den Anschein, beschäftigt zu sein und vermied so, zu etwaigen Sonderaufgaben herangezogen zu werden. Es entsteht der Eindruck, dass Schmid sich, trotz der wenigen dienstlichen Aufgaben, nicht langweilte, sondern versuchte, sich so unauffällig wie möglich zu verhalten, zu Kameraden wenig Kontakt aufzunehmen und sich so durchzulavieren. Die Arbeit als Fahrer und in der Schreibstube kam im Übrigen seinem Naturell – er bezeichnete sich als Einzelgänger – sehr entgegen. Schmid erzählte von seinen Kriegserfahrungen im Raum Stalingrad:

Ganz selten [hörte ich etwas vom Krieg].<sup>3810</sup> Musste auch der Wind wahrscheinlich

<sup>3806</sup> Ebd., S. 126.

<sup>3807</sup> Ebd., S. 128.

<sup>3808</sup> Ebd., S. 129.

<sup>3809</sup> „Etappe“ bezeichnet das Gebiet zwischen Kampfgebiet und Heimat.

<sup>3810</sup> Vgl. Hauptmann, in: Schüddekopf: Krieg, S. 258, aus Belgien, Ende 1943: „Das einzige, was mit Krieg zu tun hatte, waren die Fliegeralarme und später das Scharfschießen auf einem Truppenübungsplatz in Frankreich.“ Vgl. FpBf Olt. Pangl, 11.4.42, südlich von Leningrad: „Es ist zwar noch im weiteren Gefechtsgebiet, aber ganz ruhig, weil die Frontlinien von hier ziemlich weit liegen,“ sowie ders., 16.4.42: „Hier hört man von Ferne als dumpfes Grollen den Donner der schweren Geschütze.“ In: Jasper: Zweierlei, S. 202.

rübertreiben. Und die Ortschaft haben Sie 's letzte Mal auf Ihrer Karte gefunden: Kisljakov. ... Da haben wir also drei, vier Mona... bis zum Beginn des Winters, in einem Zeltlager gelebt. ... [Und ich machte die ganze Zeit] nichts. ... Nein, echt nichts, echt nichts! Ich bin ja... Moment mal, einmal mit dem Verpflegungsunteroffizier, mit dem russischen Wagen, mit dem Beutewagen, über die Rollbahn, mit vielen Schlaglöchern, bis nach Poltava gefahren, und hab dort in einem deutschen Lager wohl eine Tonne Honig... also an die Tonne Honig kann ich mich noch genau erinnern, weil ich da immer dran war. Was sonst noch an Säcken – Mehl und Hirse oder Graupen oder ... – das weiß ich nicht. Jedenfalls war der Wagen mit Lebensmitteln beladen, und damit fuhr ich zurück. Ich war der Fahrer. Ich hab die ganze Zeit, also ich hab gleich diesen russischen Beutewagen bekommen und war... hatte nie 'n Mitfahrer, war immer alleine. ... Und ich erinnere mich, dass ich ein- oder zweimal, so eigentlich aus Spaß an der Freude, eine Nacht mal am ‚Klappenschrank‘ saß. Das war so 'n Kasten, und wenn - das musste ja noch gedreht werden – Strom kam, und dann fiel 'ne Klappe runter. Und dann musste 'n Stöpsel rein. [Sie] mussten fragen: Welche Verbindung? Und denn, der zweite Stöpsel kam dann in das [andere Fach]. Und dann war die Verbindung hergestellt.“

Nur aus Interesse an der Technik und vielleicht auch dem Wunsch nach etwas Abwechslung entsprechend, sah er einem Kameraden seiner Fernmeldeabteilung bei der Arbeit zu und wohnte der Gesprächsvermittlung am „Klappenschrank“ bei. Seine erste Fahrt als Fahrer mit dem ihm zugeteilten russischen Beutewagen ist Schmid wohl nicht nur deshalb in Erinnerung geblieben, weil er in Begleitung eines Verpflegungsoffiziers unterwegs gewesen ist. Vielmehr erwähnte er die schwierige Fahrt über die „Rollbahn“ und beklagte in seinen Erinnerungen, dass das Fahrzeug zwar schussfeste Bereifung aus Vollgummi hatte, aber nur sehr ungenügend gefedert war.<sup>3811</sup> Der Blick auf die Karte offenbart die große Distanz zwischen Kisljakov und dem in der Ukraine liegenden, mit etwa 800 km – also eine ganze Tagesfahrt - entfernten Poltava. Infolge des Vormarsches der 6. Armee in die landwirtschaftlich weitgehend unergiebigere Kalmykensteppe, hatte sich die Möglichkeit ihrer Versorgung aus dem Lande rapide verschlechtert. Daher musste auf Lieferungen aus dem rückwärtigen Armeegebiet zurückgegriffen und weite Nachschubwege in Kauf genommen werden.<sup>3812</sup> Die Unzulänglichkeiten im Bahnverkehr – die Umspurung des russischen Streckennetzes war nur bis zu bestimmten Endpunkten abgeschlossen, der zeitweilige Rückstau der Züge konnte nur zum Teil abgebaut werden – verstärkten das ohnehin bei den deutschen Armeen an der Donfront vorhandene Nachschub- und Transportproblem. Aufgrund der wachsenden Entfernungen zwischen den Eisenbahndepots und der Front erklärt sich, warum die 384. I.D., zu der Schmid gehörte, die weite Fahrt in das ukrainische Versorgungslager unternehmen musste, um sich rasch selbst bevorraten zu können. Die vom Interviewpartner erwähnte dreimonatige Unterbringung in Zelten erfolgte wahrscheinlich mangels anderer Schutz- und Unterkunftsmöglichkeiten in der wenig besiedelten Steppe. Mit einsetzender Kälte wurde angeordnet, am Rande des

<sup>3811</sup> Schmid: Nicht nur der Katastrophe von Stalingrad entronnen, S. 2 (PrArIW).

<sup>3812</sup> Wegner: Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43, Bd. II, S. 1126 – 1131.

Kosakendorfes Kisljakov schützende Erdbunker zu bauen.<sup>3813</sup>

Auf die Anmerkung der Interviewerin, dass der rückwärtige Dienst, den er mit seinen Kameraden in der relativ frontnahen Etappe versah, mit dem Fronteinsatz der *kämpfenden* Truppe wohl nicht zu vergleichen war, meinte Schmid:

„Ja, ich kann mir das vorstellen, dass das Leute waren, ich sagte mal den Ausdruck ‚Frontschweine‘, haben wir immer gesagt, die wirklich mit Krieg zu tun hatten. Wir waren ja in der Etappe. ... Also wenn ich ‚wir‘ sage, mein‘ ich immer mich, in der Etappe, und wir haben davon nichts mitbekommen. Wir haben genauso gelebt in der Etappe wie in Frankreich, in Russland in der Etappe wie in Frankreich. ... Wenn Sie jetzt die Ausnahmesituation der Einkesselung... Das war anders. ... Also ich glaube, wir müssen trennen: einmal die allgemeine Lage, wo ich in Russland Däumchen gedreht habe, mich nur um meinen Wagen kümmern brauchte: sehen, dass Öl drauf war, dass ich genug Betriebsstoff hatte und mehr nicht machen brauchte. Mein Essen – ich weiß gar nicht, ob wir... muss ja ‚ne Feldküche da gewesen sein – also ich kann mich auch jetzt gar nicht im Einzelnen mehr dran erinnern, wie die Verpflegung war. Wir mussten ja verpflegt werden. Das lief wahrscheinlich so reibungslos, dass ich mich jetzt überhaupt nicht mehr dran erinnern kann. An komische Situationen, wo ich nichts zu essen hatte, wo ich die Eiserne Ration... da kann ich mich dran erinnern. ... Während dessen wir Kisljakov, die Ortschaft, wo unsere Bunker waren, verlassen mussten, um uns in Stalingrad einzuigeln, gab es noch genug zu essen. Und ich wurde ja, da ich mit dem leeren Magen zurückkam, beordert, ... direkt am Ort Verpflegung für unsere Einheit von dem Verpflegungslager aufzuladen, was auf meinen Wagen ging. Da waren also hochwertige Sachen: Schok‘lade, Kaffee - Alkoholika kann ich mich nicht erinnern. ... Büchsen, da hatten wir genug zu essen. Deswegen hab ich das ja so bedauert, dass ich nachher meinen Wagen gegen den Kübelwagen meines Vorgesetzten, meines Che... Kompaniechefs, sag‘ ich immer, abgeben musste. Da hab ich immer geschrieben, dass das von mir nicht erahnt werden konnte, dass es praktisch meine Lebensrettung war. ... Wir sind mit Mannschaftstransportwagen von Kisljakov 30 – 40 Kilometer an ‚n Don gefahren. Am Don hat sich die Fro... die kämpfende Truppe festgesetzt, und mussten wir Schanzarbeiten machen. Wir haben nicht geschossen. Wir haben nur Schanz... wir haben nur gegraben und mit, was da war, abgedeckt für ‚n Unterstand. Nur dass die, die schießen mussten, ‚ne Unterkunft für ‚n Winter [bekamen] – es wurde ja immer kälter. Und da hab ich gesagt, da hab ichs erste Mal, dass die Leuchtspur überm Wasser hin- und herging, und das hat irgendwie ‚ne Angst ausgelöst. Und deswegen war ich immer erleichtert, wenn ich morgens wieder ankam und den Rauch von den Häusern in den Himmel steigen sah.“

Wie Schmid's Ausführungen zu entnehmen ist, waren, wie auch an der Front, „die Tagesabläufe der Soldaten im Hinterland durch die Verrichtung alltäglicher Dienstpflichten und die damit verbundene Routine gekennzeichnet,<sup>3814</sup> so Jasper, der hinzufügt:

„Das vollzog sich allerdings nicht im Rahmen von Feld- und Gefechtsdienst, sondern des geordneten Dienstbetriebes, der stärker einem Leben in der Kaserne als im Feld glich. ... Das Herrschaftsgebiet hinter der Front bot ein vergleichsweise komfortableres Leben im Quartier, die Nutzung von Verkehrsmitteln,<sup>3815</sup> bessere

<sup>3813</sup> Schmid: Nicht nur der Katastrophe von Stalingrad entronnen, S. 4 (PrArlW).

<sup>3814</sup> Jasper: Zweierlei, S. 197.

<sup>3815</sup> Die „Nutzung von [öffentlichen] Verkehrsmitteln“ dürfte jedoch im Osten, aber auch im Westen nur eingeschränkt in größeren Städten möglich gewesen sein. Schmid, der im Winter 1942 in der baumlosen und verschneiten Kalmykensteppe Dienst tat, konnte sich allenfalls dienstlich mit einem Fahrzeug der Wehrmacht fortbewegen, und dann auch nur unter der Gefahr, sofort in Feindeshand zu geraten, wie es mehreren Kameraden bei einer Fahrt zu einem Versorgungstützpunkt passiert war.

Verpflegungsmöglichkeiten und vor allem ein höheres Maß an Sicherheit. ... Durch die relative Sicherheit war die nervliche Anspannung der Soldaten hinter der Front deutlich geringer, die Routine des Besatzungsalltages zugleich erheblich entspannter als in der Ausbildungsphase in den Kasernen.<sup>3816</sup>

Diese Ausführungen beziehen sich auch auf das rückwärtige Leben im Osten, wo „die Strapazen und die Qualität der Quartiere im Einsatz hinter der Front viel geringer bzw. besser [waren] als im Kampfeinsatz.“<sup>3817</sup> Rass kam in seiner Studie zur Sozialstruktur einer von ihm untersuchten Infanteriedivision zu dem Ergebnis, dass es einen erheblichen Unterschied ausmachte, „ob man der Infanterie angehörte und im ‚vordersten Graben‘ kämpfen sollte oder bei einer Nachschubeinheit im rückwärtigen Divisionsgebiet, also Kilometer weit von den feindlichen Soldaten entfernt, Fahrzeuge für den Nachschub steuerte.“<sup>3818</sup> Die individuelle Kriegserfahrung wurde also durch Einsatzort und Gefährdungsgrad mitbestimmt. Rass stellte fest:

„Bezogen auf die räumliche und funktionale Aufteilung der Division ist die abnehmende Tendenz bei den Verlusten mit zunehmender Entfernung zur Hauptkampflinie deutlich zu erkennen. Es spiegelte sich die Abfolge Infanterie - Panzerjäger – Artillerie – Versorger – Verwaltung – Nachrichtenabteilung wider.“<sup>3819</sup>

Ergänzend dazu arbeitete Jasper heraus, dass diejenigen Soldaten oder Besatzungstruppen, die sich in rückwärtigeren Divisionsgebieten und -räumen befanden, häufiger mit Partisanen konfrontiert wurden als Einheiten, die sich an der HKL im direkten Fronteinsatz befanden.<sup>3820</sup>

Oftmals wurden Soldaten der rückwärtigen Dienste nicht in den Behausungen der Einheimischen untergebracht, sondern in „kurzfristig errichteten Unterkünften, welche die Betroffenen besonders im Osten mit Blick auf Hygiene und Komfort bevorzugten.“<sup>3821</sup>

Diejenigen, die sich, wie Schmid, im rückwärtigen Dienst, beim Tross befanden, galten bei den in schwere Kämpfe verwickelte Frontsoldaten als „Aufschneider“, da sie mehr vom Krieg sprachen, ohne ihn wirklich erlebt zu haben, als diejenigen, die ihn hautnah im Feindkontakt zu spüren bekamen. Ihnen wurde unterstellt, „später viel von den vordersten Linien [zu] reden und von den Erlebnissen und Taten, die sie sich angelesen oder im Laufe der Jahre erzählt bekommen haben,“<sup>3822</sup> während die Frontkämpfer in ihren Briefen oder im Heimaturlaub im Hinblick auf ihre Kriegserlebnisse aus vielerlei Gründen eher verstummen. Der Informant Schmid gehört jedoch nicht zu denen, die prahlerisch daherkommen. Er verdeutlichte, dass er, aufgrund seines Dienstes im rückwärtigen Raum der HKL, vom Kampfgeschehen an

<sup>3816</sup> Jasper: Zweierlei, S. 197.

<sup>3817</sup> Ebd.

<sup>3818</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 151; Rass: Menschenmaterial, S. 405.

<sup>3819</sup> Rass: Menschenmaterial, S. 79, 140f.

<sup>3820</sup> Jasper: Zweierlei, u. a. S. 192f.

<sup>3821</sup> Ebd., S. 198.

<sup>3822</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 44.

der Donfront zunächst kaum etwas mitbekam.<sup>3823</sup> In diesem Bereich kämpften die Verbände des XI. deutschen Armeekorps (384. I.D., 44. I.D., 14. Pz.Div. und Teile der 24. Pz.Div.)<sup>3824</sup> gegen die Flankenbedrohung durch Truppen der 65. russischen Armee. Die Divisionen des XI. Armeekorps wurden kurze Zeit darauf in Richtung auf Stalingrad zurückgenommen und gerieten später in die Einkesselung. Im Zuge dieser Kämpfe bekam Schmid nach dreimonatigem Fast-Nichts-Tun das Kriegsgeschehen an der Front erstmalig „hautnah zu spüren“.<sup>3825</sup> Der Unterschied zwischen Front und Etappe wurde ihm nun vor Augen geführt. Er erhielt die Aufgabe, die Schanzarbeiten und den Bau der Erdbunker nahe der HKL zu überwachen. In seinen Erinnerungen erklärte er:

„Im großen Donbogen und an der Wolga vor Stalingrad hielt die Rote Armee unseren schnellen Vormarsch durch heftigen Widerstand auf. Für den folgenden Stellungskampf mussten an der Hauptkampflinie Gefechtsstände gebaut werden. Zur Entlastung der kämpfenden Truppe übernahmen rückwärtige Dienste die Schanzarbeiten.“<sup>3826</sup>

Das Thema Partisanen, das im rückwärtigen Bereich häufig akut war, spielt in Schmid's Erinnerung nicht explizit eine Rolle, wohl aber berichtete er von der Angst, die ihn bei diesen gefährlichen Nachteinsätzen beschlich und von seiner Erleichterung bei der Rückkehr in die „sicheren Bunker im Hinterland“.<sup>3827</sup> Die reale Gefahr war im rückwärtigen Divisionsgebiet im Vergleich zur Front in der Tat gering.<sup>3828</sup> Jasper stellt dazu fest: „Wer die meiste Zeit den Krieg aus der Perspektive dieses Raumes erfuhr, dem wurde die Gefahr vorne mitunter besonders bewusst.“<sup>3829</sup> In der Tat kommt dies in Schmid's Bericht zum Ausdruck. Im Rückraum, in dem der Befragte tätig war, ging die größte Gefahr von Tieffliegern aus, „die in Artilleriestellungen, vermuteten Ruhequartieren und den Kolonnen der Trosse und Nachschubdienste lohnende Ziele sahen.“<sup>3830</sup> Während ihre Kameraden von der Fronttruppe Tieffliegerangriffe zumeist nur als „lästig“ empfanden, erschienen sie „den Soldaten, die nie ganz vorne zu kämpfen hatten, sehr bemerkenswert und gefährlich.“<sup>3831</sup> Frontsoldaten und frontnahe

<sup>3823</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 386, vom Tross seiner Division, wo er zwei Tage zu tun hatte: „... der Spieß und seine Trossleute leben dort [in einer alten Villa] nicht schlecht. Die Mehrzahl der Männer, die wir auch Schreibstubenhengste nennen, sind noch die gleichen wie im Oktober 43. Man erkennt, dass sie beim Tross doch nicht so gefährdet sind wie wir, die wir ständig an der Front mit dem Feind kämpfen. Ich habe nichts gegen sie und unseren Spieß, denn sie sind notwendig, um den organisatorischen Ablauf in der Schwadron zu gewährleisten. Das Wissenswerte erfahre ich immer durch den Schreibstubenunteroffizier.“

<sup>3824</sup> Vgl. Karte in Wegner: Krieg gegen die Sowjetunion, Bd. II, S. 1136.

<sup>3825</sup> Schmid: Nicht nur der Katastrophe von Stalingrad entronnen, S. 4 (PrArIW).

<sup>3826</sup> Ebd.

<sup>3827</sup> Ebd.

<sup>3828</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 164; Rass: Menschenmaterial, S. 79f.

<sup>3829</sup> Jasper, ebd.

<sup>3830</sup> Ebd.

<sup>3831</sup> Ebd.; vgl. Rass: Menschenmaterial, S. 140.

Nachschubeinheiten hatten somit unterschiedliche Einsatzräume und damit unterschiedliche Kriegserfahrungen. Rass arbeitete für die von ihm untersuchte Division eine „strukturbedingt überproportionale Beteiligung von Angehörigen der Ordnungs-, Verwaltungs-, und Nachschubdienste an Besatzungsverbrechen [heraus], da Besatzung im rückwärtigen Divisionsgebiet ausgeübt wurde.“<sup>3832</sup> Diese Erkenntnis dürfte auch für andere Divisionen Gültigkeit haben.

Als sich am 7. November 1942 die Anzeichen für eine sowjetische Großoffensive verdichteten, begann die HGr B, schnellstens Gegenmaßnahmen zu treffen. Ein Panzerkorps und weitere Divisionen wurden als Eingreifreserven in den Großen Don-Bogen verlegt.<sup>3833</sup> Mit einem baldigen Angriff innerhalb des fragilen Bereiches der 3. Armee wurde auf deutscher Seite gerechnet. So erklärt sich die fieberhafte Aktivität beim Stellungsausbau, von der Schmid berichtete, in den nun auch die rückwärtigen Einheiten involviert wurden. Dem Befragten wurde die gefährliche Lage an einem dieser Tage noch bewusster, weil auf einmal alle Dorfbewohner „geflohen waren [und] selbst unsere hilfswilligen sowjetischen Gefangenen sich über Nacht heimlich abgesetzt [hatten].“<sup>3834</sup> Schmid erklärte, dass, nachdem die Kampflinie im Bereich des deutschen XI. A.K. von russischen Truppen bei einer rumänischen Einheit – es handelte sich um Verbände des rumänischen II. und IV. A.K. – durchbrochen worden war, die Rote Armee „nun unvermutet im Rücken unserer Front“ stand.<sup>3835</sup> Es galt nun, eiligst die Vorräte aus dem Hinterland abzuholen. Solche Fahrten stellten in der Regel ein Himmel-fahrtskommando dar, da nicht genau klar war, ob die Verpflegungslager nicht auch bereits in sowjetische Hände gefallen waren. Obwohl sich Schmid überwiegend nichtstehend in der Etappe an Ost- und Westfront aufhielt, so waren doch einige seiner Fahraufträge im Osten, im Bereich des sich schließenden Stalingrader Kessels, immer mit der Gefahr verbunden, entweder auf eine Mine zu fahren, in Gefangenschaft zu geraten, oder aufgrund des russischen Beutewagens, mit dem er unterwegs war, sogar von Rotarmisten erschossen zu werden, wobei viele deutsche Soldaten davon überzeugt waren, dass Tod und Gefangenschaft im Osten Synonyme waren.<sup>3836</sup> Mehrfach geriet er an der Donfront, im Zuge der beginnenden schweren Kämpfe um Stalingrad ab Oktober/November 1942, in für ihn brenzlige Situationen. So bekam er den Auftrag, mit ihm unbekanntem deutschen Offizieren in ein Verpflegungslager zu fahren:

„Also einmal hab ich mit dem [Wagen] noch ..., aber ich war ja sowieso immer genervt, wenn ich nachts, nachts – Dunkelheit, zwei Uhr nachmittags fings schon an, dunkel zu werden, mit, und jetzt kam das, was ich auch bis heute nich verstehe, mit fremden Offizieren, die ich gar nicht kannte, die kamen und sagten: ‚So,

<sup>3832</sup> Rass: Menschenmaterial, S. 140, S. 342 – 344 und S. 349 – 357.

<sup>3833</sup> Wegner: Krieg gegen die Sowjetunion, Bd. II, S. 1150.

<sup>3834</sup> Schmid: Nicht nur der Katastrophe von Stalingrad entronnen, S. 4 (PrArIW)

<sup>3835</sup> Ebd., S. 5.

<sup>3836</sup> Jasper: Zweierlei, S. 93 sowie Abschn. 5.3 dieser Studie.

fahr' mal los!' Und nun die Angst, wo is...? Keine Front, keine Abgrenzung! Und dann haben sie uns ja einmal erwischt, und ich hab also derart geistesgegenwärtig reagiert. Nun war das breit genug, ich konnte also den Wagen rumreißen, wegfahren, alles ohne Licht natürlich. Und dabei fuhr ich über ein festgefrorenes, totes Pferd. Ja, ich glaube, dem Wagen ist, ja, ein Vorderreifen war ohne Luft. Ich bin ohne Luft weitergefahren, und die ganze Zeit hat nicht einer mit mir ge... Die waren derart geschockt alle. Offensichtlich alles junge Offiziere, die 's erste Mal überhaupt in Einsatz gekommen sind. Und ich hab auch gedacht: ‚Na, Mensch, jetzt kriegste 'ne Gardinenpredigt.‘ Keiner hat 'n Wort darüber gesprochen. Die waren nur froh, dass ich wieder da war. Die Nacht danach brannte der Wagen aus. So ... Wenn wir zwei Vergaser... was meinen Sie, wie empfindlich dieses Ding is. Und was der an Sprit brauchte! 30 bis 40 Liter. ... Und dann kam aus Deutschland, man glaubte ja, dass man dort schon die Einheiten wieder zusammensammeln könnte, und aus Deutschland kam Nachschub. Und da kam aus Frankreich ein Peugeot, der mir zugeteilt wurde, und gleichzeitig kam für den Kommandeur oder für den Kompaniechef, der jetzt wohl ... offiziell, ja, kam ein Kübelwagen mit Fahrer. Und den Namen des Fahrers, mit dem hab ich mich übrigens 'n bisschen angefreundet, hieß Heinz H. Und der war auch nachher noch dabei, als wir uns in Leipzig getroffen haben, und von dem hab ich auch die ganzen Termine gehabt.“

Als Ausgleich für nicht-gelieferte deutsche Fahrzeuge hatte Schmid zunächst einen sowjetischen Beutewagen gefahren und, nachdem dieser ausgebrannt war, ein französisches Beutefahrzeug erhalten. Der Historiker Rolf-Dieter Müller ist der Ansicht, dass Schäden und Ausfälle von Krafftfahrzeugen vermeidbar gewesen wären, wenn die Fahrer über ausreichend Kartenmaterial verfügt hätten oder auf die spezielle Fahrkünste verlangenden Verhältnisse in Russland besser vorbereitet worden wären.<sup>3837</sup>

Schmid hatte das Glück, am 8.12.1942 seinen Kompaniechef, der als speziell ausgebildeter Wehrmachtsangehöriger aus dem Kessel ausgeflogen wurde, als dessen Fahrer begleiten zu können und entkam so dem Stalingrader Kessel und wohl auch dem Tod. Schmid bekam dann auch in Frankreich, wo er Ende April 1943 eintraf, einen äußerst ruhigen Posten im Divisionstross. Dazu meint Hans Joachim Schröder in seiner Habilitation „Gestohlene Jahre“: „Wer Glück hatte, konnte im Zweiten Weltkrieg an Plätze versetzt werden, wo es erstaunlich ‚friedlich‘, in mancher Hinsicht geradezu gemütlich zuging.“<sup>3838</sup> Wie der Befragte schon andeutete, gelang es ihm, nachdem der neue Fahrer des Kompaniechefs ihm die geplanten Abreisetermine für dessen Aufenthalte im Reich verriet, ein privates Treffen mit seiner Verlobten in Leipzig zu arrangieren, bevor er in eine kleine idyllische Ortschaft in der Normandie versetzt wurde, wo er – wie im Osten auch – kaum Aufgaben hatte. Er berichtete von dieser Zeit:

„Also wir sind von Russland nach Leipzig gefahren. Dort is 'n längerer Aufenthalt gewesen. In der Zeit hab ich meine – damals noch Verlobte – getroffen und hab 'ne Karte geschrieben an meine Mutter, [am 18.4.43]. ... So – das ist die Hinfahrt nach Frankreich. Da wissen Sie jetzt, wann ich in Frankreich [war], acht Tage später in Frankreich. Und in Frankreich, na ja, hab ich ja geschrieben, da hab ich die Poststelle gemacht. Und zwar war'n wir zunächst in Clémeray, 'ne ganz kleine Ortschaft, landwirtschaftlich geprägt, Pferdezucht. Und - Sie fragten ja, was ich gemacht hab: also ich erinnere mich nur, dass wir dann immer zu den verschie-

<sup>3837</sup> Müller: Scheitern der wirtschaftlichen „Blitzkriegsstrategie“, S. 1143, 1157.

<sup>3838</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 332.

denen Gestüten und haben uns die – ich hatte zwar kein großes Interesse, aber andere waren sehr interessiert an Pferden –, und die haben dann da stundenlang gestanden und sich die Pferde angeguckt. Wir sind verlegt worden, kurz, bevor wir wieder nach Russland kamen, verlegt worden nach St. Nazaire. Da hab ich dann auch mit meiner Hochzeit zu tun gehabt, gedanklich, musste ja weiße Seide oder habe dort weiße Seide gekauft. Ja, Gott, man is einmal oder zweimal vielleicht in irgendeiner Bar gewesen, aber so genau kann ich mich auch nicht mehr dran erinnern. ... Nur ergänzend vielleicht noch, dass die wenigen, die wenigen, die in Russland gewesen sind und zur Neuaufrüstung wieder nach Frankreich gekommen sind, Narrenfreiheit hatten, absolute Narrenfreiheit hatten. Die hat man überall auf einen Posten gesetzt, wo sie mit... die anderen mussten ja Dienst machen. Ja. Ich hatte die Poststelle, und da war mein einziges Geschäft: Post holen, Post wegbringen. Und dazwischen ausgeben. ... Ja (lacht). Ich weiß auch nicht, womit ich mich beschäftigt habe, kann ich nicht mehr sagen. Pferde angucken war das einzige, was ich weiß.“

Auch in Frankreich hatte Schmid die Möglichkeit, neben dem wenigen Dienst, seinen Privatangelegenheiten nachzugehen und seine Hochzeit vorzubereiten. Er glaubte, dass nicht nur er „Narrenfreiheit“ hatte, sondern, dass auch andere Kameraden, die von der Ostfront in den Westen kamen, einen ruhigeren Posten erhielten. Dies war jedoch nicht die Regel. In den Abschn. 2.4 – 2.6 zu den Abwehrvorbereitungen wurde deutlich, dass auch diejenigen, die vorher im Osten waren, im Westen zumeist keinen ruhigen Dienst versehen konnten. Neben der harten, körperlichen Arbeit, waren zusätzlich ständig Nachtdienste und Alarmübungen an der Tagesordnung. An der Küste bestand schon Ende 1943 permanent die Gefahr von Tieffliegerangriffen. Im Falle des Befragten liegen die Verhältnisse etwas anders. Er gehörte einer Einheit an, die sowohl im Osten als auch im Westen für den Dienst im rückwärtigen Raum vorgesehen war und erfuhr in Frankreich daher eine ähnliche Verwendung wie zuvor an der Donfront. Was jedoch auch anhand anderer Aussagen, z. B. Lützens, festgehalten werden kann, ist, dass die Frontsoldaten, die im Osten gekämpft und schwere Winter sowie extreme Strapazen erlebt hatten, nach ihrer Verlegung in den Westen alles versuchten, um dort bleiben zu können.<sup>3839</sup> Auch während der Kämpfe am und nach dem 6. Juni 1944 wurde deutlich, dass erfahrene Ostkämpfer eher als die kriegsunerfahrenen Kameraden versuchten, sich sobald wie möglich in Sicherheit zu bringen und nicht, wie gefordert, „bis zur letzten Patrone“ an der HKL auszuharren.<sup>3840</sup> Schmid jedenfalls hatte bis Sommer 1944 sowohl im Osten als auch im Westen überwiegend „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“ erlebt. Im Sommer 1944 änderte sich dies jedoch mit der Rückverlegung seiner Division in den Bereich der HGr Mitte, wo er sofort in die schweren Kämpfe geriet und von den chaotischen Rückzugsbewegungen erfasst wurde.

<sup>3839</sup> Lützen hatte den Vorschlag seines Vorgesetzten abgelehnt, als Ausbilder nach Russland zu gehen.

<sup>3840</sup> So berief sich Lützen nach seiner Verwundung an der Hand bei dem ihm vorgesetzten Leutnant auf das Genfer Abkommen, wonach er sich zur Versorgung seiner Wunde zurückziehen dürfe. Meyer machte deutlich, dass er als erfahrener Ostkämpfer, trotz der Meldung einer „Invasion“ am 6. Juni 1944, keinen starken Drang zur Front verspürte.

Selbst in „aktiven“ Phasen des Ostfeldzuges erlebten manche Soldaten Krieg mitunter als eintönig. Bei Schröter heißt es dazu:

„So etwas wie ‚Lebensgefühl‘ konnte sich nur im Stellungskrieg entwickeln. Beim Angriff, Juni bis November 1941, oder beim Rückzug, im Laufe des Jahres 1944, war alles in Bewegung: Hektisch, immer wieder voller Überraschungen. Das Lebensgefühl im Stellungskrieg war zunächst geprägt von Langeweile. Wer dagegen kein Mittel fand, war übel dran; und da gab's vor allem zwei Gegenmittel: Kartenspiel und Alkohol.“<sup>3841</sup>

Schröter selbst spielte gern Skat, räumte aber nach seiner Hochzeit im November 1942 dem Briefeschreiben höchste Priorität ein:

„An jedem Tag gab es mindestens einen Brief an meine Frau, die ja nach unserer Hochzeit noch ein Jahr als Nachrichtenhelferin in Frankreich eingesetzt war. An jedem Tag mindestens ein Brief!“<sup>3842</sup>

Langeweile im Krieg beklagte auch der Soldat Otto in einem Brief an seine ehemaligen Mitschüler:

„Ich liege nun schon über ein Jahr dort, [vor Leningrad], bei der Ari als Funker, und verlege meinen Stand so alle vier bis sechs Wochen. Als ich dann in Urlaub fuhr, malte ich mir alles so rosig aus, und jetzt ist daheim dasselbe, nichts absolut nichts, ab und zu blinder Alarm.“<sup>3843</sup>

Otto erlebte an der Ostfront, aber auch im Heimaturlaub wenig Abwechslung. Die Erwartungen, die an den Heimaturlaub geknüpft waren, erfüllten sich wohl auch deshalb nicht, weil die meisten der ehemaligen Mitschülerinnen, Mitschüler, Freunde und Brüder in der Heimat oder an der Front ihren Kriegsdienst versehen mussten. Er erinnerte sich jedoch auch an angenehme Zeiten als Besatzungssoldat in der Sowjetunion:

„Nun, wenn man sich in Russland eingelebt hat, findet man auch die schönen und großartigen Eigenschaften des Paradieses, doch nur so lange, als man dort haust, denn meist wohnen wir im Bunker, selten in Häusern. Wir lagen über einen Monat im Alexanderpalais in Puschkin, im alten Zarenschloss. Da war eine herrliche Zeit für uns angebrochen, wir lagen neben der Bibliothek und aus den verschiedenen Zimmern und Gemächern richteten wir unser Heim ein, ganz feudal und ganz aufs Bequeme. Auch Russland ist das Land der unbegrenzten Möglichkeit, ein Extrem neben dem andern, ganz der Iwan.“<sup>3844</sup>

Es gab aber auch Soldaten, die sich in der Etappe nicht wohl fühlten, wie der Befragte Mühlig, den es nach schwerer Krankheit auf eigenen Wunsch wieder an die Front zog:

„[Und von Italien aus], da kam ich in die Kaserne, in die ‚Etappe‘. Und das war so widerlich, dass ich mich nach 'm halben Jahr freiwillig zur Front meldete. ... [Etappe heißt] in die Kaserne, wo die Heimattruppen waren. Und das waren genau dieselben Leute, die ich zwei Jahr' vorher verlassen hatte. Die hielten sich an ihren Stühlen fest. Und als ich meinem Regimentskommandeur sagte, ich hätte mich freiwillig zur Truppe, zur Front zurückgemeldet, da sagte der: ‚Aber Herr Mühlig! Das tut man doch nicht!‘ [Weil ich Hepatitis C hatte] war ich nicht mehr frontverwendungsfähig. ... Tja, warum hab ichs gemacht? Weil ich mit diesen Leuten nicht

<sup>3841</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 79.

<sup>3842</sup> Ebd.

<sup>3843</sup> Rundbucheintrag v. Otto, 20.11.1942, in: Restloser Einsatz, S. 87f.

<sup>3844</sup> Ebd.

mehr... Das waren Leute, die sich drückten. ... Die heirateten dann irgend 'ne Kneipwirtin.“

Eine ähnliche Einstellung wie Mühlig hatte auch der damalige Hauptmann, Bruno Fichte. Nach der Ausheilung eines Oberschenkelschussbruches und anschließendem Genesungsurlaub, kam er im Sommer 1942 zu einem Ersatztruppenteil:

„Als ich dort ankam, stand schon ein aktiver Offizier, ein Berufssoldat, am Tor und sagte: ‚Mensch, hast du ein Glück, deine Anforderung liegt schon oben. Und ich kann machen, was ich will, ich komm von hier nicht weg an die Front.‘ Das war reinste Heuchelei. Manch einer hielt sich an der Heimat fest und ließ uns draußen die Sache ausbaden. Sie haben mir also sofort eine neue Kompanie in die Hand gedrückt, und wenige Tage später saßen wir in den Güterwagen eines Transportzugs auf dem Weg nach Russland.“<sup>3845</sup>

In der Etappe war es möglich, eine Art „Herrenleben“ zu führen.<sup>3846</sup> Aber nicht jeder war für den „Dienst“ dort geschaffen oder fühlte sich wohl in seiner Haut, wie auch der von Hans Joachim Schröder Befragte Informant Reimers zugab, als er meinte: „Ich wollt' doch nicht rumgammeln.“<sup>3847</sup> Im Gegensatz zu Koschorrek, der zuvor die Nützlichkeit des Trosses erwähnte, waren manche Soldaten nicht gut auf die „Schreibstubenfritzen“ zu sprechen, ein Begriff, den der für diese Arbeit Befragte Gottschalk benutzte, und mit dem er sein Missfallen diesen Kameraden gegenüber zum Ausdruck brachte.

Dem damaligen Soldaten Schüßler fiel bei seiner Fahrt von der Front in den Heimaturlaub auf, wie viele deutsche Soldaten sich im Hinterland befanden:

„Je weiter ich in die Etappe vorstoße, umso mehr Uniformierte sehe ich, worüber ich nur staunen kann. Wie dünn sind wir an der Front gesät, und wie knüppeldicke läuft das Soldatenvolk hier herum! Ob die Latrine wirklich stimmt, dass in der gesamten vorderen Linie der Ostfront nur 300.000 Landser liegen, hinter ihnen aber drei Millionen in der Etappe? Das wäre ein Verhältnis 1:10 und ich gehöre dann also zu dem dünnen Zehntel, das Krieg führen muss?“<sup>3848</sup>

Jasper stellt fest: „Die Personaldichte nahm mit zunehmender Entfernung von der

<sup>3845</sup> Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 41f., Goldberg, in: ebd., S. 61 sowie G. Hauptmann, in: ebd., S. 260: „Als garnisonsverwendungsfähig kam ich schließlich nach Paderborn. Das war eine unangenehme Zeit, Kasernenhofdrill, den war ich nicht mehr gewohnt.“

<sup>3846</sup> Bernecker: Die geopferte Generation, S. 95.

<sup>3847</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 406 (Beleg 64, Reimers). Vgl. Brief v. „Teddy“, 11.2. 1942 aus seinem Heimaturlaub im Rundbuch seines Abiturjahrgangs 1940: Restloser Einsatz, S. 61: „Ich wurde ‚Ausbilder‘, was im Frieden zwar ganz reizvoll sein mag, mir persönlich aber höchst widerlich, und, jetzt im Kriege, sehr unwürdig erschien.“

<sup>3848</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 72. Vgl. Skepsis bei Dohr, in: Schüddekopf: Krieg, S. 151: „Seit der Kriegsschule und seitdem ich das Leben in der Heimat gesehen hatte, dachte ich, Robert, das kann nicht gut geh'n. Überall liefen die Drückeberger herum, während alle, die noch ein bisschen Ehre im Leibe hatten, draußen waren. Die Besten sind gefallen.“ Rass: Menschenmaterial, S. 57 – 59 sowie S. 411 erklärt dazu, dass auf drei Feldtruppenteile in der Regel ein Ersatztruppenteil in der Heimat kam. Im Kampfgebiet selbst war die Masse des Divisionspersonals eingesetzt, das Rass mit 87 bzw. 84 % beziffert und auf das 99 % der Verluste entfiel. Ebd., S. 79 sowie Jasper: Zweierlei, S. 162f. sowie Anm. 125, 126 und 129.

Frontlinie ab.<sup>3849</sup> Dies bezog sich in der Theorie wohl auch auf die Etappe. Möglicherweise sah die Praxis mit zunehmender Kriegsdauer diesbezüglich etwas anders aus. Dem Unteroffizier Fischer reichte der wochenlange Aufenthalt in einem Lazarett, und es zog ihn – weniger aus Patriotismus als aufgrund erachteter Notwendigkeit - wieder zum nächsten Kriegseinsatz:

„So, nun fröhliche Weihnachten! ... Den Rest gab mir – war es an Weihnachten oder zum Jahreswechsel – als der Reichspropagandaminister Josef Goebbels sprach! Ein unerträglicher Schwulst. ... Bei der nächsten Gelegenheit bat ich den Chefarzt, mich kv (kriegsverwendungsfähig) zu schreiben. Der lehnte erst mal ab: ‚Sie haben doch Ihre Pflicht getan.‘ Aber als ich darauf drängte, willigte er ein. Wahrscheinlich hielt er meinen Wunsch für ein seltenes Beispiel von Patriotismus. Doch davon war ich weit entfernt – ich wollte nur schnell alles hinter mich bringen.“<sup>3850</sup>

Aus Pflichtgefühl gegenüber den Kameraden an der Front und gegenüber dem Vaterland, aber auch aufgrund von Unzufriedenheit mit dem Dienst in der Heimat meldete sich manch einer noch im späteren Kriegsverlauf an die Front. Der damalige Leutnant Dohr meinte dazu:

„Im Oktober 1944, heute würde ich sagen, ich hatte einen Vogel, im Oktober, habe ich mich wieder freiwillig zur Wehrmacht gemeldet. Um mich herum wurden bereits so viele ältere Herren eingezogen, dass ich mich, jung wie ich war, verpflichtet fühlte. Ich konnte nicht mit ansehen, dass schon Fünfundfünfzigjährige eingezogen wurden. Es war Wahnsinn. Meine Frau war entsetzt, weil wenige Wochen darauf unser Kind geboren werden sollte.“<sup>3851</sup>

Bei der erneuten Meldung an die Front wurden selbst persönliche Belange, wie die eigene Familie hintangestellt. Neß, der sich nach dem Tod seines Vaters ebenfalls wieder freiwillig an die Ostfront gemeldet hatte, um „meinen Vater [zu] rächen“ drückte es ähnlich aus wie Dohr: „Das kann man nicht glauben, wie wir damals verrückt waren...“

Mehrere Zeitzeugen berichteten von Ruhe- oder auch Erholungsphasen an der Ostfront, wie nachfolgend Herr Theisinger:

„Sie wurden schon a’mal meinetwegen 14 Tage, drei Wochen rausgezogen und in Ruhe... Da[für] kamen andere Einheiten. ... Ja, [und] ich sagte ja, wir hatten auch viele Russen an den Geschützen. Und die haben dann immer auf ihrer Balalaika, ich sagte das schon, das russische Lied... Wie gehts noch? Das Wolgalied: Wolga, Wolga, matra snaja, Wolga russki-ryeka. Russland ist unsere Mutter, die Wolga... Und da ham se mit ihrer Balalaika und die... die Wolga, die rauschte, das war schon - die Erinnerung...“

Das Lied der „Wolgaschiffer“ ist ein volkstümliches russisches Lied von Mily Balakirev und geht auf die Knechtschaft der *Burlaks* während der russischen Zarenzeit zurück.<sup>3852</sup> Der 3. Vers des Textes, aus dem Theisinger zitierte, lautet ein wenig

<sup>3849</sup> Jasper: Zweierlei, S. 163.

<sup>3850</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 245.

<sup>3851</sup> Dohr, in: Schüddekopf: Krieg, S. 157.

<sup>3852</sup> Der Maler Ilya Yefimovich Repin hat die *burlaks* (= Wolgaschiffer) sehr eindrucksvoll auf einem berühmt gewordenen Gemälde dargestellt. Dieses Kunstwerk inspirierte

anders: „*Ekh, tý Volga, mat'-ryeka, shiroka i gluboka!*“<sup>3853</sup> Es ist aber möglich, dass die Russen, die Theisinger erwähnte, das Lied mit einem etwas abgewandelten Text vorgetragen haben. Traditionell wird die Melodie der „Wolgaschiffer“ von der Balalaika begleitet. Die das Lied Vortragenden waren offenbar die so genannten „Hilfswilligen“, die innerhalb der Wehrmacht eingesetzt wurden. Das Feindbild vom kommunistisch-bolschewistischen Untermenschen war offensichtlich, angesichts der „Integration“ von Angehörigen der Roten Armee in die Reihen der deutschen Truppen und der kulturellen Darbietung der russischen Soldaten, mit Gesang und Musikinstrument, an der „rauschenden Wolga“ nicht mehr existent. Viele Hiwis waren zu Kameraden geworden.<sup>3854</sup>

Der Befragte erinnerte sich, am 27. August 1942 mit seiner Truppe die Wolga bei Rynok, nahe Stalingrad, erreicht zu haben. Möglich ist, dass er zur Vorausabteilung der 16. Pz. Div. gehörte, die als erste deutsche Division ihre vorgeschobenen Stellungen am Wolgaufer bei Rynok am 23. August 1942 errichteten.<sup>3855</sup> Bei Beavor heißt es zu den Soldaten dieser Division:

„In den Feuerpausen pflückten Panzerbesatzungen und Pioniere reife Früchte und benutzten dabei Mützen und Helme als Behälter. Nach den Wochen, die sie in der ausgedörrten Steppe verbracht hatten, verstärkte ein Blick aus dem blätterreichen Schatten auf die breite Wolga, die ‚wie ein ruhender See‘<sup>3856</sup> da lag, irgendwie das Gefühl, das Ende der Reise an die Grenze Europas erreicht zu haben.“<sup>3857</sup>

Eventuell bezieht sich Theisingers Beschreibung sogar auf den Zeitpunkt vom 27. – 29. August 1942, als das AOK 6 sich gezwungen sah, seinen drei Panzerkorps aus Mangel an infanteristischem Nachschub zu befehlen, den Angriff auf Stalingrad vorübergehend einzustellen und die Ankunft der 4. Pz.Armee abzuwarten. Die Verbände sollten bis dahin das Erreichte halten und ausbauen „um die Versorgung der an die Wolga durchgebrochenen Kräfte sicherzustellen.“<sup>3858</sup> Am 30. August wurde dann der Befehl erteilt, das im nördlichen Bereich von Stalingrad gelegene XIV. Panzerkorps, zu dem Theisingers Pz.Div. gehörte, und das benachbarte LI. A.K. zum weiteren Angriff in allgemeiner südlicher Richtung zusammenzufassen. Auch während der Zeit Ende August 1942 war die 16. Pz.Div. schwerstem Artilleriefeuer ausgesetzt und beschoss ihrerseits Fähren mit auf das Ostufer der Wolga flüchtenden russischen Zivilisten.<sup>3859</sup> Die von Theisinger geschilderte Ruhephase mag sich an einem etwas

---

Balakirev zu dem Lied „Die Wolgaschiffer.“

<sup>3853</sup> Die Übersetzung lautet: „Oh, Du Wolga, (unser) Mutter-Strom, du bist so breit und tief.“

<sup>3854</sup> Dennoch wurden die „Hilfswilligen“, wenn es um körperlich schwerere Tätigkeiten ging, vorrangig dafür eingesetzt. Dieser bestehende Unterschied belegt, dass sie den Wehrmachtsoldaten nicht gleichgestellt waren.

<sup>3855</sup> Knopp: Stalingrad, S. 156.

<sup>3856</sup> Zitat aus Podewils: Don und Wolga, München 1952, S. 105.

<sup>3857</sup> Beavor: Stalingrad, S. 139.

<sup>3858</sup> Wegner: Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43, Bd. II, S. 968.

<sup>3859</sup> Beavor: Stalingrad, S. 138.

ruhigeren Spätsommerabend Ende August ereignet haben, als der starke russische Widerstand etwas abebbte. Deutlich wird auch, dass es Zeiten der Ruhe gab oder auch nur Momente der Entspannung, in denen deutsche und in ihren Reihen eingesetzte russische Soldaten diese Erholungsphasen miteinander verlebten. Von einer ähnlichen Idylle, wie Theisinger sie von der Wolga beschreibt, erzählte auch der Befragte Golder. Er erinnerte sich, dass er sich in einer ruhigeren Zeit, als seine Einheit am Dnjepr lag, ebenfalls an der Sangeskunst der Einheimischen erfreute:

„Und da haben wir auch mal erlebt, wie schön die Russen singen können. Da war 'n ganz stiller Abend am Fluss, und dann sind da viele ... am Fluss g'wesen, und die haben da diese schwermütigen russischen Lieder angestimmt. Das war so wunderbar. Die konnten wunderschön singen.“

Möglich ist, dass auch Golder das Lied der „Wolgaschiffer“ hörte. Deutlich wird anhand seiner Aussage aber nicht, ob es sich bei den Vortragenden um Hilfspwillige handelte oder um Angehörige der russischen Zivilbevölkerung. Im Sinne der NS-Führung ist dieses friedliche Miteinander sicher nicht gewesen, denn der Russe sei „vorher kein Kamerad und hinterher kein Kamerad“, so Hitler. Es sieht im Gegenteil danach aus, dass die in den deutschen Reihen beschäftigten russischen Hilfspwilligen von den Mannschaftsdienstgraden vielfach als Kameraden akzeptiert wurden. Auch der Interviewpartner Becker schrieb in Russland, trotz des offiziellen Verbotes, ein Tagebuch. Diese Eintragungen waren ihm im Gespräch eine wichtige Stütze. Auch er erinnerte sich an ruhigere Phasen innerhalb des Ostfeldzuges:

„Hier ist ein Buch, was ich in Russland geschrieben habe, das ist ein Tagebuch, ... wo ich also jeden Tag hier damals aufgeschrieben habe und hier ... ist also alles zu ersehen, was damals so geschah, und unter anderem sind das auch Schilderungen hier, wo es uns ganz gut ging in Russland, ... wo wir Kirschen gegessen haben, wo uns die Russen... Das sind jetzt hier auch ganz kleine Geschichten. Naja, also, aber das is hier ..., das geht also vom ersten Tag in Russland. Bis zu meiner zweiten Verwundung im Kaukasus. ... Wenn ich das heute durchlese hier, das ist für mich ebenso spannend wie für einen ander'n, ja? Denn das is, wie gesagt, das is unter Feindeinwirkung geschrieben worden, hier, unter allen möglichen Umständen, nicht wahr.“

Auch Dr. Bötcher erzählte vom Winter '41 und vom Frühjahr '42: „Da sind mia fest-gesessen. Da hat man eben gewerkelt und... da haben wir wenig zu tun gehabt.“ Bötcher gehörte zur 295. Div., die jedoch im Juni 1942 den kräftezehrenden Vormarsch auf Stalingrad sowie die Einkesselung bis zum Ende erlebte. Er überlebte auch die anschließende, mehrjährige Gefangenschaft in den Stalingrader Lagern. Anhand Golders Tagebuchaufzeichnungen wird immer wieder deutlich, wie wenig Zeit blieb, sich über die von ihm, ähnlich wie Kuby, oftmals auch als idyllisch empfundene Landschaft zu freuen, ohne dass seine Gedanken im nächsten Moment wieder vom Krieg eingeholt wurden:

„Heute liegen wir in einem der schön gelegenen ukrainischen Dörflein und sichern gegen Norden. Überstürzt haben wir den fruchtbarsten und schönsten Teil der

Ukraine erreicht. Die russische Luftwaffe greift stärker an als je. Bei den 35ern entstanden starke Verluste. Sonst herrscht meistens große Hitze. Die Lage ist absolut unübersichtlich.<sup>3860</sup>

Ein paar Tage später konnte sich der Tagesablauf wieder ganz anders gestalten:

„Wir haben schöne Tage gehabt. Es wird gekocht und gebraten. Teilweise wird zu viel gegessen. Zuerst schien es kälter zu werden, aber jetzt sind die Tage heißer denn je. Ein besonders 'heißer Tag' war der Sechste. Bei glühender Hitze greift unser Bataillon nach Artillerieunterstützung Lobrinez, 120 km nördlich des Schwarzen Meeres an und nimmt es fast ohne Widerstand. Das Schlimmste dabei war nur das Schleppen des schweren Geräts. Unsere Hemden waren nass, wie wenn sie gewaschen worden wären. Beim Eindringen in die Stadt – Totenstille. Die Schaufenster der Läden eingeschlagen. Die Russen haben alles, was irgend einen Wert hatte, mitgenommen. Am Abend sind die Deutschen 30 – 50 km über die am Vormittag genommene Stadt hinaus vorgestoßen. Nun sind auch die russischen Flieger da! Bomber und Jäger! Sie sind noch immer eine dauernde schwere Gefahr. Wir befinden uns im nächsten Dorf, ... in Nadesdofka.<sup>3861</sup> ... Vier Tage herrlichster, friedlicher Ruhe in Nadesdofka! Nur die russischen Flieger erinnern uns daran, dass Krieg ist. Es wird gewaschen, geputzt und gereinigt und alles spielt Karten und Schach. Auch sonst geht es uns gut. 'Milch und Honig fließen'. Mitten in der Nacht werden wir zu Imkern. Der Grund unseres langen Hierbleibens sei angeblich, dass wir zu weit vorgestoßen sind. ... Der stärkste russische Widerstand scheint gebrochen zu sein, der Endsieg nicht mehr weit. Alles ist in bester Stimmung.<sup>3862</sup> ... Plötzlich geht es wieder weiter.“<sup>3863</sup>

Viele Schilderungen Golders zeigen, dass er sich auch im Osten den Blick für die Schönheit der Landschaft bewahrt hat. Er, der sich als Schöngest bezeichnet und immer auch an klassischer Literatur interessiert war, genoss die trügerische Idylle in der Ukraine. Es blieb an manchen Tagen Zeit für ein ausgiebiges Essen, das anscheinend in dieser Phase reichlich vorhanden bzw. zu beschaffen war und dafür, die zunächst „großen Siege und steigenden Gefangenenzahlen von der ganzen Front“<sup>3864</sup>, die im Wehrmachtsbericht und in Sondermeldungen zu erfahren waren, zu feiern. Die Beschreibungen Golders vom „Milch und Honig“, die in der Ukraine – mitten im Krieg – flossen, sind so in Frankreich während des noch anhaltenden Angriffs 1940 und schon gar nicht 1944 zu finden. Lediglich nach den sechswöchigen Kampfhandlungen im Westen bzw. für die den deutschen Streitkräften nachfolgenden Einheiten (z. B. Schlotmann, Landgraf) gab es dort eine Zeit, in der die Deutschen ihren Sieg ausgiebig feierten. Zu bedenken dabei ist allerdings die riesige Zahl der im Osten kämpfenden Wehrmachtsangehörigen, die weit überdehnte Front, die Größe der Sowjetunion, die Dauer des Feldzuges. Die Ruhezeiten dort ergaben sich auch aus diesen Aspekten. Der unerwartet schnelle Vormarsch im Sommer 1941 machte es immer wieder er-

<sup>3860</sup> KTB Golder, Eintrag v. 1.8.1941 (PrArIW).

<sup>3861</sup> Ebd., Eintrag v. 7.8.1941.

<sup>3862</sup> Ebd., Eintrag v. 10.8.1941.

<sup>3863</sup> Ebd., Eintrag v. 15.8.1941. In diesem Eintrag berichtet Golder weiter, dass es zwischen den Angriffen immer einmal wieder ruhig war, so dass er „im Funkwagen nach langer Zeit wieder mal Musik und Nachrichten [hörte]. Mittags hatten wir gerade herrliche Musik von Otto Doberindt hereinbekommen, als der Russe dazwischenfunkte.“

<sup>3864</sup> Ebd. Eintrag v. 10.8.1941.

forderlich, die Operationspläne diesem Tatbestand anzupassen, und dass die vordersten Truppen anhielten, um den nachfolgenden [Versorgungs-]Einheiten Gelegenheit zu geben, aufzuschließen, um dann erneut gemeinsam ins Landesinnere vorzustoßen.

Fischer beschrieb eine Ruhephase seines Panzerpionierbataillons im Mittelabschnitt der Ostfront im Herbst 1941, nachdem seine Einheit seit Beginn des Angriffs am 22. Juni 1941 kaum zum Halten gekommen war:

„Wir atmeten auf, als man uns diese Pause gönnte. Das Dorf unweit der Rollbahn sah sehr friedlich aus. Es gab einen kleinen Teich, und auf dem Dorfanger weideten Gänse. Die Bewohner verhielten sich nicht gerade feindlich. Wir trieben das, was Soldaten immer tun, wenn sie Ruhe haben. Es wurden Briefe geschrieben, in einem alten Eimer wurde Unterwäsche ausgekocht. Die Waffen wollten gepflegt sein und zwischendurch setzte der Hauptfeldwebel Appelle in Gerät und Bekleidung an.“<sup>3865</sup>

Neben den beschriebenen Tätigkeiten der Soldaten gab es auch jeden Tag Morgenappell. Fischer berichtete aus Dezember 1941 wiederum von einer Ruhephase, als der deutsche Vorstoß auf Moskau gescheitert war und sich sein Bataillon der 10. Pz.Div. vor Moskau bis an das Westufer der Istra zurückzog:

„Es geschah ein Wunder. Wir fuhren 20 oder 30 Kilometer zurück, ins Hinterland, in den Raum von Wolokolamsk. Wir hatten einige friedliche Tage. ... Es wurde Weihnachten und wir durften immer noch hier, in diesem eingeschneiten Dorf, bleiben. Weitab vom Krieg. Pünktlich zum Heiligen Abend kam noch einmal Feldpost, Briefe und Päckchen.“<sup>3866</sup>

Fischer erlebte zum ersten Mal das Zusammenleben mit russischen Dorfbewohnern, in deren Haus er mit seinen Kameraden einquartiert war. Seine Beschreibung erinnert an die Lützens, der ebenfalls vor Moskau eingesetzt und dessen Einheit im Winter 1941/42 auch bei Zivilisten untergebracht war (s. Abschn. 5.4). Allerdings gab es auch in ruhigeren Abschnitten hinter der HKL die Vorschrift, ständig Aufklärung zu betreiben, so dass immer ein paar Soldaten auf Erkundung geschickt wurden. Daneben lief die Ausbildung für die als Ersatz zugeführten Soldaten weiter: Unterricht, Gefechtsdienst und, je nach Verwendung, Sprengdienst (Pioniere) oder sonstige Spezialausbildung.<sup>3867</sup> Ruhepausen kamen oft da zustande, wo Nachschubprobleme und Umgruppierungen auftraten oder der Vormarsch, wie vor Moskau, aus militärischen oder witterungsbedingten Gründen zum Stehen gekommen war:

„Der Angriff der Sowjets erlahmte und hatte sich festgefahren, die Rote Armee musste umgruppieren und Reserven heranschaffen. Dies gab den erschöpften Truppen der Wehrmacht eine Verschnaufpause, die es erlaubte, die Lage besser in den Griff zu bekommen, die zerschlagenen Einheiten aufzufrischen oder neu zusammenzuwürfeln und zu versorgen. An anderen Abschnitten der Ostfront, bspw. in Estland und ab Mitte September nordöstlich der lettischen Hauptstadt

<sup>3865</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 120f.

<sup>3866</sup> Ebd., S. 141f.

<sup>3867</sup> Ebd., S. 176.

Riga wüteten allerdings Schlachten und schwere Kämpfe.<sup>3868</sup>

Nach einem Lazarettaufenthalt nahm der Informant Gottschalk mit seiner Einheit an der Kesselschlacht um Char'kov teil. Im Anschluss daran erfolgten tägliche Gewaltmärsche durch sengende Hitze, bevor die Einheit im Osten in eine Ruhe- und Erholungsphase trat, die der Interviewpartner als „Ferien“ bezeichnete:

„So, und dann kam die Kesselschlacht Char'kov, südöstlich Char'kov, wo die vielen vielen Gefangenen gemacht wurden. Und von dort aus ging es im Galopp Richtung Stalingrad. Am Tag vierzig, fuffzig Kilometer sind wir marschiert - bei glühender Sonne durch die Steppe. ... Wir sind jedenfalls in dieser Richtung marschiert und kamen dann in dieses Dorf, wo wir von Juli bis Herbst drin lagen und dort wie im Paradies Ferien hatten, also unsere Truppen ... Naja, das war die Ausgangsstellung, wo wir dann direkt in Richtung Stalingrad marschiert sind, also die Endphase, [1942]. ... Na und hier liegen wir, also Sie sehen ja, Sommerurlaub (lacht, zeigt Photos) ... Da liegen wa, ja, so vielleicht einen Kilometer von einer Hauptstraße entfernt, so 'n bisschen hinten, so schön im Gebüsch und hatten Gelegenheit, uns mal zu duschen, entlausen und so. ... So, dieses Bild muss ich auch nochmal erläutern: das ist Paulchen, Kurt, also wir haben [uns das] gemütlich gemacht. Und ich sitz' hier und stopfe grade meine Socken, ja? So etwa. Und ab und zu schoss die Artillerie, ja? Weit, hörte man schon, kam er angegurgelt. Und da detoniert so 'n Biest. Und da hör'n wir schon, wie die Splitter kommen. So wie ich hier sitze, so haut der Splitter bei mir hier genau zwischen die Beine. Stellen Sie sich vor, ich hätte nur so (zeigt) gesessen, hätt' ich 'n Kopf weg gehabt. Das ist hier an dieser Stelle passiert, wo wir hier sitzen. Ja, das werd' ich auch nie vergessen!“



Die Überquerung eines breiten Flusses (hier: der Don) mit sämtlichen Wehrmachtsfahrzeugen mehrerer Divisionen oder gar einer ganzen Armee konnte mehrere Stunden in Anspruch nehmen.  
Foto: Nachlass Karl Dietrich

Gottschalk präzisierte, dass die Kesselschlacht im Sommer 1942 zu Ende war und dann der Marsch in Richtung Stalingrad fortgesetzt wurde. In dieser Zeit habe es

<sup>3868</sup> Bernecker: Generation, S. 240.

keine großen Kämpfe oder Widerstand gegeben, weil die Russen sich „schlau zurückgezogen“ hätten.<sup>3869</sup> Die Ruhephase habe den ganzen Sommer über gedauert, von Juli bis September, so Gottschalk. Der Befragte fügte ergänzend hinzu:

„Wir kamen, wie soll ich es sagen? '42, im Sommer, kamen wir, ich weiß jetzt nicht genau – im Juli/August – in den Bereich am nördlichen Don. Und da musste ich – war ich auch Melder – musste ich einen Offizier begleiten auf die Höhen. Wir lagen unten im Tal, und oben war angeblich die Frontartillerie. Wir war'n da wie auf Erholung, möcht' ich mal sagen. Wir hatten keinen Kampfeinsatz, aber wir hatten trotzdem Verbindung und mussten hin. Da war'n wir bei einer italienischen Kanonenbatterie. Und da habe ich... na ja, wir war'n 'n paar Mann, und der Offizier, der nahm Kontakt auf mit denen. Und wir saßen draußen und haben uns amüsiert. Weiter nüscht. Und die haben denn verhandelt in den Bunkern. ... Och, bin dann von dort, von diesem Ort in Urlaub gefahren, hab dann '42 – im Herbst war das – geheiratet und bin dann von zu Hause wieder in diesen Ort gekommen. Dann habe ich noch acht Tage dort, in dem Ort, mit meinen Kameraden gelebt. Ja. Und dann wurden wir von Italienern abgelöst.“



Auf diesem Photo ist deutlich zu erkennen, welche Leistungen von den Pionieren zu erbringen waren, um eine improvisierte Brücke des breiten Stroms Don zu bauen, die auch schweren Fahrzeugen standhalten musste. Sie besteht aus vielen, mit einander verbundenen und im Flussbett verankerten Pontons, über die eine „Straße“ aus Holzbohlen gebaut und befestigt wurde.

Foto: Nachlass Karl Dietrich

Fischer erlebte ebenfalls eine Erholungszeit an der Ostfront und veranschaulichte die Atmosphäre: „Es war eine jener Pausen, in denen der Krieg seinen Atem aussetzt. Wir lagen am Strand des Narews in der Sonne oder spülten uns den Körper vom Staub ab.“<sup>3870</sup> Und auch Dietrich, der sich in derselben Gegend wie Gottschalk befand, schilderte, wie es in seinem russischen Privatquartier zuging:

<sup>3869</sup> Ein Phänomen des Ostfeldzuges war fast von Anfang an für die deutschen Truppen, einen „Gegner ein[zu]kesseln, der nicht mehr da ist,“ wie der Ob. d. HGr. B, v. Bock, derartige Befehle spöttisch kommentierte. Zit. n. Wegner: Krieg gegen die Sowjetunion, S. 881.

<sup>3870</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 42.

„Jo, wir haben ja auch gebadet. Wir sind im Dnjepr und im Donez, wir haben ja geschwommen im Sommer. Und wenn man hier im Quartier war, da musst... teilweise, die Frauen, haben heißes Wasser gemacht, die haben uns geschrubbt und haben unsere Wäsche gewaschen, ja, die Russinnen. (lacht) [zeigt Photos] Hier waren wir in der Kalmückensteppe. Hier, da haben wir die ersten Kamele gekriegt (lacht). Ich weiß nicht, wo wir die herkriegt. Die können aber laufen! Ziehen vor allen Dingen! Auch zum Reiten [waren die] (lacht). Weil das mal einer probiert hat, nicht wahr, und denn is der runter... die sind ja stur, die Kamele. Und denn is er gleich so im hohen Bogen wieder runter geflogen. Da kriegten wir, glaub' ich, sechs Stück oder was haben wir da gekriegt. Da haben wir erst mal unseren Blödsinn mit gemacht. Ich weiß nicht, wo wir die her gekriegt haben.“



In der Kalmückensteppe wurden einigen Wehrmachtsdivisionen auf dem Weg nach Stalingrad Kamele statt der deutschen Kaltblüter und der sowjetischen Panjepferde zugeteilt, die optimal an die Bedingungen in der Wüste angepasst waren (im Vordergrund, erste Reihe, Zweiter v. links: Karl Dietrich bei der Inaugenscheinnahme des Kameraden „Kamel“).

Foto: Nachlass Karl Dietrich

Dietrichs Einheit im Sommer 1942 in der Kalmückensteppe: „Hier, da haben wir die ersten Kamele gekriegt. Die können aber laufen! Ziehen vor allen Dingen! Auch zum Reiten [waren die]. ... Da kriegten wir, glaub' ich, sechs Stück, oder was haben wir da gekriegt. Da haben wir erst mal unseren Blödsinn mit gemacht. Ich weiß nicht, wo wir die her gekriegt haben.“

Foto: Nachlass Karl Dietrich

Dietrich belegte seine Schilderungen auf dem Vormarsch in Richtung Don im Sommer 1942 im Gespräch anhand vieler Fotos. Vorübergehende Aufenthalte an den Flüssen, wie am Dnjepr und am Donez, wurden, auch in Anbetracht der großen Hitze, zum

Baden und Erholen genutzt. Während der Einquartierungen, die sich auch auf den Winter 1941/42 beziehen, erlebte der Zeitzeuge einige Annehmlichkeiten, wie beispielsweise ein Wannenbad, wobei nicht deutlich wird, ob die Russinnen darum gebeten worden sind, dafür heißes Wasser zuzubereiten und die deutschen Soldaten auch zu waschen oder dies von sich aus angeboten haben. Erstere Vermutung ist wohl eher zutreffend. Auch das Waschen der Kleidung übernahmen die Frauen.



„Hier, Matka wäscht. ... Sie steht da und wäscht da draußen.“ Karl Dietrich veranschaulichte seine Erzählungen mit vielen Fotos. Dieses Bild wurde im Sommer 1942 in der Ukraine aufgenommen, als Dietrich und seine Kameraden für einige Tage dort einquartiert waren. Ob die Ukrainerin hier gerade die Wäsche der Wehrmachtssoldaten reinigt, ist nicht zu erkennen. Foto: Nachlass Karl Dietrich



Karl Dietrich, Dritter von rechts (hinten hockend) und seine Kameraden während einer Ruhepause im Sommer 1942 in der Ukraine.

Foto: Nachlass Karl Dietrich



Dietrich, Zweiter von links, und seine Kameraden an ruhigeren Tagen während einer Einquartierung in der Ukraine im Sommer 1942, nur mit Badehosen bekleidet.

Ganz offensichtlich wurde von den Wehrmachtsangehörigen im Osten jede der wenigen Gelegenheiten zum Baden in Gewässern oder in den Häusern sowie zum Wäschewaschen wahr genommen.<sup>3871</sup> Oft wurden auch die Einquartierungen an sich bereits als willkommene Verschnaudpause und Ruhephase erlebt. So berichtete Großmann in seinen Erinnerungen, dass seine Einheit in einem russischen Dorf Quartier bezogen habe und meinte:

„Wir fanden es hier recht gemütlich und fühlten uns dem Krieg weit entrückt. ... Überall wurde im Dorf fleißig gekocht und gebrutzelt. ... Wir waren von der russischen Küche alle so begeistert, dass wir uns vornahmen, im nächsten Urlaub die Varenky<sup>3872</sup> auch daheim einzuführen. ... Die Russen feiern und tanzen gern; auch mit deutschen Landsern, wenn es sein muss. Eine Gitarre erklang und siehe, von überall her strömten Mädchen, die sich bei den Händen fassten und im Kreise tanzend den Boden stampften.“<sup>3873</sup>

<sup>3871</sup> Vgl. Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 256 (4.12.1943): „Gestern war es für uns wie ein Feiertag. Wir haben uns gewaschen, rasiert und wieder mal feingemacht. Das Essen war ausgezeichnet. ... In aller Ruhe konnten wir unsere verdreckten Klamotten säubern und die Waffen reinigen. Danach haben wir sogar ein Mittagsschläfchen gehalten; ebd., S. 257 (Einträge v. 5.-9.12.1943): „In den nächsten Tage bleibt es vorne verhältnismäßig ruhig. ... Wir bleiben weiterhin in den Quartieren und kommen endlich mal wieder dazu, längst fällige Briefe an unsere Lieben daheim zu schreiben. Zwischendurch haben wir sogar Gelegenheit, unsere Unterwäsche und die Uniformen zu entlausen.“ Ebd., S. 259 (Eintrag v. 10.12.1943): „Es ist fast wieder eine Woche vergangen, in der wir in den Quartieren liegen. ... Wir sind heilfroh, dass es vorne noch ruhig geblieben ist und wir nicht raus mussten.“

<sup>3872</sup> Russische Nachspeise, die mit Quark zubereitet und mit Sonnenblumenöl und Honig serviert wird.

<sup>3873</sup> Großmann: *Granatsplitter*, S. 40f.

Dagegen kommt Jasper bei der Auswertung von Feldpostbriefen zu der Einschätzung, dass „noch im November [1941] ... der Winter in Russland den meisten ein Synonym für die Unannehmlichkeiten des Winterquartiers in russischen Bauernhäusern [gewesen sei] und für die bedauerliche Trennung von den Angehörigen über Weihnachten.“<sup>3874</sup> Möglich ist, dass diese Einstellung sich im Laufe der Zeit änderte und in manchen Fällen einer Dankbarkeit wich, weil die Einquartierungen den „täglichen Überlebenskampf gegen Kälte, Hunger und Erschöpfung“<sup>3875</sup> entschärften und eine gewisse familiäre Atmosphäre mit Zerstreuung durch Tanzen, Feiern, gemeinsame Mahlzeiten, Körper- und Wäschepflege entstehen ließen, die das Leben im Osten erträglicher machten und auch das Heimweh etwas linderten. Der von November 1941 bis April 1942 andauernde Winter versetzte die deutschen Soldaten des Ostheeres in eine Situation, die die „Wehrmachtssoldaten als Angehörige einer mitteleuropäischen Armee aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht für möglich gehalten [hatten],“<sup>3876</sup> so Jasper, und sein Großvater, Kriegspfarrer im Osten, notierte seine Eindrücke am 21. Dezember 1941 mit den Worten: „Welch furchtbares Bild – erschütternd – diese schwankenden Gestalten mit den erfrorenen Gliedmaßen – dieses geschlagene Heer,“<sup>3877</sup> in seinem Tagebuch. Einige Tage zuvor schrieb der Deutsche Alfons F. an seine Angehörigen:

„Uns allen geht es alles andere als gut, man kann mit ruhigem Gewissen miserabel sagen. ... Heute in 8 Tagen ist Weihnachten; jeden Tag müssen wir daran denken, denn sonst geht dieser Tag vorüber und wir haben es nicht einmal gemerkt. Äußerlich werden wir ja bestimmt nichts davon merken und wir sind froh, wenn uns der Russe ein klein wenig in Ruhe lässt. Das ist unser einziger Wunsch, so anspruchslos sind wir geworden.“<sup>3878</sup>

Einige Befragte in diesem Abschnitt beklagten die im Osten empfundene „Kulturlosigkeit“ im Vergleich zu ihren danach folgenden Einsätzen in Italien oder Frankreich. In der Sowjetunion geriet „jedes Überlegenheitsgefühl ... ins Wanken“.<sup>3879</sup> Der tägliche Überlebenskampf gegen die als „kulturlos-barbarisch“ eingestuften Rotarmisten, die gut ausgerüstet, winterfest gekleidet und „jetzt mit großer technischer Überlegenheit angriffen“,<sup>3880</sup> erforderte es sogar, sich bei gefallenem und gefangenen Sowjetsoldaten mit Kleidung und Filzstiefeln zu versorgen, um wenigstens kein Opfer der Kälte zu werden. Lützen beispielsweise hatte sich vom Mantel eines gefallenem Rotarmisten „’n Stück abgeschnitten“ und einen Kopfschützer gefertigt (s. Abschn. 5.6), um sein Gesicht vor schweren Erfrierungen bei „minus 56°“ zu schützen.

<sup>3874</sup> Jasper: Zweierlei, S. 252.

<sup>3875</sup> Ebd., S. 252.

<sup>3876</sup> Ebd.

<sup>3877</sup> Jasper: TB, 21.12.41.

<sup>3878</sup> FpBf Alfons F., 18.12.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 252.

<sup>3879</sup> Jasper: Zweierlei, S. 252.

<sup>3880</sup> Ebd.

Nach dem überstandenen Winter war „die folgende Zeit von Frühjahr 1942 bis Herbst 1943 ... von der Gewöhnung an die Verhältnisse im Osten geprägt,“ so dass „Wohnverhältnisse und Naturgewalten ... keine Überraschung mehr [waren].“<sup>3881</sup> Lebensbedingungen in Ost und West wurden nur noch angesprochen, wenn beispielsweise die Verlegung von Ost nach West oder umgekehrt erfolgte und sich dadurch ein starker Kontrast oder einschneidende Veränderungen offenbarten. So erinnerte sich der vom Osten in den Westen verlegte Erich Neuner am 1. Oktober 1942 in Frankreich an seinen ein Jahr zurückliegenden Einsatz im Osten:

„Im vorigen Winter habe ich am meisten im Gesicht gefroren. Insbesondere die Ohren. Wenn Du, Mutter, nun irgendwie noch Wolle zur Verfügung hast, so kannst Du mir vielleicht so einen Kopfschützer machen. ... Auf meine Aufzeichnungen im Kalender 1941 kann ich mich noch genau besinnen. Wir waren damals Anfang Oktober gerade auf mot. Marsch und befanden uns südlich von Juchnow. Es fiel da der erste Schnee und man ahnte dabei überhaupt nicht die Ausmaße eines russischen Winters. Die großen Schneeflocken fielen dicht an die Autoscheiben und draußen ging langsam die eintönige russische Landschaft vorüber. Später kam dann vor dem Ausbruch des richtigen Winters die große Schlammperiode, wie sie auch im Frühjahr immer da ist. Dieses Jahr bin ich nun hier [im Westen], aber wie lange?“<sup>3882</sup>

Die letzte, wohl auch eine entsprechende Befürchtung ausdrückende Frage des Briefes, erwies sich als berechtigt, denn für viele deutsche Soldaten war ihr Einsatz in Frankreich eine vorübergehende Erholung. Mit der erneuten Verlegung in den Osten war jederzeit zu rechnen. Neuner befand sich bereits drei Monate später wieder in Russland und schrieb am 31. Januar 1943: „Trotzdem ist es doch ein bisschen komisch, wenn man zum zweiten Mal dieses verhasste Land wiedersieht.“<sup>3883</sup> Gerade letzteres findet sich nur in Aussagen von Soldaten aus dem Osten. Der Westen, besonders Frankreich, galt nicht als „verhasst“, sondern eher als das „gelobte Land“, auch wenn die Verhältnisse dort sich dahingehend änderten, dass nun die Abwehr einer zu erwartenden alliierten Landung mit vereinten Kräften aufgebaut werden musste, und sich die Lebensbedingungen für deutsche Soldaten, vor allem im Hinblick auf die Verpflegung, zeitweise erheblich verschlechtert hatte. Trotzdem blieb der Osten die unbeliebtere Alternative unter den Kriegsschauplätzen, zumal ein Ende des Krieges dort nicht abzusehen war, und Niederlagen und Rückschläge sowie der Bombenkrieg der Westmächte zu einem aus deutscher Sicht unerwünschten Kriegsverlauf geführt hatten. Dies führte bei einigen Wehrmachtssoldaten zu einer Trotzhaltung, die in den Briefen zum Ausdruck kam und eine Art „Jetzt-erst-Recht zum Schutz der eigenen Familie und des Vaterlandes“ heraufbeschwor.<sup>3884</sup>

<sup>3881</sup> Ebd., S. 253f.

<sup>3882</sup> FpBf Erich Neuner, 1.10.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 254.

<sup>3883</sup> Ders., 31.1.43, in: ebd.

<sup>3884</sup> Vgl. FpBf Josef Z., 17.2.43, 24.5.43 in: ebd., S. 255: „So lange ich Soldat bin, werde ich wissen, was ich zu tun habe, und so lange ich kann, werde ich meine Familie und mein Vaterland vor der roten Gefahr schützen bis zum letzten Blutstropfen.“

Dietrichs Bericht von den Kamelen, die den bespannten Einheiten als Zugtiere zur Verfügung gestellt wurden, würde man zunächst eher dem DAK (Deutsches Afrikakorps) zuordnen. Es war jedoch so, dass die Wehrmachtspferde, die den beschwerlichen Vormarsch in Richtung Stalingrad leisten mussten, bereits Mitte Oktober vollkommen erschöpft waren. Das Steppengras in diesem Raum war von sehr geringem Nährwert, eine Vorratsbildung an Hart- und Raufutter kaum möglich und rückwärtige Pferdeerholungsräume für die erschöpften Tiere nicht erreichbar.<sup>3885</sup> Das Pferdefleisch war jedoch auch bereits in den Kochtopf gewandert. Dr. Bötcher erinnerte sich daran, dass die Verpflegung für die Wehrmachtangehörigen „lange, bevor wir Stalingrad überhaupt gesehen hatten, auf die Hälfte herabgesetzt“ worden war. Bespannte Einheiten griffen schon in dieser Phase auf Pferdefleisch zurück. Ochsen und Kamele sollten ausgefallene Pferde und Fahrzeuge ersetzen, da es der 6. Armee zudem an Benzin mangelte.<sup>3886</sup> Insbesondere Kamele kommen mit den kargen Bedingungen und dem Klima in der Kalmückensteppe besser zurecht<sup>3887</sup> und waren zudem noch nicht so überstrapaziert worden wie die Lasttiere der Wehrmacht. Dietrich bestätigte die ausgezeichnete Eignung der Kamele als Zugtiere, aber auch dass die Soldaten zunächst ihre eigenen Erfahrungen mit dem im Vergleich zu den Pferden andersartigen Temperament dieser Exoten machen mussten, um sich an sie zu gewöhnen.<sup>3888</sup> Ungefähr zur selben Zeit, im Sommer 1942, machte Kalbus, der am Unterlauf des Don zur Panzereinheit der 14. Div. (6. Armee) kam, ebenfalls Bekanntschaft mit Kamelen:

„Ich habe einmal gesehen, in der Steppe, in der Kalmückensteppe, das is also Land, baumlos, und zwischendurch sind manchmal so trockene, tiefe Rinnen, also wie trockene Flussläufe, die denn vielleicht im Sommer ganz ausgetrocknet sind, vielleicht haben se im Winter Wasser, so dass also dieses Steppengelände immer mal wieder unterbrochen is durch so eine trockene Schlucht. ... Und an einer dieser Schluchten war irgendwo eine Wasserstelle, ein Brunnen. Und da hab ich mich gewundert, ich habe immer gedacht: Russland, ja, Russland – aber dass es da Kamele gibt, das hab ich nicht gewusst. Jedenfalls kamen da Kamele an, so 'ne Kamelherde, na ja vielleicht mit sechs oder acht... ich weiß jetzt gar nicht mal, ob 's Dromedare oder Kamele...“

Alle deutschen Soldaten waren vom Anblick der Kamele in der Steppe überrascht. Die Kamele gehörten in diesem Fall jedoch einheimischen Zivilisten, die aus dem Brunnen in Lederbälgen Wasser zu ihrem Dorf transportierten. Auch Friedrich Lohstein erinnerte sich, dass er mit einem Vortrupp aus drei Panzern eines Tages am Rande

<sup>3885</sup> Wegner: Krieg gegen die Sowjetunion, Bd. II, S. 992.

<sup>3886</sup> Carl Schüddekopf: Wir waren keine Menschen mehr, in: Die Zeit 05/2003.

<sup>3887</sup> Von allen Säugetieren sind Kamele und Dromedare am besten an ein karges Leben in Wüstengebieten angepasst. Kamele ertragen problemlos große Temperaturunterschiede von plus 50 Grad im Sommer bis minus 27 Grad im Winter, ihre Körpertemperatur von 40 Grad am Tag sinkt in kalten Nächten auf 34 Grad herab. Wenn nichts anderes verfügbar ist, können Kamele sogar Salzwasser trinken, ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen. Welt am Sonntag v. 6. April 2008 (Beilage *Wissen*: Die heißesten Orte der Welt, S. 72f.).

<sup>3888</sup> Vgl. Janssen: Kamele im Krieg – Kavallerie für unkonventionelle Kampfeinsätze, S. 91.

eines Dorfes zu seiner großen Überraschung Kamele entdeckte: „So um die siebzig Kamele zogen da durch die Steppe, eine ganze Herde, die zu dem Dorf gehörte.“<sup>3889</sup>

Schweitzer erzählte im Gespräch, dass auch eine Spezialeinheit wie die Nebeltruppe, der er angehörte, hin und wieder Ruhephasen hatte. Er erinnerte sich an eine längere Pause mit Feriencharakter:

„Dann ging der Vormarsch hier über 'n Manyč rüber, nach Asien rein: Armavir, Michajlovka, das hab ich hier eingetragen, weil ich da mal eine nette Ruhezeit hatte in der Zeit, und da hab ich noch so 'n paar Erinnerungen, die hab ich hier aufgeschrieben und so. Sommer '42. ... Das war so, weil es hier ein rascher Vormarsch war. Der Russe zog sich zurück. Man wollte deutscherseits ihn Einkesseln mit einer Flanke hierunter und wollte also die Truppen hier auch möglichst Einkesseln und vernichten, wie man sagte, was [aber] nicht gelang. ... Und es gab Truppen, die waren keinem Divisionsverband unterstellt, sondern die waren in der Unterstellung direkt unter dem Oberkommando des Heeres und wurden von dort aus immer an Schwerpunkte oder an Brennpunkte der Einsätze geschickt und, ja, manchmal brauchte man das nicht. Und da haben wir hier 14 Tage oder so was, ganz ruhig gelegen, und hatten wunderschöne Sommerferien, ja?“

Die „Sommerferien“, von denen Schweitzer sprach,<sup>3890</sup> kamen, seinen Angaben zufolge, eher zufällig zustande, hatten jedoch für die deutsche Führung einen ernst militärischen Hintergrund. Als der Befehl zum Vorstoß gegen das Höhengelände südlich von Michajlovka kam, das der Informant erwähnte, war er bereits Makulatur. Am 7. Juli wurde offensichtlich, dass der Gegner versuchte, sich vor der gesamten Front der 6. Armee abzusetzen. Nur in einigen wenigen Abschnitten gab es noch Kämpfe gegen Verbände der sowjetischen 28. Armee. Daher ist festzuhalten, dass zwar die territorialen Ziele und Vorgaben schnell, die Vernichtung der sowjetischen Armeen, „die lebendige Streitkraft des Gegners“ in der ersten Phase der Operation „Blau“ genannten deutschen Offensive, jedoch nicht erreicht war. Die Rote Armee hatte sich inzwischen von der „Taktik eines unwirtschaftlichen rücksichtslosen Menschen- und Materialeinsatzes“, die zunächst ein entscheidendes Merkmal des Russlandkrieges gewesen war,<sup>3891</sup> abgewandt<sup>3892</sup>: Im Gegensatz zum Sommer 1941 entzogen sich die russischen Truppen systematisch größeren Schlachten.<sup>3893</sup> Die Wehrmachtstruppen trafen statt dessen auf einen nur hinhaltend kämpfenden Gegner, der sich zurückzog, um dann aus der Tiefe des Raumes heraus die Flanken der angreifenden deutschen Truppen zu gefährden. Die neuerdings „großräumige Ausweichbewegungen nicht

<sup>3889</sup> Lohstein, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 336.

<sup>3890</sup> Dokumentation It. KTB, Ende August/Anf. September 1942: „Die Tage in Michailowka sind mir sehr lebhaft und mit vielen Einzelheiten in Erinnerung geblieben. Es waren warme Sommertage, wir lagen in Gruppen verteilt, in Quartieren bei der russischen Bevölkerung bzw. in Zelten auf den Höfen.“ KTB Schweitzer, Band III: 5.6.1942 – 30.4.1943, PrArIW.

<sup>3891</sup> Schröder: Mannschaftssoldaten, S. 314.

<sup>3892</sup> DRZW 6 (Beitrag Wegner: UdSSR), S. 863. Aufgrund von Meinungsverschiedenheiten über die Durchführung der ergebnislos verlaufenden Verfolgungsoperationen wurde von Bock am 11.7.1942 abgesetzt. Ebd., S. 884f.

<sup>3893</sup> Jasper: Zweierlei, S. 107 sowie DRZW 6 (Beitrag Wegner: UdSSR), S. 881 – 885.

scheuende ... [und somit] auf Vermeidung von Einschließungen abgestellte [sowjetische] Operationsführung“ führte nun dazu, dass deutsche Einheiten „einen Gegner einkesseln [sollten], der nicht mehr da ist“, so der Oberbefehlshaber der HGr Süd, v. Bock.<sup>3894</sup> Die deutsche Heeresführung erlebte diese „überraschende Bereitschaft und Fähigkeit der Roten Armee zum taktischen Rückzug“ mit großer Besorgnis.<sup>3895</sup> Mit der Aufspaltung der bisherigen HGr Süd setzte dann in der Folge „eine Auffächerung der Operationsziele“ und damit eine „folgeschwere Zersplitterung der Kräfte“ ein. Hitler hatte sich entschlossen, den Feldzug „in zwei zeitlich parallel, aber in divergierende Richtungen operierende Teiloffensiven“ aufzuspalten.<sup>3896</sup> Die zunächst nacheinander konzipierten Operationsphasen in Richtung Stalingrad und den Kaukasus hatten nun zeitgleich zu erfolgen, so dass die Kräfte der HGr Süd dafür aufgeteilt werden musste. Die 11. Armee, der die Nebeltruppe des Befragten Schweitzer unterstellt war, sollte über die Straße von Kerč Richtung Kaukasus übersetzen (Deckname „Blücher“). Nur sechs Tage nach der Weisung Nr. 43 vom 11.7.1942 für „Blücher“<sup>3897</sup> stieß Hitler den Erlass um und befahl, das AOK mit der Masse seiner Kräfte an die Leningrader Front zu verlegen. Lediglich einige wenige schnelle Verbände wurden noch für ein reduziertes Unternehmen „Blücher“ bereit gehalten,<sup>3898</sup> die über den Manyk auf die Linie Kropotkin-Armavir gegen Majkop eingesetzt werden sollten.<sup>3899</sup> Aus dieser immer wieder von der obersten Führung geänderten Operationsplanung heraus, nach der zwar Armavir am 6. August erobert,<sup>3900</sup> das Unternehmen „Blücher II“ sich jedoch seit dem 12. August verzögerte,<sup>3901</sup> erklärt sich anscheinend, warum manche Einheiten, wie die Schweitzers, zunächst nicht zum Einsatz kamen, sondern statt dessen in Ruhephasen an Ort und Stelle blieben, bis sie wieder in den Kampf beordert wurden.<sup>3902</sup>

Andere Soldaten warteten auf ihren nächsten Einsatz, konnten die Zeit der Ruhe jedoch nicht genießen. Dies kann damit zusammenhängen, dass sie bereits lange an der Ostfront zubringen mussten und die quälend lange Dauer des Krieges ihnen Unbehagen bereitete, zumal dann, wenn die nächste, vielleicht sogar bereits in Aus-

<sup>3894</sup> DRZW 6 (Beitrag Wenger: UdSSR), S. 879.

<sup>3895</sup> Ebd., S. 862f.

<sup>3896</sup> Ebd., S. 891.

<sup>3897</sup> Ebd., S. 886.

<sup>3898</sup> Ebd.

<sup>3899</sup> Ebd., S. 891, 932.

<sup>3900</sup> Ebd., S. 937.

<sup>3901</sup> Ebd., S. 935.

<sup>3902</sup> Jasper: Zweierlei, S. 156, weist auf die wichtige Unterscheidung zwischen „vorne“ (unmittelbare Frontlinie) und „hinten“ (Etappe, hinter der Front) hin und darauf, dass Ruhephasen „nicht den Übergang von der Kampfführung zum Besatzungsdienst, sondern vom Bewegungs- zum Stellungskrieg bedeutete[n].“ Wenn eine Division also vorübergehend „in Ruhestellung“ lag, stand sie meistens trotzdem „vorne“, hatte jedoch in dieser Phase keine Abwehrkämpfe zu bestehen.

sicht gestellte Offensive sich immer weiter verzögerte, wie im Sommer 1943 bei Kursk:

„Natürlich wird der Soldat manchmal ungeduldig, denn man möchte wieder etwas Vorwärtsgen sehen. In der langen, beschaulichen Ruhezeit fühlt man sich nicht wohl. Aber der richtige Zeitpunkt ist eben noch nicht da und Warten haben wir ja gelernt. Hauptsache ist, dass man weiß, dass eines schönen Tages die Sache wieder ins Rollen kommt, und darauf ist man gespannt.“<sup>3903</sup>

Helmuth F., von dem vorstehende Zeilen stammen, mag die Ruhezeit zu lang erschienen sein, bis die „größte Panzerschlacht aller Zeiten“ für die Wehrmacht schließlich am 5. Juli 1943 im Raum Kursk begann. Die Schlacht endete für die Deutschen mit einem Desaster, denn sie trafen auf sehr gut vorbereitete Russen, „die den Angriffsversuch der Wehrmacht im Keim erstickten, so dass sie schon nach sieben Tagen zur Abwehr übergehen musste.“<sup>3904</sup> Zudem waren die Amerikaner auf Sizilien gelandet, von wo dem Deutsche Reich neue Gefahr drohte und nun auch Kräfte dorthin abgegeben werden mussten.

Buhr, der einer Heeresgruppe angehörte, die in derselben Region wie Schweitzer eingesetzt war, berichtete aus einer etwas späteren Zeit:

„Ja, und ... wir haben unten, am Asowschen Meer, Schwarzen Meer, Odessa herum, da ist der Krieg ja fast ein Jahr, über ein Jahr lang, absolut im Stau gewesen. Da haben sich ja beide erholen müssen. Und dann sind wir ja im... '44 über Rumänien zurückgeschlagen worden. Dann bin ich nach Prag rauf gekommen. Ja, wir haben die ganze Zeit da rum gelegen. ... Ja, manchmal vier Wochen, sechs Wochen lang! Ich hab in Rumänien die Abwehrlinie zwischen Baila und Dingsdabumsda aufgebaut, sechs Batterien, da hab ich gelegen von Mai bis Oktober, fünf Monate! Das war 44. 43/44 haben wir in Rumänien... äh, in Ungarn gelegen. ... Ja, eigentlich [passierte da] gar nichts. Im rückwärtigen Gebiet und auch vorne... die Fronten wurden ja monatelang vorher vorbereitet für Offensiven. Wir haben da doch, in Rumänien, habe ich ja fünf Monate wie König in Frankreich gelebt. Ich hab mein Reitpferd gehabt. Das hatt' ich auch geklaut. Der hat sich bestimmt nicht gefreut, als es ihm weggenommen wurde. ... Das hatte mein Bursche hats geklaut.“

Der Winteroffensive der Roten Armee Ende 1943 gegen den Südflügel der deutschen Ostfront konnten die beiden abgekämpften Heeresgruppen A und Süd, die nicht über ausreichende Reserven verfügten, kaum etwas entgegensetzen. Innerhalb von zwei Monaten waren sie bis zu 300 km in Richtung Westen zurückgeschlagen worden. Die einsetzende Schlamperiode verhinderte zunächst den weiteren Rückzug. Das Ziel des am 3. November 1943 erfolgten sowjetischen Angriffs aus den nördlich von Kiew gewonnenen Dnjepr-Brückenköpfen bestand darin, „den ganzen Südflügel der deutschen Front von seinen Nachschubverbindungen östlich der Karpaten ab[zu]schneiden und nach Südwesten an die rumänische Grenze ab[zu]drängen.“<sup>3905</sup> Dies hoffte v. Manstein mit seinen Truppen zu verhindern. Für Hitler ging es jetzt darum, Zeit zu gewinnen. In Bessarabien und an der nördlichen Moldau war es der HGr Süd-

<sup>3903</sup> FpBf v. Helmuth F., 18.6.1943, in: Jasper: Zweierlei, S. 109.

<sup>3904</sup> Jasper: Zweierlei, S. 109f.

<sup>3905</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 245f.

ukraine bis Mitte April 1944 gelungen, die russische Offensive zum Stehen zu bringen. Die personell und materiell stark dezimierten und abgekämpften deutschen Verbände sollten aufgefrischt werden und zeitlich eine neue Frontlinie vom Dnestr bis zum Ostrand der Karpaten aufgebaut werden. Auch die Rote Armee nutzte diese Zeit, um ihre eigenen Kräfte wieder aufzufüllen.<sup>3906</sup> So erklärt sich die vom Zeitzeugen erwähnte Ruhepause, zumindest für diejenigen Wehrmachtsangehörigen, die sich, wie Buhr, in der Etappe befanden. Bis zur zweiten Junihälfte hatten die deutschen Divisionen der Heeresgruppe Südukraine wieder ihre volle Feldverwendungsfähigkeit erreicht, die südliche Ostfront hatte sich stabilisiert. Der Befragte war Angehöriger der 6. Armee, die zur HGr Südukraine gehörte. Da er nicht zur kämpfenden Truppe gehörte, erhielt er die Möglichkeit in den rückwärtigen Gebieten Rumäniens und später in Ungarn, die deutsche Abwehrlinie mit aufzubauen. Buhr führte ein Leben in der Etappe und nahm sich als Besatzer einige Rechte heraus. Er gibt zunächst an, selbst das Reitpferd gestohlen zu haben, schiebt dann jedoch seinen Burschen vor, den er angeblich damit beauftragt habe. Wohl wissend, dass der Besitzer des Pferdes alles andere als erfreut über den Verlust des wertvollen Tieres gewesen sein muss, ignorierte er dies. Auch anhand vieler anderer Aussagen dieses Zeitzeugen wird deutlich, wie sehr er sich als kleiner „Machthaber“ in den besetzten Gebieten auführte. Als Sohn eines Doppelkonsuls zu Beginn des 20. Jhs. auf einer mittelamerikanischen Plantage aufgewachsen, besaß er anderen, seiner Meinung nach minderwertigeren, Völkern gegenüber ein Überlegenheitsgefühl, aus dem heraus er als deutscher Besatzungssoldat auf fremdem Boden ein schlechtes Beispiel abgab. Auch andere seiner Persönlichkeitsmerkmale wirken zum Teil sehr befremdlich.<sup>3907</sup> Dem Befragten selbst war das nicht bewusst, allzu sehr wurde er in seiner Kindheit von der Überzeugung in seine eigene Überlegenheit bzw. die der Deutschen geprägt, so dass dieses Gefühl noch zum Zeitpunkt des Gesprächs, über 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, vorhanden war.

Zweifel dürfen auch darüber bestehen, dass Buhr allein „die Abwehrlinie zwischen Baila<sup>3908</sup> und Dingsdabumsda aufgebaut“ haben soll. Allenfalls mag er *einer* von mehreren Offizieren gewesen sein, in dessen Befehlszuständigkeit die Überwachung des Aufbaus gefallen ist. Er gehörte zu den Erzählern, die die Landser scherzhaft „Etappenbrüder“ nennen, weil sie sich mit Vorliebe über den Krieg verbreiten, ohne

<sup>3906</sup> Schönherr: Rückzug der Heeresgruppe A, S. 465.

<sup>3907</sup> Siehe Abschn. 5.4. Beispielsweise war es ihm auch im Nachhinein nicht unangenehm, junge Sowjetrussinnen „aussortiert“ und vor die „Wahl“ gestellt zu haben, „dort in ihrer Umgebung in der Heimat [zu] bleiben, [wo] ... sie sich für die Bordelle zur Verfügung stellen mussten“ oder in Deutschland in den Munitionsfabriken zu arbeiten.

<sup>3908</sup> Der exakte Name dieser rumänischen Stadt lautet: Brăila.

wirklich Kampfhandlungen erlebt zu haben.<sup>3909</sup>

Der Informant Schütte erzählte, dass seine Ankunft in der Sowjetunion zunächst relativ ruhig verlief, die Soldaten jedoch auch in dieser Phase auf Trab gehalten wurden:

„Und dann, also man hat uns da aufgeteilt, wir wurden auch gleich in Empfang genommen von einem Unteroffizier, 5. Batterie, auf einen Lkw nach Rovnoje. Da war der Divisionsstab. Da hab ich 's erste Mal mit Russland sozusagen Bekanntschaft gemacht, riesige Rollbahnen, und in Rovnoje sind wir dann aufgeteilt worden, auf Russenhäuser, ... waren da eine Nacht, und dann sim'ma hier, da lag der Tross unserer Batterie, nach Kuliki. Ja, da war die Front, und da is der Tross.<sup>3910</sup> ... Da hat man vom Krieg nix gemerkt, außer dass ma hin und wieder mal Geschützdonner gehört haben. Aber wir haben keinen Russen geseh'n, wir haben keinen Verwundeten geseh'n, wir haben keinen Toten geseh'n. Da ham'ma... Klar, [aber] da haben se uns ganz schön geschlaucht. Da haben wir jeden Tag Appelle gehabt und so weiter. Und Gewehr reinigen. Der Soldat darf nie ruh'n.“

Schütte verdeutlichte, dass Ruhephasen im Krieg trotzdem nicht mit „Urlaub“ gleichzusetzen waren. Der Winter an der Ostfront mag für die Soldaten etwas ruhiger verlaufen sein, sofern sie in Privatquartieren bei Zivilisten untergebracht waren.<sup>3911</sup> Ansonsten wurden auch in dieser Zeit, während längerer oder kürzerer Kampfpausen, Bunker gebaut und Stellungen ausgehoben, Waffen gereinigt und instand gehalten sowie die eigene Kleidung in Ordnung gebracht.

Der aus dem Elsass stammende, zur Wehrmacht verpflichtete Soldat Bernecker beschreibt Ruhephasen ganz ähnlich wie Schütte. Da er sich zumeist in der Etappe aufhielt, so auch in Lettland, war der Krieg nur in der Ferne spürbar: „Nur der ferne Kanonendonner, ähnlich einem durchziehenden Gewitter, und die Aufklärungsflugzeuge, riefen uns den Krieg ins Gedächtnis.“<sup>3912</sup> Er betonte jedoch an späterer Stelle:

„Richtige Ruhe gab es nie, wir mussten immer fit bleiben. Monotonie machte stumpf, sie hatten schon Recht, uns das Denken abzugewöhnen, das Nachgrübeln würde sonst zum Wahnsinn führen.“<sup>3913</sup>

Ruhephasen im Krieg wurden von den einzelnen unterschiedlich empfunden und variierten wohl auch von Einheit zu Einheit: Manche der Informanten haben Verschnaufpausen als eine Art Sommer- (Gottschalk, Schweitzer, Dietrich) oder Winterferien (Lützen, Abschn. 5. – 5.2; Bötcher) erlebt; andere wurden, wie im Westen bis zum Juni 1944, oder Schüttes obigen Ausführungen zufolge, ständig in Bewegung und in Einsatzbereitschaft gehalten, um auf den Ernstfall vorbereitet zu bleiben. Trotzdem

<sup>3909</sup> Vgl. Dollinger: Kain, S. 151; Schröder: Gestohlene Jahre, Beleg 6 (Vogt), S. 278: „Wer über'n Krieg gerne spricht, das ist der, der den dicken Pelzmantel in Minsk angehabt hat. Der spricht gern über'n Krieg. Weil der so über Minsk spricht, wie ich über Travemünde.“

<sup>3910</sup> Tross bezeichnet die nicht Kampf führenden Soldaten einer Division: Schreibstube, Handwerker (Schuster, Schneider), Waffenmeister, Kfz-Instandsetzungstrupp, Feldküche.

<sup>3911</sup> Dazu schrieb u. a. der Soldat und Medizinstudent Walter Plenefisch, in: Restloser Einsatz, S. 97, an seine Mitschüler nach seiner Verlegung in den Mittelabschnitt der Ostfront, er habe „das Glück, den strengen russischen Winter zum Teil in Panjehütten, zum Teil im Waldlager verbringen zu können.“

<sup>3912</sup> Bernecker: Generation, S. 176.

<sup>3913</sup> Ebd., S. 242.

klang beispielsweise aus Schüttes Aussage eine gewisse Erleichterung darüber an, dass der Krieg für ihn in dieser Zeit kaum spürbar war. Die von ihm beschriebene erste Etappe seines Russeinsatzes diente anscheinend der Eingewöhnung der Neukömmlinge im Osten. Bevor sie in den Kampfeinsatz geschickt wurden, fand eine gewisse Akklimatisierung und Kampfvorbereitung durch einen fronterfahrenen Unteroffizier statt. Es ist bekannt, dass bei deutschen Soldaten, die unmittelbar nach ihrer Ankunft in schweren Kämpfen eingesetzt wurden, hohe Verlustraten auftraten. Das galt auch für gerade aus dem Heimaturlaub zurückgekehrte Wehrmachtsangehörige. Lichtenberg berichtete, dass seine Truppe im Frühjahr 1943 „ein ganzes Stück hinter die Front in ein noch nicht zerstörtes Dorf kommandiert“ wurde. Die Truppe wurde anscheinend aufgefrischt und lag dort in Ruhestellung. Was in dieser Phase geschah, beschrieb Lichtenberg so:

„Dort wurde der schon seit Ewigkeiten herumliegende Mist auf die Felder gefahren, die Häuser wurden mit Farbe angestrichen und selbst Vorgärten angelegt. Da habe ich gedacht: Mein Gott, was man im Krieg nicht alles veranstalten kann, wir werden noch den ersten Preis fürs schönste Dorf gewinnen. Dabei wollten aber die Leute es den Russen auch ein bisschen zeigen: die Deutschen waren wer, und Kultur hatten sie auch.“<sup>3914</sup>

Im Gegensatz zur deutschen Hilfsbereitschaft in Frankreich, entsteht hier der Eindruck, den Lichtenberg auch bestätigte, dass es manche Deutsche gab, die die Russen im Hinblick auf Ordnung, Sauberkeit und Tüchtigkeit vorführen wollten.

Esser vermittelte diesen Eindruck über die „russische Wirtschaft“ anhand aufbewahrter Feldpostbriefe:

„Wir wussten ja sowieso, dass also nun deutsche Soldaten auch fallen und nicht lebend da wieder rauskommen, und das war uns ja bekannt, und das nahm man eben als Kriegs gegeben so hin. Also, da hat man eigentlich... und, wissen Sie, ... im Einsatz hat man ganz and're Gedanken. Da gibt man auf solche Sachen... Tja, müsst' ich Ihnen mal aus den Briefen zitieren, die ich damals nach Hause geschrieben habe. ... Auszüge aus Briefen, die ich von Russland im Frühjahr nach Hause schrieb: ‚Anlässlich meines 19. Geburtstags, [da wurd' ich also grade 19 Jahre, 16.02.1943] will ich Dir den ersten Brief aus dem Osten schreiben, mein lieber Vater. Es wird sicher sehr ... schmierig. Bei Russens ist es aber auch wirklich nicht sauber. Nach einer an Zeit an kurzer, aber Strecke sehr langen Fahrt, die mich über meine Heimat [Ostpreußen] durch ganz Russland führte, sind wir hier also angelangt.‘ [Char'kov – man durfte ja nicht schreiben, wo. Es geht also eigentlich immer nur:] ‚Der erste Tag brachte unser'm Panzer eine ziemliche Pleite. Nachdem wir als Spitzenpanzer die ersten Schüsse der Kompanie abgegeben hatten, ersoffen wir beim weiteren Vorgeh'n in einem Sumpf. Vier Panzer zogen uns raus. Wir machten auch gleich Bekanntschaft mit einer *Ratsch-Bumm*, die uns in einem Dorf beschoss.‘ [Das war'n die russischen... Sie hat 'nen Namen gehabt, das war die russische Pak. Weil man erst ‚ratsch' gehört hat, und denn den Einschlag und den ‚bumm', den Abschuss. Sie seh'n, es is also immer nur...]: ‚Hier hatten wir die ersten Toten. Außerdem haben wir Verpflegungslager ausgeräumt, die zerstört wurden. Es gab viel Schokolade. Hoffentlich bleibt mir das Soldatenglück weiter treu! Heute haben wir mal keinen Einsatz. Also, kann ich mich einige hundert Meter hinter der Front hinsetzen, Briefe schreiben. Wir sind

<sup>3914</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 117.

hier in einem Dorf untergezogen. Wir können uns das leisten, denn bei unserer Division is der ‚Bolero‘, wie die Russen bei uns heißen, vorsichtig geworden und hält sich in respektvoller Entfernung. So fahr’n wir denn ab und zu mal, mit unserer Kampfgruppe, ‚Tageseinsätze.‘ [Und so weiter, und so weiter. Denn kommt wieder also alles nur:] ‚Heil, wie die Russkis stiften gingen! Die Überraschung war umso größer, als wir in aller Frühe vom Rücken angriffen! Ja, der Krieg macht doch Spaß! Schade, dass wir immer nur in unsere Ausgangsstellung zurück müssen. Sonst würden wir gleich bis nach – hier muss ich unterbrechen, wir mussten mal für zehn Minuten in die Panzer, die Russen kamen mit Bombern. Das erste Mal richtig – mit Bomben und Bordwaffen haben sie uns beharkt. Es is aber nichts weiter los! Also... bis Stalingrad vorfahr’n. Ja, und mir geht es gut. Öfters haben wir unser Hähnchen im Topf und mal gibt es Brat-, mal Pellkartoffeln, natürlich außer dem Feldküchenessen. Gestern kam zum 1. Mal Post.‘ [24.2.’43. Ja, so hab ich das damals also alles geschrieben].“

Bei der von Esser in seinem Brief an den Vater erwähnten großen Stadt, handelte es sich um Char’kov. Der Fall Char’kows stellte „die spektakulärste deutsche Niederlage in den Wochen nach Stalingrad“<sup>3915</sup> dar und sollte, nach einer Neugliederung des deutschen Befehlsbereichs im Südabschnitt, in einer Gegenoffensive von Manstein zurückerobert werden. Die 1. SS-Pz.Div. Leibstandarte „Adolf Hitler“ kam ab Februar 1943 südlich von Char’kov zum Einsatz, wo der Gegner eine sich über rund 160 km erstreckende Lücke nutzte, um gegen die Dnjepr-Übergänge vorzustößen. Für Feldmarschall v. Manstein besaß die Schließung dieser Lücke, noch vor einer Bereinigung der Lage bei Char’kov, allererste Priorität.<sup>3916</sup>

Bevor Esser auf das eigentliche Kampfgeschehen zu sprechen kam, bediente er das Stereotyp vom schmierigen Russland und seinen wenig sauberen Bewohnern.<sup>3917</sup> Dabei ist zu bedenken, dass der Interviewpartner mit seiner Einheit zu einer Zeit im Osten eintraf, in der an einigen Tagen bereits Tauwetter eingesetzt hatte, was den Eindruck, in einer schmutzigen Umgebung zu sein, verstärkt haben mag.<sup>3918</sup> Die eigene Überlegenheit wird dann auch in Bezug auf die Geringschätzung der russischen Wehrkraft deutlich. Es ist bekannt, dass voll ausgerüstete, angreifende Panzerdivisionen jedem Gegner Respekt abhötigten. Auch deutsche Soldaten flüchteten vor angreifenden russischen und amerikanischen Panzern. Der Ernst der Lage war Esser, wie vielen anderen auch, nicht bewusst, da sie die Gesamtkriegslage nicht kannten und auch die Stärke der Roten Armee weit unterschätzten. Der Befragte erlebte dann, nach anfänglichen Schwierigkeiten mit der Natur – einige Panzer gerieten in ein Sumpfgebiet -, nur „Erfolge“ und erklärte sogar, dass der „Krieg Spaß“ mache. Obwohl

<sup>3915</sup> DRZW 6 (Beitrag Wegner: Der Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43), S. 1075.

<sup>3916</sup> Ebd.

<sup>3917</sup> Rothe drückte dies zuvor in diesem Abschnitt im Ost-/West-Vergleich so aus: „Da [in Russland] der Dreckstiebel, da [in Frankreich] jeputzte Schuhe,“ wobei er dies angesichts der unterschiedlichen Klimaverhältnisse – im Osten setzte im Frühjahr und Herbst die berühmte Schlammperiode ein – auf das Schuhwerk der deutschen Soldaten, und nicht auf die russische Bevölkerung oder die Rotarmisten bezog.

<sup>3918</sup> Die am 17.2.1943 bei Poltava ausgeladene und sofort in Marsch gesetzte SS-Division „Totenkopf“ war sogleich im Schlamm steckengeblieben. Wegner: Krieg gegen..., S. 1077.

ihm bewusst war, dass er selbst auch „fallen“ konnte, nahm er dies als „kriegsgegeben“ hin. So ist es aus seiner Sicht konsequent, dass der Tod einiger Kameraden während des Angriffs auf Char'kov von ihm zwar erwähnt, jedoch nicht weiter kommentiert wurde. Zu der Hybris und der rabiaten Vorgehensweise dieser Division und seiner Soldaten passt auch, dass der russischen Zivilbevölkerung offenbar - ohne eigene Not - rücksichtslos Kartoffeln und Geflügel weggenommen wurden. An Essers Aussage wurde ebenfalls deutlich, dass, trotz der harten Kämpfe, Pausen oder einsatzfreie Tage möglich waren, in denen Zeit zum Briefeschreiben blieb, weil die Division in einem Dorf untergezogen war. Auch berichtete Esser mit Bedauern, dass sein Verband nach dem Einsatz immer in seine Ausgangsstellung zurückbeordert wurde.

Auf die Frage der Verfasserin, ob er während seines späteren Einsatzes in Frankreich nicht befürchtete, dass es bald wieder gen Osten gehen würde, antwortete Esser:

„Nein, nein, kann ich nicht sagen. Erstens Mal wars uns als Soldaten sowieso egal, wo wir eingesetzt wurden – wir wurden eben eingesetzt. ... Eigentlich [habe ich] wenig [Unterschiede zwischen Russland und Frankreich entdeckt], denn ich war da Soldat und war da auch Soldat. Dass wir in Frankreich nun freie Zeit hatten, um uns irgendwie da Städte anzu... das hats ja nich gegeben. Wir sind auch nicht baden gegangen oder so was. ... Wir war'n ja in der Kaserne. Aus 'er Kaserne durften wa ja nich raus! In Evreux war'n wir in der Kaserne und in Mirebeau, was ich eben von dem *menuisier* erzählt habe,<sup>3919</sup> da wars außerhalb des Ortes, war'n Baracken. Da war'n wir drin. Also, dass wir wirklich bei der Zivilbevölkerung gewohnt hätten, das is eben nur in Russland passiert, weil wir da eben im Angriff war'n und hin und her. Aber sonst haben wir von der Zivilbevölkerung... Das war in Char'kov, [wo wir mal in Ruhe lagen]. Unser Panzer stand in der Werkstatt, wurde da repariert. Und ich war mit einem unserer Kameraden da bei einer russischen Familie untergebracht, 'ne richtige russische Familie... Ja, na ja, aber da war die ganze Division schon aus 'er Front rausgezogen. Die wartete nur darauf, wieder nach Frankreich zum Auffüllen zurückverlegt zu werden. ... Ja, ja, doch, [da hatten wir große Verluste].“

Thomsen bestätigte, dass es in Frankreich „normalen Kasernendienst“ gegeben habe und ergänzte: „Feierabend [und] Wochenende war frei.“

Als später die Pz.Div. Leibstandarte „Adolf Hitler“ von Frankreich nach Russland verlegt wurde, meinte der Befragte Esser rückblickend:

„Ja, das, ... das eine war natürlich, dass man aus 'ner Garnisontätigkeit in 'n Kampf kam. Das war natürlich 'n Gegensatz. Da wusste man schon: ‚Hier [im Westen] kann dich keiner totschießen. Aber da [im Osten] kanns dir passier'n, dass de eines schönen Tages nich mehr aufwachst!‘ ... Das war dann schon... es geht eben an die Front! Eigentlich hat man immer dran gedacht, es kann was passier'n.“

Aber auch hier gab es u. a. für jüngere Offiziere Möglichkeiten, sich dem Frontdienst mittels Fortbildungen zu entziehen. So hatte Esser das Glück, im Krieg insgesamt „nur“ einige Monate als Soldat im Einsatz gewesen zu sein. Die übrige Zeit verbrachte er entweder kampflos in Frankreich (1942), im Lazarett (Herbst/Winter 1943) oder

<sup>3919</sup> Der Befragte hatte sich, als für einen französischen Zimmerer im nahegelegenen Ort Arbeiter gesucht wurden, hierfür gemeldet, obwohl er keinerlei Vorkenntnisse besaß. Zusammen mit einem Kameraden wurde er dort für einige Wochen zur Arbeit eingesetzt.

aber auf Lehrgängen. So meldete er sich Anfang 1944 freiwillig zu einem Dolmetscherlehrgang, von dem er nachfolgend berichtete:

„Eines schönen Tages kam... das war, da war ich in einem Offizierslehrgang in... Königsbrück bei Dresden. Und, na ja, wir wurden also zu Panzeroffizier'n ausgebildet. Und eines schönen Tages kam einer von meinen Kameraden auf mich zu und sagte: ‚Du, hör' mal, die suchen da Dolmetscher, auf der Dolmetscherschule der Waffen-SS. Du kannst doch Englisch, hast doch Englisch gelernt in der Schule.‘ ‚Ja,‘ sagt ich, ‚so 'n bisschen hab ich gelernt, aber...‘ ‚Das macht doch nichts. Wir melden uns! Ich mach' Französisch und Du machst Englisch!‘ Na ja, wir ham uns also gemeldet (lacht), und zu unser'm großen Erstaunen, zum Schluss des Lehrgangs, wurden wir ausgerufen und: Oranienburg, Dolmetscherschule. Für mich war das insofern noch interessant, weil ich, als ich ja in Potsdam wohnte, meine Eltern wohnten in Potsdam, und von Oranienburg nach Potsdam is ja keine große Entfernung. Wenn ich also mal frei war, denn konnt' ich auch mal nach Hause fahren, nech. Und 'n paar... ich habe dann natürlich sehr viel gelernt, aber Gott sei Dank eben nicht so viel, dass ich da in amerikanischer Uniform hätte abspringen müssen, und dieser, der ‚Franzose‘, der französisch gelernt hat, ich habe leider die Verbindung zu ihm verlör'n, der is, hab ich nachher irgendwie so gehört, dann in der Nähe von Kolberg gefallen. Da war'n ja französische Einheiten im Einsatz. ... Das war ja folgendermaßen: gelernt ham wir auf der Dolmetscherschule nich Englisch, sondern wir mussten lernen, wie die amerikanischen Panzer ausseh'n, wir haben dann: A for able, B for baker, C for Charlie, D for dog, E for easy, F for... Ja, [das war das Alphabet] der Armee! Nicht das internationale... ... Denn mussten wir sämtliche Dienstgrade auswendig können. Wir mussten alle... ja, wenn man nun *interpreter* war, dann musste man ja damit auch Bescheid wissen, dass der, der vor mir stand, ein Large Corporal war... aber jede... jede Einheit, die mit englischen Truppen in Berührung war, musste ja 'n Dolmetscher haben, ja, natürlich. Denn wenn man nun Gefangene einbrachte, wurden die ja befragt, und das war eben der Unterschied zwischen *interpreter* und *interrogator*. Die [Alliierten] war'n da [in Italien gelandet], und die Division, zu der ich geschickt wurde, die 16. SS-Division ‚Reichsführer SS‘, die kämpfte in der Nähe von Rimini. Ja – Adria. Und ich fuhr denn darunter, und als ich ankam, war die Division nich mehr da, da war se schon auf'm Weg nach Ungarn. ... [Falls es zu Kontakten kommt mit Engländern oder Amerikanern...] ... hätt' ich eben interpretieren müssen.“

Gefragt nach seinen Gründen, erklärte der Befragte, er habe sich zum Dolmetscherlehrgang in Oranienburg gemeldet, um näher bei seinen Eltern zu sein, die im nahe gelegenen Potsdam wohnten. Im Hinterkopf hatte er vielleicht auch, dass er während dieser Zeit nicht im direkten Fronteinsatz sein und als späterer Dolmetscher wahrscheinlich auch nicht mehr in vorderster Linie kämpfen musste. Dafür spricht, dass er sich, trotz seiner geringen Englischkenntnisse, zu der Sprachausbildung anmeldete. Wohl aber hätte er, wenn er wirklich den Einsatz bekommen hätte, auf den er vorbereitet worden war – Abspringen als Soldat in amerikanischer Uniform über den alliierten Linien, um Näheres über den angloamerikanischen Vormarsch zu erfahren - als Spion verhaftet und zum Tode verurteilt werden können.<sup>3920</sup> Ob Esser absichtlich oder aufgrund der fehlenden Vorkenntnisse dann hauptsächlich für das Übersetzen von Gesprächen zwischen alliierten Gefangenen und deutschen Offizieren ausgebildet

<sup>3920</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 254, berichtete, dass deutsche, als G.I.s verkleidete Soldaten, im Dezember 1944 bei der Ardennenoffensive „unter den Amerikanern heillose Verwirrung anrichteten.“

wurde, sei dahingestellt. Anzunehmen ist, dass er die Möglichkeit des Dolmetscherlehrgangs einerseits als persönliche Herausforderung und interessante, lehrreiche Abwechslung empfunden hat, andererseits aber auch als Chance, eine Zeitlang oder - als ausgebildeter *interpreter* -, wohlmöglich auch für immer, sich auf weniger gefährlichem Posten zu befinden und seine Eltern so oft wie möglich besuchen zu können.

In Abschn. 5. – 5.2 hatte Esser zwar angegeben, dass er gern wieder „zur Truppe zurück“ wollte. Dies war aber vielleicht eher dem Umstand zuzuschreiben, dass er sich seinen Kameraden verpflichtet fühlte, als dass er es darauf anlegte, noch einmal in schwierige Situationen, wie z. B. in Kessel hineinzugeraten, in die sich seine Division, die LSSAH, als „Feuerwehr“ immer wieder befand.<sup>3921</sup>

#### *Zusammenfassung:*

In diesem Abschnitt wurden Gemeinsamkeiten und Gegensätze hinsichtlich Kriegführung und Kriegserfahrung in Ost und West im direkten Vergleich deutlich, den die Zeitzeugen oft selbst anregten. Dabei konnten folgende Ergebnisse herausgearbeitet werden:

Erst mit dem Überfall auf die Sowjetunion trat die deutsche Kriegführung in ein neues Stadium, in der „die Wehrmacht, ... jetzt erst lernte, was Krieg war.“<sup>3922</sup> Auch die gesamte strategische Lage änderte sich für das Dritte Reich. Im Unterschied zur Ostfront, wo mit dem „Unternehmen Barbarossa“ am 22. Juni 1941 ein Großangriff auf die Sowjetunion eingeleitet und ein mehrere Jahre währender Kriegsschauplatz eröffnet wurde, fanden im Westen bis zum 6. Juni 1944 kaum Kampfhandlungen statt.<sup>3923</sup> Der Westfeldzug endete im Juni 1940 mit einem Waffenstillstandsvertrag, auf den eine vier Jahre andauernde deutsche Besatzung in Westeuropa folgte. Allerdings gilt es, dabei zu bedenken, dass die meisten der im Sommer in Frankreich stationierten Wehrmachtsangehörigen spätestens im Frühjahr 1941 aus dem Westen an die Ostfront abgezogen wurden - nur eine Notbesatzung blieb zurück. Die wenigsten hatten das Glück, über vier Jahre als Soldat in Frankreich, Belgien, den Niederlanden oder auch in Norwegen bleiben zu können. Von den für diese Arbeit Befragten waren nur Arp (seit 1941) und Uhlmann (seit 1940) mehrere Jahre lang im Westen. Alle anderen befanden sich entweder zunächst in Frankreich oder auf anderen Kriegsschauplätzen (Norwegen, Griechenland, Nordafrika) und wurden dann an die

<sup>3921</sup> Vgl. ebd., S. 256. „Das Schicksal von Eliteeinheiten war es, als Feuerwehr missbraucht, und von Krisenherd zu Krisenherd verlegt zu werden. Ruhepausen waren naturgemäß selten.“ Die Einheiten wurden nach dem jeweiligen Einsatz meist sofort in andere Bereitstellungsräume verlegt.

<sup>3922</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 101.

<sup>3923</sup> Neben Luftangriffen gab es jedoch häufig so genannte Kommandounternehmen oder Raids, bei denen es mehrfach zu kleineren Kämpfen kam. Die größten Angriffe dieser Art fanden 1942 auf St. Nazaire und auf Dieppe statt (s. Abschn. 2.4).

Ostfront verlegt oder waren zunächst im Osten eingesetzt und wurden aufgrund von Verwundung und Krankheit abgekämpft als Wiedergenesene in den Westen verlegt. Die häufige Verlegung von rekonvaleszenten Wehrmichtsangehörigen seit 1943 nach Frankreich erklärte sich mit Hitlers Absicht, die personellen Kräfte im Westen angesichts der sich dort abzeichnenden militärischen Bedrohung zu verstärken. Weniger anhand der Zeitzeugenaussagen, mehr jedoch anhand der Literatur wurde deutlich, wie sehr sich das „beschauliche Etappenleben“ in Nord- und Westeuropa bis 1944 von den rohen Härten im Osten unterschied, wo deutsche Soldaten zu „Nervenwracks“ wurden, Persönlichkeitsveränderungen und Traumatisierungen erlitten und vor allem „zur Erholung“ in den Westen oder auch den Norden kamen.<sup>3924</sup> Besonders diejenigen Befragten, die nach den Erlebnissen an der Ostfront in den Westen geschickt wurden, berichteten, dass sie Dienst und Tagesgeschehen bis zur Landung der Alliierten im Juni 1944 an manchen Tagen wie „Frieden im Krieg“, in nahezu idyllischer Umgebung, fernab von Kampfgeschehen und Feindseligkeiten empfanden. So berichtete beispielsweise Herr Golder, er habe seine Verlegung von Ost nach West vor allem als „Rückkehr in die Zivilisation erlebt,“ obwohl er betonte: „[Aber] wir haben da schon unsere [Funk-]Übungen gehabt. .. Des haben wir jeden Tag gemacht.“ Golders Funkeinheit war zudem einige Kilometer vom Strand entfernt in einem Schloss untergezogen. Die meisten Infanteristen und Artilleristen wurden jedoch in der Nähe des Atlantikstrandes eingesetzt. In ihren zumeist noch im Aufbau befindlichen Stellungen waren deutsche Soldaten zunehmend alliierten Luftangriffen ausgesetzt. Auch auf einzelne Soldaten, die in der Normandie unterwegs waren oder sich zu mehreren im Freien aufhielten, wurde das Feuer eröffnet. Die Angriffe häuften sich ab Herbst 1943. Neben der Gefahr aus der Luft, war jederzeit mit alliierten Kommandounternehmen (*Raids*) an der Küste zu rechnen. Erhöhte Wachsamkeit war gefordert, so dass die strandnah eingesetzten deutschen Truppenangehörigen, neben dem Tagesdienst, zusätzlich mehrmals die Woche zu Nacht- und Streifendiensten herangezogen wurden und damit, ebenso durch viele Alarmübungen, kurz vor dem D-Day erschöpft und übernachtigt waren. Tagsüber waren dann die schweren Schanzarbeiten auszuführen. Bis auf die Offiziere, die diese Tätigkeiten höchstens beaufsichtigen mussten und zudem besser untergebracht waren – zumeist in französischen Privatquartieren – waren die Mannschaftsdienstgrade durch übermäßige Dienste im Westen voll in Anspruch genommen. Die strandnahe Unterbringung in einfachen Baracken oder Mannschaftsbunkern sowie die zunehmende tägliche und nächtliche dienstliche Inanspruchnahme ließ ihnen wenig Zeit und Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen. Aber auch Heinze erklärte, dass er als Leutnant mit seinen Soldaten zeitweise in einfachen

<sup>3924</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 196.

Baracken und Scheunen unterkommen musste. Dies traf auch auf Gockel und Esser zu. Andere im Westen stationierte Wehrmachtsangehörige waren in Zelten untergebracht (Siemers und Meißner) oder mussten gar in selbst ausgehobenen Deckungslöchern übernachten (Paulsen) und bekamen, wie ihre Kameraden an der Ostfront, Läuse. Müller berichtete sogar, dass er und seine Kameraden in Südfrankreich auf dem nackten Boden schliefen und dort im Winter extremer Kälte ausgesetzt waren.

Abgesehen von den in 2.4 – 2.6 geschilderten Vorkommnissen, Alarmübungen und zunehmenden Aktivitäten der *Air Force* berichteten die Informanten von zusätzlichen Vorsichtsmaßnahmen aufgrund von Résistance-Übergriffen oder –anschlägen, die, Warnungen des OKW zufolge, verstärkt zu befürchten waren.

Entgegen des Klischees vom „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“ konnte besonders in diesem Abschnitt anhand der Zeitzeugenaussagen und konsultierter Erinnerungen anderer ehemaliger Soldaten am Beispiel der Normandie gezeigt werden, dass die deutschen Soldaten im Westen sich spätestens seit 1943 in einer sehr angespannten Lage befanden, die sie kaum noch zur Ruhe kommen ließ. Auch wurde herausgearbeitet, dass Wehrmachtsangehörige im Osten zumeist im Winter mehrere Wochen in Privatquartieren unterkamen und dort in Kampfpausen ruhigere Zeiten erleben konnten. Im Sommer war es deutschen Soldaten dort ebenfalls öfter möglich, an heißen Tagen zu baden oder Kampfpausen zum Ausruhen, Waffenreinigen oder Briefeschreiben zu nutzen. Schweitzer berichtete sogar von „wunderschönen Sommerferien“. Je nach Heeresteil, Einsatzort, eigener Funktion innerhalb der Truppe und militärischer Zielvorgaben, hatten manche Wehrmachtsangehörige auch im Osten das Glück, nur zeitweilig im Kampf eingesetzt zu werden, wenn auch die Einsätze an sich mit unvorstellbarer Härte geführt wurden, wie beispielsweise Koschorreks Ausführungen in diesem Abschnitt, aber auch in 5. – 5.2 verdeutlichen. Andere wiederum befanden sich in ständiger Anspannung, wie etwa Müller berichtete, der wochenlang verlaust und in verdreckter Kleidung von Kampfeinsatz zu Kampfeinsatz geschickt wurde und dem Krieg nur im seltenen Urlaub oder verwundet für kurze Zeit entfliehen konnte. Auch die Etappe hinter der Front war – je nach Verwendung des einzelnen – nicht immer ungefährlich. Als Fahrer konnte man sich in den russischen Weiten, vor allem im Winter, schnell verirren. So erzählte Schmid von einem Himmelfahrtskommando, von dem nur er zurückkehrte. Er gehörte jedoch insofern zu einer Minderheit, als dass er im Osten und im Westen trotz Fronteinsatzes seit 1941 wenig vom Krieg mitbekam. Dies traf, außer auf Schmid, aber auch auf Soldaten in der Etappe oder im Bereich des Trosses zu, die zeitweise kaum oder gar nicht mit Kampfgeschehen in Berührung kamen.

Das Gros des deutschen Millionenheeres befand sich aber an der Ostfront, und zwar

„an einer mehr als 2000 km langen Front auf einem Kriegsschauplatz, der sich in geographischer, klimatischer und infrastruktureller Hinsicht von westeuropäischen Verhältnissen grundlegend unterschied.“<sup>3925</sup> Einer dieser Unterschiede, die den Westen gegenüber dem Osten attraktiver machten, war in jedem Fall das Klima. Es verstärkte, besonders bei den osterfahrenen deutschen Kämpfern, die monatelange eisige Kälte im Winter, unerträgliche Hitze im Sommer und die berüchtigte Schlammperiode im Frühjahr und Herbst erlebt hatten, nach einer Verlegung in den Westen den Eindruck der dortigen Idylle und der Zivilisation. Es konnte jedoch, bei heftigen Regenfällen, wie sie in der Normandie, aber auch in Südfrankreich vorkommen, auch im Westen „fürchterlich [sein] – ein Matsch wie in Russland“, so der Befragte Heinze. Dennoch hielt sich dies, im Vergleich zum Osten, in einem zeitlich erträglichen Rahmen. Auch gab es in dieser Zeit keine Fahrzeuge oder Pferde, deren Vorwärtskommen witterungsbedingt erschwert wurde.

Auch die Kämpfe an sich unterschieden sich durch vielerlei Aspekte. Engländer und Amerikaner im Westen führten hauptsächlich bei Tage Krieg. Außer an Brennpunkten wie Caen, von dem Meyer berichtete, war diese Tatsache für die Deutschen relativ verlässlich. Die Nachtstunden konnten von den abgekämpften Wehrmachtstruppen in Frankreich für kurze Erholungspausen (Schlaf), Essenbeschaffung, den Abtransport von Verwundeten, das Heranschaffen von Betriebsstoff und Munition oder zum Stellungswechsel, Waffenreinigen oder zur Instandsetzung genutzt werden. Tagsüber waren deutsche Einheiten jedoch, im Vergleich zum Osten, in der Regel zur Bewegungslosigkeit verdammt, denn, verglichen mit der militärischen Lage zu Beginn des Krieges, hatte sich im 6. Kriegsjahr die Situation für die Deutschen umgekehrt: Während 1940 die Wehrmacht die dominierende Armee auf dem europäischen Kontinent war, bekamen die deutschen Truppen, besonders ab Sommer 1944, die Material- und Luftüberlegenheit der Gegner im Westen wie im Osten zu spüren und gerieten in die Defensive. Im Vergleich zu den Möglichkeiten der Achsenmächte waren die Potentiale der Alliierten stetig gestiegen, 1943 hatten sie endgültig die Initiative errungen.<sup>3926</sup> Zwei Wehrmachtteile waren inzwischen fast komplett ausgefallen: Weder die Luftwaffe noch die Kriegsmarine konnten noch nennenswerten Widerstand leisten. War die Wehrmacht zu Beginn des Krieges die modernste Truppe auf dem Kontinent, was auch ihre Gegner z. T. anerkennend vermerkten, so war sie sechs Jahre später von der Materialüberlegenheit der Amerikaner beeindruckt und entmutigt zugleich. Mit den Amerikanern trafen die Deutschen auf einen in jeder Hinsicht überlegenen Gegner, wobei die alliierte Luftwaffe besonders im Hinblick auf die Invasionskämpfe als mit entscheidender Faktor angeführt wird.

<sup>3925</sup> Schüler: Ostfeldzug, S. 206.

<sup>3926</sup> Jasper: Zweierlei, S. 118.

Die Härte der Kämpfe ist auch daran erkennbar, dass während des vergleichsweise kurzen Zeitraums von knapp drei Monaten insgesamt vier Generalfeldmarschälle dem Krieg im Westen zum Opfer fielen: Gerd v. Rundstedt wurde nach dem gescheiterten deutschen Abwehrversuch und der geglückten alliierten Landung zunächst als Ob. West abgesetzt. Die anderen drei – Kluge, Rommel und Model – setzten ihrem Leben später selbst ein Ende. Von Kluge und Rommel waren zuvor von Hitler der Mitwisserschaft um den 20. Juli 1944 verdächtigt worden. Besonders Rommel hatte diesbezüglich mit dem Schlimmsten zu rechnen. Von Kluge musste zudem als Sündenbock für die Niederlagen der 7. Armee während der Schlacht um die Normandie herhalten. Letzteres war für ihn, den erfolgreichen Befehlshaber der Ostfront, unerträglich. Dem dritten, Walter Model, war es später zwar gelungen, die Front an der westlichen Reichsgrenze und in Südholland noch einmal zu stabilisieren und den alliierten Vormarsch zum Halten zu bringen. Als schließlich im Ruhrgebiet im Frühjahr 1945 alle Möglichkeiten der militärischen Verteidigung erschöpft waren, löste Model seine Heeresgruppe eigenhändig auf und nahm sich das Leben.<sup>3927</sup> Sowohl von Kluge als auch Model hatten zuvor im Osten brilliert, und ihnen waren dort auch in größter Bedrängnis noch Teilerfolge gelungen. Umso größer war ihre Enttäuschung, dass sie gegen die Alliierten im Westen nichts auszurichten vermochten. Bei beiden Generalfeldmarschällen, die voller Elan und Optimismus als Ob. West angetreten waren, wirkte sich die anfängliche Unterschätzung der Lage im Westen persönlich besonders gravierend aus. Anhand ihrer Schicksale wird auch deutlich, wie sehr sich die Kämpfe im Westen von denen im Osten unterschieden und wie wenig vorstellbar diese Unterschiede für jemanden waren, der noch nie gegen Angloamerikaner gekämpft hatte. Festzustellen ist in diesem Zusammenhang auch, dass etwa Müller aussagte, dass er an der Ostfront kämpfend von den „schlimmen Invasionskämpfen“ hörte und daher froh war, dort nicht sein zu müssen, und Lützen, der den 6.6.1944 direkt am Normandie-Strand erlebte, sich in diesen Stunden ebenfalls nach Russland wünschte. Umso bemerkenswerter ist, dass der Ernst der Lage im Westen zwar unteren Dienstgraden bewusst war, von den beiden Generalfeldmarschällen v. Kluge und Model bei ihrem Eintreffen in Frankreich aber entweder zunächst ignoriert oder falsch eingeschätzt wurde. Die vor gefassten Meinungen, mit denen beide in den Westen reisten, zeugen wohl auch von einer gewissen Überheblichkeit, wonach der eigentliche Kampf um die Entscheidung an der Ostfront stattfinden, und die Deutschen mit den „Engländern“ schon fertig würden. Der anfängliche Optimismus, aber auch die fehlende Erfahrung mit der alliierten Kriegführung, führten auch bei anderen schnell zu der Überzeugung, dass ein Bewegungskrieg wie im Osten im Westen auch aufgrund

<sup>3927</sup> Ludwig: Stationen eines Soldatenschicksals, S. 73. Model hatte bereits im Vorwege klargemacht: „Ein Feldmarschall geht nicht in Gefangenschaft.“

des fehlenden Raumes nicht möglich war. Die angloamerikanische Luftwaffe tat ein Übriges, um größere deutsche Operationen im Ansatz zu vereiteln. Der Westen wurde wie im Zeitraffer erobert, wie Jasper deutlich macht: „Vor Stalingrad, so schrecklich das Erleben dieser Kämpfe war, hatte derselbe Vorgang Wochen gedauert, in der Normandie hatte sich die Vernichtung [ganzer Divisionen] in 72 Stunden vollzogen.“<sup>3928</sup> Sowohl in Frankreich als auch in der Sowjetunion gab es für deutsche Soldaten zumindest zeitweise Gelegenheiten zu „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“. Die meisten Wehrmichtsangehörigen befanden sich weder jahrelang an der Ostfront noch jahrelang im Westen, so dass es in der Regel durch Verlegungen zwischen den Kriegsschauplätzen auch Phasen gab, in denen sie sich nicht im Kampf befanden. In Frankreich gab es, das verdeutlichen nahezu alle Zeitzeugenaussagen und Literaturangaben, jedoch kein „Leben wie Gott in Frankreich“, auch wenn das an Härte kaum zu überbietende eigentliche Kriegsgeschehen dort erst mit dem 6.6.1944 begann. Und im Osten fand, allein aus klimatischen Gründen, für die meisten deutschen Soldaten nicht permanent ein „Kampf um die Entscheidung“ statt, so dass auch hier zeitweilig die Möglichkeit zu Ruhepausen im Krieg gegeben war. Die von den Wehrmachtangehörigen in der Sowjetunion vorgefundenen Bedingungen waren jedoch sehr viel extremer: Kälte im Winter, Hitze im Sommer sowie Schlamm in Frühjahr und Herbst setzten Mensch, Tier und Material in extremster Weise zu. Auch Abwechslung wie sie Café-, Bar- und Gasthausbesuche in Frankreich ermöglichten sowie kulturelle „Veranstaltungen“, bis auf gelegentliche Besuche von Fronttheatern oder –belustigungstruppen, gab es dort kaum. Stattdessen ist festzustellen, dass es an der Ostfront durch die häufigeren Einquartierungen zu viel mehr privaten Kontakten mit der sowjetrussischen Bevölkerung kam als mit der französischen. Dennoch konnten die Deutschen „überall im besetzten Europa [eindringen], wo sie wollten.“<sup>3929</sup> Viele Einheimische mussten Wand an Wand mit ihnen wohnen, und nicht nur die Hausbesitzer verloren überall ihr Selbstbestimmungsrecht, Anordnungen, Befehle und Wünsche der Besatzungsmacht war Folge zu leisten, „und man konnte [den Deutschen] nicht aus dem Weg gehen.“<sup>3930</sup> Die knapp drei Monate Kampfgeschehen in der Normandie im Sommer 1944 standen dann denen im Osten an Härte in nichts nach. Im Westen aber konnte der deutsche Soldat auf eine fairere Behandlung als Verwundeter oder Kriegsgefangener hoffen. Engländer und Amerikaner wurden als humaner auftretende Gegner geachtet, Kriegsverbrechen wie sie im Osten auf beiden Seiten vorkamen, waren in dieser Form in Frankreich nicht zu befürchten. Auch wurde die französische Zivilbevölkerung während der Besatzungszeit nicht in der Form entrechtet und ihr willkürlich die letzte Nah-

<sup>3928</sup> Jasper: Zweierlei, S. 123.

<sup>3929</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 66.

<sup>3930</sup> Ebd., S. 66.

Grundlage entzogen, wie es im Osten geschah, auch wenn die oberste deutsche Führung auch die französische Wirtschaft bis zum Äußersten ausbeutete. Die Franzosen und ihr Eigentum wurden von deutschen Wehrmichtsangehörigen eher geachtet und diesbezügliche Vergehen geahndet. Die Bevölkerung der Normandie, aber auch des übrigen Frankreichs verhielt sich in der Regel zurückhaltend und patriotisch und forderte diesen Respekt damit in gewisser Weise ein. Allerdings bezieht sich dieses Phänomen auf die Zeit vor dem 6. Juni 1944. Danach mussten die deutschen Soldaten aufgrund fehlenden Nachschubs oft selbst Nahrungsmittel, Kleidung und Fortbewegungsmittel beschaffen. In dieser Phase wurden die Franzosen zwar zumeist noch höflich um Herausgabe von Lebensmitteln gebeten. Wehrmichtsangehörige eigneten sich aber ohne großes Federlesen etwa im Freien trocknende Wäsche, Kinderwagen und Fahrräder – letztere wurden Zivilisten, die mit dem Rad angetroffen wurden, einfach weggenommen. Auch hier setzte von deutscher Seite her während der Kampfphase der französischen Bevölkerung gegenüber ein Verhalten ein, das sich ausschließlich an den Notwendigkeiten der vor den Angloamerikanern zurückweichenden und flüchtenden deutschen Truppen orientierte.

Die sowjetische Bevölkerung hingegen war mit Beginn der Besetzung ab dem 22. Juni 1941 bis zum endgültigen Rückzug der Wehrmachtstruppen, des SD und der Waffen-SS Ende 1944/Anfang 1945 der deutschen Willkür ausgeliefert.<sup>3931</sup> Deutsche Vergehen im Osten wurden oft aus Mangel an Interesse an den Rechten der Zivilisten selten geahndet. Auch diesbezüglich wurden in dieser Studie die Unterschiede zwischen Ost und West herausgearbeitet (s. Abschn. 2.3, 4.7, 5.4.). Allerdings ist festzustellen, dass die Deutschen die Zivilisten bei Einquartierungen im oft einzigen Raum des Hauses, in denen nun alle zusammenrücken mussten, entgegen der

<sup>3931</sup> Zu betonen ist, dass sich auch die deutschen Rückzüge selbst verheerend auswirkten. Die harmlos anmutende Bezeichnung „Räumung“ der Ukraine im September 1943 sah beispielsweise vor, „dass alle Häuser vernichtet, nicht abzutransportierende Vorräte verbrannt sowie alle arbeitsfähigen Personen nach Westen deportiert werden sollten. Dem Vernichtungskrieg der Wehrmacht auf ihrem Rückzug aus der Ukraine sollen nach Schätzungen des Historikers Norbert Müller „2,5 Millionen Gebäude zum Opfer [gefallen, und] mehr als zehn Millionen Menschen ... obdachlos geworden [sein]. Des Weiteren wurden 145.000 männliche Ukrainer zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich deportiert und 155.000 ‚Volksdeutsche‘ aus der Ukraine ‚zurückgeführt‘.“ An der Durchführung der Vernichtungsaktionen waren Zivilverwaltung, Wehrmacht, SS und NSDAP unter Federführung des Militärs (Oberbefehlshaber der Heeresgruppen) gleichermaßen beteiligt. Die neue Räumungsordnung von Ende März bzw. Ende August 1943 unterschied zwischen Maßnahmen zur „Auflockerung“, „Räumung“, „Lähmung“ und „Zerstörung“, so dass sich für Rückzüge der Wehrmacht das Kürzel ARLZ-Maßnahmen einbürgerte. Ohne die Logistik der Wehrmacht mit „Waffen, Sprengstoff, Pioniere[n], wirtschaftliche[n] Erfassungskommandos, Transportbataillone[n], LKWs und Traktoren, hätten die ARLZ-Maßnahmen wohl kaum in diesem Umfang in die Tat umgesetzt werden können,“ so der Historiker Nolzen, der weitere Recherchen dahingehend anregt, „welche Verantwortlichkeit den Armee- und Divisionsbefehlshabern, ihren Offizieren und den einfach Soldaten bei den Zerstörungen im Einzelfall zukam“ und ob es diesbezüglich auch zu „individuellen Widerstandshandlungen“ gekommen ist. Nolzen: Verbrannte Erde, S. 166, 168f.; Müller: Wehrmacht, S. 260, zit. n. ebd., S. 169.

NS-Propaganda oft als „Menschen“ entdeckten, die ihnen keinen Hass entgegenbrachten und sie auch mehrheitlich nicht als Feind ansahen. Deutsche Soldaten konnten dies oftmals umso mehr anerkennen, als dass die Ukrainerinnen Mann, Bruder, Söhne im Krieg stehen und manchmal auch bereits im Krieg mit den Deutschen verloren hatten. Die Fürsorge und Gutmütigkeit, die Wehrmachtangehörigen seitens der Zivilisten in deren Häusern oft entgegen gebracht wurde, trug dazu bei, dass auch die Deutschen begannen, mit ihnen zu teilen bzw. sich mitzuteilen, indem sie Fotos ihrer Angehörigen zeigten und versuchten, sich mit den wenigen russischen Worten so gut es ging zu verständigen. Dort, „wo Besatzer und Besetzte viel stärker ‚Seite an Seite‘ lebten und leben mussten, ... ließen sich die scharfen Grenzen, die zur völligen Distanzierung nötig waren“<sup>3932</sup>, weder ziehen noch einhalten.

Festzustellen ist auch, dass die für diese Studie befragten Zeitzeugen im Hinblick auf die USA eher bereit waren, die deutsche Unterlegenheit einzuräumen, wohingegen sie in Bezug auf die Sowjetunion daran festhielten, dass die Wehrmacht der Roten Armee lange Zeit militärisch überlegen oder zumindest gleich gestellt gewesen sei (Golder stellte dies generell so dar, dass die Russen unter- und die Amerikaner überlegen waren oder auch Meyer, der von einer „Luftparität“ bis Mitte 1944 sprach). Dies könnte ein Indiz für die Geringschätzung des sowjetischen Gegners sein, für die Armut, das vorgefundene Entwicklungsdefizit des gesamten Landes, das einfacher konstruierte, „primitiv“ anmutende Material, das sich jedoch im Winter und während der Schlammperiode als überlegen herausstellte, da es – im Gegensatz zum deutschen - immer funktionierte, die schlechtere Ausrüstung der Rotarmisten, der rigiden Führung dieser Soldaten durch Kommissare und rücksichtslose Befehlshaber, der völlig unzureichenden Ernährung (nur „Wodka“ und „Sonnenblumenkerne“ oder Trockenfisch, so das Klischee), Bewaffnung (nicht jeder hatte ein Gewehr), Ansturm mit großen Menschenmassen, wohingegen die Amerikaner mit ihrem „Reichtum“ an modernsten Waffen, Ausrüstung, unerschöpflichem Nachschub an neuester Technik, überlegener Strategie (z. B. Fliegerbeobachter) und auf eine Landung in Frankreich zugeschnittenen technischen Innovationen (Heckenschneidepanzer, PLUTO (Pipeline under the Ocean), „Rupert“ – als Fallschirmspringer getarnte, detonierende Gummipuppenattrappen, zehntausende Flugzeuge modernen Typs (z. B. die B-12 genannte „Fliegende Festung“ mit 12 MGs) und der üppigen Verpflegung (K-rations) aufwarteten. Trotz des den Russen sehr gegensätzlichen Materials der Amerikaner und einer völlig anderen Art der Kriegführung gewannen die Russen den Krieg im Osten.

<sup>3932</sup>Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 94f.

*„Ich fühle mich wie ein anonymes Glied in einer riesigen Kette, wichtig nur das Glied, nicht [ich] als Person.“<sup>3933</sup>*

7. Kameradschaft:<sup>3934</sup> „Man hat immer wieder den Anschluss an den Haufen gesucht.“<sup>3935</sup>

Die Gelegenheiten, „zu anderen Menschen in freie Beziehung zu treten,“ waren und sind für im Kriegseinsatz befindliche Soldaten „drastisch eingeschränkt“.<sup>3936</sup> Junge, im Krieg stehende Männer verfügten nur noch über ein sehr begrenztes soziales Umfeld mit sehr begrenzter Bewegungsfreiheit.<sup>3937</sup> Die dauerhafteste und „intensivste“ Beziehung der Soldaten an der Front bestand daher zwangsläufig zu Kameraden und Vorgesetzten.<sup>3938</sup> Die Wehrmacht integrierte Menschen aus allen Schichten und Berufen, die zum Teil unterschiedlichen Volksgemeinschaften angehörten.<sup>3939</sup> Häufig ergaben sich im Umgang zwischen Offizieren und so genannten Mannschaftssoldaten aber erhebliche Diskrepanzen. Für das Verhalten des Soldaten ist, lt. Schröder, die Figur des Vorgesetzten von zentraler Bedeutung. Der Umgang mit den Vorgesetzten könne die unterschiedlichsten Formen annehmen: von der Zusammenarbeit, über Unterordnung, Ausweichen oder Konfliktaustragung.<sup>3940</sup> Im lebensgeschichtlichen Rückblick ist entweder die Rede von den „guten“ oder den „schlechten“ Vorgesetzten, den ohne Zweifel auch vorhandenen unauffälligen Vorgesetzten hat sich in der Regel

<sup>3933</sup> Ritter: Erkundungen, S. 64; vgl. Großmann: Granatsplitter, S. 33, kurz nach seiner Ankunft an der Ostfront: „Wir sind mit einem Schläge hellwach und starren uns an; staubgepuderte Masken, rot entzündete Katzenaugen, schwarze Ringe wie Nachtenten. Wer bist du – wer bin ich? Wir schauen uns so verdammt ähnlich! Wir haben das Gesicht verloren. Was ich bin, das steht nicht in meinem Gesicht geschrieben, sondern in meinem Soldbuch. Ich habe eine Nummer und gehöre einem Truppenteil an. Wir sind eine ‚Einheit‘.“ Vgl. Haffner: Gift der Kameradschaft, (Die Zeit, 16.5.2002, S. 15): „... was da im Lager mit uns geschah, dass die einzelne Person jedes einzelnen von uns gar keine Rolle dabei spielte; völlig ausgeschaltet und mattgesetzt war; sozusagen nicht zählte. Die Konstellation war von vornherein jedes Mal so, dass für das einzelne Ich gar kein Spielraum blieb. Was man ‚privat‘ und ‚eigentlich‘ war und dachte, war gleichgültig und beiseite gestellt, sozusagen auf Eis gelegt. Umgekehrt hatte man in Stunden, wo man Zeit hatte, sich auf sein Ich zu besinnen - nachts etwa, wenn man inmitten des vielstimmigen Schnarchens der Kameraden erwachte -, ein Gefühl der Unwirklichkeit und Ungültigkeit dessen, was da tatsächlich stattfand und woran man mechanisch teil hatte. Nur diese Stunden blieben auch, um sich so etwas wie Rechenschaft abzulegen und eine gewisse letzte Rückzugsstellung des Ich zu beziehen. ... Am Tage hatte man keine Zeit zum Denken und keine Gelegenheit, ‚ich‘ zu sein.“ Zum Thema Kameradschaft siehe auch die Neuerscheinung von Felix Römer: Kameraden: Wehrmacht von innen.

<sup>3934</sup> Beim Thema „Kameradschaft“ wurde in dieser Studie nicht gesondert nach Ost- und Westserfahrungen unterschieden, so dass auch diesbezügliche Angaben von in Frankreich eingesetzten Soldaten im vorliegenden Kapitel Berücksichtigung finden.

<sup>3935</sup> Horn, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 111.

<sup>3936</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 360.

<sup>3937</sup> Ebd.

<sup>3938</sup> Ebd.

<sup>3939</sup> Fritz: Frontsoldaten, S. 19.

<sup>3940</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 327.

niemand eingeprägt.<sup>3941</sup>

In diesem Abschnitt soll der Frage nachgegangen werden, ob sich die Soldaten tatsächlich, wie Gabriele Rosenthal am Beispiel eines Befragten schreibt, „bei der Wehrmacht wie zu Hause [fühlten] und ... eine familienähnliche Beziehung zu dieser militärischen Institution [entwickelten],“<sup>3942</sup> oder ob die meisten Informanten den Dienst an der Waffe und den Einsatz an der Front als Zwang, Einengung und erzwungene Trennung von ihrer Familie empfanden.

Die bisher unveröffentlichten Manuskripte Sebastian Haffners offenbaren, dass noch vor Einführung der Wehrpflicht im Jahre 1933 spätere Staatsbedienstete in Lagern zu Kameraden mit weltanschaulicher Schulung erzogen werden sollten. Haffner berichtete, dass er sich, zusammen mit anderen juristischen Referendaren, in einem Lager in Jüterbog mit „Kanonenstiefeln und eine[r] Uniform mit Hakenkreuzbinde“ wiederfand, obwohl er lediglich sein Assessorexamen ablegen wollte. Auf einmal bildeten Marschieren, Singen und Grüßen einen entscheidenden Bestandteil für das „Lagerzeugnis“, das wiederum „eine große Rolle beim Examen spielen würde und [offenbarte], dass man missglückte juristische Arbeiten durch strammes Marschieren und kräftiges Singen gutmachen könnte ...“<sup>3943</sup> Später wurden den angehenden Juristen noch Gewehre ausgehändigt, deren „sieben Bestandteile erklärt“, und auch „wie man damit schießt.“<sup>3944</sup>

Herr Arp, Jgg. 1914, der mehrfach während des Interviews sagte: „Ich hab immer Glück gehabt“, ist der Hauptakteur dieses Abschnitts. Seinem selbstbewussten Auftreten verdankte er, dass ihm Schikanen während der Ausbildungs- und Soldatenzeit erspart geblieben sind und seine Vorgesetzten ihn mit einigem Respekt behandelten. Als Sanitäter hegte er keinerlei Ambitionen nach einem höheren Dienstgrad, obwohl ihm mehrfach Vorschläge dafür unterbreitet wurden. Arp berichtete von einem guten Verhältnis zu höheren und höchsten Vorgesetzten und erwies sich ihnen gegenüber als Gesprächspartner, dem diese einiges anvertrauten:

„Also, der Kompaniechef, er war vorher ... beim Bataillonsstab, und weil ihm die ganzen Zustände dort nicht gefallen haben, das hat er mir ganz offen gesagt: ‚Herr Arp, das konnt’ ich nim’mer mitmachen!‘ Der Kommandeur [war ein] Oberstleutnant. Es waren ja alles nur ’n bisschen niedriger. Oberst war der Regimentskommandeur von dem Regiment 726. Zimmermann. N’ sehr netter Mann. Nur er war Kommisskopp, selbstverständlich. Nur ’n Beispiel: Er geht abends in seinem Schloss, wo das Schloss war, begegnet er ’n paar Soldaten, die auf Wache

<sup>3941</sup> Ebd.

<sup>3942</sup> Rosenthal: Als der Krieg kam, S. 115.

<sup>3943</sup> Haffner: Das Gift der Kameradschaft, S. 14. Die 1939 von Haffner verfasste, unvollendet gebliebene „Geschichte eines Deutschen“, die erst 2000 als Buch erschien, enthält nicht die Erfahrungen über die weltanschauliche Schulung für angehende Juristen aus dem Referendarlager Jüterbog im Herbst 1933. Diese wurden erst im Jahre 2001/02 von einem Historiker im Zuge von Recherchen in Haffners Nachlass (BA) erschlossen.

<sup>3944</sup> Haffner: Das Gift der Kameradschaft, S. 14.

ziehen. Es regnet. Und einer, damit das net in den Lauf reinregnet, trägt er das Gewehr andersrum. Hält ihn an – drei Tage Bau! Also das war er. Oberkorrekt! Er war nett. Der konnt' sich mit einem gut unterhalten. Man konnt' sich mit ihm unterhalten, aber ... Noch etwas! Ich war guter Sportler, und wir hatten beim Regiment eine Faustballmannschaft. Da waren manchmal der Oberst, der Hauptmann, eins, zwei Leutnants noch, ein Beschlagmeister und ich, als unterster. Und ich... das soll jetzt, verstehen Sie mich richtig, ich war wohl einer der besten Spieler, weil ich früher viel Faustball gespielt hab und konnte deswegen auch 'n bisschen kommandieren. Deswegen war ich auch mit denen in Verbindung. Aber da 'n Witz: da war mal, eines Nachmittags war irgendwie dienstfrei, ich weiß nimmer wie, kommt ein Soldat: Befehl vom Oberleutnant S., das war der Führer vom Pi-Zug: ‚Du sollst runterkommen, Faustballspielen!‘ Sag' ich: ‚Ist doch heut' dienstfrei. Ich geh' nicht hin!‘ Nach kurzer Zeit kommt er zurück: ‚Er gibt dir 'n dienstlichen Befehl!‘ Ich sag': ‚Der kann mir gar keinen geben – in dem Fall!‘ Bin net hingegangen. Da isser kurze Zeit [später], isser mir begegnet, da sagt er: ‚Arp, ich hatt' Ihnen doch den Befehl gegeben!‘ Sag' ich: ‚Herr Leutnant, Sie konnten mir doch gar keinen Befehl geben, in dem Fall!‘ Man muss... ich hab einfach gewusst: Was darf ich? Ich hab mich nicht gedrückt. Aber wenn mir einer kam und wollt' meine Rechte beein... Ich bin einer von denen, die, ich möcht' sagen, selbstbewusst bin, aber nicht übertrieben. Das kann ich net haben. Es soll jeder das darstellen, was er ist.“

So wie Arp reagierte auch Schröter aus anderem Anlass. Schröter schreibt in seinen Erinnerungen, er wollte, angesichts des übermäßigen Alkoholkonsums in der Wehrmacht, abstinenter bleiben, um einen klaren Kopf zu behalten. Als sein Kommandeur mit einem: „Schröter, ich befehle Ihnen, diesen Schnaps zu trinken!“ aufforderte, mitzutrinken, brachte ihn dies nicht aus der Fassung, so dass er feststellte: „In dieser Sache haben Sie mir nichts zu befehlen, Herr Major!“<sup>3945</sup> Eine solche Haltung vor versammelter Mannschaft konnte eine moralische Motivation für die Untergebenen darstellen, diesem Beispiel zu folgen. Andererseits gaben sich manche Vorgesetzte mit einem „Nein“ zum Mitmachen oder Mittrinken nicht zufrieden und stellten den Kameradschaftsgeist des Betreffenden in Frage, wie es Uhlmann erlebte:

„[Ich habe normal] Dienst gemacht. Die Kanoniere mussten ja die Kanonen in Ordnung machen. Die waren ja aber immer im Einsatz. Nur der Unterschied ist, als ich da hinkam, ich hab gesagt, ich bin jetzt im Einsatz. Und denn sollte ich mitsaufen, mit dem Herrn Hauptmann und seinem Oberwachtmeister und da habe ich gesagt, ich möchte nicht, und da wurde ich fertig gemacht.“

Der Alkoholkonsum im Krieg stellte sicher ein Problem dar, manchmal auch für diejenigen, die, wie Uhlmann, abstinenter blieben. Schröter stellt in seinen Erinnerungen fest:

„Es ist bekannt, dass im Kriege unglaublich viel gesoffen wurde. Es gab an der Front besondere Zuteilungen an Alkohol. ... Mich, der ich damals (1941 bis 1944) Bataillonsadjutant war, brachte das nicht selten in Konflikte. Bei uns, auf dem Gefechtsstand, wurde oft in einem Maße getrunken, dass keiner der Offiziere mehr klar im Kopf war.“<sup>3946</sup>

Weniger als der Alkohol ist hier jedoch das Thema der Kameradschaft an sich zu thematisieren. Manchem fiel es zunächst schwer, „die absolute Auflösung des Indivi-

<sup>3945</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 47.

<sup>3946</sup> Ebd.

duums, zugunsten einer Gemeinschaft<sup>3947</sup> zu akzeptieren. Auch die Verantwortlichkeit über sich selbst hatte der einzelne einem Vorgesetzten und der Kameradschaft untergeordnet und war damit weitestgehend entmündigt. In diesem Zusammenhang ist ein weiterer Aspekt wichtig, der vom damaligen Soldaten Mussil angesprochen wurde:

„Während des Krieges gibt es eine ganz andere Bindung zu anderen Menschen als im freien Leben. Man war ja aufeinander angewiesen, man wollte auch immer jemanden neben sich haben, weil man – man wollte nicht alleine sterben, das war etwas, was man auf keinen Fall wollte. Man wollte einen lebenden Menschen neben sich haben.“<sup>3948</sup>

Der Befragte Arp ließ sich von seinen Vorgesetzten nicht beirren und gab im Gespräch ein weiteres Beispiel für sein selbstbewusstes, aber auch kameradschaftliches und menschliches Auftreten, das ihm oft sogar Respekt einbrachte:

„Ach, dann noch etwas: ich hatt' allerdings immer Rückhalt. Das war interessant, obwohl ich... die wussten, dass ich katholisch bin, und zwar überzeugt. Der Hauptmann war 'n schwarzer SS-Mann, aber bei dem hatte ich den meisten Rückhalt. Ich hab nix draus gemacht... Und ich weiß, da sollt' ich nach Paris fahren, von der Normandie her, ins große Lazarett, Versorgung, irgendwie, draußen, Vorort von Paris. Das hätt' ich in zwei Tach' machen können. Ich geh' zu dem Hauptmann, K., weiß noch genau, sag': ‚Hören Sie mal, so viel...‘ Ja, unterschrieben! Drei, vier Tage. Ich geh' zurück zum Spieß. Der musste mir ja die Karten ausstellen. ‚Nein, Sie bekommen zwei Tage!‘ Sage ich: ‚Der Hauptmann K. hat mir aber drei, [oder waren's vier?] Tage...‘ ‚Nein, streich' ich durch.‘ Ich wieder raus, wieder zu dem K., sag' ich: ‚Schauen Sie mal!‘ ‚Was fällt dem denn ein?‘ Telefon. ‚Wenn ich dem Arp vier Tage gebe, dann hat er vier Tage!‘ Bin ich runter... Da hat er gegrummelt, aber er musste mir ausstellen. Ich konnt' eben auf der anderen Seite, weil ich auch sportlich dabei war, und ich hab' auch viel gemacht, was ich nicht machen musste, ja. Zum Beispiel als Sani-Unteroffizier brauchte ich an sich nicht bei der Infanterieausbildung mitzumachen. Er hat mich dann gefragt. ‚Ja.‘ Aber einmal, eines Tages, stand ich auf'm Ausbildungsplan, und er hatte mich nicht gefragt, ging ich net hin. Morgens kommt er vorbei, wo ich da wohnte: ‚Warum nit bei der Ausbildung?‘ Ich sage: ‚Sie haben mich net gefragt!‘ ‚Oh, Sie Meuterer!‘ Sage ich: ‚Herr Hauptfeldwebel, Sie nehmen sofort das Wort zurück oder ich mach' Meldung!‘ ‚Och, so war's doch net gemeint!‘ Ja, der wusste genau, dass er bei mir net durchkommt. Oder genau, wenn er mal Waffen erklärte. Die waren... total daneben. Er hat das zwar auswendig gelernt, aber... [Ich] machte auch die Ausbildung. Auch [MG-Schießen] und Pistole, hauptsächlich Pistole. ... Das war so: der [Spieß], der hat mich geachtet – das weiß ich. Er hat mich auch immer wieder gefragt, und so weiter. (lacht) Ich ließ mir nix [gefallen]. ... Verstehen Sie mich richtig, ich will da gar net mit angeben, aber man hat mich gebraucht. Bei dem Regiment, wo ich da war, wenn der Spieß in Urlaub ging, ich musste ihn, nicht in der Verwaltung direkt, sondern, ja, im Management, da musst' ich ihn vertreten. Ich kannte alle, ich wusste, um was es geht.“

Arp zeichnete zunächst das Bild eines oberkorrekten Regimentskommandeurs, mit dem eine gute Unterhaltung möglich war, der jedoch in keiner Weise Nachlässigkeiten duldete und mit harter Hand durchgriff. Für eine relative Kleinigkeit wirken drei Tage Arrest als harte Strafe. Dennoch ergibt sich das Bild eines „guten“ Kommandeurs, der in erster Linie ein strenger Vorgesetzter, in zweiter Linie jedoch ein kommunikativer

<sup>3947</sup> Felix Musil, Jgg. 1921, zit. in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 67.

<sup>3948</sup> Ebd.

Mensch war. Die Handhabung der Vorgesetzten in Bezug auf die Gewährung von Heimaturlaub wird in Abschn. 8 näher erläutert.

Arp hob zwar in seinen weiteren Ausführungen seine sportlichen Verdienste hervor, kommt jedoch nicht als Prahlhans daher, sondern als selbstbewusster Mensch, der zudem seine Rechte und die der anderen sehr genau kannte.<sup>3949</sup> Auch hatte er keine Scheu davor, den „Spieß“ oder seinen Kompaniechef in die Schranken zu verweisen, wenn diese ihm während der dienstfreien Zeit Befehle erteilen oder freiwillige Aufgaben einfordern wollten. Wer, wie er, eine genaue Kenntnis der Dienstvorschriften hatte, konnte offensichtlich innerhalb des Soldatenlebens an Einfluss gewinnen, zumal den Vorschriften im militärischen Bereich eine wichtige Bedeutung zukommt. Auch gegenüber so genanntem „Nachbeten“ von Liedern oder seiner Meinung nach unzulässigen Vorgaben der Vorgesetzten reagierte Arp ausgesprochen immun und kritisch, wie nachfolgende Aussage zeigt:

„Im Lazarett – ich war immer 'n bisschen frech – ich hab ja 'n paar Mal gesagt, ich war unverheiratet und eines Tages, beim Lazarett war das noch, in St. Lô, weiß ich noch genau, ... es war nach einer Übung, und irgendwie hat das net geklappt, sollten wir Liegestütze machen und dabei folgenden Spruch sagen: ‚Wir sind ein blödes Volk, sind blöd wie unsere Väter sind!‘ Und ich ruf dazwischen: ‚Wir sind ein blödes Volk, sind blöd wie unsere Führer sind!‘ Und das war natürlich... Zum Glück hab ich den Plural gebraucht. ‚Wer war das?‘ Sag' ich: ‚Ich!‘ Die anderen: ‚Oh, Heinrich, jetzt gehste aber in de' Bau!‘ Und Gewehr zusammenstellen. ‚Was haben Se damit gemeint?‘ Ich sage: ‚Ich habs doch gesagt.‘ Und da traten die zusammen. Nun wars folgendes: das ist kein Hochmut von mir – wenn irgendwas auf der Schreibstube damals schon war, war ich immer Ersatzmann. Und ich war natürlich pffiffig: wo ich hinkam, hab ich auch alles gelesen. Ja, und auch Geheimsachen, und so weiter. Deshalb wusst' ich mehr als manche anderen. Und ich wusste auch, dass zum Beispiel von denen da Strafregister früher getilgt waren als erlaubt. Wusst' ich auch. Da hab ich ganz laut gesagt, dass die 's hören: ‚Ich weiß, ich geh' jetzt in de' Bau. Aber andere gehen mit!‘ Wurd' noch mal 'n bisschen, wie heißt es, der Maskenball, und so 'n paar Sachen gemacht, aber sonst: ruhig! Oder wir haben 'n Sportfest mitgemacht, mussten wir morgens einen Gewalt... im Juni war das, von St. Lô irgendwohin marschieren, 20 Kilometer. Und ich war 'n alter Wanderer, und die, unterwegs die Hälfte schlapp gemacht, an einer Wirtschaft rein. Jedenfalls, es ging daneben. Und wenn dann was war, hab ich nur gesagt: ‚20 Kilometer!‘ Weil auch eins, zwei Unteroffiziere und Feldwebels dabei waren. Ich war immer 'n bisschen frech. Ich hab mir das raus genommen, weil ich auf der anderen Seite auch immer genug wusste (lacht). Das war wichtig. Ausspielen.“

Arps mutiges Auftreten gegenüber der Verdummung der Soldaten durch die Vorgesetzten hatte als einziges den so genannten „Maskenball und so 'n paar Sachen“ zur Folge. Während viele diese Art der Schikane, die oft als Strafmaßnahme in der Ausbildung durchgeführt wurde, als unerträglich erlebten, ging Arp darüber mit einem Satz hinweg. Ihm kam sicherlich hier, und auch in seinen anderen Beschreibungen, die Tatsache zugute, dass er ein guter Sportler war und ihn diese Art der Strafe daher nicht

---

<sup>3949</sup> U. a. machte Arp diejenigen Kameraden, die zu Hause einen landwirtschaftlichen Betrieb hatten, darauf aufmerksam, dass ihnen „Ernteurlaub“ zustehe. Siehe Abschn. 9., Heimaturlaub.

so belastete. Oftmals mussten die Soldaten beim „Maskenball“ innerhalb von 20 Minuten dreimal die Uniform wechseln und mit verschiedenen Ausrüstungsgegenständen, u. a. mit der Gasmaske, Übungen in großer Schnelligkeit ausführen. Dabei entstand eine hohe körperliche und seelische Belastung.

Aber seine Rechte zu kennen, und von diesen gegebenenfalls auch Gebrauch zu machen, waren zweierlei Dinge. Es gehörte eine gehörige Portion Selbstbewusstsein zu einem solchen Auftreten. Der zwangseingezogene Elsässer Bernecker erlaubte sich ebenfalls einen Widerspruch gegenüber einem Vorgesetzten, den er allerdings von der Ausbildung her bereits gut kannte und nur deshalb den Mut dazu aufbrachte:

„Dann befahl mir [Feldwebel] Mitterer: ‚Bernecker, Sie gehen etwa hundert Meter weiter nach links und sichern die Flanke.‘ Da vorhin aus dieser Richtung die Schüsse kamen, schien mir dieser Auftrag ein Himmelfahrtskommando zu sein, wieder ein Befehl mit wenig Überlebenschancen. Ich erlaubte mir etwas, was mich bei einem anderen Vorgesetzten den Kragen gekostet hätte. Aber ich kannte ihn genau, den gemütlichen Bayern, er bekam in Ansbach die älteren Elsässer (das Wespennest) seines Zuges nie in den Griff. So peinigte ich ihn zum ersten Male an diesem Tag: ‚Herr Feldwebel, Sie wissen doch, dass ich als Elsässer nicht in die vorderste Linie darf...‘<sup>3950</sup>

Bernecker fügte zwar hinzu: „Es ist erstaunlich, was man an der Front seinem Vorgesetzten alles sagen darf, ohne vor ein Kriegsgericht zu kommen,“ und es mag sein, dass die Widerspruchsmöglichkeiten gegenüber den Einheitsführern an der Front etwas großzügiger gehandhabt wurden als in der Ausbildung oder in der Etappe.<sup>3951</sup> Aber der Elsässer hätte, wie er durchblicken ließ, bei einem anderen Vorgesetzten keinen Einspruch erhoben.<sup>3952</sup> Dennoch befand sich Bernecker im Recht. In der Tat hatte es seitens der Wehrmachtsführung schon Monate vorher den Befehl gegeben, dass die zwangseingezogenen Soldaten nicht mehr in vorderster Linie eingesetzt werden durften, weil die Gefahr des Überlaufens zu groß war. Da es Bernecker mehrfach nicht gelungen war, zu den russischen Linien zu gelangen, hatte er für sich beschlossen, alles zu tun, um den Krieg innerhalb der Wehrmachts-einheiten, denen er zugeteilt wurde, zu überleben.<sup>3953</sup> In diesem Zusammenhang sind seine Weigerung und die Berufung auf den Wehrmachtsbefehl zu sehen. Als erfahrener Frontsoldat hatte er die Situation richtig eingeschätzt. Der statt seiner losge-

<sup>3950</sup> Bernecker: Generation, S. 328.

<sup>3951</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 201, berichtet von einem Vorfall, der ihn selbst betraf. Der Bataillonskommandeur hatte zuvor einen Kameraden zum Selbstmord getrieben. Fischer stellte ihn dafür forsch zur Rede, unternahm sogar einen tätlichen Angriff gegenüber seinem Vorgesetzten und verließ das Stabsgebäude ohne Ehrenbezeugung. Der Kommandeur machte über diesen Vorfall keine Meldung.“

<sup>3952</sup> Er deutete ebenfalls an, dass auch der Kompaniechef „ein patenter Mann“ war, „sonst hätte ich mir sehr wahrscheinlich dieses starke Stück nicht erlaubt.“ Ebd., S. 329.

<sup>3953</sup> Ebd., S. 330: „Ab Januar 1945 war ich ganz von dem Gedanken abgekommen, zu den Russen überzulaufen. Wir hatten inzwischen immer wieder bei Gegenangriffen erlebt, was die Iwans mit Gefangenen angestellt hatten, wenn ihnen die Lage zu brenzlich wurde. Bei den roten Kommissaren saß der Befehl ‚Umlegen‘ locker...“

schickte Kamerad, der als Soldat den Befehl nicht verweigern konnte, ohne vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, war eine Viertelstunde später gefallen. Bernecker machte von seinem Recht, als Elsässer nicht in vorderster Front eingesetzt werden zu dürfen, mehrfach durch Widerspruch Gebrauch und klärte auch einen Landsmann seiner Einheit über diese Möglichkeit auf. In seinem Mut zum Widerstand erinnern diese Vorgänge an die vorangegangenen Aussagen Arps. Wer die Schwächen seines Vorgesetzten kannte, konnte versuchen, sich diese zunutze zu machen. So berichtete der damalige Funker Bachhofer:

„Unser Trupp wurde eigentlich von niemandem geführt. Wir hatten mal einen Unteroffizier, der hat furchtbare Angst gehabt und ist bei jedem Schuss in Deckung gesprungen. Sonst aber hat er immer getönt und ist ein blöder Hund gewesen, der mit uns fünf auch noch an der Front exerzieren wollte. Einmal hatten wir gebechert, waren ein bisschen heiterer Stimmung, und da kam er rein und wollte uns strammstehen lassen. ‚Was‘, hat der Friedrich gesagt, ‚steh mal selber stramm!‘ ‚Ich werde euch melden‘, hat er gebrüllt, und da hat der Friedrich ihn am Krawittel gepackt und ihm ein paar auf die Backen geschlagen. Ich hab ihm noch einen Tritt gegeben, und dann lag er auf dem Boden.“<sup>3954</sup>

Der Unteroffizier machte dem vorgesetzten Leutnant zwar Meldung, verzichtete jedoch auf Nachfrage darauf, die beiden Übeltäter weiterzumelden, die in diesem Fall wahrscheinlich wegen Wehrkraftzersetzung vor ein Militärgericht gestellt worden wären. Stattdessen wurde das Vorkommnis mit einer Woche Strafwatche geahndet, die beide bei 20 Grad unter Null ableisteten.<sup>3955</sup>

Der wie Arp auch sehr selbstbewusste Informant Kramer, der als Oberfeldwebel immerhin einen höheren Dienstgrad innehatte, lobt nachfolgend das Verhältnis zu den Flugzeugführern, mit denen er als Funker und Bordschütze unterwegs war:

„Ja, mit dem, W. und V., also mit dem wär' ich nachts auch gelandet in [Stalingrad], also einwandfrei. Wir waren so eingespielt, also man war Kamerad. Man war Kamerad. Einer konnte sich auf den ander'n verlassen! ... Nein, ob der Unteroffizier war oder Obergefreiter, dat spielte keene Rolle! Man war Kamerad. Er war genauso wie ich. Hab ich nie [erlebt, dass ich mit jemandem nicht fliegen wollte]! Bei mir gab's sowas nicht. Ich bin mit jedem.... Hier, ich hab einige... mit Sch., zum Beispiel. ... Der war damals auch Oberfeldwebel, Sch. Aber das war so, man kann das gar nicht sagen! Man flog, man wusste sofort, wodran man war. Das ist eigenartig, schon das ganze Gefühl. Wenn Sie zum Beispiel mit jemand Auto fahren: na, der fährt da wie 'ne besengte Sau, und so ja? Und so is' auch beim Fliegen. Aber, an und für sich, ich hab nie einen gehabt, den ich irgendwie kritisieren konnte oder wo das überhaupt dann [schief ging]. Er dachte, ich verstehe mein Handwerk, und ich dachte, er versteht seins, und so war'n wir schon ein Paar. Das war automatisch.“

Kramer strafte in seinen nachfolgenden Ausführungen die Feststellung, dass er „nie einen gehabt [habe], den ich irgendwie kritisieren konnte oder wo das ... [schief ging]“ Lügen, denn er erlebte mit einigen Vorgesetzten nicht nur während der Ausbildung

---

<sup>3954</sup> Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 203f.

<sup>3955</sup> Ebd., S. 204.

waghalsige, unverantwortliche Unternehmen und unkameradschaftliches Verhalten, von denen später noch einmal die Rede sein wird.

Ähnlich positiv, wie es Kramer zunächst ausführte, erlebte auch Schröter das Zusammenleben mit Vorgesetzten und Kameraden:

„Ich muss ... betonen, dass wir alle von guter Kameradschaft gelebt, oft genug dank ihrer überlebt haben, Kameradschaft, das war – unauffällig, alltäglich, wortlos – die Gewissheit, sich aufeinander verlassen zu können; ebenso das Gefühl, füreinander einzustehen und gegenseitig verantwortlich zu sein. Dies galt, so wie ich es erlebt habe, jenseits der hierarchischen Befehl- und Gehorsam-Struktur der Dienstgrade. Je lebensbedrohlicher die jeweilige Lage war, desto selbstverständlicher waren sowohl das Wissen als auch das entsprechende Verhalten: wir brauchen einander, auf Leben und Tod.“<sup>3956</sup>

Auch der damalige Soldat Meier hob hervor, dass es der Gemeinschaftsgedanke war, „der einem die Kraft gibt, das alles zu ertragen.“<sup>3957</sup> Die Kameraden stellten während der gesamten Militärzeit „die wichtigste Bezugsgruppe [dar], in Zeiten der Bedrohung und der Strapazen, aber auch des Wandelns waren [sie] als engste Gruppe immer aufeinander angewiesen.“<sup>3958</sup> In der Heimatlosigkeit bildeten sie „den einzigen vertrauten Bezugsrahmen“<sup>3959</sup> und gaben Sicherheit in einer fremden, unsicheren Umgebung. Der Historiker Sven Oliver Müller stellt dazu fest, dass auch „die Negation des Fremden ... den Zusammenhalt der eigenen Gruppe [verstärkte].“<sup>3960</sup>

Ritter, der im Umgang mit Kameraden, so wie Kramer, keine Schwierigkeiten zu haben schien und auch als Ausbilder mit ihm unterstellten Einheiten gut zurechtkam, bekam nach seiner Versetzung in den Westen jedoch einen Vorgesetzten, den er vorsichtig als „Lebemann“ charakterisierte. Das erste Zusammentreffen mit ihm bezeichnete Ritter als „eigentümliche Situation“:

„... Ich war ja Nachrichtenoffizier - und hatte noch einen Chef über mir, und dieser Batteriechef hatte also rosa Hängewangen, einen rotblonden Schopf und saß eigentlich immer nur und aß. Und als ich kam, begrüßte er mich und sagte: ‚Gott sei Dank sind Sie da! Ich hab so wahnsinnig viel Arbeit, jetzt können Sie mir ’n bisschen Arbeit abnehmen.‘ Aber er saß nur rum und tat nichts und bestellte sich immer bei seinem Burschen Extra-Essen, er aß nicht aus der Feldküche: ‚Den Fraß ess’ ich nicht,‘ ein widerlicher Kerl, und das war mir natürlich so unangenehm, dass ich den zum Vorgesetzten hatte.“

Der Zeitzeuge erinnert sich u. U. auch deshalb an diesen Chef, weil der nicht in das Bild passt, das sich der Befragte selbst, aber auch der Nicht-Soldat, von einem vorgesetzten Offizier macht. Offenbar handelte es sich bei dem beschriebenen Hauptmann um jemanden, der außerhalb des Krieges einem Zivilberuf nachging und die Annehmlichkeiten des Zivillebens auch als Offizier nicht missen wollte. Er kommt in der Schilderung als „Anti-Soldat“ daher, der ohne Skrupel die Verantwortung für

<sup>3956</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 46f.

<sup>3957</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 211f.

<sup>3958</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 70.

<sup>3959</sup> Ebd., S. 71.

<sup>3960</sup> DRZW 9/2 (Beitrag Müller: Nationalismus in der deutschen Kriegsgesellschaft), S. 81f.

seine Truppe an den gerade eingetroffenen Leutnant abgab. Dieser wiederum war schockiert und stand einer solchen egoistischen Gleichgültigkeit ablehnend gegenüber. Ritters Abneigung gegen den vorgesetzten Batteriechef weist Parallelen zu Kramers Beschreibung höherer Offiziere, insbesondere seines Staffelp kapitäns, auf, der offenbar ebenfalls als Reserveoffizier eingezogen worden war. Kramer erklärte: „Also, an und für sich [war] immer ein gutes Auskommen mit [den Kameraden],“ er schränkt jedoch bei den vorgesetzten Offizieren ein:

„Also soweit die Offiziere vom alten Schlag waren, gings gut. Aber nachher kamen dann, wie ich sagte, die Studienräte, Rechtsanwälte, Richter, die kamen denn als... Ja, da war nicht mehr der alte Mumm hinter, da war kein Mumm mehr hinter, hinter den Leuten.“

Als Beispiel führte Kramer den Mut eines Leutnants, etwa bei einem Infanterieangriff in Polen an, der aus dem Schützengraben sprang und eine Haftarladung an einen angreifenden polnischen Panzer anbrachte. Er stellte fest: „Und das gabs bei diesen späteren Offizieren nicht mehr.“<sup>3961</sup> Der Befragte sprach von einer „inneren Zusammengehörigkeit ... auch zwischen uns Kameraden“ und erklärte:

„Man singt ja das Lied vom 'guten Kameraden'. Und das galt damals an und für sich für alle. Also: ich trete für dich ein. Du bist ein guter Kumpel – ich trete für dich ein, wenn es sein muss.“<sup>3962</sup>

Auch Fischer beklagte diesen Umstand, und dass im Verlauf des Krieges manche Einheitsführer immer jünger und damit auch unerfahrener waren:

„Die meisten der aktiven Unteroffiziere, unsere Halbgötter aus der Rekrutenzeit, waren verschwunden. Mancher von ihnen hatte sich im Feldzug nicht halb so forsch gezeigt wie in der Kaserne. Gruppenführer waren jetzt in fast allen Fällen Leute meines Jahrgangs, von denen viele in Friedenszeiten nicht gerade als Mustersoldaten gegolten hatten.“<sup>3963</sup>

Im Krieg konnte ein falscher Befehl durch Frontunerfahrenheit oder Fehleinschätzung viele Soldaten das Leben kosten.<sup>3964</sup> Die Ausfälle bei den Offizieren und Feldwebeln und auch deren häufige Teilnahme an Fortbildungen führten dazu, dass im Laufe des Krieges mehr und mehr ungeeignetes, zu kurz ausgebildetes und frontunterfahrenes,

<sup>3961</sup> Auch Fischer: Ohne die Gnade, S. 217, beklagte das feige Verhalten zweier vorgesetzter Offiziere, die sich allerdings nicht zu schade waren, ihrerseits die Untergebenen zu schikanieren und ihnen Himmelfahrtskommandos zu erteilen, sich selbst aber im Gefecht nicht sehen ließen.

<sup>3962</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 42f., unterzog das Lied vom „Guten Kameraden“ allerdings einer kritischen Betrachtung und warnte davor, „die Tugend der Kameradschaft“ als Argument für den Krieg zu werten oder gar eine moralische Rechtfertigung des Krieges daraus abzuleiten: „Es ist bedenklich, dass sich um die Kameradschaft unter Soldaten im Krieg der Nimbus einer besonders edlen Mannestugend gerankt hat.“

<sup>3963</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 82.

<sup>3964</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 411: „Es sind zu viel neue Gesichter hinzugekommen, an die man sich erst wieder gewöhnen muss. Wir Ältere bilden eine eigene Clique. Die Neuen bewundern uns, ... aber wir werden mit ihnen noch nicht so richtig warm. Ähnlich ist es auch mit den neuen Vorgesetzten, die uns nicht einmal korrekt beurteilen und einsetzen können, wenn es dazu kommt.“

praxisfernes Führungspersonal an der Spitze von Einheiten stand, deren Schicksal von eben diesen Vorgesetzten abhing und so eine zusätzliche Gefahr für die einzelnen darstellte. Die Kameradschaft wurde aber nach Neuzugängen von ganz jungen Soldaten zuweilen wieder auf die Probe gestellt.<sup>3965</sup>

Von den *Berufsoffizieren* sagte der Befragte Kramer, dass sie „streng und zum größten Teil auch gerecht“ gewesen seien und fügte hinzu: „Aber was nachher kam...“ Das Verhältnis zu diesen Reserveoffizieren sei „sehr schlecht“ gewesen, meinte der Informant und stellte fest: „Mit denen das Verhältnis kam nicht zustande. Die verstanden unsereinen nicht.“<sup>3966</sup> Manch ein Reserveoffizier tat gut daran, auf die Erfahrungen eines alt gedienten Nicht-Offiziers zurückzugreifen, wie Dohr, selbst Reserveoffizier, deutlich machte. Er hatte zwar zwei Monate an der Kriegsschule einen Pionierkurs absolviert und wurde aufgrund seiner Fronterfahrung danach gleich zum Leutnant befördert, schränkte aber ein:

„Aber später, wenn Brücken und Gebäude gesprengt wurden, hatte ich als Leutnant immer einen Feldweibel oder Unteroffizier dabei, und das waren Leute, die hatten teilweise zwölf Jahre gedient und haben viel mehr gewusst als so ein Reserveonkel. Wir haben das gelernt, aber die Praxis fehlte uns.“<sup>3967</sup>

Die altgedienten Offiziere, die bereits am Ersten Weltkrieg teilgenommen und zum Teil in der Reichswehr weiterhin aktiv gewesen sind, behielt Bernecker als preußisch-vornehme, gute Soldaten in Erinnerung:

„[Sie hatten] etwas Nobles, Ritterliches an sich, das sie einfach von den anderen, den jüngeren, unterschied. Sie waren Berufssoldaten und keine Politiker und hatten als junge Menschen schon einen schweren Krieg hinter sich. Sie waren bemüht, ihrem Beruf Ehre zu machen. Es schien mir, als passte das Hakenkreuz und alles andere nazistische Gekrame nicht an ihre Uniformen.“<sup>3968</sup>

Kramer, der zunächst deutlich gemacht hatte, dass er mit allen Flugzeugführern sehr gut zurechtkam und deren Flugkünste bewunderte, aber auch zu anderen Kameraden ein sehr gutes Verhältnis hatte, räumte jedoch im Interview, wie bereits angedeutet, später ein, dass sich dies nicht auf alle Vorgesetzten bezog. Er gab ein Beispiel, bei dem ein Kommandeur seines Geschwaders, auch aufgrund einer Falschinformation,

---

<sup>3965</sup> Trotzdem stellte Koschorrek, S. 411, fest: „An der Front, wo einer auf den anderen angewiesen ist, ergibt sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Kameradschaft fast von selbst.“ Ebd.

<sup>3966</sup> Dazu auch Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 207f.: „Unser General Räser, er hatte eine Prothese aus dem Ersten Weltkrieg, ordnete den Rückzug an. Die echten Soldaten, die älteren, die schon aus dem Ersten Weltkrieg kamen, waren meistens ganz prima Leute. Nur die jungen Offiziere waren häufig brutale fanatische Hunde, auch gegen uns. Unser Chef, Hauptmann Prange, ließ uns zur Strafe ohne scharfe Munition Geländeübungen machen. Es verging keine Stunde, und über den Hang kamen die russischen Panzer auf uns zu. Das war eine mulmige Situation, aber so war er, er hat einem keine Ruh gelassen. Vielfach machten wir die Erfahrung, dass junge Offiziere viel unverschämter waren als ältere Herren.“

<sup>3967</sup> Dohr, in: Schüddekopf: Krieg, S. 151.

<sup>3968</sup> Bernecker: Generation, S. 203.

waghalsige Befehle erteilte, die fast alle Beteiligten das Leben kostete:

„Ja, Polen, ach, wollt' ich noch sagen: Ich bin froh, dass ich damals von der Stuka wegkam. ... Ich hab irgendwie immer Glück gehabt! '39, '39... Wann war Polen? '39. Und da wurde die ganze Stuka, das ganze Geschwader wurde nach Breslau verlegt. Von wo? Ob das von Graz war? Jedenfalls – das ganze Geschwader fliegt nach Breslau. Und der Funker vom Kommandeur, vom Staffelführer, vom Geschwaderführer, der holt Wetter ein. Und statt ... 100 Meter Untergrenze gibt er dem Chef 1000 Meter Untergrenze. Naja... Bei 1000 Meter Luft... Wolkenuntergrenze können wir im Sturzflug runter. Und die sind denn alle im Sturzflug runter. Die ersten drei Staffeln vollkommen kaputt. Alles! Ganze Geschwader! Das waren vier Staffeln. Der Kommandeur gibt nun Befehl: ‚Wir haben 1000 Meter Untergrenze. Also, wir können im Sturzflug...‘ Macht ja mehr Eindruck! ‚Heute abend ausgehen!‘ Damit Sie sagen können: ‚Das waren *wir* heute!‘ Na, und da sind die alle runter - die ersten drei Staffeln in Grund und Boden. Und da hab ich mal von dem... Jupp W. ... und noch einen, den hab ich, ... 1942 oder '43 mal getroffen. ‚Mensch,‘ sage ich, ‚wie war das denn überhaupt damals in Breslau?‘ ‚Ja,‘ sagt er, ‚vier Mann von uns sind durchgekommen. Wir haben das Geschrei gehört, wir haben uns gewundert.‘ Und das waren ja auch gute ‚alte Hasen‘: ‚Mal vorsichtig!‘ Und die sind durchgekommen! Die haben denn wahrscheinlich auf'n Tacho geguckt: ‚Halt! Wir sind jetzt in 500 Meter und noch kein Grund, keine Bodensicht! Hier stimmt was nicht!‘ Und die sind durchge... Jupp P., W. (blättert im Flugbuch). P. und W., H., das war Neuruppin. H., S. - S., das war der Staffelf kapitän. Nach dem hab ich nicht gefragt, ob der durchgekommen is. Aber ich glaub', der is auch mit draufgegangen. ... Ja, das Geschwader, das waren 13 Maschinen mal 4 [= 52]. Ja, sind viele Maschinen sind fast alle Maschinen...“

Kramer war am Ende nicht nur aufgrund dieses tödlichen Sturzfluges, dessen Einzelheiten sein Kamerad Jupp ihm später erzählt hatte, froh, zuvor von dieser Stuka-Einheit weggekommen zu sein. Jedoch erlebte er selbst auch bei einem späteren Vorgeetzten ein gefährliches Manöver, über das er sich unmittelbar danach empörte:

„Ja, und... ja, das war auch so'n Ding: unser Hauptmann, unser Staffelf kapitän... wie soll man sagen? 'N Gernegroß! ‚Morgen‘, bei der Befehlsausgabe, ‚morgen machen wir einen Rundflug um Graz. Und wir fliegen in Richtung Wien!‘ Und dann dreht er eine Ehrenrunde um Graz, berechnet aber nicht, dass die anderen Flugzeuge immer tiefer sein müssen, denn die fliegen ja alle tiefer. Und der eine, der schreit mit einmal, weil der beinah' 'n Kirchturm mitnimmt. Und da sag' ich: ‚So ein Arschloch!‘ Und ich stand mit dem Hauptmann in Verbindung, da hab ich ja gar nicht dran... Aber das rutschte mir dermaßen raus. Er hat nichts gesagt. Aber ungefähr 'n Vierteljahr später war ich denn... wurd' ich denn abgeschickt. Denn kam ich nach Zeltweg zu einer Blindflug... zu einer Ju-52-Einheit. Aber Zeltweg, das war in einem Talkessel. Rundrum hohe Berge. Und das war anzufliegen - ganz schwer. Na, dacht' ich denn so: ‚Hoffentlich kommste hier bald weg!‘ Denn im Winter oder bei Nebel oder bei schlechtem Wetter – furchtbar schlecht zum Anfliegen. Da konnte man keine langen Blindlandeanflüge machen, weil das ja direkt im Kessel lag.“

Otto Thalheimer beobachtete leichtsinniges Verhalten oft bei jungen Besatzungen, die „eben über zwanzig und wild“ waren. Dies äußerte sich darin, dass es solchen Besatzungen egal war, ob sie Partisanengebiet überquerten oder nicht. Es hieß: „...da fliegen wir rüber und werdens ihnen zeigen.“ Häufiger seien dadurch Maschinen „von den Partisanen durchlöchert worden“ und es habe „Mordstheater“ gegeben.<sup>3969</sup> Daneben gab es, wie Kramer feststellte, auch andere, ältere Offiziere, die sich und

<sup>3969</sup> Thalheimer, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 296.

anderen etwas beweisen und auch imponieren wollten, obwohl sie dies, aufgrund ihrer Flugerfahrung, gar nicht nötig gehabt hätten, wie der Hauptmann, den Kramer als „Gernegroß“ in Erinnerung hat. Kramers verbaler Ausrutscher hatte später mit seiner von ihm als Strafversetzung empfundenen Verlegung in den inmitten hoher Berge liegenden, schwierig anzufliegenden Talkessel persönliche Konsequenzen. Es war ihm bewusst, dass ihm kritische Bemerkungen nicht zustanden:

„... Nur der Staffelkapitän, der hatte 'n Bordfunker. Die anderen hatten keinen. Die Stukas - nur der Staffelkapitän. Ja. Der Staffelkapitän sagt: ‚Ihr ändern, Ihr steht alle auf Empfang!‘ Aber die konnten nicht sprechen. Bloß ich, ich natürlich ja. Die anderen hätten auch sprechen können alle. Mir rutschte das so raus. ... Man hatte ja den Mund zu halten!“

Unter den Reserveoffizieren gab es einige, die durch Überheblichkeit negativ auffielen und sich so genannten „Mannschaftsdienstgraden“ gegenüber, trotz fehlender Fronterfahrung, allein aufgrund ihres Dienstgrades, weit überlegen fühlten. Kramer gab ein Beispiel dafür, wie schwierig für ihn das Auskommen mit seinem Staffelführer war:

„... Da sagte unser damaliger Staffelkapitän in Stalingrad: ‚Kramer, wir werden verlegt nach Italien. Wir sollen den Mittelmeerraum sollen wir...‘ Irgendwie was im Mittelmeerraum, sollte da zur Beobachtung und so weiter. Sag' ich: ‚Aber *nicht* mit *Ihnen!* Nicht mit Ihnen!‘ Ganz kalt [war ich da]. Das war 'n ... auf Deutsch gesagt, 'n Armluchter. Er war gar kein Mann! Wir lagen in ... Morosovskaja, da haben wir in einer ... vorher haben wir in einem Erdloch gelebt. Nein, das war hier auf der Krim! Erst haben wir in Morosovskaja gelebt, da haben wir im Erdloch gelebt. Und wie wir nachher zurückgingen, da waren wir noch in ... Ja, bevor wir nach Kertsch gingen... Bevor wir zur Krim gingen, da lagen wir in ... Da geht doch 'n großer Fluss. Die Halbinsel hier. Dnjepopetrowsk. Wir lagen in Dnjepopetrowsk und da fing das an. Wir beide, wir konnten sowieso nicht [miteinander]. Wir machten die Flüge. Wir machten die Flüge von Halbinsel Krim hier zum Kuban-Brückenkopf, hier hinter Kertsch, dieses Gebiet. ... Verpflegungsbomben haben wir abgeworfen. ... Und vorher fing das ... hier in Morosovskaja fing das denn schon an mit dem. Da haben wir Vorkommando. Der Oberleutnant und ich, wir machten Vorkommando, weil da der ganze Haufen von Morosovskaja und Umgebung, die sollten hier nach Dnjepopetrowsk verlegt werden. Nun mussten wir Vorkommando machen. Da sagt er: ‚Machen wir beide!‘ Wir mit dem Lkw, sind wir denn los, haben wir erkundet und so weiter, und wir mussten nur erkundigen, wo wir 'n vernünftiges Quartier bekommen, ja? War denn im Kolchosenkuhstall, mussten die Russen den ausräumen. Und nun – keine Feuerung, kalt, wat nu? Ich sage: ‚Ich brauche mal den Lkw. Ich fahre nach Dnjepopetrowsk und werde... ob wir Kohlen und so weiter kriegen.‘ Na ja, da hin. Denn sagt der eine Oberfeldwebel: ‚Du,‘ sacht er, ‚hast du 'n Offizier bei dir?‘ Ich sage: ‚Nee.‘ ‚Mensch, wenn du 'n Offizier bei dir hättest, alles voll Verpflegung! Du kannst Sekt, alles an Verpflegung, Schokolade und so weiter...‘ Und ich denn nach... Ja. ‚Bloß,‘ sagt er, ‚ob du noch Kohlen kriegst heute, dat glaub' ich nicht.‘ Ich sage: ‚Wieso denn nicht? Wen muss ich denn fragen?‘ ‚Ja, der Oberzahlmeister!‘ Sagt er: ‚Die haben schon Feierabend gemacht! Die sind schon fest am Feiern.‘ Und das war mittags um 12.00 Uhr. Nun, wenn es um Leute ging, also um Kumpels, da war ich denn auf Draht. Ich rein. Saßen ungefähr so fünf bis sieben Oberzahlmeister, Stabszahlmeister. Ich sage: ‚Wir verlegen hier jetzt, wir brauchen Feuerung. Wir werden im Kuhstall untergebracht und wir müssen Öfen aufstellen, und wir selber, für die Staffel, für uns, haben wir auch nüscht.‘ Da guckte einer: ‚Wissen Sie, wie spät es ist? Es ist fünf Minuten nach zwölf!‘ ‚Oh,‘ sag' ich, ‚das hätten die Leute in Stalingrad auch sagen müssen!‘ Denn gings mit einmal, denn gings! Mit Mädchen saßen die da. Na, dann kam der eine mit. Und dann haben wir Kohlen mitbekommen. [Von

wegen] Punkt zwölf kein Krieg mehr! Mittags um zwölf, fünf Minuten nach zwölf mittags Feierabend - nur mit Mädchen abgeben, ja?"

Bevor Kramer nachfolgend auf die Rücksichtslosigkeit und den Eigennutz seines Hauptmanns, einem Reserveoffizier, zu sprechen kommt, deutete er zuvor schon einmal an, was er von diesem hielt, und dass er dies dem Vorgesetzten auch zu verstehen gegeben hatte. Eingeschoben ist die Begebenheit so genannter „Etappenhengste“ die hinter der HKL zum Teil das *dolce vita* genossen, und denen die Belange frierer Soldaten egal waren. In seiner mutigen Art machte Kramer seinem Ärger deutlich Luft und erreichte mit der Erwähnung des Namens „Stalingrad“, die 6. Armee war anscheinend gerade „untergegangen“, dass er doch noch Brennmaterial erhielt. Das Leben unmittelbar hinter der Front mit seinem geregelten Feierabend ließ nichts vom Krieg verspüren und erinnert an frühere Gepflogenheiten in manchen deutschen Behörden. Bertold König, der als gelernter Schuhmacher ab Ende 1941 an der Ostfront in der Etappe eingesetzt wurde, bestätigte die legere Einstellung, die dort herrschte. Als Obergefreiter in der Nähe von Kiew stationiert, meinte er, die Etappe war „auf eine so erschreckende Weise perfektioniert, dass er sich hätte einbilden können, er sei nicht Tausende von Kilometern von Wuppertal entfernt in einem fremden besetzten Land, sondern noch immer in Deutschland.“<sup>3970</sup>

Der von Kramer im Verpflegungslager angetroffene Oberfeldwebel war, im Vergleich zu anderen, in diesem Zusammenhang beschriebene Wachhabende, ausgesprochen großzügig und bot sogar die Ausgabe von Sonderverpflegung an, wenn Kramer mit einem Offizier oder dessen schriftlichem Befehl wiederkommen würde. Wie in Abschn. 5.5 deutlich wurde, durften Waren aus einem Verpflegungslager nur auf Anforderung eines Offiziers ausgegeben werden, so dass Kramer seinen Staffelpapierführer um dessen Begleitung am nächsten Tag bat:

„Dann sag' ich, bin ich zum Oberfeldwebel zurück. ‚Du', sag' ich, ‚mit Verpflegung, da kommen wir extra mit 'm Wagen. Die holen wir!' Dem hab ich gar nüscht jesagt, weil der mir sagte: ‚Brauchst nur 'n Offizier, kriegste alles, wat de willst!' Und da brauchst' ich nur 'ne Unterschrift von dem Oberleutnant. Und dann kommen wir nach Hause mit den Kohlen. Und da sag' ich: ‚Herr Oberleutnant, wir können jede Menge Sonderverpflegung kriegen. Morgen fahr' ich wieder runter.' ‚Ich fahre,' sagt der. Na, is er gefahren, am nächsten Tag, und kommt abends wieder. Waren noch zwei Mann dabei. Und ich hatte das Büro besetzt, das war so 'ne lange Holzbaracke. Und ich denke: ‚Na, der ist noch nicht da, noch nicht da!' Ich bin schon zweimal den Gang auf und ab gegangen! Und mit einmal, ich geh' den Gang lang, kommt er mir entgegen, geht an mir vorbei, und ich geh' zum Wagen, wat nu' alles drauf ist. Ich hatt' den Leuten im Kuhstall schon versprochen: ‚Kinder! Morgen abend gibts Sonderverpflegung! Schokolade, Sekt, wat Ihr haben wollt!' Der Oberleutnant geht an mir vorbei, dreht um und kommt mir nach. Aber ich habs nicht geseh'n, nicht drauf geachtet. Ich guck' auf 'n Wagen: Waschschüsseln, Waschschüsselständer, Besen. Und da war'n die beiden Kumpels, die war'n noch ... der W., der war auch dabei. Ich sage: ‚So ein Arschloch!' Und er steht hinter mir! Der Oberleutnant. Der hat die Sonderverpflegung für sich...“

---

<sup>3970</sup> König, in: ders.: Im Kessel, S. 140.

Angehörige der Luftwaffe bekamen häufiger Sonderverpflegung, wie bei Kramer deutlich wurde. Die Luftwaffe war in der Regel „mit der Versorgung sehr viel besser dran als die Infanteristen,“ wusste auch Otto Thalheimer, der sich ebenfalls an „ausgezeichnete Verpflegung“ und „Sonderverpflegung“ in Form von „Milch, Kaffee, Schokolade und was nicht alles“<sup>3971</sup> erinnerte. So erklärt sich vermutlich auch das großzügige Angebot des wachhabenden Oberfeldwebels im Verpflegungslager. Das kleinliche Gebaren, wie es diesbezüglich von Diensthabenden in Verpflegungslagern des Heeres beschrieben wurde (siehe u. a. Abschn. 5.5), scheint es bei der Luftwaffe nicht oder nur selten gegeben haben.

Im von Kramer beschriebenen Fall enthielt der Vorgesetzte jedoch seinen Mannschaften die Kostbarkeiten vor. Der Staffelpitän war aus gutem Grund allein in das Verpflegungslager gefahren. Dieser Vorgesetzte lebte seine Willkür und seinen Egoismus auf Kosten der übrigen Staffellangehörigen aus, ohne dass es für die letzteren einen Handlungsspielraum gab, um dagegen vorzugehen. Kramer war, seinen Angaben zufolge, der einzige, der – wenn auch unbeabsichtigt, im Beisein des Oberleutnants – mutig die Missstände in der Staffel ansprach. Er hatte einen Chef, der sich offenbar in erster Linie für sein eigenes Wohlergehen interessierte.

Kramer brachte das Problem, dass ihm und seinen Kameraden die ihnen zustehende Sonderverpflegung vorenthalten blieb, später gegenüber seinem Vorgesetzten und sogar dem Kommandeur offen zur Sprache:

„Ich habe da, weiß nicht, da hatt' ich 'ne Abneigung gegen. Und denn sein ganzes... so'n, so'n lasches Gehabe, ja? Er war ... ich weiß nicht, Studien... Studienrat oder so was is er gewesen. Und die wurden nachher ja auch als Offiziere zur Front... und der B., dieser Oberleutnant, der is nur einmal nach Stalingrad geflogen! Und der wollte mich ja gerne los sein, ja? Ich hab den, ich hab ja nie ... die Hand vor'n Mund gehalten, wenn ich mit ihm gesprochen habe, ich habe gesagt: ‚Hier, Herr Oberleutnant, Sie haben Ihre Kisten,‘ der hatte diese 500er Bombenkiste, die war etwas länger wie der Tisch und diese Breite und denn diese Höhe, da hatte er Zigaretten, Schokolade, der hatte acht Bombenkisten voll. Und deshalb sag' ich, wie wir von Dnjepopetrowsk, da hat er sich alles gekapert und in Bombenkisten. Und da sag' ich: ‚Herr Oberleutnant...‘ Ja, und wir kamen vom Flugdienst, und zur Verpflegung, da bekamen wir sechs, pro Mann sechs Zigaretten, und zwar die 'starre Krim', da haben wir immer gesagt, das is Steppengras, das is in Tabaksoße getaucht, und das kriegen wir als Zigaretten. Hab ich auch unser'm Oberleutnant gesagt, ich sage: ‚Sie haben die Kisten voll, voll Zigaretten. Sie könnten der Staffel mal ruhig 'n paar Zigaretten geben!‘ Keinen Ton! Und dann kam es aber... dann mussten wir einmal einen Extraflug für ihn machen nach Deutschland, mit diesen Bombenkisten, nach Hause, zu ihm nach Hause gebracht. Und dann hatten wir, wie dies mit Kertsch, wie dies zu Ende war, da hat der Kommandeur jeden Tag mit einer Staffel gegessen. Und wir haben ... wir waren als letzte Staffel, als vierte Staffel war'n wir zuletzt dran. Hier saß V., hier ich, da saß der Zahlmeister, und hier der Kommandeur. Na, wir haben gegessen. Und nach'm Essen, so, Feuer frei, also wir können rauchen. ‚So,‘ sag' ich, ‚V., nach dem Essen, eine gute 'starre Krim!‘ ‚Ach, was haben Sie gegen die 'starre Krim?‘ Da sag' ich: ‚Das ist doch Steppengras, das ist doch keen Tabak!‘

<sup>3971</sup> Thalheimer, in: ebd., S. 296.

Da sagt der Oberzahlmeister: ‚Ich rauch‘ den in der Pfeife, ich rauch‘ den Tabak in der Pfeife.‘ Da sag‘ ich: ‚Ja, ‘ne Pfeife haben wir nicht. Aber wir blasen uns das abends gegenseitig ins Gesicht.‘ ‚Ja,‘ sagt er, ‚Sie können ja drauf verzichten, auf die Ziga-retten, dann kriegen Sie pro Tag zwei... 60 Pfennig, nee 20 Pfennig mehr ausge-zahlt!‘ Für sechs Zigaretten. Na, und, nu‘, ich wusste ja, dass der beim Komman-deur petzt, dat wusst‘ ich ja. Ja, dat war nur dat eine Mal, dass wir uns gegenüber saßen. Sonst kann‘ ich den [Kommandeur] gar nicht, nee, nur vom Sehen.“

Kramer hatte die seltene Gelegenheit, den General seiner Luftwaffendivision persönlich kennenzulernen. Dazu merkte Bernecker an:

„Die meisten Landser haben gekämpft und sind gefallen, ohne ihren General je gesehen zu haben, den Mann, der teilweise ihr Schicksal in seinen Händen hielt.“<sup>3972</sup>

In seiner selbstbewussten, offenen Art ließ Kramer auch bei dem hohen Offizier durchblicken, wie unzufrieden er war, dass sein Staffelpolitän für sich selbst die besten Zigaretten reservierte, während auch höhere Mannschaftsdienstgrade wie der Befragte, sich mit minderwertigem Tabak zufrieden geben mussten und, im Gegensatz zum Oberzahlmeister, auch keine Pfeife besaßen. Die Tagesration an Zigaretten betrug sechs Stück pro Mann. Es wird deutlich, dass die Soldaten offenbar auch die Möglichkeit hatten, sich das Geld auszahlen zu lassen, wenn sie nicht rauchen wollten. Dies machten aber wohl jedoch die wenigsten. Im Krieg war fast jeder ein Raucher oder wurde es. Die Wehrmachtsführung ging anscheinend davon aus, dass ein Soldat, der regelmäßig Rauchwaren erhielt, zufriedener war.

Kramer verdeutlichte im Interview auch, dass ihm sein Staffelpolitän nicht nur in puncto Vorteilsnahme gegenüber seinen Untergebenen, sondern auch in anderer Beziehung bereits unangenehm aufgefallen war:

„Und er hatte bei mir auch... er war bei mir auch unten durch, denn die Tanja, die musste bei ihm saubermachen, als einzige – nicht unsere Räume, und auch nicht die Mannschaft, nur in seinem Raum. Und er hat sich denn auf die Couch gelegt und geguckt. Die hatte nur ‘n kurzes Röckchen an, denn hat er die ganze Zeit gepeilt. Und da war ich ... ich hab angeklopft, denn rin. Hab‘ ich ‘n paar Mal gesehen... Dieser Oberleutnant, B., das war ein Spanner. Durch das schon!“

Derselbe Vorgesetzte war jedoch gegenüber den russischen Mädchen nicht kleinlich und ging soweit, der eigenen Einheit die Verpflegung vorzuenthalten, um sie den Einheimischen mitzugeben. Kramer ging das zu weit, wie er nachfolgend darlegt:

„Und dann haben wir von Dnjepopetrowsk haben wir dann zur Krim verlegt, nach Saki. Und da haben wir in so ‘nem Sanatorium gelegen. Das war so’n... Der Bau sah so aus, ja? (Zeigt) Hier Gebäude, hier Gebäude, hier Gebäude. Und denn hier der Innenhof. Und ich ... wir haben nur die Flüge gemacht, die Bomben abgeworfen, ein- oder zweimal am Tag. Und denn kamen wir abends zurück, und nun wollten wir auch Mittag essen. Mittag essen musste ja aufgehoben werden. Es war nie was da! Nie! Na, was soll’s?! Denn haben wir unsere Abendverpflegung genommen, gegessen, und eines Tages, da hatten wir zwei Mädchen – die Tanja und noch eine. Und ich... die hatten ihre Taschen im Büro und alles. Ich komm‘ nach Hause, da war der Spieß, der war wohl da, aber ich hatte an und für sich die Ober-

<sup>3972</sup> Bernecker: *Generation*, S. 200.

hand sozusagen. Und da hab' ich bei den Mädels mal in die Tasche geguckt. Mensch, die haben da alles so drin, die haben Brot, Butter, Wurst, und wir hatten kaum zu fressen! Und da, 'n nächsten Morgen, antreten im Innenhof. Und da sag' ich: ‚Hört mal zu Kameraden! Wir fliegen morgens los, kommen abends zurück. Mittagessen kriegen wir nicht, nur die Abendverpflegung, die muss für uns für 'n ganzen Tag reichen! Wenn Ihr Verpflegung übrig habt, dann gebt se lieber den Kameraden! Aber nicht den Russenmädchen!‘ Und da sag' ich: ‚Wer hat denen die Verpflegung gegeben? Der möchte sich melden, den möcht' ich kennenlernen!‘ Der Oberleutnant, hier hat der sein Zimmer, und hier war ich, und hier war die Staffel angetreten. Der kommt raus: ‚Die Verpflegung habe *ich* denen gegeben!‘ Ich sag': ‚Eine ganz große Sauerei!‘ Er hat nüscht gesagt. Und denn, hier war 'ne Ballustrade, hier rund um dat Ding, in dieser Höhe. Da haben wir denn Leuchtmunition, als wir keinen Flugdienst gemacht haben, Leuchtmunition genommen, auf der einen Seite der Ballustrade gelegt, oder hier. Und denn genau rüber. Und denn noch Benzin gegossen, hier rum, hier angesteckt, ging wie 'n Lauffeuer, und denn unter seiner Tür durch, beim Oberleutnant! Der lag ja alleine auf'm Zimmer! Und das dauerte ungefähr (lacht) zwei, drei Minuten, er raus aus der Tür, Mantel an, Mütze auf, und denn los zum Kommandeur! Gepetzt – wie so'n Schulkind! Ich wusste das.“

Widersprechende Untergebene waren dem vorgesetzten Oberleutnant anscheinend zu unbequem, da sie seine willkürlichen und ungerechten Aktionen, wie das Aneignen der gesamten Sonderverpflegung, das teilweise Verbringen derselben in sein Privathaus in der Heimat, die Verteilung der von der Flugbesatzung nach Rückkehr abends benötigten Lebensmittelrationen an die russischen Mädchen nicht einfach akzeptierten, und sein egoistisches, rücksichtsloses und verantwortungsloses Benehmen als Offizier gegenüber seiner Staffel offen anprangerten. Die meisten Untergebenen schwiegen jedoch, wenn sie anderer Meinung waren oder Verfehlungen ihrer Vorgesetzten bemerkten, wie Drolshagen feststellt: „Sie [die Soldaten] mussten sich den Anweisungen ihres Vorgesetzten auch dann fügen, wenn dieser ein Idiot, ein Sadist oder ein Fanatiker war, wenn seine Inkompetenz und Geltungssucht ihren Tod bedeuten konnte.“<sup>3973</sup>

Nach der mehrfach aufgrund des wenig kameradschaftlichen Umgangs geäußerten offenen Kritik an seinem Staffelp kapitän vor versammelter Mannschaft und, während des gemeinsamen Essens, auch gegenüber dem General, glaubte Kramer, dass beide Vorgesetzte überlegt hätten, wie sie ihn am besten für immer loswerden konnten:

„Und wir haben mal den ... einen Tag, wo ich sagte, unser Staffelp kapitän ist einmal mitgeflogen nach Stalingrad. Und das wurde am Tag vorher bekannt gegeben: ‚Morgen fliegt die ganze Einheit.‘ Also das ganze Geschwader rüber nach Stalingrad! Na, ist gut. Unsere Maschine war beladen – mit Panzerketten. Und ... ‚Mensch,‘ sag' ich... Und dann wurde extra 'ne Ansprache vom Kommandeur gehalten: ‚Wir fliegen so, dass der letzte auch gut mitfliegen kann!‘ Dass unsere Einheit geschlossen fliegt. Ja, das war die ersten 50 Kilometer – da hingen wir schon ungefähr zwei Kilometer zurück. Wir hatten die Panzerketten und [waren] dadurch bedeutend schwerer und dadurch auch langsamer. Und das war abgemacht zwi-

<sup>3973</sup> Böll. FpBf v. 22.1.1943: „Den ganzen Tag eine blödsinnige Brüllerei und Hetzerei; einer der Führer ist dümmer als der andere, und es gibt nichts, worunter der Soldat so zu leiden hat wie unter der Dummheit – der menschlichen und dienstlichen Dummheit - seiner Vorgesetzten ...“ Zit. in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 74, Anm. 10.

schen meinem Kommandeur und dem Staffelkapitän. Ja, die wollten uns los sein, die wollten *mich* los sein! Hier flog ich mit V., V. war mein Flugzeugführer hier nach Stalingrad. Und der Oberleutnant, der is ja nur einmal nach Stalingrad geflogen.“

Auf die Frage, warum er sich so sicher sei, dass der Staffelkapitän sich seiner auf diese Weise entledigen wollte, antwortete Herr Kramer:

„... Ach, wir haben denen doch die Streiche gespielt! ... Ja, das [Material] spielte für die keine Rolle! Das... für *den* Mann spielte das keine Rolle! Deshalb, der hatte nur sein eigenes Ich im Kopf und weiter nichts. Und deshalb war ich ja auch 'n bisschen böse. Und nun sind wir mit der ganzen Einheit geflogen. Und wenn 'n Jägerangriff kommt, dann hätten wir... dann waren wir am Verhungern, denn wir waren ja alleine. Denn den ganzen Haufen greift so leicht keiner an! Und mit einmal, das dauert nicht lange – Jäger! Russische Jäger! Was nun? Ja, ich saß ja auf den Panzerketten, oben am MG. ‚Na, lot se mal kommen! Die greifen nicht an! Ich denke, wat is... Ich hatte noch die Antenne. Ich sage: ‚Die Antenne werd' ich mal ausfahren! Die hängt dann ungefähr 60 Meter hinter'm Flugzeug, ob die sich daran gestört haben? Und dann, nachher stellte sich raus, die hatten zuvor einen Angriff gemacht und hatten keine Munition mehr. ... Nee, wurde keiner angegriffen. Die Flugzeuge sind da vorbei geflogen. ... Ja, wir waren ja im Grunde genommen alleine, aber keiner... und wir wundern uns, warum kommen die nicht? Warum kommen die nicht dichter ran? Ja, die hatten keine Munition.“

Kramer, der offenbar zum erstenmal ein Gespräch in Interviewform über den Krieg führte, erwies sich als sehr guter Erzähler mit der bemerkenswerten Fähigkeit, ausführlich über das eigene Leben zu sprechen, ohne dabei allzu viel von seinen damaligen Gefühlen preiszugeben. Der Zuhörer erfährt zwar einiges über den Biographen selbst, etwa über seine Abneigung gegen den eigennützig, unkameradschaftlichen Vorgesetzten, doch im Ganzen hält er sich in Bezug auf die Deutung und Darstellung der eigenen Person auffällig zurück. Im Mittelpunkt stehen die Vorgänge und Vorfälle seines Einsatzes, die Umstände der Unterbringung sowie das Fehlverhalten des Staffelkapitäns. Die Offenheit Kramers, auch seinen Vorgesetzten gegenüber, machten ihn sicher nicht zu einem bequemen Untergebenen. Als Oberfeldwebel war sein Dienstgrad aber auch nicht so niedrig, dass er sich alles bieten lassen musste, so dass Kramer seinem Unmut auch offen Luft machte und seinen Staffelkapitän sogar vor versammelter Mannschaft kritisierte.

Einige Vorgesetzte innerhalb der Wehrmacht, dies zeigt Kramers Fall, versuchten, besonders selbstbewusste und ihre Rechte kennende Soldaten ihrer Einheit bewusst zu schikanieren und übertrugen ihnen so genannte „Himmelfahrtskommandos“, um sie loszuwerden. Andere hatten Freude daran, besonders labile Wehrmachtsangehörige zu demütigen. Fischer berichtete von mehreren solcher Vorfälle innerhalb seiner Kompanie. In einem Fall wurde ein Kamerad strafversetzt, im anderen in den Selbstmord getrieben. Trotz dieser Ereignisse konnte er beim Tod des Kompaniechefs keine Genugtuung empfinden, obwohl ein solches Gefühl bei den Schikanen, die Fischer mehrfach am eigenen Leib zu spüren bekommen hatte, verständlich gewesen

wäre.<sup>3974</sup>

Ein im Hinblick auf Kameradschaft ganz anders geartetes Verhältnis entwickelte sich zwischen dem selbstbewussten damaligen Gefreiten Heinrich Severloh und seinem vorgesetzten Oberleutnant, dem er als Ordonnanz diente. Innerhalb kürzester Zeit war zwischen beiden ein sehr persönliches Verhältnis entstanden. Severloh erinnerte sich: „Wenn keiner dabei war, waren wir per... ich habe ‚Sie‘ gesagt, aber er sagte ‚du‘. ... Er sagte aber nicht ‚Heinrich‘, sondern ‚Till‘ - Till deswegen, weil ich in Braunschweig [zur Ausbildung] gewesen war, ja, Eulenspiegel.“ Severloh erklärte: „Also, ich hatte immer Jux mit ihm, da könnte ich lange von erzählen.“ Dabei nahm sich Severloh mancherlei Rechte heraus, die vom Oberleutnant zum Teil stillschweigend hingenommen wurden, bei der Verweigerung dienstlicher Befehle jedoch Sanktionen nach sich zogen. Der damalige Gefreite berichtete, dass sich zunächst häufiger Offiziere in dem französischen Privathaus, in dem beide Quartier bezogen hatten, als Gäste einfanden. Er habe sie jedoch „alle rausgeärgert“, weil er für Essen und Trinken sorgen sollte, was ihm auf Dauer „zu unbequem“ geworden sei. Nach kurzer Zeit „da kam keiner mehr, wir waren immer allein,“ erinnerte sich Severloh. Seinen Vorgesetzten hatte dies aber offenbar nicht gestört oder es war ihm nicht weiter aufgefallen. Er habe sich aber einmal „mit dem Oberleutnant überworfen“, so Severloh, weil er es als Pferdeliebhaber nicht leiden konnte, „wenn ein Pferd über ein gewisses Maß beansprucht wurde.“<sup>3975</sup> Der Vorgesetzte hatte ihm in Bezug auf die Pferde einen dienstlichen Befehl gegeben, den er als seine Ordonnanz nicht ausführen wollte. Worin dieser bestanden hatte, wird vom Informanten nicht erwähnt. Severloh berichtete, er sei „verschnupft“ gewesen, und fügte hinzu:

„Dann haben wir ein paar Tage nicht [mehr privat] miteinander geredet, was wir sonst aber machten. ... Und sonst haben wir Jux gemacht, wir waren nun aus einer Gegend. Und wir konnten auch gut miteinander, also davon ab.“

Der Befragte gab ein weiteres Beispiel seiner Eigenwilligkeit: „Hitlers Geburtstag, [20. April 1944], da musste ich strafexerzieren mit dem ganzen ‚Haufen‘. Da war gerade diese Dickköpfigkeit.“ Der Oberleutnant war zu einem Treffen der Abteilung geladen worden. Severloh gab ihm Hinweise in puncto Kleidung: „Ich sage: ‚Wenn Sie zur Abteilung kommen sollen, ... dann müssen Sie Ihre gute Feldbluse, Ihre offizielle, anziehen.‘“ Er erklärte:

---

<sup>3974</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 216: „Oberleutnant Boldt ist tot! Eine Spitfire war von hinten angefliegen, hatte einen Feuerstoß abgegeben und Boldt mit einem Schuss in den Kopf, mit einem zweiten ins Herz getroffen. ... Es war nahe liegend, dass ich darüber nachdachte, ob böse Wünsche oder Gebete etwas bewirken konnten. Ich verwarf diesen Gedanken sofort wieder, weil es anmaßend war zu glauben, andere Schicksale auf diesem Wege beeinflussen zu können.“

<sup>3975</sup> Vgl. Tempest: All the Muddy Horses, S. 219.

„Sonst hatten sie im Sommer so ein leichtes Ding an, das war [eine] aus einem russischen Reiterfuttersack genähte Uniform. Und das war keine offiziell ausgegebene Uniform, aber da war der Pleitegeier dran und die Orden, da war alles dran, aber das war eine leichte Drillich und da ist der mit losgeritten. Ich sage: ‚Sie sollten Ihre ... denn ‚Adolfs‘ Geburtstag, da wird Pluskat Major, und Wilkening,‘ der von der 3., wo ich früher war, ‚der wird Hauptmann.‘ ‚Ach, was Sie wohl haben!‘ Wir hatten ja ein bisschen Krach. Und ich sage: ‚Aber denn nicht ankommen und bringen!‘ Und so kam es. Also, die wurden befördert, die beiden, so wie ich prophezeit hatte, und er rief an, und ich habe das Telefon nicht gehört. Ich saß zwar daneben, aber ich habe nicht das Klingeln gehört.“

Der Batteriechef musste erst einen Melder schicken, damit Severloh überhaupt reagierte. Er sei sowohl noch über den vorangegangenen Streit über die Pferde mit seinem Vorgesetzten verärgert gewesen als auch darüber, dass dieser hinsichtlich der Uniform nicht auf ihn gehört hatte. Eine längere Geschichte folgte, in der der Befragte die fragliche Uniform vom vier Kilometer entfernten Schneider holen sollte, sich dafür ein Fahrrad ausleihen musste und dabei mit einem Spieß in Streit geriet, der ihm nur das qualitativ schlechtere Fahrrad Nr. 2 und nicht Nr. 1 geben wollte. Severloh bestand auf Nr. 1 und ignorierte den Befehl des Hauptfeldwebels. Nach kurzer Strecke platzte der Fahrradreifen:

„Und dann habe ich den Schlauch genommen, ‚rausgerissen, und einen Knoten gemacht. Und dann bin ich weitergefahren. Und dann war der Schlauch dann in der Kette drin, der andere dann auch draußen. Normalerweise hätte ich da 14 Tage Kallabusch für haben müssen, also, ja, ‚Bau‘. Aber da war kein Kläger.“

Weitere Befehlsverweigerungen folgten am selben Tag, weil der Informant sich weigerte, einen neuen Befehl vom Melder entgegenzunehmen, wonach die Kleidung nun zur Abteilung zu bringen sei. Mit den Worten: „Ich habe nicht so einen Befehl,“ habe er sich wieder auf sein Fahrrad gesetzt und sei nach Hause gefahren. Weitere Anrufe habe er „wieder nicht gehört.“ Der Melder habe erneut kommen müssen und sei „auch schon sauer gewesen.“ Als er und der Kutscher schließlich per Kutsche mit der Kleidung zur Abteilung gekommen waren, „hat er uns fertig gemacht.“ Abends um elf habe der Chef seiner Ordonnanz dann noch mitgeteilt: „Morgen früh will ich doch mal beim Wecken bei den Kanonieren sein.“ Wecken für die Kanoniere sei um halb sechs Uhr morgens gewesen. Er hätte aber so spät abends keine Lust mehr gehabt, den Kanonieren entsprechend Bescheid zu sagen und dies daher unterlassen:

„Ich hatte ja einen Wecker. Ich musste ja meinen Chef wecken. Der Chef stand um sieben, halb acht auf, ich entsprechend. Aber die Soldaten, die mussten doch um sechs anfangen zu arbeiten, die mussten doch die Bunker bauen und die Stellungen und alles drum und dran. ... Und dann musste ich da natürlich vorher Bescheid sagen, dass die auch wirklich um halb sechs aufstanden. Nur die standen ja normalerweise, wenn der Chef nicht kam, eine Stunde später auf.“

Als der Oberleutnant und Severloh am nächsten Morgen mit der Kutsche bei der Küstenbatterie vorfuhr, „war das schon nach sieben, wie wir da waren. Und denn lagen noch alle in der Falle.“ Nach der Auslösung des Alarms durch den Chef, „da

kamen die natürlich in Unterhose und ohne Schuhe...“ Nun reichte es dem Oberleutnant mit seinem eigenwilligen Burschen, und auch dieser musste nun strafexerzieren. Bei dieser Übung habe er sich einfach „hingeschmissen“ und gesagt, er könne nicht mehr aufstehen, „döll krank.“ Severloh kommentierte: „Stimmte aber nicht. Ich hab mich gedrückt, wo ich konnte.“ Vor allem, da er mit seinem Vorgesetzten „im Unreinen“ war, habe er sich so verhalten, erklärte der Befragte. Nach weiterer Strafan drohung sei er dann aber nach kurzer Zeit wieder mit dem Oberleutnant zurechtgekommen und habe erneut ein gutes Verhältnis zu ihm gehabt.

Von seinen Aufgaben als Ordonnanz berichtete Severloh, er habe lediglich die Kleidung und Waffen seines Chefs in Ordnung gehalten: „Ich machte [sonst] keinen Handschlag, außer Eier besorgen, Butter kaufen usw.“

Aus diesen und anderen Bemerkungen wird die Absicht Severlohs deutlich, sich bewusst soweit wie möglich den von ihm als unangenehm empfundenen Soldatenpflichten zu entziehen. In 3.2 wurde jedoch offenkundig, dass er sich im Ernstfall im Einsatz als „tapferer Kämpfer“ und als treffsicherer MG-Schütze erwies.<sup>3976</sup> Letzteres mag auch von einer Entschlossenheit herrühren, überleben zu wollen, aber auch durch die Präsenz eines Oberfeldwebels forciert worden sein, der ihm ständig neue Munition heranschaffte. Selbsterhaltungstrieb und die Hoffnung, davonzukommen, spielen hier offenbar eine große Rolle. Das Beispiel zeigt, dass sich Mut und „Drückebergerei“ nicht ausschließen müssen.<sup>3977</sup>

Während Severloh eine Strafe geradezu provoziert hatte, waren andere Soldaten den „dämmlichen Schikanen“ ihrer Vorgesetzten umso mehr ausgesetzt, je weiter der Krieg entfernt war. So berichtete der damalige Reserveoffiziersanwärter, Robert Dohr, dass sein Hauptfeldwebel in Frankreich, „der keine weitere Karriere mehr vor sich hatte und Reserveoffiziersanwärter nicht leiden konnte,“ ihn dafür mit dem Karabiner 98 strafexerzieren ließ, weil er sein „Abzeichen als Oberpionier, eine runde Scheibe mit einem Stern darauf, statt mit grünem mit schwarzem Faden angenäht hatte,“ und der Fahrlehrer ihn „auf der Straße zwanzig oder dreißig Kniebeugen vor den Franzosen machen“ ließ, weil er während der Fahrstunden „in einer der schmalen Gassen nicht richtig um die Ecke“ gekommen war.<sup>3978</sup> Nicht-Offiziere neideten den Reserveoffiziersanwärtern unter Umständen ihre Laufbahn, weil sie selbst es nicht so weit gebracht hatten. Der Willkür in der Behandlung von Untergebenen war in der

---

<sup>3976</sup> Allerdings litt Severloh ein Leben lang darunter, sich zwar am 6. Juni 1944 „heldenhaft“ als MG-Schütze verteidigt zu haben, was jedoch für viele Amerikaner den Tod bedeutet hatte, die versuchten, an Land zu kommen, dabei aber von Severlohs MG-Garben oder Karabinerschüssen getroffen und zum Teil (tödlich) verwundet wurden.

<sup>3977</sup> Zu Durchlavieren und „Drückebergerei“ im Krieg: Schröder: Gestohlene Jahre, S. 477, 484.

<sup>3978</sup> Dohr, in: Schüddekopf: Krieg, S. 144.

Wehrmacht Tür und Tor geöffnet.

Ein Problem stellte sicher auch dar, dass sich die in den Einheiten „Übriggebliebenen“ ständig an neue Kameraden und Vorgesetzte gewöhnen mussten, wobei Kramer schon dargestellt hatte, dass die Offiziere, solange sie vom „alten Schlag“ waren, überwiegend korrekt und fair agierten, während es beim Nachschub, besonders im Falle der Reserveoffiziere oder frontunerfahrener Feldwebel, vorkommen konnte, dass diese ein anderes Verhalten zeigten. Röpke schreibt dazu:

„Die Zeiten waren schlecht, und es gab viel Unfähigkeit. Der Chef, der die Truppe führen sollte, wusste nicht mal, wie viele Pferde zur Verfügung standen. Und der Futtermeister, ein Feldwebel, der konnte noch nicht mal ausrechnen, wie viel Hafer er brauchte, wenn jedem Pferd vier Pfund am Tag zustanden. Dem habe ich mal eine in die Fresse gehauen und mir fast einen Tatbericht an den Hals geholt. Ich hatte mit den Pferden zu tun und er als Kolonnenführer mit den Hiwis. Die hat er beschissen bis dorthinaus. Er behielt einfach, was ihnen zustand, Zigaretten, sechs am Tag, Drops und was alles noch so war. Da hatte ich natürlich keine Achtung vor ihm, und als ich etwas von ihm wollte und er ablehnte, hab ich zugehauen, und er lag lang. Beim Offizier hat der mich dann angeschissen. Der hat mich befragt und dann die Sache unter den Tisch fallenlassen. Es gab wirklich verdammt blöde Leute, und die alten, mit denen ich groß geworden war, die waren ja mittlerweile alle weg.“<sup>3979</sup>

Röpke, der beiden Vorgesetzten nicht nur fachliche, sondern auch menschliche Inkompetenz unterstellt, ließ seinem Ärger bei passender Gelegenheit freien Lauf und wurde seinem Vorgesetzten gegenüber handgreiflich. Er hatte das Glück, dafür nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden, was ihm sonst nicht nur Arrest, sondern wahrscheinlich auch eine Strafversetzung eingebracht hätte. Derlei Zusammenstöße mit Offizieren, aber auch mit Kameraden erlebte der damalige Sanitätsunteroffizier Uhlmann, wie zuvor berichtet, nicht nur einmal. Nach und nach kam er jedoch, trotz seines hitzigen Temperamentes, nicht nur mit den Kameraden, sondern auch mit den Vorgesetzten besser zurecht:

„... mit dem Hauptmann hatte ich mich ja auch vorher überworfen, weil ich nicht mitsaufen wollte. ... [Er hatte mir gesagt,] er wollte sich keine Vorschriften machen lassen ..., aber eines Tages sagte er dann, wir machen einen Zusatzbericht. Da sind ja welche, die wochenlang nicht aus die Stiefel rauskommen. Und denn hat er rumgebrüllt, und denn sollt' ich aufpassen, dass die sich die Füße waschen. ... ,Dann geben Sie 'n Befehl, dass die ganze Batterie morgens eine bis anderthalb Stunden barfuß Dienst tut, hier in der Obstplantage. Dann haben Sie saubere, gute Füße.' Das hat der gemacht. Das hat sich so ausgewirkt, dass wir auf dem ganzen Rückzug als Artilleristen bis nach Holland keinen Ausfall an den Füßen oder Marschbeschwerden hatten. Das taufrische Gras, da ist alles drin an Substanzen, was für 'n Fuß gut ist. ... Endlich hatte er mal auf mich gehört. Und wir sind nach Holland rein ... - beim ersten Feuerüberfall, der uns behelligte, da war eigentlich der einzige, der verwundet wurde, der Hauptmann, weil er nicht in Deckung gegangen war. Und mit dem Oberwachtmeister war ich schon soweit, dass ich nur horchte und gab ihm 'n Rippenstoß, [wenn] ich den Abschuss hörte, ich konnte damals sehr gut hören, dann schrie er ‚Volle Deckung‘ und dann waren wir im Erdbunker verschwunden. Und da war immerhin kreuz und quer Holz und Erde drauf, 'n Meter drauf. Da passierte nicht viel. ...“

---

<sup>3979</sup> Röpke, in: ebd., S. 90f.

Mit seiner Aufmüpfigkeit und Eigenwilligkeit, Eigenschaften, die in der NS-Zeit unterdrückt wurden, geriet Uhlmann immer wieder mit seinen Vorgesetzten in Konflikt. Allerdings verdeutlichten schon Arp und Schröter - ersterer wandte eine ruhigere und gewitztere Art des Widerspruchs an - dass sie bestimmte „Befehle“, wie die Aufforderung zum Trinken, nicht ausführten und damit Mut bewiesen. Der Informant Uhlmann nahm sich seinem Kompaniechef gegenüber, ähnlich wie Severloh, Dinge heraus, die in der damaligen Zeit ungewöhnlich waren, etwa gute Ratschläge zur Gesunderhaltung der Soldaten und persönliche Vorschläge. Dabei war wohl auch das etwas aufbrausende Temperament Uhlmanns, der sich bei seinem Vorgesetzten durchsetzen wollte, für die zunächst ablehnende Haltung verantwortlich, die der Hauptmann seinem neuen Unteroffizier gegenüber zeigte. Im Laufe seiner Kompaniezugehörigkeit erkannten aber die Offiziere anscheinend, dass Uhlmann sich auf seine Weise für die Kameraden engagierte und etwas von seinem Fach verstand. Seine guten Ratschläge wurden daher nun nicht mehr sofort kategorisch abgelehnt. Uhlmann erzählte im Interview, dass er Anfang der 30er Jahre auch innerhalb der SA unangenehm aufgefallen war und einen Kameraden, wie es hieß „grundlos misshandelt“ habe. Dieses Verhalten hatte seinen Ausschluss aus der SA zur Folge gehabt. Er habe von einem Spieß erfahren, dass er ein „schlechtes polizeiliches Führungszeugnis“ habe, was sich auf seine Beförderungen auswirkte, wie Uhlmann anhand des nachfolgenden Beispiels deutlich machte:

„Ich bin in Frankreich Unteroffizier geworden, und zwar in Pont-L'Évêque. Auch mit 'm Haken. Ich hätte schon 'n halbes Jahr Unteroffizier sein müssen, weil ich Berufssoldat war, ich hatte mich ja auf 12 Jahre verpflichtet, aber der Spieß, der hatte 'n Groll gegen mich. Das geht zu weit, wenn ich das alles erzähle, und der hat es denn verstanden, mich von einem Lehrgang auf 'n andern zu schicken.“

Die Lehrgänge hätten sich dann aber als hilfreich für ihn erwiesen, so Uhlmann:

„Dadurch bin ich aber überall gewesen. Ich bin in Paris gewesen, in Chantilly gewesen, zur Gasschule und Giftgasschule, und ich bin oben bei Lille in einer großen Lungenheilstation, 'n riesiger Komplex, da bin ich praktisch noch ausgebildet worden als Unterführer, auch noch mit SS-Leuten zusammen, toller Haufen da und 'ne gute Ausbildung, und ich hab alles gern gemacht.“

Ähnlich wie Uhlmann, erging es auch dem Rekruten Conrad H., der allerdings dem Soldatendienst von vornherein ablehnend gegenüber stand, und Probleme bekam, weil er „sich nicht als Gehorsamer zeigen will,“ und deshalb nicht nur „von einem Kasernenhof zum anderen“ versetzt wurde, sondern für den die Arrestzelle eine Art zweites Zuhause wurde. Conrad H. erklärte: „Von meinen fünf Jahren Militärdienst hab ich mindestens drei Jahre im Bau gesessen.“<sup>3980</sup> Auch sei er aufgrund seines Verhaltens für „die Kameraden Luft“ gewesen und musste auch hier die Nachteile seines Eigenwillens in Kauf nehmen.

<sup>3980</sup> Conrad H., in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 18.

Uhlmann wurde während des Interviews wütend, als er auf Offiziere zu sprechen kam:

„Kontakte [zu Franzosen] haben nur die Offiziere gehabt. Wissen Sie, ich bin Offiziershasser geworden. Ich habe gesagt: ‚Wenn, dann diene ich nur in einer Armee, wo es *eine* Sorte Menschen gibt, und nicht zwei.“<sup>3981</sup>

Als Sanitäter hatte Uhlmann hauptsächlich Offiziersärzte kennen gelernt. Er berichtete von einem Chefarzt, „diesem Affen“, mit dem er sich überworfen hatte, weil dieser offenbar nicht damit einverstanden war, dass Uhlmann auf eigene Faust, zusammen mit einem Kameraden, das Wasser eines Teiches in der Nähe des französischen Schlosses Gaza entschlammt hatte, um dort früh morgens mit der ganzen Kompanie baden zu können. Der Informant setzte sich dafür ein, dass die ganze Truppe morgens Frühsport machte und erzählte: „Nahmen fast alle dran teil, also 80 % kann man immer sagen. Das war für mich immer ’ne schöne Aufgabe.“ Ob der Chefarzt wegen des Verfügens über einen Teich französischen Eigentums verärgert oder darüber, dass er wegen der Maßnahme nicht gefragt worden war, ließ Uhlmann offen. Jedenfalls habe die ganze Kompanie antreten müssen und sei zurechtgewiesen worden. Uhlmann selbst habe auf die Schreibstube kommen müssen: „Da wollt’ er mich zur Minna machen.“ Der Befragte meinte abschließend über Offiziersärzte: „Diese Klasse. Die haben sich eingebildet, die sind die Herrgötter, damit kann man aber keinen Krieg gewinnen. ... Die Behandlung des deutschen Landsers war ganz verkehrt.“ Der damalige Schüler und Flakschütze Nikolaus Ratjens, meinte im Nachhinein zum Verhältnis Landser – Offizier: „Wir hatten aber zu den Soldaten und mehr noch zu den Offizieren ein durch Obrigkeitsdenken geprägtes Verhältnis.“<sup>3982</sup>

Ähnlich beurteilte dies Bertold König und veranschaulichte die zwischen unteren Dienstgraden und Offizieren besonders innerhalb der Etappe herrschende Distanz, in der König in einer Kommandantur in Italien zum Dienst eingeteilt war. Schüddekopf fasste den Bericht Königs zusammen:

„In der Kommandantur ist das Verhältnis der Offiziere zu den einfachen Soldaten wie Bertold König distanziert. Sie kehren ‚den Kommandoton heraus’ und glauben, sich im Kontakt mit den Mannschaften ‚etwas zu vergeben’. Nur wenn man sie näher kannte, stellt Bertold König fest, ‚dann ging es’. Zum näher Kennenlernen zählt er aber auch den Konflikt, der entsteht, wenn er einem Offizier widerspricht, von ihm angebrüllt wird, doch bei seiner Meinung bleibt und so manchmal den Vorgesetzten in eine Debatte manövriert. Viel häufiger jedoch macht Bertold König die Erfahrung, dass Widerspruch aus den Mannschaftsdienstgraden niedergebüllt

---

<sup>3981</sup> Vgl. Zweig: *Der Streit um den Sergeanten Grischa* 1928, S. 146f., 150: „Und dann, des Nachts, da man unter sich war, ältere Männer, Landser, Ersatzreserve, Landsturm, alles Leute, die ‚wussten, was gespielt wird’, ... begannen sie offener und offener zu sprechen: alte Soldaten allesamt. ... Unter der Maske von Gleichgültigkeit und Hohn raunten sie ihre Verzweiflung aus, ihre grenzenlose, schon Verzicht gewordene Erbitterung über die Ungerechtigkeit des Risses zwischen Offizierskaste und Mannschaftsstand in Essen, Kleidung, Unterkunft, Urlaub, Bezahlung, Beschwerderecht. ... Wie Offiziere in Verschiss kamen, wenn sie sich mit den Mannschaften zuviel abgaben. Wie die guten Offiziere jeder Kompanie immer vereinsamer in der Ecke standen, sofern es nicht ins Gefecht ging.“

<sup>3982</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: *Krieg*, S. 300.

wird.<sup>3983</sup>

Diese Form der Einschüchterung, die bereits in der Hitlerjugend, besonders aber im Reichsarbeitsdienst und in der Soldatenausbildung erfolgte, forderte den einzelnen nicht gerade zum Widerspruch heraus. Es gehörte eine gehörige Portion Selbstvertrauen und Mut dazu, gegen ungerechte Behandlung aufzubegehren. Nicht mitzumachen oder sich aufzulehnen „schien gegenüber den Kameraden ein unsozialer Akt zu sein bei einer von fast allen als belastend empfundenen Aufgabe.“<sup>3984</sup> Jeder Soldat wollte dazugehören. Illoyalität wurde von den Kameraden mit Sanktionen belegt. Dies brachte den einzelnen auch in die Bredouille, wenn es um die Ausführung von Straftaten ging. Für Nachgeborene scheint es unumgänglich, dass bestimmte Befehle nicht hätten ausgeführt werden dürfen, etwa das Erschießen eines Kameraden wegen Fahnenflucht, der Abtransport von Menschen jüdischen Glaubens, das rigorose Vorgehen gegen Partisanen oder Verdächtige. Wer sich jedoch ausschloss, der war zwar mutig, wurde aber unter Umständen von den eigenen Soldaten als „Memme“ gebrandmarkt, und die Kameraden hätten es vielleicht sogar unterlassen, ihm in einer gefährlichen Situation zu helfen. Alle waren darauf bedacht, „keine Empfindlichkeiten ... zu zeigen, die [sie] angreifbar und verhöhner machen.“<sup>3985</sup> Anders zu sein als die Mehrheit war gefährlich. In einer Zeit des „Gruppenzwangs“ war es verdächtig, „mehr zu lesen, mehr zu schreiben, mehr Zeit mit den Zivilisten zu verbringen“,<sup>3986</sup> oder im Urlaub nicht nach Hause zu fahren.<sup>3987</sup>

Wie häufig sich Soldaten ihren Kameraden gegenüber verantwortlich fühlten, veranschaulichen nachfolgend einige Beispiele. So wollte der damalige Soldat, Fritz Lichtenberg, sogar bei seiner Truppe bleiben, obwohl er eiternde Wunden durch Granatsplitterverletzungen am Bein hatte, weil er sich seinen Kameraden verpflichtet fühlte:

„Ich wollte von dem Haufen, mit dem ich soviel mitgemacht hatte, von dem wollte ich nicht weg. ... Wir waren seit Heilbronn miteinander, und das Zusammengehörigkeitsgefühl war groß. Es gibt keine Einzelkämpfer, man gehört zusammen.“<sup>3988</sup>

Darüber hinaus hatte er die Gefahren von Verwundetentransporten beobachtet, so dass er nicht in ein Lazarett eingeliefert werden wollte.<sup>3989</sup>

Dietrich sagte über seine Einheit: „Die Kameradschaft war gut, da stand der eine für den ander'n. ... Da war immer... auch so untereinander, nich, Zusammenhalt.“ Er kommentierte damit – wie zuvor Kramer – das gute Zusammengehörigkeitsgefühl

<sup>3983</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 163.

<sup>3984</sup> Zit. in: Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 72.

<sup>3985</sup> Ebd., S. 73.

<sup>3986</sup> Ebd.

<sup>3987</sup> Vgl. Abschn. 9.

<sup>3988</sup> Lichtenberg, in: ebd., S. 112f.

<sup>3989</sup> Siehe Abschn. 5.9 und ebd., S. 111f.

innerhalb seiner Kompanie. Nach dem Verhältnis zu den Vorgesetzten gefragt, fiel die Antwort des Zeitzugen weniger positiv aus, und Dietrich machte seinem Ärger Luft:

„Naja... der Spieß, das war 'n Schweinehund war das. Da haben wir mal [nach'm Krieg] versucht, [ihn zu erwischen]. Da hat er geguckt, die [Haus-]Tür, hat aufgemacht, sieht uns stehen da draußen, waren wir mit drei Mann, und er hat schnell die Tür wieder zugemacht. Nein, er hat gedacht... weil wir immer gesagt haben: ‚Wenn wir nach Hause kommen, da kriegst du 'n Arschvoll als erstes!‘ Der hat die Tür gleich wieder zugeknallt.“

Manch ein schlechter Vorgesetzter musste befürchten, im oder nach dem Krieg für sein Verhalten zur Rechenschaft gezogen zu werden.<sup>3990</sup> Der Befragte berichtete, wie er sich bereits an der Ostfront an dem Spieß für dessen schikanöse Art gerächt hatte:

„Ach, den habe ich mal hier mit so 'ner [dicken] Backe... In Russland hat er mich losgeschickt, ich sollte Pillen holen. Und denn habe ich Quartier gemacht, bin erst 'n nächsten Tag wiedergekommen. Da kamen mir die Landser schon entgegen, Kameraden von uns: ‚Du, der Spieß, der will dich erschießen!‘ Der rennt hier rum wie so 'n Verrückter mit seiner Pistole in der Hand: ‚Wenn der Dietrich wiederkommt, den erschieß' ich!‘ Und der hatte so 'ne Backe, hab ich ja absichtlich gemacht. Absichtlich habe ich das gemacht! Der hat mich nie wieder losgeschickt. Ja, da hat er mir erzählt: ‚Wieso kommst du erst heute?‘ ‚Ja, die hatten das nicht da, ich musste warten!‘ Habe ich ihm einen aufgebunden. Aber die hatten mich schon gewarnt, die hatten schon gesagt: ‚Du, der Spieß, der erschießt dich!‘“ (lacht)

Dietrich berichtete auch von einem Kameraden, der neun Jahre Stabsgefreiter war und „immer Unteroffizier werden [wollte]“, aber nicht befördert wurde, weil er „immer so eigenen Willen [hatte].“ Er selbst sei nur Obergefreiter gewesen und glaubte: „Ich bin auch nicht befördert worden, ... ja, weil ich immer so stur war.“ Uhlmann, der ebenfalls nur sehr zögerlich in der Hierarchie vorankam, meinte dazu aus eigener Erfahrung: „Ja, man muss sich immer vorstellen, beim Kommis, wenn man da sich selbst darstellen will, denn hängt man immer mit einem Bein im ‚Bau‘.“ Er erklärte, wie man dies am geschicktesten vermied:

„Man hat das zu tun, was [der Vorgesetzte] will, auch wenn das manchmal einem nicht passt. Man muss dann die Fähigkeiten haben, Befehle, die man meint, nicht umsetzen zu können, weil sie verkehrt sind oder weil da Fehler drin sind, dann muss man sie intelligent umgehen, aber nicht ausführen. Aber man muss so tun, als ob.“

Der damalige Rekrut, Gregor Hauptmann, der seit Frühjahr 1942 in einer Flakeinheit ausgebildet wurde, erklärte seine Abneigung gegen bestimmte Offiziere und versuchte zuweilen, sich einfach vor dem Gruß zu drücken, zumal er meist keinen Urlaubsschein bei sich hatte, wenn er nach dem Kasernendienst seine Mutter im nahe gelegenen

---

<sup>3990</sup> Vgl. Bachhofer, in: Schüddekopf: Krieg, S. 208, der über einen Offizier ohne Führungsqualitäten klagte, der einen Kameraden wegen einer Nichtigkeit geohrfeigt hatte: „Wir haben bei solchen Geschichten einander angeguckt, und mancher hat auch gesagt: Wenn er mit uns an die Front geht, dann wird er nicht alt. Silvester 1942 wurde um zwölf Uhr nachts, in dem Ort, in dem wir lagen, geballert, es war taghell, auch die Artillerie schoss. Morgens hörten wir: Oberst Banzer ist erschossen worden. Er war so einer, für den niemand zählte.“

Bonn besuchen wollte: „Ich guckte ... in ein Schaufenster rein, damit ich den nicht grüßen musste. Ich wollte 'nen Menschen vor mir haben, wenn ich den begrüß.“<sup>3991</sup>

Das Wort „Herrgötter“, das Uhlmann zuvor verwendete, benutzte auch Frau Summ für einige Offiziers-Ärzte, mit denen sie zu tun hatte. Sie sagte zwar: „Aber sonst, im Große' und Ganze' habe mia doch a' gute Atmosphäre g'habt in unser'm Haus,“ beschwerte sich aber über das Verhalten der Ärzte bei der Visite:

„Wenn einer kommt, der da meint, er kann grad', wenn da wieder irgendwie mol jemand frisch komme' isch, der glaubt, er kann jetzt do über die Schweschtern bestimme' und anordnen! Wir habens oft viel besser gewusst, was 'm Patient' guttut.“

Da die Schwestern wussten, das der betreffende Arzt erst zur nächsten Visite wiederkommen würde, hätten sie bis dahin „wieder des g'macht, was *mia* für gut g'halte' habe“, erklärte die ehemalige Rotkreuzschwester und meint: „Überhaupt, wenn die hohe Offizier' komme' sind, ... die haben doch manchmal g'meint, sie seien die Herrgötter.“ Selbstbewusst sagte sie: „Mia haben manches gedräht, das gäb' ich gern zu, was vielleicht [aus Sicht der Ärzte] nicht o. k. war, weil man einfach gesagt hat: ‚Für mei' Patient' isch's besser!‘ Frontärzte befanden sich auch schon deshalb in einer anderen Position, weil „von oben“ die Anweisung bestand, für eine möglichst schnelle Genesung und damit eine erneute Frontverwendung der Soldaten zu sorgen. Die Schwestern, die in der Hauptsache das Wohl ihrer Patienten im Auge hatten, führten auf ihre Weise so manche ärztliche Anweisung nicht aus. Frau Summ erwähnte aber auch das Beispiel zweier Unterärzte, die oft nach Feierabend das Gespräch mit den Schwestern gesucht hätten:

„Jaaa, grad', wenn sie noch net a'mol ganz fertig sind [mit der Ausbildung], und werde' da nei g'schmisse, [ins Frontlazarett]! ... Und wir ham doch g'wusst, wo soll er sich denn sonst äußere?! Muss man auch mol loswerde'! Natürlich!“

Frau Summ und ihre Kolleginnen zeigten oft Mitgefühl für ihre Patienten und Verständnis für junge, noch unerfahrene Ärzte. Die Schwestern verfügten in der Regel bei ihrem Fronteinsatz mindestens über eine abgeschlossene dreijährige Ausbildung und damit über mehrjährige Erfahrung in deutschen Krankenhäusern.

Auf die Frage an den Informanten Rothe nach dem Verhältnis zwischen Sanitätern und deutschen Frontärzten im Krieg antwortete dieser:

„Wunderbar! Die haben wirklich ... Schauen Sie mal, unter Einsatz des Lebens, wirklich, kann man sagen, also, wirklich. ... Ganz toll! Im Krieg waren wir Kameraden. Wir waren Kameraden. ... Das war fast wie du [und du] – Kameraden. Wir haben alle am gleichen... ... Nein, ich möchte sagen, dass bei den Ärzten, nich anders wie bei allen Menschen, im Mittelpunkt steht, das eigene Leben.“<sup>3992</sup>

<sup>3991</sup> Hauptmann, in: Schüddekopf: Krieg, S. 256.

<sup>3992</sup> Die gute Kameradschaft endete aber, Rothe zufolge, in der Gefangenschaft, wo sich Ärzte, seinem Erleben nach, von einer weniger guten Seite gezeigt hätten: „Sie wollten noch gut leben, wollten nicht sterben. Aber es soll auch in Gefangenschaft, ich hab ja die Heimkehrer-Zeitung, soll's auch gute Ärzte jegeben haben. Bloß - ich hab das Pech jehabt.“

Der Befragte Arnulf Weiß brachte im Interview das Thema „Kameradschaft“ beim Nachdenken über „Alter“, „Erinnerung“ und „Gedächtnis“ zur Sprache:

„Jetzt muss man sich wundern: das Langzeitgedächtnis hält scheinbar länger vor bei so Alten als wie das Kurzzeitgedächtnis. Einige Sachen muss ich meine Frau öfter fragen: ‚Na, wie war ’n dat?‘ Die weiß das noch, aber... man hat da ’ne gute Erinnerung noch, an die Kameraden vor allen Dingen! Das vergisst man nicht, die Kameraden vergisst man nicht. ... An der Front, da is Kameradschaft. ... Ich hatte Glück, ich hatte einen Slowenen, wo ich mit zusammen war. Man muss ja ooch eenen zusammen haben, man hat ja nich viel, wenn man in seinem Loch da liegt, aber da kann eener mal weggeh’n, kann sich Wasser besorgen, kriegt irgendetwas. In Jefangenschaft is dat mit Kameradschaft schon schlechter.“

Der Slowene, den Weiß erwähnte, scheint in Frankreich sein Kamerad gewesen zu sein. Deutlich wird, dass er an den Zusammenhalt an der Front beste Erinnerungen hat. Horn beurteilte das ähnlich und meinte: „Man hat immer wieder den Anschluss an den Haufen gesucht, der war für dich ein Zuhause, deine Heimat. Wenn’s auch Fremde waren, im Moment war das deine Heimat.“<sup>3993</sup> Weiß bestätigte aber auch Rothes Einschätzung, wonach Kameraden in Gefangenschaft aufhörten, Kameraden zu sein.

Lützen beschreibt nachfolgend einen Zusammenprall mit einem Offizier in der Heimat:

„Ich bin mit einem in Russland gewesen, der hatte sieben Panzer abgeknallt und kriegte das Ritter... ’n Gefreiter. Und mit dem bin ich spazieren gegangen in Herford, da geht es so steil runter da, das is ’ne ganz breite Straße da und wir beide düddeln da lang und auf einmal böllt einer da: ‚Können Sie nicht grüßen?‘ Und dann kam der rüber. Und er hatte das Ritterkreuz aber nicht ... das war verloren gegangen und da hatte er das EK II, hatte er sich hierhin gebammelt und denn hat er den angeschrien. Ick säch zu dem andern: ‚Lass uns mal lieber zur Kaserne gehen. Wenn er die Meldung macht, lieber wir melden uns erst.‘ Na, wir kommen ran da, dem Kompaniechef, ... da sagt der: ‚Na, lass’ ihn mal kommen, das geht bei uns in den Papierkorb!‘ War nichts, kam nichts raus. Aber er hatte ... er kriegte ja an sich einen Anschiss, weil er das EK II genommen hatte und hat das hier so festgebüddelt. Das war ja nich so groß wie das Ritterkreuz, nicht wahr?“

In der heimatlichen Kaserne wurden Formalitäten wieder wichtig, die an der Front kaum noch eine Rolle spielten. Die Diskrepanz zwischen verlausten, abgekämpften und verwahrlosten Ostfrontsoldaten und dem peniblen Ordnungssinn, der gleichzeitig in der Etappe oder in abseits der HKL liegenden Gebieten im Osten herrschte, wirkt grotesk. Das Verhalten mancher Vorgesetzter, die meinten, ihre Macht niedrigeren Dienstgraden gegenüber ausspielen zu müssen, wirkt kleinlich und angesichts schwerer Kämpfe an den Fronten weltfremd. Das Bedürfnis, jede „Unregelmäßigkeit“ sofort melden zu müssen, war in der NS-Zeit, auch im zivilen Bereich, weit verbreitet. Im Militärleben versprach sich der einzelne wohl bessere Aussichten auf eine Beförderung, wenn ihm Abweichungen an anderen auffielen und er diese an höherer

<sup>3993</sup> Horn, in: Schüddekopf: Kessel, S. 111; vgl. Rescher: Heimat! S. 108, TB, 2.1.43: „Innerhalb des alten Verbandes fühlte man sich doch wohler, als unter lauter fremden Einheiten.“

Stelle mitteilte.<sup>3994</sup> Bemerkenswert ist die Gelassenheit, mit der der Kompaniechef auf die mögliche Beschwerde reagierte und diese als unwichtig abtat. Der Befragte Lützen war offenbar sehr beeindruckt von dem Verdienst des Kameraden, der bereits als Gefreiter die ohnehin nicht so häufig vergebene Ritterkreuz-Auszeichnung besaß und sich, anstelle des verlorenen Ordens, lässig das EK II dort festgemacht hatte, wo es offenbar nicht hingehörte. Ritterkreuzträger wurden vor allem von jüngeren Soldaten bewundert, wie Nikolaus Ratjens erklärte: „... sie hatten ihr Leben eingesetzt, und wir sahen in ihnen kleine Götter.“<sup>3995</sup>

Zwischen den einzelnen Wehrmachtteilen gab es auch Konkurrenz. Müller meinte im Interview, dass besonders Luftwaffen-Soldaten auf den „verwahrlosten Landser-Kameraden“ herabgesehen hätten, während sie sich bei der Luftwaffe selbst kaum schmutzig machen mussten. Der Befragte führte aus:

„Wo wir eigentlich, was uns immer geärgert hat und was uns gestört hat, war, dass die Leistung des einfachen Infanteristen nach unserem Empfinden nicht anerkannt wurde. Und wenn man... wenn die Urlauber zurückkamen, und ich hab es auch selber so erlebt, und sahen nun immer, wir sagten: ‚Die Schlipssoldaten,‘ von der Luftwaffe und so, da waren wir immer verärgert. Die liefen da in der Heimat rum mit gebügelten Hosen und Schlips und Kragen [und sagten]: ‚Die Landser da...!‘“

Diese Einschätzung stimmt mit Uhlmanns Äußerung (siehe vor) überein, der ebenfalls der Ansicht war: „Die Behandlung des deutschen Landsers war ganz verkehrt.“ Allerdings bezog sich Uhlmanns Kritik auf das Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaftsdienstgraden, während Müller auf die bestehende Diskrepanz zwischen Infanteristen und Luftwaffensoldaten hinwies. Letztere betrachteten sich als etwas „Besseres“. Während seines Heimaturlaubs hatte Müller diesbezüglich ein besonders unangenehmes Erlebnis, als er gerade von der Front kam (siehe Abschn. 9.). Als Ausbilder hatte er jedoch ebenfalls Gelegenheit, diese Spezies näher kennen zu lernen:

„Ich habe mit Luftwaffenleuten das erste Mal was zu tun gehabt, als ich Leute von der Luftwaffe kriegte. Als Infanteristen [wurden die dann eingesetzt]. Und was meinen Sie, was ich mit denen für Theater hatte. Das war die ‚Goebbels-Spende‘ von Film, Funk und Bühne, habe ich immer gesagt, Marine und Luftwaffe. ... Von nichts hatten die eine Ahnung! Und die hatten Sonderwünsche und wollten dieses nicht und jenes nicht! ... Ja, und da habe ich also wirklich mit meinen jungen Unteroffiziersschülern, die ich hatte, von J. und von M., das waren so knackige Burschen. Da haben wir denen Ordnung beigebracht. Und das waren ja Dienstgrade teilweise! Feldwebeldienstgrade und so was! Die wollten dieses nicht und jenes nicht: ‚Ja, und jetzt ist Mittagspause,‘ so ungefähr. ... Aber die haben sich nach, ich möchte sagen, nach sechs, sieben Wochen, ... dann haben sie sich eingefügt, und dann waren sie so wie die ander’n. Aber die waren rebellisch, als die kamen.“

Anhand Müllers vorstehender Aussage wird deutlich, dass einige Luftwaffenangehörige auch im Krieg – zumindest eine Zeitlang – ein erheblich besseres Leben gewohnt waren als Soldaten anderer Heeresteile. Der damalige Jagdflieger Erich Hart-

<sup>3994</sup> Schröder: Kasernenzeit, S. 109f.

<sup>3995</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 303.

mann – seit Oktober 1942 Jagdflieger an der Kaukasus-Front – schrieb dazu am 18.11.1943 während seines Heimaturlaubes in das Rundbuch seiner ehemaligen Abiturklasse: „... wie es an der Front aussieht, das wisst Ihr ja alle selber: die Lage ist ernst, aber nicht verzweifelt. Hauptsache: der Wein, Sekt und die Zigaretten gehen nie aus, dann muss es ja gut gehen.“ Zu der Zeit lebte es sich in manchen Luftwaffeneinheiten noch sehr gut. Auch Luxusgüter scheint es mancherorts bei der fliegenden Truppe noch reichlich gegeben zu haben. Der damalige Artillerist Koschorrek erinnerte sich daran, dass er und seine Kameraden die Flugzeugbesatzungen, trotz ihres gefährlichen Jobs, beneideten:

„Gewiss sind auch sie für einige Stunden der Todesgefahr ausgesetzt, aber sie fliegen danach immer wieder zu ihrem Feldflugplatz zurück. Dort sind sie zumindest für einige Stunden in Sicherheit, um sich wieder moralisch aufzurüsten. Wenn sie dann wieder in ihre Maschinen steigen, sind sie in jedem Falle gesättigt und ausgeruht. ‚Und man sagt, dass sie täglich hochwertige Spezialverpflegung mit kraftspendender Schoka-Kóla in Blechschachteln erhalten,‘ führt Wichert meine laut ausgesprochenen Bemerkungen über die jetzt in schicke Uniformen gekleideten Luftwaffenangehörigen fort.“<sup>3996</sup>

Allerdings war das fliegende Personal nicht auf einen Kampf als Infanterist vorbereitet worden, für den ein Teil von ihnen bald eingesetzt wurde. Koschorrek notierte am 9.12.1942:

„Die Verpflegungsträger berichten, dass im Dorf eine Luftwaffen-Feldkompanie zur Verstärkung eingetroffen sei. Mit Erstaunen hören wir, dass sie mit geschneiderten und gebügelten Uniformen aufgekreuzt sind, versehen mit gelben Paradekoppeln. ... Döring und Meinhard geben dieser unerfahrenen Einheit keine Chance und wundern sich, wie jemand den Befehl geben konnte, diese Männer einfach zu verheizen. Sie behalten Recht.“<sup>3997</sup>

Müller, dem als Infanterist die gebügelten Uniformen und stets wohl gekleideten Marine- und Luftwaffensoldaten ein Dorn im Auge waren, führte seine Ausführungen über diese Klientel, die für ein Leben an der Waffe auf den ersten Blick ungeeignet war, näher aus und erklärte, warum diese so genannte „Goebbels-Spende“ ihm als Offizier Schwierigkeiten bereitet hat:

„Und das Schlimmste waren, [wie gesagt], die Leute eben von Film, Funk und Bühne. ... Schauspieler und alles Mögliche. ... Die wurden da ausjekämmt, zu Hause, und einer kam also mit langen Haaren. Wir lagen noch in Groß-Born. Und

---

<sup>3996</sup> Koschorrek, S. 112, Notizen vom 26.11.1942.

<sup>3997</sup> Ebd. S. 140. Vgl. Bernecker, S. 266: „Hauptmann [Schulz] hatte es schwer mit den unerfahrenen Soldaten zurechtzukommen. Sie hatten keine Ahnung vom Bunkerbau und dem Leben an der Front, und die Moral der Truppe pendelte im Großen und Ganzen langsam dem Tiefststand zu, jeder hatte die Nase voll im vierten Kriegsjahr. So war überhaupt kein Vergleich mit diesen Soldaten und jenen erfahrenen Russlandkämpfern der Jahre 1942/43 möglich, mit denen Schulz seine Glanzleistungen vollbrachte. ... Die jüngsten der Ersatzleute waren blutarme, erholungsbedürftige Buben, die weder eine SMG-Lafette noch eine Granatwerfer-Bodenplatte tragen konnten. Der Hauptmann war sehr um die Ausbildung und das Wohlergehen seiner Leute bekümmert und bemühte sich, Ordnung in den neuen Verein zu bringen. ‚Die armen Jungs‘, sagte er, ‚der Iwan wird Hackfleisch aus ihnen machen.‘“

ich guckte mir die Leute alle an. Die kamen nun von überall her, ... und ich kriegte so und so viel zujeweisen. Mein Gott, das waren... ( ) und denn Schauspieler eben auch einer. Und da hab ich sie alle, so gut ichs konnte, freundlich begrüßt, mit Handschlag. Und da habe ich dem einen gesagt, ich sage: ‚Ihre Haare müssen ab.‘ Da sagt er: ‚Herr Leutnant, die dürfen nicht ab. Das is wichtig, dass die erhalten bleiben.‘ Ich sage: ‚Was?‘ Holt die Tasche raus, bringt ‚ne Bescheinigung von der Reichskulturkammer, dass die Haare künstlerisch wertvoll wären und für die Siegesfeier, so ungefähr, aufbewahrt werden müssten. Und da hab ich gesagt: ‚Die Haare sind morgen früh ab!‘ Und die waren natürlich nicht ab. Alles guckte her: Was macht der nun, dieser Oberleutnant? Und da hab ich nur gesagt: ‚K.!‘ Der war an die 40 Jahre, der Spieß, den ich hatte, konnte mein Vater sein... Ich sage: ‚Dem werden die Haare jeschor’n!‘ Und wir hatten ja so ‚ne Schermaschine für die Pferde ..., und da wurden dem die Haare jeschnitten. Ach, hat der geschrien, wollte sich beschweren. Ich hatte gleich dem Kommandeur Bescheid gesagt. Er hats nich jetan. Jedenfalls, das war ein Pfundskerl nachher. ... Und der war froh, dass er seine Haare nicht mehr hatte.“

Ähnlich beschrieb Asmussen seine Erlebnisse mit Neulingen einer Luftwaffenfelddivision und stellte fest: „Im Einsatz ließen sie sich zu überhaupt nichts verwenden.“ Nachdem er erlebt hatte, wie sie ein leichtes Maschinengewehr an einer Stelle ohne Schussfeld aufbauten, nahm Asmussen sich den Zugführer zur Seite, der meinte: „... ich habe die vierzehn Jahre zuvor die Oboe in der Regimentsmusik geblasen.“ Aufgrund seines Dienstgrades war er jedoch gleich Zugführer geworden. Nachdem sich herausstellte, dass der Kompanieführer „ein Oberinspektor von den Wetterfröschen“ war, war es auch nicht verwunderlich, dass diese Kompanie dem ersten schwereren russischen Angriff nicht standhielt.<sup>3998</sup>

Von der Kameradschaft innerhalb seiner Einheiten berichtete Müller, dass er sich in der Truppe „überall zu Hause“ gefühlt habe und erklärte:

„Wissen Se, man stellt sich vor und dann war das also: ‚Wo kommen Sie her?‘ ‚Da und da.‘ Zack, und dann war alles klar. Und da hab ich doch sehr schnell dort auch einen engen Kontakt jehabt, obwohl ich der Jüngste war in diesem Regiment.“

Er habe zudem das Glück gehabt, 1944 seinen Lebensretter von K. im Nachbarregiment derselben Infanteriedivision wiederzufinden, der ebenfalls Offizier war und dort die schwere Kompanie führte. Auf die Frage nach der Kameradschaft im Allgemeinen antwortete der Informant:

„Doll, doll, ja. ... Ach, je weiter man nach vorne kam, umso besser. Einer hat dem ander’n jeholfen. Ich säße heute nicht mehr hier, wenn der von K. damals mich nicht weggeschleppt hätte. Das hab ich, glaub’ ich, schon erzählt. Wissen Sie, überall hat man das, die Hilfsbereitschaft, die Unterstützung, das Mitempfinden, es gab ganz, ganz wenig Ausnahmen. Gott sei Dank, wenig[e], die anders waren ... Und wenn welche so ‚n bisschen hochnäsiger waren, wenn sie neu kamen, die wurden denn alle auf einen Nenner gebracht (lacht).“

Einem Kameraden das Leben zu retten, wie Müller erwähnte (ausführlich dargestellt in Abschn. 5. – 5.2), hielt dagegen Koschorrek im Krieg für nichts Besonderes:

„Wenn man so will, hat Fritz Koschinski mir diesmal das Leben gerettet. Ein anderes Mal ist es ein anderer, und dann rette auch ich wieder anderen das

<sup>3998</sup> Amussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 244.

Leben. So ist das an der Front. Jeder versucht, so gut er kann, sein eigenes Leben und das seiner Kumpel zu retten, und niemand spricht groß darüber, weil es einfach selbstverständlich ist.<sup>3999</sup>

Fischer erlebte ebenfalls Kameradschaft zwischen Offizieren: Ein Hauptmann, den er gar nicht kannte, hatte ihn mit einer schweren Augenverletzung auf einen Sanitätskraftwagen verladen lassen. Als Fischers Fahrzeug in einen russischen Angriff geriet, hatte der unbekannte Hauptmann kehrt gemacht:

„Er hatte den russischen Fliegerangriff beobachtet und nun war er da, um nach mir zu sehen, ob mir etwas passiert wäre? Das war die selbstverständliche Kameradschaft, die man nicht nachempfinden kann, wenn man ihr nicht teilhaftig geworden ist oder wenn man sie nicht selbst ausgeübt hat. In Wirklichkeit war sie gar nicht selbstverständlich, aber sie war der Maßstab, an dem man den Kameraden misst. Hier wurde sie von einem Menschen gebracht, dem ich erst vor einer Stunde begegnet war und den ich bis jetzt nicht einmal gesehen hatte. Anstatt sich mit seinem Wagen schnell nach hinten abzusetzen, kam er zurück und verschwendete hier mit mir seine Zeit.“<sup>4000</sup>

Aber es gab auch, wie zu Beginn dieses Abschnitts angedeutet, Vorgesetzte mit wenig Fronterfahrung, die das Leben ihrer Soldaten unnötig aufs Spiel setzten, wie Lützen im Gespräch erzählte. Der Befragte erwähnte zunächst, dass mehrere Geschützbedienungen bereits innerhalb kürzester Zeit gefallen waren. Dann wurde ihm ein jüngerer Kamerad zugewiesen, der bereits einen Urlaubsschein in der Tasche hatte:

„Und denn ging das ja dann los. Da haben wir nachher wieder angegriffen, gegen den Russen. Und meine Gewehrbedienung, ... der letzte hieß L., das war einziger Sohn, hatte aber keinen Vater. Uneheliches Kind, und mit dem bin ich denn 'ne Weile zusammen gewesen und das war, bevor er dann in zwei Tagen in Urlaub fuhr, und dann hatten wir einen Angriff, und dann sage ich noch zu ihm: ‚Mensch, sollst du diesen Angriff denn noch mitmachen? Hättest doch rückwärts...‘ Denn der Feldwebel, wenn der in Urlaub fuhr, der war in Reserve, der war weiter zurück. Na ja, wir griffen an und denn war so ein russischer Bunker, wat wir denn nahmen, die Russen war'n weg und wir dahinter und wussten auch nicht, ob wir weiter angreifen sollten und gar nichts weiter. ... Und dann auch 'n Unteroffizier, wat keine Ahnung hatte, der kam gerade von Deutschland und der sagte: ‚Das MG muss da stehen, vor dem Bunker.‘ Ich sage: ‚Das MG muss auf'm Bunker stehen.‘ ‚Ja, [sagt er], muss Schussfeld haben.‘ Also, das ist schon richtige Theorie ( ). Ja, wir konnten ja nichts machen, das MG kam dahin, ich dachte ja auch, ... es passiert nichts. Ich ess' 'n Stück Brot. Und da sagt der L.: ‚Peter, weisst du was, ich hol' das MG eben zurück.‘ Und der krabbelt dahin und kriegt die Lafette gerade zu fassen, und ich sah, wie das Geschoss praktisch ihn traf. Ich sage: ‚L. hat einen Kopfschuss!‘ Und auf einmal fing [d]er [Unteroffizier] an zu schreien, rannten die mit drei, vier Mann hin, holten ihn zurück und dat MG mit hinterher.“

Ob der Vorgesetzte wirklich wenig Ahnung hatte, wie Lützen behauptete, ist schwer zu sagen. Im Prinzip ist es richtig, dass ein MG im Einsatz ein gewisses Schussfeld benötigt<sup>4001</sup> und so aufgebaut werden muss, dass es wirkungsvoll in den Kampf eingreifen kann. Zudem war die Vorstellung, einen Teil der Ausrüstung zu verlieren,

<sup>3999</sup> Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 272.

<sup>4000</sup> Fischer: *Ohne die Gnade*, S. 268. Vgl. Bernecker: *Generation*, S. 276f.: „Der Truppenarzt ist vorne der wichtigste Mann und oft Lebensretter. Einen solchen mutigen und fähigen Doktor bei sich zu haben, gab einem viel Sicherheit und Geborgenheit.“

<sup>4001</sup> Amussen, in: *Schütdekopf: Krieg*, S. 244.

„furchtbar,“ erinnert der damalige Soldat Lichtenberg. Es wurde alles getan, um eine Waffe nicht in gegnerische Hände fallen zu lassen. Auch war ein MG-Schütze ohne sein MG „nicht mehr viel wert,“<sup>4002</sup> ein MG allerdings auch nicht viel ohne einen Schützen. Lützens Kamerad hatte sich ohne ausdrücklichen Befehl dazu entschieden, das MG zurückzuholen. Offenbar war er dabei in das Visier eines Scharfschützen geraten. So gesehen, war der vorgesetzte Unteroffizier hier nur bedingt beteiligt. Ob es allgemein üblich war, dass alle Soldaten mit Urlaubsschein sich kurz vor Antritt des Heimaturlaubs nicht mehr direkt an der HKL aufhielten oder nur höhere Dienstgrade dies für sich so entschieden, ist nicht genau zu sagen. Diese Vorsorgemaßnahme, auf die Lützen seine Gewehrbedienung hingewiesen hatte, hätte seinen Tod jedoch wohl vermeiden helfen.

Koschorrek berichtete, dass im Laufe des Krieges in seiner Schwadron „bei den Vorgesetzten ... einer den anderen ab[löste]“<sup>4003</sup>.“ In einem Fall hatte sein weiter rückwärtig liegender Chef, ein Oberleutnant, den Befehl gegeben, die eigenen Geschütze samt Bedienung an einem Abhang einzugraben, der von der Feindseite sehr gut einzusehen war. Obwohl sich der Gegner selbst unmittelbar vor der deutschen Stellung eingrub, befahl der Wehrmachtsoffizier, Geschütze und Soldaten dort zu belassen. Koschorrek beschrieb seine damaligen Gedanken so:

„Dann können wir unser Testament machen! Wie kann ein Offizier nur so verantwortungslos sein? Denke ich. Sobald sich der Nebel gelichtet hat, werden sie uns mit ihren Granaten eindecken. ... Es ist wie ein Todesurteil und genauso fühle ich mich auch. Wer kann nur so vermessen sein, mit einem unqualifizierten Befehl über Leben oder Tod von Menschen zu entscheiden? Falls der mir unbekannte Offizier die Anordnung nicht aus Unfähigkeit befohlen hat, will er uns bewusst und mit klarer Überlegung als lebende Schutzschilder für seine eigene Sicherheit opfern?“<sup>4004</sup>

Die Idee, die Stellung zu verlassen und in Deckung zu gehen, verwarf Koschorrek mit dem Hinweis: „Dieser Typ würde uns dafür knallhart vors Kriegsgericht bringen. Wir können jetzt nichts tun, als abwarten und auf unser Glück vertrauen.“<sup>4005</sup> Fischer bestätigte die schlechte Stimmung, die innerhalb einer Truppe entstand, wenn die Kompaniechefs wechselten und an ihrer Stelle unerfahrene Offiziere eingesetzt wurden:

„Der Chef hieß inzwischen nicht mehr Theime. An seiner Stelle stand Hauptmann Engel, ehemaliger Hauptfeldwebel, ein Kleinigkeitskrämer, wie wir fanden und dazu noch ohne jede Kriegserfahrung, die wir in reichem Maße zu besitzen glaubten. Es war wie verhext. Auch die anderen Offiziere, zwei Leutnants, hatten weder am Polen- noch am Frankreichfeldzug teilgenommen. Diesen Mangel versuchten sie durch Schleiferei und Strenge auszugleichen. Das gab böses Blut bei uns und führte zu guter Letzt auch noch zu Spannungen unter den drei

<sup>4002</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 114.

<sup>4003</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 415.

<sup>4004</sup> Ebd., S. 424.

<sup>4005</sup> Ebd.

Offizieren. Um den Ärger hinunter zu spielen, wurde einfach gesoffen, denn Champagner und Schnäpse waren für uns billig.<sup>4006</sup>

Besonders Koschorreks Ausführungen offenbaren, wie sehr Mannschaftsdienstgrade, trotz ihrer jahrelangen Fronterfahrung, zuweilen dilettantisch operierenden, frontunbefahrenen Offizieren ausgeliefert waren und deren sinnlose Befehle ausführen mussten. Während klügere Vorgesetzte sich nach ihrem Eintreffen an der Front einen erfahrenen Unteroffizier oder Feldwebel aus ihrer neuen Einheit zur Seite stellten, wie beispielsweise Dohr berichtete,<sup>4007</sup> gab es andere, die ihrer hohen Verantwortung für die Männer ihrer Einheit nicht gewachsen waren und diese durch ihr selbstherrliches und egoistisches Gehabe zu Kanonenfutter machten. Das Problem bestand darin, dass die Soldaten kaum etwas dagegen unternehmen konnten. Der jeweilige Offizier befand sich allemal in der Position des Stärkeren und Überlegeneren, der beim Infragestellen oder der Nichtausführung von Befehlen nicht nur mit Kriegsgericht drohen, sondern juristische Maßnahmen auch wirklich veranlassen konnte. So oder so konnte dies also den Tod bedeuten: entweder führten die Soldaten trotz erkannter Sinnlosigkeit ein „Himmelfahrtskommando“ aus und fielen an der Front oder es erwartete sie schlimmstenfalls ein Todesurteil des Kriegsgerichts. Hinzu kommt, dass die meisten Soldaten durch das Auftreten eines solchen Offiziers, aber auch durch die hierarchische Struktur des Wehrmachtssystems, das Befehls- und Gehorsamsgebot und die unkritische Erziehung, die sie im Elternhaus, in der Schule und später in den NS-Organisationen und der Ausbildung erfahren hatten, derart eingeschüchtert waren, dass sie ohnehin nicht gelernt hatten zu widersprechen oder dies aus Angst auch gar nicht erst wagten.

Der damalige Waffen-SS-Angehörige Ludwig gehört zu den wenigen für diese Arbeit Befragten, die Kameradschaft kategorisch ablehnten. Er bemängelte, ähnlich wie Uhlmann, dass es in einer Truppe immer „zwei Sorten“ von Menschen gebe: „Also ich habe, wie das ganz natürlich ist, am Anfang darum gebuhlt, Freunde, Kameraden zu haben, Kameraden zu haben.“ Er habe dann aber schnell gemerkt, dass derjenige, „der einen Titel höher gekommen ist,“ dann nicht mehr Kamerad ist: „Deshalb lehn' ich Kameradschaft ab. Das gibt's nicht. In dem Moment, wo einer Schütze ist und einer der Oberschütze, dann ist er nicht mehr Kamerad. Es ist so.“ Der Informant beklagte, dass es ein Offizierskasino, ein Unteroffiziers- sowie ein Mannschaftskasino gebe und fragte: „Was sind denn das für Kameraden?“<sup>4008</sup> Auch die Ungerechtigkeit bei der Verleihung von Auszeichnungen prangerte der Befragte im Interview an:

---

<sup>4006</sup> Fischer: *Ohne die Gnade*, S. 83.

<sup>4007</sup> Dohr, in: *Schüddekopf: Krieg*, S. 151.

<sup>4008</sup> Vgl. Bernecker: *Generation*, S. 170, der ebenfalls die Behandlung des Landsers moniert und forderte: „Gleiche Löhnung, gleiches Essen, wär' der Krieg schon längst vergessen.“

„Da lagen wir wirklich im Grabenkampf. Und die war so angelegt, also in der Nähe der Sambek is 'n Fluss. Aber es war so angelegt, dass der Russe uns stellenweise nur 400 Meter gegenüberlag, 400 - 800 Meter. Es kommt ja drauf an, wie die Gräben die Möglichkeit lassen. Und da muss man als Kriechposten, und zwar jeder, mit Ausnahme der Offiziere - was is das mit der Kameradschaft? - das war nicht deren Aufgabe, aber in diesem Moment war es das Schlimmste, was man tun musste. Das EK, wenn es eine Einheit bekommt, das EK, kriegt's erst der Offizier, als nächster der Feldwebel. Und geht runter, aber nicht danach, welchen Anteil hat der daran. ... Und insofern, das find' ich auch, hat's mit Kameradschaft nichts mehr zu tun. ... Und denn hat's bei uns ja auch mal, nicht nur bei uns, sondern auch beim Heer, Leute gegeben, die das Ritterkreuz bekommen hatten. Nur dann, wenn man wirklich keinen dahinter wusste. Sonst hätte der das vorher abgefangen.“

Am meisten aber beklagte Ludwig im Nachhinein die „Zoterei“ und erklärte:

„Ich bin, ja, glücklicherweise so erzogen worden, sagen wir mal, vorgelebt von meinen Eltern, dass ich eine ganz hohe Achtung vor Müttern, Frauen, Schwestern und so weiter habe, nicht die Schwestern mit Haube, sondern meine Schwestern.“

Spätestens als Soldat sei er jedoch damit konfrontiert worden, dass Zoterei beim Kommiss üblich war, was er als „ganz, ganz schlimm empfand,“ seiner Ansicht nach sogar „schlimmer bei denen, die verheiratet waren, als bei denen, die noch unverheiratet waren.“ Ihn habe dieses Verhalten sehr gestört.<sup>4009</sup> Er beschrieb seine damaligen Empfindungen:

„Ich fühlte mich immer persönlich verletzt für meine Schwestern, für meine Mutter. Wenn also über Frauen so in hässlicher Weise hergezogen wird, is da die Frau gemeint. Nicht das, was der sich vorstellt, sondern ... und das ließ ich mir nicht gefallen. Und auch, als ich noch 'n ganz klein' Männlein war, weiß ich noch, da is dann anschließend in dem Gespräch, als ich dann verhöhnt wurde, is ein Vorgesetzter zu mir gekommen und hat mich auf die Schulter gefasst, nicht auf die Schulter geschlagen, das wäre zu viel gewesen, auf die Schulter gefasst und gesagt: ‚Bleib bei deiner Meinung!‘ sagte der. Später sind wir uns im Rang etwas nahe gekommen. Da habe ich gewagt zu fragen: ‚Sag mal, wie sieht denn deine Familie aus?‘ ‚Ja, meine Frau ist mir jetzt weggelaufen.‘“

Es fiel manchen Soldaten schwer, geschmacklose Kommentare über Frauen einfach hinzunehmen. Häufig waren es Wehrmachtsangehörige aus gutem Elternhaus, die über das Soldatsein hinaus noch geistige Interessen hatten<sup>4010</sup> und Gespräche dieser Art ablehnten.<sup>4011</sup> Ludwigs Proteste seinen Kameraden gegenüber waren außerordentlich mutig. Auch wenn diese mit Hohn reagierten, hat er für sich couragiert deutlich gemacht, dass er mit derartig frauenfeindlichen Reden nicht einverstanden

<sup>4009</sup> Vgl. Hartlaub: In den eigenen Umriss gebannt, S. 49, S. 67f. sowie Reese: „Mir selber seltsam fremd“, S. 137, 197.

<sup>4010</sup> Ein weiteres Beispiel ist der damalige Soldat und spätere Schriftsteller Heinrich Böll, der sich in seinen Briefen an die Heimat nicht nur über „dumme Vorgesetzte“ beschwerte, unter denen er und andere zu leiden hatten, sondern auch von seinen Kameraden wegen seiner Vielschreiberei schief angesehen wurde. Böll: Briefe aus dem Krieg.

<sup>4011</sup> So erging es auch Schröter: Held oder Mörder, S. 79, der derartige Gehässigkeiten ebenfalls ablehnte: „Im Stillschweigen [endete die Kommunikation], wenn das Gespräch in Zoten übergang (kein Protest, weil ich mir es mit den anderen nicht verderben wollte).“

war.<sup>4012</sup> Ludwig erwähnte aber auch, dass er mit den wenigen Vorgesetzten, zu denen er näheren Kontakt bekam und auch sonst einmal private Gespräche führte, gut zurechtkam und „deutlich gemacht [habe], dass ich sie mag.“ Von einem dieser Vorgesetzten sagte er etwas salopp: „Und wenn man mit ihm gut Freund war, wusste man, dass man auch sonst nicht ans Bein gepinkelt kriegt.“

Auffällig ist, dass es gute Kameradschaft häufig bei Soldaten gleichen Ranges gab: Müller, im Range eines Leutnants, berichtete mehrfach von einem guten Verhältnis zu zwei anderen Leutnanten. Mannschaftsdienstgrade blieben häufig unter sich. Höhere Dienstgrade ab Feldwebel gehörten nicht mehr dazu. Mit ihnen entwickelten sich selten Kameradschaftsbande. Das Verhältnis von Mannschaften zu Feldwebeln und Offizieren war geprägt durch Befehl und Gehorsam. Humaneren Vorgesetzten wurde zusätzlich Respekt gezollt.

Lützen gehörte zu den wenigen, die zu ihren Vorgesetzten ein gutes Verhältnis hatten. Als Obergefreiter mit Russlanderfahrung genoss er daher manche Privilegien:

„Ich hatte zuerst... der Hauptmann sagte, ich brauchte keine Wache machen. Denn war ich im Zimmer, im Bürodienst, mit dem Leutnant zusammen, auf [WN] 62. So und denn, der Leutnant übernahm denn praktisch das Büro mit Telefon.“<sup>4013</sup>

Dem Befragten wurde, neben dem Bürodienst, das Kommando über eine Kolonne mit ca. 20 Soldaten anvertraut. Obwohl er im Prinzip nur die Aufsicht hatte, arbeitete er häufig auch selbst bei der schweren Arbeit mit:

„Ja, Laufgräben [machen]. Fünf Meter so und fünf Meter so. Da war ja alles Felsen und Lehm. Wurde alles mit der Pickhacke gemacht, immer, immer. Und denn 2,20 m tief. Alles mit der Hand.“

Dass Lützen als junger Obergefreiter die Aufsicht führte, weckte jedoch den Neid einiger seiner Kameraden:

„Naja, und denn waren da drei Ältere, die hatten sich dann beschwert, weil ich ja jünger war, und ich hatte da den guten Posten, und da musste ich raus und hab denn dat ... aber nachts hab ich denn auch noch hier Telefonsachen gemacht.“

Ob Lützen seinen „guten Posten“ abgeben musste, die Aufsicht ihm entzogen und er nun ständig mit der Pickhacke Laufgräben ausheben sollte, wird nicht klar. Tatsache ist, dass die älteren Kameraden mit ähnlichem Dienstgrad einen jüngeren nicht als Vorarbeiter akzeptierten und es ihnen gelang, Lützens Ablösung als Aufsicht bei den

<sup>4012</sup> Vgl. ebd., S. 84. Schröter, der die frauenverachtenden Kommentare seiner Kameraden stillschweigend hinnahm, machte sich Jahre später deshalb Vorwürfe: „Bereits in der Schule, besonders aber dann beim Arbeitsdienst und als Soldat, habe ich viele frauenverachtende Reden und so genannte ‚Männerwitze‘ gehört. Ich habe sie stets (pflichtgemäß) mit Abscheu quittiert. Aber ich habe ebenso selbstverständlich nach außen hin geschwiegen. Ich frage mich heute: Habe ich damit nicht mein Einverständnis mit solcher Frauenfeindschaft allenfalls unter einer hauchdünnen Decke der Moral verborgen – vor mir selbst und vor den anderen?“

<sup>4013</sup> Vgl. Koschorrek: *Zeit der Dornen*, S. 411: „Die neuen bewundern uns ... wegen unserer Dekorationen und der langen Fronterfahrung.“

Offizieren durchzusetzen. Der Befragte selbst erzählte diese Tatsache ohne Groll oder Wut. Wahrscheinlich brachte er im Nachhinein sogar Verständnis für diese Haltung auf. Er berichtete über ein sehr gutes Verhältnis zu seinem Leutnant, mit dem er auch in seiner freien Zeit öfter zusammen saß: „Abends war denn Feierabend und ich hielt mich beim Leutnant auf.“ Lützen fügte hinzu, dass der Leutnant ihm menschlich lag: „Das war 'n Pfundskerl, nicht wahr,“ und sie noch eine weitere Gemeinsamkeit teilten: „Der war ja auch in Russland gewesen,“ so dass es nicht an Gesprächsstoff mangelte. Die gute Kameradschaft trug dazu bei, dass dem Leutnant hin und wieder größere Unannehmlichkeiten erspart blieben, wie Lützen erwähnte: „Der lag mal abends vor dem Tor - besoffen. Und da musste ich hinten rum, ihn rein[holen].“ Der Offizier dankte es Lützen mit zwei Koffern voller Cognac für den Heimaturlaub (s. Abschn. 9.). Der bereits erwähnte, hohe Alkoholkonsum vieler Wehrmachtseinheiten, führte im Falle des Leutnants noch mehrmals zu Schwierigkeiten: während eines unangekündigten Besuchs von General Marcks zur Küsteninspektion im Frühjahr 1944 lag der Leutnant ebenfalls „besopen auf'm Bett“, so dass Lützen Marcks Meldung machen musste und kein Wort über den Zustand seines Vorgesetzten verlor. Auch in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni fand sich der Leutnant erst verspätet auf seinem Stützpunkt ein, so Lützen (siehe Abschn. 3., 3.1).

Der Befragte Schmid lehnte aus anderen Gründen als Ludwig und Uhlmann Kameradschaft ab und meinte im Gespräch, das Wort „Kamerad“ existiere für ihn nicht. Er begründete dies damit, dass er innerhalb der Einheiten, in denen er eingesetzt war, „immer Einzelkämpfer“ war und das auch bleiben wollte. Er versprach sich wohl Vorteile davon, wenn er ausschließlich auf sich gestellt blieb, und es war sein Ziel, seine Unabhängigkeit auch in der Wehrmacht aufrechtzuerhalten. So hatte er das Glück, im Osten zumeist als Fahrer und in Frankreich als Postverteiler eingesetzt zu werden, was seinem Streben nach Individualismus am meisten entsprach. Er berichtete im Gespräch, dass er in Frankreich den Marschbefehl zur 6. Armee in Richtung Stalingrad zur 384. Infanteriedivision erhalten habe. An den dortigen stellvertretenden Kompaniechef, für den er als Fahrer tätig war, erinnerte er sich gern: „[Das] war ein Pfarrer, privat, im Privatberuf, und war sehr human. Also, kaum vorstellbar! Wenn ich so andere Geschichten höre... was ich da für Glück gehabt habe, auch durch den Vorgesetzten!“ Schmid glaubte, dass der Geistliche „nicht aktiv gedient hat“, sondern eingezogen worden ist, wunderte sich im nachhinein aber darüber, dass er den eigentlichen Kompaniechef „in der ganzen Zeit ... nicht zu Gesicht bekommen habe.“ Er erklärte:

„Also der war, ich unterstelle mal – wir waren eine Nachrichtenkompanie – in irgendwelchen Ausbildungen mit Entschlüsselungsmaschinen. ... Jedenfalls haben wir den Mann nie gesehen. Die ganze Zeit hieß es nur, ... dieser Pfarrer, der war für uns der Kompaniechef.“

Kontakte zu anderen Kameraden habe er überhaupt nicht gesucht, weil er, wie er mehrfach wiederholte, „immer Einzelkämpfer“ gewesen und damit am besten gefahren sei, so der Befragte.

Herr Schütte, der eine schwere Zeit im Mittelabschnitt in Nässe, Schlamm und ständigem Feindkontakt direkt an der HKL hinter sich hatte und dann zum rückwärtigen Tross verlegt wurde (siehe Abschn. 5.6), erklärte: „Da war ich sehr froh,“ und erinnerte sich an eine erstklassige Versorgung, die der Spieß persönlich seinen zurückgekehrten Soldaten zuteil werden ließ:

„Da hat sich auch unser [Haupt-]Feldwebel rührend um uns gekümmert, dass wir also von der Infanterie nach Hause kamen. Der hat uns also Sonderrationen gegeben an Schokolade, an Schnaps, und so weiter.“

Angesprochen auf Kameradschaft während des Krieges, antwortete Schütte:

„Ich würde sagen, man kann nichts Negatives sagen, aber echte Kameradschaft hat sich immer nur so... haben sich mit 'n paar untern'ander gebildet. War des Zufall oder wie auch immer. Haben die zusammen gearbeitet? Haben sie sich besonders gut verstanden oder ich weiß es auch nicht. Man hat 'n paar gehabt, mit denen man besonders gerne zusammen war.“

Aber auch Freundschaften, die über die übliche Kameradschaft hinausgingen, konnten an der Front entstehen. Bernecker schrieb von einem Freund und Kameraden:

„Ich hätte ihn nie im Stich gelassen und selbst unter Einsatz meines Lebens aus dem Feuer geholt, wäre er in Not gewesen. So was nannte man an der Front Kameradschaft, ich behaupte, es war etwas mehr als Kameradschaft, sehr viel mehr...“<sup>4014</sup>

Kameradschaft hatte aber auch ihre Grenzen, wie beispielsweise Fischer für sich entschied. Es gab für ihn gewisse Regeln, wie das Wahren einer gewissen Privatsphäre. Trotz des engen Zusammenlebens und –kämpfens konnte und wollte er den Kameraden nicht alles mitteilen und glaubte, dass dies auch von ihnen so gesehen wurde. Erlebte Grausamkeiten wurden ebenso wenig zur Sprache gebracht wie vermeintliche Erfolge:

„Man hatte seine Reservate, die auch den besten Freunden verschlossen blieben, an die man nicht rühren ließ. Und dann die Tabus. Man vermied, über Einzelheiten bei den Kampfhandlungen zu sprechen. Keiner sprach über seine oder die ‚Heldentaten‘ des anderen.“<sup>4015</sup>

In manchen Einheiten ging es noch wesentlich anonym zu, wie Bernecker in seinen Erinnerungen schrieb:

„Wir teilten seit Monaten Freud und Leid und keiner wusste was vom anderen, wir sprachen nie von Politik, vom Beruf, von der Familie. Unser Leben hier, an der Front, am Rande des Todes, war von absoluter Einfachheit, es beschränkte sich auf das Allernötigste, alles andere musste zurückgesteckt werden. Dies hatte vor allem den Kameradschaftsgeist in uns geweckt.“<sup>4016</sup>

---

<sup>4014</sup> Bernecker: Generation, S. 224.

<sup>4015</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 135.

<sup>4016</sup> Bernecker: Generation, S. 202.

Zu bedenken ist dabei jedoch, dass Fischer, Bernecker und alle anderen Angehörigen ihrer und vorheriger Generationen in einer Zeit aufgewachsen waren, in der häufig bestimmte Gefühle mit sich selbst abgemacht und Erlebnisse nur für sich selbst oder gar nicht verarbeitet wurden. Dass dies nach dem Krieg der Gesellschaft bei der Aufarbeitung von Leid und Unrecht, aber auch schrecklicher Erlebnisse des einzelnen nicht unbedingt gut getan hat, zeigte sich erst sehr viel später. Die verdrängten Geschehnisse, die eigene Verstrickung, das auch selbst erlittene Kriegsschicksal und das den anderen Nationen zugefügte Unrecht waren oft erst ein Thema, als sich die Betroffenen bereits im Pensionsalter befanden. Auch ging der Anstoß meist zunächst von den Medien aus, bevor es zu einer Beschäftigung und Aufarbeitung „von unten“ kam. Schlotmann ist einer derjenigen, die von der damaligen Kameradschaft nur Positives zu berichten hatten:

„Also, Kameradschaft, da kann ich überhaupt nicht klagen, in keiner Form, überhaupt nicht. Wir haben immer 'n gutes Verhältnis gehabt, immer. ... Ich habe ja einen, hab ich auch noch Briefe davon, von einem Ernst B. Wir beiden haben uns, wenns ganz brenzlich war, und die Verbindung, die Russen hatten mal wieder mit der Stalinorgel geschossen und auch bei Stalingrad rum, ... da haben wir Störungssuche gemacht. Und da sind wir auch in so einen Feuerüberfall rein gekommen, und der war auch Theologiestudent, der Junge, und wir beiden, wir haben immer uns freiwillig gemeldet, da haben wir auch EK gekriegt, Auszeichnung und so weiter. Ich wollt' nur sagen: Angst haben wir da nie gehabt. Wir haben uns auch mit der Truppe, wenn da einer kam, und irgendwie hier Anforderungen, haben wir alles sofort... Es gab keinen Widerspruch da. Ich hab mich auch nirgends irgendwie, wie soll ich sagen, zurückgesetzt gefühlt oder so, überhaupt nicht.“

Ungewöhnlich ist, dass sich Schlotmann und sein Kamerad zu bestimmten Aufgaben sogar freiwillig meldeten. Viele der für diese Arbeit Befragten, aber auch andere, wie der G. I. Frank McCourt, machten es sich zur Devise, sich beim Militär nie zu einer Aufgabe freiwillig zu melden, gegebene Befehle jedoch sofort auszuführen. Dies war und ist anscheinend bei den Soldaten vieler Armeen ein ungeschriebenes Gesetz.<sup>4017</sup>

Es galt, sich weder unnötig in Gefahr zu bringen noch zusätzliche Dienste zu übernehmen, die unter Umständen Ärger, Unannehmlichkeiten oder den Vorwurf des Hervortuens nach sich ziehen konnten. Für Schlotmann, der als engagierter Soldat daherkommt, gab es jedoch als Lohn für zusätzliche Anstrengungen eine Kriegsauszeichnung, die ihm als zusätzliche Motivation seines Tuns erschienen sein mag.

Dass Schlotmann im Krieg bei der geschilderten Situation und auch in anderen Kampfphasen keine Angst gehabt haben will, ist sehr unwahrscheinlich. Von anderen wird jedoch berichtet, dass die Angst entweder vor einem bevorstehenden Angriff, sofern dieser innerhalb der Truppe bekannt war, dem einzelnen zu schaffen machte, oder danach, wie Gockel im Zusammenhang mit dem „D-Day“ erklärte. Im Moment des eigenen oder eines gegnerischen Angriffs verhinderte die eigene Anspannung ein

<sup>4017</sup> McCourt: Ein rundherum tolles Land, S. 260.

solches Gefühl.<sup>4018</sup>

Der Befragte Schröder reagierte im Gespräch auf die Frage nach Angst im Krieg sehr bewegt und kam so auf das Thema Kameradschaft zu sprechen:

I: „Gibt's also im Krieg, so aus Ihrer Sicht, Gefühle von Angst oder von Angst um sein Leben auch, oder das Gefühl, es ist sowieso alles verloren, so Resignation. Was empfindet man in dieser Phase?“

Schröder: „Ja, das kann ich Ihnen genau sagen: ich versteh' das... (weint). Ich versteh' das selber nicht mehr. Ich bin das erste Mal nach Russland gefahren als Soldat. Der erste Eindruck gleich. Dann wurd' ich zurückgebracht, das zweite Mal als Gefreiter dann hingefahren und bin als Leutnant nachher auch das dritte Mal raus gefahren. Ich hab nie 'n Gefühl gehabt... kein Angstgefühl gehabt. Auch nicht, wenn es sonst noch so schlimm war. Wenn man noch welche um sich hatte, ich meine, als Kompanieführer und so weiter bin ich mittendrin gewesen. Und da war das Gefühl da, wenn da auch noch welche sind, selbst wenn du da was abkriegst, die holen dich weg und bringen dich weg und so weiter. Aber – aber, wie gesagt, also, man hat sich eigentlich, so muss ich das wirklich sagen, das erste Mal bin ich neugierig gewesen. Ja? Man hat nichts erlebt bisher. Und wenn Sie da sehen, gleich am ersten Tag da gleich welche, die mit mir gekommen sind, sind schon gefallen, am ersten Tag gleich da! Im Jelner Bogen. Das war 'ne ganz schwierige Sache da. Ja, und dann, als ich das zweite Mal raus fuhr: ‚Ja, das ist meine Einheit.‘ Das war so 'n Zusammenhalten, nicht wahr, obwohl ich Norddeutscher war, da gab's keinen Unterschied. ... Die Österreicher, gleich bei der Ankunft, also da sofort... Ich musste mich... den Dialekt, den sie da haben, den kann 'n Norddeutscher nun nicht ganz so verstehen. Aber nach kurzer Zeit nimmt man das an. Und da is so eine Kameradschaft drin und, wenn man nun rauskommt, denkt man noch: ‚Viel-leicht siehst du den wieder, siehst den wieder.‘ Das ist vielleicht, sagen wir mal, die Begründung dafür, dass man so sich verhalten kann. ... Ja, man hatte wieder Neue dann. 'N paar Ältere waren dann immer noch dabei, aber dann Neue dazu.“

Koschorrek, der im Juli/August 1944 die schweren Kämpfe an der Weichsel aufgrund der hohen Verluste mit ständig neuen Vorgesetzten und Kameraden bestreiten musste, notierte am 26. Juli in seinem Tagebuch, dass er und seine Kameraden aufgrund dieser Verhältnisse<sup>4019</sup> vor den Angriffen mehr Angst hatten, obwohl sie bereits mehrere Jahre an der Ostfront im Einsatz gewesen waren. Noch ängstlicher waren die vielen neuen Soldaten ohne Kampf- und Kriegserfahrung.

Auch der Zufall spielte manchmal eine Rolle, warum sich der eine oder andere plötzlich mit ihm fremden Kameraden, die einer ganz anderen Region entstammten, arrangieren musste. So erging es auch dem Befragten Schlotmann, der auf einmal einer sächsischen Panzerdivision zugeteilt wurde, die später im Kessel von Stalingrad unterging. Mit den neuen Kameraden zurechtzukommen bereitete Schlotmann im wahrsten Sinne des Wortes Bauchschmerzen:

„Ja, von Anfang an [wusste ich, dass ich zur 16. Panzerdivision sollte und nicht zur 14.]. Wir haben uns da gemeldet, ich hab meine Papiere da gehabt, und da haben

<sup>4018</sup> Koschorrek, S. 119, schildert die Situation nach einem Angriff so: „Jetzt heißt es wieder nur warten. Und damit kommt die Angst, die man bei der Nervenanspannung während des Angriffs nicht registriert.“

<sup>4019</sup> Ebd., S. 415: „Man hat uns wieder einen neuen Oberleutnant als Schwadronschef zugeteilt.“

die von der Frontleitstelle gesagt: ‚Spielt keine Rolle! Die kriegen Nachricht, dass Sie hier sind. Wir brauchen Sie hier!‘ Und dann braucht’ ich den Weg da nicht mehr hinmachen. Ich hatte einen Kölner, einen Hans B., hatt’ ich bei mir. Wir beiden waren die einzigen Westfalen bei der sächsischen Einheit. Und – ich weiß nicht, ob Sie das schon mal erlebt haben? Wenn man in Thüringen oder in Sachsen is und hört dann das ‚Schälchen heeßen mit dem Kaffee‘ und wenn man diese Sprache – ich hab damals Magenschmerzen gehabt, die ganze Zeit... bin nie weg gewesen hier aus Westfalen, und hier spricht man ein ganz anderes Deutsch als in Sachsen! Und wenn wir hier vom Pfannekuchen sprechen, dann sprechen die von Blinsen<sup>4020</sup>. Und: ‚Was ist das überhaupt, kann man das essen?‘ Hab ich gesagt, ‚oder is das ’ne Illustrierte?‘ (Lacht). Ja, das sind alles so, so Sachen, nich, aber ich hab mich da eigentlich im Anfang überhaupt nicht wohl gefühlt. Das steht auch hier in meinen Briefen drin, die ich meinem Vater geschrieben hab, und mein Vater hat gesagt: ‚Kommt Zeit, kommt Rat!‘ hat denn getröstet natürlich, is klar. Aber, wo ich denn den Sachsen das erste Mal Reibekuchen gemacht habe, da waren die alle von de’ Socken – das hatten die noch nie gesehen oder gehört oder gegessen, das schon gar nich, und denn haben wir immer Reibekuchen gegessen statt Blinsen (lacht).“

Schlotmann berichtete von ähnlichen Erfahrungen wie Schröder: auch er hatte Westfalen nie zuvor verlassen und hatte wohl auch daher große Schwierigkeiten, in der fremden Einheit Fuß zu fassen, die zudem in einem schwer verständlichen und für einen Westfalen, aber auch einen Nord- und Süddeutschen sehr gewöhnungsbedürftigem Dialekt kommunizierte. Schröder hatte zuvor von einer ähnlichen Erfahrung mit den Österreichern berichtet. Allerdings wirkt Schröders Beschreibung nüchterner, auch akzeptierte er wohl schneller die Unterschiede und hatte daher weniger Anpassungsschwierigkeiten als Schlotmann.

Während heutzutage schon kleinere Kinder mit ihren Eltern das eigene und auch fremde Länder bereisen, und viele als Schüler durch Austauschprogramme und Auslandsaufenthalte einen anderen Blick auf „fremde“ Kulturen, Sprachen und Menschen gewinnen, und es europaweit kaum noch Grenzübergänge gibt, war u. a. die Abschottung Deutschlands in der NS-Zeit zu einem gewissen Grad mit an der Intoleranz, am Fremdenhass gegenüber bestimmten Nationen und an der Ausgrenzung anderer schuld. Im Falle Schlotmanns waren die „Fremden“ zwar Deutsche. Ihr Dialekt war für den Befragten jedoch zunächst wie eine Fremdsprache, die ihn ausgrenzte, weil er sie nicht verstand. In Schlotmanns Fall ging dies sogar so weit, dass er sogar psychosomatische Beschwerden (Magenschmerzen) bekam. So vertraute er sich, trotz der offiziellen Anweisung, die Angehörigen zu Hause nicht zu beunruhigen, in Feldpostbriefen seinen Eltern mit den Schwierigkeiten an. Offenkundig hatte der Vater Verständnis für diese Situation und versuchte, seinen Sohn zu beruhigen und „hat [mich] denn getröstet“, so der Informant in seiner vorstehenden Aussage.

Schwierigkeiten, wie sie Schlotmann als Münsteraner bei seiner Integration in eine sächsische Einheit hatte, konnten auch durch Umgruppierungen von Einheiten

<sup>4020</sup> Als *Blinsen* oder auch *Plinsen* bezeichnet man im Ostmitteldeutschen einen Eier- oder Pfannkuchen.

entstehen, die besonders häufig gegen Kriegsende stattfanden. So berichtete, Bernecker, der sich als Elsässer in einer Division mit überwiegend süddeutschen Kameraden sehr wohl gefühlt hatte, von seinen Problemen, sich in einer neuen, und zwar aus Schlotmanns Heimat stammenden, westfälischen Infanteriedivision zurechtzufinden, deren Soldaten eine völlig andere, ihm fremde Mentalität besaßen:

„Wir landeten in der Alarmkompanie der 329. ID ... Mein neuer Haufen war eine westfälisch-norddeutsche Infanteriedivision mit Stammsitz in Münster. Sie bestand aus drei Grenadier-Regimentern, wovon meistens nur zwei einsatzfähig waren. ... Welch ein krasser Unterschied für mich, von einer bayerischen Einheit in eine norddeutsche umzusteigen. Während ich mit den gemütlichen, urigen bayerischen Bauern so vertraut war, konnte ich mit den kühlen Leuten aus dem Norden nie warm werden. Ihre Eigenart, ihre Lebensweise, ja selbst ihre Dienstauffassung waren sehr verschieden von den Süddeutschen. Sie nahmen alles so ernst, waren nicht so humorvoll und ihre politische Einstellung zum Regime war bei manchen undurchsichtig, so dass ich mich keinem anvertrauen konnte. Ob sie wohl Verständnis hatten für unsere heikle Situation als zwangseingezogene Elsässer wusste ich nie, ich hatte es nicht spitzgekriegt. Wenn sie unter sich ihr Westfälisch ‚schnakelten‘, verstand ich kein Wort. Mit den Bayern hingegen war in dieser Hinsicht alles unkompliziert und klar, denn wir waren ja von vornherein zusammen in der Ausbildung, sie kannten unser Widerstreben und unsere Auffassung und zeigten auch Verständnis dafür. Bei meinen neuen Kumpels wusste ich nie, woran ich war und fühlte mich deshalb auch nie wohl. Obwohl ich mir bisher nichts zuschulden kommen ließ und meine Papiere keine Disziplinarstrafe aufwiesen, fühlte ich mich gedrückt und zurückgesetzt.“<sup>4021</sup>

Das Zusammengehörigkeitsgefühl konnte besonders dann entstehen, wenn eine Division, was zu Beginn des Krieges allgemein üblich war, nach geographischen Gesichtspunkten zusammengestellt worden war. In solchen Fällen blieben die Soldaten immer bei derselben Einheit, auch nach ihrem Heimaturlaub, oder einer Rekonvaleszenzzeit nach Verwundung oder Krankheit. Aufgrund dieser Tatsache stellte der Historiker Bartov fest, dass der „bemerkenswerte Zusammenhalt in der Wehrmacht zu einem Großteil auf organisatorischen Faktoren und nicht auf ideologischer Verpflichtung beruhte.“<sup>4022</sup> Aufgrund „der unaufhörlichen Zerschlagung von Truppenteilen und der raschen Personalfluktuaton durch die beispiellosen Verluste“<sup>4023</sup> fanden sich jedoch viele Soldaten im Laufe der Zeit doch in anderen, neu aufgestellten Einheiten und Divisionen wieder. Das Heimatgefühl gab es hier zunächst nicht mehr. Dennoch verdeutlichen Schröders und Schlotmanns Aussagen, dass sowohl Kameradschaft als auch Zusammengehörigkeitsgefühl nicht an die Herkunft gebunden waren. Obwohl beide sprachlich dazulernen mussten – sowohl Schröders österreichische als auch Schlotmanns sächsische Division sprachen jeweils einen ausgeprägten Dialekt – hatten sich beide nach einiger Zeit gut eingelebt. Auf die Frage, wie er die vier Jahre in Russland durchgestanden habe, „ohne Angst“,

---

<sup>4021</sup> Bernecker: *Generation*, S. 228.

<sup>4022</sup> Bartov: „Von unten“ betrachtet, in: *Zwei Wege*, S. 330.

<sup>4023</sup> Ebd.

wie er sagte, und ob er sich an irgendwelche anderen Gefühle aus dieser Zeit erinnern könne, antwortete der Befragte Schröder:

„Man is wieder da, bei denen, mit denen zusammen und, ja, da hat man in vielen Fällen ja überhaupt keine Zeit, darüber nachzudenken. Das würd' ich so sagen. Aber – wie gesagt – dann, dann hinterher sowieso, wenn ich denn draußen war, nachher, als Offizier sowieso, musst' ich gleich 'ne Kompanie übernehmen, vertretungsweise ... Verantwortung, und ich bin ja jung gewesen. Ich bin mit 19 Jahren also Leutnant gewesen in Wiener Neustadt. Die haben mich akzeptiert.“

Auch der damalige Soldat Bruno Fichte berichtete ähnliches. Obwohl er selbst mit 28 Jahren noch sehr jung war, wurde er als Hauptmann an der Ostfront für seine Soldaten zu einer Art Vaterfigur:

„Sie kamen, kaum einer älter als Mitte Zwanzig, meist jünger, mit fast allem, was sie bedrückte. Ihre Angst um die Familien zu Haus, wo fast tagtäglich die alliierten Bomber die Zivilbevölkerung angriffen, ihre Verzweiflung wenn einer erfuhr, seine Frau hatte einen anderen, und ihre Furcht, weniger vor dem Sterben als davor, dass der Krieg sie zu Krüppeln machen könnte. Ich versuchte immer, ihnen ein Familiengefühl zu geben, denn diese Leute waren so hundsallein, so verlassen in diesem Krieg. Dabei habe ich auch die eigene Angst besser unterdrücken und manchmal sogar vergessen können.“<sup>4024</sup>

Dass die Truppe sich im Verlauf des Krieges aus immer jünger werdenden Jahrgängen zusammensetzte, hatte mit den hohen Verlusten zu tun. Die Stimmung innerhalb einer Einheit hing jedoch weniger vom Lebensalter eines höheren Offiziers ab als von dessen (humanem) Verhalten. So zeichnete unter anderem Bernecker ein

„positives Bild mancher Spieße, ... die wirklich im wahrsten Sinne des Wortes die ‚Mutter der Kompanie‘ waren und nicht wie die üblichen Radfahrertypen, die sich nach oben beugten und nach unten traten. ... Diese Ordensanstreber, die meistens aus bescheidenen Verhältnissen stammten und groß hinaus wollten.“<sup>4025</sup>

Dagegen berichtete Koschorrek von einem zum Leutnant beförderten Stabsfeldwebel, der „zu der Gruppe der alt gedienten Kommissköpfe“ gehörte, „aber durch sein primitives Verhalten ... und seine unqualifizierten Methoden“ für eine unerträgliche Atmosphäre innerhalb der Ausbildungstruppe sorgte. Koschorrek meldete sich deshalb lieber wieder an die Front als unter diesem Offizier weiterhin als Ausbilder zu fungieren. Er stellte kurz vor seinem Weggang fest,

„dass es gerade meine höheren Auszeichnungen waren, die ihn bei mir, einem simplen Obergefreiten, störten, und die in Anbetracht seiner enormen Eitelkeit geradezu Komplexe bei ihm auslösten.“<sup>4026</sup>

Wie Ludwig zuvor kritisierte, konnte auch eine Beförderung eines der Kameraden eine Veränderung innerhalb des Gefüges einer Einheit zur Folge haben. Fischer berichtete, dass er nach einer Beförderung etwas beunruhigt aus dem Heimaturlaub zu seiner Truppe zurückkam, weil er sich vor einer Veränderung im Verhältnis zu seinen Kameraden fürchtete:

<sup>4024</sup> Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 45f.

<sup>4025</sup> Bernecker: Generation, S. 223.

<sup>4026</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 446.

„Die Kompanie hatte mich wieder. Jetzt als neugebackener Unteroffizier und Gruppenführer. In die Freude darüber mischten sich auch bange Fragen. Wie würden meine Kameraden das aufnehmen, wenn ich nun plötzlich als Vorgesetzter dastand? Vier oder fünf Mann in meiner Gruppe hatten mit mir in der Rekrutenzeit auf dem gleichen Zimmer gelegen. Jetzt mit ihnen dienstlich per ‚Sie‘ zu verkehren, kam mir albern vor. Und wie würden sie das finden, mich mit Herr Unteroffizier anzureden? So streng waren in dieser Zeit noch die Bräuche. Diese Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet. Alle gaben sich redlich Mühe, damit unsere Gruppe gute Leistungen zeigte und selbstverständlich behielten wir unseren üblichen Umgangston bei, wenn wir unter uns waren.“<sup>4027</sup>

Welche Verantwortung auf ihm als Vorgesetztem in Bezug auf das Leben und Überleben seiner Untergebenen lastete, wurde Fischer im Verlauf des Krieges immer deutlicher bewusst. Nachdem er bei einem Angriff schwer verwundet wurde, stellte er sich während eines Lazarettaufenthaltes diesbezüglich Fragen, die nachdenklich machen:

„Wer von meinen Männern hatte überlebt und wer nicht? Meine Männer? Gehörten sie mir oder ihren Eltern, ihren Frauen, ihren Kindern? Liebten ‚meine Männer‘ mich auch noch jetzt, nachdem sie verwundet, verstümmelt waren? Befehlen war leicht – Verantwortung tragen schwer. Auch wenn man für sich selbst bereit war, alles hinzunehmen, konnte man Opferbereitschaft befehlen? Der Fahneneid, das Vaterland ... waren alle, die ständig davon redeten, auch immer bereit, dafür zu sterben? Mein Kommandeur offensichtlich nicht. Und die Propagandaredner? Und war die Sache, für die wir den Kopf hinhielten, schon an sich falsch? Ich wollte das nicht glauben, aber das sollte meine ureigene Angelegenheit sein. Nie mehr wollte ich Verantwortung für das Schicksal anderer auf mich laden. Ich wollte nicht zu der Sorte Patriot gehören, die jederzeit bereit war, das Leben *anderer* auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern.“<sup>4028</sup>

Müller berichtete im Gespräch, dass er sein Leben nur dem mutigen Einsatz seiner Kameraden zu verdanken hatte, die ihn aus einem Deckungsloch retteten, in dem ihm zuvor ein Panzer überrollt hatte, und aus dem er sich selbst danach nicht mehr befreien konnte:

„Die Panzer ... waren unanjenehm, weil wir kaum welche hatten bei uns - wenig. ... Und die Panzerjäger, ja, ich habe es also miterlebt, dass mit Panzernahkampfmitteln ein Hauptmann praktisch hinter einem Panzer her rannte und dem die Mine draufpackte, dass der stehen blieb. ... Ich bin einmal überrollt von einem Panzer und saß dann plötzlich hier so im Dreck drin ..., im Deckungsloch. Da brach alles ein, die Erde... Ich sah schon, der war drüber, sah das Licht, ja, das war ein ganz unanjenehmes Gefühl. Die russische Infanterie, das Hurray-Geschrei, aber die kam nicht ran. Und denn kamen meine Kameraden, haben mich rausgeholt. Selber kam man nicht raus. Je mehr ich wühlte, um so mehr rutschte nach.“

Paulsen glaubte, dass es die Pflicht eines jeden Soldaten war, den Vorgesetzten zu Hilfe zu eilen, falls es die Lage erforderte und dessen Leben in Gefahr war:

„Und komischerweise, da [im Einsatz] verblasste auch so der ... also in gewissem vor allem der Unterschied zwischen dem einfachen Mann und dem Unteroffizier. Und auch bei den Offizieren, da fühlten sie sich eigentlich in irgendeiner Form auf das gleiche Pferd gesetzt und mussten jetzt mit dem durch, egal wie! Meiner Ansicht nach, da verblasste sehr der Unterschied Vorgesetzter und Untergebener. Der verwischte sich da. Und es war ja auch so: der Leutnant da, der verwundet auf

<sup>4027</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 84.

<sup>4028</sup> Ebd., S. 230f.

der Erde lag, ja, wer soll ihm helfen? Musste ja jeder helfen, wenn es so ist. Konnte ja nicht einer sagen: ‚Komm‘, du hast mich da so geärgert das letzte Mal.“

In den Armeen des Kaiserreiches hatte es noch eine rigorose Trennung zwischen Offizieren und Mannschaften gegeben. In der Wehrmacht des Dritten Reiches wurde diese abgemildert – die militärischen Führer sollten nun auch ‚Kameraden‘ sein. Die Rechte von Soldaten gegenüber ihren Offizieren wurden erweitert, und die Verpflichtungszuteilungen angeglichen.<sup>4029</sup> Diese Besonderheiten wurden von den Zeitzeugen dieser Studie, vor allem im Hinblick auf die Verpflegung, positiv vermerkt. Auch im Kontrast zu den in anderen Streitmächten herrschenden Ungerechtigkeiten hoben die Befragten hervor, dass deutsche Landser und Offiziere das gleiche Essen und die gleichen Rationen bekamen, und es in der Wehrmacht auch keine Prügelstrafe gegeben habe, wie etwa bei den Rumänen (s. Abschn. 5.3, 5.5 und 5.7).

Uhlmann erzählte von einem Vorfall mit einem betrunkenen Feldgendarmen, mit dem es Ärger gab und erlebte einen schikanösen Oberleutnant, an dem er sich, zusammen mit seinem Oberarzt, auf seine Weise bei einer sich bietenden Gelegenheit rächte:

„Da bin ich 'n Tressenband losgeworden. ... Mit der Gendarmerie darf man nicht in Konflikt kommen. Das war furchtbar. Die haben 'ne Polizeigewalt gehabt, die durften ja sogar Offiziere ... Arm umdrehen und zack ... Man musste vorsichtig sein, ... ich meine, ich hab es auch wieder kennen gelernt, dass dieser komische, dicke Oberleutnant dann mal zu unserer Ambulanz kam, und der musste Spritzen kriegen, und der hatte Angst vor Spritzen. Und mein Oberarzt ..., der hatte ein Auge nur, war aus ärmlichen Verhältnissen Arzt geworden und der wusste alles ... Der hatte ja wohl zehnmal angesetzt, und jedes Mal hat er so (?) gemacht. Wir haben hinterher, wir haben uns kugelig gelacht. Ick säch: ‚Dem haben Sie's aber gegeben.‘ Das darf man ja auch nicht, die ärztliche Kunst verbietet das ja normalerweise, aber der hatte das verdient, dieses Großmaul! Aber so kann man auch Menschen klein machen. Aber so, das sind so die ... ich hab dann nachher immer gesagt: ‚Mensch, seid bloß vorsichtig! Nie mit denen zusammenkommen!“

Die Feldgendarmerie war bei Mannschaftsdienstgraden, aber auch bei Offizieren gefürchtet. Wie Uhlmann waren wohl die meisten Soldaten der Auffassung: „Nie mit denen zusammenkommen!“ Uhlmann, der den Eindruck eines rechthaberischen und leicht aufbrausenden Mannes abgibt, hatte anscheinend damals Schwierigkeiten, sich unterzuordnen und sich mit seiner Meinung zurückzuhalten. So ging er offenbar kaum einem Konflikt aus dem Weg und zeigte unbeliebten Vorgesetzten offen, was er von ihnen hielt. Dafür nahm er sogar eine Degradierung in Kauf. Uhlmann gibt zwei weitere Beispiele:

„Na, schön und gut, da heißt es: ‚Der Unteroffizier Uhlmann muss mit Wache machen.‘ ‚Tut mir leid, ich muss widersprechen, ich untersteh' der Abteilung und dem Abteilungsarzt,‘ sag ich, ‚ich bin nicht befugt, hier den Wachdienst zu machen.‘ Na, ich sollte Dienst machen ..., die Landser, die kannten mich ja auch noch nicht, ich war ja ganz neu. ‚Was will denn der Sani?‘ Dass ich 'n Panzerjäger war, Kradmelder war, Infanterist war, das wussten die ja nicht. So, jetzt hatte ich Wache und ich konnte schleichen, das hatte ich gelernt, an der Küste. Ich treff

<sup>4029</sup> Koch: Fahnenfluchten, S. 38.

einen Doppelposten schlafend an, ich hab den nicht geweckt, ich hab ihm sein Gewehr geklaut. Am anderen Tag, ich war in der Schreibstube ..., da war 'n Feldwebel und 'n Wachtmeister, das war 'ne Null, und da meldete sich dann ein Gefreiter mit seinem Gewehr und das hörte ich denn ... und denn hab ich den zur Schnecke gemacht, das hätte er bei mir stehen lassen, was er sich einbildet, dass ich ihm das nachtrage usw., und der Wachtmeister, wenn das 'n wirklicher Spieß gewesen wär', dann hätte er mir den Mund verboten, aber der hat mich sabbeln lassen. Na, und das ist in der Kompanie dann aber rumgewesen, dass ich den nicht gemeldet hab. Da hab ich schon Schlag gehabt, aber denn mit dem Hauptmann und dem Wachtmeister, das war noch 'n Ding, die haben mich denn mal nachts runtergeholt, in die Küche, die Küche lag ungefähr 500 m unten im Tal, ich komm da runter, ich musste runter mit ( ), Tornister und allem, volle Ausrüstung. Da stehen die da unten in der Küche, der *Alte* Hemdärmel, Hose hoch und fressen und saufen - wo jeden Moment was passieren konnte! ... Und denn sehe ich, dass der Wachtmeister rausgeht, ich hinterher, da uriniert der über meinen Tornister. Da standen wir uns beide mit der Pistole gegenüber, da war der aber nüchtern: „Auseinander!“ Und dann zwei Tage später kriegten wir Feuer. Und der *Alte* war der erste, der verwundet wurde. Und mit dem Oberwachtmeister habe ich den Rückzug bis Holland gemacht. Wir waren nachher dicke Freunde.“

Uhlmann ließ es sich nicht nehmen, dem schlafenden Posten eine Lektion zu erteilen, indem er ihm unbemerkt das Gewehr wegnahm. Vor versammelter Mannschaft versuchte er das Bild des guten Kameraden zu erwecken und auf seine Weise innerhalb der Einheit Anerkennung für sein Verhalten zu erlangen, was ihm auch glückte. Der Gefreite hätte jedoch auch allein dafür belangt werden können, dass er sein Gewehr tatsächlich einfach bei Uhlmann stehen lassen hätte, wie dieser dann behauptete. In gewisser Weise war der Befragte als Neuer gleichermaßen um einen guten Eindruck bei Vorgesetzten und Kameraden bemüht und setzte dies auf die ihm eigene autoritäre Art auch durch. Zunächst stieß er aber überall auf Schwierigkeiten, weil sein unnachgiebiges, manchmal auch besserwisserisch und belehrend wirkendes Verhalten von den anderen abgelehnt wurde, die er seinerseits häufig mit den Worten ablehnte: „Das war 'ne Null!“ Dies bezog sich besonders auf seine Vorgesetzten. Erst nach und nach gelang es ihm, zu dem einen oder anderen eine kameradschaftliche Beziehung aufzubauen und menschliche, helfende und auch fachlich kompetente Seiten von sich zu zeigen, die ihn sympathischer wirken ließen.

Selbst in Stalingrad, wo die Versorgung immer schlechter wurde und es nur noch um das eigene Überleben ging, berichtete Dr. Bötcher von einer guten Kameradschaft. Es habe den großen Wunsch gegeben, „beieinander zu bleiben. ... Bei seiner Gruppe, die man kennt, ist man aufgehoben [und hat] ein gewisses Heimatgefühl.“<sup>4030</sup>

Ebenso gab es Soldaten, die sich angesichts der an der Front zurückbleibenden und weiterkämpfenden Kameraden fast dafür schämten, eine Verwundung in einem Heimatlazarett auszukurieren:

„Der Gedanke, dass Warias und Grommel hier zurückbleiben, dämpft meine Freude, endlich von hier wegzukommen. ... Es ist mir, als würde ich die beiden im

---

<sup>4030</sup> Jakob Vogt (Dr. Bötcher), in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 252.

Stich lassen. Wir drei waren unter den vielen unbekanntenen und fremden Landsleuten wie Brüder. Wir hielten zusammen wie Pech und Schwefel und halfen uns gegenseitig, wann immer es notwendig war. Als sie mir zum Abschied die Hand gaben, wusch sich Grommel mit dem Ärmel über die Augen, und Warias versuchte seine Gemütsbewegung ... zu überspielen.“<sup>4031</sup>

Die Ungewissheit über das Schicksal der Freunde und Kameraden, von denen er nicht wusste, „wer von den armen Teufeln jemals die Heimat wieder sehen wird,“<sup>4032</sup> überschattete den auch angesichts der schweren Kämpfe vor Stalingrad und der eisigen Kälte herbeigesehnten Heimatschuss. Oft ging Kameradschaft so weit, dass die Verwundeten am Ende „nicht einmal richtig froh darüber war[en], dass man sich von seinem Kumpel so sang- und klanglos verdrückt hat.“<sup>4033</sup> Der deutschen Führung war diese Haltung sicher recht und eine solche Kameradschaft in ihrem Sinne. Der Verwundete würde voller schlechten Gewissens sehen, dass er bald wieder einsatzbereit war, so dass es ihn, als Wiedergenesenen, an die Front zu seinen Kameraden ziehen würde.

#### *Zusammenfassung:*

Abschließend kann folgendes festgehalten werden: nur drei der Befragten lehnten Kameradschaft aus individuell unterschiedlichen Gründen völlig ab: für Ludwig und Uhlmann war der Begriff „Kameradschaft“ angesichts der Ungleichheiten, die sich aus den Dienstgraden und den daraus ihrer Meinung nach resultierenden Privilegien ergaben, unzutreffend. Uhlmanns Abneigung gegen einige Kameraden bezog sich vor allem auf Offiziere, während Ludwig sich innerhalb seiner Einheit mit den anderen und mit deren Gesprächsthemen nicht anfreunden konnte, mit den Offizieren allgemein jedoch sehr gut zurechtkam. Schmid hingegen, der sich im Gespräch mehrmals als „Einzelkämpfer“ bezeichnete, stand kameradschaftlichen Bindungen im Krieg und auch sonst allgemein sehr skeptisch gegenüber und mied daher die Nähe anderer Soldaten. Wer sich nicht anpasste, galt schnell als Außenseiter, Einzelgänger und Sonderling. Schmid berichtete zwar nicht über eine solche Ausgrenzung. Er erhielt jedoch oft Posten in der Etappe, die ihn zum einen weniger in Gefahr brachten, wie Fahrer, Postverteiler oder Schreibstubensoldat, ihm aber aufgrund der Aufgabenstellung ein weitestgehend selbständiges Arbeiten ermöglichten.

Für die anderen Informanten war Kameradschaft offenbar sehr wichtig. Mühlig bezeichnete sie sogar in seiner Einheit als „hervorragend“, ohne jedoch näher darauf einzugehen, worauf sich dieses lobende Adjektiv genau bezieht. Heinze und Müller verdankten ihren Kameraden sogar ihr Leben; Schröder und Schlotmann, die sich in einer österreichischen bzw. sächsischen Truppe wieder fanden, gewöhnten sich dort

<sup>4031</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 172.

<sup>4032</sup> Ebd., S. 173.

<sup>4033</sup> Ebd., S. 169, 173.

sehr schnell ein und lobten die dortige Kameradschaft. Kramer schwärmte noch im Interview von den Flugzeugbesatzungen, mit denen er an der Ostfront als Funker und Bordschütze unterwegs war. Dies bezog sich in seinem Fall sowohl auf die menschliche als auch auf die fachliche Seite: die Piloten seien „Asse“ gewesen, und er habe in ihnen wirkliche Kameraden gefunden, so der Informant. Weniger lobend äußerte sich Kramer jedoch über seine Vorgesetzten. Besonders mit Reserveoffizieren hatte er sehr schlechte Erfahrungen gemacht und stellte ihnen sowohl menschlich als auch fachlich ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Neben Kramer trifft das auch auf Dietrich und Uhlmann zu. Während die Kameradschaft von ihnen und den meisten anderen eher positiv beurteilt wurde, gestaltete sich das Verhältnis zu den Vorgesetzten oft schwieriger. Von den Informanten wurden hier häufig unangenehme Begebenheiten mitgeteilt, selten jedoch berichteten sie über positive Erfahrungen. Nicht jeder kam mit Feldwebeln und Offizieren zurecht. Manch einer empfand deren Art als Bevormundung.

Zwei der Befragten gaben an, dass das Kameradentum in der Gefangenschaft, die hier nicht näher betrachtet werden konnte, allgemein immer mehr schwand und in dieser Phase, in der es nicht mehr um das gemeinsame Ziel und den gemeinsamen Gegner ging, jeder sich selbst der Nächste war. Dies könnte bedeuten, dass die Kameradschaft ein nur im Krieg funktionierender, „künstlicher“ Zusammenhalt war, der sich mit dem Auseinanderbrechen des Regimes ebenfalls abrupt auflöste. Für den einzelnen stand nur noch das eigene Überleben im Vordergrund. Angesichts der bitteren Not, die vor allem in sowjetischen Lagern herrschte, ist diese Haltung vielleicht auch zu verstehen. Um diese These zu erhärten, wären jedoch wesentlich mehr Aussagen erforderlich.

Allgemein ist zu sagen, dass es sich bei der überwiegend guten Kameradschaft, wie sie von den Zeitzeugen in dieser Arbeit dargestellt wurde, um einen erstaunlichen Befund handelt, zumal Hans Joachim Schröder in seiner Habilitations-Schrift sowie Peter Knoch in einer Feldpostbrief-Analyse zu anderen Ergebnissen kommen. Schröder stellte fest, dass „insgesamt nur drei, wenn nicht gar nur zwei Zeugen ausführlich lobend von Kameradschaftserlebnissen sprechen, dass demgegenüber andere Gewährsleute von zweifelhaften oder schlechten Erfahrungen mit der Kameradschaft berichten ...“<sup>4034</sup> Ebenso gelangte Knoch zu dem Ergebnis, „dass *negative* Äußerungen über die internen Beziehungen bei weitem die *positiven* überwiegen.“<sup>4035</sup> Häufig sei die Rede von Spannungen zu Vorgesetzten sowie Auseinandersetzungen zwischen Altgedienten und Kriegsfreiwilligen gewesen. Auch der unterschiedliche soziale Status und die regionale Herkunft sowie die unterschiedliche Konfession

---

<sup>4034</sup> Schröder: Gestohlene, S. 360.

<sup>4035</sup> Knoch: Kriegsalltag, S. 228f.

spielten offenbar eine Rolle zwischen den Soldaten. Dagegen hat Knoch anhand der Briefe den Eindruck gewonnen, dass eher Spannungen und Konflikte den Alltag bestimmt hätten „als die so oft beschworene Kameradschaft.“<sup>4036</sup> Knoch kommt sogar zu dem Schluss, „dass das Gefühl und das Bewusstsein der Kameradschaft in der alltäglichen Praxis der Soldaten eher eine Ausnahmesituation darstellte.“<sup>4037</sup>

Aufgrund der zeitlichen Nähe zu den Ereignissen, die Feldpostbriefe darstellen, mag ein anderes Bild entstehen als aufgrund von Zeitzeugenberichten 60 Jahr später. Jedoch wird das Verhältnis zu Vorgesetzten von einigen für diese Arbeit Befragten durchaus auch heute noch kritisch beurteilt und deckt sich mit den Ergebnissen Schröders und Knochs.

Aus den Aussagen tritt aber überwiegend die Meinung hervor, dass es Kameradentum gegeben hat und dieses wurde – zumindest, was den Krieg betraf – in erster Linie positiv bewertet. Die Verpflichtung den Kameraden gegenüber war bei manchen sogar der motivierende Faktor, etwa nach Verwundung oder Heimaturlaub, mit einer großen Selbstverständlichkeit zur Truppe zurückzukehren und die anderen nicht im Stich zu lassen. Kameradentum war so verinnerlicht, dass es sogar vorkam, dass ein Soldat trotz Verwundung nicht von seiner Truppe weg wollte und an der Front blieb. Außerdem machten viele die Erfahrung, dass sie nach Lazarettaufenthalt und Genesungsurlaub nicht mehr dieselben Kameraden vorfinden, sondern sich in ihrer ursprünglichen Einheit aufgrund der hohen personellen Ausfälle fremd fühlen würden. Viele Informanten bestätigten dennoch mit ihrer Aussage Rosenthals eingangs zur Diskussion gestellte These, nach der Kameradschaft in der Wehrmacht zeitweise „einer familienähnlichen Beziehung“<sup>4038</sup> glich. Die Kameradschaft an sich erzeugte jedoch einen enormen „Konformitätsdruck“: wer sich anders verhielt als die anderen katapultierte sich schnell aus dieser Gemeinschaft heraus.<sup>4039</sup>

Insgesamt kann das Kameradentum aber eher als ein künstliches und sehr brüchiges Gefüge angesehen werden, dass während der HJ- und Jungvolkzeit sowie während des Reichsarbeitsdienstes und in der Soldatenausbildung als wichtiger Teil des Zusammenhalts im Krieg, im Hinblick auf ein gemeinsames Ziel, anerzogen wurde, jedoch in der Gefangenschaft kaum noch oder gar nicht mehr vorhanden war.

---

<sup>4036</sup> Ebd.

<sup>4037</sup> Ebd.

<sup>4038</sup> Rosenthal: Als der Krieg kam, S. 115.

<sup>4039</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 73 - 75.

*SIEBTER TEIL: Hinter der Front*

*Genau wie der Urlaubsschein war die Feldpost ein lebenswichtiges Element zur moralischen Stütze des Landsers. Sie war das Bindeglied zwischen Heimat und Front, und jeder Feldpostbrief bedeutete ein Stückchen Heimat.*<sup>4040</sup>

8. Feldpost - „*In Gedanken bin ich viel daheim...*“<sup>4041</sup>

Drei Tage vor dem deutschen Angriff auf Polen, am 28.8.1939, wurde der Feldpostbetrieb eingeleitet.<sup>4042</sup> Briefe und Päckchen aus der Heimat an Frontsoldaten und solche, die von der Front in die Heimat geschickt wurden und die Aufschrift „Feldpost“ trugen, brauchten von nun an nicht mehr frankiert zu werden.

Schätzungsweise 30 – 40 Milliarden Briefsendungen wurden im Zweiten Weltkrieg zwischen Heimat und Front verschickt.<sup>4043</sup> Trotz der hohen Anzahl entdeckte die historische Forschung diese persönlichen Dokumente erst in den 80er Jahren als geschichtswissenschaftliche Quelle. Historiker schätzen Feldpostbriefe als zeitnahe Zeugnisse, die nicht für die Nachwelt, sondern nur aus dem Erleben heraus, ohne nachträgliche Richtigstellung und Zeitfilter, geschrieben worden sind.

Feldpostbriefe stellten die wichtigste und – bis auf gelegentlichen Heimaturlaub – einzige Verbindung dar zwischen Familienmitgliedern, die durch den Krieg auseinander gerissen waren.<sup>4044</sup> Im Krieg schrieb daher jeder:

„Viele, auch jene, denen das Schreiben fremd war, sahen sich gezwungen – oft unter schwierigsten Umständen – zu Papier zu bringen, was sie erlebten und was sie dachten, immer unter der Einschränkung von Zensur und Selbstzensur.“<sup>4045</sup>

Jasper differenziert in seiner Studie: „Im Vergleich zu ihrer Zahl hat die Masse der Frontsoldaten wenig geschrieben, die Minderheit der im Hinterland eingesetzten Soldaten viel.“<sup>4046</sup> Dennoch gab es wohl keinen deutschen Soldaten, „der ohne ständige Verbindung in die Heimat lebte.“<sup>4047</sup> Wichtig bei der Auswertung der Briefe ist die

<sup>4040</sup> Bernecker: *Generation*, S. 179; Meier: *Es ist so kalt*, S. 147: „Mit welchen Gefühlen man einen Brief aus der Heimat öffnet, kann sich niemand vorstellen.“

<sup>4041</sup> ... wie wohl jeder, die Wirklichkeit lässt noch auf sich warten – also Geduld und nicht mutlos werden.“ Rescher: *Heimat!*, Bf. v. 27.12.1942, an seine Frau Charlotte, S. 99

<sup>4042</sup> Meier: *Es ist so kalt*, S. 41.

<sup>4043</sup> Die Zahl 30 Milliarden wird genannt in: Valet/Burkard: *Abends, wenn wir essen*, S. 9. Von 40 Milliarden Briefen ist u. a. die Rede in: Humburg: *Deutsche Feldpostbriefe*, S. 17.

<sup>4044</sup> Vgl. Bernecker: *Generation*, S. 179: „Wir erwarteten die so beliebten Papierwundertüten mit großer Sehnsucht und beneideten jeden in dieser Hinsicht bevorzugten Kameraden.“

<sup>4045</sup> Humburg: *Deutsche Feldpostbriefe*, S. 17.

<sup>4046</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 31; Rass: *Menschenmaterial*, S. 79. Während über die Gesamtdauer des Zweiten Weltkrieges gerechnet etwa 80 % der Soldaten Kampftruppen angehörten und „Kampf zu einer ihrer wichtigsten Erfahrungen im Krieg“ wurde, waren die übrigen, in den rückwärtigen Räumen eingesetzten Kriegsteilnehmer „dankbare Untersuchungsobjekte für die Frage nach mentalen und kulturellen Voraussetzungen für verbrecherisches Verhalten im Krieg“, so Jasper: *Zweierlei*, S. 152.

<sup>4047</sup> Drolshagen: *Der freundliche Feind*, S. 77; Latzel: *Deutsche Soldaten*, S. 27.

Kenntnis der Schwächen und Stärken dieser Quelle. Feldpostbriefe unterlagen zunächst einmal der Zensur. Das Augenmerk der Mitarbeiter<sup>4048</sup> der Feldpostprüfstelle richtete sich vor allem auf „geheim zu haltende Nachrichten“ und „Nachrichten zersetzenden Inhalts“. Über

„Zusammensetzung, Ausrüstung, Gefechtsstärke, Einsatz, Unterkunft, usw. des eigenen ... oder anderer Truppenteile, über deutsche Kampfabsichten, Truppenverschiebungen, Einzelheiten der Stellung, Nachteiliges über Stimmung und Verpflegung der Truppe, Einziehung bestimmter Jahrgänge usw.“<sup>4049</sup>

sollten die Briefschreiber schweigen.<sup>4050</sup> Sowohl die Soldaten als auch die Bevölkerung in der Heimat waren darüber eingehend belehrt worden.<sup>4051</sup>

Zur offiziellen Zensur kam die Selbstzensur. Sollte man den Angehörigen in der Heimat die Schrecken mancher Fronterlebnisse wirklich schildern und sie damit vielleicht noch mehr beunruhigen? Aber auch Briefe aus der Heimat spiegelten oft nur eine für den Adressaten geschönte Welt wider, die in Wirklichkeit so nicht existierte.<sup>4052</sup>

Die Entscheidung, ob eigene Sorgen, Freuden, Ängste und Kriegsbegebenheiten mitgeteilt oder besser verschwiegen werden sollten, blieb jeder Schreiberin und jedem Schreiber selbst überlassen.<sup>4053</sup> Jedoch sei in diesem Zusammenhang noch auf die propagandistische Verbreitung modellhafter Feldpostbriefe in Zeitungen und Broschüren zum richtigen Abfassen der Schriftstücke verwiesen. In regelmäßigen Abständen wurden die Soldaten in den „Mitteilungen an die Truppe“ davon in Kenntnis gesetzt, wie ihre Antwort auszusehen hatte, „wenn aus der Heimat einmal sorgenvolle Briefe kommen sollten.“<sup>4054</sup> Verschärft wurde die Einflussnahme in der Schlussphase des Krieges durch Ermahnungen wie: „Was muss jetzt in einem Brief nach Hause

---

<sup>4048</sup> Wie viele Personen mit der Feldpostprüfung beauftragt waren, ist nicht bekannt. Die Zahl derer, die für die Postbeförderung zwischen Heimat und Front beschäftigt waren, beläuft sich auf ca. 12.000 Personen. Latzel: Kriegsgespräche. Feldpostbriefe, S. 119.

<sup>4049</sup> Ebd., S. 120.

<sup>4050</sup> Rescher: Heimat! S. 25, FpBf, 23.9.1938: „Unseren Wohnort dürfen wir jedenfalls nicht angeben.“

<sup>4051</sup> Ebd., S. 120. Zur Zensur vgl. Fritz: Frontsoldaten, S. 19: „Auch führte die Zensur dazu, dass viele Landser sich ständig veranlasst sahen, bei der Niederschrift ihrer Gedanken die Schere im Kopf anzusetzen, nicht nur um die Übermittlung militärischer Informationen zu vermeiden – zum Beispiel über Truppenstärken, Aufstellung von Einheiten sowie über Kampfhandlungen –, sondern um politische Aussagen und Einstellungen mit großer Vorsicht zu formulieren. Schließlich konnten kritische Äußerungen über das Regime die Todesstrafe nach sich ziehen.“

<sup>4052</sup> Vogel: „Aber man muss halt gehen, und wenn es in den Tod ist.“, S. 38.

<sup>4053</sup> Willy P., der in einem Brief an seine Verlobte angesichts eines bevorstehenden erneuten Einsatzes im Osten, der seinem General zum Ritterkreuz verhelfen sollte, aber viele Opfer fordern würde, darüber schimpfte, wies seine Braut noch einmal eindringlich darauf hin, über den Inhalt des Briefes nichts verlauten zu lassen, „denn erst heute kam wieder ein Befehl, dass der Briefwechsel schärfstens überwacht wird.“ FpBf Willy P., 10.2.43, in: Jasper: Zweierlei, S. 106. Ob es wirklich eine Verschärfung der Kontrolle bei Feldpostbriefen gab, ist nicht nachprüfbar. Dennoch setzten sich Briefschreiber wie Willy P. erheblichen Gefahren aus, sollte ihr Brief zufällig in die Hände der Zensurbehörde geraten.

<sup>4054</sup> Humburg: Deutsche Feldpostbriefe, S. 16.

stehen?“<sup>4055</sup> Jedoch verfolgte die militärische und politische Führung der kriegführenden Länder mit der Zensur noch ein drittes Ziel, „nämlich das der Beschaffung von Informationen über das Innenleben der eigenen Streitkräfte. Feldpostbriefen waren die Stimmung und die Moral der einfachen Soldaten abzulesen. ...“<sup>4056</sup>

Für die vorliegende Arbeit wurden Feldpostbriefe in den einzelnen Kapiteln als zusätzliche Quelle zu den Aussagen der Interviewpartner herangezogen. Sie sind jedoch in diesem Abschnitt „Kontakt zur Heimat“ Gegenstand einer gesonderten Untersuchung um allgemeinhistorisch wichtige und interessante Passagen aus einzelnen Briefen exemplarisch darstellen zu können. Ob die Theorie über die Zensur und Selbstzensur auch tatsächlich der Praxis entsprach, soll anhand von Zeitzeugenaussagen und Briefen der Informanten dargestellt werden. Der hohe Stellenwert, den die Feldpost für die Soldaten selbst und für ihre Angehörigen im Zweiten Weltkrieg hatte, ist nicht zu unterschätzen. Dies galt vor allen Dingen für Soldaten, die länger nicht in Heimaturlaub gewesen waren. Besonderen Wert besaß die Feldpost aus und nach Stalingrad, da sie für die Soldaten die einzige und oft auch letzte Verbindung zur Außenwelt darstellte.<sup>4057</sup> Da die für diese Arbeit interviewten ehemaligen „Stalingrader“ häufiger als andere Zeitzeugen auf die „Feldpost im Kessel“ zu sprechen kamen und die Situation in Stalingrad zudem sehr schwierig und außergewöhnlich war, liegen zu diesem Aspekt entsprechend viele Aussagen vor.

Allgemein wird immer wieder über den sehr privaten Inhalt von Briefen berichtet, die ja nicht für ein großes Publikum gedacht, sondern meist an die eigene Familie gerichtet waren und infolgedessen auch nicht immer interessant erscheinen. Dazu meinen Ortwin Buchbender und Reinhold Sterz: „Die Masse dieser Briefe enthält nur ganz persönliche Mitteilungen, die über die Zeit, in der sie verfasst wurden, wenig aussagen.“<sup>4058</sup> Im Vergleich zu US-amerikanischen, englischen und sowjetischen Soldaten merkt Stephen G. Fritz jedoch an, dass der durchschnittliche deutsche Landser „im allgemeinen größere Fähigkeit zu anschaulicher Darstellung“ besaß und verweist auf seinen höheren Bildungsgrad. Auch zeichnen sich deutsche Soldaten, so Fritz, durch „die bemerkenswert intelligente und klare Ausdrucksweise“ aus.<sup>4059</sup>

Einen außergewöhnlichen Fall einer kommentierten Feldpostbriefsammlung stellt das Kriegsrundbuch des ehemaligen Abiturjahrgangs 1940 der „Adolf-Hitler-Schule“ (früher und heute wieder: Goldberg-Gymnasium) in Sindelfingen dar. Bemerkenswert

---

<sup>4055</sup> Ebd.

<sup>4056</sup> Wette: In Worte gefasst. Kriegskorrespondenz im internationalen Vergleich, S. 332.

<sup>4057</sup> Humburg: Bedeutung der Feldpost, S. 68

<sup>4058</sup> Buchbender/Sterz: Das andere Gesicht des Krieges, S. 9; Schüddekopf: Krieg, S. 55, äußerte in einem Gespräch mit einem Zeitzeugen seine Enttäuschung darüber, wie wenig in Feldpostbriefen vom Krieg erzählt wurde.

<sup>4059</sup> Fritz: Frontsoldaten, S. 18.

ist, dass – wie auch im Falle vieler Feldpostbriefe, die nicht für eine Veröffentlichung bestimmt waren, wohl aber unter Zensur und Selbstzensur fielen – jeder der ehemaligen Mitschüler wusste: „Das Rundbuch war nur für die Klassenkameraden bestimmt. Jeder wusste: Was ich hier schreibe, bleibt unter uns.“<sup>4060</sup> Durch die Weitergabe des Buches von Hand zu Hand und die Tatsache, dass sie dadurch nicht der Zensur durch eine Feldpostprüfstelle unterlagen, haben die Eintragungen eine noch persönlichere Note als Feldpostbriefe und sind mit Tagebucheintragungen vergleichbar. Zuerst bestanden jedoch erhebliche Vorbehalte gegen die Veröffentlichung dieser sehr persönlichen Aufzeichnungen, wie auch in Archiven in der Regel vor Publikation oder Nutzung von Feldpostbriefen die Zustimmung der Angehörigen eingeholt werden muss. Befürchtungen seitens der Rundbuchschreiber gingen dahin, dass

„wir heute in einer Welt mit einem so tief greifend veränderten Wertesystem [leben], dass vieles von dem, was wir damals geschrieben haben, nicht mehr unserer heutigen Auffassung entspricht, uns zum Teil selbst kaum noch verständlich ist.“<sup>4061</sup>

In diesem Abschnitt sind die Erfahrungen zusammengestellt, die die Zeitzeugen mit Feldpost gemacht haben - geöffnete Briefe, Inhalt von Päckchen, Schwierigkeiten bei der Zustellung, und - insbesondere im Hinblick auf Stalingrad - Geheimhaltungsvorschriften, Erhalt von Päckchen gefallener oder verwundeter Kameraden, Inhalt der Briefe von deutschen Generälen und alliierter Feldpost.

Trotz Zensur und Selbstzensur gab es für Frontsoldaten Möglichkeiten, ihrer Familie etwa ihre Einsatzorte und persönliche Befindlichkeiten mitzuteilen. Aus den für diese Arbeit gelesenen und ausgewerteten Briefen soll resümiert werden, ob die Verfasser in der Regel die Vorschriften zur militärischen Geheimhaltung beachtet haben oder nicht. Interessant sind naturgemäß die von der Norm abweichenden Briefe.<sup>4062</sup> Daher wurden, neben „vorschriftsmäßigen“ Briefsendungen, auch beispielgebende Schriftstücke ausgewählt, anhand derer deutlich wird, dass sich die Briefschreiber von der schlimmstenfalls drohenden Strafverfolgung keineswegs so beeindruckt zeigten, wie die Zensurbehörde sich das erhofft hatte.<sup>4063</sup>

Der Vielschreiber, Eckehard Oestmann<sup>4064</sup> – er schickte über vier Jahre täglich einen längeren Brief nach Hause – berichtete darin munter über Details der Nahaufklärungsgruppe an der Ostfront, zu der er gehörte,<sup>4065</sup> beschrieb in mehreren Briefen seinen

<sup>4060</sup> Restloser Einsatz, S. 162 (Nachwort v. Heinz Karst).

<sup>4061</sup> Ebd.

<sup>4062</sup> Wette: In Worte gefasst, S. 331.

<sup>4063</sup> Latzel: Kriegsgespräche. Feldpostbriefe zwischen Kindern und Vätern, S. 120.

<sup>4064</sup> Herr Oestmann gehört nicht zu den für diese Arbeit interviewten Informanten. Die Verfasserin stand jedoch mit ihm in Briefkontakt. Ihr liegen Oestmanns Briefe aus dem KempAr vor (mit freundlicher Genehmigung von Herrn Oestmann).

<sup>4065</sup> U. a. Brief v. 28.8.1943 (KempAr.)

ungefähren Standort,<sup>4066</sup> seine Unterkunft mit der Zahl der Belegung<sup>4067</sup> sowie die bevorstehende Verlegung seiner Truppe mit der Bemerkung: „... Unser komischer Frontverlauf kann so nie gehalten werden.“<sup>4068</sup> Letzteres hätte ihm ohne weiteres als „Wehrkraftersetzung“ ausgelegt werden können. Bereits während seiner soldatischen Ausbildungszeit in Hamburg erfuhren seine Eltern aus seinen Briefen Dinge, die unter die Zensur fielen: „Die Fallschirmsache ist geheim! Wie überhaupt so ziemlich alles, was ich berichte.“<sup>4069</sup> Herr Oestmann war sich durchaus darüber im Klaren, welche Informationen ein Feldpostbrief enthalten durfte und welche nicht. Sein Mitteilungsbedürfnis war aber anscheinend wesentlich stärker als die Angst vor einer etwaigen Kontrolle durch die Feldpostprüfstelle. Zudem hatte er phasenweise sehr viel Zeit, die er mit Schreiben ausfüllte. In seinen Briefen aus Russland tauchen aber auch verschlüsselte Worte und Sätze auf, wie z. B.: „Gottlieb sagt: ,50 kommen nicht. Nicht ohne ein ruhiges Dasein liebe ich. Paula opfert leicht Otto's Zichorien-Kaffee.“<sup>4070</sup>

Als Funker einer Nachrichtenabteilung hörten seine Kameraden und er häufig „verbotene“ Sender. Als Synonym für feindliche Sender benutzte Herr Oestmann in seinen Briefen das Wort „Äolsharfe“.<sup>4071</sup> Seinen Vater hatte er bereits vorher mit diesen Verschlüsselungen vertraut gemacht, so dass dieser mühelos die geheimen Botschaften verstanden haben dürfte. Auch in die Geheimnisse des Chiffrierens und Dechiffrierens hatte er ihn von Hamburg aus eingeweiht, und so ging mancher Brief mit verschlüsselten Meldungen zwischen Vater und Sohn hin und her. Anscheinend ist keiner der Briefe von der Feldpostprüfstelle geöffnet worden. Sich der Gefahr von zuviel Offenheit bewusst, verfasste Herr Oestmann von der Ostfront aus in bestimmten Abständen „Berichte zur Lage“, die er aber wohlweislich einem Kameraden mitgab, der sie während seines Heimaturlaubs persönlich der Familie überreichte. In der Tat ist es heute erstaunlich, dass keiner der Briefe Oestmanns jemals von der Zensurbehörde geöffnet wurde, zumal er – wie erwähnt - über mehrere Jahre täglich mindestens einen Feldpostbrief nach Hause sandte.

Zu Soldaten, die, wie Oestmann so offen über Unerlaubtes schrieben, meinte Stephen G. Fritz, dass, je länger der Krieg dauerte, desto weniger ernst viele Landser die Zensur nahmen, so „dass die Masse der Soldaten ihre Meinung und Ansicht erstaunlich offen und unbefangen äußerte.“<sup>4072</sup> Daraus schließt Fritz: „So kann aus dem Studium von Briefen und Tagebüchern trotz der besagten Probleme viel

<sup>4066</sup> U. a. Briefe v. 19.12.43 („lettische Grenze“), v. 23.12.43 („Unsere Gegend wird ja fast täglich im Wehrmachtbericht genannt.“) (KempAr.), v. 27.12. u. 29.12.43 (KempAr.)

<sup>4067</sup> FpBfe., 13.12.43 + 16.12.43 (KempAr.)

<sup>4068</sup> FpBf, 23.12.43 (KempAr.)

<sup>4069</sup> FpBf, 8.11.41 (KempAr.)

<sup>4070</sup> FpBfe., 15.12.43 und 6.1.44 (KempAr.)

<sup>4071</sup> FpBf, 23.2.43.

<sup>4072</sup> Fritz: Frontsoldaten, S. 20.

gewonnen werden,“ und sieht in Feldpostbriefen „persönliche Erinnerungen an die menschliche Seite“ des Zweiten Weltkrieges.<sup>4073</sup>

Eine andere Form der Verschlüsselung als Oestmann wählte der damalige Oberarzt in Stalingrad, Dr. Bötcher:

„Ich hatte mit meiner Frau einen Code ausgemacht. Bevor wir nach – wir wussten, wir kommen nach Russland - da habe ich mit ihr ausgemacht, wenn ich ihr Feldpostkarten schreibe, und ich unterstreiche: ‚Liebe Lieselotte!‘, so heißt es: Ab dem dritten Satz den ersten Buchstaben vom Satz zusammenaddieren, dann weiß sie, wo ich bin. Das wär’ auch schief gegangen. Aber sie wusste immer, sie wusste ganz genau. Sie hatte ’ne Karte gehabt und hat [ein]gezeichnet, wo wir sind. Oder ich konnte schreiben: ‚Uns geht es schlecht!‘ Oder ich hab ihr geschrieben: ‚Hoffnungslos!‘ Da hab ich ein Wort reingeschrieben. ... Das fällt nicht auf, wenn unterstrichen wurde.“

Die verhüllende Kriegskommunikation, die vermeiden sollte, dass der Schreiber ein Opfer der militärischen Zensur wurde, war bei Bötcher wesentlich besser „verpackt“ als bei Oestmann, und daher wohl auch sicherer vor eventuellen Nachforschungen. Jedoch geriet Bötchers Frau in einem Gespräch in der Straßenbahn in eine brenzlige Situation, als sie mit einer Freundin die in den Briefen angedeutete Lage in Stalingrad und die ihres eigenen Mannes besprach und dabei einen Zuhörer hatte, der sie auf das Gesagte ansprach.<sup>4074</sup>

Durch einen glücklichen Zufall konnten einige Briefe von Dr. Bötcher aus dem Stalingrader Kessel ausgeflogen werden:

„Und zwar: ich hab auf ’m Flugplatz, hatt’ ich einen entdeckt, einen Piloten, der meine Verwandten in Ulm kannte. Und der hat mir unerlaubterweise Briefe mitgenommen, [denn] ... es ... wurde nichts mehr ausgeflogen, so ab Weihnachten. Einzeln [bekam ich auch noch mal Post nach Stalingrad]. Aber dieses mit diesem Code, das hab ich auch in Gefangenschaft gemacht. Ich konnte schreiben – aber das muss man halt vorher ausmachen. Das kann man nicht [nachträglich].“

Wie Bötcher zutreffend anmerkte, funktionierte ein solcher Code nur nach vorheriger Absprache. Den Prüfstellen war sicher bekannt, dass sich manche Schreiber auch einer Art Geheimschrift bedienten.<sup>4075</sup> Im Einzelfall durfte dies jedoch nur schwer nachprüfbar und in Anbetracht der stichprobenartigen Untersuchungen und der Kürze der Zeit nicht nachweisbar gewesen sein, worin der Code genau bestand und was damit im Einzelnen mitgeteilt wurde.<sup>4076</sup> Die Mitnahme von Post „außer der Reihe“ war

<sup>4073</sup> Ebd.

<sup>4074</sup> Vgl. Rescher: Heimat!, S. 21. Rescher, hatte seine Frau zu Beginn des Krieges, in einem Brief v. 9.9.1938 bereits dahingehend ermahnt, über den Inhalt der Briefe Stillschweigen zu wahren: „Sprich bitte nicht über das Dienstliche, was ich schreibe!“

<sup>4075</sup> Die Feldpostprüfstellen öffneten die Feldpost nicht nur stichprobenartig, sondern verfügten auch über chemische Mittel zur Sichtbarmachung von eventuell verwendeter Geheimschrift. Humburg: Bedeutung der Feldpost, S. 72.

<sup>4076</sup> Auch der spätere Journalist und Schriftsteller Erich Kuby verabredete bei Kriegsausbruch mit seiner Frau Erika einen ausführlichen Geheimcode, den er ihr in einem Brief übermittelte. Kuby: Mein Krieg, S. 101.

in der Tat eine ebenso geheime wie rein private und damit nicht erlaubte Abmachung zwischen Bötcher und dem Piloten, der ihm und seiner Familie jedoch einen unschätzbaren Freundschaftsdienst in Form eines Lebenszeichens erwies, denn nach der Einschließung nahm der Postein- und -ausgang immer mehr ab.<sup>4077</sup> So berichtete Herr Schmid, er habe kein einziges Mal Post bekommen, bis er am 8.12.43 aus dem Kessel ausgeflogen wurde. In Stalingrad hatte er ein Päckchen seiner Frau erwartet und erzählte folgende Geschichte, die er unmittelbar nach seinem Ausflug erlebte:

„Wir hatten ja, also ich war jedenfalls in der Zeit, war ich gefühllos. Da hätten Sie mir 'ne Pulsader aufschneiden können, ich hätt's nich gemerkt. ... Ich bin ja, als ich dann aus 'm Kessel raus war, ... ausgeflogen war, primitiv untergekommen in einem Schweinestall, das hatte 'n Grund. Meine Frau hatte meine Uhr zum Uhrmacher gebracht und kriegte sie nicht zeitgerecht wieder und sagte sich: ‚Schick' die! Und nun hab ich auf das Paket gewartet, und [das] hab ich dann dem Kommandeur erzählt, und dann sagt er: ‚Ja, fahr'n wir doch mal hin. Die Feldpost liegt da und da!' Ich weiß die Ortschaft nicht mehr, ich weiß nicht, wie viel Kilometer. Und da lag eine ... haushohe Pyramide von Feldpostpäckchen, die nicht mehr zugestellt wurden – wegen Transportschwierigkeiten. ... [Das war] außerhalb des Kessels. ... Ich nehme an, dass es für Stalingrad war. Warum lagen denn die da?! ... Und dann – ich hatte immer die fixe Idee: ‚Naja, wenn da 20 Päckchen liegen, dann findest du deins vielleicht raus!' Also das waren 2000, 3000. Hatte gar keinen Zweck, da überhaupt auf 'ne Adresse zu gucken. Wir haben dann kehrt gemacht.“

Weitere Gedanken habe er sich nicht gemacht, so Schmid, auch nicht darüber, dass die Feldpost die eingeschlossenen Stalingrader wahrscheinlich nie erreicht hat. Das begründete er u. a. mit den Vorbereitungen auf das bevorstehende Weihnachtsfest:

„Wir hatten unsere eigenen Sorgen. ... [Wir haben zum Beispiel] Weihnachten [einen] alten Busch geholt. Und auch wieder so was: dann hatte jeder ja noch von den Angehörigen Bilder mit. Und die haben wir als Schmuck aufgehängt, genaue Erinnerung. [Das war Weihnachten 1942] außerhalb des Kessels. Aber die Ortschaft weiß ich nicht.“

Die Beschreibung des Befragten über die „haushohe Pyramide an Feldpostpäckchen“ passt zu einem Foto aus einem Aufsatz von Martin Humburg, das gestapelte Feldpostsendungen für die im Kessel eingeschlossene 6. Armee zeigt.<sup>4078</sup> Die Zahl der nicht zustellbaren „Stalingrader“ Feldpostpakete und Weihnachtspäckchen wird auf 2 Millionen geschätzt.<sup>4079</sup> Warum aber wurde eine derart große Menge an Päckchen den hungernden „Stalingrädern“ nicht ausgeliefert? Dazu findet sich in der Literatur folgende Erklärung:

„Während die Nachrichtenpost [Briefe, Postkarten und Zeitungen] in den Kessel eingeflogen werden konnte, musste die Päckchenpost – darunter der größte Teil

<sup>4077</sup> Dennoch erhielt Frau Bötcher fast zeitgleich Briefe, die sie an ihren Mann geschrieben hatte, mit dem Aufdruck: „Für Großdeutschland gefallen,“ zurück, was sie in eine verzweifelte Lage und Ungewissheit ob des Schicksals ihres Mannes brachte. Es ist möglich, dass die vom Interviewpartner Müller erwähnte, außerhalb des Kessels lagernde Feldpost, einfach mit einem solchen Vermerk an die Absender zurückgeschickt wurde, ohne dass das Schicksal des Empfängers wirklich geklärt werden konnte.

<sup>4078</sup> Foto in: Humburg: Bedeutung der Feldpost, S. 74.

<sup>4079</sup> Ebd., S. 73.

der Weihnachtssendungen – gestapelt werden, da der [knappe] Transportraum der Flugzeuge ihre Beförderung nicht zuließ.<sup>4080</sup>

Obwohl es von offizieller Seite weiter dazu heißt: „Für Teile von Einheiten, Urlauber und Kommandierte, die dem harten Schicksal entgangen waren, wurden aus diesen Postmengen die für sie bestimmte Sendungen herausgesucht“,<sup>4081</sup> dürfte es wohl, auch dem Photo nach zu urteilen, unmöglich gewesen sein, die augenscheinlich nicht vorsortierten Päckchen nach einer einzelnen Sendung zu durchkämmen. Die Pakete, die der Zeitzeuge eventuell in Morosovskaja, seinem Ankunftsort von Stalingrad aus, in Augenschein genommen haben könnte und alle übrigen, nicht zugestellten Päckchen, wurden später an andere Soldaten verteilt, „um den Verderb des Inhalts nach Möglichkeit zu verhindern.“<sup>4082</sup> Das belegen auch die nachfolgenden Aussagen von Summ, Jost und Eisner. Ansonsten muss festgehalten werden, dass die deutsche Seite größten Wert auf die zuverlässige Zustellung der Feldpost legte und dabei keinerlei Mühe scheute, wie Bernecker in seinen Erinnerungen betonte:

„Sie irrten oft lange umher, wenn die Feldpostnummer oder der Standort der Einheit sich geändert hatte. Sie durchwanderten halb Europa bis sie in unseren Händen waren. Die deutschen Feldpostdienststellen vollbrachten wahre Wunder, das muss man ihnen bescheinigen. Hunderte von Tonnen Post gingen täglich fort oder kamen zur Front, sie waren so wichtig wie Verpflegung und Munition.“

Blieben Briefe wochenlang aus – viele nummerierten ihre Post, so dass sie und die Empfänger wussten, welche Sendungen bereits angekommen waren und welche noch fehlten -, konnte man die Gründe dafür nicht wissen, was beide Seiten in Angst und Unruhe versetzte. Im Krieg erfuhr man von Verwundung, Tod oder anderen Umständen wie Gefangennahme oder Ausbombung erst mit Verspätung.<sup>4083</sup> Die Sorge um das Schicksal der Angehörigen auch in der Heimat war groß, denn im Krieg musste mit allem gerechnet werden.

Jens Ebert kommt in seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, dass sich Briefe aus der Frühphase des Stalingrader Kessels (19.11 - 20.12.1942) kaum inhaltlich „von denen aus anderen östlichen Frontabschnitten“ unterschieden.<sup>4084</sup> Abgesehen von alltäglichen Schwierigkeiten, seien „die Klage über den strengen Winter und die große Kälte ... ein Stereotyp aller Briefe von der Ostfront.“<sup>4085</sup> Erst als der Einsatzversuch gescheitert, der Hunger immer größer und die eingehende Post - als einzige Verbindung

<sup>4080</sup> Die Deutsche Post 68 (1944), Nr. 7 v. 1.4.1944, S. 61 (Abdruck in ebd., S. 74f.)

<sup>4081</sup> Ebd.

<sup>4082</sup> Die mangelhafte Feldpostversorgung der eingeschlossenen Armee. Bericht des Heeresfeldpostmeisters im Oberkommando d. Wehrmacht, 13.3.1943, an die Abt. Wehrmachtspropaganda im OKW, BA-MA, RW 4/v.364. Abdr. in: Humburg: Bedeutung d. Feldpost, S. 69.

<sup>4083</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 92.

<sup>4084</sup> Ebert: Stalingrad – eine deutsche Legende, S. 54f.

<sup>4085</sup> Ebd., S. 55.

mit der Heimat – immer weniger wurde oder ganz ausblieb, tauchten ab Ende 1942/Anfang Januar 1943 Themen wie „Hunger, Kälte, Unsicherheit über die Zukunft, Sehnsucht nach zu Hause zu kommen, und zu ahnen, wie unrealistisch das ist,“ immer häufiger in Briefen aus Stalingrad auf.<sup>4086</sup> Es häuften sich nun, trotz des Wissens der Soldaten über die mögliche Überprüfung ihrer Briefe, Verstöße gegen die Geheimhaltungsvorschriften wie folgendes Beispiel belegt. Dabei handelt es sich um einen Brief von Friedrich K. aus Oberschlesien, geschrieben in Stalingrad am 17.12.1942 an einen Herrn Schönfeld, dessen Tochter der Verfasserin den Brief in Kopie zusandte.

„Sehr geehrter Herr Schönfeld!

Endlich komme ich dazu, Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Leider erhalten wir seit langer Zeit keine Post sodass auch Ihre Briefe die Sie wahrscheinlich geschrieben haben nicht in meinen Besitz gelangt sind. Was hier los ist werden Sie wohl schon wahrscheinlich aus dem Radio haben entnehmen können. Schade dass wir unsere schön ausgebaute Winterstellung haben aufgeben müssen. Es ist ein kaum beschreibbares Elend was der deutsche Soldat hier durchmachen muss. Die Heimat kann sich gar keine Vorstellung davon machen wie es hier aussieht. Kälte, Dreck, Hunger und Läuse, das sind hier (?) die hauptsächlichen Feinde, mit denen wir zu kämpfen haben. Der Russe greift auch fast täglich an und will uns unbedingt ein-kassieren. Hoffentlich kommt bald von außen her Entsatz, damit wir endlich mal Ruhe haben. Wie geht es Ihnen und Ihren Angehörigen? Schreiben Sie bitte doch recht bald wieder einmal denn wir alle hier hoffen das wir wieder recht bald Post erhalten. Ich werde nun schließen und auf Posten gehen. Es ist grimmig kalt draußen und richtiges Weihnachtswetter, was die Sehnsucht nach der Heimat noch erhöht. Ein frohes Weihnachtsfest und ein gesegnetes Neues Jahr. Ihr F. K.<sup>4087</sup>

Das längere Ausbleiben der heimatlichen Feldpost wurde besonders von den deutschen Soldaten im Kessel als deprimierend empfunden, wie dem vorstehenden Brief deutlich zu entnehmen ist.<sup>4088</sup> Dies verstärkte umso mehr das Empfinden des Eingeschlossenseins. Aber auch sonst bedeutete die Ankunft von Post aus der Heimat ein vorübergehendes „Zurückgeholtwerden in die Realität“, raus aus dem Kriegs- und Fronterleben, das die Soldaten fern der Heimat absorbierte, so, als seien sie in einer fremden Welt wie auch Fischer nachfolgend verdeutlicht:

„Wir lebten auf einem eigenen Planeten, folgten eigenen Gesetzen, die keiner nachempfinden kann, der nicht unter ähnlichen Umständen gelebt hat. In diesen Zeiten waren die eigene Familie, die Heimat nicht nur weit entfernt, sie existierten bestenfalls nur noch tief in unserem Unterbewussten. Nur wenn gerade einmal Post von zuhause eintraf, wenn wir längere Ruhepausen und Zeit zum Nachdenken hatten, wurde alles wieder lebendige Wirklichkeit. Doch behielt sie einen Hauch von Fremdheit. Das war die Zeit mit den sentimentalen Anwandlungen, in denen sich manche depressiv absonderten oder sich gemeinsam besoffen.“<sup>4089</sup>

<sup>4086</sup> Humburg: Bedeutung der Feldpost, S. 75.

<sup>4087</sup> FpBf in Kopie v. 17.1.21942 (PrArIW).

<sup>4088</sup> Aber auch auf dem Vormarsch nach Stalingrad kam die Postversorgung bereits zum Stocken, wie Alms in einem Bf. v. 25.7.1942 beklagte: „Die Post kommt schlecht nach bei uns, da wir weit und schnell vorgekommen sind. Vier Wochen haben wir nun schon keine Post mehr erhalten, da wird es allmählich einmal wieder Zeit, nicht wahr?“ (Orig. PrArIW).

<sup>4089</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 123.

Bernecker wies auf die Bedeutung der von seiner Frau für ihn aufbewahrten Feldpost hin und erinnerte sich beim erneuten Lesen an die nicht immer freudigen Umstände, unter denen die Briefe von ihm verfasst wurden:

„Über dreißig Feldpostbriefe von mir hat meine Frau Adrienne mit in die Ehe gebracht, heute sind das echte Reliquien. Sie sind mir eine Gedächtnisstütze, fast alle mit Bleistift geschrieben, bei ‚Hindenburglicht‘, in den Unterständen. Von manchen habe ich noch genaue Erinnerungen wo und unter welchen Umständen sie geschrieben wurden, der Anlass dazu war meistens derselbe: Niedergeschlagenheit nach einem harten Kampftag; am Rande der Verzweiflung beim Verlust des guten Kumpels. Dann war man plötzlich auf furchtbare Weise allein und musste allein mit dem Schlamassel fertig werden. Dann musste man Zwiesprache halten mit einem lieben Menschen, sich für kurze Zeit in eine andere, friedlichere Welt versetzen. Dieser Gemütswechsel stärkte die Seele und gab Kraft, dieses stumpfe Leben besser zu erdulden oder den Tagesschock zu überbrücken. Zwischen den beiden extremen Geistesverfassungen lagen so lauwarne Stunden, wo einem alles wurstegal war. Man hatte ein Gefühl so als säße man auf einer grauen Wolke und würde vom Wind fort getrieben, fern von den Menschen.“<sup>4090</sup>

Auch Schlotmann dienten die aufbewahrten Briefe, aus denen er mehrfach während des Gespräches zitierte, als Gedächtnisstütze. Hinzu kam, dass das Durchlesen die Erinnerung an das Geschehene wach hielt, und der Krieg sowie die Umstände der eigenen Situation wieder lebendig wurden. Auch konnten auf diese Weise bereits „vergessen“ geglaubte Geschehnisse wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden.

Die Wahrscheinlichkeit einer Feldpostprüfung war äußerst gering, da seitens der Prüfstellen nur wenig gelesen werden konnte. Trotz allem bestand die Gefahr, bei Verstößen wegen „Wehrkraftzersetzung“ zur Rechenschaft gezogen zu werden. Es folgt ein Beispiel für einen von der Feldpostprüfstelle geöffneten Brief Schlotmanns vom 9.1.1943 (der Originalfeldpostbrief ist auf der nachfolgenden Seite, der Umschlag mit dem restlichen Text und dem Öffnungsvermerk auf der übernächsten Seite in Kopie abgedruckt), dessen Inhalt jedoch für ihn keine negativen Konsequenzen hatte:

„Ich hab mir hier Daten aufgeschrieben von den Briefen, die ich da alle hier noch habe, von dem Inhalt der Briefe. Das ist, zum Beispiel, ein Brief aus Stalingrad, der kontrolliert worden ist:

„Meine lieben Eltern und Schwestern!

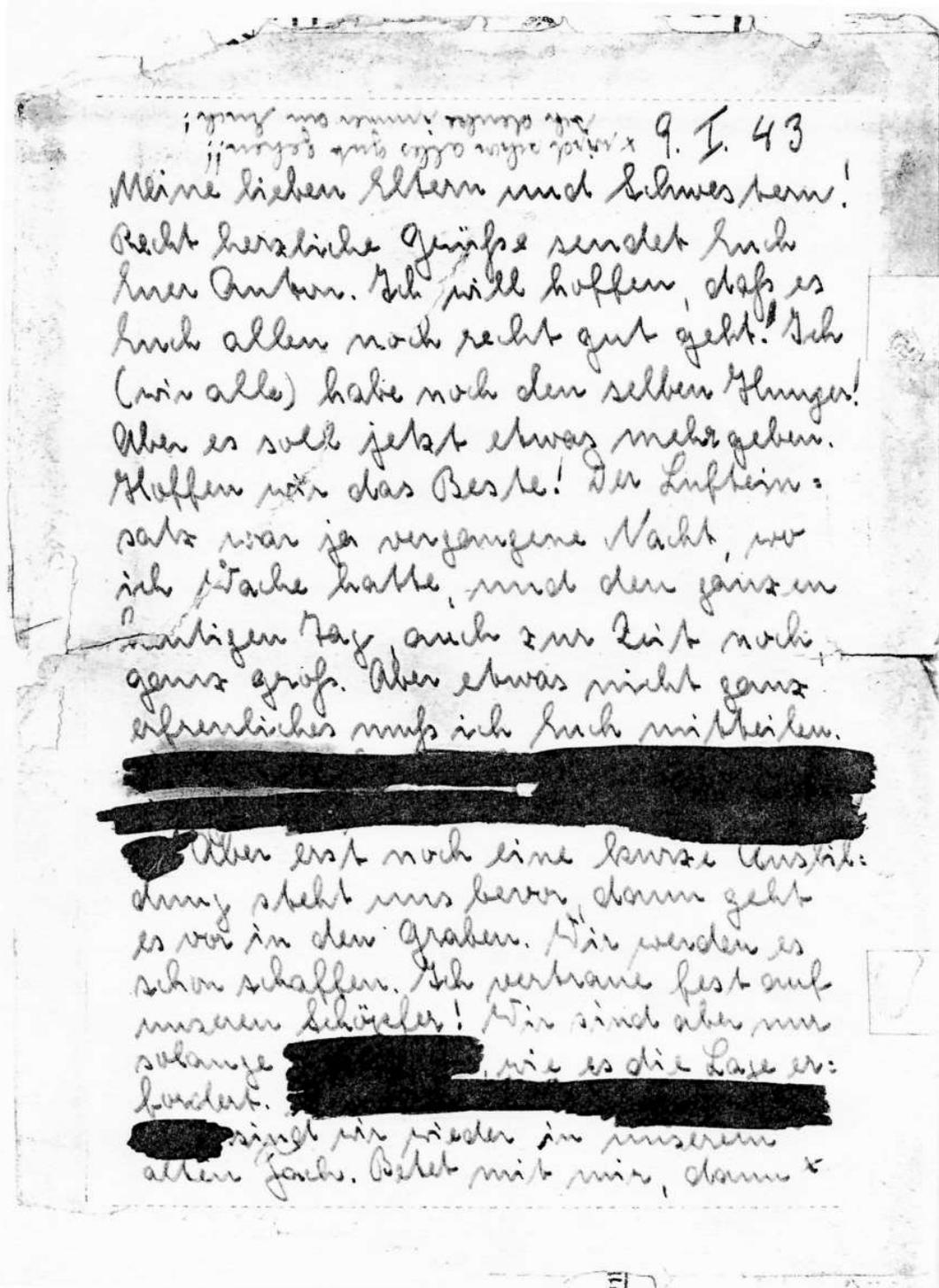
Recht herzliche Grüße sendet Euch Euer Anton. Ich will hoffen, dass es Euch allen noch recht gut geht! Ich (wir alle) habe noch denselben Hunger! Aber es soll jetzt etwas mehr geben. Hoffen wir das Beste! Der Luftsinsatz war ja vergangene Nacht, wo ich Wache hatte und den ganzen heutigen Tag, auch zur Zeit noch ganz groß. Aber etwas nicht ganz Erfreuliches muss ich Euch mitteilen. *[Folgt geschwärzter Satz]*. Aber erst noch eine kurze Ausbildung steht uns bevor, dann geht es vor in den Graben. Wir werden es schon schaffen. Ich vertraue fest auf unseren Schöpfer! Wir sind aber nur solange *[es folgt ein geschwärztes Wort]*, wie es die Lage erfordert. *[Es folgen etwa fünf geschwärzte Worte.]* ... sind wir wieder in unserem Fach (?). Betet mit mir, dann wird schon alles gut gehen!! Ich denke immer an Euch! Wir wollen hoffen, dass wir uns recht, recht bald gesund in der Heimat wieder sehen werden!!<sup>4091</sup>

<sup>4090</sup> Bernecker: Generation, S. 180.

<sup>4091</sup> Fpbf. v. Anton Schlotmann, 9.1.1943, an seine Eltern (in Kopie: PrArIW). Vgl. Knoch: Kriegsalltag, S. 225: „Diese Briefe, aus der Not an einen lieben Menschen geschrieben, hatten alle etwas Gemeinsames... die Hoffnung, wieder und recht bald nach Hause

In diesem Sinne grüßt Euch auf das Herzlichste  
Euer Anton

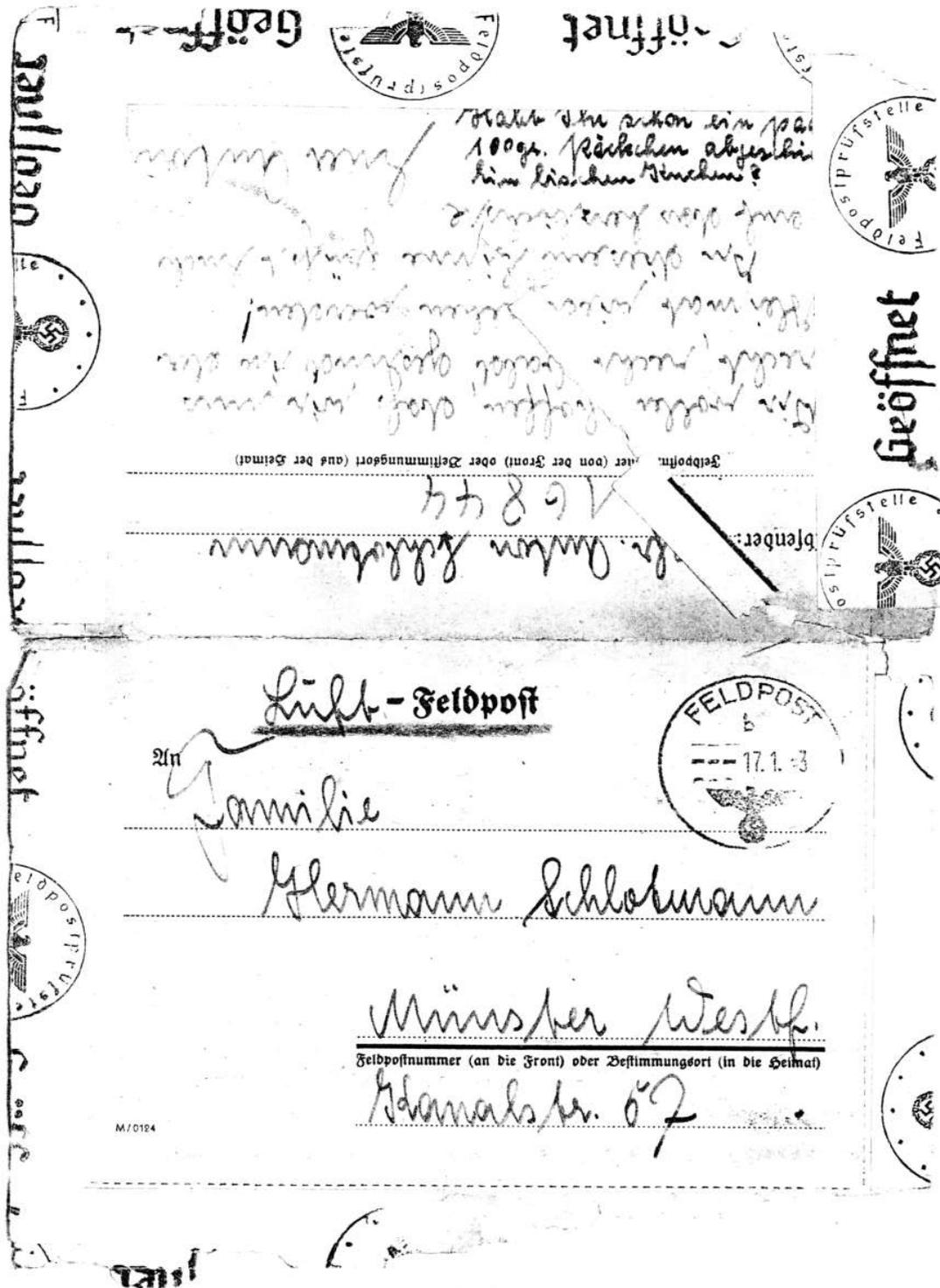
Habt Ihr schon ein paar 100 gr. Päckchen abgeschickt? Ein bisschen Kuchen?"



(PrArIW)

Dieser Brief Schlotmanns vom 9.1.1943 wurde am 17.1.43 abgestempelt. Wann er von der Feldpostprüfstelle geöffnet worden ist, ist nicht mit Datum gesichert. Er erhielt anschließend einen Verschlussstreifen und den Stempelvermerk „Geöffnet – Feldpost-zurückkehren zu können! Meistens stand noch das Wort ‚gesund‘ davor.“

prüfstelle“. Die Zensur wurde also offen praktiziert – „und wer einen solchen Brief erhielt, wird die Warnung verstanden und selbst weitergegeben haben.“<sup>4092</sup>



(PrArlW)

Den restlichen Text an seine Lieben schrieb Schlotmann auf die Außenseite des hier abgelichteten Umschlags. Als P. S. fragte er eindringlich nach, ob seine Eltern nicht bereits „ein paar 100 gr. Päckchen, ...ein bisschen Kuchen“ an ihn abgeschickt hätten.

<sup>4092</sup> Humburg: Bedeutung der Feldpost, S. 72f.

Die beiden genannten Briefe (Schlotmann, Friedrich K.) bestätigen die Prüfberichte, die über die Post aus Stalingrad angefertigt wurden: in diesen spiegelt sich die rapide Stimmungsverschlechterung der Jahreswende 1942/43 wider. Angesichts dieser Situation rückte die für die Feldpost aus Stalingrad zuständige Feldpostprüfstelle beim Pz.AOK 4 von der üblichen Praxis ab. Eine Besonderheit bei Briefen aus Stalingrad stellte die „Großzügigkeit“ bei der Durchsicht der Schriftstücke dar. Der damalige Heeresfeldpostmeister Ziegler erinnerte sich:

„Es sei noch bemerkt, dass in Anbetracht der Lage in Stalingrad und des Umstandes, dass viele der Briefe die letzten und manche ausgesprochene Abschiedbriefe sind, die Kontrolle des FPP./Pz.AOK 4 sehr großzügig gehandhabt wird. Stellen zersetzenden oder die Heimat stark beunruhigenden Inhalts werden daher lediglich mit Tinte, Blei und Tintenstift oder Gummi (je nach Schreibart) unleserlich gemacht und zwar derart unauffällig, dass die Streichung vom Briefschreiber selbst herrühren konnte.“<sup>4093</sup>

In diesem Fall kam die Mitteilung Schlotmanns über den großen Hunger und die Bitte, doch bald einmal etwas Kuchen zu schicken, unzensiert bei den Adressaten an. Auf die Frage, ob er noch wüsste, welche Informationen von der Prüfstelle geschwärzt worden sind, antwortete der Befragte im Interview:

„... Also nach meinem Gedächtnis hab ich da geschrieben, dass wir jetzt, ich war bei der Nachrichteneinheit, und dass wir alles zerstört hatten, was an Nachrichtenmaterial da war und mussten dann zum Infanterieeinsatz ... am ... 10. Januar war das, glaub' ich, wo der Russe da angriff. Ich weiß die Daten nicht mehr so ganz genau. Und da mussten wir denn dahin. Und das hab ich da geschrieben. ... Und die haben einfach geschwärzt und weitergeschickt.“

Der Zeitzeuge hatte seiner Familie also seinen bevorstehenden Einsatz als Infanterist mitteilen wollen und die Zerstörung der eigenen Stellungen. Er, der zu einer Nachrichteneinheit gehörte, wurde mit anderen Kameraden zu so genannten Kampfgruppen zusammengestellt. Da es zudem nicht mehr viel zu funken gab, waren die Funker entbehrlich und wurden als normale Kämpfer eingesetzt. Auch der zuvor zitierte Soldat Friedrich K. hatte seinem ehemaligen Chef, Herrn Schöfeld, mitgeteilt, dass die Unterkünfte von den Deutschen aufgegeben worden waren.<sup>4094</sup>

Überraschend ist jedoch, dass Schlotmann Ende Dezember 1942 und Anfang Januar 1943 überhaupt noch Feldpost bekam, seine Briefe von der Luftwaffe noch aus dem Kessel heraustransportiert werden konnten und ihre Empfänger auch erreichten, wie der genannte Brief vom 9.1.43 zeigt. Am 6.1.43 hatte er bereits einen Brief an seine Eltern gesandt, der diese auch erreicht hat. Darin bat er ebenfalls um etwas zu essen:

„Gestern hatten die braven JUs uns etwas Post gebracht, und ich hatte diesen

---

<sup>4093</sup> Zit. in ebd., S. 76.

<sup>4094</sup> Dies geschah im Zuge des von Hoth geplanten Einsatzangriffes zur Befreiung der deutschen, in Stalingrad eingeschlossenen Soldaten. Als der Angriff etwa 30 km vor Stalingrad zum Erliegen kam, konnten die Deutschen nicht mehr in ihre bereits zerstörten Unterkünfte zurück, was ihre Lage und die ohnehin gedrückte Stimmung noch weiter verschlechterte.

Brief [von Euch] dabei. Ich habe eine Bitte an Euch: Ist es möglich, dass Ihr mir 100-Gramm-Päckchen mit etwas Esswaren senden könnt?”

Schlotmann kommentiert im Interview den vorstehenden Briefausschnitt:

„Das war am 6.1. [100-Gramm-Päckchen], ja, ging nicht mehr. Mehr durften sie nicht schicken. ... Wir haben hin und wieder [Brief-]Post jekriegt. Das hab ich auch da wohl geschrieben, dass ich mal Post jekriegt habe, aber im Kessel hab ich, glaub ich, nur einmal Post jekriegt. Die hab ich aber nicht mehr. Die ist dageblieben, hab ich nicht mehr.“

Von den genannten 100-g-Päckchen sprechen zwei weitere Zeitzeugen. In der Literatur findet sich jedoch der Hinweis, dass das Päckchen-Gewicht erst ab Herbst 1944 generell nicht mehr als 100 g betragen durfte. Offenbar war diese Regelung für manche Bereiche an der Ostfront schon früher, ab 1941, durch die fehlenden Transportmöglichkeiten der Luftwaffe, in Kraft getreten.<sup>4095</sup> An die 100-g-Päckchen erinnerten sich noch weitere Befragte, Heinze und Thomsen. Heinze berichtete von Stalingrad:

„Also, in Russland war das komisch, da durften nur 100-g-Päckchen geschickt werden, ... 100 g, aber sie haben mir alle geholfen, wir kriegten dann immer so wie so einen Schwanz. Na, 'n Streifen Kuchen ging rein, 'n Streifen Kuchen. Und dann noch 'n Streifen und noch 'n Streifen, die waren dann alle mit 'ner Schnur [verbunden], aber es waren 100 g pro Päckchen. Bei uns war, ich kann mich genau erinnern, das sah aus wie so 'n, na, wir haben früher immer dem Drachen so Schwänze gemacht, so 'n bisschen Verstärkung. So Dinger, so 10 Stück, na ja, vielleicht wars bis dahin erlaubt. 10 Stück war'n vielleicht dann auch 1000 g, aber so wars vorgeschrieben, bei uns jedenfalls. ... Ich kann mich erinnern, das war also wirklich ganz toll, wenn dann die Päckchen ankamen, da war man richtig gerührt. ... Also, in den Westen habe ich keine gekriegt, ich kann mich nicht erinnern.“

Thomsen sprach sogar nur von 50-g-Päckchen, meinte aber wohl 100 g. Auch er erinnerte sich daran, dass die Mini-Päckchen zumeist Kuchen oder Zucker zum Tauschen oder als Zusatzlebensmittel enthielten. Man könnte nun meinen, dass die 100-g-Päckchen ein Phänomen sind, das nur auf Stalingrad zutrifft. Thomsen befand sich jedoch im Mittelabschnitt vor Moskau:

„Ein besonderes Tauschmittel war auch, meine Großmutter hat dafür gesorgt, dass ich das bekam, und zu Weihnachten ungefähr, '41, durften 50-g-Päckchen geschickt werden, aber so viel, wie man wollte. Das ist ein Stückchen Kuchen. Das war aber in der Heimat bekannt. Ja ja, und Ostern oder kurz vor Ostern '42, hab ich von meiner Großmutter, ich weiß nicht, so 80 Päckchen bekommen, hintereinander. ... Ich glaube, es waren 50 g. Oder die Stückchen Kuchen waren derart geschrumpft, da kamen übrigens auch tief gefrorene an. Ostern wars auch noch kalt. Oh ja, was ich sagen wollte, sie legte in jedes Päckchen ein klitzekleines Päckchen, so wie man heute den Zucker im Restaurant kriegt, Saccharin bei, und das war ja begehrt. Das war ja ungeheuer begehrt. Ja, den hab ich ja selber gegessen. ... Nicht immer [war Kuchen in den Päckchen], aber meist.“

Im Verlauf des Januar 1943 machte sich in vielen Briefen aus Stalingrad „ein wesent-

<sup>4095</sup> Am 20.1.1943 heißt es in einem Brief aus Stalingrad: „Wie ist es denn jetzt mit den Päckchen, liebe Eltern? Kann man wieder 100 g schicken? Marken für größere Pakete haben wir noch nicht bekommen.“ Abdr. in: Ebert: Stalingrad, S. 85.

liches Absinken der Zuversicht<sup>4096</sup> bemerkbar. Eine mögliche Prüfung durch die Feldpostprüfstelle schien den Schreibern, in Anbetracht des nahen Todes, gleichgültig geworden zu sein. Die NS-Führung gab nun weiter reichende Befehle bezüglich der Durchsicht der z. T. dramatisch geschriebenen Briefe aus dem Kessel. Diese auszuführen, weigerte sich jedoch Heeresfeldpostmeister Ziegler:

„Den uns im letzten Stadium auf Verlangen der Obersten Parteileitung erteilten Befehl, die Heimatbeförderung von Nachrichten aus Stalingrad ganz einzustellen, um die Heimat über die dortige Lage im Ungewissen zu lassen, haben wir nicht ausgeführt, da es uns unmenschlich erschien, den Angehörigen in der Heimat die letzten Nachrichten ihrer Gatten und Söhne vorzuenthalten.“<sup>4097</sup>

Für die Angehörigen in der Heimat „bedeutete ein Feldpostbrief Lebenszeichen und Leben in seiner ganzen Bedeutung.“<sup>4098</sup> Dem Sicherheitsdienst im Reich aber bereiteten manche Briefe große Sorge, zumal die Einkesselung und die Situation deutscher Soldaten von der Reichsführung bis zuletzt geheim gehalten wurden. Die Briefe aus Stalingrad wurden in der Heimat jedoch „als die bessere Quelle im Vergleich zu den offiziellen Verlautbarungen gewertet.“<sup>4099</sup> Sätze wie:

„Nun scheint wirklich zu Ende zu gehen. Ich bin nunmehr ganz froh, dass die seelische Anspannung, unter der wir die letzten Tage lebten, dann auch ein Ende hat. Ich kann es noch immer nicht ganz fassen, dass wir uns wirklich nicht mehr halten können, aber die Russen sind zu stark und unsere Männer erschöpft durch Kälte.“<sup>4100</sup>

oder: „O, es ist schon wahr, der Krieg sieht hier anders aus, als in den Wochenschauen gezeigt wird,“<sup>4101</sup> finden sich hauptsächlich in Briefen aus der Spätphase des Stalingrader Kessels und geben ein ungeschminktes Bild der wirklichen Situation des deutschen Landsers. Aber auch an anderen Frontabschnitten im Osten konnte es vorkommen, dass die extremen Herausforderungen im Frühjahr 1942, nachdem viele deutsche Soldaten bereits fünf Monate strapaziöser und verlustreicher Angriffsoperationen von Juli bis November 1941 und die Strapazen des Winterkrieges im Osten völlig erschöpft überstanden hatten, „jede Rücksichtnahme auf Angehörige oder Zensur fallen ließen, in denen sich das Bedürfnis Luft machte, die Dinge beim Namen zu nennen, die sonst höchstens angedeutet wurden.“<sup>4102</sup>

<sup>4096</sup>3. Zwischenbericht der Feldpostprüfstelle beim Pz.AOK 4 über 11 237 Kesselpostsendungen v. 30.12.1942 – 16.1.1943 in der Prüfzeit vom 12. – 17.1.1943, in: BA-MA, RW 4/v. 264, zit. in: Humburg, Bedeutung der Feldpost, S. 76.

<sup>4097</sup> Ebd.

<sup>4098</sup> Bernecker: Generation, S. 179.

<sup>4099</sup> Humburg: Bedeutung der Feldpost, S. 76.

<sup>4100</sup> Brief des Stabsarztes Dr. Herzog v. 13.1.1943 an seinen Vater, in: Kempowski: Echolot, hier: Bd. I: 1. bis 17.1.1943, S. 557.

<sup>4101</sup> Brief von Enno Tjaden an seinen Bruder Karl vom 12.1.1943, in: ebd., S. 521.

<sup>4102</sup> Jasper: Zweierlei, S. 99, Fpbf. v. Fritz N. v. 1.3.42: „... so mitten im Dreck, fast ein jeder war moralisch fertig, innerlich unzufrieden und wollte seinem gedrängten Herzen eben irgendwie Luft machen. Wir stehen nun monatelang im Kampf mit dem Bolschewismus, dass dieser Kampf hart und grausam ist, wird sich allmählich auch in der Heimat herumge-

Wie bereits anklung, wurden die außerhalb des Stalingrader Kessels an bestimmten Orten gesammelten Feldpostpakete oder -päckchen nicht an die Adressaten zurückgesandt – dies geschah nur bei den Briefen – sondern an andere Soldaten verteilt. Das erfuhr auch Ewald Jost. Er entkam durch großes Glück dem Stalingrader Kessel:



Ewald Jost im Oktober 1942 in Nord-Stalingrad, kurz vor der Schließung des Kessels auf der später eingegrabenen Zugmaschine (siehe Foto unten)



Ewald Jost im Mai 1943 auf Heimaturlaub im deutsch-besetzten Belgien.  
Foto: Nachlass Ewald Jost

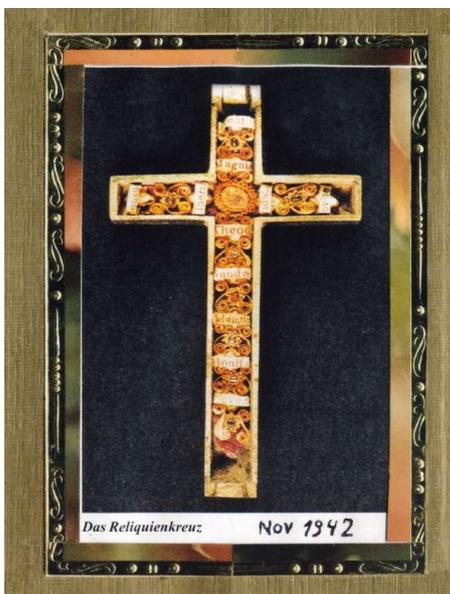
„... Ich [war] ganz vorne, [in Stalingrad] und [hatte] dann, durch Zufall oder durch Wunder den Fuß verstaucht und kam dann erst mal rückwärts einige Kilometer... da sagte der Geschützführer: ‚Fahren Sie mal mit zurück.‘ Weil der Fuß, ich konnt' mich doch nicht mehr gut bewegen. ... Also, kam ich 'n bisschen rückwärts zum Kompaniegefechtsstand, und nach einigen Tagen war ich also da. Und da wurde Post verteilt und ich hatte keine Post. Aber ich bekam dann ein Päckchen, was eigentlich für einen Soldaten bestimmt war, der verwundet oder tot war, hieß es. Und die wurden unter anderem verteilt. Und da fand ich dieses Kreuz drin. Ich hab es eingesteckt, in der Hoffnung, dass es mir Glück bringen würde und mich beschützen würde. Und, wie's so war: noch am selben Abend oder 'n Tag danach kommt abends der Kompaniechef rein: ‚Alles, was hier nichts zu suchen hat im Augenblick, fährt die Nacht noch zurück!‘ Zu einem 70 Kilometer zurückgelegenen Tross. Da war ich auch mit bei. Also fuhren wir zurück. Unsere Einheit wurde zwar aus Stalingrad raus gezogen, aber die war... die wurde dann, schon in der Nacht, noch da eingesetzt, wo am Morgen der Durchbruch bei den Rumänen von den Russen also stattfand.“

sprochen haben. Hier wurde ein jeder von uns nach Veranlagung zu einem anderen Menschen umgeformt.“ Ähnlich auch ebd., S. 100, Fpbf. v. Fritz N. v. 30.3.42.



Dieses Bild kommentierte Ewald Jost in der Zeitschrift für Geschichte, Brauchtum und Kultur selbst: „Es war Ende Oktober, Anfang November 1942, wir hatten Stellung bezogen, im nördlichen Teil der Stadt [Stalingrad], wenn man diese Trümmer noch so nennen konnte, unweit des Traktorenwerkes. Zum Schutz gegen Einschläge konnten wir glücklicherweise in unterirdische Kanäle hinabsteigen, welche von allen möglichen Rohren und Leitungen durchzogen waren. Wenn ich schreibe wir, so war dies die Besetzung einer 2-cm-Flak auf einer Zugmaschine von 1,5 Tonnen, wo ich als Fahrer dazugehörte. Unser Fahrzeug hatten wir eingegraben, um uns gegen Splitter zu schützen. Die Temperatur war am 1. November noch recht mild, wie an meinen aufgerollten Ärmeln zu sehen ist. Zu diesem Zeitpunkt war die Lage ziemlich ruhig in unserem Abschnitt; mit dem Fernglas konnte man die Wolga gut einsehen. Doch ganz in Ruhe ließen uns die Russen doch nicht, denn immer wieder ließ uns die Stalinorgel (Raketenwerfer) aufhorchen und wir versuchten, so schnell wie möglich in unserem Unterstand Schutz zu finden.“ Bei einem solchen Sprung in den Abstieg des Kanals zog sich Ewald Jost dann an einem Novembertag eine Fußverstauchung zu.

Foto: Nachlass Ewald Jost



Auf dem Hauptverbandsplatz, zu dem Ewald Jost dann gebracht wurde, erhielt er dann das erwähnte Päckchen eines ihm nicht bekannten Kameraden, das ein wunderschön gearbeitetes, aufklappbares Kreuz enthielt. Dieses hat ihm offensichtlich wirklich Glück gebracht. Nach vielen Jahren der Suche konnte er dessen ursprünglichen Empfänger, Hugo Theisinger, im Jahre 2001 schließlich doch noch ausfindig

machen.<sup>4103</sup>

Außer an Soldaten der kämpfenden Truppe wurden befehlsgemäß „die unanbringlichen Päckchen an die nächstgelegenen Lazarette ... zur Verwertung abgegeben.“<sup>4104</sup>

Frau Summ, Lazarettschwester an der russischen Südfrent, außerhalb des Stalingrader Kessels, erzählte in erschütternder Weise, wie „Stalingrad-Päckchen“, die den Empfängern im Kessel zu Weihnachten 1942 mangels Transportraum der Luftwaffe nicht zugestellt werden konnten, an verwundete deutsche Soldaten ausgeteilt wurden:

„Die Stalingrad-Päckchen konnte' nimmer zug'stellt werde', wo die Front herkam. Und da ... bekamen wir säck'weise Päckchen ins Lazarett geliefert zum Verteilen. Das war schwär, *diese* Päckchen aufzumache'! Und diese Briefe dann, die von den Frauen drin waren, von den Bräuten! Die Gemälde von den Kindern, die für 'n Papa 'n Bilde gemalt haben – oft die Kleinschte bloß mit Strichmännle und so! Und die Größere' [hatten] alle den Wunsch: ‚Papa, kommscht du bald nach Hause?!‘<sup>4105</sup> Des war hart! ... Auch wenn man die Kinderbilder dann g'sähe hat! Das war a' schwäre Zeit! Und da sind viele Träne' g'flosse', auch bei uns Schwestern. Fremde Poscht aufmache'! Ja, man konnt' sie ja nimmer zurückschicke! ... Da war so viel Liebes drin: Weihnachtsgebäck, Handschuhe, Socken, Pulswärmer und Schäle oder warme Mütze'! Der Kuchen - zum Teil wars halt noch gut, manches war auch schon verdorben, was wa wegtun mussten -, aber meischtens haben sie halt doch so Sache' g'schickt, die länger halten, gell?“

Die Gefühle, die Schwestern und Soldaten gleichermaßen dabei empfanden, beschrieb Frau Summ so:

„Das war schlimm [für uns], die Sache' zu verteile'. Die kamen sich nämlich alle vor, als wärs Kameradendiebstahl, weil man des aufg'macht hat! [Die Soldaten], natürlich, natürlich! Des war schlimm!“

Abgesehen vom Gefühl des „Kameradendiebstahls“, mag der eine oder andere Empfänger eines fremden Päckchens mit seinen Gedanken auch bei denjenigen Kameraden gewilt haben, denen diese Weihnachtspäckchen zgedacht waren: den eingeschlossenen „Stalingradern“, die hungernd und frierend sehnsüchtig auf „ein bisschen Kuchen“, wie Schlotmann zuvor aus seinem Brief zitierte, warteten oder an diejenigen, die verzweifelt waren, weil eine von Angehörigen avisierte Lebensmittelsendung nicht bis zu ihnen durchkam:

„Schlimm ist nur, dass ich weiß, dass von Euch ein 2 kg Paket mit Kuchen und Marmelade unterwegs ist. ... Ich muss nun ständig daran denken und bekomme

<sup>4103</sup> Mehrere Zeitungen berichteten darüber. Zunächst veröffentlichte die Zeitung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge „Stimme & Weg“ in Ihrer Ausgabe 2/2001, S. 30, eine Suchanzeige Josts mit dem Foto des Glückskreuzes, auf die sich u. a. Hugo Theisinger meldete, der wusste, dass seine Eltern im Oktober 1942 ein Paket mit dem Glückskreuz abgeschickt hatten, das er jedoch nie erhalten hatte. Die Übergabe fand im Frühsommer 2001 im Hotel Quellenhof, Bad Bertrich, statt, das im Krieg Lazarett gewesen ist und in dem Theisinger zu dem Zeitpunkt lag, als ihn das Päckchen seiner Eltern erreichen sollte. Rhein-Zeitung. Kreis Cochem-Zell, o. Datum, Foto/Bericht: Hans-Josef Korz.

<sup>4104</sup> Die Deutsche Post 68 (1944), Nr. 7 v. 1.4.1944, S. 61, zit. in: Humburg: Feldpost, S. 75.

<sup>4105</sup> Zu Kinderbriefen, die an die Front geschrieben wurden: Lange/Burkard (Hg.): „Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer“.

Wahnvorstellungen, dass diese Sachen mich nie erreichen werden.“<sup>4106</sup>

Leider war es so, dass die deutsche Führung Feldpost ohnehin nur unregelmäßig als Zuladung in den Kessel einflog „und die Paketbeförderung dagegen vom ersten Tag der Einschließung [Stalingrads] an sofort eingestellt“<sup>4107</sup> wurde. Hin und wieder scheint es aber eine Ausnahme von dieser Regelung gegeben haben. Herr Eisner erinnerte sich sehr genau daran, dass auch Päckchen durchgekommen sind. Angesichts des großen Hungers, gingen er und seine mit ihm im Kessel eingeschlossenen Soldaten unverkrampfter mit der Aufteilung des Päckcheninhalts verstorbener Kameraden um, da dies ihnen die einzig richtige Lösung erschien:

I: „Gabs mal... Im Kessel haben Sie da mal Feldpost bekommen auch?“

Eisner: „Ja. Im Kessel gabs Feldpost und auch Päckchen kamen an. Sogar noch bis kurz vor Weihnachten, selbst noch... Ich weiß das so genau, da wir die eingehenden Päckchen, mit Zustimmung also des Batteriechefs, von *den* Soldaten aufmachen durften, die inzwischen gefallen waren. ... Das weiß ich noch ganz genau. Es war oft Kuchen drin, schön trockenen Kuchen, aber es war Kuchen! Zigaretten war'n oft mit drin und alles solche Dinge. Also das, was der Landser wirklich brauchte. Ja, das muss man schon seh'n, das war 'ne harte Zeit. Wenn man auch sagte: ‚Jetzt nehm' wa von Karl 'n Päckchen weg. Das soll deins sein.‘ Aber es war doch völlig natürlich, dass man das machte, denn sonst wär' ja alles umgekommen, einfach liegen geblieben. Oder andere, die dann später kamen, und dann durchsucht hätten, hätten dann genommen.“

I: „Oder die Russen.“

Eisner: „Oder so, ja. Und so haben wir das dann so jehandhabt, war 'ne geheime Abmachung - und hatte nichts mit Kameradendiebstahl zu tun.“

Aber schon vor der Einschließung war es offenbar üblich, dass die Paketpost von Gefallenen oder Vermissten an die nächsten Kameraden verteilt wurden. Gerhard Brohm schrieb dazu am 21.9.1942 an die Schwester seines gefallenen Kameraden:

„... Für Heinrich kamen noch einige Päckchen an, die alle, da es nur Esswaren waren, innerhalb des Geschäftszimmers an zwei Kameraden von Heinrich und an mich auf Grund eines Befehls des Oberkommandos der Wehrmacht verteilt [wurden]. Wir ließen uns den Inhalt gut schmecken und hatten Heinrich auch da wieder ganz besonders bei uns. Nun will ich Ihnen meinen allerherzlichsten Dank dafür aussprechen ...“<sup>4108</sup>

Heinrich Alms ist am 9.8.1942, im Alter von 21 Jahren, in der Nähe von Kalatsch wahrscheinlich beim Betreten eines Sees an einem Herzschlag verstorben.<sup>4109</sup> Er und

<sup>4106</sup> Humburg: Bedeutung der Feldpost, S. 75.

<sup>4107</sup> Ebd., S. 73.

<sup>4108</sup> FpBf. v. Gerhard Brohm v. 21.9.1942 an Frieda Alms (PrivAr). Dieser und weitere Briefe von Gerhard Brohm liegen im Original vor. Bei dem in den Briefen erwähnten Heinrich Alms handelt es sich um den Großonkel der Verfasserin.

<sup>4109</sup> Der für diese Arbeit interviewte Fritz Becker (Jgg. 1920), teilte der Verfasserin in einem im April 2011 geführten Telefonat mit, dass es im Osten viele Gewässer mit Untiefen gegeben habe, die auch erfahrenen Schwimmer zum Verhängnis werden konnten. Dies mag eine mögliche Ursache für den Ertrinkungstod von Heinrich Alms gewesen sein. Darüber hinaus hatte Alms in einem Brief vom 25.7.1942 von „afrikanischer Hitze“ im Osten berichtet: „Stellt Euch vor, seit einiger Zeit sind es immer um 50 Grad, manchmal sogar 55.“ Auch die ständige Überhitzung des Körpers mit Belastungen für Herz und Kreislauf kann zum Herzschlag geführt haben, als Alms das kalte Wasser des Sees betrat.

Gerhard Brohm gehörten zu einer Aufklärungsstaffel der Luftwaffe. Während Alms bereits auf dem Weg nach Stalingrad verstorben war, wurde Brohm mit der Staffel in Stalingrad völlig aufgegeben.<sup>4110</sup> Er gilt laut Auskunft des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge seit dem 1. Januar 1943 als im Kessel vermisst.

Auf die Frage, ob er viel Feldpost erhalten oder selbst nach Hause geschrieben habe, antwortete der damals im Mittelabschnitt eingesetzte Informant Schütte:

„Da hätt' ich ja gar keine Zeit gehabt. Ich wüsste gar nicht, wie ich das machen soll. ... Ich weiß es nicht mehr so genau, wie oft man geschrieben hat. Ich kann es nicht mehr sagen. Gott, man hat ja von mehreren Stellen dann Post bekommen. Das waren meine Großeltern in M., das war meine Schwester, das waren andere Verwandte, die mal geschrieben haben. Also, Paket kann ich mich überhaupt nicht erinnern, dass ich eins bekommen hab. Nä. Kann ich mich nicht erinnern.“

Golder, ebenfalls im Mittelabschnitt eingesetzt, erhielt öfter Pakete von zu Hause. Zu Weihnachten 1941 empfing er jedoch eines, in dem einiges fehlte, wie er sich empört erinnerte:

„In Russland habe ich zu Weihnachten von meinen Eltern 'n Paket bekommen. Das war ange[nagt]. Da haben die daran rumgenagt. Da hatten sie 'n wunderbares Loch reingeböhrt und da war die Schokolade rausgeholt und die Pralinen. Das isch über Polen gelaufen. ... Nein, ich glaub', da waren Polen mit beschäftigt. Und da hats geheißen, das hätten die Polen gemacht. Das können auch Deutsche gewesen sein. Es kam auch sonst einiges fort, wie gesagt, z. B. so Pulswärmer und so etwas, das hatte meine Mutter gestrickt, man hatte ja keine Handschuhe.“

Von verschwundenen oder bereits geöffneten Paketen wird in der Literatur nicht berichtet. Da dies in Golders Fall jedoch nicht das einzige Vorkommnis dieser Art war, ist davon auszugehen, dass auch andere Landser bei der Postbeförderung Verluste zu beklagen hatten, die deutsche Wehrmachtsführung jedoch kein Interesse daran hatte, so etwas verlautbaren zu lassen.

Herr Dietrich erinnerte sich im Gespräch an einen sehr lebensfrohen Kameraden, der sehr viel schrieb und aufgrund seiner vielen Kontakte zu deutschen Frauen auch entsprechend viel Post an die Front geschickt bekam:

„Hier der B., dieser Pfälzer da, der hat immer viel fotografiert und der hat auch viel geschrieben. Ich weiß nicht, ich glaube, der lebt auch nicht mehr. Aber ich kann mir vorstellen, der könnt' 'n Buch darüber schreiben. Was hat der geschrieben! Der hat mindestens 20 Bräute gehabt, nee, wie hießen se, 20 Soldatenbräute. Bräute. Der hat geschrieben, der kriegte... da lagen wir in Slawjansk zu Weihnachten, da musste man die Post abholen, da lag so hoch Schnee, und dann sind wir hin, keiner wollte raus und die Säcke holen, da, nich, mit'm Zug. Dann sind wir hin, da hatten wir sechs Säcke, hatten wir, solche Säcke! Da hatte er allein drei [Säcke] von seinen Kriegsbräuten mit allem Möglichen. Da konnten wir 14 Tage von essen, was die alles gebacken hatten, und was weiß ich nicht alles. ... ‚Bräute‘, ja, die Mädchen, die er... wo er mit geschrieben hat. Und der hat geschimpft, der hat geschimpft, weil er so viel gekriegt hat, na, weil er so viele Pakete kriegte, und andere kriegten keine Pakete. Aber der hat solche Sachen gemacht, der hat auch

---

<sup>4110</sup> Die Nahaufklärungsstaffel 2 der Aufklärungsgruppe 41, der Alms und Brohm angehörten sowie die Nahaufklärungsstaffel 6 „gingen in Stalingrad verloren“, wie es bei Tessin: Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS, Bd. 14, S. 407, heißt.

geschrieben, 'n ganzes Buch wahrscheinlich. Und da sagt er: ‚Hier, die werden aufgeteilt, kriegt jeder was von ab!‘“ (lacht)

Heimaturlauber, die aus der Sowjetunion in Urlaub kamen, erhielten an der Grenze das so genannte „Führerpaket“. Der Inhalt bestand u. a. aus Wurst, Butter, Öl, Käse, Mehl. Die Übergabe des Paketes wurde bei den Fronturlaubern in deren Soldbuch vermerkt. Das Geschenkpaket war als Dank für den Kriegseinsatz gedacht und sollte gleichsam die Verbundenheit zwischen deutschen Soldaten und dem Führer bekunden.<sup>4111</sup> Darüber hinaus gehörte es seit 1943 zum Dienst der BDM-Mädchen, Feldpostsendungen mit Zigaretten, Gebasteltem und persönlichen Zeilen an (oft unbekannte) Soldaten an der Front zu verschicken.<sup>4112</sup>

Buhr erzählte, dass er während seiner Tätigkeit als NSFO damit beauftragt worden ist, die Feldpost der 6. Armee, darunter auch die hoher Offiziere zu lesen und zu prüfen:

„... Wenn ich mir vorstelle, ich habe da die Post von drei Generälen der 6. Armee kontrolliert. Na ja, zum Teil... die haben ja nicht gedacht, dass ich das machen würde und machen dürfte. ... Ja, nein, das waren Aufträge, die ich von Goebbels und General Reinhardt bekam. ... ‚Wir bitten Sie, die Post von General Schmidt zu kontrollieren und uns mitzuteilen, ob irgendwas...‘ Ja, da war dann irgendwie, dass sie wissen wollten, ob sie in dem Zusammenbruch noch mit ihm hundertprozentig rechnen konnten oder nicht. Das war ja in Ungarn, und nachher... ja, 44/45. Im Grunde genommen habe ich mich da nicht sehr wohl gefühlt, dass ich das gemacht habe, und das Ende meiner Karriere wär' ja beinah' passiert, wenn der umgekommen wär', der General, der mich also zum NSFO gemacht hat, hat sich dann ganz am Schluss, haben wir uns unterhalten, und dann sagte er: ‚Sagen Sie, Buhr, Sie sind aber doch recht entfernt von den Zielen der NSDAP.‘ Ich sag': ‚Ja, ich bin ja auch gar kein NSDAP-Mitglied.‘ Der starrte mich an, sagte: ‚Sie sind *kein* Parteimitglied?‘ Ich sag': ‚Nein, Sie haben mich auch nie gefragt!‘ Da sagt er: ‚Um Gottes Willen! Lassen Sie bloß nichts durchsickern, dass ich einen parteilosen Offizier zum Verantwortlichen für diese drei Divisionen gemacht hab.‘ Der hat also... der starrte mich an, als ob er sagen wollte: ‚Sind Sie wahnsinnig!? Ich hab gedacht, Sie sind ein Hundertfuffziger und hab Sie deswegen eingestellt. Und nun sagen Sie mir, dass Sie nicht mal ein Parteimitglied waren!‘ Ja, der hätte beinah' einen Schlag bekommen. ... Und ich hab bei den Kontrollen von Post, die ich ja als NSFO stichprobenweise machte, manche Post dabei gehabt, wo ich den Betreffenden zumindest in eine Strafkompagnie hätte bringen lassen können. Auch Mannschaften, Unteroffiziere. Ja, [ich machte das aber nicht], weil ich ja mit der Sache innerlich nicht viel zu tun hatte. ... Oh ja, ich weiß, da waren welche dabei, die ... ja, sie schrieben ja an sich nichts weiter als: ‚Wir gehen ungern oder machen unseren Dienst nur noch ungerne, denn es ist doch klar, dass der Krieg...‘ Es sind einige Briefe dabei gewesen, die also dem Betreffenden das Genick gebrochen hätten. Ja, wegen Wehrkraftersetzung. ... Aber worüber ich mich gewundert habe, ist, dass dies bisschen Post, das man bekam, es waren ja diese Rote-Kreuz-Karten, bei den Briefen etwas mehr. Glauben Sie, da haben doch einige geschrieben: ‚Wir haben in der letzten Zeit sehr viel Gemüse zu essen bekommen. Und das Rauchen ist auch etwas eingeschränkt worden, aber ansonsten haben wir mal

<sup>4111</sup> Barth: Hoffnung – Krieg – Not. Das 3. Reich und die Besatzungszeit. Von einem solchen Führerpaket schreibt auch „Manne“, FpBf v. 4.3.1944, in: Restloser Einsatz, S. 131.

<sup>4112</sup> Restloser Einsatz, S. 191. Der Befragte Fritz Becker erhielt ebenfalls von seinem vorgesetzten Offizier einen solchen Brief „an einen unbekanntem Soldaten“. Nach dem Krieg heiratete er die Absenderin des Briefes. Zum Thema „Briefpartnerschaften zwischen Front und Heimat“ vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 387 (dort u. a. Beleg 53, Döring) sowie Dollinger: Kain, wo ist Dein Bruder? S. 41.

jetzt Geflügel gehabt...' und und. Da haben die dieses bisschen Schreiben, es war doch immer nur vielleicht 30, 40 Zeilen. Wenn ich Ihnen zeigen würde, ich hab da ungefähr 500 Karten, die ich im Lauf dieser Zeit geschrieben hab, hier nach Hause, mir angewöhnt... Ich kann ganz klein schreiben, gaaanz winzig, dass Sie am besten lesen mit 'ner Lupe. Na, ich hatte ja meine Lupen und solche Sachen. Nein, [aber] ich hab nicht eine einzige Meldung gemacht. Ich hab wohl eine Überblickmeldung gemacht. Da hab ich dann eben geschrieben: ‚Aus den Texten und dem geht hervor, dass die Truppe natürlich sehr gespannt ist, wie diese Wunderwaffe sein wird, aber dass ich den Eindruck habe, dass sie doch glauben, dass sie eines Tages eingesetzt wird.‘“

Buhr, der nicht nur hoch gewachsen und sehr gut aussehend, sondern rhetorisch sehr begabt war, zeichnete sich, seiner Darstellung im Interview nach, sein Leben lang als Opportunist aus. Auf der Suche nach Abenteuern, hatte er sich freiwillig zur Front des bis dahin siegreichen Deutschlands gemeldet, und rasch von der Gunst hoher Offiziere profitiert. Niemand vermutete in dem schnell selbst zum Offizier aufsteigenden jungen Mann, der als NSFO die Goebbelsche Propaganda gegenüber Wehrmachtangehörigen verbreitete und den Endsieg predigte, dass Buhr nicht der NSDAP angehörte. Vielleicht war gerade dies der Grund, warum er kein Interesse daran hatte, Briefeschreiber, die gegen die Zensur verstießen, bei höheren Dienststellen zu melden, da er sich mit der NS-Ideologie nicht wirklich identifizierte, sondern ihm der Krieg gelegen kam, um auch ohne erlernten Beruf den gesellschaftlichen Aufstieg zu erreichen. Auch ist ihm zuzutrauen, dass er sich Vorteile davon versprach, wenn er bei Offizieren, deren Einstellung er durch deren Briefe kannte, einige Informationen *in petto* hatte, die ihm später unter Umständen einmal nützlich werden konnten.

Ebenso wie Buhr nicht verstehen konnte, weshalb eine Karte nicht mit „wichtigeren“ Dingen beschrieben wurde und selbst der wenige, zum Schreiben zur Verfügung stehende Platz nicht besser von den einzelnen Soldaten genutzt wurde, stellte Stephen G. Fritz allgemein nach der Auswertung deutscher Briefe fest:

„... Die große Masse der [deutschen] einfachen Soldaten [war] durchaus unbewandert darin, sich auszudrücken, so dass viele Schilderungen aus erster Hand in den Banalitäten eines stumpfsinnigen Alltagsdaseins stecken bleiben oder sich über intime Aspekte der persönlichen Trennungsprobleme verbreiten, statt über das Leben an der Front zu berichten. Oft sind gerade die Soldaten mit der unmittelbarsten Kampferfahrung jene, die am wenigsten über eben diese Erfahrung zu schreiben imstande sind. Dies mag nun an der Größe des erlittenen Traumas oder an unzulänglichen sprachlichen Mitteln liegen. Jedenfalls waren sie nicht imstande auszudrücken, was sie sahen oder erlebten.“<sup>4113</sup>

Wolfgang Wette sieht die Ursachen für die „charakteristische Eintönigkeit der Sprache“ in Feldpostbriefen eher in der Zensur und meint, dass die Strafandrohungen zu einer erzwungenen Selbstbeschränkung geführt hätten.<sup>4114</sup> Martin Humburg kommt ebenfalls zu dem Schluss, dass Feldpostbriefe die trivialen und infantilen Seiten des

<sup>4113</sup> Fritz, S. 18.

<sup>4114</sup> Wette: In Worte gefasst, S. 345.

Soldatenlebens schildern, nicht aber die „primären Realitäten“ des Krieges.<sup>4115</sup> Erst wenn die Lebenshoffnung sank, also der Grenzfall eintrat, wurden – z. T. unter völliger Missachtung der Zensur - auch schwierige Situationen mitgeteilt. Das bewusste Verschweigen der Frontrealität hing, abgesehen von den militärischen Vorschriften im Krieg, im wesentlichen mit drei Faktoren zusammen: zunächst sollten die Angehörigen nicht beunruhigt werden; außerdem entsprach es nicht der geforderten männlichen Haltung, sich über Gefühle schriftlich zu äußern und drittens: da die Kriegsrealität vielen Briefeschreibern die Sprache verschlug, versuchten sie, wenigstens in den Mitteilungen in die Heimat den Frontgeschehnissen zu entkommen, indem sie nicht thematisiert wurden.<sup>4116</sup> Wette sieht daher „Kriegsbriefe von der Front auch [als] Dokumente für die Grenzen der Mitteilbarkeit oder ... für das Unbeschreibliche des Krieges.“<sup>4117</sup> Dennoch war Feldpostbriefen die Stimmung und die Moral der Soldaten abzulesen. Die von den Zensurbehörden für die vorgesetzten Stellen abgefassten Berichte ermöglichten es der Führung, steuernd einzugreifen.<sup>4118</sup>

So wie Buhr die Post höherer Offiziere der 6. Armee las, war Mühlig in Frankreich damit beauftragt, nach der Landung der Alliierten die Post der Gefangenen zu lesen. Er teilte jedoch nur in wenigen Sätzen mit, welche ungefähren Inhalte die Briefe hatten:

„Da hab ich übrigens dann noch eins festgestellt: Ich konnte sehr gut Englisch und musste die Post der Gefangenen teilweise lesen. Hab ich nicht gern gemacht ... Aber ich hab festgestellt: die amerikanischen und die englischen Mütter hatten genau solche Angst um ihre Söhne wie unsere. ‚Bring‘ Dich nicht in Gefahr! Geh‘ rechtzeitig in Deckung!‘ Und: ‚Der ist tot und der ist tot und der ist tot.‘“

Wissenschaftliche Untersuchungen englischer und amerikanischer Feldpostbriefe<sup>4119</sup> kommen zu dem Ergebnis, dass bei diesen Soldaten keinerlei Kriegsbegeisterung herrschte.<sup>4120</sup> Für die Briten handelte es sich um einen „Job“, den sie notgedrungen ausüben mussten, um ihren „Teil dazu beizutragen, den deutschen, italienischen und japanischen Aggressoren entgegenzutreten und sie zu besiegen.“<sup>4121</sup> Den Briefen amerikanischer Soldaten ist ebenfalls keinerlei Euphorie zu entnehmen. Ähnlich wie die Engländer, betrachteten auch sie ihre Teilnahme am Krieg als notwendiges Übel. Die meisten G.I.s dachten unpolitisch, „interessierten sich nur wenig für die Kriegsziele ihrer Regierung und waren daher für deren Feindbild-Propaganda empfänglicher als

<sup>4115</sup> Humburg: Deutsche Feldpostbriefe, S. 17f.

<sup>4116</sup> Vgl. Bernecker: Generation, S. 179, wonach der Feldpostbrief „meistens nur Positives [enthielt], weil man alles andere verschwieg, schließlich hatten wir genug eigene Sorgen.“

<sup>4117</sup> Wette: In Worte gefasst, S. 345.

<sup>4118</sup> Ebd., S. 332.

<sup>4119</sup> Jolly: Briefe, Moral und Geschlecht, S. 173 – 204; Schwarz: „Mit dem größtmöglichen Anstand“, S. 205 – 236; Jordan: „This silly old war ...“, S. 237 – 256; Pfund: „Zurück nach Hause!“, S. 257 – 282; Litoff/Smith: „Macht Euren Job u. kommt bald heim!“, S. 307 – 328.

<sup>4120</sup> Wette: In Worte gefasst, S. 338. Wette stellt dort in einer ausführlichen Zusammenfassung die Ergebnisse der Aufsätze aller beteiligten Nationen vor.

<sup>4121</sup> Ebd.

andere.<sup>4122</sup> In Briefen nach Hause ist bei britischen Soldaten von Ideologien, Propagandalosungen und Feindbildern nicht die Rede.<sup>4123</sup> Im Übrigen gelten nur die Briefe amerikanischer Frauen aufgrund ihrer Offenheit als faszinierend. Alle anderen untersuchten Dokumente nehmen sich demgegenüber – wie bereits angesprochen – als vergleichsweise spröde aus.<sup>4124</sup> Wette kommt in seiner Zusammenfassung der Feldpostbriefe der untersuchten Nationen u. a. zu dem Ergebnis:

„Die Kriegsbriefe von Soldaten gleich welcher Nation sind Dokumente des Heimwehs, der Klagen über die Trennung von der Familie und des Wunsches, möglichst bald wieder nach Hause zurückzukehren, um ein normales Leben jenseits kriegerischer Gewalt führen zu können.“<sup>4125</sup>

Besonders in den britischen Briefen ist eine Abneigung gegen die erzwungene Gemeinschaft beim Militär vorherrschend, und sie fühlten sich als „Zivilisten in Uniform“.<sup>4126</sup> Aber auch das real Erlebte und Gefühlte in Worte zu fassen und so zu verarbeiten, fiel allen Briefeschreibern, gleich welcher Nation, schwer, abgesehen davon, dass es in allen Krieg führenden Ländern die militärische Zensur gab, die „als psychologische Klammer zwischen Front und Heimat“ wirkte.<sup>4127</sup>

Die für diese Arbeit befragten Informanten, die in Frankreich eingesetzt waren, berichteten sehr wenig über Feldpost. Pakete wurden in der Regel von den Landsern nach Deutschland geschickt, und kaum von der Heimat nach Frankreich, da die Lebensmittel- und Gebrauchtwaresituation im Westen eine andere war als im Osten, wo die Soldaten eher auf ein Zubrot aus der Heimat angewiesen waren.

Aber auch von der Ostfront war es gelegentlich möglich, ein, wenn auch bescheideneres Päckchen, in die Heimat zu schicken<sup>4128</sup> oder, wie Bamm schilderte, im Winter eine Gans mit nach Hause zu bringen, die außen am Urlauberszug befestigt und durch die kalten Temperaturen in gefrorenem Zustand gehalten wurde.<sup>4129</sup>

Briefe aus Frankreich in die deutsche Heimat vor dem 6.6.1944 schrieb vor allem Gockel. Darin geht es auch um die veränderte militärische Lage: Gockel teilte seinen Eltern einige Male mit, dass Rommel die Landestrände inspiziert habe und auch ansonsten verstärkte Verteidigungsvorbereitungen getroffen würden: „Heute hatten wir

---

<sup>4122</sup> Ebd.

<sup>4123</sup> Ebd., S. 339.

<sup>4124</sup> Ebd., S. 346.

<sup>4125</sup> Ebd., S. 343.

<sup>4126</sup> Ebd.

<sup>4127</sup> Ebd., S. 345, 331.

<sup>4128</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 274, FpBf, 3.11.1943: „Seit Tagen bekommen wir hier als Kämpfer an der Front eine Zuwendung in Form eines Päckchens, und zwar für eine bestimmte Zeit. Inhalt dieser Päckchen ist eine Packung Keks, Fruchtschnitten und 6 Zigaretten sowie eine Nährstange und die Bonbons. ... Ich habe mir gedacht, dass es doch zu viel ist, alles zu verzehren und lieber den Kleinen in der Heimat etwas zu schicken, die doch auch gern mal leckern.“

<sup>4129</sup> Bamm: Unsichtbare Flagge, S. 186.

hohen Besuch. Generalfeldmarschall Rommel besichtigte unseren Abschnitt. Es gibt hier jetzt noch viel zu tun.“<sup>4130</sup> Am 24. Mai 1944 schrieb Gockel:

„Wir sind hier in Erwartung der kommenden Dinge. Wir wollen nur hoffen, dass es gut geht. Augenblicklich ist die so genannte Ruhe vor dem Sturm. Allmählich beginnt doch wohl die Sache ernst zu werden.“<sup>4131</sup>

Die bevorstehende Landung war in allen Briefen von Deutschen aus der Normandie im Frühjahr 1944 *das* Thema. So berichtete Severloh in einem Geburtstags-Brief im April 1944 an seine Schwester über die im Zuge der zu erwartenden Landung gerade verhängte Urlaubssperre: „Urlaubssperre ist auch seit gestern,“ und prophezeite: „Es wird hier was geben.“<sup>4132</sup> Auch in Ritters Briefen tauchten die im Westen erwarteten Ereignisse nun ständig auf. In einem Brief an seine Eltern vom 13.5.1944 heißt es:

„Aber es wird nun ernst. Der Engländer wird kommen ... Wir haben alle die notwendige Wut im Bauch, und nun gilt es, wie nie zuvor. Das soll ein Feldzug werden, wie er noch nicht gewesen.“<sup>4133</sup>

Hinzu kam, dass der Westen seit Frühjahr 1944, wie auch von Gockel erwähnt und in Abschn. 4.4 – 4.6 dargestellt, eine gewaltige Aufrüstung erfuhr. Die bevorstehenden Ereignisse kündigten sich in dieser Zeit auch dadurch an, dass größere alliierte Bombergeschwader und Jäger am Himmel erschienen, wie Ritter schrieb.<sup>4134</sup> Er berichtete angesichts der immer größer werdenden Bedrohung vom „Ernst des Geschehens“, von täglich erlebter „Gefährlichkeit und Grausamkeit“ und hielt fest: „Während ich diese Zeilen schrieb, gab es sechs Angriffe mit rund 400 viermotorigen Bombern.“<sup>4135</sup> Der Krieg war nun auch in Frankreich zu Beginn des Jahres 1944 wieder spürbarer geworden und fand daher in den Briefen Erwähnung. *Nach* dem 6. Juni 1944 und den Kämpfen in der Normandie war die Postzustellung und –verteilung im Westen ohnehin fast zum Erliegen gekommen. Auf die Frage, ob er selbst im Westen seit Juni 1944 noch Briefsendungen erhalten habe, antwortete Mühlig:

„Manchmal [gab es] noch [Post], [aber] ganz selten. Ich hab hier grad' gefunden [in einem Buch] an einer Stelle: 18 Säcke Post für unsere Division sind verbrannt. ... Ich wusste gar nicht, ob [zu Hause] noch jemand lebt. ... Ich hab noch mal Feldpostbriefe gefunden, aber die sind so bitter und so hoffnungslos ..., vor allen Dingen gegen Schluss. Da wussten wir, es war verloren.“

Aber nicht nur im Westen befanden sich deutsche Soldaten in oft verzweifelter Sorge um ihre Familien, und Jasper stellt dazu fest, dass der Horizont von Wehrmachtangehörigen sich bereits seit einiger Zeit über den Osten hinaus erstreckte:

---

<sup>4130</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 67 (FpBf, ohne Datum, vermutlich Frühjahr 1944).

<sup>4131</sup> Ebd., S. 65.

<sup>4132</sup> FpBf von Heinrich Severloh vom 28.4.1944 an seine Schwester.

<sup>4133</sup> Ritter: Erkundungen I, S. 121.

<sup>4134</sup> Ebd., S. 121f. Die Informationen entstammen offenbar Ritters Tagebuch, das er in Frankreich führte. Sie sind nicht datiert. Vermutlich stammen sie ebenfalls aus Mai 1944.

<sup>4135</sup> Ebd., S. 122.

„Die Bombenangriffe auf deutsche Städte hatten den Soldaten der Ostfront schon 1943 eine neue, nicht auf den Osten begrenzte Ebene von Kriegserfahrung beschert: Sie teilten nun mit ihren Angehörigen die Ungewissheit, ob sich durch ausbleibende Post des Briefpartners nicht eine, oder besser *die* Katastrophe ihrer persönlichen Kriegserfahrung ankündigte.“<sup>4136</sup>

Zu dem von Mühlig beschriebenen Gemütszustand schrieb Bernecker:

„Hoffnungslosigkeit war schlimmer als Läuse und Ungeziefer. Sie lag dem armen Teufel wie Blei auf dem Gemüt und führte unweigerlich zum nächsten, größeren Übel, der Verzweiflung.“<sup>4137</sup>

Aber Läuse und Ungeziefer konnten zu einer zusätzlichen Verschlechterung eines bereits vorhandenen Stimmungstiefs führen, wie Golder feststellte, als er aus einem Heimaturlaub im Herbst 1941 an die Ostfront zurückkehrte:

„Am 20.10. traf ich meine Kompanie noch hier in Ssewsk, wo sie schon seit fünf Tagen in Ruhe lag und noch heute liegt. Es hat sich während meiner Abwesenheit nicht viel geändert, abgesehen von den Läusen, sie haben sich sehr stark vermehrt. Ja, es ist sogar soweit gekommen, dass eine große Anzahl Leute die ansteckende Krätze bekommen hat. Wir sind gespannt, was nun daraufhin geschehen wird. Die Parolen und Gerüchte über Rückkehr in die Heimat sind schon zu einer Krankheit geworden. Alles hat Heimweh. ... Tiefer Morast überall ... Wir erhalten deshalb auch fast keine Post.“<sup>4138</sup>

Auch Weiß erinnerte sich, dass seine Briefe aus Frankreich vor der Eröffnung der Zweiten Front noch von einer positiven Grundstimmung geprägt waren, die allerdings im Laufe der schweren Kämpfe einem tiefen Pessimismus wichen:

„Also, man kann bloß... bezeichnend - meine Feldpostbriefe: meine Tochter sagt, die wurden immer erbärmlicher, die Feldpostbriefe. Also, erst war noch drinne, der Sieges... das Siegesbewusstsein und nachher wurd's immer weniger (lacht).“

Ritter berichtete ausführlich in Briefen an die Eltern von der Situation im Westen *nach* dem 6. Juni 1944 (s. auch Abschn. 3., 3.1, 4.1, 4.8), anhand derer sich auch der krasse Unterschied zwischen der Lage vor und nach den Ereignissen offenbart. So begann der Befragte einen Brief vom 18.6.1944 mit den Worten: „Ein wenig schwer ist es, aus unserer soldatischen Welt nun in Gedanken zu Euch zu finden. Es dröhnt die Pauke der Front, und feindliche Flieger sind laufend um und über uns.“<sup>4139</sup> Verständlich, dass die meisten Briefschreiber das Abfassen ihrer Nachrichten an die Heimat als Zerstreuung und Abwechslung empfanden und daher, wie zuvor von Wette festgestellt, versuchten, das Thema „Krieg“ darin auszusparen. Ritter war es allerdings ein Bedürfnis, das Geschehen um ihn herum mitzuteilen, wobei er zunächst Probleme hatte, sich auf das Schreiben eines Briefes an seine Eltern zu konzentrieren und die ihn umgebende „soldatische Welt“ für einen Gruß an die Heimat zu verlassen. Viele Briefschreiber waren sich in Gedichten und regem Gedankenaustausch nahe, wie

<sup>4136</sup> Jasper: Zweierlei, S. 256.

<sup>4137</sup> Bernecker: Generation, S. 180.

<sup>4138</sup> KTB Golder, Eintrag vom 23.10.1941 (PrArIW).

<sup>4139</sup> Ritter: Erkundungen I, S. 123f.

Irgard und Heinz Meier. Es wurde gestrickt, gebastelt, gemalt, gebacken, gekocht, Zigaretten, Süßigkeiten, Zeitungen, Fotos, angeforderte Gebrauchsartikel, Schreibutensilien und –papier an die Front gesendet.<sup>4140</sup> Für Meier, der fast vier Jahre an der Ostfront eingesetzt war, waren die Briefe aus der Heimat eine besondere moralische Stütze, um „immer wieder Mut und Kraft zu schöpfen.“ Er erklärte: „Sonst hat man keine Gelegenheit, mal alles Elend zu vergessen und auf andere Gedanken zu kommen.“<sup>4141</sup>

### *Zusammenfassung:*

Außer wenn die Briefe der Informanten tatsächlich noch *vorlagen* und so als Gedächtnisstütze dienten, wurde von den Befragten wenig über den Inhalt ihrer im Zweiten Weltkrieg geschriebenen Feldpost mitgeteilt. Erzählt wurden vor allem ungewöhnliche Umstände bei der Postzustellung (Golder); berichtet wurde ferner über nicht erhaltene Post (Schmid) oder über (Stalingrad-)Sendungen, die den Adressaten nicht erreichten und daher an fremde Empfänger, zumeist an Verwundete, verteilt wurden (Jost, Summ, Eisner). Mitgeteilt wurden auch die dabei empfundenen Gefühle und Gedanken. Nach länger entbehrt Post beklagten Soldaten in ihren Briefen wie groß ihr Leid war, wenn Nachrichten aus der Heimat durch Eingeschlossenheit in einem Kessel, durch die Schlammperiode oder durch Stellungswechsel über längere Zeit nicht zu ihnen durchgekommen waren.<sup>4142</sup>

Briefe aus Stalingrad, besonders aus der Zeit Dezember 1942/Januar 1943 sind offener geschrieben als andere und vermitteln der Heimat ein ehrlicheres Bild über die traurigen Zustände und die verzweifelte Lage im Kessel (Bsp. Schlotmann, Bötcher und Friedrich K.) als die offiziellen Nachrichten. Die Schreiber nahmen angesichts der hoffnungslosen Ausnahmesituation und des eigenen befürchteten Endes keine Rücksicht mehr auf eventuelle Sanktionen.

Briefe aus Frankreich vor dem 6.6.1944 hatten häufig die bevorstehenden Veränderungen im Westen zum Thema, die die Schreiber beunruhigten und in einen Zustand der quälenden Ungewissheit versetzten (Bsp. Gockel, Severloh, Ritter). In diesen Dokumenten des Frühjahrs 1944 war der Krieg bei allen genannten Schreibern in fast jedem Brief präsent. Aus den Briefen sprach Siegeszuversicht und der Glaube, dass die Alliierten in Frankreich nicht Fuß fassen würden.

*Nach* der Landung der Alliierten geschriebene Briefe sind spärlicher vorhanden. Den Briefschreibern fehlte offenbar Zeit und Ruhe zum Schreiben. Die Postbeförderung

---

<sup>4140</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 11.

<sup>4141</sup> Ebd., S. 177.

<sup>4142</sup> Dies wird besonders in vielen Briefen bei Meier: Es ist so kalt, deutlich.

war angesichts der ständigen Luftangriffe und wechselnder Einsatzorte sowie Rückzugssituationen schwieriger geworden, und die Stimmung bei den Deutschen im Hinblick auf die aussichtslose Lage anscheinend auch nicht für positive Nachrichten in die Heimat geeignet (Mühlig, Weiß). Auch in Briefen von der Ostfront wurde das Kriegs- und Kampfgeschehen an sich aus den verschiedensten Gründen (Zensur, Selbstzensur, eigenes vorübergehendes Vergessenwollen der schrecklichen Ereignisse, mangelndes Vorstellungsvermögen der Angehörigen von Krieg und somit die Angst, nicht verstanden zu werden, Vermeidung einer Beunruhigung der Angehörigen in der Heimat) weitestgehend ausgeblendet.

Im Übrigen erbrachten die Feldpostämter Höchstleistungen, damit die Empfänger an der Front und in der Heimat schnellstmöglich Grußkarten, Brief-, Päckchen- und Paketsendungen erhielten. Auch wenn die Post nachgeschickt, umgeleitet oder vorübergehend für den Empfänger gesammelt werden musste, handelte es sich in der Regel um einen zügigen und reibungslosen Ablauf. Ein Luftpostbrief von der Heimat an die Ostfront benötigte, je nach Frontverlauf und Wetterlage, zwei bis drei Wochen.<sup>4143</sup> Im späteren Verlauf des Krieges gelangten in der Heimat aufgegebene Briefe zum Teil bereits innerhalb von 6 bis 8 Tagen zum Adressaten,<sup>4144</sup> da sich, infolge der Rückzüge, die Distanz zum Deutschen Reich erheblich verkürzt hatte.



Zusammen mit der Heimatpost erhielt die Truppe oft auch Tageszeitungen.  
Foto: Hans Golder, PrArlW

<sup>4143</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 192, 7.5.1942: „Die Post geht nur noch zwölf Tage.“ Kuby: Mein Krieg, S. 116, erklärte, dass „Brief und Gegenbrief fast einen Monat unterwegs“ seien.

<sup>4144</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 289.

*„Es zählte[n] nur der Fronturlaub und das Überleben. Urlaub gab es selten, und die Chancen zu überleben schmolzen ebenfalls zusammen und wurden immer geringer.“<sup>4145</sup>*

9. Heimaturlaub – „Auf meinem Urlaubsschein steht: ‚Bombenurlaub‘...“<sup>4146</sup>

Wie erging es deutschen Soldaten zu Hause? Wurde mit Eltern, Geschwistern oder Freunden über das Kriegsgeschehen gesprochen oder über die Einstellung zum Krieg und zur Hitler-Regierung? Dazu ist zu sagen, dass das Thema *Heimaturlaub* von den Interviewpartnern überhaupt nur dann erwähnt wurde, wenn ihnen diese Zeit aufgrund besonderer Vorkommnisse in Erinnerung geblieben ist. In Abschn. 5.5 über die Versorgung der Soldaten hat sich dieses Phänomen bereits herausgestellt: den Befragten sind vor allem Situationen des „Überflusses“ oder des „Mangels“ im Gedächtnis geblieben. Das „Normale“ ist kein Stoff für Erzählungen.<sup>4147</sup> Im Hinblick auf den Urlaub verhielt es sich entsprechend: ausführlicher wurde nur darüber berichtet, wenn es während dieser Zeit zu ungewöhnlichen Vorkommnissen (Bsp. Kowalski, Heinze, Esser, Summ) kam oder wenn jemand übermäßig viel (Bsp. Lützen, Golder) oder häufig Urlaub bekam (Bsp. Schramm). Auch wenn bereits gewährter Urlaub aus bestimmten Gründen nicht angetreten werden konnte, fand dies Erwähnung. Ob er aber Erholung brachte, mit bestimmten Hoffnungen verknüpft war oder der genaue Ablauf dieser Zeit wurden von den Interviewpartnern vollkommen unerwähnt gelassen. Das gleiche gilt für etwaige enttäuschte Erwartungen oder Erfahrungen von Entfremdung während des Urlaubs.<sup>4148</sup> In der Literatur finden sich allerdings zahlreiche Schilderungen von Heimaturlaubern, die Gefühle von Ernüchterung, Unwohlsein und Fremdheit in der eigenen Familie und im Freundeskreis verspürten.<sup>4149</sup> Es ist auffällig, dass die meisten der für diese Arbeit Befragten solcherlei Dinge während der Kriegsjahre entweder nicht erlebt oder nicht berichtet haben.

<sup>4145</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 54.

<sup>4146</sup> Rundbucheintrag v. Willi, 24.10.1943, in: Restloser Einsatz, S. 125.

<sup>4147</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 474.

<sup>4148</sup> Vgl. Ebd.

<sup>4149</sup> Ebd., S. 474 – 476. In anderen Fällen, wie etwa bei Holthusen, fanden die damaligen Urlauber zu Hause eine Atmosphäre vor, die wenig zur Erholung geeignet war. Vgl. Holthusen in: Schüddekopf: Krieg, S. 179: „Einmal hatte ich Heimaturlaub. Zu Hause auf unserem Hof schimpfte mein Vater, weil er kein Geld hatte, und die Zeit wurde mir lang, bis ich wieder loskam. In Dänemark war es viel schöner als hier.“ Bei einem Genesungsurlaub im Januar 1942 verhielt es sich ähnlich. Holthusen ergänzte in: ebd., S. 184: „Ich war aber ein anderer Mensch geworden, war in der Fremde gewesen und hatte ein bisschen was von der Welt gerochen. Ich hatte einen guten Vater und eine gute Mutter, aber nun kam ich nicht mehr so recht klar mit ihnen und konnte den Zeitpunkt nicht abwarten, dass ich wieder los konnte.“ Vgl. Ascher: Pflege als Begegnung, S. 56: „Von den vier Wochen in Wien ist mir nur ein vages Gefühl von fremd und fehl am Platz in Erinnerung. Die mürrischen Gesichter der Großstadtmenschen verstärkten es nur.“

Der Arzt, Peter Bamm, bemerkte während seines Heimaturlaubs im Winter 1942,

„dass man, obgleich bis an den Rand mit Erlebnissen und Erfahrungen gefüllt, nichts erzählen konnte. Sollte man die Gefahren schildern, in die man doch morgen wieder zurückkehrte? Sollte man die Schrecken schildern dort, wo sie noch nicht hin gedrungen waren? Sollte man seine Verdienste auf den Scheffel stellen?“<sup>4150</sup>

Seine Gedanken waren auch im Urlaub bei seinen Kameraden:

„Dort draußen hatte ich eine vernünftige und nützliche Beschäftigung. Dort draußen saßen meine Freunde, die mir bei der vernünftigen und nützlichen Beschäftigung ihre wertvolle Hilfe leisteten. Wie mochte es ihnen gehen?“<sup>4151</sup>

Clemens Podewils bemerkte während seines Urlaubs von der Front:

„Wie fremd dem lange Abwesenden der heimische Alltag geworden ist! Denken und tun haben eine so andere Richtung genommen, und es fällt schwer, die Sorgen des Besitzes wieder als eigene zu empfinden.“<sup>4152</sup>

Außenstehenden konnte man nicht erzählen, wie es „draußen“ aussah.<sup>4153</sup> Dies mag mit einer berechtigten Angst zusammenhängen, den Angehörigen fremd zu werden, weil sie das Erzählte nicht begreifen konnten. Andererseits wollte der eine oder andere seine Familie in der Heimat nicht beunruhigen, die er womöglich mit seinen Schilderungen in Unruhe versetzt hätte.<sup>4154</sup> Hinzu kommt sicher, dass seitens der Wehrmachtsführung ebenfalls äußerste Zurückhaltung im Hinblick auf Meldungen von der

<sup>4150</sup> Bamm: Die unsichtbare Flagge, S. 188.

<sup>4151</sup> Ebd., S. 189; vgl. v. Kardorff: Berliner Aufzeichnungen 1942 – 1945, S. 18: Bei einem Freund fiel ihr auf, dass er nach einigen Tagen in der Heimat schon wieder voller Unruhe war: „Die Hälfte des Wesens ist schon wieder im Osten.“ Remarques Protagonist Bäumer erlebte die Kluft zwischen Front und Heimat noch bedrückender: Er fand sich „nicht mehr zurecht“ und empfand seine Heimatstadt als „eine fremde Welt“. Remarque: Im Westen nichts Neues, S. 170. Nach einem bedrückend verlaufenen Urlaub zur Kompanie zurückgekehrt, stellte er fest (S. 200): „Hier gehöre ich hin.“ Stachow: Der kleine Quast, S. 119, 210: Während eines Urlaubs werden dem „Helden“ Quast die Heimat und nach einer Verwundung die Etappe unerträglich, es drängt ihn zurück in „sein“ Sturmbataillon. Großmann: Granatsplitter, S. 79: „Heute Abend bin ich in einem Kino gewesen. ... Ich merkte, wie schwer es mir fiel, mich für zwei Stunden von dem Kriegsgeschehen völlig freizumachen und Woronesch zu vergessen. Ich muss oft an meine Grenadiere denken, obzwar ich froh bin, für eine Weile dem Schlamassel entkommen zu sein.“ Zur Einstellung der an der Front weiterkämpfenden Soldaten gegenüber den Heimaturlaubern vgl. Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 71: „Man sieht sie mit Neid gehen und mit Freude wiederkehren.“

<sup>4152</sup> Podewils: Don und Wolga, S. 8; vgl. Kuby: Mein Krieg, 26.6.1941: „... meine Sehnsucht gilt nicht dem Silber, den Kerzen und dem Essen. Die Wirklichkeit hat mich dermaßen in den Klauen, dass mir ein irreales Milieu – und dazu würde ich solche festlich hergerichteten Stunden auf unseres lieben Vaterlandes Boden rechnen – nicht ohne Fatalität ist.“

<sup>4153</sup> Vgl. Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 189: „Was soll ich ihnen auch sagen? Dass wir voller Angst bei Nacht und Nebel vor dem anrückenden Feind geflohen sind, um dem Kessel von Stalingrad zu entinnen? Oder dass wir wie Hasen über den zugefrorenen Don gehetzt sind, um unser armseliges Leben in Sicherheit zu bringen? Nein -, sie würden es nicht verstehen. Sie würden es höchstens als Feigheit ansehen, wenn ich sagte, dass viele unserer Kameraden mit einer Kugel im Rücken gefallen sind.“

<sup>4154</sup> Der damalige Reserveoffiziersanwärter Asmussen berichtete über seinen ersten Genesungs- und Jahresurlaub: „Über meine Erfahrungen an der Front habe ich mit meiner Mutter kaum ein Wort gesprochen. Ich mochte es ihr nicht aufladen, und sie wollte es auch nicht hören. Sie war einfach froh, dass ich wieder da war.“ In: Schüddekopf: Krieg, S. 238.

Front herrschte. Verschleiende oder beschönigende Ausdrucksweisen sollten eventuelle Niederlagen verharmlosen.<sup>4155</sup> Umso mehr war es erwünscht, dass sich auch der Frontkämpfer während seines Aufenthaltes in der Heimat mit offenen Beschreibungen des Erlebten zurückhielt. Der Soldat „Fritz“ schrieb dazu am 26.12.1941:

„Urlaubstage! Die Soldaten wissen, was das Wort bedeutet, zumal das die ersten sind, die ich seit meiner Einberufung habe. Jede Minute ist ausgenützt. Tausenderlei Eindrücke stürmen auf einen heran, und wenn der Traum Wirklichkeit zu werden beginnt, ist der Urlaub zu Ende, und man sieht sich schon wieder auf dem altbeliebten Truppenübungsplatz. ... Von den Erlebnissen im Osten will und kann man nicht berichten! Der Kampf ist zu erbittert und grauenhaft, dass man mit seinen Eindrücken über ihn andere behelligt. Ihr versteht alle, dass man in der Urlaubszeit nicht gerne an all das erinnert wird. Es wird schon früh genug wieder losgehen. ... Wann werden wir Soldaten wohl mal wieder an unseren zuk. Beruf, Ausbildung und die Zukunft denken können? Mancher vielleicht nie!“<sup>4156</sup>

Außerdem bestand sicherlich bei vielen Kriegsteilnehmern der Wunsch, einmal Abstand und Ruhe zu finden von der Kriegswirklichkeit. Rothe drückte das so aus: „Man war froh, wenn man bei den Eltern war. Man wollte doch gar nicht raus[gehen].“ Einen Anspruch auf Urlaub hatten die Soldaten grundsätzlich *nicht*. Ob und wie Erholungstage gewährt wurden, hing sehr stark von der militärischen Situation, der Führung des einzelnen Soldaten, dessen Leistungen, den Vorgesetzten sowie von Alter und Familienstand ab. Arp zum Beispiel erklärte, dass er „zwei- oder dreimal“ von Frankreich aus in Urlaub gefahren ist, schränkte jedoch ein: „Ich war unverheiratet. Ich war immer der Letzte von allen Unteroffizieren und Feldwebeln, der in Urlaub ging.“<sup>4157</sup> Die Urlaubsrichtlinien von 1935 bestimmten, dass im zweiten Dienstjahr Erholungsurlaub bis zu 14 Tagen gewährt werden *konnte* – bei höherem Dienstalter bis zu 45 Tagen. Die Erfordernisse innerhalb der Einheit, aber auch die Truppenführer selbst bestimmten die Hierarchie, nach der Urlaub genehmigt wurde. Verheiratete, Teilnehmer am Ersten Weltkrieg und Familienväter hatten bei der Urlaubsvergabe Vorrang.<sup>4158</sup> Herr Schlotmann bestätigte: „Ich war der jüngste in der Kompanie, und ich war der letzte, der [mit Urlaub] drankam. Es kamen erst die anderen alle dran,“ und fügte hinzu, dass die Kompanie immer gefechtsbereit sein

<sup>4155</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 189: „Für viele würde der Himmel einfallen, weil für sie deutsche Soldaten das sind, was sie täglich in den Wehrmachtsberichten hören: Helden, die nur vorwärtsstürmen! Und wenn sie fallen, dann nur während eines Angriffs oder in der Verteidigung. Sie geben nicht eine Handbreit Boden auf ...“

<sup>4156</sup> Rundbucheintr. v. Fritz, 26.12.1941, im Heimaturlaub, in: Restloser Einsatz, S. 53 - 55.

<sup>4157</sup> Ähnlich formulierte es Bentschen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 15: „Dreimal hatte ich einen Urlaubsschein in der Tasche und konnt nicht fahren, weil der Amerikaner und Engländer in Westdeutschland so viel bombardiert hat. Haben sie deine Familie bombardiert, Frau tot, Kinder tot, dann konntste gleich fahren. Und wem sie das Haus kaputtgemacht hatten, der konnt auch bald fahren. Da fuhren nu immer die andern, und ich musst bleiben.“

<sup>4158</sup> Heeres-Dienstvorschrift 17 – Verordnung über den Urlaub der Soldaten der Wehrmacht, Berlin 1935 – sowie Oberkommando des Heeres, Heeres-Verordnungsblatt, Teil C, Berlin 1940, Seite 133/134, Nr. 374, zit. in: Restloser Einsatz, S. 86.

musste, und immer nur „drei, vier Mann“ zur selben Zeit abwesend sein durften.<sup>4159</sup> Er habe „in Russland ... keinen Urlaub gehabt,“ obwohl er gerade die Genehmigung dafür erhalten hatte und sich am 18. November 1942 von Kalatsch aus auf dem Weg in die Heimat befand. Sein Spieß, der zur selben Zeit nach Berlin fahren wollte, bot ihm an, ihn mitzunehmen, da dies doch schneller ginge. Schlotmann willigte ein. Da sich vom 18. auf den 19. November 1942 der Stalingrader Kessel schloss, konnte Schlotmann seinen Urlaub nicht mehr antreten. Teile der Kompanie wurden, wie er sich ausdrückte, „in Kalatsch geschnappt“, zurückbeordert und zur Verteidigung des Kessels eingesetzt, darunter er selbst. Trotzdem ist er einer von wenigen, die das große Glück hatten, am 23.1.1943 verwundet aus dem Stalingrader Kessel ausgeflogen zu werden und schließlich nach mehreren Lazarettaufenthalten Genesungsurlaub zu erhalten.

Neben dem allgemeinen Erholungsurlaub gab es, je nach Einsatzort der Soldaten, mehrere Formen von Sonderurlaub: im Todesfall von nahen Angehörigen, bei Bombenschäden am eigenen Haus,<sup>4160</sup> bei Landwirtssöhnen während der Erntezeit,<sup>4161</sup> „Arbeitsurlaub“ für bestimmte Berufe, u. a. für Klempner, Dachdecker und Landwirte,<sup>4162</sup> Genesungsurlaub nach schwerer Krankheit oder Verwundung, sowie freie Tage für besondere Leistungen an der Front. Neben dem Sonderurlaub gab es die Möglichkeit, Sonntagsurlaub - ab Samstagnachmittag - sowie Nachturlaub zu erhalten.<sup>4163</sup> Auch vor einem neuen Einsatz konnten Soldaten offenbar Urlaub bekommen.<sup>4164</sup> Ritter erzählte: „Ich kriegte also dann noch vier Tage *Einsatzurlaub*, weil ich damit rechnen musste, wieder nach Russland zu gehen, und kam nach Hause.“

Ab 1942/43 war der Heimaturlaub vor allem für die in größeren Städten beheimateten Wehrmachtssoldaten eine Belastung. Mühlig, der anderthalb Jahre nicht auf Urlaub gewesen war, kam anscheinend im Sommer oder Herbst 1943 in das zerstörte Hamburg und erzählte: „Ich wusste gar nicht, ob meine Angehörigen noch lebten.“ Vor Ort

---

<sup>4159</sup> Siehe ebd. Dort wurde festgelegt, dass höchstens 20 % der Ist-Stärke der Einheit zur selben Zeit in Urlaub fahren durfte. Urlaubsbeschränkungen gab es aber auch bei der Rückkehr an die Front nach längerem Ausfall. Vgl. Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 71: „Wer infolge Verwundung, Krankheit, Versetzung und dergleichen ausfällt und nicht an der Front war, muss sechs Monate warten. Es ist eine lange Zeit für diejenigen, die täglich den Tod vor Augen haben.“

<sup>4160</sup> Bei Schröder: Gestohlene Jahre, S. 743, heißt es dazu nach Angaben des Informanten Pieper, Beleg 200, dass Bombenurlaub in der Regel für eine Woche gewährt wurde.

<sup>4161</sup> *Ernteurlaub* musste von den Angehörigen schriftlich beantragt werden.

<sup>4162</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 494

<sup>4163</sup> Heeres-Dienstvorschrift 17 – Verordnung über den Urlaub der Soldaten der Wehrmacht, Berlin 1935 – sowie Oberkommando des Heeres, Heeres-Verordnungsblatt, Teil C, Berlin 1940, Seite 133/134, Nr. 374, zit. in: Restloser Einsatz, S. 86.

<sup>4164</sup> Den Urlaubsschein bezeichnet Bernecker: Generation, S. 168, als „das stärkende Element um die Moral der Truppe zu heben, er war Hoffnung und Sehnsucht. Bindeglied zur Rückkehr in die Zivilisation.“ Vgl. Anmerkungen zum Soldatenurlaub in: Restloser Einsatz, S. 86: „... vor allem hing die ‚Moral der Truppe‘ wesentlich von der Aussicht auf Urlaub ab.“

erfuhr er: „Mein Vater [und] eine Schwester waren tot – Fliegerangriff. Meine Mutter, die war in der Lüneburger Heide, die lebte noch.“ Tod fand nicht nur an der Front statt. Aufgrund von Fliegerangriffen, aber auch Verwundungen und Krankheiten, die sicher nicht nur physisch waren, sondern auf die der Krieg auch psychisch Einfluss nahm, führten dazu, dass Soldaten auf einmal ohne Eltern da standen, ohne dass sie diese noch einmal gesehen hatten oder sofort zu ihrer Beerdigung auf Urlaub kommen durften.<sup>4165</sup> Ein anderer Informant erlebte, dass „Hamburger Soldaten [nach dem Feuersturm] sofort auf Urlaub geschickt [wurden], ... um ihre Angehörigen zu suchen.“<sup>4166</sup>

Ritter, ebenfalls in der Hansestadt beheimatet, erklärte, dass er Ende 1944 Urlaub bekam, schränkte jedoch ein: „Aber der Urlaub war natürlich ein Urlaub in das zerstörte Hamburg. Das war für uns Soldaten eine ... ganz schwere Belastung.“ Friedrich schreibt über die Situation in Hamburg: „Die etwa 40.000 Gefallenen der Juliangriffe 1943 sind neben denen Dresdens, Tokios, Hiroshimas und Nagasakis Chiffren des Äußersten, was Waffengewalt der Kreatur zufügte.“<sup>4167</sup> Feldmarschall Milch, Generalinspekteur der Luftwaffe, wandte sich im August 1943, nach den Angriffen auf Hamburg, besorgt an Hitler und sah den Krieg als endgültig verloren an. Er verglich den Frontkämpfer mit der in der Heimat den alliierten Bombenangriffen ausgesetzten Zivilbevölkerung und sagte: „Der Soldat im Felde gräbt sein Loch und verschwindet darin, bis der Stahlhagel aufhört. Der Feuersturm kennt kein Loch.“<sup>4168</sup> Er bilanzierte: „Das, was die Heimat erleidet, das ist nicht mehr zu ertragen.“<sup>4169</sup>

<sup>4165</sup> So hatte Lützen bereits in jungen Jahren beide Eltern verloren, Gärtners Mutter war, auch aus Kummer und Sorge über die KZ-Inhaftierung ihres Sohnes erkrankt und verstorben; der Soldat Fritz N. verlor innerhalb eines Jahres ebenfalls beide Eltern, obwohl er erst 27 Jahre alt war. Als er im Mai 1943 auf Heimaturlaub kam, war seine Mutter am Vortag verstorben. Das Erlebnis seines Urlaubs war ihre Beerdigung. Das Schicksal schlug erneut in dieser Familie zu, als der Mann seiner Schwester im Westen fiel, und seine Schwester selbst in Heilbronn ausgebombt worden war „und mit ihren drei Kindern praktisch auf der Straße stand.“ N., der jahrelang im Krieg und nicht verheiratet war, hatte kriegsbedingt auch keinen Beruf erlernen können. Der Krieg hatte das Leben von Fritz N. und seiner Familie noch zu seinen Lebzeiten zerstört. Er selbst wurde im Februar 1945 in der Tucheler Heide als vermisst gemeldet und gilt als tot. Jasper: Zweierlei, S. 115, 131. Der von deutscher Seite her begonnene Krieg mit seinen negativen Begleiterscheinungen, wie Besatzung, Kämpfe, Luftangriffe, Flucht und Vertreibung, das unsagbare Leid in den KZs sorgte dafür, dass europaweit ganze Familien und ihre Angehörige ausgelöscht wurden.

<sup>4166</sup> Schröder: Gestohlene Jahre (Aussage Ziegler, Beleg 204), S. 755.

<sup>4167</sup> Friedrich: Der Brand, S. 193f. Zum Bombenkrieg vgl. Kucklick: Feuersturm: der Bombenkrieg. Zum Hamburger Feuersturm vgl. u. a.: Kucklick: Hamburg im Feuersturm, in: Geo, S. 140 – 164; Hage: Hamburg 1943: literarische Zeugnisse.

<sup>4168</sup> Friedrich: Der Brand, S. 194: „In der Mehrzahl gingen die in Hamburg Gefallenen nicht auf Straßen zugrunde, sondern in der Nebenhölle ihrer Keller. Dort walteten ... [die] Gesetze der Brandchemie. Der Keller nahm nach einer Zeit die äußere Hitze auf und arbeitete wie ein Krematorium, oder er füllte sich unmerklich mit tödlichen Brenngasen. Gasvergiftungen gaben die Hamburger Behörden als die mit siebzig bis achtzig Prozent häufigste Todesursache an.“

<sup>4169</sup> Ebd., S. 335f.

Frau Summ erlebte die Angriffe während ihres Urlaubes zu Hause, in der Nähe von Stuttgart, und bestätigte so den Eindruck des Feldmarschalls:

„[Da] war'n so viele Fliegerangriffe auf Heilbronn und Stuttgart. ... Und wenn meine Mutter von der Stadt komme' is, musst' se ... über 'n freie' Platz laufe', bis sie zu uns überkam. Und da ham die Flieger nach der einzelne' Person g'schosse!“

Die Alliierten missachteten, wie beispielsweise auch die Deutschen in Polen, die internationalen Konventionen über Kriegführung, indem sie aus Flugzeugen auch einzelne Menschen auf den Straßen beschossen.<sup>4170</sup> Der Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg hatte von Beginn an eine bedeutende Rolle gespielt, in dem zunächst die deutsche Luftwaffe dominierte und, im Zuge der „Schlacht um England“ in der zweiten Jahreshälfte 1940, massive Angriffe auf London flog und u. a. die Innenstadt von Coventry in Schutt und Asche legte.<sup>4171</sup> Seit dem Überfall auf die Sowjetunion und später mit dem amerikanischen Kriegseintritt verloren die Deutschen nach und nach ihre bisherige Luftüberlegenheit. Spätestens seit Jahresbeginn 1943 rissen die abwechselnden Angriffe amerikanischer Bomberflotten bei Tag und britischer bei Nacht nicht mehr ab.<sup>4172</sup> Durch Flächenbombardierungen sollte die deutsche Bevölkerung demoralisiert werden.<sup>4173</sup> Aus einigen Zeitzeugenberichten geht jedoch hervor, dass dies nicht gelang. Es war im Gegenteil so, dass die alliierten Luftangriffe den Durchhaltewillen der deutschen Bevölkerung noch verstärkten, und die „Wut auf die Engländer und Amerikaner wuchs, je heftiger ihre Bombenangriffe auf die deutschen Städte wurden.“<sup>4174</sup> Es entstand bei der Zivilbevölkerung der Eindruck, dass „die Alliierten immer weniger einen Krieg gegen die Naziherrschaft [führten], sondern immer mehr gegen das deutsche Volk.“<sup>4175</sup>

Der damalige Oberfeldwebel Ernst Röpke erklärte, dass er bei seinem Bombenurlaub in Bremen 1943 das Haus seiner Angehörigen aufgrund der verheerenden Zerstörungen gar nicht mehr fand: „Ich suchte meine Tante und stand auf einem riesigen Haufen Steine. Jemand kam vorbei, und ich fragte: ‚Wo ist denn hier die Groninger Straße?‘ – ‚Sie stehen genau drauf, sagte der, und es sah wirklich schrecklich aus. Die ganze Stadt in Schutt und Asche.“<sup>4176</sup> Angst und Sorgen darüber, dass ihre Angehörigen bei Luftangriffen zu Schaden kommen könnten, wurden bei Frau Summ durch das Miterleben der unmittelbaren Gefahr so groß, dass sie, nach eigenen Worten, das Urlaubsende nicht erwarten konnte. Sie habe dies schließlich ihrer Mutter mitgeteilt:

„Mutter, mir tuts leid, wenn i des sage' muss, aber ich bin draußen viel sicherer wie bei

<sup>4170</sup> Szarota: Polen unter deutscher Besatzung, S. 46.

<sup>4171</sup> Restloser Einsatz, S. 150.

<sup>4172</sup> Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 293.

<sup>4173</sup> Ebd.

<sup>4174</sup> Jordan, in: Schüddekopf: Krieg, S. 278.

<sup>4175</sup> Ebd.

<sup>4176</sup> Röpke, in: Schüddekopf: Krieg, S. 90.

Dir! ... Des halt' ich net aus bei Euch. Des is furchtbar!“ Ihre Mutter habe das fast nicht verstehen können. Müller, der nahe Breslau auf Fronturlaub war, erging es bei den Luftangriffen in der Heimat ähnlich: „Zu Hause war man fast noch hilfloser als an der Front.“<sup>4177</sup> Den Unterschied zwischen Front und Heimat erklärte Frau Summ so:

„Wir wussten, die Front kommt eigentlich von vorne. Und wir war'n einfach eine Gemeinschaft. Und daheim, da warschte so verlasse', und mit den Brotmärkle und dene' Fleischmärkle, das war für mich... Ja, also ich war froh, wo ich wieder im Zug saß, und da hab ich mich einfach wohler g'fühl't, obwohl der Feind oder manchmal auch Partisane' irgendwo wieder was hochg'lasse habet.“

Die bedrückende Atmosphäre mag, außer durch die Hilflosigkeit und dem Ausgeliefertsein gegenüber den Luftangriffen, noch dadurch verstärkt worden sein, dass der Vater der Zeitzeugin im August verstorben war, und zu den äußeren Störungen und Erschwernissen die innere Trauer um den nahen Angehörigen kam. Nach dem Stuttgarter Feuersturm<sup>4178</sup> begann Bomber Group Nr. 5 am 4. Dezember 1944 mit Großangriffen auf Heilbronn.<sup>4179</sup> Das Heilbronn-Bombardement zählt Friedrich zu den „puren Zivilmassakern“, da Heilbronn kaum über Industrie verfügte und für die Zivilbevölkerung nur wenige Bunker und Schutzräume existierten.<sup>4180</sup> Bereits am 7./8. Oktober 1943 hatte es einen schweren Luftangriff auf Stuttgart, und – vermutlich wegen eines Navigierfehlers – auch auf Böblingen und Umgebung mit verheerenden Brandschäden gegeben.<sup>4181</sup> In Frau Summs Aussage ist von Tieffliegerangriffen auf Einzelpersonen mit Bordwaffen (dies wird vor allem aus der Normandie berichtet, s. Abschn. 4.2) die Rede.<sup>4182</sup> Dazu meint der Militärhistoriker Horst Boog:

„Je länger der Zweite Weltkrieg dauerte, je erbitterter er sich ideologisch gestaltete, desto mehr trafen sich die Hauptluftmächte von sehr unterschiedlichen Ausgangspositionen her und aus den verschiedensten Gründen auf dem untersten gemeinsamen Nenner: dem des Terrorluftkrieges gegen die Zivilbevölkerung. ... Der Demoralisierung, der Brechung des Widerstandes der gegnerischen Zivilbe-

<sup>4177</sup> Asmussen, in: ebd., S. 238, erfasste nach einem schweren englischen Luftangriff auf die Mönhetalsperre angesichts der im Mönhetal umgekommenen Zivilisten große Hilflosigkeit: „Mein Gott, da ist man an der Front beinahe sicherer als hier in der Heimat.“ Hauptmann, in: ebd., S. 260, stellte während eines Genesungsurlaubes in der Heimat fest: „Zu Haus gab es jede Nacht Bombenalarm. An der Front, da hast du es rauschen gehört und konntest dir Deckung suchen, aber hier musstest du abwarten, ob du was auf den Kopp kriegst oder nicht. Die Front war mir lieber.“ Vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 76.

<sup>4178</sup> Friedrich: S. 335f.: „Am 5. Mai 1941 fielen 3500 Brandbomben auf das Stadtgebiet, der Beginn der ersten Angriffsserie. – Am 12. September 1944, von 22.59 bis 23.30 Uhr, versenkte Bomber Group Nr. 5 Stuttgart in den Feuersturm. Eintausend Personen wurden getötet. ... Im September waren schwere Gewitter über Stuttgart hinweggegangen. Vier britische Angriffe in den Nächten vom 24. bis zum 29. Juli 1944 hatten die Dächer abgedeckt. ... Die Spezialität von Nr. 5, durch äußerste Sorgfalt bei der Selektion der Bombardierungsfläche den Munitionseffekt zu steigern, erreichte hier das Endziel, den Feuersturm.“

<sup>4179</sup> Ebd., S. 339.

<sup>4180</sup> Ebd., S. 340.

<sup>4181</sup> In der Nacht vom 7./8. Oktober 1943 wurden auf jeden Einwohner Böblingens umgerechnet etwa 20 Kilogramm Bombenfracht abgeworfen. Restloser Einsatz, S. 150.

<sup>4182</sup> Zur kontroversen Diskussion um die alliierten Luftangriffe auf deutsche Städte vgl. Kettenacker: Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940 – 45.

völkerung durch Zerstörung von Verkehrs- und Versorgungsanlagen sowie von Wohnhäusern – wurde höchste Priorität beigemessen.<sup>4183</sup>

So schrieb auch die Lazarettswester Anneliese Kaut, dass ihr im Urlaub „die Kriegslage viel deutlicher bewusst“ werde „als draußen.“<sup>4184</sup> An der Front sei es nicht möglich, „während der Arbeit und der Tagesereignisse ... über die Kriegslage nach[zu]denken.“<sup>4185</sup> Ähnlich mag es denjenigen ergangen sein, die „Bombenurlaub“ erhielten. Auch sie konnten die Zeit zu Hause kaum zur Erholung nutzen, da ihre Familie entweder ausgebombt war, oder nahe Angehörige während eines Angriffes getötet worden sind.<sup>4186</sup> Der im Februar 1943 zu einem Heimaturlaub in Wuppertal eintreffende Soldat, Bertold König, fragte sich angesichts der Zerstörung seines Elternhauses durch eine Fliegerbombe der Alliierten und der Nächte, die die gesamte Familie im Luftschutzbunker verbrachte, „ob es überhaupt noch irgendwo einen Platz gibt, wo der Krieg die Menschen ausgespart hat.“<sup>4187</sup>

Schwere Luftangriffe während des Heimaturlaubs erlebten auch Heinze, Esser und Kramer, und zwar in Berlin. Heinze erzählte im Interview:

„Ich hatte in Berlin Freunde, ... und denke, na, die willste nochmal besuchen und [habe] mich also aufgemacht. Wir haben damals so 'ne großen Koffer gehabt, die konnten Sie kaum noch [tragen], und die wohnten in der Nähe vom Bahnhof Gesundbrunnen, und ich komme da an, mit der Stadtbahn. Und dann kam denn auf einmal Fliegeralarm und ich denke: ‚Was machste denn nun?‘ Rennen konnte ich ja nicht mit dem Riesenkoffer. Aber im Nu hatte sich der Bahnhof geleert, und es fing auch schon so ein bisschen an zu bröckeln. Ich denke: ‚Irgendwas musste ja nu' machen.‘ Und da gab es doch früher noch, auf der Stadtbahn da, solche Stellen, wo man noch so knipsen musste. Und dann war da 'ne Tür dahinter, und ich sehe, die Tür steht auf, ich meinen Koffer 'rein und dann haste, was kannste, die Treppen hoch, über die so genannte *Millionenbrücke* weg, die wohnten in der Swinemünder Straße, und ich so hopp, hinein in das Haus, und da ging es auch los, und da hörten wir: ‚Bahnhof Gesundbrunnen ist auch getroffen,‘ Brandbomben aber nur, und irgendwann kriegten wir im Haus auch eine, aber die Häuser waren ja alle, na, die waren verbunden, die Keller ... Na, und an anderer Stelle wars eingebrochen, aber wir konnten dann doch noch durch ... und dann raus: die ganze Swinemünder Straße brannte, es war fürchterlich. Brandbomben und auch Sprengbomben natürlich.“

Heinze schrieb in seinen Erinnerungen, dass die Stunden im Luftschutzkeller in dem genannten Haus in Berlin für ihn ein besonderes Erlebnis gewesen seien:

<sup>4183</sup> Boog: Kolossalgemälde des Schreckens. Rezension von Jörg Friedrichs: „Der Brand“.

<sup>4184</sup> Kaut: Eine von vielen, S. 76 (TB, 21.7.1942)

<sup>4185</sup> Ebd., S. 74 (TB, 3.7.1942).

<sup>4186</sup> „Auf meinem Urlaubsschein steht: ‚Bombenurlaub‘. Ihr alle werdet mit Schrecken von dem großen Unglück gehört haben, das unser Städtchen [Böblingen] betroffen hat. Es sieht schon in manchen Stadtteilen ganz verheerend aus und auch unser Kameradenkreis wurde zum Teil hart betroffen, wie unser schwer verwundeter, lieber Kamerad Helmut. Er hat seinen Vater verloren. Wenn auch der Anlass so traurig ist, so haben sich doch im Bombenurlaub viele Kameraden getroffen, die sich schon Jahre nicht mehr gesehen haben. ... Nach meiner 3. Verwundung sehe ich wieder meiner erneuten Reise nach dem Osten entgegen.“ Rundbucheintrag v. Willi, 24.10.1943, in: Restloser Einsatz, S. 125.

<sup>4187</sup> König: in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 160.

„Als Soldaten hatten wir in der Zwischenzeit gelernt, mit der Unmenschlichkeit des Krieges zu leben oder zu sterben. Das war eben unser Berufsrisiko, aber hier waren es Frauen und Kinder, die dem gleichen Risiko ausgesetzt waren und sich ihrer Mentalität gemäß verhielten.“<sup>4188</sup>

Der Panzergrenadier Großmann erlebte während eines für ihn als Frontsoldaten ungewohnten Luftangriffes auf Berlin, wo er im Lazarett lag, das von Heinze beschriebene Verhalten von Frauen und Männern genau umgekehrt. Er schrieb in sein Tagebuch: „Die Lazarettenschwestern gaben sich während des Angriffs keine Blöße. Sie griffen zu und arbeiteten mechanisch wie Maschinen – während wir unsere Nervosität hinter mutigen Redensarten verbargen.“<sup>4189</sup>

Es gelang Heinze, „in der Mitte der Straße gehend, ... gegen den Windsog, der durch die Flammen hervorgerufen wurde, aus dem betroffenen Gebiet herauszukommen.“<sup>4190</sup> Seinen Koffer fand er wieder: „Er schwamm im Löschwasser, denn der Bahnhof hatte auch ein paar Brandbomben abbekommen.“ Während für Mühlig, Ritter und besonders für Frau Summ das „Urlaubs“-Erlebnis zu einer größeren Belastung wurde als der Dienst an der Front,<sup>4191</sup> wurden die Schrecken der Luftangriffe von Heinze in Berlin nicht in dieser Intensität empfunden. Mit einer gewissen Abgeklärtheit und der Perspektive eines Beobachters stellte er fest, dass Frauen und Kinder sich „ihrer Mentalität gemäß“ verhielten. Was genau er darunter verstand, wurde von ihm nicht näher ausgeführt. Offenbar standen sie durch die Bombardements große Angst aus, die sich vielleicht durch Schreien und Weinen Bahn brach. Diejenigen Frontsoldaten, die ausführlicher über Bombenangriffe befragt wurden, äußerten sich jedenfalls – entgegen Heinzes Darstellung – so, dass ein Bombenangriff in der Heimat schlimmer war als an der Front.<sup>4192</sup> Schröder schrieb dazu in seiner Studie:

„Ob man sich in einem öffentlichen Luftschutzraum, in einem Keller oder womöglich ungeschützt in den oberen Stockwerken eines Hauses befindet, das Grauen, das sich beim Herannahen der Bomben verbreitet, erfasst gleichermaßen Ängstliche wie Besonnene.“<sup>4193</sup>

Allerdings erlebten die von Schröder befragten Interviewpartner den Feuersturm 1943 in Hamburg mit, während Heinze in Berlin offenbar von einem Luftangriff viel geringe-

<sup>4188</sup> Vgl. Großmann: Granatsplitter, S. 75: „Heute Nacht zum erstenmal ein feindliches Bombengeschwader über Berlin – wir bekamen einen Vorgeschmack auf einen Luftangriff. ... Nur unwillig humpelten wir in den Luftschutzkeller, denn als Frontsoldat glaubt man sich zu einer mutigen Haltung verpflichtet.“ Meier: Es ist so kalt im Russenlande, S. 377, hatte ebenfalls Schwierigkeiten, die Ängste der Zivilisten nachzuvollziehen, da er an der Ostfront Erfahrung mit Luftangriffen hatte: „Wenn auch die Jäger so tief über die Dächer brausen, deshalb braucht man doch nicht ängstlich sein!“

<sup>4189</sup> Großmann: S. 76. Der Eintrag ist nicht genau zu datieren. Der Lazarettaufenthalt war im Frühjahr 1943, ebd., S. 65.

<sup>4190</sup> Genauerer zu den Brandbomben in: Friedrich: Der Brand.

<sup>4191</sup> Dies wird in der Literatur am Beispiel von „Bombenurlaubern“ aus Hamburg bestätigt. Middlebrook: Hamburg – Juli '43, S. 185, 327.

<sup>4192</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, Beleg 200 (Pieper), S. 744.

<sup>4193</sup> Ebd., S. 745.

ren Ausmaßes berichtet. Dem damaligen Flieger, Wilhelm Jordan, der mit seinen Kameraden nach einem Bombardement in Leipzig zu Lösch- und Rettungsarbeiten in die Stadt abkommandiert worden war, fiel hier zum ersten Mal auf, wie sehr dieser Luftkrieg von seinen bisherigen idealistischen Vorstellungen abwich:

„Es war entsetzlich, all die schwarzen und verbrannten Menschen auf der Straße. Bis dahin hatten wir im Fliegen einen edlen Ritterkampf gesehen, hier erfuhren wir auf einmal hautnah die ganze Grausamkeit des Luftkrieges. Wir erlebten, was unsere Bevölkerung mitmachte, wenn die oben ihre Bomben abluden und kaum einer runter geholt wurde, weil wir schon nicht mehr in der Lage waren, uns zu wehren.“<sup>4194</sup>

Aber auch die Unmöglichkeit der deutschen Luftabwehr, sich an allen Fronten und gleichzeitig in der Heimat zur Wehr setzen zu müssen, und die völlige Erschöpfung der deutschen Kapazitäten im Jahre 1944 werden anhand Jordans Bericht sehr deutlich. Auch die inzwischen chronische Treibstoffknappheit erlaubte Nachtjagden nur noch in sehr eingeschränktem Maße.<sup>4195</sup>

Während der ersten Kriegsjahre reagierte die Stadtbevölkerung auf Warnzeichen eines Luftalarms mit relativer Gelassenheit. Schwere Gefahren drohten, so die Erfahrung in dieser Zeit, noch nicht. Die Mehrheit der Bevölkerung ist zunächst von den Schrecken des Bombenkrieges verschont geblieben.<sup>4196</sup> So schrieb Annemarie Renger über einen Luftangriff in Berlin, dass sie danach ein „Glücksgefühl“ empfand, „überlebt zu haben“. Sie veranschaulichte ihre Reaktion und die ihrer Mitmenschen so:

„Das Erstaunliche bleibt aber für mich, wie schnell man damals die Ängste wegsteckte. Ringsum knallte es, und die Erschütterung beim Einschlagen einer Bombe erschreckte einen furchtbar. Verließ man dann den Luftschutzkeller und alles war gut gegangen, konnte es durchaus sein, dass man abends ins Kino ging.“<sup>4197</sup>

Nachdem die Wehrmacht im Dezember 1941 vor Moskau zurückgeschlagen worden ist, und die USA in den Krieg eingetreten waren, notierte Joseph Goebbels im Februar

---

<sup>4194</sup> Jordan, in: Schüddekopf: Krieg, S. 277.

<sup>4195</sup> Ebd.

<sup>4196</sup> Die Nicht-Betroffenen machten sich häufig noch auf den Weg zu den bombardierten Stadtvierteln. So beobachtete Großmann: Granatsplitter, S. 76, nach einem Bombenangriff auf Berlin: „Viele Berliner sind in den Westen gefahren, um sich die Verheerungen anzusehen.“ Dazu auch der Befragte Thomsen: „In einer Nachtausbildung, das war in Hannover-Münden, da haben wir die Bombenangriffe auf Kassel und Göttingen gesehen, ... wir sahen genau, dass nach Süden hin Kassel und nach der anderen Seite Göttingen, das konnten wir ganz phantastisch sehen. Das war so faszinierend, dass wir die Ausbildung abgebrochen haben, nur um zu schauen.“

<sup>4197</sup> Renger: Politisches Leben, S. 49f. Vgl. Großmann: Granatsplitter, S. 76: „Nach dem Bombardement war die Stimmung auf unserem Zimmer gut. Das Gefühl ‚noch einmal davon gekommen zu sein‘ feierte seine Triumphe.“ Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 56, nach einem Stellungswechsel unter russischem MG-Feuer: „Wer nicht dabei gewesen ist, kann nicht ermessen, wie uns zumute war. Die Angst ist vorüber, und die Männer beginnen zu reden. Jetzt hat es keiner mehr eilig, man lacht, und ich glaube, dass selbst der größte Schlappschwanz so etwas empfindet, als wäre er neu geboren und irgendwie ein ganzer Kerl.“

1942 in sein Tagebuch, worauf es jetzt an der Heimatfront ankam: „Unser Volk bei guter Laune zu erhalten!“<sup>4198</sup> Je länger der Krieg dauerte, je häufiger der Fliegeralarm,

„desto stärker wurde das Bedürfnis der Menschen nach Vergessen, nach einem Fleckchen heiler Welt. Der Krieg war nur auszuhalten, wenn man, wenigstens für Stunden, abschalten konnte.“<sup>4199</sup>

Dafür mobilisierte Goebbels die gesamte deutsche Kulturindustrie. Eine der populärsten Veranstaltungen war das „Wunschkonzert für euch an allen Fronten“. Seit Oktober 1939 wurde es jeden Sonntag ausgestrahlt – meist vom großen Sendesaal des Funkhauses in Berlin. In „Lili Marleen“ fand es seinen regelmäßigen Höhepunkt. Dass es sich hier nicht um unpolitische Unterhaltung handelte und auch das Wunschkonzert im Dienste der Kriegführung stand, wird deutlich, wenn man die Sätze betrachtet, die der Ansager immer zum Schluss sprach.<sup>4200</sup> Auch Filme, die deutsche Soldaten während ihres Heimaturlaubs in den Kinos ansahen, waren zensiert und auf die Unterhaltungsbedürfnisse der Landser und auf ihre Zerstreung zugeschnitten. Gebildete, anspruchsvollere Soldaten, wie der Schriftsteller Erich Kuby, erfasste bei der Auswahl dieser Filme manchmal jedoch das Grauen.<sup>4201</sup> Ebenfalls war ihm klar, dass „Wochenschauen ... gewiss keine gute Information[squelle]“ darstellten.<sup>4202</sup> Für Fronturlauber und Genesende war es jedoch nicht schwierig, in der Heimat kulturelle Veranstaltungen zu besuchen, denn sie wurden beim Kartenverkauf bevorzugt. Außerdem gab es für solche Fälle immer eine Anzahl Freiplätze.<sup>4203</sup>

Die bei Schröder und Renger beschriebene Einstellung zu den Luftangriffen, bei denen die Angst vor und während des Bombenabwurfs sehr stark empfunden wurde, unmittelbar danach jedoch ein Gefühl von Erleichterung einsetzte, änderte sich mit den Flächenbombardements, mithilfe derer die Alliierten ihre neuen Ziele verfolgten: „Die Zerstörung des wirtschaftlichen Lebens und der Moral in Deutschland.“<sup>4204</sup> Dabei wollten sie in mehreren Nächten einen Stadtteil nach dem anderen bombardieren. Die Intensivierung des Luftkrieges, des „moral bombing“, führte dazu, dass die Menschen

<sup>4198</sup> Fröhlich: Tagebücher Goebbels, Teil II: Diktate 1941 – 1945, Bd. 3 (26.2.1942), S. 377.

<sup>4199</sup> Restloser Einsatz, S. 132. Filmveranstaltungen bedeuteten in erster Linie „Unterhaltung und Entspannung vom Alltag,“ Stahr: Volksgemeinschaft vor der Leinwand?, S. 161. Obwohl der jüdischen Bevölkerung in Deutschland Kinobesuche nach einem Erlass vom 12.10.1938 verboten waren, diente er einem Teil von ihnen, der sich über das Verbot hinwegsetzte, während des Krieges als Ablenkung „vom Druck der bedrängenden Alltagsrealität“, so Offermanns: Die deutschen Juden und der Spielfilm der NS-Zeit, S. 11, 16.

<sup>4200</sup> „Das Wunschkonzert der Wehrmacht geht zu Ende, die Front reicht ihrer Heimat jetzt die Hände, die Heimat aber reicht der Front die Hand.“ Abdr. in: Restloser Einsatz, S. 132.

<sup>4201</sup> Kuby: Mein Krieg, S. 34 (3.4.1940): „Sehenden Auges und daher unverzeihlich rannten Bertram und ich gestern Abend in unser Unglück, in den Soldatenfilm ‚Das Gewehr über!‘. ... Der Film war ein Alpdruck, er zeigte das heitere Militär und das erzieherische Kasernenleben.“

<sup>4202</sup> Ebd., S. 43.

<sup>4203</sup> Großmann: Granatsplitter, S. 79.

<sup>4204</sup> Büttner: „Gomorrha“: Hamburg im Bombenkrieg, S. 14.

mit unvorstellbaren Bildern des Grauens konfrontiert wurden, die ihnen bis heute im Gedächtnis blieben: das Verschwinden ganzer Straßenzüge und Stadtteile, Orientierungslosigkeit in der Heimatstadt,<sup>4205</sup> der Verlust von Angehörigen und Verwandten und die Totalzerstörung des eigenen Hauses, wie von Mühlig eingangs berichtet wurde.<sup>4206</sup>

Esser erlebte während seines Urlaubs einen Vorfall, der Heinzes Schilderung ähnelt:

„Und das Schlimmste war die Nacht zum 23., ich glaube, es war der 23. Dezember '43. Ich kam grade aus 'm Urlaub, und der Zug hielt am Schlesischen Bahnhof, früher - heute Ostbahnhof, und war gerade Fliegeralarm, und wir wurden rausgeholt, und der Fliegeralarm war gerade im Gange, die Bomben fielen also überall, und dann wurden wir also nun in die Häuser da verteilt und haben mit drei Mann da versucht zu löschen, was natürlich nich viel gebracht hat, aber das war also schrecklich.<sup>4207</sup> Und was mir dabei in Erinnerung geblieben is: Meine Großeltern hatten 'n Hof in der Elbinger Niederung, und die hatten mir eine [geschlachtete] Gans mitgegeben, ja. Und das Paket mit der Gans hatte ich also im Keller des Bahnhofs abgestellt und hatte mir gesagt: ‚Also, die Gans findeste da nich mehr wieder!‘ Und als ich hinkam (lacht), stand der Karton da immer noch. Ja. (lacht) Das war also, die Zerstörung der deutschen Städte, war natürlich schon was, was einem dann so 'n bisschen ans Herz ging.“

Im Gegensatz zu Heinze erinnerte Esser den von ihm erlebten Luftangriff als „das Schlimmste“ in seinem Urlaub und empfand das Erlebnis als „schrecklich“. Zum Umgang der deutschen Führung mit solchen Bombardements bemerkt Friedrich jedoch:

„In der Willkür des Luftterrors bewährt sich das ordnungsgemäße Verwaltungsvorgehen. Das Bombardement ist deutsch verwaltet, der Staat wird damit fertig. ... Nach Großangriffen wird Weißbrot, Fleisch, Schnaps, Wein und Tabak ausgeteilt. Frontkämpfer sind empfänglich für Extraportionen.“<sup>4208</sup>

Wie die Beispiele Essers und Heinzes belegen, zeigten im Urlaub befindliche Frontsoldaten Hilfsbereitschaft gegenüber der Zivilbevölkerung. Dies war ganz im Sinne der Hitler-Regierung: „Das Regime mobilisiert letztendlich die Leute, sich gegenseitig zu stützen.“<sup>4209</sup> Der Staat bemühte sich um Fürsorge und organisierte Wohnungen für Ausgebombte. Die angreifenden Alliierten wurden als Verbrecher gebrandmarkt.<sup>4210</sup>

<sup>4205</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 747, Beleg 201 (Maschmann): „In Gegenden, die ich zu kennen glaubte, habe ich mich völlig verirrt.“ Vgl. Friedrich: Brandstätten, S. 207.

<sup>4206</sup> Nikolaus Ratjens, der als Jugendlicher im Sommer 1943 die permanenten Tag- und Nachtangriffe der Alliierten auf Berlin miterlebte, berichtete jedoch auch von einem gewissen Abstumpfungsprozess angesichts der ungeheuren Zerstörungen seiner Heimatstadt: „Ich hatte mich fast daran gewöhnt, durch lange Straßenzüge zu gehen, die gesäumt waren von rußgeschwärtzten Fassaden und Trümmerbergen.“ In: Schüddekopf: Krieg, S. 293.

<sup>4207</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 734: „Die Löschung und Beseitigung von Brandbomben war zumindest eine Möglichkeit, die Zerstörungsmittel des Gegners zu entschärfen. Dies galt besonders für die von den Engländern abgeworfenen Stabbrandbomben ohne Sprengwirkung, die bis etwa Ende 1942 eingesetzt wurden.“

<sup>4208</sup> Friedrich: Der Brand, S. 442.

<sup>4209</sup> Ebd.

<sup>4210</sup> Vgl. Meier: Es ist so kalt, S. 47, der am 6.10.1939 in einem Brief an seine spätere Frau schrieb: „Aber wir müssen alle stark bleiben, und wenn mal so ein nichtsnutziger Brite oder Franzmann mit seinem Apparat über deutschem Boden erscheint, so fühlt euch ruhig und geborgen, denn du glaubst ja nicht, was für eine Organisation tätig ist, um alles abzu-

Auch Kramer erinnerte sich, dass er aufgrund der Luftangriffe keinen ungetrübten Erholungsurlaub in seiner Heimatstadt Berlin verbringen konnte:

„Na ja, nun, Sie müssen überlegen, man war dauernd in Alarmbereitschaft. Wenn man in Urlaub war, jeden Tag die Sirenen. Und man kann es, ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, die Angriffe in Berlin, es waren früher die Asphaltstraßen. Und unsere, die Schönhauser Allee, das war 'ne Alleestraße, nebenbei die Straßenbahn, und denn Asphalt. Und denn war der Angriff... diese Brandbomben, Phosphor. Und der ganze Asphalt brannte. Und die Leute sind aus ihren Häusern raus gelaufen, durch den brennenden Asphalt, und blieben dann liegen, ... auf der Promenade, da waren die mit ihren Füßen... lagen die da alle. Und die Haut verbrannt, die lagen da. Und da is denn 'n Arzt durchgegangen, hat nur 'n Zeichen gegeben – den raus nehmen - der kommt durch. Dann is er zehn Leute weiter jegangen: den auch raus. Nun musste überlegen: zu Hause Kind, Frau und Kind in Berlin. Und meine Frau kam nach diesem Angriff - unsere Küche, in die Küche is eine Brandbombe rein jegangen, vom Boden in die Decke, durch die Küche, die Küche, die hat noch nach acht Wochen...“

Bei Kramer wird, ähnlich wie bei Frau Summ, die nervliche Anspannung deutlich, in die die Urlauber in den Städten zu Hause gerieten. Kramers Bemerkung: „Man war dauernd in Alarmbereitschaft,“ unterstreicht, dass der Urlaub keine Erholung für ihn darstellte. Als Familienvater befand er sich darüber hinaus wohl auch noch in größerer Sorge und Verantwortung für Frau und Kind als seine ledigen Kameraden. Friedrich schreibt dazu: „Berlin hat als meist angegriffene Stadt sein Leben so hart verteidigen müssen wie Essen und Köln.“<sup>4211</sup> Friedrich macht am Beispiel Berlins deutlich, dass die deutsche Bevölkerung nach Bombenangriffen zu sehr von Existenzangst erfüllt gewesen sei, als dass sie einen politischen Aufruhr angezettelt hätte:

„Der Mensch im Bombenkrieg wartet im Keller ab oder ist stundenlang unterwegs. Zerstörung zwingt zum Wegemachen: Schutz, Obdach, Angehörige finden, Behördenhilfe beantragen, organisieren, was ständig fehlt und Schwarzhandel treiben.“<sup>4212</sup>

Auch Kramers Wohnung war durch eine Bombe erschüttert worden. Er beendete den letzten Satz nicht. Wahrscheinlich benötigte seine Frau acht Wochen, um die Wohnung wieder einigermaßen bewohnbar zu machen. Friedrich merkt an: „Bombenkrieg fesselt an den Staat. Als Staat organisiert das NS-Regime das Überleben, als Regime organisiert es den Terror gegen die Kapitulant.“<sup>4213</sup> Jasper merkt dazu an: „Sorge und Ungewissheit um die Angehörigen nagten erheblich an der Nervenkraft [der Frontsoldaten], ... aber diese Auswirkungen des *Moral Bombing* führten nicht zum Zusammenbruch der Widerstandskraft, nur zu Leid und Hass.“<sup>4214</sup>

werfen. ... Eine unglaubliche Frechheit ist es selbstverständlich, einfach unsere Heimat anzufliegen. So haben wir am 30.9. auch so einen Halunken, es war ein französischer Aufklärungsflieger, heruntergeholt.“ Vgl. FpBf v. Willy P., 18.04.43: „Zu unserem Entsetzen hörten wir gestern, dass über Mannheim 53 Bomber abgetrommelt wurden. Einfach fürchterlich, mit welch starken Kräften die Schweine kommen.“ In: Jasper: *Zweierlei*, S. 113.

<sup>4211</sup> Friedrich: *Der Brand*, S. 365.

<sup>4212</sup> Ebd.

<sup>4213</sup> Ebd., S. 365f.

<sup>4214</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 113.

Der elsässische Soldat Bernecker war zwar an der Front voller Vorfreude auf den lang ersehnten Heimaturlaub, der bedeutete: „Endlich mal wieder durch pennen, keine Stechmücken, kein Iwan mehr!“<sup>4215</sup> Denn zwischen Heimat und Front stoppte der Urlaubszug meist noch einmal zur Entlausung, für die es den so genannten „E-Schein“ (Entlausungsschein) gab. Zu Hause angekommen, wurden die Frontkämpfer jedoch oft mit den Realitäten der Heimatfront konfrontiert, wie Bernecker ebenfalls erinnerte:

„Bei jedem Urlaub traf ich meine Heimat ärmlicher an, der schreckliche Krieg fraß sich wie ein Holzwurm ins Ländle und zehrte an dessen Bevölkerung. Not und Elend nahmen auch hier überhand. Das Dorf hatte sich entleert, die besten jungen Kräfte standen unter Waffen, viele waren schon gefallen. Trauernde Familien, deren Mütter den Platz des fehlenden Vaters eingenommen hatten, Kinder, die niemals ihren Vater kennen lernen würden. Bombengeschädigte aus den nahen Reichsstätten waren im Ort untergebracht. Die Partei regierte mit eiserner Faust. Die Verpflegung war knapper geworden, das Hamstern an der Tagesordnung. Aber die Propaganda lief auf vollen Touren...“<sup>4216</sup>

Ohne Bezugsscheine waren Lebensmittel entweder gar nicht mehr oder allenfalls noch zu völlig überhöhten Preisen auf dem Schwarzmarkt zu bekommen.<sup>4217</sup> Auch im Hinblick auf Veranstaltungen fiel Bernecker die Ärmlichkeit seiner Region auf:

„Das kulturelle Leben war erlahmt oder strebte nur politische Ziele an wie die Erziehung von jung und alt zum Nationalsozialismus. Mit Propaganda hielt man die Volksgenossen auf Trab. Alle Bemühungen sollten nur dem Krieg dienen, dem Endkampf. Das war die neue Zeit, die die armen Tröpfe, die draußen im Felde elend krepiereten, zu Helden machte. Die Männer zwischen 18 und 40 fehlten, sie wurden in vielen Berufen von Frauen ersetzt. Es waren nur Schulkinder, ältere Leute, Kranke, Krüppel, Bonzen und Drückeberger in den Dörfern.“<sup>4218</sup>

Nicht zuletzt bedeutete Urlaub neben dem Anblick von zerstörten Städten, Dörfern und Straßen auch die Nachricht von gefallenen, verwundeten und vermissten Angehörigen, Freunden und Bekannten,<sup>4219</sup> die die eigene Familie dem Frontkämpfer aus Rücksicht nicht immer gleich schriftlich mitgeteilt hatte.

Besonders hart traf es diejenigen, die aufgrund von Trauerfällen in Urlaub fuhren. Herr Dose erhielt nach dem Tod seines einzigen Bruders sofort Sonderurlaub:

„Die erste Frage war: ‚Wann waren Sie das letzte Mal in Urlaub?‘ Da sag’ ich: ‚Noch nie‘. ‚Packen Sie Ihre Klamotten! Sie fahr’n morgen früh!‘ ... Als mein Bruder in Frankreich lag, nach ’m Frankreichfeldzug, da hatte der im Juni Urlaub, im September Urlaub, im November war er [zu Hause], und dann war er noch mal wieder im März. Die waren also verhältnismäßig viel im Urlaub da. Aber das war ja auch nun Infanterie. Das waren ja die Leute, die als erstes wieder in ’n Dreck mussten.“

Von Frankreich aus war es öfter möglich, Urlaub zu bekommen. Die Entfernung zum Reich war relativ gering, und bis Frühjahr 1944 fanden dort keine Kämpfe statt. Es war sicher ein Unterschied, ob ein Soldat aus dem Westen, in dem man bis 1943 relativ

<sup>4215</sup> Bernecker: Generation, S. 205.

<sup>4216</sup> Ebd., S. 155.

<sup>4217</sup> Ebd., S. 206.

<sup>4218</sup> Ebd., S. 205f.

<sup>4219</sup> Ebd.

friedlich leben konnte, oder aus dem Osten auf Urlaub in die Heimat kam. Allerdings gab es im Westen Anschläge der Résistance auf Bahngleise und vor allem auf Lokomotiven. Auch alliierte Luftangriffe auf Wehrmachtzüge häuften sich in Frankreich ab Herbst 1943, so dass das Reisen nicht mehr unbeschwert und oft mit Verzögerungen verlief, was den Krieg wieder spürbarer machte. Noch weniger spürbar war der Krieg für in Norwegen stationierte deutsche Soldaten. Darunter waren solche, die während ihres Urlaubs nicht „heim ins Reich“ fuhren, sondern im Land blieben, um beispielsweise in die norwegischen Berge zu fahren oder Ski zu laufen, weshalb sie von ihren Kameraden als Sonderlinge angesehen wurden.<sup>4220</sup>

Ab Frühjahr 1944 gab es für die meisten Soldaten in Frankreich überhaupt keinen Heimaturlaub und auch keinen Bombenurlaub mehr. Gockel schilderte das schwere Schicksal eines Kameraden:

„[In meiner Heimatstadt gab es] den Verschiebebahnhof. Rüstungsindustrie auch, aber nicht in dem Maße. Und ein Kamerad, der später auch gefallen ist, am 6. Juni, der sagte - der wohnte in der Nähe von dem Verschiebebahnhof: ‚Hoffentlich ist bei mir zu Hause nichts passiert.‘ Da kriegte der nach acht Tagen Bescheid, seine Großmutter und seine Schwester seien ums Leben gekommen bei dem Angriff, und die Eltern waren nicht zu Hause, deswegen hatten sie überlebt. Und früher gab es Bombenurlaub, besonders bei Todesfällen, auch schon bei Hauszerstörungen und da, seit Ende April, war absolute Urlaubssperre, gabs keinen Bombenurlaub mehr.“

In Erwartung der alliierten Landung war Ende April 1944 auch der für den Fall des Todes naher Angehöriger oder Bombenschäden vorgesehene Sonderurlaub gestrichen worden.<sup>4221</sup> Hinzu kommt, dass im Krieg die Urlaubsvorschriften strenger gefasst waren als noch zu Friedenszeiten. Für das Urlaubsjahr Herbst 1939 bis Herbst 1940 war ein einmaliger Erholungsurlaub von 14 Tagen vorgesehen, ein weiterer vierzehntägiger Urlaub wurde von der allgemeinen Lage abhängig gemacht, Reisetage wurden zusätzlich anerkannt.<sup>4222</sup> Gewährt wurden die freien Tage nach der eingangs erwähnten Hierarchie mit Bevorzugungen bestimmter Personengruppen. Für das Jahr 1940/41 waren 21 Tage Erholungsurlaub für alle festgelegt, wobei jedoch maximal 20 Prozent der Ist-Stärke einer Einheit gleichzeitig die Truppe verlassen durfte. Bereits in dieser Zeit gab es nur noch eingeschränkten Sonderurlaub (zum Beispiel bei Todesfällen nächster Angehöriger, zur eigenen Hochzeit oder für „besondere Leistungen vor dem Feind“). In den darauf folgenden Jahren wurde der Anspruch auf Sonderurlaub immer weiter zurückgenommen, wie auch der von Gockel geschilderte Fall aus dem Frühjahr 1944 zeigt. Erholungsurlaub war zu dieser Zeit so gut wie völlig

---

<sup>4220</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 73.

<sup>4221</sup> Vgl. Bernecker: Generation, S. 168: „Urlaubssperre war schlimmer als eine verlorene Schlacht.“

<sup>4222</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 77, siehe auch ebd., Anm. 13.

gestrichen, Sonderurlaub wurde zur seltenen Ausnahme.<sup>4223</sup>

Müller erklärte, dass er einmal Sonderurlaub „zur Herstellung der Gesundheit“ bekam:

„Wissen Sie, ... drei, vier Wochen kam man nicht aus den Klamotten raus – kein Waschen! Rasieren haben wir getan mit dem Kaffee, den kriegten wir, der 'n bisschen warm war. Und da hatte jeder immer so 'nen Rand hier, wo der Kaffeerand war, vom Rasieren, damit der Bart nicht so wuchs. Und, ich hab es einmal so ganz bitter empfunden: Ich kriegte im November '44 Sonderurlaub von der Weichselfront. Und zwar war ich verwundet in Warschau, war dabeigeblichen, und hatte weitergeführt. Und da sagte mein Oberst D., der Regimentskommandeur, und der General K., der Divisionskommandeur: ‚Also Müller, das vergessen wir Ihnen nie. Wenn der ganze Schlamassel hier vorbei ist, fahren Sie sofort in Sonderurlaub, denn Sie hätten ja auch ins Lazarett jehen können,‘ so ungefähr. Und ich kriegte, sie haben ihr Wort jehalten, ich kriegte also 'n paar Wochen Sonderurlaub zur Wiederherstellung der Gesundheit, obwohl Urlaubssperre war. Und ich fuhr also, ritt, mit meinem Burschen los, bis Krojič, da nahm der das Pferd wieder mit zurück. Ich stieg in den Zug, fuhr über Lodz nach Deutschland und kam frühmorgens in Halle mit dem D-Zug an. ... Und von Halle nach Merseburg, diese 15 Kilometer, fuhr 'ne Straßenbahn. Nun war ich, wie ich aus der Stellung gekommen war, mit Reitstiefeln, dreckig, hatte meine Packtaschen über die Schultern, Pistole am Koppel, so wie ich eben war, und freute mich: ‚Jetzt biste da!‘ Und die Straßenbahn war voll, und auf dem Perron, sagten wir, auf dem Stand hinten, war in der Mitte so 'ne Stange, und ich stand da. Und um mich herum machten die Leute eigentlich so 'nen bisschen großen Bogen. Wahrscheinlich hat man gestunken, oder sie haben Angst vor Läusen gehabt, so was.<sup>4224</sup> Und da kam also ein Flak-Offizier, picobello jekleidet, und da war hier dieser Gruß schon, ja, '44 [nach dem 20. Juli], ja. Und da hat er mich anjemetzt, dass ich nun so [den alten Gruß] jemacht habe. Das weiß ich noch wie heute. Ja, und da hat der mich anjemetzt, dieser Kerl. Ich habe nichts dazu jesagt, was sollt' ich dazu sagen, nicht?! Aber wahrscheinlich ärgerte er sich auch darüber, dass ich so dreckig war und schmie... aus der Stellung kam. ... Die Leute nahmen jedenfalls alle Abstand. Und dann die Gesichter! Die haben das alle mitgekriegt. Die waren ganz eisern. Und nachher guckten die mich freundlich an. Die hatten wohl begriffen, was sich da abspielte. Ja, und das war eigentlich so... die Schlipssoldaten, die Luftwaffe, über die waren wir alle, obwohl uns die Luftwaffe ja geholfen hatte, nicht gut zu sprechen.“

Wahrscheinlich war der Flakoffizier noch nie an der Front gewesen und konnte sich nicht vorstellen, wie es dort zuging. Wie Müller zuvor berichtete, habe er diese Frontfremdheit des Offiziers als „ganz bitter empfunden.“ In der damaligen schwierigen Lage, in der sich das Deutsche Reich im vorletzten Kriegsjahr, 1944, befand, wirkte die Kritik an solchen Äußerlichkeiten in der Tat lächerlich. Müller fügte an, dass seine Kameraden und er selbst sich immer darüber geärgert hätten, „dass die Leistung des einfachen Infanteristen nach unserem Empfinden nicht anerkannt wurde.“<sup>4225</sup> Auch

<sup>4223</sup> Heeres-Dienstvorschrift 17 – Verordnung über den Urlaub der Soldaten der Wehrmacht, Berlin 1935 – sowie Oberkommando des Heeres, Heeres-Verordnungsblatt, Teil C, Berlin 1940, Seite 133/134, Nr. 374, zit. in: Restloser Einsatz, S. 86.

<sup>4224</sup> Die Sorge, dass deutsche Soldaten auf Heimaturlaub Läuse haben könnten, war nicht ganz unberechtigt. Vgl. Schüller: Vorwärts, Kameraden, S. 72f.: „Andere [Soldaten im Urlauberzug] kratzen sich oft, so dass ich den Verdacht nicht loswerde, dass die Entlausung nicht vollständig gelungen ist.“

<sup>4225</sup> Der Befragte Schütte berichtete von einem Offizier an der Ostfront, der ihn wegen seiner Uniform mit den Worten maßregelte: „Wie schaut Ihr denn aus? Wie Bolschewisten! Schaut, dass Ihr Euch mal in Ordnung bringt!“, obwohl er und seine Kameraden nach wochenlangen Kämpfen und Rückzügen durch Dreck und Schlamm keinerlei Waschgele-

hätten es, außer ihm, viele ähnlich erlebt: wenn die Frontsoldaten auf Heimaturlaub kamen, liefen „die Schlippsoldaten von der Luftwaffe [da] rum mit gebügelten Hosen und Schlips und Kragen [und meinten wohl]: ‚Die Landser da...!‘<sup>4226</sup> Stephen G. Fritz schreibt dazu in seinem Buch über deutsche Frontsoldaten, dass „die Wirklichkeit des Krieges ... all denen, die ihn nicht direkt erlebt haben, größtenteils auch weiterhin unzugänglich bleiben [wird].“<sup>4227</sup> Er zitiert Guy Sajer, einen ehemaligen Soldaten, der in seiner Autobiographie feststellt: „Zu viele Leute erfahren etwas über den Krieg, ohne selber die geringsten Unannehmlichkeiten zu verspüren.“<sup>4228</sup> Sajer schlägt zum besseren Verständnis der Strapazen des Frontlebens vor, „über den Krieg in den denkbar schlimmsten Situationen [zu] lesen, wenn alles schief läuft, ... unter körperlichen Beschwerden ... in einem Loch im Morast.“<sup>4229</sup> Die Missachtung des Landsers beklagte auch der ehemalige Wehrmachtssoldat Alois Dwenger auf der Krim im Mai 1942: „Ich ärgere mich oft über die phrasenhaften Schilderungen aus unberufenen Federn.“<sup>4230</sup> Und auch der Befragte Uhlmann beklagte: „Die Behandlung des deutschen Landsers war ganz verkehrt!“

Dem damaligen Unteroffizier, Robert Dohr, der gerade den Angriff auf Moskau im Winter 1941 und das Fehlen entsprechender Bekleidung für die deutschen Soldaten miterlebt hatte, fielen während eines Urlaubs die Unterschiede zwischen Front und Heimat besonders deutlich auf:

„... als ich in Berlin auf dem Bahnhof Friedrichstraße stand, sah ich die Offiziere, die es sich in der Heimat gemütlich gemacht hatten, mit dicken Pelzmänteln herumlaufen. Das kann nicht wahr sein, hab ich gedacht. Wie graue Mäuse krochen draußen die Landser über die leuchtenden Schneefelder. Die brauchten Pelze oder einen weißen Tarnanzug. ... Aber was hatten sie? Nichts.“<sup>4231</sup>

Rothe erwähnte im Gespräch ein ganz besonderes Erlebnis während seines ersten Urlaubs. Ihm fielen die russischen Gefangenen im Unternehmen seines Vaters auf:

„Ich bin zu Hause, [auf Heimaturlaub], mein Vater war Meister auf einem Betrieb von Philip Holzmann. Und da haben russische Jefangene gearbeitet. Die wurden eingeschlossen in einer Baracke, abends, und morgens aufgeschlossen. Die Baracke, die Fenster, die hätten reingehen können, rausgehen, da war kein Posten und gar nichts. Ich kam in Urlaub, war mein erster Urlaub, und ich steh' vor

genheit gehabt hatten. Schütte meinte dazu im Gespräch: „Eigentlich gehörte der vors Kriegsgericht. ... Solche Offiziere, die hätten eigentlich in der Wehrmacht gar nichts zu suchen gehabt.“

<sup>4226</sup> Die Fronturlauber trugen während der gesamten Urlaubsdauer Uniform (im Allgemeinen: Dienstanzug mit Feldmütze, Koppel und Gasmasken), denn der Urlaub sollte keinen „Rückfall“ in das Zivilistendasein bedeuten. Stahlhelm und Gewehr durften nicht mit in den Urlaub genommen werden. Heeres-Dienstvorschrift 17, zit. in: Restloser Einsatz, S. 86.

<sup>4227</sup> Fritz: Hitlers Frontsoldaten, S. 16.

<sup>4228</sup> Ebd.

<sup>4229</sup> Ebd. Sajers Erinnerungen erschienen unter dem Titel: The Forgotten Soldier.

<sup>4230</sup> Alois Dwenger (1. Mai 1942), in: Bähr, Walter/Bähr, Hans W.: Kriegsbriefe gefallener Studenten, Tübingen 1952, S. 123f., zit. n. Stephen G. Fritz: Hitlers Frontsoldaten, S. 17.

<sup>4231</sup> Dohr, in: Schüddekopf: Krieg, S. 150f.

der Tür. Da kommt über 'n Berg ein Gefangener, russischer Gefangener, so 'n ganz junger Mensch - hat so 'ne Kiepe unter 'm Arm, und wir hatten 'n Stall, wir hatten Hühner, Kaninchen, und so weiter - und ging damit, ohne ein Wort zu sagen, sah mich, in den Stall, kam wieder zurück. Ich ging an ihm ran, hab ihn angesprochen, russisch, wo er zu Hause ist und so weiter. Ich lang' in die Tasche, hab ihm 'ne Schachtel Zigaretten jegeben. Und er hat aber kaum reagiert. So, ich geh' rein, meine Mutter is ganz blass und sagt: ‚Jung‘, was hast du jemacht?‘ Da sag' ich: ‚Was? Das sind doch genau Menschen wie wir!‘ Und da sagt sie: ‚Ja, natürlich. ... Weißt du, was der hinter 'm Schuppen gemacht hat? Der hat mir da Kartoffelschalen hinjelegt, für die Kaninchen. Und ich leg' da immer 'n Brot hin für den.‘ Ja? ‚Aber das darf keiner sehen!‘ In dem Hause wohnten drei Familien. Einer hatte Angst für den anderen. Sie sagt: ‚Wenn das einer gesehen hätte, dass du mit dem gesprochen hast, dass du ihm Zigaretten jegeben hast! Du glaubst gar nicht, was daraus geworden wär!‘ Sie hat die Gefahr auf sich genommen und hat 'n Brot dahin jelegt. Ich war ihr Sohn. ... Ja, der [Russe] hat sich gar nicht getraut. Der hat gar nicht gewusst, was er sagen sollte. Ich will damit nur sagen, die Situation, in Deutschland, '43 oder '44, die war ja furchtbarer als an der Front. Die Menschen hatten ja viel mehr Angst und...“

Während den westlichen Gefangenen gegenüber von deutscher Seite her die Regeln des Völkerrechts größtenteils geachtet wurden, befanden sich die sowjetischen Gefangenen am Ende der Rangskala aller vom Deutschen Reich im Zweiten Weltkrieg eingebrachten Gefangenen.<sup>4232</sup> Zwischen Januar und September 1942 stieg die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten ehemaligen Rotarmisten drastisch an. Dies hing damit zusammen, dass immer mehr von ihnen durch mangelnde Verpflegung und Versorgung arbeitsunfähig geworden waren und daher zum „Aufpäppeln“ in die Landwirtschaft überführt wurden,<sup>4233</sup> wo es außerdem kriegsbedingt an Arbeitskräften fehlte. Während die deutsche Führung im Hinblick auf die sowjetischen Gefangenen einen rigorosen, zunächst gleichgültigen Kurs eingeschlagen hatte, erwies sich die Haltung der deutschen Bevölkerung als differenzierter, auch wenn sie, wie das obige Beispiel zeigt, unter dem Einfluss der NS-Propaganda stand, die jegliche freundliche Annäherung oder Behandlung ausschloss.<sup>4234</sup> Es kam jedoch zu Mitleidsreaktionen,

<sup>4232</sup> Auch an der Zigarettenzuteilung offenbarte sich die NS-Ideologie: seit 1. Februar 1942 gab es die „Reichsraucherkarte“ für Männer (über 18 Jahre) und Frauen (über 25 Jahre), letztere erhielten die halbe Männerration. Zwangsarbeiter aus Polen und Russland bekamen nur die Hälfte der Ration für Frauen, während Zwangsarbeiter aus westeuropäischen Ländern den gleichen Anteil bekamen wie die deutsche Frau. Polnische und russische ZwangsarbeiterInnen und die jüdische Bevölkerung waren von der Zuteilung ausgeschlossen. Schülerarbeitsgruppe am Goldberg-Gymnasium: Krieg und Wiederaufbau in Sindelfingen, Sindelfingen 1985, S. 17 – 19, S. 37. Eine ähnlich schlechte Behandlung galt nach der Kapitulation Italiens für die 1943 ins Reich überführten italienischen Militärinternierten. Vgl. Overmans: „Hunnen“ und „Untermenschen“, S. 355.

<sup>4233</sup> Streit: Keine Kameraden, S. 286.

<sup>4234</sup> Vgl. Renger: Politisches Leben, S. 53. Dort berichtet die spätere Politikerin, dass sie in einer Firma für Tarnfarben arbeitete, in der auch zwangsverpflichtete Franzosen Dienst tun mussten: „Es war natürlich verboten, sich mit den Ausländern zu unterhalten, aber weder die Inhaber noch ich kümmerten uns darum. Zudem ging es deutlich dem Ende des Krieges zu, und die Zahl derer wuchs, die eine zunehmend kritische Einstellung gegenüber dem Regime hatten. ... Als einer der jungen Männer das Krankenhaus aufsuchen musste, schrieb ich ihm auf Französisch eine offene Karte. Prompt erschien in der Firma ein ‚Goldfasan‘ – so nannten wir die höheren SA-Leute -, um sich nach mir zu erkundigen. Ich

„die in der Regel umso ausgeprägter waren, je intensiver sich die persönlichen Kontakte entwickelten.“<sup>4235</sup> Mit der Dauer des Krieges verbesserte sich die Behandlung der Gefangenen, da die deutsche Seite erkannte, dass sie als Arbeitskräfte dringend gebraucht wurden. Viele Kriegsgefangene, die in der Landwirtschaft eingesetzt waren, verdanken ihr Leben der Bauernfamilie, die zunächst die völlig unterernährten Männer hochpäppelte, bevor sie in der Lage waren zu arbeiten. Dies verhielt sich jedoch in der deutschen Industrie anders, da hier das Bild vom russischen „Untermenschen“ bestehen blieb.<sup>4236</sup> Dennoch mussten auch Privatpersonen im Umgang mit russischen Gefangenen Vorsicht walten lassen und ihre gut gemeinten Handlungen im Verborgenen ausführen, aus Angst davor, von „linientreueren“ Nachbarn bei der Verbrüderung mit dem „Feind“ entdeckt zu werden.<sup>4237</sup> Wie Rothe feststellte, waren viele Menschen in der Heimat ängstlicher als an der Front. Dies bezog sich, wie Summ, Heinze und Müller berichteten, auf die zunehmenden Luftangriffe, aber auch, wie Rothe meinte, auf das Verhalten in Situationen, in denen sich die Bevölkerung um „Linienkonformität“ bemühte, um niemandem negativ aufzufallen und unangenehme Konsequenzen aus dem Weg zu gehen. Umso mutiger war es, den russischen Kriegsgefangenen aus humanitären Gründen mit kleinen Gesten der Menschlichkeit zu helfen und so ihre kargen Zuteilungen etwas aufzubessern. Horst Fromm, im Krieg Meister eines Hüttenwerkes, in dem auch 40 Fremdarbeiter Zwangsarbeit verrichten mussten, setzte sich mehrfach für diese Ostarbeiter ein und versuchte, diesen bei Ungerechtigkeiten zu helfen. Für einen solchen Einsatz gegen einen deutschen Vorarbeiter, der einen Sowjetrussen geprügelt hatte, und daraufhin von Fromm eine Lektion erteilt bekommen hatte, musste dieser zur Strafe vier Wochen lang hinter der Front Panzergräben ausheben,<sup>4238</sup> was ihn nicht davon abhielt, sich nach seiner Rückkehr erneut für die Fremdarbeiter einzusetzen. Hellmann erlebte, dass eine nach seiner Haftzeit im Krieg gegründete KPD-nahe Widerstandsgruppe ein Flugblatt für

---

weiß nicht, was meine Chefin ihm erzählt hat, auf alle Fälle zog er wieder ab.“

<sup>4235</sup> Overmans: „Hunnen“ und „Untermenschen“, S. 355. Ratjens, in: Schüddekopf: Krieg, S. 294f. erinnerte sich an sowjetische Kriegsgefangene, die in seiner Flakbatterie zu schweren Arbeiten herangezogen wurden und auch daran, dass sie von einigen wie Kameraden behandelt wurden und wie selbstverständlich auch nach Dienst mit zum Schwimmen gingen: „Sie wurden gepflegt wie wir und heimlich auch von uns bewundert, wenn sie während eines Bombenangriffs die vom Geschütz glühend heiß ausgeworfenen Geschosshülsen mit bloßen Händen griffen und über die Bettung warfen.“

<sup>4236</sup> Ebd., S. 355f. Vgl. v. Plato: Der Verlierer, S. 31, dessen Zeitzeuge im Interview erzählte, dass die verschiedenen Nationalitäten der Fremdarbeiter differenziert behandelt wurden: „Die Franzosen hätten immer die leichteren Arbeiten bekommen, seien besser gekleidet gewesen und gepflegt worden. Die Russen dagegen hätten unter ganz erbärmlichen Bedingungen gelebt und bekamen die härtesten und gefährlichsten Arbeiten.“

<sup>4237</sup> Vgl. v. Plato: Der Verlierer, S. 30f. Der Bergmann Uriczek erklärte im Interview, dass er einmal von einem Vorarbeiter „geschnappt“ worden sei, als er den russischen Arbeitern Essen zugesteckt hatte. Dieser drohte damit, ihn im Wiederholungsfall zu melden.

<sup>4238</sup> Ebd., S. 28.

Hamburger Werftarbeiter in Umlauf brachte, in dem diese aufgefordert wurden, „die russischen Gefangenen gut zu behandeln.“<sup>4239</sup> Ein Anliegen der Gruppe war, nachdem zu erfahren war,

„wie die deutschen Soldaten die sowjetischen Kriegsgefangenen behandelten, ... Verbindungen herzustellen zu russischen Kriegsgefangenen und auch zu russischen Zivilgefangenen. ... Und es kam auch darauf an, den russischen Kriegsgefangenen, zum Beispiel auf der Werft, einen moralischen Halt zu geben. Von unserer Widerstandsgruppe kriegten sie genaue Informationen, wo die Rote Armee stand.“<sup>4240</sup>

Hellmann erwähnte Fremdarbeiter, die durch Hamburgs Straßen gingen und erlebte ähnlich menschliche Gesten, wie Rothe und seine Mutter sie dem sowjetischen Kriegsgefangenen gegenüber zuteil werden ließen: „Man muss aber auch sagen, dass viele Deutsche ihnen was zu Essen zuwarfen, wenn sie hier längs gingen. Da haben sie sich immer gleich darauf gestürzt.“<sup>4241</sup> Dennoch war es nicht erwünscht, wie das Beispiel von Fromms vorgesetztem Hüttenarbeiter zeigt, dass sich jemand offen für die Kriegsgefangenen einsetzte. Der deutsche Soldat Horst Schluckner hatte hungrigen sowjetischen Gefangenen Brot zugesteckt und wurde dafür vom Feldgericht Königsberg wegen „militärischen Diebstahls“ zum Tode verurteilt.<sup>4242</sup> Nach seiner „Begnadigung“ kam er in das Straflager Esterwegen im Emsland, das „KZ der Wehrmacht“ genannt wurde und in dem „Vernichtung durch Arbeit“ galt.<sup>4243</sup>

Herr Rothe ist während eines anderen Urlaubs mit ehemaligen Schulkameraden zusammengetroffen und berichtete im Interview von diesem Treffen:

„... Schauen Sie, ich war Soldat und man kam nur im Urlaub [nach Hause]. Und den Urlaub hat man bei den Eltern... man wollt' ja gar nicht raus. Man war ja froh, wenn man bei den Eltern war und wollte ja die Tage bei den Eltern erleben. Das heißt, einen Tag hab ich erlebt bei unser'm Volksschullehrer, da waren, wie's ein Zufall will, meine besten Freunde auch in Urlaub. Der eine war Offizier bei der Luftwaffe, der war freiwillig zur Luftwaffe gegangen, und der andere war freiwillig zur Marine gegangen. Und wir hatten alle drei Silvester 42/43, glaube ich, hatten wir Urlaub und haben denn unsern Schullehrer besucht und ... der hat denn 'ne Flasche Cognac auf 'n Tisch gestellt: ‚Ja, nun, wie isses?‘ Der Freund, der bei der Marine war, der war eigentlich wohl noch nie in so 'ner großen Gefahr gewesen. Der war auf einem Boot. Und der [andere] war bei der Luftwaffe. Der hatte auch wohl noch nicht die große Gefahr erlebt. Und wir ... haben uns jefreut, dass wir zusammen waren, haben mit dem Lehrer 'ne Flasche Cognac leer gemacht und waren glücklich, dass wir da waren. Wollen mal sagen, das waren keine, die in Russland waren, keine, die bei der Truppe waren, sondern der war bei der

<sup>4239</sup> Hellmann: Ich war bestimmt kein Held, S. 162.

<sup>4240</sup> Ebd., S. 169 – 171.

<sup>4241</sup> Ebd., S. 170.

<sup>4242</sup> Dies geht aus Interviews des ZDF-Magazins Frontal hervor, die für die Sendung v. 28.11.2007, 21.00 Uhr, mit den Betroffenen aufgezeichnet und der Verfasserin in dreiseitigen Auszügen vom zuständigen Redakteur, Karsten Deventer, zwecks Weiterverwendung zugeschiedt wurden.

<sup>4243</sup> Siehe ebd. (Interviewauszug, S. 3). Herr Schluckner überlebte, wohl auch, weil er in ein anderes Arbeitslager nach Nordnorwegen verlegt wurde.

Luftwaffe, der war bei der Marine, und ich wurde denn betrachtet als... Ich war ja nur 'n Sani, und ich war ja nur 'n Obergefreiter, und die waren...“

Der Heimaturlaub war für die Soldaten, auch in den Gesprächen mit (Schul-)Kameraden, ein sehr wichtiges Thema und eine Zeit, von der der einzelne nach der Rückkehr an die Front lange zehren konnte. In der Tat wollten die meisten, wie Rothe klarstellt, ihren Urlaub einfach nur mit der eigenen Familie verbringen.<sup>4244</sup> Klassentreffen mit ehemaligen Mitschülern scheinen während des Heimaturlaubs jedoch auch sehr beliebt gewesen zu sein. So traf sich ein Teil der Klasse des Abiturjahrgangs 1940 der Adolf-Hitler-Schule von 1940 bis Ende Dezember 1945 viermal mit Mitschülern und Freunden.<sup>4245</sup> Bei solchen Treffen gab es kriegsbedingt nur wenige Teilnehmer: lediglich Heimaturlauber, in der Heimat Genesende oder hinter der Front eingesetzte ehemalige Klassenkameraden konnten dabei sein. Es wurde getrunken, Klavier gespielt und getanzt.<sup>4246</sup> Beim Treffen am 12. April 1944 waren, wie auch im Falle Rothes, sogar Lehrer anwesend.<sup>4247</sup> Da sich viele in einer ähnlichen Situation, nämlich an der Front, befanden, war der Erfahrungsaustausch kein Problem.

Der Schriftsteller Buchheim verweist darauf, dass es auch die Aussicht auf einen Orden gewesen sei, die junge Menschen, wie Rothes ehemaligen Klassenkameraden, dazu veranlasste, sich freiwillig zur U-Boot-Waffe zu melden.<sup>4248</sup> Der Zeitzeuge Radtke meinte dazu in Schröders Studie: „Ja ich durfte mich ja gar nicht sehen lassen da. Ich hatte weder Abzeichen noch EK I oder II, wie die anderen Kerls.“ Er ergänzte: „Bei mir wurde ja nicht geschossen.“ Er habe „immer das Riesenglück [gehabt], dass ich da immer so auf Drückeposten war.“<sup>4249</sup> Daher gab es eben für ihn auch keine Feindberührung, in der er Auszeichnungen erwerben oder befördert werden konnte, ähnlich wie Rothe, der als Sanitäter Dienst tat und von seiner Waffe im Verwundeteneinsatz keinen Gebrauch machte. Allerdings zeigte sich Rothe offenbar weniger beeindruckt als Radtke, der sich – ohne jegliche offizielle Verdienste – im Urlaub nicht mit anderen deutschen Soldaten treffen mochte und sogar bekannte: „Ich hab mich ja schon geschämt, nicht wahr, den anderen Kameraden gegenüber.“ Der Informant Gerlach, berichtete über die Auszeichnungen: „... Mit diesen Orden zu damaliger Zeit, man war wer. ... ‚Ich beneide jeden, der die Auszeichnung trägt,‘ sagte mir einer. ... Und so

<sup>4244</sup> Vgl. Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 71: „Endlich wieder zu Hause sein, mit den Menschen sprechen, für die man angeblich das alles tut.“

<sup>4245</sup> Restloser Einsatz: am 6.8.1943 Treffen m. fünf Mitschülerinnen u. Mitschülern, S. 121; am 12.4.1944, S. 131; am 20.09.1944, S. 149; nach Kriegsende, am 30.12.1945, S. 159.

<sup>4246</sup> Ebd., Bericht von Moll, S. 101, 103 und von „Teddy“ v. 17.6.1943, S. 105.

<sup>4247</sup> Ebd., S. 131: „Acht Angehörige unserer Klasse sitzen um mich her, darunter 2 Lehrerinnen...“

<sup>4248</sup> Buchheim: Das Boot, S. 136/138: „Man braucht ja die Burschen nur mal im Urlaub zu beobachten. Die blasen sich ja auf wie Truthähne mit ihren U-Boots-Kampfabzeichen am Kulani. Scheint ja auch auf Damen zu wirken.“

<sup>4249</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 308,

irgendwie wurde man immer angesprochen.<sup>4250</sup> Durch die großzügige Stiftung von Orden wurden seitens des Nazi-Regimes geschickt männliche „Karriere-, Ehrgeiz- und Eitelkeitsbedürfnisse“<sup>4251</sup> geschürt, die den Dekorierten nicht nur beim Militär, sondern auch in der zivilen Öffentlichkeit besondere Achtung und Anerkennung sicherten.<sup>4252</sup>

Viele Soldaten bekamen frühestens nach einem Jahr Fronteinsatz Heimaturlaub, so wie Gottschalk, der erklärte:

„... Ich bin Ende August /September [1942] bin ich in Urlaub gefahren, nach langer Zeit. Ich bin nicht weg gewesen. Gabs gar nüscht, vorher gabs überhaupt nüscht.“

Je länger die Soldaten aber auf den Urlaub warten mussten, desto mehr konnten sie ihre freie Zeit in der Heimat genießen und waren der Meinung, sich diese Erholung nach so langer Wartezeit redlich verdient zu haben.<sup>4253</sup> Dietrich musste sich mehr als zweieinhalb Jahre gedulden, bis seine Urlaubsgenehmigung endlich vorlag:

„Ich bin eingezogen und habe nach 32 Monaten meinen ersten Urlaub gekriegt, Heimaturlaub. [In Frankreich habe ich] keinen Urlaub gekriegt, nee, gabs einfach nicht. Ja, hätte uns zugestanden, aber ich selber, ich kriegte ... meinen ersten Urlaub nach 32 Monaten - aus Stalingrad. ... Da waren wir ja gerade einmarschiert in Stalingrad. ... Die Stadt war ja 25 oder 35 Kilometer lang, an 'ner Wolga runter. Ich weiß nicht, ob Sie das wissen. ... Und da kriegt' ich meinen ersten Urlaub, nachdem ich protestiert habe, weil immer welche kamen... Unser Spieß, das war so 'n Schweinehund. Der hat immer gesagt: ‚Nee, da kommt erst mal noch der dran...‘ Und wenn Verwundete waren, dann kamen die erst mal dran und dies und das. Und denn kriegt' ich meinen Urlaub. Und an dem Tag, wo ich raus bin, wir wurden verladen in Kovel, da haben sie den Kessel zugemacht. Also praktisch hinter mir... ich bin raus, und [bei meiner Rückkehr war] der Kessel dicht.“

Die Tatsache, dass vor allem die unverheirateten, jüngeren Wehrmachtsangehörigen lange auf eine Erholung warten mussten, findet auch bei anderen vom Urlaub Benachteiligten Erwähnung.<sup>4254</sup> Für Dietrich erwiesen sich die vermeintliche Benachteiligung und der späte Urlaubszeitpunkt jedoch im Nachhinein als Glücksfall: Zu seiner in Stalingrad eingeschlossenen Einheit kehrte er im November 1942 nicht zurück.<sup>4255</sup>

Besonders im Osten, wo das „völlig unerwartete Scheitern“ der Wehrmacht und die Erkenntnis vieler, dass „Russlands unüberwindliche Größe und die Macht des neuen

---

<sup>4250</sup> Ebd., S. 568.

<sup>4251</sup> Ebd., S. 570.

<sup>4252</sup> Ebd., S. 568.

<sup>4253</sup> Vgl. Willi, 7.5.1942, in: Restloser Einsatz, S. 65: „Die 14 Tage Urlaub waren sozusagen die Krönung meiner 15 Monate Soldatenzeit.“

<sup>4254</sup> Vgl. u. a. Rundbucheintrag v. „Manne“ v. 29.10.1942, in: Restloser Einsatz, S. 83, der nach 23 Monaten zum ersten Mal drei Wochen Urlaub erhielt sowie ebd., S. 101, Eintrag v. Moll v. 17.5.1943: „Drei herrliche Urlaubswochen hab ich hinter mir, schwer verdient, ich musste nämlich 20 Monate drauf warten.“ Ebd., S. 103, Eintrag v. Teddy v. 17.6.1943: „Nach 15 Monaten Russland bin ich nun für wenige Wochen in die Heimat zurückgekehrt.“

<sup>4255</sup> Ein anderer Soldat, der damalige Gefreite Holthusen, verzichtete ganz auf seinen ihm zustehenden Urlaub. Er war inzwischen Feldgendarm in Nordafrika, und aus „Angst, dass ich nicht nach Nordafrika zurückkomme und woandershin, vielleicht wieder nach Russland“, habe er seinen Urlaub nicht in Anspruch genommen. Schüddekopf: Krieg, S. 187.

Kriegsgegners“ USA dafür sorgen würden, dass ein Kriegsende nicht absehbar war, mussten sich die Wünsche der Soldaten auf „Ablösung oder Urlaub“<sup>4256</sup> beschränken. Alles andere war völlig illusorisch. Bei Schröder berichtete ein Zeitzeuge sogar, dass er in sieben Jahren Krieg und Gefangenschaft - von Januar 1941 bis zum Jahre 1948 - nur ein einziges Mal in Urlaub gewesen sei.<sup>4257</sup>

Innerhalb von Arps Einheit, die in Frankreich stationiert war, wurde der Urlaub vom Hauptfeldwebel eingeteilt. Arp erinnerte sich an folgende Begebenheit:

„Es gab 'n Befehl, dass Bauernjungen, die zu Haus' Rüben hatten, Zuckerrüben [Ernteurlaub einreichen durften]. [Das habe ich] auch erfahren: ich kannte beim Regimentsstab alle durch meine Tätigkeit. ... Als der Spieß dann weg war, musst' ich so den Dienstplan machen, ... weil wir ja verschiedene Gruppen ... [waren], dass das richtig ging. Und dann hab ich natürlich alle Unterlagen durchgestöbert und wusste, dass die Bauernjungen einen Sonderurlaub haben durften. Und das habe ich dene' gesagt. Ich habe gesagt: ‚Ihr müsst jetzt zu Haus' anrufe', schreiben und so weiter,‘ und der Spieß hat das rausbekommen und dann – es war so ein bisschen klobiger Mann, groß: ‚Wenn Sie in Urlaub fahren, Sie bekommen keinen Tag mehr!’ Hab ich gesagt: ‚Wollen wir mal sehen!’ Jedenfalls, in der Normandie, es kommt soweit. Da schreib' ich: Heimweg über Maastricht – Köln – Koblenz. ... Die längste Strecke war über Metz – Trier. Das hätt' 'n Tag ausgemacht. Und der schreibt mir hin und zurück so. Und als im Zug die Heeresstreife kommt, diese Kettenhunde, da sagt er... ‚Ja,‘ sage ich, ‚wir haben so 'nen blöden Spieß, der kennt sich net aus. Der hat mir 'n Umweg [eingetragen]. ... Schreiben Sie mir doch bitte über Metz!’ ‚Selbstverständlich.‘ Da hatt' ich ... zwei Tage mehr.“

Bei Arp wird anhand obiger Aussagen und anderer Vorfälle deutlich, dass er, aufgrund der genauen Kenntnis aller Vorschriften, über seine Rechte und über die seiner Kameraden bestens informiert war und dies für sich zu nutzen wusste. Darüber hinaus verfügte er über eine gute Portion Mut und Geschick, diese Rechte auch vor seinen Vorgesetzten zu vertreten. So verschaffte er sich hier offiziell noch zwei weitere Urlaubstage und nahm sich einige zusätzliche „Sonderrechte“ heraus, indem er den die Urlaubsscheine kontrollierenden Feldgendarmen davon überzeugen konnte, dass der eingetragene Heimweg ein Umweg war. Deutlich wird jedoch auch, dass die Disziplinarvorgesetzten (in der Regel der Kompaniechef oder der Spieß) in eigener Verantwortung über das jeweilige schriftliche Gesuch eines Soldaten entschieden.<sup>4258</sup> Heeresrichtlinien und –normen steckten zwar gewisse Grenzen, die selbstherrliches Vorgehen verhindern sollten. Dennoch blieb den Vorgesetzten ein gewisser Ermessens-Spielraum, den sie nutzen konnten, um auf den einzelnen Druck auszuüben.<sup>4259</sup> Auch hatten sie, angesichts der Unkenntnis vieler Soldaten über ihre

<sup>4256</sup> Jasper: Zweierlei, S. 102.

<sup>4257</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 293.

<sup>4258</sup> Heeres-Dienstvorschrift 17, zit. in: Restloser Einsatz, S. 86.

<sup>4259</sup> Der damalige ROA Dohr hatte einen schikanösen Hauptfeldwebel, der ihm sein Urlaubsgesuch mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob Sie das verdient haben,“ nicht genehmigen wollte, obwohl Dohrs Vater gerade verstorben war. Der Kompaniechef, der das unangemessene Verhalten des Spieß' mitbekam, genehmigte den Urlaub dann jedoch sofort.

Rechte und des auf Einschüchterung angelegten Wehrmachtapparates bei willkürlicher Übertretung der Vorschriften, nicht unbedingt mit Widerspruch zu rechnen. Dass die Mehrzahl der Wehrmachtsangehörigen in der Regel über ihre Ansprüche so gut informiert waren wie Arp, ist wohl eher auszuschließen.<sup>4260</sup>

Der Gefreite Paul Wortmann (Jgg. 1922) sollte, seinem Brief vom 20. November 1942



zufolge, nach etwa zwei Jahren, kurz vor Weihnachten, für zweieinhalb Wochen von Stalingrad aus in den Heimaturlaub fahren. Aus diesem Anlass schrieb er nicht nur einen Brief nach Hause, sondern fügte diesem und anderen Feldpostsendungen noch veranschaulichende Bleistiftzeichnungen bei, die ein vorhandenes künstlerisches Talent erahnen lassen, aber auch seine Freude über den bevorstehenden Urlaub:

<sup>4260</sup> Böll schrieb über die letzten Kriegswochen (Die Zeit, 15.3.1985): „Immerhin war ich nach drei, vier Monaten Lazarettaufenthalt und so vielen Krankheiten zu Hause immer noch nach den Termini der Deutschen Wehrmacht ein ‚Genesender‘, hatte, bevor man mich wieder in den Krieg schicken konnte, ‚Anspruch‘ – welche ‚Ansprüche‘ hatte man schon unter dem Herrn Innenminister und Oberbefehlshaber Himmler! – auf ‚Abstellungsurlaub‘.“

(hoffentlich  
ich komme) z. Zt. noch Rußland, 15.11.  
Ihr Lieben!

Anfang Dezember fahre  
ich in Urlaub! Es geschehen  
noch Zeichen und Wunder!  
Erwartet mich etwa um den  
10.12. in Köln. Hoffentlich ist  
Mutter da! Wir feiern also  
Weihnachten 1942/43 zusammen.  
Hoffentlich kommt nichts  
dazwischen. Urlaubsdauer  
21 Tage. Die Fahrt wird  
zwar kein Vergnügen, aber  
das sind Bagatellen gegen  
die Urlaubsfreuden!!

Dreiteiliger Brief Wortmanns vom 15. November 1942 (zwei Seiten Brief – siehe auch nachfolgende Seite - und Zeichnung „Ich komme!“ auf der vorherigen Seite), in dem er den Urlaub und die Fahrtdaten ankündigt. Allein Hin- und Rückfahrt von und nach Stalingrad hätten insgesamt 18 Tage in Anspruch genommen, der Urlaub an sich betrug üblicherweise 21 Tage, so auch in diesem Fall. Jedoch wurde ein paar Tage später eine Urlaubssperre verhängt, so dass Wortmann den Urlaub nicht antreten konnte. Die Briefe wurden von Wortmanns in Argentinien lebenden Schwester Rosemarie aufbewahrt, die diese im Jahre 2001 per Mail an die Verfasserin schickte.

Ich fahre 9 Tage hin und  
9 wieder zurück, also etwa  
2.12 Abfahrt, 10.12. Köln,  
31.12 Rückfahrt 9.1.43 wieder  
hier. Hoffentlich freut Ihr  
Euch auch.

Ringsdorff bittet für  
Vatrmachten um eine  
Päckchenmarke, ich habe  
keine mehr, gebt ihnen  
bitte eine.

Auf Wiedersehen!

Paul

Am 20. November 1942 schließlich musste Wortmann schweren Herzens einen weiteren Brief an seine Angehörigen senden, um ihnen von der Urlaubssperre zu berichten:

Orten, 20. 11. 42

Ihr Lieben!

Es wäre zu schön gewesen, ... und es hat nicht sollen sein.  
Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam heute über uns die Urlaubssperre. Also ist es aus mit Urlaub. Ich komme nicht.  
Es ist zum Weinen, ich bin in der richtigen Stimmung.  
Im 10. Tage sollte ich abfahren, im 20. wären wir zusammen gewesen, im 30. Tage hätten wir die schöne Weihnacht fest gefeiert. Alles Kacke.  
Das ist aber hohes, das ist der Dank! Wenn die Urlaubssperre so lange dauert, wie im letzten Jahre, so braucht Ihr vor Sommer nicht mit meinem Erscheinen rechnen! Es wird so sein, wie es allen älteren Kampfangehörigen gegangen ist: 21 oder noch mehr Monate ohne Urlaub! Diesmal war es die einzige Gelegenheit raus zu gehen zu tanzen und vor allem die Frau sieht, auf Urlaub zu

zu haben. Kannst du dir diese  
 Gelegenheit wieder kommen lassen.  
 Immerlich wie du Berichts  
 hatte ich mich bereits auf  
 dies einundzwanzig Tage  
 vorbereitet, meine schwarze  
 Hose tip top sauber gemacht,  
 Mantel gewaschen und den  
 Schlüsseln geputzt (nachts bei  
 Schloß) Schloß!

Ich ärgere mich weniger mei-  
 nerhalb, als vielmehr des we-  
 gen Weil! Ihr Euch in jeder  
 Sekunde auf ein baldiges Wieder-  
 sehen geehrt habt. Mir tut  
 deswegen Mut, leid und  
 Vater nicht müde.

Auf dem im nächsten  
 Jahre und wird nicht zu op-  
 timistische, Sperr ist Sperr  
 da gibt's kein plötzliches Er-  
 scheinen in der Heimat!

In der Hoffnung Euch alle  
 noch einmal gesund wieder  
 sehen zu können, bin ich  
 Euer treuer

Paul.

Zweiseitiger Brief vom 20.11.1942 (siehe Vorseite) von Paul Wortmann an seine Familie in Westfalen, in dem er ihnen die Streichung seines Heimaturlaubs zu Weihnachten aufgrund der wegen der Kesselschließung in Stalingrad befohlenen Urlaubssperre mitteilen muss.



Am 29. November 1942 sandte Paul Wortmann dann erneut einen Brief an seine Familie, dieses Mal mit Weihnachtsgrüßen und der obigen Zeichnung. Darin schreibt er u. a.: „Für mich ist es das zweite Weihnachten in der Fremde. Vor einiger Zeit lebte ich etwa eine Woche mit Urlaubsfreude und ich war sicher, dass ich Euch nicht schriftlich zum Feste zu beglückwünschen brauchte. ... Ihr feiert sicher irgendwo in einem stillen Ort in Westfalen und habt sicher alle Urlaub. Ich hatte mich so darauf gefreut, dabei zu sein! ... Es geht uns in diesen Tagen leider nicht so gut. ... Macht Euch aber nicht unnötig Sorgen, dank einiger aufgesparter Verpflegungsreserven leiden wir noch keine Not. Es ist aber anzunehmen, dass dieser Zustand nicht lange dauert. Ich kann Euch beim besten Willen nichts schicken, so gern ich das täte. Ich bin froh, wenn dieser Brief Euch erreicht! ...“ Am 30. November 1942 schickte Wortmann dann an jeden einzelnen (Vater, Mutter, Schwester und Bruder) einen Brief, zusammen mit einer Zeichnung, die für jeden passend gestaltet war. Sein letztes Lebenszeichen datiert „zwischen Weihnachten und Neujahr 1942“. Paul Wortmann gilt seitdem als in Stalingrad „vermisst“.<sup>4261</sup>

Auch Herr Heinze, der mit Glück Ende Dezember 1942 aus Stalingrad ausgeflogen worden war, hatte es nicht so eilig, sich nach seinem Genesungsurlaub sofort wieder an die Front zu begeben. Er erinnerte sich, dass er, nachdem er im Herbst von der Normandie als seinem nächsten Einsatzort erfahren hatte, sich mit einem Kameraden auf der Fahrt dorthin zusätzlich zwei Tage Zeit gelassen hätte. Zunächst besuchten die beiden eine Bekannte in Mülhausen und legten dann noch einen eintägigen Zwischenstopp in Paris ein. Dazu bemerkte der damalige Leutnant: „So genau konnte

<sup>4261</sup> Paul Wortmanns Briefe (ohne Zeichnungen) liegen in gedruckter Form vor, in: Ebert (Hg.): Feldpostbriefe aus Stalingrad.

das ja nicht kontrolliert werden.“<sup>4262</sup> Durch die bereits im Jahre 1943 aufgetretenen Schwierigkeiten des Reisens (Luftangriffe, Sabotage, Transportraummangel) war es möglich – zumal bei einem neuen Einsatz -, sich minimale Spielräume zu verschaffen. In diesem Fall war der eingeschobene „Sonderurlaub“ jedoch niemandem aufgefallen. Die Militärbürokratie hatte für die Betroffenen in der Regel zwar kein Verständnis, im Zweifelsfall konnten die Beschuldigten aber versuchen, für sich mildernde Umstände geltend zu machen. Schröder bezeichnet dieses Verhalten in seiner Arbeit als „Durchlavieren“.<sup>4263</sup> Einer seiner Zeitzeugen freute sich jedes Mal mit den Worten: „Geht alles vom Krieg ab!“ wenn es ihm, wie Heinze und Arp, gelungen war, dem Soldatenleben einen zusätzlichen Tag fernzubleiben.<sup>4264</sup> In der Militärsprache galt „das Streben, sich den Belastungen des Frontlebens möglichst weitgehend und möglichst geschickt zu entziehen, als ‚Drückebergerei‘.“<sup>4265</sup> Diesen Ausdruck auf die vorgenannten Geschichten anzuwenden, wäre jedoch übertrieben. Tucholsky bezeichnete es sogar als „[das Recht des einzelnen], sich im Kriege zu drücken, wo immer man nur kann – wie ich es getan habe und Hunderte meiner Freunde.“<sup>4266</sup> Weder Heinze noch Arp hatten ein schlechtes Gewissen wegen des selbst genehmigten Sonderurlaubs. In der Literatur lassen sich viele Hinweise auf diese gängige Praxis finden. Allein bei Schröder werden dazu etwa zehn Darstellungen zitiert.<sup>4267</sup>

Im Fall von Jörg Zink, der Ende 1943 zwischen zwei Fronteinsätzen Weihnachten zu Hause feiern wollte und daher drei Tage zu spät im Zug nach Frankreich, seinem neuen Einsatzort, saß, ging die Sache nicht so glimpflich aus:

„Am Heiligen Abend 1943 waren wir durch Hannover gefahren. Der Bahnhof war mit Christbäumen, Sternen und Kerzen geschmückt gewesen und hatte uns plötzlich daran erinnert, dass eigentlich Weihnachten war. Fest des Friedens. Eine Welt voll lichter Bilder hatte uns erfasst. Ein paar Freunde und ich hatten uns vom militärischen Transport getrennt und waren erst einmal nach Hause, nach Böhmen, Österreich und sonst wohin gefahren. Am 28. Dezember sollten wir uns in der Bretagne im Einsatzfliegerhorst melden. Das hatte Zeit. Drei Tage war ich zu Hause in Ulm und feierte Weihnachten. Am 27. Dezember wollte ich den Fronturlauberzug nach Paris besteigen, da standen im Waggon plötzlich zwei ‚Kettenhunde‘ vor mir. ... Sie blickten in meine Papiere, sahen meinen Umweg und die Lücke von drei Tagen in meinem Marschbefehl und nahmen mich fest.“<sup>4268</sup>

Für derartige Einstellungen fehlte der Militärbürokratie jegliches Verständnis. Zink wurde der Fahnenflucht beschuldigt, was für ihn das Todesurteil bedeutet hätte, redete sich jedoch erfolgreich heraus. Ähnlich wie Arp, versuchte er es mit einer Portion Mut und Abgebrühtheit. Er überzeugte den Kriegsgerichtsrat davon, dass der „deutschen

<sup>4262</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 478f.

<sup>4263</sup> Ebd., S. 476.

<sup>4264</sup> Ebd., S. 497.

<sup>4265</sup> Ebd., S. 476.

<sup>4266</sup> Tucholsky: Unser Militär! S. 400.

<sup>4267</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 476f., S. 479, Anm. 175; v. Plato: Der Verlierer, S. 23.

<sup>4268</sup> Zink: Sieh nach den Sternen, S. 13f.

Kriegführung [Folgen] dadurch entstehen, dass Sie mich hier festhalten.“<sup>4269</sup> Durch allerlei weitere selbstbewusste Anmerkungen wurde er auf den Weg in die Bretagne geschickt, musste sich dort jedoch erneut vor einem Kriegsgerichtsrat verantworten. Es gelang ihm, die Anklage wegen Fahnenflucht auf „unerlaubte Entfernung von der Truppe“ herunterzudefinieren und später sogar auf „Unterbrechung einer Dienstreise“, was letztlich mit acht Wochen Gefängnis bestraft wurde.<sup>4270</sup> Weniger „gewitzte“ Soldaten hätten in einer ähnlichen Situation wohl nicht so viel Glück gehabt wie Zink. Zum Thema Urlaub erzählte Herr Lützen: „Ich bin '42 aus Russland rausgekommen - im Juli, glaube ich, war das.“ Er kam in das katholische Lazarett Wasserburg und wurde von dort nach Herford entlassen. Gegen Jahresende bekam er sechs Wochen Urlaub. Dass er eine so lange Zeit zu Hause verbringen konnte, hatte jedoch mit sehr traurigen persönlichen Umständen zu tun, die er im Gespräch erklärte: „Und so habe ich viel Urlaub gehabt, weil meine Eltern ja gestorben waren.“ Sein Vater war von einem umfallenden Strommasten, der gerade gesetzt werden sollte, erschlagen worden. Nach einer kurzen Pause, ergänzte Herr Lützen: „Ich hab gedacht, dass der Krieg aus ist, aber das war nicht.“ Obwohl er sich eigentlich um den elterlichen Hof kümmern wollte, wurde er erneut als Soldat eingezogen. Aufgrund seiner an der Ostfront erlittenen Erfrierungen sollte er nun in Frankreich eingesetzt werden:

„Und da wurde ich eingekleidet, und dann kam ein Telegramm, dass meine Mutter auch tot war. Und der Kompaniechef, wat ich hatte, das war ein ganz patenter und da sagte er: ‚Wie viel Urlaub wollen Sie haben?‘ Das hatte er noch nie erlebt, dass beide Eltern auf einmal starben.“

Lützens Mutter war im Dezember 1942 der Multiplen Sklerose erlegen. Der Kompaniechef zeigte Verständnis für die schwierige Situation und gewährte zunächst drei Wochen Urlaub und erklärte: „Sie [können] noch nacheinreichen.“ Und dann kriegte ich noch eine Woche nach. Ich war vier Wochen zu Haus.“<sup>4271</sup>

Der Befragte Schramm, der sich 1943 in einem Lazarett im Elsass befand, machte sich während seines Aufenthaltes in der Schreibstube des Krankenhauses nützlich. Dies hatte den Vorteil, dass er sich selbst Urlaubsscheine ausstellen konnte, und zwar jede Woche, die der Vorgesetzte ebenso regelmäßig unterschrieb. Und es bedeutete auch, dass es jedes Mal Lebensmittelkarten gab, „sehr zur Freude meiner Familie,“ erinnerte sich der damalige Fallschirmspringer. Auf die Nachfrage, ob dies nicht aufgefallen sei, antwortete Herr Schramm: „Konnt' ich doch! War ganz offiziell.“ Es ist aber davon auszugehen, dass diese großzügige Handhabung nicht der Regel entsprach, und in einer Schreibstube *an der Front* kaum durchführbar gewesen wäre. Da Herr

---

<sup>4269</sup> Ebd., S. 14.

<sup>4270</sup> Ebd., S. 15.

<sup>4271</sup> Eine weitere Serie an Trauerfällen erlebte Lützen kurz nach dem Krieg, im Jahre 1946: Seine Frau und sein kleiner Sohn starben kurz hintereinander, innerhalb von sechs Wochen.

Schramm aber offiziell krank war und somit für den Kampf ausfiel, ist denkbar, dass der vorgesetzte Hauptmann in diesem Fall „ein Auge zudrückte“, zumal es sich um Reisen innerhalb des Reiches,<sup>4272</sup> also um eine relativ kurze Entfernung handelte. Häufig war es aber so, dass Nachbarn und Bekannte Anstoß daran nahmen, wenn manche Soldaten oft zu Hause waren. Kritik wurde besonders laut an „jungen und gesunden Soldaten, [die] seit Jahren in den Heimatgarnisonen Dienst versähen.“<sup>4273</sup> Von der Bevölkerung wurden sie schnell als „Drückeberger“ angesehen. Eltern, deren Söhne mehrere Jahre nicht nach Hause kamen, empfanden es als ungerecht, dass andere Soldaten, die sich in Frankreich, in der Heimat oder in einem heimatnahen Lazarett aufhielten, häufiger die Möglichkeit zum Heimaturlaub bekamen.<sup>4274</sup> Severloh, der erst Mitte Dezember 1943 nach einem Genesungsurlaub nach Frankreich verlegt worden war, erhielt bereits zwei Monate später, im Februar 1944, Heimaturlaub:

„Ja, und dann bin ich in Urlaub gefahren, am 6.6. war die Invasion, am 17.2.[44], mit 18 Tagen Urlaub. ... Na, 18 Tage war immer das Maß. Und ich bin auch nur deswegen in Urlaub gekommen, weil mein Chef in Urlaub fuhr. Ich musste ihm ja seinen Koffer tragen. Am 19.2., war [der] in Hannover, und ich habe ihn nur vom Bahnhof zu seiner Wohnung gebracht, und dann habe ich mich wieder in den Zug gesetzt und bin nach Hause gefahren. Und zurück hatte er einen Tag länger Urlaub als ich.“

Die Dienstvorschrift sah vor, dass alle Fronturlauber im geschlossenen Verband zu den Zügen gebracht wurden und sich innerhalb von 24 Stunden nach der Ankunft am Heimatort bei der Ortskommandantur zu melden hatten. Wie schon angemerkt, war während der gesamten Urlaubsdauer das Tragen der Uniform (ohne Waffen) Pflicht. Statt des Stahlhelms wurde eine Feldmütze getragen.<sup>4275</sup>

Wer in Urlaub fuhr, erhielt eine Urlaubsmarke, die den Soldaten dazu berechtigte, die Front zu verlassen<sup>4276</sup> sowie Marschverpflegung von der Feldküche. Die Urlaubsscheine wurden unterwegs von zwei so genannten „Kettenhunden“ kontrolliert.<sup>4277</sup>

Herr Golder berichtete, dass jeder Soldat seiner Einheit, der in Urlaub fuhr, zwei Flaschen Likör, eine Flasche Sekt und geräuchertes Fleisch<sup>4278</sup> käuflich erwerben konnte. In dem Schloss nahe Vierville-sur-Mer, das der Stab und die Funker bewohnten, hatten die deutschen Soldaten sogar eine Art Schnapsbrennerei eingerichtet. Golder, der im April 1944 in Urlaub fuhr, um zu heiraten, erklärt: „Bei uns wär' die

<sup>4272</sup> Das Elsass war im Juni 1940 vom Deutschen Reich annektiert worden.

<sup>4273</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 485, Anm. 184.

<sup>4274</sup> Ebd., S. 485.

<sup>4275</sup> Heeres-Dienstvorschrift 17, zit. in: Restloser Einsatz, S. 86.

<sup>4276</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 71.

<sup>4277</sup> Bernecker: Generation, S. 204.

<sup>4278</sup> „So wurde ein Schwein von unserm Feldkoch geschlachtet, zerlegt, gesalzen oder geräuchert. Je nach Wunsch packte der Urlauber die Hälfte oder ein Viertel vom Schwein für zuhause ein.“ Zit. in: Tewes: Besatzungszeit, S. 258.

Hochzeit aus'falle' in der Hinsicht praktisch, wenn ich nichts mitgebracht hätte.<sup>4279</sup> Golder erinnerte, dass jeder „'n gewissen Quantum [mitgenommen] hätte, so viel er tragen konnte.“ Man habe die Lebensmittel allerdings bezahlen müsse. Manche hätten ihr Geld allerdings beim Kartenspielen verloren: „Die konnten dann net so viel mitnehmen.“ Er sei „dreimal in Urlaub gewesen“, so Golder: im Januar und im Sommer 1943, und bekam darüber hinaus einen Sonderurlaub von 10 Tagen im April 1944 zur bevorstehenden Heirat. Ab Ende Mai habe wegen des auf deutscher Seite befürchteten alliierten Angriffs Urlaubssperre geherrscht, von der er ebenfalls betroffen gewesen sei, weil er der nächste sein sollte, der Erholungsurlaub erhalten hätte.<sup>4280</sup>

In Golders Falle hätte seine Hochzeit, so wie er sie sich vorstellte – mit Alkohol und einem entsprechenden Essen – auf bessere Zeiten verschoben werden müssen, da es im Reich schwierig war, derlei Kostbarkeiten zu beschaffen. Bamm, Arzt an der russischen Südfront, bestätigte: „In Deutschland war die Verpflegung knapp. Man musste sich also mit Lebensmitteln bepacken.“<sup>4281</sup>

Und auch Herr Gockel schrieb in seinen Erinnerungen:

„Jeder Heimaturlauber [aus Frankreich] konnte in der Kantine bis zu 30 Pfund Fleisch und einige Pfund Butter kaufen. Bei meinem Heimaturlaub im Februar 1944 konnte ich mit diesen, in der Heimat kaum vorstellbaren Fleisch- und Butterportionen, die auf Lebensmittelkarten erhältlichlichen, kleinen Portionen für meine Eltern und Geschwister für mehrere Wochen aufbessern.“<sup>4282</sup>

Bereits am 28. August 1939, vier Tage vor dem Überfall auf Polen, waren Marken für Lebensmittel und Güter des täglichen Bedarfs an die Bevölkerung ausgegeben worden. Nachdem Kakao, Eier, Brot, Mehl und Kartoffeln zunächst von der Zwangsbewirtschaftung ausgenommen worden waren, wurden mit zunehmender Kriegsdauer immer mehr Güter rationiert. Auch Käse, Kaffee, Eier, Kohle und Treibstoff sowie

<sup>4279</sup> Bereits drei Monate nach dem Beginn des Ostfeldzuges stellte ein amerikanischer Journalist fest, dass Nahrungsmittel in großen Mengen an die Osttruppe geliefert wurden, was in Deutschland eine rapide Verschlechterung der Lebensmittelsituation zur Folge hatte: „Ich möchte betonen, dass all diese Lücken [an Alkohol, Tabak, Kartoffeln, Kleidung, Gemüse, etc.] und totalen Ausfälle im [deutschen] Warenangebot sich nicht auf zweieinhalb Jahre Krieg verteilen. Sie traten *alle gleichzeitig* auf.“ Smith: Feind schreibt, S. 113.

<sup>4280</sup> Auf die Frage: „Hatten Sie mal Fronturlaub?“ antwortet der Zeitzeuge Siemers ziemlich erbost: „Nee, net einmal. Nein. Wie's soweit g'wesen is, dass ich Urlaub g'kriegt hätte, da is die Urlaubssperre komme', in Frankreich, in derer Gegend do.“ Nur ein Kamerad, dessen Vater gestorben war, habe in der Zeit, trotz der Urlaubssperre, Sonderurlaub erhalten.

<sup>4281</sup> Bamm: Unsichtbare Flagge, S. 186, berichtete, dass er „eine kaukasische Gans zweitausend Meilen weit in ein Dorf in Tirol“ transportierte, die er „in den gut geheizten Urlaubszügen ... außen am Wagen aufhängen musste. Vom Dampf der Lokomotive wurde sie vereist. An jedem Urlaubszug hingen auf jeder Seite vierzig bis fünfzig solcherart vereister Gänse.“ Vgl. FpBf Dr. Erich Weber, Jgg. 1911, Major/Stabsarzt am 4.11.1942 an seine Frau, in: Ebert: Feldpostbriefe, S. 24: „Heute kann ich Dir nun doch wieder mal ein bisschen was zur Bereicherung Deines Speisezettels schicken! 2 Dosen Öl-Sardinen, 1 Päckchen Käse, 100 g Schokolade und einige 'Gutzle!'“ Jedoch scheint der Major diese Dinge seinen eigenen Rationen und nicht „aus dem Lande“ entnommen zu haben.

<sup>4282</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 69.

Zigaretten waren bald nur noch auf Bezugsschein erhältlich.<sup>4283</sup>

Arp bestätigte Gockels und Golders Erfahrungen:

„Als ich in Urlaub fuhr einmal, da hatt' ich bestimmt bald zwei Zentner mit allem drum... oder anderthalb Zentner. Ich hab - nur 'n Beispiel - einen Zentner Weizen mir gekauft und den beim Müller auf Weißmehl umgetauscht. Das waren 60 Pfund schon. Dann hab ich... bekam jeder, der in Urlaub fuhr, Trockenfleisch und Trockenwürste von den Schweinen, die gezüchtet wurden. Dann hab ich mehrere Pfund Butter gekauft, ... [und] noch so paar Sachen. Ich hatt' also einen großen Rucksack und hatte zwei Taschen, die ich mir hatte machen lassen. Ich bin von der Mosel. Ich bin dann von Bullay bis Zell in einem durchgelaufen, mit allem drum und dran, noch abends – weiß ich. ... Ich habs aber [selbst getragen]!“<sup>4284</sup>

Aus seiner Sicht als amerikanischer Korrespondent in Nazi-Deutschland beobachtete Smith die schwer bepackten deutschen Urlauber und kommentierte:

„Ein zum Heimaturlaub eintreffender Soldat war ein toller Anblick. Neben seiner Kriegsausrüstung schleppte er Körbe, große Pappkartons und billige Koffer mit sich, die mit allen möglichen Delikatessen und Luxuswaren von der ‚Front‘ voll gestopft waren.“<sup>4285</sup>

Auch Lützen hatte Schwierigkeiten, sein Gepäck mitzuschleppen, das seinen Angaben zufolge hauptsächlich Spirituosen enthielt, die er von einem befreundeten Leutnant als Geschenk für einen zuvor erwiesenen Dienst (siehe Kap. 7.) erhalten hatte:

„Und da fuhr ich in Urlaub mit vier Koffern. Zwei hier auf 'm Nacken und zwei so, nur mit Cognac. Der war ja nicht teuer. Für hier zu Hause. Und der war von dem Pfundsker!“<sup>4286</sup>

In Frankreich konnte man einige Dinge, die in der Heimat schon lange nicht mehr erhältlich waren, noch bekommen, wenn auch manchmal erst nach längerem Suchen. Beispielsweise gelang es Herrn Gockel, für seine Schwestern Seidenstrümpfe zu besorgen. Andere Informanten gaben an, dass sie Füllfederhalter und Stoffe mit nach Hause nahmen. So erhielt auch Schmid aufgrund seiner bevorstehenden Heirat Sonderurlaub und hatte zuvor die von ihm in Frankreich erworbene Seide für das Brautkleid nach Hause geschickt. Auch Herr Thomsen hatte bereits für seinen Urlaub Geschenke eingekauft, die in Deutschland kaum noch zu bekommen waren, u. a. einen Hutstumpen für seine Großmutter, und meinte: „So was gabs ja in Deutschland nicht mehr.“ Dass es solche Artikel in Frankreich noch gab, liegt auch darin begründet, dass dort zu der Zeit kein Krieg geführt wurde und daher bestimmte (Luxus-) Waren noch erhältlich waren. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch in Frankreich Lebensmittel knapp und von Anfang an rationiert bzw. nur über Lebensmittel-

<sup>4283</sup> Schülerarbeitsgruppe am Goldberg-Gymnasium: Krieg und Wiederaufbau, S. 17 – 19.

<sup>4284</sup> Ähnlich kommentierte Golder die Unmengen an Lebensmitteln, die er von Frankreich nach Deutschland verbrachte: „[Ich war] so schwer [war ich beladen], dass es kracht' isch.“

<sup>4285</sup> Smith, Feind schreibt mit, S. 103.

<sup>4286</sup> Lützen hatte den Leutnant mehrfach betrunken in der Nähe seines Stützpunktes getroffen und ihn in den Bunker oder die Mannschaftsunterkunft gebracht, ohne Meldung zu machen. Für diesen Kameradschaftsdienst hatte sich der Leutnant anscheinend in Form von Cognac erkenntlich gezeigt.

karten erworben werden konnten. Franzosen konnten sich u. U. in ihrem eigenen Land diese Artikel nicht leisten, da sie ihren Verdienst für immer teurer werdende Zukäufe an Nahrungsmitteln – auch auf dem Schwarzmarkt - aufwenden mussten. Wehrmachtsangehörige erwarben Lebensmittel und Waren von ihrem Sold und profitierten dabei von einem im Verhältnis zum Franc äußerst günstigen Umtauschkurs.<sup>4287</sup>

Der Befragte Uhlmann ist der einzige, der etwas ausführlicher auf seinen Heimaturlaub zu sprechen kam. Zunächst bestätigte er die Erfahrungen der Frankreich-Urlauber Arp und Golder: „Für die Urlaubsreisen war ich immer ganz schön bepackt.“ Auch er erwarb in der Normandie vor seinem Urlaub vielerlei Dinge, die „in der Heimat kaum noch aufzutreiben war[en].“ Während Arp und Golder ihre zum Teil schweren Koffer und Taschen vollständig bis nach Hause transportieren konnten, hatte Uhlmann auf einer seiner Fahrten nach Hamburg soviel Gepäck bei sich, dass er es im Zug auf dem Gang stehen lassen musste.<sup>4288</sup> Beim Umsteigen in Rouen stellte er dann fest, dass der volle Koffer gestohlen worden war. Über die freien Tage zu Hause berichtete er, dass der Weihnachtsurlaub „vorverlegt“ worden sei, da er an den Festtagen selbst wieder nach Frankreich zurückkehren musste. Er habe sich während seines Aufenthaltes viel mit seinen Kindern beschäftigt und zu seiner Familie ein sehr herzliches Verhältnis gehabt. Trauer darüber, an Weihnachten nicht bei seinen Angehörigen sein zu können, findet sich in seiner Erzählung nicht.<sup>4289</sup> Auch den Versuch, dieses „hinzubiegen“ unternahm der Soldat nicht. Obwohl Uhlmann zu einer gewissen „Aufmüpfigkeit“ neigte, was sich in seiner Akte bereits mehrfach niederschlug, und er große Probleme hatte, sich bestimmten Vorgesetzten unterzuordnen, ging er im Soldatenberuf völlig auf und legte Wert auf korrektes Verhalten.

Otto Thalheimer gehört zu denen, die im Nachhinein bedauerten, nicht mehr aus ihrem Heimaturlaub gemacht zu haben. Er berichtete, dass er im Mai 1941 zum ersten Mal Urlaub bekam, zu Hause aber „nur guten Tag“ sagen konnte: „Da stand der Briefträger an der Tür, und ich musste wieder weg. Das ist mehrmals passiert.“ Später habe er sich gefragt: „Warum warst du so blöd?! Man hätte gut noch zwei, drei Tage blei-

---

<sup>4287</sup> Auch das Reich versuchte, sich diesen Vorteil zunutze zu machen: Im Kriegstagebuch des OKW heißt es: „An der Leistung der französ. Industrie hatte Deutschland ein vordringliches Interesse, da die Hälfte der wehrwirtschaftlichen Produktion, die dem Reich aus den besetzten und verbündeten Gebieten zufloss, aus Frankreich kam und die Zivilindustrie viele Artikel lieferte, die in Deutschland nicht mehr in ausreichendem Maße hergestellt wurden, da die Betriebe von der Wehrwirtschaft beansprucht wurden.“ Greiner/Schramm: KTB OKW 1940 – 1945. Erster Halbband IV/7: 1. Januar 1944 – 22. Mai 1945, S. 295.

<sup>4288</sup> Eine von Göring verkündete Maßnahme, der später so genannte „Schleppererlass“ erlaubte „die Mitnahme von gekauften Gegenständen durch Urlauber usw. ... Was der Soldat tragen kann und was zu seinem persönlichen Gebrauch oder für seine Angehörigen bestimmt ist, soll er mitnehmen dürfen.“ Aly: „Hitlers zufriedene Räuber“, zit. n. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 147.

<sup>4289</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 489 – 492.

ben können, aber damals dachte ich, du musst unbedingt zurück.“<sup>4290</sup> Auch Arnulf Weiß erwähnte, dass er aus dem Urlaub zurück an die Front beordert wurde. Ob es wirklich die Möglichkeit gegeben hätte, der Aufforderung zur sofortigen Rückkehr in den Soldatendienst erst ein paar Tage später nachzukommen, ist möglich, wäre aber wohl für den einzelnen nicht ohne Risiko gewesen und hätte einer plausiblen Erklärung bedurft.

Der Fallschirmspringer Claus Kowalski bekam noch am 4. Juni 1944 einen zehntägigen Hochzeitsurlaub zugesprochen und reiste am Abend des 5. Juni 1944 aus der Normandie in Richtung Heimat ab. Dies ist insofern bemerkenswert, weil dem Informanten Thomsen, wie zuvor geschildert, der Urlaub im letzten Moment (ebenfalls am 4. Juni 1944) gesperrt wurde. Kowalski berichtete im Interview, dass der Regimentskommandeur ihn mit den Worten verabschiedet hatte: „Sie fahren sofort auf Urlaub – 10 Tage. Und dann kommen Sie wieder hierher, damit Sie da sind, wenn die Amerikaner kommen.“ Herr Kowalski betonte auf Nachfrage, dass sein Vorgesetzter ihm dies *wörtlich* so gesagt habe. Zweifel an dieser Aussage sind berechtigt, zumal in den meisten Zeugenaussagen immer vom „Engländer“ gesprochen wird. Die Engländer wurden in erster Linie, auch aufgrund der geographischen Nähe, von den Deutschen erwartet. Denkbar ist, dass Kowalskis Kommandeur, ebenso wie einige Generale der deutschen Führung, davon ausging, dass der alliierte Großangriff nicht vor der russischen Sommeroffensive beginnen würde, weil dies die Mehrzahl der Agentenmeldungen behauptete.<sup>4291</sup> Dass diese Einschätzung aber von den meisten Kommandeuren so nicht geteilt wurde, zeigt die Verhängung von Urlaubssperren im Falle Thomsens, Siemers und Gockels. Trotz allgemeiner Urlaubssperre, bestand im Heiratsfall die Möglichkeit einer Ausnahme, wie das Beispiel Kowalskis und ein weiteres Beispiel in der Literatur belegen.<sup>4292</sup> Im Falle Kowalskis besteht eine weitere Auffälligkeit jedoch darin, dass er nicht am 6. Juni sofort wieder in den Soldatendienst zurückgerufen wurde. Denn Weiß berichtete im Interview, er habe während seines Urlaubs sofort ein Telegramm bekommen und musste sich unverzüglich wieder zu seinem Einsatzort in die Bretagne begeben. Kowalski bekam, nach seinen Angaben, sogar drei Wochen frei, heiratete erst am 10. Juni 1944 und fuhr im Anschluss daran noch nach Dresden „auf Hochzeitsurlaub“. Auf entsprechende Nachfrage antwortete er: „Wenn man Urlaub

<sup>4290</sup> Thalheimer, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 294.

<sup>4291</sup> Ryan: Der längste Tag, S. 19.

<sup>4292</sup> Walter (2) am 15.4.1945, in: Restloser Einsatz, S. 155: „Ihr werdet wohl darüber den Kopf schütteln, dass ich in diesen Zeiten, vielleicht in den letzten und schwersten Minuten unseres großen Ringens nochmals nach Hause fahren konnte. Wenige Ausnahmefälle gibt es doch immer wieder. Trotz allgemeiner Urlaubssperre trat ich daher Ende März die Fahrt ins Reich an. ... Als Feldunterarzt war ich im Kriegslazarett 2/533 tätig, und hier ereignete es sich auch. Eine Schwester der chir. Abteilung hatte es mir angetan und nach wenigen Wochen schon war ‚Sie‘ der ‚Ausnahmefall‘. ‚Heiratsurlaub!‘“

hatte, hatte man Urlaub. [Auch] im Ernstfall.“ Dass dies so nicht zutrifft, belegen andere Beispiele in diesem Abschn. und in der Literatur.<sup>4293</sup> Im Falle des Heiratsurlaubs scheint es – auch für den Ernstfall – eine Ausnahmeregelung gegeben zu haben.

Der an der Ostfront eingesetzte Soldat Heinz Meier führte aber auch Nachteile des Heimaturlaubes an. Ihm graute vor der Abschiedstunde in der Heimat, „in dem Bewusstsein, [wieder] in dieses elende Russland zu fahren, da bleiben wir lieber so lange, bis der ganze Krieg hier im Osten sein Ende gefunden hat.“<sup>4294</sup> Meier empfand es zudem als Enttäuschung, dass seine Einheit nach einem Lehrgang in der Heimat im Sommer 1944 inzwischen einen Stellungswechsel vollzogen hatte und er mehrere Wochen lang hin- und hergeschickt wurde, bis er schließlich als Schirrmeister vorübergehend bei einer anderen Batterie unterkommen konnte.<sup>4295</sup>

„Urlaubsstimmung und das Gefühl, dem Krieg für einige Zeit entronnen zu sein,“<sup>4296</sup> waren das eine, die oftmals schwierige Wiedereingewöhnung nach einem Urlaub in das Frontleben das andere. So berichtete Kurt Rescher nach mehrmonatigem Lazarettaufenthalt und anschließendem Genesungs- und Erholungsurlaub, der ihn jedoch zunächst nicht an die Front, sondern in eine Kaserne nach Dresden führte, in einem Brief an seine Frau: „Einen leisen Graul hatte ich vor der so lange entbehrten Kasernenluft und ich habe mich noch längst nicht daran gewöhnt.“<sup>4297</sup> Er stellte im Vergleich dazu fest: „An die Urlaubszeit und die damit zusammenhängenden Annehmlichkeiten brauchte man keine ‚Gewöhnung‘, aber erst jetzt weiß man voll zu schätzen, was man in den vier Wochen gehabt hat.“<sup>4298</sup>

Manch anderer Soldat kehrte ebenfalls mit gemischten Gefühlen an die Front zurück, wie beispielsweise Schüßler, der meinte: „Man weiß ja nie, ob man jeweils wieder eine ‚Rückfahrkarte‘ bekommt.“<sup>4299</sup>

Auch die Angehörigen wurden von solchen Ängsten geplagt. So berichtete der damalige Soldat, Ernst Priebatsch, von seinen sorgenvollen Eltern, deren Beruhigung

<sup>4293</sup> Vgl. Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 73: „Ich werde schon am zweiten Tage telefonisch auf das Generalkommando nach Posen bestellt und rätsele, was es geben könnte. Ein hagerer Monokelträger, ein Oberst seines Zeichens empfängt mich und gibt mir bekannt, dass ich mich unverzüglich an die Front zurück zu begeben habe. ... Als ich den Herren um eine nähere Erläuterung bitte, ... antwortete er kühl, dass er das nicht wisse und ich den Befehl sofort zu befolgen hätte.“ Meier: Es ist so kalt, FpBf, 8.11.1939, S. 55f. „Seit gestern munkelt man auch wieder von Stellungswechsel. ... Auch wurden die Urlauber wieder zurückgerufen, was natürlich peinlich ist.“

<sup>4294</sup> Meier: Es ist so kalt, S. 170, FpBf, 10.12.1941.

<sup>4295</sup> Ebd., S. 322f., Brief v. 3.8.1944.

<sup>4296</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 315.

<sup>4297</sup> Rescher: Heimat!, S. 127, FpBf Reschers v. 16.06.1943 an seine Frau.

<sup>4298</sup> Vgl. ebd., S. 116. Dort berichtete Rescher TB, 23.1.1943, allerdings doch von einer gewissen Umstellung, die es für ihn bedeutete, nach langem Einsatz an der Ostfront in einem Heimatlazarett mit weißen Betten, ruhiger Atmosphäre und bester Verpflegung zu liegen, so dass er zunächst nicht sehr gut schlief (siehe Abschn. 5.8).

<sup>4299</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 74.

einen Großteil der Urlaubsgespräche in Anspruch nahm. Sein Vater empfing ihn nach seiner Genesung von einer schweren Rückenverletzung und der Beförderung zum Leutnant und weiterer Kriegsauszeichnungen mit „Stolz und Angst“, eine Atmosphäre, die seinen Urlaub geprägt habe. Der Vater zeigte sich beunruhigt, „ob ich das alles heil überstehe“, so Priebatsch.<sup>4300</sup> Seine Mutter, Jgg. 1875, versuchte er vergeblich „zu beruhigen und ihr eine Sicherheit zu geben, von der er weiß, dass es sie nicht gibt,“ so Schüddekopfs Kommentar. Sie erlitt einige Monate später einen Schlaganfall, „für Ernst Priebatsch die Folge ihrer immerwährenden Furcht um die beiden Söhne ...“<sup>4301</sup>

Für Bernecker bedeutete das Urlaubsende den „brutalen Wechsel in eine andere Welt“<sup>4302</sup>. Er benutzte diese Worte, weil er den Krieg bisher in der Etappe „nur am Rande der Hölle erlebt“ hatte, nun aber an den schweren Rückzugskämpfen an vorderster Front teilnehmen musste, die mit der Großoffensive im Osten, am 22. Juni 1944, dem dritten Jahrestag des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion, begonnen hatte.

Im Urlaub versuchte so mancher, den Krieg Krieg sein zu lassen. Dies hatte mehrere Gründe, wie auch den nachfolgenden Ausführungen zu entnehmen ist. Zunächst einmal bedeutete Heimaturlaub für die meisten Soldaten, die vorher an der Ostfront waren, die Hoffnung, Ruhe vor dem Krieg und seinen Schrecklichkeiten zu haben und die Bilder zumindest für die kurze Zeit zu Hause vergessen zu können.<sup>4303</sup> Hinzu kommt sicher auch, Freunden, Partnern und Familienangehörigen, die kaum Vorstellungen vom Frontalltag hatten, auch deshalb nichts mitteilen zu können, weil das gemeinsame Erleben fehlte. Dazu schrieb der Soldat „Willi“ am 7. Mai 1942 seinen ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschülern in das gemeinsame Rundbuch:

„In der Heimat kann man sich überhaupt keine Vorstellung über die Zustände in Russland machen, wenn man aber einige Monate drin war und nichts anderes mehr als Dreck kennt, dann kommt man sich die ersten Tage wieder in Deutschland wie neugeboren, wie in einer andern Welt vor. Man kann es gar nicht fassen, es ist alles so licht, so sauber, so geordnet und schön ... so deutsch. Man musste tatsächlich erst in Russland gewesen sein, damit einem richtig die Augen aufgehen wie einzig schön und unvergleichlich herrlich unsere deutsche Heimat ist.“<sup>4304</sup>

Vor allem im Vergleich zu den Verhältnissen in der Sowjetunion, wussten die meisten die deutsche Heimat noch mehr zu schätzen. Willi ergänzte dazu in seinem Brief v. 7. Mai 1942: „Russland ist weit, unendlich weit, grau, freudlos und schwerfällig. Hier

<sup>4300</sup> Priebatsch, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 77.

<sup>4301</sup> Ebd.

<sup>4302</sup> Bernecker: Generation, S. 209.

<sup>4303</sup> Dass dies auch in der Heimat, vor allem in den größeren Städten, aufgrund von Bombenangriffen und Zerstörungen von Häusern, Straßen und Infrastruktur und Verlusten von Angehörigen nicht immer ohne weiteres möglich war, klang bereits bei Summ, Ritter, Esser, Kramer und Heinze an.

<sup>4304</sup> Rundbucheintrag v. „Willi“, 7.5.1942, in: Restloser Einsatz, S. 65.

mutet alles frisch, lebendig und wunderbar abwechslungsreich an.“<sup>4305</sup>

Auch sein ehemaliger Mitschüler „Teddy“ schrieb am 11.2.1942 im Heimaturlaub einen Eintrag mit einem ähnlichen Wortlaut in das Rundbuch:

„Die Urlaubstage waren natürlich herrlich ... Man genießt noch einmal mit allen Fasern des Herzens, wenn man weiß, es heißt Abschied nehmen. Der Schnee, die winterliche Landschaft, der Himmel am Morgen oder am Abend, dies alles sind Dinge, die uns Heimat bedeuten. Eine Heimat, für die es sich lohnt, hinauszuziehen und alles einzusetzen.“<sup>4306</sup>

Knapp eineinhalb Jahre später schrieb Teddy am 17. Juni 1943 erneut ins Rundbuch:

„So war es einer der erhabensten Augenblicke in meinem bisherigen Leben, als ich nun wieder durch deutsches Land fuhr, deutsche Menschen sah. Bis in die Nacht hinein stand ich am Fenster des D-Zuges und nahm das immer vertrauter werdende Bild der Heimat in mich auf.“<sup>4307</sup>

Den weiteren Ausführungen Teddys ist zu entnehmen, dass er nach zwei Jahren an der Ostfront genug hatte vom Krieg.<sup>4308</sup> In seinem Brief überhöhte er die deutsche Heimat und alles, was deutsch war, nachdem er das hässliche Gesicht des Krieges auf der Krim und in Leningrad gesehen hatte. Je mehr Schreckliches ihm vor Augen geführt worden war, desto vertrauter und erstrebenswerter erschien ihm das Leben in der Heimat. In seinen Einträgen findet sich kein Wort über die Zerstörungen deutscher Städte. Auch die wenig komfortable Reise in den meisten Urlauberbüsen von der Ostfront wurde ausgeblendet. Dagegen wies Bernecker auch auf die auf dem Hin- und Rückweg lauenden Gefahren hin, dass der Lok „zwei Pritschenwaggons mit Kies und Sand beladen [folgten] wegen der Minen. Am hinteren Ende der Wagen [folgten] ‚Flakser‘ [Fliegerabwehrsoldaten] und ein ... Vierlingsflakgeschütz.“<sup>4309</sup>

Wesentlich prosaischer und dazu romantisch-verklärend, verfasst in der dritten Person, mutet ein Brief von Hans Steißlinger an, den dieser am 1. November 1941 während seines Heimaturlaubes in das gemeinsame Kriegsrundbuch der Mitschülerinnen und Mitschüler des Abiturjahrgangs 1940 schrieb, und der die Reflexion zweier Kriegsjahre, darunter mehr als vier Monate an der Ostfront beinhaltet:

„Und er lebt und ist zu Hause und erst jetzt weiß er für was sie kämpfen, all die vielen, Russland hat es ihm gezeigt. Ja, für das, dass er jetzt hier sein kann, zu Hause, für seine Heimat, für seine Menschen hat er alles gelitten. Für das Leben, das Sein des Volkes. ... Hans steht auf dem Felsen und lässt sich den Abendwind durch die Haare fahren. Tief atmet er die Luft der Heimatlandschaft. Er ist so glücklich und möchte alles umarmen. Schöner hat er nie das Leben gefühlt.“<sup>4310</sup>

<sup>4305</sup> Ebd.

<sup>4306</sup> Eintrag v. „Teddy“, 11.2.1942, in: ebd., S. 61, 63.

<sup>4307</sup> Ebd., S. 105.

<sup>4308</sup> Ebd.

<sup>4309</sup> Bernecker: Generation, S. 206f.

<sup>4310</sup> Steißlinger, 1.11.1941: Restloser Einsatz, S. 43; vgl. Daser, 10.11.1941, in: ebd., S. 51, aus einem Heimatlazarett nach 4 ½ Monaten als Soldat an der Ostfront: „Diese blühenden Auen, diese deutschen Männer, Frauen und Kinder, diese sauberen Häuser und Bauern-

Der Anblick der Heimat trug auch bei anderen, bereits genannten Briefeschreibern dazu bei, sich für das eigene, als erhaben empfundene Land, einzusetzen. Bei Urlaubern, die bereits an der Ostfront waren, und den Kontrast zwischen Sowjetunion und Deutschland noch deutlicher empfanden, verstärkte sich das Gefühl, dass die deutsche Heimat den Einsatz und jedes Opfer lohnt.<sup>4311</sup> Ein im als idyllisch und sauber empfundenen Deutschland verbrachter, von Luftangriffen ungestörter Heimaturlaub führte bei manchen dazu, dass der Drang zur (Ost-)Front nach den angenehmen Tagen zu Hause nicht sehr groß war. So schrieb ein Soldat an seine Mitschülerinnen und Mitschüler Ende November 1942 in das Rundbuch: „... ich bin augenblicklich in Urlaub, aber leider sind von den drei Wochen nur noch wenige Tage geblieben.“<sup>4312</sup> Nach mehrwöchigem Heimaturlaub fiel die Abreise in Richtung Ostfront auch anderen deutschen Soldaten oft schwer. In einem Brief v. 7. Mai 1942 schrieb „Willi“ an seine ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschüler in das Rundbuch:

„Könnt Ihr Euch vorstellen, was das für ein Gefühl ist, wenn man 14 Tage herrlichsten Urlaubslebens hinter sich hat und nun wieder mit realer Nüchternheit Abfahrtsgedanken wälzen muss? Noch 48 Stunden und ich sitze wieder im Zug und brause mit Volldampf dem ‚gelobten Land der Läuse‘ zu. Keine Minute zu früh möchte ich wieder an die ‚schönen Dinge‘ und ‚Annehmlichkeiten‘ des Russenparadieses erinnert werden, früh genug komme ich wieder in den Schlamm rein, darum wird jede Urlaubsminute bis zum äußersten ausgenutzt.“<sup>4313</sup>

Stimmung und Atmosphäre im Urlaub konnten im Laufe der Jahre einem Wandel unterliegen, wie Fischer auffiel. In seinem ersten Heimaturlaub, den er nach der Besetzung Frankreichs 1940 erhielt – er hatte ebenfalls am Polenfeldzug teilgenommen –, fühlte er sich „wie ein Olympiasieger“<sup>4314</sup> (s. auch Abschn. 5. - 5.2). Seiner Beschreibung zufolge befand sich die ganze Familie in dieser Zeit zu Hause in Feststimmung: „Mein Bruder Albert trudelte ebenfalls als Urlauber ein. Man traf sich mit Nachbarn, Freunden und Zufallsbekannten und immer wurde gefeiert.“<sup>4315</sup>

Zweieinhalb Jahre später hatte bei Fischer bereits Ernüchterung über den Krieg Einzug gehalten. Er berichtete aus seinem Weihnachtsurlaub 1942:

„Nur wenige Optimisten glaubten noch an einen Sieg. Von dieser tristen Lage war auch der Weihnachtsurlaub zuhause überschattet. Ich traf nur wenige andere Urlauber. Viele von meinen Freunden waren gefallen oder steckten in irgendwelchen Lazaretten und Genesungskompanien. Die anderen waren an der Front. Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Im Reich zu sein, während draußen der Krieg weiterging, war für mich ein neues Lebensgefühl und nicht unbedingt ein besseres. Wenige Urlaubstage, meist noch unter dem Eindruck turbulenter Erlebnisse stehend, das war etwas anderes, als wenn man seit Wochen inmitten der Normal-

---

höfe. Wie ist unser Deutschland schön. Noch nie habe ich dies so stark empfunden.“

<sup>4311</sup> Vgl. der bereits genannte Brief von „Teddy“ v. 11.2.1942, in: ebd., S. 63.

<sup>4312</sup> Rundbucheintrag v. Otto, 20.11.1942, in: ebd., S. 87.

<sup>4313</sup> Bf. v. „Willi“, 7.5.1942, in: ebd., S. 63.

<sup>4314</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 84.

<sup>4315</sup> Ebd.

bevölkerung lebte und wusste, dass sich das auch in den nächsten Monaten nicht ändern würde.“<sup>4316</sup>

Fischer war mit seiner Division nach seinem Einsatz an der Ostfront nach Frankreich zur Auffrischung verlegt und von dort aus zu einem Zugführerlehrgang empfohlen worden. Seine Kameraden wurden nach Afrika verlegt und hatten dort schwere Abwehrkämpfe zu bestehen, viele deutsche Soldaten gerieten in amerikanische Gefangenschaft. Zur selben Zeit befanden sich die 6. Armee und weitere deutsche sowie verbündete Einheiten im Stalingrader Kessel. Nicht nur das schlechte Gewissen belastete ihn, sondern auch „Verständigungsschwierigkeiten mit den Zivilisten“. Dies waren zum einen „Heldenverehrer“,<sup>4317</sup> die uns anerkennend auf die Schulter klopfen und uns versicherten, dass sie an der inneren Front ihre Pflicht taten,“ und die er „zum Abgewöhnen“ fand, weil sie an den Endsieg glaubten und durchblicken ließen, „dass der Führer noch eine Geheimwaffe in petto habe.“<sup>4318</sup> Zum anderen gab es Leute, „die ihre Skepsis nicht aussprachen, aber ständig mit sich herumtrugen.“ Fischer glaubte sogar, „bei ihnen einen Vorwurf, uns Soldaten gegenüber zu spüren, als ob wir den Krieg gewollt oder zu verantworten hätten.“<sup>4319</sup> Daneben gab es den „Propagandarummel“ aus Schlagzeilen, Wehrmachtsberichten und Phrasendrescherei, den niemand mehr ernst nahm.

Noch augenscheinlicher wurde für Fischer die im deutschen Reich noch häufiger anzutreffende Weltfremdheit, mit der er Anfang Oktober 1944 konfrontiert wurde, als er für ein paar Tage auf Heimaturlaub kam: „Ich merkte Tag für Tag mehr, wie wenig ich davon wusste, was zuhause vor sich ging. Ich kam wie von einem anderen Stern. Auch die ‚Sprache‘ war hier noch eine andere.“<sup>4320</sup> Letzteres bezieht sich auf Durchhalteparolen und Reden vom Endsieg, an den Fischer, der mit seiner Kompanie den deutschen Rückzug vom Balkan vorbereitete, schon längst nicht mehr glaubte.

---

<sup>4316</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 186f.

<sup>4317</sup> Thalheimer, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 315, hatte diesbezüglich keine gute Erinnerung an einen seiner Heimaturlaube. Der Ortsleiter der NSDAP hatte ihn, den Fähnleinführer und Frontsoldaten, der bis dahin als einziger im Ort mit dem EKI ausgezeichnet worden war, am Heldengedenktage auf dem Dorfplatz als „Helden“ präsentiert, so dass Thalheimer sich genötigt sah, ein paar Worte zur Dorfgemeinschaft zu sprechen. Es war auch nicht unüblich, dass Fronturlauber im Lokalblatt angekündigt wurden. Vgl. ähnliche Szene im ARD-Fernsehfilm „Die Frau des Heimkehrers“ (Sendetermin: 3.3.2006, 20.15 – 21.45 Uhr, Hauptdarsteller: Christine Neubauer, Timothy Peach) ab. Auch hier war es dem auf Urlaub von der Ostfront Heimkehrenden sichtlich unangenehm, von einer Gruppe „Hitlerjungen“ begrüßt zu werden.

<sup>4318</sup> Ebd., S. 187.

<sup>4319</sup> Ebd.

<sup>4320</sup> Ebd., S. 219.

*Zusammenfassung:*

Gemäß der eingangs formulierten These, sind alle hier erwähnten Urlaubsbegebenheiten wegen ihrer Besonderheit von den Informanten mitgeteilt worden.

Aus den sehr unterschiedlichen Hinweisen in Bezug auf den Urlaub, wird deutlich, dass er, als einzige Erholungsmöglichkeit und Gelegenheit für ein Wiedersehen von Angehörigen und Freunden, von elementarer Bedeutung für die Soldaten war. Auch in den Feldpostbriefen nahm der nächste Heimaturlaub „im Denken aller eine zentrale Rolle ein ...“<sup>4321</sup> Alle Interviewpartner wurden danach befragt, ob sie während des Krieges Urlaub bekommen hatten. Manche beantworteten dies jedoch nur mit einem kurzen „Ja“, und kommentierten die Frage nach dem Verlauf der freien Tage kaum: „Wie soll das da gewesen sein!?“ Herr Severloh erwähnte beispielsweise lediglich – siehe oben –, dass er im Februar 1944 „18 Tage Erholungsurlaub“ gehabt habe. Nur die Umstände der An- und Abreise und der Urlaubsgrund („weil mein Chef auch in Urlaub fuhr“) wurden kurz genannt. Angaben über den genaueren Verlauf des Heimaturlaubs erfolgten überhaupt nur dann, wenn es während dieser Zeit besondere Vorkommnisse gab. Der Krieg spielte im Urlaub, aus den eingangs erwähnten Gründen, kaum oder gar keine Rolle. Sich einmal Abstand von der Frontrealität zu verschaffen, schien für die meisten im Vordergrund zu stehen. Andere wiederum meinten wohl, man könne oder wolle den Angehörigen oder Bekannten nicht erzählen, wie es „draußen“ aussieht.<sup>4322</sup> Ein Zeitzeuge formulierte das so: „Vom Krieg kann man schlecht erzählen.“<sup>4323</sup>

Jedoch wurden einige der Befragten auch in ihrem Urlaub von den Kriegswirren eingeholt. Besonders betraf das diejenigen, die in oder nahe größerer Städte wohnten.<sup>4324</sup> Sie erlebten zunehmend die Ausweitung des Krieges auf die „Heimatfront“ mit und erfuhren die daraus resultierende Belastung („Bombenurlaub“) oft als größer als diejenige im Kampfeinsatz. Diese Soldaten verließen die Heimat wieder, ohne den Urlaub wirklich „als eine Pause vom Krieg empfunden“<sup>4325</sup> zu haben. Wieder an der Front waren sie oft in großer Sorge um ihre Angehörigen, vor allem

---

<sup>4321</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 77.

<sup>4322</sup> „Adju“, 17.8.1943, in: Restloser Einsatz, S. 125: „Viel erzählen will ich auch nicht. Erstens habe ich Urlaub und zweitens keine Lust.“

<sup>4323</sup> Schüßler: Vorwärts, Kameraden, S. 73, wurde, seinen Aufzeichnungen zufolge, von seinen Angehörigen gebeten, „immer nur vom Endsieg [zu berichten].“ Er musste seine Familie damit trösten, dass es da „leider so wenig zu erzählen“ gebe.

<sup>4324</sup> Aber nicht nur die Bombardierungen an sich erschütterten die Städter und machten sie obdachlos, auch die Schäden, die die alliierten Luftangriffe hinterlassen hatten, zeugten vom Ausmaß der Zerstörung. Auch die Nahrungsmittelknappheit machte sich dort spürbar bemerkbar. Vgl. ebd.: „Hier [in Posen] ist noch keine Not an Lebensmitteln wie in den Städten. Die Bauern sind zufrieden, sie werden von der Regierung hofiert und keiner möchte z. Zt. Städter sein.“

<sup>4325</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 163.

dann, wenn sie im Wehrmachtbericht oder von anderen Kameraden, die aus dem Urlaub zurückkehrten, hörten, dass erneut Luftangriffe auf ihre Heimatstädte geflogen worden waren.<sup>4326</sup> Allerdings nahmen die Ereignisse in ihrer direkten Umgebung die Soldaten oft derart in Anspruch, dass sie sich nur zeitweilig mit den Vorkommnissen in ihrer Heimat beschäftigen konnten.

Weiterhin kann festgehalten werden, dass Soldaten, die in Frankreich stationiert waren, bis Ende April 1944 häufiger Urlaub bekamen als ihre Kameraden von der Ostfront. Dies mag einerseits damit zusammenhängen, dass in Frankreich bis Juni 1944 keine Kampfhandlungen stattfanden, und die Männer im zunächst eher ruhigen Westen daher eher abkömmlich waren. Andererseits ermöglichte die Nähe Frankreichs zum Reich eine kürzere Anreise als vom Osten aus, so dass den Wehrmachtangehörigen wohl auch aus diesem Grund häufiger der ihnen zustehende Urlaub gewährt wurde. Auch konnten die Soldaten ihre Familie durch die Zuführung von Lebensmitteln und Luxusartikeln aus Frankreich, die in der Heimat kaum noch oder gar nicht mehr erhältlich waren, beträchtlich unterstützen. Aus dem Osten war es den Urlaubern, je nach Einsatzgebiet, in einigen Fällen möglich, Geflügel in die Heimat mitzubringen. Auch aus Gründen der Verderblichkeit, der ärmeren Verhältnisse, in denen die Russen lebten sowie der langen Transportwege, mussten sich die Soldaten auf einige wenige Mitbringsel beschränken.

Frankreich-Urlauber erwähnten aber nicht nur das meist mit Lebensmitteln voll gestopfte Gepäck, sondern auch das manchmal nicht ganz einfache Beschaffen dieser Ware. Sehr selten kam im Interview aber der Urlaub an sich zur Sprache, es sei denn, es gab besondere Vorkommnisse innerhalb der Familie (Heirat, Todesfall, Fronturlaub der Brüder, Klassentreffen). In den meisten Fällen wurde das „Drumherum“ von den Zeitzeugen für interessanter gehalten als der eigentliche Urlaub und war deshalb aus ihrer Sicht erzählenswert.<sup>4327</sup>

Festzuhalten ist auch, dass der Urlaub umso mehr genossen wurden und die Urlaubswochen umso kostbarer waren, je länger die Soldaten darauf hatten warten müssen. Das galt vor allem für Soldaten an der Ostfront, und dort wiederum hauptsächlich für unverheiratete und ganz junge Soldaten. In diesem Zusammenhang ist ebenso auffällig, wie wenig Zeit den meisten Wehrmachtsangehörigen im Krieg blieb, um diese mit ihren Familien zu verbringen: einige sahen ihre Heimat gerade einmal für

---

<sup>4326</sup> So bat Willy P. in einem Brief an seine Verlobte v. 5.10.43: „Wenn es so weitergeht [mit den Luftangriffen auf München], dann schicke mir bitte gleich immer ein Telegramm, denn es ist fürchterlich, hier so hinwarten zu müssen.“ In: Jasper: *Zweierlei*, S. 113. Willy P. war auch deshalb derart in Sorge, weil er während seines Heimaturlaubs im August 1943 selbst die Luftangriffe auf München erlebt hatte.

<sup>4327</sup> Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangte auch Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 474f.

drei Wochen im Jahr,<sup>4328</sup> andere hatten aufgrund widriger Umstände ihre Angehörigen mehrere Jahre nicht gesehen, bevor sie aus Krieg und Gefangenschaft heimkehrten.

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass der Urlaub den Wehrmachtsangehörigen in der Theorie zwar zustand, in der Praxis aber deshalb noch lange nicht gewährt wurde. Deutlich wurde, dass es keine Gleichbehandlung aller Soldaten gab, sondern eine Bevorzugung gewisser Personen und eine Benachteiligung anderer. Es handelte sich – je nach Kriegslage, aber auch nach den „Launen“ oder Vorlieben der Vorgesetzten – um ein recht willkürliches, teilweise ungerechtes Vergabesystem. Gerade für den Osten ist festzustellen, dass der theoretisch zustehende Urlaub in manchen Jahren überhaupt nicht gewährt wurde, weil es die Frontlage nicht zuließ oder zunächst andere Soldaten den Vorzug erhalten hatten. Dies ging vor allem zu Lasten der ledigen Kameraden, die häufig zuletzt an die Reihe kamen und manchmal erst nach zwei Jahren oder noch später in die Heimat fahren konnten.

Auch war es möglich, dass ein bereits gewährter Urlaub, aufgrund der Kriegslage, wieder zurückgenommen wurde (Thomsen und Wortmann) oder ein Heimaturlauber per Telegramm aus der Heimat wieder an die Front berufen wurde, obwohl sein Urlaub offiziell noch gar nicht beendet war, wie dies etwa bei Weiß der Fall war.

Keiner der Informanten berichtete über ein Gefühl der Fremdheit während des Heimaturlaubs, von denen häufiger in der autobiographischen Literatur die Rede ist. Ob sie sich nicht an dieses Gefühl erinnern oder es bei ihnen nicht aufkam, kann hier nicht beurteilt werden. Wohl aber wurde anhand mehrerer schriftlicher Quellen deutlich, dass es dem einen oder anderen nach dem Urlaub sehr schwer fiel, wieder abzureisen. Auch dies betraf vorwiegend Wehrmachtsangehörige, die an die Ostfront zurückkehren mussten und hatte u. a. mit den schweren Kämpfen sowie mit den primitiveren, karger Lebensverhältnissen in der Sowjetunion und dem daraus resultierenden Kontrast zur als blühend und sauber empfundenen deutschen Heimat, aber auch anderer westlicher Nachbarländer zu tun.

Auffällig ist, dass es kaum darstellende Literatur zum Thema „Heimaturlaub“ gibt und sich bis jetzt kaum Wissenschaftler in Einzelstudien näher mit diesem Aspekt beschäftigt haben.<sup>4329</sup>

<sup>4328</sup> Dies betraf z. B. Willy P., in: Jasper: Zweierlei, S. 113.

<sup>4329</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 474f.

*„Wollte man es einer kriegführenden Partei überlassen, selbst darüber zu entscheiden, ob in der Staatengemeinschaft geltendes Kriegsrecht anzuwenden ist oder nicht, würde es das Ende der Kriegsordnung bedeuten. Das gilt insbesondere für den Fall, in dem eine Konfliktpartei - wie das nationalsozialistische Deutschland - mit Hilfe ihrer Ideologie einen pseudo-wissenschaftlich begründeten Anspruch erhebt, immer 'im Recht' zu sein.“<sup>4330</sup>*

10. Partisanenbekämpfung: *„Und nun kam es darauf an, was man aus diesem Befehl machte...“*

Bereits die Überschrift dieses Abschnitts verdeutlicht, dass Partisanenbekämpfung und die verbrecherische Kriegführung von Streitkräften in einem engen Zusammenhang stehen, zumal die Armee zwar nicht die einzige, aber doch „eine maßgebliche Institution für die Herrschaftsausübung in besetzten Gebieten“<sup>4331</sup> ist. Interessant dazu erscheinen die weiteren Ausführungen Jaspers, die die Schwierigkeiten bei der historischen Bewertung des damaligen Kriegsrechts verdeutlichen:

*„Ein Problem bei der Beurteilung des Verhaltens von Besatzungsarmeen ist die umstrittene Frage, welcher Maßstab für eine gegenwärtig akzeptable, historische Bewertung anzulegen ist. Das damals geltende Völkerrecht wurde von den Akteuren je nach Interesse eigenwillig ausgelegt, es gab also keinen von allen Konfliktparteien vorbehaltlos akzeptierten normativen Rahmen, der zweifelsfrei festgelegt hätte, was zulässig und was unzulässig war.“<sup>4332</sup>*

Mit dem Problem eines möglichen zivilen, bewaffneten Widerstandes im Hinblick auf den zunächst für Ende Mai/Anfang Juni 1941 geplanten Ostfeldzuges waren deutsche Dienststellen erst seit Februar 1941 befasst. Es wurde gefordert, „dass alle berechtigten Ursachen zur Unruhe in der Zivilbevölkerung – Hungersnot, Arbeitslosigkeit – möglichst rasch behoben werden“ müssten. Kollaborateuren sollten gewisse „Freiheiten und materielle Vorteile“ zugestanden werden. Jedoch waren „alle Widerstandsbebewegungen aus der Zivilbevölkerung – Freischärlerei, Sabotage, usw. – schnell und energisch [zu unterdrücken],“<sup>4333</sup> wobei Partisanen als „Repräsentanten des illegalen Kampfes gegen die Wehrmacht betrachtet“<sup>4334</sup> wurden. Es gab Erlasse für die rückwärtige Sicherung<sup>4335</sup> und für den Frontbereich<sup>4336</sup>. Diese Anordnungen verdeut-

<sup>4330</sup> Streim: Das Völkerrecht und die sowjetischen Kriegsgefangenen, S. 296.

<sup>4331</sup> Jasper: Zweierlei, S. 281.

<sup>4332</sup> Ebd. sowie Lieb: Konventioneller Krieg, bes. S. 235 – 37; Hartmann: Ostkrieg, S. 13.

<sup>4333</sup> Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 838.

<sup>4334</sup> Jasper: Zweierlei, S. 276.

<sup>4335</sup> Diese wurde in den „Besonderen Anordnungen für die Versorgung, Teil C“ geregelt. Darin hieß es u. a., dass Nachschubstraßen und Querverbindungen, gegen versprengte Feindteile und Partisanen durch Eingreiftruppen und Truppenstreifen („Jagdkommandos“) geschützt werden sollten. Richter: Wehrmacht, S. 839.

<sup>4336</sup> Hier galt: „Aktiver oder passiver Widerstand ist mit scharfen Strafmaßnahmen im Keime zu ersticken. Selbstbewusstes und rücksichtsloses Auftreten gegenüber den deutschfeind-

lichen bereits Hitlers prägenden Einfluss auch auf diesen Bereich, so Richter.<sup>4337</sup>

Der Vormarsch deutscher Truppen in der Sowjetunion erfolgte im Sommer 1941 so schnell, dass schon kurze Zeit später die rückwärtigen Gebiete unter Militärverwaltungen gestellt wurden.<sup>4338</sup> Diese waren für Sicherungszwecke und für den Aufbau einer rudimentären landeseigenen Verwaltung zuständig. Eine mögliche Gegnerschaft gegen die Besatzungsmacht sollte rasch unterdrückt werden und den Absichten Hitlers in den Erlassen zum „Unternehmen Barbarossa“ zufolge, war „rücksichtsloses und energisches Durchgreifen gegen bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure [und] Juden“<sup>4339</sup> angezeigt.<sup>4340</sup> Dafür waren im Vorwege vom OKW Anweisungen herausgegeben worden, die aus heutiger Sicht so genannten „verbrecherischen Befehle“, deren besonders für den späteren Partisanenkrieg bedeutendste und verheerendste der Erlass über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit war. Er sah u. a. vor, Freischärler „schonungslos zu erledigen.“<sup>4341</sup> War der Täter nicht zu ermitteln, sollten kollektive Gewaltmaßnahmen ergriffen werden. Obwohl diese Vorgabe noch weitgehend dem zeitgenössischen Kriegsbrauch entsprach,

„wird die Aufhebung des Verfolgungszwanges bei kriminellen Handlungen von Wehrmachtsangehörigen gegen Zivilpersonen, auch wenn die Soldaten Kriegsverbrechen begingen, von den Regeln einer ‚ritterlichen Kriegführung‘ eindeutig ab.“<sup>4342</sup>

Während das allgemeine Kriegsrecht dem Zweck dient, „Individuum und Gesellschaft eines besetzten Landes vor Willkür zu schützen“,<sup>4343</sup> hatten die Erlasse und Vorgaben der deutschen Militärgerichtsbarkeit für den Osten mit „Kriegsrecht“ nichts mehr zu tun. Es gab zwar eine Definition, wer unter den Begriff „Freischärler“ fiel. Es hieß jedoch auch: „In Zweifelsfällen über die Täterschaft wird häufig Verdacht genügen müssen.“<sup>4344</sup> Der Gerichtsbarkeitserlass bildete „die erste Basis für das deutsche Vorgehen gegen die Partisanen“<sup>4345</sup>. Der Ob. der HGr Mitte, v. Bock, erkannte, „dass damit jeder Soldat das Recht erhielt ‚auf jeden Russen, den er für einen Freischärler hält – oder zu halten vorgibt – von vorne oder von hinten zu schießen“<sup>4346</sup>.

lichen Elementen wird ein wirksames Vorbeugungsmittel sein.“ Abdr. in: Müller: Besatzungspolitik, S. 38, zit. n. Richter: Wehrmacht, S. 839.

<sup>4337</sup> Richter: Wehrmacht, S. 839. Front und Hinterland wurden getrennt betrachtet: während es an der Front um Kampf ging, ging es in den Gebieten hinter der Front um „Machtausübung“, so Jasper: Zweierlei, S. 158 und Kronenbitter u. a. (Hg.): Einleitung, S. 11.

<sup>4338</sup> Wie Jasper: Zweierlei, S. 170, betont, handelte es sich bei diesen Zivilverwaltungsgebieten jedoch um „vergleichsweise kleine Gebilde.“

<sup>4339</sup> Vgl. DRZW 4 (Beitrag Förster: Unternehmen "Barbarossa"), S. 526

<sup>4340</sup> Birn: Zweierlei Wirklichkeit? Fallbeispiele zur Partisanenbekämpfung im Osten, S. 275.

<sup>4341</sup> Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 839f.

<sup>4342</sup> Ebd., S. 840. Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 836, bezeichnet diese Einsätze als eine „Mischform zwischen Kampfhandlungen und Mordaktionen an der Zivilbevölkerung.“

<sup>4343</sup> Förster: Unternehmen, S. 516f.; Richter: Wehrmacht, S. 840.

<sup>4344</sup> In Auszügen abgedr. in: Jacobsen: Kommissarbefehl, S. 163 – 279, Zit. S. 229.

<sup>4345</sup> Richter: Wehrmacht, S. 840.

<sup>4346</sup> Ebd., TB v. Bock, 4.6.1941, zit. n. Uhlig: Befehl, S. 319.

Während die Wehrmacht in den ersten Kriegsmonaten auf überwiegend schlecht organisierte Partisanengruppen stieß, brachten in der folgenden Zeit gut ausgebildete und bewaffnete Widerständler hinter den deutschen Linien ganze Gebiete unter ihre Kontrolle.<sup>4347</sup> Das Hinterland war jedoch als Transitraum für die Sicherung eines ungestörten Nachschubs, der die Versorgung der an der Front kämpfenden Truppe gewährleisten musste, von entscheidender Bedeutung.<sup>4348</sup>

Es wurden in den besetzten Gebieten der Sowjetunion seitens der Wehrmacht und der Besatzungsddivisionen im so genannten „rückwärtigen Heeresgebiet“, das sich zwischen Zivilverwaltungsgebieten und Front als „riesiges Territorium“ erstreckte,<sup>4349</sup> nicht nur die aktiven Partisanen in Abwehr einer militärischen Bedrohung bekämpft. Die gegen Widerstandskämpfer oder „Verdächtige“ geführten Einsätze dienten auch als Terrorinstrument gegenüber der Zivilbevölkerung und als Vorwand zum Mord an den sowjetischen Juden.<sup>4350</sup> Schon in Vorbereitung des „Unternehmens Barbarossa“ wurden der militärische Zweck – Kampf um *Lebensraum* – und das ideologische Vernichtungsgedenken mit der Bekämpfung des „jüdischen Bolschewismus“ miteinander verknüpft. Angeblich hielten vor allem „Juden“ die Partisanentätigkeit aufrecht,<sup>4351</sup> nach der Überzeugung, „wo der Jude ist, ist auch der Partisan.“<sup>4352</sup> So wurden willkürlich Plünderer oder Partisanenverdächtige erschossen, deren Zahl in keinem Verhältnis stand zu den tatsächlich im Kampf stehenden Partisanen.<sup>4353</sup> In Großaktionen wurden ganze Landstriche von Polizei, SS und Wehrmacht verwüstet. Jasper bezeichnet das rückwärtige Heeresgebiet in dem „Wehrmacht und Himmlers Sicherungskräfte gemeinsam Vernichtungskrieg [führten],“ als „Zone jenseits von Recht und Gesetz“, die es den Akteuren ermöglichte, „Hitlers eigentlichen Krieg im Osten ohne jede Beschränkung zu führen.“<sup>4354</sup> Und Hitler selbst hatte die Bekämpfung von Partisanenkampf und Juden mit dem Satz: „Dieser Partisanenkrieg hat auch wieder seinen Vorteil: er gibt uns die Möglichkeit, auszurotten, was sich gegen uns stellt,“<sup>4355</sup> in *einen* Zusammenhang gebracht, in dem nun auch die Wehrmacht unter dem Deckmantel des Partisanenkrieges an der Ermordung der Juden beteiligt wurde.

Bei Partisanenangriffen auf Bahngleise oder auf deutsche Soldaten kam es von deut-

<sup>4347</sup> Verbrechen der Wehrmacht (Ausstellungskatalog), S. 429.

<sup>4348</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 159.

<sup>4349</sup> Ebd., S. 170f.

<sup>4350</sup> Verbrechen der Wehrmacht (Ausstellungskatalog 2002), S. 429. Nach einer Besprechung mit Hitler notierte Himmler am 18.12.1941 in seinem Terminkalender: „Judenfrage./ als Partisanen auszurotten.“ Zit. n. Richter: Wehrmacht, S. 845.

<sup>4351</sup> Birn: Zweierlei Wirklichkeit, S. 282. Die gleiche Begründung findet sich im Hinblick auf Zigeuner: sie galten als Zwischenträger und Informanten.

<sup>4352</sup> Jasper: Zweierlei, S. 83.

<sup>4353</sup> Ebd.

<sup>4354</sup> Ebd., S. 171; vgl. Pohl: Herrschaft, S. 1, 314, 337 – 339; Arnold: Besatzungspolitik, S. 22 – 30.

<sup>4355</sup> Jacobsen: Dokumente, S. 255f., Nr. 73 sowie Jasper: Zweierlei, S. 281.

scher Seite her zu Vergeltungsmaßnahmen, bei denen die Verursacher solcher Anschläge in den seltensten Fällen gefasst wurden. Die in den nahe gelegenen Ortschaften ansässige Zivilbevölkerung „bezahlte“ dafür, wie das Beispiel Dietrichs zeigt:

„Ja, [‘41/‘42 da waren die Partisanen] noch nicht so stark. Da in der Ukraine nicht so. Wir haben nur, wenn wir auf ‘m Vormarsch waren, [gehört], ... dass welche erschossen wurden, ... von unseren welche, die aus ‘m Hinterhalt geschossen haben, so Partisanen. ... Ja, Partisanen, die schossen ja nur aus ‘m Hinterhalt, das waren ja keine Soldaten. Ja, und wenn sie die natürlich erwischt haben, dann wurden se erschossen. Wir sind beschossen worden, von den Partisanen, öfters, immer aus ‘m Hinterhalt. Ja, dann hieß es erst mal: HALT! Und dann wusste man ja ungefähr, wo das war. Die ‚Brüder‘, die haben sich denn ja gleich wieder versteckt. Wenn sie mal einen erwischt haben, ja, der wurde erschossen. ... Mit Juden haben wir [aber] gar nichts zu tun gehabt. Wir haben Juden in Tarnopol, haben wir aus ‘m Keller geholt, befreit. Die haben alle ‘n Diener gemacht und haben sich gefreut, dass sie raus kamen. In ‘ner Kirche. Die Russen! Da sind wir in der Kirche gewesen. Wir haben uns ja auch alles, immer die Kirchen angeguckt und so. Und denn war da ‘n fürchterliches Getrampel, nicht wahr, und so ‘n Spektakel. Da sind wir in den Keller da rein, haben die Schlösser aufgebrochen, alles voll gestopft voll Juden und voll. ... Die [Russen] waren doch nicht judenfreundlich. Das war [da] noch viel schlimmer, jetzt während des Krieges auch. ... Einmal haben wir einen Spähtrupp losgeschickt. Und dann kam der Spähtrupp nicht zurück. Und dann kam von uns ‘n Befehl: Hier, soundso viel Mann, gucken, wo die geblieben sind. Und wir habens zwar immer gehört: die ganze Nacht haben sie geschrien, geschrien, geschrien. Und dann sind wir dahin gekommen. Und da lag der ganze Spähtrupp lag da: ausgestochene Augen und die Zungen waren raus geschnitten. Ja, und denn kam von unserer Seite der Befehl: ‚Keine Gefangenen werden mehr gemacht!‘... Spähtrupp gabs ja immer, wurde ja ausgekundschaftet, was... wie viel sind da, was ist da für ‘ne Einheit und so weiter. Und da hatten sie denen die Augen ausgestochen und die Zungen raus geschnitten. ... [Wer das gewesen ist,], das weiß ich nicht. Da hatten se aber schon... da hatten die Russen aber schon die vielen Mongolen und die kriegten doch hier ... diese asiatischen da, die se da kriegten. Die sahen ja teilweise Furcht erregend aus. Die sahen böse aus. ... Ja, für uns warens Kameraden. Die lagen ja mit ausgestochenen Augen und Zunge raus geschnitten. Dass man da ‘ne Wut hatte, ‘ne?! Uns haben se mal überfallen in ‘ner Ortschaft, nachts, mussten ja immer welche Streife gehen. Und das war natürlich wieder ‘n Partisan, nicht wahr. Und ‘n nächsten Tag hatten se einen erstochen. ... Ja, ‘n [deutschen] Soldaten. Dann wurde einer aufgehängt. Kriegten se ‘n Schild um ‘n Hals: Gehängt, nicht wahr, so und so. Weiß ich nicht, jedenfalls hatten se ‘n Russen. [Partisanen], das waren keine Soldaten. Das waren keine Soldaten, das waren Zivilisten. ... Na ja, das war das erste Mal so ‘n bisschen ( ). Also, ich hab das einmal gesehen, das war ‘ne Vergeltung, und der wurde auf ‘n Lkw gestellt, kriegte ‘n Strick um ‘n Hals, und der Lkw fuhr an, und denn Blubb... Ja, der hatte so ‘n Schild um ‘n Hals gehabt. ... Ja, wir haben, während des Vormarschs, haben wir schon mal welche gesehen, die im Baum hingen oder was. ... Ja, ich nehme an, [es waren Partisanen].“

In den Aussagen einiger Zeitzeugen erscheinen die Handlungen der Partisanen oft als bestialische Verbrechen, während die „Maßnahmen“ der Deutschen als unvermeidliche Akte der Notwehr aussehen. In den Kriegsjahren wurde diesbezüglich den Erklärungen der Wehrmachtvorgesehenen und den gängigen Rechtfertigungen der nationalsozialistischen Propaganda Glauben geschenkt. Soldaten, die sich große Überblicke nicht verschaffen konnten, gaben sich damit zufrieden, dass Gehängte entlang einer

Eisenbahnstrecke zu Recht den Tod gefunden hatten.<sup>4356</sup> Hans Joachim Schröder erklärt dieses Verhalten, wonach nur der Terror der Gegenseite als Gefahr wahrgenommen wurde, der Terror der eigenen Seite jedoch als Hilfe zur Selbsthilfe in akuter Lebensgefahr erschien, als „*Kurzschluss* zwischen persönlichem Erlebnis und verallgemeinerndem Urteil.“<sup>4357</sup> Er begründete dieses Verhalten damit, dass es einer besonderen Anstrengung bedarf, um gegenüber Situationen traumatischer Angst „eine abstrahierende Distanz und Abgewogenheit im Urteil zu gewinnen.“<sup>4358</sup>



Ein Foto, das Dietrichs schwäbischer Kamerad auf dem Vormarsch der Division in der Ukraine 1941/1942 machte. Es reichte aus, der Partisanentätigkeit „verdächtig“ zu sein. In Frankreich hat es diese Form der grausamen „Vergeltung“ nicht gegeben. Foto: Nachlass Karl Dietrich

<sup>4356</sup> Vgl. Zeitzeugenaussagen in Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 683 – 685.

<sup>4357</sup> Ebd., S. 684.

<sup>4358</sup> Ebd.

Festzuhalten ist, dass die von Partisanen verübten Gräueltaten bei der deutschen Truppe Erbitterung auslösten.<sup>4359</sup> Die Völker der Sowjetunion galten allgemein als „heimtückisch“ und „sadistisch“. Letztere Eigenschaft wurde besonders den aus Asien stammenden Soldaten der Roten Armee zugeordnet.<sup>4360</sup> Es ist davon auszugehen, „dass es vor den gemeldeten Gräueln bereits die Gräuelp*ropaganda* gab.“<sup>4361</sup> Bereits vor dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion wurde „die Legende vom grausamen ‚asiatischen Kämpfer‘, der ‚undurchsichtig, unberechenbar, hinterhältig und gefühllos“ sei, so die Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Russland vom 19.5.1941<sup>4362</sup>, geschaffen. Die Übernahme dieses Vorurteils wird bei Dietrich sehr deutlich. Bevor der sowjetische Partisanenkrieg ab Oktober 1941 begonnen hatte, lebten einige deutsche Soldaten „geistig schon in einer Welt voller Partisanenaktivitäten.“<sup>4363</sup> Die Erschießungen und/oder grausamen Verstümmelungen von Wehrmachtsangehörigen durch sowjetische Truppen oder Partisanen führten zu Rachemaßnahmen deutscher Soldaten nach dem Auffinden ihrer Kameraden gegenüber Rotarmisten oder Zivilisten.<sup>4364</sup> Denn inzwischen hatte sich die Kriegführung im Operationsgebiet des deutschen Heeres radikalisiert. Aber auch andere Faktoren spielten eine Rolle, dass die Situation immer weiter eskalierte: der hartnäckige Widerstand der Roten Armee, die nicht endenden Gewaltmärsche mit extremsten körperlichen Strapazen sowie die sich verschlechternden Versorgungsbedingungen. Auch die Rotarmisten selbst, deren Heimat soeben von den Deutschen überfallen worden war, trugen mit menschenverachtenden und grausamen Kriegspraktiken an deutschen Soldaten zum Mechanismus der Radikalisierung bei.<sup>4365</sup> Dies verstärkte das ohnehin bereits von der Nazi-Propaganda negativ geprägte Bild den sowjetischen Gegnern gegenüber. Lutz Klinkhammer kommt in seinem Aufsatz über den Partisanenkrieg der Wehrmacht im Osten zu dem Ergebnis, dass sowohl die deutsche als auch die sowjetische Seite „für sich wiederum in Anspruch [nahm], keine Grausamkeiten begangen zu haben.“<sup>4366</sup> Andererseits wurden von deutscher Seite her die ‚barbarischen Kampfmethoden‘ des Gegners angeprangert: Verstümmelungen, Quälereien, Heimtücke,<sup>4367</sup> wohingegen die Partisanenliteratur den Deutschen wiederum „unglaubliche Grausamkeiten an der Zivilbevölke-

---

<sup>4359</sup> Ebd., S. 693.

<sup>4360</sup> Förster: Sicherung des „Lebensraumes“, S. 1231.

<sup>4361</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 820.

<sup>4362</sup> Zit. n. ebd.

<sup>4363</sup> Jasper: Zweierlei, S. 193 sowie ebd., FpBf Peter Schw., 16.10.41, in dem der Briefschreiber auf dem Vormarsch nach Moskau befürchtete, dass „es aus jedem Busch knallen kann.“ Jasper, ebd., stellt dazu fest, dass „Angst und Verunsicherung ... oft nicht Folge eines realen und konkreten Erlebnisses, sonder einer abstrakten Angst [waren].“

<sup>4364</sup> Förster: Sicherung des „Lebensraumes“, S. 1232.

<sup>4365</sup> Raß: ‚Menschenmaterial‘, S. 310f.

<sup>4366</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 819.

<sup>4367</sup> Ebd.

rung vor[warf]“.<sup>4368</sup> Klinkhammer, der sich auf Quellen der Wehrmachtuntersuchungsstelle stützt, stellt in diesem Zusammenhang fest:

„So ist bei Aussagen über vermeintliche Verstümmelungen an deutschen Soldaten von einer hohen Irrtumswahrscheinlichkeit bei gerichtsmedizinisch ungeschulten Beobachtern, und darunter zählen selbst Sanitäter, auszugehen.“<sup>4369</sup>

Es ist zwar unstrittig, dass es besonders an der Ostfront zu extremen Grausamkeiten gekommen ist,

„aber die fast stereotyp zu nennende Häufigkeit, mit der auf solche Geschehnisse verwiesen wird, scheint ... eher auf psychologische Kriegführung zu verweisen: Die Dämonisierung des Feindes wurde durch die Propaganda ebenso intensiviert wie durch die, für Kriegszeiten typischen, Angst- und Verleumdungsgerüchte. Die Enthumanisierung des Gegners war gleichzeitig eine der Voraussetzungen für die Barbarisierung der Kämpfer.“

Bezüglich Dietrichs Angaben über die von ihm und seinen Kameraden aus einer Kirche befreiten Juden war er im Gespräch der Meinung, dass diese zuvor von sowjetischen Truppen festgesetzt worden waren. Dies begründet er mit der „Feststellung“, dass in der Sowjetunion der Antisemitismus sehr ausgeprägt gewesen sei, die er wie eine Tatsache klingen ließ: „Das war noch viel schlimmer, jetzt während des Krieges auch.“<sup>4370</sup> Sicherlich gab es auch in der Sowjetunion immer wieder Anfeindungen gegen die dortige Bevölkerung jüdischen Glaubens. Jedoch ist dieses Vorgehen nicht mit der Singularität des Holocausts zu vergleichen, den das Deutsche Reich von 1933 – 1945 verübte. Einen Genozid an jüdischen Menschen, wie ihn die deutsche Seite nicht nur plante, sondern auch durchführte, hat es von sowjetischer Seite her nicht gegeben. Warum Dietrich mit Sicherheit davon ausging, dass die Gefangenen von Einheiten der Roten Armee festgenommen worden sind, ist nicht schlüssig. Vielmehr ist eher anzunehmen, dass die jüdischen Inhaftierten von deutschen Soldaten oder vom SD in der Kirche zum späteren Abtransport eingesperrt worden sind. Dietrich mag sich, wie viele andere Wehrmichtsangehörige, nicht darüber im klaren gewesen sein, wie sehr inzwischen auch die Wehrmacht im Hinblick auf Festnahmen, Transporte und Verbrechen involviert war, auch wenn er versicherte, dass seine

---

<sup>4368</sup> Ebd.

<sup>4369</sup> Ebd.

<sup>4370</sup> Zitelmann: „Lebensraum“-Motiv, S. 551 - 553, stellt die These auf, dass Hitler 1940/41 nicht mehr an seinem ursprünglichen Feindbild vom „jüdischen Bolschewismus“ festhielt, als er den Entschluss zum Angriff auf die Sowjetunion fasste. Hitler habe seine vorherige Sicht revidiert und sehe in Stalin einen Autokraten wie den russischen Zaren, der die jüdische Bevölkerung in seinem Staat „immer mehr aus den Zentralstellungen der russischen Verwaltung herausdränge.“ Inwiefern diese Sichtweise Hitlers auch als Rechtfertigung gegenüber dem italienischen Bündnispartner für den Hitler-Stalin-Pakt gilt, oder Hitler eine teilweise veränderte Meinung im Hinblick auf Stalin gewonnen hatte, kann hier nicht abschließend beantwortet werden. Zitelmann kam zu dem Ergebnis, dass Hitler auch nach dem Angriff auf die Sowjetunion an seiner neuen Beurteilung Stalin gegenüber festhielt und dessen massives Vorgehen gegen die Juden betonte. Die russische Welt erlebe einen Wandel, durch den „das jüdische Element“ durch ein russisch-nationales verdrängt werde.

Einheit an solchen Aktionen nicht beteiligt war. Die Forschungsergebnisse der letzten Jahre belegen, dass Teile der deutschen Streitkräfte bereits in der Frühphase des Ostkrieges eng mit SS und SD kooperierten.<sup>4371</sup>

Der Informant Rothe, der im Gespräch zunächst verneinte, von Gräueltaten etwas gesehen oder gehört zu haben, wurde erst anhand eines Beispiels, das die Interviewpartnerin aus einem anderen Bericht anführte, ermutigt, ein Erlebnis zu schildern, das sich nach einem Angriff auf einen deutschen Urlauberszug an der Ostfront ereignete:

R: „Na, wollen mal sagen, wenn man hier diese Bilder der Gräueltaten sieht, da bin ich von überzeugt, dass es die gegeben hat, ja? Ich habs nich gesehen. Sie können mir glauben, ich war vom 3. Januar '43 da [im Osten], bis zur Kriegsgefangenschaft; habe keinen Fall gesehen.“

I: „Gräueltaten von deutschen Soldaten an der russischen Bevölkerung [meinen Sie]“?

R: „Ja.“

I: „Oder an der Roten Armee. Haben Sie mal gesehen, dass jemand ... abgeholt wurde oder dass ... Judentransporte, dass es so was gegeben hat.“

R: „Nein, hab ich nich gesehen, nein.“

I: „Oder es wird mir von manchen Soldaten auch berichtet, dass auf den Bahnhöfen da auch zum Teil Partisanen hingen, zur ‚Abschreckung‘, also so mit 'nem Schild manchmal um den Hals.“

R: „So, denn will ich Ihnen folgendes sagen: Ich bin das erste Mal in Urlaub gefahren. Und von Stalino<sup>4372</sup> oben, Jasiroskov<sup>4373</sup>, ich weeiß nich, wie der Ort da hieß. Auf halbem Wege wurde das Gleis gesprengt. Ich weiß nicht, zwischen zweitem, drittem Wagen oder so war 'ne Sprengung. Und – wir haben aus 'm Fenster jeguckt und haben jesehen, da war 'ne Grasnarbe oder wie nannte sich das? Wo hohes Gras war, und da sprangen zwei Russen auf, die Zündung war wahrscheinlich durch Drähte, wurde das doch gemacht. So, nun können Sie sich vorstellen, dass, also ich bin nich raus jesprungen, aber vielleicht fünfzig Kameraden sind raus jesprungen mit 'm Karabiner und haben diese beiden verfolgt. Und das hat vielleicht ... nich lange jedauert, hinter den Bäumen waren zu sehen irgendwie Häuser. Da haben die Häuser gebrannt. Die hätten aber nie gebrannt, hätten die nich den... Schauen Sie, das hat bei uns Tote jegeben, Verletzte jegeben. Die Reak... Kurzschlussreaktion. Die sind raus gesprungen, sind denen nachgelaufen. Also, das ist nicht geschehen aus, wie soll man sagen, ... aus Lust am Morden oder aus Lust, Leute anzustecken, wie mans jetzt in Jugoslawien hat. Sondern wir wurden in die Luft jesprengt. In dem Wagen, wo ich saß, nicht. Es waren Tote und Verwundete. Und die Kameraden, die Reaktion war, dass soundsoviel raus gesprungen sind, sind denen... Wir haben gesehen, wie die aufsprangen aus dem hohen Gras und wegliefen, zu dem Dorf. Weiß ich nicht, ob da ein Haus oder zwei oder was da passiert is. Ich hab nur jesehen, dass da Häuser brannten, und dass es jeraucht hat. Die mussten ja wieder zurückkommen. ... Das is sozusagen Vergeltung gewesen. ... [Ob das gerecht oder ungerecht ist], da macht man sich keine Jedanken. Wissen Se, es is 'n Trauerspiel. Stellen Sie sich mal vor, 'n dreiviertel Jahr is vergangen oder länger. Mit dem Herzen, mit den Gedanken, sind Sie schon zu Hause, bei den Eltern. Sie haben viel Furchtbares erlebt, durch jemacht, den Krieg, und so weiter. Und sehen nun ... die anderen, die da drin sitzen ja auch. Die wollen ja auch nach Hause. Die haben ja auch Eltern oder haben 'ne Frau ... So – und die liegen nun im Blut da. So muss man das doch sehen. ... Ich bin nich jelaufen. Ich weiß ja nich, das is subjektiv, wie's jeder sieht. ... Was soll ich sagen? Ich möchte da gar nichts zu sagen. Ich finde, das ist furchtbar. Beides ist furchtbar. Erstmal die in die Luft jesprengt wurden, und die,

<sup>4371</sup> Richter: Wehrmacht, S. 846.

<sup>4372</sup> Die Stadt Stalino heißt seit 1961 Doneck.

<sup>4373</sup> Es könnte sich bei dem angegebenen Ort um die heutige Stadt Jasinovataja in der Nähe von Doneck handeln.

die schon mit den Gedanken zu Hause waren, kaputt waren. Auf der anderen Seite vielleicht im Dorf Menschen, die gar nicht dran beteiligt waren, vielleicht sterben mussten oder die Häuser abgebrannt wurden. Beides ist furchtbar. Und beides ist Krieg, durch den Krieg! Das brauchte alles nicht sein! ... Ja, aber stellen Sie sich mal vor, Sie hätten das erlebt, und Sie hätten gesehen, was da... den Zustand! Ich weiß ja nicht, was in Ihnen vorjegangen wär'. ... Ich bin im Wagen geblieben.“

Der Befragte bezog seine anfängliche Verneinung in Bezug auf die Kenntnis von Gräueltaten anscheinend zunächst nur auf die Verhaftung jüdischer Zivilisten. Erst als das Stichwort „Partisanen“ fiel und ihm von der Interviewerin erzählt wurde, dass einige ehemalige Wehrmattsangehörige auf Bahnhöfen Einheimische hängen sehen haben, kam Rothe auf die von ihm erlebte Begebenheit zu sprechen. Dabei zeigte sich, wie auch schon bei anderen Erlebnissen, dass der Informant versuchte, sich aus solchen Vorkommnissen herauszuhalten. So blieb er in dem Zug sitzen und beteiligte sich nicht an der Verfolgung der Widerstandskämpfer oder der „Vergeltungsmaßnahme“, die darin bestand, zivile Häuser in dem nahe gelegenen Dorf in Brand zu stecken, ohne sicher zu sein, dass dort die Urheber der Gleissprengung Unterschlupf gefunden hatten. Ein solch willkürliches Vorgehen seitens der Wehrmachtssoldaten war nach Anschlägen auf deutsche Soldaten oder Einrichtungen üblich. Rothe versuchte in seinem Bericht, die Situation aller Beteiligten abzuwägen: die „Kurzschlussreaktion“ der die Partisanen verfolgenden deutschen Soldaten, die Angehörigen der Toten, die nicht nur vergeblich auf ihren „Heimaturlauber“ warteten, sondern auch die traurige Nachricht von dessen Tod erhielten, der nicht im Kampf, sondern im Urlaub eingetreten war. Und das alles sei nun einmal Bestandteil von „Krieg“, so der Befragte, und er eigne sich durch ihn. Rothe versuchte, der Interviewerin seine damalige Haltung zu vermitteln: „Ich weiß ja nicht, was in Ihnen vorjgegangen wär“, um Verständnis für die deutsche Reaktion auf die „Vergeltung“ werbend. Die von Rothe beschriebenen Vorgehensweisen der Wehrmacht nach Partisanenangriffen waren für den Ostfeldzug, für Jugoslawien und später auch für Italien, „üblich“. Sie gingen weit über das hinaus, was in anderen Kriegen vorstellbar war und ist.<sup>4374</sup>

So ist in diesem Zusammenhang noch einmal zu betonen, dass „die Einhaltung völkerrechtlicher Abkommen ... von der Wehrmacht im Krieg gegen die Sowjetunion zu keinem Zeitpunkt beabsichtigt [war].“<sup>4375</sup> Die deutsche Führung lehnte diesbezügliche sowjetische Vorstöße zur Bindung an die Haager Landkriegsordnung ab.<sup>4376</sup>

<sup>4374</sup> Vgl. Birn: Zweierlei Weltkriege, S. 286f.: „Die Mittel, die zum Teil zur Bandenbekämpfung angewandt wurden, waren nicht dazu geeignet, den Gegner zu bekämpfen. Das Niederbrennen ganzer Dörfer und die Erschießung der Einwohner hatte mit Partisanenkampf nichts mehr zu tun, sondern galt höchstens als Vorwand. Auch wurden durch solche brutalen Maßnahmen die Reihen der Partisanen nur verstärkt.“

<sup>4375</sup> Osterloh: Vernichtung einer Weltanschauung, S. 802.

<sup>4376</sup> Streit: Keine Kameraden, S. 224 – 237.

Die Sowjetunion hatte die HLKO<sup>4377</sup> nicht anerkannt, zumal sie sich von allen mit dem Zarenreich abgeschlossenen Verträgen losgesagt hatte. Auch der Genfer Konvention<sup>4378</sup> waren die UdSSR und andere Staaten, wie Finnland und Japan, nicht beigetreten. Jedoch hatten die genannten Länder, auch die Sowjetunion und das Deutsche Reich, das Genfer „Abkommen zur Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken der Heere im Felde“<sup>4379</sup> durch Unterzeichnung und Ratifizierung anerkannt. Von deutscher Seite her wurde es jedoch missachtet.<sup>4380</sup> Entsprechende Dienstweisungen und „verbrecherische Befehle“ sowie die fortwährende antibolschewistische Propaganda des NS-Regimes trugen dazu bei, vorhandene Hemmfaktoren bei der Behandlung sowjetischer Gefangener oder Partisanen auszuschalten.<sup>4381</sup> Bereits im Frühjahr und im Frühsommer 1941 hatte Hitler unmissverständlich deutlich gemacht, dass der Krieg gegen die SU ein Vernichtungskrieg sei, in dem vom Standpunkt des Kameradentums abgerückt werden müsse.<sup>4382</sup> Er berief sich rechtlich auf den Nichtbeitritt der Sowjetunion zum Genfer Kriegsgefangenenabkommen und zur HLKO und teilte mit, dass „er sich wegen Lossagung der UdSSR von allen durch das Zarenreich abgeschlossenen Verträge“ an diese ebenfalls nicht gebunden fühle.<sup>4383</sup> Obwohl die UdSSR Hitler in einer am 17. Juli 1941 über Schweden überbrachten Verbalnote signalisierte, dass sie sich - unter der Bedingung der Gegenseitigkeit - an die Bestimmungen der HLKO halten wolle, womit die Kriegsgefangenen einen Anspruch auf eine menschenwürdige Behandlung gehabt hätten, ließ sich der "Führer" nicht darauf ein. Auch einem entsprechenden sowjetischen Gesuch vom 8. August 1941 wurde von deutscher Seite her nicht stattgegeben. Das Genfer Kriegsgefangenenabkommen bestimmte jedoch ausdrücklich, dass die Vertragsparteien auch für den Fall an die Konvention gebunden waren, wenn einer der am Konflikt Beteiligten gar nicht Vertragspartner war.<sup>4384</sup> HLKO und Genfer Konvention standen dem Wesen des von Deutschland geplanten deutsch-sowjetischen Krieges, einem Krieg neuen Typs, bei der Durchsetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung und der damit verbundenen Bekämpfung des Bolschewismus entgegen.<sup>4385</sup> Der Wille Hitlers, das geltende Kriegsvölkerrecht bei der Behandlung sowjetischer

<sup>4377</sup> Haager Landkriegsordnung: „Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs“ vom 18. Oktober 1907. In der Anlage zur HLKO wurden die Rechte und Pflichten der Kriegsgefangenen geregelt. Streim: Völkerrecht, S. 291.

<sup>4378</sup> Das Genfer „Abkommen über die Behandlung von Kriegsgefangenen“ v. 27. Juli 1929 setzte die HLKO nicht außer Kraft, sondern ist als dessen Ergänzung zu verstehen. Ebd.

<sup>4379</sup> Ebd., S. 291f.

<sup>4380</sup> Osterloh: Vernichtung einer Weltanschauung, S. 802.

<sup>4381</sup> Ebd., S. 801.

<sup>4382</sup> Streim: Völkerrecht, S. 293.

<sup>4383</sup> Ebd.

<sup>4384</sup> Ebd., S. 291.

<sup>4385</sup> Ebd., S. 293 – 301.

Kriegsgefangener außer Kraft zu setzen, wurde der Truppe zu keiner Zeit offiziell bekannt gegeben, so Streim.<sup>4386</sup> Die entsprechenden Anordnungen zur Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener wurden mit ideologischer Notwendigkeit begründet. Dem deutschen Soldaten stand, nach Hitlers Auffassung, im Rotarmisten nicht nur ein Soldat, sondern auch ein im Sinne des „völkerzerstörenden Bolschewismus geschulter Gegner“ gegenüber. Dadurch habe "der bolschewistische Soldat ... jede Behandlung als ehrenhafter Soldat verloren".<sup>4387</sup>

Gefragt nach Vorkommnissen mit Partisanen und seiner Meinung zu zivilen Kämpfern antwortete der Informant Eisner:

„Die führen im Rücken der Armee den Krieg gegen den Besatzer bzw. gegen die Armee, die das Land überfallen hat. Das hat man also den Russen immer sehr viel vorjehalten, auch in der heutigen Geschichtsschreibung, aber das hats schon 1812 gegeben, das hats in Frankreich gegeben: Ich erinnere' an die Résistance. ... Ja, ham wa schon [1940 in Frankreich mit zu tun gehabt], da schon. Vor Paris. Ja. Solche Widerstände gabs in Italien. Na ja... Ja, hats auch [in Serbien] gegeben, ja. Aber die haben doch eigentlich alle rechtens gehandelt, denn diese Länder wurden überfallen von der faschist... also vom faschistischen Deutschland und wehrten sich dagegen. Und was wäre dann umgekehrt? Wenn Deutschland überfallen wäre, wozu hätte denn Hitler aufgerufen?! Es sah für uns so aus, als wär' es hinterwärts, aber das ist nicht wahr, sondern das Volk hat den Kampf geführt zur Erhaltung ihrer selbst, ... um dem Besatzer, dem Angreifer, Schaden zuzufügen. Ja. Und das ist nüscht Neues in der Geschichte. In Deutschland nannte sich ja das... als man den Kampf gegen welche führte, die also Deutschland Schaden zufügten, das war ja der ‚Wehrwolf‘, ja? Etwa so. Lläuft ja in die gleiche Richtung, ja? Aber der ‚Wehrwolf‘ selber, das war ja eine faschistische Formation, die den Kampf gegen innere Feinde führte. Und die auch den Auftrag hatte, im umgedrehten Fall, wenn also Deutschland anjegriffen wird, von einer ander'n Macht, also auch von hinten herum, den Kampf gegen den Angreifer zu führen. Also, im Umgedrehten eigentlich dasselbe wie Partisanenbewegung.“

Eisners differenzierte Einschätzung dürfte auf nachträglicher Erkenntnis beruhen. Dennoch ist er – zusammen mit Becker und Theisinger - einer von wenigen, die die Bildung eines zivilen Widerstandes heute nachvollziehen können, zumal in einem Land, das – wie die Sowjetunion – von der NS-Führung in einen Angriffs- und Vernichtungskrieg gezwungen wurde.<sup>4388</sup> Die für die Widerstandskämpfer von deutscher Seite her verwendeten Begriffe wie Hinterhältigkeit oder Feigheit offenbarten nicht nur die eigene Ohnmacht der Wehrmachtstruppen. Sie erklären sich damit, dass der Krieg der Partisanen sich oft auf isolierte Aktionen, Sabotagen, Attentate und kleinere Scharmützel und die anschließende Flucht in abgelegene Gebiete beschränkte. Es gab in der Regel nur diese Möglichkeit, der Besatzungsmacht auf diese Weise zu schaden, da die Widerstandskämpfer nicht in

<sup>4386</sup> Ebd., S. 303.

<sup>4387</sup> Ebd., S. 303.

<sup>4388</sup> Der ehemalige jüdische Partisan Primo Levi stellt Partisanen in seinem Roman: Wann, wenn nicht jetzt? als Freiheitskämpfer, Gejagte, Versprengte, Geängstigte und namenlos Leidende dar. Schröter: Held oder Mörder, S. 52, sieht in den sowjetischen Partisanen „patriotische Helden im ‚Großen Vaterländischen Krieg‘ gegen Hitler-Deutschland.“

der Lage waren, „den ausgerüsteten deutschen Truppen ein militärisches Potenzial entgegenzustellen.“<sup>4389</sup> Die meisten deutschen Soldaten dürften diese Sicht nicht in ihre Wahrnehmung einbezogen haben und standen den Aktionen der Partisanen noch im Interview befremdlich gegenüber.

Eine ähnliche Meinung wie Eisner vertritt auch Schüddekopf:

„Angst vor den Partisanen hatten sie alle, und einer fragte sich, ob es nicht im umgekehrten Fall, einem Angriff der Sowjetunion auf Deutschland, auch dort zum Einsatz von Partisanen gekommen wäre. Den Einsatz von Sicherungskräften gegen Partisanen hat einer mit seiner Fronteinheit in der Etappe erlebt, ihn für ‚nutzlos gehalten‘, aber gewusst, dass sie in aller Regel erschossen wurden und der Verdacht, dazuzugehören, für Zivilisten tödlich sein konnte.“<sup>4390</sup>

Schüddekopf erklärte mit Bezug auf die sowjetische Partisanenbewegung, dass diese im Sommer 1942

„auf annähernd zweihunderttausend Menschen, Männer, Frauen und Jugendliche und selbst Kinder angewachsen [war]. Jeder Bürger in den besetzten Gebieten, hatte Stalin schon 1941 gefordert, habe Partisan zu sein. Seit 1942 mit einer zentralen Organisation und somit enger verzahnt mit der Roten Armee, war sie für die Wehrmacht zur Bedrohung ihrer ohnehin schon stark angespannten Transportwege geworden. Mehr noch als Stalin aber entfachte die deutsche Besatzungspolitik selbst den Willen zum Widerstand. Entgegen aller Propaganda, mit der die Zivilbevölkerung auf die Seite des Besatzungsregimes gezogen werden sollte, hatte sie kaum etwas anderes als Ausplünderung, Hunger und die Deportation zur Zwangsarbeit ins Reich zu erwarten. War also schon die Besatzungspolitik Motor der Partisanenbewegung, tat nun die ‚rigorose Bekämpfung des Bandenunwesens‘ ein Übriges, zu deren Opfer wiederum auch die in Verdacht geratene Zivilbevölkerung wurde. Daran sollten auch alle Denkschriften, die auf diesen Zusammenhang hingen und im Sinne der eigenen kriegerischen und wirtschaftlichen Ziele für eine andere Politik plädierten, nur wenig ändern.“<sup>4391</sup>

Im Hinblick auf die Widerstandsbewegungen in Ost und West ist ein wesentlicher Unterschied festzustellen: Während der französische *Chef de l'État*, Maréchal Philippe Pétain dazu aufgerufen hatte, den Waffenstillstand und seine Bedingungen zu akzeptieren, war er nach einem Treffen mit Hitler am 30. Oktober 1940 in Montoire dazu übergegangen, die deutsche Besatzung nach Kräften zu unterstützen. Beweggründe dafür waren u. a. die von Deutschland in Aussicht gestellte, aber dann von ihnen doch nicht realisierte Lockerung der Waffenstillstandsbedingung (vorzeitige Entlassung französischer Kriegsgefangener aus Deutschland, Minderung der täglichen Besatzungskosten, Hoffnung auf Anerkennung Frankreichs als gleichberechtigtem Partner). Ende Mai 1944, kurz vor dem Großangriff der Alliierten auf Frankreich, rief Pétain seine Landsleute dann dazu auf, sich aus dem bevorstehenden Konflikt herauszuhalten. In der Sowjetunion verhielt es sich umgekehrt: Stalin hatte am 3. Juli 1941 als Reaktion auf den deutschen Angriff die Bevölkerung der UdSSR zum „Großen

<sup>4389</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 830, Anm. 58.

<sup>4390</sup> Schüddekopf: Im Kessel, S. 25.

<sup>4391</sup> Ebd., S. 34f.

Vaterländischen Krieg“ aufgerufen und forderte seine Landsleute somit offen zum Widerstand gegen die Deutschen auf.

In der deutschen Terminologie war der Partisanenkrieg mittlerweile zum „Bandenkrieg“ geworden.<sup>4392</sup> Der Informant Schröder äußerte zum Thema Partisanen:

„[In Russland haben wir] wenig [zu tun gehabt], Gott sei Dank! Das ist das Schlimmste, was man also [erleben] kann. Als Frontsoldat weiß man genau, wo der Gegner ist, ja? Aber das ist so eine, so eine miese Sache, die ... Man kann sich da nicht, man kann sich da nicht wehren. Man kann sich gar nicht wehren. Das ist das Schlimmste. Wir habens also auch mal gemacht, nach diesem... Ach, nee, das ist ja nicht hier. Sie sagten, sprachen ja schon eben mal einen großen Kessel da an, wo 650.000 Russen in Gefangenschaft gerieten.“

Was der Befragte genau meinte mit: „Wir habens also auch mal gemacht nach diesem...“ wurde von ihm nicht erläutert und auch im Verlauf des Gesprächs nicht wieder aufgenommen. Schröder betonte die von deutschen Soldaten empfundene Hilflosigkeit angesichts unerwarteter Angriffe ziviler Bewaffneter.<sup>4393</sup> Dies erfuhr Müller in besonderer Form, als er verwundet und reglos in einem Lazarettzug lag:

„Ich habe nur erlebt, wie wir beschossen worden sind, wie die Lokomotive mal in die Luft flog, auf 'ne Mine jefahren und habe erlebt, dass die Strecke ausjebessert werden musste, da haben wir wieder jestanden und jestanden. Wenn man da so untätig liegt, kann sich nicht rühren, dann empfindet man das also viel mieser als vorne im Kampf.“

Die Sabotageaktionen von Partisanen lösten bei den meisten deutschen Soldaten nicht nur Ohnmacht, sondern auch Wut aus. Etwaige Aktionen wurden, wie Rothe beschrieb, zumeist mit Kollektivstrafen gegen Ortschaften oder ihre Bewohner geahndet. Dabei betonte die deutsche Seite, dass dies keinen Racheakt darstelle: „Leitender Gedanke sei die Sicherheit der Truppe und die rasche Befriedung des Landes.“<sup>4394</sup> Die Historikerin Birn stellt dazu fest, dass viele Reaktionen der Wehrmacht als reine Reaktion „auf ein so nicht gewohntes und zudem völkerrechtswidriges Phänomen zu verstehen [sind].“<sup>4395</sup> Birn räumt ein:

„Sicherlich mögen manchem einfachen Wehrmichtsangehörigen die Partisanen in seinem subjektiven Erleben als ein unerwarteter Angriff aus dem Hinterhalt erschienen sein, dem man sich nur schwer erwehren konnte. Es wäre aber verfehlt, die Brutalität der Kriegführung im Osten als ein der deutschen Seite aufgezwungenes Moment zu sehen. Dem steht schon Hitlers Reaktion auf den sowjetischen Aufruf zum Partisanenkrieg entgegen, durch den dieser jetzt die Möglichkeit sah, 'auszurotten was sich gegen uns stellt'. Die Anwendung 'brutalster Mittel' war in Hitlers Konzeption für das Unternehmen 'Barbarossa' also von Anfang an enthalten.“<sup>4396</sup>

<sup>4392</sup> Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 855.

<sup>4393</sup> Vgl. Schröder: Held oder Mörder, S. 29: „Ich denke an meine Angst im Urlaubszug (etwa im November 1942 auf der Fahrt zur Hochzeit): Ob wir wohl ohne Überfall oder Gleissprengung das weißrussische Partisanengebiet durchfahren und heil an die Grenze kommen würden?“

<sup>4394</sup> DRZW 4 (Beitrag Förster: Unternehmen Barbarossa), S. 519.

<sup>4395</sup> Birn: Zweierlei Wirklichkeit?, S. 283.

<sup>4396</sup> Ebd.

Die Zuständigkeit der so genannten „Bandenbekämpfung“ verlagerte sich immer mehr von der Wehrmacht auf die SS. Mit der Zeit bildeten sich, nicht nur durch Stalins Aufruf, sondern auch durch das deutsche Vorgehen in der Sowjetunion, immer stärkere Formationen wirklicher Partisanen, die sich für die deutschen Truppen zunehmend zu einem Problem entwickelten.<sup>4397</sup>

Als zur Wehrmacht zwangseingezogener Elsässer sah Bernecker auch die Exekution von Partisanen aus einem etwas anderen Blickwinkel und zweifelte nach der Verfolgung und Gefangennahme von 20 Mann an der Strafmaßnahme:

„Wir sahen sie am anderen Tag auf dem Heimweg. Ihre leblosen Körper baumelten wie Moorklumpen an den Straßenbäumen und Telefonmasten. Vielleicht waren es die Männer oder Söhne der alten Weiber aus Novo Samschani? Mir taten die Leute aufrichtig leid, waren sie nun wirklich meine Feinde? Kämpften sie nicht genau denselben Kampf gegen die Nazis wie es meine Landsleute im Untergrund in Frankreich taten? Es konnten aber doch nicht meine Freunde sein? Sie legten Minen, damit ich hochgehen sollte, oder schossen mir zu jederzeit in den Rücken. Sie hatten meine beiden Kameraden getötet, die mir lieb und gut waren. Es waren Mörder ohne Uniform ... aber waren wir in Uniform nicht auch Mörder? Doch wenigstens diejenigen, die die Befehle gaben zum Töten, zum ‚Umlegen‘. Was sind sie nun eigentlich für mich? Immer wieder diese Zweifel, diese Frage nach Wahrheit, auf die ich nie eine Antwort wusste. Was würden im umgekehrten Falle die Russen mit mir machen?“<sup>4398</sup>

Das differenzierte Abwägen, das Bernecker bei der Beurteilung von Partisanen und deren Aktionen vornimmt, greift tiefer als das in Rothes Ausführungen. Bernecker befand sich diesbezüglich in einem Gewissenskonflikt. Der Zwiespalt, in den er als Elsässer geriet, der sich wie ein Franzose und nicht wie ein Deutscher fühlte, als zwangseingegliedeter Soldat jedoch in der Wehrmacht kämpfen musste, ist nicht einfach aufzulösen: sind Partisanen nun Freiheitskämpfer oder Verbrecher? Dabei sind Soldaten als unmittelbar von den Angriffen der Widerstandskämpfer Betroffene in ihrer Beurteilung häufig der Meinung, dass es sich um Verbrecher handelte, die „hinterrücks“, „feige“, brutal und unsoldatisch vorgehen und allein deshalb einen Status als gleichwertige Kombattanten verwirkt hatten. Jasper vertritt die Ansicht, dass sich „bei der kompromisslosen Reaktion auf Widerstand hinter der Front [die] geistige Ordnung des Raumes, wie sie in Ausbildung und Organisation des Militärs zum Ausdruck kam, wahrnehmungs- und handlungsleitend aus[wirke].“<sup>4399</sup> Er hält dieses Vorurteil „beim Vorgehen von Fronttruppen gegen Partisanen“ für ausschlaggebend, und „nicht politisch-ideologisch begründeten Hass auf feindliche Kämpfer.“ Hinzu kam die beim Vormarsch deutscher Truppen bzw. der kämpfenden Truppen in Bewegung häufig nicht eindeutig definierte Frontlinie, die „den Hang zur Kriminalisierung der feindlichen Kämpfer erheblich erhöhte,“ wenn diese nach „räumlichen Kriterien – vor

<sup>4397</sup> Ebd.

<sup>4398</sup> Bernecker: Generation, S. 184.

<sup>4399</sup> Jasper: Zweierlei, S. 284.

der Front legal, hinter der Front illegal<sup>4400</sup> beurteilt wurden.

Lichtenberg beschrieb Partisaneneinsätze als „Fernkampf, in dem uns die Partisanen nie gegenüberstanden.“ Nur die „Rollkommandos der Infanterie, die sich direkt mit ihnen anlegen mussten, hatten es schwerer.“<sup>4401</sup>

Drei Zeitzeugen berichten nachfolgend, dass sich russische Zivilisten oder Rotarmisten, darunter auch Frauen, zuweilen als deutsche Kämpfer oder Hilfspersonal der Deutschen ausgaben, um entweder Informationen zu erhalten oder aber deutsche Soldaten unauffällig zu töten. Die DRK-Schwester Erika Summ erklärte:

„Das is der Teterev-Durchbruch. Und da sind die Schwestern verbotenerweise runter, morgens um halb fünfe rum, habe' da gebadet. Und des war verbote'. Und da isch a mol eine allein nunter, und die isch nei', und bis se rauskomme isch, war ihre Kleidung weg. Hat se im Badeo'zug... Aber da isch irgendwo uff'm Weg isch ihr 'a Soldat begegnet, der hat ihr ja wenigstens seinen Pullover gäbe. Aber das g'schtreifte Kleidl war weg. Und das war halt für die Partisanen... Das war zum Glück 'ne Laborantin, die kein Häuble g'habt hat. Wenn die noch a' Häuble abg'legt g'habt hätt', das wär'... Ja, natürlich, die haben sich ja in die Lazarett' auch eing'schliche! Was glaube' Se, unser Frisör, der da kam, wir haben uns immer g'wundert, ham gesagt, dass der... 'N junger Mann wie Sie, dass der jetzt da isch als Frisör!' Und jetzt war das auch 'n Spion! 'N paar Tage später oder vielleicht acht Tage später, wo er wieder zum Haarschneide' komme' isch, is Feldpolizei vorg'fahre, [der] isch abg'holt worde'. So, da war'n oft so Sachen, auch mit unsere' Putzhilfen.“

Wie es den Deutschen gelungen ist, den Frisör und anderes einheimisches Personal im Lazarett als Partisan oder der Spionagetätigkeit zu überführen, wird in Frau Summs Schilderung nicht deutlich.<sup>4402</sup> In den von den Deutschen eingerichteten regionalen Selbstverwaltungen der rückwärtigen Heeresgebiete wurden zumindest alle Einwohner einer Gemeinde registriert. Diese Erfassung ermöglichte es, ortsfremde Personen, die generell unter Partisanenverdacht standen, zu identifizieren.<sup>4403</sup> Dass es sich hier um solche Personen handelt, kann nur vermutet werden. Der so genannte Gerichtsbarkeitserlass vom 13.05.1941 ermöglichte es der deutschen Truppe, „bis auf weiteres“ Straftaten feindlicher Zivilisten selbst zu ahnden, statt sie vor Kriegs- und Standgerichte zu bringen, wobei der bloße Verdacht gegen einzelne oder mehrere Personen genügte.<sup>4404</sup> Partisanen waren „im Kampf oder auf der Flucht zu erledigen“, Partisanenverdächtige Ortschaften waren durch kollektive Gewaltmaßnahmen (Niederbrennen, Tötung der Einwohner, Zwangsdeportation) zu bestrafen, wenn die

<sup>4400</sup> Ebd.

<sup>4401</sup> Lichtenberg, in: Schüddekopf: Krieg, S. 116f.

<sup>4402</sup> Einen ähnlichen Fall schilderte auch Lichtenberg, in: ebd., S. 116. Eine deutsch sprechende russische Lehrerin, die aus dem Dorf stammte, in dem Lichtenbergs Einheit eingesetzt war, scheint den sowjetischen Truppen die Stellung der Deutschen – eine nicht einsehbare Senke - genau beschrieben zu haben, so dass es zu einem präzise platzierten Raketenwerferangriff kam, der in der Wehrmachteinheit zu schweren Verlusten, auch unter den HIWIS, führte, die gerade das Essen anlieferten.

<sup>4403</sup> Verbrechen der Wehrmacht, Ausstellungskatalog 2002, S. 437.

<sup>4404</sup> DRZW 4 (Beitrag Förster: Unternehmen „Barbarossa“), S. 519f.

Umstände die Feststellung einzelner Täter nicht erlaubten. Es war verboten, verdächtige Täter „zu verwahren“.<sup>4405</sup> Im Gegenzug hatten Wehrmachtsangehörige für Straftaten gegen Landeseinwohner keine Strafverfolgung zu erwarten.<sup>4406</sup> Es gab jedoch auch Truppenkommandeure, die sich über den Kriegsgerichtsbarkeitserlass hinwegsetzten (siehe die Aussage Beckers in diesem Abschnitt).

Landgraf erinnerte sich an Gerüchte um Russen in deutschen Uniformen, die deutschen Wehrmachtsangehörigen auflauerten, um sie dann zu töten:

„Ja, [in Kiew] waren wa einjersetzt, und es war auch [eine] Katastrophe. Die Universitäten, da waren die Pferde untergebracht, und die Jeschütze und alles so. Und da habe ich denn auch mal jesehen, dass einer am Laternenpfahl hing – aufgehängt. ... [Partisan] nehm' ich an oder Zivi... man hatte jar nich so... Nee, wir haben dann immer gehört, wenn aus den Kompanien oder so abkommandiert waren, wenn es hieß, die müssen raus, in 'ne Wälder oder was, da sind Partisanen. Wir haben uns aber nich interessiert oder ob die wiederjkommen sind... Ich hab bloß einmal eenen jehört, sagt er: ‚Du, die locken se alle in die Falle, und [die Russen] haben deutsche Uniformen an. Da brauchste nich denken... die kommen alle nich wieder.‘ Woher er das weiß...“

Nicht nur die Ideologisierung und Propaganda im Vorwege des „Unternehmens Barbarossa“ hatten dafür gesorgt, dass die Soldaten der Wehrmacht schon mit bestimmten Feindbildern ausgestattet in den Krieg gegen die Sowjetunion eintraten. Die in den ersten Wochen des Feldzuges von ihnen über die Indoktrination hinaus gemachten Erfahrungen trugen zu einer weiteren, radikalisierten Einstellung und entsprechendem Verhalten bei.<sup>4407</sup> Das berichtete auch Friedrich Lohstein und stellte fest:

„In diesem Partisanengebiet schoss jeder auf jeden, ohne Rücksicht. Wo sich etwas bewegt, wurde geschossen, es war auf beiden Seiten hart geworden, obwohl man inzwischen ja begriffen hatte, da sind gegenüber genau solche wie wir, denen es auch nicht besser geht.“<sup>4408</sup>

Ob sich die moderate Einschätzung, wonach sowjetische Soldaten oder Partisanen „solche wie wir“ sind, in den deutschen Einheiten wirklich damals schon so durchgesetzt hatte, wie Lohstein meinte, kann wohl bezweifelt werden. In der Regel wurden Partisanen und ihre Aktionen gegen Wehrmachtsangehörige von deutschen Truppen scharf verurteilt und aufs Härteste bekämpft. Deutlich wird bei den bereits genannten und den meisten nachfolgenden Zeitzeugen, dass sie für den sich bildenden zivilen Widerstand keinerlei Verständnis hatten. Golder stellte eher nüchtern fest, wie mit bewaffneten Zivilisten verfahren wurde:

„Und dann kamen natürlich auch die Partisanen sehr bald. Also Partisanen sind aufgehängt worden oder erschossen. ... Ja, wenn man sie bekam. Anderenfalls wenn man sie nicht bekam, haben sie von uns welche umgebracht. Jede Armee wird Partisanen exekutieren. Ja, das waren zivile Leute.“

<sup>4405</sup> Ebd.

<sup>4406</sup> Dressen: Kriegsgerichtsbarkeitsbefehl, S. 556.

<sup>4407</sup> Raß: ‚Menschenmaterial‘, S. 310.

<sup>4408</sup> Lohstein, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 334.

Dass die Wehrmacht die Sowjetunion in Verletzung des geltenden Völkerrechts überfallen hat und dort einen Vernichtungskrieg führte, war den meisten Wehrmachtsangehörigen zur damaligen Zeit nicht bewusst. Tatsache ist, dass es seitens der Partisanen Gräueltaten an deutschen Soldaten gab und diese für den einzelnen, der seine grausam zugerichteten Kameraden sah und die Taten als „hinterrücks“ und „unsoldatisch“ empfand, nicht verständlich waren.

Es folgt die Aussage Essers, der sich kurz zu Partisanenangriffen in Serbien äußerte:

- I: „Aber ich meine, wir woll'n doch einmal festhalten: es gibt sehr krasse Vorgehensweisen der Wehrmacht und der SS, z. B. in Serbien. ...“
- Esser: „Nun muss man bloß mal dabei beachten... Man darf nicht vergessen, dass wir in Jugoslawien auch große Sympathien hatten. Die Kroaten war'n also beispielsweise sehr Deutsch eingestellt. Es gab ja sogar auch ein kroatisches Korps, also eine kroatische Einheit. Nur – die Serben, die damals... das war'n Partisanen. Das war'n bewaffnete Kämpfer! Die meisten ja. Tito musste ja Leute gehabt haben – sonst hätt' er ja nichts unternehmen können! Aber dass wir gegen die Partisanen auch gekämpft haben, dass wir nicht gesagt haben: ‚Nun lass' mal die Partisanen, is ja egal!‘“

Wie so oft im Interview mit diesem Befragten, wich er der direkt und offen formulierten Frage aus und gab dem Gespräch eine andere Richtung, indem er auf vermeintliche Sympathien der Jugoslawen, insbesondere der Kroaten, gegenüber den Deutschen hinwies. Demgegenüber wird eine Kollektivverurteilung *aller* Serben beim Informanten deutlich: „Die Serben, das war'n Partisanen. Das war'n bewaffnete Kämpfer.“ Zur Situation im damaligen Jugoslawien ist anzumerken, dass zunächst keinerlei spezifische Befehle oder Weisungen hinsichtlich der Zivilbevölkerung existierten.<sup>4409</sup> Das seit April 1941 im Zuge des kurzfristig anberaumten, so genannten „Balkanfeldzuges“ besetzte Land erfuhr nach und nach die extremste Form der Okkupation durch deutsche Truppen. Zwar waren nach damals geltendem Völkerrecht Repressalien gegen die Zivilbevölkerung zulässig, und sogar Geiseln durften als Vergeltung von Anschlägen getötet werden, um die Besatzungsherrschaft zu sichern.<sup>4410</sup> Jedoch hatte die deutsche Wehrmacht erstens in Verletzung des geltenden Völkerrechts Länder wie Polen, Frankreich und Jugoslawien widerrechtlich angegriffen und besetzt und nutzte zweitens die Möglichkeit zu repressiven Gegenmaßnahmen in einem alles bisher Dagewesene in den Schatten stellenden verbrecherischem Maße. Dies trifft besonders auf Serbien, später auch auf Griechenland zu. In diesen Ländern bekämpfte die Wehrmacht entschlossen jeglichen Widerstand und machte die serbische Bevölkerung auch bei vereinzelt Anschlägen und Überfällen auf deutsche Soldaten haftbar.<sup>4411</sup> Am 28. April 1941 befahl der Oberbefehlshaber der 2. Armee, v. Weichs, die Festnahme von Geiseln und kündigte

---

<sup>4409</sup> Ausstellungskatalog 2002, S. 508.

<sup>4410</sup> Ebd., S. 507.

<sup>4411</sup> Ebd., S. 508.

die Erschießung von 100 Geiseln für jeden getöteten deutschen Soldaten an.<sup>4412</sup> Für jeden verwundeten Soldaten sollten 50 Geiseln sterben.<sup>4413</sup> Zunächst jedoch bekräftigte der Militärbefehlshaber in Serbien, v. Schröder, die *Möglichkeit* der Geiselnahme, „wollte dies jedoch als die extremste Form der Gegenmaßnahmen verstanden wissen.“<sup>4414</sup> Festnahmen oder Erschießungen von Geiseln waren in Serbien nur auf seine besondere Anordnung zulässig. Als Sühnemaßnahmen sah v. Schröder Geldstrafen, Zwangsarbeit und Sachabgaben vor.<sup>4415</sup> Auch der Feldkommandant, Oberst v. Bothmer, äußerte sich in dieser gemäßigeren Form und schrieb am 6.8.1941 an v. Schröder:

„Irgendwelche Forderungen auf Erschießungen von unbeteiligten Personen kann ich nicht Folge leisten, zumal meistens anzunehmen ist, dass die betreffenden Attentäter gar nicht berührt werden.“<sup>4416</sup>

Trotzdem wurden im Zuge des serbischen Aufstandes nationaler und kommunistischer Partisanengruppen im Sommer 1941 seitens der Wehrmacht immer radikalere Maßnahmen gegen die Zivilbevölkerung ergriffen. Überfälle und Sabotageanschläge auf deutsche Truppenangehörige und auf deutsche Einrichtungen hatten sich gehäuft. Zur Zerschlagung des Aufstandes wurde befohlen, alle männlichen Juden als Geiseln zu nehmen. Sie stellten nun die bevorzugten Opfer der deutschen Vergeltungspolitik dar. Hier vollzog sich der Übergang von Terror gegenüber den serbischen Zivilisten zum Genozid an den Juden.<sup>4417</sup> Im Winter 1941/42 war der serbische Aufstand niedergeschlagen, und die Partisanengruppen wichen nach Bosnien aus. Erst im Herbst 1943 wurde die deutsche Besatzungspolitik in Jugoslawien gemäßiger, da die antikommunistischen Kräfte in Serbien für ein Bündnis mit Deutschland gewonnen werden sollten. Auf „Sühnequoten“ wurde fortan verzichtet, die Geislerschießungen gingen zurück.<sup>4418</sup> Dennoch spürte die jugoslawische Bevölkerung bis zum endgültigen Abzug der deutschen Truppen weiterhin die Härte der Besatzung.

Der Informant Becker, der sich als einer von wenigen für diese Studie interviewten Zeitzeugen die Wehrmachtausstellung angesehen hat, versuchte im Gemeinschaftsinterview mit Herrn Theisinger und Herrn Jost eine Antwort auf die schwierige Frage nach der Behandlung von Partisanen zu finden:

Becker: „Ja, doch, es war aber dann so, also wir als Vorausabteilung, wir bekamen dann den Befehl, dass wir also im rückwärtigen Gebiet, da würden nun Partisanen und so weiter sein, und die wären zu ‚liquidieren‘ da, ja? Und nun kam es darauf an, nicht wahr, was man aus diesem Befehl machte. Es war auch, auch für die Wehrmacht war das nicht ... das greift ja auch der Reemtsma auf, ’n bisschen hier,

<sup>4412</sup> Ebd.

<sup>4413</sup> Ebd.

<sup>4414</sup> Ebd.

<sup>4415</sup> Ebd.

<sup>4416</sup> Ebd.

<sup>4417</sup> Ebd., S. 514.

<sup>4418</sup> Ebd., S. 519.

aber da hab ich 'ne ganz andere Meinung von dem, was man da sieht von Reemtsma da. ... Ich hab das einmal auch erlebt, das war in der Gegend von Poltawa da, Isjum da, im Donez-Becken da, da waren wohl im rückwärtigen Gebiet waren da irgendwie mal wieder ‚Juden‘ aufgetreten und ‚Partisanen‘ aufgetreten. Und dann kam also der Befehl von der Abteilung damals, man soll ein Kommando abstellen für ‚Liquidierung‘ und so weiter da, nicht. Und dann hat also mein Kompanieführer damals, hat das abgelehnt. ... Ja, und dann das, was man manchmal auch zu Recht fragen muss heute, wenn man diese ganze Problematik besprechen will: ‚Wie weit war der Einzelne überhaupt imstande, und war der überhaupt fähig da, einen Befehl nun abzulehnen?‘ Ja, das gabs wohl, ja? Es kam aber auch zum Teil drauf an, wie man das vorbrachte, und wer es vorbrachte. Es hat an den personellen Strukturen damals auch zum Teil mit gelegen, wer diese heikle Frage damals zu behandeln hatte. Man soll dem, der es meint, tun zu müssen, nicht hinterher verurteilen jetzt hier. Da kommt wieder das hinein mit dem Pflicht und Befehl und Eid, und so weiter. Das ist alles eine solche komplizierte Geschichte. Ja, also, ich kann Ihnen jetzt die Erklärung, wie der Kompaniechef damals das seinem Abteilungsleiter damals hier nun vorgetragen hat, es nicht tun zu wollen, nicht nachsagen, weil ich das nicht weiß. Aber ich hab aus der Sache damals... das hat mir damals ziemlich viel Respekt eingebracht vor dem Kommandeur damals auch, dass er das einfach ablehnte. Es war nicht bekannt, dass das jetzt nu' Juden wär'n. Es war allgemein unter dem Begriff ‚Partisanen‘ bekannt geworden da, ja? Aber es war ja dann natürlich ebenso schlimm. Denn auch die ‚Partisanen‘, selbst ‚Partisanen‘, natürlich, man kann jetzt das auch so sehen, dass man sagt, in jedem Krieg, da kann man sich eben mit ‚Partisanen‘ nicht abfinden. Die müssen einfach dann beseitigt werden im rückwärtigen Gebiet, wenn sie dann den Nachschub und so weiter stören.“

Th: „Aber, Herr Becker, Partisanen, warum kamen diese Partisanen? ... [Sie] wurden als Menschen 2. Klasse ... einen Fall [dazu]: Ich ging mit'm Berliner, Paul O. hieß er, sag' ich: ‚Paul, wir gehen einmal in die Stadt.‘ Wir wussten, dass da auch Partisanen waren, das war bei Leibach, da ... Und da sind wir in die Gastwirtschaft rein, das war so im Februar '45. Wir hatten ja immer so Pistolen und alles mit dabei, sind rein, und da kam der Kellner, und ich sah, dass da Wein stand. Und die wollten mich raus drängen, die da drin saßen, die wussten, dass das Partisanen waren, da hätten Sie 'ne Stecknadel fallen [hören können]. ... Und dann sagte er: ‚Das sind Bauern.‘ ‚Ja, können wir net auch ein Glas Wein trinken?‘ [fragte ich]. Rein dann, ich hatte einen Fuß zwischen die Tür gestellt. Und da sah ich schon, da war einer drin, das muss der Anführer sein, intelligenter Mann. Und da sprach ich den auf Tschechisch an, und die slowenische Sprache ähnelt sich ja, und da kamen wir ins... da war sofort Kontakt da. ‚Setzen Sie sich her,‘ und dann Deutsch gesprochen. ‚Trinken Sie 'n Glas Wein.‘ Da sagt er: ‚Sie werden das wissen, und Ihr Kommandeur ist ja auch für uns gut zu sprechen und macht nicht wegen der (?) Partisanen. Wir waren beim Einmarsch 1941 zu 95 % für Deutschland. Wir wurden dann als Menschen 2. Klasse behandelt. Ich bin Doktor der Rechte,‘ sagt er, also Rechtsanwalt mit... ‚Dann sind wir in die Berge gegangen,‘ sagt er. ‚So ist die Wirklichkeit!‘ Und so war es auch. Es sind viele als Menschen 2. Klasse, da hat man sich viel Feinde gemacht.“

B: „Das ist ja diese blödsinnige Überheblichkeit der Deutschen da. Dass man einfach da eine ganze Volksgruppe einfach nicht unter einem Winkel sieht da. Wir haben auch nur die besten Erfahrungen gemacht. Als wir einmarschierten in die Ukraine damals, wir wurden mit Brot und Salz und Wein empfangen, von den Ukrainern damals. Wir wurden ... unter einem Dach haben wir gelebt, wir haben da auf den Kachelöfen, oben auf Sonnenblumenkernen gemeinsam geschlafen dann, in den Winternächten und so weiter, in der Ukraine und in Russland. Das war also eine Gemeinschaft da, die unter der Kate da gemeinsam dann lebte. Wir haben auch gemeinsam gegessen da, also, und dass diese Menschen da einfach nun, sagen wir mal, ‚liquidiert‘ werden sollten, bloß, weil ein dummer Befehl irgendwo da stand, das war nicht einzusehen.“

Das vom Befragten Becker angesprochene Problem eröffnete im Interview eine Diskussion um den „Streit über Handeln und Unterlassen derjenigen, die während der Zeit des Nationalsozialismus in der Lage waren, Entscheidungen zu treffen.“<sup>4419</sup> Auch trifft die Anmerkung Beckers zu, es handele sich hier um „eine komplizierte Geschichte“. Richtig ist, dass sich viele Truppenführer – hochrangige oder nieder-rangige Offiziere – als Soldaten an Befehl und Eid gebunden fühlten und meinten, gegebene Anordnungen, wie unmoralisch oder verbrecherisch diese aus heutiger Sicht auch sein mögen, ausführen zu müssen. Umso mehr ist mutiges Handeln durch Unterlassen, wie es offenbar Beckers Kommandeur demonstrierte, hervorzuheben. Gegen den Strom zu schwimmen und sich unsinnigen, menschenverachtenden und ungerechten Aufforderungen zu widersetzen war in der Zeit der „Vernichtung einer Weltanschauung“ der schwierigere Weg. Das Beispiel verdeutlicht aber auch, dass besonders höhere Offiziere in der Ausführung eines solchen Befehls einen gewissen Handlungsspielraum hatten, der es ihnen ermöglichte, den Befehl nicht nur aus Gewissensgründen *innerlich* abzulehnen, sondern ihn auch tatsächlich nicht auszuführen.<sup>4420</sup> Klinkhammer merkt dazu an, dass insbesondere bei der Entscheidung zwischen Partisanen, „Verdächtigen“ und Unbeteiligten „ein erhebliches Entscheidungspotential für das untere und mittlere Offizierkorps“<sup>4421</sup> lag. Auch hatte die Tatsache, ob das jeweilige besetzte Land eine „befreundete“ Regierung besaß oder nicht sehr wahrscheinlich einen Einfluss auf das Verhalten der jeweils zuständigen deutschen Truppenführer.<sup>4422</sup> Wie deutsche Soldaten beispielsweise mit gefangenen Rotarmisten umgingen, „scheint wiederum stark individuell und situativ bestimmt gewesen zu sein,“ so Jasper, wie aus nachfolgendem Auszug eines Feldpostbriefes deutlich wird: „Ich hätte ja bei den letzten Verteidigungsgefechten genug von den Überläufern abschießen können, aber als ich deren Gesichter voll Schrecken und Angst sah, ließ ich sie laufen.“<sup>4423</sup> Allerdings gab es im Hinblick auf die Behandlung kriegsgefangener Kommissare anscheinend kein Pardon, da diese nicht zu den Kombattanten, sondern – wie die Partisanen - zu den Verbrechern zählten und deren Hinrichtung daher keinerlei Mitgefühl auslöste.<sup>4424</sup> Im Hinblick auf den Handlungsspielraum ist jedoch darauf hinzuweisen, dass zumindest Nicht-Offiziere von ihren Vorgesetzten wegen Befehlsverweigerung angezeigt und vor ein Militärgericht gebracht werden konnten. Nicht selten erwartete sie dort das Todesurteil (s. nachfolgendes Kap. „Kriegsverbrechen“).

<sup>4419</sup> Reemtsma: „Wie hätte ich mich verhalten?“, S. 9.

<sup>4420</sup> DRZW 4 (Beitrag Förster: Unternehmen „Barbarossa“), S. 520.

<sup>4421</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 833.

<sup>4422</sup> Ebd.

<sup>4423</sup> FpBf Hans Starz, 2.6.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 278.

<sup>4424</sup> Vgl. FpBf Siegfried Sch., 6.11.41, in: ebd., Anm. 141: „Vor zwei Tagen haben sie hier einen Kommissar gehängt, mitten auf einer Kreuzung, die Bevölkerung freut sich mächtig darüber, denn er hat verschiedenes auf dem Gewissen.“

Theisinger sprach, im Dialog mit Becker, ein weiteres Problem an: die deutsche Besatzungsmacht, deren Soldaten zunächst, besonders in der Ukraine, als Befreier begrüßt und gefeiert wurden, die sich aber hauptsächlich „aus dem Lande“ versorgen sollten. Dies barg bereits den Widerspruch in sich, dass die zunächst überwiegend gutwilligen Zivilisten sehr bald gegen die Wehrmachtseinheiten aufgebracht wurden. Landwirtschaftliche Überschussgebiete der Ukraine wurden dabei nicht nur durch die verbündeten ungarischen und rumänischen Truppen geplündert.<sup>4425</sup> Von Anfang an war die Beschaffung von Nahrungsmitteln aus den besetzten Ostgebieten auch ein vorrangiges Ziel der Deutschen. Durch die Ernährung des Ostheeres aus dem Lande sollte der Nachschub entlastet werden.<sup>4426</sup> Darüber hinaus wurde angestrebt, die Belastungen für die Bevölkerung im deutschen Reichsgebiet möglichst gering zu halten, was bedeutete, dass zusätzlich ein Großteil der sowjetischen Produktion, v. a. Getreide, ins Reich transportiert wurde, um den dortigen Bedarf ebenfalls decken zu können. Die Mangel- und Unterernährung der sowjetischen Bevölkerung wurde dabei in Kauf genommen. Vor allem größere sowjetische Städte sollten keine Lebensmittelzuteilung mehr erhalten, so die Planung.<sup>4427</sup>

Aber es entstanden der Zivilbevölkerung durch die deutsche Besatzung nicht nur Versorgungsschwierigkeiten, die sie gegen die fremden Truppen aufbrachte und die Zivilisten mehr und mehr dazu bewog, sich den Partisanen anzuschließen, um sich mit Waffengewalt Nahrungsmittel zu beschaffen.<sup>4428</sup> Auch die Art der Okkupation, der seitens der Deutschen kein konstruktives Besatzungsprogramm zugrunde lag, und die vielfach begleitet war von Unterdrückung, repressiven Maßnahmen und deutscher Überheblichkeit, stieß mehr und mehr auf den Widerstand der anfangs den Deutschen gegenüber sehr gutwilligen Ukrainern. So ist denkbar, dass der tschechische Widerstandskämpfer, mit dem Theisinger auf geschickte Weise ins Gespräch kam, ebenfalls aus den schon genannten Gründen gegen die Besatzungsmacht kämpfte und deren Abzug wünschte.

Wie deutlich wurde, gab es Kommandeure, die sich über den so genannten Kriegsgerichtsbarkeitserlass hinwegsetzten und nicht bereit waren, diesen in ihrer eigenen Truppe anzuwenden. Auch der Befehlshaber der Heeresgruppe Mitte erließ für seinen Bereich folgende Anordnungen:

„In der letzten Zeit haben verschiedentlich in den rückw. Gebieten Überfälle bewaffneter Banden auf kleinere Trupps und Kommandos von Wehrmachtangehörigen stattgefunden. ... Dabei sind in einigen Fällen durch die Truppe kollektive Gewaltmaßnahmen durchgeführt worden gegen Ortschaften, in deren Nähe Überfälle stattgefunden haben. Hierzu ist folgendes zu bemerken: Die weißrussische Land-

---

<sup>4425</sup> DRZW 4 (Beitrag Müller: Scheitern der wirtschaftlichen „Blitzkriegsstrategie“) S. 1178.

<sup>4426</sup> Ebd., S. 1168.

<sup>4427</sup> Ebd., S. 1170f., S. 1181f., S. 1191. Vgl. Abschn. 5.5 (Bevölkerung), 5.6 (Versorgung).

<sup>4428</sup> Ebd., S. 1185.

bevölkerung tritt im Allgemeinen dem deutschen Soldaten nicht feindlich gegenüber und begrüßt ihn vielfach als Befreier vom bolschewistischen Joch. Sie wird in den meisten Fällen mit den Partisanenbanden schon deshalb nicht in Verbindung stehen, weil sie selbst von diesen ausgeplündert und bedroht wird. Die Erregung der Truppe wegen derartiger Überfälle und wegen der Auffindung der Leichen ermordeter Soldaten ist zu verstehen. Sie darf jedoch nicht dazu führen, dass Gewaltmaßnahmen an Einwohnern vorgenommen werden, falls nicht einwandfrei erwiesen ist, dass diese die Täter waren oder in Verbindung mit den Tätern standen. Es wird darauf hingewiesen, dass kollektive Gewaltmaßnahmen gemäß Führererlass vom 13.5.1941 ... nur auf Anordnung eines Offiziers in der Stellung mindestens eines BatlIns.- usw. Kommandeurs durchgeführt werden dürfen.<sup>4429</sup>

Diese von General Max v. Schenckendorff vorgebrachte Initiative, die zu Ruhe und Augenmaß mahnte und blinde Vergeltungsmaßnahmen gegen Unbeteiligte untersagte,<sup>4430</sup> fand beim OKW jedoch keine Unterstützung. Aus von Schenckendorffs Aufforderung geht hervor, dass es im Ermessen jeweils höherer Offiziere lag, wie im Falle der Tötung deutscher Soldaten durch zivile Kräfte zu verfahren war. Und der General bestand darauf, Zivilisten erst nach eindeutigen Beweisen zu verurteilen, welche sicher schwer zu erbringen waren. Bei konsequenter Beachtung dieses Befehls hätte die Zahl der willkürlich Getöteten sicher drastisch reduziert werden können. Aber dieser Mühe unterzogen sich die durch den Tod von Kameraden aufgebrachten Wehrmachtssoldaten und -offiziere anscheinend nicht. Stattdessen überschritten die Repressalien „oft den Rahmen des Notwendigen.“<sup>4431</sup>

Der Oberbefehlshaber der 3. Panzerarmee ordnete für den Fall von Sabotageakten an:

„Wenn irgendwo ein Überfall, eine Sprengung oder eine sonstige Beschädigung deutscher Wehrmachtseinrichtungen ... erfolgt, so werden ... die Schuldigen am Tatort als abschreckendes Beispiel erhängt. Sind die Täter nicht sofort zu ermitteln, so werden aus der Bevölkerung Geiseln festgenommen; diese Geiseln werden erhängt.“<sup>4432</sup>

General v. Schenckendorff wagte ein Jahr später, im August 1942, für das Heeresgebiet Mitte an der Ostfront erneut einen Aufruf, der zur Mäßigung mahnte. Wieder forderte er, von pauschalen Vergeltungsmaßnahmen Abstand zu nehmen und nur dann Strafen zu verhängen, wenn die Tat eindeutig erwiesen sei.<sup>4433</sup> Dagegen waren andere Oberbefehlshaber nach wie vor nicht der Meinung, dass die deutsche Seite schonender im Kampf gegen Partisanen vorgehen sollte. Der Wehrmachtbefehlshaber Ukraine empfahl, „dass bei einem Zweifel hinsichtlich der Wahl der zu treffenden Maßnahmen das härtere Verfahren das richtige ist.“<sup>4434</sup>

<sup>4429</sup> Schreiben des Befehlshabers des rückwärtigen Heeresgebietes Mitte v. 12.8.1941 (BA-MA, RH 26-221/13b), Abdr. in: Verbrechen (Ausstellungskatalog), S. 443.

<sup>4430</sup> Eine ähnliche Formulierung, wonach Kollektivmaßnahmen gegen Dörfer und deren Bevölkerung ... die Ausnahme bilden [müssten, da sie] im entgegen gesetzten Sinne [wirken]“, erteilte das AOK in seinen Richtlinien für die Bekämpfung sowjet. Partisanen. DRZW 4 (Beitrag Förster: Sicherung „Lebensraum“), S. 1239. Vgl. Richter: Wehrmacht, S. 853.

<sup>4431</sup> DRZW 4 (Beitrag Förster: Sicherung des Lebensraumes), S. 1237.

<sup>4432</sup> Aufruf des Ob. der 3. Pz.Arme v. 12.9.1941, Abdr. in: Ausstellungskatalog, S. 444.

<sup>4433</sup> Ausstellungskatalog, S. 452; Richter: Wehrmacht, S. 853.

<sup>4434</sup> Auszugsweise abgedr. in: Müller: Besatzungspolitik, S. 122 – 128, hier: S. 127.

Die Eskalation im Partisanenkrieg, besonders im Osten, muss von zwei Seiten betrachtet werden: Stalin hatte, als Reaktion auf den deutschen Angriff gegen die sowjetische Bevölkerung, am 3. Juli 1941 zum Partisanenkampf gegen die deutschen Besatzer aufgerufen, der sich jedoch erst ab Winter 1941/42 intensivierte.<sup>4435</sup> In Hitlers Replik wurde deutlich, dass er jetzt die Möglichkeit dazu sah, „auszurotten, was sich gegen uns stellt“.<sup>4436</sup> Offensichtlich ist auch, dass beide Diktatoren nicht die Absicht hatten, sich in irgendeiner Form an die Bestimmungen des Völkerrechts zu halten. Alle Kriegführenden wären aber durch die Haager Landkriegsordnung zur Beachtung der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges verpflichtet gewesen.<sup>4437</sup> Die HLKO vom 18. Oktober 1907 regelt, dass irreguläre Streitkräfte, *milices* oder *corps de volontaires*, wenn sie nicht unter den Begriff des Freischärlertums fallen wollen, bestimmten Bedingungen zu entsprechen hatten.<sup>4438</sup> Außer der ersten von vier Bedingungen haben die Partisanen keine weitere eingehalten. Aber auch die deutsche Seite, die willkürliche Vergeltungsmaßnahmen verübte, handelte wider das Kriegsrecht. Selbst die Nicht-Erfüllung der genannten Bedingungen gebot ihnen, sich an das Kriegsrecht zu halten und aufgegriffene Partisanen einer Gerichtsbarkeit zu übergeben. Dazu heißt es im britischen „Manual of Military Law“ in der im Zweiten Weltkrieg geltenden Fassung:

„Es ist nicht Aufgabe von Offizieren oder anderen Dienstgraden, eine entwaffnete feindliche Person auf ihren Kombattantenstatus zu überprüfen. ... Sie sind für die Sicherheit dieser Person verantwortlich und haben die Entscheidung über ihr Schicksal einer zuständigen Stelle zu überlassen. Kein Gesetz erlaubt ihre Erschießung ohne vorheriges Gerichtsverfahren, und das Völkerrecht verbietet strikt summarische Exekutionen.“<sup>4439</sup>

Kalbus erinnerte sich an eine „Vergeltungsaktion“ in Italien nach einem Angriff auf ein Wehrmacht-Kfz, in dem sich ein Offizier, seine Ordonnanz und der Fahrer befanden:

„Und denn hab ich mal in Italien... das war denn 'n Partisaneneinsatz, ich war ja Funktruppführer und war 'ne Zeitlang vom 51. A.K. beim Lehrstab für Bandenbekämpfung abgestellt, hatte also 'ne Armeekorps-Funkstelle da und habe also dort die Funkerei gemacht. Und da is der Kommandeur dieses Lehrstabes für Bandenbekämpfung, der is kurz vor Weihnachten 1944 durch Partisanenhand erschossen worden, in dem sein Auto oben an der Ruine Canossa vorbeigefahren is. Und morgens hatten die Partisanen ihn wohl kommen sehen, ihn hinfahren sehen, und da haben die gedacht: Wenn er hingefahren is, muss er auch zurückkommen. Und denn, am Nachmittag, is er wieder zurückgekommen, und denn haben die irgendwo im Gebüsch mit vier, fünf Partisanen aufgelauert und sind auf der Straße aufrecht stehend erschienen und haben aus 50 Meter Entfernung mit Maschinenpisto-

<sup>4435</sup> Harrison: „Barbarossa“, S. 458. Langsam entstand dann eine zentral von Moskau gelenkte Partisanenbewegung. Richter: Wehrmacht, S. 849.

<sup>4436</sup> Birn: Zweierlei Wirklichkeit, S. 283.

<sup>4437</sup> DRZW 4 (Beitrag Hoffmann: Kriegführung aus der Sicht der Sowjetunion), S. 893.

<sup>4438</sup> Die Bedingungen für irreguläre Streitkräfte lauteten: „1., dass jemand an ihrer Spitze steht, der für seine Untergebenen verantwortlich ist, 2., dass sie ein bestimmtes, aus der Ferne erkennbares Abzeichen tragen, 3., dass sie die Waffen offen führen und 4., dass sie bei ihren Unternehmungen Gesetze und Gebräuche des Krieges beachten.“ Ebd., S. 894.

<sup>4439</sup> „Manual of Military Law“, übersetzt aus: Jentsch: Die Beurteilung summarischer Exekutionen durch das Völkerrecht, S. 72, zit. n. Verbrechen (Ausstellungskatalog), S. 27.

len haben sie das ganze Auto durchsiebt, was ihnen entgegenkam. Und da waren drei Mann drin: der Hauptmann, der saß vorne auf'm Beifahrersitz, daneben der Fahrer, und da hinten der Bursche vom Hauptmann. Und der Hauptmann, der war gleich durch fünf oder sechs Schüsse – Leberdurchschuss und Brustdurchschuss und alles... und der Fahrer, der hatte nur Ohrdurchschuss abgekriegt und Schulterstreifschuss und der hinter ihm gesessen hat, der is völlig unverletzt geblieben, weil die Körper der beiden vor ihm Sitzenden haben die Schüsse abgefangen. Und aufgrund dieses Überfalls, da wurden denn aus'm Gerichtsgefängnis Reggio Emilia<sup>4440</sup>, da wurden denn Partisanen... nicht Partisanen, sondern Gefangene angefahren und die ... d. h., ich habe das nicht gesehen, ich habe nur gesehen, wie die an uns vorbeikamen, und die anderen uns das erzählt haben, dass die denn da oben hinbefördert sind und an der Stelle, wo er erschossen ist, hat man die denn alle [erschossen]. Als Vergeltung. ... Na, ja, das waren so 15 oder 20 Leute.“

Kalbus ergänzte, welches Glück er gehabt habe, da es möglich gewesen wäre, dass er selbst in dem betreffenden Fahrzeug gesessen hätte, wie häufiger zuvor auch:

„Ja, wissen Sie ..., ich bin mit diesem Hauptmann zusammen, mit dem, der tödlich getroffen is, da bin ich also mindestens viermal, fünfmal, auch im Auto sitzend, irgendwo hingefahren und bin auch an der Ruine Canossa vorbeigefahren, wenige Tage vorher. Dass er mir gesagt hat: ‚Hier, machen Sie sich morgen mal frei, wir fahren um 9.00 Uhr los, da und da hin. Nehmen Sie mal 'n paar Rufzeichen mit. Und da kommt auch 'n Funker da, und mit dem müssen Se mal Rufzeichen und Wellenlänge vereinbaren.‘ Ja, gut, denn bin ich mit ihm gefahren, denn is es gut gegangen. Und als er nun getroffen war, da hab ich gedacht, in dem Auto hättest *du* eigentlich auch sitzen können. Und ich meine, es is immer so im Krieg, wenn so eine Sache eskaliert, das is entsetzlich. Also, besser wär' gewesen, die Partisanen hätten den Überfall gar nicht gemacht], aber auf 'er anderen Seite is es so, die waren ja ... Ja, ich meine, Völkerrecht, das steht drin, ich glaube, ... Haager Landkriegsordnung, und gibts ja verschiedene Sachen, da steht drin, dass also Zivilisten gegen Militärmacht nicht kämpfen dürfen, in Zivil. Also, Zivilleute dürfen nicht kämpfen, das darf nur Truppe, kenntlich gemacht ‚Truppe gegen Truppe‘. Wenn also 'n Zivilist aus'm Hinterhalt kämpft, dann genießt der auch keinen Schutz.“

Allgemein wurden Partisanenangriffe von deutschen Soldaten als „hinterrücks“ erlebt, und die Meinung war vorherrschend, der Krieg werde an der Front – von Soldat zu Soldat – geführt, aber nicht von zivil bewaffneten Personen.<sup>4441</sup> Am Krieg teilnehmende Zivilisten, die nicht rechtmäßige Kombattanten im Sinne des Kriegsrechts waren und irregulär gegen reguläre Soldaten kämpften, waren jedoch, sofern sie nicht im Kampf getötet wurden, einem Kriegsgerichtsverfahren zu überstellen. Dies regelte das so genannte Völkergewohnheitsrecht.<sup>4442</sup> Nach dem Badoglio-Putsch 1943 hatte die *Resistenza* regen Zulauf erfahren, wodurch sich das Problem ziviler Angriffe auf deutsche Soldaten verschärfte. Die vorgenannten Ausführungen geben bereits einen kleinen Eindruck von dem Ausmaß, das die Partisanenangriffe dort inzwischen ange-

<sup>4440</sup> Der Name der Stadt und der gleichnamigen Provinz lautet Reggio nell'Emilia.

<sup>4441</sup> Vgl. Schröter: Held oder Mörder, S. 29: „Partisanen: in meiner ‚Kriegs‘-Erinnerung heimtückische, kriminelle ‚Heckenschützen‘, die sich selbst außerhalb allen Kriegsrechts stellten und für die es im Kampf deshalb kein Pardon gab, nur radikale Vernichtung.“ Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 284, wo der deutsche Soldat, Josef Brauer, alle Gegner, ob Zivilisten oder Baumschützen, in Polen 1939 als hinterlistiges „Lumpenpack“ bezeichnete.

<sup>4442</sup> Verbrechen der Wehrmacht. Ausstellungskatalog, S. 27.

nommen hatten.<sup>4443</sup> Trotzdem glaubte etwa der in Italien stationierte Wehrmachtsangehörige Koschorrek zunächst, dass „die Partisanenjagd hier nur ein etwas gefährlicher Spaziergang und mit der Russlandfront überhaupt nicht zu vergleichen“ war.<sup>4444</sup> Es häuften sich die Zwischenfälle, und deutsche Kräfte wurden gebunden, die sich dadurch ständig in Kampfeinsätzen oder Durchsuchungsaktionen befanden und an der Front fehlten. Einige Zeit später revidierte Koschorrek sein Urteil und kam zu dem Schluss: „Der Partisanenkampf [in Italien] ist also nicht nur ein Spaziergang, wie ich angenommen hatte.“<sup>4445</sup>

Der Stalingradüberlebende Hans Horn wurde seit Sommer 1944 in den Kämpfen vor Monte Cassino innerhalb seines Trosses eingesetzt und berichtete von Partisanen:

„Jeden Abend mussten wir los, da durch und den Nachschub nach vorne bringen. Jede Nacht wurden die Fahrer von den Partisanen abgeschossen. Es war 'ne Kleinigkeit, dass man abgemurkst wurde. Wenn wir gefangene Partisanen sahen, dann haben wir sie mit bösen Augen angeguckt. Es war gemein, dass der Krieg nicht mehr vorne ausgetragen wurde, sondern dass die Menschen auch noch von Zivilisten getötet wurden.“<sup>4446</sup>

Kalbus merkte dazu im Interview an, dass die Deutschen in Italien immer bewaffnet unterwegs gewesen seien und sich nicht mehr allein in Dörfern, Städten oder gar Wäldern bewegen durften, weil „überall Partisanen“ lauerten. Eine ähnliche Verfügung war auch 1943/44 für Frankreich an die deutschen Soldaten herausgegeben worden (siehe 2.7, u. a. Aussage Severloh). Der Informant Buhr, der das Auftreten von Partisanen als „'ne ganz üble Sache“ bezeichnete, meinte dazu, dass spätestens seit 1944 „der ganze Krieg an sich 'n Partisanenkrieg [war].“

Auf die Nachfrage der Interviewerin, ob die „Vergeltungsmaßnahme“ bei Reggio Emilia in ihm irgendwelche Gefühle oder Gedanken ausgelöst habe, antwortete Kalbus:

„Ich will mal sagen, na ja, man hat das hingenommen und hat gesagt, na ja, das is wahrscheinlich bei allen Armeen der Welt so, ob das... also die Engländer haben das nicht anders gemacht, und die Franzosen haben das nicht anders gemacht. Wenn also aus 'er Zivilmenge heraus geschossen wird, dann werden Repressalien ergriffen. ... Was an der ganzen Sache nur sehr ungerecht ist, was ich heute übersehe, was ich damals nich übersehen habe, als 23jähriger, das is das, dass diese Leute, die man da aus dem Gerichtsgefängnis geholt hat, dass das ja eigentlich nur Verdächtige waren, also im Grunde waren das Geiseln. Also, es waren Leute, die vielleicht gar nichts gemacht haben, die nur ... in Untersuchungshaft saßen. ... Also, das waren Leute, die an diesem Attentat überhaupt nicht beteiligt waren.“

Den Umstand der willkürlichen Hinrichtung von an der eigentlichen Tat nicht beteiligten Personen hatte, wie zuvor erwähnt, seinerzeit bereits General v. Schenckendorff kritisiert und dringend von einem solchen Vorgehen deutscher Einheiten abgeraten. Dazu stellt Lutz Klinkhammer für die Ostfront fest:

<sup>4443</sup> Gruchmann: Zweiter Weltkrieg, S. 228, 327 – 329.

<sup>4444</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 209.

<sup>4445</sup> Ebd., Eintrag v. 26.9.1943, S. 212.

<sup>4446</sup> Horn, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 126.

„Die These vom Partisanenkrieg als Chiffre für den Mord an der Zivilbevölkerung scheint ... vor allem für die ‚Partisanen-Aktionen‘, die in den Befehlsbereichen der ‚Höheren SS- und Polizeiführer‘ überwiegend durch SS- und Polizeitruppen durchgeführt wurden, zuzutreffen ...“<sup>4447</sup>

Allerdings merkt Klinkhammer in Bezug auf General v. Schenckendorff an: „Was [dieser] als ‚Partisanenbekämpfung‘ bezeichnete, bedeutete in den Pripjet-Sümpfen einen Massenmord vor allem an der jüdischen Bevölkerung.“<sup>4448</sup> In ihrer Berichterstattung unterschieden die Täter nämlich zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung, so dass sich die Zahlen den betroffenen Gruppen zuordnen lassen. Der Historiker Christoph Raß vermutet für die von ihm näher untersuchte 253. I. D., dass es sich bei den von der Division angegebenen getöteten ‚Partisanen‘ „in der Mehrzahl um versprengte Rotarmisten<sup>4449</sup>, politische Kommissare und Zivilisten gehandelt hat,<sup>4450</sup> und nicht um Partisanen im engeren Sinne. So gesehen ließen sich unter dem Decknamen „Partisan“ offiziell alle möglichen Gruppierungen unterbringen, deren Bestrafung durch die OKW-Erlasse zur Kriegsgerichtsbarkeit legitimiert zu sein schien. Der ehemalige Angehörige einer Division der Waffen-SS, Esser, rechtfertigte im Interview die im Zuge der Partisanenverfolgung begangenen Kriegsverbrechen in Italien. Er verurteilte, dass heute noch ehemalige deutsche Kriegsteilnehmer zur Rechenschaft gezogen werden:

„Ich meine, auch jetzt in Rom steht der Priebke vor Gericht wegen der Vergeltungsmaßnahmen, wegen der Erschießung der Südtiroler Polizeikompanie. Sie müssen mal die Erinnerungen von dem General Westphal lesen, ... und auch der Feldmarschall Kesselring, dass dieses Attentat in Rom der Anfang zu einem allgemeinen Aufstand war, zu dem ja der Badoglio aufgerufen hatte. Der hat ja aufgerufen, und hat gesagt: ‚Schlagt die Deutschen tot, wo Ihr sie findet.‘<sup>4451</sup> Und das war nach der Haager Landkriegsordnung absolut legal...“

In Zusammenhang mit den italienischen Prozessen gegen Erich Priebke<sup>4452</sup> und Friedrich Engel<sup>4453</sup> rückte der italienische Kriegsschauplatz, der lange Zeit als „vergessen“ galt, da sich auf ihm angeblich „keine nennenswerten Zwischenfälle oder gar

<sup>4447</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg der Wehrmacht, S. 817.

<sup>4448</sup> Ebd.

<sup>4449</sup> Flüchtlingsströme, versprengte Rotarmisten und entflozene Kriegsgefangene stellten in den ersten Monaten des Ostfeldzuges ein schweres Sicherheitsproblem dar. Die deutschen Kräfte reichten nicht annähernd aus, um versprengte Rotarmisten und entlaufene Gefangene im Hinterland aufzugreifen. Diese wurden per Maueranschlag aufgefordert, sich zu melden. Nach Ablauf von Fristen, die zum Teil verlängert wurden, „waren alle Rotarmisten hinter der deutschen Front als Partisanen anzusehen und zu erschießen.“ Auch die kriegsbedingten Bevölkerungsbewegungen, von den Deutschen als „Herumtreiberei“ u. „Vagabundenunwesen“ bezeichnet, waren zu unterbinden. Richter: Wehrmacht, S. 844.

<sup>4450</sup> Raß: ‚Menschenmaterial‘, S. 313.

<sup>4451</sup> Die Sache verhielt sich etwas anders, als Esser sie schilderte. Der Aufruf an die Italiener, die Deutschen „zu töten, wo ihr sie trefft“, und zwar „von hinten, damit ihr wieder töten könnt“, stammte nicht von Badoglio, sondern vom englischen Feldmarschall Alexander, und zwar nicht im Zuge eines Attentates, sondern nach dem Fall Roms am 4.6. 1944.

<sup>4452</sup> Priebke wurde 1998 in Rom für seine Beteiligung als SS-Offizier am Massaker an 335 Zivilisten in den Ardeatinischen Höhlen verurteilt. Er sitzt eine lebenslange Haft (als Hausarrest bei einem Freund) in Rom ab.

Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung ereignet hätten,<sup>4454</sup> wieder stärker in den Blick der Öffentlichkeit. Essers unkritischer Umgang mit den Biographien ehemaliger höchster Offiziere, die gerade in den 50er und 60er Jahren die Tendenz besaßen, ihre „Taten“ nach außen hin zu rechtfertigen, zu beschönigen oder gänzlich zu verschweigen, was ihnen in der unmittelbaren Nachkriegszeit häufig auch noch gelang, ist besonders im Fall Kesselring äußerst fragwürdig. Die Historikerin Kerstin von Lingen gelangt in ihrer Studie zu dem Schluss, dass gerade die Begnadigungskampagne zugunsten Kesselrings, „ein Diskurs prägender Abschnitt der deutschen Nachkriegsgeschichte gewesen [sei], mit dem Ziel der Rehabilitierung eines Vertreters der alten Eliten auf Kosten der historischen Wahrheit.“<sup>4455</sup> So konnte der Eindruck aufrecht erhalten werden, dass Millionen ehemalige deutsche Kriegsteilnehmer „für eine gerechte Sache“ in den Krieg gezogen waren. Es gelang ihnen damit auch, ihrem „Dienst fürs Vaterland“ einen Sinn zuzuschreiben. Nicht nur die „Legende von der sauberen Wehrmacht“ wurde so lange Zeit konserviert, sondern – nach Kesselrings Rehabilitierung – auch das Bild vom „anständigen deutschen Italienkämpfer“.<sup>4456</sup>

Esser deutete mit seinem Zitat bereits an, dass der Partisanenkrieg nach der Aufforderung an die Italiener, die Deutschen „zu töten, wo ihr sie trifft“ in seine radikalste Phase eintrat. Albert Kesselring war als Oberbefehlshaber Südwest an der Radikalisierung der Kriegsführung gegen die Zivilbevölkerung durch den Erlass zweier so genannter „Bandenbefehle“ mit beteiligt.<sup>4457</sup>

Entgegen Essers Annahme war es laut Haager Landkriegsordnung nicht „legal“, derartige Vergeltungsmaßnahmen an Zivilisten durchzuführen. Repressalien gegen die Bevölkerung eines besetzten Landes waren und sind illegal und stellen somit ein Kriegsverbrechen dar. Das gilt insbesondere dann, wenn die „Sühnemaßnahmen“ ... mit unglaublicher Brutalität“ durchgeführt wurden, wie von Wehrmacht und SS u. a. in Italien geschehen. Der ehemalige Waffen-SS-Angehörige Esser gehört zu denjenigen Zeitzeugen dieser Studie, die jegliche Verstrickungen von Wehrmacht und Waffen-SS

<sup>4453</sup> Engel wurde 2002 vom Landgericht Hamburg zu sieben Jahren Haft verurteilt. Aufgrund seines hohen Alters wurde die Haft nach zwei Jahren ausgesetzt. Engel starb 2006, 97jährig.

<sup>4454</sup> v. Lingen: Kesselrings letzte Schlacht, S. 15. Die Debatte um eine deutsche Wiedervereinigung nach 1950 brachte zunächst einen Umschwung in der britischen Vergangenheitspolitik. Eine Reihe hochrangiger Wehrmachtsoffiziere wurde damit rehabilitiert und für den Aufbau der Bundeswehr angeworben. Sicherheitspolitische Überlegungen gewannen bei Briten und Amerikanern die Oberhand. Ebd., S. 16. In Italien hatten sich die zuständigen Politiker nach der Einführung der Bundeswehr 1955 inmitten des Kalten Krieges darauf verständigt, die deutsche Seite nicht mit Kriegsverbrechen aus dem Zweiten Weltkrieg zu behelligen und die Akten zunächst lediglich archiviert. Außerdem rankte sich im demokratischen Nachkriegsitalien ein Mythos um die Resistenza, der beispielsweise stets einen „Zusammenhang zwischen Partisanenaktionen und deutschen Repressionen“ leugnete. S. 20f.

<sup>4455</sup> Ebd., S. 15f.

<sup>4456</sup> Ebd., S. 18f.

<sup>4457</sup> Ebd., S. 65.

an Kriegsverbrechen in Italien, aber auch auf anderen Schauplätzen entweder ausgeblendet oder aber komplett negiert haben und als Beleg dafür die Memoiren ehemals führender Wehrmachtgeneräle zitierten.<sup>4458</sup> Bereits die Streitschrift des Journalisten und Kriegsteilnehmers Erich Kuby,<sup>4459</sup> „die entgegen der auch von Kesselring vertretenen Sicht vom ‚Verrat‘ der Italiener 1943 am deutschen Bundesgenossen erstmals die Deutschen als Schuldigen für die Eskalation auf der Apennin-Halbinsel nannte“<sup>4460</sup>, gelangte zu einer anderen Bewertung der Vorkommnisse in Italien.

Auch, dass bundesdeutsche Politiker die Hinterbliebenen und das italienische Volk bei Gedenkveranstaltungen um Vergebung bitten, beurteilte Esser sehr kritisch:

„Ja, sehen Se, ... das ist also auch so ein Beispiel: der Herr Bundespräsident Rau geht also nach Marzabotto und macht den großen Kotau, legt einen Kranz nieder für die Massaker an den italienischen Frauen und Kindern, und so weiter. Und was ist passiert? Das waren härteste Partisanenkämpfe! Da hat überhaupt kein Massaker stattgefunden. Ein deutscher Leutnant und sieben Deutsche sind auf unserer Seite gefallen! Das wird bei Massakern ja nie der Fall sein! (sehr erregt) Das ist ein absoluter Schwachsinn! ... Da is in Braunschweig einer angeklagt worden, er hätte damals Leute umgebracht. ... Ja, [und es geht um] die Ardeatinischen Höhen. ... Ach, das is noch wieder so 'ne Sache: da werden also von den Italienern deutsche Soldaten heimtückisch umgebracht, ... die konnten sich mit Waffen da hinstellen und ham geschossen, nich, so! Und denn wurde also gesagt: 'Gut, ... für jeden deutschen Soldaten, der dabei umgekommen is, werden fünf Italiener erschossen!' Peng, aus! Und die ham se dann in die Ardeatinischen Höhen gebracht und die wurden dann erschossen. Das is ja auch der Grund von Oradour gewesen, nich. Es sind also in ... in... na, sagen Se schon, in Troyes oder in irgendeiner Stadt in Frankreich, ein Trupp deutscher Soldaten umgebracht worden, und das war nun also die Vergeltung dafür. Aber ob das nun auch wirklich so gewesen is, wie's dargestellt wird... Ja, in Lidice is auch umgebracht worden, nich, da gibts auch gar keinen Zweifel dran, nech. ... Ja, also mit Partisanenkrieg is natürlich... denn diese, Partisaneneinheit, die bei Marzabotto gekämpft hat, das war die Brigata Stella Rossa, also die Brigade Roter Stern. Die war also phantastisch ausgebildet, gut ausgerüstet und hat also die deutschen Verbindungen im rückwärtigen Armeegebiet nachhaltig gestört. Und da hieß es also eines schönen Tages, [da] muss Schluss gemacht werden, und denn wurden also unter ander'm die Aufklärungsabteilung der 16. SS-Division, der ‚Reichsführer SS‘... Aber das hat sehr harte Kämpfe gegeben mit den Italienern, und dass dabei die Zivilbevölkerung nich ganz unbeschädigt blieb, das kann man sich ausrechnen. In Marzabotto selbst haben überhaupt keine Kämpfe stattgefunden. Die haben alle im Südwesten von Marzabotto stattgefunden, und, wie gesagt, auf deutscher Seite hats auch Verluste gegeben.“

Bei diesen Aussagen des Zeitzeugen handelt es sich ganz klar um eine Verharmlosung, Leugnung und Rechtfertigung deutscher Kriegsverbrechen an der italienischen Zivilbevölkerung im Jahre 1944. Selbst wenn acht deutsche Soldaten ermordet worden sind, was für sich genommen verurteilenswert und, vor allem aus Sicht ihrer damaligen Kameraden, als „hinterrücks“ und „heimtückisch“ empfunden wurde,<sup>4461</sup> bleibt

<sup>4458</sup> Vgl. ebd., S. 18.

<sup>4459</sup> Kuby: Verrat auf Deutsch. Wie das deutsche Reich Italien ruinierte.

<sup>4460</sup> v. Lingen: Kesselrings letzte Schlacht, S. 21.

<sup>4461</sup> Deutlich wird auch in Aussagen anderer Befragter, dass „die [gefallenen] Kameraden ... den ehemaligen Soldaten näher [sind] als die Opfer.“ Die Ehre der Gefallenen und deren Andenken wurden von vielen Informanten als Gegengewicht zur Last der

die Ermordung von 770 italienischen Zivilpersonen<sup>4462</sup> am 29. September 1944 eines der schlimmsten deutschen Kriegsverbrechen des Zweiten Weltkrieges auf italienischem Boden. Die von Esser als „härteste Partisanenkämpfe“ deklarierten Auseinandersetzungen lesen sich aus italienischer Sicht ganz anders, ja, es wird sogar deutlich, dass es kaum direkte Kämpfe zwischen deutschen Truppen und der Partisanengruppe „Stella Rossa“ gegeben hat.<sup>4463</sup> Auch ist unerklärlich, weshalb die Grausamkeiten nicht einmal vor Kindern halt machten<sup>4464</sup>.

„Seit dem Angriff der Alliierten im Sommer 1944 auf die ‚Gotenlinie‘, die deutsche Verteidigungslinie in Norditalien, waren die beiden Berge Monte Caprara und Monte Sole für die Deutschen die letzten natürlichen Bollwerke vor Bologna. Deshalb standen die PartisanInnen unter ihrer starken Beobachtung. Im September 1944 wurde die 16. Panzergrenadierdivision „Reichsführer SS“ an diesen Frontabschnitt verlegt. Diese Division zog eine regelrechte Blutspur quer durch die Toskana und tötete nach Erkenntnissen des Historikers Carlo Gentile etwa 2500 ZivilistInnen und schickte mindestens 10.000 Italiener zwangsweise zum Arbeitseinsatz nach Deutschland. Am 28. September wurde der Befehl erteilt, das ganze Gebiet ‚von Partisanen zu säubern‘, um die Verteidigung und den Rückzug der Deutschen zu sichern. ... Die Einheiten ermordeten in den folgenden Tagen 770 Zivilpersonen auf brutale und sadistische Weise. Kampfhandlungen gegen Partisanen fanden nur wenige statt. ... Zum Zeitpunkt des Massakers lebten nicht nur Einheimische auf dem Berg, sondern auch Flüchtlinge aus Bologna, die in den Bergen Schutz vor Bombardements gesucht hatten. Andere waren von den Deutschen aus der Toscana hierher verschleppt worden.“<sup>4465</sup>

Wie auch schon in den Abschnitten über die Résistance und die sowjetischen Partisanen angesprochen, war es nach Anschlägen auf deutsche Wehrmachtseinheiten nicht üblich, sich wenigstens der Mühe zu unterziehen, die Schuldigen zu ermitteln. Statt dessen wurden häufig willkürlich Menschen zusammen getrieben und getötet, die nicht das Geringste mit dem Vorgehen gegen deutsche Frontsoldaten zu tun hatte. Nach der Haager Landkriegsordnung, die vorsah, die Zivilbevölkerung während der Kriegshandlungen zu schützen, war dieses Vorgehen alles andere als legal.<sup>4466</sup>

Verbrechen in eine Waagschale geworfen. Leh: Die andere Hälfte der Wahrheit, S. 40. Im Falle des Befragten Esser wurden die Verbrechen von Wehrmacht und Waffen-SS von ihm gar nicht erst zur Kenntnis genommen. Opfer gab es seiner Einstellung nach nur auf deutscher Seite, womit die deutschen Vergehen relativiert, entschuldigt und verdrängt werden. Vgl. v. Plato: Geschichte und Psychologie, S. 177f.

<sup>4462</sup> Darunter 213 Kinder unter 13 Jahren (die Liste der 770 Opfer enthält Namen und Geburtsangaben). Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 827.

<sup>4463</sup> Vgl. Klinkhammer: Stragi naziste in Italia, S. 118 – 125.

<sup>4464</sup> Derartige Vorgehensweisen waren bis zu diesem Zeitpunkt nur aus dem Osten bekannt, wo „ganz bewusst ... die gesamte Zivilbevölkerung, auch Kinder, als Helfer der Partisanen verdächtigt [oder potentiell mit diesen identifiziert wurden, was] über die entgrenzenden Termini der ‚Bandenverdächtigen‘ und ‚Bandenhelfer‘“ geschah. Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 833. Vgl. Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 854.

<sup>4465</sup> Bennewitz/Binz: Zivile Opfer waren grausames Kalkül. Massaker von Marzabotto, S. 1.

<sup>4466</sup> Bei Wikipedia heisst es in Zusammenhang mit dem wegen Kriegsverbrechen angeklagten ehemaligen Polizeichefs (Sicherheitspolizei und SD in Genua) Friedrich Engel allerdings, dass nach damaligem Völkerrecht „Geislerschießungen mit einer Repressalquote von 1 : 10 als Vergeltung für tödliche Partisanenangriffe gewohnheitsrechtlich erlaubt“ gewesen seien. Allerdings wurde von den Gerichten später die „Grausamkeit der Ausführungen“ angeprangert, die die so genannte „Humanitätsschranke“ verletzt hätten,

Wie auch schon an anderen Textstellen zu erkennen, hat eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und eine persönliche Aufarbeitung des Geschehenen bei diesem Interviewpartner nie stattgefunden. Stattdessen wurden Kriegsverbrechen, die als solche längst erwiesen sind, und für die sich der deutsche Bundespräsident zu Recht vor den Opfern verneigte, von ihm noch im Gespräch (2001) als völlig gerechtfertigt dargestellt. An der Tat beteiligte ehemalige Soldaten, die sich bis in die heutige Zeit dafür vor Gericht verantworten mussten, wurden vom Informanten bedauert und ihre Verurteilung als Unrecht zurechtgerückt. Klinkhammer stellt die Geschehnisse auf dem Gebiet der Gemeinde von Marzabotto als „das größte Massaker an Zivilisten, das von deutschen Verbänden (in diesem Fall überwiegend Einheiten der Waffen-SS) in West- bzw. Südeuropa verübt wurde,“<sup>4467</sup> dar. Er bezeichnet „die Leugnung des Massakers, die in der deutschen Öffentlichkeit immer noch sporadisch anzutreffen ist, als Erbe postnationalsozialistischer Legendenbildung.“<sup>4468</sup>

Im Hinblick auf das Massaker in den Ardeatinischen Höhen verhielt es sich ähnlich: auch hier nahm Esser die Geschehnisse nicht zur Kenntnis und kommentierte lapidar: „Für jeden deutschen Soldaten, der dabei umgekommen ist, werden fünf Italiener erschossen. Peng!“ Dass die Deutschen auch hier der wahren Schuldigen nicht haftbar wurden, sondern wahllos nicht fünf, wie der Biograph meinte, sondern 10 Italiener als grausame Vergeltung für Anschläge auf einen deutschen Soldaten erschossen, verdiente seiner Meinung nach keinerlei Mitleid. Zu betonen ist auch, dass Hitler für jeden toten Deutschen – es waren insgesamt 32, die am 23. März 1944 bei einem Bombenanschlag auf eine deutsche Marschkolonne starben – „30 – 50 Italiener“ hinrichten lassen wollte. Die Zahl der zu Tötenden konnte noch auf 10 Italiener für einen toten Deutschen „vermindert“ werden. Es sollten diejenigen hingerichtet werden, die sowieso schon zum Tode verurteilt waren und in Gefängnissen einsaßen. Da jedoch die Zeit drängte, weil Hitler eine Frist von 24 Stunden für die Exekution gesetzt hatte, war es nicht möglich, genügend Todeskandidaten aus den Gefängnissen zu bekommen. So wurden daher auch wahllos Zivilisten zur Exekution verschleppt. Insgesamt fanden am 24. März 1944 335 Italiener, hauptsächlich Zivilisten, den Erschießungstod.<sup>4469</sup> Es gehört eine gewisse Kaltschnäuzigkeit dazu, diese beiden Massaker zu leugnen und jegliche deutsche Schuld oder Verantwortung dafür abzulehnen. Aus

---

etwa dann, wenn die nachfolgende Geisel die Erschießung der vorherigen mit anhören musste. [De.wikipedia.org/wiki/Friedrich\\_Engel\\_\(SS-Mitglied\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Engel_(SS-Mitglied)).

<sup>4467</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 827.

<sup>4468</sup> Ebd.

<sup>4469</sup> Hillmann: „Die ardeatinischen Gräben.“ S. 1. Tatsächlich fielen 335 Italiener den Repressalien zum Opfer, da die deutsche Seite versehentlich fünf Italiener mehr zusammengetrieben hatte. Kaltblütig ließ der zuständige Offizier Priebke diese dann auch noch erschießen, so dass dann statt der „geforderten“ Personenzahl fünf Italiener mehr den Tod fanden.

damaliger Sicht deutscher Soldaten war es sicherlich verurteilenswert, dass ihre Kameraden „aus dem Hinterhalt“ erschossen wurden. Die Art der Vergeltung, die es auf deutscher Seite auch in anderen besetzten Gebieten gab, ist damit jedoch keinesfalls zu rechtfertigen. Die Sichtweise Essers sieht etwa so aus: „Wer kein Soldat war, hatte auch nicht das Recht, sich zur Wehr zu setzen.“ Während sich der Befragte Kalbus als Stalingradüberlebender nach dem Krieg und auch im Interview die Frage stellte: „Was habe ich als Soldat an der Wolga zu suchen, was habe ich da zu suchen?“ ließ Esser die Frage nach Aktion und Reaktion außen vor, die da lauten könnte, ob sich in zu Unrecht besetzten Ländern nicht zwangsläufig ein passiver oder aktiver Widerstand bilden muss, weil nicht jeder Zivilist der Besatzungsmacht hilflos ergeben sein, sondern versuchen will, sich in irgendeiner Form zur Wehr zu setzen?<sup>4470</sup> Dass unschuldige Zivilisten in Italien keinerlei Schutz für sich in Anspruch nehmen konnten, wurde anhand mehrerer Erlasse deutlich. Der Ob.Südwest ließ am 8.4.1944 verlauten:

„... Bei einem Überfall ist das Feuer ohne Rücksicht auf sonstige Passanten sofort zu eröffnen. ... Tatkräftiges, entschlossenes und schnelles Handeln ist erstes Gebot. Schlappe und unentschlossene Führer werden zur Rechenschaft gezogen, da sie die Sicherheit ihrer unterstellten Truppe und die Achtung vor der deutschen Wehrmacht gefährden. Zu scharfes Durchgreifen wird bei der derzeitigen Lage niemals Grund zu einer Strafe sein. ...“<sup>4471</sup>

Andere Befehle dieser Art in Bezug auf das Vorgehen in Italien 1944 stammten vom SS-Oberführer Bürger sowie von General Kesselring. Die Freibriefe für Massaker an der Zivilbevölkerung waren somit erteilt und eine Amnestie hierfür gleichzeitig und im Vorwege zugesichert worden.<sup>4472</sup> Hinzuzufügen ist, dass der Befragte Esser selbst nicht an den Geschehnissen beteiligt war. Er wurde Ende Januar 1945 für einige Wochen (bis Ende Februar) als Truppendolmetscher zur 16. SS-Panzer-Grenadier-Division „Reichsführer SS“ in die Nähe des Lago Comacchio nach Norditalien abkommandiert und durfte die Informationen von Offizieren dieser Division, die an den Kämpfen in Marzabotto beteiligt waren, erfahren haben. Auch gab Esser an, er habe einige Schriften über den damaligen Kommandeur der 16. SS-Pz.-Gren.-Div., Walter Reder gelesen, der mit seiner Aufklärungsabteilung „an der Niederkämpfung der die rückwärtigen Verbindungen der kämpfenden deutschen Truppen bedrohenden Partisaneneinheit ‚Stella Rossa‘ maßgeblich beteiligt war.“<sup>4473</sup>

<sup>4470</sup> Richard v. Weizsäcker weist in seiner berühmten Rede vom 8. Mai 1985 darauf hin, dass der 8. Mai 1945 „als das Ende eines Irrweges deutscher Geschichte“ zu sehen ist, dessen Anfang am 30. Januar 1933 begonnen habe. In diesem Zusammenhang sind alle Begleiterscheinungen und Konsequenzen, so auch die Bildung von Widerstandsgruppen gegen das deutsche Unrecht zu sehen. <http://www.welt.de/136982300>. Die Welt online. S 1 – 9, hier: S. 1f.

<sup>4471</sup> Ob.Südwest, 8.4.1944, BA-MA, RH 19X, Bd. 35.

<sup>4472</sup> Dazu u. a. das kürzlich veröffentlichte Werk von Gentile: Wehrmacht, Waffen-SS und Polizei, die bereits genannten Monographien von K. v. Lingen, Klinkhammer sowie u. a.: Staron: Fosse Ardeatine und Marzabotto; Andrae: Auch gegen Frauen und Kinder.

<sup>4473</sup> Dies schrieb Esser in einem Brief v. 26.04.2002 an die Verfasserin (PrArIW).

Ludwig erzählt nachfolgend von einer „Vergeltungsmaßnahme“ an der Ostfront, bei der zehn Zivilisten erschossen worden sind:

„... Und dann habe ich gesehen, wie... Nein, nicht gesehen, sondern ich wusste, dass meine Einheit als sie eines Morgens aufstand, wir hatten Quartier gemacht in russischen Quartieren, es war in einer Winterzeit, dann auf einmal furchtbare Aufregung, alles raus und so weiter. Von uns in einer Bude sind einige in der Nacht ermordet worden von irgendwelchen Partisanen, nicht. ‚Die furchtbaren Leute!‘ Dass man sich darüber immer wieder neu aufregt, dass es so was gibt! Und ich fand es damals schon sehr natürlich, dass es das gibt, das weiß ich genau. Das ist bei mir nicht erst später eingetreten. ... Weil sie gar keine andere Möglichkeit hatten, so! Und was hatten wir gemacht? Wir hatten dann alles, was irgendwie möglich war, was so aussah wie 'n Mann, dann angeblich danach erschossen. Gott sei Dank hatte ich wieder einen Befehl, einen ganz anderen Befehl, war schon wieder unterwegs. ... Da wurden 10 Leute zusammengestellt, und die sollten erschossen werden. Nur irgendwie ist da eine Panne passiert, als die sich auf einmal in Bewegung setzten vorweg, haben unsere Leute, die beauftragt waren, die zu erschießen, die so richtig übertölpelt, und da sind die weiter gelaufen und da haben unsere hinterher geballert, sicherlich alle erwischt, aber im... wie die Hasen da weggejagt. So was Idiotisches. Also das ist bei uns passiert. Also, die Vergeltungsmaßnahme ist einfach so 'ne Sache, die müssen Sie verstehen, wie kann ich mir denn anders helfen? Sonst bin ich doch der Sache immer nur ausgeliefert. ... Ach, wer's dann [wirklich] war, weiß man nicht. Das können auch manche Matkas gewesen sein, ganz egal. ... Ja, das ist bei Erschießungen ja immer so. Aber ich habe gesehen, wie welche am Haken hingen. Und das war nicht von uns, da sind wir nur vorbeigefahren. Die aufgehängt waren. ... Da war extra so 'n Balken gemacht, von Baum zu Baum, und da hat man Seile drüber geschlungen.“

Ludwig hat mehrere Jahre innerhalb der Leibstandarte Adolf Hitler an der Ostfront und später im Westen gekämpft. Auffällig ist in seinem Fall, dass er selten von Kriegsverbrechen sprach, deren Zeuge er zwangsläufig mehr als einmal geworden sein *muss*, da er im Gespräch angab, immer an vorderster Front eingesetzt und oft der einzige Überlebende seiner Panzerbesatzung nach einem Angriff gewesen zu sein. Danach ist er immer wieder innerhalb seiner Division bei schweren Kämpfen dabei gewesen. Dennoch behauptete er, von Verbrechen nie etwas gesehen zu haben und zum Zeitpunkt der jeweiligen Geschehen bereits an anderer Stelle eingesetzt gewesen zu sein. In der vorstehenden Aussage sprach Ludwig zwar von „gesehen“, korrigierte sich später dann aber dahingehend, von bestimmten Vorfällen lediglich „gehört“ zu haben, selbst aber nicht dabei gewesen zu sein. Als jemand, der kein Zeuge war, machte er jedoch relativ präzise Angaben zu den Vorkommnissen. Sicherlich ist es möglich, dass er manche dieser Dinge erzählt bekommen hat, aber als Soldat der Waffen-SS an vorderer Front, der jahrelang im Einsatz war und unverletzt überlebt hat, kann es unmöglich sein, dass er nie Verbrechen gesehen haben oder daran beteiligt gewesen sein will. Klinkhammer kommt zu dem Ergebnis, dass „die männliche Matrix des Krieges“, die darin bestand, bei Auskammaktionen in so genannten „Bandengebieten gewissen kulturellen Mustern“<sup>4474</sup> zu folgen, „von Einheiten der Waffen-SS weit massi-

<sup>4474</sup> Solche Aktionen, die häufig in Massakern endeten, folgten, unabhängig vom Kriegsschauplatz, in West- und Osteuropa weitgehend einem bestimmten kulturellen

ver und brutaler durchbrochen [wurde] als von Einheiten der Wehrmacht.“<sup>4475</sup> Daraus folgt jedoch nicht, „allein die Waffen-SS für Massaker an Frauen und Kindern verantwortlich zu machen.“<sup>4476</sup> Allerdings scheinen solche Übergriffe auf Frauen und Kinder durch Verbände der Wehrmacht in Frankreich, Italien und Griechenland seltener vorgekommen zu sein. Gegenüber der *männlichen* Bevölkerung in den „Bandengebieten“

„kam es jedoch auch auf Seiten der Wehrmacht zu Massakern, wobei die männliche Matrix des Krieges hier offenbar gleichzeitig der eigenen Rechtfertigung dienen konnte und dazu beitrug, dass sich bei den meisten Tätern bis heute kein Unrechtsbewusstsein einstellte.“<sup>4477</sup>

Die Tötungsexzesse an sich liefen bei „bestimmten Einheiten der Wehrmacht nicht grundsätzlich anders ab als bei solchen der Waffen-SS. Dennoch erreichten sie bei der Waffen-SS Ausmaße, die über graduelle Unterschiede hinausgehen.“<sup>4478</sup>

Da Ludwig Sohn eines Pastors war und gezwungenermaßen in die Waffen-SS-Division LSAH eingegliedert wurde, ist es möglich, dass er als Christ, der angab, in den Reihen der Waffen-SS genauso fanatisch gekämpft zu haben wie seine Kameraden auch, nach dem Krieg seine vermutliche Mittäterschaft ausblendete, weil diese nicht zu seiner sonstigen Biographie des Pazifisten passt.<sup>4479</sup> Ludwig war mit der „Leibstandarte“ innerhalb der Kampfgruppe Peiper auch an den Kämpfen und wahrscheinlich auch an den Verbrechen im belgischen Malmédy 1944/45 beteiligt. Auch ist davon auszugehen, dass er um die deutschen Verbrechen im Osten wusste, zumindest von denen, die seine Division zu verantworten hatte, und an denen er eventuell sogar mit beteiligt war. Infolge der Protektion und entschiedenen Intervention seines Vaters, der als Reserveoffizier in der Wehrmacht in Frankreich Kommandant einer größeren Stadt gewesen war, gelang es ihm, nach dem Krieg von den englischen Besatzungstruppen „entnazifiziert“ zu werden. Ludwig nahm eine neue Identität an, um weiteren Verfolgungen zu entgehen.

Die Tötung einzelner im Verlauf von Durchsuchungs- oder Säuberungsaktionen kam ebenso vor wie die Durchführung von Hinrichtungen als Vergeltungsmaßnahmen für Sabotageakte. Der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, Keitel, hatte im September 1941 angeordnet, dass eine „abschreckende Wirkung nur durch ungewöhnliche Härte erreicht werden kann“.<sup>4480</sup> Daher sollten für einen getöteten deutschen Soldaten 50 bis

---

Muster: die waffenfähigen Männer wurden von den übrigen Bewohnern getrennt und auf einem öffentlichen Platz (Marktplatz) zusammen getrieben. Frauen, Kinder und Ältere wurden entweder gezwungen, das Dorf zu verlassen oder aber „in dem Gebäude mit den dicksten Mauern, in der Regel der Kirche oder Schule“ eingesperrt. Im Anschluss daran wurde die männliche Bevölkerung erschossen. Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 834.

<sup>4475</sup> Ebd.

<sup>4476</sup> Ebd., S. 835.

<sup>4477</sup> Ebd., S. 836.

<sup>4478</sup> Ebd., S. 835.

<sup>4479</sup> Dazu auch v. Plato: Erfahrungen junger Soldaten, S. 15 – 17.

<sup>4480</sup> Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 843f.

100 „Kommunisten“ hingerichtet werden,<sup>4481</sup> zumal Keitel „von der rassistischen Prämisse [ausging], dass ‚ein Menschenleben in den betroffenen Ländern vielfach nichts gilt‘“<sup>4482</sup> und deshalb die Sühnemaßnahme entsprechend drastisch ausfallen musste.

Ludwigs Sicht offenbart die Hilflosigkeit und Ohnmacht der deutschen Soldaten angesichts der Überfälle. Ein großes Problem stellte diesbezüglich das für diesen „Landkrieg“ ungeeignete deutsche Konzept dar. Fast immer sollten die Partisanengruppen in einer Art Kessel eingekreist und dann vernichtet werden. Der Gegner, der einer solchen „Kesselschlacht“ ohnehin mangels Ausrüstung nicht gewachsen war, suchte zu entkommen, was oft auch gelang. Die Deutschen gingen daher zu den erwähnten „Auskämmaktionen“ über, was die Verluste auf ihrer Seite gering hielt, in deren Verlauf es jedoch oftmals zu Massakern an der Zivilbevölkerung kam, die das Pech hatten, sich zu der Zeit im eingekesselten Gebiet aufzuhalten. Aber auch hier ist festzuhalten, dass das Verhalten der an den Auskämmaktionen beteiligten Wehrmachttruppen in einzelnen Teilabschnitten nicht immer homogen gewesen zu sein scheint.<sup>4483</sup>

Natürlich gab es auch den Fall, dass bewaffnete Personen von der Wehrmacht aufgegriffen wurden, die offensichtlich zur Gruppe der Partisanen gehörten. Diese wurden zumeist sofort erschossen. Der damalige Soldat Koschorrek erhielt am 27. September 1943 in Italien von einem Feldwebel den Befehl, gefangene Partisanen zu erschießen, den er und sein Kamerad jedoch nicht ausführten:

„In den Häusern nehmen wir zwei bewaffnete Partisanen ... gefangen. Ein mir unbekannter Feldwebel will sie sofort erschießen ... Nach einigen Diskussionen mit zwei Unteroffizieren ... nimmt [er] die Gefangenen mit. Beim Weiterziehen sind Fritz Hamann und ich die letzten der Gruppe. Der Feldwebel wartet mit den Gefangenen, bis wir aufgeschlossen sind. Dann befiehlt er uns, sie hinter den Felsen zu erschießen. Wir sind geschockt und sagen ihm, dass er sich dafür andere aussuchen soll. Er wird wütend und brüllt: ‚Das ist ein dienstlicher Befehl! Die Schweine haben uns beschossen ...‘ Er zeigt mit seiner MPi zu den Felsen hinter uns ... ‚Los, avanti, ihr Schweinstreiber!‘ ruft Fritz Hamann so laut, dass es von den Felswänden widerhallt und der Feldwebel sich kurz umdreht. Wir drängen die Gefangenen von der Straße weg in den Felsen hinein ... Sie haben Angst! Denn sie fühlen, was uns vom Vorgesetzten aufgetragen ist. ... Unser weiteres Vorgehen habe ich bereits mit Fritz Hamann abgesprochen. ... Als uns dann niemand mehr von der Straße beobachten kann, brüllen wir wie auf Kommando: ‚Avanti!, avanti! – presto!‘ ... Dabei schießen wir ein paar Mal in die Luft. Die drei Gefangenen kapierten sofort und laufen wie die Hasen davon. Wir beeilen uns danach, wieder den Anschluss an die Gruppe zu finden. Die Schüsse, die laut von den Felsen widerhallten, müssen für den Feldwebel Beweis genug sein, dass wir seinen Befehl ausgeführt haben. ... Obwohl wir gegen einen Befehl gehandelt haben und die drei Partisanen möglicherweise wieder gegen uns kämpfen werden, plagt uns beide nicht das Gewissen. Im Gegenteil, wir sind froh, dass wir uns so gut aus der Affäre ziehen konnten. Wer weiß, wie es sonst mit dem Feldwebel ausgegangen wäre,

<sup>4481</sup> Ebd., S. 843f. Es war im Partisanenkrieg der Wehrmacht auch üblich, von der Exekution so genannter „Geiseln“ zu sprechen, „die mit der Pseudorechtfertigung von ‚Sühnemaßnahmen‘ begründet wurden.“ Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 817.

<sup>4482</sup> Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 843.

<sup>4483</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 830. Vgl. Beispiele in: ders.: Stragi naziste in Italia: ders.: Rassegna: Stragi e violenza nazista nella Seconda Guerra mondiale, S. 37 – 52.

der sein Vorgehen sicher für eine legitime kriegerische Maßnahme hält. ... In jedem Falle gehört auch Fritz Hamann wie ich nicht zu den Männern, die ihre Feinde ohne Kampfhandlung töten würden. Gott behüte mich auch in Zukunft davor, dass ich in mir niemals diesen fanatischen, blinden Hass verspüren werde, der jede Achtung vor anderen Menschen verdrängt.“<sup>4484</sup>

Erleichtert wurde die Nicht-Ausführung des Befehls in diesem Fall sicher durch die geographischen Gegebenheiten: die felsige und gebirgige Landschaft ermöglichte sowohl ein Kaschieren der simulierten Aktion als auch Versteckmöglichkeiten für die freigelassenen Partisanen. Der Widerhall der Schüsse im Gebirge tat ein Übriges, um den Vorgesetzten von der Ausführung zu überzeugen, so dass dieser noch nicht einmal nachfragte.

Es gibt aber auch Frontsoldaten, die im Osten zunächst kaum oder gar nicht mit Partisanen in Berührung gekommen sind, wie der Befragte Schlotmann:

„Wir hatten auch keine Angst vor Partisanen oder so, gar nichts. Damals nicht. Wussten wir gar nicht, dass es so was gab – Partisanen! Nachdem wir aber dann, das weitere Jahr, Richtung Stalingrad machten, Richtung Wolga machten, Kalmückensteppe, und so weiter, da hörten wir denn von Leuten, die aus'm Urlaub kamen, dass sie beschossen worden sind und so weiter. Und da ging das denn mit den Partisanen los. Da haben wir an der Front überhaupt nix von gemerkt. [Wir war'n immer in dem Ort]. Ja, das war später, ... das war ja schon in Stalingrad.“

Herr Schmid erinnerte sich im Gespräch an eine ähnliche Erfahrung im Winter 1942:

„Also, ich habe keine Partisanen kennengelernt. Wir waren auch derart sorglos, dass wir erst, als der [Stalingrader] Kessel schon geschlossen war, überhaupt 'ne Wache aufgestellt haben. Versteh' ich bis heute nicht. Ich erinnere mich nur, dass ich ein einziges Mal Wachdienst... also, einmal musst' ich, in einer Nacht, warum sechs Stunden, weiß ich auch nicht, lag wohl an der Einteilung, einmal musst' ich sechs Stunden in der Nacht Wache, mit einem anderen, rundrum um das Gebiet laufen.“

Die von Schmid beschriebene Sorglosigkeit fand sich vor Beginn des Ostfeldzuges auch bei der höheren deutschen Führung, die nur ungenaue Vorstellungen über den in den zu besetzenden Gebieten eventuell zu erwartenden Widerstand besaß.<sup>4485</sup> Lediglich mit dem Auftreten von Sabotageeinheiten wurde gerechnet.<sup>4486</sup> Klinkhammer merkt dazu an, dass der Krieg gegen die Partisanen in den Kriegsjahren 1942/43 „zum operativen Novum ... und zur zentralen Aufgabe der Ic-Offiziere“<sup>4487</sup> wurde. Seit dieser Zeit wurde den Operationen „gegen die Partisanen ein erhebliches militärisches Gewicht“ beigemessen und „Bandengebiete“ festgelegt. Auch kam es ab 1942 „zur generalstabmäßigen Planung von Einsätzen gegen größere Partisanengruppen.“ Merkblätter mit operativen Beispielen zum militärischen Vorgehen gegen die Wider-

<sup>4484</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 212 – 214.

<sup>4485</sup> Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 837.

<sup>4486</sup> Ebd. Als „typisch für die Wehrmacht“ bezeichnet Richter „die Erwartungen des Oberbefehlshabers der 18. Armee Küchler, der nach den ersten Frontdurchbrüchen seiner Truppen weder mit einem systematischen Widerstand hinter den eigenen Linie rechnete noch eine Beteiligung der Bevölkerung im Kampf annahm.“

<sup>4487</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 829.

standskämpfer, die theoretische und praktische Vorbereitung auf die „Auskämmaktionen“ belegen die veränderte Wahrnehmung und die zunehmende „Militarisierung der Partisanenproblematik“<sup>4488</sup> innerhalb der Wehrmacht. Auch die Widerstandskämpfer selbst hatten im Laufe des Krieges zunehmend an militärischer Professionalität gewonnen, wenn auch die Zusammensetzung der einzelnen Gruppen sehr heterogen blieb. War bei der Wehrmachtsführung zunächst noch von „Freischärlern“ die Rede, womit hauptsächlich versprengte Rotarmisten gemeint waren, so hielt ab 1942 der Ausdruck „Banden“ Einzug in den allgemeinen Sprachgebrauch.<sup>4489</sup> Die deutschen Streitkräfte standen somit vor dem zusätzlichen Problem, größere bewaffnete irreguläre Truppen zu bekämpfen, „die den rückwärtigen Raum militärisch gefährdeten.“<sup>4490</sup>

Die deutschen Bemühungen zur Befriedung der eroberten Truppen litten sowohl unter dem herrschenden Kompetenzwirrwarr als auch zunehmend unter dem Mangel an Truppen.<sup>4491</sup> Da die ohnehin kritische Personalsituation an der Front sich nach den großen Sommerschlachten noch weiter verschärfte, wurden SD-, SS-Divisionen sowie Polizeieinheiten nun aus den rückwärtigen Gebieten an die Front verlegt. So kamen deutsche Dienststellen nicht umhin, Einheimische zu rekrutieren und zu bewaffnen und diese so genannten „landeseigenen Verbände“ mit Sicherungsaufgaben zu betrauen, wie Schweitzer in Abschn. 5.4 und auch nachfolgend von Partisanen berichtet:

„Ich hab vorhin schon mal erzählt, dass im Jaila-Gebirge, auf der Krim, Partisanen saßen, die auch den Transport über das Gebirge rüber, an die Küste, sehr schwierig machten. Und in der Zeit, während wir im Frühjahr an der Landenge Kerč saßen, lag unsere Truppe eigentlich in einem Dorf im Jaila-Gebirge. Immer nur ein Teil, 50 Mann, waren also im Einsatz. Nach zehn Tagen oder was kamen andere hin und so. Und wir warteten, ... wir hatten ja unsere Werfer eingebüßt, hab ich vorhin erzählt, bei den Rumänen, wir warteten auf die neuen Werfer für den Sommerangriff auf Sewastopol. Und in dieser Zeit, war also Mai wahrscheinlich wohl, haben wir dort uns beteiligen müssen an Einsätzen gegen Partisanen, die völlig wie 's Hornberger Schießen<sup>4492</sup> ausliefen: wir sind also mit, ja, feldmarschmäßig, mit Stahlhelm und Maschinengewehren und ganzen Klamotten in die Wälder gezogen – mit einheimischen Führern. Und die haben uns immer vorher gehört und gesehen. Wir haben mehrere Verluste gehabt, dass wir plötzlich irgendwo Feuer bekamen, aus 'm Hinterhalt raus, und da hatten wir zwei, drei Tote oder Verwundete, und die Leute waren weg. Wir haben Lager gefunden, wo das Feuer noch brannte, wo die grade weggegangen waren. Wir haben nicht einen einzigen Partisanen ge-

<sup>4488</sup> Ebd.

<sup>4489</sup> Offiziell wurde der Begriff „Banden“ seit dem 13.8.1942 benutzt. Bonwetsch: Partisanenbekämpfung, S. 110.

<sup>4490</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 829.

<sup>4491</sup> Richter: Wehrmacht, S. 848 – 850.

<sup>4492</sup> Hornberger Schießen heißt es, wenn eine Sache mit großem Aufwand betrieben wird und ohne Ergebnis endet. Der Ausdruck geht angeblich einer Begebenheit in der Stadt Hornberg nach: im 16. Jh. sollte dort der Herzog zu Württemberg empfangen werden. Das für seinen Besuch für Salut- und Ehrensalven bereitgehaltene Pulver war aber bereits vorher verschossen worden, da aufgrund von Falschmeldungen nicht der Herzog, sondern zunächst eine Postkutsche und dann ein Rinderhirte fälschlicherweise mit Salutschüssen begrüßt wurden, für den später eintreffenden Herzog jedoch kein Pulver für Ehrensalven mehr zur Verfügung stand.

schnappt. Ja?! Sonst hab ich mit Partisanen eigentlich direkt nichts zu tun gehabt. Auch in dem Brückenkopf von Nikopol, im Hinterland, am Dnjepr-Ufer, waren Partisanen. Das hat man damals damit gemacht, dass man ein Kosakenregiment da rein gesteckt hat. Die waren ja auf unserer Seite. Und die haben mit ihren Landsleuten da aufgeräumt. Ich habe sonst eigentlich nicht damit zu tun gehabt.“

Frank Golczewski arbeitete heraus, dass

„es den Kosakenorganisationen in der Emigration [gelungen war], die Deutschen davon zu überzeugen, Kosaken seien nicht etwa Russen oder Ukrainer, sondern ein altes Volk slavisch-türkischer Herkunft, [das] seit jeher die Täler von Don und Kuban sowie das Nordufer des Schwarzes Meeres bewohnt.' Kosakenverbände konnten daher ebenfalls im Rahmen der Wehrmacht operieren.“<sup>4493</sup>

Kosakenschwadrone erwiesen sich als zuverlässig.<sup>4494</sup> Richter schränkt jedoch ein: „Zwar bewährten sich diese Einheiten beim Objektschutz durchaus, eine gezielte und aktive Bekämpfung der Partisanengruppen konnte aber von ihnen nicht erwartet werden.“<sup>4495</sup> Die „Landeseigenen Verbände“ entwickelten sich mit der Zeit „zum Hauptkontingent von SS/Polizei und Wehrmacht im Partisanenkrieg.“<sup>4496</sup> Deren Moral sank ab 1943 mit der Verschlechterung der politischen und wirtschaftlichen Situation in den Besatzungsgebieten und auch, weil sich ein Sieg der Roten Armee abzeichnete. Die Folge waren Zerfallserscheinungen und ein Überlaufen zu den Partisanen und den sowjetischen Truppen. Deutlich wird anhand Schweitzers Ausführungen, wie schwierig es war, der Widerstandskämpfer nach den Überfällen überhaupt habhaft zu werden. Meistens gelang es ihnen, den deutschen Verfolgern zu entkommen. Der Informant kam anschließend von sich aus auf das Thema Kriegsverbrechen im Zuge der Partisanenverfolgung zu sprechen:

„Eins, was Sie interessieren wird: Wenn Sie wissen wollen, wie ich in Berührung gekommen bin mit Unrecht - das war auf der Krim. Kommt eines Tages einer und sagt – ich weiß nicht, ob es der O. war, is egal - sagt: ‚Ich hab jetzt was Furchtbares erlebt! Da, in dem Ort - ob’s derselbe Ort war oder der Nachbarort -, liegt eine SS-Einheit und die haben Lastwagen.’ Die sind zugenagelt mit Brettern, sehen aus wie so ’ne Feldküche. Unsere Feldküchen sahen so aus. Die waren auf Lkws drauf gesetzt und waren mit Brettern verschlagen eben. ‚Und damit transportieren sie Partisanen und töten sie.’ Partisanen, hab ich vorhin gesagt, hätt’ ich nur im Jaila-Gebirge gehabt. Is also nich so ganz richtig. Es gab sie eben auch sonst, und es passierte, dass sie also Nachschubwege beschossen oder unterbunden haben und so. Und diese Partisanen hat man also, hat die SS-Einheit so gemacht, die hat die in diese Autos gesteckt, den Abgasschlauch da rein getan, und die raus gefahren, irgendwohin, wo andere Gräber haben graben müssen und weg! So – das erzählte der. Und das weiß ich, dass bei uns eine große Empörung darüber war, über so etwas. Aber gemacht haben wir nichts. Ja? Man konnte ja auch nichts machen, aber es blieb dabei, dass man das bei uns besprach, und das war also eine Mordsschweinelei, und ich kann auch von mir aus sagen, dass wir

<sup>4493</sup> Golczewski: Ukraine im Zweiten Weltkrieg, S. 250.

<sup>4494</sup> Dies bestätigte auch der damalige Befehlshaber des rückwärtigen Heeresgebietes Mitte, schränkte jedoch ein, dass „die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit [der einheimischen Polizeibataillone] ganz abhängig von der Güte der Offiziere [sei]“, auf deren Wahl „daher größte Sorgfalt verwendet werden [müsse].“ Zit. n. Ausstellungskatalog 2002, S. 450.

<sup>4495</sup> Richter: Wehrmacht, S. 850.

<sup>4496</sup> Ebd., S. 851.

uns zunächst von der SS sehr distanziert haben. Wir glaubten, wir seien was Besseres. Die SS glaubte auch, sie war was Besseres. Wir waren auch nicht politisch. Später hab ich gemerkt und erfahren, als ich mehr mit SS-Leuten zusammen war, in Frankreich zum Beispiel oder bei dem Unternehmen ‚Zitadelle‘, wo ja auch ein Panzerkorps von der SS war, dass diese Divisionen nicht nur sehr gut ausgerüstet waren, sondern auch sehr tapfer kämpften. Und man kann also diese Waffen-SS, kann man nicht unter einen Hut bringen oder über einen Kamm scheren mit den Sicherheitstruppen oder den anderen SS-Verbänden, auch mit diesen, von denen ich eben berichtete. Das waren keine Waffen-SS-Verbände. Das waren... Es gab ja noch diesen SD. Ich weiß nicht, ob das dieser SD war, der Sicherheitsdienst. ... Die Waffen-SS waren absolut kämpfende Truppen. Das waren Waffen-SS... Das war ein großer Unterschied. Das muss man auch wissen.“

Richter hält fest, dass Wehrmachtseinheiten die Einsatzgruppen von SD und SS weitestgehend unterstützten: „Hilfeleistungen reichten von der Registrierung von Juden über ‚Zuführung‘ von Juden und Sinti bis zu Absperrdiensten bei Erschießungen,“ wobei „die Dienststellen der Wehrmacht ... sich dabei der Kritik am SD zu enthalten [hatten].“<sup>4497</sup> Er ist der Meinung, dass „angesichts einer derart engen Kooperation ... den beteiligten Wehrmachtstellen das Ausmaß der Tätigkeit der Einsatzgruppen nicht verborgen bleiben [konnte].“<sup>4498</sup> Auch stellt er fest, dass „die Wehrmacht ... sich ... selbst direkt an Vernichtungsaktionen beteiligt [habe],“ einige deutsche Soldaten freiwillig an Erschießungen durch die Einsatzgruppen mitwirkten<sup>4499</sup> und auch gezielt gegen Juden vorgegangen sind.<sup>4500</sup> Richter betont aber, dass nicht der Eindruck entstehen dürfe, „dass die Wehrmacht als monolithischer Block in den Osten zog und dort jeder Wehrmichtsangehörige automatisch zu einem Verbrecher wurde.“<sup>4501</sup> So berichtete Major i. G. von Gersdorff nach einer Frontinspektion, dass bei längeren Gesprächen mit Offizieren häufig das Thema Judenerschießung zur Sprache gekommen sei, ohne dass er dies angeregt hätte. Gersdorff hatte den Eindruck gewonnen,

„dass die Erschießungen der Juden, der Gefangenen und auch der Kommissare fast allgemein im Offizierskorps abgelehnt wird. ... Es ist hierzu festzustellen, dass die vorhandenen Tatsachen in vollem Umfang bekannt geworden sind und dass im Offizierskorps der Front weit mehr darüber gesprochen wird, als anzunehmen war.“<sup>4502</sup>

<sup>4497</sup> Ebd., S. 846f.

<sup>4498</sup> Ebd., S. 847.

<sup>4499</sup> „Sie [die Erschießung von Juden] erfolgt durchaus öffentlich unter Hinzuziehung ukrainischer Miliz, vielfach leider auch unter freiwilliger Beteiligung von Wehrmachtangehörigen.“ Rü In Ukraine Inspecteur an Chef des Wi Rü Amtes im OKW Thomas, 2.12.1941, IMT, 32 3257-PS, S. 72 – 75, hier: S. 73f., zit. n. Richter, S. 847, Anm. 74.

<sup>4500</sup> Ebd.

<sup>4501</sup> Ebd., S. 848.

<sup>4502</sup> Zit. n. Richter, S. 848, Abdr. in: Ueberschär/Wette: Barbarossa, S. 398. Der damalige Wehrmachtspfarrer Jasper erlebte, dass in den Reihen von Wehrmichtsangehörigen, die an Erschießungen beteiligt oder von diesen gehört hatten, ein hoher Gesprächsbedarf bestand: „Man hört furchtbare Augenzeugenberichte vom Erschießen jüdischer Frauen und Kinder.“ ... „Gespräch: Erschießungen. Frau, Kinder usw.!“ ... „Seelsorgerische Gespräche über ein Thema, das so akut ist: Erschießungen – Frauen, Kinder usw. – es sind so oft nur Polizei-Kameraden.“ ... Gespräch mit vier Feldgendarmen – das übliche Thema. Welch belastete Gewissen!“ TB Jasper: 10.10./20.10./25.10.41, in: Jasper: Zweierlei, S. 80.

Gewissen und Psyche, die sich, unabhängig von Haltung und Gesinnung der Täter nicht ausschalten ließen, belasteten diese nach Erschießungen oder Tötungen von Zivilisten. Auch Wehrmachtssoldaten, die an solchen Morden nicht beteiligt waren, aber in der Umgebung in Ruhe lagen, wussten häufig, aufgrund des anhaltenden Gewehrfeuers und ohne Feind in der Nähe, was vor sich ging und zeigten sich empört und erschüttert.<sup>4503</sup> Richter kommt daher zu dem Ergebnis, dass „solche Proteste ... ein Indiz dafür [seien], dass das Ausmaß der Verbrechen bekannt und Einspruch dagegen möglich war.“<sup>4504</sup> Ob die von der SS oder vom SD durchgeführten Aktionen wirklich *die* Partisanen bestrafen, die an Störungen beteiligt waren, oder ob es sich um eine willkürliche Vergeltungsmaßnahme handelte, die eine nicht beteiligte Zivilbevölkerung betraf, wird vom Befragten nicht thematisiert. 1942 war das Jahr der Stabilisierung der Partisanenbewegung. Ab April/Mai 1943 bis zum Höhepunkt im Sommer 1944 gewann die Partisanenbewegung immer mehr an Zulauf.<sup>4505</sup>

Die Truppen der Waffen-SS wurden von ehemaligen Wehrmachtssoldaten aufgrund ihres Kampfgeistes und ihrer Kampferfolge häufig mit großem Respekt erwähnt. Auch Schweitzer reduzierte die Waffen-SS-Divisionen allein auf ihre aus heutiger Sicht fragwürdigen „Leistungen“ und „Erfolge“ an der Front.<sup>4506</sup> Der damalige Leutnant Müller vertrat eine ähnliche Ansicht:

„... Sie müssen unterscheiden: bei der Waffen-SS, ich kann nur sagen, was ich an Waffen-SS zu tun gehabt habe, die haben genauso untadelig ihren Krieg geführt. Dumm haben sie ihn geführt, hohe Verluste hatten sie, ... und es wurde ja eine Elite ... verschlissen, aber mit der schwarzen SS, da hat die nichts zu tun gehabt.“<sup>4507</sup>

<sup>4503</sup> Jasper: Zweierlei, S. 81.

<sup>4504</sup> Richter: Wehrmacht, S. 848.

<sup>4505</sup> Hausch/Friedrich, S. 243f.

<sup>4506</sup> Vgl. Pöppinghege: Abgesattelt, S. 236f.: „Wer über die [Waffen-]SS schreibt und sich hierbei ... auf eine sterile Organisations- und Operationsgeschichte beschränkt, dem ist offenbar nur an Teilaspekten der historischen Wahrheit gelegen. Wenn die SS-Kavallerie bei einem Einsatz in Russland 1941 exakt zwei Tote, der Gegner aber 13.788 ‚Verluste‘ zu beklagen hat, dann muss man zumindest fragen, ob es sich hier um einen regulären Kampf oder nicht doch um die Abschachtung von Zivilisten gehandelt hat.“

<sup>4507</sup> Grundsätzlich ist zwischen der 1925 gegründeten SS (Schutzstaffel) und der 1934 aus den Politischen Bereitschaften der SS und der Leibstandarte „Adolf Hitler“ zur SS-Verfügungstruppe zusammen gelegten Waffen-SS zu unterscheiden. Die Waffen-SS bestand zunächst aus drei Regimentern. Zusammen mit den zur Bewachung in den Konzentrationslagern eingesetzten SS-Totenkopfverbänden bildete sie den unter Waffen stehenden Teil der SS. Ab Oktober 1939 führte Himmler die Bezeichnung Waffen-SS für die bewaffneten Teile der SS ein, die im Kriegsverlauf einen raschen Zuwachs erfuhr. Auf nahezu allen Kriegsschauplätzen „fielen Einheiten der Waffen-SS durch exzessive Härte auf bis hin zu Kriegsverbrechen gegen die Zivilbevölkerung, gegen Kriegsgefangene ... und gegen Partisanen. Die SS diente zunächst dem persönlichen Schutz Adolf Hitlers als Führer der NSDAP. Nach dem Aufbau eines Nachrichtendienstes unter Reinhard Heydrich übernahm die SS die Rolle einer „Parteipolizei“. Später wurde sie unter Heinrich Himmler, dem Chef der Politischen Partei und ab 1936 Chef der gesamten deutschen Partei, „selbständige Organisation“ der NSDAP. Ab 1939 wurden im Reichssicherheits-Hauptamt (RSHA) Gestapo, Kriminalpolizei und der Sicherheitsdienst der SS zusammengefasst. In Zusammen-

Wie bereits am Beispiel der Leibstandarte Adolf Hitler, zu der zwei der Befragten – Ludwig und Esser – gehörten, deutlich wurde, führten besonders die Truppen der Waffen-SS einen brutalen Kampf gegen Teile der sowjetischen, aber auch der Zivilbevölkerung anderer Länder (z. B. Italien). Waffen-SS-Divisionen griffen nach Partisanenüberfällen mit Vergeltungsaktionen noch wesentlich härter durch als die meisten Wehrmachtstruppen. Aber auch letztere führten keinen „untadeligen Krieg“, wie der Befragte Müller nach wie vor glaubte.<sup>4508</sup> Die Forschung hat bereits vor Jahren belegt, dass auch Wehrmachtseinheiten in Verbrechen verstrickt waren bzw. diese initiiert, begangen sowie diesbezüglich auch der Waffen-SS zugearbeitet haben.

Ritter schildert nachfolgend fast harmlos die Festnahme dreier Partisanen.

„Wir haben auch Gefangene gemacht, es wurden mal drei erwischt, das waren noch junge Leute, ... dann waren das so Partisanen. Und die wurden also zunächst mal überprüft, ob sie Waffen bei sich hatten, die hatten also keine sichtbare Waffe, aber die hatten die Waffen versteckt, und die haben wir auch gefunden. Die wurden natürlich zum Kommandeur gebracht und der sagte dann: ‚Zieht mal die Leute aus, die haben womöglich noch irgendwo was.‘ Und dann hatten sie also hier drin, im Schafstiefel, und das war natürlich alles sehr verdächtig, und die beiden jungen Männer, die rissen ihr Hemd auf und sagten: ‚Schießt uns tot!‘ Und da sagte der Kommandeur: ‚So schnell wird bei den Deutschen nicht gestorben!‘ Und dann gingen die in Gefangenschaft, ... Waffen weg. Also das war damals noch ganz nobel. ... Ja, aber das konnten wir damals nicht übersehen. Alle Gefangenen gingen eben in die Gefangenenlager und was mit ihnen da geschah, das konnten wir nicht wissen. Ja, und das ist gar kein großes Verdienst, denn jeder selbst hat ja die Hoffnung gehabt, dass, wenn ihm das passieren sollte, und das konnte jeden Tag passieren, dass man dann auch menschlich behandelt wurde.“

Die so vonstatten gegangene Festnahme der Partisanen und deren Abtransport in ein Gefangenenlager war in dieser Form sicherlich eher die Ausnahme. Es ist jedoch denkbar, dass die drei Männer in diesem Fall mit einer bestimmten Absicht milder als üblich behandelt wurden, denn zwischen Zeiträumen, in denen härteste Maßnahmen im ‚Bandenkampf‘ ergriffen wurden, finden sich immer wieder Perioden, in denen aus wirtschaftlichen Interessen die „Behandlung der im Bandenkampf gemachten Gefangenen als Kriegsgefangene“ angeordnet wurde.<sup>4509</sup> Dies hing mit dem gestiegenen Bedarf der Wehrmacht, aber auch der Rüstungsindustrie, an Arbeitskräften zusammen. Die Gefangenen wurden zeitweise ‚geschont‘, um sie als Zwangsarbeiter

---

arbeit mit den anderen Hauptämtern war die SS nicht nur maßgeblich an der Unterdrückung zur Sicherung des Systems beteiligt, sondern auch an Vernichtung und „Völkermord als Vorbedingung des nach Himmlers Vorstellung rassistisch normativen großgermanischen Reiches.“ Die Ermordung der europäischen Juden in Vernichtungslagern nach dem Überfall auf die Sowjetunion wurde zur „Sache“ von Polizei und SS und durch vom RSHA aufgestellte Einsatzgruppen durchgeführt. Dingel: Schutzstaffel (SS), S. 718 – 721; ders.: Waffen-SS, S. 791 – 793; Wegner: Hitlers politische Soldaten.

<sup>4508</sup> Auch Leh traf bei den Befragten, die sie während der Wehrmachtausstellung in Stuttgart 1998 interviewte auf eine solche Haltung. Einer der Interviewpartner stellte unkritisch fest, dass die Angehörigen der Waffen-SS-Divisionen „Elitesoldaten“ gewesen seien, „solche guten Soldaten, wie man sie sich wünscht.“ Leh: Die andere Hälfte, S. 34.

<sup>4509</sup> Raß, S. 320.

einsetzen zu können. Es kam auch vor, dass der so genannte ‚Bandenkampf‘ zu einem Alibi für das Beschaffen von Arbeitskräften oder das Requirieren von Versorgungsgütern wurde.<sup>4510</sup>

Der Befragte Ritter gehörte zu den eher menschlich eingestellten Wehrmachtangehörigen, der sich auch im Osten ein hohes Maß an Anstand bewahrte. Das Prinzip „Auge um Auge“ im Hinblick auf Partisanen oder Rotarmisten schien ihm fremd zu sein. Auch wenn bezweifelt werden kann, dass ihm in einer etwaigen Gefangenschaft die Menschlichkeit widerfahren wäre, die er selbst gegenüber dem Gegner propagierte, so ist es doch schwerer, angesichts massakrierter Kameraden, keine Hass- oder Wutgefühle zu entwickeln. Auch an anderer Stelle wurde deutlich, dass dieser Befragte gegen eine Eskalation von Gewalt durch die Tötung von gefangenen Rotarmisten und Partisanen eingestellt war. Außerdem bewahrte sich Ritter auch im Krieg eine Anständigkeit, die ihn gar nicht auf die Idee kommen ließ, die Rechte von Gefangenen zu missachten. In seinem Fall und im Falle seines Kommandeurs entsprach deren Vorgehensweise bei der Festnahme und Behandlung der Partisanen den Vorgaben der Genfer Konvention. In Anbetracht des bekannten Schicksals von Widerstandskämpfern ist jedoch davon auszugehen, dass bei späteren Verhören weniger korrekt mit ihnen umgegangen wurde.

Wie gefangene Partisanen behandelt wurden, hing trotz der offiziellen Erlasse weiterhin sehr stark von den deutschen Truppenführern ab. Bertold König, der im Frühjahr 1942 in der Nähe von Kiew als Etappensoldat in einer Schuhmacherwerkstatt Dienst tat, stellte dazu fest:

„Der Umgang der Alarmeinheiten mit den Partisanen ist abhängig von den einzelnen kommandierenden Offizieren gewesen. ‚Ihr wisst schon, was ihr zu tun habt, wenn ihr sie schnappt‘, hätten die einen gesagt und die andern ausdrücklich verlangt, dass die Gefangenen abzuliefern seien.“<sup>4511</sup>

Welches schreckliche Los gefangene Freischärler (Rotarmisten) dann wirklich in deutschen Lagern erwartete, ist hinreichend bekannt.<sup>4512</sup> Partisanen oder der Spionage- oder Sabotagetätigkeit Verdächtige erwartete der Tod durch Erhängen.

Der Informant Gottschalk schildert nachfolgend mehrere Begebenheiten, die zum Thema „Partisanen“, aber auch „Kriegsverbrechen“ gehören.<sup>4513</sup> Die Interviewerin kam in diesem Fall eher „routinemäßig“ auf das Thema „jüdische Bevölkerung“ zu sprechen und erfuhr dabei, dass der Befragte zu diesem Aspekt und dem der Partisanen – zwei

---

<sup>4510</sup> Ebd.

<sup>4511</sup> König, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 140.

<sup>4512</sup> Vgl. u. a. Osterloh: Vernichtung einer Weltanschauung, S. 783 – 802; Streit: Keine Kameraden; Bartov: Von unten betrachtet.

<sup>4513</sup> Gottschalks Ausführungen weisen Überschneidungen zum Abschn. „Kriegsverbrechen“ auf. Die Verfasserin hat sich in diesem Fall dafür entschieden, den gesamten Interviewausschnitt dem Thema „Partisanen“ zuzuordnen.

unterschiedliche Gruppierungen, die von den Nationalsozialisten zumeist in *einem* Zusammenhang gesehen wurden<sup>4514</sup> – einiges erlebt und gesehen hat. Es entwickelte sich ein längerer Dialog zwischen dem Befragten und der Verfasserin. Gottschalk erwähnte darin u. a. ein Vorkommnis, in dem vermeintliche Partisanen von einem brutalen Wehrmachtsoffizier zunächst verhört und anschließend kaltblütig getötet wurden:

Interv: „Und in der Ukraine gab's da eigentlich auch 'ne jüdische Bevölkerung, die da so...“

Gottsch: „Ja.“

I: „Aber haben Sie mal gesehen, dass da Leute abgeholt wurden oder auch...“

G: „Nä, erschossen. Mmm. Jetzt müssten wir einblenden: am 1. November 1941 hatte ich auf Deutsch gesagt als erster Soldat des Bataillons oder des Regiments Ferntrauung, und das in der ukrainischen Stadt Mirgorod. Und das war auch, wie gesagt, schon 'ne recht ansehnliche Stadt mit großem Kultursaal. Und in diesem Kultursaal fand eben meine Zeremonie statt. Na ja, also, so 'n Katheder, Stahlhelm, ‚Hitlers Bibel‘ - Mein Kampf, Hakenkreuz, rote Fahne und so, und dann vor mir meine Kameraden. Ich wurde dann aufgerufen und hab meinen Eid geschworen. So - das war der Vollzug. Aber - zur gleichen Zeit fand, gar nicht weit von diesem Kulturhaus, da sind wir dann hinterher, hatten die schon einen Graben aufgerissen, was Sie jetzt ab und zu mal im Fernsehen sehen, und dort wurden die Juden erschossen. Die wurden alle da rein in den Graben. Das fand zu der Zeit statt, wo wir die Feier hatten. Aber nicht von unser'n Leuten, das war SS, von den so genannten rückwärtigen Truppen, die für die ‚Bereinigung‘ da waren. Die ham dort gewütet. Wie sie schießen [habe ich] nicht [gesehen], aber ... da war ja meine Zeremonie. Wir sind ja dann raus, und dann hörte man durch Flüstern: ‚Hört mal, da hinten, da läuft was.‘ Und da sind wir schnell hin, da ham wa gesehen, wie die da schießen. Also, ich für mich, ich war mit meinen Gedanken ja ganz woanders, denn zur gleichen Zeit sollte meine Frau ja auch getraut werden, in meiner Heimat. Ich hatte in dem Moment ja andere Gedanken. Aber trotzdem - neugierig war man, man hat geguckt und war natürlich erschüttert, dass das da so gemacht wurde. ... Nee, [etwas dagegen zu unternehmen], dazu war 'n wir gar nicht in der Lage.“

I: „Haben Sie das mal gesehen, dass Wehrmachtssoldaten an so was beteiligt waren?“

G: „Mmm“. (Zustimmung)

I: „Wo war das?“

G: (Pause) „Ich kann den Ort jetzt nicht ... Aber der Oberleutnant hieß ... entweder war er Hauptmann oder Oberleutnant mit Vornamen ... äh, Anfangsbuchstabe ‚K.‘. Ob er jetzt Kander oder Kanther oder wie hieß, das weiß ich heute nicht mehr. Ich war zu der Zeit auch Melder von der Kompanie. *Er* wohnte in einem Haus, *wir* gleich daneben. Er hatte einen ukrainischen Dolmetscher, war mittelgroß, schwarz, sehe ich noch wie heute. Die beiden waren zusammen, und da wurde ihm, na, alle fünf Minuten wurde ihm ein Mann zugeführt, also aus der Bevölkerung, aus diesem Ort. Alte Männchen mit Bart, aber keine Juden. Bauern, also irgendwelche Bevölkerung, Landbevölkerung. Und dann jünger... mehrere Jüngere, also so. So - und als sie raus kamen, [von dem Offizier] waren sie blutüberströmt. Die wurden von Soldaten hingeführt. Der ukrainische Dolmetscher oder was es war, auch vielleicht 'n Jude, das weiß ich nicht, weil er so schwarz war. Und er sprach perfekt deutsch und die Sprache. Und der empfing ... dann diesen Mann, wurden zu dem Offizier reingeführt. Und der hat drinnen das Verhör geführt. Das

<sup>4514</sup> Richter: Wehrmacht, S. 845, kommt zu dem Schluss, dass „Teile des Holocaust unter dem Deckmantel des Partisanenkrieges“ stattfanden. Hitler hatte bereits 1924 betont, dass „selbst auseinander liegende Gegner immer als zu einer Kategorie gehörend [erscheinen]“ müssten, so dass „der Kampf nur gegen einen Feind allein geführt wird.“ Hitler: MK, S. 129. So sah er in allen Juden „die idealen Sündenböcke [s]einer Weltverschwörungstheorie“, was einen „politischen Mobilisierungsfaktor von unglaublicher Wirkung“ darstellte. Jasper: Zweierlei, S. 85.

- war Partisanengebiet.“
- I: „War Partisanengebiet, aber diese ... meinen Sie, das waren dann auch wirklich Partisanen?“
- G: „Na, warten Sie man. Ich - es ging auch schon gegen Nachmittag zu, es wurde auch duster - und wir mussten auch für diesen Offizier Essen besorgen. So, und da bin ich bloß rein und gefragt: ‚Herr Hauptmann [oder was er war], was soll ich besorgen?‘ Oder: ‚Was gibts?‘ Und da hat er mich bös’ angeguckt, war ’n fieser Kerl, der hatte Lederhandschuhe an, ’ne Pistole. Und so wie die Leute kamen, hat er se schon ins Gesicht geschlagen. Die kamen alle blutüberströmt raus. Da hat er sie alle erstmal so fertig gemacht. Und der Mann ist dann auch spurlos verschwunden. Den ham wir nie wieder gesehen, diesen Offizier. Ich sag’ ja, ich weiß nur, dass er mit ‚K‘ anfing, aber wie... mehr weiß ich nicht. So - und die wurden dann über Nacht in einen Schuppen eingesperrt, von außen bewacht, von unsern Soldaten, von Wehrmachtssoldaten. So, und ander’n Morgen, in den Vormittagsstunden, wurden sie rausgeholt. Und dann wurden sie umrandet von deutschen Soldaten und wurden dann auf der Straße lang geführt. Links war ’ne Wiese, rechts ab und zu ’nen Häuschen. Und dann war ’ne kleine Kirche, lag so ’n bisschen auf ’m Hügel, und bis dahin. Und ein K. und ich, also wir war’n ja damals noch jung und unerfahren, also wir beide sind dann in die Nebenstraße geflüchtet und ham zum Fenster rausgeguckt, was jetzt passiert. Und da wurde sage und schreibe von unser’n Leuten ein Schießkommando zusammengestellt, und da wurden diese Männer erschossen, neben dieser kleinen Kirche.“
- I: „Wie viele waren das ungefähr?“
- G: „Na, mindestens fuffzehn, zwanzig Mann.“
- I: „Und hat man so darüber geredet innerhalb ... also mit Ihren Kameraden?“
- G: „Hinterher kein Wort mehr, hinterher kein Wort mehr. Das war ’ne böse Geschichte, also das muss ich sagen. Und dieser Todesweg dieser Leute - das hätten Sie sehen sollen! Die Frauen, die hingen den Männern an den Beinen, Umarmung, Küssen, ach, furchtbar.“ [Herr Gottschalk ist bei dieser Schilderung empört und den Tränen nahe].
- I: „Das war ja in der Ukraine, ham Sie ja gesagt.“
- G: „Ja.“
- I: „Und da war auch Partisanengebiet.“
- G: „Ja.“
- I: „Und das war dann ja vor ... also November ’41, ham Sie gesagt.“
- G: „Das war ... Nee, das war noch vorher. Das war ja meine Ferntrauung in Mirgorod. Das war der andere Teil. Aber jetzt davor, da war’n wir ja noch im Vormarsch.“
- I: „Ach, das war dann noch im... meinetwegen Frühherbst ’41.“
- G: „Ja, genau, im Frühherbst, so in diesem Bereich.“
- I: „Und ham Sie mal so mitgekriegt... Sie haben ja gesagt, das waren Leute aus dem Dorf, so Bauern.“
- G: „Ja, na, ob sie alle aus diesem Dorf waren, das weiß ich ja nun ooch nicht.“
- I: „Nee, aber sie sahen so aus, als wär’n sie so Bauern und wär’n aus der Gegend.“
- G: „Ja, so mit Bauernkleidung und Bart, unrasiert, schmuddelig wie immer, Mütze auf’m Kopp und so. Na, nu’ warten Sie mal. Und als das jetzt fertig war, sind wir - der K. und ich - K. war noch jünger, der war ganz kurz Soldat geworden, der war noch ganz zappelig, da sind wir schnell hin, um zu sehen, was da war. Da lagen die Toten, Angeschossenen, und da war - ich nenne jetzt einen Namen - Unteroffizier G. Das war ein Bauernsohn, ein Reiter, ’n stabiler Mann, und aber auch ’n... Nee, Unteroffizier war er, und auch ’n tüchtiger Kerl, konnte man schon sehen. Wissen Se, was der gemacht hat? Wo noch eener zappelte, hat er die ‚08‘ raus genommen und hat se erschossen. Und dann konnte man sehen, die noch, denn jeder wird ja nicht gleich dot geschossen, sich bewegen konnten - hinter der Kirche war ein Riesenhang und dahinter ein Fluss. Da sind welche wie ’ne Rolle, haben sich runtergerollt und ins Wasser rein. Und dann wurde von oben... kam wieder ’n Befehl von oben: ‚Abschießen!‘ Aber getroffen haben se doch nicht alle. Das war ’ne dramatische Szene, die ich eben nicht vergesse.“
- I: „Und Sie meinten, dass das von diesem Hauptmann oder Oberleutnant, was der war...“

- G: „Ja, der muss ja Informationen gehabt haben, weiß ich nicht, dass er dieses Verhör durchführt, und dann wurde dies Verhör geführt. Und dann sind wir von dort wegmarschiert, wieder zum Partisaneneinsatz, und da ist dieser Unteroffizier G. auf seinem Pferd und noch andere auch, und wir Infanteristen [sind] gelatscht. Und dann hatten wir schon diese Panjewagen. Wissen Sie, was das ist?“
- I: „Ja, ich weiß, was das ist.“
- G: „Da lagen unsere Handgranaten drauf, unser MG lag drauf, die MPi lag drauf, und und... und wir locker da nebenher. Und dann kamen wir auf eine riesige Fläche und da standen Strohmieten, so groß wie das Haus hier drüben, ja? Und auf einmal: ‚Stop.‘ Und da kam aus der Strohmiete heraus ein Mädchen rausgelaufen. Und auf die Reiter zu. Unter anderem auch, wo der G. dabei war. Und - das ham wa nachher erst erfahren - die hat gesagt: ‚Partisanen.‘ Also, die hat gezeigt auf das Dorf, wo wir jetzt hinmarschierten: ‚Dort sind Partisanen.‘“
- I: „Das war aber danach, also nachdem das vorgefallen war.“
- G: „Ja, nachdem die Toten... also nachdem die erschossen wurden, stellen sich mal vor, werde ich auch nicht vergessen, im herbstlichen Strohfeld und dann diese Riesenmieten, und dann kommt so 'n Mädchen aus 'm Dings und warnt: ‚Da sind Partisanen!‘ Dann kam sofort Befehl: ‚Schussbereit machen.‘ Also, wir gleich die MGs oder was wir hatten, da gleich so 'n bisschen dicht dran. Und dann sind wir durch so eine kleine Mulde gefahren, also rechts und links 'n kleiner Berg, und dann die Straße ging rein, und am Horizont, also gar nicht weit, eine Riesenwindmühle. Und als wir genau in dieser kleinen Senke waren, begann die Windmühle an zu feuern: MG-Beschuss, Granatwerfer. Und wir - wie die Blöden haben geguckt – wir haben doch nicht gerechnet, dass so 'n starker Partisaneneinsatz kommt. Das war'n Partisanen, aber hundert Prozent. Und da ham wir schnell, was wir greifen konnten, genommen, das MG. Mein Paule S. war Schütze 1, wir schnell nach rechts raus. Dann war'n auch so 'ne Strohmieten. Also, so groß wie 'n Mensch. Also Heuhaufen. Und dann auch 'ne Scheune und so. Auf einmal kam der Unteroffizier G. angeritten, mit seinem Pferd, und versteckt sich hinter die Strohmiete. In dem Moment reißt er die Arme hoch, da hat er 'n Schuss genau hierher [in den Kopf] gekriegt. Und wissen Sie, was dann wieder bei mir kam. Jetzt kann man sagen: ‚Du bist blöd‘, oder sonst was.“
- I: „Da ham die sich gerächt.“
- G: „Ja. ‚Siehst du, jetzt hast du deine Strafe gekriegt, was du vor einem Tag gemacht hast,‘ ehrlich.“
- I: „Das hatte ja was Brutales, dass er die dann noch erschossen hat.“
- G: „Ja, das hätte man nicht machen brauchen. Na ja, gut. So, nun war'n wir ja alle ganz schön kaputt. Also, und dann hatten wir sieben Tote gleich.“
- I: „Sieben Tote?“
- G: „Jaaah, sieben Tote. Und dann, na ja, dann gibt's nicht viel Spaß nachher. Und dann konnte man sehen - durchs Gelände durch - wie die Partisanen im Gänsemarsch über ein Moorgebiet türmten. So, und dann kam der Befehl vom Regiment: ‚Hinterher!‘ Bevor wa aber hinterher sind, hieß es: ‚Totale Vernichtung.‘ Jedes Haus mit 'ner Leuchtpistole, und nach 'n paar Minuten brannte das ganze Dorf. Das war schon wieder der Racheakt von den Deutschen - sieben Tote, Partisanenangriff, und wir hinterher. Und als wir hintergingen, sind wir auch im Moor bis in die Knie versackt. Das MG auf 'm Nacken. Wir haben kein Schwänzchen mehr gesehen, die war'n weg.“
- I: „Die Partisanen waren weg, aber, ich meine, was empfand man da? Sie mussten ja da die Häuser alle in die Luft...“
- G: „Na, da empfand man Wut, das kann ich Ihnen sagen.“
- I: „Ja, aber wenn Sie jetzt die Häuser alle in die Luft sprengen müssen - da war'n ja wahrscheinlich zum Teil noch Bewohner drin.“
- G: „Ja, die war'n alle da, aber man hat ja nie welche gesehen.“
- I: „Die starben ja dann darin.“
- G: „Ach was, die war'n alle im Keller. Da ist kein... ach! Die war'n schon lange abgesichert. Das lass ich mir nun ooch nicht nehmen, dass nun alle verbrannt sind. Da ist überhaupt mal ab und zu eener vielleicht tot geblieben. Aber die anderen haben sich schon im Keller gut versteckt.“

- I: „Sie haben gesagt, Sie haben Wut empfunden...“
- G: „Ja, Wut empfunden insofern, dass wir einmal den Verlust hatten, und dass man uns so heimtückisch überfallen hat, und es war eben Krieg.“
- I: „Ja, aber dafür konnten doch die Dorfbewohner in dem Moment nichts.“
- G: „Auch nicht dafür, aber man weiß ja nicht, wer in dem Dorf mitgeschachert (?) hat.“
- I: „Also, man hat dann so Mitleid nicht gehabt.“
- G: „Mmh - nä, also, da gab's keinen großen Pardon. Und wie gesagt, mit diesem Moment war auch dieser Offizier, der vorher die zu Tode gebracht hat, spurlos verschwunden. Von dem hat man nüscht mehr gehört, der war weg.“
- I: „Meinen Sie nicht, der ist gefallen?“
- G: „Nein, der war nicht mit bei dem Angriff, also, als die Partisanen uns überfallen haben. Ja, das war ja unsere Kompanie. Er war ja unser Chef. Aber vom Regiment kam ein Jeep und der brachte Anweisungen. *Der* brachte die Anweisungen. Der andere, der vorher die Leute so geschlagen hatte, der war weg, wurde nicht mehr gesehen. Ja, man hat, glaube ich, abgesichert. Und auch dieser Jude, dieser Dolmetscher, hat man auch nie wieder gesehen. Die haben sich alle... das war wohl wie Staatssicherheit, also abgesichert. Einer verrät den anderen, also immer vorsichtig! Und wenn wir eenen haben, dann nehmen wa 'n raus, damit die sich nicht den Namen merken. Verstehen Sie? Ich hab schon oft gedacht, ich war ja blöd. Man hätte sich den Namen von diesem Mann aufschreiben müssen, aber man wusste ja nicht, wie 's weitergeht, und dann hätte man keene Anklage führen können. ...“
- I: „Wie sehen Sie das so im Nachhinein? Sie ham ja gesagt, also Sie haben das damals schon, als die da so blutüberströmt rauskamen...“
- G: „Ja, also ekelhaft. Im Stillen habe ich gedacht: ‚Also das ist doch nicht nötig, so einen alten Mann zusammenzuschlagen!‘ Ja, aber der Hintergedanke...“
- I: „Ham Sie gedacht, das war'n Partisanen?“
- G: „Ja, eben.“
- I: „Man war so gemischt, dass man sagte, also einerseits, das war furchtbar, so was zu machen, aber andererseits weiß man ja nicht...“
- G: „Du bist ja nicht sicher. ... Ja, Verhöre, das war 'n richtiges Verhör. Die wollten wissen, wo stehen die Verbindungsleute, wo sind die Partisanen?“
- I: „Aber wenn sie willkürlich, meinetenwegen 'n Bauern aus 'm Dorf hier... dann kann der ihnen ja auch nichts sagen.“
- G: „Ja, auch nicht.“
- I: „... Aber was war eigentlich dem vorausgegangen? Sie haben gesagt, Sie waren ‚wieder auf Partisanen‘, als die dann da in der Mühle waren. Da fanden Sie die ja tatsächlich. ...“
- G: „Na, wir waren, auf diesem Marsch waren wir ständig, waren wir ständig halb im Einsatz, Partisaneneinsatz, aber auch ohne große Kampfeinsätze an der Front sozusagen. Das hat sich ja laufend verlagert schon. Ja, wir war'n im Vormarsch, aber immer zwischendurch... Ja, folgende Geschichte noch: Oberst G. und Unteroffizier Z., das war auch im Herbst in Mirgorod. Da hieß es auch einmal: ‚Alarm, Partisaneneinsatz!‘ Da sind wir raus. Die Felder zum Teil mit Schnee bedeckt. Eisig, kalt, Schneeregen und so. Ursache: ein oder zwei Tage vorher ist dieser Oberst mit einem Jeep und seinem Fahrer in Richtung Mirgorod gefahren oder zum nächsten Ort, weiß ich nicht, und ist an einem Bauern oder an einem Gehöft gehalten, weil sie nicht weiterkonnten. Schneesturm, also Pause, Schluss. Und in diesem Haus wurden die beiden ermordet, und zwar hat man ihnen 'ne Handgranate in 'n Bauch gelegt und auseinandergesprengt. Also, die waren total verstümmelt. Ich war sogar mit, als sie beerdigt wurden, in dem Ort, als, wie nennt man das, Paradekommando? ... Ich weiß auch, wie sie beerdigt wurden. Am Rand dieser kleenen Stadt wurden se beerdigt.“
- I: „Ehrensalve.“
- G: „Ehrensalve, genau! So, aufgrund dessen, dass man die Zweie - den hohen Offizier und seinen Fahrer - so bestialisch ermordet hatte, kam für uns der Befehl: ‚Sofort ab!‘ Und dann sind wir natürlich ausgeströmt - überallhin.“
- I: „Was bedeutete das genau?“
- G: „Das bedeutete: ‚Wo Ihr auf Widerstand stoßt, sofort alles klarmachen!‘“

- I: „Aber was heißt ‚Widerstand‘ in diesem Fall?“
- G: „Naja, wenn die Partisanen angreifen, wenn wir auf Kontakt, auf ...“
- I: „Feindberührung.“
- G: „... Feindberührung mit Partisanen kommen.“
- I: „Aber nicht so willkürlich die Bevölkerung so ...“
- G: „Nein, das nicht.“
- I: „Das war in der Nähe von Mirgorod, haben Sie gesagt.“
- G: „Ja, Mirgorod.“
- I: „Und dieses, äh, dieses andere da, mit den Erschießungen, also ich meine jetzt mit der Erschießung der Russen, nee, Ukrainer, wo man nicht genau wusste, ob es eventuell Partisanen waren oder nicht, das war auch in dieser Gegend?“
- G: „Das war auch in diesem Bereich. Das war dieser Bereich. Also war's... Partisanengebiet war's.“
- I: „Sie wissen auch nicht, ob da vorher was vorangegangen ist, ob da irgendwie 'n Soldat...“
- G: „Das konnten wir nicht... in der...“
- I: „Oder Partisanenangriff oder so?“
- G: „Nee, nee.“
- I: „Also, wie es zu dem Verhör kam, meine ich.“
- G: „Also, mit diesen armen Leutchen, die erschossen wurden, begann an und für sich für mich persönlich die Frage: ‚Also, was ist hier los?‘ Also jetzt Partisanen in diesem Gebiet.“
- I: „Ach, das war vorher nicht?“
- G: „Das haben wir vorher gar nicht so empfunden. Da war man ja auch nicht so bedroht. Und wie wir sie dann flüchten sahen, im Scherenfernrohr, wie da Menschen hintereinander schön losgingen, so, als wär's 'n Spaziergang, na, da dachte man: ‚Die Scheißbrüder!‘ Und wir haben noch hinterher geschossen, aber nicht getroffen.“
- I: „War das so aus Wut, dass dann der Befehl kam, jetzt wo die weg waren, wo man die nicht kriegte: ‚Jetzt machen wir das Dorf da...‘“
- G: „Na, nicht Wut, aber mit diesem Offizier und das, das hat alle wohl doch 'n bisschen innerlich...“
- I: „Also das mit dem Offizier, ja.“
- G: „Ja, und dass die so verstümmelt wurden, also das war schon 'n bisserl frech. Das war schon... Das war schon kein normaler Krieg mehr. Und so musste man... so ist man denen dann auch begegnet. Da gab's kein Pardon.“
- I: „Ja, aber da komm ich jetzt noch mal auf diese Ausgangsfrage, die ich zuerst hatte. Also, eigentlich ist ja der Angriff von den Deutschen ausgegangen. Sie ham vorhin noch das Wort ‚Überfall‘ benutzt. Und wenn ich mir jetzt vorstelle: wenn Deutschland angegriffen wird, dann würden ja auch nicht alle Deutschen mit dem Russen gemeinsame Sache machen. Da würden sich auch Widerstände bilden.“
- G: „Natürlich.“
- I: „Und das würde genauso stattfinden, wenn nicht noch schlimmer. Nicht, dass man da auch versucht, diese Besatzungssoldaten da zu bekämpfen und vielleicht auch auf ziemlich brutale Weise, also, dass man denen mit Granaten... so wie Sie's eben geschildert haben. Sie sagen, das ist Krieg oder das verselbständigte sich dann so, und das ist das Bild, was man so hat.“
- G: „Ja, und da muss ich auch dieser Haltung beipflichten. Ich meine, die Einsicht kommt einem ja später.“
- I: „Heutzutage aber erst, ne?“
- G: „Ja, denn es hat uns ja keener eingeladen, ne?“
- I: „Ja, aber damals haben Sie 's nicht gehabt.“
- G: „Damals hab ich mir überhaupt keine Gedanken gemacht. Also ich hab mir - ehrlich überhaupt nicht...“
- I: „Nee, klar, aber Sie haben auch gesagt, also, da hat man das dann als brutal empfunden. Also, dass die jetzt zwei Offiziere...“
- G: „Ja, also, es gab Phasen, wo man das als fürchterlich empfunden hat, dass man so vorgegangen ist. Oder, wenn wir mal... oder wenn ich in Urlaub damals gefahren bin, wie ich dann mehr nach 'm Westen kam ... auf den Bahnhöfen

hingen sieben, acht Leute, gehängt, ‚Partisanen‘ - fertig. Überall auf den Bahnhöfen hingen die Toten. Nicht überall, aber an Schwerpunkten. In Russ... auf der Heimreise zum... in meinen Urlaub meinetwegen, ... auf den Bahnhöfen. Oder Juden. Na klar, die hingen dann schon teilweise in großen Bahnhöfen als Abschreckungsmittel, usw. Hier jetzt nochmal ganz schnell noch ‚ne andere Sache zu diesem Überfall, den wir hatten, wo dieser Unteroffizier dann den Kopfschuss hatte. Da haben wir natürlich auch requiriert, denn in diesem Moment, wo es knallte, liefen natürlich auch Schweine herum. Da wurden die Schweine angeschossen, abgestochen und auf ‚n Wagen geladen. Wir hatten sieben, acht Schweine oder wie viel. Und dann natürlich sieben, acht Tote daneben. So, dann sind wir zurückgefahren. Ich seh’ heut’ noch meinen Kurt F. damals, der war Feldwebel. Da sagt er: ‚Heute machen wir aber ‚n anständiges Fressen.‘ Da wurden ‚n paar russische Weiber rangeholt und die mussten gleich mit anpacken, mit zufassen. Und da ham wir zwei Tage da schön gelebt. So - und ‚n MG-Stand hatten wir gleich hinter’m Haus, das ging so ins Tal runter. Und wurde ja laufend bewacht, von wegen solche waren wir ja nicht! Und da sagte der Offizier da: ‚Also ein Melder muss jetzt [da hat er auf der Karte geguckt] hier runter, wo der MG-Stand ist, hier runter am Weg lang, dann die nächste Straße rechts rein und dort ist der nächste Gefechtsstand, eine Meldung hinbringen.‘ Da musste ich hin. Oh, und dann mitten in der Nacht. Und kalt, und Regen. Wissen Se, was ich gemacht hab? Ich hab die Meldung hingebacht, aber ich hatte meine MP... Ich bin nur so gegangen und gekrochen, in dem Moment, wo sich was bewegte, hätte ich geschossen.“

I: „Aus Angst vor Partisanen?“

G: „Ich hätte nicht mehr gefragt: ‚Bist du ‚n Deutscher?‘ Ich hätte sofort geschossen. Ja, das war ja alles Partisanengebiet.“

I: „Ja, aber es war ‚n ja auch Rote-Armee-Soldaten [da]...“

G: „Nein, das war ‚n keine Rote-Armee-Soldaten.“

I: „Weil da, zu dem Zeitpunkt, kein Frontschwerpunkt gewesen ist.“

G: „Nein, wir waren ja unterwegs.“

I: „Also, im Grunde war der Feind in dem Moment und in der Zeit der Partisan.“

G: „Der Partisan, genau. Und da konnte man also, wenn man im Haus war und in der Nacht Posten stand, konnte man also nicht sicher sein, ob du nicht von hinten ‚n Messer in ‚n Rücken kriegst, also so ungefähr muss man sich das vorstellen, ganz beschissen. Na, und da bin ich hingeschlichen und hab das da hingebacht. Und am andern Morgen war’s ja wieder schön hell, sind wir mit zehn, fuffzehn Mann diesen Weg noch mal gegangen, aber nicht wegen mir. Da war irgendein Auftrag zu erledigen. Und da wurde ein Partisan gehängt, an einem Baum. Aber nicht von uns, sondern wieder von einer ander’n Einheit. Na, da wurde ein Pferdewagen vorgefahren, der Mann stand drauf, dann ‚ne Eiche, Schlinge um und dann... [Bandende]. ... Na, und wie gesagt, da wurde dann einer gehängt und dann hieß es, es wäre ein Anführer der Partisanen. Hier: Mundpropaganda. Ob das stimmt, weiß kein Mensch. Wir sind dann abgezogen von dort, hatten noch ‚n paar Schweine-teilchen hinten drin und ab die Post! Wir haben uns gar nicht mehr interessiert.“

I: „Das wollt’ ich Sie fragen: Kam einem eigentlich mal der Gedanke ... also was haben Sie da eigentlich empfunden, wenn Sie so die Partisanen da hängen sahen oder auch bei diesem?“

G: „Jo, wir wurden ja vorher ... wir waren ja vorher mit ihnen konfrontiert worden. Also, da haben wir nicht viel empfunden, geb’ ich Ihnen ehrlich zu.“

I: „Und hat man - entweder damals oder im Nachhinein - hat man da nicht gedacht: ‚Vielleicht war das ja gar keiner [kein Partisan].‘ So, wie Sie dies Verhör ja auch gesehen hatten, wo man ja auch nicht genau wusste, ob so ‚n alter Bauer nun unbedingt da ‚n Partisan war.“

G: „Sterben muss, ja.“

I: „Ob das wirklich... weil man’s nicht beweisen konnte... Weil Sie auch gesagt haben, da hingen auch Juden manchmal.“

G: „Das konnte man aber an ihrem Gesicht seh’n, am Bart und an der Mütze.“

I: „Ich mein’, das war’n ja dann keine Partisanen, die einem was getan haben.“

G: „Nee, die hat man so geschnappt, nehm' ich an - als Abschreckungsmittel. ... Na, wir lagen... das is in dem Ort passiert alles. Und die Frauen, die war'n am Rande des Dorfes, wo sie unsere Leute erschossen, also gekriegt haben. Und dann sagt er: ‚Guck mal, da drüben! Da sitzt Unteroffizier sowieso (nannte er den Namen).‘ Wir geh'n hin, hat er genau 'n Kopfschuss auch. Der war sofort starr geblieben, denn wirste ja starr, bleibste so sitzen, wie man is. Und wir dachten, dass der lebt, dass er guckt. In Wirklichkeit war er tot, hat ihn auch 'ne Partisanin erschossen. ... Ja, 'ne Scharfschützin.“

Aufgrund seiner Ferntrauung<sup>4515</sup> erinnerte sich Gottschalk noch an das genaue Datum des zunächst geschilderten Verbrechens: es war der 1. November 1941. Woher der Informant wusste, dass es sich um die Erschießung jüdischer Zivilisten handelte, wird von ihm nicht näher erklärt und wurde wohl auch eher aufgrund der „Flüsterpropaganda“ vermutet. Selbst weiter entfernt liegende Teile eines Verbandes erfuhren solche Vorgänge jedoch zumindest gerüchteweise.<sup>4516</sup> Als nächstes erwähnte er auf die Nachfrage nach der Beteiligung von Wehrmachtssoldaten am „Krieg hinter der Front“ ein weiteres Erlebnis. Dabei handelte es sich um Verhöre, die ein Wehrmachtsoffizier durchführte, der sich dabei brutalster Methoden bediente. Ob es sich bei den Männern wirklich um Partisanen handelte, ist äußerst fraglich, da sie offensichtlich aus dem betreffenden Ort stammten und dort ihre Familien hatten. Zudem waren einige von ihnen betagte Bauern. Diese Maßnahmen waren jedoch, zumindest im Bereich der 17. Armee, später aufgrund „besondere[r] Anordnungen für die Partisanenbekämpfung vom 7.12.1941“ legitimiert worden. Darin heißt es u. a.:

„Es ist noch nie vorgekommen, dass ein Verhörer auch nur eine Person belastet hätte, ohne dass er scharf angefasst worden wäre. Daher ist folgendes zu beachten: Alle Verhörten sind schärfstens zur Wahrheit zu ermahnen. Sie erwarten von Hause aus, nach Methoden der NKWD verhört zu werden, d. h. sie rechnen von vornherein mit Prügel. ... Die in strengstes Verhör genommenen Personen, sowie bereits Überführte ... müssen am Ende des strengsten eingehenden Verhörs liquidiert werden.“<sup>4517</sup>

Einschränkend wird jedoch gesagt, dass sich der deutsche verantwortliche Offizier fragen müsse, ob diejenige Person es „verdient“ habe und anzunehmen sei, dass die Bevölkerung diese Maßnahme als gerecht gutheißen würde. Jeder Fall sei deshalb zuvor dem zuständigen I c vorzutragen und dessen Entscheidung einzuholen.<sup>4518</sup>

<sup>4515</sup> In Nazi-Deutschland wurde den Soldaten die Eheschließung erleichtert. Vgl. Döbler: Kein Alibi, S. 247: „Lt. Personenstandsverordnung der Wehrmacht Nr. 106 v. 19. Oktober 1942, §§ 11 – 19 waren sogar Ferntrauungen möglich. Nach § 19, Abs. 1, kommt die Ehe in dem Zeitpunkt zustande, in dem die Frau vor dem Standesbeamten ihren Willen, die Ehe einzugehen, erklärt. Nach Abs. 2 wird die Gültigkeit der Ehe nicht dadurch berührt, dass der Mann in dem Zeitpunkt, in dem die Frau ihre Erklärung abgibt, bereits gestorben ist. In diesem Falle gilt die Ehe als an dem Tage geschlossen, an dem der Mann seinen Willen, die Ehe einzugehen, zur Niederschrift erklärt hat.“ Die Möglichkeit zur Ferntrauung bestand bereits seit November 1939. Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 388f.

<sup>4516</sup> Mehner: Tagesberichte 3, S. 260 – 311 (12.08. – 30.08.1941).

<sup>4517</sup> Besondere Anordnungen f. die Partisanenbekämpfung d. 18. Armee v. 7.12.1941 (StAN – Staatsarchiv Nürnberg, Sign.: NOKW-1163) Abdr. in: Ausstellungskatalog, S. 446.

<sup>4518</sup> Ebd.

Deutlich wird auch, dass Einheiten, die sich zeitweise hinter der Front, im rückwärtigen Raum befanden, wie die Gottschalks, dort hauptsächlich mit Partisanen konfrontiert wurden. Diejenigen deutschen Truppen, die an der HKL in vorderster Linie kämpften, hatten es weniger mit Partisanen als mit den Soldaten der Roten Armee zu tun.<sup>4519</sup>

Hinsichtlich der auch als „kastrierende Frauen“ bezeichneten, von Gottschalk erwähnten Scharfschützinnen, zumeist Partisaninnen, ist anzumerken, dass diese bei den Wehrmachtssoldaten als unweiblich, grausam und gefährlicher als jeder Rotarmist galten. Das hatte häufig zur Folge, dass diese Kämpferinnen sofort nach ihrem Aufgreifen erschossen wurden.

Auf der Suche nach Partisanen wurde Becker Zeuge eines Vorfalles, bei dem, wie im Fall Gottschalks auch, unschuldige Bauern erschossen wurden. Nur, dass in dem nachfolgend geschilderten Fall der brutalen Tat kein Verhör vorausging:

„Aber das Schlimmste ist eigentlich, dass man... was der einzelne so ... in dem persönlichen Umgang mit Russen auch erlebt und gesehen hat. Also, ich werde nie vergessen und auch immer wieder träum' ich auch nachts davon noch, ja, dass ich da... Als wir da in ein Dorf hineinkamen da, da war 'n Feldweibel von uns, das war so 'n bisschen so ein Haudegen, der so 'n bisschen da, sehr schnell zur Sache kam, und so weiter, ja? Wir mussten nur eine... eine Kate mussten wir ‚säubern‘ da, und mussten hinein und mussten sehen, ob da noch Russen drin waren, und wir hatten also schon gesehen, es war kein Mensch drin, kein Soldat mehr drin. Und da kam heraus... Ich muss immer an Philemon und Baucis<sup>4520</sup> denken, wenn ich diese beiden alten Leutchen da sehe, die herauskamen da, und er nimmt die Pistole und schießt ihnen ins Gesicht hinein, den beiden! Das war'n also... Das war'n keine Soldaten. Das war erkennbar, das war'n armselige Leute da. Die kamen heraus, die bettelten, und kaltblütig, nich wahr, und das is eine Sache, womit ich nicht fertig werde, wie ein Mensch überhaupt das zuwege bringt da. ... Ich war ja dabei, und kannte ihn ja schon, dass der sehr schnell was machte, was nicht in Ordnung war. Und das war hier nicht in Ordnung! Aber das waren nicht nur Scheußlichkeiten, die im rückwärtigen Gebiet geschehen [sind], ... bei der kämpfenden Truppe kamen diese einzelnen Fälle auch vor.“

Manche Deutsche fühlten sich als Herr über Leben und Tod und schwelgten im Machtrausch. Der Truppe waren Verfügungen an die Hand gegeben worden, wonach

<sup>4519</sup> Dies arbeitete vor allem Jasper: Zweierlei, in seiner Monographie heraus.

<sup>4520</sup> Innerhalb der 15 Bücher umfassenden *Metamorphosen* von Ovid wird in einer Sage ein betagtes, treues Ehepaar, Philemon und Baucis, aus Phrygien beschrieben, das trotz seiner Armut Jupiter und Merkur gastfreundlich aufnahm, als diese in Menschengestalt das Land durchwanderten. Als Lohn erbaten sich Philemon und Baucis den gleichzeitigen Tod. Philemon wurde in eine Eiche, Baucis in eine Linde verwandelt. Dieser alte Mythos wurde unter dem Titel „Philemon und Baukis“ vom Münchener Dramaturgen Leopold Ahlsen aufgenommen und in das Jahr 1944 nach Griechenland verlegt, als der Widerstandskampf dort seinen Höhepunkt erreicht hatte. Ein griechisches Ehepaar hatte in diesem Theaterstück zunächst nur Partisanenkämpfer, später aber auch drei deutsche Soldaten in seiner Hütte versteckt. Im Zuge eines deutschen Vergeltungsanschlages auf das Dorf wurde der Verrat aufgedeckt. Das Ehepaar Marulja und Nikolaos konnte nach der alleinigen Verurteilung des Mannes den gemeinsamen Tod durch den Strang erwirken. Kindlers Literaturlexikon, Band XVII, S. 7452. Dort heißt es dazu: „Unter Verwendung eines mythischen Gleichnisses entwirft Ahlsen ein Modell, das die gestaltlose, dramaturgisch nicht fixierbare Katastrophe zweier Menschen widerspiegelt, denen der Krieg jenes fragwürdige Glück aufzwingt, das die Götter der antiken Mythologie noch als Gnade gewährt hatten.“

„jedes Dorf im Säuberungsraum und möglichst jedes einzelne Gehöft zu erfassen und gründlich zu durchsuchen ist“ – wobei das Augenmerk auf Ortsfremden, Rotarmisten, Saboteuren, Kommunisten, kurz: auf „Verdächtigen“ lag.<sup>4521</sup> Die Wehrmacht war so zeitweise zur Polizeitruppe geworden, wobei Begriffe wie „Verdächtige“ und „Sabotage“ sehr weit gefasst wurden. So gab es Anweisungen, nach denen es besser sei, „bei vorliegendem Verdacht ein Dorf mehr abzubrennen, als die Vernichtung eines Dorfes zu versäumen, in dem Partisanen geduldet wurden und Unterschlupf fanden.“<sup>4522</sup> Das erste Halbjahr der deutschen Besatzung in der Sowjetunion zeichnete sich zudem durch eine hohe Fehlerquote der Einsätze aus, die auf deutscher Seite zu wachsender Frustration und offensichtlich zu einer höheren Bereitschaft zur Exekution führte.<sup>4523</sup>

Lützen erlebte, wie Gottschalk, einen sadistischen Vorgesetzten, dem es offensichtlich Freude bereitete, zu den Deutschen überlaufende Rotarmisten zu erschießen. Der Informant war während des Gesprächs sichtlich empört über dessen Verhalten und glaubte, die Taten des betreffenden Unteroffiziers würden eines Tages, ebenso wie es Gottschalk für den Unteroffizier seiner Einheit prophezeit hatte, gerächt werden. Lützen erzählte:

- L: „[Dieser Unteroffizier], das ist vielleicht auch der einzige gewesen im ganzen Bataillon, also der machte das mit Lust und Liebe, muss ich ehrlich sagen. ... Ja, wir hatten... wir hatten ja auch nur 30, 33 Gefangene, nich, die überliefen. Die liefen ja rüber. Alles Überläufer! [Die] freiwillig überkamen und wurden denn umgenietet. Und da hab ich gesagt, ick säch: ‚Eines guten Tages – das wird sich rächen, wat Ihr hier macht! Denn kämpft der Russe bis zur letzten Patrone.‘... Ja, ja, ... bei unser'm Regiment, da is das überall gewesen, das hab ich gehört. Ja. Nun war es ja auch ganz verschieden. Wenn hier n Abschnitt is, wie dat Gelände is, hier liefen se rüber und die ander'n Zeiten nix. Die haben sich ja die Stellen ausgesucht, wo's am günstigsten war, um rüberzulaufen. Und wenn der abends angriff, der Russe, der hat ja mitunter die ganze Nacht angegriffen, also in sechs, sieben Wellen, sagte man. Und denn ... da liefen ja auch über, da blieben ja auch welche bei uns hängen, nech?! Ja, das haben sie mir gesagt: [es gebe einen Divisionsbefehl, dass man die Gefangenen nicht nach hinten bringt]. Sonst kann man sie... Also, ein Befehl muss da sein. Sonst kann keiner was machen.“
- L: „Aber sie haben's auch ausgeführt. Sie hätten ja auch sagen können: ‚Wir machen's nicht! Das hab' ich auch schon gehört.“
- L: „Ja, ja. Ja! Der [Unteroffizier bei uns] hats gerne gemacht! Das war 'n Schwein, also wirklich. Aber d e r hat die Strafe gekriegt. Und es is so, wenn ... ich glaub' nich an 'nen lieben Herrgott, woll'n mal sagen so, aber da is irgendwie mal wat drin (dran?), dass die die Strafe kriegen! ... Wir kriegten also 'n ander'n Kompaniechef. Und da war'n denn abends – 24 oder 26 war'n denn da Gefangene – und denn, die sollten denn auch erschossen werden. Und denn war'n da zwei, die sagten denn, also, die hatten 10 kleine Melenkies, also 10 Kinder. Und denn nahm der Hauptmann die beiden raus, und die ander'n wurden erschossen. Und die beiden, die kamen beim Tross hin, wo die Pferde war'n, und die hab' ich noch lange

<sup>4521</sup> Heer: Die Logik des Vernichtungskrieges. Wehrmacht und Partisanenkampf, S. 106.

<sup>4522</sup> Zit. n. Richter: Wehrmacht, S. 844, Anm. 50.

<sup>4523</sup> Heer: Logik des Vernichtungskrieges, S. 111. Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 73: „... der Überfall auf die UdSSR [stellte] auch in den Reihen der Wehrmachtssoldaten an vorderster Front zumindest in den ersten Monaten einen Dammbbruch dar, der Mord und zügelloser Gewaltanwendung kaum Grenzen setzte.“

geseh'n. Die fuhren denn die Pferdewagen wohl... Aber wat is' aus denen geworden? Die sind ja auch immer ausgeliefert worden an 'nen Russen und denn auch umgenietet worden. Die ganzen Einheiten, wat wir in Frankreich hatten, das war'n ja freiwillige Russen, die gegen Amerikaner kämpften. Die sind ja ausgeliefert worden zum Russen, von Amerikanern. Die sind alle schühhhh..."

Die von Lützen erwähnten und wohl mehrheitlich übergelaufenen „24 oder 26“ gefangenen Rotarmisten wurden erschossen, weil dies angeblich ein entsprechender Divisionsbefehl anordnete. Die Tatsache, dass die beiden verschont gebliebenen Russen später beim Tross innerhalb von Lützens Division eingesetzt wurden, spricht dafür, dass es sich ausschließlich um Soldaten der Roten Armee gehandelt hat, denn des Partisanenkrieges Verdächtige hätte die Wehrmacht nicht für sich arbeiten lassen. Warum es einen Befehl dieser Art gab, und die Gefangenen nicht – wie vorgeschrieben – zum Verhör des Divisionsgefechtsstandes „nach hinten“ zurückgeführt, sondern statt dessen an Ort und Stelle erschossen wurden, bleibt unverständlich.

Auch Koschorrek erzählt von einem „kleinen schwarzen Unteroffizier von der Infanterie“, der „nur wenig menschliche Gefühle besessen“<sup>4524</sup> habe:

„Ich höre, wie dieser schwarze Unteroffizier gerade einem Landser den Befehl gibt, einem zusammengekrümmt liegenden Russen einen Kopfschuss zu geben. Er selbst hält einem anderen am Boden Liegenden den Lauf seiner MPI an den Kopf und drückt ab. Beide Schüsse hören sich dumpf und eklig an. ... Ich bin geschockt, und es schaudert mich. Ist der Mann schon so voller Hass, dass er sich noch an Toten vergreifen muss? Danach geht er an mir vorbei auf einen anderen Toten zu. Er tritt dem auf der Seite liegenden Sowjetsoldaten kräftig in den Bauch und knurrt böse: ‚Auch dieses Schwein lebt noch!‘ Er setzt ihm den Lauf seiner MPI genau auf die Schläfe und drückt ab. Ich sehe gerade noch, wie der von mir für tot gehaltene Russen zusammenzuckt. Er lebte also tatsächlich noch.“<sup>4525</sup>

Auf Koschorreks Frage, warum sie die Rotarmisten nicht gefangen nähmen, antwortete der Unteroffizier: „Er oder wir.“<sup>4526</sup> Sicher bestand die Gefahr, dass auch verwundete Sowjetsoldaten auf die Deutschen schießen würden. Für Koschorrek, so wird deutlich, kam ein solches Vorgehen trotzdem nicht in Frage:

„Ich kenne die Hinterhältigkeiten des Krieges noch zu wenig. Aber ich würde gegenwärtig niemals auf Wehrlose schießen, auch auf die Gefahr hin, dadurch eigene Nachteile zu haben. Was mir unwürdig und grausam erscheint, stellt der Unteroffizier als reine Vorsichtsmaßnahme zu unserem eigenen Schutz dar. ... Dennoch – ich bräuchte es nicht fertig zu schießen, wenn ich nicht angegriffen werde. Und ich habe auch nicht vor, das jemals zu ändern. ... Ich höre hinter mir noch sehr häufig diese dumpfen Kopfschüsse, die mir durch Mark und Bein gehen. Wenn dieser Kapo für seine Handlung auch ein einleuchtendes Argument hat, so kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass darin auch ein Anteil sadistischer Befriedigung liegt, die gerade in Kriegen von derart veranlagten Menschen legitim ausgelebt werden kann.“<sup>4527</sup>

Lützens, Gottschalks, Beckers und Koschorreks Schilderungen ähneln sich. Sie machen sehr deutlich, dass sie die Vorgehensweise ihrer Vorgesetzten als unmenschlich

<sup>4524</sup> Koschorrek, S. 103 (Tagebucheintrag v. 24.11.1942).

<sup>4525</sup> Ebd., S. 104.

<sup>4526</sup> Ebd.

<sup>4527</sup> Ebd.

verurteilen. Problematisch war, dass sowohl sowjetische Kriegsgefangene als auch die einheimische Bevölkerung in den eroberten Gebieten offiziell vollkommen entrechtet waren. Sadistisch veranlagte oder mit Minderwertigkeitsgefühlen behaftete Persönlichkeiten konnten willkürlich verfahren, ohne mit Konsequenzen rechnen zu müssen.<sup>4528</sup> Im Zweifel, falls es doch zu einer Anzeige oder Anklage kam, konnte der Betroffene davon ausgehen, unbeschadet davonzukommen, zumal dann, wenn er sein Vorgehen – wie in diesem Fall – mit der Gefahr für sich selbst oder für die eigene Truppe zu rechtfertigen wusste.<sup>4529</sup> Hinzu kam bei solchen Vorgesetzten oft noch eine „rassisch bestimmte Weltsicht.“<sup>4530</sup> Russen wurden von einigen Offizieren als dumm und minderwertig und somit ihr Elend „als selbst verschuldet begriffen.“<sup>4531</sup> Solche „Feindbilder konnten in drastischer Weise handlungsrelevant werden,“<sup>4532</sup> wie Jasper am Beispiel eines deutschen Hauptmanns und eines Oberleutnants zeigte, die bei einer Einquartierung ohne äußeren Anlass eine russische Bauernfamilie in deren eigenem Haus hingemordet und sich dafür in einem Gerichtsverfahren vor ihrem General zu verantworten hatten.<sup>4533</sup>

Koschorrek erlebte auch den umgekehrten Fall, in dem ein deutscher Soldat „von einem verwundeten bolschewistischen Offizier hinterrücks mit der Pistole erschossen worden [war], nachdem er den am Boden liegenden Russen vorher verbunden hatte.“<sup>4534</sup> Er räumt ein: „Diesmal ist es mir nicht so sehr unter die Haut gegangen, als ein Wachtmeister vom leichten Zug das Schwein mit einem Feuerstoß seiner MPi erschoss.“ Dennoch löste dieses Ereignis nicht die gleichen Gefühle der Rachsucht bei ihm aus, wie sie der sadistische Vorgesetzte an den sowjetischen Verwundeten auslebte: „Gott bewahre mich davor, dass mein Zorn sich eines Tages in unerbittlichen Hass verwandelt und ich so werde wie jener Unteroffizier Schwarz.“<sup>4535</sup>

Was die Hemmschwelle, etwa im Vergleich mit den Einheimischen des besetzten Nord- und Westeuropas, bei der Behandlung der Bevölkerung, den Rotarmisten, Kom-

---

<sup>4528</sup> Dazu auch der von Schweitzer geschilderte Fall in diesem Kap., in dem drei gefangene Rotarmisten infolge eines persönlichen Racheaktes nicht zum Verhör geführt, sondern von dem sie begleitenden deutschen Soldaten auf dem Weg dorthin erschossen wurden.

<sup>4529</sup> Ebd., S. 133 (TB, 5.12.1942): „Von der rechten Seite höre ich von Zeit zu Zeit wieder diese eklig dumpf detonierenden Kopfschüsse des schwarzen Unteroffiziers, der seine brutale Tätigkeit bestimmt wieder als notwendige Sicherheitsmaßnahme begründen wird.“

<sup>4530</sup> Jasper: Zweierlei, S. 264.

<sup>4531</sup> Ebd.

<sup>4532</sup> Ebd., S. 264f.

<sup>4533</sup> Ebd., auch Anm. 93, sowie Neitzel: Abgehört, S. 258f, Nr. 107: „Als dann verhandelt worden ist – ‚Ja, warum haben Sie das jetzt getan?‘ Sagt der: ‚Die wir erschossen haben, sind ja keine Menschen. Der Führer sagt doch, die Russen sind keine Menschen, die gehören in die Tierklasse; es kann uns gar nichts geschehen. ... Herr General, der Führer sagt, das sind keine Menschen, wir erkennen nicht an, dass wir wegen Mord angeklagt werden, denn es sind keine Menschen.‘ So war ihre Verteidigung.“

<sup>4534</sup> Koschorrek: Zeit der Dornen, S. 237 (Eintrag v. 6.11.1943).

<sup>4535</sup> Ebd.

missaren und Juden im Osten sinken ließ, war der von vielen „verinnerlichte Antibolschewismus, die Möglichkeit, das Elend als notwendige Folge eines Kampfes gegen die Bedrohung und Unkultur des Bolschewismus zu begreifen und von daher die Geschehnisse in die Rechtfertigung der deutschen Besatzungspolitik einzuordnen: ... Dass das bolschewistische System zerbrechen wird, rechtfertigt die Opfer, jedenfalls, wenn eine erträgliche Neuordnung gelingt.“<sup>4536</sup> Dabei war Jarausch, aus dessen Aufzeichnungen der letzte Satz stammt, „nicht gewissenlos gegenüber den Menschen, mit denen er zu tun hatte, ... weil er den Antibolschewismus kaum mit Rassismus kombinierte und auch das Schlagwort vom jüdischen Bolschewismus keine Vernichtungsphantasien in ihm heraufbeschwor.“ Das „dumpfe Sterben um einen herum“ sowie die damit verbundene seelische Belastung setzten ihm sehr zu, so dass er zu dem Schluss kam: „Das Ganze ist schon mehr Mord als Krieg.“<sup>4537</sup> Jarausch, der in einem Dulag Dienst tat, empfand, angesichts von Leid und Elend der Gefangenen, keine Verachtung oder Geringschätzung für die Russen und rechtfertigte deren furchtbare Lage auch nicht mit einem konkreten oder abstrakten Feindbild.<sup>4538</sup>

Im Bereich des OKH geschah es anscheinend häufiger, dass überlaufende Rotarmisten bei ihrer Gefangennahme willkürlich erschossen wurden.<sup>4539</sup> Diese Aussage ist durch andere Zeitzeugen vielfach belegt.<sup>4540</sup> Gottschalk und Lützen erlebten beide, dass die Unteroffiziere ihrer Einheiten kurz nach ihren Taten im Kampf fielen.<sup>4541</sup> Ein anderer Informant erinnert sich an einen ähnlichen Fall, und auch dort fiel derjenige am nächsten Tag während eines Gefechtes:

„Also bitte, aber es hat Soldaten gegeben, die auf eigene Faust einfach Gefangene erschossen haben, und die sind deswegen auch nicht gemahnt oder bestraft worden. Ich war also Sanitätsunteroffizier, und ich habe gesagt: ‚Wenn einer einen Gefangenen erschießt, den lass‘ ich liegen, wenn er verwundet wird, den behandle ich nicht.‘ Das hat irgendwie gewirkt. Dann gibt es noch einen alten Soldatenaberglauben, dass der Soldat, der Gefangene erschießt, am nächsten Tag fallen wird. Und da war ein Nürnberger ..., der hat immer die Gefangenen erschossen und eines Tages ist er wirklich am nächsten Tag gefallen!“<sup>4542</sup>

Das mehrfach wiederholte Verbot des Befehlshabers des rückwärtigen Heeresgebie-

<sup>4536</sup> Jasper: Zweierlei, S. 210 sowie zit. in ebd.: Jarausch: Sterben, S. 340 (20.11.41).

<sup>4537</sup> Vgl. ebd. und Jarausch: Sterben, S. 339 (14.11.41).

<sup>4538</sup> Vgl. Zitat in ebd., S. 210f., nach Jarausch: Sterben, S. 328 (23.10.41).

<sup>4539</sup> Verbrechen der Wehrmacht, Ausstellungskatalog 2002, S. 218.

<sup>4540</sup> Bei Beckermann: Jenseits des Krieges S. 27, äußert ein ehemaliger Wehrmachtangehöriger: „... Aber ich habe es selber erlebt in Russland, wie sie einzelne Gefangene... Sie haben sie nicht zurück transportiert, sie haben sie gleich an Ort und Stelle erschossen. Ich habe es gesehen: nicht SS – [sondern] Wehrmacht.“ Dazu auch Schweitzer in Abschn. 10.

<sup>4541</sup> Dies erwähnt auch Bruno Fichte, in Schüddekopf: Krieg, S. 33: „Vor mir lag Unteroffizier Gronau, mein ehemaliger Ausbilder, dem ich seine Art, uns zu quälen, nie verziehen hatte. Dieser Mann bekam einen Bauschuss. Er starb zwei Stunden lang. Schreiend, nur schreiend, bis es kaum noch ein Röcheln war und er auslöschte. Ich konnte seine Schuhsohlen anfassen, aber helfen konnte ich ihm nicht.“

<sup>4542</sup> Beckermann,: Jenseits des Krieges, S. 37f.

tes, wonach nur diejenigen erschossen werden dürften, die „im Kampf, mit der Waffe oder bei Plünderungen gestellt werden,“<sup>4543</sup> deutet darauf hin, dass es sich hier nicht nur um Einzelfälle handelte. Festzuhalten bleibt, dass sowjetische Kriegsgefangene nach ihrer Gefangennahme ausschließlich unter der Obhut der deutschen Wehrmacht standen. Das Oberkommando des Heeres war im Operationsgebiet für ihren Transport, ihre Unterbringung und ihre Behandlung verantwortlich,<sup>4544</sup> so dass hier die Zuständigkeit nicht in Frage steht. Gefangene Rotarmisten hatten, entweder durch eigene Beobachtungen oder durch den Ruf, der dem Gegner in der Regel vorauseilte, große Angst. Der damalige Maschinengewehrführer Asmussen erklärte:

„Manchmal hatte ich den Eindruck, sie würden alle sofort erschossen, so zitterten und klapperten sie. Wenn sie merkten, dass wir versuchten, sie zusammenzustellen, um sie abzutransportieren, dann riefen sie, ‚Ukraine, Pan, Ukraine!‘ Sie müssen gewusst haben, dass sie damit unter Umständen in die Hiwitruppen kommen konnten.“<sup>4545</sup>

Die „Soldatenpflichten nach dem Kriegsrecht“ sahen zwar Verhaltensnormen vor, wonach die Zivilbevölkerung im Feindesland zu schonen war, allerdings wurden solche Vorschriften meist noch ergänzt, was wiederum ein willkürliches Vorgehen gegen die Einheimischen legitimierte.<sup>4546</sup> Fälle wie der von Becker beschriebene, lasen sich in Tagesmeldungen, Lageberichten und Kriegstagebüchern etwa als „Zerstören von Partisanennestern“. Da der Zeitzeuge betonte, dass gerade die von den beiden russischen „alten Leuten“ bewohnte Kate bei der beschriebenen Aktion zu „säubern“ war, wurden anscheinend auch die beiden Bewohner als Verdächtige behandelt, die zumindest Partisanen Unterschlupf gewährt haben könnten. Da der pure Verdacht bereits für eine Exekution ausreichte, wurde sich auf deutscher Seite wohl nicht häufig die Mühe gemacht, den Tatbestand auch tatsächlich zu überprüfen.<sup>4547</sup> Laut Befehl vom 13. Mai 1941 über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit im Osten „wurde die Zivilbevölkerung aus der Zuständigkeit der Kriegsgerichte herausgenommen und dem direkten Zugriff der Truppe unterstellt.“<sup>4548</sup> Zur deutschen Vorgehensweise im Osten schreibt die Historikerin Birn:

„Das Bewusstsein, mit den Juden, und bis zu einem gewissen Grad auch mit der russischen Bevölkerung, nach Belieben verfahren zu können, führte zu einer ganzen Reihe eigenmächtiger Aktionen, bei denen Leute einfach aufgegriffen,

<sup>4543</sup> Berück Korpsbefehl Nr. 40 16.8.41, BA-MA RH 22-224, zit. in: Heer: Logik des Vernichtungskrieges, S. 106.

<sup>4544</sup> Verbrechen der Wehrmacht, Ausstellungskatalog 2002, S. 218.

<sup>4545</sup> Asmussen, in: Schüddekopf: Krieg, S. 232.

<sup>4546</sup> Reibert: Schütze, S. 49, zit. in: Jasper: Radikalisierung, S. 146: „Wo sich allerdings bei der Bevölkerung des feindlichen Landes bewaffneter Widerstand, Verrat und feindliche Gesinnung zeigen, muss selbstverständlich zum Schutz der eigenen Sicherheit rücksichtslos durchgegriffen werden.“

<sup>4547</sup> Vgl. Aufsatz Boll/Safrian: Auf dem Weg nach Stalingrad, S. 263.

<sup>4548</sup> Heer: Logik des Vernichtungskrieges, S. 112.

misshandelt und getötet wurden.“<sup>4549</sup>

Manch einer fühlte sich geradezu aufgefordert, vorhandene Handlungsspielräume auszuschöpfen, wie auch Jasper in einigen Feldpostbriefen feststellen musste. In einem Fall kommt er zu dem Schluss, dass „selbstgerechtes Überlegenheitsgefühl und unreflektierte Hinnahme der Verhältnisse ... die Voraussetzungen [waren], unter denen [einige deutsche Soldaten ihren] Handlungsspielraum in sadistischer Weise ausnutzten.“<sup>4550</sup>

Aus Gottschalk Schilderungen ist zu schließen, dass zu Beginn der Besetzung noch auf ein scheinbar rechtsförmiges Verfahren in Form eines Verhörs geachtet wurde.<sup>4551</sup> Nachdem der Gewaltschub aber einmal in Gang gesetzt war, „konnte man sich für solche Förmlichkeiten keine Zeit mehr nehmen.“<sup>4552</sup> Zumindest für die Anfangsphase des „Unternehmens Barbarossa“, als es eine nennenswerte Widerstandsbewegung im Osten noch nicht gab, führte die Wehrmacht einen *Partisanenkampf ohne Partisanen*. Die russische Zivilbevölkerung musste dennoch fürchten, im Rahmen

„'kollektiver Gewaltmaßnahmen' pauschal haftbar gemacht zu werden, wenn aus ihrer Ortschaft auf deutsche Soldaten geschossen oder in der Nähe Sabotageakte verübt worden waren.“<sup>4553</sup>

Jasper führt folgende Gründe für die zum Teil äußerst brutalen Gewaltaktionen an:

„So führten Opportunismus und Verrohung der Anführer der Mordkommandos vor Ort, Grundsätze der Weltanschauung und die erfolgreiche Ausschlachtung des Antisemitismus in der Innen- und Außenpolitik und zuletzt die Krise der deutschen Kriegführung im Herbst 1941 zum ethisch völlig entgrenzten, fabrikmäßigen Massenmord an allen Juden im deutschen Machtbereich.“<sup>4554</sup>

Die Mittel, die zum Teil zur Bandenbekämpfung angewandt wurden, waren aber nicht geeignet, um den Gegner wirklich niederzuhalten. Das Abbrennen ganzer Dörfer und die Erschießung der Einwohner hatten mit Partisanenkampf nichts mehr zu tun, sondern galten höchstens als Vorwand. Auch wurden durch solche brutalen Maßnahmen die Reihen der Partisanen nur verstärkt.<sup>4555</sup> Die deutsche Seite reagierte damit fast immer auf Überfälle auf Wehrmachtseinheiten oder auf das Auffinden erschossener Kameraden, ohne dass die Täter festgestellt werden konnten.<sup>4556</sup> Auch wenn seitens mancher deutscher Oberbefehlshaber gefordert wurde, dass „Kollektivmaßnahmen gegen Dörfer und deren Bevölkerung ... die Ausnahme bilden [müssen]“ und nur da anzuwenden seien, „wo die Masse der Bevölkerung eine derartige, im Erfolg stets

<sup>4549</sup> Birn: Zweierlei Wirklichkeit, hier: S. 279f.

<sup>4550</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 202.

<sup>4551</sup> Heer: Logik des Vernichtungskrieges, S. 106.

<sup>4552</sup> Ebd.

<sup>4553</sup> Verbrechen der Wehrmacht (Ausstellungskatalog), S. 437.

<sup>4554</sup> Jasper: Zweierlei Weltkriege, S. 87.

<sup>4555</sup> Birn: Zweierlei Wirklichkeit?, S. 286f.

<sup>4556</sup> Heer: Die Logik des Vernichtungskrieges, S. 106.

zweifelhafte Maßnahme unumgänglich herausfordert,<sup>4557</sup> überschritten die Repressalien oft den Rahmen dieser Anordnung, wie das Beispiel Gottschalks zeigt.

Hinsichtlich der Behandlung aufgegriffener Partisanen standen sich in der Völkerrechtslehre zwei Standpunkte gegenüber: nach dem einen hatte der Freischärler sein Leben verwirkt, ohne dass ihm ein Gerichtsverfahren zustand. Nach der anderen Auffassung musste der Tötung eines Partisans, die als Kriegshandlung zu betrachten war, eine gerichtliche Aburteilung vorausgehen.<sup>4558</sup> Insgesamt ist aber festzuhalten,

„dass ein [Gerichts-]Verfahren vor einer Exekution grundsätzlich erfolgen musste, zumal dieser Grundsatz auf deutscher Seite auch als so wichtig angesehen wurde, dass er in die zehn Gebote ‚für die Kriegführung des deutschen Soldaten‘ als Nr. 3 aufgenommen wurde: ‚Es darf kein Gegner getötet werden, der sich ergibt, auch nicht der Freischärler und Spion. Diese erhalten ihre gerechte Strafe durch die Gerichte.‘“<sup>4559</sup>

Die zehn Gebote waren im Soldbuch eines jeden Soldaten eingeklebt. Aber in der Sowjetunion galten von vornherein andere Richtlinien als im eher „normalen Krieg“, wie er in Westeuropa geführt wurde. Der Osten wurde als rechtsfreies Territorium angesehen, in dem Sonderregeln galten. Dazu meint der Historiker Theo J. Schulte: „Insbesondere der Kriegsgerichtsbarkeitserlass hob alle Rechte auf, mit denen eine unter militärischer Besatzung lebende Bevölkerung hätte rechnen können.“<sup>4560</sup> Gottschalks Ausführungen belegen, dass brutales Vorgehen gegen die unter deutscher Besatzung lebende Bevölkerung, willkürliche Gewaltmaßnahmen gegen Ortsansässige oder so genannte „unerwünschte Elemente“ in der Wehrmacht zulässig waren und unter „militärischer Notwendigkeit“ verbucht wurden. Das galt besonders für das brutale Vorgehen bei der Bekämpfung von Partisanen.<sup>4561</sup> In Teilen der Wehrmacht gab es keine Skrupel hinsichtlich ihrer Mitwirkung an der ideologischen Kriegführung.<sup>4562</sup> Wie bei Gottschalk deutlich wurde, fand keinerlei Hinterfragung für die Bildung und Intensivierung des Widerstandes ziviler sowjetischer Kräfte statt. Die Deutschen glaubten sich im Recht, gegen die ihrer Meinung nach bolschewistische Gefahr mit äußerster Brutalität vorgehen zu müssen. Damit soll aber nicht behauptet

<sup>4557</sup> Diese Anweisung erging in den Richtlinien des AOK 2 zur Bekämpfung sowjetischer Partisanen. DRZW 4 (Beitrag Förster: Sicherung des Lebensraumes), S. 1239.

<sup>4558</sup> Hausch/Friedrich: Partisanenkrieg der Sowjetunion, S. 232f.

<sup>4559</sup> Ebd., S. 233.

<sup>4560</sup> Schulte: Wehrmacht und Besatzungspolitik, S. 166; vgl. Hausch/ Friedrich, S. 234: „Der Erlass über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit im Gebiet ‚Barbarossa‘ und über besondere Maßnahmen der Truppe vom 13. Mai 1941 sah u. a. vor, dass Straftaten feindlicher Zivilpersonen der Zuständigkeit der Kriegsgerichte entzogen wurden.“

<sup>4561</sup> Schulte: Die Wehrmacht, S. 171.

<sup>4562</sup> Als mögliche Gründe dafür nennt Richter: „Ein Konglomerat aus Chauvinismus, Sozialdarwinismus, Antislawismus, einem militanten Antibolschewismus, latentem Rassismus und Antisemitismus, verbunden mit längerfristigen Ambitionen, großdeutschem Imperialismus, traumatischen Erfahrungen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, des Zusammenbruches und der Freikorpskämpfe, sowie der Hybris nach dem Sieg über Frankreich und ‚Führervertrauen‘,“ die die „Hemmschwelle offenbar gefährlich tief sinken lassen [hatten].“ Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 842.

werden, „dass *jeder* deutsche Soldat ein Verbrecher oder auch an den im Namen des Regimes verübten Verbrechen schuldig war.“<sup>4563</sup>

In die Kategorie „Untermensch“ fielen an der Ostfront nicht nur die bolschewistischen Kämpfer der Roten Armee, die jüdische Bevölkerung und die Partisanen. Wie von Gottschalk, aber auch von anderen, u. a. von Schramm kurz thematisiert, hatten die deutschen Soldaten eine regelrechte Abscheu gegen die so genannten „Flintenweiber“. Hier handelte es sich zumeist um russische Scharfschützinnen, die auf sowjetischer Seite glorifiziert und ein immer wiederkehrendes Motiv in der sowjetischen Kriegsfotografie waren und auf deutscher Seite als fanatische Kämpferinnen verteufelt wurden.<sup>4564</sup> Ihnen wurde mit äußerster Brutalität begegnet, wie Gottschalk erklärt:

- G: „... Und dann kam noch 'ne Sache dazu: es wurden auch Frauen gefangen, russische, von diesen Weibern, Flintenweiber ham wir ja gesacht, Flintenweiber.“
- I: „Warum hat man das eigentlich so abwertend gesagt?“
- G: „Naja, Flintenweiber, weil sie eben diese Scharf...“
- I: „Eigentlich gehören sie nicht an die Waffe - so ungefähr.“
- G: „Das kann ich heut' nicht mehr ... Jedenfalls war es abwertend, na freilich, und das waren unsere schärfsten Feinde. Die waren noch gefährlicher wie 'n Soldat. Also, die Flintenweiber waren gefährliche Leute. So, na, und da hat auch einer von unseren Leuten 'n Auftrag gekriegt: ‚Führ' mal die drei Weiber zurück zum Bataillon bzw. zum Regiment.‘ Na, er hinten mit der MP und die drei vor ihm. Und da sind sie gegangen und nach 'ner Stunde kommt der wieder. Und da sagt der eine: ‚Bist du schon wieder zurück?‘ Und da sagt der: ‚Meinst du, ich bin so blöd und renn' mit den Weibern zwanzig Kilometer zum nächsten Gefechtsstand!?' Die hat er unterwegs alle drei erschossen. Die hat er gleich ‚klar gemacht‘. Sagt er: ‚Sind doch Flintenweiber! Die schießen mich ... machen mich noch dot unterwegs.‘ Als einzelner Soldat drei Weiber kann ganz gefährlich sein.“
- I: „Naja, als einzelner Soldat drei Männer... hätte er wahrscheinlich zurückgeführt, nicht?“
- G: „Auf jeden Fall hat er die drei umgelegt. Er kam zurück dann, sagt er: ‚Für mich erledigt, aus!‘ Naja, hat keener mehr gefragt.“
- I: „Hat keiner gefragt?“
- G: „Ach was!“
- I: „Und das haben auch alle so hingenommen und als gerecht so empfunden?“
- G: „Ja, weil se unsere Leute so viel erschossen haben. ... Ne, also, das wurde gemacht, man hat die Soldaten nicht... das brachten se auch im Fernsehen, brachten se auch mal so 'nen kleenen Ausschnitt, wo das genannt wurde, dass manche nicht zurückgeführt wurden, die wurden dann unterwegs von jemandem ‚erledigt‘. Also, das wurde auch bei uns gemacht.“

Die hassähnlichen Gefühle offenbaren, nach Ansicht des Literaturwissenschaftlers Klaus Theweleit, eine tiefsitzende Angst vor kommunistischen Flintenweibern:

„Diese Flintenweiber waren grausame Furien, wie sie nur der Bolschewismus ersinnen konnte. Wenn sich in dem Herzen eines Rotgardisten im Anblick der Leiden unschuldiger Menschen Mitleid regen mochte, diese Weiber waren vertiert und bar jedes menschlichen Gefühls.“<sup>4565</sup>

<sup>4563</sup> Schulte: Die Wehrmacht, S. 167.

<sup>4564</sup> Sawin: Das mitfühlende Objektiv, S. 68, 101.

<sup>4565</sup> Theweleit: Männerphantasien, Bd. 1 (2 Bde.), S. 83f.

Ein anderer Zeitzeuge, der während der Wehrmachtausstellung auf seine Soldatenzeit angesprochen wurde, äußerte sich auch zu seiner damaligen Einstellung bezüglich Partisanen und Flintenweibern:

„Wenn wir ein als Partisanengebiet bekanntes Gelände durchkämmten, erschossen wir alles, was kroch und floh. Auch wenn es zufällig eine Frau war, aber das passierte selten. Zunächst passierte den Frauen nichts. Gab sie aber eine falsche Auskunft, wurde sie als Partisanin behandelt. Es gab in der russischen Armee ja wirklich die Flintenweiber! Die verachteten wir sehr. Wir verabscheuten sie. Das ist doch kein Geschäft für Frauen. Auch bei uns in der Wehrmacht gab es eine Menge freiwilliger Mädchen, knapp hinter der Frontlinie: Rotkreuzschwestern und Blitzmädchen. Das waren wirklich hervorragende Frauen. Junge Mädchen, die ungeheuer viel auf sich nahmen und die eine Augenweide waren. ... Diese Flintenweiber waren Partisanen, aber es gab auch Frauen in regulären Einheiten. Das ging uns schon sehr an die Nieren. So etwas ließ einen Soldaten nicht gleichgültig.“<sup>4566</sup>

Deutlich wird in den Ausführungen dieses Zeitzeugen, dass Frauen als Kämpferinnen in der Wehrmacht unvorstellbar waren und dort nicht hingehörten. Deutsche Mädchen taten allenfalls in traditionell weiblichen und sozialen Berufen Dienst und arbeiteten als Krankenschwestern und Nachrichtenhelferinnen hinter der Front. Besonders, da im Nationalsozialismus Frauen hauptsächlich als Hausfrauen und Mütter sowie als fürsorgliche Ehefrauen an der Heimatfront zu fungieren hatten, muss den Wehrmachtsangehörigen die Partisanin oder kämpfende Rotarmistin als unweiblicher Fremdkörper erschienen sein, der ihnen Angst einjagte, weil sie an der Waffe nichts zu suchen hatte und zum Teil härter kämpfte als russische Männer. Damit hatten diese Frauen jedes Recht auf eine faire Behandlung verwirkt. Herr Schramm erinnerte sich im Gespräch mit Grauen an solche russischen Frauen, die zum Teil sogar in deutschen Uniformen kämpften:

„Und ich hab auch in Russland die Partisanen verdammt, nicht?! ... Ich hab ja in Russland Partisanen gesehen, die anschließend erschossen wurden, das waren Frauen in deutschen Uniformen. Ja. Russenweiber, Partisanen, die Uniformen [von toten deutschen Soldaten] genommen [haben] usw., das hat's auch gegeben. Von unserer Seite hab ich's nie gehört, deshalb kamen ja in Russland die Züge so schlecht vorwärts, weil die Schienen immer gesprengt wurden von den Partisanen, und, und, und...“

In der Literatur findet sich kein Hinweis auf russische Frauen oder Männer, die in deutschen Uniformen oder deutscher Schwesternkleidung als Partisan(inne)n oder Spion(inn)e(n) auftraten. Auf diesen Tatbestand wird ausschließlich von den Interviewpartnern hingewiesen. Lediglich die von Schramm als „Russenweiber“, anderenorts auch abfällig als „Flintenweiber“ bezeichneten Kämpferinnen werden dort erwähnt.<sup>4567</sup> Diese Frauen lösten, wie am Beispiel Gottschalks dargestellt wird, bei den Wehrmachtsoldaten Ängste aus, wurden zutiefst gehasst, bekämpft und dämonisiert<sup>4568</sup>. Ob die

<sup>4566</sup> Beckermann: Jenseits des Krieges, S. 135.

<sup>4567</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 685.

<sup>4568</sup> In einem Tagebucheintrag v. 2. Mai 1945, berichtet Kurt Rescher kurz nach seiner Gefangennahme in Norditalien ähnliches über bewaffnete italienische Frauen: „Da stehen

russischen Partisaninnen tatsächlich so grausam vorgingen, wie gerüchteweise innerhalb der Wehrmacht bekannt gemacht wurde, ist schwer zu sagen und zu belegen. Bei einem anderen Augenzeugen heißt es in Bezug auf Frauen in Uniform:

„Was für uns entsetzlich war, das war... eine Weiberkompanie, in der sogar Frauen im Krieg waren. ... Das war für uns also ganz schlimm. ... Ich meine, dass eine Frau... das war so ganz gegen unsere Ordnung und gegen unseren soldatischen Begriff. ... Irgendwie, wir waren ja Männer unter uns, also hier konnte schon irgendwie Hass und Unverständnis in Zorn ... überschlagen.“<sup>4569</sup>

Tatsache ist, dass gegen Frauen, die das herkömmliche „kulturelle Muster durchbrechen“<sup>4570</sup>, schonungslos vorgegangen wurde, ein Verhalten, das vom Reichenau-Befehl vom 10.10.1941 legitimiert wurde.<sup>4571</sup> Es bestand „die Auffassung vom Krieg als Kampf zwischen Männern, innerhalb dessen den Frauen zu kämpfen verboten war ...“<sup>4572</sup> Frauen, die in den besetzten Gebieten mit der Waffe in der Hand gegen deutsche Soldaten eingesetzt waren, wurden zu „Flintenweibern“ erklärt, deren Tötung, so wird in den vorherigen Aussagen deutlich, den deutschen Soldaten keine nennenswerten Probleme bereitet zu haben schien.<sup>4573</sup>

Während die geschilderten Kämpfe und Verbrechen in den Interviews mit Zeitzeugen zum Großteil die brutale Gewalt erahnen lassen, mit denen sie durchgeführt wurden, sprechen die Feldpostbriefe des Befragten Esser eine wesentlich deutlichere Sprache. Seine Schilderungen reichen vom Niederwalzen sowjetischer Rotarmisten, die sich ergeben wollten, bis hin zum kaltblütigen Zerschießen einer Kommissarin, wie auch im Abschnitt „Fronteinsätze und Besatzung im Osten“ geschildert:

„... Ich [habe] auch ein paar Flintenweiter und Kommissare umgelegt. Ich habe einer genau Gesicht und Brust zerschossen, so dass nur ein blutiger Klumpen übrig blieb. Was einen aber schon gar nicht mehr aufregt. Ich habe schon tote Russen mit den grässlichsten Wunden und Verstümmelungen gesehen, ohne dass es mich im leisesten gerührt hätte. Den Boleros werden wir schon zeigen, was es heißt, auf Waffen-SS zu stoßen.“

Dies äußerte Esser am 5.4.43 in einem Brief an seinen Vater. Seine äußerst brutale Sprachweise, in der er das grausame Vorgehen gegen den „ideologischen Feind“ schildert, erwecken den Eindruck eines damals hasserfüllten Waffen-SS-Angehörigen, der mit „Freude am Töten“ und äußerster Brutalität alles hinmordete und niederwalzte, was ihm vors Visier kam, wobei die „relative Wehrlosigkeit“ der „Flintenweiber und Kommissare“ seine eigene Überlegenheit noch zu verstärken schien.<sup>4574</sup>

---

auf einmal Zivilisten mit roten Halstüchern, auch Weiber darunter, schwer bewaffnet, Partisanen! Jetzt zeigen sie sich, wo wir waffenlos sind, und grinsen. ... Am abstossendsten wirken die Flintenweiber.“

<sup>4569</sup> Beckermann: Jenseits des Krieges, S. 64f.

<sup>4570</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 834.

<sup>4571</sup> In diesem Befehl ist von „entarteten Weibern“ die Rede.

<sup>4572</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 834.

<sup>4573</sup> Vgl. ebd., S. 834f.

Die zunehmende Barbarisierung des Krieges im Osten ist zum Teil als Reaktion auf die grauenhaften und Furcht erregenden Bedingungen zu verstehen, unter denen dieser bewaffnete Konflikt geführt wurde.<sup>4575</sup> Das Vorgehen der deutschen Militärs wurde mitbestimmt von den harten klimatischen Verhältnissen, den riesigen Distanzen, dem Fehlen eigener personeller Ressourcen, den Mängeln in Ausrüstung und Bewaffnung und natürlich von den militärischen und zivilen Gegnern, die der Wehrmacht erheblichen Widerstand entgegensezten. In der Tat stellte „die unermessliche Tiefe des gewaltigen besetzten Gebietes mit seinen riesigen Waldungen“<sup>4576</sup> sowohl die Sicherungskräfte als auch die Wehrmacht bei der Bekämpfung von Partisanen vor große Schwierigkeiten. Keitel fügte hinzu, dass „mit infanteristischen Kampfmitteln allein zu führende Befriedungsaktionen ... verlustreich und zeitraubend [seien] und ... der abschreckenden Wirkung [entbehrten].“<sup>4577</sup> Daraus folgte, dass „die Besatzungsmacht denjenigen Schrecken verbreitet, der allein geeignet ist, der Bevölkerung jede Lust zur Wideretzlichkeit zu nehmen.“<sup>4578</sup> Die „Anwendung drakonischer Maßnahmen“ wurde als legitimes Abschreckungsmittel empfohlen. In Wäldern aufgegriffene „Wanderer“ etwa wurden kurzerhand zu Partisanen erklärt und entsprechend behandelt. Timm C. Richter meint dazu: „Es ist nicht zu bestreiten, dass die Forderung, Schrecken zu verbreiten, weitgehend befolgt worden ist,“<sup>4579</sup> wobei militärische Probleme in Befehlen immer wieder mit der rassenideologischen Zielsetzung verknüpft wurden, wie etwa in der berühmt-berüchtigten Anweisung des Oberbefehlshabers der 6. Armee, v. Reichenau, und seines Nachfolgers Manstein sowie General Hoth, Oberbefehlshaber der 17. Armee. Darin wurde die immer unsicher werdende Lage im Hinterland betont und Warnungen vor „heimtückische[n], grausame[n] Partisanen und entartete[n] Weiber[n]“ herausgegeben sowie die „missverstandene Menschlichkeit“<sup>4580</sup> deutscher Soldaten angeprangert, die es demnach auch gegeben haben muss. Diese Befehle, Weisungen und Warnungen der deutschen Militärführung verhinderten aber nicht das Entstehen und Anwachsen einer Partisanenbewegung.<sup>4581</sup> Dazu meint Richter, dass

„die Wehrmacht ‚williger‘ Motor für eine hemmungslose, ja mörderische Siche-

---

<sup>4574</sup> Auch sprach Esser vom Krieg als „Spaß“, zumal dann, wenn eine Art „lustvolles Töten“ dabei war. Vgl. FpBf Helmuth O., 6.3.42, in: Jasper: Zweierlei, S. 185: „Mit der Infanterie von den Russen sind wir immer schnell fertig geworden. Das macht einem so richtig Spaß, wenn sie so durch den Schnee gekrochen kommen, dann ließen wir sie auf 50 m ran kommen und böllerten dann mit unserem M. G. dazwischen, da fielen sie wie die Fliegen.“

<sup>4575</sup> Bartov: „Von unten“ betrachtet, S. 326 – 329.

<sup>4576</sup> Keitel, Chef des WFST, in einem Brief, 5.7.1941 an den Chef Heeresrüstung/Befehlshaber des Ersatzheeres, Fromm. Auszug abgedr. in: Müller: Besatzungspolitik, S. 104.

<sup>4577</sup> Ebd.

<sup>4578</sup> Ergänzung zur Weisung Nr. 33 v. 23.7.1941: Hubatsch: Hitlers Weisungen sowie Richter: Wehrmacht, S. 843.

<sup>4579</sup> Richter: Wehrmacht, S. 845.

<sup>4580</sup> Ebd., S. 848.

<sup>4581</sup> Ebd.

rungepolitik im Hinterland gewesen ist, bei der die Ideologisierung des Krieges, Hitlers klare Anweisungen und die teilweise gezielt provokative Brutalisierung des Kampfes von Seiten der Partisanen die Wehrmacht ermutigten, sich über alle sinnvollen militärischen Regeln hinwegzusetzen und sich stärker auch am rassenideologischen Massenmord zu beteiligen, als das ursprünglich ... beabsichtigt gewesen ist. Die schrittweise Preisgabe des Prinzips der Arbeitsteilung machte die Wehrmachtsführung mitverantwortlich für den Genozid und ließ vielfachen Anregungen militärischer und ziviler Stellen im Besatzungsgebiet zu einer stärker politischen Kriegführung auch gegenüber den Partisanen, zu einem ernsthaften Werben um die Bevölkerung, die größtenteils zwischen den Fronten stand, keine Chance. Die anfangs gewählte Strategie der rücksichtslosen Härte und des präventiven Terrors gegen die Zivilbevölkerung wurde niemals aufgegeben, obwohl sie weder das Entstehen noch das Anwachsen der Partisanenbewegung verhindern konnte. Im Gegenteil, große Teile der ländlichen Bevölkerung wurden praktisch ungewollt in die Arme der Partisanen getrieben.<sup>4582</sup>

Der Historiker Omer Bartov ist der Ansicht, dass die Möglichkeit der Soldaten, sich an der Bevölkerung zu rächen auch als eine Art Ventil fungierte: die strenge Disziplin innerhalb der Wehrmacht, die außerordentlichen Leistungen, die den Deutschen besonders im Ostkrieg abverlangt wurden, und die drakonischen Disziplinarstrafen, die mit zunehmender Kriegsdauer auch bei geringen Vergehen drohten, erzeugten einen enormen Druck auf den einzelnen:

„Die Verbindung zwischen Disziplin im Gefecht und disziplinarischer Barbarei wurde ... dadurch hergestellt, dass die Armee die zunehmenden *wilden*, d. h. unerlaubten Handlungen der Soldaten wie wahllose Erschießungen, Plünderungen und willkürliche Zerstörung tolerierte.“<sup>4583</sup>

Obwohl diese Taten offiziell verboten waren, wurde gemäß Kriegsgerichtsbarkeits-erlass von einer Bestrafung der betreffenden Soldaten abgesehen, wenn diese im Gefecht ihre „Pflicht“ erfüllten. Allenfalls mussten sie mit einer Versetzung zu einer anderen Einheit,<sup>4584</sup> schlimmstenfalls mit Degradierung rechnen. Dies wird auch durch nachfolgende Aussage Schweitzers belegt, der auf der Krim einen Fall erlebte, bei dem ein deutscher Soldat, dessen Bruder zuvor ermordet aufgefunden worden war, seinen persönlichen Rachefeldzug gegen gefangene Rotarmisten führte:

„Bei den Russen musste man damit [mit Partisanenangriffen] auch rechnen. Und wir haben zum Beispiel, kann ich ja ruhig erzählen, wenn wir auf dieses Thema jetzt gerade kommen: als wir Feodosia eingenommen haben wieder, hab ich erzählt – nach der Landung – dort waren Lazarette inzwischen gewesen, haben wir die Soldaten gefunden, Lazarett, also verwundete deutsche Soldaten, die die Russen verstümmelt hatten und aus 'm Fenster geworfen hatten. Augen, Ohren, Geschlechtsteil abgeschnitten und so, so was ähnliches. Und uns passierte dabei zum Beispiel einmal die Geschichte, dass einer von unseren Leuten seinen Bruder dort gefunden hatte, in Feodosia, unter diesen verstümmelten Toten. Der wusste, dass der im Lazarett gelegen hatte dort. Und der musste ein paar Tage darauf Gefangene zurückbringen. Zwei, glaube ich, waren 's. Und der kam sehr bald wieder und meldete sich zurück und hatte sie erschossen. Weiß ich nicht, wie er 's

<sup>4582</sup> Richter: Wehrmacht, S. 857.

<sup>4583</sup> Bartov: „Von unten“ betrachtet, S. 331f.

<sup>4584</sup> Es ist davon auszugehen, dass Gottschalks vorgesetzter Offizier nach seinen Untaten, die evtl. an höherer Stelle gemeldet worden sind, kurzerhand zu einer anderen Einheit versetzt worden ist, in der es in Bezug auf sein vorhergehendes Handeln keinen Kläger gab.

gemacht hat. ‚Sie wollten fliehen,‘ hat er behauptet. In Wirklichkeit hat er natürlich, ... da hinten fliehen die nicht mehr, er hat die laufen lassen und hat gesagt: ‚Los, da rüber!‘ Und dann hat er sie erschossen... Das hat damals einen großen Wirbel gemacht bei uns und waren auch alle sehr gespannt: was macht jetzt der Kommandeur? Er musste den Mann melden. Und dann wär’ der vor ein Kriegsgericht gekommen und wahrscheinlich auch erschossen worden. Und das hat unser Kommandeur nicht gemacht. Er hat den, ich weiß nicht mehr, in welcher Weise, disziplinarisch bestraft oder ob er ihn degradiert hat. Ich kanns nicht genau sagen, aber er hats nicht gemeldet. So – das sag’ ich nur mal so, das zeigt, dass eben auch solche grausamen Sachen natürlich vorgekommen sind, ja, nich.“

Bei dem von Schweitzer geschilderten Vorfall ist erstaunlich, dass ausgerechnet jemand, der zuvor seinen Bruder von Partisanen verstümmelt aufgefunden oder dies erfahren hatte, relativ kurze Zeit später damit beauftragt wurde, Gefangene „nach hinten“ zu bringen. Es ist jedoch, entgegen Schweitzers Annahme, davon auszugehen, dass der Wehrmachtsoldat wegen seiner Tat auch im Falle einer Meldung durch den Kommandeur nicht erschossen geschweige denn überhaupt vor ein Kriegsgericht gestellt worden wäre. Entsprechende Erlasse des OKW in Bezug auf sowjetische Gefangene ermöglichten ein „*rücksichtsloses Durchgreifen* bei den geringsten Anzeichen von Widersetzlichkeit und Ungehorsam.“<sup>4585</sup> Auf fliehende Kriegsgefangene sollte „*sofort* (ohne Anruf)“ ... geschossen werden „mit der festen Absicht zu treffen.“<sup>4586</sup> Da spätere Behauptungen, wonach Gefangene fliehen wollten, nicht ohne weiteres überprüfbar oder widerlegbar waren, und solche Taten durch OKW-Anordnungen sogar „legitimiert“ waren, gingen diese Soldaten straffrei aus.

Auch Schweitzers Kommandeur sah offenbar keinerlei Notwendigkeit, den Vorfall an höherer Stelle zur Kenntnis zu bringen. Entweder unterblieb dies aus Verständnis für den tragischen Tod des Bruders, und weil er dem Betroffenen deshalb zusätzliche Unannehmlichkeiten ersparen wollte, oder weil er in der Tat kein größeres Vergehen erkennen konnte. Wie sehr der Hass und die Grausamkeiten zu dieser Zeit (1943) bereits eskaliert waren, wird an diesem Beispiel sehr deutlich. Aber auch die Willkür, mit der hinsichtlich entrechteter Gefangener und auch der Zivilbevölkerung verfahren werden konnte, kommt zum Ausdruck.<sup>4587</sup> Bei der Schilderung verstümmelter und grausam zugerichteter deutscher Soldaten ist zu bedenken, dass es sich in einigen Fällen auch um Übertreibung oder Dämonisierung des Feindes gehandelt haben könnte (siehe dazu die Ausführungen Dietrichs zu Anfang dieses Abschnitts). Dass Partisanen im Osten kaum Gefangene machten – in Italien kam dies jedoch häufiger vor - steht außer Frage. In Zweifel steht jedoch die Häufigkeit, mit der auf die extreme Grausamkeit des Gegners hingewiesen wurde, bei denen es sich in manchen Fällen auch um Verleumdungsgerüchte durch Enthumanisierung des Gegners gehandelt

<sup>4585</sup> Osterloh: „Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung...“, S. 787.

<sup>4586</sup> Zit. in ebd.

<sup>4587</sup> Richter: Wehrmacht, in: ebd., S. 842, spricht in diesem Zusammenhang vom „bewussten Einsatz von Terror gegen eine als feindlich betrachtete Zivilbevölkerung ...“

haben könnte.<sup>4588</sup> Es ist offensichtlich, dass die Barbarisierung der Partisanen „Erfolg“ hatte. Als Reaktion auf die Verstümmelung seines Bruders erschoss der deutsche Soldat die sowjetischen Gefangenen auf dem Weg zum Gefechtsstand. Andererseits kann nicht ausgeschlossen werden, dass er die Rotarmisten auch erschossen hätte, wenn sein Bruder nicht grausam zugerichtet gewesen, sondern „nur“ im Kampf gefallen wäre. Erschwerend kam hinzu, dass der Bruder verwundet im Lazarett gelegen hatte und sich nicht wehren konnte. Aber auch ohne die Dämonisierung hatte sich der Krieg im Osten enthemmt. Erst als die Methode der äußersten Brutalität nicht durchschlug, wurden Vorschläge der Wehrmacht,

„durch einen anderen Kurs, durch mehr Entgegenkommen und vor allem mehr Gerechtigkeit in der Lagebeurteilung (also nicht durch Präventivschläge gegen Unschuldige) der Partisanenfrage beizukommen“,

von der NS-Führung geprüft, wenn auch nur äußerst zögernd akzeptiert.<sup>4589</sup>

Der Zusammenbruch der HGr Mitte im Juli 1944 stellte „zugleich Kulminations- und Endpunkt“<sup>4590</sup> der Partisanenbewegung dar: Der Offensive der Roten Armee am 22. Juni 1944, dem dritten Jahrestag des deutschen Angriffs, war in der Nacht vom 19. auf den 20. Juni „die größte Sabotageaktion des Zweiten Weltkriegs vorausgegangen.“<sup>4591</sup> Nach den sich anschließenden, heftigen Kämpfen, und infolge der durch die Partisanen verursachten Unterbrechung der Nachschublinien, ging die deutsche Herrschaft auf dem sowjetischen Territorium, von wenigen Gebieten abgesehen, im Sommer 1944 zu Ende.<sup>4592</sup>

### *Zusammenfassung:*

Die völkerrechtswidrige Besetzung großer Teile Europas und der Charakter der von deutscher Seite her vor allem im Osten auf Unterdrückung und Vernichtung ausgerichteten Besetzung führten dazu, dass sich in diesen Staaten unterschiedliche Formen des Widerstandes gegen die nationalsozialistische Besatzungsmacht ausbildeten. Diese reichten von politischen und propagandistischen Aktionen, über Spionagetätigkeiten, Zerstörung und Sabotage bis zu organisierten bewaffneten Gruppen, die vor größeren Angriffen auf Wehrmachtssoldaten oder –einrichtungen nicht zurückschreckten. An der Ostfront entwickelte sich jedoch eine besondere Form des Widerstandes und seiner Bekämpfung durch die Besatzungstruppen.

Zeitgleich mit dem Angriffsbeginn auf die Sowjetunion informierte die deutsche Führung ihre Soldaten über die für den Ostfeldzug relevanten Befehle und

---

<sup>4588</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 820.

<sup>4589</sup> Birn: Zweierlei Wirklichkeit, S. 284.

<sup>4590</sup> Richter: Wehrmacht, S. 837.

<sup>4591</sup> Ebd.

<sup>4592</sup> Ebd.

Anweisungen. Die von Historikern so genannten *verbrecherischen Befehle* ergänzten dabei die bereits in den Aufmarschanordnungen für das „Unternehmen Barbarossa“ enthaltenen Richtlinien.<sup>4593</sup> Dabei spielte das Vorgehen der Truppen gegen jeglichen Widerstand und das Verhalten der deutschen Soldaten gegenüber der Zivilbevölkerung eine maßgebliche Rolle. Bereits die Vorbereitungen auf den Ostfeldzug waren, auch bedingt durch den zuvor im Westen schnell errungenen Sieg, mit großer Zuversicht erfolgt. Richter sieht dies in einem „überschäumenden Überlegenheitsgefühl“ begründet, aufgrund dessen die „Fesseln herkömmlicher Kriegführung leichtfertig abgestreift [wurden und] Rücksichten gegenüber der feindlichen Bevölkerung und die strikte Beachtung des Kriegsvölkerrechts notfalls entbehrlich [schienen].“<sup>4594</sup>

Die meisten der Befragten sind im Ostfeldzug und in Südeuropa zwischen 1941 und 1945 in irgendeiner Form mit Partisanen in Berührung gekommen. Einige hatten an „Vergeltungsmaßnahmen“ teilgenommen, in denen willkürlich Dörfer zerstört wurden (u. a. Gottschalk, Rothe nur passiv, als Augenzeuge). Schweitzer wurde Ohrenzeuge einer ihm und seinen Kameraden zugetragenen Vergeltungsmaßnahme der SS gegen angebliche Partisanen und einer persönlichen Rache eines seiner Kameraden, der sich für den Tod seines Bruders an drei gefangenen Rotarmisten rächte die er, entgegen dem Befehl, nicht zum Kompaniegefechtsstand führte, sondern auf dem Weg dorthin erschoss. Landgraf und andere Befragte wurden mit Vergeltungsmaßnahmen auf öffentlichen Plätzen, vorwiegend auf Bahnhöfen, konfrontiert, wo Opfer mit der Aufschrift „Partisan“ gehängt worden waren, von denen aber lediglich *vermutet* wurde, dass es sich um solche handelte. In der Regel wurde diesen Aufschriften Glauben geschenkt und die Richtigkeit der Maßnahme nicht angezweifelt, obwohl es sich häufig um willkürliche Vorgehensweisen und Abschreckungsexempel gegen Zivilisten handelte. Zwar war „die Praxis der Geiselschießungen in angemessenem Umfang“ in den ersten Kriegsjahren noch weitestgehend durch das Völkerrecht gedeckt, Erschießungen als massive und willkürliche Vergeltung jedoch nicht.<sup>4595</sup>

Die bei Christoph Raß angesprochene „katalytische“<sup>4596</sup> Wirkung, die besonders dem *Kriegsgerichtsbarkeitserlass* zukam, der den Soldaten weitgehende Straffreiheit bei Verbrechen gegen bestimmte Opferkategorien zusicherte, konnte bei den Befragten so nicht festgestellt werden. Aber einige von ihnen berichteten von Vorgesetzten, die in der Tat willkürlich gegen die Zivilbevölkerung vorgingen und sich sicher später nicht dafür verantworten mussten: Gottschalk und Lützen wurden Augenzeugen brutaler Verhöre durch vorgesetzte Wehrmachtsoffiziere, und Becker musste die Exekution

<sup>4593</sup> Hausch/Friedrich: Partisanenkrieg, S. 309.

<sup>4594</sup> Richter: Wehrmacht und Partisanenkrieg, S. 837.

<sup>4595</sup> Ebd., S. 844.

<sup>4596</sup> Raß: ‚Menschenmaterial‘, S. 311.

eines betagten ukrainischen Ehepaares mit ansehen, dem vermutlich zum Verhängnis geworden war, in einem Partisanengebiet zu wohnen. Ob die Ermordung dieser unschuldigen Zivilisten stattfand, weil die Täter keine Strafe befürchten mussten, kann zwar nicht geklärt, aber auch nicht ausgeschlossen werden. Tatsache ist, dass die vom OKW für den Ostkrieg herausgegebenen Befehle nicht ohne Konsequenzen bei der Besetzung des sowjetischen Territoriums und der Behandlung von „Partisanen“ blieben. Die Beschwerden vieler deutscher Offiziere bei zuständigen Stellen über die grausamen Vergeltungsmaßnahmen oder auch über Judenerschießungen, und auch das Erwarten einer Strafe seitens des Vorgesetzten gegenüber denjenigen Kameraden, die willkürlich Zivilisten oder Rotarmisten umgebracht haben (Beispiel Schweitzer), zeigt jedoch, dass der Gerichtsbarkeitserlass entweder bei vielen nicht bekannt war oder keine Akzeptanz fand. Die hier genannten Aussagen, aber auch die damals dokumentierten Beschwerden belegen, dass es eine ganze Reihe deutscher Soldaten gab, die über das willkürliche und offensichtlich ungerechte Vorgehen gegen unschuldige Zivilisten seitens anderer Wehrmachtsangehöriger empört waren.

Die meisten der Befragten hielten jedoch zur damaligen Zeit Sühnemaßnahmen gegen (*bewaffnete*) *Widerstandskämpfer* oder Geiselnahmen nach vorherigen Angriffen auf Wehrmachtsangehörige oder –einrichtungen für statthaft, und zwar in allen Frontgebieten (u. a. Frankreich, Italien, Griechenland, Jugoslawien und Sowjetunion). Partisanentätigkeiten erschienen den Wehrmachtsangehörigen in ihrem subjektiven Erleben als unerwarteter Angriff aus dem Hinterhalt, dem man sich nur schwer erwehren konnte. Dieses „Gefühl der Wehrlosigkeit gegenüber einem unsichtbaren Feind“, <sup>4597</sup> der vielfach mit dem Begriff „Heckenschütze“ beschrieben wurde, führte „jenseits aller Erfahrungsunterschiede in Ost und West, [zu der] Überzeugung, feindliche Aktivitäten hinter der Front mit brutalen Mitteln bekämpfen und die dort gefangenen Kämpfer als Partisanen töten zu dürfen.“<sup>4598</sup> Und dieser Grundsatz bestand „offenbar über alle Ränge hinweg, und auch der Befund, dass die eigene Kriegführung in Ost und West in dieser Frage keine wesentlichen Unterschiede zu machen habe.“<sup>4599</sup> Mit der Zeit bildeten sich, nicht nur durch Stalins Ausrufung des Partisanenkrieges im Juli 1941<sup>4600</sup>, sondern auch durch das deutsche Vorgehen in der Sowjetunion, immer stärkere Formationen wirklicher Partisanen, die sich für die deutschen Truppen zunehmend zu einem Problem entwickelten.<sup>4601</sup> Es wäre aber verfehlt, die Brutalität der

---

<sup>4597</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 284.

<sup>4598</sup> Ebd., S. 285.

<sup>4599</sup> Ebd.

<sup>4600</sup> Vgl. u. a. Harrison: „Barbarossa“: Die sowjetische Antwort 1941, S. 458.

<sup>4601</sup> Hinweise dafür, dass die sowjetische Führung bereits vor dem deutschen Angriff über konkrete Pläne zur Führung eines Partisanenkrieges verfügte, gibt es nicht. Für den Kriegsfall sah die sowjetische Militärführung ein Offensivkonzept vor, „den Kampf so bald als möglich in das Territorium des Aggressors zu verlegen.“ Richter: *Wehrmacht*, S. 838.

Kriegführung im Osten als ein der deutschen Seite aufgezwungenes Moment zu sehen, denn „die Anwendung 'brutalster Mittel' war in Hitlers Konzeption für das Unternehmen 'Barbarossa' von Anfang an enthalten.“<sup>4602</sup> Stalins Aufruf bestärkte den „Führer“ dann noch in seiner Strategie des Terrors, da er den Deutschen „die Möglichkeit [gebe], auszurotten, was sich gegen uns stellt“.<sup>4603</sup>

Es ist zwar zu verstehen, dass die Informanten *damals* die Auffassung vertraten, wonach Partisanen „heimtückisch“ und „hinterrücks“ vorgingen und ihre Aktionen so genannte „Sühnemaßnahmen“ deutscher Truppen- und Einsatzkräfte zu legitimieren schienen, nicht zuletzt aufgrund der von den Nationalsozialisten verbreiteten, typischen Rechtfertigungsmuster und Propagandaparolen. Schwerer nachzuvollziehen ist jedoch, dass dieses propagandistische Erbe sich bei einigen bis heute hartnäckig hält.<sup>4604</sup> Festzuhalten bleibt zwar, dass es Gräueltaten auf beiden Seiten gegeben hat, und dass die Partisanenbewegung eine immer größere Bedrohung und Belastung für die deutschen Fronttruppen darstellte. Eine Armee wie die Wehrmacht, die ein Land überfiel, deren Bevölkerung unterjochte, das Völkerrecht außer Kraft setzte, konnte sich jedoch nicht auf einmal auf dieses berufen und einen „gerechten“ Krieg ohne zivilen Widerstand erwarten. Außerdem sind die fragwürdigen Methoden deutscher Einheiten, ganze Dörfer nieder zu brennen, in denen Partisanen oder Anhänger von Freischärlern vermutet wurden, heute schwer zu rechtfertigen.<sup>4605</sup>

Hervorzuheben ist, dass die „Strategie des Terrors“ von der deutschen Führung im Vorwege des Unternehmens „Barbarossa“ festgelegt wurde und – vor allem im rückwärtigen Gebiet – „keine Reaktion auf das Auftreten der Partisanen [ist], sondern eine vorab bewusst gewählte Option“<sup>4606</sup> gewesen ist. In der Empfehlung, „rücksichtsloses Auftreten“ als „Vorbeugungsmittel“ zu nutzen, sieht Richter „eine erste bedenkliche Abweichung vom Kriegsrecht.“<sup>4607</sup> Innerhalb des OKW versuchten zwar der Chef der Abwehr, Wilhelm Canaris sowie Helmuth James Graf Moltke als Völkerrechtsexperte dem entgegenzuwirken. Da jedoch innerhalb der deutschen Führung kaum Interesse an völkerrechtlichen Fragen bestand, und die militärisch-wirtschaftlichen Planungen Vorrang besaßen, waren die entsprechenden Widersprüche und Abmilderungsversuche von Canaris und Moltke erfolglos geblieben.<sup>4608</sup>

<sup>4602</sup> Birn: Zweierlei Wirklichkeit? S. 283; Richter: Die Wehrmacht, S. 839.

<sup>4603</sup> Richter: Die Wehrmacht, S. 845.

<sup>4604</sup> Zu diesem Ergebnis kommt auch v. Plato: Erfahrungen junger Soldaten, S. 17.

<sup>4605</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 29, betrachtete Partisanen zwar in den Kriegsjahren ebenfalls als „heimtückisch“, seine Einstellung hatte jedoch im Laufe der Zeit einen Wandel erfahren, der ihm bei einem Film zum Thema bewusst wurde: „Während ich den Film anschau, wird aus meiner einstigen Angst vor einem Partisanen-Angriff eine maßlose Wut gegen die deutschen Offiziere, die für diese Mordbrennerei verantwortlich sind.“

<sup>4606</sup> Richter: Wehrmacht, S. 844.

<sup>4607</sup> Ebd., S. 838.

Die Zuständigkeit der so genannten „Bandenbekämpfung“ verlagerte sich im Laufe der Zeit immer mehr von der Wehrmacht auf die SS. Man glaubte sich auf deutscher Seite im Recht, im Osten oder Jugoslawien, Frankreich oder Griechenland einmarschiert zu sein und empfand Partisanenangriffe daher als verbrecherische Aktionen.

Die meisten deutschen Soldaten sahen sich infolgedessen damals nicht als Invasoren, sondern als legitime „Eroberer“ von „neuem Lebensraum im Osten“. Sie glaubten, im Kampf gegen Partisanen und Zivilisten, die diese unterstützten, in „legitimer Notwehr“<sup>4609</sup> gehandelt zu haben. Erst später, lange nach dem Krieg, gelangten einige der Befragten zu einer differenzierteren und gemäßigeren Sichtweise (insbesondere Becker, Theisinger, Eisner, Schweitzer). Andere wiederum, wie Dietrich und Schramm, standen noch im Gespräch auf dem Standpunkt, dass der Krieg an der Front ausgefochten werden müsse, und Freischärler oder solcherart Verdächtige auf der Stelle mit dem Tod bestraft werden mussten. Partisanen wurden von ihnen nicht als „Freiheitskämpfer“ angesehen, die ihr Land von „einer zerstörerischen Okkupationsmacht befreien wollten.“<sup>4610</sup> Bei Gottschalk, Dietrich und Schramm war zwar keine hasserfüllte Einstellung gegenüber Partisanen und feindlichen Kombattanten festzustellen. Dennoch verdammen diese drei Informanten deren Aktionen bis heute. Die Einstellung, Partisanen im Krieg rücksichtslos bekämpfen zu müssen, ist auch heute allgemein immer noch weit verbreitet. Eine Gewissensbelastung oder ein nachträgliches Unrechtsbewusstsein ist bei den meisten für diese Arbeit Befragten darum wohl auch nicht feststellbar.<sup>4611</sup>

Welchen Anteil die Partisanen an der Niederlage der deutschen Truppen in der Sowjetunion hatten, ist schwer zu sagen. Klinkhammer bezeichnet den Partisanenkrieg als „phantom war“ und meint damit, dass es immer noch schwierig sei, genauere Aussagen über das Ausmaß und die Verluste, die der Partisanenkrieg auf deutscher bzw. sowjetischer, italienischer oder auch jugoslawischer Seite verursacht hat, zu erhalten. Es liegen zwar von mehreren Seiten grobe Schätzungen vor, diese weichen aber zum Teil erheblich voneinander ab. So hat die deutsche Seite überhöhte Angaben zu der in Italien von Partisanen getöteten deutschen Soldaten gemacht, um die eigene brutale Politik zu rechtfertigen.<sup>4612</sup> Völlig unklar ist auch, wie viele *Zivilisten* im

---

<sup>4608</sup> Ebd. sowie Hillgruber: *Russlandbild*, S. 171. Admiral Canaris hatte noch am 15.9.41 Bedenken gegen die unwürdige Behandlung russischer Kriegsgefangener angemeldet, wurde jedoch vom Chef des OKW, Keitel, abgewiesen.

<sup>4609</sup> Klinkhammer: *Partisanenkrieg*, S. 815, Anm. 1.

<sup>4610</sup> Ebd., S. 815.

<sup>4611</sup> Vgl. ebd., S. 836, der ebenfalls feststellt, „dass den Tätern das Unrechtsbewusstsein zu fehlen scheint ...“ vgl. v. Plato: *Erfahrungen*, S. 17.

<sup>4612</sup> Ebd.

Rahmen von Partisanenbekämpfungen [in der Sowjetunion] umgekommen sind.<sup>4613</sup> Für Italien nimmt Klinkhammer an, dass außer der Partisanen, 10.000 Zivilisten (Frauen, Kinder und alte Menschen) getötet worden seien. In Bezug auf Frankreich kommt die Forschung zu dem Ergebnis, dass neben den 139.000 französischen Deportierten, etwa 30.000 Zivilisten Opfer von Geislerschießungen durch die Besatzungsmacht geworden sind.<sup>4614</sup> Auch hier handelt es sich um Schätzungen, und nicht um Detailzahlen. Ebenso schwierig gestaltet sich die numerische Einordnung der Partisanenaktionen im Hinblick auf die Verluste der Widerstandskämpfer sowie die der deutschen Streitkräfte<sup>4615</sup>, der zivilen Verluste durch Repressalien, wie Sühnemaßnahmen, Geislerschießungen, Deportationen sowie die Verfolgung und Ermordung der Bevölkerung im Zuge des ideologischen und rassistischen Vernichtungskrieges durch die deutsche Besatzungsmacht. Sowohl Angaben, die die deutsche Seite gemacht hat als auch die der Partisanen erweisen sich aus vielerlei Gründen generell als wenig verlässlich.<sup>4616</sup> Die oft übertrieben hohen Angaben

„hatten die zusätzliche Wirkung, dass sich bei den Soldaten das Gefühl einstellen musste, es mit einem zahlenmäßig enorm starken Gegner zu tun zu haben. ... Auch ohne reale Präsenz stellten die Partisanen für die deutschen Truppen eine omniprésente Bedrohung dar. Zwischen der subjektiven Wahrnehmung von Seiten der Wehrmachtssoldaten und der objektiven Stärke bzw. Schwäche der Partisanenbewegung klafften Welten.“<sup>4617</sup>

Die Anwendung der psychologischen Kriegführung, Kämpfe und Opferzahlen – eigene und gegnerische – so darzustellen, dass es den jeweiligen Zielen dienlich war, u. a. wurden Kämpfe geschildert, die nie stattgefunden hatten, um vom eigenen Fehlhandeln oder Nichthandeln abzulenken, erschwert die genaue Rekonstruktion der Geschehnisse.<sup>4618</sup> Ungeachtet der Verfälschung und Verzerrung von Zahlenangaben im Hinblick auf eigene und gegnerische Verluste sowie der gegenseitigen Dämonisierung und Übertreibung der vorgekommenen furchtbaren Grausamkeiten, muss

<sup>4613</sup> Schulte: *Army*, S. 119; Bonwetsch: *Partisanenbekämpfung*, S. 110, 112; Klinkhammer: *Partisanenkrieg*, S. 822.

<sup>4614</sup> Klinkhammer: *Partisanenkrieg*, S. 822.

<sup>4615</sup> Amerikanische Autoren schätzen die deutschen Verluste im sowjetischen Partisanenkrieg auf 35.000, davon die Hälfte waren Angehörige von Hilfsverbänden. Demnach fielen etwa 18.000 deutsche Soldaten im Partisanenkrieg, von denen der größere Teil bei Eisenbahnüberfällen, Minen und Entgleisungen von Zügen umgekommen sein dürfte. Ebd.

<sup>4616</sup> Ebd., S. 824f.: Falschangaben zu getöteten Feinden „wurden häufig noch während der Kriegshandlungen in Umlauf gebracht und als psychologisches Kampfmittel benutzt.“ Auch die Zahl der für die Partisanenbekämpfung eingesetzten deutschen Truppen wurde um ein Vielfaches aufgestockt. Die deutsche Berichterstattung übertrieb ihre Schätzungen ebenfalls oder beließ es bei summarischen Angaben. So wurde für das von Partisanenangriffen besonders stark betroffene Gebiet der Heeresgruppe Mitte die Zahl von 80.000 getöteten Partisanen von Juni 1941 bis Mai 1942 gemeldet, was sich bei näherer Untersuchung als unglaubwürdig erwies und in krassem Gegensatz zu den eigenen Verlusten stand. Dazu auch Wegner: *Partisanenkrieg*, S. 917 sowie Schulte: *Wehrmacht*, S. 172.

<sup>4617</sup> Klinkhammer: *Partisanenkrieg*, S. 826.

<sup>4618</sup> Ebd., S. 826f.

festgehalten werden, dass die Brutalität dieses „Krieges“ vor allem in Osteuropa weit über das Vorgehen bei der Bekämpfung des Widerstandes in Westeuropa hinausging. Während in Griechenland, Frankreich oder Italien *auch* Massaker an der Zivilbevölkerung vorkamen, kamen „bei fast jeder größeren ‚Bandenbekämpfungsaktion‘ im Osten Tausende von Zivilisten“<sup>4619</sup> ums Leben.

Die Form des Partisanenkrieges der Wehrmacht variierte auf den einzelnen Kriegsschauplätzen und war von unterschiedlichen Faktoren abhängig, so Klinkhammer. Eine Rolle spielten dabei die politische Einordnung des besetzten Gebietes durch die deutsche Führung, der Zeitpunkt der Besatzung, die Befehlslage, Vorstellungen und Wünsche der Heeresgruppen- oder Armeeführung, aber auch – wie zuvor mehrfach angesprochen – die individuelle Haltung der kommandierenden Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten.<sup>4620</sup> Vor allem

„bei der Sicherung des rückwärtigen Gebietes galt es, das ungünstige Verhältnis von Raum und den dafür zur Verfügung stehenden Kräften durch Abschreckung zu überbrücken. Hitler erklärte: ‚Selbstverständlich wird der Polizei da die Pistole locker sitzen‘. Es sollte jeder erschossen werden, ‚der nur schief schaue‘.“<sup>4621</sup>

Abgesehen von militärischen Aktionen seitens der Widerstandskämpfer befanden sich die beteiligten deutschen Soldaten auch ohne direkte Feindberührung in ständiger Alarmbereitschaft. Die so genannten „Auskämm(ungs)aktionen“ gegen Partisanen im Osten, aber auch gegen die Résistance im Westen waren als militärische Operation angelegt und banden viele deutsche Einheiten, die an anderer Stelle fehlten.<sup>4622</sup> Zweifellos hatten höhere deutsche Offiziere – trotz der ihnen bei Fehlhandlungen zugesicherten Straffreiheit – in vielen Fällen die Möglichkeit, Massaker an der Zivilbevölkerung zu verhindern, ohne dass sie für diese Unterlassung zur Rechenschaft gezogen worden wären.<sup>4623</sup> In diesem Zusammenhang stellt Klinkhammer einen erheblichen Entscheidungsspielraum mittlerer Offiziersgrade, „vor allem Kompaniechefs und Bataillonskommandeure ... zur Realisierung des Vernichtungskrieges gegenüber der Zivilbevölkerung,“<sup>4624</sup> fest. Wie der Zeitzeuge Becker zutreffend formulierte, „kam es darauf an, was man daraus machte,“ und wie ein erhaltener Befehl im Zweifelsfall am Geschicktesten zu umgehen war. Dies galt auch für den so genannten Kommissarbefehl, dessen Ausführung im Ermessen des einzelnen lag. Bei Nicht-

---

<sup>4619</sup> Ebd., S. 832.

<sup>4620</sup> Ebd., S. 836.

<sup>4621</sup> Zit. n. Richter: Wehrmacht, S. 843, 844 – 850.

<sup>4622</sup> Ebd., S. 827.

<sup>4623</sup> Anderson gibt in seiner Studie über die 62. I.D., S. 311, „viele Beispiele, wo Repressalien unternommen werden konnten, aber unterlassen wurden, ohne dass der verantwortliche Kommandeur von seinen Vorgesetzten kritisiert oder bestraft wurde.“ Dort, wo dies anders gehandhabt wurde und es zu „Sühnemaßnahmen“ kam, stellt Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 835, fest: „In all diesen Fällen hätte ebenso die Möglichkeit bestanden, die Zivilbevölkerung zu verschonen.“

<sup>4624</sup> Klinkhammer: Partisanenkrieg, S. 835.

Ausführung hätte es wahrscheinlich keinen Kläger gegeben, und es gab mutige deutsche Offiziere, die diesem Befehl nicht Folge geleistet haben, obwohl „Kommissare“ als gefährliche und ideologisch geschulte Gegner galten, die ihre Soldaten unerbittlich nach vorne gegen die deutschen Truppen anrennen ließen und deren Bekämpfung allein aus diesem Grund unerlässlich erschien.<sup>4625</sup> Jasper stellt fest:

„... wie sich Zeitgenossen ... gegenüber Juden oder Kriegsgefangenen verhalten sollten und verhalten haben, hängt von der Selbstverortung des einzelnen in der NS-Gesellschaft ab. Der Kriegsschauplatz als Handlungsrahmen, als sozial konstruierter, durch Geschichte und Gegebenheiten konstruierter Raum, beeinflusst ebenfalls die Frage, was als angemessen empfunden wurde und was nicht.“<sup>4626</sup>

Wie eingangs angedeutet, hatte die deutsche Seite weder für ein Scheitern des Blitzkrieges noch für das Entstehen einer Widerstandsbewegung im Hinterland Vorkehrungen getroffen oder ein Konzept parat. Hinzu kam, dass umstritten war, „was das Kriegsrecht erlaubte und was nicht.“<sup>4627</sup> Und hier boten auch die im Ersten Weltkrieg gemachten Erfahrungen kaum eine Handhabe für den Zweiten Weltkrieg. Heftige Forschungskontroversen entzündeten sich an der Frage, wie „das Verhalten eines Wehrmachtssoldaten im Dienst des Rassenvernichtungskrieges seines Vaterlandes zu bewerten [sei]“ und welches Gewicht „neben der Beurteilung des *Ius in bellum* der Bewertung des *Ius ad bellum* zu[komme].“<sup>4628</sup> Jasper selbst hat eine schlüssige Antwort:

„Ein kriegsrechtlich korrekter Kampf, der auch der industriellen Vernichtung von Millionen Juden diene, kann nicht als ehrenvoll begriffen werden. Entsprechende Versuche sind nur mit Hilfe einer wenig sinnvollen, strikten Trennung von Krieg und Politik, Kampf und seinem Zweck bzw. Deutschem Volk und NS-Regime möglich.“<sup>4629</sup>

Trotz eines größeren Spielraumes der Kommandeure durch mehrere Weisungen und Merkblätter Hitlers, die „sowohl von den Befürwortern einer neuen pragmatischen Linie als auch von den ‚Hardlinern‘ zu ihren Gunsten interpretiert werden [konnten],“ verzeichneten deutsche Dienststellen im Juli 1943 „eine weitere Verschlechterung der Stimmung in den besetzten Gebieten aufgrund der Ernährungslage und der Zwangserfassung zum Arbeitseinsatz nach Deutschland ...“<sup>4630</sup> Bei den so genannten „Säuberungen“ wurde Wert darauf gelegt, die vorhandenen Vieh- und Getreidebestände für die deutschen Truppen zu beschlagnahmen und die für die deutsche Kriegswirtschaft wichtige „Gewinnung“ von Arbeitskräften sicherzustellen. Dafür waren in den durch-

---

<sup>4625</sup> Es gab Truppenführer, die, sei es aus humanitären Gründen oder weil sie an die Zeit nach „Barbarossa“ dachten und ein militärisches Scheitern des Unternehmens nicht ausschlossen und deshalb Konsequenzen befürchteten, gegen die Vorgehensweise von SS, SD, Waffen-SS, aber auch der Wehrmachtvorschriften eingestellt waren. Förster: „Barbarossa“, S. 637f.

<sup>4626</sup> Jasper: Zweierlei, S. 34f.

<sup>4627</sup> Ebd., S. 281.

<sup>4628</sup> Ebd.

<sup>4629</sup> Ebd.

<sup>4630</sup> Richter: Wehrmacht, S. 855.

kämften Gebieten „sämtliche männliche und weibliche Arbeitskräfte, die irgendwie für einen Arbeitseinsatz in Frage kommen, ... zwangsmäßig zu erfassen.“<sup>4631</sup> Partisanenbekämpfung wurde nun mit Zwangsarbeit verbunden – von der Massenliquidierung zur Massendeportation übergegangen. Dem Generalbevollmächtigten Sauckel bot sich nun die Chance, bei der Partisanenbekämpfung Zwangsarbeiter zu rekrutieren und nur noch in Ausnahmefällen Widerstandskämpfer zu exekutieren. Alle männlichen Gefangenen zwischen 16 und 55 Jahren waren seit Jahresbeginn 1943 zum Arbeitseinsatz zu bringen. Aber nicht nur vermeintliche Partisanen rückten nun in den Blickpunkt der Arbeitskräftebeschaffung, „sondern die gesamte Bevölkerung in den „Bandenkampfgebieten“, um möglichst viele Gefangene einzubringen.“<sup>4632</sup> Richter stellt fest:

„Mit dem Rückzug der Wehrmacht im Juli 1944 im Zuge des Niedergangs der Heeresgruppe Mitte endete der Partisanenkrieg. Vorausgegangen war in diesem Gebiet die größte Sabotageaktion aller Zeiten, die die Deutschen von sämtlichen Nachschubwegen abschnitt. Somit haben gerade bei dieser endgültigen Niederlage die sowjetischen Widerstandskämpfer einen sehr großen Anteil.“<sup>4633</sup>

Vor dem Hintergrund vieler Schwierigkeiten, vor denen deutsche Besatzungsorgane standen, z. B. dem chronischen Truppenmangel, dem erwähnten Kompetenzwirrwarr und nicht zuletzt dem gescheiterten Blitzkrieg, entstand eine Partisanenbewegung, der die deutschen Kräfte weder mit offensiven noch mit defensiven Mitteln wirkungsvoll entgegenzutreten vermochten. Fest steht auch, dass die von deutscher Seite her verhängten Sühnemaßnahmen und Auskämmaktionen nicht den gewünschten Erfolg brachten. Die Partisanenbewegungen hatten stattdessen überall an Stärke und militärischem Potential gewonnen. Mit zunehmender Kriegsdauer war auf beiden Seiten zudem ein enthemmender Prozess erkennen – die Grausamkeiten der jeweiligen Gegner nahmen zu.<sup>4634</sup>

Die Historikerin Ruth Birn ist der Ansicht, dass die Reaktionen der Wehrmacht auf Angriffe der Partisanen als reine Reaktion „auf ein so nicht gewohntes und zudem völkerrechtswidriges Phänomen zu verstehen [seien].“<sup>4635</sup> Der Partisanenkampf stehe, so Birn, nicht isoliert

„als Problem der Bekämpfung eines speziellen Gegners ... [da], sondern ... im Kontext des Vernichtungs- und Ausbeutungskrieges, den der Feldzug gegen die Sowjetunion darstellte. Die Bevölkerung des von den Deutschen besetzten Ostens sollte rassistisch gesiebt, soweit sie als minderwertig angesehen wurde, ausgerottet, ansonsten zu billigen und unwissenden Arbeitskräften niedergedrückt und versklavt

<sup>4631</sup> Ebd., S. 856.

<sup>4632</sup> Ebd., S. 856f.

<sup>4633</sup> Ebd.

<sup>4634</sup> Ebd., S. 857.

<sup>4635</sup> Birn: *Zweierlei Wirklichkeit*, S. 283 – 285. Bachhofer beschreibt, dass er „zwar nicht gesehen [hat], was mit den gefangenen Partisanen gemacht wurde, es sprach sich aber herum, dass sie auf der Stelle erschossen wurden. Es gab keinen langen Prozess, und es wurden auch ein paar mehr erschossen, wenn man sicher sein konnte, dass Partisanen dabei waren.“ In: *Schüddekopf: Krieg*, S. 214.

werden. Großangelegte Umsiedlungsaktionen sollten Platz für die deutschen Siedler schaffen. In diesem Rahmen sind die 'gegen Partisanen' getroffenen Maßnahmen nichts Ungewöhnliches: weder die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung, noch die wahllose Tötung von Verdächtigen, die Zerstörung von Dörfern oder die Verschleppung der Einwohner. Für die nationalsozialistische Führung, die gewohnt war, in den Kategorien von Versklavung und millionenfachem Hungertod zu denken, war die Räumung ganzer 'bandenverseuchter' Gebiete von jeder Bevölkerung unproblematisch. Unter dem Vorwand subversiver Betätigung konnten Angehörige der deutschen Besatzungsmacht im Osten auch mit Zivilisten willkürlich verfahren.“

Festzuhalten bleibt, dass die meisten für diese Arbeit interviewten Wehrmachtangehörigen von Partisanenverfolgungen gehört und gewusst haben, manche sogar Augen- oder Ohrenzeugen von Zivilistenerschießungen bzw. –verhören geworden sind und auch getötete „Partisanen“ gesehen haben.<sup>4636</sup> Einige von ihnen sind auf Befehl selbst am Niederbrennen von Dörfern beteiligt gewesen. Eine Trennung von Wehrmacht und Kriegsverbrechen und damit eine Sicht auf die NS-Vergangenheit, in der deutsche Truppen im Zweiten Weltkrieg „ehrvoll“ für ihr Vaterland ihren Dienst taten, ist so nicht aufrechtzuerhalten. Unter dem Deckmantel des Partisanenkrieges waren Wehrmachtangehörige auch an der Ermordung von Juden beteiligt. Somit kommt dem Partisanenkrieg „bei der Frage nach dem Verhältnis von Wehrmacht und Kriegsverbrechen im Allgemeinen und Wehrmacht und Holocaust im Besonderen“<sup>4637</sup> eine besondere Stellung zu. Die Historikerin Birn stellt fest, dass im Laufe des gegen die Sowjetunion geführten Krieges in der Partisanenfrage langsam ein Umdenken einsetzte und verdeutlicht, wie die NS-Politik ihre rassistisch motivierten Zielsetzungen im Osten in die traurige Tat umsetzte:

„Erst als die Methode der äußersten Brutalität nicht durchschlug wurden Vorschläge der Wehrmacht, 'durch einen anderen Kurs, durch mehr Entgegenkommen und vor allem mehr Gerechtigkeit in der Lagebeurteilung (also nicht durch Präventivschläge gegen Unschuldige) der Partisanenfrage beizukommen' von der national sozialistischen Führung geprüft, wenn auch nur äußerst zögernd akzeptiert. Von deutscher Seite her durchgeführte Großunternehmen zur Bandenbekämpfung zeigen alle Elemente dieser deutschen Politik: Rassenvernichtung, pauschale Repression mit brutalsten Mitteln und Vernichtung der landwirtschaftlichen Subsistenzmittel.“<sup>4638</sup>

<sup>4636</sup> Vgl. Jasper: Zweierlei, S. 282, der feststellte, dass das Thema Partisanen „in Feldpostbriefen deutlich seltener angesprochen [wurde] als Erfahrungen mit feindlichen Soldaten,“ wobei deutsche Besatzungssoldaten *im Hinterland* verständlicherweise wesentlich häufiger mit Partisanen konfrontiert waren als mit gegnerischen Soldaten. Frontsoldaten im Osten, die ohnehin täglich dem Gegner gegenüber standen, hatten darüber hinaus im Laufe des Krieges einen für sie immer bedrohlicher werdenden Partisanenkampf auszufechten.

<sup>4637</sup> Ebd., S. 281 sowie zum Verhalten deutscher Offiziere des 20. Juli im Hinblick auf den massenhaften Judenmord unter dem Deckmantel des Kampfes gegen die Partisanen Hürter: Konservative Akteure, S. 57 – 59.

<sup>4638</sup> Birn: Zweierlei Wirklichkeit, S. 284f.

*„Die Doppeltragödie des deutschen Landsers lag darin, dass er in Abwehr einer fremdartigen und bedrohlichen feindlichen Idee selber entsetzliche Aggressions- und Vernichtungshandlungen beging und dabei physisch und psychisch durch die Kriegsmaschinerie aufgerieben wurde.“<sup>4639</sup>*

11. Erleben von Kriegsverbrechen: *„Wie sahen wohl unsere Taten mit polnischen Augen gesehen aus?“<sup>4640</sup>*

Mit Gewissheit lässt sich heute nicht mehr sagen, was die Millionen deutscher Soldaten während des Zweiten Weltkrieges, insbesondere während des Russlandfeldzuges im Hinblick auf die zahllosen Verbrechen, die von Deutschen und im Namen Deutschlands verübt worden sind, erlebt, gewusst oder mitbewirkt haben.<sup>4641</sup> Es steht jedoch außer Frage, dass Teile der Wehrmacht, vornehmlich des Heeres, in direkter oder indirekter Form weitaus mehr an NS-Verbrechen beteiligt gewesen sind, als es in Memoiren und Veteranenaussagen nach 1945 zugegeben worden ist. Darüber hinaus gab es viele Mitwisser „und solche, die die Mordtaten stillschweigend zur Kenntnis genommen haben, ohne einzuschreiten oder zu versuchen, das Schlimmste zu verhüten.“<sup>4642</sup> Dennoch ist eine Verallgemeinerung, indem von der Wehrmacht gesprochen wird, angesichts einer Zahl von 18 – 19 Millionen, die diese Streitkraft umfasste, unzulässig und pauschalierend. Dennoch spielt auch die in Deutschland traditionell besetzte Geschichtsauffassung,

„wonach es einige ‚große Männer‘ [gewesen] seien, die mit ihren ‚richtigen oder ‚falschen‘ Ideen die Entscheidungen den Gang des Weltgeschehens bestimm[t]en, wonach – im Hinblick auf das Dritte Reich – die deutschen Zustände zwischen 1933 und 1945 also der negativ wirkenden ‚Dämonie‘ Hitlers und einiger seiner Paladine zuzuschreiben seien,“

eine Rolle.<sup>4643</sup> Der Historiker, Arno Klönne meint, dass „die extremste Ausformung des politischen Charakters des NS-Systems ... darin [lag], dass ganze Gruppen von Menschen innerhalb der eigenen Gesellschaft oder in anderen Ländern zu ‚Untermenschen‘ erklärt, mit der Ausrottung bedroht und massenhaft zu Tode gebracht wurden,“ und eine solche Politik daher „ganz gewiss ... als das definiert werden

<sup>4639</sup> Fritz: Frontsoldaten, S. 21.

<sup>4640</sup> Fischer: Ohne die Gnade, S. 44: „Immer wieder hatte man uns belehrt, dass die Polen mit ihren Heckenschützen einen hinterhältigen Krieg führten. Aber dieser hatte doch bestimmt gewusst, dass er in der Baumkrone keine Chance hatte, davonzukommen. Und dann wartete er noch kaltblütig auf ein ‚lohnendes Ziel‘. Aus polnischer Sicht hatte er doch einen Orden verdient? Wie sahen wohl unsere Taten mit polnischen Augen gesehen aus? ... Alles war so neu, so ganz anders, als ich es in Büchern über den Krieg gelesen hatte und auf vieles fand ich keine Antwort.“

<sup>4641</sup> Jacobsen: Rolle der deutschen Wehrmacht im Russlandfeldzug, S. 48 – 59, hier: S. 48.

<sup>4642</sup> Ebd.

<sup>4643</sup> Klönne, S. 11.

[müsse], was sie war, nämlich als Verbrechen.“<sup>4644</sup> Klönne ist der Auffassung, dass wenig damit erreicht sei, „wenn Aufklärung über das Dritte Reich sich damit begnügt, die Führer und Exekutoren der NS-Politik für kriminell zu erklären und moralisch abzuurteilen.“<sup>4645</sup> Denn bei der Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit werde offenbar, „dass die Handlungen des NS-Staates die aktive oder passive Zustimmung, zumindest die Duldung durch eine Mehrheit der Bevölkerung zur Voraussetzung hatten.“<sup>4646</sup> Hier stellt sich die Frage, was nicht nur die Zivilisten, sondern vor allem deutsche Soldaten im Krieg zur Loyalität gegenüber der nationalsozialistischen Regierung veranlasst hat, und welche Eigenschaften des Dritten Reiches „vielfach auch jenen Zeitgenossen als sympathisch galten, die terroristischen Maßnahmen des damaligen Systems durchaus Vorbehalte entgegenbrachten.“<sup>4647</sup>

Das Wissen um Verbrechen der Waffen-SS oder der Wehrmacht wurde vom Regime so weit wie möglich verheimlicht. Wären die Verbrechen zu beobachten oder im Klartext zu lesen gewesen, hätten vielleicht weder die Streitkräfte noch das Volk sie gebilligt. Die meisten Wehrmichtsangehörigen haben sich nicht klar gemacht, dass Teile der Streitkräfte in Verbrechen verwickelt waren oder diese zumindest logistisch unterstützten. Dies lag, außer an der Geheimhaltung, auch an der Größe der „Organisation“, der im Laufe der Kriegsjahre, wie erwähnt, 18 – 19 Millionen Soldaten angehörten.<sup>4648</sup>

Die für diese Arbeit interviewten ehemaligen Soldaten machten im Hinblick auf deutsche Kriegsverbrechen ganz unterschiedliche Beobachtungen. Entsprechend vielfältig fallen auch ihre Beurteilungen der Geschehnisse aus. Einige glauben noch heute, die Wehrmacht habe sich auf allen Kriegsschauplätzen korrekt verhalten und geben an, nie Zeuge irgendwelcher Vorkommnisse geworden zu sein, die auch nur annähernd den Tatbestand des Verbrechens rechtfertigen. Andere erzählen von konkreten Beobachtungen, die belegen, dass dem nicht so ist.

Wie sich die Grenzen von Aktion und Reaktion verflüchtigten, und wie der Hass auf

---

<sup>4644</sup> Ebd.

<sup>4645</sup> Ebd.

<sup>4646</sup> Ebd.; vgl. Jasper: Zweierlei, S. 295f.: „Das Weltverständnis vieler Zeitgenossen war von der Überzeugung bestimmt, dass der Volkscharakter und der Charakter der dort lebenden Menschen als unauflösliche Einheit zu betrachten wären. Von dieser bürgerlichen Geschichtsphilosophie, die aus Land und Leuten, Mensch und Erde eine organische Einheit machte, war der Weg von der Natur zur Biologie nicht weit. ... Ab 1913 gab es im deutschen Staatsangehörigkeitsrecht die Unterscheidung von reichsdeutsch oder volksdeutsch und damit kam im Recht zum Ausdruck, dass das deutsche Volk als eine durch Blut verbundene Einheit betrachtet wurde. Aus dieser Weltsicht ging eine seit 1890 und verstärkt seit 1918 sich durchsetzende Mischung aus geopolitischen und ethnopolitischen Überlegungen hervor. Was im Zeitalter des Imperialismus als letzter geschichtsphilosophischer Versuch des deutschen Bürgertums unter der Überschrift völkisches Raum- und Weltmachtdenken begonnen hatte, war offen für rassistische Vorstellungen.“

<sup>4647</sup> Ebd., S. 12.

<sup>4648</sup> Günther Gillissen. Kritische Bemerkungen zur Ausstellung, S. 85 – 101, hier: S. 87.

beiden Seiten geschürt wurde, beschreibt der damalige Unteroffizier, Bruno Fichte, anhand einiger Begebenheiten während des Polenfeldzuges:

„In der nächsten Nacht wurde unsere Melderstaffel im Schlaf von einem polnischen Stoßtrupp überfallen. Die Polen haben die Jungs an Bäumen aufgehängt und ihnen die Bäuche aufgeschlitzt. Verstehen konnte man ihre Wut, aber es war das Sinnloseste, was sie machen konnte, denn damit begann der Hass.“<sup>4649</sup>

Fichte signalisiert zwar Verständnis für die im September 1939 von deutscher Seite her überfallenen Polen und deren daraus resultierendem Hass, deutet jedoch an, dass solche Aktionen wiederum Racheakte deutscher Soldaten zur Folge hatten.

Lützen berichtete im Interview davon, dass er - ob zufällig oder nicht zufällig, wurde nicht deutlich - an ein Massengrab kam. Er teilte seine kurzen Beobachtungen mit:

„Ich kam da mal hin, das war noch vor dem... ich denk', was ist da für Erde aufgeschüttet, Menschenskind?! Und das war so Blüten, da war der Flachs drin, die haben ja viel Flachs. Und ich dahin und gucke: ‚Mensch, alles Tote drin!‘ Die waren alle gefroren, steif von dem... wie tief das war, weiß ich nicht, aber das muss ja doch zwei, drei Meter tief... war bis an 'n Rand alles voll von Toten, nackend! Die haben kein Zeug, kein gar nichts gehabt. Junge!“

Den ersten Satz beendet Lützen nicht, er sagt nur, „das war noch vor dem...“. Vielleicht ist hier gemeint: „Vor dem Rückzug im Dezember 1941“. Der Informant war seit Herbst 1941 Soldat im Abschnitt der Heeresgruppe Mitte. Er erlebte Anfang Dezember desselben Jahres die Niederlage vor Moskau mit. Einerseits spricht Lützen von blühendem Flachs, andererseits jedoch von Frost. So sind seine Beobachtungen zeitlich nicht genau einzuordnen. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um die Erschießung von Juden, die zuvor eine Grube ausheben und sich entkleiden mussten, um dann brutal erschossen zu werden. Im Interview erinnerte sich der Zeitzeuge mit Schaudern an diesen Anblick und war bei der Erzählung sehr erregt und betroffen.

Landgraf wurde in Polen eher zufällig mit der Erschießung von Juden konfrontiert, als er mit einem Kameraden gerade beim „Pferdebewegen“ war:

Interv: Zu Polen: also, Sie haben da ja schon ne ganze Menge gesagt, von dem, was Sie da beobachtet haben. Sah man da eigentlich auch schon in der Zeit, während Sie da Besatzungssoldaten waren, da in diesen sechs Wochen, dass man auch schon Leute ‚abgeholt‘ hat, dass die SS oder Wehrmacht auch...

Landgr: Ja. Das waren die ‚Kettenhunde‘. Die Feldgendarmerie nannten wir [so]. Und das war folgendermaßen: Solange die Pferde dann standen, dann: ‚Hier, gehst runter mit denen da,‘ und ‚Pferde bewegen‘, heißt: zweie anjebunden, und einen im Sattel, und da haben wa irgendwo inne Feldmark hin, da war wohl n Weg, und mit einmal: ‚Halt!‘ Kettenhunde: ‚Halt.‘ ‚Ja, wir, der Unteroffizier und ich, sind nur am Pferdebewegen!‘ ‚Ja, wenn Ihr nicht macht, dass Ihr wegkommt, kriegt Ihr ne Bohne.‘ Und da fuhr an uns n Planwagen vorbei. Und... also, ich meine, da wurden schon die ersten abgeholt, ich würde sagen Juden. Weil die ham [wa] auch denn öfter jesehn im Frühjahr dann schon beim Straßenbau hauptsächlich. Dass unsere denn zur Grenze und so hin... Da war's mehr Juden. Die Polen, die haben sich schweigsam, von meiner Warte aus... Na, da sind se erschossen. Ich meine bloß...

I: Haben Sie das gehört?

<sup>4649</sup> Bruno Fichte, in: Schüddekopf: Krieg, S. 31.

- L: Wir haben kehrt gemacht, da kam der nächste Wagen, und da muss....  
 I: Ach, das waren mehrere Planwagen. Meinen Sie, die haben die gleich auf dem Wagen da erschossen?  
 L: Nö. Die inne Sandgrube, müssen se erst ausgraben und denn so...  
 I: Aber, dass das die Feldgendarmarie war...  
 L: Na, aber das muss ich bejahen. ...  
 I: ... Ja, was haben Sie da so gedacht, als diese Leute so da an Ihnen vorbeigeführt wurden, also auf diesen Planwagen da? Haben Sie sich so da schon so was gedacht?  
 L: Junge Menschen haben gar nichts gedacht. Die sind mit den Pferden auf der anderen Seite da lang, Stall... Nachmittags hatt'ste wieder anderen Dienst. Und denn war das erledicht.  
 I: Und so Erschießungen, haben Sie da, haben Sie gesagt, ... gehört.  
 L: Nee, ich wollt' sagen, dass die in ner Sandgrube, wo wa denn schon weiter weg waren, dass es denn jeknallt hat. Und die müssen da die Juden umjelecht haben.  
 I: Und hat man sich da irgendwas dabei gedacht?  
 L: Nein. Da kann man sehen: Wenn junge Menschen... Und wir sind... Welche Propaganda... Am Westwall kriegten wir Bauernsöhne vom Reichsnährstand (?) Fluchblätter, und da wurde uns ebend jesacht: Wenn der Kriech jewonnen is', denn kriegten wa 100 Hektar Warthegau und weiter nach Polen rein. Wie man das nachher jemacht hat. Wir haben das so jelesen und haben jesacht: ‚Feine Sache!‘ Aber wir konnten uns ja nichts dabei denken. Aber, ich meine, mit welcher Propaganda, verstehen Sie es?“

Die Feldgendarmarie scheint nicht Ausführer der Taten gewesen zu sein, sondern die Sicherung der Wegstrecke übernommen und die Aufgabe gehabt zu haben, neugierige Blicke Dritter auf die Fahrzeuge abzuwenden. Die Reaktion der Feldgendarmen machen deutlich, dass die Verbrechen weitgehend vor der Truppe geheim gehalten werden sollten, um hier unabsehbare Reaktionen der Empörung oder Gehorsamsverweigerungen zu vermeiden. Der Oberbefehlshaber der 6. Armee, Reichenau, hatte „jede Teilnahme von Soldaten der Armee als Zuschauer oder Ausführende bei Exekutionen, die nicht von einem militärischen Vorgesetzten befohlen sind, verboten.“<sup>4650</sup> Hintergrund war, dass eine „Verwilderung der Truppe“, wie es damals hieß, vermieden werden sollte, zumal einige Wehrmachtsangehörige den Erschießungen als Zuschauer beigewohnt hatten und andere „dienstfreie Soldaten sich freiwillig dem SD zur Mithilfe bei Durchführung von Exekutionen anboten.“<sup>4651</sup> Wer es, trotz des Verbotes, doch wagte, einen Blick auf die Geschehnisse zu riskieren und womöglich darüber nähere Erkundigungen einholte, der wurde selbst mit Erschießung bedroht: „Wenn Ihr nicht macht, dass Ihr wegkommt, kriegt Ihr ne Bohne!“ Weitere Interviewpartner berichteten von ähnlichen Erfahrungen. Bei Schröder erinnert sich ein Informant, der mit anderen Kameraden und russischen Hilfwilligen beim „Mastenschlagen“ war, um später Leitungen zu verlegen, an eine ähnliche Begebenheit wie von Landgraf geschildert. Während der Arbeit sah er auf einmal SS und beobachtete folgendes: „Und die laden aus; immer rein in ne Kuhle. Ick geh so'n bisschen dichter ran, bin ja neugierig. (Sagt er): ...

<sup>4650</sup> Vgl. Aufsatz Boll/Safrian: Auf dem Weg nach Stalingrad, S. 260 – 289, hier: S. 273f.

<sup>4651</sup> Ebd.

„Komm hier nicht so dicht ran, sonst ... gehste bald mit ab da!“<sup>4652</sup> Die Androhung, den neugierigen Wehrmachtssoldaten das gleiche Schicksal zuteil werden zu lassen wie den Toten, reichte in der Regel aus, um sie von weiteren Fragen oder gar Taten abzubringen. Außer derjenigen, die zu solchen Kommandos eingeteilt waren, sollte es keine Zeugen geben. Ihre Zahl wurde so gering wie möglich gehalten.

Der damalige Funker Otto Thalheimer und die anderen dort eingesetzten Flugzeugbesatzungen waren im Herbst 1941 für einige Zeit auf einem Feldflugplatz bei Schitomir in der Ukraine stationiert. Thalheimer berichtete:

„An mehreren Abenden hörten wir Schüsse und wollten dann wissen, was da war. Wir kamen zu einem Steinbruch und sahen aus einem Versteck an seinem Rand, wie ein Landser auf einen Mann schoß, sein Gewehr wegwarf und davonrannte. Und dann sahen wir, wie ein Unteroffizier seine Pistole zog und den am Boden liegenden Mann erschöß. Wir hatten die Exekution eines russischen Kommissars gesehen, aber das habe ich eben erst später begriffen. Damals sind wir in dem Versteck geblieben, weil wir nicht wussten, was noch passieren könnte.“<sup>4653</sup>

Beobachter solcher Verbrechen waren oft mit der Situation überfordert. Sie wussten nicht, warum die Zivilisten erschossen wurden und hatten Angst vor Konsequenzen, wenn sie sich einmischten oder auch nur nachfragten, wie im Fall Landgrafs. In dem von Thalheimer geschilderten Fall, war jedoch nicht nur ein Ukrainer von Wehrmachtangehörigen erschossen worden, sondern der Zeitzeuge hatte bereits in den Tagen zuvor in den Abendstunden Schüsse gehört und beschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. In diesem, wie auch in den anderen geschilderten Beispielen, wird offenbar, wie schwierig es für einzelne Soldaten war, sich erstens ein Bild von dem Geschehenen zu machen, die Ursachen für Erschießungen zu durchschauen und eigene Ängste zu überwinden, um eventuell eingreifen zu können, wobei letzteres in der Regel unterblieb.

Der nachfolgende Interviewpartner, Müller, ist nach wie vor der Meinung, dass die Wehrmacht mit Erschießungen nichts zu tun hatte. Er glaubt auch, dass jedes Fehlverhalten deutscher Soldaten im Osten geahndet wurde und sich die Streitkräfte korrekt verhalten hätten. Anderslautende Meinungen stellte er in Frage:

„Ja, also, wissen Sie, die rückwärtigen Dienste, die lagen ja... Ja, nein, es gibt ja dieses Armeegebiet, das geht ja rückwärts, etwas unterschiedlich, so 100, 150, 200 Kilometer. In diesem Gebiet hat sich da nichts abgespielt. Das habe ich selber erlebt und gesehen. ... Nee, das nehm' ich... wissen Sie, hinterher sagen die Leute immer: ‚Ich habe das selber...‘ Das nehm' ich denen nicht ab. ... Ich will Ihnen jetzt mal erzählen, was ich selber jetzt erlebt hab: Auf dem Vormarsch dahin, wir waren müde und abgespant. Wenn Sie jeden Tag so 40, 50, 60, 70 Kilometer manchmal im Sattel, kreuz und quer, und Gefechtsberührung dabei, und es war so warm. Plötzlich... da fällt plötzlich ein Schuss! Und – was war passiert? Der Obergefreite Sch., Meldereiter beim Chef, hat einen Hasen jesehen, der aufsprang. Der ( ), nahm den Karabiner und vom Pferd aus: Rums, und der Hase lag. Da kam der

---

<sup>4652</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 703, Beleg 186 (Fischer).

<sup>4653</sup> Thalheimer, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 297f. Kommissare waren an ihrer blauen Kopfbedeckung, die mit roten Streifen versehen war, gut zu erkennen.

Oberleutnant A.: ‚Wer hat geschossen?‘ ‚Ich, Herr Oberleutnant!‘ sacht er ganz stolz. ‚Sch., absitzen! Ich bestrafe Sie mit fünf Tagen geschärftem Arrest, weil Sie in Feindesland ohne Erlaubnis gewildert...‘ und, und, und, lange Szene gemacht. Der Sch. hat n paar Wochen später, als wir in Ruhe lagen, in einem Keller fünf Tage bei Wasser und Brot gegessen und das abgegessen. So streng waren die Sitten! ... [Mit Erschießungen,] damit hat erstmal die Truppe gar nichts zu tun gehabt. Nein! Wir haben ja solche Fälle gehabt... Wo jetzt meinerwegen die Leute Soldaten beschossen haben, Zivilisten. Naja, richtig Zivilisten, schossen von hinten richtig. Dann wurde, wenn es möglich war, wurden die abgeschoben zum Kriegsgericht. Und wenn nicht, wurde ein Standgericht verhängt, und da wurde richtig ordnungsgemäß, war der Dienstranghöchste, der war zuständig, und da wurde dieses Urteil verkündet und vollstreckt. Solche Fälle ja. Aber so willkürlich nichts! Bestimmt nicht! Also wissen Sie, ich bin bei diesen Dingen immer sehr, sehr skeptisch... weil es Leute ... Nach '45 war es so, war alles wunderbar und schön. Nichts war gewesen. Und jetzt plötzlich, nach 50 Jahren, kommen sie an: ‚Ich weiß was!‘... Also, ich will Ihnen was sagen, ich habe in den Fuffziger, Sechziger Jahren erlebt, dass Leute sich bei der Bundeswehr beworben hatten, Kriegsgediente, da wurde der Werdegang verfolgt. Ich denke an das Beispiel Stalingrad. Und der ... eines Tages wurde der vom Dienst suspendiert. Da waren welche gekommen und haben gesagt: Der hat das und das gemacht. Und der hat über ein Jahr gebraucht, waren Zeugen auch da, er konnte Zeugen aufrufen, dass das erlogen und erstunken war. Da wollte irgendeiner dem was auswischen. Und ich erinnere mich, die wurden sofort entlassen, wenn da was war.“

Müller macht deutlich, dass er Schilderungen von Kriegsverbrechen der Wehrmacht, wie sie heutzutage vorgebracht werden, für unglaubwürdig und die Zeitzeugen, die davon berichten für Wichtigtuer hält, die 50 Jahre geschwiegen hätten und sich jetzt auf einmal zu Wort melden würden. Als „Beweis“ führt Müller das Fehlverhalten eines Kameraden an, der im Feindesland gewildert hat und von seinem Vorgesetzten mit Arrest bestraft wurde. Es soll hier nicht angezweifelt werden, dass sich die Geschichte tatsächlich so zugetragen hat. Wilderei war den Soldaten offiziell verboten. Ob jedoch der Offizier den Obergefreiten wegen Wilderns bestrafte, oder weil dieser ohne Feindberührung von der Schusswaffe Gebrauch gemacht hatte, geht aus der Schilderung nicht eindeutig hervor.<sup>4654</sup> Müller ist nach wie vor von der Ehrenhaftigkeit der deutschen Truppenverbände überzeugt.<sup>4655</sup> Wenn man jedoch bedenkt, wie die Wirklichkeit im Osten aussah, und dass das so genannte „Organisieren“ von Lebensmitteln, auch von Wildbret, an der Tagesordnung war, und es zudem die Anweisung gab, die Wehrmacht habe sich in Russland „aus dem Lande“ zu verpflegen, kann von „strengen Sitten“, wie der Informant meint, nicht mehr die Rede sein. Außerdem kann ein solches, vom Befragten geschildertes, eher harmloses Vergehen, nicht als Kriegsverbrechen bezeichnet werden. Auch wenn Müller in seinem Bereich keine größeren

<sup>4654</sup> Der Informant Meißner, der in Frankreich 1944 ohne Anlass eine Leuchtpatrone abgeschossen hatte, wurde für dieses Vergehen ebenfalls mit fünf Tagen Arrests bestraft. Es handelte sich allerdings um einen sogenannten „gelinden Arrest“.

<sup>4655</sup> Auch in der Literatur finden sich derlei Zeugnisse. Ein anderer Informant ist davon überzeugt, dass die Wehrmacht mit KZs oder Judenerschießungen nichts zu tun hatte und sagt dazu: „... Wenn die es bei uns gemacht hätten, die wären an die Wand gestellt worden von unsern Truppenführern. Wir hätten's uns nicht bieten lassen.“ Zitat in Schröder: Gestohlene Jahre, S. 515, Beleg 118 (Diemke).

Vergehen der Wehrmacht bekannt waren und diese auch für andere Abschnitte von ihm mit den Worten bestritten werden: „Damit hat erst mal die Truppe gar nichts zu tun gehabt!“<sup>4656</sup> so ist doch mittlerweile durch historische Forschung „die Zusammenarbeit von Wehrmacht und SS bei Vernichtungsaktionen vielfach und eindeutig belegt.“<sup>4657</sup> Ob der Befragte mit „Zivilisten“, die deutsche Soldaten „von hinten“ beschossen hatten, Partisanen meint, lässt er unerwähnt, da er diesen Begriff nicht verwendet. Ob diese Zivilisten, die dann, wie Müller beteuert, keineswegs willkürlich, sondern von einem „ordnungsgemäßen“ Kriegs- oder Standgericht verurteilt wurden, tatsächlich diejenigen waren, die auf Wehrmachtssoldaten geschossen haben, oder ob es sich nur um verdächtige Personen handelte, bleibt ebenfalls vollkommen unklar. Seit dem Krieg hielt sich lange Zeit das Schlagwort von der „sauberen Wehrmacht“. Zutreffend ist, dass die Wehrmacht bis zum Angriff auf die Sowjetunion auf nahezu allen Kriegsschauplätzen bemüht war, sich an das Kriegsvölkerrecht zu halten. Dies gilt selbst für die Anfangsphase des „Unternehmens Barbarossa“. Hochrangige Militärs versuchten, von OKW und OKH erlassene rechtswidrige Befehle zu verhindern. Mit der Zeit jedoch wurden Teile der Wehrmacht und der Waffen-SS Instrumente der von SS und SD ausgeführten Vernichtungsaktionen, vor allem gegen Juden, indem sie solche Aktionen mit vorbereiten und ausführen halfen.<sup>4658</sup> Sicherlich wurden auch Wehrmachtsangehörige nach dem Krieg, vor ihrer Übernahme oder während ihrer Dienstzeit in der Bundeswehr, routinemäßig überprüft. Oder aber dann, wenn sich, wie Müller anführt, Zeugen irgendwelcher Vorkommnisse gemeldet hatten, die das frühere Fehlverhalten des Betroffenen beweisen konnten.<sup>4659</sup> Die historische Forschung

---

<sup>4656</sup> Differenzierter äußert sich dazu Fischer: Ohne die Gnade, S. 104, dem bewusst war, dass es an der Ostfront auf beiden Seiten Grausamkeiten gab, er jedoch nicht direkt Zeuge solcher Verbrechen geworden ist: „Wir bekamen allerdings nur mit, was an der Front passierte. Was sich später weit im Hinterland, an Sonderkommandos auf der einen Seite und Partisanenkrieg auf der anderen Seite abspielte, ahnten wir nicht, wenn wir auch bald die Auswirkungen zu spüren bekamen.“

<sup>4657</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 517.

<sup>4658</sup> Streim: Saubere Wehrmacht? S. 569 – 597, hier: S. 571f.

<sup>4659</sup> In diesem Zusammenhang wies Dr. Bötcher darauf hin, dass er in russischer Gefangenschaft entsprechende Untersuchungen deutscher Wehrmachtsangehöriger erlebt hat. Er erzählte im Interview: „Da gab es eine Unterscheidung: gute Division oder schlechte. Das hat man in Gefangenschaft gemerkt. In Gefangenschaft, im 2. Jahr, kam mal ne russische Kommission, russische Offiziere, ne ganze Menge, und hockten sich also dahin, in einen Raum, großer Saal, Speisesaal, da musste jeder bei denen vorbeigehen. Da haben sie gefragt: Welchen Dienstgrad? Wo waren Sie? In welcher Stadt waren Sie? Und die konnten... auf's Beste genau wussten die, wo die Divisionen gewesen waren. Wenn des bei einem nicht stimmte oder einer sagte: ‚Ja, ich war verwundet, war in Deutschland und dann zurück‘, und so, da sind die pingelig geworden, und haben sie Unterschied gemacht, wer ne gute Division war, die sich korrekt verhalten hatte oder wenn's 'ne schlechte Division war, die Leute erschossen haben, die Leute aufgehängt haben, dann wussten die, welche Division das war.“ Er selbst gehörte zur 305. „Bodensee“-Division und fügt hinzu: „Wir waren 'ne gute.“ Bötcher erklärt, welche Vergehen von den Russen überprüft und ggf. geahndet wurden: „Wenn Leute Partisanen erschossen haben, sich schlecht aufgeführt haben auf'm Vormarsch... [Bei uns is] nix

kommt hier jedoch zu folgendem Ergebnis:

„Die Ermittlungsverfahren gegen Angehörige der früheren Wehrmacht wegen Kriegs- und NS-Verbrechen hatten im Umfang und Ergebnis zu keiner Zeit die Bedeutung wie die Verfolgung der von Angehörigen der ehemaligen Sicherheitspolizei und des SD sowie von den Einheiten der Polizei begangenen NS-Verbrechen.“<sup>4660</sup>

In den fünfziger Jahren hatte, angesichts der angespannten weltpolitischen Lage, das Wiederaufstellen deutscher Streitkräfte Priorität. Die Verfolgung von Angehörigen der früheren Wehrmacht stand diesem Ziel jedoch entgegen. Außerdem ließ der damalige Bundeskanzler den Alliierten gegenüber keinen Zweifel darüber bestehen, dass es keine neue deutsche Armee geben werde, solange noch gegen ehemalige Wehrmachtssoldaten prozessiert werde und sich deutsche Soldaten in alliierter Haft befänden.<sup>4661</sup> Die Folge war ein Nachgeben der Alliierten in der „Kriegsverbrecherfrage“ und das Außerkraftsetzen des entsprechenden Gesetzes durch westdeutsche Politiker. Die mit der Vergangenheit belasteten Angehörigen der Wehrmacht wurden somit „sauber“. Sofern später noch Verfahren gegen Angehörige der Wehrmacht anhängig wurden, geschah dies mehr oder weniger zufällig.<sup>4662</sup> Dieses Vorgehen war auch im Interesse der auf den Wiederaufbau konzentrierten deutschen Bevölkerung, die, ebenso wie die Politiker, eine „Schlusstrich-Mentalität“ offenbarten, die u. a. der Schriftsteller Ralph Giordano als Deutschlands „Zweite Schuld“ brandmarkt.<sup>4663</sup>

---

vorgekommen. ... Das haben die Russen... die brauchten ja bloß warten, bis mia wegfahren und dann die Russen abfragen. Das wussten die Russen. 'Ne ganze Menge [wussten die].“ Bötcher führt das Beispiel eines deutschen Offiziers an, der sich ebenfalls im selben Kriegsgefangenenlager befand und eines Tages verhört wurde. Bötcher erzählte: „Und eines Tages wird er in die Wache gerufen, und da wird er in 'ne deutsche Uniform gesteckt mit Rangabzeichen, und weg war er. Wir wussten nix mehr von dem. Haben die Russen mitgenommen. Und dann kam er nach vier Wochen wieder. Bei dem haben die Russen ... Der war Kommandant in einem Städtchen gewesen, und hat dort Blanko-Todesurteile unterschrieben. Die haben die Russen nachher zugespielt bekommen. Die Russen wussten, Name stand drauf, Einheit wussten sie, haben ihn ‚hopp‘ genommen, im Lager. Dann haben sie ihn mit russischen Posten ... in das Städtchen geschickt, und vier Wochen sind die mit dem spazieren gegangen, im Dorf, wer kennt den? Wer hat gesehen, dass der einen erschossen hat? Wer hat den gesehen, wer weiß was? Versammlungen einberufen, vorgeführt, in deutscher Uniform! Verpflegt, regulär. Und denn haben sie ihn wieder zurückgebracht ins Lager, haben sie ihm den Prozess gemacht, und dann haben sie ihn zu 25 Jahren verurteilt, wobei immer Kriegsgefangene als Zeugen dabei waren. Bei diesen Verurteilungen waren immer Deutsche als Prozesszeugen. Kriegsgefangene, deutsche Kriegsgefangene, als Zeugen. [Zu welcher Division der gehörte], weiß ich nicht. Ja, aber der ist also verurteilt worden. ...“

<sup>4660</sup> Streim: Saubere Wehrmacht, S. 571.

<sup>4661</sup> Ebd., S. 592.

<sup>4662</sup> Ebd., S. 593.

<sup>4663</sup> Giordano: Die zweite Schuld; ähnlich drückte es Werner Krusche, der frühere Bischof von Magdeburg, bereits am 19. Juni 1984 in seinem Kieler Vortrag: „Schuld und Vergebung – der Grund christlichen Friedenshandelns“ mit den Worten aus: „Die Ausblendung der besonderen Schuld gegenüber dem zur Vernichtung bestimmt gewesenen Sowjetvolk ist der verhängnisvollste und folgenschwerste Vorgang in der deutschen Nachkriegsgeschichte,“ zit. in: Schröter: Held oder Mörder, S. 35.

Erfahrungen mit dem NS-Terror in den besetzten Gebieten während des Krieges wurden anscheinend von den Zeitzeugen lange Zeit ausgeblendet. So berichteten DRK-Schwestern erst Jahrzehnte später von Besuchen eines Ghettos und von einem Lager, in dem eine Vielzahl von ausgehungerten Gefangenen „wie Tiere ... am Zaun“ dahinvegetierten, von Gesprächen mit Wehrmachtsangehörigen über Deportationen und Massenerschiessungen jüdischer Menschen.<sup>4664</sup> Warum „dieser verdrängte und lang verschwiegene Teil ihrer Lebenswirklichkeit ... erst Jahrzehnte später zum Gegenstand der bewussten Selbstreflexion“<sup>4665</sup> wurde, ist bis heute schwer nachzuvollziehen. Die Historikerin Drolshagen, stellte in diesem Zusammenhang folgendes fest: „Diese Männer hatten, wie eingangs erwähnt, in Wesen, Ausbildung, Wohnort und Lebensweg wenige Gemeinsamkeiten. Daher überraschte es mich, wie ähnlich sie mir schließlich vorkamen.“<sup>4666</sup> Drolshagen lernte in den Gesprächen mit ihren Befragten, dass die meisten für die Einzelheiten ihrer Militärzeit „ein phänomenales Gedächtnis“<sup>4667</sup> hatten, auch noch nach fünf und mehr Jahrzehnten. Die heftigen Diskussionen „über den Vernichtungskrieg und die verbrecherische Wehrmacht“ haben sie aber nie auf sich bezogen und auch keine Verbrechen begangen oder erlebt.<sup>4668</sup>

Der damalige Leutnant Thomsen erklärte, er habe sich im Krieg nicht mit dem Thema „Unrecht“ auseinandergesetzt und kam in diesem Zusammenhang auf das Thema Erschießungen von Partisanen zu sprechen, wobei es hinter vorgehaltener Hand hieß, dass „auch Juden“ erschossen würden. Er selbst wurde „Ohrenzeuge“ von Exekutionen. Als letztes erzählte er, dass er selbst zur Erschießung eines „Fahnenflüchtigen“ eingeteilt wurde:

„Was an Unrecht geschehen ist, haben wir damals nicht gewusst. Damals haben wir kein Unrechtsbewusstsein gehabt. Es heißt ja heute, dass die Wehrmacht auch verdammt viel Dreck am Stecken hatte. In meiner Gegend, weder in Russland noch in Frankreich, hatte ich jemals Grund, ein Unrechtsbewusstsein gegenüber der Zivilbevölkerung oder sonst wie zu haben. Nichts. In Russland haben wir oft Salven, Gewehrsalven gehört. Es wurde gesagt, das sind Partisanen, die da erschossen werden, es wurde geflüstert: ‚Auch Juden.‘ Nur gehört, [habe ich das], aber es kam hinterher immer gleich die Entschuldigung, es ist eine ukrainische Kompanie, 'ne ukrainische SS-Kompanie. Die hat die Erschießungen gemacht. Zwischen der Ukraine und Russland gab's doch immer ( ). Es gab eine ukrainische SS-Kompanie. ... Nein, wir haben gar keinen Grund, ich hab das auch gelesen, meine Firma ist jetzt im Besitz einer Stiftung, die Stiftung gab es aber schon zu Lebzeiten unseres Chefs. Wir selbst haben Ausstellungen, wo die Wehrmacht auch Dreck am Stecken hat, da sind wir sogar - also meine Firma - beteiligt gewesen an dieser Ausstellung, an der Erstellung dieser Ausstellung, aber

<sup>4664</sup> Vgl. u. a. Gerloff: Kriegsschwestern, S. 52; Wortmann: Was haben wir nicht alles mitgemacht, S. 13, 48 sowie in den Manuskripten der DRK-Schwestern Summ, Gehlert, v. Gadow, abgedr. in Panke/Kochinke/Schaidhammer-Placke (Hg.): Frontschwestern, Friedensengel, S. 195f.; vgl. Anmerk. Morgenbrod/Merkenich: Das Deutsche Rote Kreuz, S. 263.

<sup>4665</sup> Morgenbrod / Merkenich: Das Deutsche Rote Kreuz, S. 263f.

<sup>4666</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 289.

<sup>4667</sup> Ebd.

<sup>4668</sup> Ebd., S. 290.

in dem Teil, in dem ich war, wir haben so etwas nie erlebt, nicht gesehen, gar nichts. Die Schüsse, die wir gehört haben, das waren Erschießungen, das ist eindeutig, ... Erschießungen. Erschießen mussten wir ja auch üben. Wenn 'n Fahnenflüchtiger war... Ich meine jetzt auch wirklich, Urteil vollstrecken. Wenn in der Kompanie ein Fahnenflüchtiger war, der zum Tode verurteilt war, der wurde erschossen. Wir mussten das machen, nur wir wussten nicht, ob wir 'ne scharfe Patrone drin hatten. Wir kriegten dann für die Erschießung die Gewehre überreicht und in den meisten Gewehren, da waren Platzpatronen. Man hat uns auch psychologisch das beigebracht: ‚Zieht das Gewehr ganz stark in die Schulter,‘ dann merken Sie den Rückstoß nicht. Niemand hat sich, meines Wissens, für so etwas freiwillig gemeldet. Niemand. Das wurde bestimmt. Bei einem einzelnen habe ich das erlebt ... Die eigene Kompanie darf auch nicht erschießen dann. Die Nachbarkompanie hat eine Erschießung durchgeführt. Die zweite Kompanie hat einen von der dritten erschossen. Ich bin in einem solchen Kommando drin gewesen. Das war 'n Gerichtsurteil. Wir sind ja drauf vorbereitet worden - auch auf die psychologische Seite (?). Außerdem war's Befehl. Sonst wär' man selbst dran gewesen. Wie heißt es so schön: ‚Befehlsnotstand‘.“

Thomsen ist durch die Diskussionen der letzten Jahre und durch die „Wehrmacht-ausstellung“ bewusst, dass Teile der Wehrmacht an Verbrechen beteiligt waren. Die Erschießungen hat er zwar gehört, weiß aber weder, welche Personengruppe Opfer, noch, wer die Täter waren. Ob es sich wirklich um eine ukrainische SS-Kompanie handelte, deren Ressentiments den Russen gegenüber als Motivation für die Erschießung angeführt wurden, und ob die Opfer Partisanen oder, wie es auch hieß, Juden waren, ist kaum nachzuprüfen, zumal Thomsen den Ort des Geschehens nicht erwähnt.

Zur Erschießung des „fahnenflüchtigen“ Kameraden, zu der er eingeteilt wurde, erklärte Thomsen, man sei auf solche Fälle vorbereitet worden. Das Verhalten wurde vorher eingeübt. Fahnenflucht galt im nationalsozialistischen Staat als das „gemeinste militärische Verbrechen“ (Keitel) an der „Wehr- und Volksgemeinschaft“<sup>4669</sup> Der Deserteur stand traditionellen militärischen Disziplinvorstellungen entgegen und galt als „Wehrmachtsschädling“. Fahnenflucht galt als „schwerste Pflichtverletzung“ und „Treuebruch“ gegenüber der Eidesleistung auf den „Führer“. Mehr als 22.000 Todesurteile wegen Fahnenflucht wurden verhängt, und mehr als 15.000 verurteilte Deserteure wurden hingerichtet. Für viele deutsche Soldaten, die gezwungenermaßen ihren Soldatendienst für den Unrechtsstaat leisteten, wurde die Fahnenflucht zum einzigen Ausweg aus der Gewissensnot.<sup>4670</sup> Die Ausführenden solcher Exekutionen, in der Regel die Kameraden einer Nachbarkompanie, wurden zwar in der Regel bestimmt, hatten aber, was den meisten wohl damals nicht bewusst war, die Möglichkeit, sich solchen Kommandos zu entziehen. Wie auch im Falle dieses

<sup>4669</sup> Dazu Norbert Haase: Fahnenflucht, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, S. 453. sowie Fietje Ausländer (Hg.): Verräter oder Vorbilder? Deserteure und ungehorsame Soldaten im Nationalsozialismus, Bremen 1990; Norbert Haase: Deutsche Deserteure, Berlin 1987; Franz W. Seidler: Fahnenflucht. Der Soldat zwischen Eid und Gewissen, München/Berlin 1993.

<sup>4670</sup> Haase: Fahnenflucht, S. 453.

Zeitzeugen, ist jedoch häufig die Meinung anzutreffen, man wäre selbst erschossen worden, wenn man sich geweigert hätte, einen derartigen Befehl auszuführen. Neuere Forschungen kommen zu einer anderen Einschätzung, wie die der Historikerin Birn:

„Als Begründung für die eigene Beteiligung wird immer angeführt, dass man sonst selbst einen Genickschuss oder sonstige schwere Strafen zu erwarten gehabt habe. Zur Untermauerung werden Beispiele für die Härte und Strenge der Vorgesetzten angegeben; es bleibt aber festzuhalten, dass in diesem wie in den meisten anderen Fällen niemand auch nur den Versuch gemacht hat, sich der Beteiligung an den Erschießungen zu entziehen. Auf Grund der Ermittlungen der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen ist im Übrigen kein einziger Fall bezeugt, in dem Schäden für Leib und Leben Folge der Verweigerung eines Erschießungsbefehls waren. Festzustellen bleibt eine Mischung von Autoritäts- und Befehlsgläubigkeit, der Angst, 'weich' zu erscheinen und dem Gefühl einer aussichtslosen Verstrickung, der man sich schon aus Rücksicht auf und unter Druck der Kameraden nicht entziehen zu können glaubte.“<sup>4671</sup>

Ähnlich beurteilen dies Hans Joachim Schröder<sup>4672</sup> sowie Jan-Philipp Reemtsma, der festhält: „Es sind nur sehr wenige Taten gewesen, deren Unterlassung mit dem Tode bedroht wurden. Die Desertion gewiss; nicht die Weigerung, Zivilisten zu erschießen. Wer Häftlingen zur Flucht verhalf, riskierte sein Leben. Nicht, der, der sich weigerte, Wachmann in einem KZ zu sein.“<sup>4673</sup> Reemtsma hält es für einen Unterschied,

„ob ich eine Tat tue oder jemand anders. Der Satz: ‚Hätte ich es nicht getan, hätte es ein anderer getan‘ verkennt überhaupt den Sinn von Moral. ... Es ändert an der Bewertung meiner Handlung nichts, ob, wenn sie unterbliebe, jemand anders etwas Ähnliches tun würde. Wenn einer sagt: ‚Hätte ich nicht geschossen, hätte es ein anderer getan‘, so versteht er nicht, worum es geht. ... Es geht darum, ob ich schieße (oder was immer) oder nicht. Es geht nicht darum, ob ich durch meine Weigerung zu schießen, jemandem schon das Leben gerettet haben werde. Meine Entscheidung bezieht sich auf den Umstand, dass es mir nicht gleichgültig ist, ob ich ein Mörder bin oder nicht. Das habe ich zunächst zu entscheiden. ... Aber die Ausrede, weil man von mir nicht verlangen könne, ein Held zu sein, so müsse man mir auch verstatten, ein Mörder zu sein, ist monströs.“<sup>4674</sup>

Natürlich ist dies aus heutiger Sicht eine schlüssige Argumentation, der man schwer widersprechen wird. Die meisten deutschen Soldaten jedoch waren es gewohnt, „jede Androhung der Todesstrafe ernst zu nehmen“,<sup>4675</sup> auch wenn in den meisten Fällen dieser Androhung keine Strafe gefolgt wäre. Allein die Angst vor Strafe genügte offensichtlich, um jegliche Zivilcourage zu ersticken und die deutschen Soldaten, wie in diesem Falle Thomsen, von „Alleingängen“ abzubringen. Zudem hat, wie das obige Aufsatzzitat Birns zeigt, kaum jemand auch nur den Versuch einer Verweigerung unternommen. In Anbetracht der Gruppendynamik innerhalb der Wehrmacht dürfte es schwer gewesen sein, gegen den Strom zu schwimmen und aus dem System auszuscheren. Dazu schreibt der Historiker Müller:

<sup>4671</sup> Birn: *Zweierlei Wirklichkeit?*, in: *Zwei Wege*, S. 280.

<sup>4672</sup> Schröder: *Gestohlene Jahre*, S. 578.

<sup>4673</sup> Reemtsma: *Wie hätte ich mich verhalten*, S. 23.

<sup>4674</sup> Ebd., S. 24.

<sup>4675</sup> Eppler, S. 172.

„Die Soldaten sahen gerade im Zuge größerer militärischer Operationen nur geringe Chancen, sich nach eigenen Maßstäben zu verhalten, oder womöglich von der Mehrheit abzuweichen. Der eigene Handlungsspielraum wurde in den Briefen meist mit dem Hinweis auf gegebene Befehle kleingeschrieben.“<sup>4676</sup>

Derjenige, der tatsächlich den Mut aufgebracht hätte, sich einem solchen Kommando zu entziehen, wäre unter Umständen von seinen Vorgesetzten und Kameraden der Feigheit beschuldigt und aus der Gemeinschaft ausgeschlossen worden. Er hätte womöglich innerhalb seiner Einheit zukünftig einen schweren Stand gehabt, auch eine Verurteilung wegen Befehlsverweigerung wäre nicht ausgeschlossen gewesen, wie nachfolgend der Fall des ehemaligen Soldaten Schommler zeigt. Das Mitmachen war, so schrecklich es klingt, offensichtlich in vielen Fällen der Weg des geringsten Widerstandes. Dennoch ist die Rechtfertigung Thomsens, er habe erstens an der Erschießung des Kameraden teilnehmen müssen, um nicht sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen und zweitens, weil die Ausführung der Strafe sonst ein anderer an seiner Stelle übernommen hätte, die Tat an sich aber ohnehin ausgeführt worden wäre, im Nachhinein nicht zutreffend. Nun ist es einfach für die nachgeborenen Generationen, die in diesem System nicht gelebt und unter diesem auch nicht gelitten haben, das Verhalten der ehemaligen Soldaten zu be- oder gar zu verurteilen. Unter damaligen Gesichtspunkten und im Hinblick auf seine damalige Einstellung konnte Thomsen nicht anders handeln. Heute ist aber bekannt, dass es auch seinerzeit andere Möglichkeiten gegeben hätte, sich bestimmten Befehlen zu entziehen, ohne das eigene Leben zu gefährden.<sup>4677</sup> Dies ist dem Befragten jedoch wohl nicht bewusst geworden. Manchem fiel es jedoch nicht leicht, einen ihm unmenschlich erscheinenden Befehl auszuführen. Der damals zur Wehrmacht zwangseingezogene elsässische Soldat Bernecker schreibt in seinen Erinnerungen, dass zwei von ihm nachts eingebrachte und von ihm heimlich gepflegte russische Gefangene am Tag darauf verhört werden:

„Nach dem Verhör, hatten die armen Schweine ... das Pech, im Flur auf den Feldweibel zu stoßen, der das ‚Zeremoniell‘ mit zwei kräftigen Fußritten in den Hintern beendete. Dann gab er mir einen Befehl, der mich umhaute. Er war schlimmer als das Trommelfeuer des gestrigen Morgens. Ich hatte ihn wohlweislich nicht wiederholt, aber sehr gut verstanden, so dass er mir wortwörtlich noch bis heute im Gedächtnis geblieben ist: ‚Bernecker, wenn die Regimentsmelder die Gefangenen nicht abholen und der Russe hierher kommt, legen Sie die beiden um!‘ Bei mir war der Ofen aus, und zwar für den ganzen Tag. So einfach

<sup>4676</sup> DRZW 9/2 (Beitrag Sven O. Müller: Nationalismus, deutsche Kriegsgesellschaft), S. 81.

<sup>4677</sup> Vgl. Schröter: Held oder Mörder, S. 29f.: „Und insgeheim frage ich mich: Wie hätte ich mich wohl verhalten, wenn ich zu solch einem Liquidierungskommando abgestellt worden wäre? Ich fürchte: ich hätte mich möglichst weit hinter einem LKW verdrückt, um nichts sehen zu müssen und um später – vor mir selbst oder vor anderen – sagen zu können: Ich habe mich nicht beteiligt, habe kein Streichholz angezündet, keinen Schuss abgegeben.“ Golder notierte am 29.11.1941 in seinem Tagebuch: „Wir sitzen in Rostowo, wo es gestern abend ein nächtliches Feuerwerk gab. Ein Teil des Dorfes wurde der Helligkeit halber von uns angezündet.“ Nachträglich vermerkte er handschriftlich: „War daran nicht beteiligt, andere mussten Befehl 'von oben' ohne Gelegenheit zum Widerspruch ausführen.“

und brutal kann ein Befehl sein, um zwei Menschenleben auszurotten. ‚Umlegen!‘ Was hätte uns dieser Irrsinn eingebracht. Wo zwei Russen fielen, standen fünfzig wieder hintendran. Die wollten doch genauso gerne überleben wie wir und hatten vielleicht zu Hause Frau und Kinder, denn sie waren nicht mehr die Jüngsten. Den ganzen Morgen war ich geistesabwesend, mein Gehirn suchte verzweifelt nach einer Lösung, nach einem Ausweg aus dieser heiklen Situation, denn ich war auf keinen Fall bereit, diesen Befehl auszuführen. Der Iwan kam sicher im Laufe des Tages hierher, würde aber ein Melder von hinten eintreffen. ... Nein, das ging über meine Kräfte, dazu war ich nicht fähig, damit konnte ich mein Gewissen nicht lebenslänglich belasten. Das käme einem Doppelmord gleich, denn es wäre zweifelsohne Mord gewesen. Die zwei hatten sich freiwillig ohne Waffen in der Hand ergeben, was man als Überlaufen betrachten kann.<sup>4678</sup>

Aufgrund einer Verwundung und seinem Abtransport auf einen HVP. entging Bernecker der Notwendigkeit, eine Entscheidung treffen und eventuell einen gegebenen Befehl verweigern zu müssen.

Der bereits angedeutete Fall, in dem ein junger Soldat sich geweigert hat, eine jüdische Familie zu erschießen, sei hier erwähnt, in dem – entgegen Jan Reemtsmas und auch teilweise Birns Anmerkungen, wonach jeder sich von einem solchen Kommando hätte entbinden lassen können – derjenige Wehrmachtsangehörige als Folge eines nicht ausgeführten Befehls einer so genannten „Feld-Strafgefangenen-Abteilung“ überführt wurde. Der damals 18jährige Karl-Heinz Schommler hatte sich freiwillig zu den Fallschirmjägern gemeldet, wurde an die Ostfront verlegt, und brachte es aus Gewissensgründen nicht fertig, einen Schießbefehl auszuführen:

„An fing alles, weil ich mich geweigert hatte, im Mittelabschnitt eine jüdische Familie mit zwei Kindern zu erschießen. Ich habe den Befehl bekommen vom Hauptmann einer SS-Polizeieinheit. Dann musste ich diese Menschen an den Waldrand führen. Und da sollte ich sie erschießen. In dem Dorf, in dem die Einheit lag, hatten sie sie aufgestöbert, hatten festgestellt, dass da noch eine jüdische Familie ist. Ich bin dann mit den Kindern und dem Ehepaar an den Waldrand gegangen. Da war auch gleich ein Sumpf. Und dann habe ich in die Luft geschossen. Die konnten das erst gar nicht begreifen. Ich habe gesagt, sie sollen abhauen, also ‚paschli‘, sie sollten weggehen, ja. Und ich habe mich dann umgedreht und bin gegangen. Ich bin dann zurück gegangen zur Einheit und habe gesagt: ‚Befehl ausgeführt!‘ Und irgendwie haben sie mir das nicht geglaubt. Sie sind dann die Leichen suchen gegangen und haben sie nicht gefunden. Ich hab dann zugegeben, dass ich sie habe laufen lassen. ... Ich konnte das nicht. Ich hatte vorher einen Judentransport gesehen – also das war grausam, die Menschen... ... Ich konnte das einfach nicht. ... Und ich habe es auch nie bereut, auch wenn ich dann in die Todeszelle gewandert bin. Ich hatte jedenfalls ein ruhiges Gewissen und konnte sagen: Du hast nicht gemordet. Denn es wäre ja Mord gewesen – auf das Ehepaar zu schießen und die Kinder. Ich wäre ja nie glücklich gewesen im Leben.“<sup>4679</sup>

Die Konsequenzen, die Herr Schommler nach der Nicht-Ausführung des Befehls erwarteten, und vor denen sich wohl die meisten Wehrmachtsangehörigen zu Recht

<sup>4678</sup> Bernecker: Generation, S. 272f.

<sup>4679</sup> Die Interviewauszüge wurden der Verfasserin vom ZDF-Magazin Frontal, Herrn Karsten Deventer, als dreiseitiges Transkript mit Anmerkungen der Redaktion zur Verfügung gestellt. Das Gespräch und andere Beiträge zur Militärjustiz in der Wehrmacht war am 28.11.2007, 21.00 Uhr, im ZDF-Magazin Frontal ausgestrahlt worden.

fürchteten, waren dramatisch, so der Befragte des ZDF-Magazins Frontal, dessen Vergehen vor einem Militärgericht abgeurteilt worden war:

„Das war ja die Hölle – diese Feld-Gefangenen-Abteilungen. Die wurden ja verheizt wie ein Stück Holz im Ofen. Das war furchtbar, war das. Wegen den kleinsten Vergehen wurden die Leute erschossen. Und dann Minensuchen und solche Dinge mehr. Das wollten wir einfach nicht.“

Herr Schommler flüchtete vom Transport an die Front mit drei weiteren Kameraden, wurde aufgegriffen und nun vor das Reichskriegsgericht in Torgau gestellt, dem Hauptsitz der NS-Militärjustiz. Nun verurteilte ihn das Gericht zum Tode wegen Fahnenflucht. Von seinem Zellenfenster in Fort Zinna aus, konnte er die Hinrichtung seiner und anderer Kameraden beobachten:

„Da waren die drei Pfähle. Da wurde erschossen. Die kamen von hier runter, wurden sie geführt... Und dann habe ich gesehen, wie sie festgebunden wurden, und dann stand hier das Erschießungskommando – immer fünf Mann. Bei drei Hinrichtungen waren es 15 Mann. Fünf Mann haben auf jeden Verurteilten geschossen.“<sup>4680</sup>

Der Informant Schlotmann war bereits zu einem Erschießungskommando eingeteilt und berichtet von der Erleichterung, die er empfand, als ihm die Teilnahme an der Exekution eines Kameraden der Nachbarkompanie im letzten Moment erspart blieb:

Interv: Gab's da mal andere, die Widerstand geleistet haben? Haben Sie so was mal mitgekriegt?

Schlot: Ja, was heißt Widerstand? Gegen wen?

I: Ja, es gab ja so genannte, unter damaligem Sprachgebrauch, ‚Fahnenflüchtige‘. Ich hab mal jemanden [dabei] gehabt, einen [Interviewpartner], der musste daran teilnehmen, an so ner Erschießung von nem eigenen Kameraden, weil der die Truppe verlassen wollte.

S: Kann ich Ihnen auch was zu erzählen... Da wurde plötzlich von uns eine Gruppe angefordert, 15 Mann, ich war denn auch mit drunter, und mussten mit Stahlhelm, Koppel, Gewehr, mussten wir kommen, und wir wussten gar nicht, worum es ging. Ja, und wir zur Kompanie hin, haben uns da gemeldet. Ja, und das hat gedauert und hat gedauert. Und da erfuhren wir, es sollte n Fahnenflüchtiger erschossen werden, und wir waren dazu ausgesehen. Wir haben alle ganz dumm geguckt. Ja, es laufen noch Verhandlungen da. Sie wüssten noch nicht genau, wie und was, und so weiter. Und dann auf einmal hieß es: ‚Es hat sich ne andere Einheit gefunden, die das macht. Wir können wieder gehen.‘ Da haben wir gesagt: ‚Das kann nich' wahr sein, dass wir da vorbeigekommen sind!‘ Was will man in so einem Fall machen?! Wir haben, ich will nicht sagen, Blut geschwitzt, aber wir waren... Also uns sind zehn Steine gefallen, dass wir das nicht machen mussten - einen eigenen Soldaten erschießen, das muss man sich erst mal überlegen, was das bedeutet! Bin ich dran vorbeigekommen. Weiß jetzt gar nicht mehr genau, wo das war, Poltawa oder so, ich weiß es nicht.“

Zunächst wusste Schlotmann anhand der gestellten Frage nicht genau, worauf diese abzielte. Erst die Erklärung und die Erwähnung eines anderen Beispiels erleichterten ihm das Verständnis und sorgten anscheinend dafür, eine eventuell bei ihm vorhandene Hemmschwelle abzubauen und seine eigenen Erlebnisse mitzuteilen. Während es

<sup>4680</sup> Laut Recherchen des ZDF-Magazins Frontal standen „rund eine Million Soldaten ... vor solchen Gerichten“, wo meist „kurzer Prozess“ mit ihnen gemacht wurde (S. 2 des Transkripts). Vgl. Messerschmidt: Die Wehrmachtjustiz. Schommler konnte kurz vor Kriegsende durch die Hilfe eines Wachsoldaten aus seiner Zelle fliehen.

im Kampf gegen Rotarmisten sicher zu keiner solchen Reaktion der Angst und Panik, einen Gegner zu erschießen, gekommen sein dürfte, handelte es sich bei einem deutschen Soldaten eben um einen Kameraden, auch wenn man ihn vielleicht noch nicht einmal persönlich kannte. In einem solchen Fall scheinen sich Soldaten wie Schlotmann vor der Ausführung der Erschießung wie potenzielle Mörder gefühlt zu haben, während sie sich im Schusswechsel mit einem „Untermenschen“ oder bei der Exekution eines Partisanen in einer anderen Situation befanden. Der sowjetische Gegner „verdiente“ es, bekämpft zu werden, es galt vielfach das Prinzip: Du oder ich! Als Mörder hat sich sicher kein Wehrmichtsangehöriger in solchen Fällen gefühlt. Im Falle eines Kameraden galten wohl aber andere Gesetze. Während Thomsen hier von „Befehlsnotstand“ sprach und offenbar weniger Skrupel hatte oder diese zumindest nicht zum Ausdruck brachte, empfanden Schlotmann und seine Kameraden die Notwendigkeit, jemanden aus ihren Reihen erschießen zu müssen, als persönliche Katastrophe, so dass die Erleichterung, hier davon gekommen zu sein, keine Grenzen kannte.

Der damals in Italien eingesetzte Bertold König erlebte, wie einer seiner Unteroffiziere, dem aufgrund seiner Kopfgröße kein geeigneter Wehrmachthelm passen wollte, später mit einer viel zu großen Kopfbedeckung an die HKL geschickt wurde. Der Unteroffizier beschwerte sich in einem Brief an seine Familie über diesen Umstand und seinen Fronteinsatz sowie über Dienstvorschriften, die keiner mehr beachtete. Der Brief wurde von der Zensur abgefangen, und der Unteroffizier wegen Wehrkraftzersetzung angeklagt und später von einem Gericht zum Tode verurteilt. König berichtet, dass sich die Männer, die das Exekutionskommando bilden sollten, einer nach dem anderen weigerte. Daraufhin hätten sich „einige der zuschauenden Soldaten freiwillig“ zur Ausführung der Erschießung gemeldet. „Es sei, sagen sie zur Begründung, doch besser, wenn der Unteroffizier Wunderlich von Bekannten als von Fremden erschossen würde.“<sup>4681</sup> Angesichts der Ausführungen von Schlotmann klingt eine solche Begebenheit fast unglaubwürdig, zumal wie Thomsen zuvor ausgeführt hatte, es üblich war, dass eine Nachbarkompanie die Exekution ausführte. Möglich ist auch, dass die eigenen Kameraden sich auch deshalb meldeten, um sich an dem Unteroffizier wegen anderer Vorkommnisse in der Kompanie zu rächen. Tatsache ist, dass an kriegsmüden oder Befehle offiziell in Frage stellenden deutschen Soldaten, ein Exempel statuiert werden sollte, um die anderen Kameraden ausdrücklich vor einem solchen Schritt zu warnen. In diesem Fall hatte der Unteroffizier mehrfach Pech: sein Feldpostbrief war von der Zensur geöffnet worden, und es hatte sich nach der Absage der offiziell zur Exekution bestellten Soldaten andere Kameraden dafür gemeldet.

Desertieren war, wie sich Buhr erinnerte, vor allem ab 1944 ein häufigeres Phänomen:

---

<sup>4681</sup> König, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 171.

„... Ha. Paar hundert hab ich baumeln sehen und erschießen sehen. Ja, [Deutsche]. Die haben desertiert. Da, '44, begann die Zeit, wo zu Haufen desertiert wurde. Und es war ja furchtbar schwer, jemandem nachzuweisen, ob er sich von der Truppe abgesetzt hatte... oder versprengt war. ... Ja, doch, es war sehr schwer festzustellen, wo das Kampfgebiet begann, und wo es aufhörte. ... Also ich hab zwei Exekutionen miterlebt, und das ist schon eine sehr unangenehme und üble Sache. Beide Male waren es vielleicht so zweiundzwanzig-, dreiundzwanzig-jährige junge Leute, die also aufgefangen worden waren, und die dann erschossen wurden – ohne Binde, ohne irgendwelche Sentiments.“

Massenhaft trat die Fahnenflucht jedoch erst im Frühjahr 1945 auf. Der Fahnenflüchtige galt als „Volksschädling“. Klemperer berichtet am 13. Februar 1945 in Dresden, es sei „sehr viel Gestapo eingesetzt und sehr viel Militärpolizei, denn es wimmelte von Urlaubern, die zu Deserteuren geworden waren, und von Zivilisten, die sich dem Dienst im Volkssturm entzogen.“<sup>4682</sup> Desertion wurde in den meisten Fällen mit dem Tode bestraft. Entgegen Buhrs Angaben war es nicht sehr schwierig, den Nachweis zu erbringen, dass sich jemand unerlaubt von der Truppe entfernt hatte.

Der Zeitzeuge Buhr kam auch auf Geschehnisse zu sprechen, die sich etwa zehn Tage nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion ereignet haben. Ihm ist nicht bewusst oder er wollte nicht sein gesamtes Wissen darüber preisgeben, dass in der ehemals polnischen, ab 1939 sowjetisch- und später deutsch besetzten Stadt Lemberg im Juli 1941 im Zuge der Entdeckung mehrerer Massengräber antibolschewistische und antijüdische Pogrome mit mehreren tausend Toten stattgefunden haben:

„Tja. Man hat ja schon am Anfang, wie wir einmarschiert sind, 1941, in Lemberg sind wir ja am 3. oder 4. Tag sind wir in Lemberg gewesen. Und da war ich Geschützführer, da war ich noch Unteroffizier. Da ging ich auf der Straße und wunderte mich, dass alle Naselang gingen deutsche Soldaten und hatten einen oder zwei Zivilisten vor sich her treibend. Und am nächsten Tag – ich lief in Lemberg herum, hab' geguckt, ob nicht irgendwo irgendwas Nettes oder Gutes ist – kam ich auf einen Hof, und da war eine, ich glaub', es war eine Schule gewesen oder Univ... jedenfalls n großes Gelände mit Baracken, nicht Baracken, sondern Hörsälen und so, und ich lief da rum, und ich wunderte mich, ich denk', es riecht hier so komisch oder sonst was, und kam an eine Tür, es ging da n paar Stufen runter, und da war unten, so wie in ner Tiefgarage, ein riesiger Platz und ich blieb wie versteinert stehen. Auf einmal stand ich auf Leichen, lauter russische Zivilisten. Und da waren, ich sprach nachher mit dem wachhabenden Offizier, der da patrouillierte und alles, und da hatten die 2.000 russische Zivilisten im Keller erschossen, die SS, und aufgestapelt. Das war also ein Meer von Leichen. Ja, und ich habe ihn gefragt: ‚Ja, das sind alles Kommunisten.‘ Und Kommunisten waren ja nun Verbrecher und Untermenschen und mussten Dings... Da hatten die also am Tag vorher in der Bevölkerung gesagt: ‚Wer einen Kommunisten nachweist, der bekommt...‘ irgendetwas, ich weiß nicht, ob es Geld war oder ob es Essen oder sonst was war. Jedenfalls, es gab ne Kopfprämie, und da haben also die Leute Kommunisten denunziert und die wurden dann also von ihren eigenen Leuten da in den Keller hingebacht. Und wenn sie in den Keller rein gingen, standen rechts und links SS-Leute mit Pistolen und wenn sie in den Keller rein gingen, haben sie einen Genickschuss bekommen und mussten dann von Zivilisten also aufgestapelt werden. Und nachdem das also dann erledigt war, haben dann also die Hilfskräfte auch noch ihren Schuss bekommen. Also, es sind schon sehr sehr üble

<sup>4682</sup> Klemperer: LTI, S. 331.

Sachen passiert. ... Nein, das hatte nichts mit Juden zu tun. In Russland ging es nur um Zivilisten. Ja, die Russen sind ja ausgesprochene Juden...“

Die von Buhr geschilderten, furchtbaren Erlebnisse, die sich in Lemberg, der Hauptstadt Ostgaliziens zutrug, enthalten richtige und falsche Angaben. Außerdem ist dieser offensichtliche Genozid im Hinblick auf Opfer und Täter nicht ganz genau rekonstruierbar. Laut Frank Golczewski hat sich in Lemberg folgendes ereignet:

„Zwischen dem Abzug der Sowjets, die häufig ... vor dem Verlassen ihrer Positionen Massaker an ihren Gefangenen, die nicht mehr evakuiert werden konnten, anrichteten und dem Einmarsch der Deutschen bildeten sich in den ukrainischen Gebieten Milizen (nicht mit den 'Nachtigall'-Soldaten zu verwechseln), die nicht selten eine blutige Abrechnung mit denen veranstalteten, die sie für die Grausamkeiten der Sowjetzeit verantwortlich machten. Jeweils einige Stunden oder Tage lang wütete man vor allem gegen Juden, die, einem Stereotyp folgend, das von der OUN-B im April 1941 in Krakau bestätigt worden war, mit den Kommunisten identifiziert wurden, auch wenn sie selber Leidtragende der Sowjetisierung gewesen waren. Falsch ist es, alle Ukrainer der Teilnahme zu bezichtigen; es gab Beispiele, dass Nachbarn oder ukrainische Priester versuchten, die Bedrohten so lange zu schützen, bis die Gefahr vorüber war. Dadurch aber, dass gleichzeitig die Einsatzgruppen C und D des SD der SS mit ihren Massentötungen von Juden und angeblichen oder tatsächlichen ‚Kommunisten‘ begannen, ist es sehr schwierig, zwischen den Mordtätern zu unterscheiden. Als ‚Zulieferer‘ und Denunzianten leisteten Ukrainer den Einsatzgruppen darüber hinaus Beihilfe. Nationalistisch motivierte Versuche, jede Beteiligung von Ukrainern an den Morden abzustreiten, widersprechen vertrauenswürdigen Berichten.“<sup>4683</sup>

Tatsache ist, dass Lemberg bis zum Zweiten Weltkrieg kulturelles und politisches Zentrum der orthodoxen Juden war, und 1939 ein Drittel der insgesamt 340.000 Einwohner jüdisch war.<sup>4684</sup> Drei Wochen nach Kriegsbeginn, im September 1939, wurde Lemberg von Truppen der Roten Armee besetzt. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion besetzten deutsche Einheiten Lemberg und entdeckten dabei am 30. Juni 1941 in drei Lemberger Gefängnissen mehrere hundert NKWD-Opfer, hauptsächlich Ukrainer, aber auch Polen, Juden und zwei deutsche Flieger.<sup>4685</sup> Die innerhalb der Bevölkerung ohnehin verbreitete antijüdische Stimmung verstärkte sich durch das Auffinden der Toten. Ukrainische Zivilisten, der Wehrmacht unterstellte Ukrainer, Angehörige der Einsatzgruppen, aber auch Wehrmachtssoldaten beteiligten sich an den mehrere Tage anhaltenden Pogromen.<sup>4686</sup> Nach den von Buhr gemachten Beobachtungen könnte sich folgendes ereignet haben: die „ein oder zwei Zivilisten“, die die deutschen Soldaten „alle Naselang“ vor sich her führten, könnten Juden gewesen sein, die, zusammen mit den bereits dort im Keller getöteten Zivilisten Opfer von SS-Einsatzgruppen wurden, die Ende Juni 1941 mit ihren Massentötungen „von Juden und angeblichen oder tatsächlichen 'Kommunisten'“<sup>4687</sup> begonnen hatten. Sie wurden, wie Gol-

<sup>4683</sup> Golczewski: Die Ukraine im Zweiten Weltkrieg, S. 251.

<sup>4684</sup> Verbrechen der Wehrmacht (Ausstellungskatalog), S. 94.

<sup>4685</sup> Ebd.

<sup>4686</sup> Verbrechen der Wehrmacht (Ausstellungskatalog), S. 94.

<sup>4687</sup> Golczewski: Ukraine im Zweiten Weltkrieg, S. 251.

czewski herausarbeitete, „mit den Kommunisten Identifiziert ...“, auch wenn sie selber Leidtragende der Sowjetisierung gewesen waren.“<sup>4688</sup> Auch die Ausschreitungen der parallel dazu agierenden ukrainischen Milizen waren „sowohl anti-kommunistisch als auch antijüdisch“ motiviert, wie es in einer Ereignismeldung vom 2.7.1941 heißt.<sup>4689</sup> Die vor der sowjetischen Besetzung 1939 dort ansässige polnische Bevölkerung war jedoch größtenteils antikommunistisch eingestellt. Die Juden wurden oftmals von nichtjüdischen Ukrainern denunziert und den deutschen Einsatzgruppen zugeführt.<sup>4690</sup> Das Wehrmacht-AOK 17 machte sich an den Pogromen in Lemberg mitschuldig, zumal der entsprechende Stab beim Reichssicherheitshauptamt in Berlin anregte, „die jeweils vor Ort agierenden antijüdischen Kräfte vor Ort für pogromartige Ausschreitungen zu nutzen.“<sup>4691</sup> Dass die Mehrheit der dortigen Wehrmachtseinheiten die Ausschreitungen nicht billigte, belegt eine Meldung vom 1.7.1941:

„Die eigene Truppe ist, wie die Meldungen der Kompanien beweisen, über die Roheitsakte und Quälereien empört. Sie hält ein unerbittliches Strafgericht an den Schuldigen am Massaker der Bolschewisten für unbedingt erforderlich, versteht jedoch nicht das Quälen und Erschießen wahllos zusammen getriebener Juden, darunter Frauen und Kinder. Besonders auf die ukrainischen Komp. macht dies alles einen disziplinerrüttenden Eindruck. Sie können nicht zwischen Wehrmacht und Polizei unterscheiden und werden, da sie im deutschen Soldat ein Vorbild sehen, in ihrer Beurteilung der Deutschen allgemein schwankend.“<sup>4692</sup>

Der Stadtkommandant von Lemberg, General Wintergerst, sowie auch die übergeordneten Wehrmachtstellen ergriffen zunächst keine Maßnahmen, um die eskalierende Gewalt zu unterbinden.<sup>4693</sup> In einer Zeugenaussage heißt es, dass erst nach zwei Tagen „die [deutsche] Armee eingeschritten [ist]. Das war ihnen dann zuviel.“<sup>4694</sup> Warum der Informant Buhr behauptet, dass es in Russland „nur um [kommunistische] Zivilisten ging“, und Aktionen gegen Juden ausklammert, im letzten Satz jedoch feststellt, die Russen seien „ausgesprochene Juden[gegner?]“, ist schwer zu sagen. Der damals in Lemberg nach einer Verwundung aus dem Lazarett entlassene Soldat Johann Scheins, wollte einen Kameraden im Lazarett besuchen und stieß auf dem Weg dorthin auf ein Haus, deren Bewohner offensichtlich Opfer eines der zuvor beschriebenen Pogrome geworden waren.<sup>4695</sup> Nachdem er die Toten und die Schwerverwundeten entdeckt hatte, wurde er von einem „Kerl in schwarzer Uniform“ zur Rede gestellt und dann „weggejagt.“<sup>4696</sup> Er sei dann ein Stück aus der Stadt raus

<sup>4688</sup> Ebd.

<sup>4689</sup> Ereignismeldg. UdSSR Nr. 10 v. 2.7.1941, Bundesarchiv R 58/219, Abdr. i. ebd., S. 98.

<sup>4690</sup> Golczewski: Ukraine im Zweiten Weltkrieg, S. 251.

<sup>4691</sup> Verbrechen der Wehrmacht (Ausstellungskatalog), S. 94.

<sup>4692</sup> Schlussmeldung über die Einnahme Lembergs vom Kommandeur des Bataillons 800 von 1.7.1941, BA-MA RH 28-1/23, Abdr. in ebd., S. 95.

<sup>4693</sup> Verbrechen der Wehrmacht (Ausstellungskatalog), S. 94.

<sup>4694</sup> Beckermann: Jenseits des Krieges, S. 67.

<sup>4695</sup> Scheins, in: Schüddekopf: Im Kessel, S. 185.

<sup>4696</sup> Ebd.

gegangen und stieß auf das nächste Verbrechen. Aus einem ankommenden Zug mit vierundfünfzig mit Stacheldraht zugehängten Waggons – Scheins hatte sie gezählt – und bewaffneten SS-Leuten auf den Trittbrettern wurden alle „Männer, Kinder, Frauen von achtzig bis ein Jahr ... aus den Waggons raus geschmissen“ und einen Hang herunter gejagt. Die Menschen seien alle mit Maschinengewehren erschossen worden.<sup>4697</sup> Scheins, der nach seiner Genesung wieder an die Front in die Nähe des Donez verlegt wurde, erzählte seinen Kameraden „von den Toten im Treppenschacht, vom Zug und wie die SS sie erschossen hat mit den Maschinengewehren,“ und meint: „Kein Mensch wollte es glauben, die Landser nicht und die Offiziere im Regimentsstab.“ Lediglich ein Offizier, der von einem Heimaturlaub zurückkehrte meinte: „Ja, das kann sein“. Er hätte viel gehört und gesehen.<sup>4698</sup>

Heinze berichtet nachfolgend von einem Verbrechen an Soldaten der Roten Armee, dem ein russischer Angriff mit T-34-Panzern vorausgegangen ist. Das Verbrechen ist als Racheakt zu begreifen, wobei der Informant sich heute darüber im Klaren ist, dass es sich um einen völkerrechtswidrigen Akt handelte:

„... Und all' diese anderen Geschichten, die erzählt werden, da muss ich also auch aus eigener Erfahrung sagen... Ich meine, ich kann ja immer nur so einen Abschnitt wiedergeben. Und, wenn bei uns irgend sowas vorgekommen wäre, was sie immer erzählen, dann wär' der Soldat verurteilt worden. Ob das Übergriffe gegen Frauen oder Zivilbevölkerung ... Auch im Osten. ... Ich kann auch nur wieder ein Beispiel erzählen, wo es sicherlich gegen die Genfer Konvention gegangen ist. Ist hier auch festgehalten: Wir sind angegriffen worden. Das war bei der Gegend von Kalatsch, die letzte Kesselschlacht da. Und wir hatten den Ring geschlossen, und die Russen wollten aus dem Kessel 'raus nach Osten durch. Wir gingen da so einen Wald da durch, durch ausgetrocknete Flusstäler, gingen so 'nen Hang, und wie wir oben ankommen, ist noch 'n kleiner Hügel, und da oben stehen so ungefähr zehn, zwanzig T 34. Unsere ärgsten Feinde... Vor denen hatten wir größere [Angst], ( ) und wir hatten keine Möglichkeiten. Wir waren 'n Jäger-Regiment, und da hatten wir so 'ne zerlegbare Panzerbüchse, da sagten wir unser ‚Heeresanklopfergerät‘, wenn man da an 'n Panzer 'ran ( ) weg, rührten die sich überhaupt nicht. Dieses Ding hatten wir schnell zusammengesetzt und haben da mutig drauf gehalten, und die flogen dann ( ) auseinander, und die Panzersoldaten standen draußen und hatten sich das Gelände angesehen und ( ) hatten schon wunderbare Lederanzüge, die Russen da, und da konnte man auch sehen, wie sie uns dann gesichtet hatten, dann sprangen sie schnell in ihre Panzer und Motor an und auf uns zu, und da hatten wir ganz großes Glück: an der Stelle, wo wir da oben angekommen waren, da haben die Russen wunderbare Erdlöcher gegraben. Die waren auch fleißig. Und da sind wir 'rin, in die Löcher. Das waren manchmal Rundlöcher, die hatten oben solche Löcher, höchstens (zeigt), und der Boden war ja knochenhart, und da kamen die Panzer aufs Loch und versuchten dann immer, das Loch durch Schaltungen einzudrücken, gelang ihnen nicht, das war so fest, war nichts zu machen. Das wussten sie nicht und fuhren dann durch, über unsere Reihen weg, durch das Tal durch, und wir saßen da im Dreck, gingen dann 'runter, und von der Höhe konnten wir sehen, dass unser 3. Bataillon, das saß auf 'ner freien ‚Plaine‘, die versuchten, mit unserem lächerlichen Klappspaten in diesen Boden 'rein zu kommen. Da ist eine Gruppe von den Panzern so, und die andere von hinten, und wurden z. T. überrollt, z. T. haben sie sie gefangen genommen und ha-

<sup>4697</sup> Ebd., S. 185f.

<sup>4698</sup> Ebd., S. 186f.

ben sie dann an die Panzer angebunden und zu Tode [*bei der Erinnerung standen Herr Heinze Tränen in den Augen*] geschleift. Wir sind dann... haben versucht, noch ... durchzubrechen und hinten stand, Gott sei Dank, eine 8.8-Flakabteilung und die hat sie abgeschossen. Die Übriggebliebenen sind gefangen genommen worden und da weiß ich, dass da die Leute nicht nach hinten gekommen sind. Die haben sie dann nicht nach hinten gebracht.<sup>4699</sup> Das ist ne andere Mentalität. Gucken Sie doch mal Jugoslawien an usw. Die sind auch ganz anders.“

Die Erzählung bezieht sich auf den Vormarsch der Deutschen auf Stalingrad im Sommer 1942. Bei Kalatsch vereinigten sich später, im November 1942, die russischen Angriffsspitzen. Zuvor fand im August desselben Jahres dort eine größere Kesselschlacht statt, bei der russische Truppen eingeschlossen wurden. Heinze verdeutlichte Angst und Respekt der deutschen Landser vor dem russischen Panzer T 34.<sup>4700</sup> Diese Gefühle wurden noch verstärkt durch die unzureichende eigene Ausrüstung. Bei dem von Heinze erwähnten so genannten „Heeresanklopfgerät“ handelt es sich um eine Panzerabwehrkanone, Typ Pak 3,7. Diese Waffe durchschlug die dicke Panzerung des T 34 nicht, sondern prallte daran ab und war damit für ihre eigentliche Bestimmung, der Bekämpfung und Vernichtung von Panzern, wertlos geworden. Von der Bewaffnung und Kleidung der russischen Panzersoldaten spricht Heinze fast mit Bewunderung. Die Unterlegenheit, die die Deutschen in dieser Phase wohl schon häufiger zu spüren bekommen hatten, wird hier überdeutlich: in ihrer Wehr- und Hilflosigkeit flüchtete sich der Zeitszeuge mit seinen Kameraden in von Russen gegrabene Panzerdeckungsöffnungen und hatte großes Glück. Auch hier zollt er den Rotarmisten erneut seinen Respekt und lobt die gute Arbeit des Gegners, die ihm das Leben rettete. Seine Kameraden vom 3. Bataillon hatten weniger Glück. Dort gab es keine Deckungsöffnungen und somit kein Entkommen. Heinze wurde Augenzeuge, wie diese deutschen Soldaten von den T 34 überrollt und dabei getötet oder „zu Tode geschleift“ worden sind. Die zu Hilfe eilende deutsche Flakabteilung schoss die russischen Panzer ab, die diesen Angriff überlebenden Soldaten der Roten Armee wurden offenbar an Ort und Stelle erschossen und nicht zu einer Gefangenenensammelstelle „nach hinten“ gebracht. Der Zeitszeuge bezeichnet die Rotarmisten als „andere Mentalität“ und meint damit die seiner Meinung nach brutale Kriegführung der sowjetischen Soldaten. Dabei unterscheidet Heinze anscheinend zwischen Grausamkeiten, die im Krieg als „normal“ und unvermeidlich gelten, etwa das Erschießen eines Gegners im

<sup>4699</sup> Vgl. Schüddekopf: Kessel, S. 26, zur Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener in einer Aussage eines seiner Befragten: „Während die meisten Offiziere darauf bestanden haben, dass wir sie abliefern, haben einige gesagt: ‚Ihr wisst schon, was ihr tun müsst.‘“

<sup>4700</sup> Die Angst der deutschen Soldaten vor diesem Panzer war weit verbreitet. Ein anderer Informant bei Schröder: Gestohlene Jahre, S. 530, Krakowski (Beleg 121), beschreibt sie so: „Da brauchte bloß einer zu rufen, >T 34< - das war der berühmte Panzer, die tauchten ja überall auf -, und dann lief ja alles weg. Blieb alles liegen.“ Der T 34 kam in der Roten Armee ab Herbst 1941 zum Einsatz und war den deutschen Panzern III und IV an Feuerkraft, Beweglichkeit und Panzerung eindeutig überlegen. Zentner (Hg.): Lexikon Zweiter Weltkrieg, S. 201; Guderian: Erinnerungen, S. 129, 148, 215.

Kampf, und solchen Vorfällen, die, wie oben beschrieben, bestialische Folterungen an gefangen genommenen Deutschen bezeichnen. In diesem Fall wurde von den Deutschen nach dem Leitsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ verfahren. Die Wehrmachtssoldaten übten Selbstjustiz. Dabei ist zu bedenken, dass das Unrecht der einen Seite durch das Unrecht der Gegenseite nicht getilgt wird. Man gewinnt bei Heinze den Eindruck, dass die Brutalität der Deutschen ihm gar nicht bewusst wird. Stattdessen sieht er sehr genau die Gräueltaten der Gegner und ist der Ansicht, die Deutschen hätten sich in dieser und auch in anderen Situationen wie „zivilisierte“ Soldaten verhalten.

Aus damaliger Sicht Heinzes ist verständlich, dass er wohl den Racheakt des Nachbarbataillons billigte, zumal sich vor seinen Augen ein Akt unglaublicher Brutalität abgespielt hatte. Hinzu kommt, dass die Mehrheit der deutschen Soldaten glaubte, zu Recht in der Sowjetunion zu sein: Ideologie, Überlegenheitsdenken und „Präventivkrieg“ mögen hier u. a. eine Rolle gespielt haben. Daher wurde gegen brutale Aktionen der Russen, die nach Meinung der Deutschen nichts mit einem „normalen“ Krieg zu tun hatten, deutscherseits ebenso brutal vorgegangen, wie folgender Text belegt:

„Meinhard erzählt auch, dass es Grausamkeiten von den Sowjets an unseren Soldaten gegeben hat und dass sie oftmals keinen Gefangenen machten. Es blieb dann nicht aus, dass auch von unserer Seite so verfahren wurde. Das sei der verfluchte Krieg mit seiner sich ständig steigernden Hasslawine, sagt er. Es beginnt mit Einmarsch und Kämpfen. Die Feinde wehren sich ihrer Haut, und es kommt zu Verbissenheit und zu beiderseitigen Übergriffen. Das führt dann zur Rache und Vergeltung nach dem Motto: Wie Du mir – so ich Dir! Und wehe, wer dann am Ende der Unterlegene ist.“<sup>4701</sup>

Durch das „Auge-um-Auge“-Prinzip war jedoch eine immer mehr ausufernde Eskalation des Krieges im Osten unvermeidlich. Dass aber auch russische Soldaten, die sich aufgrund der Aussichtslosigkeit ihrer Lage, den Deutschen ergeben wollten, oftmals keine Überlebenschance hatten, verdeutlicht abschließend der Bericht Essers, der einen Eindruck davon vermittelt, wie ein Panzerangriff einer Waffen-SS-Einheit ablief. In einem Brief schrieb der Waffen-SS-Soldat Esser seinem Vater am 25. März 1943:

„... Die Bolschewisten, die uns gegenüber standen, es war wohl die 3. Panzerarmee, das waren ja eigentlich keine Bolschewisten, das waren ganz gewöhnliche, echte Russen, die in dem Augenblick, in dem sie uns sahen, stifteten gingen, oder, wenn sie von uns überrascht wurden, mit jämmerlichem Gesicht die Hände erhoben oder davonzulaufen versuchten, bis sie die Garbe meines M.G. erfasste. Oft blieben sie auch liegen in ihren Schützenlöchern und Deckungen, wimmerten nur und ließen sich dann, weil ihnen nichts anderes übrig blieb, von unseren Ketten zu Brei zermalmen. Da war nichts zu spüren von fanatischem Hass, und solchen Sachen, womit unsere Propaganda so gern arbeitet.“

Der Historiker Sven Oliver Müller stellt fest, dass im Plauderton gehaltene (Feldpost-) Berichte über Erschießungen zeigten, „wie weit die Gewalt-Hemmschwelle schon zu Beginn des Feldzuges gesunken war.“<sup>4702</sup> Im Laufe des Krieges im Osten war wohl

<sup>4701</sup> Koschorrek: Vergiss die Zeit der Dornen nicht, S. 105.

<sup>4702</sup> DRZW 9/2 (Beitrag Sven Oliver Müller: Nationalismus in der deutschen Kriegsgesellschaft), S. 81f.

das Auftreten der Waffen-SS-Divisionen, wie es Esser von seiner Einheit beschreibt, von immer weiter zunehmender Brutalität gekennzeichnet, obwohl, wie er im Brief an seinen Vater eingesteht, die sowjetischen Soldaten sich ergeben wollten, keinen Widerstand leisteten und auch der von deutscher Seite her dem Gegner unterstellte Hass nicht „zu spüren“ war. Auf Esser und auch auf andere, wie etwa Heinze, mag nachfolgende Erkenntnis Müllers zutreffen:

„Offenbar verstanden manche Männer ihre Verantwortung für alltägliche Misshandlungen und Mord nicht als ein Verbrechen. ... Was völkerrechtlich ein Kriegsverbrechen ausmachen konnte oder von der Nachwelt als solches eingeordnet wurde, erschien aus der Sicht der schreibenden Soldaten oft als harmlose Bagatelle oder als Kriegs gegebener Begleitumstand.“<sup>4703</sup>

#### *Zusammenfassung:*

Was die Millionen deutscher Soldaten, die in der Sowjetunion gekämpft haben, von 1941 – 44 von den Verbrechen, die von Deutschen oder im Namen Deutschlands ausgeführt worden sind, gewusst haben, oder an welchen sie aktiv oder passiv mitbeteiligt und somit mitschuldig geworden sind, lässt sich heute wissenschaftlich nicht mehr genau rekonstruieren. Anhand des für diesen Abschnitt zur Verfügung stehenden Materials, insbesondere der Zeitzeugen-Aussagen, kann festgestellt werden, dass sich Teile der Wehrmacht, besonders des Heeres, an Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung, insbesondere an jüdischen Menschen, mitschuldig gemacht haben. Jedoch wäre es ebenso verfehlt, daraus das Bild von *der* verbrecherischen Wehrmacht abzuleiten wie das Bild der 50er Jahre von der „sauberen“ Wehrmacht zu konservieren. Gemessen an den insgesamt etwa 19 Millionen deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges, war eine Minderheit mit Verbrechen konfrontiert. Manche der Befragten waren noch im Interview empört darüber, dass die Wehrmacht überhaupt etwas mit den Verbrechen zu tun gehabt haben soll (z. B. Müller).

Es gab sicher innerhalb der deutschen Streitkräfte eine ganze Reihe an Kommandeuren, die den Mut gehabt haben, etwa den so genannten „Kommissarbefehl“ nicht auszuführen.<sup>4704</sup> Soweit bekannt, blieben Konsequenzen für sie aus. Dies zeigt, dass zumindest höhere Offiziere teilweise die Möglichkeit hatten, verbrecherische (Kollektiv-)Befehle aus Gewissensgründen abzulehnen. Anders konnte es im Falle von erteilten Einzelbefehlen aussehen, bei denen von höherer Stelle nachgefragt wurde, ob die angeordnete Aktion auch ausgeführt worden war. Hier hätte der einzelne wegen Befehlsverweigerung belangt werden können. Die Angst der Soldaten, deren erste „Pflicht“ die Ausführung von Befehlen war, sich diesen zu widersetzen und die für sie unkalkulierbaren Folgen zu tragen, ist auf eine Weise verständlich. Aus

<sup>4703</sup> Ebd., S. 82.

<sup>4704</sup> Soweit bekannt, hieß es in manchen KTB-Einträgen nur proforma: „Ein Kommissar erschossen.“ Jacobsen: Zur Rolle der Wehrmacht, S. 28.

heutiger Sicht mag es jedoch unerklärlich erscheinen, dass nur wenige den Mut dazu aufbrachten, bei Erschießungsbefehlen „nein“ zu sagen und damit selbst eben nicht für die Tötung eines „fahnenflüchtigen“ Kameraden oder Zivilisten in den besetzten Ländern verantwortlich zu sein.<sup>4705</sup>

Die Informanten Buhr, Gottschalk, Lützen und Landgraf wurden indirekt bzw. direkt mit der Erschießung der jüdischen Bevölkerung konfrontiert: Buhr hatte in Lemberg beobachtet, wie Wehrmacht und Waffen-SS-Soldaten Zivilisten vor sich her trieben, diese am selben Tag im Zuge von Pogromen erschossen. Buhr sah am nächsten die Leichen dieser Zivilisten; Gottschalk hörte von seinen Kameraden nach seiner Ferntrauung von Erschießungen in unmittelbarer Nähe seiner Einheit; Landgraf beobachtete entsprechende Transporte und wurde von Wachmannschaften von weiteren Nachfragen abgebracht; Lützen trat, seinen Angaben zufolge, eher „zufällig“ an ein noch offenes Massengrab. Drei weitere Aussagen (eine Zeitzeugin in der Monographie von Bauermann sowie die Informanten dieser Studie, Lützen und Becker) berichten in Abschn. 10. von Wehrmichtsangehörigen, die russische Zivilisten oder Kriegsgefangene willkürlich erschossen und deren „Freude am Töten“ offenkundig war. Solchen, zu sadistischen Taten neigenden Personen, erleichterte das NS-System sowie die großzügige Befehlsauslegung („verdächtige Person“), die retuschierende Dokumentation in Tagesberichten und vor allem die im Vorwege des Unternehmens Barbarossa angekündigte Straffreiheit („Kriegsgerichtsbarkeitserlass“) ihr brutales Vorgehen. Sie sind eindeutig Täter, die sich zu Herren über Leben und Tod erhoben und somit schuldig gemacht haben.<sup>4706</sup> Darüber hinaus gibt es Aussagen hauptsächlich jüdischer Überlebender, die Verbrechen aus dem Jahre 1941 schildern, die für die Nachgeborenen heute unfassbar sind. An diesen haben sich, den Angaben zufolge, auch Wehrmachtssoldaten beteiligt.<sup>4707</sup> In Anbetracht der wenigen, für diesen Abschnitt vorliegenden Aussagen zum Thema Kriegsverbrechen bleibt festzuhalten, dass nicht nur die SS-Sonderkommandos bzw. Einsatzkommandos an Morden und Verbrechen im Osten mitgewirkt haben, sondern auch Teile des Heeres. Jacobsen bezeichnet alle Wehrmachtssoldaten „historisch gesehen [als] Mittäter“ und begründet dies wie folgt:

„[Wir sind] Mittäter nicht an den Verbrechen als solchen, denn dafür kann man nur denjenigen [deutschen Soldaten] zur Rechenschaft ziehen, der aktiv oder in anderer Weise mitgewirkt hat. Diese historische Mittäterverantwortung gilt es schweren Herzens – aus heutiger Sicht – einzusehen, weil wir als Angehörige der

<sup>4705</sup> Vgl. Birn: *Zweierlei Wirklichkeit*, S. 279f., die die Diskrepanz zwischen „innerer Ablehnung und äußerer Konformität“ diskutiert sowie Bamm: *Unsichtbare Flagge*, S. 300, der betont: „Natürlich wurde seitens der höheren Führung auch auf Durchführung der Befehle gedrängt. Es gehörte Mut dazu, einem gegebenen Befehl zu widersprechen.“

<sup>4706</sup> Fischer. *Ohne die Gnade*, S. 220f., berichtet von einem Oberfeldwebel, der „eine sadistische Ader“ hatte, eine Griechin während eines nächtlichen Partisaneneinsatzes mit dem Seitengewehr erstach und einen italienischen Hilfswilligen „übel schikanierte“.

<sup>4707</sup> Vgl. u. a. Rosenthal: *Vom Krieg erzählen*, S. 651 – 663.

Wehrmacht diesen Krieg für Hitler und nicht etwa für Deutschland oder für unsere Heimat, wie wir das geglaubt haben, geführt haben.“<sup>4708</sup>

Auch wenn es sich bei den Tätern innerhalb der Wehrmacht, die direkt an Verbrechen beteiligt war, soweit wir heute wissen, nicht um eine Mehrheit handelte, so kann davon ausgegangen werden, dass die Zahl der Zuschauer und damit Dulder, die der indirekt an bestimmten „Hilfsleistungen“ Beteiligten, etwa in Form von Verhaftung, Bewachung und Übergabe sowie Abtransporten der jüdischen Bevölkerung, von Kommunisten und von „verdächtigen“ Zivilisten, relativ hoch ist. So genannte „Vergeltungsaktionen“ in Form von Niederbrennen ganzer Dörfer wurden in den meisten Fällen von Angehörigen der Wehrmacht durchgeführt. Zwar gab es in der Theorie die Möglichkeit, sich an Verbrechen nicht zu beteiligen! Doch auch hier waren es wohl nur wenige, die wirklich davon Gebrauch machten und sich bewusst von bestimmten Kommandos entbinden ließen.<sup>4709</sup> Einer dieser Mutigen war, wie vorstehend ausgeführt, Karl-Heinz Schommler, der für die Weigerung, eine jüdische Familie zu erschießen, wegen Befehlsverweigerung zu einer Strafgefangenenabteilung abkommandiert und nach seiner Flucht sogar zum Tode verurteilt wurde.

Als das NS-System Fuß gefasst und die menschenverachtende Maschinerie des Verbrechens erst einmal in Gang gekommen war, gab es für den einzelnen jedoch, insgesamt gesehen, nur sehr eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten, um bei beobachteten Verbrechen, wie sie u. a. von Landgraf, Becker, Thalheimer und Gottschalk geschildert wurden, einzuschreiten oder wenigstens verbal zu protestieren. Die meisten wagten noch nicht einmal, sich nach den genaueren Hintergründen zu erkundigen. Diejenigen, die es doch taten, wurden zurückgewiesen und ihnen wurde deutlich gemacht, sich nicht in Dinge einzumischen, die sie nichts angingen. Solche Einschüchterungen hatten in der Regel Erfolg. Es gab wahrscheinlich eine relativ hohe Zahl deutscher Soldaten, die entweder die mobilen Mordkommandos offen oder versteckt bei ihrer Tätigkeit beobachtet – die Ermordung von insgesamt einer Million sowjetischer Juden kann nicht allen verborgen geblieben sein -, oder durch Mundpropaganda davon erfahren haben.<sup>4710</sup> Es gibt Forschungen, die nicht nur den „Vorwurf einer verfehlten ‚Untermenschenpolitik‘“ erheben, sondern in denen die „Brutalität der deutschen Ostpolitik als ursächlich für die Niederlage des Deutschen Reiches angesehen“ wird.<sup>4711</sup>

<sup>4708</sup> Jacobsen: Zur Rolle der Wehrmacht, S. 27.

<sup>4709</sup> Vgl. Schröter: Held oder Mörder, S. 30: „Dem Brennen und Morden Einhalt gebieten? Mich gar (und sei es wenigstens im Allerinnersten) auf die Seite der Opfer stellen? Das wäre mir wohl nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen. Es sind ja ‚nur‘ Russen. Und dieses Eingeständnis quält mich seitdem.“

<sup>4710</sup> Restloser Einsatz, S. 42.

<sup>4711</sup> Zellhuber: Unsere Verwaltung, S. 9.

*„Lebensgeschichtliche Interviews sind ... sicherlich nur eine mögliche Erkenntnisgrundlage, allerdings eine nicht unbedeutende, denn durch sie lassen sich Dinge einfangen, die unter Umständen nur in mündlicher Form existieren.“<sup>4712</sup>*

## 12. Zusammenfassung der Ergebnisse und abschließende Anmerkungen

„Im Westen ‚Badebetrieb und Winterschlaf‘ – im Osten nur Krieg und Kampf?“ Diese Frage bildete den roten Faden, der die gesamte Arbeit durchzog und die Kriegserfahrungen deutscher Soldaten in West und Ost in den Blickpunkt rückte. Es wurden Erfahrungsunterschiede und Gemeinsamkeiten bei der Wahrnehmung von Land und Leuten, Kriegsgegnern, Verbündeten, Versorgung, Logistik, Widerstandskämpfern und Juden dargestellt sowie die unterschiedlichen Kampfweisen in Ost und West (dort auch die deutschen Vorbereitungen auf die erwartete Invasion) herausgearbeitet. Im Vordergrund stand dabei der Vergleich der Kriegserfahrungen auf den Kriegsschauplätzen in der Normandie und im Südabschnitt der Ostfront. Anzusiedeln ist diese Studie zwischen Militär-, Kriegs- und Erfahrungsgeschichte, „die sich nicht ausschließlich auf Sprachanalyse konzentriert.“<sup>4713</sup>

Ein Anliegen dieser Arbeit war die vorsichtige Interpretation der Zeitzeugenaussagen durch eine Verfasserin, die die Ereignisse selbst nicht erlebt hat. Auch hat sie sich darum bemüht, das „sprachlich nicht Greifbare als Teil von Krieg und Kriegserfahrung“,<sup>4714</sup> das Unaussprechliche angesichts der oft existenziellen Bedrohung, die der Krieg mit sich bringt, bei der Analyse zu berücksichtigen. Neben solchen Emotionen, die ausgesprochen oder unausgesprochen blieben und so gut es möglich war, mit erfasst wurden, galt es, auch andere, nicht gesagte Begebenheiten sichtbar zu machen und als wahrscheinlich anzunehmen. Zum Beispiel thematisierte Ludwig als Angehöriger der Waffen-SS-Division Leibstandarte Adolf Hitler keine Kriegsverbrechen, obwohl er angesichts seiner jahrelangen Zugehörigkeit zu dieser Division und als Panzerfahrer, der zumeist „Spitze“ fuhr, aller Wahrscheinlichkeit nach solche erlebt haben *muss*. Auch war er sehr wahrscheinlich an den Verbrechen an US-Amerikanern in Malmédy innerhalb der Kampfgruppe Peiper beteiligt, was er ebenfalls verschwieg bzw. nur andeutete, als er sich bei Kriegsende mit Hilfe seines Vaters um eine neue Identität bemühte. Ebenso sind verschiedene Formulierungen bei Zeitzeugen zu finden, die zu-

<sup>4712</sup> Jureit: Erinnerungsmuster, S. 27.

<sup>4713</sup> Jasper: Zweierlei, S. 306 zur Dekonstruktion von Äußerungen der Zeitzeugen: „Als Subjekte von Erfahrung und Geschichte habe ich konkrete Menschen betrachtet, nicht Strukturen oder Diskurse.“ sowie ebd. S. 305, dort auch Anm. 1: „Zur Kritik an der Verabsolutierung von Sprache, Semantik und Mentalität als einzige Felder der Erforschung von Vergangenheit,“ vgl. Koselleck: Historik, S. 116f.

<sup>4714</sup> Jasper, ebd., S. 306.

nächst mit „Ich habe gesehen (oder erlebt)...“ beginnen und sich dann korrigieren auf: „Nein, ich habe gehört ...“ so zu verstehen, dass es ihnen aus verschiedenen Gründen unangenehm war, als Täter oder Mittäter „entlarvt“ zu werden und dann auf das neutralere „Hören-Sagen“ ausweichen. Das Bild von Wehrmachtssoldaten in Deutschland ist das eines Entweder-oder.<sup>4715</sup> Lange Zeit besaß das Bild der sauberen Wehrmacht Gültigkeit. Mit der Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht“ wurden „ausnahmslos alle Wehrmachtssoldaten unter Tatverdacht genommen.“<sup>4716</sup> Die Bilder „des verbrecherischen Wehrmachtssoldaten“ passten „nicht zu dem Bild, das man vom Vater hatte und haben wollte, andererseits fanden dessen harmlos-muntere Kriegsgeschichten in den Forschungsergebnissen über den Zweiten Weltkrieg, an denen kein Zweifel möglich war, keinen Platz.“<sup>4717</sup>

Die Angst vor der Verurteilung durch die Nachgeborenen und der Schutz der eigenen Persönlichkeit sind legitim, denn die Informanten stehen nicht als Angeklagte vor Gericht, sondern teilen ihre Erinnerungen mit. Der kundige und Interview erfahrene Historiker erkennt zumeist die Geschichte hinter der Geschichte und weiß damit entsprechend umzugehen.<sup>4718</sup>

Zunächst ging es darum, aus der Perspektive von Interviews mit ausgewählten Befragten, das Geschehen im Westen ab 1940 und im Osten ab 1941 zu untersuchen (unter Einbeziehung von Erfahrungen derjenigen Interviewpartner, die 1939 bereits den Polenfeldzug erlebt haben). Es wurden aber auch „die nicht verallgemeinerbaren, persönlichen Facetten einzelner Kriegserfahrungen“<sup>4719</sup> gewürdigt, die für jeden der Akteure unterschiedlich waren (z. B. der Tod der Eltern, der Ehefrau und des kleinen Sohnes 1942 im Falle Lützens; die KZ-Inhaftierung Gärtners, die wohl auch mit verantwortlich war für den frühen Tod seiner Mutter; die Abholung Ludwigs zur Zwangseingliederung in die Waffen-SS; die Ausbombung und der Verlust der Angehörigen von Akteuren, die in Großstädten wie Hamburg beheimatet waren, wie beispielsweise Ritter und Mühlig).

Die Gegensätze und Unterschiede, die von den Zeitzeugen in Ost und West erfahren wurden, sind hier deutlich zur Sprache gekommen. Jasper kommt anhand seiner Studie zu dem Ergebnis, dass „diese Unterschiede ... zum Teil auf den Kriegszielen und Kriegsplanungen des Dritten Reiches [beruhten],<sup>4720</sup> zum Teil auf den Gegebenheiten

---

<sup>4715</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 275.

<sup>4716</sup> Ebd., S. 275.

<sup>4717</sup> Ebd., S. 275f.

<sup>4718</sup> Ebd.

<sup>4719</sup> Ebd., S. 307.

<sup>4720</sup> Hitler stellte den Wehrmacht-Generälen deutlich die Unterschiede in der Kriegführung zwischen Ost und West in seiner Rede vom 30. März 1941 dar: „Der Kampf wird sich sehr unterscheiden vom Westen. Im Osten ist Härte mild für die Zukunft.“ Jacobsen: Dokumente, S. 231, Nr. 56.

der Kriegsschauplätze und zum Teil auf dem Umgang der Akteure mit diesen Voraussetzungen ihrer ganz konkreten Gestaltung der Kriegführung.<sup>4721</sup> So gab es innerhalb der Zeitzeugenerfahrungen „unterschiedliche Auffassungen über Ähnlichkeit oder Unvergleichbarkeit“<sup>4722</sup> der jeweiligen Kriegsschauplätze in Ost und West. Bisher wurde der „Normalkrieg“ im Westen vom „Vernichtungskrieg“ im Osten unterschieden:

„Auf altbekannten Territorien europäischer Kriege wurde im Westen weit weniger erbittert und verlustreich gekämpft als im Osten: Sechs Wochen im Sommer 1940, und dann ab Sommer 1944 in wechselnder Intensität bis Kriegsende. Im Osten fand dagegen ein langjähriger Vernichtungskrieg statt, ein Weltanschauungskrieg zwischen der bolschewistischen Diktatur Stalins und Hitlers nationalsozialistischem Deutschland. Russland wurde die Schädelstätte der deutschen Wehrmacht.“<sup>4723</sup>

Jasper spricht in seiner Studie von

„dem erstaunlichen Quellenbefund, dass die Beurteilung von Ost und West, die Verteilung von Zustimmung und Ablehnung der jeweiligen Kriegsschauplätze ausserordentlich diffus ist und sich keineswegs eindeutig auf die positive Wahrnehmung des Westens gegen eine negative Wahrnehmung des Ostens reduzieren lassen.“<sup>4724</sup>

Als Bilanz der Kriegserfahrungen ist bei den Zeitzeugen festzustellen, dass „das Grauen des Kriegserlebnisses unabhängig vom Kriegsschauplatz dem Krieg an und für sich zuzuschreiben“<sup>4725</sup> ist, auch wenn im Westen andere Begleitumstände für dieses „Grauen“ verantwortlich sind als im Osten. Die meisten der für diese Arbeit Befragten waren der Meinung, dass „Krieg das Schlimmste ist, was es gibt,“ wie es beispielsweise Schlotmann ausdrückte. Sie unterschieden dabei nicht zwischen Ost und West. Es scheint jedoch, als habe mit der alliierten Landung und der damit im Westen in Gang gesetzten und die Deutschen mit voller Wucht treffenden angloamerikanischen Kriegsmaschinerie ein ausgeprägtes Bewusstsein der permanenten Unterlegenheit, der Aussichtslosigkeit und der Hilflosigkeit bei den meisten deutschen Soldaten eingesetzt, wie es im Osten in dieser Intensität und Ausprägtheit nicht empfunden wurde. Im Osten waren andere Umstände maßgeblich, die als Kriegsschrecken erlebt wurden. Daher sollte man annehmen, dass die Kriegserlebnisse und Kriegsgrauen im Osten die im Westen überlagern. Dies ist jedoch – entgegen der Erwartung – nicht der Fall. Die 1944 in der Normandie eingesetzten und für diese Studie befragten ehemaligen Soldaten, die auch vorher bereits an der Ostfront gewesen waren, gewichteten ihre Erfahrungen im Westen anders. Sie empfanden auch im Nachhinein, 60 Jahre später, die mit dem 6. Juni 1944 einsetzende alliierte „Lawine“ als schlimmer als alles, was sie bis dahin im Osten erlebt hatten. Arp, der nie im Osten gekämpft hatte und die Kämpfe in Frankreich „nur“

<sup>4721</sup> Jasper: Zweierlei, S. 233.

<sup>4722</sup> Ebd.

<sup>4723</sup> Ebd., S. 234.

<sup>4724</sup> Ebd., S. 35.

<sup>4725</sup> Ebd., S. 238.

am 6. und 7. Juni 1944 erlebte, gab an, dass ihm diese Erfahrung für immer „gereicht“ hätte. Gockel, der mit damals 17 ½ Jahren zu den jüngsten Befragten dieser Arbeit gehörte, beschäftigte sich sein Leben lang hauptsächlich mit dem 6. Juni 1944, so dass seine Frau in einer Interviewpause bekannte, sie sei eine „D-Day-geschädigte Ehefrau“, zumal alle Reisen jedes Jahr an den Ort des Geschehens führten und sie bei einer französischen Familie wohnten, mit der sich Herr Gockel bereits 1943 als junger Soldat angefreundet hatte. Auch bei Herrn Neß, der zuvor mehrfach an der Ostfront als Soldat eingesetzt war, überlagerten die Erfahrungen des 6. Juni 1944 in der Normandie bis zu seiner Gefangennahme am 7. Juni durch die Amerikaner, seine Kriegserinnerungen im Osten. Der 6. Juni wurde, vor allem von den am Strand befindlichen deutschen Soldaten, als Inferno erlebt, als „Hölle für die Landser“ mit „Materialschlachten ... an die Stalingrad nicht hin kann,<sup>4726</sup> wie der damalige Gefreite Hans Starz am 15.6.44 in die Heimat schrieb, nachdem er vier Wochen zuvor noch der Meinung war, „die alten Frankreich-Soldaten ... haben ja keine Ahnung von den Leistungen ihrer Kameraden an der Ostfront. Selbst wenn hier ein Kriegsschauplatz werden sollte, so ist es bei weitem nicht so wie im Osten.“<sup>4727</sup>

Severloh, der fast zwei Jahre an der Ostfront gekämpft hatte, erwähnte diese Zeit im Interview kaum. Er wurde für den Rest seines Lebens vom 6. Juni 1944 geprägt, als er als MG-Schütze viele Amerikaner in den Tod oder ins Lazarett „beförderte“ und später im amerikanischen, französischen und deutschen Fernsehen als Zeitzeuge einige Berühmtheit erlangte. Auch im Westen hat es, vor allem mit dem 6. Juni 1944, Schreckensbilder gegeben, die sich vielen ins Gedächtnis brannten und Eindrücke waren, die ihr weiteres Leben „belasten und auch verändern würden.“<sup>4728</sup> Jasper stellt dazu fest:

„Die weitgehende Übereinstimmung von Erzählweisen zum Thema Kampf in der zeitgenössischen Feldpost und in Jahrzehnte später durchgeführten Interviews untermauert die These von der Bewahrung eines Zeitkerns bei Erzählungen, die Erlebnisse in Zusammenhang mit fundamentalen Emotionen schildern. ... Die Beurteilung einer früher vertretenen Weltanschauung ist verhandelbar, ein Kampferlebnis ist es nicht.“<sup>4729</sup>

Jasper stellte fest, dass „ähnliche Vorgänge ... in Ost und West in jeweils unterschiedlicher Tendenz wahrgenommen [wurden]“. An mehreren Beispielen verdeutlichte er, dass das was einen Frontsoldaten „im Westen aufwühlte, die Zerstörung von Häusern und Tötung von Zivilisten, ... im Osten nur Mittel zum Zweck der Eroberung einer Stadt wie Stalingrad [war].“<sup>4730</sup> Die bereits im Dezember 1941 bei Rückzügen deutscher Truppen im Osten, im Bereich der Heeresgruppe Mitte ange-

<sup>4726</sup> FpBf Hans Starz, 15.6.44, in: ebd.

<sup>4727</sup> Ebd.

<sup>4728</sup> Ebd., S. 187.

<sup>4729</sup> Ebd., S. 228; vgl. Welzer: Böse Menschen, S. 9 - 11f., S. 22, S. 216, S. 195.

<sup>4730</sup> Jasper: ebd., S. 274.

wandte Taktik der „verbrannten Erde“ sah, laut Befehl Hitlers, u. a. vor: „Sämtliche Ortschaften ... rücksichtslos niederzubrennen, die Kamine zu sprengen“<sup>4731</sup>, was im Westen in dieser Form unvorstellbar gewesen wäre.<sup>4732</sup> Im Bereich der Heeresgruppe Süd erging beispielsweise der Befehl, „Die hinter der Hauptkampflinie der Heeresgruppe liegenden landwirtschaftlichen Betriebe zu zerstören und alle Produktionsgrundlagen in der Landwirtschaft zu vernichten.“<sup>4733</sup> Die Folgen solcher Maßnahmen waren verheerend, da in diesem Fall, aufgrund akuter Feindbedrohung, die Armeen der Heeresgruppe Süd „von der Räumung zur totalen Zerstörung über[gingen].“<sup>4734</sup> Danach waren fast 70 Betriebe in der Region um Stalino, Taganrog, Mariupol u. a. gesprengt oder eingeäschert worden, „darunter Maschinenfabriken, Ziegeleien, Elektrizitätswerke und Anlagen zur Trinkwasseraufbereitung.“<sup>4735</sup> Darüber hinaus wurden aus dem gesamten Donezk-Gebiet 375.000 Menschen zwangsevakuert, nahezu 270.000 Tonnen Getreide beschlagnahmt und 7.800 Waggons mit Wirtschaftsgütern von den Deutschen abtransportiert. Die verheerenden Rückzüge der Wehrmacht in der Ukraine bedeuteten u. a., dass die Stadt Kiew Anfang November 1943 weitgehend dem Erdboden gleichgemacht wurde. Die bei den Rückzügen der Wehrmacht zumeist mit massiven Zerstörungen einhergehenden „Räumungen“ wurden jedoch innerhalb der deutschen Armeeoberkommandos unterschiedlich gehandhabt. Während das AOK 7 die Vernichtung „auch im Hinterland ohne Rücksichtnahme auf die Zivilbevölkerung“<sup>4736</sup> durchführte, „so war das Armeeoberkommando 4 nur dazu bereit, im Bereich der Hauptkampflinie den Zerstörungsbefehlen Folge zu leisten,“<sup>4737</sup> was für einen gewissen Ermessensspielraum bei der Umsetzung der „Politik der verbrannten Erde“<sup>4738</sup> spricht. Am stärksten betroffen von den die Rückzüge begleitenden „Maßnahmen“ war die Ukraine.<sup>4739</sup> Das an der Ostfront die Rückzüge der Wehrmacht in der Sowjetunion kennzeichnende Verhalten der Wehrmacht, das mit der „Zerstörung von Straßen, Brücken, Bahnstrecken, Telegraphen- und Fernspreverbindungen, Industrieanlagen, der Plünderung der Volkswirtschaft, ... aber auch die

<sup>4731</sup> Nolzen: „Verbrannte Erde“, S. 163.

<sup>4732</sup> Allerdings wurden auch in Frankreich bewegliche Güter und materielle Ressourcen ins Reich abtransportiert. Die im Osten im Zuge der Zerstörungsmaßnahmen bei Rückzügen übliche Deportation der arbeitsfähigen Bevölkerung und Verbringung ins Deutsche Reich, war auch in Frankreich im Sommer 1944 vorgesehen. Aufgrund des schnellen angloamerikanischen Vorstoßes wurde dieser Plan jedoch nicht in die Tat umgesetzt. Allerdings hatte es seit 1942 von deutscher Seite her öffentliche Aufrufe, später sogar immer höher werdende Forderungen an Frankreich gegeben, Franzosen zur Arbeit ins Reich zu entsenden. Ebd., S. 163; Lieb: „Zwischen den Fronten“, S. 197; Azéma: De Munich, S. 179, 212.

<sup>4733</sup> Zit. n. Nolzen: „Verbrannte Erde“, S. 167.

<sup>4734</sup> Ebd.

<sup>4735</sup> Ebd.

<sup>4736</sup> Ebd., S. 169.

<sup>4737</sup> Ebd.

<sup>4738</sup> Ebd., S. 168f.

<sup>4739</sup> Ebd., S. 172.

„Rückführung“ von Arbeitskräften, das heißt die zwangsweise Verschleppung der autochthonen Bevölkerung in das Deutsche Reich, die Repressionsmaßnahmen an vermeintlichen Partisanen [und] die systematische Ermordung von „Arbeitsunfähigen“ und Arbeitsunwilligen<sup>4740</sup> einherging, kam so in Frankreich nicht zur Anwendung. Wohl gab es auch hier, wie erwähnt, Pläne für die Verschleppung der arbeitsfähigen Bevölkerung ins Deutsche Reich. Die Härte der Kämpfe auf engstem Raum sowie der chaotische und hastige Rückzug der deutschen Truppen in Richtung Belgien und die Niederlande im August 1944 verhinderte jedoch die Durchführung dieser Zwangsmaßnahme. Verwüstungen im Osten entstanden hauptsächlich in der von den Kämpfen am meisten betroffenen Regionen der Normandie. Die entsprechenden Zerstörungen der Infrastruktur, aber auch ganzer Städte waren durch die Kampfhandlungen aller beteiligten Kriegsgegner verursacht worden (Schiffsartillerie, Luftangriffe, Artillerie). Bei Rückzügen der Deutschen im Westen wurde in erster Linie das eigene zurückgelassene Material (v. a. Bunker, Geschütze, Munition, Fahrzeuge) von der Wehrmacht gesprengt. Daneben kam es, wie im Osten auch, oftmals zu „wilden Plünderungen durch einfache Soldaten, die sich zurückgebliebene Lebensmittel und andere Güter aneigneten,<sup>4741</sup> was jedoch im Westen von den Oberbefehlshabern in entsprechenden Befehlen angeprangert und unter Strafe gestellt, im Osten jedoch toleriert wurde.<sup>4742</sup>

Es gab für Soldaten im Krieg andere, ganz reale Unterschiede zwischen dem Osten und dem Westen:

„Natürliche und kriegsgeschichtlich bedingte Unterschiede auf den beiden Kriegsschauplätzen waren genauso verantwortlich für den Gesamteindruck wie die vor

<sup>4740</sup> Ebd., S. 171f. Dass u. a. in Weißrussland „Arbeitsunfähige“ (zumeist Frauen und Kinder) in ein separates Lager gesperrt wurden, wo sie den Hungertod starben, da nur die am Stellungsbau eingesetzten Arbeitskräfte und Wehrmachtstruppen Nahrungsmittel erhielten, geht auf Recherchen von Gerlach: Morde, S. 1097 – 1100, zurück. Zit. n. ebd., S. 170.

<sup>4741</sup> Nolzen, ebd., S. 173.

<sup>4742</sup> Obwohl anhand vielfältiger Beispiele „von militärischen Fremdherrschaften seit Beginn der Menschheitsgeschichte“ festzustellen ist, dass „der Rückzug von Truppen aus einem zuvor besetzten Gebiet oft auf eine verblüffend ähnliche Art und Weise wie der der Wehrmacht“ ablief, und „die Politik der verbrannten Erde [oftmals] als ein letztes Mittel militärischer Fremdherrschaft eingesetzt [wurde], um die Infrastruktur des besetzten Gebietes nachhaltig zu schädigen und den feindlichen Armeen damit eine möglichst schlechte operative Ausgangsbasis zu hinterlassen,“ wie Nolzen, ebd., S. 173f., betont, gibt es seit Beginn des 20. Jahrhunderts ein Kriegsvölkerrecht als „Richtschnur für das Verhalten von Kombattanten bei militärischen Konflikten“. Beurteilt man das Verhalten der Wehrmacht bei ihren Rückzügen im Osten anhand der entsprechenden Artikel der Haager Landkriegsordnung, so kommt man zu dem Ergebnis, dass die Wehrmacht völkerrechtswidrig agiert hat, im Westen jedoch nicht (bei dem Massaker in Oradour-sur-Glane oder der Erschießung amerikanischer Soldaten in Malmédy handelte es sich jedoch ganz eindeutig um Kriegsverbrechen). Nolzen, ebd., S. 174, stuft daher die Rückzugsbewegungen im Osten als „Teil der verbrecherischen Politik der Wehrmacht“ ein und bezeichnet sie als „Kriegsverbrechen“, zumal „mit der Politik der verbrannten Erde eine Unzahl spezifischer Gewalttaten [einhergingen], die das Leben und die Lebenschancen der davon betroffenen Zivilbevölkerung noch lange nach der Befreiung von den Besatzern beeinträchtigten.“

der konkreten Erfahrung liegende gesellschaftliche Konstruktion der verschiedenen Lebenswelten in Ost und West. Der Gesamteindruck, der sich aus Begriffen und Wahrnehmung, Konstruktion und Realität zusammensetzte, wirkte auch wieder auf konkrete Wahrnehmungen zurück. Die Anwendung vorhandener Deutungsmuster schwankte nach Raum und Zeit, Lebenswelt und Kriegslage. Welches Furcht einflößende Potential die Weite des russischen Raumes auf die Soldaten hatte, ist schon angedeutet worden. Ihren realen Bezug hatte diese Furcht in den endlosen Marschstrapazen, die dieser Raum von den Soldaten verlangte: ‚Die Stimmung ist zuversichtlich, trotz der Anstrengungen und Entbehungen. Der unendliche Raum macht müde‘, mit diesen Worten brachte Willy Fohrmann den Zusammenhang treffend auf den Punkt. ... Die Witterung wurde im Winter, wie schon erwähnt, zur existentiellen Herausforderung.<sup>4743</sup>

Solcherlei, durch die Witterung und die extreme Weite hervorgerufene Strapazen sowie bestimmte Krankheiten, wie z. B. Fleckfieber, an dem im Osten allein 180.000 Soldaten starben, gab es im Westen nicht. Im Westen waren jedoch am und nach dem 6. Juni 1944 andere Extreme vorherrschend, die es wiederum im Osten so nicht gab.:

„Diese Aspekte von Wirklichkeit waren nicht gesellschaftlich konstruiert und müssen dennoch in ihrer herausragenden Bedeutung für die Kriegserfahrung in Ost und West berücksichtigt werden. Im Westen war die Chance, Beute zu machen weit höher als im Osten. Das lag daran, dass es mehr sowohl zu plündern als auch zu kaufen gab, und dass der Kriegsverlauf im Westen viel öfter die Möglichkeit zum Plündern und Einkaufen bot, besonders während und unmittelbar nach der Kampfphase im Sommer 1940 sowie im Sommer 1944 während der Kämpfe. So wurde der Gesamteindruck vom Osten durch die schwierigeren Lebensverhältnisse in der Tendenz negativer gefärbt als im Westen. Der Westen lag zum Teil über dem von zu Hause gewohnten Niveau. ... Der Osten befand sich weit unterhalb des aus Deutschland gewohnten Lebensstandards, und dieser auch durch einen größeren kulturellen und historischen Unterschied verstärkte Abstand wirkte zum Teil wie ein Katalysator für die Versuchung, Land und Leute wie ein außereuropäisches Kolonialland zu sehen und entsprechend hemmungslos zu agieren. In der Erfahrung mit Land und Leuten sind die lebensweltlichen Unterschiede in der Grundtendenz recht klar. Was die realen Gegebenheiten der Wirklichkeit betrifft, prägten sie die Erfahrung mit dem negativen Osten in den Bereichen Quartier, Infrastruktur und Witterung. Bei der Beurteilung der Menschen spielte die Weltanschauung eine größere Rolle. Sie war – auch unter den Bedingungen der Diktatur – bei den einzelnen Soldaten sehr verschieden, so dass die Erfahrung mit den Menschen das Kriegserlebnis im Osten je nach Vorurteil aufhellen oder verdüstern konnte.“<sup>4744</sup>

Jasper weist darauf hin, dass „sowohl nach den kulturellen Vorprägungen als auch nach den realen Lebensverhältnissen und vom Kriegsverlauf her betrachtet, zu erwarten gewesen [wäre], dass der Osten gegenüber dem Westen für die deutlich eindrücklicheren und härteren Kriegserfahrungen der deutschen Soldaten steht.“<sup>4745</sup> Dies ist jedoch nicht der Fall, wie die vorstehenden Beispiele von Neß, Lützen und Severloh und die in Jaspers Studie belegen.

Jasper vertritt die Ansicht, dass der Eindruck bestehe, „dass die deutschen Soldaten jenseits der Kämpfe mit einem ganz bestimmten Bild von Frankreich, oder präziser

<sup>4743</sup> Jasper: *Zweierlei Weltkriege*, S. 274f.

<sup>4744</sup> Ebd., S. 275.

<sup>4745</sup> Ebd., S. 231.

von Französischen im Kopf, den Ruheraum im Westen erfahren haben,<sup>4746</sup> ein Eindruck, den auch die vorliegende Studie im Großen und Ganzen bestätigt, jedoch immer mit der wichtigen Einschränkung, dass nur wenigen deutschen Soldaten vier Jahre Besatzungsleben im französischen Ruheraum beschieden waren. Wie mehrfach ausgeführt, befanden sich die belastbaren Jahrgänge spätestens seit Frühjahr 1941 zur Vorbereitung auf den Ostfeldzug in Ausbildungsstätten in deutschen oder von Deutschen besetzten Ostgebieten. Allenfalls später, ab 1942, wurden sie zur Auffrischung in den Westen verlegt, mussten aber jederzeit damit rechnen, wieder im Osten eingesetzt zu werden.

Beim Ost-/West-Vergleich anhand von Feldpostbriefen stellte Jasper im Hinblick auf die materielle Situation in Frankreich und der Sowjetunion folgendes fest:

„In Russland wurde ein vorgegebenes Bild von Rückständigkeit durch allgegenwärtige Armut der bäuerlichen Bevölkerung bestätigt und nicht selten als Ausdruck der Minderwertigkeit der Menschen gedeutet. In Frankreich begann nach den nur kurzen Kämpfen die Suche nach Luxus und erotischen Abenteuern, die, ausgestattet mit einer Rhetorik des sittlichen Ekels, durchaus nicht verschwiegen wurde. So waren die Abgrenzungen vom Osten mit Abscheu, die vom Westen mit Faszination imprägniert. So konnten sie Frankreich von einer Seite betrachten, die alles andere als typisch für Sitte und Lebensweise der Bevölkerung war. Daneben ist bei ... [einigen Briefschreibern] aber auch interessant, dass [sie] die Überbietung von allem, was [sie] aus Deutschland kannte[n], positiv vermerkte[n].“<sup>4747</sup>

Hinsichtlich der Wohnverhältnisse kam Jasper nach der Auswertung der Briefe zu folgendem Ergebnis: „Ein solches Gefälle war auch bei der Ausstattung der Wohnungen zu beobachten. Angesichts einer russischen Behausung hatte Hans Starz noch gemeint, ‚Demgegenüber leben wir zu Hause wie die Grafen.‘<sup>4748</sup> Derselbe Briefschreiber musste dann aber für den Westen eingestehen, dass man zu Hause, in Deutschland, ‚vergleichsweise ärmlich lebte.‘<sup>4749</sup> So berichtete er am 21. Juni 1944: „Und da hab ich so einen Einblick dabei erhalten, wie reich die Franzosen sind. Also Möbel, die ein Auge gern sieht und Schmucksachen und Bestecke.“<sup>4750</sup>

In dieser Studie wurde herausgearbeitet, dass es auch in Frankreich Klagen über Schmutz und Unrat auf der Straße, aber auch in manchen Quartieren gab. So berichteten Heinze und Kramer von schmutzigen Städten und Rattenplagen. Auch Jasper zitiert diesbezüglich den Briefeschreiber Willy Pickert: ‚Wenn nur nicht alles so unwahrscheinlich verdreckt wäre. Und hat man sich’s sauber gemacht, dann geht’s wieder fort.‘<sup>4751</sup> Auch hier sei wieder daran erinnert, dass nur Leutnante und höhere Offiziersdienstgrade und ihre Ordonnanz Anspruch auf ein eigenes Quartier hatten.

<sup>4746</sup> Ebd., S. 272.

<sup>4747</sup> Ebd.

<sup>4748</sup> FpBf Hans Starz, 15.5.42, in: ebd., S. 272.

<sup>4749</sup> Ebd.

<sup>4750</sup> Ders., 21.6.44, in: ebd.

<sup>4751</sup> FpBf Willy Pickert, 27.6.42, in: ebd.

Allerdings waren auch Angehörige von Stäben zuweilen in Schlössern oder Herrenhäusern untergebracht. Die Mehrheit aber, die unteren Dienstgrade, waren in Bunkern, Baracken, Scheunen, später auch in Zelten, teilweise auch in Schulen untergebracht. Im Ost-West-Vergleich arbeitete Jasper heraus:

„Im Gegensatz zum Osten entfaltete der Gegensatz von ‚fremd‘ und ‚eigen‘ am Beispiel der schmutzigen Wohnräume nicht eine dem Osten vergleichbare Dynamik mit Tendenz zur Verachtung und Dehumanisierung. Das lag nicht nur daran, dass durch die größere kulturelle und historische Nähe zu Frankreich die roten Linien, die auch bei aller Abgrenzung als nicht überschreitbar galten, anders lagen als im Osten. Es lag auch an den äußeren Gegebenheiten. In den im Vergleich zu deutschen Wohnverhältnissen sehr viel ähnlicheren Häusern im Westen bekamen die Soldaten meist ein Zimmer zur Verfügung gestellt, so dass sie nicht in ‚einer Stube, in der sich dann alles abspielte‘, mit ihren unfreiwilligen Gastgebern leben mussten. Tür, Fenster, Bett, ein wischbarer Boden statt gestampfter Erde, das gab den Soldaten im Westen die Möglichkeit, den Raum ihren Vorstellungen von Sauberkeit anzupassen. ... Und diese Unterschiede in den realen Verhältnissen und nicht nur in Vorurteilen oder Deutungen sollten nicht als Ursache von Erfahrungsunterschieden verschwiegen werden. Realitäten und Vorstellungen mischten sich zu einem Gesamteindruck, und der machte den Unterschied in der Erfahrung mit den Quartieren, ja mit der ganzen Lebenswelt in Ost und West aus. Und was die Realitäten betraf, hatte mancher Soldat das Glück, in Frankreich noch ganz andere Wohnkultur kennen lernen zu dürfen, als er sie von zu Hause gewohnt war. So berichtet Adolf Kaufner:

„Wir liegen mit dem Stab in einer großen, schlossähnlichen Villa, in Koblenz habe ich eine solche noch nicht gesehen. ... Mit zwei Kameraden liege ich auf einem Zimmer zusammen. .... Habe dann gegessen und ein Bad genommen, es war dies auch mal nötig.“<sup>4752</sup>

Auch hier unterliegt Jasper, wie bereits erwähnt, nicht nur der Vorstellung, dass die meisten Briefeschreiber ständig im Westen *oder* aber im Osten eingesetzt waren, auch wenn er hin und wieder darauf hinweist, dass manche an beiden Kriegsschauplätzen gewesen sind.<sup>4753</sup> Er scheint davon auszugehen, dass jeder Deutsche in Frankreich ein Privatquartier mit eigenen Räumen hatte, was, wie in den entsprechenden Abschnitten dieser Arbeit herausgearbeitet wurde, nicht der Fall war. Jasper kam hinsichtlich der Wohnverhältnisse in Ost und West zu dem Ergebnis, dass es nach dem Angriff der Alliierten nun auch im Westen zu Zerstörungen und grauenvollen Bildern kam und führt anschließend einen der Briefeschreiber an, der einen Eindruck von den massiven westalliierten Angriffen vermittelt:

„Waren die unterschiedlichen Erfahrungen mit den Quartieren noch am ehesten auf reale Gegebenheiten und nicht nur auf Vorurteile gestützt, so scheint die Erfahrung mit den fremden Menschen sehr stark von einer der Wahrnehmung vorausgehenden Vorstellung über die Bedeutung dieser Menschen und ihrer Lebensweise bestimmt gewesen zu sein. Aber diese Vorstellungen waren diffus, konkrete Deutungen waren oft widersprüchlich und ließen sich nicht konsequent

<sup>4752</sup> FpBf Adolf Kaufner, 5.2.41, in: ebd., S. 272f.

<sup>4753</sup> Hier handelt es sich häufig um deutsche Soldaten, die zunächst im Frühsommer 1940 beim Angriff auf Frankreich beteiligt waren, um dann – in Vorbereitung des Ostfeldzuges – in den nächsten Wochen oder Monaten, je nach Dienstgrad, Divisionszugehörigkeit, Verwendung und Ausbildungsstand, nach Deutschland zurückverlegt wurden. Andere kamen erst im Frühjahr 1944 wieder in den Westen, um die Truppen dort zu verstärken.

aus einem Ideengebäude ableiten. Am 10. Juli 1944 berichtete Hans Starz von einem durch alliierte Flieger zerstörten Bauernhof in einiger Entfernung von der Front: ‚Es ist wirklich furchtbar, wie es da zugeht. Das Vieh und das Geflügel liegt umher, welches vom Luftdruck getötet wurde. Nebenan sind scheinbar Leute begraben, und unter den Trümmern sitzen unsere Russen, die Schnaps gefunden haben und singen so gut sie können ‚Es geht alles vorüber‘. Ja, wenn es einmal vorüber wäre oder die Menschheit Vernunft annehmen würde. Ich selber komme gar nicht mit bei dem Durcheinander und diesem grausamen Krieg. Im Osten machte ich mir weniger daraus, aber in Frankreich will es mir gar nicht einleuchten. Das einzig Schöne ist hier, dass es genug zu Essen und zu trinken gibt. Das Sauwetter hält immer noch an und setzt uns sehr zu.‘<sup>4754</sup>

Bei „unseren Russen“, die Starz in der Normandie beim Schnapstrinken beobachtete, handelt es sich um die in dieser Studie erwähnten „Osttruppen“, die seit 1943/1944 verstärkt in den Westen zur Auffüllung der deutschen Divisionen verlegt worden sind. Sie waren bereits vor der Landung der Alliierten ständig auf der Suche nach Alkoholika, was sich zunehmend zu einem disziplinarischen Problem entwickelte, wie beispielsweise Arp ausgeführt hatte. Von den Geschehnissen zwar eingeholt, blieben sie, angesichts der drohenden deutschen Niederlage, als Sowjettruppen, die in Frankreich für Deutsche gegen Amerikaner kämpften, einigermaßen gelassen. Erst später sollte sich ihr Schicksal mit ihrer Auslieferung an die Amerikaner besiegeln. Jasper kommentiert die Anmerkungen des Offiziers Starz zu Frankreich nach dem 6. Juni 1944:

„Das einzig Schöne der genügenden Verpflegungsmöglichkeiten konnte den Gesamteindruck nicht ins Positive wenden, auch nicht im Vergleich zum Osten. Dieser Vergleich wird in dieser Textstelle allerdings auch noch aus einem Themenfeld gezogen, das von Frontsoldaten selten angesprochen wurde. Ohne sich den Grund erklären zu können stellte Starz fest, dass er den grausamen Krieg im Westen überhaupt nicht verstehen konnte, während ihn die Grausamkeit des Krieges im Osten bei weitem nicht so erschütterte. Das unterschiedliche Empfinden angesichts von Zerstörungen und toten Zivilisten in Ost und West hatte seinen Referenzrahmen nicht im Kampf oder den Lebensverhältnissen, sondern in der Raumwahrnehmung unter kulturellen und zivilisatorischen Vorzeichen: der unzivilisierte Osten galt als ein Ort, dem die chaotische Grausamkeit des Krieges eher angemessen war als dem kultivierten Westen. Die Erinnerung an den Osten musste nicht wie beim Thema Kampf umgedeutet werden. Ein Blick in einen seiner Briefe vom September 1942 zeigt seine geringe Erregung über den grausamen Krieg gegen Zivilisten, der im Osten offenbar seinen angemessenen Platz hatte:

‚Mit täglicher Hoffnung warten wir auf den Fall der Stadt. Was gestern und heute für Stukas über uns hinwegbrausten, man sollte glauben, kein Stein sei mehr auf dem anderen, es [sie] müsste fallen. Ich kann es mir schon vorstellen, die Stadt wird ein Schutt- und Trümmerhaufen sein, der mit Heldengräbern umgeben sein wird.‘<sup>4755</sup>

Jasper arbeitete heraus, dass „die Rasseideologie ... die verbrecherische Kampfführung der Wehrmacht im Osten von ihrem Verhalten im Westen [trennte], stellte jedoch auch Gemeinsamkeiten zwischen der deutschen Vorgehensweise im Westen wie im Osten fest:

<sup>4754</sup> FpBf Hans Starz, 10.7.44, in: ebd.

<sup>4755</sup> Ders., 19.9.42, in: ebd., S. 273f.

„...sie [die Rasseideologie] verband sie aber in den verbrecherischen Prinzipien der NS-Herrschaftsausübung. Weltanschaulich war das Dritte Reich vom Westen wie vom Osten gleichermaßen getrennt, aber in der deutschen Kriegführung herrschte keine Äquidistanz der Kriegführung gegenüber Ost und West. Der deutsche Krieg im Osten war singulär: Vernichtung war sein Name wie auch sein Charakter. Der Unterschied zwischen Fremd und Eigen trennte die Soldaten vom Westen wie vom Osten, aber es gab eine historisch-kulturell gewachsene Distanz zwischen Ost und West, was den Grad der Fremdheit betrifft.“<sup>4756</sup>

Die für diese Arbeit Befragten berichteten, dass sie in der Tat zunächst Gefühle von Fremdheit und Geringschätzung gegenüber den Ostvölkern hegten. Ausgestattet mit den Vorurteilen über die „minderwertig-grausamen Asiaten“, wohingegen die „Kulturvölker des Westens“ von Anfang an eine „relative Bevorzugung“ erfuhren.<sup>4757</sup> Obwohl „einfache Soldaten nur auf Bruchstücke von Rassetheorie und Kulturraumkonstruktion zurück[griffen],“ machten sie „im Osten eine andere Kriegserfahrung als im Westen, weil sie die Ereignisse und Verhältnisse im Osten vor dem Hintergrund anderer Vorurteile und Erwartungen deuteten,“ so Jasper, der feststellte, dass „die Abgrenzung von Land und Leuten ... im Osten eine ganz andere Qualität als im Westen [hatte, und] entsprechend die Grenzen des Denk- und Machbaren im Osten anders gezogen [waren] als im Westen. Die Palette der Handlungsmöglichkeiten erschien im Osten so unendlich wie der russische Raum. Die Freiheit, diese Möglichkeiten auszunutzen, nahmen auch einfache Wehrmachtsangehörige für sich in Anspruch“,<sup>4758</sup> wie in dieser Studie die Angaben von Buhr, Dietrich und Esser verdeutlichten.<sup>4759</sup> Allerdings muss dazu angemerkt werden, dass sich in Frankreich „Land und Leute“ zunächst sehr von den Deutschen abgrenzten und sehr vorsichtig waren, was viele Wehrmachtssoldaten feststellten und manche auch beklagten, wie beispielsweise der Schriftsteller Heinrich Böll. Der Befragte Schweitzer hatte betont, dass die Kontakte im Osten zu Zivilisten sehr viel enger und familiärer gewesen seien, zumal die Deutschen gezwungen waren, sich nicht nur im Winter, sondern auch zu anderen Zeiten, bei den Einheimischen in deren oft kleinen Häusern einzuquartieren. Einen solchen familiären Kontakt habe er im Westen nicht gehabt.

Fest steht, dass deutsche Soldaten im Osten eine andere Kriegserfahrung als im Westen machten. Diese stellt sich jedoch komplexer dar, als dass die Erfahrung im Westen nur positiv und im Osten nur negativ bewertet wurde. Beispielsweise kamen vor allem die einfachen Soldaten zunächst mit „Bruchstücken von Rassetheorie und Kulturraumkonstruktion“ in den Osten. Doch sowohl Rotarmisten als auch Zivilisten

<sup>4756</sup> Jasper, ebd., S. 311.

<sup>4757</sup> Ebd.

<sup>4758</sup> Ebd., S. 310f.

<sup>4759</sup> Vgl. ebd. Das Beispiel von Josef Zink bei der Kriegsgefangenenbewachung zeigt noch stärker, dass ein willkürliches Vorgehen gegen Rotarmisten keinerlei Strafe für den oder die Täter nach sich zog.

entpuppten sich nach einiger Zeit trotz aller Unterschiede als „Menschen wie wir“. Auch an die Behausungen gewöhnten sich die „Landser“, manche waren sogar dankbar, Wärme, Schutz und eine Nacht der Ruhe dort zu finden, so dass sie die Umstände wie Einfachheit, geringere Sauberkeit und Andersartigkeit nicht mehr so störten, wie dies zu Beginn des Ostfeldzuges der Fall war. Es gab jedoch auch solche, vor allem Offiziersdienstgrade wie Müller und Esser, letzterer Angehöriger der Waffen-SS, die die Unterkünfte und ihre Bewohner abstoßend fanden und nur im absoluten Notfall ein Privatquartier in Anspruch nahmen. Entsprechend herablassend begegneten sie den Bewohnern.

Auch andere Soldaten machten unterschiedliche Erfahrungen mit dem Krieg in Ost und West. Als „grausam und chaotisch“ erlebten sie den Krieg auch im Westen, aber im Gegensatz zum Osten passte dies nicht zur Vorstellung vom zivilisierten Westen, wie an folgendem Vergleich deutlich wird: ‚Ich selber komme gar nicht mit bei dem Durcheinander und diesem grausamen Krieg. Im Osten machte ich mir weniger daraus, aber in Frankreich will es mir gar nicht einleuchten.<sup>4760</sup> Jasper erklärte dazu:

„Die unterschiedliche Kriegserfahrung in Ost und West hat ihren Grund aber nicht nur in verschiedenen Erwartungen, die verschiedene Erfahrungen hervorgebracht haben. Die Erfahrungsinhalte waren allein schon durch den Kriegsverlauf, der im Osten durch pausenlos schwere Kämpfe, im Westen über die meiste Zeit durch ein Besatzungsregime ohne große Kämpfe gekennzeichnet war, verschieden. Und auch der unterschiedliche Charakter der jeweiligen Lebenswelten hatte für die Soldaten eine reale und existentielle Bedeutung, wenn sie in Frankreich im Fall einer Verwundung auf gepflasterten Straßen in ein nahe gelegenes Kreiskrankenhaus gebracht und gerettet werden konnten, während sie in Russland den Strapazen eines stundenlangen Transportes in einem Pferdefuhrwerk über eine Sandpiste – zum Opfer fielen, noch bevor sich ein Arzt um sie kümmern konnte.“<sup>4761</sup>

Dabei ist zu berücksichtigen, dass eine Sandpiste oft noch nicht einmal zur Verfügung stand, sondern die Sanitätskraftwagen oder im schlimmsten Fall Pferdefuhrwerke aufgeweichte, schlammige „Wege“ oder eisige Straßen zu passieren hatten, die dem Verwundeten durch Kälte noch mehr zusetzten. Im Regelfall hatte sich ein Arzt oder ein Sanitäter die Verwundung oder Verletzung bereits auf dem HVP angesehen, eine Erstversorgung durchgeführt und den Weitertransport veranlasst. Der Weitertransport in ein Feldlazarett bürdete dem Schwerverwundeten zusätzliche Strapazen auf. Allerdings wurden im Osten nicht „pausenlos schwere Kämpfe“ ausgetragen, wie in dieser Studie gezeigt wurde. Schweitzer, Schlotmann, Lützen und Dietrich erlebten mehrmonatige Einquartierungen im Winter 1941/42, und auch Becker sprach im Interview von einem „Klischee“, wenn es heißt, dass die deutschen Soldaten im Osten ständig in Kämpfe verwickelt waren. Becker erwähnte Tage des Vormarsches, an denen „nichts weiter“ passiert sei. Abends zog seine Einheit dann in einer Bauernkate

<sup>4760</sup> FpBf Hans Starz, 10.7.44, während der Kämpfe in Frankreich, in: ebd.

<sup>4761</sup> Ebd.

unter, die nachts von Wachtposten der Wehrmacht gesichert wurde. Seine Kameraden und er spielten dann abends Skat miteinander. Er habe mehrere solcher Tage erlebt. Und irgendwann sei es dann wieder zu Kämpfen gekommen.<sup>4762</sup>

Jasper kam nach der Auswertung von Feldpostbriefen zu dem Ergebnis, dass die russische Landschaft nicht nur „bedrohlich und unheimlich“ wirkte, wie beispielsweise der Soldat Emmerich Pangl beschrieb.<sup>4763</sup> In den Zeitzeugenaussagen dieser Studie fehlen solche Eindrücke. Die Feldpostbriefe sind deshalb eine wertvolle Ergänzung. Jasper ist sogar der Ansicht, dass die „Legierung von Kulturraumkonstruktion und Rasetheorie ... sogar das Schicksal der Juden beeinflusste“.<sup>4764</sup>

„Nur der Osten war der Raum, in dem sie systematisch ermordet wurden. Der Massenmord an den Juden Europas wurde als im Westen nicht durchführbar angesehen, was nicht heißt, dass die im Westen lebenden Juden vor dem Vernichtungswillen und der Deportation in die Vernichtungslager in Polen verschont blieben, aber sie waren zum Teil weniger stark betroffen als die Juden Polens oder Russlands. Das zeigt das Schicksal der Juden im Verantwortungsbereich von General Carl Heinrich von Stülpnagel. Als er in seiner Eigenschaft als Militärbefehlshaber von Frankreich durch den Höheren SS- und Polizeiführer in Frankreich, Oberg, am 12. Juni 1944 aufgefordert wurde, die 30 000 noch in Paris lebenden Juden unverzüglich ‚kaltzustellen‘, lehnte er dies ab im Einvernehmen mit dem Oberbefehlshaber West, von Rundstedt, und dem deutschen Botschafter Abetz. Im Sommer 1941 hatte er als Oberbefehlshaber die 17. Armee im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion geführt. Als Obergruppenführer Jeckel Ende August binnen drei Tagen 23 600 Juden beiderlei Geschlechts und jeden Alters im Bereich seiner Heeresgruppe ermorden ließ, warb Stülpnagel wenige Tage später um Verständnis für die ‚Härte gegen die Zivilbevölkerung.‘ Was im Osten 1941 mit Verweis auf die Sicherheit der Truppe gebilligt oder unterstützt worden war, wurde drei Jahre später im Westen als undurchführbar abgelehnt. Maßgeblich für die Umsetzung des Massenmordes an den Juden waren nicht allein die Rasseideologie, sondern die Kulturraumkonstruktionen der Entscheidungsträger in Wehrmacht und Bürokratie. Die Raumvorstellung definierte, was als machbar galt und was nicht und führte dazu, dass viele Wehrmachtssoldaten zwischen 1939 und 1945 Erfahrungen mit zweierlei Weltkriegen machten.“<sup>4765</sup>

Im Hinblick auf die feindlichen Soldaten in Ost und West meint Jasper, dass diese „sehr unterschiedlich wahrgenommen [wurden], in Polen als charakterlich negativ und am Rhein als harmlos“<sup>4766</sup>, so Jasper. Letzteres wird aber so nicht von den Zeitzeugen bestätigt, zumindest nicht vor Beginn der Kämpfe, als Frankreich als Angstgegner sowohl bei den Soldaten als auch bei der Generalität gefürchtet war. Die Orte der Kriegsgegner im deutschen Geschichtsbild in Ost und West unterschieden sich ebenfalls voneinander – „ein Eroberungsfeldzug im Osten und ein eingeschlafener

<sup>4762</sup> Siehe dazu die ausführliche Darstellung der Zeitzeugenaussagen in Teil IV dieser Studie: Kriegserfahrungen in Ost und West.

<sup>4763</sup> „Wald und wieder Wald, unendlich und einsam. Auch die etlichen grauen Holzhäuser des Dorfes liegen still, kein Mensch, kein Tier bewegt sich, und ringsum jene unheimliche Weite, kein Haus, kein Punkt, der den Blick hält, Unendlichkeit.“ FpBf Emmerich Pangl, 3.5.42, in: ebd., S. 312.

<sup>4764</sup> Ebd.

<sup>4765</sup> Ebd., S. 312.

<sup>4766</sup> Ebd., S. 241.

Stellungskrieg im Westen“.<sup>4767</sup> Während die Kämpfe an sich in Polen von den Deutschen eher als hinterhältig und grausam erlebt wurden, bestimmten im Westen 1940 zwar auch harte Kämpfe die Erfahrung der Wehrmachtsangehörigen, jedoch überraschten die kurze Dauer des Krieges dort sowie die „Schwäche und unsoldatische Haltung der französischen Soldaten“,<sup>4768</sup> wie sie auch in der Einstellung des für diese Arbeit Befragten Henri Martin zum Ausdruck gekommen ist, der sich als französischer Soldat 1939 dem „Sitzkrieg“ gegen die Deutschen erfolgreich und ohne dafür zur Rechenschaft gezogen worden zu sein, entzogen hatte und im Sommer 1940 dann wegen einer schweren Krankheit nicht am Krieg teilnehmen konnte. Anders sah es mit den an der Seite der Franzosen kämpfenden Engländern aus. Sie galten als zähe, harte Kämpfer.<sup>4769</sup> Im Hinblick auf den Osten ist festzustellen, dass

„die ideologische Feindwahrnehmung ... zu Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion ihren Höhepunkt [hatte] und ... im Zuge einer gewissen Gewöhnung leicht ab[klang], wobei sie im Hinterland deutlich stärker präsent blieb als an vorderster Front. Die deutschen Soldaten kämpften in Russland in einem Land, das sie aus vielen Gründen aus Europa herausrechneten und sie standen auch im Herbst 1943 noch hunderte Kilometer tief in der Sowjetunion. Der Angriff auf den europäischen Machtbereich von Westen [her] rückte immer mehr ins Zentrum der Aufmerksamkeit.“<sup>4770</sup>

Zum Thema Besatzung bleibt festzuhalten, dass diejenigen, die zuvor an der Ostfront gewesen waren, den zivilisierten Alltag im Westen oder in Italien besonders zu schätzen wussten „und froh [waren], dass ihr Leben nicht gefährdet war, obwohl sie einer Nation angehörten, die mit der halben Welt Krieg führte.“<sup>4771</sup> Wer nie als Frontsoldat hatte kämpfen müssen, war dennoch dankbar, dass ihn das Schicksal in die Normandie oder die Bretagne geführt hatte, und nicht in den Osten. Nach „vorne“ drängten sich die Wenigsten, wie der damalige Hauptmann Meyer betonte. Von Heimweh und Langeweile wird zwar wenig berichtet, wohl aber machten sowohl der Soldat Heinz Meier in seinen Feldpostbriefen als auch der für diese Arbeit Befragte Mühlig deutlich, dass sie sich in der Etappe verloren fühlten und lieber fürs Vaterland kämpfen wollten. Der Aufenthalt in der Heimat, so wurde im Abschnitt „Heimurlaub“ deutlich, hatte ab 1942 vor allem in den größeren Städten wie Hamburg und Berlin, aber auch im Ruhrgebiet und Baden-Württemberg, an Reiz verloren. Die Fronturlauber spürten oftmals den Krieg in der Heimat sehr deutlich und konnten die freien Tage

---

<sup>4767</sup> Ebd.

<sup>4768</sup> FpBf Wolfgang C., 26.5.49, in: ebd., S. 241: „Die letzten Tage der französischen Armee waren traurig. Alles ergab sich, ohne nennenswerten Widerstand zu leisten. Ich möchte fast behaupten, dass uns die Polen mehr Arbeit gemacht haben als die Franzosen.“

<sup>4769</sup> FpBf Karl Raun, 25.5.40, in: ebd., S. 242. Und auch der Befragte Mühlig, der Engländer als Kämpfer im Afrika-Feldzug erlebte, kommt zu einem ähnlichen Urteil.

<sup>4770</sup> Ebd., S. 256.

<sup>4771</sup> Drolshagen: Feind, S. 135; Ulstein: Småsamfunn i storkrig, S. 132 zit. in ebd., S. 135f.

so weniger genießen. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr waren die Angehörigen, besonders in den Städten, von Bombenangriffen bedroht, und Lebensmittel waren mitunter im Reich noch knapper als an der Front. Wehrmachtsangehörige in Frankreich schickten Pakete nach Hause oder nahmen auf Heimaturlaub Lebensmittel für ihre Familie mit, um so auch etwas zum Leben in der Heimat beizutragen, da sie als Soldaten ihrer Familie im Alltag sonst nicht beistehen konnten.<sup>4772</sup> Aber auch Frankreich hatte durch den „Ausverkauf“ durch deutsche Soldaten gelitten.

Keine Besatzung ist eine Begegnung auf Augenhöhe, auch nicht die deutsche in Frankreich, schon gar nicht die deutsche Besatzung in Polen, in der Sowjetunion oder in Jugoslawien. Dennoch schienen deutsche Soldaten in Frankreich, Russland oder Norwegen überrascht, „wenn sie offene Ablehnung erlebten, die ihnen als Besatzer galt ...“<sup>4773</sup> Sie erlebten sich nicht als Feinde der Bevölkerung, sogar Russland war mit seiner Landschaft und seinen Menschen manchem Wehrmachtsangehörigen ans Herz gewachsen, wie beispielsweise Schlotmann, Lützen, Schweitzer und der spätere Journalist Erich Kuby eingestanden. Hier entwickelte der Krieg eine Eigenlogik, in der die Beurteilung und der Umgang mit den Einheimischen „von den gesellschaftlich konstruierten Bilder[n] und Vorurteile[n],“ und den „Propagandakonstruktionen“<sup>4774</sup> abweichen konnte.

Der Historiker ist gehalten, sich an den Fakten zu orientieren. Die Was-Wäre-Wenn-Hypothese gehört nicht zu seiner Fragestellung. Dennoch wird kaum jemand bezweifeln, dass die deutsche Besatzung in Frankreich und im Westen allgemein vergleichsweise so moderat gewesen wäre, hätten dort seit Besatzungsbeginn – wie im Osten – permanent Kriegshandlungen stattgefunden. Mit zunehmender Kriegsdauer und des mit Sicherheit erwarteten alliierten Großangriffs an einer nordfranzösischen Küste, wurde auch die deutsche Seite nervöser und traf Vorkehrungen für diesen Fall. Der zunehmende Druck brach sich auch im so genannten „Kommandobefehl“ Bahn.<sup>4775</sup> Dieser Befehl „erklärte alle Aufklärungsbemühungen der Westalliierten für illegal, alle daran Beteiligten sollten als Kommandoangehörige betrachtet werden und jeden kriegsrechtlichen Schutz verlieren.“<sup>4776</sup>

Nach dem Angriff der Deutschen und der Einstellung der Kriegshandlungen in Frankreich handelte es sich „im Westen und Norden um einen quasi konventionellen ‚Normalkrieg‘.“<sup>4777</sup> Es fanden kaum Kriegshandlungen im eigentlichen Sinne mehr statt. Wohl aber gab es alliierte Luftangriffe auf deutsche Geschützstellungen, Flug-

<sup>4772</sup> Drolshagen, ebd., S. 142f.

<sup>4773</sup> Dies.: Feind, S. 132.

<sup>4774</sup> Jasper: Zweierlei, S. 235.

<sup>4775</sup> Ders.: Radikalisierung, S. 334.

<sup>4776</sup> Ebd.

<sup>4777</sup> Drolshagen: Feind, S. 9.

plätze, Straßen, Brücken, Bahnhöfe, Wehrmachttransportzüge, Verkehrsknotenpunkte, U-Boot-Basen und Küstenbatterien in Nord- und Westfrankreich, die ab Ende 1943 zunehmend an Intensität gewannen und zu erheblichen (Zer-)Störungen führten. Erfahrungen mit Zivilisten machten deutsche Soldaten insbesondere angesichts von Flüchtlingsströmen, bei Einquartierungen, und „im öffentlichen Raum besetzter Gebiete.“<sup>4778</sup> Dabei sind die genannten Bereiche in West und Ost nach Lage und nach Kriegsverlauf zu unterscheiden. Sowohl aus historischen als auch aus kulturellen Gründen, „waren Wehrmichtsangehörigen die Ortsbilder französischer Dörfer und Städte und die Lebensweisen der Einwohner weit weniger fremd als in Polen oder gar Russland.“<sup>4779</sup> Auch brachte es die lange Besatzungszeit im Westen mit sich, „dass der Wahrnehmung des ‚öffentlichen Lebens‘ in Frankreich eine viel höhere Bedeutung für die Beurteilung des Westens [zukam] als dies im Osten der Fall war.“<sup>4780</sup> Letzteres muss jedoch dahingehend relativiert bzw. ergänzt werden, dass – wie in dieser Studie mehrfach herausgearbeitet wurde – nur ein kleiner Teil der deutschen Soldaten während der gesamten vierjährigen deutschen Besatzungszeit von 1940 – 44 im Westen war. Lediglich Uhlmann und Arp waren als einzige der Befragten drei Jahre lang, vom Sommer 1941 – Sommer 1944, ausschließlich in Frankreich eingesetzt. Dass sie beide einzige Söhne bzw. Kinder waren und ihren Vater bereits verloren hatten, mag eine Erklärung dafür sein. Es gibt zwar innerhalb der Zeitzeugengruppe mehrere Akteure, die ausschließlich in Frankreich eingesetzt waren (Siemers und Paulsen seit Ende 1943, Gockel seit Frühjahr 1943, Weiß seit Frühjahr 1944, sowie Meißner seit Anfang 1944). Keiner der Genannten ist jedoch viel länger als ein Jahr im Westen gewesen, was mit der Jugend der Befragten zusammenhängt (Jahrgänge 1924 – 1926), aber auch damit, dass in Frankreich wegen der drohenden Gefahr einer alliierten Landung nun verstärkt deutsche Kräfte konzentriert wurden und jüngere Jahrgänge von vornherein dort stationiert wurden. Aber auch sie mussten, je nach Kriegsverlauf und militärischer Lage im Osten, immer damit rechnen, gegebenenfalls auch in die Sowjetunion verlegt zu werden. Die Mehrheit der Wehrmichtsangehörigen war zwar zu irgendeiner Zeit mehrere Monate lang in Frankreich stationiert oder in einem anderen besetzten Land im Westen oder Norden gewesen. Dabei handelte es sich aber zumeist um die so genannten „belastbaren“ Jahrgänge, die bereits 1940 am Westfeldzug teilgenommen hatten (u. a. Schlotmann, Landgraf, Dietrich, Meyer, Becker), dann ein paar Monate in Frankreich verblieben, später zur Vorbereitung auf den Ostfeldzug von dort abgezogen und am 22. Juni 1941 beim Angriff auf die Sowjetunion eingesetzt wurden. Heinze, Lützen, Gottschalk und Schweitzer wurden

<sup>4778</sup> Jasper: Zweierlei, S. 262.

<sup>4779</sup> Ebd.

<sup>4780</sup> Ebd.

erst im Verlauf des Jahres 1941 in den Osten geschickt, ohne vorher im Westen gewesen zu sein. Sie kamen (bis auf Gottschalk, der nie im Westen war), erst als abgekämpfte Ostkämpfer 1943 nach Frankreich, ohne zu wissen, ob dies ihr letzter Einsatzort sein und die Kriegslage vielleicht doch wieder ihre Verlegung an die Ostfront erfordern würde. Der Tatbestand des Austauschs zwischen West und Ost, Nord (Norwegen, Dänemark) und Südost bzw. Süd (Kreta, Jugoslawien, Nordafrika und später Italien) wurde in der Literatur bis heute kaum berücksichtigt, und der Eindruck entsteht, dass die meisten deutschen in Frankreich eingesetzten Soldaten von 1940 – 44 dort gewesen seien.<sup>4781</sup> Genau das Gegenteil trifft jedoch zu. Zumeist handelte es sich bei der Stationierung im Westen um eine vorübergehende oder kürzere Episode. Die Situation an der Ostfront machte es erforderlich, ständig Truppen aus dem Westen dorthin zum Ausgleich der Verluste zu verlegen. Für abgekämpfte Ostsoldaten, die zur Auffrischung oder zum Verbleib ab 1943 in den Westen geschickt wurden, mussten andere Wehrmachtdivisionen von Frankreich zum Einsatz in die Sowjetunion verbracht werden.

Diejenigen Deutschen, die im Sommer 1941 den Angriff gegen die Sowjetunion mitgemacht hatten sowie den Winter 1941/42, Erfrierungen erlitten und die erneuten Vormärsche im Sommer 1942 im Osten miterlebt hatten, empfanden ihre Verlegung in den Westen zunächst als „schöne Zeit“, „prima – gegen vorher...!“ wie etwa Golder äußerte.<sup>4782</sup> Er hatte als Stabsangehöriger eines Funktrupps, der in einem französischen Schloss untergezo-gen war, allerdings im Westen bis zum 6. Juni 1944 nicht viel auszustehen. Im Osten erlebte aber auch Schweitzer 1942 zwei Wochen lang „wunderbare Sommerferien“, wie er sagte, weil das Werfer-Bataillon, zu dem er gehörte, kurzfristig ohne Einsatz da stand und sich auf der Krim „erholte“, so Schweitzer.

Im Westen entstand im Laufe des Jahres 1943, aufgrund zunehmender Résistanceaktivitäten, eine gewisse Unruhe, so dass die Soldaten nur noch zu mehreren unterwegs sein durften. Auch dadurch erwies sich der Frieden als trügerisch. Der Krieg war nicht nur dadurch immer präsent.

Wenn Jasper feststellt, dass „Kriegserfahrung ... im Westen hochgradig Besatzungserfahrung [gewesen sei], im Osten [jedoch] nicht,<sup>4783</sup> so trifft das auf die für diese

<sup>4781</sup> Jasper: Zweierlei, u. a. S. 262 sowie Tewes: Besatzungszeit.

<sup>4782</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 369, der dazu anmerkt: „Im Topos von der ‚schönen Zeit‘ wird rückblickend das Fazit aus einem Lebensabschnitt gezogen, der als eine Periode relativer Ruhe in positivem Kontrast zu vorgehenden oder nachfolgenden Perioden gefahrvoller Unruhe steht. Die ‚schöne Zeit‘ ist schön nur im Verhältnis zu einer besonders schlimmen Zeit, sie bietet Erleichterungen.“ Letzteres bezieht sich für diese Studie besonders im Hinblick auf die gemäßigten Witterungsbedingungen im Westen, wo zudem bis Juni 1944 keine Kämpfe im eigentlichen Sinn stattfanden, besserer Ernährung, was jedoch nicht auf alle Truppen im Westen zutrifft und allgemein besserer Lebensbedingungen als im Osten.

<sup>4783</sup> Jasper: Zweierlei, S. 262.

Arbeit Befragten, die in der Normandie 1943/44 eingesetzt waren, nur sehr bedingt zu, da sie mit der Befestigung und dem Ausbau des Atlantikwalls befasst waren und daher weniger Kontakt zu Land und Leuten hatten. Auch das Thema Privatquartiere spielte, entgegen Jaspers Einschätzung, für viele Informanten dieser Studie kaum eine Rolle, da sie in strandnahen Bunkern und Baracken untergebracht waren, die sie selbst oder die OT (Organisation Todt) errichtet hatten. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang daran, dass in erster Linie Offiziere (ab Leutnant aufwärts mit ihren Ordonnanzen) ein Anrecht auf ein Privatquartier hatten. Golder erwähnte, dass er als Funker zum Stab gehörte und als solcher in einem *Château* untergezogen war. Zumeist wurden die Bewohner ausquartiert oder hatten von selbst die Flucht ergriffen. Lützen, Gockel und Meißner beispielsweise übernachteten in Bunkern, errichteten tagsüber zeitweise mit Hilfe der Zivilisten Strandhindernisse am Atlantikwall, verrichteten nachts und tags Streifendienste und trafen Einheimische nur, wenn sie Milch, Eier und Butter bei Bauern einkauften oder auch bei der Arbeit mit den Zivilisten, die verpflichtet waren, Pferd, Wagen und ihre Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen. Rothe und Neß arbeiteten mit französischen Hilfskräften im Krankenhaus bzw. in der Küche zusammen, die von der Wehrmacht angeworben und bezahlt wurden und hatten so Kontakt zur Bevölkerung. Jaspers weitere Feststellung, dass „im Westen nach den Kämpfen viele Soldaten bei Landeseinwohnern untergebracht wurden,“ während „die Wehrmachtsangehörigen im Osten mit der Roten Armee beschäftigt und ‚im Feld‘“ gestanden hätten, und lediglich die Wintermonate, „besonders 1941/42“ eine Ausnahme darstellten, wo sich die Soldaten „durch die Witterungsverhältnisse gezwungen sahen, in den Behausungen der Zivilbevölkerung Schutz zu suchen,<sup>4784</sup> ist ebenfalls so nicht aufrechtzuerhalten. Nach Aussagen Schweitzers, der in West und Ost eingesetzt war, verhielt es sich – auch auf die Länge der Besatzung auf beiden Kriegsschauplätzen bezogen – genau umgekehrt, wenn er feststellt: „Mit der Bevölkerung ist man in Russland viel mehr in Kontakt gekommen [als in Frankreich], weil man auch einfach in dem Winter gezwungen war, in die Häuser hinein zu müssen.“ Zu bedenken ist, dass es sich nicht nur um einen Winter handelte, sondern um mehrere, und dass der Winter im Osten von Oktober/November bis ins späte Frühjahr hinein andauert und auch während der Schlammperioden kein Vorwärtkommen war, also häufig auch Einquartierungen zu anderen Zeiten erforderlich waren.

Es scheint, als habe Jasper nur den Beginn der Besatzungszeiten – in Frankreich die ersten Wochen nach dem Waffenstillstand im Sommer 1940, im Osten ebenfalls die ersten Monate nach dem 22. Juni 1941 bis zum Winter 41/42 – beurteilt, jedoch nicht die gesamte Besatzungsdauer von jeweils vier Jahren betrachtet. Für den Westen

---

<sup>4784</sup> Ebd.

stellt er u. a. fest, dass der Wehrmacht während des Westfeldzuges „Flüchtlingsmassen“ begegneten, die die „Kriegserfahrung der Fronttruppen beeinflusste“, während im Osten „Berichte über Flüchtlinge eine geringere Rolle [spielten]“, jedoch das „Thema Vertreibung bzw. Deportation“ hier im Vordergrund gestanden habe. Dazu ist festzustellen, dass in der Tat während der kurzen Phase des Westfeldzuges (circa sechs Wochen) und etwa die unmittelbare Zeit danach Flüchtlingsströme unterwegs waren, die jedoch bald nach Ende der Kämpfe wieder in die Dörfer und Städte zurückkehrten (vgl. Abschn. 2.1). Erst vier Jahre danach setzten mit dem 6. Juni 1944 erneut Flüchtlingsbewegungen ein, wenn auch nicht so stark wie im Sommer 1940. Es handelte sich bei den erlebten Flüchtlingsbewegungen allenfalls um einen vorübergehenden Eindruck. Dagegen hinterließen im Westen 1940 und im Osten besonders 1941 die hohen Zahlen an Kriegsgefangenen einen nachhaltigen Eindruck auf deutsche Soldaten. Allein in Frankreich geriet etwa eine Million französischer Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft, ein Prozess, der jedoch bereits im Sommer 1940 abgeschlossen war. Zeitzeugen dieser Studie berichten über eine hohe Zahl an Gefangenen im Osten, die nach und nach eingebracht wurden. Rotarmisten wurden zu hunderttausenden in Dulags gepfercht, wo sie unter schlimmsten Bedingungen zubringen mussten. Auch diejenigen, die danach ins Reich verbracht wurden, hatten kaum ein besseres Leben. Der Unterschied in der Behandlung französischer und sowjetrussischer Kriegsgefangener richtete sich nach der Hierarchie, in die sie zuvor eingestuft worden waren.

Die Abwesenheit so vieler junger Männer in Dörfern und Städten fiel den deutschen Soldaten in Frankreich ebenso auf wie denen in der Sowjetunion und ist allein deshalb erwähnenswert. Das von Jasper angeführte Thema der Vertreibung und Deportation spielte in den Zeitzeugenaussagen über die Jahre 1944/45 eine größere Rolle, aber noch nicht so sehr in den ersten Monaten des Ostfeldzuges, wie Jasper es anhand der Feldpostbriefe festgestellt hat.

Während die Befragten in dieser Arbeit hauptsächlich zu Kriegsgefangenen im Osten Stellung bezogen, erwähnte keiner der Informanten ähnliche Begebenheiten 1940 aus dem Westen. In Jaspers Studie zeigten sich die Schreiber der Feldpostbriefe von Vorkommissen in Ost und West gleichermaßen beeindruckt.

Jasper kommt in seiner Studie mit Feldpostbriefen als Quellengrundlage zu der Annahme, dass die Behandlung von Gefangenen im Osten „von Einheit zu Einheit sehr verschieden [war].“<sup>4785</sup> Sie variierte zudem „individuell und situativ“<sup>4786</sup>. Während im Westen die Vorgaben lauteten, sich korrekt und gemäßigt gegenüber der Bevölkerung zu verhalten, was vor allem während der vier Jahre Besatzungsdauer

---

<sup>4785</sup> Ebd., S. 278.

<sup>4786</sup> Ebd.

außerhalb der Kampfphasen im Sommer 1940 bzw. Sommer 1944 möglich war, wird am Verhalten der Frontsoldaten in der Sowjetunion deutlich, dass „die veränderten Richtlinien und Verhältnisse für den Kampf im Osten ihre Spuren hinterlassen haben.“<sup>4787</sup> Bei den Schilderungen des Verhaltens deutscher Soldaten während der Kämpfe 1940 und 1944 wird jedoch deutlich, dass es „bei allen Unterschieden zwischen den verschiedenen Akteuren ... gegenüber dem Westen doch eine Gemeinsamkeit der Erfahrung [gab, die] darin [bestand], dass Gewaltanwendung denkbar war und auch als akzeptabel bzw. angemessen betrachtet wurde.“<sup>4788</sup> Im Westen wurde sie allerdings weniger angewandt. Beispielsweise beschränkten sich Berichte deutscher Soldaten dort auf die zunächst erschrockenen Gesichter der Gefangenen, die allerdings dann in Wehrmachtfahrzeugen chauffiert wurden und gute Verpflegung erhielten, wohingegen die Rotarmisten furchtbare Strapazen erlitten und einige Millionen von ihnen an den Folgen starben. Eine „wohlmeinende Haltung gegenüber den Kriegsgefangenen“<sup>4789</sup> ist bei Frontsoldaten höchstens dann anzutreffen, wenn die Gefangenen später als Hiwis an der Ostfront oder seit 1943 bei den Osttruppen im Westen für die Wehrmacht im Einsatz waren und sich in dieser Tätigkeit kameradschaftlich und menschlich bewährten. Auch in Deutschland gab es Menschen, die Mitleid hatten mit den ausgezehrtten russischen Gefangenen (beispielsweise Rothe, der einem Gefangenen Zigaretten anbot und erfuhr, dass seine Mutter demselben Russen öfter ein Brot hinlegte, weil dieser wiederum für Kaninchenfutter sorgte).

Das viel gerühmte „korrekte“ Auftreten der Wehrmacht in Frankreich lässt schnell den Verdacht vom Mythos der sauberen Wehrmacht aufkommen. Die Frage, ob deutsche Soldaten sich nahezu wie mustergültige Besatzungstruppen aufgeführt haben, wurde in dieser Arbeit einer kritischen Prüfung unterzogen. Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass etwa das deutsch besetzte Polen und die Sowjetunion stark unter dem Krieg und der Okkupation litten, die Bürger in Ländern wie Frankreich jedoch „nicht völlig entrechtet“ waren und nicht fürchten mussten, „auf der Straße willkürlich bedroht, schikaniert oder erschossen zu werden.“<sup>4790</sup> Deutsche Soldaten bezahlten ihre Einkäufe im Westen und konnten nicht nach Belieben mit der Zivilbevölkerung verfahren wie dies im Osten möglich war. Aber auch im Westen gab es entrechtete Zivilisten, denn Menschen, die beispielsweise als „rassisch minderwertig“ galten oder der Besatzungsmacht als Widerständler entgegen traten, „wurden selbstredend nirgends und zu keinem Zeitpunkt ‚korrekt‘ behandelt.“<sup>4791</sup> Die Verfolgung der Juden

---

<sup>4787</sup> Ebd.

<sup>4788</sup> Ebd., S. 278f.

<sup>4789</sup> Ebd.

<sup>4790</sup> Drolshagen: Feind, S. 10.

<sup>4791</sup> Ebd.

fand in allen deutsch besetzten Ländern statt, auch in Frankreich. Es konnte in dieser Studie herausgearbeitet werden, dass auch eine „milde“ Besatzung „Leid und Entbehrungen“<sup>4792</sup> mit sich brachte. Besonders am Beispiel des französischen Informanten, Henri Martin, wurde deutlich, dass in den Städten auch nach dem Sommer 1940 Bomben fielen, seine Familie und er Hunger litten, und auch die anderen durch die deutsche Besatzung verhängten Maßnahmen und Vorschriften große Veränderungen und Beeinträchtigungen darstellten. Auch konnten die Länder im Norden und im Westen nie sicher sein, ob die NS-Führung – je nach Kriegslage – dort nicht im Laufe der Zeit eine härtere oder brutalere Gangart einschlagen würde.<sup>4793</sup> Angesichts der neuen Machthaber und der Präsenz vieler deutscher Soldaten auf französischem Territorium, waren die vier Jahre für die Franzosen von ständiger Vorsicht und permanentem Misstrauen gekennzeichnet. Unter „anormalen Umständen“ errichteten die Franzosen „eine neue Art von Normalität“<sup>4794</sup>, die oft leise und unauffällig vonstatten ging, so dass der Eindruck entstehen kann, die Bürger Frankreichs hätten im Schatten der deutschen Besatzung weitergelebt wie zuvor. In Wirklichkeit hatte sich ihr gesamtes Leben nicht nur dadurch verändert, dass die eigenen Männer, Söhne, Brüder oder Väter sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden und die Frauen mit oftmals kleinen Kindern zusehen mussten, wie sie allein zurecht kamen. Dabei gab es keine Möglichkeit, den Deutschen aus dem Weg zu gehen, die die für sie arbeitenden Franzosen beaufsichtigten, „dienstlich wie privat dieselben Hauptstraßen auf und ab [gingen] wie die Zivilisten, ... dieselben Gasthäuser und Geschäfte [frequentierten]“ wie die Einheimischen und auch sonst überall anzutreffen waren – beispielsweise bei Einkäufen, auch auf Bauernhöfen, oder bei Einquartierungen. Zudem hatte Frankreich einen großen Teil seiner Waren nach Deutschland abzugeben. Obwohl die französische Bevölkerung versuchte, nach dem Waffenstillstand wieder zum Alltag überzugehen, ist wohl eher zutreffend, was Ewald Jost über Belgien sagte: „Nach dem deutschen Angriff war nichts mehr wie zuvor,“ und das blieb auch so, obwohl sich die Einheimischen mehr oder weniger mit der Besetzung ihrer Länder durch die Wehrmacht abfanden. Bewegungs- und Handlungsfreiheit besonders der Franzosen waren erheblich eingeschränkt: das Elsass und auch das belgische Eupen-Malmédy waren dem Reich angegliedert, ihre männlichen Bewohner wurden zur HJ und später zur Wehrmacht eingezogen und größtenteils an die Ostfront geschickt. Das Schicksal der über eine Million französischer Kriegsgefangener in deutscher Hand bereitete den Franzosen große Sorge und machte sie zudem den Deutschen gegenüber erpressbar. Die Teilung Frankreichs in zwei Zonen (bis November 1942,

---

<sup>4792</sup> Ebd.

<sup>4793</sup> Ebd.

<sup>4794</sup> Ebd., S. 11.

dann wurde Frankreich vollständig besetzt) verhinderte Kontakte zwischen Nord und Süd und schränkte den Handel ein. Darüber hinaus gab es die bereits genannten Ein- und Beschränkungen sowie eine „Flut von Vorschriften“<sup>4795</sup> in Frankreich und anderen deutsch besetzten Ländern, die – je nach Sinn und Zweck der Besatzung - variieren konnten. Die meisten Franzosen konnten den Deutschen schwerlich aus dem Wege gehen, sei es, weil Letzere bei ihnen einkauften oder einkehrten (Bauernhöfe, Cafés, Restaurants, Läden), in ihren Häusern einquartiert waren oder weil französische Zivilisten für die Deutschen arbeiteten und sie damit als Vorgesetzte hatten. Nicht nur Franzosen sahen einer ungewissen Zukunft entgegen, in der „die Macht in jeder Sekunde bei der Besatzungsmacht lag. Sie verfügte über die Mittel, ihren Willen durchzusetzen.“<sup>4796</sup> Im Gegensatz zum Osten wollten die Deutschen in Nord- und Westeuropa „mit möglichst wenig offenem Zwang“ zu einer Verständigung mit der Bevölkerung gelangen, denn ohne Waren und Dienstleistungen der Besiegten konnte sich keine Besatzungsarmee halten.<sup>4797</sup> Auch war es nicht möglich, vier Jahre lang als Feinde zusammenzuleben. Viele der für diese Arbeit Befragten wurden sehr bald nicht mehr als Feind, sondern als Menschen wahrgenommen, was auch auf die Mehrzahl der anderen in Frankreich stationierten Soldaten zutrifft. Auch waren die Franzosen verwundert, dass die Besatzer sich nicht so aufführten wie sie das erwartet oder befürchtet hatten.<sup>4798</sup> Trotzdem ist das allgemeine Prädikat der Franzosen „les Allemands étaient corrects“ eine etwas trügerische Aussage, die wohl auch daher rührt, dass sie die Deutschen anders, also als wenig korrekt, eingeschätzt hatten. In diesem Zusammenhang ist festzustellen, dass die Ukrainer, die sich von den Deutschen zu Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion 1941 Vorteile versprochen und mit den Deutschen im Ersten Weltkrieg weniger negative Erfahrungen gemacht hatten, nun bitter enttäuscht wurden, wohingegen die Franzosen, die den verhassten Erbfeind bereits aus den Kriegen 1914/18 und 1870/71 kannten, eher positiv „überrascht“ waren, dass die Deutschen keine so furchtbaren Besatzer waren wie dies von ihnen erwartet worden war. Sie waren wohl größtenteils der Meinung, dass es hätte schlimmer für sie kommen können. Drolshagen merkt dazu folgendes an:

„Im Grunde ist die Rede von korrektem und höflichem Auftreten zutiefst merkwürdig. Eine Besatzungsmacht tut, was ihr passt, und sie nimmt, was sie haben will, wobei sie die Haager Landkriegsordnung einhalten sollte. Hält sie sich nicht daran, käme niemand auf den Gedanken, dies ‚unkorrekt‘, oder gar ‚unhöflich‘ zu nennen. Wenn es um die ‚korrekten und höflichen Deutschen‘ geht, scheint Erstaunen mitzuschwingen, fast so, als hätten sie dergleichen als Sieger nicht nötig gehabt. Dass in diesen ehemals deutsch besetzten Ländern unweigerlich das ‚korrekte Verhalten‘ der Deutschen erwähnt wird, verweist offenbar

---

<sup>4795</sup> Ebd., S. 115.

<sup>4796</sup> Ebd., S. 117.

<sup>4797</sup> Ebd.

<sup>4798</sup> Ebd.

weniger darauf, was sie dort taten, als vielmehr auf die Gewalt- und Willkürherrschaft, die sie an anderen Orten ausübten, dort jedoch nicht.<sup>4799</sup>

Aber auch im Osten, wo Soldaten noch häufiger in Privathäusern einquartiert wurden, lebten Deutsche nicht nur Wand an Wand mit den Sowjetrussen, sondern oft sogar in dem einzigen Raum des Hauses und aßen am selben Tisch. Wie Drolshagen anhand vieler Beispiele aus dem Westen belegt, wurden Zivilisten – auch im Osten – mit deutschen Soldaten „vertraut“,<sup>4800</sup> Gemeinsamkeiten wurden entdeckt, Fotos der eigenen Familie gezeigt. Eine Frau von den Kanalinseln erklärte dazu am Ende der fünfjährigen deutschen Besatzung: „Man kann nicht fünf Jahre Seite an Seite leben und Feind bleiben.“<sup>4801</sup> Diese Seite der Besatzung wird jedoch zumeist von heutigen Historikern ausgeklammert. Ebba Drolshagen begründet dieses Phänomen folgendermaßen: „... Freundlichkeiten gegenüber Feindsoldaten passen schlecht zu den gängigen Vorstellungen vom Zweiten Weltkrieg. Doch so wenig glaubhaft sie auf die Nachgeborenen wirken mögen: Dergleichen kam nicht nur vor, es war tatsächlich sehr verbreitet.“<sup>4802</sup> Auch in den anderen ehemals deutsch besetzten Ländern ist die Tendenz anzutreffen, sich nach 1945 „von den deutschen Besatzern zu distanzieren und sich dabei ... als ‚Nation im Widerstand‘ darzustellen.“<sup>4803</sup> In Zeitzeugengesprächen stellt sich diese Sicht anders da. Soldaten, die sich „anständig“ benahmen, also sich der Wehrpflicht nicht hatten entziehen können, aber auch keine offenkundigen Unterstützer des NS-Regimes waren,<sup>4804</sup> als ganz normale Menschen daherkamen und auftraten, wurden im allgemeinen von den Franzosen freundlich aufgenommen und behandelt. So gab es im Westen zufällige, unvermeidliche und auch oberflächliche Begegnungen, wie etwa den Schwarzmarkthandel, Gespräche über Alltägliches, aber auch Freundschaften, „die Familien mit einem oder mehreren Deutschen schlossen.“<sup>4805</sup> Andere „arrangierten“ sich vorsichtig mit den Deutschen, um den Krieg unbeschadet zu überstehen, waren jedoch ständig darauf bedacht, sich nicht dem Vorwurf der Kollaboration auszusetzen, was häufig eine Gratwanderung darstellte, die nicht immer gelang. Andere Franzosen, aber auch Familien in der Sowjetunion, konnten deutschen Soldaten „eine für sie selbst völlig normale Freundlichkeit“<sup>4806</sup> entgegen bringen, wenn diese sich ebenfalls korrekt und freundlich benahmen, die ihnen jedoch nach Abzug der Deutschen – im Westen wie im Osten – „als verdammenswerte Kolla-

<sup>4799</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 301, Anm. 3.

<sup>4800</sup> Ebd., S. 12.

<sup>4801</sup> Zit. n. ebd.

<sup>4802</sup> Ebd., S. 181.

<sup>4803</sup> Ebd., S. 13.

<sup>4804</sup> Ebd.

<sup>4805</sup> Ebd.

<sup>4806</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 365.

boration ausgelegt<sup>4807</sup> werden konnte und in vielen Fällen auch ausgelegt wurde. Wenn die Wehrmachtseinheiten in irgend einem Land als Befreier begrüßt worden sind, dann in der Ukraine. Dieser Tatbestand wurde von der NS-Propaganda ausgenutzt, die entsprechende Fotos in Zeitungen veröffentlichte. In anderen Ländern sollten Fotos und entsprechende Berichte „beweisen“, dass „die Bevölkerung die deutschen Besatzer freudig begrüßte, während ihre Regierungen uneinsichtig blieben.“<sup>4808</sup> Drolshagen stellt klar: „In Wahrheit wurden die deutschen Soldaten überall in Nord- und Westeuropa mit Entsetzen, Angst und eisigem Schweigen begrüßt.“<sup>4809</sup> Dass die Franzosen mit dem Angriff deutscher Truppen rechneten, weil sich ihr Land mit Deutschland seit dem 3. September 1939 im Kriegszustand befand, verbesserte die Lage für sie nicht, als der Überfall tatsächlich erfolgte. Die französische Propaganda war zudem derart, dass „wir gedacht haben, wir überleben das nicht, wenn sie uns besetzen,“ berichtete die damals fünfzehnjährige, in der Nähe von Bordeaux lebende Lucie H. später in einem Interview.<sup>4810</sup> Die Bewohner der Ukraine hatten hier zunächst eine andere Einstellung und haben es sehr oft begrüßt, dass die Deutschen in ihre Region kamen. Allerdings war ihre Erwartungshaltung die, dass die Wehrmacht ihnen zu ihrer Unabhängigkeit vom Stalin-Regime und damit zu einem eigenen Staat verhelfen würde. Die grundsätzlich deutsch-freundlichen Ukrainer wurden dann jedoch bitter enttäuscht, ausgebeutet und bekamen ausschließlich die Kehrseiten der Besatzung mit allen ihren negativen Begleiterscheinungen zu spüren, so dass die anfänglichen Hoffnungen bei ihnen bald zu der Erkenntnis führten, dass sich ihre Lage durch den Krieg mit der Wehrmacht entschieden zum Schlechten gewandelt hatte. Die Reaktion der Bevölkerung in den besetzten Gebieten war zweigeteilt. Einige kollaborierten, andere „meinten, da man keine Wahl habe, sei es klüger, sich zu arrangieren und sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern.“<sup>4811</sup> Daneben gab es diejenigen, die eine Kapitulation nicht akzeptieren wollten und versuchten, den Feind überall zu bekämpfen, wo ihnen das möglich war, um ihn mit solchen Maßnahmen schließlich außer Landes treiben zu können und endgültig loszuwerden. Eine Fraternalisierung, und dies sei hier betont, hat es aber zu keiner Zeit zwischen Deutschen und Franzosen gegeben. Sie war von französischer Seite her auch nicht erwünscht. Deutsche und Franzosen waren aufeinander angewiesen, wie Heinze betonte, als er sagte: „Die wussten ja: *wir* konnten nicht anders, *sie* konnten nicht anders.“ So entwickelte sich eine Art stillschweigender Verhaltenskodex, „wie und wo Kontakte zu den Soldaten erlaubt und möglich waren und wie weit man dabei gehen

---

<sup>4807</sup> Ebd.

<sup>4808</sup> Drolshagen: Feind, S. 41; Desprairies: Sous l'œil de l'occupant.

<sup>4809</sup> Drolshagen, ebd., S. 42.

<sup>4810</sup> Zit. n. ebd., S. 43.

<sup>4811</sup> Ebd., S. 45.

durfte, ohne in den Verdacht der Kollaboration zu geraten.<sup>4812</sup> Wohl gab es eine gewisse Bewunderung für die Deutschen, wie beispielsweise Henri Martin einräumte: „C’était organisé chez eux, c’est pas comme en France!“ Es wäre auch zu viel gesagt, würde man behaupten, die Deutschen seien als Feinde gekommen und als Freunde gegangen. Jeder Franzose wünschte sich den Abzug der Wehrmachtstruppen und die Rückkehr zu einem unbesetzten, selbst bestimmten, in Frieden und Freiheit lebenden Staat. Die finnische Historikern Marianne Junila fasst die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit über das Zusammenleben von Finnen und Deutschen in Nordfinnland so zusammen, wie es in etwa auch auf diese Arbeit zutrifft. Danach zeichneten ihre Zeitzeugen „ein Bild von den deutschen Soldaten, das nicht demjenigen entspricht, das die Wissenschaft rekonstruiert hat und das auch im kollektiven Gedächtnis überall in Europa verankert ist.“<sup>4813</sup> Es werden darin weder die von der Wehrmacht begangenen Verbrechen bestritten, noch bedeutet es, dass „der so genannte Einmarsch der deutschen ‚Wehrmacht‘ in andere europäische Länder dort von großen Teilen der Bevölkerung nicht nur nicht abgelehnt, sondern jubelnd begrüßt worden“<sup>4814</sup> wäre. Völlig außer Frage steht: „Das Besatzungsregime war bei den Völkern Europas nicht willkommen. Als die Deutschen kamen, waren sie verhasst, als sie Jahre später gehen mussten, kannte der Jubel keine Grenzen.“<sup>4815</sup>

Im Falle Severlohs und Gockels hatte sich während der Besatzungszeit nach zunächst sehr zurückhaltendem und vorsichtigem Verhalten der Franzosen ein inniges bzw. herzliches Verhältnis zu zwei französischen Familien entwickelt. Severloh besuchte Madame Legrand in den 60er Jahren mit seiner Frau und der Witwe seines gefallenen Chefs. Im Jahre 1984 fand sein letzter Besuch in einem Altersheim bei der inzwischen 93jährigen Dame statt. In Gockels Fall blieb der herzliche Kontakt zu der gleichaltrigen Französin der Familie, bei der er im Krieg Butter und Eier einkauft hatte, bis zu seinem Tod im Jahr 2006 bestehen. Es gab gegenseitige Besuche, und Herr Gockel fuhr seit der 50er Jahre jedes Jahr mindestens einmal in die Normandie. Zu der Zeit gestaltete sich jedoch ein Besuch in Frankreich noch sehr schwierig. Gockel erlebte, dass ihm und seiner Frau ein Hotelzimmer mit den Worten: „Pour Allemands – non!“ verweigert wurde. Auch anderenorts waren die Franzosen zu der Zeit noch sehr deutschfeindlich eingestellt gewesen.<sup>4816</sup> In der ihm aus dem Krieg vertrauten Familie wurde er jedoch

<sup>4812</sup> Drolshagen: Feind, S. 13.

<sup>4813</sup> Zit. in ebd., S. 14.

<sup>4814</sup> Theweleit: Die Erfindung Europas.

<sup>4815</sup> Drolshagen: Der Freundliche Feind, S. 14.

<sup>4816</sup> Ebd., S. 270f., berichtet von deutschen Soldaten, die nach dem Krieg in die Orte zurückkehrten, wo sie im Krieg stationiert waren: „Sie wären nicht auf den Gedanken gekommen, dass sie in dem Land, in den Städtchen und Dörfern, wo sie ‚die schönsten Jahre ihres Lebens‘ verbracht hatten, nicht willkommen sein könnten. ... [Aber] sie waren nicht [überall] willkommen.“

auch in den 50er Jahren nie als Feind angesehen, sondern herzlich empfangen. Der Bauer des Hofes war nach der Befreiung durch die Amerikaner der Kollaboration bezichtigt worden und einige Wochen in einem bei Cherbourg „mit französischen ‚Fräuleins‘, die deutsche Freunde hatten“<sup>4817</sup> inhaftiert worden. Es gab Franzosen, die, wie Heinze berichtet hatte, längere Zeit nach dem Krieg wieder Kontakt zu ihnen bekannten ehemaligen deutschen Soldaten aufgenommen hatten. In Heinzes Fall war eine Französin auf der Suche nach einem seiner Kameraden. Es dauerte Jahrzehnte, bis Städtepartnerschaften, private Freundschaften, Austauschprogramme von Jugendlichen oder Studenten eine dauerhafte Versöhnung herbeiführten und eine Vertrauensbasis herstellten. Auch politisch wurde der Weg im Jahre 1963 durch den deutsch-französischen Freundschaftsvertrag, kurz: Élysee-Vertrag, geebnet.

Bei den deutschen Soldaten blieb auch nach dem Krieg das Empfinden hängen, dass sie sich in der Zeit von 1940 bis 1944 „ordentlich aufgeführt“ hatten. Umso verständlicher war es für ehemalige deutsche Soldaten, dass sich die Franzosen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten mit Kontakten zu Deutschen schwer taten, obwohl sich diese gerade in Frankreich 1940 – 1944 einigermaßen anständig verhalten hatten. Drolshagen mutmaßt aus Sicht der Franzosen: „Man wollte nicht mehr an den Krieg denken. Weil damals alles so negativ war? ‚Vielleicht waren die Erinnerungen gar nicht so negativ. Und vielleicht wollten die Menschen gerade deshalb nicht daran erinnert werden.“<sup>4818</sup> In manchen Fällen trotzten die „Freundschaften zwischen deutschen Soldaten und ausländischen Zivilisten ... der Ungunst der Kriegsjahre ebenso ... wie der der Nachkriegsjahre.“<sup>4819</sup>

Etliche für diese Arbeit Befragte, ehemals in Frankreich stationierte Soldaten, fuhren irgendwann wieder an den Ort ihres Kriegseinsatzes (neben Gockel und Severloh waren dies Thomsen, Lützen, Golder, Meißner, Heinze, Meyer und Neß). Lützen, der in den 90er Jahren mit Herrn Gockel in der Normandie war, berichtete erfreut, dass es dort Schilder an den Museen zum Thema D-Day gab mit dem Hinweis: „Freier Eintritt für deutsche Veteranen.“ 50 Jahre nach den Ereignissen hatten private und politische Friedensbemühungen dazu geführt, dass versöhnliche Gesten eine Selbstverständlichkeit und keine Ausnahme mehr darstellten. Während es im Jahre 1994 noch Debatten um die Einladung des damaligen Bundeskanzlers Helmut Kohl zu den 50-Jahr-Feiern nach der Landung in die Normandie gab, die am Ende nicht ausgesprochen wurde, war es dann im Jahre 2005 soweit. Der damalige Kanzler Gerhard Schröder wurde als erster deutscher Regierungschef am 60. Jahrestag des Kriegsendes zu einer Militärparade nach Moskau eingeladen. Im Jahre 2010 wurde diese

<sup>4817</sup> Gockel: Tor zur Hölle, S. 163.

<sup>4818</sup> Drolshagen: Feind, S. 272.

<sup>4819</sup> Ebd., S. 266.

Ehre auch der amtierenden Kanzlerin Angela Merkel zuteil.<sup>4820</sup> Solche Einladungen an deutsche Politiker stellen Gesten der Versöhnung dar. Zwischen Frankreich und Deutschland kann die ab Ende der 50er/Anfang der 60er Jahre und im deutsch-französischen Freundschaftsvertrag von 1963, auch politisch verankerte Aussöhnung inzwischen als gelungen und abgeschlossen betrachtet werden. Das Bemühen um dauerhaften Frieden und Verständigung ist nun zur permanenten Aufgabe aller europäischen Länder geworden, die darin auch außereuropäische Nationen unterstützen. Herr Neß erzählte im Interview, dass er mit seinem Sohn, der ihn darum gebeten hatte, in einem Urlaub auch die ehemaligen Kriegsgebiete in der Normandie aufsuchte. Sein Eindruck war: „Das hat uns sehr gut gefallen, die waren alle sehr freundlich.“ Er sei vor einem Gebäude stehen geblieben, um es sich anzusehen, und sei spontan von einem dort wohnenden Lehrer eingeladen worden, nachdem er erzählt hatte, „dass ich mal hier als Soldat gewesen war.“ Neß ist einer von wenigen, die im Interview nicht die Ost-West-Unterschiede thematisierten, sondern die Bedingungen jedes Kriegsschauplatzes, auf dem er sich befand, oder für den er sich freiwillig gemeldet hatte, hinnahm. Für andere, die ihr Soldatsein in Frankreich nur für kurze Zeit genießen konnten, und dann über längere Zeit in Russland kämpfen mussten, veränderten sich aufgrund der Kriegserfahrung im Osten die Maßstäbe ihrer Erfahrungen insgesamt. Der Krieg dort lenkte das Leben deutscher Soldaten in „bis dahin unbekannte Bahnen.“<sup>4821</sup> Die deutsche Heimat oder auch Frankreich bekamen „durch die selbstverständliche Möglichkeit, dort die ‚Kleinigkeiten des normalen Lebens zu genießen‘ paradiesische Qualitäten.“<sup>4822</sup> Länge und Härte des Kampfes in der Sowjetunion hatten Auswirkungen auf die eigene Persönlichkeit, die zu einer Sehnsucht nach einem normalen Leben in der Heimat oder im Westen mit seinen Annehmlichkeiten, aber auch mit seinen Alltäglichkeiten führten.<sup>4823</sup> Im Hinblick auf die Beurteilung der Lebens- und Wohnverhältnisse in Ost und West seitens deutscher Soldaten ergeben sich große Unterschiede. Während der Dreck und die unhygienischen Zustände für die Deutschen im Osten ein Abgrenzungskriterium waren, „aus dem radikale Feindbilder abgeleitet wurden,“<sup>4824</sup> wurden im Westen das „Thema Dreck ebenfalls zur Charakterisierung der Fremde verwandt ... ohne [jedoch] die Franzosen deshalb als minderwertige Menschen zu betrachten. Im Osten wurden die Menschen für den Dreck, in dem sie immer und die Soldaten zeitweise lebten, ver-

<sup>4820</sup> Die deutsche Kanzlerin legte nach der Siegesfeier rote Rosen am Grabmal des Unbekannten Soldaten am Kreml nieder, das an die 27 Millionen sowjetischen Opfer des Zweiten Weltkriegs erinnert. Taz, 09.05.2010.

<sup>4821</sup> Jasper: Zweierlei, S. 251.

<sup>4822</sup> Ebd., dort auch vgl. FpBf Fritz Neuberger, 21.11.41.

<sup>4823</sup> Ebd.

<sup>4824</sup> Ebd., S. 264.

antwortlich gemacht.“<sup>4825</sup>

Die Erzählungen der in Frankreich stationierten deutschen Soldaten klingen größtenteils vergleichsweise harmlos, da sich die Wehrmachtstruppen über französische Belange wenig Gedanken machten<sup>4826</sup>. Es ging um ihre eigene Versorgung, Verpflegung und Unterbringung, um fehlende Ausrüstung und den Ausbau des Atlantikwalls, um die bevorstehende Invasion, um Cafés, Bars, Französinen und Frontcarbaretts. Kleinere Kämpfe und bewaffnete Auseinandersetzungen hat es dort nur sehr vereinzelt gegeben – spektakulär waren die Angriffe der Alliierten 1942 in St. Nazaire und in Dieppe – ansonsten gab es alliierte Luftangriffe auf Städte wie Le Havre, nächtliche Anlandungen so genannter Kommandounternehmen und ab 1944 zunehmend intensivere Luftangriffe auf Brücken, Straßen, Bahnhöfe, Dörfer, Städte und Truppenansammlungen, die Landung alliierter Fallschirmspringer und gelegentliche Aufeinandertreffen mit Widerstandskämpfern. Die Stationierung deutscher Soldaten in Frankreich brachte bis 1944 zwar im Laufe der Zeit erhebliche körperliche Belastungen mit sich, das Leben an sich blieb für sie zunächst in einem militärisch geregelten Rahmen. Französische Zeitzeugen wie Henri Martin oder die Monographie von Danièle Philippe offenbarten aber, dass die Franzosen die deutsche Besatzung und ihre Begleiterscheinungen als wesentlich belastender empfanden als es nach den manchmal harmlos anmutenden Zeitzeugenberichten und der Reduzierung auf die „guten Beziehungen zu den Einheimischen“ im „friedlich besetzten“<sup>4827</sup> Frankreich der Fall zu sein scheint.<sup>4828</sup> Mit zunehmender Kriegsdauer, so Henri Martin, wünschten sich die Franzosen nichts sehnlicher als den Abzug der Deutschen und die Befreiung Frankreichs.<sup>4829</sup> Dieser Tatbestand ist wohl auf Zivilisten in ganz Europa

---

<sup>4825</sup> Ebd.

<sup>4826</sup> Drolshagen: Feind, S. 271, stellt dazu bei ehemaligen Soldaten, die ihre früheren Stationierungsorte aufsuchten, fest: „Wie schon während des Krieges waren sie ... von ihrer eigenen Nettigkeit und ihren guten Absichten so geblendet, dass sie die Befindlichkeit ihres Gegenübers nicht wahrnahmen. Sie begriffen nicht, dass sich der Wind gedreht hatte. ... Kaum einer der reisenden Deutschen hatte sich dafür interessiert, wie nun in ‚seinem‘ Land über die Besatzungszeit gedacht wurde. Sie begriffen nicht, dass niemand an das *Menscheln* erinnert werden wollte, das den Kern ihrer eigenen guten Erinnerungen ausmachte, dass sie mit ihrem Auftauchen Wunden der ersten Nachkriegszeit aufreißen und ‚Gerede und Gerüchte‘ beleben könnten, die gerade ein wenig verstummt waren. Die alten Verbindungen passten nicht in die neue Zeit und zum großen nationalen Konsens. Nun war man ein Volk von Widerstandskämpfern, und in dem suchte jeder Bürger seinen Platz als lupenreiner Patriot.“

<sup>4827</sup> Ebd.

<sup>4828</sup> Ebd., S. 89: „Wenn also ein deutscher Funker sich erinnert, dass die Bevölkerung von Arcachon am Atlantik freundlich und entgegenkommend gewesen sei, bleibt bei dieser wie bei allen anderen Erinnerungen dieser Art ungewiss, wie viel Ablehnung und Hass in der Bevölkerung tatsächlich vorhanden waren, die aber nicht geäußert und/oder nicht wahrgenommen wurden.“

<sup>4829</sup> So spürte auch Heinrich Böll die ablehnende Haltung der Franzosen und beklagte in einem Brief vom 07.12.1942: „Oft komme ich mir ja auch einsam und verloren vor, wenn ich hier so über die Straße gehe und die teils feindlichen, teils höhnischen, mindestens

übertragbar, die sich „von den Deutschen distanzierten, je weiter der Krieg voranschritt,<sup>4830</sup> zumal die Wehrmacht offenkundig den Krieg an allen Fronten zu verlieren drohte, und die Bevölkerung in den besetzten Ländern wusste, „dass es unklug war, allzu offensichtlich auf der Seite des künftigen Verlierers zu stehen.“<sup>4831</sup> Mit zunehmender Besatzungsdauer litten viele Franzosen unter Hunger (besonders in den Städten) und Brennstoffmangel, allgemeiner Güterknappheit und Lebensmittelrationierung, unter ihrer eigenen Regierung, den verhängten Maßnahmen der Besatzer, unter ihrer Unfreiheit, den zunehmenden Luftangriffen und unter der immer weiter zunehmenden Anzahl deutscher Soldaten auf ihrem Grund und Boden. Auch das Verhalten der Deutschen im Westen hatte sich gewandelt. Schon vor Beginn der Kriegshandlungen im Sommer 1944 griffen Wehrmachtstruppen in der Partisanenfrage härter durch. Es herrschte eine spürbare Nervosität auf Seiten der Deutschen, die sich beispielsweise in einem Anstieg der Repressalien Bahn brach (z. B. die erzwungenen Zugbegleitungen französischer Geiseln, die akribische Durchsuchung ganzer Landstriche, auch Privathäuser, nachdem alliierte Nachrichtenagenten per Fallschirm oder Piloten gelandet waren). Nach Beginn der Kämpfe im Westen wurde die Bevölkerung nun auch dort stärker in Mitleidenschaft gezogen, und es wurde beispielsweise auf das Eigentum der Zivilisten keine Rücksicht mehr genommen. Was die Deutschen für ihren Rückzug brauchten, nahmen sie sich von den Franzosen. Neugierige Franzosen, wie Henri Martin, die sich im Kampfgebiet aufhielten, galten sofort als Résistance-Angehörige und wurden festgenommen. Im Hinblick auf erfolgte Drangsalierungen der französischen Bevölkerung stellt Drolshagen fest:

„Letztlich waren zum Glück nur wenige Zivilisten im Westen von den Repressalien und Verhaftungen der Besatzer direkt betroffen. Die katastrophale wirtschaftliche Entwicklung aber traf alle. Daraus ergab sich eine außerordentlich schwierige Versorgungslage, die jeder täglich spürte.“<sup>4832</sup>

In dieser Lage versuchten die Franzosen mit Erfolg, eine gewisse Normalität in ihren Alltag zu bringen – trotz der deutschen Besatzung. Drolshagen stellt die Beschreibung der vier Besatzungsjahre als „années noires“ auf den Prüfstand. Es gibt Fotos aus dem besetzten Paris, denen ganz und gar „die Düsternis fehle“,<sup>4833</sup> und Jean-Paul Sartre stellte im November 1944 fest:

„Bei ihrer Ankunft in Paris waren viele Engländer und Amerikaner überrascht darüber, uns nicht so mager vorzufinden, wie sie gedacht hatten. Sie sahen

---

aber gleichgültigen Gesichter sehe; sie alle gönnen uns nur einen verlorenen Krieg.“ Ders.: Briefe aus dem Krieg (07.12.1942); vgl. Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 225: „Die meisten [Franzosen] blieben zwar passiv, ließen aber die Soldaten nicht im Zweifel darüber, dass sie sie als Besatzer ablehnten.“

<sup>4830</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 197.

<sup>4831</sup> Ebd.

<sup>4832</sup> Ebd., S. 232.

<sup>4833</sup> Ebd., S. 266.

elegante Kleider, ... selten begegneten sie jener Blässe des Gesichts, jenem physiologischen Elend, die gemeinhin für Entkräftung sprechen ...<sup>4834</sup>

Denunziation ist in einer Diktatur mit ihren Repressalien und unterdrückerischen Reglementierungen wohl eine häufig anzutreffende Gemeinheit, die nicht selten zur Verhaftung, im schlimmsten Fall sogar zum Tod der angezeigten Person oder Familie führen konnte. Anzumerken ist, dass die deutsche Besatzung mit ihren Vorschriften nun auch die Bevölkerung in Frankreich und in anderen betroffenen Ländern dazu einlud, Nachbarn, Kollegen oder Ladenbesitzer zu denunzieren, dieses Vorgehen zumindest begünstigte. Es handelt sich, wie eingangs formuliert, aber nicht um ein rein französisches Phänomen, denn

„immer und überall gab es Menschen, die denunzierten, weil sie von der Richtigkeit ihres Tuns weltanschaulich überzeugt waren, andere wollten sich bloß wichtig machen oder die ausgesetzte Belohnung kassieren. Die Mehrzahl der anonymen Denunzianten aber arbeitete der feindlichen Macht offenbar aus schlichter Niedertracht in die Hände. Sie wollten Rache an Nachbarn oder Kollegen, mit denen sie im Zwist lagen, an einem Ladenbesitzer, der zu hohe Preise verlangte ... Andere wieder denunzierten sozusagen aus Versehen – aus Arglosigkeit, Unachtsamkeit oder schlicht aus Dummheit.“<sup>4835</sup>

Je mehr der Wind gedreht hatte, und sich das Kriegsglück gegen Deutschland wandte, desto mehr waren die Franzosen – sei es aus Patriotismus, sei es aus der Überzeugung, „dass niemand das Kriegsende unbeschadet überleben würde, der sich nicht beizeiten nach beiden Seiten abgesichert hatte,“<sup>4836</sup> darum bemüht, den Deutschen gegenüber loyal zu erscheinen, insgeheim aber schon Kontakte zu ihnen bekannten Widerstandskämpfern aufzunehmen.<sup>4837</sup>

Bei Menschen in Kriegssituationen werden lebensrettende Urinstinkte wieder wach, die an Tiere auf der Flucht erinnern: vor einem Angriff ist der Mensch gespannt wie ein Tier, nimmt jedes Geräusch mit allen Sinnen wahr und ist bereit zum Sprung in die Deckung.<sup>4838</sup>

Trotz einzelner lokaler Erfolge oder als solche empfundene, schwanden an den deutschen Fronten – Balkan, Sowjetunion, Nordafrika, später Italien und im Westen - angesichts der zunehmend ungleichen Kräfteverhältnisse, über kurz oder lang die Aussichten auf einen deutschen militärischen Sieg. Im Westen waren die zweite Jahreshälfte 1943 und die ersten fünf Monate 1944 ausgefüllt mit fieberhaften Aktivitäten zur Abwehr eines bevorstehenden alliierten Angriffs sowie mit der Frage nach den Absichten der Kriegsgegner. Der Kriegsausgang hing vom Erfolg oder Misserfolg der Deutschen im Westen ab und wurde daher von den deutschen Solda-

<sup>4834</sup> Sartre: Paris unter der Besatzung, S. 39.

<sup>4835</sup> Drolshagen: Feind, S. 213f.

<sup>4836</sup> Ebd., S. 212.

<sup>4837</sup> Ebd.

<sup>4838</sup> Vgl. Abschn. zu Strapazen.

ten vor der Landung weitaus weniger thematisiert als danach, so Jasper.<sup>4839</sup>

Eines der Ergebnisse dieser Arbeit ist, dass das „Entweder-oder, wonach ein Wehrmachtsoldat entweder ‚Teilnehmer an Kriegsverbrechen‘ oder ‚freundlicher Landser‘ gewesen sein musste, die Realitäten des Zweiten Weltkrieges“<sup>4840</sup> verkennt, so auch Ebba Drolshagen in ihrer Studie zu Norwegen und Frankreich. Beides konnte zutreffen. Es handelt sich hier „nicht um unvereinbare Gegensätze, sondern um zwei Aspekte ein und derselben Wirklichkeit.“<sup>4841</sup> Ob ein Soldat zwischen 1939 und 1945 mehr „das eine oder das andere, vielleicht sogar erst das eine und dann das andere war, hing ausschließlich davon ab, wann er wo stationiert war.“<sup>4842</sup> Ungeachtet einiger Unterschiede sogar innerhalb der besetzten Länder, Regionen, Städte, entstanden Besatzungsgesellschaften, die untereinander auch gewisse Ähnlichkeiten aufwiesen. In dieser Arbeit wurden der Besatzungsalltag und die Kämpfe zweier sehr verschiedener Regionen untersucht: der Normandie und der Ukraine<sup>4843</sup>. Die Bewohner beider Regionen hatten im Ersten Weltkrieg bereits Erfahrungen mit kriegerischen Auseinandersetzungen gesammelt, wobei der Krieg in Frankreich sich weniger auf die Normandie konzentrierte, sondern vorwiegend als Stellungskrieg in anderen französische Regionen ausgetragen wurde (Marne, Verdun, Somme). Den Zivilisten dort war der Krieg noch in Erinnerung. Allerdings war die Ukraine ausgesprochen deutschfreundlich, was man von den Franzosen ganz und gar nicht sagen konnte. Nach dem Ersten Weltkrieg bestand zwischen Deutschen und Franzosen eine „Erbfeindschaft“, die Deutschen galten als „Barbaren“ und als „Boches“. Dennoch offenbarten sich einige Parallelen zwischen den Erzählungen von Franzosen und Ukrainern einerseits und deutschen Soldaten andererseits, die in einem oder beiden Ländern stationiert gewesen waren.<sup>4844</sup> Was Deutsche und Franzosen berichten, aber auch das, was deutsche Soldaten in dieser Studie über Ukrainer, Russen, Kosaken, Mongolen berichten, ist vielschichtiger als gedacht. Während die sowjetische Seite sich nach wie vor dagegen sträubt, auch ein anderes Bild der Wehrmachtssoldaten zuzulassen als das von mordenden und brandschatzenden Truppen gibt es innerhalb der Zeitzeugen auch Erzählungen von anfänglich vorsichtigen, dann fast harmonischen, familienähnlichen Kontakten zu den Einheimischen. Es gibt hier nicht Schwarz-Weiß, sondern ein Leben für alle Beteiligten zwischen Kollaboration und Widerstand,<sup>4845</sup> mitunter freundlicher Verständigung bei Einquartierungen, aber auch

<sup>4839</sup> Jasper: Zweierlei, S. 260.

<sup>4840</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 16.

<sup>4841</sup> Ebd.

<sup>4842</sup> Ebd.

<sup>4843</sup> Die Ukraine ist seit **1990 ???** ein unabhängiger Staat.

<sup>4844</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 16.

<sup>4845</sup> Ebd., S. 17.

Ausleben eines Herrenmenschentums, Verbrechen und Drangsalierung der Bevölkerung, aber auch das Teilen von Lebensmitteln zwischen Besatzern und Besetzten bei längeren Einquartierungen. Manch einer empfand die Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern als „bedrohlich und uninteressant“, für andere wiederum ergab sich die Chance, in der Fremde eine Ersatzfamilie zu finden.<sup>4846</sup> Für die Franzosen bedeutete dies jedoch, dass sie sich nach dem Ende der Kampfhandlungen in Frankreich für ihr deutschfreundliches Verhalten rechtfertigen mussten. Die „Säuberungen“ verliefen, so Drolshagen „in den Städten meist gnadenloser als auf dem Land. ... Wer auf der falschen Seite landete, bekam dies oftmals ein Leben lang zu spüren.“<sup>4847</sup> Es folgte ein „kollektives Beschweigen der nun als unpassend empfundenen Vergangenheit“<sup>4848</sup> seitens der Franzosen.

Es ist nicht leicht, die Berichte mancher Zeitzeugen von „Einheimischen, [die ihnen] freundlich zugewandt waren“, der Schilderung eines „problemlose[n], ja frohe[m] Neben- und Miteinander von Wehrmachtssoldaten und den Zivilisten der besetzten Länder ... mit Tauschgeschäftchen, Erntehilfe und Sprachunterricht“<sup>4849</sup> wie sie sich im Osten in vielen Fällen zeitweise zugetragen haben, in Einklang zu bringen mit Kriegsgräuel, Vernichtungskrieg und Verbrechen an der Zivilbevölkerung, die eben auch von Teilen der Wehrmacht begangen worden sind. Die Befehlslage im Osten wurde mit zunehmender Feldzugsdauer kompromissloser und rabiater. Es gibt deutsche Soldaten, die einräumen, dass die Zivilisten „sehr unglücklich“ waren, wenn Wehrmichtsangehörige ihnen das letzte Stroh oder Korn wegnahmen, um die Pferde versorgen zu können und andere, die weniger subtil eingestehen, dass ein Huhn, Schwein oder eine Gans „schnell weg waren“, wenn sie vorbeiliefen, wobei in diesen Fällen die Notwendigkeit für ein solches Vorgehen schwerlich zu erkennen war. Requirierungen und auch willkürliche Wegnahmen – die Grenzen zwischen beiden Vorgehensweisen verlaufen fließend – waren in Russland an der Tagesordnung, in Frankreich bis zum Juni 1944 die Ausnahme, aber auch dort kamen sie mit zunehmender Besatzungsdauer vor.

Für Frankreich gilt manches, das Drolshagen auch für Norwegen feststellt, nämlich, dass die Befragten in der Regel „ausführlich und mit leuchtenden Augen von ihren Kriegsjahren [dort] erzählen“ und darüber sprachen „wie schön und friedlich es dort gewesen sei, ... wie angenehm die dienstfreie Zeit“.<sup>4850</sup> Allerdings gab es in der Normandie und auch in anderen Regionen Frankreichs (Pas-de-Calais, Bretagne, Mittelmeerküste) mit der Zeit erheblich mehr Dienst, anstrengende Arbeiten, wie der

---

<sup>4846</sup> Ebd., S. 76.

<sup>4847</sup> Ebd., S. 267.

<sup>4848</sup> Ebd., S. 268.

<sup>4849</sup> Ebd., S. 277.

<sup>4850</sup> Ebd., S. 278.

Bau von Strandhindernissen, Bunkern, Minen-Verlegen, zusätzliche Tag- und Nacht-Wachen, zusätzliche Streifendienste, häufigere Alarme, häufigere Luftangriffe, und häufigere nächtliche Übungen für den Ernstfall. Dies bedeutete weniger freie Zeit, eine höhere körperliche und auch nervliche Anspannung, wenig Schlaf und Ruhephasen je näher die erwartete alliierte Landung rückte. Alles in allem jedoch wurde von den ehemaligen Landsern ihre Zeit in Frankreich als weitaus angenehmer erlebt. Dieser Eindruck wurde verstärkt durch Berichte solcher Befragter, die zuvor phasenweise den strapaziösen Ostfeldzug mitmachen mussten und zur Regeneration nach schwerer Krankheit und/oder Verwundung und teilweise als nervliche Wracks in den Westen verlegt wurden und auch dort ab 1944 die Abwehrvorbereitungen eines alliierten Großangriffs zu spüren bekamen.

Beim Einsatz verstärkter Streifendienste hatten deutsche Soldaten nun zu viert zu gehen, jeweils mit einer MPi ausgerüstet. Severloh verdeutlichte, dass Wehrmachtsangehörige in Frankreich seit Frühjahr 1944 weder unbewaffnet noch allein umhergehen durften. Französische Zivilisten hatten ihre Waffen abgeben müssen, um nicht selbst als „Agenten“ verdächtigt zu werden. Auch der Gebrauch von Kfz war durch Benzinzuteilung eingeschränkt worden, wohl um zu verhindern, dass die Bevölkerung weitere Fahrten ins Hinterland unternehmen konnte. Die Monate vor der Landung der Alliierten war geprägt von Misstrauen, Angst und Ungewissheit, die die ohnehin vorhandene Anspannung der deutschen Soldaten noch verstärkte, wie in den entsprechenden Abschnitten dieser Studie deutlich wurde.

Bei Erzählungen über den Ostkrieg löste bei einigen Befragten das Zusammenleben mit den Zivilisten, das dort viel häufiger quer durch alle Dienstgrade erfolgte, ebenfalls dankbare und angenehme Erinnerungen aus. Die Behaglichkeit eines warmen Ofens, die mütterliche Zuwendung der ukrainischen Frauen, die erlebte Gastlichkeit und eine Zeit der relativen Ruhe, in der Körperpflege, Wäschewaschen und ein ruhigerer Dienst möglich waren, wurden oftmals sogar als Ferien von Krieg und Strapazen erlebt, die u. a. Schweitzer, Dietrich, Lützen und Schlotmann beschrieben.

Während Drolshagen der Ansicht ist, dass ehemalige Landser die Nachwelt mit solchen „munteren Anekdoten“ belügen und damit „vor allem die von den Soldaten begangenen Untaten vertuschen [wollten]“<sup>4851</sup> ist die Verfasserin der Ansicht, dass sich beides nicht ausschließt. Natürlich wäre es verfehlt, allein die frohen Geschichten der Zeit als Hauptbestandteil der deutschen Besatzung zu werten. Es wurde in dieser Studie gezeigt, wie die Bevölkerung der jeweiligen Länder durch Leid, Verluste, Entbehrungen, Unfreiheit, Repressalien, Unterdrückung und eine zunehmend katastro-

---

<sup>4851</sup> Ebd., S. 280.

phale Versorgungslage in Mitleidenschaft gezogen wurde,<sup>4852</sup> was den Wehrmachtangehörigen in der Regel nicht bewusst war. Dennoch gab es eben auch eine angesichts dieses Tatbestandes verwunderliche Verständigung zwischen deutschen Soldaten und Einheimischen, die die Besatzung zumindest im Westen einigermaßen moderat erscheinen ließ. Nach dem Krieg „war keine Rede von Freundlichkeiten zwischen Einheimischen und Soldaten“<sup>4853</sup> mehr, weil eine solche Einstellung nicht mehr in das Bild vom sowjetischen und französischen Patriotismus und Heldenmut passte. Während die französische Literatur auch heute noch gern von den „années noires“ schreibt, was eher eine Nachkriegseinschätzung und Beurteilung sein dürfte, reduzierten französische Zeitzeugen, die sich in den 90er Jahren äußerten, die deutsche Besatzung allerdings eher auf den Satz: „Ils étaient corrects, les Allemands“, so auch der französische Historiker Jean Quellien in einem persönlichen Gespräch. Er selbst hat mit hunderten seiner Landsleute aus der Normandie gesprochen, die sich diesem Urteil anschlossen. Während für einen nicht kleinen Teil der Franzosen die Jahre 1940 – 44 zu jener Zeit nicht nur „noires“ gewesen sein dürften, sondern sich eine gewisse Normalität im Alltag, aber auch im Umgang mit den deutschen Soldaten eingestellt hatte, war es nach dem Krieg nicht mehr möglich, eine solche Einstellung überhaupt zu äußern. Nach 1945 waren die „boches“ in Frankreich jahrelang nicht erwünscht, und es hatte auch kein freundliches Miteinander mit den Deutschen während des Krieges gegeben, überhaupt kein Miteinander, wollte man den Franzosen Glauben schenken. Heutzutage ist eher das andere Extrem vertreten. Jahrzehntelange politische, wirtschaftliche und kulturelle Annäherungen zwischen Frankreich und Deutschland lassen nur noch die Reduzierung auf die korrekte deutsche Besatzungszeit zu. Alles andere wird ausgeblendet. Henri Martin musste ausdrücklich nach den Unannehmlichkeiten und Begleiterscheinungen gefragt werden, um sich überhaupt an die nicht so einfachen Phasen deutscher Besatzung zu erinnern, die er mit seiner Familie vor allem während der zwei Jahre in Le Havre erlebte, in abgemilderter Form auch in St.-Laurent-sur-Mer, wo sich das Leben seiner Familie insgesamt jedoch erheblich verbessert hatte. Es ist davon auszugehen, dass die französische Bevölkerung die Deutschen als Besatzungsmacht verabscheut hat, „während die normalen Soldaten, [die] höflich und korrekt waren“ im persönlichen Kontakt freundlich behandelt wurden, wie auch Drolshagen feststellt.<sup>4854</sup> Anders verhielt dies sich mit Truppen des SD und der Waffen-SS. In allen deutsch-besetzten Ländern, auch in der Ukraine, wussten die Zivilisten mit der Zeit zwischen „guten“ deutschen und „schlechten“ deutschen Soldaten zu unterscheiden.

---

<sup>4852</sup> Ebd., S. 280.

<sup>4853</sup> Ebd.

<sup>4854</sup> Ebd., S. 281.

In Bezug auf den Osten ist es heute in den meisten Abhandlungen über den deutsch-sowjetischen Krieg immer noch nicht üblich, dass deutsche oder sowjetische Historiker bzw. sowjetische Zeitzeugen überhaupt erwähnen, dass es mitten im Vernichtungskrieg Deutsche gab, die mit Einheimischen lachten, tanzten oder ihr Essen teilten und dort eine einigermaßen erträgliche Zeit unter ukrainischen Strohdächern verbringen konnten. In solchen durch Witterung, Rückzüge, Nachschubprobleme oder Kesselbildung erzwungenen Kriegspausen oder Ruhezeiten war es während der Einquartierungen möglich, Hass und Gräuel für kurze Zeit auszublenden. Wie in Frankreich auch, hing es sehr vom Benehmen des einzelnen Soldaten ab, wie viel Annäherung und Kontakt es zu der Bevölkerung der Sowjetunion gab. Ein Hass der Zivilbevölkerung, wie mancherorts in Frankreich, wird in den Zeitzeugenaussagen über den Osten nicht spürbar, obwohl Rotarmist und Wehrmachtssoldaten sich hasserfüllt und erbittert gegenüber standen und die meisten Zivilistinnen Vater, Sohn, Bruder, Ehemann und andere Verwandte im Krieg gegen die Deutschen wussten. Nach dem Krieg berichteten die vielen Betroffenen zwar von den deutschen Kriegsgräuel, -verbrechen, -vertreibung, furchtbarem Unrecht. Aber auch hier wird der Hass nicht so spürbar wie dies in Frankreich der Fall war. Die sowjetische Führung jedoch blieb bis Mitte der 80er Jahre verhärtet, bis es unter Gorbatschow vorübergehend zu einer gewissen Versöhnlichkeit gegenüber dem Westen kam. Auch hatte ein Großteil der sowjetischen Bevölkerung vor dem Krieg, im Krieg und nach dem Krieg erheblich unter der eigenen unterdrückerischen kommunistischen Herrschaft zu leiden, so dass sich ihre Einstellung zu den Deutschen unter Umständen dadurch relativierte und eine andere Bewertung fand als bei den freiheitsliebenden und äußerst patriotisch eingestellten Franzosen. Der Eindruck bleibt bestehen, dass es seitens der russischen Führung auch heute noch nicht opportun erscheint, wenn Historiker überhaupt eine Seite des Krieges erwähnen, in der sich Zivilisten und deutsche Soldaten in irgend einer Weise verstanden oder verständigt haben. Während die Zeitzeugen zumindest bei den häufigen Einquartierungen von einem einvernehmlichen Miteinander berichten, ist in der offiziellen Geschichtsschreibung ausschließlich von Ablehnung, Feindschaft, Terror und Drangsalierungen die Rede, so als seien „die Erzählenden zu verschiedenen Zeiten an unterschiedlichen Orten“<sup>4855</sup> gewesen, so unvereinbar scheinen ihre Erinnerungen, und dass obwohl beispielsweise Schlotmann, Lützen, Schweitzer und Dietrich weder derselben Kompanie noch derselben Division angehörten, noch alle am selben Ort waren oder denselben Dienstgrad hatten. Auch ihre Temperamente und Einstellungen sowie ihre Herkunft unterschieden sich voneinander: Schlotmann

---

<sup>4855</sup> Ebd., S. 282.

stammte aus dem katholisch geprägten Münsterland, Lützen aus dem Norden Schleswig-Holsteins, Schweitzer ist im Sudetenland geboren und Dietrich in Südniedersachsen. Diese Widersprüche, die vom Verhältnis zwischen Zivilbevölkerung und Soldaten handeln, zwischen Aussagen von Einheimischen und ehemaligen Besatzungssoldaten, die sich heute noch in der deutschen, sowjetischen und französischen Geschichtsschreibung finden und in den Erzählungen französischer Betroffener der ersten Nachkriegsjahrzehnte vorherrschend waren, ließen sich wahrscheinlich endgültig nur in Gesprächen mit Zivilisten – auch aus der Ukraine – aufklären.<sup>4856</sup> In dieser Studie wurden zur Absicherung der These von den guten Kontakten auf der einen und den vorgekommenen Kriegsverbrechen und Drangsalierungen auf der anderen Seite, weitere Kriegserinnerungen vor allem deutscher Soldaten ausgewertet. Das Problem der „Erinnerungskluft“ besteht seitens deutscher Zeitzeugen wohl hauptsächlich darin, dass diese in erster Linie von dem während des Krieges auch vorgekommenen Miteinanders berichten, ihnen aber damals und – häufig auch in späteren Jahren – nicht bewusst war, dass die Deutschen allein durch ihre Besetzung der Länder, und sei sie in West- und Nordeuropa noch so „moderat“ und „korrekt“ gewesen, die dortigen Gesellschaften, das politische System, Bevölkerung, Kultur, Sitten und Gebräuche, kurz, das Leben aller Betroffenen – über Jahre hinweg – mit einer Nachhaltigkeit erschüttert haben, dass allein dieser Faktor alles zuvor Dagewesene in den Schatten stellte und diese Länder auch nach 1945 Mühe hatten, sich davon zu erholen. Und all dies war unter anderem nur geschehen, „weil [für die Dauer der Besetzung] eine deutsche Wehrmacht von einer gewissen Schlagkraft und Stärke im Land war.“<sup>4857</sup> Von den in dieser Arbeit Befragten sprachen nur wenige diesen Aspekt an. Auch im Hinblick auf Frankreich war ihnen offenbar nicht bewusst, wie wichtig die wirtschaftlichen Ressourcen und die horrenden Besatzungszahlungen für die deutsche Kriegführung waren, um den Krieg im Osten überhaupt führen und die deutsche Rüstung, aber auch die deutsche Kriegswirtschaft, einschließlich der Versorgung von Ostsee und deutscher Bevölkerung, aufrechterhalten zu können. Außerdem sollte Frankreich das „Sprungbrett“ für die Besetzung Englands sein. Als Freunde waren die Deutschen also nicht gekommen und oftmals enttäuscht, wie etwa Bölls Kriegserinnerungen zu entnehmen ist, wenn sie eben auch nicht als solche behandelt wurden, wo sie sich doch so zuvorkommend und „korrekt“ verhielten. Ihnen allen war offenbar auch später, nach dem Krieg, immer noch nicht bewusst, was Krieg

---

<sup>4856</sup> Drolshagen: Feind, S. 285, spricht in diesem Zusammenhang von einer „Erinnerungskluft.“

<sup>4857</sup> Zitat eines deutschen Offiziers, der während des Krieges in Norwegen war, und dessen Weltbild Jahrzehnte danach ins Wanken geriet, nachdem er mit einem norwegischen Historiker lange Gespräche über die deutsche Besetzung in Norwegen geführt hatte. Drolshagen: Feind, S. 288.

und deutsche Besatzung für die betroffene Bevölkerung bedeutet hatten. Drolshagen vertritt die Ansicht, dass die in West- und Nordeuropa statt gefundene Besatzung mit all' ihren negativen Begleiterscheinungen bisher weniger kritisch analysiert wurde als diejenige in Ost- und Südosteuropa. Entsprechend hatten diese Soldaten „sich niemals rechtfertigen, ihre Erinnerungen und Argumente niemals einer öffentlichen Diskussion anpassen müssen [und auch] niemals die politisch korrekte Redeweise zu diesem Thema erlernt.“<sup>4858</sup> Somit war ihnen die Chance verwehrt, „durch eine öffentliche Diskussion ihre eigenen blinden Flecken entdecken zu können.“<sup>4859</sup> So sei unter anderem zu erklären, dass sie auch Jahrzehnte nach dem Krieg Ursachen und Verlauf des Krieges „mit wortwörtlich jenen nationalsozialistischen Sätzen und Argumenten [erklärten, die sie] im Dritten Reich gelernt und verinnerlicht hatte[n].“<sup>4860</sup> Denk- und Sprechweise hatten sechzig Jahre „unreflektiert und unbeschadet überstanden.“<sup>4861</sup> Tatsache ist: die Deutschen kamen „als Herren und nicht als Freunde.“<sup>4862</sup> Besonders im Osten war dies so, und so auch den deutschen Soldaten bewusst, und auch die Bevölkerung bekam dies zu spüren. Besonders die deutschen *hinter* der Front im Osten eingesetzten Soldaten oder SD-Angehörige konnten vielfach Kontrolle ausüben und dabei Handlungsspielräume ausnutzen, wo sie, je nach Posten und Einsatzort ihr „selbstgerechtes Überlegenheitsgefühl“ auslebten, wobei viele dazu neigten, die Verhältnisse in der Sowjetunion „unreflektiert“ hinzunehmen.<sup>4863</sup> Dies führte zu willkürlichen Übergriffen im Hinblick auf die Zivilbevölkerung und häufig zur kompromisslosen Ausführung gegebener Befehle oder Anordnungen hinaus. Und die Wehrmachtsangehörigen kamen eben auch mit einem Vorwissen und mit bestimmten Deutungsmustern, die ihnen größtenteils von der Propaganda vorgegeben wurden, in die von ihnen angegriffenen Länder. So sahen sie sich selbst oft als Befreier oder Retter des russischen Volkes, dessen Elend sie ursächlich Kommissaren, Juden und dem Kommunismus an sich zuschrieben und das – mit Hinweis auf die völlige Unselbständigkeit des russischen Volkes –, ohne deutsche Abhilfe keine Besserung erfahren würde.<sup>4864</sup> Dabei blendeten die Zeitzeugen zumeist aus, dass erst der deutsche Angriff und seine Folgen Hungersnöte, Verelendung und unendliches Leid, auch nach dem Rückzug der Deutschen, über die Völker der UdSSR gebracht haben.<sup>4865</sup>

<sup>4858</sup> Ebd., S. 291.

<sup>4859</sup> Ebd.

<sup>4860</sup> Ebd.

<sup>4861</sup> Ebd.

<sup>4862</sup> Ebd., S. 292.

<sup>4863</sup> Jasper: Zweierlei, S. 201f.

<sup>4864</sup> Ebd., S. 218.

<sup>4865</sup> Ebd., FpBf Emmerich Pangl., 15.7.42, in der Nähe des von den Deutschen 900 Tage belagerten Leningrad: „Dass im zwanzigsten Jahrhundert Menschen noch verhungern müssen, ist vom menschlichen Standpunkt unbegreiflich! Man rechnet es uns Deutschen

Das „ideologisch motivierte Töten der Besiegten und Unterlegenen als politischer Zweck der Kriegsführung war eine Besonderheit der NS-Kriegspolitik, die sich weder aus dem Ersten Weltkrieg noch aus dem Konzept des absoluten Krieges von Clausewitz ableiten lässt,<sup>4866</sup> so Jasper. Diese „Art von Vernichtungskrieg“, ist nur vor dem Hintergrund der NS-Weltanschauung „erklärbar“ und hat somit keine historischen Vorbilder.<sup>4867</sup>

Im Gegensatz zum Westen diente der Krieg gegen die Sowjetunion vor allem einem ideologischen Zweck. Es ging um Judenvernichtung und Lebensraumgewinnung im Osten, was zu einem weltanschaulich begründeten Vernichtungskrieg, dem „Kampf zweier Weltanschauungen gegeneinander“<sup>4868</sup> mündete, der in einen Vernichtungskampf auf beiden Seiten führte.

NS-Judenverfolgung und Vernichtung hatten einen „einmaligen Charakter“, Politik wurde „als Mittel des naturgesetzlichen, ewigen Lebenskampfes ums ‚völkische Dasein‘ begriffen“,<sup>4869</sup> in dem folglich „die Juden als absolute Rassefeinde ausgerottet“ werden mussten, um so ein Ende des „ewigen Kampf[es] ums Dasein“ und damit des Dauerkriegszustandes herbeizuführen.<sup>4870</sup>

Der Zweite Weltkrieg ist, weitaus mehr als der Erste Weltkrieg, eine Geschichte von Brüchen, Ambivalenzen und Widersprüchen, deren Ursachen vor allem in der von deutscher Seite her formulierten Zielsetzung für das jeweilige Land liegen. Inwieweit sich der einzelne an diese Vorgaben hielt, hing sehr stark von diesem, seinen Vorgesetzten und der persönlichen Einstellung ab. Für willkürliches Verhalten waren im Osten jedenfalls Tür und Tor geöffnet, und nun „kam es darauf an, was man daraus machte“, wie Becker es in einer brenzligen Situation, in die sein Vorgesetzter aufgrund

---

hier groß an, dass wir viele Menschen vor'm Verhungern gerettet haben. Oft höre ich aus Russenkreisen, ... was sie für den Ort gemacht haben, werden wir nie vergessen. ... Diese Propaganda durch Taten ist ja praktisch wertvoller als Züge von Propagandaschriften.“

<sup>4866</sup> Jasper, ebd., S. 293 sowie Clausewitz: VK, S. 215, zit. n. ebd.: „Die Streitkraft muss vernichtet werden, d. h. in einen solchen Zustand versetzt werden, dass sie den Kampf nicht mehr fortsetzen kann. Wir erklären hierbei, dass wir in der Folge bei dem Ausdruck ‚Vernichtung der feindlichen Streitkraft‘ nur dies verstehen werden.“ Clausewitz dachte dabei weniger an Staatsvernichtung, und schon gar nicht an Gesellschafts- oder Rassenvernichtung, so Jaspers Kommentar, in: ebd., Anm. 200.

<sup>4867</sup> An anderer Stelle betonte Jasper: Zweierlei, S. 292, erneut die Singularität der NS-Weltanschauung und ihrer Umsetzung, in der „Krieg und Vernichtungskrieg eine neue Bedeutung [bekamen], die nicht in Kontinuität mit dem Ersten Weltkrieg steht und nicht auf die Kriegsphilosophie von Clausewitz zurück geführt werden kann.“

<sup>4868</sup> Ebd.

<sup>4869</sup> Ebd., S. 293; Reemtsma. Vernichtungskrieg, S. 380, beispielsweise sieht eine Mitverantwortung bei von Clausewitz im Hinblick auf die Befürwortung von Kriegen und glaubt, „dass der Krieg mit der Umsetzung der allgemeinen Wehrpflicht als Gesellschaftszustand begriffen werden müsse und nicht ‚nur‘ als Mittel der Politik, wie es angeblich Clausewitz getan habe.“ Zit. in: Jasper: ebd., S. 292f.

<sup>4870</sup> Ebd. Zu den ideologischen und historischen Rahmenbedingungen, die der NS-Weltanschauung zugrunde liegen, siehe u. a. ebd., S. 294.

von Befehlen geriet, so trefflich formuliert hat. Trotz der bestehenden und zum Teil erneuerten oder geänderten Befehle hatte jeder deutsche Soldat einen Ermessensspielraum, der es ihm gestattete, Befehle auszuführen oder eben nicht. Im letzteren Fall ist davon auszugehen, dass er keine Strafe oder Sanktionen zu erwarten gehabt hätte, außer er wäre desertiert. Die Frage muss jedoch lauten: War dies den Soldaten klar? In einer von Obrigkeit, Befehl, Gehorsam und Unterdrückung geprägten, durch und durch militarisierten Gesellschaft dürfte es schwer gewesen sein, „auszuscheren“, gegen den Strom zu schwimmen, Zivilcourage zu zeigen und in Kauf zu nehmen, allein dazustehen, von allen als Feigling gebrandmarkt und als Nicht-Kamerad und Außenseiter verurteilt zu werden. Wir Nachgeborene, die wir Diktatur und Krieg mit allen negativen Begleiterscheinungen nicht erlebt und in einer NS-geprägten Gesellschaft nicht gelebt haben, tun uns schwer damit, der deutschen Besatzung auch nur annähernd etwas „Positives“ abzugewinnen. Es würde aber die Realitäten verkennen, das Zusammenleben zwischen Deutschen und Franzosen einerseits und Deutschen und Ukrainern/Russen andererseits, auf Verbrechen und Judenvernichtung zu reduzieren und nicht die andere, widersprüchliche Seite des zeitweisen Miteinanders auch zu betrachten. Die französische und sowjetische Seite haben sich hauptsächlich darauf konzentriert, einen „Nachkriegsmythos der tapferen Nation im Widerstand“<sup>4871</sup> aufzubauen, dem das Bild vom deutschen Landsker, der Feind war, aber auch Freund und Mensch sein konnte, vollkommen zuwiderlief.<sup>4872</sup>

Es ist nach den Erinnerungen der Interviewpartner dieser Studie, und auch der in der Literatur herangezogenen Aussagen von Informanten, davon auszugehen, dass sich Waffen-SS-Soldaten im Osten der Bevölkerung gegenüber oftmals grausam und menschenverachtend benommen haben. Das Verhalten von Wehrmachtssoldaten in Bezug auf die Bevölkerung im Osten stellt sich dagegen eher heterogen dar. Zwar berichteten etwa Lützen und Becker auch von Fällen, in denen Vorgesetzte äußerst brutal gegen Partisanenverdächtige vorgingen. Auch untere Dienstgrade zeigten sich mitunter selbst bei Einquartierungen als Besatzer und kommandierten die Bevölkerung herum. Auf dem Vormarsch wurden den Einheimischen mehr oder weniger rigoros Lebensmittel, Vieh, Getreide oder anderes weg genommen, zuweilen auch, ohne dass dies für die jeweilige Truppe überlebensnotwendig gewesen wäre. Es kam jedoch auch zu Einquartierungen, in denen es – im Rahmen der eigenen Möglichkeiten –, ein Geben und Nehmen gab, in denen Verpflegung geteilt, Vieh zusammen

<sup>4871</sup> Drolshagen: Feind, S. 17.

<sup>4872</sup> Der französische Filmemacher, Marcel Ophüls, drehte 1968 eine vierstündige Dokumentation über den Kriegsalltag in der französischen Provinz. Sie hatte einen Skandal zur Folge, „denn die Geschichten vom Krieg, die Ophüls gefunden hatte, waren weder klar noch einfach.“ Drolshagen: Feind, S. 17.

geschlachtet und verzehrt wurde, und familienähnliche Verhältnisse entstanden, in denen beide Seiten einander Familienfotos zeigten und den anderen und seine Lebenssituation besser kennen lernten. Bei anderen Soldaten schwankte die Einstellung gegenüber der sowjetischen Landbevölkerung zwischen einer „gewissen Gönnerhaftigkeit“ (z. B. bei Gottschalk), „milder Herablassung“ oder auch offener Verachtung, die sich in totaler Ignoranz äußern konnte, bei der die Einheimischen höchstens als „Sklaven“ (Esser, ansatzweise auch bei Bötcher), die den Deutschen zu Diensten sind, wahrgenommen wurden.<sup>4873</sup>

Der deutsche Besatzungssoldat befand sich in einem Zwiespalt. Einerseits war er ein Individuum, eine Person, die sich in einem fremden Land befand. Andererseits besaß er eine gewisse Macht, die ihm die Uniform verlieh und die ihn als „Repräsentanten der Macht“<sup>4874</sup> auswies. Er konnte sie

„genießen, auskosten und missbrauchen, weil sie ihn größer und bedrohlicher machte. Er konnte sie aber auch verfluchen, weil sie ihn von Menschen entfremdete, mit denen er gern in Kontakt gekommen wäre. Er konnte die Entmündigung und die Unpersönlichkeit, die ihm Militärdienst und Uniform aufzwingen, begrüßen, weil sie ihm die Last der Verantwortung für sein Leben und Handeln abnahmen, er konnte sie verabscheuen, weil sie ihm seine Individualität stahlen.“<sup>4875</sup>

Schröder schreibt dazu in seiner Studie:

„Im ganzen muss man wohl davon ausgehen, ... dass in den meisten Fällen ein Klima des Misstrauens und der Feindschaft vorherrschend blieb, dass also mit dem Status des uniformierten Siegers einerseits und dem des zivilistischen Besiegten andererseits Gegensätze festgelegt und Grenzen gezogen waren, die sich höchstens an der Oberfläche hier und da überbrücken ließen. Vor allem in Polen und in der Sowjetunion wurden alle Ansätze einer Annäherung im Sinne einer menschlichen oder kulturellen Verständigung sowohl durch die nationalsozialistische – entsprechend dann auch die sowjetische – Hasspropaganda wie durch die Brutalität der Kriegführung nahezu systematisch zerstört.“<sup>4876</sup>

Daneben habe es, so Schröder, flüchtige Annäherungen gegeben, die auch von „Zweckmäßigkeitserwägungen bestimmt“<sup>4877</sup> waren. Wie bereits in dem entsprechenden Abschnitt über die Bevölkerung im Osten ausgeführt, sprachen einige Befragte jedoch auch von familienähnlichen Beziehungen zur ukrainischen bzw. sowjetischen Bevölkerung, die über Schröders und Jaspers Beobachtungen hinausgehen. Aus der anfänglichen Zweckmäßigkeitserwägung, die der Notwendigkeit der Einquartierung, des Wäschewaschens und des Sich-Verpflegen-Müssens geschuldet sein mag, entstanden in einer Reihe von Fällen freund(schaft)liche Kontakte, die der Ideologie, dem Feindbild und den übrigen, widrigen Verhältnissen trotzten.

Einige Soldaten berichteten aber von Misshandlungen, Massenvernichtung und der

<sup>4873</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 376.

<sup>4874</sup> Ebd., S. 78.

<sup>4875</sup> Drolshagen: Feind, S. 77.

<sup>4876</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 386.

<sup>4877</sup> Ebd.

Ermordung von Juden, Kommunisten und Partisanenverdächtigen im Osten, die hinter der Front begangen wurden. Die wenigen Aussagen dazu von Esser, Gottschalk, Lützen, Becker, Heinze und ansatzweise auch von Ritter über Abholung und Verschleppung ungarischer Juden 1944 reichen jedoch aus, um sich noch Schlimmeres vorzustellen und das Ausmaß an Kriegsverbrechen zu erahnen bzw. aus der Literatur zu erschließen. Und Soldaten, die im Osten gewesen und später in den Norden oder Westen versetzt worden sind, berichteten ebenfalls von furchtbaren Verbrechen, wie bei Jasper verschiedentlich dargestellt.<sup>4878</sup> In Essers Fall sprechen seine Feldpostbriefe eine deutliche Sprache, aus denen in dieser Arbeit mehrfach zitiert wurde.<sup>4879</sup> Im Interview erwähnte er zwar seine damaligen Briefe, die meisten anderen Zeitzeugen verschwiegen in Gesprächen jedoch zumeist gezielt ihren „persönlichen Anteil am Töten.“<sup>4880</sup> Neben solchen fürchterlichen Taten deutscher [Waffen-SS-]Soldaten, denen jede Form der Menschlichkeit oder des Mitleids im Krieg fremd zu sein schien, gab es andere Zeitzeugen, wie etwa einen Kameraden Schweitzers, den es nicht los ließ, dass er gegenüber einem Untergebenen „gefehlt“ hatte: er hatte, wie berichtet, einem kriegsgefangenen Rotarmisten das schwere Funkgerät aufgebürdet und es ihn über eine längere Distanz tragen lassen. Drolshagen fiel auf, dass es sich bei „solchen Schuldgefühlen, die den Einzelnen belasteten, ... immer um Verfehlungen gegenüber Kameraden oder Untergebenen [handelte].“<sup>4881</sup> Die meisten von ihnen sahen sich jedoch damals nicht als „Werkzeuge eines Krieges ... der teilweise ein Vernichtungskrieg war und den Holocaust erst möglich gemacht hat,“ wie der spätere Politiker Erhard Eppler einräumte.<sup>4882</sup> Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass vieles von den Zeitzeugen unerzählt blieb. Ludwig beispielsweise, der mehrere Jahre bei der Waffen-SS in der gefürchteten Leibstandarte Adolf Hitler an der Front eingesetzt war und nach dem Krieg um sein Leben fürchten musste, sparte das Thema „Kriegsverbrechen“ vollkommen aus. Die Befragten entschieden selbst, was sie erzählen wollten und verschwiegen daher bewusst oder unbewusst Erlebtes oder hatten es einfach nur vergessen. Auf der einen Seite ist es verständlich, dass sie nicht mit Misshandlungen, Verfehlungen, Erschießungen und anderen Verbrechen in Zusammenhang gebracht werden wollten, und es ihnen leichter fiel, weniger schlimme Dinge des Krieges zu erzählen. In manchen Fällen reichte ein einziges Gespräch vielleicht auch nicht aus, um Ereignisse zurückzuholen, die mehrere Jahrzehnte zuvor passiert waren. Lücken

<sup>4878</sup> Jasper: Radikalisierung; vgl. Scheins, in: Schüddekopf: Kessel, S. 185 – 187.

<sup>4879</sup> Einige seiner Schilderungen beziehen sich auf das Thema Kriegsverbrechen, das in dieser Arbeit aber nicht in seiner ganzen Bandbreite berücksichtigt werden konnte.

<sup>4880</sup> Jasper: Zweierlei, S. 184, begründet dies damit, dass „die Zeitzeugen ... gegenüber den Angehörigen und gegenüber der Nachwelt, bei dem Tötungstabu zivilisierter Lebenswelten verhaftet, nicht zugeben [wollten], dass sie dieses Tabu gebrochen hätten.“

<sup>4881</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 292f.

<sup>4882</sup> Eppler in: Dieter Dowe (Hg.): Mein Vater war doch kein Verbrecher, S. 20.

und Widersprüche können nicht immer aufgeklärt, aber durchaus thematisiert werden, entweder mit dem Zeitzeugen selbst in einem späteren [Brief- oder Telefon-]Kontakt oder aber in einer Studie wie dieser. Die Tatsache, dass Erinnerungen etwas sehr Selektives sein können und eher die angenehmeren als die „schuldhaften“ Seiten des Krieges berichtet wurden, ist besonders für den *oral historian*, der sich mit dem Thema Nationalsozialismus beschäftigt, keine Überraschung. Gegenstand seiner Forschung und Analyse sind eben diese subjektiven Wahrheiten. Aber auch Jasper, der sich mit Feldpostbriefen aus Ost und West beschäftigte, kommt zu einem ähnlichen Ergebnis:

„Die Soldaten, deren Leben und Leiden im Kampf für dieses Deutschland ausführlicher zur Sprache gekommen sind, haben das Schicksal der Juden so gut wie nicht kommentiert. Ihr Krieg war sowohl im unmittelbar existentiellen Erleben des Kampfes als auch in der Sinnstiftung dieses Kampfes ein ganz anderer, als der Rassenvernichtungskrieg gegen einen willkürlich konstruierten, inneren Feind.“<sup>4883</sup>

Im Hinblick auf den slawischen „Untermenschen“ finden sich in Feldpostbriefen auch mitleidvolle Beobachtungen. In anderen ist eher eine ambivalente Haltung zwischen Anteilnahme und Abgrenzung von der russischen Bevölkerung festzustellen, wobei die Abgrenzung von den Deutschen mit der „Unselbständigkeit und Unterlegenheit“ der Einheimischen, aber auch mit den Charaktereigenschaften: „Asiatisch, fremd und roh“<sup>4884</sup> erklärt wird. Manche Soldaten, so wurde anhand der Zeitzeugenaussagen deutlich, korrigierten bereits im Krieg die Vorurteile, die sie „aus Gräuelbildern der Propaganda über Russen und Juden verinnerlicht hatte[n]“,<sup>4885</sup> und räumten bald ihren Respekt vor den russischen Kämpfern ein, andere zeigten sich angesichts der erwiesenen Freundlichkeit der russischen Frauen in deren Behausungen dankbar. Es gab zwischenmenschliche Kontakte, die wohl zu Beginn des Feldzuges nicht erwartet worden waren. Andere wiederum unterwarfen „alle Menschen und Zustände den Vorurteilen“, die sie zuvor mit der NS-Propaganda aufgenommen hatten, beispielsweise in der Beschreibung gefangener Sowjetsoldaten, „deren Elend sie abstoßend, fremd und jeden Mitleids unwürdig machte“<sup>4886</sup>.

„Wenn man vor Jahren in der Zeitung gelesen hat, ein russischer Bauer hat seine Schwiegermutter aufgefressen, hat man gesagt, das gibt es nicht mehr. Heute haben wir den Beweis, dass es keine erfundene Geschichte, sondern Tatsache ist. Die Gefangenen fressen sich gegenseitig auf, aber nicht aus Hunger. ... Bin froh, dass ich diese Woche nicht ins Lager brauche, damit ich diese lebenden Bilder nicht sehe.“<sup>4887</sup>

Die Verantwortung oder gar die Schuld lagen nicht bei den Deutschen, so die Lesart solcher Briefausschnitte, und die Misshandlung dieser Menschen wurde durch das

<sup>4883</sup> Jasper: *Zweierlei*, S. 213f.

<sup>4884</sup> Ebd., S. 214.

<sup>4885</sup> Ebd., S. 215.

<sup>4886</sup> Ebd.

<sup>4887</sup> FpBf Josef Z., 26.10.41, in: ebd.

von Propaganda oder Bilder im „Stürmer“ vorgegebene Feindbild gerechtfertigt.<sup>4888</sup> Die Anwendung von Gewalt war gegenüber Gefangenen „denkbar“ und wurde – auch im Westen – „als akzeptabel bzw. angemessen betrachtet.“<sup>4889</sup> Aufgrund der erbitterten Gegenwehr vor allem der sowjetrussischen Soldaten waren diese bei der Gefangennahme aber eher Hassausbrüchen seitens der Wehrmachtssoldaten ausgesetzt, die dazu führen konnten, dass Rotarmisten nach ihrer Gefangennahme erschossen wurden.<sup>4890</sup> Im Westen, wo sich aufgrund der Art der Kämpfe seit Juni 1944 Wut und Hilflosigkeit bei den Deutschen ausbreiteten, gab es zwar auch ein negatives Feindbild vor allem gegenüber den Engländern. Aufgrund des „anderen Krieges“ dort (kaum Mann-gegen-Mann-Gefechte, aussichtsloser Kampf gegen eine allgegenwärtige Luftwaffe sowie gegen eine fast selbsttätige Kriegsmaschinerie, die die Deutschen zwingen, sich ständig in Deckung zu halten) wurden aber keine Gefangenen in derart riesiger Zahl eingebracht wie in der Sowjetunion. Im Osten war diese erbitterte Gegenwehr zudem nicht erwartet worden, die bei den deutschen Truppen zu einer ambivalenten Einstellung aus Anerkennung der Leistungsfähigkeit der Sowjetsoldaten führte, die andererseits von den Russen mit „Verschlagenheit“ und „Hinterlistigkeit“<sup>4891</sup> erkaufte worden sei, wofür sich deutsche Soldaten dann oftmals an den Gefangenen rächten. Die Erfolge der Alliierten nach deren Landung in Italien, die Niederlagen der Deutschen im Osten, besonders nach der verlorenen Schlacht bei Kursk im Sommer 1943, führten bei Hitler spätestens im Herbst 1943 zu der Überzeugung, „dass der Krieg im Westen entschieden werde.“<sup>4892</sup> Entsprechend hoch war der Druck auf den Oberbefehlshaber West, aber auch auf Offiziere und Soldaten: „Die allgemeine Kriegslage und die eigene Gefährdung, die Unerträglichkeit des Gedankens an die Niederlage und der daraus resultierende unbedingte Wille, sich zu behaupten, machte viele Wehrmachtsoffiziere in Frankreich empfänglich für die von Hitler befohlenen Kampfmethoden.“<sup>4893</sup> Aber auch für die unteren Dienstgrade stieg der Erfolgszwang. Sie erhielten nicht nur Durchhalte- und Haltebefehle, sondern hatten mit der Abwehr der Invasion „die nationale Sicherheit, die Existenz und Zukunft unseres Volkes zu sichern“ und „unseren Kontinent“<sup>4894</sup> zu verteidigen. Diese Verantwortung mündete als Folge in dem unerbittlichen Befehl: „Hier gibt es kein Ausweichen oder Operieren, hier gilt es zu stehen, zu halten oder zu sterben. Wo der Feind angreift, muss er vernichtet werden.“<sup>4895</sup>

<sup>4888</sup> Jasper: ebd., S. 216.

<sup>4889</sup> Ebd., S. 279.

<sup>4890</sup> Ebd., S. 279f.

<sup>4891</sup> Ebd. sowie Hürter: Heinrici, S. 63/Nr. 15 (24.6.41).

<sup>4892</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 335; vgl. Thamer: Entscheidung, S. 4; Salewski: Abwehr, S. 216.

<sup>4893</sup> Jasper: ebd.

<sup>4894</sup> Ebd.

<sup>4895</sup> Zit. n. Bischof/Steiniger: Invasion aus Sicht der Zeitzeugen, S. 56f.

Als Folge des so genannten Kommandobefehls hatte im Westen bereits ein Umdenken bei den deutschen Soldaten eingesetzt. Dieser Befehl Hitlers vom 18. Oktober 1942 „erklärte alle Aufklärungsbemühungen der Westalliierten für illegal, alle daran Beteiligten sollten als Kommandoangehörige betrachtet werden und jeden kriegsrechtlichen Schutz verlieren.“<sup>4896</sup> Die Unterscheidung zwischen regulären und irregulären Kampfformen wurde unschärfer. Auch im Westen setzte somit eine härtere Propaganda gegen die Alliierten ein. In einem Feindnachrichtenblatt vom 30. Mai 1944 wurde deutschen Soldaten Verhaltensanweisungen für „Britische und amerikanischen Fallschirmjäger und Luftlandetruppen“ gegeben.<sup>4897</sup> Die Überlebenschance der Kommandounternehmen nach dem 6. Juni nahm mit ihrer Entfernung zur Front ab.<sup>4898</sup>

Im Hinblick auf den Ost-West-Vergleich dieser Studie ist festzustellen, dass Kommissar- und Kommandobefehl zwar Zeugnisse für die Radikalisierung im Zweiten Weltkrieg sind, denn beide Befehle waren verbrecherisch. Im Gegensatz zum Kommissarbefehl im Osten „lässt sich der Kommandobefehl vom 18. Oktober 1942 als eine Reaktion auf die Lage und die aus Erfahrung erwarteten Kampfformen des Gegners interpretieren.“<sup>4899</sup> Trotz ähnlicher Maßnahmen, handelte es sich im Westen aber nicht um einen Vernichtungskrieg und auch nicht um einen Kampf zur Eroberung neuen Lebensraumes wie im Osten: „Der Kampf wird sich sehr unterscheiden vom Kampf im Westen. Im Osten ist Härte mild für die Zukunft,“<sup>4900</sup> so Hitler in seiner bekannten Rede, die er vor Wehrmachtvertretern am 30. März 1941 hielt und in der er seine Erwartungen an das Militär deutlich zum Ausdruck brachte: „Im Westen ging es [ab 1943] um die Steigerung militärischer Effizienz mit völkerrechtswidrigen Methoden, im Osten um die Verwirklichung ideologischer Ziele, die schon während des Krieges vom Militär umgesetzt werden sollten.“<sup>4901</sup>

Während also der Krieg im Osten „der ‚Logik‘ der um die Rasseideologie zentrierten NS-Politik“<sup>4902</sup> folgte, blieb die Radikalisierung im Westen im Rahmen der „Grammatik des Krieges“<sup>4903</sup>, nicht im Rahmen des Kriegsrechts, so Jasper.<sup>4904</sup> Im Westen galt es nicht, Lebensraum zu erobern. Daher führte das NS-Regime weder 1940 noch 1944 in Frankreich „einen Volkstums- und Vernichtungskampf.“<sup>4905</sup> Damit ist der Kommando-

<sup>4896</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 334f.

<sup>4897</sup> Ebd.

<sup>4898</sup> Lieb: Konventioneller Krieg, S. 154.

<sup>4899</sup> Ose: Entscheidung, S. 134; vgl. Jasper: Radikalisierung, S. 339, 360.

<sup>4900</sup> Vgl. Jacobsen: 1939 – 1945. Zweiter Weltkrieg, S. 230f., Nr. 56; Jasper: Radikalisierung, S. 361.

<sup>4901</sup> Jasper: ebd., S. 360f.

<sup>4902</sup> Ebd., S. 361f.

<sup>4903</sup> Clausewitz: Vom Kriege. Kriegsplan (8. Buch), S. 991. Unter „Grammatik des Krieges“ sind die Gesetzmäßigkeiten eines Krieges gemeint. Jasper: Radikalisierung, S. 361.

<sup>4904</sup> Ebd.

<sup>4905</sup> Ebd., Anm. 134.

befehl nicht mit dem Kommissarbefehl vergleichbar, der noch vor Beginn des Krieges mit der Sowjetunion präventiv erlassen wurde. Dennoch gab es, aufgrund der allgemeinen Kriegslage, der eigenen Gefährdung und der „Unerträglichkeit des Gedankens an die Niederlage“<sup>4906</sup> den unbedingten Willen, sich im Westen zu behaupten. Die von hohen Offizieren des Ob.West und von diesem selbst sowie Hitler legitimierten völkerrechtswidrigen Kampfmethoden erlaubten aber zumindest ein rigoroses Vorgehen - nicht nur gegen Partisanen, sondern auch gegen alliierte Kommandotruppen.<sup>4907</sup> Im Süden und im Westen agierten Jagdkommandos zur Sicherung des eigenen Hinterlandes „immer weniger mit der Absicht, Gefangene zu machen.“<sup>4908</sup> Jasper konnte anhand eines Vergleichs „der Indoktrinierung eines deutschen und eines amerikanischen Offiziers“ zeigen, „dass die Radikalisierung des Krieges im Westen nicht ein singulär deutsches Phänomen war“, sondern auch auf amerikanischer Seite „die Prinzipien des Kriegsrechts der Angst um die eigene Sicherheit und dem Streben nach Erfolg untergeordnet“ waren.<sup>4909</sup>

Der Kommandobefehl übertrug Maßstäbe aus dem Osten teilweise auf den Westen. Nun galt auch hier jede Bedrohung des rückwärtigen Raumes als „Bandenkrieg“. Alle hinter der Front bekämpften Personen galten als Gegner ohne Kombattantenstatus.<sup>4910</sup> Doch obwohl die deutschen Verantwortlichen vor Ort ähnliche Maßnahmen für die Sicherung des Hinterlandes ergriffen hatten wie im Osten, unterschied sich der Krieg im Westen doch in einem wesentlichen Punkt. Während der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion die „Entfesselung der Endlösung“ möglich machte, propagierte die NS-Führung im Westen „keinen Volkstumskampf zur Eroberung von Lebensraum wie im Osten.“<sup>4911</sup> Zwar war die Radikalisierungsbereitschaft auch im Westen aufgrund diverser Befehle und Maßnahmen nach dem 6. Juni 1944 stark angestiegen, dennoch waren dort andere Denkmuster und Erfahrungen vorherrschend, auch im Hinblick auf den Umgang mit der jüdischen Bevölkerung.<sup>4912</sup> Festzuhalten bleibt, dass die Wehrmacht im Westen die SS bei der Judenverfolgung zwar punktuell im Laufe der

---

<sup>4906</sup> Ose: ebd.

<sup>4907</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 361.

<sup>4908</sup> Ebd., S. 339f.

<sup>4909</sup> Ebd., S. 361.

<sup>4910</sup> Ebd., S. 340.

<sup>4911</sup> Ebd.

<sup>4912</sup> Beispielsweise gab es den Vorschlag, „die Juden in Paris kalt [zu] stellen.“ Anders als im Osten lehnten die Militärbefehlshaber im Westen dieses Ansinnen aus verschiedenen Gründen ab, was ebenfalls bedeutet, dass die obersten Befehlshaber im Osten auch dort „jede Aktion zur Tötung der Juden in ihrem Verantwortungsbereich mit dem Argument [hätten verhindern können], durch die Aktion seien die militärischen Operationen gefährdet.“ In den Vereinbarungen zum Verhältnis von Wehrmacht und Einsatzgruppen im Osten war diese Möglichkeit ausdrücklich vorgesehen, jedoch machten die Generäle davon keinen Gebrauch. Jasper: Radikalisierung, S. 342; Hürter: Hitlers Heerführer, S. 245 – 256, besonders S. 247 sowie S. 519 und 524.

Besatzungsjahre 1940 – 44 unterstützt hatte und sich weitgehend gleichgültig gegenüber dem Schicksal der Juden verhielt. Dennoch gab es in Frankreich nicht die gleiche Bereitschaft zur Zusammenarbeit wie im Osten, so dass im Westen nach dem 6. Juni 1944 nur „die speziell für diese Aufgabe abgestellten Kräfte“<sup>4913</sup> (vor allem die so genannten „Jagdkommandos“) zur Verfügung standen.

Jasper stellte im Hinblick auf die deutsche Besatzung in Frankreich und der Sowjetunion bzw. Polen folgendes fest:

„Gemeinsam war der deutschen Besatzungsherrschaft in Ost und West die Zusammenarbeit von Wehrmacht und Sicherheitsorganen bei der Judenverfolgung oder der Versuch, sich Landeseinwohner dienstbar zu machen und dem Widerstand in den besetzten Gebieten mit der Organisation bürgerkriegsähnlicher Verhältnisse zu begegnen.<sup>4914</sup> Unterschiedlich waren die Lage der besetzten Gebiete im Kriegsgeschehen und die Machtverhältnisse verschiedener Institutionen im jeweiligen Besatzungsregime. Davon hing erheblich das Ausmaß von Terror und Verbrechen ab.“<sup>4915</sup>

Die Verstrickung der Wehrmacht in den Holocaust war im Westen zwar „weniger intensiv als im Osten, aber es gab sie auch dort.“<sup>4916</sup> Eine Kontroverse darüber „ob Parallelen oder Unterschiede die Besatzungspolitik in Ost und West prägten“,<sup>4917</sup> ist besonders zwischen Lieb und Meyer entbrannt.<sup>4918</sup>

Fest steht jedoch, dass im Westen „die Bereiche Verwaltung und Sicherung institutionell viel deutlicher getrennt“ waren:

„Es gab keine Sicherungsdivisionen, die beides zu leisten hatten, sondern eine ausgebaute Militärverwaltung, die sich unter dem Kommando des Militärbefehlshabers um Wirtschaft und Verwaltung kümmerte. Daneben verfügte der Militärbefehlshaber in Frankreich über ein vergleichsweise dichtes Netz aus Feld- und Kreiskommandanturen, die ihm wie Sicherungs- und Landeschützenbataillone direkt unterstellt waren.“<sup>4919</sup>

Die meisten deutschen Soldaten fanden die rigorose Bekämpfung und Vernichtung sowohl der französischen als auch der italienischen und sowjetrussischen Widerstandskämpfer völlig in Ordnung.<sup>4920</sup> Partisanen jeglicher Länder galten als irreguläre Kämpfer, die grausam und heimtückisch agierten und daher kein Recht auf Behandlung als Soldaten hatten. Jedoch waren deutsche Soldaten im Westen vor der Landung der Alliierten mittels der NS-Propaganda auch darauf eingeschworen worden, massiv gegen englische und amerikanische Soldaten in der als wahrscheinlich angenommenen Kampfzone in Nordfrankreich vorzugehen. Die Betonung der

<sup>4913</sup> Jasper: Radikalisierung, S. 343.

<sup>4914</sup> Ders.: Zweierlei, S. 171; vgl. Klarsfeld: Vichy; Meyer: Täter; ders.: Besatzung.

<sup>4915</sup> Jasper: ebd.

<sup>4916</sup> Bubis: Frankfurt, S. 161f.; Jasper, ebd.

<sup>4917</sup> Jasper: ebd.

<sup>4918</sup> Lieb: Konventioneller Krieg, S. 6, 235 – 237; vgl. Meyer: Besatzung, S. 2, 160f.

<sup>4919</sup> Jasper: Zweierlei, S. 172; vgl. DRZW 5/1 (Beitrag Umbreit: Kontinentalherrschaft), S. 68 sowie DRZW 5/2 (Beitrag Umbreit: Gebiete), S. 26f.

<sup>4920</sup> Vgl. Jasper: Radikalisierung im Westen, S. 354.

Entscheidungsschlacht für den weiteren Verlauf des Krieges, auf die unmittelbare Bedrohung des deutschen Reiches im Falle des Gelingens einer alliierten Landung, und die Brandmarkung der Westalliierten als „Terroristen“, die auf unschuldige Frauen und Kinder im Reich Bomben warfen, brachte deutsche Soldaten besonders gegen die zu erwartenden Luftlandetruppen auf. Zum Zusammenhang zwischen der deutschen Vorgehensweise in den besetzten Gebieten und dem Zulauf an Résistance-Sympathisanten bzw. –kämpfern stellte Vogel folgende These auf:

„Die Deutschen brachten es wegen ihrer brutalen Besatzungspolitik noch nicht einmal fertig, die Völker in den eroberten Ländern von ihren Ideen zu überzeugen, da un schwer zu erkennen war, dass die Zukunftsperspektiven Hitlers für diese Staaten auch nur Unterdrückung und Ausbeutung boten. Was die politischen Ziele des Krieges und ihre propagandistische Umsetzung betraf, boten die Verbündeten mit ihrer erklärten Absicht, die Gewaltherrschaft der Aggressoren zu beenden, zweifellos die überzeugenderen Motive für viele Menschen innerhalb und außerhalb des deutschen Machtbereichs. Das führte ihnen ein beträchtliches Potential an Sympathisanten zu, die bereit waren, unter Einsatz ihres Lebens gegen die Besatzer zu arbeiten. Auch dies war letztlich ein nicht zu unterschätzender militärischer Vorteil für die Alliierten, denn ihre Feinde mussten immer größere materielle und personelle Ressourcen gegen den Widerstand im Innern bereitstellen.“<sup>4921</sup>

Dose, Schmidt und Ludwig hatten deutlich gemacht, dass auch im Hinblick auf die Franzosen nach der Landung der Alliierten andere Regeln galten als zu der Zeit, als noch keine Kämpfe im Westen stattfanden. Unter Kriegsbedingungen und während des überstürzten Rückzuges konnte auf die Belange der Bevölkerung keine Rücksicht mehr genommen werden. Deutsche Soldaten bettelten um Essen an nordfranzösischen oder belgischen Haustüren, durchsuchten verlassene Häuser, deren Bewohner geflüchtet waren, nach Esswaren, stahlen, neben Ess- und Trinkbarem, Autos, Fahrräder und Wäsche, um vorwärts zu kommen bzw. sich nach wochenlangen Kämpfen frische Wäsche anziehen zu können.

Einige Zeitzeugen dieser Arbeit erkannten die Aussichtslosigkeit der Gegenwehr bereits am 6. Juni oder in den Tagen danach. Aus dieser Überzeugung heraus fragt auch der Historiker Vogel: „Warum haben deutsche Oberbefehlshaber auch nach der gelungenen Invasion in der Normandie alles unternommen, um den Widerstand im Westen fortzusetzen?“<sup>4922</sup> obwohl der oberste Kriegsherr selbst geäußert hatte, dass ein Gelingen der alliierten Landung irgendwo in Frankreich gleichbedeutend mit einem Verlust des Krieges für das Deutsche Reich sei. Trotzdem versuchten deutsche Generale immer wieder – z. B. in den Ardennen – „alles auf eine Karte zu setzen, um eine Wende auf diesem Kriegsschauplatz herbeizuführen.“<sup>4923</sup> Dabei wurden, wie in den entsprechenden Abschnitten dieser Studie ausgeführt, nicht nur die eigenen Truppen schonungslos geopfert, sondern auch kriegsvölkerrechtliche Regeln

<sup>4921</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 638.

<sup>4922</sup> Ebd., S. 636.

<sup>4923</sup> Ebd., S. 638.

vollkommen außer Acht gelassen, um die eigenen Ziele zu verfolgen. Neben dem Requirieren von Nahrungsmitteln, Kleidung und Decken traf die Vernichtung ihrer Wohnstätten während der Kämpfe bzw. beim Rückzug der Wehrmacht den Lebensnerv der nordfranzösischen Zivilisten. Manche Zerstörungsmaßnahmen in Nordfrankreich erinnerten an „eine Politik der verbrannten Erde“, ohne dass die Deutschen militärisch gesehen allzu viel erreichen.<sup>4924</sup> Höchste Offiziere im Westen, aber auch die Aussagen der Befragten dieser Studie brachten zum Ausdruck, „dass sie die Sinnlosigkeit eines Weitermachens im Westen durchaus erkannten.“<sup>4925</sup> Aus vielerlei Gründen kapitulierten die Generalfeldmarschälle trotzdem nicht. In Frage kam nur ein „ehrvoller“ Untergang, wie Gfm. v. Kluge am 21. Juli 1944 Hitler in einem Brief mitteilte: „Es wird gehalten, und wenn kein Aushilfsmittel unsere Lage grundsätzlich verbessert, muss anständig gestorben werden.“<sup>4926</sup> Der schmachvolle Untergang von 1918 sollte sich nicht wiederholen, kampflos zu kapitulieren schied also aus. Auch ein gewisser Soldatenstolz spornte manche Offiziere dazu an, „unbeirrt weiterzukämpfen“.<sup>4927</sup> Einem Feind, wie dem Amerikaner, der als „blutscheu“, militärisch inkompetent oder sogar dekadent galt, wollte sich niemand von den Deutschen ergeben, auch wenn dies ein sinnloses Weiterkämpfen unter hohen personellen und materiellen Opfern bedeutete.<sup>4928</sup> Hinzu kam wohl bei Hitler und einem Teil der Generalität das Bewusstsein, dass jeder Tag, den die deutschen Truppen weiterkämpften, eine Verlängerung des eigenen Lebens darstellte. Denn nach Kriegsende hätten sie sich für viele von Deutschen begangenen Verbrechen verantworten müssen. Sie klammerten sich, so Vogels Vermutung, an jeden Strohalm, um „doch noch eine Wende des Krieges herbeizuführen.“<sup>4929</sup> Die militärische Wirklichkeit wurde einfach verdrängt oder bei den militärischen Entscheidungen ausgeblendet, missliche Umstände nicht zur Kenntnis genommen, und der Kampfwert der Alliierten – besonders der Amerikaner, wie die Aussagen der Informanten ergab – unterschätzt. Die „allein auf das operative Denken fixierte“ Haltung deutscher Militärführer trug dazu bei, dass viele Faktoren einfach übersehen wurden, für den Verlauf des Krieges jedoch mitbestimmend waren.<sup>4930</sup> So wurden „politische, ökonomische, logistische und völkerrechtliche Zusammenhänge“<sup>4931</sup> zu wenig mitberücksichtigt. Für die deutschen Niederlagen gegen die Angloamerikaner

<sup>4924</sup> Vgl. Bartov: Hitlers Wehrmacht, S. 93 – 99.

<sup>4925</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 636 – 638.

<sup>4926</sup> Brief von Kluges v. 21.7.1944 an Hitler (BA-MA 19 IX/8, Bl. 21ff.), Abdr. in Ose: Entscheidung, S. 336 (Anlage 16).

<sup>4927</sup> DRZW 7 (Beitrag Vogel: Kriegführung im Westen), S. 636f.

<sup>4928</sup> Ebd., S. 637.

<sup>4929</sup> Ebd.

<sup>4930</sup> Ebd.

<sup>4931</sup> Ebd.

wurden hauptsächlich die materielle und personelle Überlegenheit der Alliierten angeführt. „All dies war aber zu kurz gedacht,“ so Vogel „denn zahlreiche Flugzeuge, Panzer und Schiffe herzustellen, sie personell auszustatten, zu versorgen und an die strategisch richtigen Kriegsschauplätze zu transportieren, ist eine genuin militärische Leistung und Voraussetzung für jeden Erfolg.“<sup>4932</sup> Darüber hinaus spielten „die Luft-herrschaft der Verbündeten und deren bessere Aufklärungs- und Täuschungsstra-tegie“<sup>4933</sup> eine herausragende Rolle und funktionierten im Zusammenspiel mit den vorgenannten genialen logistischen Leistungen der Verbündeten. Bei den Deutschen herrschten dagegen „verworrene Befehlsverhältnisse“, bei denen sie sich selbst im Wege standen und gegenseitig behinderten. Auch hatten die Alliierten immer mehr Länder gegen die Achsenmächte mobilisieren können. Und nicht zuletzt erwies sich Eisenhower als Glücksfall für die Verbündeten, ein Oberbefehlshaber, „der die ver-schiedenen Interessen seiner Stäbe und höchsten Offiziere in den meisten Fällen aus-zugleichen verstand.“<sup>4934</sup> Er verfügte über diplomatisches Geschick und kooperierte mit den politischen Führern des Westens außerordentlich gut, während von Rundstedt und seine Nachfolger „sich stets mit direkten Eingriffen Hitlers und des Oberkom-mandos der Wehrmacht bis in die unterste militärische Ebene konfrontiert“<sup>4935</sup> sahen. Festzustellen ist, dass die meisten Befragten sich aus verschiedenen Gründen als zu Recht auf französischem bzw. sowjetischem Boden empfanden und damals keinerlei Zweifel an der Rechtmäßigkeit ihres Tuns hegten. Frankreich hatte Deutschland den Krieg erklärt, und nicht umgekehrt.<sup>4936</sup> Dies und der Ehrgeiz, „die Niederlage ihrer Väter und die ‚Schmach von Versailles‘ zu rächen,“<sup>4937</sup> legitimierte den Angriff und Besatzung durch die Wehrmacht aus ihrer Sicht. Hass auf die Franzosen gab es auf deutscher Seite 1940 jedoch nicht mehr. Im „Weltkrieg“ war dieser 1914 noch allgemein verbreitet gewesen. Im Osten, wo Hass auf die Völker im Ersten Weltkrieg kaum zu spüren gewesen war, verhielt es sich nun genau umgekehrt: der Gedanke an Eroberung und Vernichtung und seine Realisierung seit Sommer 1941 wurden im Osten nun zu einer Art Triebfeder.

Viele deutsche Soldaten empfanden sich „persönlich als Europas ordnende Hand ...“<sup>4938</sup> Ihrer Meinung nach erwiesen sich die anderen Nationen, besonders die Ostvölker, „als erziehungsbedürftig.“<sup>4939</sup> Sie waren der Meinung, Russen und Ukrainer

<sup>4932</sup> Ebd.

<sup>4933</sup> Ebd., S. 638.

<sup>4934</sup> Ebd.

<sup>4935</sup> Ebd.

<sup>4936</sup> Ebd., S. 50 sowie Fischer: Ohne die Gnade, S. 57. Auch der Befragte Meißner äußerte diesen Tatbestand im Interview und war auch 1996 noch der Meinung, dass die Wehr-macht zu Recht in Frankreich gewesen sei.

<sup>4937</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 50.

<sup>4938</sup> Ebd., S. 102f.

<sup>4939</sup> Ebd., S. 103.

beuten ihr Land nicht nutzbringend genug aus, waren nicht sauber genug, zu phlegmatisch, zu gleichgültig und lebten daher in ärmlichen Verhältnissen. Aber auch in Norwegen und Frankreich gebe es Erziehungs- und Aufklärungsbedarf, um dem „Untergang des Abendlandes“ mit deutscher Hilfe vorzubeugen.<sup>4940</sup> Dabei brachten die Wehrmachtssoldaten eine nationalsozialistische Weltsicht ein, die Ursache und Wirkung verdrehte: So waren Meißner und andere der Meinung, Deutschland habe ein Recht gehabt, in Frankreich zu sein, da der Franzose ja den Krieg erklärt habe. Im Osten wurde der Angriff sowohl mit der Präventivkriegthese als auch mit dem Recht der Deutschen auf neuen Lebensraum im Osten gerechtfertigt und die Bekämpfung des jüdischen Bolschewismus als Notwendigkeit dargestellt. Kaum jemand unter den für diese Arbeit Befragten hatte 1940 oder 1941 die bewaffnete deutsche Präsenz in Frankreich oder der Ukraine und die Rechtmäßigkeit des brutalen Vorgehens, besonders im Osten, in Frage gestellt.

An engeren Beziehungen zu Zivilisten bestand aus vielerlei Gründen bei den meisten Soldaten „kein sonderlich großes Interesse,“ so Drolshagen.<sup>4941</sup> Allerdings ergaben sich aufgrund der Notwendigkeit, Zivilisten als Hilfskräfte (u. a. in Küchen, Krankenhäusern, als Fahrer oder Pflegepersonal) zu beschäftigen, durchaus Kontakte, auch familiäre oder Liebesbeziehungen, vor allem zu Französischen. Rothe hatte deutlich gemacht, dass er sich in der Normandie im Krankenhaus in eine französische Krankenschwester verliebt hatte, die ihn sogar in die Résistance schleusen wollte, als er einen Stellungsbefehl in den Osten bekam. Derselbe Befragte berichtete, dass sich auch im Osten öfter „hübsche Mädchen“ hätten „sehen lassen“ und ergänzte: „Und die waren uns sehr zugetan.“ Es ist eine natürliche Tatsache, dass die meisten jungen Männer Interesse am anderen Geschlecht haben und umgekehrt – über Kriege, Sprachen und ideologische Barrieren hinweg. Berichtet wird, dass die jungen Russinnen und Ukrainerinnen bei Kontaktaufnahmen mit Wehrmachtssoldaten zurückhaltender gewesen seien und auch deutsche Truppenangehörige im Osten möglicherweise aufgrund ideologischer Vorbehalte oder Misstrauen entsprechend vorsichtiger waren als das in Frankreich der Fall gewesen ist. Wie Müller jedoch erinnerte, hatte es vor allem in Bezug auf die Französischen geheißen: „Haltet Abstand von den Frauen!“ Es ist möglich, dass die Wehrmachtsführung automatisch davon ausging, dass sich deutsche Soldaten ohnehin nicht mit Polinnen, Russinnen oder Ukrainerinnen einlassen würden, was jedoch ein Trugschluss war. Festzuhalten bleibt, dass es von Seiten der Wehrmachtsführung nicht erwünscht war, dass deutsche Soldaten mit Französischen oder gar Russinnen näher in Kontakt traten. Französischen standen im Verdacht, mit Geschlechtskrankheiten infiziert zu sein und deutsche

<sup>4940</sup> Ebd., S. 104f.

<sup>4941</sup> Ebd., S. 109.

Truppenangehörige absichtlich anzustecken oder aber sie auszuspionieren, weil sie in Kontakt mit der Résistance standen. Im Osten wiederum sollten sich Wehrmacht-angehörige aus „rassischen“ Gründen überhaupt nicht mit Frauen einlassen, und auch hier bestand die Angst, es könne sich um eine Falle, also um Partisaninnen handeln.

Tatsache ist: es gab diese näheren Kontakte. Der „Repräsentant der Besatzungsmacht“ wurde zwar strikt abgelehnt, der Mensch in der Uniform davon jedoch getrennt, weil er ein Mensch war.<sup>4942</sup> Drolshagen stellt fest:

„Alle Erzählungen trennen zwischen ‚den Deutschen‘, also der Besatzungsmacht, die ‚anonyme und Distanz herstellende Repräsentation der Besatzer‘ einerseits, und ‚dem Deutschen‘, also dem Einzelnen, den man persönlich kennen gelernt hatte, andererseits. ... Wenn aus dem anonymen Feind konkrete Personen werden, ist häufig zu hören, dass es sich bei den Wehrmachtssoldaten doch im Wesentlichen um ‚ganz nette Jungs‘ gehandelt habe. Sie seien höflich und anständig und nicht zuletzt auch ziemlich gut aussehend und attraktiv gewesen.“<sup>4943</sup>

Sowohl die Bevölkerung der Normandie als auch die der Ukraine beteuerte, gewusst zu haben, „ob jemand aus Überzeugung ... Besatzungssoldat ... gewesen sei oder aus Zwang. Erste waren Feinde und galten als Nazis und als Täter, Letztere sah man eher als Opfer des Krieges“,<sup>4944</sup> denen man jegliche Nähe zu den Nazis absprach. „In Deutschland herrschte Wehrpflicht, er hatte keine Wahl. Nichts von all dem, was die verhassten Deutschen über uns gebracht haben, war seine Schuld. Er war ein anständiger Mensch.“<sup>4945</sup> Zeitzeugen versicherten, dass ihre Freundschaft „zu diesem Mann an ihrem Patriotismus nicht das Geringste geändert habe. Ludwig war kein Feind, er war (fast) ebenso sehr ein Opfer Hitlers und des nationalsozialistischen Deutschland wie man selbst.“<sup>4946</sup> Deutsche wurden als „Wehrpflichtige und Mitmenschen ohne aggressive Neigungen“ gesehen, die „nur aufgrund unglücklicher Fügungen auf verschiedenen Seiten standen ...“, keiner von ihnen habe eine solche Situation herbei gewünscht.<sup>4947</sup> Es ist festzustellen, dass die Zivilisten in den besetzten Ländern Europas oftmals „ihre grundsätzliche Ablehnung des NS-Reiches nicht auf den deutschen Soldaten als Individuum übertrugen.“<sup>4948</sup> Schlotmann erlebte in der Ukraine, dass sich zu den Zivilisten, bei denen er und seine Kameraden einquartiert waren, eine familienähnliche Beziehung entwickelt hatte, „als wenn’s meine Eltern wären.“ Er erlebte aber auch die Veränderung derselben Menschen, wenn zwischen- durch Soldaten der Waffen-SS in das Dorf gekommen waren. Dieselbe Familie wusste zu unterscheiden zwischen deutschen Soldaten, die sich einigermaßen anständig auf-

<sup>4942</sup> Ebd., S. 185.

<sup>4943</sup> Ebd., S. 186 sowie Claudia Lenz: Vom Widerstand zum Weltfrieden, S. 55, zit. in: ebd.

<sup>4944</sup> Drolshagen, ebd., S. 186f.

<sup>4945</sup> Ebd., S. 187.

<sup>4946</sup> Ebd.

<sup>4947</sup> Ebd.

<sup>4948</sup> Ebd., S. 188.

führten und solchen, die die Bevölkerung gängelten und sie wie Untermenschen behandelten: „Vogel hier – gut! Aber hier – nix gut!“ Gemeint sind die Adlersymbole auf den deutschen Uniformen: bei den Soldaten der Panzerdivisionen waren diese zwischen Kragen und Brusttasche auf der rechten Oberseite der Uniformjacke angebracht. Waffen-SS-Soldaten trugen das Adlersymbol in Höhe des Oberarms auf dem linken Ärmel der Uniformjacke.

Während es scheint, als seien die Zivilisten nach dem Krieg immer um Rechtfertigung für ihre zum Teil guten bis sehr guten Kontakten zu den deutschen Soldaten bemüht, sieht dies auf der anderen Seite ganz anders aus. Ehemalige Wehrmachtsangehörige sprachen niemals davon,

„dass ihre unsoldatischen ... Beziehungen zu Zivilisten mit ihrer Rolle als Soldat unvereinbar gewesen seien, und sie rechtfertigten sie folglich auch nicht. Im Gegenteil. Stets erzählten sie mit vorbehaltloser Begeisterung von diesen Kontakten. ... Oft waren Stolz, ja Dankbarkeit darüber spürbar, dass sie so freundlich aufgenommen wurden.“<sup>4949</sup>

Im Westen war dies aus Sicht deutscher Soldaten auch kein Problem, war ihnen doch mit auf den Weg gegeben worden, „wie Helden“ zu kämpfen, sich aber „wie Kavaliere“<sup>4950</sup> zu benehmen. Und um letzteres waren die Besatzungssoldaten, wie die Zeitzeugenberichte widerspiegeln, redlich bemüht, was auch die Zivilbevölkerung der Normandie, aber auch beispielsweise Norwegens, anerkennend bemerkte.<sup>4951</sup> Dass es auch in Ost- und Südosteuropa möglich war, mit den Zivilisten beispielsweise bei Einquartierungen zu einem einvernehmlichen Miteinander zu kommen, was mehrere Befragte in dieser Arbeit betonten, scheint nicht zu den Ergebnissen „der historischen Forschung über die Verbrechen der Wehrmacht“<sup>4952</sup> zu passen. Die Skrupel, die einige Informanten bei der Wegnahme des letzten Korns, Schweins oder Pferdes anmeldeten, „scheinen den Erkenntnissen über den Vernichtungskrieg zu widersprechen ...“<sup>4953</sup> Hier offenbaren sich einerseits „systematische Lücken in der Wahrnehmung und Erforschung des Zweiten Weltkrieges“,<sup>4954</sup> aber auch im Verständnis von Krieg an sich, der neben der Front auch die Etappe sowie die befriedeten Gebiete mit beinhaltet, wo zwar ebenfalls Krieg herrschte, jedoch andere Regeln und Gegebenheiten vorgefunden wurden als direkt an der HKL. „Sympathien und Antipathien [der Zivilbevölkerung] orientierten sich ausschließlich am persönlichen Verhalten des Einzelnen.“<sup>4955</sup>

---

<sup>4949</sup> Ebd.

<sup>4950</sup> Tewes: Besatzungszeit, S. 21. Diese Worte richtete ein Kompaniechef 1940 in Belgien an seine Soldaten.

<sup>4951</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 188.

<sup>4952</sup> Ebd., S. 189.

<sup>4953</sup> Ebd.

<sup>4954</sup> Ebd.

<sup>4955</sup> Ebd., S. 191.

Jasper arbeitete in seiner Studie heraus, dass deutsche Soldaten, die sich nicht direkt im Kampf befanden, mehr von politisch-ideologisch begründeten Feindbildern beeinflusst waren als solche, die bereits von den Wirren des Krieges, permanenter Kämpfe, Strapazen und chaotischer Rückzüge eingeholt worden waren. Letztere neigten dazu, Vergleiche der Kriegsschauplätze in Ost und West anzustellen, waren aber weniger mit ideologisch-weltanschaulichen Aspekten beschäftigt.<sup>4956</sup> So wurde hier deutlich, dass beispielsweise Meißner und Golder am Abend des 6. Juni 1944 noch zuversichtlich waren, die von ihnen noch nicht gesichteten Amerikaner „morgen raus schmeißen“ zu können, wohingegen sich Lützen, der bereits am frühen Morgen des D-Day gegen amerikanische G.I.s gekämpft hatte, sich nach Russland wünschte, „als den Tach in der Normandie“ gewesen zu sein. Auch Jasper kam zu dieser Erkenntnis beim Vergleich eines unmittelbar am 6. Juni „von der Atmosphäre des Krieges als Kampf auf Leben und Tod“<sup>4957</sup> betroffenen Offiziers und eines Gefreiten, der zunächst im Hinterland der Kampfzone „weniger stark von der Atmosphäre des Krieges beherrscht“<sup>4958</sup> wurde und daher für den Moment noch von Feindbildern geprägt war.

Das Klischee, wonach im Osten um die Entscheidung gekämpft wurde und im Westen Urlaubsatmosphäre herrschte, mag durch einige wenige Fälle erhärtet werden. Oft aber hatten die Landser während zweier harter Winter (1941 und 1942) bereits einen Teil ihrer Gesundheit eingebüßt, wie Golder, Lützen, Ritter und andere Zeitzeugen berichteten, so dass für diese Soldaten die Zeit in Frankreich sicherlich zunächst eine Erholung für erlittene Strapazen darstellte. Im Gegensatz zum Leben an der Ostfront, empfanden besonders Russland erfahrene Kämpfer ihre Besatzungszeit in Frankreich als „Frieden im Krieg“ oder „fast idyllisch“, da im Westen – abgesehen von der Belästigung durch Tiefflieger, der Beeinträchtigung durch Sabotagen und der erhöhten Wachsamkeit aufgrund von nächtlichen alliierten Kommandounternehmen – bis zum 6.6.1944 keine Kampfhandlungen stattfanden. Außer der harten körperlichen Arbeit, waren Leben und Klima in der Normandie sehr erträglich. Seitens der Wehrmachtsführung war jedoch vorgesehen, dass die deutschen Einheiten sich nur vorübergehend im Westen erholen sollten, um dann erneut an die Ostfront verlegt zu werden. Nur ein sehr kleiner Teil der Wehrmachtsangehörigen war seit 1940 in Frankreich eingesetzt und blieb dort bis 1944.

Aus der Normandie kommende „Heimaturlauber“ hatten in Frankreich zuvor meist Lebensmittel und in Deutschland kaum noch erhältliche Artikel zu einem für sie - aufgrund des Wechselkurses - günstigen Preis eingekauft und versorgten häufig während

---

<sup>4956</sup> Ebd.

<sup>4957</sup> Ebd.

<sup>4958</sup> Ebd.

ihrer Besatzungszeit auch ihre Familien mit (Butter-)Paketen. Französische Arbeiter und Angestellte konnten sich einen derartigen Luxus vielfach aber nicht leisten.

Nahrungsmittelengpässe, vor allem bei Fleisch, führten in einigen Fällen dazu, dass die deutschen Truppen bei Franzosen Vieh requirieren oder sogar stehlen mussten. Im Jahre 1944 war die „Heimatverpflegung“ unzureichend und äußerst knapp bemessen, so dass alle Wehrmachtssoldaten, trotz ausdrücklichen Verbotes der deutschen Führung, regelmäßig auf französischen Bauernhöfen oder Märkten Milchprodukte und Fleisch hinzukaufen, um ihre Lebensmittelversorgung sicherzustellen.

Der Alltag deutscher, an der Küste stationierter Soldaten war besonders seit Herbst 1943 bis zur Landung der Alliierten geprägt von den Ausbaumaßnahmen zur Stärkung der deutschen Verteidigung. Dabei hatten die „Landser“, wie in vielen Augenzeugenberichten beschrieben, erheblich unter der Doppelbelastung – Schanzarbeiten und Ausbildung – zu leiden sowie unter den zusätzlichen nächtlichen Streifen- und Wachdiensten und sich verstärkenden alliierten Luftangriffen. Hinzu kam der seit Frühjahr 1944 in fast jeder Nacht erfolgende Alarm. Der gegen die Soldaten im Westen erhobene Vorwurf, es herrsche bei ihnen „Badebetrieb“ und „Winterschlaf“ kann somit eindeutig widerlegt werden. Deutsche, im französischen Hinterland stationierte Truppen, konnten aber eher einen geregelten Ausbildungsbetrieb aufrechterhalten als das bei ihren Kameraden an der Küste möglich war. Allerdings wurden auch sie seit Jahresbeginn 1944 immer häufiger von Luftangriffen und Sabotageakten der Résistance heimgesucht, wie u. a. das Beispiel der Panzer-Lehr-Division zeigt, die in der Nähe von Chartres lag, wobei Teile der Artillerie in Paris untergezogen waren.

Die französische Zivilbevölkerung verhielt sich Deutschen gegenüber allgemein zurückhaltend. Auf dem Land, wo die Bewohner nicht tagtäglich mit den deutschen Truppen konfrontiert wurden, sondern einzelne Soldaten auf Bauernhöfen Milch einkauften, wich die anfängliche Distanziertheit häufig einer Freundlichkeit, zumal die Wehrmichtsangehörigen sich in der Regel höflich und korrekt verhielten. Deutsche Soldaten, die nicht als „Sieger“ oder „Besatzer“ auftraten und sich um ein gutes Verhältnis zur Bevölkerung bemühten, bauten 1943/44 in einigen Fällen sogar eine Freundschaft zu Familien in der Normandie auf, die bis über 60 Jahre nach den Ereignissen Bestand hatte (Severloh, Gockel, Heinze).

Die französischen oder ukrainischen Familien selbst, die solche Freundschaften während der Besatzungszeit zu deutschen Soldaten aufrecht erhielten, taten dies in der Regel „ohne die geringste Neigung zur Nazi-Ideologie“<sup>4959</sup>, sondern aus Mitmenschlichkeit und Verständnis für diese zumeist sehr jungen Soldaten, „die man in einen Krieg kommandiert hatte, den sie selbst wahrlich nicht haben wollten.“<sup>4960</sup> Die zu

<sup>4959</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 168.

<sup>4960</sup> Zit. in ebd.

den Arbeiten des Atlantikwalls herangezogenen französischen Zivilisten verhielten sich im Großen und Ganzen gutwillig. Beide Seiten arrangierten sich so gut wie möglich mit den gegebenen Umständen. Dies darf aber nicht darüber hinweg täuschen, dass „auch die humanste Besetzung auf die Dauer lästig und schließlich unerträglich wird, zumal für ein so nationalbewusstes Volk wie das französische.“<sup>4961</sup> Anhand der Monatsberichte des 84. A. K. ist diese Tendenz deutlich zu erkennen. Die immer schwieriger werdende Versorgungslage und die den Franzosen zusätzlich auferlegten Lasten (u. a. Bewachung der Bahngleise und Begleitung von Transportzügen der Wehrmacht durch französische Zivilisten, willkürliche Geiselnahmen in öffentlichen Gebäuden nach Sabotageakten, Sperrstunden, Arbeitseinsätze, das Verbot, Auto zu fahren, Radios zu besitzen, zur Jagd, zum Fischen oder zum Baden zu gehen, Lebensmittelrationierung) führten dazu, dass die Bevölkerung ihre Befreiung und damit den Abzug der deutschen Truppen herbeisehnte. Die sich durch die deutschen Maßnahmen (Teilung Frankreichs in zwei Zonen: eine besetzte und eine unbesetzte, hohe Besatzungskosten, Okkupation der gesamten nord- und westfranzösischen Küsten, Abzug von Wirtschaftsgütern, STO – Arbeitseinsatz in Deutschland für bestimmte Jahrgänge, ca. 1 Mio. französische Kriegsgefangene im Deutschen Reich, Annexion des Elsaß, Besetzung ganz Frankreichs seit November 1942 einschließlich der Mittelmeerküste) und die Niederlagen an allen Fronten verstärkende und zunehmend organisierende Résistance erwartete von der Bevölkerung eine neutrale Haltung gegenüber der Besatzungsmacht. Freundliche Gesten und Hilfen gegenüber deutschen Soldaten wurden bereits als Vaterlandsverrat angesehen, und solche Franzosen noch während der Besatzungszeit von ihren Landsleuten eingeschüchtert.

Vielen deutschen Soldaten, auch frontunerfahrenen, war vor dem 6. Juni 1944 bewusst, dass der in der Normandie bestehende „Atlantikwall“ keine Übermacht aufhalten würde, auch wenn die Rommel-Besuche die Soldaten vorübergehend motivierten und ihnen klar machten, dass auf dem Nebenkriegsschauplatz Nordfrankreich in kürzester Zeit eine „zweite Front“ entstehen würde.

Das von den Interviewpartnern in bewegenden Bildern geschilderte Auftauchen der alliierten Landungsflotte und der von ihnen unmissverständlich vermittelte Eindruck, dass es sich hier, ihrer Meinung nach, um die lang erwartete „Invasion“ handelte – eine Einschätzung, die von vornherein auch von der deutschen Seekriegsleitung geteilt wurde, wie anhand der KTB belegt werden konnte – führte nicht zum Absinken des Kampfgeistes. Am und nach dem 6.6.1944 war dieser, trotz der demoralisierenden Wirkung der *Air Force*, ungebrochen, und örtliche Erfolge sorgten vorüber-

---

<sup>4961</sup> Luther, S. 89.

gehend für moralischen Auftrieb, besonders bei den Panzerdivisionen. Die unmittelbar von der Wucht des alliierten Angriffs betroffenen Infanteriedivisionen mussten sich, ohne jegliche Unterstützung durch Luftwaffe, Marine oder Panzer, bei ausbleibendem Nachschub und stärkstem Artilleriebeschuss, gegen einen in jeder Hinsicht überlegenen Gegner verteidigen. Dabei fällt auf, mit welchem Kampfwillen die Befragten bereit waren, jeden Meter Bodens zu halten und die Angloamerikaner so lange wie möglich abzuwehren. Die Soldaten des WN 62 sind hier beispielgebend. Es gelang ihnen, die US-Truppen am Omaha-Strand am 6.6. bis zum Nachmittag abzuwehren. Auch in den darauf folgenden Tagen gelang den Amerikanern kein wesentlicher Einbruch an ihren beiden Landestränden, während Engländer und Kanadier ihre drei Landeabschnitte bereits zu einem zusammenhängenden Brückenkopf ausgebaut hatten. Die aus dem „tiefsten Frieden in den Krieg“ unter ständigem Beschuss alliierter Jagdbomber herangeführten deutschen Soldaten der Panzerdivisionen trafen bereits unter Schockwirkung und mit Verlusten in der Normandie ein, wobei die deutsche Front seit dem 6.6.1944 unter den langsamen Reaktionen der obersten Führung zu leiden hatte. Fest steht, dass für diejenigen, die die Schiffe im Morgengrauen gesehen hatten – das belegen sowohl die Kriegstagebücher der Seekriegsleitung als auch die Aussagen der für diese Arbeit Befragten eindeutig – kein Zweifel daran bestand, dass dieser Großangriff *die* lange erwartete Invasion war.

Es ist gerade bei der aus heutiger Sicht spannenden Schilderung der Ereignisse im Morgengrauen des 6. Juni 1944 bemerkenswert, wie genau einige Zeitzeugen die Geschehensabläufe beschreiben konnten und dem Zuhörer bzw. dem Leser damit „eine Bildfolge vor Augen [stellen], mit Posen und wörtlicher Rede der beteiligten Personen.“<sup>4962</sup> Einige Zeitzeugen waren in der Lage, Geschichtserzählung in Form von Erzählgeschichten darzustellen, die den Zuhörer und Leser in ihren Bann ziehen. Zu ihnen gehören vor allem Severloh, der wie kein Zweiter sein Erleben des D-Day zu schildern vermochte, sowie Kalbus und Schlotmann, aber auch Eisner, die ihre Erlebnisse des Kessels von Stalingrad mit allen grausigen Hintergründen veranschaulichten und damit ansatzweise erlebbar machen.<sup>4963</sup> Auch die körperlichen und seelischen Belastungen, die die Soldaten in den schweren Kämpfen ausstehen hatten, vermittelten sie häufig nicht ausdrücklich. Diese erschließen sich eher über die Ereignisdarstellung und lassen dadurch die Gefahr erahnen bzw. vorstellbar werden.<sup>4964</sup>

Da die allein auf sich gestellten deutschen Infanteristen die Alliierten am Landungstag nicht wieder ins Meer werfen konnten, begann für die Deutschen ein aussichtsloser

<sup>4962</sup> Jasper: Zweierlei, S. 180.

<sup>4963</sup> Die Erlebnisse des Kessels von Stalingrad, die vor allem Schlotmann, Kalbus, Heinze, Theisinger, Jost und Landgraf schilderten, konnten hier jedoch nicht in ihrer Gesamtheit berücksichtigt werden.

<sup>4964</sup> Jasper: Zweierlei, S. 183.

Kampf gegen einen sich täglich verstärkenden Gegner. Anhand der Zeugenaussagen wird deutlich, dass die Kompaniestärken nach wenigen Tagen auf 15 – 30 Soldaten zusammengeschmolzen waren, die wenigen, im Westen vorhandenen schweren Geschütze aufgrund fehlender Motorisierung und Transportmöglichkeiten beim Ausweichen auf hintere Frontlinien zurückgelassen werden mussten, und die deutschen Infanteristen binnen kürzester Zeit, hinsichtlich ihrer Waffen- und Transportausstattung, auf das Niveau des Ersten Weltkrieges herabsanken.

Allein den deutschen Panzern hatten die Alliierten nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Statt eines geschlossenen Angriffs, zu dessen Zweck die Panzerdivisionen ja geschaffen worden waren, mussten diese zögerlich vom Ob.West beim Führerhauptquartier beantragt werden und wurden vom OKW ebenso zögerlich freigegeben. Am Ende konnten die Panzerdivisionen aber ausschließlich „Flickarbeit“ leisten und mussten einen ständig drohenden alliierten Durchbruch verhindern, der schließlich Ende Juli dann doch erfolgte. Alle Panzerdivisionen waren vor allem durch die alliierte Luftwaffe (besonders während der Flächenbombardements, v. a. in und um Caen) zerschlagen worden. Das Vorhandensein von 58 Divisionen im Westen verschleierte, dass am D-Day selbst nur sieben Divisionen im eigentlichen Kampfgebiet standen und auch danach nur wenige der im Raum Calais liegenden, gut ausgerüsteten Truppen in die Normandie entsendet wurden.<sup>4965</sup> Dies hatte zur Folge, dass die Deutschen sich, trotz vielfach taktischer Überlegenheit, zwar fast drei Monate erbittert zur Wehr setzten, jedoch einen sinnlosen, zermürenden Kampf führten, der für sie in einer Katastrophe enden musste. Trotzdem wurden die Kämpfe fortgesetzt. Dazu erklärt Andreas Kunz:

„Man rechtfertigte die Verlängerung eines offenkundig aussichtslosen Krieges als letzten Akt eines rasseideologischen Existenz- und Vernichtungskampfes und legitimierte die damit verbundenen Folgen für die eigene Bevölkerung zynisch als eine unausweichliche Notwendigkeit. Man flüchtete sich in den Glauben einer historischen Mission, die es zu erfüllen galt; man erging sich in der Selbsttäuschung, der ‚Führer‘ würde einen Ausweg aus der bedrohlichen Situation aufzeigen. Die Vorstellung, wonach sich die Krise durch Geschlossenheit und Willensstärke überwinden ließ, war ebenso wie das Hoffen auf ... [ein] ‚Mirakel‘ [absurd].“<sup>4966</sup>

Kunz ist der Ansicht, dass sich Innerhalb der Wehrmachtgeneralität kein Verantwortlicher gefunden habe, „dem Steuermann Hitler ins Ruder zu greifen und dadurch die Fahrt in den nationalstaatlichen Untergang abzuwenden.“<sup>4967</sup> Zumindest war am 20. Juli 1944 der Versuch dazu unternommen worden, auch wenn dieser scheiterte. Jedoch erzählten die Befragten im Interview, dass die Nachricht über das Attentat auf Hitler in der für sie angespannten Situation der permanenten Kämpfe im Westen

<sup>4965</sup> In Abschn. 3. wurde deutlich, dass die deutsche Führung nach dem 6. Juni 1944 einen weiteren alliierten Großangriff im Raum Calais erwartete und daher die dort befindlichen Panzer-, Infanterie- und Artillerieeinheiten nicht an die Normandie abgeben wollte.

<sup>4966</sup> Kunz: Wehrmacht und Niederlage, S. 329.

<sup>4967</sup> Ebd.

entweder kaum zur Kenntnis genommen oder sogar als Störung empfunden wurde. Dies zeigt die starke Einbindung der Truppen in den Frontalltag, aber vielleicht auch, dass der politische Einfluss auf den einzelnen im 6. Kriegsjahr bereits nachgelassen hatte oder nie so stark war, wie von der Forschung angenommen wird. Andere Gründe führten dazu, dass in den ersten Monaten des Jahres 1945 noch einmal alle Kräfte mobilisiert und auch die nicht-kämpfenden Teile innerhalb der deutschen Bevölkerung nun herangezogen wurden: „Das Argument, das Volk fiele bei einer Niederlage ohnehin der Vernichtung durch die Gegner anheim, legitimierte moralisch den Kriegseinsatz von Kindern, Frauen und alten Männern,“<sup>4968</sup> worin Kunz einen zivilisatorischen Rückschritt in der Schlussphase des „Dritten Reiches“ erkennt und zu dem Ergebnis gelangt, dass „ein an abnehmender Leistungsfähigkeit gewinnender Prozess“ das Militär seit Jahresmitte 1944 durchzog. Der totale Zusammenbruch ließ sich nur unter Inkaufnahme von Verlusten verzögern. Zudem sei die Wehrmacht im letzten Kriegsjahr wenig effizient gewesen, so Kunz. Den waffentechnischen Innovationen, wie etwa den Fern- und Raketenwaffen standen Wehrmachtkolonnen gegenüber, die auf Rückzugsstraßen in „schwerfälligen, von Pferden gezogenen Kolonnen [marschierten], die ein leichtes Ziel der gegnerischen Luftwaffe waren, und ... einen nicht abreißenden Strom zu Fuß marschierender, zerlumpt aussehender Soldaten [bildeten].“<sup>4969</sup> Berichte der Befragten offenbaren, „dass die Wehrmacht der materiellen und personellen Überlegenheit ihrer Gegner nichts Gleichwertiges entgegensetzen konnte,“ und Kunz stellt fest: „Dem ‚Dritten Reich‘ brachen die materiellen und personellen Ressourcen der Kriegführung weg, und die Wehrmacht verlor die Fähigkeit, einen modernen Krieg zu führen.“<sup>4970</sup> Viele der Befragten überlebten Krieg und Gefangenschaft nach mehrmaligen Krankheiten und Verwundungen, manche von ihnen mit bleibenden Schäden an Körper und Seele.

Die französische Widerstandsbewegung trug sowohl vor als auch nach der Landung ihren Teil zum Gelingen der Schlacht um Frankreich bei und erwies sich für die Alliierten als ausgezeichnete Unterstützung. Ihr gelang es, seit Mai 1944 den Zugverkehr der Wehrmacht in Frankreich zeitweise fast völlig lahm zu legen, die Angloamerikaner über Stellungen und Kampfstärken der Deutschen zu informieren sowie die Zuführung von Wehrmachtstruppen nach der Landung durch Sabotageakte oder direkte Angriffe zu verzögern, und die deutsche Kampfführung dadurch stark zu behindern.

Spärlich bewaffnet und völlig ohne Nahrungsmittelversorgung traten die wenigen Deutschen, die nicht in Gefangenschaft oder verwundet waren, nach 80 Tagen Kampf, völlig erschöpft, einen ungeordneten Rückzug in Richtung Reich an. Mehr oder

---

<sup>4968</sup> Ebd., S. 335.

<sup>4969</sup> Ebd., S. 336.

<sup>4970</sup> Ebd.

weniger von der alliierten Luftwaffe gejagt, überquerten sie, zumeist unter Zurücklassung von Fahrzeugen und schwerem Material, die Seine. Umso erstaunlicher ist es, dass der Rückzug noch einmal zum Stehen kam und die letzte große, von den Deutschen geführte Schlacht des Krieges in den Ardennen geschlagen wurde. Am 4. Dezember 1944 überschritten die ersten G.I.s bei Trier die Reichsgrenze.

Während des Krieges im Westen konnte es, im Vergleich zum Kampf an der Ostfront, wohl auch aufgrund des Fehlens eines „ideologischen Feindbildes“, aber eher zu menschlich-kameradschaftlichen Gesten kommen, und zwar auf beiden Seiten. Andererseits kam es in Malmédy zu einem Überfall durch Soldaten der Waffen-SS auf amerikanische Soldaten, bei dem mindestens 82 Amerikaner den Tod fanden.<sup>4971</sup>

Festzuhalten bleibt, dass der Kampf gegen Angloamerikaner von den Russland erfahrenen deutschen Soldaten sogar noch als schlimmer empfunden wurde als der an der Ostfront, da in der Normandie kein Gefecht „Mann gegen Mann“ stattfand, sondern eine beinahe selbsttätige Kriegsmaschinerie die Deutschen zu passiven, ständig Deckung suchenden Kriegern verdammt. Insofern kam es zu einer unterschiedlichen Gewichtung der Kriegserlebnisse auf den verschiedenen Schauplätzen in Ost und West.

Die Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 und die anschließende Schlacht um die Normandie leiteten eine neue Form von Krieg ein, der auf deutscher Seite im 6. Kriegsjahr große Hilflosigkeit ausgelöst hat. Der Befragte Dietrich bezeichnete das ungleiche Verhältnis zwischen Deutschen und Alliierten als Kampf von „Bomben gegen Menschen“, während im Osten noch „Mann gegen Mann“ gekämpft wurde. Auch wenn es hier erst gegen Ende der Schlacht um Frankreich zu einer Kesselbildung kam (in Falaise), die mit Stalingrad in keiner Form zu vergleichen ist, stellt doch dieser von Seiten der Alliierten hochtechnisierte Kampf für die Deutschen ebenfalls eine Ausnahmesituation dar, die für sie kaum Aktionsmöglichkeiten zuließ. In einer Fernsehdokumentation über den 6. Juni 1944 und die Schlacht um die Normandie heißt es im Hinblick auf den Erfolg der Alliierten, besonders der Amerikaner jedoch: „Bis heute hält sich auch der Mythos des gut trainierten und perfekt ausgerüsteten alliierten Soldaten. In Wirklichkeit waren vor allem die Ameri-

---

<sup>4971</sup> Der Vorfall ereignete sich am 17.12.1944, dem zweiten Tag der Ardennenoffensive, als die Panzertruppe Peiper, bestehend aus Soldaten der Waffen-SS-Division LAH einen amerikanischen LKW-Konvoi entdeckte, beschoss und die Amerikaner überwältigte. Die Angriffsspitze der Kampfgruppe Peiper kümmerte sich nicht um die US-Soldaten und setzte ihren Angriff fort. Angehörige der nachfolgenden SS-Einheiten stellten die etwa 100 Gefangenen auf einer Wiese auf. Die SS-Männer eröffneten mit MPs und den Bordwaffen ihrer Fahrzeuge das Feuer auf die Gefangenen – darunter auch Verwundete. Einzelne SS-Männer töteten anschließend die Überlebenden durch Schüsse aus nächster Nähe. Dies gilt als Beleg dafür, dass es sich um ein Verbrechen und nicht um ein normales Gefecht gehandelt hatte. Dazu auch Zentner: Lexikon - Zweiter Weltkrieg, S. 345.

kaner zum Teil noch unzureichend ausgebildet und ihre Landung glückte nur deshalb, weil sie materiell überlegen waren.“<sup>4972</sup>

Abgesehen von den Besonderheiten in der Kampfweise und im Umgang mit Kriegsgefangenen, die hier beispielhaft skizziert wurden, stand der Kampf im Westen ab dem 6. Juni 1944 jedoch dem im Osten in Bezug auf die Härte in nichts nach.<sup>4973</sup>

Den deutschen Wehrmachtstruppen im Westen gelang es ab dem 6. Juni 1944, den alliierten Gegner nahezu zwei Monate aufzuhalten, „seine Zeitplanungen zu durchkreuzen und ihm große Verluste zuzufügen“,<sup>4974</sup> obwohl die in Nordfrankreich eingesetzten Wehrmachtssoldaten nach

„Ausbildung, Ausrüstung, Altersstufe und Kampferfahrung weit hinter den deutschen Verbänden im Osten und Südosten zurückstand[en] und dem Angreifer gegenüber nach Zahl und Gefechtskraft erst recht nicht als vollwertig gelten konnte[n], weder im Küstenvorfeld durch ausreichende Seestreitkräfte, noch in der Luft durch Fliegerverbände gesichert, durch Betriebsstoff- und Munitionsmangel gehemmt, in den Marschbewegungen durch Bahn- und Brückenzerstörung nur noch auf Straßen bei Nacht angewiesen.“<sup>4975</sup>

Immerhin hatte die deutsche Seite bis Ende August 1944 250.000 Soldaten verloren, die entweder gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten waren. Dass die Invasion aber nicht den sofortigen Niedergang des Reiches einleitete, ist unbestritten. Nach der Landung der Westalliierten, Mitte 1944, zeichnete sich aber nun auch im Westen der Prozess ab, der im Osten bereits eingesetzt hatte: der Verlust der besetzten Gebiete und die drohende Niederlage des Deutschen Reiches. Es ist auch davon auszugehen, dass die Invasion den Zusammenbruch des Reiches beschleunigt hat, da die Verstärkung der Truppen im Westen nur auf Kosten der Ostfront möglich war, und ein Zweifrontenkrieg ohnehin die Kapazitäten der schon angeschlagenen Wehrmacht überschritt. Der 6.6.1944 legte den entscheidenden Grundstein zur Befreiung Europas von der NS-Herrschaft und hat dazu beigetragen, dass dem Reich und den am Krieg beteiligten Ländern ein noch länger anhaltender Krieg mit vielen weiteren Opfern erspart geblieben ist.

Die Bevölkerung der Normandie zahlte während der vierjährigen Besatzungszeit, die für sie viele Nachteile und Einschränkungen mit sich brachte, aber besonders am 6. Juni 1944 selbst und in der sich anschließenden Schlacht um die Normandie, einen hohen Preis. Viele Dörfer und Städte in dieser Region wurden völlig zerstört, Straßen, Brücken und das Schienennetz zertrümmert. Mehrere tausend Franzosen kamen ums Leben, andere flohen, wie bereits 1940, aus dem Kampfgebiet. Dennoch hat das überwiegend als gut und reibungslos zu bezeichnende Verhältnis zwischen deutschen Be-

<sup>4972</sup> ZDF-Dokumentation: Der längste Tag, gesendet am: 11.5.2004, 20.15 – 21.00 Uhr.

<sup>4973</sup> Vgl. Schröder: Erfahrungen, S. 314.

<sup>4974</sup> Ose: Entscheidung, S. 270.

<sup>4975</sup> Hubatsch: Zur Invasion 1944, S. 224, zit. n. Ose, ebd.

satzungstruppen und Franzosen anscheinend dazu beigetragen, dass nach dem Krieg ein Aussöhnungsprozess zwischen beiden Ländern stattfinden konnte und ehemalige Wehrmachtsangehörige nach und nach wieder in der Normandie willkommen waren. Für manchen Interviewpartner ist durch die Besatzungszeit und die Ereignisse des D-Days eine enge Bindung zu Land und Leuten in der Normandie entstanden, und häufige Reisen dorthin dienen der Verarbeitung des Erlebten. Sie ermöglichen auch ein Wiedersehen mit ehemaligen Kameraden und Gegnern (u. a. Golder, Gockel, Severloh, Heinze). Andere gedenken im Stillen des 6. Juni 1944 und nahmen das Interview zum Anlass, wieder einmal über den Krieg (im Westen) sprechen zu können (Paulsen, Neß und Schramm). Allen, auch solchen, die den Kriegsschauplatz nie wieder gesehen haben, ist gemeinsam, dass die Ereignisse sie bis an ihr Lebensende nicht losgelassen haben und sie sich, besonders seitdem sie Rentner waren, wieder mit den Kriegserlebnissen beschäftigten. Der Krieg hinterließ bei den meisten Befragten tiefe Spuren, wurde von ihnen im Nachhinein aber unterschiedlich bewertet, da manche von ihnen diese Zeit als „gestohlene Jahre“ empfanden, andere wiederum meinten, sie hätten „Glück gehabt“,<sup>4976</sup> am Leben geblieben zu sein. Einige Befragte waren auch zum Zeitpunkt des Interviews noch von der Rechtmäßigkeit des Krieges überzeugt, andere empfanden tiefes Unrecht gegenüber der Besetzung Frankreichs und anderer Länder durch deutsche Truppen.

Vom Kriegsjahr 1944 bleiben im kollektiven historischen Bewusstsein die geglückte Landung der Alliierten in der Normandie mit all' ihren Begleiterscheinung und das Attentat auf Hitler verankert, wobei letzteres nach dem Krieg von wesentlich größerer Bedeutung war als zum Zeitpunkt des Geschehens.

Diejenigen, die über Jahre oder Jahrzehnte nach Frankreich reisten, begaben sich jedoch eher „auf die Suche nach den eigenen Erinnerungen, nicht nach denen der anderen.“<sup>4977</sup> Wie die Franzosen im Krieg gelebt und überlebt haben, hat sie nur in den wenigsten Fällen interessiert. Dazu mutmaßt Drolshagen: „Vielleicht ahnten die nostalgisch gestimmten früheren Soldaten, dass sie sich mit allzu hartnäckigen Nachfragen ihren schönen Krieg kaputt machen könnten.“<sup>4978</sup> Weder der französische Zeitzeuge Henri Martin noch andere, deren Kriegserinnerungen für diese Studie herangezogen wurden, sahen deutsche Wehrmachtssoldaten zwangsläufig als Mörder oder Verbrecher an. Würde man sie jedoch mit den Erinnerungen der ehemaligen Besatzungssoldaten konfrontieren, die phasenweise das Schlagwort vom „Leben wie Gott in Frankreich“ benutzten, wären sie wohl überrascht, wahrscheinlich sogar empört.<sup>4979</sup>

<sup>4976</sup> Dazu auch Schröder: Gestohlene Jahre.

<sup>4977</sup> Drolshagen: Feind, S. 295.

<sup>4978</sup> Ebd.

<sup>4979</sup> Ebd.

Drolshagen meint dazu: „Als Kriegsgegner und Besatzungsmacht hatten die Deutschen ihnen Leid, manchmal tiefes Leid zugefügt,<sup>4980</sup> und so hätte eine direkte Konfrontation mit dem aus deutscher Sicht als relativ angenehme Zeit verlebte Besatzung im Westen wohl auf der Gegenseite wenig Verständnis hervorgerufen und einen neuen Graben zwischen den gerade wieder belebten deutsch-französischen Beziehungen aufgerissen.

In der damaligen Zeit herrschten andere Vorstellungen von Vaterlandsliebe und Patriotismus. Im Ernstfall hatte man zu seinem Land zu stehen und es selbstverständlich zu verteidigen, indem man Soldat wurde. Dieses Gefühl der heute kaum noch vorstellbaren Liebe zum Vaterland<sup>4981</sup> wurde von der NS-Führung geschickt ausgenutzt und den jungen Leuten ein Krieg aufgezwungen, dessen Ursachen und Tragweite sie nicht oder erst spät zu erkennen vermochten. Die Facetten des nationalsozialistischen Regimes und seiner Politik sind in ihrer Tragweite erst nach dem Krieg, in jahrzehntelanger Forschungsarbeit, entschlüsselt worden. Für die damaligen Menschen, die in einer ganz anderen Zeit groß geworden sind, waren sie größtenteils nicht zu erkennen und zu durchschauen. Die persönliche Unreife der meisten jungen Menschen, die unkritische Schulausbildung, die auf Befehl und unbedingten Gehorsam angelegte Soldatenausbildung mit oft willkürlich agierenden Ausbildern, die einseitige Informations- und Propagandapolitik der NS-Regierung, die Abenteuersehnsucht, etwas zu erleben,<sup>4982</sup> andere Gegenden und Länder zu sehen, diese womöglich noch mit zu besiegen, bevor es zu spät war, weil man nicht dabei gewesen ist, die Art und Weise der NS-Propaganda, die deutschen „Aggressionskriege ... mit Verteidigungslügen [zu] kaschieren],<sup>4983</sup> die in Deutschland vorhandene „latente Kriegsmentalität“<sup>4984</sup> - all dies führte dazu, dass die Ableistung des Wehrdienstes und das Soldatsein im Krieg nicht nur selbstverständlich waren, sondern Menschsein erst mit dem Soldatsein anfang. Festzustellen ist für die damalige Zeit, dass eine „positive Einstellung allem Militärischen und Soldatischen gegenüber“<sup>4985</sup> weit verbreitet war, und auch die Schule das Fundament legte und dabei half, „überzeugte Militaristen herauszubilden“, wenn beispielsweise im Geschichtsunterricht Schlachten nachgestellt wurden.<sup>4986</sup>

Der Eindruck entsteht, dass in vielen Fällen die jahrelange Teilnahme an Wettbewerben, Sport und weltanschaulicher Schulung in der Hitlerjugend-Zeit sowie der Drill während des Reichsarbeitsdienstes und der Soldatenausbildung so durchgreifend

---

<sup>4980</sup> Ebd., S. 295f.

<sup>4981</sup> Vgl. Schröder: Gestohlene Jahre, S. 410, dort auch Anm. 239.

<sup>4982</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 407.

<sup>4983</sup> Wette: In Worte gefasst, S. 340.

<sup>4984</sup> Ebd., S. 339.

<sup>4985</sup> Schröder: Held oder Mörder, S. 72f.

<sup>4986</sup> Ebd., S. 73.

waren, dass die Bereitschaft und das Pflichtgefühl, sich für das Vaterland einsetzen zu müssen, im Krieg zu einer fast grenzenlosen Opferbereitschaft des einzelnen geführt hat. Abgesehen davon, wurde von jedem Mann im wehrfähigen Alter erwartet, dass er für das Vaterland ein solches Opfer bringt. Hinzu kam, dass es kaum eine Möglichkeit gab, sich diesem System zu entziehen, obwohl beispielsweise Arno Schmid, der andere Pläne hatte und studieren wollte, dies mithilfe eines Attests versuchte, um seinen Kriegseinsatz möglichst lange hinauszuzögern. Andere wiederum meldeten sich freiwillig, weil sie anderenfalls nicht schnell genug an die Front kommen konnten, und der Krieg für Deutschland siegreich zu Ende gehen könnte, ohne dass sie dabei gewesen waren. Schröder arbeitete in seiner Studie heraus, dass der Topos: „Man wollte was erleben“ für junge Erwachsene ganz allgemein charakteristisch ist. Widersprüchlich werde „die Phase des Etwas-Erleben-Wollens jedoch dann, wenn sie sich auf eine Zeit bezieht, die sich später als Katastrophe in kaum vorstellbarem Ausmaß offenbart,<sup>4987</sup> so Schröder. In Nazi-Deutschland ist auch innerhalb der Gesellschaft eine „latente Kriegsmentalität“<sup>4988</sup> festzustellen, und bei vielen deutschen Soldaten ein „mentaler Grundzug“, „der für die - in starkem Maße militaristisch geprägte – Geschichte des deutschen Nationalstaats und damit auch für die Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges charakteristisch ist.“<sup>4989</sup> Diese Traditionen sowie auch die Kriegspropaganda der NS-Diktatur führten dazu, dass „sich die Angehörigen der deutschen Wehrmacht den Soldaten anderer Länder überlegen [fühlten].“<sup>4990</sup> Während im Deutschen Reich das ganze Leben junger Soldaten „auf Kampf eingestellt“<sup>4991</sup> war, gab es beispielsweise in Italien, Frankreich, Großbritannien und den USA „keine durchgängige Kriegsbejahung“<sup>4992</sup>. Anzumerken ist, dass eine solche im Jahre 1939 auch in Deutschland noch nicht vorhanden war, aber mit den „Erfolgen“ der Wehrmacht dann sehr schnell einsetzte. In Italien hatte es zwar bei Kriegsbeginn „eine regelrechte Euphorie“<sup>4993</sup> gegeben, nach den Erfolgen der italienischen Truppen in Äthiopien und Spanien. Diese war jedoch schon bald „ernsten sozialen Spannungen“ im Land gewichen, die sich auch aufgrund schwerer wirtschaftlicher Schwierigkeiten dort entwickelten.<sup>4994</sup> Die italienischen Soldaten werden von den Zeitzeugen dieser Arbeit jedenfalls als wenig „soldatisch“ beschrieben und galten eher

---

<sup>4987</sup> Schröder: Gestohlene Jahre, S. 407.

<sup>4988</sup> Wette: In Worte gefasst, S. 339.

<sup>4989</sup> Ebd., S. 336.

<sup>4990</sup> Ebd.

<sup>4991</sup> Zit. aus einem FpBf in: Vogel: „Aber man muss halt gehen, und wenn es in den Tod ist“, S. 37 – 57.

<sup>4992</sup> Ebd., S. 336f.; della Volpe: „Werden wir es jemals schaffen, nach Italien heimzukehren?“, S. 113 – 134.

<sup>4993</sup> della Volpe, ebd., S. 131.

<sup>4994</sup> Ebd.

als „Zivilisten in Uniform“<sup>4995</sup>. Ein Engagement dieses Verbündeten für die „deutsche Sache“ ist nicht erkennbar, so die einstimmige Auskunft, die auch in den für diese Studie eingesehenen deutschen Feldpostbriefen erkennbar ist. Ähnliches stellten deutsche Soldaten bei den Franzosen und Amerikanern fest. Allenfalls britische Truppen wurden von Wehrmachtsangehörigen als tapfer kämpfende Soldaten geachtet. Alle kämpften jedoch „notgedrungen“<sup>4996</sup> gegen die Deutschen und betrachteten diese Aufgabe als einen unausweichlichen „Job“,<sup>4997</sup> um die Völker Europas von dem von Deutschland aufgedrängten völkerrechtswidrigen Aggressionskrieg zu befreien.<sup>4998</sup>

„Das Dritte Reich stellte erhöhte Anforderungen an Loyalität und Opferbereitschaft seiner Bürger,“<sup>4999</sup> missbrauchte jedoch diese Loyalität für die Zielsetzungen seines Angriffs- und Vernichtungskrieges. Was dem einzelnen da zugemutet und aufgebürdet wurde, wurde den Befragten zum größten Teil erst lange nach dem Krieg klar, je mehr Informationen sie gewonnen hatten. Vor allem aber erfolgte eine Auseinandersetzung mit ihrer Rolle im Krieg häufig erst, als sie Rentner waren, also in den 80er Jahren. Dies findet seine Parallele in der jetzt zunehmenden TV-Aufklärung: beides zusammen – Zeit und Sendungen, die informierten und neueste Informationen einem breiten Publikum zugänglich machten, während davor oftmals nur die Literatur der 1950er Jahre, in der der Krieg verklärt wurde, eine Plattform fanden – trug zur zunehmenden Aufarbeitung bei.

Es ist in den Gesprächen mit einem Großteil der für diese Arbeit Befragten nicht von der Hand zu weisen, „dass sie sich im Rahmen ihrer objektiven und subjektiven Möglichkeiten um Anständigkeit bemüht haben [und] dass sie als junge Männer vieles, was von ihrer Regierung getan wurde, nicht wussten und nicht wissen konnten ...“<sup>5000</sup> Für nachgeborene Generationen, auch für Historiker/innen, ist es daher schwierig, wie in der Einleitung dieser Studie von Hans-Adolf Jacobsen kritisch angemerkt, über das von den Zeitzeugen Erlebte bzw. Erinnernte zu urteilen.<sup>5001</sup> Die Historikerin Ebba Drolshagen vermisste in ihren Gesprächen, dass nur ein einziger ihrer deutschen Zeitzeugen sich so geäußert hätte, wie der 1926 geborene Erhard Eppler, der 1998 in einer Podiumsdiskussion bekannte: „Ich schäme mich, bis ich tot bin, dafür, dass ich da mit

<sup>4995</sup> Wette: In Worte gefasst, S. 339.

<sup>4996</sup> Ebd., S. 338.

<sup>4997</sup> Ebd.

<sup>4998</sup> Ebd., S. 339.

<sup>4999</sup> Boyens: Kirchenkampf, S. 678.

<sup>5000</sup> Drolshagen: Feind, S. 296.

<sup>5001</sup> Die Schwierigkeit einer einigermaßen nachsichtigen Beurteilung ergibt sich insbesondere für die Zeit des Nationalsozialismus – vorsichtig von Jan Philipp Reemtsma ausgedrückt – unter anderem aus dem Umstand, „dass eine Generation von Normen und Werten geprägt worden ist, die die nächste nicht mehr teilt.“ Reemtsma: „Wie hätte ich mich verhalten?“, S. 16.

gelaufen bin, mitgemacht habe.“<sup>5002</sup> Die Ehefrau eines der für diese Arbeit Befragten, die bei dem gesamten Interview anwesend war und hin und wieder selbst ihre Erinnerungen bemühte, meinte während des Gesprächs sinngemäß: „Was da [im Krieg] passiert ist, das ist unverzeihlich, unverzeihlich ist das. Das können wir auch nie wieder gutmachen.“

Bei der Frage nach dem persönlichen Unrechtsbewusstsein fällt Herr Lützen ein klares Urteil: „Wenn ich Vaterland höre, auf der einen Seite... die Deutschen müssen sich eigentlich schämen, dass sie Deutsche sind. Krieg ist das Schlimmste, was es gibt!“ Nach dieser moralischen Bewertung des Unrechtes, das von deutschem Boden ausgegangen ist, fügte der Informant die eigene Situation und die der deutschen Wehrmachtsangehörigen allgemein hinzu und sagt: „Wir mussten ja [in den Krieg].“ Herr Lützen war der einzige Befragte dieser Arbeit, der der Ansicht war, dass sich die Deutschen für das von ihrem Land ausgegangene Unrecht schämen müssten.

Die meisten Befragten waren zu sehr mit ihrer Erinnerung an ihre eigene Kriegsteilnahme und den „gestohlenen Jahren“ beschäftigt, mit ihrer eigenen „Opferrolle“, als dass sie sich mit den Leiden, Einschränkungen, Entbehrungen oder dem Unrecht der Menschen auseinander setzten, die in deutschbesetzten Ländern einem ungewissen Schicksal entgegen gingen. Der eine oder andere berichtete zwar von persönlichen „Verfehlungen“ im Krieg, wie Schweitzer oder Schröter, der sich als „Schwein“ titulierte, weil er angesichts des Schicksals einer Russin herzlos und roh vorgegangen war.<sup>5003</sup> Und Esser, der in seinen Briefen furchtbarste Vorkommnisse schilderte, räumte ein, dass deren Inhalt im Nachhinein eines Gespräches bedürfe. Angesichts dessen, was er sonst im Interview äußerte, ist nicht davon auszugehen, dass ihm die Vorgehensweise seiner Waffen-SS-Division aus späterer Sicht Leid tat. Bestimmte Fragen beantwortete er im Gespräch einfach nicht oder fing von ganz anderen Begebenheiten an. Drolshagen erklärte in diesem Zusammenhang im Hinblick auf Zeitzeugen, denen „das Maß ihrer eigenen Verstrickung und ihrem geradezu vorsätzlich anmutenden Mangel an Reflexion“ nicht bewusst sei:

„Neben ihrer subjektiven gibt es eine objektive Wahrheit, neben ihrem lebensgeschichtlichen Erzählten gibt es eine historisch geklärte Schuldfrage. Sie haben die Deutungshoheit über ihre innere Geschichte. Die Deutungshoheit über die Ergebnisse der Forschung haben sie nicht.“<sup>5004</sup>

Es ist jedoch auch unbestritten, dass wir Historikerinnen und Historiker, die wir uns mit subjektiven Erinnerungen auseinandersetzen, eben auch mit dieser subjektiven Sichtweise zurechtkommen und darin die Herausforderung sehen müssen. Für uns längst wissenschaftlich erledigte, in den Bereich der Legenden gehörenden, wissenschaftlich

<sup>5002</sup> Zit. in ebd. sowie in Dowe (Hg.): „Mein Vater war doch kein Verbrecher“, S. 48.

<sup>5003</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 74f.

<sup>5004</sup> Drolshagen: Feind, S. 297.

nicht beweisbaren Parolen oder Thesen, werden von den Interviewpartnern, aus welchen Gründen auch immer, nicht in gleicher Weise rezipiert. Die meisten von ihnen blieben verhaftet in dem, was Erziehung, Nazi-Propaganda, preußischer Kommiss und eigenes Erleben sie gelehrt hatten. Und selbstverständlich ist es einfacher, hauptsächlich über die angenehmeren Seiten, die die Kriegszeit zeitweise eben auch bot, zu sprechen, als über Verbrechen der Wehrmacht, eventuell erlebte Misshandlungen, Erschießungen von Zivilisten oder aufgehängte Partisanen-[verdächtige] längs der Bahnstrecke von Urlauberzügen. Harald Welzer äußerte dazu in einem Zeitungsinterview: „In ihrer damaligen Wahrnehmung waren sie ja nicht an Verbrechen beteiligt, sondern sie versuchten, ‚durchzukommen‘, waren ‚kameradschaftlich‘, blieben immer ‚anständig‘ – eben nach den Normen der Zeit. Was die Angehörigen dieser Generation nie begriffen haben, ist, das sie Teil eines gegen-menschlichen Projekts waren, das es ohne ihre Teilhabe nicht gegeben hätte.“<sup>5005</sup>

Heutige Befürworter oder Verteidiger eines solchen Systems oder auch nur von Teilen dieses Systems wirken eher weltfremd. Es heißt, dass „nicht viele unter Millionen Teilnehmern des Zweiten Weltkrieges Schuld und Tragödie Deutschlands tief erlebt und gleichzeitig so verstanden haben, dass sie die politische und ideologische Selbstrechtfertigung ‚guter Soldat – ja, Nazi – nein!‘ aufzugeben bereit waren.“<sup>5006</sup> Zu bedenken ist bei dieser Formulierung, dass sicherlich eine ganze Reihe an Soldaten der Wehrmacht keine „Nazis“ waren, aber eben auch die Bezeichnung „guter Soldat“ in Anbetracht von Kriegsverbrechen und bedenklicher Verhaltensweisen, vor allem im Osten, aus heutiger Sicht wohl auch keinen „guten Soldaten“ beschreiben.

In Anbetracht der beiderseitigen Verluste, aber auch der abzusehenden Aussichtslosigkeit eines deutschen Sieges stellen sich heutige Generationen wohl zu Recht die Frage nach dem Sinn des lang anhaltenden und erbitterten Widerstandes der Wehrmachtstruppen im Westen wie im Osten, der weiteres, unnützes Blutvergießen auf der Seite aller Beteiligten bedeutete: „Ein Friede muss dem Unterlegenen vorteilhafter erscheinen als die Fortführung des Krieges,“ so definiert Clausewitz die Voraussetzung für einen gelungenen Übergang vom gewonnenen Krieg zum noch zu gewinnenden Frieden.<sup>5007</sup> Nur sah es für die Deutschen nicht nach einem Kriegsgewinn aus, so dass sie wohl nach dem damals kursierenden Sinnspruch agierten: „Kinder – genießt den Krieg, der Frieden wird fürchterlich!“ Demokratie erwies sich dann später, „im Vergleich zum Krieg, wie er sich 1945 den meisten Deutschen zeigte, eine wenn auch ungeliebte Option, Bolschewisierung war vielen undenkbar.“<sup>5008</sup>

<sup>5005</sup> Welzer: Die ewigen Rechthaber, Gutmenschen und Moralisten, in: taz, 5.9.2006.

<sup>5006</sup> Zit. n. Anatolij Frenklin, in: Schröter: Held oder Mörder, S. 7.

<sup>5007</sup> Jasper: Zweierlei, S. 260.

<sup>5008</sup> Ebd.

Festzuhalten ist, dass auch mit dem 8. Mai 1945 nicht alle Kriegshandlungen endeten. Es dauerte einige Tage, bis sich die Nachricht vom Kriegsende überall verbreitet hatte. Knapp drei Monate später löschten die Amerikaner im August 1945 die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki mit Atombomben aus, um den Widerstand der Japaner zu brechen und sie zu einer Kapitulation zu zwingen. Für die letzten überlebenden deutschen Kriegsgefangenen endete der Krieg erst 1956 mit ihrer Entlassung aus der Gefangenschaft. Für viele der für diese Arbeit Befragten endete der Krieg nie. Nichts später im Leben der Zeitzeugen Geschehenes reicht wohl an die Intensität der Kriegserlebnisse heran. Der Krieg war „die große Sache, die in ihrem Leben passiert war.“<sup>5009</sup>

Nach der vorübergehenden Beseitigung des Ost-West-Feindbildes stehen Europa und seine Bündnispartner nun vor alten und neuen Aufgaben. Es geht u. a. um „die Rettung vor den Gefahren für die Menschheit – der globalen [Klima-]Katastrophe, der ökologischen Gefahr, der Gefahr für die Gesundheit des Menschen ...“<sup>5010</sup> Die Welt steht vor neuen Herausforderungen. Deutsche und Russen sind heute wieder Handelspartner, aber die derzeitige politische Situation in Russland und der Ukraine könnte aus westlicher Sicht unter dem Motto: Mehr Demokratie wagen“ stehen, wie es der damalige Bundeskanzler Willy Brandt einmal im Hinblick auf seine bevorstehende zweite Amtszeit für Deutschland formulierte.

„Der Weg zum gesamteuropäischen Haus führt über gemeinsames Handeln, über die gemeinsame friedliche politische Lösung der aktuellen Fragen“, zitiert der ehemalige Soldat Schröter die Prawda.<sup>5011</sup> Er stellt zwar „die fundamentalen Unterschiede zwischen beiden politischen Systemen“ fest, aber auch, dass diese heutzutage „keine trennende Barriere mehr sein [können]“ und glaubt: „Da im Atomzeitalter die Menschheit vor der Frage des Überlebens steht, können die dringendsten anstehenden Probleme nur im gemeinsamen Bemühen auf friedlichem Wege mit politischen Mitteln gelöst werden.“<sup>5012</sup> Schröter sieht eine Gemeinsamkeit des historischen Schicksals Gesamteuropas: „Ein einmaliges geistiges Potential, ein Kapital an politischer Kultur, an zivilisatorischen und humanistischen Werten muss einhergehen mit der geistigen und moralischen Absage an neue Kriege.“<sup>5013</sup> Eine Abgrenzung von der Weltgemeinschaft, wie es beispielsweise Nazi-Deutschland seit 1933 betrieb, beschwor nur die Gefahr eines weiteren Krieges herauf. Nach seiner Reise Ende der 1980er Jahre zu den ehemaligen Kriegsschauplätzen in der Sowjetunion empfahl Schröter: „... leisere Antworten und eine behutsame Geduld im Verfolgen der politischen, wirtschaftlichen

<sup>5009</sup> Drolshagen: Der freundliche Feind, S. 286f.

<sup>5010</sup> Schröter: Held oder Mörder, S. 7f.

<sup>5011</sup> Zit. n. Prawda, 14.6.1989, in: ebd., S. 9.

<sup>5012</sup> Schröter, ebd.

<sup>5013</sup> Ebd.

und vor allem kulturellen Prozesse, die in Europa und global im Gange sind.“ Dabei könne man als Deutscher die Identität bewahren, indem wir Einsatz leisten „für die Menschen, Gruppen und Völker, die in ihrer Existenz und Identität mitsamt ihrer Kultur bedroht sind.“<sup>5014</sup> Der russische Professor, Anatolij Frenkin, betont: „Herausragend ist heute die innere Bereitschaft und das Bestreben beider Seiten, Feindbilder abzubauen, die auf veralteten, simplifizierenden und deshalb verzerrenden Vorstellungen beruhen.“<sup>5015</sup> Leider haben sich die Fronten zwischen der EU und Russland inzwischen, aufgrund der russischen Macht-, Aggressions- und Expansionspolitik wieder derart verhärtet, dass es wohl anderer, modernerer und demokratischer denkender russischer Politiker von der Prägung eines Michail Gorbatschow bedürfte, um hier erneut eine dauerhafte Annäherung zwischen Ost und West zu erzielen.

Die Deutschen mussten sich auf die Suche nach einer neuen Identität begeben und ihre Rolle in der Welt neu definieren. Die NS-Vergangenheit wirkt immer noch nach. „Was war, lässt sich nicht einfach abschütteln ... es ist uns nah, es beeinflusst uns, wir sind zur Auseinandersetzung damit aufgefordert.“<sup>5016</sup> Immerhin, so ein ehemaliger Kriegsteilnehmer,

„[hat] die Bundesrepublik mit dem Grundgesetz die historische Chance des Neubeginns genutzt. Sie hat die Grundrechte an den Anfang gestellt und zu Abwehrrechten gegenüber dem Staat zum Schutz des einzelnen ausgestaltet. Dies war die Reaktion auf den totalen Machtanspruch des Staates gegenüber dem einzelnen in der Nazizeit. ... Für sie [unsere Generation] hat das Grundgesetz seinen hohen Rang aus dem Gegensatz zu der erlebten Rechtlosigkeit im Dritten Reich.“<sup>5017</sup>

---

<sup>5014</sup> Ebd., S. 109.

<sup>5015</sup> Anatolij Frenkin (Professor der russischen Akademie der Wissenschaften und ehemaliger Berater Gorbatschows), zit. in: Martin Schröder: Held oder Mörder (Vorwort, S. 9f.).

<sup>5016</sup> „Restloser Einsatz“, S. 7 (Geleitwort des Schulleiters Roland Häcker).

<sup>5017</sup> Ebd., S. 165 (Nachwort von Heinz Karst).

Kurzbiographien der Interviewpartner

ARP, HELMUT, geb. Ende 1914 als Sohn eines Lothringer Lehrers, vier Geschwister, der Vater war im Ersten Weltkrieg Soldat, die Mutter brachte Helmut im Reichsgebiet nahe der Mosel bei Ihren Eltern zur Welt, nach der Heimkehr des Vaters wohnte die Familie kurze Zeit in Lothringen, wurde aber 1918 aus dem nun französischen Lothringen ausgewiesen. Umzug nach Koblenz. Vater erhielt Lehreranstellung in Zell. Abitur, Mitglied der Bündigen Jugend, Lehramtsstudium, Ende 1940 zur Wehrmacht eingezogen, Februar/März 1941 Ausbildung zum Sanitäter, seit Sommer 1941 in Frankreich in einem Feldhalblazarett als Sanitäter eingesetzt. Erlebte am 6.6.1944 die Landung der Alliierten in der Normandie als Sanitäter in einem zum Lazarett umfunktionierten Stollen, geriet dort am Abend des D-Day in englische Gefangenschaft. Der älteste Bruder fiel noch im April 1945. Studierte in England weiter Pädagogik und legte eine Prüfung ab. Heimkehr nach drei Jahren, im Juni 1947. Im Juli/August 1947 Bestehen des Ersten Lehreraustauschexamens. Danach Studium am Pädagogium. Von 1951 – 55 Grundschullehrer in Bingen. Legte 1953 in Mainz die Prüfung zum Realschullehrer ab. Arbeitete als Realschullehrer und später als Realschuldirektor in Bingen. nach der Pensionierung ehrenamtlich im von ihm gegründeten Ökumenischen Seniorenbeirat der Stadt tätig, Stadtführer in Bingen. Verheiratet.

BECKER, FRITZ, geb. 1920, Ausbildung zum Werkzeugmacher 1936 – 1939, parallel dazu Fernstudium zum Erwerb der Hochschulreife, Abitur 1939, 1939 - 40 Studium an der Ingenieurschule in Weimar, Einberufung zur Wehrmacht während des Studiums, als Rekrut im Sommer 1940 für mehrere Monate auf dem Truppenübungsplatz im frz. Angoulêmes (bei Bordeaux) stationiert, danach Verlegung der Division an die dt.-sowj. Grenze Anfang Juni 1941, mehrere Wochen auf dem Truppenübungsplatz Deba stationiert, Einsatz beim Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941, Vormarsch in die Ukraine bis Rostov in einer Aufklärungsabteilung der 24. Pz.Div., Einsatz am Dnjepr, vor Kiew. Während der Sommeroffensive 1942 Vormarsch an den Don in Richtung Stalingrad, dort Teilung der Offensive: Umleitung der 24. Pz. Div. nach Süden, in den Kaukasus, im Juli/August 1942, Einsatz Beckers innerhalb einer Vorausabteilung der 24. Pz.Div. bei den Kämpfen um Krasnodar, erlebte an der Ostfront insgesamt 16 Monate Vormarsch, keine Rückzüge. Zweimalige Verwundung im Sept. 1942, Rücktransport nach Deutschland im Herbst 1942. Nach Genesung Offiziersausbildung an der Waffenschule in Potsdam-Kramnitz von Okt. 1942 – Jan. 1943, danach Ordonnanzoffizier in der 24. Pz. Div., 1943 Verlegung der Division nach Caen, in die Normandie, dort Übungen zur Abwehr einer möglichen alliierten Invasion im April/Mai 1943, anschließend Verlegung nach Condé-sur-Noireau, dort vier Monate Ausbildungs- und Übungsphase, 1944 im Einsatz mit Panzern vom Typ „Jagdpanther“ in der Nähe von Colmar, Gefangennahme in den Hochvogesen Ende Dezember 1944, zunächst in Besançon inhaftiert, dann Transport in das Gefangenenlager Fort de la Motte Giron bei Dijon. Offiziell galt Becker als „vermisst“. Beim Fluchtversuch mit zwei weiteren Offizieren aus dem Fort schoss ihm ein Wachposten ins Bein, Becker erlitt einen Schussbruch, es folgte ein monatelanger Lazarettaufenthalt in Dijon und mehr als ein Jahr im Gefangenenlager in Auxonne, mehrere Monate in französischer Kriegsgefangenschaft, nach der Entlassung 1946 Ankunft in Bad Kreuznach, Becker behielt ein steifes Bein zurück. Nach dem Krieg zunächst Hilfslehrer für Geschichte, Mathematik, und Deutsch in einer Schulklasse, später Maschinenbaustudium, Tätigkeit als Oberingenieur und Konstrukteur sowie Prokurist in einem Unternehmen für Papiermaschinenbau in Heidenheim bis zur Pensionierung. Drei Kinder. Passionierter Maler (Aquarelle

und Radierungen), nahm Kurse *Atelier du Midi*, mehrere Ausstellungen seiner Werke aus aller Welt in seinem hessischen Heimatort.

BÖTCHER, SIEGFRIED, geb. 1911 in Ulm, einziges Kind, sein Vater wurde 1914 zum Sanitätsdienst im Ersten Weltkrieg eingezogen und kehrte 1918 nach Hause zurück; strenge, religiöse Erziehung, Vater wird Leiter eines Jugendheims, sein Sohn soll Theologie studieren. Siegfried Bötcher ist Mitglied im CVJM und im „Wingolf“, einer religiös orientierten Studentenvereinigung, Abitur 1930, Beginn eines Medizinstudiums in Tübingen, „Wingolf“ wird gleichgeschaltet und von der Studenten-SA übernommen, wegen Schwierigkeiten mit einem Sturmbannführer befolgt Bötcher den Rat eines Vorgesetzten und studiert im Ausland, Wechsel an die Universität Bologna, Erwerb der italienischen Sprache, Übersetzungen von italienischen Fachartikeln ins Deutsche, nach zwei Semestern Rückkehr nach Deutschland, ab 1935 Fortsetzung des Studiums in Berlin, Königsberg und München. Staatsexamen 1936, Assistent in einem Krankenhaus in Stuttgart, Fachausbildung zum Internisten, 1938 Heirat, im September 1939 Gestellungsbefehl, zunächst Tätigkeit als Internist in einem Militärlazarett in Baden-Baden, im Spätsommer 1940 Einsatz im besetzten Teil Frankreichs in einer Sanitätsabteilung der 305. I. D., im August 1941 wird die Kompanie verladen und an die Ostfront transportiert, Einsatz in der Ukraine, 1942 wird Bötcher mit seiner Division im Stalingrader Kessel eingeschlossen, nach Aufgabe des Nordkessels am 2.2.1943 geriet er in sowjetische Gefangenschaft, im Mai 1949 Transport in ein anderes Lager im Südwesten der Ukraine, Transport auf Lastwagen nach Sewastopol auf der Krim, seit Ende Juni 1949 Einsatz beim Bau von Unterkünften, Entlassung Ende 1949, nach Weihnachten Ankunft im Durchgangslager Friedland, kurz vor Neujahr 1949/50 Rückkehr zu Frau und Tochter (geb. 1941), die bei den Schwiegereltern in Aachen leben. Im Januar 1951 Eröffnung einer internistischen Praxis in Aachen, die er mehr als 30 Jahre betreibt. Nach Verkauf der Praxis Umzug nach Süddeutschland. Bötchers Erlebnisse in Stalingrad aus der Sicht eines Arztes wurden in einer Zeitschrift in zwei Aufsätzen veröffentlicht.

BUHR, HUGO, geb. 1908 in Mittelamerika als Sohn eines Konsuls, nach dem Ersten Weltkrieg Umzug nach Hamburg, HSV-Mitglied, Jurastudium an der Universität Hamburg, fiel 1932 durch das Referendariat, 1936 Umzug nach Berlin, dort Wirtschaftspolitikstudium, in der Petroleumindustrie beschäftigt, Heirat 1940, Freiwilligenmeldung zur Wehrmacht, Ausbildung bei der Artillerie, Einsatz am 22.6.1941 als Geschützführer im Ostfeldzug innerhalb der 10. Division, 1941 Unteroffizier in Lemberg, Wachtmeister und Offiziersanwärter für ca. fünf Monate in Eberswalde, bildete dort selbst bereits Offiziersanwärter aus, Beförderung zum Leutnant, fünfmal durch Granatsplitter verwundet, mehrfach Genesungsurlaub, wurde Oberleutnant, später, nach „Ausbildung“ zum politischen Offizier auf der Ordensburg in Quedlinburg 1944 wurde Buhr NSFO im Stab der zur 6. Armee gehörenden 10. Division. Nach Zerschlagung von Buhrs Division bei Stalino, Verlegung nach Italien, Einsatz am Monte Cassino 1944, nach erneuter Verlegung an die Ostfront Rückzug vom Asowschen Meer über Odessa und Rumänien nach Ungarn, Gefangennahme durch sowjetische Truppen 1944, Todesurteil 1948, 1949 aufgehoben, statt dessen Umwandlung der Strafe in zweimal 25 Jahre Haft, nach neun Jahren Gefangenschaft Entlassung im Oktober 1953, Umzug nach Norddeutschland 1965, 1965 – 75 Geschäftsführer und Prokurist in einer Brauerei, zwei Söhne.

DIETRICH, KARL (1920 – 2003), geb. in Niedersachsen, Erwerb aller Führerscheine 1938, Einberufung zur Wehrmacht, Ausbildung in Salzwedel, Teilnahme

am Frankreichfeldzug 1940 als Angehöriger einer Werkstattkompanie, mehrere Monate Stationierung im französischen Picquigny (bei Amiens) als Mechaniker in der Waffenmeisterei. Verlegung an die Ostfront, Angriff auf die Sowjetunion im Juni 1941 innerhalb der 295. I. D., später Einsatz seiner Division innerhalb der HGr Süd beim Vorstoß auf Kiew-Uman, dann auf Stalingrad, floh mit einem Kameraden von der kämpfenden Truppe zum rückwärtig gelegenen Tross der Division, um weiteren Einsätzen zu entgehen, entkam so der Einkesselung der 295. I. D. Bei Einschließung Stalingrads unmittelbar außerhalb des Kessels bei Tatsiskaja. Verlegung der Division nach Norwegen ab März 1943. Gefangennahme 1945 (?), etwa sechs Monate in amerikanischer, später in englischer Kriegsgefangenschaft. Danach zunächst Tätigkeit als Büromaschinenmechaniker, seit 1946 mehr als 50 Jahre lang Taxiunternehmer bis 1998 (?). Zum Interviewzeitpunkt verwitwet (seit 1984), ein Sohn.

DOSE, GERHARD FRIEDRICH (1924 – 2008), geb. in Hamburg, nach dem Tod seines Vaters Umzug nach Kiel, zwei Jahre später nach Genthin, Dezember 1932 Umzug von Genthin nach Mölln. Feuerwehr-HJ. Freiwilligenmeldung zur Wehrmacht, Stationen seines Soldatenlebens waren: Lübeck – Schleswig – von dort aus über Gent nach Marc und Calais, dann einige Monate Einsatz in Arques bei Saint-au-Mer, später in Watten und im südfranzösischen Berletan, Flugzeugführerschule in Luxueil-les-Bains, Verlegung nach Trier-Euren zum Ersatz-Bataillon wegen nicht ausheilender Erfrierungen an den Füßen. Ab Frühjahr 1943 Einsatz in Südfrankreich, Anfang Mai 1944 nach Deutschland zum Fliegerersatzbataillon, Verlegung in die Nähe von Breslau, Zwangseingliederung in die Waffen-SS. Nach der Landung der Alliierten in der Normandie Einsatz in Frankreich ab 18. Juli 1944 innerhalb der Waffen-SS-Truppen, Gefangennahme in Belgien auf dem Rückzug im Herbst 1944, Gefangenschaft in Reims, später in Paris, die letzten vier Monate in Nürnberg, 1946 - nach zweieinhalb Jahren - aus der Gefangenschaft entlassen. Nach dem Krieg Ingenieursstudium, Tätigkeit als Ingenieur in mehreren größeren deutschen Unternehmen bis zu seiner Pensionierung, verheiratet, zwei Söhne.

EISNER, MAX: geb. 1918, nach der Schule von April bis August 1939 RAD, anschließend Rekrutenausbildung bis Ende 1939, Einsatz in Frankreich, Belgien, Luxemburg und auf dem Balkan, 1941 als Soldat beim Angriff auf die SU, 1942 beim Angriff auf Stalingrad eingesetzt, geriet mit seiner Division in die Einkesselung, nach Ende des Kessels ab Februar 1943 in sowjetische Gefangenschaft. Eisner galt fast drei Jahre lang als vermisst und war ohne Kontakt zu seinen Eltern und zu seiner Verlobten. Diese heiratete am 24.12.1945 einen Heimkehrer, weil sie nicht mehr an Eisners Rückkehr glaubte und vermisste Stalingrader in der Regel für tot gehalten wurden. Er überstand in der Gefangenschaft Fleckfieber, Typhus, doppelseitige Lungenentzündung, Tbc und Cholera. Erste Nachricht und damit Lebenszeichen an seine Eltern als „poste de la guerre“ (Kriegsgefangenenpost) erreichte diese am 24.12.1945. Heimkehr 1948 nach insgesamt neun Jahren und einem Monat Krieg und Gefangenschaft, Heirat, eine Tochter. Malariaanfalle bis 1968, litt ein Leben lang unter Malaria Tropica; Beruf: kaufmännischer Angestellter; Mitglied im „Bund der Stalingrader“, „Verband der Heimkehrer“, und „Verband der ehemaligen Heimkehrer und Vermisstenangehörigen“, Vorträge als engagierter Zeitzeuge, u. a. an Universitäten.

ESSER, FRIEDRICH: geb. 1925 als Sohn eines Lehrers, der im Ersten Weltkrieg vier Jahre Soldat war, eine Schwester. Esser wurde 1935, mit zehn Jahren,

NaPoLa-Schüler, meldete sich als NaPoLa-Absolvent freiwillig zur Waffen-SS, u. a. um ein Jahr Schule zu sparen; im Juli 1942 in Berlin als SS-Schütze in die „Leibstandarte SS Adolf Hitler“ eingegliedert, Verlegung des Schützenbataillons in die Normandie im Oktober 1942. Im Januar 1943 Verlegung nach Magdeburg, im Februar Verladung der Division nach Charkow/Ukraine. Februar bis März 1943 Teilnahme an den Kämpfen um Charkow innerhalb der SS-Panzer-Division „Leibstandarte SS Adolf Hitler“. Diverse Auszeichnungen (EK II, Panzerkampfabzeichen in Silber). Im Frühjahr 1943 Verlegung der Einheit nach Frankreich (Truppenübungsplatz Mailly-le-Camp). Im Sommer 1943 Teilnahme an einem Lehrgang in Lothringen. Im Oktober 1943 abkommandiert zur 2. SS-Panzer-Division „Das Reich“ nach Kirowograd/ Ukraine. Im selben Monat Einweisung ins Kriegslazarett Kirowograd wegen Gelbsucht. Ende Oktober zum SS-Panzer-Ausbildungs- und Ersatzregiment in die Nähe von Prag verlegt, Ende 1943 zur Ersatzeinheit nach Lettland. Anfang 1944 zur 17. SS-Panzer-Division „Götz von Berlichingen“ nach Westfrankreich nahe Poitiers abkommandiert. Im Mai 1944 zur Ersatzeinheit nach Riga, im Juni 1944 zur Fahnenjunkerschule der SS in Königsbrück bei Dresden abkommandiert. Laufende Beförderungen im Juli (SS-Junker), September (SS-Standarten-Junker d. R.) und im November 1944 (SS-Standarten-Oberjunker d. R.). Ab November 1944 Ausbildung zum Truppendolmetscher in englischer Sprache in der Dolmetscherschule der Waffen-SS in Oranienburg bei Berlin. Im Januar 1945 Aufenthalt in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager auf einem Truppenübungsplatz in Ostpommern. Ende Januar/Anfang Februar 1945 als Truppendolmetscher zur 16. SS-Panzer-Grenadierdivision „Reichsführer-SS“ nach Norditalien. Februar bis Mai 1945 als Ordonnanzoffizier zu einem SS-Panzer-Grenadier-Regiment, Teilnahme an den Kämpfen in Ungarn südlich des Plattensees und in der Südsteiermark. Im Mai 1945 Gefangennahme durch englische Truppen in Österreich. In der Folge in ein Kriegsgefangenenlager nach Italien in die Nähe von Tarent transportiert, im Frühjahr 1946 in die Nähe von Rimini verlegt. Juni bis August 1946 Verbindungsoffizier im Gefangenenlager in Italien. Diverse andere Posten als Kriegsgefangener im Dienste der Engländer. Nach einem Motorradunfall im Mai 1947 und Lazarettaufenthalt Entlassung in die britische Besatzungszone nach Osnabrück im Juli 1947. Entnazifizierung, aufgrund von Beziehungen väterlicherseits Einstufung als „Mitläufer“. Absolvierte anschließend Ausbildungen in der Gastronomie und im kaufmännischen Bereich, später leitende Tätigkeiten in mehreren großen Hotels bis zur Pensionierung. Eine Tochter.

GÄRTNER, HEINZ (1916 – 2002): geb. in Hamburg als Sohn eines Steindruckers und SPD-Mitglieds, drei Schwestern, Mittlere Reife 1932. Bereits in seiner im Jahre 1931 verfassten Jahresarbeit warnte Gärtner in aller Deutlichkeit vor den Folgen einer Hitler-Diktatur, Ausbildung zum Buchdrucker, Gewerbeschule, seit 1930 Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), seit 1932 SPD- und Gewerkschaftsmitglied, seit 1933 im Vorstand der SPD-Arbeiterjugend, nach dem 5.3.1933 (Parteiverbot) illegale Parteiarbeit mit Zusammenkünften, u. a. Auslandsfahrten nach Kopenhagen, Prag und nach Belgien zu SPD-Emigranten und Kontaktleuten, Verteilung von im Ausland und in Hamburg hergestelltem illegalen Material, das er im Fahrradschlauch versteckte und nach Hamburg mitbrachte. 1935 erste Verhaftungen von Mitgliedern der illegalen SAJ, Gärtner wurde im April 1936 verhaftet und von der Gestapo abgeführt, es folgten vier Wochen Einzelhaft mit Verhören und Misshandlungen im KZ Fuhlsbüttel, Tod der herzkranken Mutter im Mai 1936 in Folge der Aufregungen, Verurteilung zu 18 Monaten Gefängnis aufgrund der Fortführung der SAJ-Gruppenarbeit, Entlassung aus dem Jugendgefängnis Hanöfersand am 28.10.1937. Fortsetzung der illegalen

Arbeit als Verbindungsmann zwischen früheren SAJ-Funktionären über den Sportverein „Helios“. Obwohl 1936 für wehrunwürdig eingestuft, wurde Gärtner 1943 zur Wehrmacht eingezogen und war Sanitäter im Bereich der HGr Nord bei Leningrad, 1946 Rückkehr aus sowjetischer Gefangenschaft, Beteiligung am Aufbau der SPD-nahen Kinder- und Jugendorganisation „Falken“. 1950 hauptamtlicher Mitarbeiter der SPD-Landesorganisation, später dort Landesgeschäftsführer bis 1981. 1986 – 2001 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten (AvS). Zeitzeuge in Schulen und Gedenkstätten zur Erinnerung an den Widerstand und die Verfolgung während der NS-Zeit, 1995 Verleihung der „Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes in Silber“ durch den Hamburger Senat, 2001 Ehrennadel der Bezirksversammlung Hamburg-Nord als Anerkennung für die geleistete Arbeit gegen das Vergessen des NS-Unrechts. Verwitwet, zwei Kinder.

GOLDER, HANS: geb. 1921 in Ulm als Sohn eines Polizeiwachtmeisters (später Regierungsobersekretär), 1926 – 1930 Volksschule, im Anschluss daran sechsjähriger Besuch der Lateinschule in Oberndorf a. N., aufgrund der Versetzung seines Vaters Wechsel auf das humanistische Gymnasium in Ulm, Erwerb der Mittleren Reife. Zweieinhalbjährige Lehre als Buchhändler, 1939 Abschluss als Buchhandelsgehilfe in Stuttgart. Angestellter in Ulm mit der Absicht, sich später als Buchhändler selbstständig zu machen. Juni 1940 RAD in der Nähe von Würzburg und Rothenburg o. T., am 17.10.1940 Freiwilligenmeldung zur Wehrmacht (Heer), Teilnahme am Angriff auf die Sowjetunion am 22.6.1941 mit einem Kradschützen-Bataillon als Entfernungsvermesser und Munitionsträger, erlitt im Winter 1941/42 schwere Erfrierungen; Vom 15.1.1942 bis 30.6.42: Lazarettaufenthalt in Polen wegen schwerer Erfrierungen an beiden Füßen bei „Gegenangriffen“. Vom 1.7.1942 – 4.1.1943 erneuter Einsatz an der Ostfront bei Orel. Auffrischung und Übungen in einer Kaserne in Pforzheim, dort Neueinkleidung. Am 17.1.1943 Verlegung in die Normandie zur 716. I. D. als Funker „zur Küstenverteidigung“. Erlebte dort am 6.6.1944 die Landung der angloamerikanischen Truppen, Auffanglinie bei Trévières, Rückzug in die Gegend von St. Lô, Mitte Juni Auffrischung der abgekämpften Division im südfranzösischen Perpignan, 3.7. - 14.9.1944 erneute Teilnahme an Kämpfen gegen amerikanische und kanadische Truppen in Südfrankreich (Küstenverteidigung Mittelmeer), Rückzug durch das Rhônetal; Golder geriet am 15.9.1944 in Südostfrankreich in amerikanische Gefangenschaft, am 19.7.1946 Heimkehr nach Pforzheim. Beamter (zuletzt Oberamtsrat) im Innenministerium Baden-Württembergs bis zur Pensionierung am 1.6.1985. Verwitwet, drei Kinder, in 2. Ehe verheiratet.

GOTTSCHALK, JOHANN: geb. 1921 in Trautenau/Sudetenland, 1940 eingezogen zur Wehrmacht, Einsatz am 22.6.1941 beim Angriff gegen die Sowjetunion innerhalb der 62. I.D./190 Görlitz (Infanterieersatzbataillon Breslau), Ferntrauung 1941, mit der 6. Armee zum Großen Donbogen, nach Verwundung kurze Zeit im Lazarett, im April 1944 Fahnenjunker-Lehrgang auf der Kriegsschule VII in Milowitz bei Prag, am 1. Juli 1944 Beförderung zum Leutnant, im August an die Nordfront abkommandiert zur 263. I.D., Regiment 4/85, 1944/45 Kurlandschlacht, Einsatz bis zum 8. Mai 1945, danach in sowjetischer Gefangenschaft bis 1949. Nach dem Krieg Ansiedlung in Mecklenburg-Vorpommern. Weiterer Lebensweg unbekannt.

GOCKEL, FRANZ (1925 – 2005): geb. in Niederense als Sohn eines Dachdeckermeisters. Hitlerjugend, Ausbildung zum Dachdecker, Gesellenprüfung 1942, Einsatz mit seinem Vater bei der Beseitigung von Bombenschäden in

Hamm, Arbeitsdienst, dann Einzug zur Wehrmacht, Ausbildung in Holland, seit Frühjahr 1943 Soldat in der Normandie. Heirat 1944. Einsatz am 6.6.1944 als MG-Schütze, entkam aufgrund einer Handverwundung und gelangte zum Kompaniebunker, Transport in ein Lazarett nach Balleroy. Fünf Monate später erneuter Einsatz in Frankreich, Gefangennahme durch Amerikaner im November 1944 in den Vogesen, wo Gockel verschüttet unter den Trümmern eines einstürzenden Hauses gefunden wurde, Arbeit in einem Gefangenenlager bis 1947 in Südfrankreich. Nach Heimkehr 1948 – 50 Besuch der Dachdecker-Meisterschule bei Koblenz, seit 1950 selbständiger Dachdeckermeister und Geschäftsführer im Familien eigenen Betrieb in Hamm. Verheiratet, eine Tochter. Bundesverdienstkreuz für Bemühungen zur Völkerverständigung sowie weitere europäische Auszeichnungen. Ehrenbürger der französischen Stadt Colleville.

HEINZE, HANS, geb. 1922 in Schlesien, Vater Eisenbahnbeamter, Jungvolkführer, Abitur 1941, wurde eingezogen, Soldatenausbildung, Einsatz an der Ostfront in der 100. Jäger-Div. der 6. Armee, Ende Dezember 1942 schwerkrank (u. a. Malaria und Gelbsucht) aus dem Stalingrader Kessel ausgeflogen. Erneuter Einsatz an der Ostfront (HGr. Mitte). Nach Verwundung Verlegung nach Zossen bei Berlin zur Führerreserve. Einsatz als Kompanieführer im November 1943 (Gren.reg. 916/352. I. D. in der Normandie). Am 6.6.1944 Einsatz der Reservekompanie Heinzes zum Gegenstoß auf gelandete Amerikaner. Permanenter Einsatz bis zum 25. Juli 1944 (schwere Armverwundung und Rückgratverletzung). Einlieferung in ein Pariser Lazarett. Abtransport nach Marburg und Gießen. Dann Heimkehr nach Plogau (Schlesien). Lazarettaufenthalt. Unterbringung seiner Mutter vor anrückenden Russen in der Nähe von Kassel. Der Vater kam später nach. Rückkehr Heinzes nach Schlesien. In Weimar Kriegsgefangener der Amerikaner, Transport in amerikanische Wiesenlager nach Hassfeld und Hersfeld im Mai 1945. Entlassung nach einigen Wochen. Ausbildung zum Apotheker 1945 – 47 in Hessen. Wiederholung der Oberprima wegen Nichtanerkennung des Abiturzeugnisses 1947 – 48, später nachträgliche Anerkennung der Reifeprüfung, 1948 – 1951: Studium der Pharmazie, seit 1951 bis zur Pensionierung selbständiger Apotheker in Schleswig-Holstein, vier Kinder aus erster Ehe, in 2. Ehe verheiratet.

JOST, EWALD (1920 – 2013), geb. im belgischen Eupen-Malmédy, Muttersprache: Deutsch, 1940 Rekrut in der belgischen Armee, drei Monate Grundausbildung in einer französischsprachigen Einheit, Josts Bruder war Berufssoldat in einer belgischen Einheit, Jost wurde einem französischsprachigen Radfahrregiment in Brüssel zugeteilt und erlebte als Rekrut in Flandern den deutschen Angriff auf Belgien im Mai 1940, seine Einheit wurde sofort nach Nordfrankreich verladen, Fußmarsch durch die Somme bis nach Rouen, von dort Flucht von Josts Einheit nach Südfrankreich ins unbesetzte Gebiet, dann südlich von Paris in der Nähe von Troyes ohne Waffen eingesetzt, geriet dort mit seiner Truppe in deutsche Gefangenschaft, einen Monat lang Dolmetscher für die Wehrmacht, im Juni/Juli 1940 nach Hause entlassen. Dort Aufnahme einer Berufstätigkeit. Im Februar 1942 Einberufung der belgischen Soldaten des inzwischen von Deutschland annektierten Eupen-Malmédy zur Wehrmacht. Verlegung zu einer Flak-Einheit nach Heiligenbeil/Ostpreußen, dort Ausbildung und Einsatz als Krafffahrer, Weiterverlegung nach Groß-Born und von dort aus an die Ostfront nach Kursk. Erster Fronteinsatz in der Nähe von Woronesch, Marsch durch die Kalmückensteppe nach Stalingrad im Sommer 1942. Munitions- und Verpflegungsfahrer, Einsatz im Kampf um die Stadt Stalingrad innerhalb seiner Flak-Einheit in der Nähe des Traktorenwerkes, Einheit suchte tagsüber und nachts

Deckung in drei Meter tiefen, unterirdischen Kanälen der Stadt, bei der Flucht während eines Angriffs russischer Stalinorgeln in den tiefen Kanal erlitt Jost eine Fußverstauchung, zunächst Verwundetentransport zum rückwärtig gelegenen Kompaniegefechtsstand in der Nacht der Einkesselung (18.11.1942). Aufgrund eines Angriffes gegnerischer Truppen Flucht über den Don in einem Pkw zum 70 km rückwärtig gelegenen Tross, dort erfolgte die Weiterbehandlung. Jost entging aufgrund seiner Verletzung der Einkesselung seiner Division. In der Nähe vom Don innerhalb einer anderen Division (24. Pz.Div.), später innerhalb einer Kampfgruppe als Verpflegungs- und Munitionsfahrer an der Front eingesetzt. Verlegung der Division in die Normandie zur Neuaufstellung. Erster Heimaturlaub im Mai 1943, danach wieder als Fahrer eingesetzt, später als Dolmetscher innerhalb seines Regimentes in Nordfrankreich. Erneuter Einsatz an der Ostfront am Brückenkopf von Nikopol 1943 innerhalb der 24. Pz.Div. Rückzug nach Rumänien, von dort Schiffstransport ins Kurland zur „Heimatverteidigung“ 1944/45. Jost geriet bei Pillau in sowjetische Gefangenschaft. Transport auf einem Schiff über Königsberg in ein Kriegsgefangenenlager nach Estland. Als Belgier wurde Jost nach sechs Monaten Gefangenschaft entlassen. Josts Bruder, Mitglied einer belgischen Widerstandsbewegung, fiel zwei Tage vor der Befreiung seines Landes in der Nähe von Lüttich während eines Angriffs deutscher Waffen-SS-Truppen. Am 28.10.1945 Heimkehr aus sowjetischer Gefangenschaft. Nach einer kurzen Erholungsphase sechs Monate als Fahrer eines Krankenwagens beim Belgischen Roten Kreuz angestellt. Danach als selbständiger Krafffahrer (vorwiegend Transporte von Langholz mit eigenem Lkw in nahe gelegene Sägewerke). Mit 60 Jahren 1980 in Pension. Verwitwet, ein Sohn. Langjähriges Hobby: Oldtimer.

KALBUS, ERICH: geb. 1922 in Hannover, eine Schwester (geb. 1919), Vater war als Soldat im Ersten Weltkrieg in Frankreich (danach Bahnbeamter und SPD-Mitglied), mehrere Jahre Arbeitslosigkeit des Vaters ab Mitte der Zwanziger Jahre, Kalbus besuchte die Weltliche Schule (Freidenkerschule, konfessionslos); als diese aufgelöst wurde, Eingliederung der Schüler in die Christliche Schule, Schulbesuch bis 1938, dann Ausbildung bei der Eisenbahn (Bedingung: Mitglied in der HJ), 1939 Mitglied der SA-Wehrmannschaft, 4.10.1941 Einberufungsbefehl zur Wehrmacht, im Sommer '42 als Funker mit der 14. Pz. Div. nach Stalingrad verlegt, dort nach der Einkesselung Erfrierungen, Hunger, Auszehrung, Apathie. Mit Glück am 22.01.1943 mit einer der letzten oder sogar der letzten Maschine vom Behelfsflugplatz Stalingradskij ausgeflogen (ab 23.1. waren keine Ausflüge mehr möglich). Nach Stalingrad mehrere Lazarettaufenthalte wegen Nieren-Becken-Entzündung, u. a. in Krakau bis März 1943, in Schwäbisch-Gmünd und in Bad Nenndorf bis Herbst 1943, fünf Monate in der Heeresersatzabteilung in Weimar von November bis Ostern 1944, Heirat 1944, Verlegung mit der Division nach Süditalien im Herbst 1944. Kalbus desertierte in den ersten Maitagen 1945 von Italien aus und schlug sich bis ins Allgäu durch. Geriet dort in amerikanische Kriegsgefangenschaft, von Mai bis Juni 1945 Gefangenschaft im Großlager/Wiesenlager Ulm, dort erneute Nierenerkältung, im Mai 1945 Geburt des ersten Sohnes. Seit Sommer 1945: 47 Jahre Beamter (einfache, mittlere, später höhere Beamtenlaufbahn in der Direktion einer Rechtsabteilung), Pensionierung als Amtsrat, zwei Kinder, in 2. Ehe verheiratet.

KOWALSKI, CLAUS: geb. 1918 in Sachsen. Im Herbst 1936, mit 17 Jahren, Freiwilligenmeldung zum neu aufgestellten Regiment General Göring nach Berlin. Vormusterung und Bewerbungsprüfungen in Leipzig. Zurückstellung bis zum Abitur. Nach dem Abitur im Februar 1937 (März – August) sechs Monate

Arbeitsdienst. Ab November 1937 als Kradschütze im Regiment General Göring in Berlin. Von dort Freiwilligenmeldung zu den Fallschirmjägern. Ein dreiviertel Jahr Ausbildung zum Fallschirmspringer in Stendal. Teilnahme am Einmarsch in das Sudetenland (1938), 1939 Einsatz bei der Einnahme der „Rest-Tschechei“ und beim Angriff auf Polen im September. Zugführerlehrgang, u. a. in Schießlehre und Schießverfahren in Stendal. Beförderung zum Unteroffizier, Ernennung zum Reserveoffiziersanwärter (ROA), kurze Zeit später bereits Feldwebel. Im April/Mai 1940 Einsatz als Fallschirmspringer in Dombas und in Narvik (Norwegen). Erhielt dafür Narvik-Abzeichen. Rückkehr nach Stendal, dort Ausbildung zum Kampfbeobachter, Einsatz im Kampfgeschwader ZBV1 1941 auf Kreta, 1942 in Nordafrika bis April 1943. EK II, EK I (2 x) und weitere Auszeichnungen, u. a. Goldene Frontbuchspange. Beförderung zum Oberfeldwebel. Offizierslehrgang. Ab Januar 1944 Ausbilder im FJR 6 in Köln-Warn. Verlegung in die Nähe von Carentan mit FJR 6. Urlaub am 4.6.44. Einsatz in der Normandie im Juni/Juli 1944 gegen amerikanische Truppen. Verleihung des Ritterkreuzes, Beförderung zum Oberleutnant. Gefangennahme Ende Juli 1944 in der Nähe von St. Lô. Gefangenschaft in USA und Südeuropa. Flucht aus englischem Gefangenenlager 1946. 1947 – 1953 Architekturstudium. Seit 1954 Tätigkeit in großen, deutschen Industrieunternehmen im Ruhrgebiet bis zur Pensionierung. Danach im Aufsichtsrat eines Großkonzerns. Zum Interviewzeitpunkt verheiratet. Drei Kinder.

KRAMER, MARTIN, geb. 1914 als Sohn eines Schuhmachers, eine Schwester; aufgrund der wirtschaftlichen Not der Familie und der sich verschlechternden Ernährungslage nach dem Ersten Weltkrieg wurden beide Kinder bei Bauern auf dem Land untergebracht, wo sie sich bis zum 18. Lebensjahr ihren Lebensunterhalt selbst mit Arbeit in Haus, Hof und Garten verdienen mussten. Die Geschwister wurden dabei getrennt. Kramer ging jeden Tag einen Fußmarsch von 20 km zu einer Volksschule im Nachbarort. Als sehr guter Sportler bewarb er sich Anfang der 30er Jahre bei der Reichswehr (100.000-Mann-Heer) und wurde 1935 dort aufgenommen. Fahrer der schwedischen Olympioniken und Zuschauer der Olympiade 1936. Kramer reagierte im Januar 1937 auf einen Aufruf der Luftwaffe und meldete sich freiwillig. Nach bestandenem Eignungstest Funkerausbildung in der Nähe von Potsdam, Verlegung nach Halle und Fortsetzung der Funkerausbildung mit ZZ-Anflügen, Blindlandeanflügen. Verlegung nach Lübeck-Blankensee, später nach Graz. Von dort nach einem Dreivierteljahr nach Zeltweg und Wiener Neustadt verlegt, zwischenzeitlich Ausbilder in der Fluglehrerschule Neuruppin. Einsatz Kramers als Funker in einem StuKa-Geschader (Ju 87) an der Ostfront, flog auch Einsätze mit der Ju 52 und He 111 in den Stalingrader Kessel 1942/43 und in den Kaukasus. Danach Auflösung des StuKa-Geschwaders in Königsberg. Diphtherieerkrankung von Nov. 1943 bis Jan. 1944, letzter Flug im Juli 1944, Ausbilder für Fluglehrer im niedersächsischen Wesendorf. 1944/45 Einsatz bei Rückzugskämpfen gegen die Rote Armee bei Torgau. Geriet am 5. Mai 1945 bei Gadelegen in englische Gefangenschaft. Verbrachte ein Dreivierteljahr in einem englischen Lager im niedersächsischen Kreis Gifhorn. Meldete sich bei der Lagerleitung als landwirtschaftlicher Helfer und wurde daraufhin entlassen. Arbeit auf einem landwirtschaftlichen Betrieb seit Ende 1945/Anfang 1946. Seit 1988 in zweiter Ehe verheiratet. Weiterer Nachkriegslebenslauf nicht bekannt.

LANDGRAF, FRITZ: geb. 1920 in Sachsen-Anhalt als Sohn eines Landwirts, Freiwilligenmeldung zur Wehrmacht, RAD, ab 2.11.1939 Soldat, nach Grundausbildung am 12.1.1940 Verlegung an den Westwall, am 10.5.1940 Teilnahme am Frankreichfeldzug in der 71. I. D., ab 22.6.1941 Russland-Feldzug, zunächst bis Kiew, Ende November 1941 Auffrischung der abgekämpften Division

in Frankreich; ab April 1942 Charkow, Don, Kalatsch, Stalingrad: Gumrak, Zarissaschlucht, Stalingrader Kessel bis zum Ende, dort Gefangenschaft seit dem 31.1.1943 für mehr als sechs Jahre, Heimkehr nach Sachsen-Anhalt am 12.5.1949, dort Übernahme des elterlichen landwirtschaftlichen Betriebes, Enteignung durch DDR-Behörden 1953, Wiederansiedlung, Heirat 1950, zum Interviewzeitpunkt verwitwet, zwei Kinder. [schriftliche Kurzbiographie stammt größtenteils vom Befragten selbst].

LUDWIG, THEODOR: geb. 1923 in Norddeutschland als Sohn eines promovierten Theologen, Abitur 1941, Leistungssportler, 1941 zwangsweise der Waffen-SS zugeführt, Ausbildung in einer Waffen-SS-Division, Transport nach Taganrog an die Ostfront, Einsatz in einem Panzergrenadierregiment innerhalb der Waffen-SS-Division „Leibstandarte Adolf Hitler“, Einnahme von Charkow 1942, nach Verwundung ins Lazarett nach Berlin, Ersatztruppe, im April 1942 zur Militärfahrschule nach Magdeburg, Erwerb der Führerscheine für Lkw und Motorrad, Mai 1942 Einsatz in Mariopol/Ostfront, Juli 1942 zur Auffrischung nach Nordfrankreich, Gefechtsausbildung mit Panzern. Erneuter Einsatz an der Ostfront, Wiedereinnahme von Charkow 1943, Kämpfe bei Rostow, später Verlegung nach Oberitalien/Reggio Emilia, dort Einsatz von Ende Juli bis Oktober 1943, u. a. während des Badoglio-Putsches, später innerhalb einer Kradmeldestaffel 1944 in der Normandie und 1944/45 in der Schnee-Eifel, Einsatz bei Eupen-Malmédy in der Kampfgruppe Peiper. Letzter Dienstgrad: Standartenoberjunker. Gefangennahme durch Kanadier, nach großen Schwierigkeiten mit Hilfe des Vaters „entnazifiziert“, vorübergehende Namensänderung. 18 Jahre selbständiger Tischlermeister und Lehrlingswart, danach Volksschullehrer-ausbildung und – ab 1969 - weitere 18 Jahre Sonderschullehrer für Lernbehinderte, ehrenamtlich als Kirchenvorsteher und im Arbeitskreis „Kirche, Handwerk“ tätig. Zum Interviewzeitpunkt verheiratet, sieben Kinder.

LÜTZEN, PETER: geb. 1921 in Schleswig-Holstein als Sohn eines Landwirts, Anfang 1941 Einzug zur Wehrmacht, Ausbildung in Flensburg und in Dänemark, Einsatz an der Ostfront im Mittelabschnitt (86. I. D./5. Armee) ab Herbst 1941 bei Welikije Luki. Schlacht um Moskau. 1942 Lazarettaufenthalt (schwere Nierenentzündung). Beide Eltern verstarben im Jahr 1942. Heirat im Februar 1943, Geburt einer Tochter. Im Frühjahr 1943 Verlegung in die Normandie zur 716. I. D. Am 6. Juni 1944 Einsatz als Funker auf WN 62. Verwundung. Lazarettaufenthalte in Le Mans, Tours und Dijon. Letzter Einsatz als Scharfschütze 1945 vor Paderborn. Verwundung. Rückkehr nach Schleswig-Holstein. Keine Gefangennahme. 1946 Tod des kleinen Sohnes und der Ehefrau. 1948 erneute Heirat, zwei weitere Kinder, Übernahme des elterlichen landwirtschaftlichen Betriebes.

MARTIN, HENRI: geb. 1914 in St.-Laurent-sur-Mer (Calvados), Tätigkeit als Zimmermann, u. a. in Le Havre, Heirat in Paris 1939 (?), 1939 Einberufung zu einem Regiment der französischen Armee in Le Havre, half dort als Soldat beim Be- und Entladen von Schiffen zur Soldaufbesserung, im April/Mai 1940 schwerkrank im Lazarett, Fußoperation in Beauvais, keine Teilnahme an den Kämpfen und nicht in deutscher Kriegsgefangenschaft, statt dessen von einem Major seines Regiments für sechs Monate dienstuntauglich geschrieben. Nach der Genesung von 1940 – 42 als Zimmermann bei der OT im U-Boot- und Bunkerbau in Le Havre beschäftigt. Aufgrund ständiger Bombardements und akuter Unterernährung der gesamten Familie Rückkehr nach St.-Laurent-sur-Mer in die Normandie. Arbeit als Zimmermann in der von den Deutschen

wiedereröffneten Kohlemine von Bernesq (bis 5.6.1944). Erlebte Landung der Alliierten als Augenzeuge, kurze Gefangennahme durch zurückweichende deutsche, später durch herannahende amerikanische Truppen wegen Résistance- bzw. Spionageverdachts. Nach der Befreiung Frankreichs Beaufsichtigung deutscher Kriegsgefangener bei der Strand-Entminung. Mithilfe beim Bau des Flughafens von Carpiquet. Danach bis zur Pensionierung Zimmermann. Zum Interviewzeitpunkt 1994 verwitwet, vier Kinder.

MEIßNER, GERD: geb. 1926, Ende Oktober 1943 zur Wehrmacht eingezogen, Ausbildung in Schlaren bei Prag, Verlegung nach Frankreich, dort weiter Ausbildung in St. Lô Anfang 1944, Pionierlehrgang in Angers, zunächst Infanteriepionier, später einem Radfahrzeug (Aufklärer) der 352. I. D. nahe Trévières zugeteilt. Am 7.6.1944 erster Einsatz zum Gegenstoß auf Amerikaner an der Normandieküste („Omaha Beach“), dann Teilnahme an den schweren Kämpfen in Nordfrankreich, im August 1944 dem Kessel von Falaise entkommen, Rückzug über die Seine nach Belgien, Niederlande und auf die deutsche Moselseite. Am 7.12.1944 Gefangennahme bei Jülich a. d. Ruhr. Kriegsgefangener in einem französischen Lager, dreimaliger Ausbruchversuch, Straflager. Ende 1948 Heimkehr. Ausbildung zum Schornsteinfegermeister, Berufsausübung bis zur Pensionierung. Heirat 1953. Drei Kinder.

MEYER, HENDRIK: geb. 1916 in Niedersachsen, wurde 1936 Soldat, besuchte Führungslehrgänge, u. a. ein Jahr Kriegsschule in Dresden, Anfang 1938 als Leutnant in einem Regiment der 6. Pz.Div. in Paderborn, im Frühjahr 1938 Einsatz in der 6. Pz.Div./11. Pz.Rgt. beim Einmarsch in das Sudetenland, Teilnahme an den Angriffen auf Polen im September 1939, auf Frankreich im Mai 1940 und im Juni 1941 auf die Sowjetunion, seit Frühjahr 1942 Hauptmann. Bis Frühjahr 1943 Einsatz in 6. Pz.Div., u. a. Beteiligung am gescheiterten Entsatzversuch des Generals Hoth zur Befreiung des Stalingrader Kessels Ende 1942, später Offizier in der Panzer-Lehr-Division und Ausbilder in Wünstorf, Verlegung der P.L.D. Anfang 1944 in den Raum Nancy/Verdun, im März 1944 Einsatz der P.L.D. in Ungarn, im Mai 1944 Rückverlegung nach Frankreich, seit 7.6.1944 Einsatz als Kompanieführer im Kampf um die Normandie, seit 11.6.1944 als Bataillonskommandeur der P.L.D. Rückzug aus Frankreich. Nach der Schlacht um die Ardennen und das Ruhrgebiet Beförderung zum Major, EK I und EK II sowie diverse weitere Auszeichnungen. 1946 – 1955 Tätigkeit für die britische Armee. 1955 Eintritt in die Bundeswehr als Major und Berufssoldat der Panzertruppe. Ausbilder in Munster und Kommandeur eines Pz.Btl. An der Entwicklung des „Leopard“ und des „MBT 70“ beteiligt. In den 70er Jahren Verbindungsoffizier in den USA. 1970 Beförderung zum Oberst. Mehrere Veröffentlichungen. Verheiratet, fünf Kinder.

MÜHLIG, WILHELM: geb. 1922, Abitur, RAD, Rekrutenausbildung, längere Ausbildung zum Artilleristen, zunächst einem Artillerieregiment der 20. Pz.Div. zugeteilt, dann Dienst im A. R. 33 der 15. Pz.Div., Einsatz innerhalb des Deutschen Afrikakorps (DAK) in Nordafrika. Infizierte sich mit Hepatitis C. Nach der Teilnahme an der Eroberung von Tobruk Besuch einer Offizierschule im Reich. Beförderung zum Leutnant, Ausbildung zum Lastensegler, dann der neu aufgestellten 91. Luftlandedivision zugeteilt und in die Normandie verlegt, Teilnahme an den Kämpfen um die Normandie ab 6.6.1944 als VB (Vorgeschobener Beobachter) bei Carentan und La-Haye-du-Puits. Litt sein Leben lang an Hepatitis C. Nach dem Krieg Lehramtsstudium, Lehrer bis zur Pensionierung, verheiratet, zwei Kinder.

MÜLLER, WALTER: geb. 1924 in Sachsen-Anhalt als Sohn eines Landwirts, Jungvolk, Abitur, Freiwilligenmeldung zur Wehrmacht 1942, Sommer 1942 Offizierslehrgang, dann als Gruppenführer nach Frankreich zur 328. I.D., die dort zur Auffrischung lag, Teilnahme an der Besetzung Südfrankreichs im November 1942, dort u. a. Einsatz als Dolmetscher. Im Frühjahr 1943 Versetzung von Marseille ins Donezgebiet, Teilnahme an der Operation „Zitadelle“ im Sommer 1943, 1944 Kompanieführer auf dem Rückzug von der Ostfront über Warschau, 1945 – 53 Landwirt in Sachsen-Anhalt. Kehrt 1953 von der „Grünen Woche“ in West-Berlin nicht in die DDR zurück. Frau und Kinder flohen ebenfalls in den Westen. 1954 Bundesgrenzschutzoffizier, von 1956 bis 1983 Offizier der Bundeswehr, Pensionierung als Oberst, danach Inspekteur der Panzergrenadiere, Fallschirmjäger und Gebirgsjäger.

NEß, UDO: geb. 1924 in Wilhelmshaven als einziges Kind eines Polizeibeamten. Der Vater wird nach einer unbedachten Äußerung in der Polizeischule, in der er, neben seinem Dienst, unterrichtete, an die Ostfront abkommandiert. Nach der Schule Ausbildung Udo Neß' zum Koch, Arbeitsdienst, Freiwilligenmeldung zur Wehrmacht 1942, Vater fällt an der Ostfront, daraufhin Abzug des einzigen Sohnes von der Ostfront [lt. Wehrmachtsbefehl durften die einzigen Söhne gefallener Väter nur an der Heimatfront eingesetzt werden], nach Lazarettaufenthalt erneut Meldung zum Frontdienst, die Mutter wurde nach Ausbombung von Wilhelmshaven nach Sachsen evakuiert. Im Sommer 1943 Einsatz in der 709. I. D., zunächst Verlegung von Pommern, wo die Division neu aufgestellt wurde, nach Flandern/Belgien, dort einige Monate Stationierung an der Küste, im Frühjahr 1944 Verlegung nach Nordfrankreich, in die Normandie (Fruville). Geschützführer in der 14. MG-Kompanie, dann Einsatz als Kompanie-Koch. Neß erlebte den 6.6.1944 im Lazarett von Beuzeville, wurde mit anderen gefährlichen Patienten wurden für die Suche nach gelandeten, amerikanischen Fallschirmjägern eingesetzt, Gefangennahme am 7.6.1944. Neß galt zunächst als vermisst. Transport nach Schottland. Lazarettaufenthalte in Schottland: Newcastle und Glasgow. Bis Januar 1947 im Kriegsgefangenenlager in Boston, USA. Schiffstransport nach England. Bis Ende 1947 Arbeit als Koch in englischer Uniform in einem englischen Lager. Tod der Mutter 1946. Abfahrt in die Heimat über Holland, dort erhielt Neß seine Entlassungspapiere. Nach der Heimkehr kam Neß zunächst bei Verwandten unter und wurde dann Koch in einer amerikanischen Familie in Hamburg. Danach kurze Zeit Arbeit im Gemüseanbau, von 1950 - 1965 Koch in einer Hamburger Gaststätte. Tätigkeit in der Gastronomie bis zur Pensionierung 1984. Drei Kinder.

PAULSEN, GERD, geb. 1925, Vater war Soldat, Hitlerjugend, nach der Mittleren Reife vier Monate Praktikum und Ausbildung auf einem Flugplatz in einem Fliegeranwärterregiment, u. a. in Stettin und Egern, 1943 drei Monate RAD in Stettin, danach Freiwilligenmeldung zur Luftwaffe, Ausbildung zum Fallschirmjäger in Egern, Carcassonne, Montpellier, Toulouse, Dreux und Freiburg. Zur Aufstellung des 6. FJRes nach Köln-Wahn. Zunächst Ende 1943 Stationierung in Südfrankreich, im Frühjahr 1944 Verlegung in die Normandie, Einsatz gegen amerikanische luft- und seegelandete Einheiten am 6.6.1944, Verwundung am 8.6.1944, Gefangennahme am 9.6.1944 im Lazarett, Transport auf einem Lazarettschiff über England in die USA, Arbeit auf einer Obstplantage in Michigan, danach in New Mexico als Baumwollpflücker, weitere Einsätze in North Carolina (als Monteur) und Georgia in einer Zahnklinik bis Anfang 1946, danach ein weiteres Jahr in landwirtschaftlichen Betrieben in England. Vater starb 1946.

Heimkehr im Oktober 1947. Polizeibeamter in Hamburg von 1947 – 1957. Von 1957 – 1960 als Fahrlehrer bei der Hamburger Polizei. 1960 – 62 angestellter Fahrlehrer bei einer Fahrschule. 1962 – 1979 eigene Fahrschule. Nach schwerem Unfall Angestellter bei der Dresdner Bank bis zur Pensionierung. Verheiratet seit 1955, zwei Kinder.

UHLMANN, OTTO: geb. 1913 in Hamburg, Vater 1917 im Ersten Weltkrieg gefallen, die Mutter heiratete ein zweites Mal, nach dem Besuch der Volksschule Lehre zum Buchdrucker von 1928 - 32, danach arbeitslos, 1933 Eintritt in die SA (Beförderungen bis zum Oberscharführer). Heirat 1935. Ausschluss aus der SA 1938. Im September 1939 Einzug zum RAD. Prinz wollte sich für 12 Jahre als Soldat verpflichten. Einberufung zur Wehrmacht. Einstufung als Reservesoldat (einziger Sohn eines im Weltkrieg Gefallenen). Ausbildung zum Panzerjäger in Göttingen, seit 1941 Kradmelder in Frankreich, später Ausbildung zum Sanitäter bei der 709. I. D., seit 6.6.1944 Einsatz als Sanitäter zur Erstversorgung von verwundeten Soldaten. Im August 1944 Rückzug aus dem Westen ins Reich. 1944/45 Teilnahme an Kämpfen in Ungarn. Mehrere Verwundungen. Kurze Internierung auf der Halbinsel Eiderstedt von April bis August 1945. Keine Gefangenschaft. Nach Kriegsende im Straßenbau tätig. Rückkehr nach Hamburg. Zunächst Tätigkeit in einer Schlüsseldienstfirma, später erneut Buchdrucker, Abteilungsleiter, Buchdrucker im Off-Set-Druck. Mitglied der SPD. Drei Kinder.

RITTER, CHRISTIAN: geb. 1921 in Hamburg als Sohn eines Wissenschaftlers, ein Bruder und vier Halbgeschwister aus erster Ehe (der erste Mann der Mutter war als U-Boot-Kommandant im Ersten Weltkrieg gefallen), Pfadfinder, nach 1933 Jungvolkführer, nach dem Abitur 1940 Freiwilligenmeldung zur bespannten Artillerie. Ausbildung zum Funker in Verden/Aller. 1941 Russlandfeldzug. Schwere Verwundung im August 1941 (Kopfschuss) in der Ukraine. EK II. Nach der Genesung Wechsel zur Heeres-Flak-Abteilung als Nachrichtenoffizier der Panzer-Lehr-Division. Ausbilder in Belga/Pommern von 1943 bis Anfang 1944. Danach Verlegung nach Verdun. Im März 1944 Abzug der P.L.D. zum Ungarn-Aufstand. Im Mai 1944 Rückverlegung der Division nach Chartres, die Heeres-Flak-Abt. der P.L.D. wurde in Paris stationiert. Seit 7.6.1944 Einsatz der P.L.D. im schweren Kampf um die Normandie (Tilly, Villers-Bocage, Caen und St. Lô). Nach Verlust der Schlacht Rückzug und Neuaufrüstung. Keine Gefangenschaft. Nach dem Krieg Heirat 1949 und Studium zum Volksschullehrer an der Universität Hamburg (Philosophie, Pädagogik, Psychologie, Deutsch und Literaturwissenschaften). Volksschullehrer, danach Lehrer an einer Gesamtschule, Schulleiter, Schulrat (fünf Jahre), 17 Jahre Direktor des Instituts für Lehrerfortbildung in Hamburg (bis zur Pensionierung). Zum Interviewzeitpunkt verwitwet, drei Kinder.

ROTHER, RICHARD: geb. 1921 in Mecklenburg-Vorp., Ausbildung zum Drogisten in Labis, Tätigkeit als Drogist in Kösslin, 1940 als Angehöriger des RAD mit einer Nachschubkompanie in Frankreich eingesetzt (Dieppe und Laon), soldatische Grundausbildung ab Ende September 1940, danach Ausbildung zum Sanitäter an der Sanitätsschule und im Lazarett Deutscher Berg in Stettin, im April 1941 Aufstellung der Division in Neustrelitz/M.V., 1941 als Soldat zur Sanitätskompanie im Regimentsstab, April 1941 – Januar 1943 Verlegung an die französische Kanalküste. Dienst im Klosterlazarett in Dieppe, wo Rothe am 25.8.1942 den Landungsversuch britisch-kanadischer Truppen auf Dieppe erlebte. Am 3.1.1943 wurde Rotheres Division in Frankreich verladen und in den Raum Milorowo verlegt. Nach dem Fall Stalingrads Rückzug zum Mius, später zum Brückenkopf Nikopol. Anfang 1944 Rückzug hinter den Dnestr. Nach dem Großangriff der Roten Armee

am 22.8.1944 geriet Rothe verwundet in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Er überlebte Ruhr und Fleckfieber und wurde im Februar 1948 als Distrophiker entlassen, als Folge der Gefangenschaft ein Jahr krank (bis 1949), 1949 – 50 Bürgermeister in Mecklenburg-Vorpommern, danach Inhaber einer Drogerie bis zur Pensionierung. Verheiratet, zwei Kinder.

SCHLOTMANN, ANTON, geb. 1922, nach der Schule Beginn einer Lehre, Anfang 1940 drei Monate RAD (Vorbereitung eines Feldflughafens bei Osnabrück für den Angriff auf Holland bis Frühjahr 1940), als Arbeitsdienstmann Einsatz beim Angriff auf Frankreich im Mai 1940 in der Nähe von Dünkirchen, dann Calais, Rekrutenausbildung in Münster im Frühjahr 1941, im September der Nachrichtenabteilung einer Panzerdivision zugeteilt, Verlegung an die Ostfront über Lemberg, Tarnopol, Winnitza. Einsätze in Uman, Kirowograd, Mirgorod, Charkow, Dnjepr-Überquerung, durch inzwischen erfolgte Verlegung der Münsterschen 16. Pz.div. nach Norden wurde Schlotmann der 14. Pz.Div. Der 6. Armee zugeteilt (er geriet mit dieser später in den Stalingrader Kessel), Winter im Osten 1941/42 in Feodorowka und Taganrog, keine Winterbekleidung, erhielt Orden für die so genannte „Winterschlacht im Osten“, im Sommer 1942 Einsatz in Richtung Stalingrad, eingeschlossen im Kessel von November '42 bis Ende Januar '43, am 22.1.1943 zunächst nach Krakau ausgeflogen, später nach Zakopan, mehrere Wochen Lazarettaufenthalt bis zum 17.3.1943, insgesamt sechs Monate Genesungszeit, anschließend Einsatz in Weimar, nahe des KZ-Buchenwald, in einer Ausbildungskompanie (Verlegung von Leitungen), später Meldung bei der Frontleitstelle in Danzig/Gotenhafen zum weiteren Fronteinsatz, durch einen Trick (Behauptung des Verlustes aller Papiere) gelangte Schlotmann mit einem Kameraden nach Aachen zum 3. Art.Pz.reg. anstatt wieder an die Ostfront, 1944/45 Einsatz bei der Ardennenoffensive, geriet am 23.2.1945 als Unteroffizier in amerikanische Gefangenschaft, Transport nach Marseille, von dort per Schiffsfangenenentransport in die USA, Arbeit in einem Gefangenenlager, 1946 Rückkehr über Le Havre (dort noch einmal mehrere Wochen Arbeit in einem Gefangenenlager), Saarbrücken, nach Münster, Tätigkeit als Sachbearbeiter bei der Landesversicherungsanstalt, bis zur Pensionierung dort in leitender Tätigkeit, Heirat 1948, vier Kinder.

SCHMID, ARNOLD: geb. 1921 in Schlesien als Sohn eines Arztes, nach dem Abitur fünf Semester Hochbau- und zwei Semester Tiefbaustudium in Berlin, Abschluss als Bauingenieur und Architekt, Anstellung beim Bauamt in Oranienburg, danach, Ende 1940, zur Wehrmacht einberufen, ab Mai 1941 Ausbildung zum Fernsprecher, dann abkommandiert als Schreiber in die Schreibstube einer Kfz-Werkstatt der 384. I. D. (6. Armee). An der Ostfront Einsatz als Fahrer und Schreiber (Ersatzteilbestellungen), wurde mit seiner Division in Stalingrad eingekesselt und, zusammen mit seinem Kommandeur, dessen Fahrer er geworden war, Anfang Dezember 1942 aus dem Stalingrader Kessel ausgeflogen, Einsatz in Frankreich als Soldat (Poststelle) seit April 1943, in Clémeray und St. Nazaire; Anfang 1944 erneut Verlegung an die Ostfront, chaotischer Rückzug ab Sommer 1944 bis an den Pruth, nach der Scheidung seiner Eltern erneute Heirat der Mutter (der Vater erlitt als Arzt im Kriegseinsatz in Dresden nach den Bombenangriffen im Frühjahr 1945 eine Gasvergiftung und starb). Letzter Einsatz an der Ostfront 1944, Schmid geriet in sowjetische Gefangenschaft, von August 1944 bis November 1949 in sowjetischen Lagern. Nach der Rückkehr, ab 2.1.1950, Anstellung als Ingenieur beim Bauamt einer Großstadt bis zur Pensionierung, zum Interviewzeitpunkt verwitwet, zwei Kinder.

SCHRAMM, FRANZ: geb. 1923 als Sohn eines Friseurmeisters in Hamburg, Jungvolk, Hitlerjugend, Reiter-SA. 1938 – 40 Lehrling in einer Versicherung. Freiwilligenmeldung zur Wehrmacht. Ab Oktober 1940 Infanterieausbildung in einem Fliegerausbildungsregiment, später Ausbildung zum Fallschirmspringer, absolvierte 1942 die Sprungschule. Einsätze auf Kreta (Mai 1941), in Leningrad (1941), Nordafrika (1942) und Italien (1943). Erlitt seit 1943 ständig Malariaanfalle. Anfang 1944 zum 6. FJR nach Köln-Warn verlegt und von dort mit dem 6. FJR nach Carentan (Normandie). Am 6.6.1944 Einsatz gegen amerikanische Truppen. Teilnahme an weiteren schweren Kämpfen in den darauf folgenden Tagen und Wochen. Im August 1944 Verlegung der Reste des Regimentes nach Güstrow. Beförderung zum Oberjäger im September 1944. EK II und weitere Auszeichnungen. Gefangennahme am 20.04.1945 in der heutigen Tschechei. Mehrere Monate Gefangenschaft in einem amerikanischen Lager in Bratzenheim bei Bad Kreuznach. Heimkehr im September 1945. Ende 1945 - 1946 Arbeit bei der englischen Bahnpolizei in Hamburg (Railway Travel Office). Heirat 1946. Tätigkeit als Speditionskaufmann von 1946 – 48. Weitere kaufmännische Tätigkeiten bis zur Pensionierung.

SCHÜTTE, GERHARD: geb. 1925, sein Vater war Soldat im Ersten Weltkrieg, danach in französischer Gefangenschaft, im Zweiten Weltkrieg als Dolmetscher in Frankreich eingesetzt. Gerhard Schütte meldete sich als Gymnasiast freiwillig zur Wehrmacht, wurde zwei Jahre vor dem Abitur, am 1.9.1943, zur Panzerartillerie-Ersatzbrigade der Heeresdivision „Großdeutschland“ einberufen. Ausbildung bei der Heereflak-Abteilung, verladen in Guben, Transport über Breslau, Lodz, Balta nach Novograinka im Januar 1944. Dort Einteilung zu den einzelnen Batterien, Einsatz u. a. bei der Schlacht um Tagul Frumus am 2.5.1944, dort leicht verwundet, Wiederauffrischung der Division in Rumänien im Sommer 1944, sechs Jahre in sowjetischer Gefangenschaft, nach Krieg und Gefangenschaft drei Jahre Ausbildung zum Industriekaufmann in einem Chemiekonzern, danach zehn Jahre Tätigkeit in einem Mineralölkonzern in München, 1964 Versetzung innerhalb des Konzerns nach Hamburg als Verwaltungsleiter und Prokurist, verheiratet, zwei Söhne.

SCHWEITZER, CARL, geb. 1923 im Sudetenland. Gymnasium, Abitur, Freiwilligenmeldung zur Wehrmacht, nach der Rekrutenausbildung zweimonatiger Lehrgang als Kriegsoffiziersbewerber (KOB). Nach Bestehen der Prüfungen Verlegung zur Nebelersatzabteilung nach Celle. Beförderung zum Fahnenjunker. Einsatz mit Granat-/Nebelwerfern (Do-Werfern) beim Ostfeldzug 1941 vor Perikop und Sewastopol (Krim) sowie Jewbatoria und Feodosia (Kertsch), Überwintern in Bortschokrak vor Sewastopol, 1942 erneut Kämpfe um Kertsch und Sewastopol, später Einsätze mit der Nebeltruppe bei Rostov im Sommer 1942 und bei Naltschik zunächst als Funker, dann bei einer schießenden Batterie, später wieder als Funker, der 22. Division unterstellt. Vorwiegend Einsatz von Sprenggranaten, weniger mit Nebel. Offiziersschule von Dezember 1942 bis Mai 1943, Beförderung zum Fähnrich, danach Fronteinsatz bei Bertitschew/Mius Auffrischung der Abteilung, erneuter Einsatz im Raum Izjum/Donetz, Unternehmen „Zitadelle“ im Juli 1943 bis Kursk, später bei Kriwoirog an der Seite der Heeresdivision „Großdeutschland“ als Vorgeschobener Beobachter, Brückenkopf von Nikopol/Dnjepr 1943/44, Rückzug, Auffrischung und Neuaufstellung der Nebeltruppe in Niedersachsen, Einsatz im Westen bei den Kämpfen um Nordfrankreich in der Nähe von Caen im Sommer 1944. Insgesamt vier Verwundungen. Kehrt nach mehreren Lazarettaufenthalten Ende 1944 verwundet in seine Heimat zurück, dort nach weiteren Lazarettaufenthalten in Aussig und Karlsbad Rückkehr in die elterliche

Wohnung. Von dort aus im Frühsommer 1945 Flucht Schweitzers, der noch auf Krücken ging, und seiner Eltern mit dem Zug unter schwierigen Bedingungen in den Westen, zu Verwandten nach Westfalen (als Reichs-deutsche, nicht im Sudetenland Geborene kamen sie so einer drohenden Ausweisung zuvor). Keine Kriegsgefangenschaft. Bekam auf Umwegen Entlassungsschein, Studium der Landwirtschaft in Norddeutschland und den USA, dort auch Beginn des Studiums der Veterinärmedizin, später Fortsetzung des Studiums in Berlin. Ordentlicher Professor an norddeutscher Universität, zahlreiche Forschungsarbeiten. Zum Interviewzeitpunkt verheiratet, zwei Töchter.

SEVERLOH, HEINRICH: (1923 – 2006), geb. in Niedersachsen als Sohn eines Landwirtes. Hitlerjugend. Am 23.7.1942 als Soldat zur leichten Artillerie nach Hannover eingezogen. Im August 1942 zunächst Verlegung nach St. Aubin bei Calais als Angehöriger der 321. I. D., Ausbildung als Meldereiter, am 27.11.1942 Verladung der Division im französischen Abbéville an die Ostfront, dort Einsatz beim Divisionstross als Fahrer eines Pferdeschlittens. Aufgrund kritischer Äußerungen im März 1943 zum Strafoxerzieren verurteilt, in dessen Folge er dauerhafte gesundheitliche Schäden davontrug. Längere Lazarettaufenthalte bis Juni 1943. Im Oktober 1943 wurde Severloh zu einem Unteroffizierslehrgang nach Braunschweig abkommandiert. Da seine Division, die 321. I. D. an der Ostfront zerschlagen worden war, wurden die Reste der Division am 2.12.1943 zur Neuaufstellung nach Frankreich verlegt, Severloh kehrte zu seiner Einheit zurück, ohne den Lehrgang beendet zu haben. Die Division wurde Ende 1943 in die 352. I. D. umbenannt und Severloh am 26.12.1943 in das Artillerieregiment der Division eingegliedert. Stationierung im Calvados, in der Normandie in einem französischen Privatquartier seit 14.2.1944 als Ordonnanz eines Batteriechefs. Am 6.6.1944 Einsatz als MG-Schütze auf WN 62. Verwundung am Auge während der Kämpfe, beim Absetzen aus WN 62 zweite Verwundung. Gefangennahme am 7.6.1944. Am 9.6. Transport nach England, später von dort nach Boston (USA). Arbeit als Erntehelfer in Tennessee, Mississippi, Florida. Transport nach Schottland im Mai 1946. Legte in den USA eine Dometscherprüfung ab. Am 20. Mai 1947 Heimkehr nach Niedersachsen. Heirat 1949. Drei Kinder. Ausbildung zum Landwirtschaftsmeister. Ab 1971 selbständiger Versicherungskaufmann, Pensionierung 1989.

SIEMERS, PAUL: geb. 1926 in Niederbayern. Ausbildung zum Wagner und Karosseriebauer, 1943 mit 17 Jahren zum RAD einberufen, anschließend Wehrmachtausbildung in Schlaren bei Prag, Verlegung nach Frankreich zur 716. I. D. nach St. Lô, Pionierlehrgang in Angers (Normandie), Fronteinsatz am 6.6.1944 nahe Trévières gegen von See her und aus der Luft gelandete Amerikaner. Geriet am 25. Juli 1944 in englische Gefangenschaft. Heimkehr aus England nach dreieinhalb Jahren Ende 1947. Fortsetzung der Ausbildung zum Wagnergesellen. 10 Jahre selbständiger Wagner, danach Arbeit als Zimmerer und Betriebsschreiner bis zur Pensionierung. Verheiratet seit 1954, drei Kinder.

SUMM, ERIKA: geb. Ohr, geb. 1921 in Stachenhausen, Kreis Künzelsau im Hohenloher Land als Tochter eines Schäfers, zwei Geschwister (der Bruder fiel mit 10 Jahren in die Trommel einer Dreschmaschine, verlor ein Bein und verstarb im Krankenhaus an Wundstarrkrampf), Volksschule in Niedersteinach, danach Landdienst bei einem Bauern, 1937 – 1940 Pfarrköchin in Ruppertshofen, Kreis Crailsheim. Teilnahme an verschiedenen Fortbildungen des Deutschen Frauenwerks, Schwesternausbildung ab 1. Oktober 1940 (bis September 1942) beim DRK in Stuttgart, Tod des Vaters 1942, nach der Ausbildung DRK-Schwester

im Krankenhaus Marbach, im November 1942 Einberufung zum Kriegseinsatz an der Ostfront als DRK-Schwester in einem Lazarett an der russischen Südfront in der Ukraine bei Shitomir. Ab 1943 – 1945 zum Teil fluchtartiger Rückzug des Lazarettpersonals von der Ostfront über Polen, Ungarn, die Slowakei und Tschechien nach Pilsen, dort von Mai bis Juli 1945 in amerikanischer Gefangenschaft. Entlassungsschein ausgestellt von den US-Truppen am 26.7.1945 in Pilsen. Nach dem Krieg zunächst für kurze Zeit als Kinderschwester im Privathaushalt sowie DRK-Schwester auf einer so genannten Wanderarbeitsstätte, die jetzt als Notaufnahme für Flüchtlingstransporte diente; danach von 1945 – 1952 OP-Schwester in Sindelfingen und Marbach am Neckar; heiratete 1952 einen schwer kriegsversehrten ehemaligen Wehrmattsangehörigen. Zunächst noch aushilfsweise Tätigkeit im Krankenhaus. Hohes soziales Engagement, 1982 Verdienstmedaille des Verdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland. 1992 Niederschrift der Lebensgeschichte; 2002 Lesung aus ihren Aufzeichnungen im Rahmen des Projekts „Frontschwester und Friedensengel“ der Universität Osnabrück; 2006 erschienen ihre Erinnerungen als Buch. Erika Summ ist verwitwet, hat zwei Kinder, zwei Enkel und lebt in der Nähe von Stuttgart.

THEISINGER, HUGO: geb. 1923 im Egerland, Schulbesuch, Mitglied in der sudetendeutschen Jungturnerschaft, Kreisjugendfeuerwehrführer, Besuch einer Bergschule (Berufsziel: Bergbauingenieur), in Regensburg zur Wehrmacht eingezogen, später Rekrutenausbilder in Kassel, in Südfrankreich nahe Bordeaux und in Rennes, danach 1941 Einsatz an der Ostfront, Zuteilung zur 9. Flak-Division (6. Armee), Abmarsch Richtung Stalingrad im Sommer 1942, Erdsätze mit 8,8-Flakgeschützen nahe Kotelnikowa, geriet mit seiner Division in die Einkesselung um Stalingrad, aufgrund einer schweren Verwundung Anfang Dezember 1942 aus dem Kessel ausgeflogen, fünf Monate Lazarettaufenthalt in Bad Bertrich, nach der Genesung erneut Teilnahme an den Kämpfen um die Ostfront bis Mai 1945. Nach dem Krieg bis zu seiner Pensionierung in leitender Position an der Universität Marburg, Autor zahlreicher Bücher über sudetendeutsche und deutsche Geschichte, über Böhmen und das Egerland. Verheiratet.

THOMA, ARNOLD: geb. 1924 in Pommern. Freiwilligenmeldung zur Wehrmacht, um der HJ zu entgehen, aufgrund dessen nur drei Monate RAD 1941, seit September 1941 Einsatz beim Vorstoß auf Moskau als Flammenwerfer, später als Funker. Geriet 1942 mit mehreren Kameraden in russische Gefangenschaft. Nach einem deutschen Bombenangriff gelang ihm und einem dabei verwundeten Kameraden die Flucht hinter die deutsche Linie. Im Juni 1942 verwundet, Lazarettaufenthalt und Genesungskompanie. Anschließend Verlegung nach Frankreich (Bretagne) im Januar 1943 in ein Bataillon. Eisernes Kreuz und Ritterkreuz. Schwere Verwundung im Herbst 1943 bei Schusswechsel mit Résistancekämpfern. Lazarettaufenthalt in Guingamp. Ende Juni 1944 Einsatz an der Normandiefront beim Kampf um Caen innerhalb eines Bataillons „im Sondereinsatz“ (an Brennpunkten). Ende Juli schwere Verwundung nach Granateneinschlag. Genesung in Deutschland. Erneuter Fronteinsatz in Mecklenburg. Geriet dort in amerikanische Gefangenschaft und wurde in Schleswig-Holstein an die Engländer übergeben. Arbeit als Dolmetscher für englische Truppen bis August 1947. Heirat 1947. Ein Kind. 22 Jahre Exportkaufmann in einer Hamburger Maschinenfabrik. Seit 1986 Geschäftsführer der Holding. Bis 1995 im Aufsichtsrat.

WEIß, ARNULF: geb. 1923, keine Freiwilligenmeldung, Ausbildung als Panzerpionier in Magdeburg, später zu Fahrradschwadron abkommandiert, erkrankte

noch in der Heimat an Gelbsucht, Stationierung innerhalb der 353. I. D., später, nach Neuauftellung, zur 371. I. D. in St. Briec/Bretagne ab Frühjahr 1944 zur Aufklärungsabteilung mit Fahrrädern, nach dem Angriff der Alliierten im Juni 1944 Verlegung an die Normandieküste zum Kampfeinsatz innerhalb des Füsilierbataillons der 371. I. D., am 8. Juli schwere Verwundung, Transport in ein Heimatlazarett nach Bad Nassau, später Verlegung nach Bad Schandau und nach Stendal. Nach dem Krieg Landwirt, Heirat, zwei Kinder. Enteignung des landwirtschaftlichen Betriebes, Arbeit beider Eheleute auf LPGs bis zur Pensionierung.

Schröder, ALBERT, geb. 1922, Abitur, innerhalb der österreichischen 137. I. D. seit 28.8.1941 an der Ostfront eingesetzt, vom 13.1. – 1.4.1943 Kriegsschule der Infanterie für Offiziersanwärter in Wiener Neustadt, am 1.4.1943 Beförderung zum Leutnant d. R., am 16.10.1943 bei Lojew (Grenze Weißrussland/Ukraine) schwer verwundet, nach der Genesung Einsatz in der 243. Inf.Div. vom 22.4.1944 bis 17.09.1944, diverse Orden: u. a. EK I, EK II, am 4.6.1944 Transport ins Lazarett nach Paris wegen der schweren, 1943 bei Lojew erlittenen Verwundung, dort OP am 6.6.1944, am 10.6. siebentägiger (!) Rücktransport zum Einsatz an der Normandiefrent, Teilnahme an den Kämpfen um die Halbinsel Cotentin, im September Rückzug über die Niederlande ins Reichsgebiet, dort Aufstellung neuer Einheiten aus Versprengten, Zuteilung zur 344. Inf.Div., Kämpfe bis zum 17.11.1944 am Westwall, danach im Hürtgenwald, dort erneute Verwundung am 20.11.1944, Rückzug mit den Resten des Gren.Btl. III/1058 am 30.11.1944 in die Nähe von Zulpich. Abmarschbefehl am 26.12.1944 nach Bonn, in Hennef am 28.12.1944 verladen, Transport an die Ostfront, nach Tarnow, Am 12.1.1945 eröffnete die Rote Armee die Winteroffensive, Teilnahme des neu aufgestellten Gren.Btl. III/1058 an den Kämpfen, nach Betreuung seines verwundeten Btl.Kdr. wurde Schröder auf der Suche nach seinem Btl. kurzerhand der 359. I.D. zugeteilt zum Einsatz in Oberschlesien und später an der polnisch-slowakischen Grenze, 1945 Beförderung zum Oberleutnant, geriet nach dem 8. Mai 1945 zwischen Königgrätz und Prag in sowjetische Gefangenschaft, versuchte mit zwei anderen Kameraden Flucht aus dem Kriegsgefangenenentransportzug in der Nähe von Auschwitz, um über die polnisch-slowakische Grenze nach Österreich zu fliehen, wurde jedoch von russischen Soldaten gestellt, die ihn in ein Gefangenenlager an der Wolga transportierten. Ende 1947 wegen schwerer gesundheitlicher Probleme (Ödeme in den Beinen) aus der Gefangenschaft entlassen, Schröder ging zunächst nach Niedersachsen zu seinen Großeltern, da seine Eltern im Krieg verstorben waren, und nahm im selben Jahr ein Ingenieurstudium mit Abschluss Dipl.-Ing. Fachrichtung Vermessung auf, danach bei der Wasser- und Schifffahrtsdirektion in Hamburg beschäftigt bis zur Pensionierung, erhielt Bundesverdienstkreuz für seinen Einsatz als Vermessungsingenieur beim Bau des Elbe-Seiten-Kanals, auch in Bezug auf die Einigung mit den Eigentümern der für den Kanal benötigten Flächen. Veröffentlichte seine Erinnerungen und die seiner österreichischen Division von 1991 – 1997 in einer österreichischen Kameradschaftszeitung der Bergmann-Division (137. I. D.).

## Abkürzungsverzeichnis:

A. K.	Armeekorps
AOK	Armeeoberkommando
BA-MA	Bundesarchiv – Militärarchiv Freiburg i. Br.
B-Stelle	Beobachtungsstelle
BIOS	Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History
Btl.	Bataillon
Div.	Division
DRZW	Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, 10 Bde.
FJR	Fallschirmjägerregiment
FpBf	Feldpostbrief
Gfm.	Generalfeldmarschall
HGr	Heeresgruppe
HLKO	Haager Landkriegsordnung
Hptm.	Hauptmann
HQ	Hauptquartier
HVP	Hauptverbandsplatz
I. D.	Infanteriedivision
Kp.	Kompanie
KTB	Kriegstagebuch
kv.	kriegsverwendungsfähig
L. A. H.	1. SS-Panzer-Division „Leibstandarte Adolf Hitler“
LL-Div.	Luftlandedivision
MG	Maschinengewehr
Ob.West	Oberbefehlshaber West
OKH	Oberkommando des Heeres
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
OT	Organisation Todt
Pak	Panzerabwehrkanone
PrAr	Privatarchiv
PrArIW	Privatarchiv Imke Wendt
Pz.Div.	Panzerdivision
RAD	Reichsarbeitsdienst
Rgt.	Regiment
SA	Sturmabteilung (der NSDAP)
SD	Sicherheitsdienst
SS	Schutzstaffel (der NSDAP)
TB	Tagebuch
VB	Vorgeschobener Beobachter
WN	Widerstandsnest

Abbildungsnachweise:	Seite:
2 Fotos eines Gemeinschaftsinterviews mit den Befragten Becker/Theisinger/Jost aus dem Heimatjahrbuch Cochem-Zell 2005, S. 182f.	63 - 64
3 Fotos von Gerhard F. Dose, Thomas und Imke Wendt am Collet du Linge (Lingekopf), Schauplatz Erster Weltkrieg, entstanden während einer Reise ins Elsass auf Einladung von Herrn Dose im Juli 2001. (Foto: Imke & Thomas Wendt, PrArlW)	65 – 66
Das „Reisebüro Wehrmacht“ ermöglichte auch den Besuch der französischen Hauptstadt. Dietrich (hintere Reihe, Dritter von rechts) und seine Kameraden vor dem Eiffelturm... (Foto: Nachlass Karl Dietrich)	79
Vormarschstraße der Deutschen in Frankreich im Juni 1940. (Foto: Nachlass Karl Dietrich)	82
Vormarschstraße der Wehrmacht im Westen. In der Fahrbahnmitte (vorn) Dietrich auf einem Fahrrad, links ein kaputter französischer Panzer. (Foto: Nachlass Karl Dietrich)	84
Henri Martin in der von den Deutschen wieder eröffneten Kohlenmine von Bernesq im Juli 1943 mit Grubenlampe und Helm. (Foto Henri Martin: PrArlW)	93
Tagebuchauszug Fritz Beckers von Sonntag, dem 2. März 1941. (Privatarchiv Fritz Becker)	120
Villefranche, Manöver-Besprechung Nov.-Dez. 1940, vorne links: Generalleutnant Wagner, (Foto: Privatarchiv Fritz Becker)	121
Links Melder Fritz Becker (mit Meldeblock auf dem Schoß), rechts der Fahrer Eisenbraun in einem dort untergestellten Wehrmachtsfahrzeug lehnd. (März 1940) (Foto: Privatarchiv Fritz Becker)	121
Ortskern von Picquigny (bei Amiens), wo Dietrich und seine Kameraden vom Juni 1940 – Frühjahr 1941 einige Monate lang eine angenehme Zeit als Besatzungssoldaten in Frankreich verbrachten. (Foto: Nachlass Karl Dietrich)	170
Bunker der 352. und 716. Inf. Div. am WN 62. (Foto: Imke Wendt, Juni 1994, PrArlW)	218
Tafel mit Lageplan der Bunker (Personal, Munition, Beobachtung, Küche), der MG- und Pakgeschütze, Lauf- und Panzergräben und Minenfelder des heute noch vor Colleville-sur-Mer zu besichtigenden WN 62, wie es am 6. Juni 1944 in etwa aussah. (Foto: Imke Wendt, Juni 1994, PrArlW)	219

- Franz Gockel und die Verfasserin im Gespräch am Normandie-Strand am 6. Juni 2002, exakt an der Stelle auf dem WN 62, von der aus sich Herr Gockel am 6. Juni 1944 als MG-Schütze gegen die angreifenden Amerikaner verteidigt hat. (Foto: Thomas Wendt, PrArIW) 339
- Der Bereich des WN 62 im Frühjahr 1994. Im Sommer 1944 standen hier Geschütze; es waren Laufgräben gezogen worden, in denen die MGs positioniert wurden. (Foto: Imke Wendt, Juni 1994, PrArIW) 395
- Die Normandie im Sommer 1943. Das Foto zeigt vermutlich den Ort Vierville-sur-Mer, ein Nachbarort von Colleville, vor dem das WN 62 lag. Herr Golder befand sich seit 1943 auf dem nahe Vierville gelegenen WN 73. (Foto: Hans Golder, PrArIW) 395
- Vermutlich ebenfalls der Ort Vierville-sur-Mer in der Normandie im Herbst 1943. Die Alliierten hatten am 6. Juni 1944 gegen ähnlich hohe Wellen anzukämpfen. (Foto: Hans Golder, PrArIW) 396
- Fritz Becker mit drei seiner Kameraden während einer Gefechts-pause in der „Hölle von Kowali“, im August 1941. (Foto: Privatarchiv Fritz Becker) 570
- Russische Beutekarte Fritz Beckers, die auf dem Vormarsch im Sommer 1941 in der Ukraine in deutsche Hände geriet. (Privatarchiv Fritz Becker) 591
- Kradmelder im ukrainischen Schlamm 1943 (Foto: Privatarchiv Fritz Becker) 614
- Ein Foto Dietrichs, das zeigt, wie er und seine Kameraden den Heiligen Abend 1941 im ukrainischen Privatquartier verbrachten: (Foto: Nachlass Karl Dietrich) 766
- „Hier is die Matka, wo ich vorhin erzählt habe ... in der Ukraine, wo die uns den Schnaps da gegeben hat hier. Hat sich in die Mitte hingestellt, freut sie sich ...“ Zwei Kameraden von Karl Dietrich posieren mit der ukrainischen Quartierswirtin für ein gemeinsames Foto. Ukraine 1942 (Foto: Nachlass Karl Dietrich) 767
- Im Sommer 1942 in der Ukraine: „Hier is Matka [auch], siehste! Da haben wir im Quartier gelegen, das war bei Slawjansk. Da macht se gerade ihren Fußboden wieder heile.“ (Foto: Nachlass Karl Dietrich) 768
- Zwei Seiten aus dem deutsch-russischen Soldatenwörterbuch von 1941 „für Feldgebrauch und tägliches Leben“, mit dem sich die deutschen Soldaten im Osten verständlich machen sollten. (PrArIW) 780
- Zwei Seiten aus dem „Bilderduden für Soldaten, deutsch-russisch-ukrainisch“ von 1941, das Heinrich Alms bei sich führte, und das den Aufdruck trug: „Nur für den Gebrauch innerhalb der Wehrmacht“. (PrArIW) 783

Empfang der deutschen Wehrmacht mit Blumen durch die westukrainische Bevölkerung im Sommer 1941 (Foto: Privatarchiv Fritz Becker)	785
Fritz Becker als Soldat im Winter 1942 in der Ukraine bei Rasdolowka (Foto: Privatarchiv Fritz Becker)	836
Winters wie sommers wurden die Soldaten von Läusen und anderem Ungeziefer geplagt, dem sie in Ruhephasen durch Absammeln versuchten, Herr zu werden. (Foto: Hans Golder, PrArIW)	841
Eines der Fotos, die Dietrich im Interview zeigte: „So sahen die Straßen aus in Russland. Da haste... bis hier Schlamm. ...“ (Foto: Nachlass Karl Dietrich)	845
„Sixtus“ und „Pauline“ mussten im Herbst 1942 aus dem Schlamm des Ostens gehoben werden. (Foto: Nachlass Karl Dietrich)	846
Dietrich (ganz rechts im Bild) und ein Kamerad (links im Bild mit gezogener 08) mit sowjetischen Kriegsgefangenen in der Ukraine 1942. (Foto: Nachlass Karl Dietrich)	859
Herr Schweitzer merkt zu diesem Foto in seinem KTB folgendes an: „Nachstehende Aufnahme wurde von Helmut R. während des letzten Angriffes auf Sewastopol gemacht und zeigt unseren VB beim Vorgehen durch die brennende Stadt. (Foto: Carl Schweitzer, PrArIW)	864
Helmut R. und Wachtmeister Ortmann als Vorgeschobene Beobachter. Diese Aufnahme, notierte Herr Schweitzer in seinem KTB, wurde am 1. Juli 1942, um 15.45 Uhr, nach Einnahme der Stadt Sewastopol am südl. Ufer der Swernaja-Bucht vom 2. Funker gemacht. (Foto: Carl Schweitzer, PrArIW)	864
Von Golder selbst beschriftetes Foto, auf dem er selbst als Größter zu sehen ist (ohne Uniformjacke, hinten Mitte). (Foto: Hans Golder, PrArIW)	872
Die DRK-Schwester Erika Summ im Lazarett von Shitomir im Jahre 1943 nach einer von einem Verwundeten angefertigten Bleistift-Zeichnung. (Foto: Erika Summ, PrArIW)	881
Auch eine Schwester des Lazaretts, Martha Weller, fiel dem Fleckfieber zum Opfer und wurde im Spätsommer 1943 auf dem Soldatenfriedhof über dem Fluss Teterew bestattet. (Foto: Erika Summ, PrArIW)	882
Eigener Gemüseanbau im eigens dafür geschaffenen Lazarettgarten, zur Verbesserung der Ernährungssituation der Verwundeten, Shitomir im Sommer 1943. (Foto: Erika Summ, PrArIW)	887

---

Der Pferdepfleger, Adam – ein Zivilist – beim Verwundetentransport im ukrainischen Shitomir im Sommer 1943. (Foto: Erika Summ, PrArIW, Text unter dem Foto tw. aus Erika Summ: Schäfers Tochter, S. 129)	908
Fritz Becker im Frühjahr 1941 in Frankreich. (Foto: Privatarchiv Fritz Becker)	938
Fritz Becker am 1. Dezember 1942 nach eineinhalb Jahren Krieg im Osten. (Foto: Privatarchiv Fritz Becker)	938
Bericht über die Beisetzung Heinrich Alms, zusammen mit Fotos vom Grab, am 3.9.1942 vom Staffelfapitan, Hptm. Sauer, an die Angehörigen von Heinrich Alms geschickt. (PrArIW)	950
Die Grabstelle von Heinrich Alms im August 1942. (PrArIW)	951
Beisetzung von im Lazarett Verstorbenen und Gefallenen von der nahen Front auf dem Soldatenfriedhof in Shitomir 1943. Frau Summ und andere Lazarettwestern wohnten der Beerdigung bei. (Foto: Erika Summ, PrArIW)	952
Nach der Ansprache erfolgte die Beisetzung auf dem Lazarettfriedhof in Shitomir 1943 mit der Reichskriegsflagge auf den Särgen und der Ehrenbezeugung durch die Kampfeinheit des Verstorbenen. (Foto: Erika Summ, PrArIW)	952
Nach der Ansprache, der Beisetzung und dem Schließen der Gräber erfolgte der Ehrensalue und die Militärkapelle ließ ein Abschiedslied dazu erklingen. (Foto: Erika Summ, PrArIW)	953
Gefallene Kameraden der Einheit Fritz Beckers im Winter 1942. (Foto: Privatarchiv Fritz Becker)	963
Von Golder (Erster von links) beschriftetes Foto, das ihn und seine Kameraden während einer mehrwöchigen Ruhephase beim Waffenreinigen zeigt. (Foto: Hans Golder, PrArIW)	1089
Von Golder (oben links, am Rand der Stellung) beschriftetes Foto: „Als es mal Ruhe gab.“. (Foto: Hans Golder, PrArIW)	1091
Golder und seine Kameraden im Mittelabschnitt der Ostfront (bei Orel) im Sommer 1942. (Foto: Hans Golder, PrArIW)	1091
Golder mit seinen Kameraden um einen Kanonenofen herum versammelt, im Hintergrund trocknende Wäsche auf einer Behelfswäscheleine, Orel (Mittelabschnitt) im Sommer 1942. (Foto: Hans Golder, PrArIW)	1092
Die Überquerung eines breiten Flusses (hier: der Don) mit sämtlichen Wehrmachtsfahrzeugen mehrerer Divisionen oder gar einer ganzen Armee konnte mehrere Stunden in Anspruch nehmen. (Foto: Nachlass Karl Dietrich)	1114

- Auf diesem Photo ist deutlich zu erkennen, welche Leistungen von den Pionieren zu erbringen waren, um eine improvisierte Brücke des breiten Stroms Don zu bauen, ...  
(Foto: Nachlass Karl Dietrich) 1115
- In der Kalmückensteppe wurden einigen Wehrmachtsdivisionen auf dem Weg nach Stalingrad Kamele statt der deutschen Kaltblüter und der sowjetischen Panjepferde zugeteilt, ...  
(Foto: Nachlass Karl Dietrich) 1116
- Die ersten Kamele: „Die können aber laufen! Ziehen vor allen Dingen! Auch zum Reiten [waren die]. ... Dietrichs Einheit im Sommer 1942 in der Kalmückensteppe. (Foto: Nachlass Karl Dietrich) 1116
- „Hier, Matka wäscht. ... Sie steht da und wäscht da draußen.“  
Im Sommer 1942 in der Ukraine aufgenommen, als Dietrich und seine Kameraden für einige Tage in Slawjansk einquartiert waren. (Foto: Nachlass Karl Dietrich) 1117
- Karl Dietrich, Dritter von rechts (hockend) und seine Kameraden während einer Ruhepause im Sommer 1942 in der Ukraine.  
(Foto: Nachlass Karl Dietrich) 1118
- Dietrich, Zweiter von links, und seine Kameraden an ruhigeren Tagen während einer Einquartierung in der Ukraine im Sommer 1942 nur mit Badehosen bekleidet. (Foto: Nachlass Karl Dietrich) 1119
- Von der Feldpostprüfstelle geöffneter Brief Schlotmanns vom 9.1.1943 mit geschwärzten Textpassagen. (PrArIW) 1198
- Briefumschlagseite mit Grüßen Schlotmanns, abgestempelt am 17.1.1943 und dem Öffnungs-Vermerk der Feldpostprüfstelle. (PrArIW) 1199
- Ewald Jost im Oktober 1942 in Nord-Stalingrad, kurz vor der Schließung des Kessels auf der später eingegrabenen Zugmaschine. (Foto: Nachlass Ewald Jost) 1203
- Ewald Jost im Mai 1943 auf Heimaturlaub im deutsch-besetzten Belgien. (Foto: Nachlass Ewald Jost) 1203
- Dieses Bild kommentierte Ewald Jost in der Zeitschrift für Geschichte, Brauchtum und Kultur\* selbst: „Wenn ich schreibe wir, so war dies die Besatzung einer 2-cm-Flak auf einer Zugmaschine von 1,5 Tonnen, wo ich als Fahrer dazugehörte. Unser Fahrzeug hatten wir eingegraben, um uns gegen Splitter zu schützen.  
(Foto: Nachlass Ewald Jost) \*s. Literaturverzeichnis unter: „Jost“. 1204
- Auf dem Hauptverbandplatz, zu dem Ewald Jost dann gebracht wurde, erhielt er dann das Päckchen eines ihm nicht bekannten Kameraden, das ein wunderschön gearbeitetes, aufklappbares Kreuz enthielt. (Foto: Nachlass Ewald Jost) 1204

---

Zusammen mit der Heimatpost erhielt die Truppe oft auch Tageszeitungen. (Foto: Hans Golder, PrArlW)	1215
Der Gefreite Paul Wortmann mit seiner Zeichnung „Ich komme!“. (Foto: Rosemarie, Schwester von Hrn. Wortmann)	1239
Dreiteiliger Brief Wortmanns vom 15. November 1942 (zwei Seiten Brief – siehe auch nachfolgende Seite - und Zeichnung „Ich komme!“), in dem er den Urlaub und die Fahrtdaten ankündigt. (Foto: Rosemarie, Schwester von Hrn. Wortmann)	1240
Paul Wortmanns Brief vom 15.11.1942, Seite 2 von 2. (Foto: Rosemarie, Schwester von Hrn. Wortmann)	1241
Zweiseitiger Brief (siehe Vorseite) von Paul Wortmann an seine Familie in Westfalen, in dem er ihnen die Streichung seines Heimaturlaubs zu Weihnachten aufgrund der wegen der Kesselschließung in Stalingrad befohlenen Urlaubssperre mitteilen muss. Brief vom 20.11.1942, Seite 1 von 2. (Foto: Rosemarie, Schwester von Hrn. Wortmann)	1242
Paul Wortmanns Brief vom 20.11.1942, Seite 2 von 2. (Foto: Rosemarie, Schwester von Hrn. Wortmann)	1243
Am 29. November 1942 sandte Paul Wortmann dann erneut einen Brief an seine Familie, dieses Mal mit Weihnachtsgrüßen und der obigen Zeichnung „Liebe Eltern“. (Foto: Rosemarie, Schwester von Hrn. Wortmann)	1244
Grausame Vergeltung in der Ukraine 1941/1942. (Foto: Nachlass Karl Dietrich)	1264

---

## QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

### 1. ARCHIVALIEN, UNGEDRUCKTE QUELLEN

I c-Monatsbericht vom 2. April 1943 (BA-MA/RH 24-84/9).

I c-Monatsbericht vom 2. Mai 1943 (BA-MA/RH 24-84/9).

„Feindnachrichten“ des 84. A.K. v. 03.11.1943 (BA-MA/RH 24-84/12).

I c-Tätigkeitsbericht d. H.Kdos. LX für Februar 1942. BA-MA/RH 24-84/4 (Anl. 2)

I c-Tätigkeitsbericht des H.Kdos. LX für Mai 1942 (BA-MA/RH 24-84-4 (Anlage 4)

I c-Monatsbericht v. 3.1.1944 (BA-MA/RH 24-84/12).

KTB Ob.West, (BA-MA/RH 19 IV/44), Bl. 136

KTB/HGr. D-Ob.West, Bd. I: 5.6. – 30.6.44, Bl. 35, 46, 74; Bd. II: 1.7. – 31.7.44, Bl. 196 (BA-MA/RH 19IV/43 - 44).

KTB/HGr.D-Ob.West, (BA-MA)

KTB/WFST, 1.1.44 – 31.12.44. Der westl. Kriegsschauplatz. (BA-MA/RW 4/v.67, Bl. 114).

KTB/WFSt 1.1.44 – 31.12.44. (BA-MA/RW4/v. 67, Bl. 23 (7.6.1944))

Monatsberichte des LXXXIV. A. K. (Februar 1942 – 3.1.1944) (BA-MA/RH 24-84/4 – 24-84/12, Anlagen und Beilagen zum Kriegstagebuch).

MS B-784

Fernsprech-Meldebuch (Ia) der 352. I.D. (Küstenverteidigungsabschnitt Bayeux, Landungstag). MS B-388, Bl. 1, MS B-388, Bl. 2a, MS B-388 Bl. 13, MS B-388, Bl. 16 (BA-MA)

v. Criegern, Oberstleutnant Wilhelm: Die Kämpfe des LXXXIV. A.K. in der Normandie von der alliierten Landung bis 17.6.1944 (Teil I). (BA-MA/MS B-784, S. 3).

Haffner, Sebastian: Gift der Kameradschaft (unveröffentlichtes Manuskript, wahrscheinlich aus dem Jahre 1939). Abdruck (gekürzt) in: Die Zeit, 21 (16. Mai 2002), S. 13 – 16.

Richter, Wilhelm: Kampf der 716. I.D. in der Normandie, 6.6. – 23.6.1944 (BA-MA/MS B-621).

Sturm- und Nahkampfstage des GR 916 (352. I. D.) (aus dem Privatbesitz Ulrich Heinze); Einsatzbefehl für die Kampfgruppe Loges (GR 916) v. 13.07.1944 (aus dem Privatbesitz Hans Heinze).

Ziegelmann, Major Wilhelm: Geschichte der 352. Inf. Div. (BA-MA/MS B-432).

Ziegelmann, Major Wilhelm: Auszug aus dem Fernsprech-Meldebuch der 352. I. D. (Küstenverteidigungsabschnitt Bayeux, Landungstag) (BA-MA/MS B-432).

Tagesmeldungen der HGr. B, Bd. I: 6.6. – 31.8.1944 (BA-MA/RH 19 IX/9)

## 2. PRIVATARCHIV

### 2.1 INTERVIEWS (alphabetisch, mit Angabe des Gesprächsdatums)

Helmut Arp (29.5.2001)

Fritz Becker (3.5.2002, gemeinsam mit Hugo Theisinger und Ewald Jost)

Dr. Siegfried Bötcher (5.6.1999)

Hugo Buhr (3.1.1999)

Karl Dietrich (19.12.1998)

Gerhard Friedrich Dose (26.8.2001)

Max Eisner (25.5.2002)

Friedrich Esser (20.6.2002)

Heinz Gärtner (17.3.2000)

Franz Gockel (30.7.1996, weiteres Gespräch am „Omaha Beach“/Normandie am 6.6.2002)

Hans Golder (12.8.1996)

Johann Gottschalk (21.11.1998)

Hans Heinze (26.7.1996)

Ewald Jost (3.5.2002, gemeinsam mit Fritz Becker und Hugo Theisinger)

Erich Kalbus (5.3.1999)

Claus Kowalski (22.8.1996)

Martin Kramer (11.5.2002)

Fritz Landgraf (3.2.1999)

Theodor Ludwig (24.4.1999)

Uwe Lützen (10.8.1996, weiteres Gespräch am 9.2.2002)

Henri Martin (geführt in St.-Laurent-sur-Mer/Normandie am 05.06.1994)

Hendrik Meyer (23.7.1996)

Gregor Meißner (14.8.1996)

Wilhelm Mühlig (5.6.2001)

Walter Müller (2.3.1999)

Udo Neß (23.8.1996)

Gerd Paulsen (8.9.1996)

Christian Ritter (6.9.1996)

Richard Rothe (17.4.1999)

Anton Schlotmann (12.5.2001)

Arnold Schmid (20.3.1999)

Franz Schramm (24.8.1996)

Gerhard Schütte (2.5.2002)

Carl Schweitzer (5.6.2001)

Heinrich Severloh (29.12.1993, weiteres Gespräch am 23.07.1996)

Paul Siemers (16.8.1996)

Erika Summ (2.6.2002)

Hugo Theisinger (3.5.2002, gemeinsam mit Fritz Becker und Ewald Jost)

Adolf Thoma (3.9.1996)

Otto Uhlmann (27.8.1996)

Arnulf Weiß (26.5.2002)

Günter Schröder (5.5.2001)

## 2.2 SCHRIFTLICHE AUFZEICHNUNGEN UND FOTOS DER ZEITZEUGEN

Dietrich, Karl: 312 Kriegsfotos aus den Jahren 1941 – 1944, zur Verfügung gestellt von Lutz Dietrich aus dem Nachlass seines Vaters.

Diverse Dokumente von Hans Golder (Briefe, Gedanken, Fotos).

Dose, Gerhard Friedrich: Erinnerungen an die Kinder- und Jugendzeit, o. O.

Dose, Oberleutnant Wolf Helmuth: Tagebuch vom 24.6.1941 bis 31.3.1942 (nach einer Abschrift der handschriftlichen Aufzeichnungen seines Bruders von G. F. Dose).

Esser, Friedrich: Feldpostbriefe 1942 – 1944 (Abschriften, in Kopie) sowie diverse Briefe an die Verfasserin aus dem Jahre 2002.

Golder, Hans: Kriegstagebuch vom 10.6.1941 – 4.1.1942.

Golder, Hans: Erinnerungen, o. O. 1994.

Golder, Hans: Brief v. 24.10.1996 an die Verfasserin und Originalfotos in Kopie aus 1941/42.

Heinze, Ulrich: Erinnerungen, o. O., o. J.

Meyer, Hendrik: Friktionen im Kriege, o. O. 1989.

Ritter, Christian: Erkundungen, Bd. 1, Hamburg 1993.

Schmid, Arnold: Nicht nur der Katastrophe von Stalingrad entronnen, o. O. o. J.

Severloh, Heinrich: Chronologie seines Kriegseinsatzes.

Severloh, Heinrich: Brief vom 28.4.1944.

Severloh, Heinrich: Brief vom 15.05.1994 an die Verfasserin.

Siemers, Paul: Erinnerungen eines 17jährigen deutschen Soldaten, o. O., o. J.

Schweitzer, Carl: Kriegstagebuch in fünf Bänden, hier: Band III: 5.6.1942 – 30.4.1943, angefertigt 1996 – 1998 nach Original-Tagebuchaufzeichnungen.

Uhlmann, Otto: Erinnerungen, Hamburg, o. J.

### 3. GEDRUCKTE QUELLEN - QUELLENEDITIONEN - ERINNERUNGEN - AUTOBIOGRAPHIEN

„Führer-Erlasse“ 1939 – 1945. Edition sämtlicher überlieferter, nicht im Reichsgesetz abgedruckter, von Hitler während des II. Weltkrieges schriftlich erteilter Direktiven aus den Bereichen Staat, Partei, Wirtschaft, Besatzungspolitik und Militärverwaltung. Zusammengestellt eingeleitet von Martin Moll, Stuttgart 1997.

Adam, Wilhelm: Der schwere Entschluss, Berlin 1965.

Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918 – 1945, Bd. 6, hg. v. Walter Bußmann u. a., Göttingen/Baden-Baden 1995.

Altrichter, Friedrich: Das Wesen der soldatischen Erziehung, Berlin 1938.

Ascher, Lisbeth: Pflege als Begegnung. Eine Krankenschwester erzählt aus ihrem Leben, Wien 1999.

Bachér, Peter: Zu Fuß an die Front, im Jeep in die Gefangenschaft, in: Alfred Neven DuMont (Hg.): Jahrgang 1926/27. Erinnerungen an die Jahre unter dem Hakenkreuz, Köln 2007, S. 167 – 171.

Bamm, Peter: Die Unsichtbare Flagge. Ein Bericht, München 1954.

Beauvoir, Simone de: Kriegstagebuch 1939 – 1945, Reinbek 1994.

Bernecker, Fernand: Die geopfert Generation. Kriegserinnerungen eines zwangseingezogenen Elsässers 1939 – 1945, Lemberg 1987.

Bilderduden für Soldaten: deutsch-russisch-ukrainisch. Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht, Abt. Inland, Leipzig 1941 [Bibliographisches Institut Leipzig, Heft 50].

Bloch, Marc: Die seltsame Niederlage: Frankreich 1940. Der Historiker als Zeuge. Mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe von Ulrich Raulff, Frankfurt/M. 1992.

Boberach, Heinz (Hg.): Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939 – 1945, Berlin 1965.

Böll, Heinrich: Briefe aus dem Krieg 1939 – 1945, Köln 2001.

Böll, Heinrich: Das Vermächtnis. Erzählung, Bornheim 1982.

Böll, Heinrich/Kopelew, Lew: Warum haben wir aufeinander geschossen? Bornheim-Merten 1981.

Bradley, Omar N.: A Soldier's Story of the Allies Campaigns from Tunis to the Elbe, London 1951.

Buff, Wolfgang: Kriegstagebuch Ost: Vor Leningrad. 29. September 1941 – 1. September 1942, hg. v. Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Kassel 2000.

Bunting, Madeleine: The Model Occupation. The Channel Islands under German Rule, 1940 – 1945, London 1995.

Choltitz, Dietrich von: Soldat unter Soldaten, Konstanz 1951.

- Clausewitz, Carl von: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, hg. v. Werner Hahlweg, Bonn 1980 (19. Auflage).
- Döbler, Hannsferdinand: Kein Alibi. Ein deutscher Roman 1919 – 1945, Berlin u. a. 1980.
- Dollinger, Hans (Hg.): Kain, wo ist dein Bruder? Was der Mensch im Zweiten Weltkrieg erleiden musste – dokumentiert in Tagebüchern und Briefen, München 1983.
- Domarus, Max (Hg.): Hitler. Reden und Proklamationen 1932 – 1945. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen, Bd. II, Untergang 1939-1940, Wiesbaden 1973.
- Deutsch-Russisches Soldatenwörterbuch. Rund 2000 Wörter für Feldgebrauch und tägliches Leben, Berlin 1941 [Verlag E. S. Mittler & Sohn].
- Ebert, Jens/Penkert, Sibylle (Hg.): Brigitte Penkert. Briefe einer Rotkreuzschwester von der Ostfront, Göttingen 2006.
- Ehrenburg, Ilja: Memoiren, Bd. III (1942 – 1965), München 1965.
- Eichner, Wilhelm: Jenseits der Steppe. Tagebuch aus dem Russlandfeldzug 1942 – 1944. München <sup>5</sup>2001.
- Fischer, Wolfgang: Ohne die Gnade der späten Geburt. Antwort an meinen Sohn, München 1990.
- Flanner, Janet: Paris, Germany. Reportagen aus Europa 1931 – 1950, München 1992.
- Fuchs, Helmut: Wer spricht von Siegen? Der Bericht über unfreiwillige Jahre in Russland, München/Hamburg 1987.
- Gauck, Joachim: Winter im Sommer – Frühling im Herbst. Erinnerungen, München 2009.
- Gerloff, Susi: Kriegsschwestern. Erlebnisberichte, Pfaffen-Schwabenheim <sup>2</sup>1995.
- Gockel, Franz: Das Tor zur Hölle. Omaha Beach 6. Juni 1944. Straßburg 2003.
- Goebbels, Joseph: Die Tagebücher 1923 – 1945, hg. v. Elke Fröhlich. 30 Bde., hier: Teil II: Diktate 1941 – 1945, Bd. 2: Oktober – Dezember 1941; Bd. 3: Januar - März 1942. München 1993 – 2007.
- Görlitz, Walter: Model. Strategie der Defensive. Wiesbaden 1975, S. 192.
- Grass, Günter: Beim Häuten der Zwiebel, Göttingen <sup>2</sup>2006.
- Großmann, Alois: Granatsplitter. Aus dem Kriegstagebuch eines Panzergrenadiers, Frankfurt/M. 1992.
- Guderian, Heinz: Erinnerungen eines Soldaten, Heidelberg 1951.
- Halder, Franz: Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939 – 1942. Hg. vom Arbeitskreis für Wehrforschung Stuttgart, bearb. von Hans-Adolf Jacobsen, 3 Bde., Stuttgart 1962 - 1964 (zit: Halder: KTB).

- Harrison, Gordon A.: Cross Channel Attack, Washington D. C. 1951 [= United States Army in World War II: The European Theatre of Operations, 2]
- Hartlaub, Felix: "In den eigenen Umriss gebannt." Kriegsaufzeichnungen, literarische Fragmente und Briefe aus den Jahren 1939 – 1945, Frankfurt/M. 2007.
- Heintz, André: Caen pendant la bataille. Récit d'un témoin, in: François Bédarida: Normandie 44. Du débarquement à la libération, Paris 1987, S. 161 – 165.
- Helms, Heinrich: „Nun gute Nacht, meine Lieben!“ Briefe aus dem Zweiten Weltkrieg, hg. von Siegmund Helms, Münster 2006.
- Hemingway, Ernest: 49 Depeschen [ausgewählte Zeitungsberichte und Reportagen aus den Jahren 1920 – 56], hg. v. Ernst Schnabel, Reinbek 2003.
- Henning, Otto: Als Panzer- und Spähtruppenführer in der PLD 1943 – 1945; bei der Panzer-Aufklärer-Lehrabteilung 130 in Ungarn, in der Normandie und in den Ardennen, Würzburg 2006.
- Heydte, Friedrich von der: Die Fallschirmtruppe im Zweiten Weltkrieg, in: Bilanz des Zweiten Weltkrieges, Oldenburg 1953, S. 177 – 197.
- Heye, Uwe-Karsten: Vom Glück nur ein Schatten. Eine deutsche Familiengeschichte, München 2004.
- Hitler, Adolf: Mein Kampf (2 Bde.), München 1939 (zitiert: Hitler: MK I bzw. MK II).
- Hitlers Zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahre 1928, eingeleitet und kommentiert von Gerald L. Weinberg, Stuttgart 1960.
- Hoelz, Max: Vom „Weißen Kreuz“ zur Roten Fahne. Jugend-, Kampf- und Zuchthausenerlebnisse, Berlin 1929.
- Hoßbach-Protokoll v. 10. November 1937, in: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg (14. Nov. 1945 – 1. Okt. 1946), Nürnberg 1947 – 1949, 42 Bde., hier: Bd. 25, S. 403 – 413.
- Hubatsch, Walter (Hg.): Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939 – 1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht, Koblenz 1983.
- Hürter, Johannes: Ein deutscher General an der Ostfront. Die Briefe und Tagebücher des Gotthard Heinrici 1941/42, Erfurt 2001.
- Hürter, Johannes: Die Wehrmacht vor Leningrad. Krieg und Besatzungspolitik der 18. Armee im Herbst und Winter 1941/42, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 49 (2000) 3, S. 377 – 440.
- „Ich werde es nie vergessen“: Briefe sowjetischer Kriegsgefangener 2004 – 2006, hg. v. Verein Kontakte – Kontakty e. V., Berlin 2007.
- Jonitz, Hans: In amerikanischer und französischer Kriegsgefangenschaft, in: Wolfgang Benz/ Angelika Schardt (Hg.): Deutsche Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg. Erinnerungen, Frankfurt/M. 1995, S. 93 – 131.
- Jacobsen, Hans-Adolf (Hg.): 1939 – 1945. Der Zweite Weltkrieg in Chronik und Dokumenten, Darmstadt 1961 (zitiert: Dokumente).

- Jacobsen, Hans-Adolf (Hg.): Der Zweite Weltkrieg in Bildern und Dokumenten, (10 Bde.), Bd. 3: Unternehmen Barbarossa, 1941, München 1968.
- Jacobsen, Hans-Adolf/Dollinger, Hans (Hg.): Der Zweite Weltkrieg in Bildern und Dokumenten, (10 Bde.), Bd. 5: Kriegswende 1942/43, München 1968 (zitiert: in Bildern).
- Jacobsen, Hans-Adolf/Hans Dollinger (Hg.): Der Zweite Weltkrieg in Bildern und Dokumenten, (10 Bde.), Bd. 8: Die Invasion 1944, München 1968 (zit.: in Bildern).
- Jacobsen, Hans-Adolf: Zur Rolle der deutschen Wehrmacht im Russlandfeldzug 1941 – 1944, in: Die Wehrmachtausstellung, hg. v. Hans-Günther Thiele, S. 48 – 59.
- Jarausch, Konrad: „Das stille Sterben...“. Feldpostbriefe von Konrad Jarausch aus Polen und Russland 1939 – 1942, hg. v. Konrad H. Jarausch/Klaus Jochen Arnold, Paderborn 2008.
- Jost, Ewald / Fickers, Adolf: Stalingrad und das „Glückskreuz“, in: Zeitschrift für Geschichte, Brauchtum und Kultur. Monatsblätter des Geschichts- und Museumsvereins „Zwischen Venn und Schneifel“, St. Vith (Belgien), 11 (2002) 38, S. 203 – 205.
- Kammler, Jörg: Ich habe die Metzerei satt und laufe über... Kasseler Soldaten zwischen Verweigerung und Widerstand (1939 – 1945). Eine Dokumentation [= Kasseler Quellen und Studien. Schriftenreihe des Magistrats der Stadt Kassel, Bd. 6], Fulda 1985.
- Kardorff, Ursula von: Berliner Aufzeichnungen 1942 – 1945, neu hg. von Peter Hartl, München <sup>2</sup>1997.
- Kaut, Anneliese: Eine von vielen. Kriegstagebuch 1939 – 1943, Berlin 1994.
- Kempowski, Walter: Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch, Bd. I: Januar bis Februar 1943, München <sup>4</sup>1993.
- Klemperer, Viktor: Ich will Zeugnis ablegen, bis zum letzten, Tagebücher 1933 – 1945, Bd. VI, Berlin 1996.
- Klemperer, Viktor: LTI (= Lingua Tertii Imperii). Notizbuch eines Philologen, Leipzig <sup>19</sup>2001 (Reclam-Bibliothek, Bd. 125)
- Kohl, Paul: „Ich wundere mich, dass ich noch lebe“. Sowjetische Augenzeugen berichten. Gütersloh 1990.
- Koschorrek, Günter K.: „Vergiss’ die Zeit der Dornen nicht!“ ein Soldat der 24. Panzerdivision erlebt die sowjetische Front und den Kampf um Stalingrad, Würzburg 2008.
- Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtsführungsstab), 1940 – 1945. Geführt von Helmuth Greiner und Percy E. Schramm. Im Auftrag des Arbeitskreises für Wehrforschung hg. von Percy Ernst Schramm. (8 Bde.), Bd. I/2: 1.8. – 31.12.1941; Bd. IV/1: 1.7.1944 – 1.9.1945, München 1982.
- Kriegstagebuch der Panzer-Lehr-Division – I b. 30.12.1943 – 31.7.1944, o. O. 1944.

- Kriegstagebuch der Seekriegsleitung 1939 – 1945, hg. v. Werner Rahn/Gerhard Schreiber, Berlin (u. a.) 1995, Teil A, Bd. 58/I (Juni 1944).
- Kuby, Erich: Mein Krieg. Aufzeichnungen aus 2129 Tagen, München 1975.
- Lange, Herta/Burkard, Benedikt (Hg.): „Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer“. Kinder schreiben an die Väter 1939 – 1945, Reinbek 2000.
- Lenz, Siegfried: Ich zum Beispiel, in: Alfred Neven DuMont (Hg.): Jahrgang 1926/27. Erinnerungen an die Jahre unter dem Hakenkreuz, Köln 2007, S. 120 – 131.
- Leonhard, Hans: Wieviel Leid erträgt ein Mensch? Aufzeichnungen eines Kriegspfarrers über die Jahre 1939 – 1945, Amberg 1994.
- Levi, Primo: Wann, wenn nicht jetzt? München/Wien 1986.
- Luck, Hans von: Mit Rommel an der Front, Hamburg u. a. 2001.
- Manstein, Erich von: Verlorene Siege. Bonn 1955.
- McCourt, Frank: Ein rundherum tolles Land. Erinnerungen, München 2001
- Mehner, Kurt (Hg.): Die geheimen Tagesberichte der deutschen Wehrmachtführung im Zweiten Weltkrieg 1939 – 1945, 12 Bde., Osnabrück 1984 – 1995 (zit. Mehner: Tagesberichte).
- Meier, Petra Martina (Hg.): Es ist so kalt im Russenlande. 290 authentische Briefe aus dem Zweiten Weltkrieg, Frankfurt 2008.
- Messerschmidt, Manfred: Typische und untypische Kriegserlebnisse im Ruhrgebiet, in: Alfred Neven DuMont (Hg.): Jahrgang 1926/27. Erinnerungen an die Jahre unter dem Hakenkreuz, Köln 2007, S. 159 – 166.
- Missalla, Friedrich: „Wer glaubt, kann besser sterben.“ Domradio-Interview vom 28.8.2009, 9.17 Uhr. URL: <http://www.domradio.de/aktuell/56239/friedensforscher-missalla-ueber-die-teils-unruehmliche-rolle-kirche-im-zweiten-weltkrieg.html>
- Opitz, Alfred: Die Stimmung in der Truppe am Vorabend des Überfalls auf die Sowjetunion, in: Wolfram Wette (Hg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992, S. 230 – 239.
- Philippe, Danièle: Es begann in der Normandie. Eine französische Kindheit im Zweiten Weltkrieg, München 1988.
- Rahn, Werner/Schreiber, Gerhard (Hg.): Kriegstagebuch der Seekriegsleitung 1939 – 1945, Bd. 58, Teil A: Juni 1944, Berlin u. a. 1995.
- Reese, Willy Peter: „Mir selber seltsam fremd.“ Die Unmenschlichkeit des Krieges. Russland 1941 – 44, München 2003.
- Reibert, Wilhelm: Der Dienstunterricht im Heere. Ausgabe für den Schützen der Schützenkompanie, Berlin 1941.
- Renger, Annemarie: Fasziniert von Politik, Stuttgart 1981.
- Renger, Annemarie: Ein politisches Leben. Erinnerungen, Stuttgart 1993.
- Rescher, Ulrike/Erdmann, Elmar (Hg.): Heimat! Endlich! Chronik einer Kriegsehe 1938 – 1948 (Zit: Rescher: Heimat!), Boddin 2008.

- Ritgen, Helmut: Westfront 1944, Stuttgart 1998.
- Ruge, Friedrich: Rommel und die Invasion, Stuttgart 1959.
- Sajers, Guy: The Forgotten Soldier, Washington D. C. 1967.
- Salewski, Michael (Hg.): Die Deutsche Seekriegsleitung, Bd. II, 1942 – 1945, München 1975.
- Sartre, Jean-Paul: Paris unter der Besatzung. Artikel und Reportagen 1944 – 1945, hg. v. Hanns Grössel, Reinbek 1980.
- Schade-Bartkowiak, Elfriede: Sag mir, wo die Blumen sind. Unter der Schwesternhaube. Kriegserinnerungen einer DRK-Schwester im II. Weltkrieg an der Ostfront, Hamburg 1989.
- Schäfers Tochter: Die Geschichte der Frontschwester Erika Summ 1921 – 1945, hg. von Jürgen Kleindienst, Berlin 2006.
- Schmundt-Aufzeichnungen über die Besprechung v. 23.5.1939, in: Akten zur deutschen Auswärtigen Politik 1918 – 1945, Serie D: 1937 – 1941, Baden-Baden 1956, Bd. 6, S. 477 – 483.
- Schröder, Günter: Erinnerungen an den Ostfeldzug unter dem Bergmannhammer, in: Das Bergmann-Echo. Mitteilungsblatt für die Kameradschaft der Bergmann-Division 137. I.D., Juni 1994 (75.), S. 12 – 15.
- Schröder, Heinz: Stalingrad. „... bis zur letzten Patrone“, Lengerich, o. J.,
- Schröder, Martin: Held oder Mörder? Bilanz eines Soldaten Adolf Hitlers, Wuppertal 1991.
- Schüßler, Hans: Vorwärts, Kameraden. Die Wehrmacht im Krieg. Erinnerungen eines Frontoffiziers, Berlin 1997.
- Severloh, Heinrich: WN 62. Erinnerungen an Omaha Beach. Normandie, 6. Juni 1944, Garbsen 2002.
- Smith, Howard K.: Feind schreibt mit. Ein amerikanischer Korrespondent erlebt Nazi-Deutschland, Frankfurt/M. 1986.
- Speidel, Hans: Invasion 1944. Tübingen/Stuttgart 1949.
- Spratte, Wido (Hg.): Stalingrad. Feldpostbriefe des Oberleutnants Harald Bleker, o. O. 2000.
- Stahlberg, Alexander: Die verdammte Pflicht. Erinnerungen 1932 bis 1945, Berlin/Frankfurt a. M. 1987.
- Stehmann, Siegbert: Die Bitternis verschweigen wir. Feldpostbriefe 1940 – 1945, hg. von Gerhard Sprenger, Hannover 1992.
- Steinhoff, Johannes/Pechel, Peter/Showalter, Dennis (Hg.): Deutsche im Zweiten Weltkrieg. Zeitzeugen sprechen, München 1989.
- Summ, Erika: Schäfers Tochter. Die Geschichte der Frontschwester Erika Summ 1921 – 1945, hg. v. Jürgen Kleindienst, Berlin 2006.
- Tessin, Georg: Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939 – 1945, 6. Band: die Landstreitkräfte 71 – 130, Osnabrück 1973.

- Tessin, Georg: Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939 – 1945, Osnabrück 1980, Bd. 14.
- Tewes, Ernst: Seelsorger bei den Soldaten. Erinnerungen an die Zeit von 1940 bis 1945, München 1995.
- Theweleit, Klaus: „Die Erfindung Europas durch Hitlers Soldaten“, Rezension von Franz W. Seidler: Die Kollaboration 1939 – 1945, in: taz, 30./31.3.1996.
- Tucholsky, Kurt: Unser Militär! Schriften gegen Krieg und Militarismus, hg. v. Richard von Soldenhoff, Frankfurt a. M./Olten/Wien 1982.
- Werth, Léon: 33 Tage. Ein Bericht, München 1996.
- Wind, M./Günther, H. (Hg.): KTB der 17. SS-Panzer-Grenadier-Division „Götz von Berlichingen“, 30. Oktober 1943 bis 6. Mai 1945, München 1993.
- Wortmann, Magdalena: Was haben wir nicht alles mitgemacht! Kriegserlebnisse einer Rotkreuzkrankenschwester, Paderborn 1995.
- Wöss, Fritz: Hunde, wollt ihr ewig leben? Hamburg 1960.
- Ziegelmayr, Wilhelm: Die moderne Verpflegung der deutschen Wehrmacht, in: Der Forschungsdienst 11 (1940), S. 99 – 107.
- Ziegelmayr, Wilhelm/Merres, Ernst: Die Nahrungs- und Genussmittel, ihre Pflege und Lagerung, Berlin 1941.
- Ziegelmayr, Wilhelm: Rohstofffragen der deutschen Volksernährung. Eine Darstellung der ernährungswirtschaftlichen und ernährungswissenschaftlichen Aufgaben unserer Zeit, Dresden/Leipzig 1936.
- Zink, Jörg: Sieh nach den Sternen – gib Acht auf die Gassen. Erinnerungen. Stuttgart 1992.

#### 4. LITERATUR

- Agte, Patrick: Jochen Peiper. Kommandeur Panzerregiment Leibstandarte, Berg 1998.
- Ailsby, Christopher: Die Waffen-SS an der Ostfront. Der Russland-Feldzug 1941 – 1945, o. O. 2000.
- Aly, Götz: „Hitlers zufriedene Räuber“, in: Die Zeit, 20/2003.
- Ambrose, Stephen E.: D-Day. June 6, 1944. The Climactic Battle of World War II, New York 1994.
- Ambrose, Stephen E.: Band of Brothers. E company, 506<sup>th</sup> Regiment, 101<sup>st</sup> Airborne from Normandy to Hitler's Eagle's Nest, New York 2001.
- Amouroux, Henri: La grande histoire des Français sous l'Occupation, Bd. 1 (8 Bde.), Paris 1976.
- Amouroux, Henri: La grande histoire des Français sous l'Occupation Bd. 7 (8 Bde.), Paris 1985.
- Amouroux, Henri: La vie des Français sous l'Occupation, Paris 1994.

- Andrae, Friedrich: Auch gegen Frauen und Kinder: der Krieg der deutschen Wehrmacht gegen die Zivilbevölkerung in Italien 1943 – 1945, München <sup>2</sup>1995.
- Appelius, Stefan: [Fritz] Heine. Die SPD und der lange Weg zur Macht, Essen 1999.
- Arnold, Klaus Jochen: Die Eroberung und Behandlung der Stadt Kiew durch die Wehrmacht im September 1941: Zur Radikalisierung der Besatzungspolitik, S. 23 – 63 (MGM 1998 (58)).
- Arnold, Klaus Jochen: Die Wehrmacht und die Besatzungspolitik in den besetzten Gebieten der Sowjetunion: Kriegführung und Radikalisierung im „Unternehmen Barbarossa“, Berlin 2005.
- Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses, München 1999.
- Ausländer, Fietje (Hg.): Verräter oder Vorbilder? Deserteure und ungehorsame Soldaten im Nationalsozialismus, Bremen 1990.
- Aussermair, Josef/Hoff, Gregor Maria (Hg.): Dietrich Bonhoeffer, Paderborn 2008.
- Azéma, Jean-Pierre: De Munich à la Libération 1938 – 1944, Paris 1979.
- Barth, Fritz: Hoffnung – Krieg – Not. Das 3. Reich und die Besatzungszeit, Neuenbürg <sup>2</sup>1995.
- Bartov, Omer: Von unten betrachtet: Überleben, Zusammenhalt und Brutalität an der Ostfront, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 326 – 344.
- Bechdorf, Ute: Den Siegern gehört die Beute. Vergewaltigungen beim Einmarsch der Franzosen im Landkreis Tübingen, in: Gewalt – Kriegstod – Erinnerung. Geschichtswerkstatt, Hamburg 1988, Heft 16, S. 31 – 36.
- Beck, Birgit: Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939 – 1945, Paderborn 2004.
- Beckermann, Ruth: Jenseits des Krieges. Ehemalige Wehrmachtssoldaten erinnern sich, Wien 1998.
- Bédarida, François (Hg.): Normandie 44. Du débarquement à la libération, Paris 1987.
- Beese, Dieter: Kirche im Krieg, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 486 - 502.
- Beese, Dieter (Hg.): Seelsorger in Uniform: evangelische Militärseelsorge im Zweiten Weltkrieg: Aufgabe, Leitung, Predigt, Hannover 1995.
- Beevor, Anthony: Stalingrad. München 2001.
- Bennett, Ralph: Behind the battle: intelligence in the war with Germany 1939 – 45, London 1994.
- Bennewitz, Nadja/Binz, Dieter: Zivile Opfer waren grausames Kalkül. Das Massaker von Marzabotto. [http://www.partigiani.de/krieg/d\\_marzabotto.htm](http://www.partigiani.de/krieg/d_marzabotto.htm) 17.01.2004, S. 1 von 2.

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt/M. <sup>5</sup>1977.
- Berges, Walter: Die Grundsätze für die Ernährung des Soldaten vom Beginn des 19. Jahrhunderts ab. [Med. Diss], Düsseldorf 1937.
- Bethell, Nicholas: Das letzte Geheimnis: die Auslieferung russischer Flüchtlinge an die Sowjets durch die Alliierten 1944 – 47, Frankfurt a. M. 1974.
- Beyrer, Klaus: Korrespondenz im Kriege. Die postalische Seite der Feldpost, in: Benedikt Burkard/Friederike Valet (Hg.): Abends, wenn wir essen, fehlt uns immer einer, Heidelberg 2000, S. 144 – 152.
- Birn, Bettina: Zweierlei Wirklichkeit? Fallbeispiele zur Partisanenbekämpfung im Osten, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 275 – 290.
- Bischof, Günter: Invasion: 6. Juni 1944: die alliierte Landung in der Normandie. In: Zeitungszeugen (2010) 85.
- Bischof, Günter/Steininger, Rolf: Die Invasion aus der Sicht von Zeitzeugen, in: Die Invasion in der Normandie 1944, hg. v. Günter Bischof/Wolfgang Krieger, Innsbruck 2001, S. 55 – 73.
- Blet, Pierre SJ: Papst Pius XII und der Zweite Weltkrieg. Aus den Akten des Vatikans, Paderborn <sup>2</sup>2001.
- Böckle, Karlheinz: Feldgendarmen, Feldjäger, Militärpolizisten, Stuttgart 1987.
- Böhme, Britta: Grenzland zwischen Mythos und Realität – Real- und Ideengeschichte des ukrainischen Territoriums, Berlin 1999.
- Bömelburg, Hans-Jürgen/Musial, Bogdan: Die deutsche Besatzungspolitik in Polen 1939 – 1945, in: Deutsch-polnische Beziehungen 1939 – 1945 – 1949, hg. v. Włodzimierz Borodziej u. a., Osnabrück 2000, S. 43 – 111.
- Böhmler, Rudolf/Haupt, Werner: Fallschirmjäger, Dornheim 1971.
- Boivin, Michel: Les Victimes Civiles de Basse Normandie dans la Bataille de Normandie, Caen 1996.
- Boog, Horst: Kolossalgemälde des Schreckens, Rezension von Jörg Friedrichs: „Der Brand“, in FAZ (12.12.2002).
- Boog, Horst: Die Luftwaffe, in: ders. u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion 1941, Frankfurt 1991, S. 736 – 847. [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Taschenbuch-Sonderausgabe, zit. TB).
- Boog, Horst: Strategischer Luftkrieg in Europa und Reichsluftverteidigung 1943 – 1944, in: ders. u. a. (Hg.): Das Deutsche Reich in der Defensive. Strategischer Luftkrieg in Europa, Krieg im Westen und in Ostasien 1943 – 1944/45, S. 3 – 417 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 7], München 2001.
- Boll, Bernd/Safrian, Hans: Auf dem Weg nach Stalingrad. Die 6. Armee 1941/42, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.): Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Hamburg 1995, S. 260 – 289.

- Bonwetsch, Bernd: Die Partisanenbekämpfung und ihre Opfer im Russlandfeldzug 1941 – 1944, in: Klaus Meyer/Wolfgang Wippermann (Hg.): Gegen das Vergessen: der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion 1941 – 1945, Frankfurt/M. 1992, S. 102 – 118.
- Borchert, Rudolf: Kein „Stalingrad“ in der Normandie, in: Christian Zentner (Hg.): Soldaten im Einsatz. Die Deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1977, S. 383 – 394.
- Borowy, Iris: Freundschaft, Feindschaft, Neutralität? Die LNHO des Völkerbundes und das Deutsche Reich während des Zweiten Weltkrieges, in: Wolfgang U. Eckart/ Alexander Neumann (Hg.): Medizin im Zweiten Weltkrieg, Paderborn 2006, S. 17 – 41.
- Boüard de, Michel: La répression allemande dans le Calvados durant l'Occupation, in: François Bédarida (Hg.): Normandie 44. Du débarquement à la libération. Paris 1987, S. 127 – 142.
- Boyens, Armin: Kirchenkampf und Ökumene 1939 – 45. Darstellungen und Dokumentation. München 1969.
- Briesen, Detlef/Gaus, Rüdiger: Über den Wert von Zeitzeugen in der deutschen Historik. Zur Geschichte einer Ausgrenzung, in: BIOS 6 (1993) 1, S. 1 – 32.
- Bröckling, Ulrich: Schlachtfeldforschung, in: Mittelweg 36 (2000), S. 74 – 92.
- Bubis, Ignatz: Eröffnungsrede Frankfurt am Main, in: Krieg ist ein Gesellschaftszustand. Reden zur Eröffnung der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1944, Hamburg 1998, S. 159 – 163.
- Buchbender, Ortwin/Sterz, Reinhold (Hg.): Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939 – 1945, München 1982.
- Burger, Horst: Warum warst Du in der Hitler-Jugend? Vier Fragen an meinen Vater. Reinbek 2001.
- Büttner, Ursula: „Gomorrha“: Hamburg im Bombenkrieg. Die Wirkung der Luftwaffe auf Bevölkerung und Wirtschaft, Hamburg 1993.
- Carell, Paul: Sie kommen, Invasion 1944 Hamburg <sup>2</sup>1994.
- Cartier, Raymond: Der Zweite Weltkrieg, Bd. 2, München 1967.
- Chor'kov, Anatolij G.: Die Rote Armee in der Anfangsphase des Großen Vaterländischen Krieges, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 425 – 442.
- Collier, Richard: D-Day, June 6, 1944. The Normandy Landings, London 1994.
- Compagnon: Jean, Die Strände der alliierten Invasion, Rennes 1992.
- Dahms, H. G.: Geschichte des Zweiten Weltkrieges, Tübingen 1965.
- Delmer, Sefton: Die Deutschen und ich, Lengerich 1962.
- Denzler, Georg/Fabricius, Volker: Die Kirchen im Dritten Reich, Frankfurt/M. 1984.
- Desprairies, Cécile: Sous l'œil de l'occupant: la France vue par l'Allemagne 1940 – 1944, Paris 2010.

- Desquesnes, Rémy: Atlantikwall et Südwall: la défense allemande sur le territoire français, 1941 – 1944, Caen 1987 [Univ.Diss.], 2 Bde.
- Detel, Wolfgang: Grundkurs Philosophie 3 (Philosophie des Geistes und der Sprache), Stuttgart 2007.
- Deuve, Jean: La guerre des magiciens. L'intoxication alliée 1939 – 1944, Condé-sur-Noireau 1995.
- Dierich, Wolfgang: Sanitätswesen der Luftwaffe, in: ders. (Hg.): Die Verbände der Luftwaffe 1935 – 1945. Gliederungen und Kurzchroniken. Eine Dokumentation, Stuttgart 1976, S. 299 – 307.
- Dingel, Frank: Schutzstaffel (SS), in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 718 – 721.
- Dingel, Frank: Waffen-SS, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 791 – 793.
- Dowe, Dieter (Hg.): „Mein Vater war doch kein Verbrecher – und doch hat er einem verbrecherischen Regime gedient“: warum betrifft uns das heute noch? Podiumsdiskussion des Gesprächskreises Geschichte der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn am 16. November 1998, Bonn 1999.
- Dressen, Willi: Kommissarbefehl, Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 547f.
- Drews, Joachim: „Die Nazi-Bohne“. Anbau, Verwendung und Auswirkung der Sojabohne im Deutschen Reich u. Südosteuropa (1933 – 1945), Münster 2004.
- Drez, Ronald J: Voices of D-Day, o. O. 1994.
- Drolshagen, Ebba D.: Der freundliche Feind. Wehrmachtssoldaten im besetzten Europa, München 2009.
- Drolshagen, Ebba D.: Nicht ungeschoren davonkommen. Das Schicksal der Frauen in den besetzten Ländern, die Wehrmachtssoldaten liebten. Hamburg 1998.
- Durand, Yves: La France dans la deuxième Guerre Mondiale 1939 – 1945, Paris 1993.
- Ebert, Jens (Hg.): Stalingrad – eine deutsche Legende. Zeugnisse einer verdrängten Niederlage, Reinbek 1992.
- Eckart, Wolfgang U.: Von der Agonie einer missbrauchten Armee. Anmerkungen zur Verwundeten- und Krankenversorgung im Kessel von Stalingrad, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt 1992, S. 108 – 130.
- Eichholtz, Dietrich: Krieg um Öl. Ein Erdölimperium als deutsches Kriegsziel (1938 – 1943), Leipzig 2006.
- Ellis, L. F.: Victory in the West, (2 Bde.), Bd. I. London 1962.

- Fischer, Hubert: Die Notchirurgie zwischen Truppenverbandplatz und Feldlazarett, in: Ekkehart Guth (Hg.): Sanitätswesen im Zweiten Weltkrieg, Herford/Bonn 1990, S. 47 – 76.
- Fischer, Hubert: Der deutsche Sanitätsdienst 1921 – 1945: Organisation, Dokumente und persönliche Erfahrungen, Bd. 2: Teil C: Der Sanitätsdienst der Wehrmacht im 2. Weltkrieg (1939 – 1945): der Feldzug in Frankreich; der Feldzug in Jugoslawien und Griechenland; der Krieg gegen die Sowjetunion, Osnabrück 1983.
- Fischer, Hubert: Der deutsche Sanitätsdienst 1921 - 1945. Organisation, Dokumente und persönliche Erfahrungen, Bd. 3, Teil C: Der Sanitätsdienst der Wehrmacht im 2. Weltkrieg (1939 – 1945): u. a. Nordafrika, Italien, Landung der Alliierten, Osnabrück 1984.
- Florentin, Eddy: Stalingrad en Normandie, Paris 1964.
- Ford, Ken: Dieppe 1942: Prelude to D-Day, Westport, Conn. [u. a.] 2004.
- Ford, Roger: Die deutschen Geheimwaffen des Zweiten Weltkrieges, Erlangen 2002.
- Förster, Jürgen: Der historische Ort des Unternehmens „Barbarossa“, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Zweite Weltkrieg, München 1989, S. 626 – 640.
- Förster, Jürgen: Hitlers Entscheidung für den Krieg gegen die Sowjetunion, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt 1991, S. 27 – 140 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Taschenbuch-Sonderausgabe, zit. TB).
- Förster, Jürgen: Die Entscheidungen der „Dreierpaktstaaten“ in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt 1991 S. 1051 – 1115. [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Taschenbuch-Sonderausgabe, zit. TB).
- Förster, Jürgen: Das Unternehmen „Barbarossa“ als Eroberungs- und Vernichtungskrieg, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt 1991, S. 498 – 538. [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Taschenbuch-Sonderausgabe, zit. TB).
- Förster, Jürgen: Die Sicherung des „Lebensraumes“, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt 1991, S. 1227 – 1287. [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Taschenbuch-Sonderausgabe, zit. TB).
- Förster, Jürgen: Hitlers Wendung nach Osten. Die deutsche Kriegspolitik 1940 – 1941, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 113 – 132.
- Förster, Jürgen: Zum Russlandbild der Militärs 1941 – 1945, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 141 – 163.
- Fowler, William: The commandos at Dieppe: rehearsal for D-Day; Operation Cauldron, No 4. Commando attack on the Hess Battery August 19th, 1942, London 2002.
- Frankreich-Brockhaus, Wiesbaden 1982.

- Franze, Herbert: Kriegskamerad Pferd. Sie dienten treu, litten und starben – wofür? Berlin 2001.
- Fraser, David: Rommel. Die Biographie [Sonderausgabe], Berlin 2001.
- Frieser, Karl-Heinz: Die Rückzugsoperationen der HGr Süd in der Ukraine, in: ders. u. a. (Hg.): Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten, München 2007, S. 339 – 450. [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 8].
- Frieser, Karl-Heinz: Die Schlacht im Kursker Bogen, in: ders. u. a. (Hg.): Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten, München 2007, S. 83 – 208 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 8].
- Frieser, Karl-Heinz: Blitzkrieglegende. Der Westfeldzug 1940, München 1995.
- Frieser, Karl-Heinz: Der Rückschlag des Pendels. Das Zurückweichen der Ostfront von Sommer 1943 bis Sommer 1944, in: ders. (Hg.): Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten, München 2007, S. 277 - 490, [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 8].
- Frieser, Karl-Heinz: Der Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte im Sommer 1944, in: ders. u. a. (Hg.): Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten, München 2007, S. 526 – 603 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 8].
- Friedländer, Saul: Das Dritte Reich und die Juden, München 2007 (Sonderausgabe).
- Friedrich, Jörg: Der Brand, Berlin 2002.
- Friedrich, Jörg: Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs, Berlin 2004.
- Fritz, Stephen G.: Hitlers Frontsoldaten. Der erzählte Krieg, Berlin 1998.
- Frohlich, Sergej: General Wlassow. Russen und Deutsche zwischen Hitler und Stalin, Köln 1987.
- Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode, Tübingen 1965.
- Gaevert, Thomas/Hilbert, Martin: Frauen als Beute: Wehrmacht und Prostitution (Bildtonträger/DVD), o. O. 2005.
- Gaul, Walter: Die deutsche Luftwaffe während der Invasion 1944, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau 3 (1953) 2, S. 134 – 144.
- Gentile, Carlo: Wehrmacht, Waffen-SS und Polizei im Kampf gegen Partisanen und Zivilbevölkerung in Italien 1943 – 1945, Paderborn 2011.
- Geppert, Alexander: Forschungstechnik oder historische Disziplin? Methodische Probleme der Oral History, in: GWU 5 (1994), S. 303 – 318.
- Gillessen, Günther: Kritische Bemerkungen zur Ausstellung „Die Verbrechen der Wehrmacht“, in: Die Wehrmachtausstellung, hg. v. Hans-Günther Thiele, S. 85 – 101.
- Giordano, Ralph: Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte. Hamburg 1989.
- Goerke, Heinz: Die Möglichkeiten und Methoden der Verwundetenversorgung im Frontbereich. Ein Überblick, in: Sanitätswesen im Zweiten Weltkrieg, hg. v. Ekkehart Guth, Herford/Bonn 1990, S. 35 – 46.

- Golczewski, Frank: Deutsche und Ukrainer 1914 – 1939, Paderborn u. a. 2010.
- Golczewski, Frank: Die Ukraine im Zweiten Weltkrieg, in: ders. (Hg.): Geschichte der Ukraine, Göttingen 1993, S. 241 – 260.
- Gotto, Klaus/Hockerts, Hans Günter/Reppen, Konrad: Nationalsozialistische Herausforderung und kirchliche Antwort. Eine Bilanz, in: Karl-Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hg.): Nationalsozialistische Diktatur 1933 – 1945. Eine Bilanz, Bonn 1986, S. 655 – 668.
- Grelka, Frank: „Jüdischer Bolschewismus“. Zur Tradition eines Feindbildes in der Ukraine unter deutscher Militärverwaltung 1918 und 1941, in: Günther Kronenbitter/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hg.): Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jh., Paderborn u. a. 2006, S. 177 – 189 [= Krieg in der Geschichte, Bd. 28].
- Gruber, Hubert: Katholische Kirche und Nationalsozialismus 1930 – 1945, Paderborn 2005.
- Gruchmann, Lothar: Der Zweite Weltkrieg. Kriegführung und Politik, München 1979.
- Gurn, Hans-Edwin: Der Einsatz von Sanitätskraftfahrzeugen im Zweiten Weltkrieg, in: Heinz Goerke (Hg.): Militärsanitätsdienst in drei Jahrhunderten, Bonn 1997, S. 117 – 120.
- Gundelach, Karl: Drohende Gefahr West. Die deutsche Luftwaffe vor und während der Invasion 1944, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau 9 (1959) 6, S. 299 – 328.
- Guth, Ekkehart: Der Sanitätsdienst der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, in: ders. (Hg.): Sanitätswesen im Zweiten Weltkrieg. Herford/Bonn 1990, S. 11 – 24.
- Guth, Ekkehart: La stratégie allemande, in: François Bédarida (Hg.): Normandie 44. Du débarquement à la libération. Paris 1987, S. 33 – 46.
- Haase, Norbert: Deutsche Deserteure, Berlin 1987.
- Haase, Norbert: Fahnenflucht, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München 1998, S. 453.
- Hage, Volker: Hamburg 1943: literarische Zeugnisse zum Feuersturm, Frankfurt/M. 2003.
- Harnier, Wilhelm von: Artillerie im Küstenkampf, München 1969 (= Wehrwissenschaftliche Berichte, hg. v. Arbeitskreis für Wehrforschung, Bd. 7).
- Harrison, Mark: „Barbarossa“: Die sowjetische Antwort, 1941, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 443 – 463.
- Hart, Liddell: Geschichte des Zweiten Weltkrieges II (2 Bde.), Düsseldorf 1972.
- Hartmann, Christian: Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42, München 2009 [= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 75].
- Haupt, Werner: Rückzug im Westen. Stuttgart 1978.

- Hausch, Wolfgang/Friedrich, Gustav: Der Partisanenkrieg der Sowjetunion und die deutschen Gegenmaßnahmen, in: Die Soldaten der Wehrmacht, hg. v. Hans Poepfel u. a., München <sup>5</sup>1999, S. 230 – 255.
- Heer, Hannes: Die Logik des Vernichtungskrieges. Wehrmacht und Partisanenkampf, in: Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, hg. v. Klaus Naumann/ Hannes Heer, Hamburg/Frankfurt 1995, S. 104 – 155.
- Henke, Klaus-Dietmar: Flucht und Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat im Osten und Südosten 1944 – 1947, in: Politik und Zeitgeschichte. Beilage Wochenzeitung „Das Parlament“, H. B 23, 1985, S. 15 – 34.
- Hensle, Michael: Bewährungsbataillon 999, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998 S. 397f.
- Herbert, Ulrich: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin 1999.
- Herbst, Ludolf: Das Nationalsozialistische Deutschland 1933 – 1945, Frankfurt/M. 1996.
- Heydecker, Joe/Leeb, Johannes: Der Nürnberger Prozeß, Köln 2003.
- Hillgruber, Andreas: Hitlers Strategie. Politik und Kriegführung 1940 – 1941, Bonn <sup>3</sup>1993.
- Hillgruber, Andreas: Das Russlandbild der führenden deutschen Militärs vor Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 167 – 184.
- Hillgruber, Andreas: Staatsmänner und Diplomaten bei Hitler, Frankfurt a. M. 1967.
- Hillmann, Simon: Rom. Die ardeatinischen Gräben (Fosse Ardeatine). <http://www.dbg.rt.bw.schule.de> 17.01.2004, S. 1
- Hoerning, Erika M.: Frauen als Kriegsbeute. Der Zwei-Fronten-Krieg. Beispiele aus Berlin, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 – 1960, Bd. 3, Berlin/Bonn 1985, S. 327 – 344.
- Hoffmann, Joachim: Die Geschichte der Wlassow-Armee, Freiburg 1984.
- Hoffmann, Joachim: Die Kriegführung aus der Sicht der Sowjetunion, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion 1941, Frankfurt/M. 1991, S. 848 – 964 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Taschenbuch-Sonderausgabe, zitiert: TB).
- Hoffmann, Joachim: Die Angriffsvorbereitungen der Sowjetunion 1941, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“. München 1991, S. 367 – 388.
- Hoffmann, Joachim: Die Tragödie der „Russischen Befreiungsarmee“ 1944/45. Wlassow gegen Stalin, München 2003.

- Hulverscheidt, Marion: Fiebrige Auseinandersetzungen. Malariaforschung in der deutschen Armee während des Zweiten Weltkrieges, in: Wolfgang U. Eckart/ Alexander Neumann (Hg.): Medizin im Zweiten Weltkrieg, Paderborn 2006, S. 93 – 112.
- Humburg, Martin: Deutsche Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg – Eine Bestandsaufnahme, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg; ein internationaler Vergleich, Essen 1995, S. 13 – 35.
- Humburg, Martin: Die Bedeutung der Feldpost für die Soldaten in Stalingrad, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär: Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt 1992, S. 68 – 191.
- Humburg, Martin: Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachts-soldaten aus der Sowjetunion 1941 – 1944, Opladen/Wiesbaden 1998.
- Hummel, Karl-Joseph/Kösters, Christoph (Hg.): Kirchen im Krieg. Europa 1939 – 1945, Paderborn 2006.
- Hummel, Karl-Joseph/Kösters, Christoph (Hg.): Zwangsarbeit und katholische Kirche 1939 – 1945, Paderborn 2008.
- Hürter, Johannes: Die Wehrmacht vor Leningrad 1941/42, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 49 (2001), S. 377 – 440.
- Hürter, Johannes: Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42, München 2006.
- Hüttenberger, Peter: Überlegungen zur Theorie der Quelle, in: Bernd A. Rusinek u. a. (Hg.): Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt: Neuzeit, Paderborn 1992, S. 253 – 265.
- Jacobsen, Hans-Adolf: Kommissarbefehl und Massenexekution sowjetischer Kriegsgefangener, in: Anatomie des SS-Staates, hg. v. Hans Buchheim u. a., Bd. 2, München 1984, S. 137 – 232.
- Jacobsen, Hans-Adolf: Die Rolle der Wehrmacht im Dritten Reich (1933 – 1945), in: Die Wehrmachtsausstellung. Dokumentation einer Kontroverse, hg. v. Hans-Günther Thiele, Bonn 1997, S. 17 – 29.
- Jacobsen, Otto: Erich Marcks: Soldat und Gelehrter, Frankfurt 1971.
- Jäckel, Eberhard: Frankreich in Hitlers Europa. Die deutsche Frankreichpolitik im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1966.
- Jansen, Christian/Weckbecker, Arno: Eine Miliz im „Weltanschauungskrieg“: der „Volksdeutsche Selbstschutz“ in Polen 1939/40, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz. München/Zürich 1989, S. 482 – 512.
- Janssen, Elmar: Kamele im Krieg – eine Kavallerie für unkonventionelle Kampfeinsätze, in: Rainer Pöppinghege (Hg.): Tiere im Krieg. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn 2009, S. 85 – 102.
- Jasper, Andreas: Zweierlei Weltkriege? Kriegserfahrungen deutscher Soldaten in Ost und West 1939 bis 1945, Paderborn 2011.
- Jasper, Andreas: Radikalisierung im Westen? Zum Verhältnis von Ideologie und Handlungssituation an der Invasionsfront, in: MGZ 66 (2007), S. 331 – 362.

- Jensen, Uffa: Fei ergestaltung, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 459f.
- Jensen, Uffa: Sonnenwendfeier, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 737.
- Jolly, Margareta: Briefe, Moral und Geschlecht. Britische und amerikanische Analysen von Briefen aus dem Zweiten Weltkrieg, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg; ein internationaler Vergleich, Essen 1995, S. 173 – 204.
- Jordan (jetzt: Jureit), Ulrike „This silly old war ...“ Briefe englischer Frauen an die Front (1940 -1945), in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg; ein internationaler Vergleich, Essen 1995, S. 237 – 256.
- Jungius, Martin: Der verwaltte Raub. Die „Arisierung“ der Wirtschaft in Frankreich in den Jahren 1940 bis 1944, Paris/Ostfildern 2008.
- Jureit, Ulrike: Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999.
- Jureit, Ulrike/Meyer, Beate (Hg.): Verletzungen. Lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen, Hamburg 1994.
- Kappeler, Andreas: Kleine Geschichte der Ukraine, München 1994.
- Katholisches Militärbischofsamt (Hg.): Mensch, was wollt ihr denen sagen? Katholische Feldseelsorge im Zweiten Weltkrieg, München 1996.
- Katholisches Militärbischofsamt/Hans Jürgen Brandt (Hg.): Priester in Uniform. Seelsorger, Ordensleute und Theologen als Soldaten im Zweiten Weltkrieg, Augsburg 1994.
- Katholisches Militärbischofsamt/Hans Jürgen Brandt (Hg.): Christen im Krieg. Katholische Soldaten, Ärzte und Krankenschwestern im Zweiten Weltkrieg, München 2001.
- Kehrig, Manfred: Stalingrad. Analyse und Dokumentation einer Schlacht, Stuttgart 1974.
- Kindlers Literaturlexikon in 25 Bänden, hier: Band XVII, Zürich 1964, S. 7452
- Kettenacker, Lothar (Hg.): Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940 – 45, Berlin 2003.
- Kißener, Michael: Das Dritte Reich, Darmstadt 2005.
- Kistenmacher, Hans: Die Auswirkungen der deutschen Besetzung auf die Ernährungswirtschaft Frankreichs während des 2. Weltkrieges. Tübingen 1959.
- Kladstrup, Don und Petie: Wein und Krieg. Bordeaux, Champagner und die Schlacht um Frankreichs größten Reichtum, Stuttgart 2002.
- Klarsfeld, Serge: Vichy – Auschwitz. Die Zusammenarbeit der deutschen und französischen Behörden bei der „Endlösung der Judenfrage“ in Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt von Ahlrich Meyer, Nördlingen 1989.

- Klee, K.: Das Unternehmen „Seelöwe“. Die geplante deutsche Landung in England 1940, Göttingen u. a. 1958.
- Klee, K.: Die Luftschlacht um England 1940, in: Hans-Adolf Jacobsen/Jürgen Rohwer (Hg.): Entscheidungsschlachten des Zweiten Weltkrieges, Frankfurt/M. 1960, S. 61 – 89.
- Klee, Ernst/Dressen, Willi (Hg.): „Gott mit uns“. Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten 1939 – 1945, Frankfurt/M. 1989.
- Klink, Ernst: Militärische Konzeption: Landkriegführung, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion 1941, Frankfurt/M. 1991, S. 246 - 328 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Taschenbuch-Sonderausgabe, zitiert: TB).
- Klink, Ernst: Der Krieg gegen die Sowjetunion bis zur Jahreswende 1941/42. Die Operationsführung, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion 1941, Frankfurt/M. 1991, S. 541 – 736 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Taschenbuch-Sonderausgabe, zitiert: TB).
- Klinkhammer, Lutz: Partisanenkrieg der Wehrmacht, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 815 – 836.
- Klinkhammer, Lutz: Stragi naziste in Italia: la guerra contro i civili (1943 – 44), Rom 1997.
- Klinkhammer, Lutz: Rassegne: Stragi e violenza nazista nella Seconda Guerra mondiale, in: Ricerche di storia politica 11 (2008) 1, S. 37 – 52.
- Knipping, Franz: Die deutsche Frankreichpolitik 1940 – 1942, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Analysen. Grundzüge. Forschungsbilanz, München/ Zürich 1989, S. 697 – 709.
- Knoch, Peter (Hg.): Kriegsalltag, in: ders. (Hg.): Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 222 – 251.
- Knopp, Guido: Stalingrad: das Drama, München 2002.
- Koch, Anton: Vom Widerstand der Kirche 1933 – 1945, in: Stimmen der Zeit 140 (1947), S. 468 – 472.
- Koch, Magnus: Fahnenfluchten. Deserteure der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg – Lebenswege und Entscheidungen, Paderborn 2008 [= Krieg in der Geschichte, 42].
- Kolland, Dorothea: Faust, Soldatenlieder und „Wunschkonzert“. Deutsche Frontbetreuung, in: dies. (Hg.): FrontPuppenTheater. Puppenspieler im Kriegsgeschehen. Berlin 1997, S. 33 – 55.
- Köster, Rudolf: Duden – Redensarten, Mannheim <sup>2</sup>2007.
- Krancke, Theodor: Invasionsabwehrmaßnahmen der Kriegsmarine im Kanalgebiet 1944, in: Marine-Rundschau 66 (1969) 3, S. 170 – 187.
- Krebs, Gerhard: Japan und der deutsch-sowjetische Krieg 1941, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum Unternehmen „Barbarossa“, München 1992, S. 564 – 583.

- Kreuter, Maria-Luise: Reichskonkordat, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 678f.
- Kroener, Bernhard R.: Der „erfrorene Blitzkrieg“. Strategische Planungen der deutschen Führung gegen die Sowjetunion und die Ursachen ihres Scheiterns, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum Unternehmen Barbarossa, München 1992, S. 133 – 148.
- Kroener, Bernhard R.: Die Personellen Ressourcen des Dritten Reiches, in: ders. u. a. (Hg.): Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereiches. Kriegsverwaltung, Wirtschaft und Personelle Ressourcen 1939 – 1941, Stuttgart 1988, S. 693 – 1001. [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5/1].
- Kroener, Bernhard R.: Der „erfrorene Blitzkrieg“. Strategische Planungen der deutschen Führung gegen die Sowjetunion und die Ursachen ihres Scheiterns, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 133 – 148.
- Kroener, Bernhard R.: „Menschenbewirtschaftung“, Bevölkerungsverteilung und personelle Rüstung in der Zweiten Kriegshälfte (1942 – 1944), in: ders. u. a. (Hg.): Organisation und Mobilisierung des Deutschen Machtbereiches. Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1942 – 1944/45, Stuttgart 1999, S. 777 – 1000. [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5/2].
- Król, Eugeniusz Cezary: Besatzungsherrschaft in Polen im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Charakteristik und Wahrnehmung, in: Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland. Im Auftrag des Militärischen Forschungsamtes hg. v. Bruno Thoß und Hans-Erich Volkmann, Paderborn 2002, S. 577 – 591.
- Kronenbitter, Günther/Pöhlmann, Markus/Walter, Dierk (Hg.): Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jahrhundert Paderborn u. a. 2006 [= Krieg in der Geschichte, Bd. 28].
- Krüger-Lorenzen, Kurt: Das geht auf keine Kuhhaut. Deutsche Redensarten und was dahinter steckt, München <sup>7</sup>2008.
- Kuby, Erich: Verrat auf Deutsch. Wie das deutsche Reich Italien ruinierte, Hamburg 1982.
- Kucklick, Christoph: Feuersturm: der Bombenkrieg gegen Deutschland, Hamburg 2003.
- Kucklick, Christoph: Hamburg im Feuersturm, in: Geo –Hamburg- 2 (2003), S. 140 – 164.
- Kuhn, Axel: Hitlers außenpolitisches Programm. Entstehung und Entwicklung 1919 – 1939, Stuttgart 1971.
- Kühn, Volkmar: Deutsche Fallschirmjäger im Zweiten Weltkrieg, Würzburg <sup>8</sup>2006.
- Kühnrich, Heinz: Der Partisanenkrieg in Europa 1939 – 1945, Berlin <sup>2</sup>1968.
- Kunz, Andreas: Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945, München 2005 [= Beiträge zur Militärgeschichte, hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 64].

- Kuropka, Joachim (Hg.): Clemens August Graf v. Galen: neue Forschungen zum Leben und Wirken des Bischofs von Münster, Münster 1993.
- Kurowski, Franz: Die Panzer-Lehr-Division, Bad Nauheim 1963.
- Lakowski, Richard: Zwischen Professionalismus und Nazismus: die Wehrmacht des Dritten Reiches vor dem Überfall auf die UdSSR, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum Unternehmen Barbarossa, München 1992, S. 149 – 166.
- Latzel, Klaus: Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939 – 1945, Paderborn 1998.
- Latzel, Klaus: Kriegsgespräche. Feldpostbriefe zwischen Kindern und Vätern im Zweiten Weltkrieg, in: Friederike Valet/Benedikt Burkard (Hg.): Abends, wenn wir essen, fehlt uns immer einer. Kinder schreiben an die Väter, 1939 – 1945, Frankfurt 2000, S. 119 – 127.
- Latzel, Klaus: Töten und Schweigen – Wehrmachtssoldaten, Opferdiskurs und die Perspektive des Leidens, in: Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert, hg. von Peter Gleichmann und Thomas Kühne, Essen 2004, S. 320 – 338 [= Frieden und Krieg. Beiträge zur historischen Friedensforschung].
- Leach, Barry A.: German Strategy against Russia 1939 – 1941, London 1973.
- Leh, Almut: „Die andere Hälfte der Wahrheit“. Was Zeitzeugen in der „Wehrmachtsausstellung“ vermissen, in: BIOS 11 (1998) 1, S. 24 – 41.
- Leh, Almut: Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: BIOS 13 (2000) 1, S. 64 – 75.
- Lehmann, Albrecht: Erzählen im Gefangenenlager. Über Formen und Funktionen des Erzählens in einer extremen Lebenssituation, in: Fabula, 25 (1984) 1/2, S. 1 – 17.
- Lehmann, Albrecht: Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, München 1986.
- Lenz, Claudia: Nationale und Geschlechterordnung am Beispiel Norwegens, in: Günther Kronenbitter/Markus Pöhlmann/ Dierk Walter (Hg.): Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jh., Paderborn u. a. 2006, S. 147 – 159 [= Krieg in der Geschichte, Bd. 28].
- Lenz, Siegfried: Deutschstunde, Hamburg <sup>13</sup>1979.
- Leven, Karl-Heinz: Quellen zur Geschichte des Sanitätswesens der deutschen Wehrmacht, in: Ekkehart Guth (Hg.): Sanitätswesen im Zweiten Weltkrieg, Herford/Bonn 1990, S. 127 – 166.
- Leyendecker, Brigitte/Klapp, Burghard F.: Deutsche Hepatitisforschung im Zweiten Weltkrieg, in: Christian Pross/Götz Aly (Hg.): Der Wert des Menschen. Medizin in Deutschland 1918 – 1945, Berlin 1989, S. 261 – 293.
- Lieb, Peter: Zwischen den Fronten. Die normannische Zivilbevölkerung während der Invasionskämpfe im Sommer 1944, in: Günther Kronenbitter/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hg.): Besatzung. Funktion und Gestalt militäri-

- scher Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, Paderborn u. a. 2006 [= Krieg in der Geschichte, Bd. 28].
- Lieb, Peter: Konventioneller Krieg oder NS-Weltanschauungskrieg? Kriegführung und Partisanenbekämpfung in Frankreich 1943/44, München 2007 [= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, 69].
- Lieb, Peter: Unternehmen Overlord. Die Invasion in der Normandie und die Befreiung Westeuropas, München 2014.
- Limagne, Pierre: *Éphémérides de quatre années tragiques 1940 – 1944*, 3 Bde., Bd. III: *Les Assauts contre la Forteresse-Europe*, Ardèche 1987.
- Lingen, Kerstin von: *Kesselrings letzte Schlacht. Kriegsverbrecherprozesse, Vergangenheitspolitik und Wiederbewaffung: Der Fall Kesselring*, Paderborn 2004.
- Link, Stephan: *Gendarmerie/Feldpolizei*, in: Gerber (Hg.): *Landkriegführung: Operation, Taktik, Logistik, Mittel*; ein Handbuch, Osnabrück 1992, S. 263 – 274.
- Litoff, Judy B./Smith, David C.: „Macht Euren Job und kommt bald heim!“ Briefe amerikanischer Frauen an die Fronten, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): *Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg; ein internationaler Vergleich*, Essen 1995, S. 307 – 328.
- Ludewig, Joachim: *Der deutsche Rückzug aus Frankreich 1944*, Freiburg 1994.
- Ludewig, Joachim: *Stationen eines Soldatenschicksals: Generalfeldmarschall Walter Model*, in: *Militärgeschichtliche Beiträge* 5 (1991), S. 69 – 75.
- Luther, Hans: *Der französische Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht und seine Bekämpfung*, Tübingen 1957.
- Maier, Klaus A.: *Die Luftschlacht über England*, in: Wolfgang Michalka (Hg.): *Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz*, München/Zürich 1989, S. 513 – 531.
- Mak, Gert: *In Europa. Eine Reise durch das 20. Jahrhundert*, München 2005.
- Mari, Laurent/Gaffié, Jean-Jacques: *Omaha-Beach June 6th 1944...GO! St.-Laurent-sur-Mer* 1994.
- Mari, Laurent: *Omaha, la sanglante. 6 juin 1944*, Saint-Laurent-sur-Mer 1993.
- Markowitsch, Hans J.: *Die Erinnerung von Zeitzeugen aus der Sicht der Gedächtnisforschung*, in: *BIOS* 13 (2000) 1, S. 30 – 50.
- Martens, Stefan: *Die „seltsame Niederlage“ im Sommer 1940*, in: *Militärgeschichte* 2 (2010), S. 12 – 17.
- Matthäus, Jürgen: *Wlassow-Armee*, in: *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München 31998, S. 807f.
- Maupassant, Guy de: *Mademoiselle Fifi*, Paris 1977 [Éd. Gallimard].
- Mayer, Michael: *„Die französische Regierung packt die Judenfrage ohne Umschweife an“*. Vichy-Frankreich, deutsche Besatzungsmacht und der

- Beginn der „Judenpolitik“ im Sommer/Herbst 1940, in: VfZ 58 (3) 2010, S. 329 – 362.
- Meinen, Insa: Wehrmacht und Prostitution im besetzten Frankreich, Bremen 2002.
- Mellenthin, Friedrich Wilhelm von: Panzerschlachten. Eine Studie über den Einsatz von Panzerverbänden im Zweiten Weltkrieg, Neckergemünd 1963.
- Messenger, Charles: Blitzkrieg. Eine Strategie macht Geschichte, Bergisch Gladbach 1978.
- Messenger, Charles: 711th Static Division, in: David G. Chandler/James Lawton Collins jr. (Hg.): D-Day-Encyclopedia, New York 1994, S. 501f.
- Messerschmidt, Manfred: Die Wehrmachtjustiz 1933 – 1945, hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Paderborn 2005.
- Meyer, Ahlrich: Die deutsche Besatzung in Frankreich 1940 – 1944. Widerstandsbekämpfung und Judenverfolgung, Darmstadt 2000.
- Meyer, Ahlrich: Täter im Verhör. Die „Endlösung der Judenfrage“ in Frankreich 1940 – 1944, Darmstadt 2005.
- Middlebrook, Martin: Hamburg – Juli '43. Alliierte Luftstreitkräfte gegen eine deutsche Stadt. Berlin/Frankfurt a. M. 1983.
- Milano, Vince: Normandiefrent, Bd. 1, o. O. 1994.
- Milward, Alan S.: Der Zweite Weltkrieg: Krieg, Wirtschaft und Gesellschaft 1939 – 45, München 1977.
- Milward, Alan S.: The New Order and the French Economy, Oxford <sup>2</sup>1993.
- Mitcham, Samuel W., Jr.: The *716th Infantry* was practically destroyed on D-Day. *716th Infantry Division*, in: David G. Chandler/James Lawton Collins jr. (Hg.): D-Day-Encyclopedia, New York 1994, S. 503 – 505.
- Möller, Sabine/Tschuggnall, Karoline/Welzer, Harald: „Opa war kein Nazi.“ Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a. M. 2002.
- Morgenbrod, Birgitt/Merkenich, Stephanie: Das Deutsche Rote Kreuz unter der NS-Diktatur 1933 – 1945, Paderborn u. a. 2008.
- Müller, Norbert: Wehrmacht und Okkupation 1941 – 1944. Zur Rolle der Wehrmacht und ihrer Führungsorgane im Okkupationsregime des faschistischen deutschen Imperialismus auf sowjetischem Territorium, Berlin 1971.
- Müller, Rolf Dieter: Das Scheitern der wirtschaftlichen „Blitzkriegsstrategie“, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt/M. 1991 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Fischer-Taschenbuch-Sonderausgabe, zitiert: TB), S. 1116 – 1226.
- Müller, Rolf-Dieter: Kriegerrecht oder Willkür? Helmuth James Graf v. Moltke und die Auffassungen im Generalstab des Heeres über die Aufgaben der Militärverwaltung vor Beginn des Russlandkrieges, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 35 (1987), S. 125 – 151.
- Müller, Rolf-Dieter: Liebe im Vernichtungskrieg. Geschlechtergeschichtliche Aspekte des Einsatzes deutscher Soldaten im Russlandkrieg 1941 – 1944, in: Frank Becker/Thomas Großbölting/Armin Owzar/Rudolf Schlögl (Hg.):

- Politische Gewalt in der Moderne. Festschrift für Hans-Ulrich Thamer, Münster 2003.
- Müller, Rolf-Dieter: Von der Wirtschaftsallianz zum kolonialen Ausbeutungskrieg, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt/M. 1991, S. 141 – 245. [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4] (Taschenbuch-Sonderausgabe, zitiert: TB).
- Murray, Williamson: Der Luftkrieg von 1914 – 1945, Berlin 2000.
- Neitzel, Sönke: Zum strategischen Misserfolg verdammt? Die deutschen Luftstreitkräfte in beiden Weltkriegen, in: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hg.): Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, Paderborn u. a. 2002, S. 167 – 192.
- Nestler, Ludwig/Schumann, Wolfgang (Hg.): Die faschistische Okkupationspolitik in Frankreich (1940 – 1944), Berlin 1990.
- Neumann, Alexander: „Arztum ist immer Kämpfertum“, Düsseldorf 2005.
- Neuweiler, Gerhard: Kriege im Tierreich? In: Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart, hg. v. Dietrich Beyrau/Michael Hochgeschwender/Dieter Langewiesche, Paderborn 2007, S. 503 – 518.
- Nicolaisen, Carsten: Deutsche Christen, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 420.
- Nicolaisen: Kirchenkampf, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 544f.
- Niethammer, Lutz (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn <sup>2</sup>1986.
- Niethammer, Lutz: Fragen – Antworten – Fragen. In: ders./Alexander v. Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach Erfahrungen des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn 1985, S. 392 – 445.
- Niethammer, Lutz (Hg.): Heimat und Front. Versuch, zehn Kriegserinnerungen aus der Arbeiterklasse des Ruhrgebietes zu verstehen, in: ders. (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 1 (3 Bde.), Berlin/Bonn <sup>2</sup>1986, S. 163 – 232.
- Niethammer, Lutz (Hg.): „Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist.“ Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 2 (3 Bde.) Berlin/Bonn 1983.
- Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach Erfahrungen des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 3 (3 Bde.), Berlin/Bonn 1985.
- Nissen, Nis R.: Das Pferd – Arbeitstier und Statussymbol in Dithmarschen. Zeitschrift für Landeskunde und Landschaftspflege, 1/1985, Heide 1985.

- Noguères, Henri: Histoire de la Résistance en France, Paris 1967 – 1981, Bd. 1 (5 Bde.).
- Nolte, Hans-Heinrich (Hg): „Der Mensch gegen den Menschen“, Überlegungen und Forschungen zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion Hannover 1992.
- Nolzen, Armin: „Verbrannte Erde“. Die Rückzüge der Wehrmacht in den besetzten sowjetischen Gebieten 1941 – 1945, in: Günther Kronenbitter/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hg.): Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jh., Paderborn u. a. 2006 [= Krieg in der Geschichte, Bd. 28], S. 161 – 175.
- Norman, Albert: Die Invasion in der Normandie 1944, in: Entscheidungsschlachten des Zweiten Weltkrieges, hg. v. Hans-Adolf Jacobsen und Jürgen Rohwer, Frankfurt am Main 1960, S. 399 – 439.
- Nowak, Kurt: Kirchen und Religion, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 187 – 202.
- Nowarra, Heinz J./Kens, Karlheinz: Die deutschen Flugzeuge 1933 – 1945. Deutschlands Luftfahrt-Entwicklungen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, München <sup>5</sup>1977, S. 161.
- Offermanns, Ernst: Die deutschen Juden und der Spielfilm der NS-Zeit, Frankfurt/M. <sup>2</sup>2008.
- Ose, Dieter: Entscheidung im Westen 1944. Der Oberbefehlshaber West und die Abwehr der alliierten Invasion, Stuttgart 1982.
- Osterloh, Jörg: „Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung...“ Die Wehrmacht und die Behandlung der sowjetischen Gefangenen in Deutschland, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 783 – 802.
- Overmans, Rüdiger: „Hunnen“ und „Untermenschen“ – deutsche und russisch/sowjetische Kriegsgefangenschaftserfahrungen im Zeitalter der Weltkriege, in: Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, hg. v. Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann, Paderborn u. a. 2002, S. 335 – 365.
- Panke-Kochinke, Birgit/Schaidhammer-Placke (Hg.): Frontschwester und Friedensengel: Kriegsrankenpflege im Ersten und Zweiten Weltkrieg; ein Quellen- und Photoband, Frankfurt/M. 2002.
- Parlach, Alexander: Demidoff oder von der Verletzlichkeit des Menschen, München/Leipzig 1947.
- Paxton, Robert: La France de Vichy, Paris 1972.
- Paus, Peter: Das Inferno von Dieppe 1942, Rastatt 1986.
- Pfund, Johanna: „Zurück nach Hause!“ Aus Feldpostbriefen amerikanischer GIs, in: Andere Helme – Andere Menschen, S. 257 – 282.
- Piekalkiewicz, Janusz: Invasion. Frankreich 1944, München 1979.
- Piekalkiewicz, Janusz: Pferd und Reiter im Zweiten Weltkrieg, München 1976.

- Pietrow-Ennker, Bianca: Deutschland im Juni 1941 – ein Opfer sowjetischer Aggression? Zur Kontroverse über die Präventivkriegthese, in: Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz, hg. v. Wolfgang Michalka: München 1989, S. 586 – 607.
- Pimlott, John: Die Luftwaffe. Die Geschichte der deutschen Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg, Klagenfurt 2001.
- Plato, Alexander von: Oral history als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der „mündlichen Geschichte“ in Deutschland, in: BIOS 4 (1991), Heft 1, S. 97 – 119.
- Plato, Alexander von: Erfahrungen junger Soldaten im Zweiten Weltkrieg, in: BIOS 11 (1998) 1, S. 15 - 23.
- Plato, Alexander von: Oral History als ‚Erfahrungswissenschaft‘, in: BIOS 4 (1991) 1, S. 97 – 119.
- Plato, Alexander von: Geschichte und Psychologie, in: BIOS 2 (1998) 11, S. 171 – 200.
- Plato, Alexander von: Nachkriegssieger. Sozialdemokratische Betriebsräte im Ruhrgebiet – Eine lebensgeschichtliche Untersuchung, in: Lutz Niethammer (Hg.): „Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist.“ Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Bd. 2, Berlin/Bonn 1983, S. 311-359.
- Plato, Alexander von: Methodische Grundlegungen. Persönliche Zeugnisse und Erinnerungen als historische Quelle: Oral History, in: in: Neueste Zeit, hg. v. Andreas Wirsching (Oldenburg Geschichte Lehrbuch), München 2009, S. 333 – 342.
- Plato, Alexander von: Zeitzeugen und die historischen Zunft, in: BIOS 13 (2000) 1, S. 5 – 2.
- Plivier, Theodor: Stalingrad, Berlin 31946.
- Podewils, Clemens: Zwischen Don und Wolga, München 1952.
- Poljan, Pavel M. Deportiert nach Hause: sowjetische Kriegsgefangene im „Dritten Reich“ und ihre Repatriierung, München 2001.
- Porezag, Karsten: Der Luftkrieg über Wetzlar – Luftkämpfe, Bombenangriffe und ihre Auswirkungen – Dokumentation, Wetzlar 1995.
- Pöppinghege, Rainer: Abgesattelt! – Die publizistischen Rückzugsgefechte der deutschen Kavallerie seit 1918, in: ders. (Hg.): Tiere im Krieg. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn 2009, S. 235 – 250.
- Quellien, Jean: La Normandie au cœur de la guerre, Caen 1992.
- Quellien, Jean: Le Département du Calvados à la veille du débarquement, in: François Bédarida (Hg.): Normandie 44. Du débarquement à la libération. Paris 1987, S. 143 – 160.
- Quellien, Jean/Garnier, Bernard: Les Victimes Civiles du Calvados dans la Bataille de Normandie, 1<sup>er</sup> mars 1944 – 31 décembre 1945, Caen 1995.
- Quellien, Jean/Geneviève Le Cacheux (Hg.): Dictionnaire de la Libération du Nord-Ouest de la France, Condé-sur-Noireau 1994.

- Quellien, Jean/Vico, Jacques: Massacres Nazis en Normandie. Les fusillés de la prison de Caen, Condé-sur-Noireau 1994.
- Quellien, Jean: Résistance et sabotages en Normandie, Condé-sur-Noireau 1992.
- Quellien, Jean: Normandie 44. Caen 2003.
- Quellien, Jean/Passera, Françoise: Les Civils dans la Bataille de Normandie, Bayeux 2014.
- Quellien, Jean: La Bataille de Normandie. 6 Juin – 25 Août 1944. 80 jours en enfer, Paris 2014.
- Quinkert, Babette (Hg.): „Wir sind die Herren dieses Landes“: Ursachen, Verlauf und Folgen des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion, Hamburg 2002.
- Quinkert, Babette/Morée, Jörg (Hg.): Deutsche Besatzung in der Sowjetunion 1941 – 1944. Vernichtungskrieg, Reaktionen, Erinnerung, Paderborn 2014.
- Rahn, Werner: Der Seekrieg im Atlantik und Nordmeer, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Der globale Krieg [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 6], Stuttgart 1990, S. 331 – 497
- Rass, Christoph: ‚Menschenmaterial‘: Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939 – 1945 [= Krieg in der Geschichte, Bd. 17], Paderborn 2003.
- Reemtsma, Jan-Philipp: Eröffnungsrede Frankfurt am Main, in: Krieg ist ein Gesellschaftszustand. Reden zur Eröffnung der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1944“, Hamburg 1998, S. 147 – 158.
- Reemtsma, Jan-Philipp: „Wie hätte ich mich verhalten?“ und andere nicht nur deutsche Fragen. Reden und Aufsätze, München 2002.
- Reichel, Peter: Der schöne Schein des Dritten Reiches, Frankfurt a. M. 1993.
- Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues. Berlin 1929.
- „Restloser, verzehrender Einsatz für Deutschland.“ Eine Schulklasse erlebt den Zweiten Weltkrieg. Das Rundbuch des Abiturjahrgangs 1940 der „Adolf-Hitler-Schule“ Böblingen, hg. von der Geschichtswerkstatt am Goldberg-Gymnasium, Stuttgart 1992 (zitiert: *Restloser Einsatz*).
- Richter, Timm C.: Die Wehrmacht und der Partisanenkrieg in den besetzten Gebieten der Sowjetunion, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität. München 1999, S. 837 – 857.
- Richter, Horst-Eberhard: Die Chance des Gewissens, Hamburg 1986.
- Riedesser, Peter: Ethische Dimensionen und psychologische Gegebenheiten der militärärztlichen Arbeit im Zweiten Weltkrieg, in: Ekkehart Guth (Hg.): Sanitätswesen im Zweiten Weltkrieg, Herford/Bonn 1990, S. 209 – 224.
- Ritgen, Helmut: Die Geschichte der Panzer-Lehr-Division, Stuttgart 1979.
- Rohde, Horst: Hitlers Erster „Blitzkrieg“ und seine Auswirkungen auf Nordost-europa, in: Klaus A. Maier u. a. (Hg.): Die Errichtung der Hegemonie auf

- dem europäischen Kontinent, Stuttgart 1979, S. 79 – 157 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 2].
- Rohwer, Jürgen: Der Einfluss der alliierten Funkaufklärung auf den Verlauf des Zweiten Weltkrieges, in: VfZg, 27 (1979), S. 325 – 369.
- Rosenthal, Gabriele: Vom Krieg erzählen, von den Verbrechen schweigen, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1944, Hamburg 1995, S. 651 – 663.
- Rosenthal, Gabriele: „... Wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Opladen 1987.
- Römer, Felix: Der Kommissarbefehl. Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront 1941/42, Paderborn 2008.
- Römer, Felix: „Im alten Deutschland wäre ein solcher Befehl nicht möglich gewesen,“ in: VfZ 1/2008, S. 53 – 99.
- Roth, Günter (Vorwort), in: Ekkehart Guth (Hg.): Sanitätswesen im Zweiten Weltkrieg, Herford/Bonn 1990, S. 7f.
- Rouso, Henry: Les années noires. Vivre sous l'Occupation, Paris 1992.
- Rouso, Henry: L'Épuration. Die politische Säuberung in Frankreich, in: Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hg.): Politische Säuberung in Europa. Die Abrechnung mit Faschismus und Kollaboration im Zweiten Weltkrieg, München 1991, S. 192 – 240.
- Ruffmann, Karl-Heinz: Sowjetrussland. Struktur und Entfaltung einer Weltmacht, hg. v. Martin Broszat, München 1975, Band 8 [= dtv-Weltgeschichte des 20. Jh. in 14 Bänden].
- Rüther, A./Dorow, H.: Beitrag zur Hepatitis epidemica, in: Der Deutsche Militärarzt, 8. Jg. 1943, H 3, S. 183f.
- Ryan, Cornelius: Der längste Tag, Klagenfurt 1959.
- Sainclivier, Jacqueline: La France de l'Ouest, in: Jean-Pierre Azéma/François Bédarida (Hg.): La France des années noires (2 Bde), Bd. 2: De l'Occupation à la Libération, Paris 1993, S. 335 – 353.
- Sainclivier, Jacqueline: La résistance en Ille-&Villaine 1940 – 1944, Rennes 1993.
- Salewski, Michael/Schulze-Wegener, Guntram (Hg.): Kriegsjahr 1944. Im Großen und im Kleinen, Stuttgart 1995.
- Sánchez, José M.: Pius XII. und der Holocaust, Paderborn 2003.
- Sawin, Michail: Das mitfühlende Objektiv. Kriegsfotographie 1941 – 1945, Berlin 1998.
- Schellack, Fritz: Nationalfeiertage in Deutschland von 1871 bis 1945, Frankfurt a. M. 1990.
- Scherzberg, Lucia (Hg.): Theologie und Vergangenheitsbewältigung, Paderborn 2005.
- Scherzberg, Lucia (Hg.): Vergangenheitsbewältigung im französischen Katholizismus und deutschen Protestantismus, Paderborn 2008.

- Schilling, René: „Kriegshelden“. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813 – 1945, Paderborn 2002.
- Schlager, Ferdinand: Panzernahbekämpfung. 1 Panzer = 14 Tage Urlaub, in: Christian Zentner (Hg.): Soldaten im Einsatz. Die Deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1977, S. 322 – 329.
- Schneider, Michael: Das „Unternehmen Barbarossa“. Die verdrängte Erblast, Frankfurt/M. 1989.
- Schneider, Wolfgang (Hg.): Die Waffen-SS, Berlin 2002.
- Schneider-Janessen, Karlheinz: Arzt im Krieg. Wie deutsche und russische Ärzte den Zweiten Weltkrieg erlebten, Frankfurt/M. <sup>2</sup>1994.
- Scholz, Wolfgang: Sanitätstaktik des Heeres im Zweiten Weltkrieg, in: Heinz Goerke (Hg.): Militärsanitätsdienst in drei Jahrhunderten, Bonn 1997, S. 121 - 134.
- Schönherr, Klaus: Der Rückzug der Heeresgruppe A über die Krim bis Rumänien, in: Karlheinz Frieser u. a. (Hg.): Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten, München 2007, S. 451 – 491 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 8].
- Schorcken, Rolf: Jugend, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/ Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 203 – 219.
- Schreiber, Gerhard: Deutsche Kriegsverbrechen in Italien: Täter – Opfer – Strafverfolgung, München 1996.
- Schröder, Hans-Joachim: Alltag der Katastrophen. Der Kampf um Stalingrad im Erinnerungsinterview, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär: Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt/M. 1992, S. 168 – 177.
- Schröder, Hans Joachim: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten in der ersten Phase des Russlandkrieges, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalinpakt zum Unternehmen „Barbarossa“, München 1991, S. 309 – 325.
- Schröder, Hans Joachim: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview. Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten, Tübingen 1992.
- Schröder, Hans Joachim: Kasernenzeit. Arbeiter erzählen von der Militärausbildung im Dritten Reich, Frankfurt/M. 1985.
- Schröder, Joachim: „Zivilisten: Zweiter Weltkrieg“, in: Frankreich und Deutschland im Krieg (18. – 20. Jahrhundert). Zur Kulturgeschichte der europäischen „Erbfeindschaft“. Ein gemeinsames Forschungsprojekt der Historischen Seminare der TU Braunschweig und der HHU Düsseldorf, Braunschweig/Düsseldorf 2005, S. 200 – 214.
- Schüddekopf, Carl: Krieg. Erzählungen aus dem Schweigen. Deutsche Soldaten über den Zweiten Weltkrieg, Reinbek 1998.
- Schüddekopf, Carl: Im Kessel. Erzählen von Stalingrad, München 2002.

- Schüler, Klaus: Der Ostfeldzug als Transport- und Versorgungsproblem, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S., 203 – 220.
- Schulte, Theo J.: Die Wehrmacht und die nationalsozialistische Besatzungspolitik in der Sowjetunion, in: „Unternehmen Barbarossa“. Zum historischen Ort der deutsch-sowjetischen Beziehungen von 1933 bis 1941, hg. v. Roland G. Foerster, München 1993 (= Beiträge zur Militärgeschichte, 40), S. 163 – 176.
- Schwarz, Angela: „Mit dem größtmöglichen Anstand weitermachen.“ Briefe britischer Kriegsteilnehmer und ihrer Angehörigen im Zweiten Weltkrieg, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg; ein internationaler Vergleich, Essen 1995, S. 205 – 236.
- Seidel, Robert: Deutsche Besatzungspolitik in Polen. Der Distrikt Radom 1939 – 1945, Paderborn 2006.
- Seidler, Franz W.: Prostitution, Homosexualität, Selbstverstümmelung, Neckar-  
gmünd 1977.
- Seidler, Franz W.: Fritz Todt. Baumeister des Dritten Reiches, München 1986.
- Seidler, Franz W.: Fahnenflucht. Der Soldat zwischen Eid und Gewissen, München/Berlin 1993.
- Selig, Wolfram: Volksdeutsche, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. v. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß, München <sup>3</sup>1998, S. 785.
- Sinderhauf, Monica: Katholischer Wehrmachtseelsorge im Krieg. Quellen und Forschungen zu Franz Justus Rarkowski und Georg Werthmann, in: Karl-Joseph Hummel/ Christoph Kösters (Hg.): Kirchen im Krieg. Europa 1939 – 1945, Paderborn 2007, S. 265 – 292.
- Slutsch, Sergej: Die Rolle des Zweifrontenkrieges in der Politik und Strategie des Dritten Reiches (1939 – 1941), in: Klaus Meyer/Wolfgang Wippermann (Hg.): Gegen das Vergessen: der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion 1941 – 1945, Frankfurt/M. 1992, S. 11 – 20.
- Sontheimer, Michael: Hitlers Blitzkriege, in: Stephan Burgdorff/Klaus Wiegrefe (Hg.): Der 2. Weltkrieg. Wendepunkt der deutschen Geschichte, München <sup>3</sup>2007, S. 53 – 65.
- Stachura, Peter D.: Das Dritte Reich und die Jugenderziehung: Die Rolle der Hitlerjugend 1933 – 1939, in: Karl-Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hg.): Nationalsozialistische Diktatur 1933 – 1945. Eine Bilanz, Bonn 1986, S. 224 – 244.
- Stachow, Hasso G.: Der kleine Quast. München/Zürich 1979.
- Stahr, Gerhard: Volksgemeinschaft vor der Leinwand? Der nationalsozialistische Film und sein Publikum, Berlin 2001.
- Staron, Joachim: Fosse Ardeatine und Marzabotto: deutsche Kriegsverbrechen und Resistenzia. Geschichte und nationale Mythenbildung in Deutschland und Italien (1944 – 1999), Paderborn 2002.

- Steinbach, Lothar: Bewusstseinsgeschichte und Geschichtsbewusstsein, in: BIOS 8 (1995) 1, S. 89 – 106.
- Steinbacher, Sybille: Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft, Göttingen 2007.
- Steinberg, Lucien: Les Allemands en France 1940 – 1944. En collaboration avec Jean-Marie Fitère, Paris 1980.
- Steiner, John M.: Über das Glaubensbekenntnis der SS, in: Karl-Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hg.): Nationalsozialistische Diktatur 1933 – 1945. Eine Bilanz, Bonn 1986, S. 206 – 233.
- Steinert, Marlis G.: Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg, Düsseldorf/Wien 1970.
- Stenzel, Thilo: Das Russlandbild des 'kleinen Mannes'. Gesellschaftliche Prägung und Fremdwahrnehmung in Feldpostbriefen aus dem Ostfeldzug (1941-1944/45), München 1998 [= Mitteilungen des Osteuropa-Instituts München, Nr. 27].
- Stöckle, Frieder: Zum Praktischen Umgang mit Oral History, in: Herwart Vorländer: *Oral History* mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990, S. 131 – 158.
- Stratievski, Dmitri: Sowjetische Kriegsgefangene in Deutschland und ihre Rückkehr in die UdSSR, Berlin 2008.
- Streim, Alfred: Das Völkerrecht und die sowjetischen Kriegsgefangenen, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 291 – 308.
- Streim, Alfred: Saubere Wehrmacht? Die Verfolgung von Kriegs- und NS-Verbrechen in der Bundesrepublik und in der DDR, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.): Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Hamburg 1995, S. 569 – 597.
- Streit, Christian: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941 – 1945. Bonn 1991.
- Szarota, Tomasz: Polen unter deutscher Besatzung, 1939 – 1941: Vergleichende Betrachtungen, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 40-55.
- Taube, Gerhard: Eisenbahngeschütz „Dora“. Das größte Geschütz aller Zeiten, Stuttgart 1979.
- Taube, Gerhard: Die schwersten Steilfeuer-Geschütze 1914 – 1945. Geheimwaffen „Dicke Berta“ und „Karl“, Stuttgart 1981.
- Tauber, Joachim: Die Planung des „Unternehmens Barbarossa“. Bemerkungen zum Forschungsstand, in: Hans-Heinrich Nolte (Hg.): „Der Mensch gegen den Menschen“. Überlegungen und Forschungen zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion, Hannover 1992, S. 160 – 191.
- Tempest, Gene M.: All the Muddy Horses: Giving a Voice to the “Dumb Creatures” of the Western Front (1914- 1918), in: Rainer Pöppinghege (Hg.): Tiere im Krieg. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn 2009, S. 217 – 234.

- Tewes, Ludger: Frankreich in der Besatzungszeit 1940 – 1943; die Sicht deutscher Augenzeugen, Bonn 1998.
- Tewes, Ludger: Nordfrankreich unter deutscher Besatzung 1914 bis 1918 und 1940 bis 1944, in: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hg.): Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, Paderborn u. a. 2002, S. 555 – 575.
- Thies, Jochen: Architekt der Weltherrschaft: die „Endziele“ Hitlers, Düsseldorf 1976.
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Reinbek 1980, Bd. 1 (2 Bde.).
- Thoms, Ulrike: „Ernährung ist so wichtig wie Munition.“ Die Verpflegung der deutschen Wehrmacht 1933 – 1945, in: Wolfgang U. Eckart/ Alexander Neumann (Hg.): Medizin im Zweiten Weltkrieg, Paderborn 2006, S. 207 – 229.
- Thoms, Ulrike Die „Hunger-Generation“. Als Ernährungswissenschaftler 1933 – 1954 zwischen soziokulturellen Gemeinsamkeiten und der Instrumentalisierung von Erfahrung, in: Matthias Middell/Ulrike Thoms/Frank Uekötter (Hg.): Verräumlichung, Vergleich, Generationalität. Dimensionen der Wissenschaftsgeschichte, Leipzig 2004a, S. 133 – 153.
- Tolstoy, Nikolai: Die Verratenen von Jalta – Englands Schuld vor der Geschichte, Frankfurt/M. 1987.
- Trantow, Heinz: Generaloberst Kurt Student. Vater der Fallschirmjäger, in: Christian Zentner (Hg.): Soldaten im Einsatz. Die Deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1977, S. 60 - 63.
- Treffner, Helmut: Flak im Erdkampf. Panzeralarm – Entfernung 800! In: Christian Zentner: Soldaten im Einsatz. Die Deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1977, S. 256 – 259.
- Ueberschär, Gerd R.: Dokumente zum „Unternehmen Barbarossa“ als Vernichtungskrieg im Osten, in: ders./Wolfram Wette (Hg.): Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. „Unternehmen Barbarossa“ 1941, Frankfurt/Main 1991, S. 241 – 348.
- Ueberschär, Gerd R.: Die militärische Planung für den Angriff auf die Sowjetunion, in: ders./Lev. A. Bezymenskij (Hg.): Der Deutsche Angriff auf die Sowjetunion 1941. Die Kontroverse um die Präventivkriegthese. Darmstadt 1998, S. 21 – 37.
- Ueberschär, Gerd R./Wette, Wolfgang (Hg.): Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Frankfurt/M. 1992.
- Ueberschär, Gerd R.: „Der Pakt mit dem Satan, um den Teufel auszutreiben“. Der deutsch-sowjetische Nichtangriffsvertrag und Hitlers Kriegsabsicht gegen die Sowjetunion, in: Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz, hg. v. Wolfgang Michalka, München/Zürich 1989, S. 568 – 586.
- Ueberschär, Gerd R.: „Russland ist unser Indien“. Das „Unternehmen Barbarossa“ als Lebensraumkrieg, in: Hans-Heinrich Nolte (Hg.): „Der Mensch gegen den Menschen“. Überlegungen und Forschungen zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion, Hannover 1992, S. 66 – 77.

- Uhle-Wettler, Reinhard: Luftlandetruppen, hg. v. Johannes Gerber: Landkriegführung: Operation, Taktik, Logistik, Mittel; ein Handbuch, Osnabrück 1992, S. 473 – 498.
- Umbreit, Hans: Der Kampf um die Vormachtstellung in Westeuropa, in: Klaus A. Maier u. a. (Hg.): Die Errichtung der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent, Stuttgart 1979, S. 235 – 326 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 2].
- Umbreit, Hans: Der Krieg an der „zweiten Front“: die Bekämpfung der Partisanen, in: Bernhard R. Kroener/Rolf-Dieter Müller/Hans Umbreit (Hg.): Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs. Halbbd. 2: Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1942 – 1944/45, Stuttgart 1999 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5/2], S. 153 – 181.
- Umbreit, Hans: Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940 – 1944, Boppard 1968.
- Umbreit, Hans: Die deutsche Besatzungsverwaltung: Konzept und Typisierung, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz, München/Zürich 1989, S. 710 – 727.
- Umbreit, Hans: Deutsche Herrschaft über Frankreich. Pläne und Methoden zur Unterdrückung und wirtschaftlichen Ausnutzung des Landes 1940 – 1944, hg. v. Joseph Jurt: Von der Besatzungszeit zur deutsch-französischen Kooperation, Freiburg i. Bg. 1993, S. 32 – 47.
- Umbreit, Hans: Strukturen deutscher Besatzungspolitik in der Anfangsphase des deutsch-sowjetischen Krieges, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 237 – 250.
- Umbreit, Hans/Maier, Klaus A.: Direkte Strategie gegen England, hg. v. Klaus A. Maier u. a.: Die Errichtung der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent, [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 2], Stuttgart 1979, S. 365 – 414.
- Umbreit, Hans: Auf dem Weg zur Kontinentalherrschaft, in: Bernhard R. Kroener/Rolf-Dieter Müller/Hans Umbreit (Hg.): Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs. Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1939 – 1941, Stuttgart 1999 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5/1], S. 3 – 346.
- Umbreit, Hans: La stratégie défensive de l'Allemagne sur le front de l'Ouest en 1944, in: Revue Historique des Armées (1974), H. 4, S. 122 – 138.
- Überbringen einer Todesnachricht. Eine Handreichung für den Überbringer einer Todesnachricht mit praktischen Hinweisen und Beispielen aus dem Bereich der Bundeswehr, hg. v. Evangelischen Militärdekanat Kiel, Kiel 2008, S. 15.
- Valentin, Rolf: Ärzte im Wüstenkrieg. Der deutsche Sanitätsdienst im Afrikafeldzug 1941 – 1943, Koblenz 1984.
- Valet, Friederike/Burkard, Benedikt (Hg.): Abends, wenn wir essen, fehlt uns immer einer. Kinder schreiben an die Väter, 1939 – 1945, Frankfurt 2000.

- Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941 – 1944. Ausstellungskatalog, hg. v. Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 2002.
- Vercors: *Le silence de la mer (et autres récits)*, Paris 1994 (erschienen 1943).
- Vogel, Detlef: „Aber man muss halt gehen, und wenn es in den Tod ist.“ Der deutsche Kriegsalltag im Spiegel von Feldpostbriefen, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): *Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg; ein internationaler Vergleich*, Essen 1995, S. 37 – 57.
- Vogel, Detlef: Deutsche und alliierte Kriegführung im Westen, in: Horst Boog u. a. (Hg.): *Das Deutsche Reich in der Defensive. Strategischer Luftkrieg in Europa, Krieg im Westen und in Ostasien 1943 – 1944/45*, Stuttgart/München 2001, S. 419 – 640 [= *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 7].
- Vogel, Detlef: Die Deutschen in Erwartung einer alliierten Invasion, in: Horst Boog u. a. (Hg.): *Das Deutsche Reich in der Defensive. Strategischer Luftkrieg in Europa, Krieg im Westen und in Ostasien 1943 – 1944/45*, Stuttgart/München 2001, S. 451 – 501 [= *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 7].
- Volkman, Hans-Erich: Polen im politisch-wirtschaftlichen Kalkül des Dritten Reiches 1933 – 1939, in: *Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz*, hg. v. Wolfgang Michalka, München 1989, S. 74 – 92.
- Volpe, Nicola della: „Werden wir es jemals schaffen, nach Italien heimzukehren?“ Italienische Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): *Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg; ein internationaler Vergleich*, Essen 1995, S. 113 – 134.
- Vondra, Hana: Die Malaria – ihre Problematik und Erforschung in Heer und Luftwaffe, in: Ekkehart Guth (Hg.): *Das Sanitätswesen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg*, Herford/Bonn 1990, S. 109 – 126.
- Vorländer, Herwart: Mündliches Erfragen von Geschichte, in: ders. (Hg.): *Oral history: mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990, S. 7 – 28.
- Wagner, Thomas Gregor: *Die Seuchen der Kreuzzüge. Krankheit und Krankenpflege auf den bewaffneten Pilgerfahrten ins Heilige Land*, Würzburg 2009.
- Wegmüller, Hans: *Die Abwehr der Invasion*, Freiburg 1979.
- Wegner, Bernd: Die Aporie des Krieges, in: Karl-Heinz Frieser (Hg.): *Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten*, München 2007 [= *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 8], S. 209 – 274.
- Wegner, Bernd: Der Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43, in: Horst Boog u. a.: *Der globale Krieg. Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative 1941 – 1943*, Stuttgart 1990, S. 758 – 1102 [= *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 6].
- Wegner, Bernd: Deutschland am Abgrund (Zusammenfassung), in: Karl-Heinz Frieser u. a. (Hg.): *Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten*, München 2007, S. 1211 – 1224 [= *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 8].

- Wegner, Bernd: Der Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43, in: Horst Boog u. a. (Hg.): Die Welt im Krieg 1941 – 1943, Bd. II: Von El Alamein bis Stalingrad, Frankfurt 1992, S. 877 – 1255 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 6] (Fischer-Taschenbuchausgabe).
- Wegner, Bernd: Hitlers politische Soldaten: Die Waffen-SS 1933 – 1945, Paderborn 1982.
- Wegner, Bernd: Im Schatten der „Zweiten Front“? Anmerkungen zum deutschen Zusammenbruch im Osten im Sommer 1944, in: Invasion 1944, hg. v. Hans Umbreit im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Hamburg 1998, S. 117 – 132 [= Vorträge zur Militärgeschichte, Bd. 16].
- Wegner-Korfes, Sigrid: Botschafter Friedrich Werner Graf von der Schulenburg und die Vorbereitung von „Barbarossa“, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 185 – 202.
- Welzer, Harald: Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS 1 (2000) 13, S. 51 – 63.
- Welzer, Harald: Die ewigen Rechthaber, Gutmenschen, Moralisten und verfolgende Unschuldslämmer – die Generation Grass hat sich selbst missverstanden: nationalsozialistisch geprägt und konserviert in ihren Gewissheitswelten, in: taz, 05.09.2006.
- Welzer, Harald/Montau, Robert/Plass Christine: Was für böse Menschen wir sind! Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen, Tübingen 1997.
- Wenzel, Edgar M.: So gingen die Kosaken durch die Hölle: ein illustrierter Dokumentationsbericht um die Geschehnisse des 1. Juni 1944 im österreichischen Drautal. Unter Mitwirkung der Osttiroler und Kärntener Bevölkerung, Wien 1976.
- Werth, Alexander: Russland im Krieg 1941 – 1945, München/Zürich 1965.
- Wette, Wolfram: Ideologien, Propaganda und Innenpolitik als Voraussetzungen der Kriegspolitik des Dritten Reiches, in: Wilhelm Deist u. a. (Hg.): Ursachen und Voraussetzungen der deutschen Kriegspolitik, Stuttgart 1979 [= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 1], S. 23 – 173.
- Wette, Wolfram: „Es roch nach Ungeheuerlichem“. Zeitzeugenbericht eines Panzerschützen über die Stimmung in einer Einheit des deutschen Ostheeres am Vorabend des Überfalls auf die Sowjetunion 1941, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 4 (1989), H. 4, S. 67 – 73.
- Wette, Wolfram (Hg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992.
- Wette, Wolfram: In Worte gefasst. Kriegskorrespondenz im internationalen Vergleich, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): Andere Helme – andere Menschen? Heimerfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg; ein internationaler Vergleich, Essen 1995, S. 329 – 348.

- Wette, Wolfram: Sowjetische Erinnerungen an den deutschen Vernichtungskrieg, in: Paul Kohl: Der Krieg der deutschen Wehrmacht und der Polizei 1941 – 1944. Sowjetische Überlebende berichten, Frankfurt 1995, S. 315 – 337.
- Wilhelm, Hans-Heinrich: Rassenpolitik und Kriegführung. Sicherheitspolizei und Wehrmacht in Polen und in der Sowjetunion 1939 – 1942, Passau 1991.
- Wilz, Marie: Die Wahrnehmung des französischen Kriegsgegners in Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg, Berlin 2002.
- Woesler de Panafieu, Françoise H./Germain, Xiane: Wie Frauen den Krieg bewältigten, in: Gisela Dischner (Hg.): Eine stumme Generation berichtet. Frauen der dreißiger und vierziger Jahre, Frankfurt/M. 1982, S. 155 – 224.
- Wrochem, Oliver von: „Zwischen Anpassung, Kollaboration und Widerstand: Loyalitäts- und Legitimitätskonflikte im Zweiten Weltkrieg. Tagungsbericht, 17.6. – 18.6.2005, Hamburg 2005.
- Zayas, Alfred M. de: Die Wehrmacht-Untersuchungsstelle. Unveröffentlichte Akten über alliierte Völkerrechtsverletzungen im Zweiten Weltkrieg, München 1981.
- Zeidler, Manfred: Deutsch-sowjetische Wirtschaftsbeziehungen, in: Bernd Wegner: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 93 – 110.
- Zellhuber, Andreas: Unsere Verwaltung treibt auf eine Katastrophe zu...“ Das Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete und die deutsche Besatzungsherrschaft in der Sowjetunion 1941 – 1945, München 2006.
- Zentner, Christian (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Ein Lexikon, München 1995, S. 35.
- Zitelmann, Rainer: Zur Begründung des „Lebensraum“-Motivs in Hitlers Weltanschauung, in: Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz, hg. v. Wolfgang Michalka, München/Zürich 1989, S. 551 – 567.
- Zweig, Arnold: Der Streit um den Sergeanten Grischa 1928, Frankfurt/M. 1972.